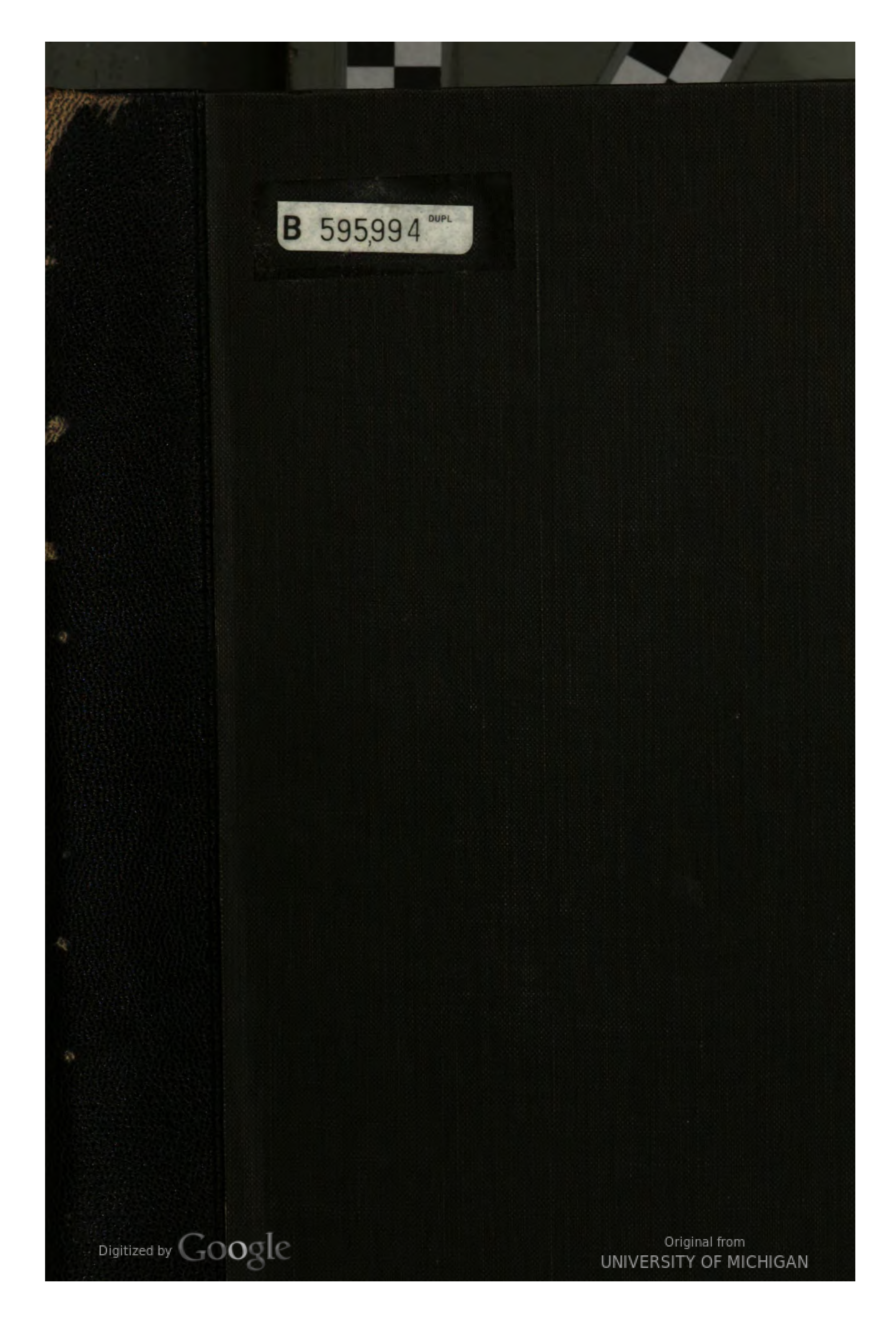
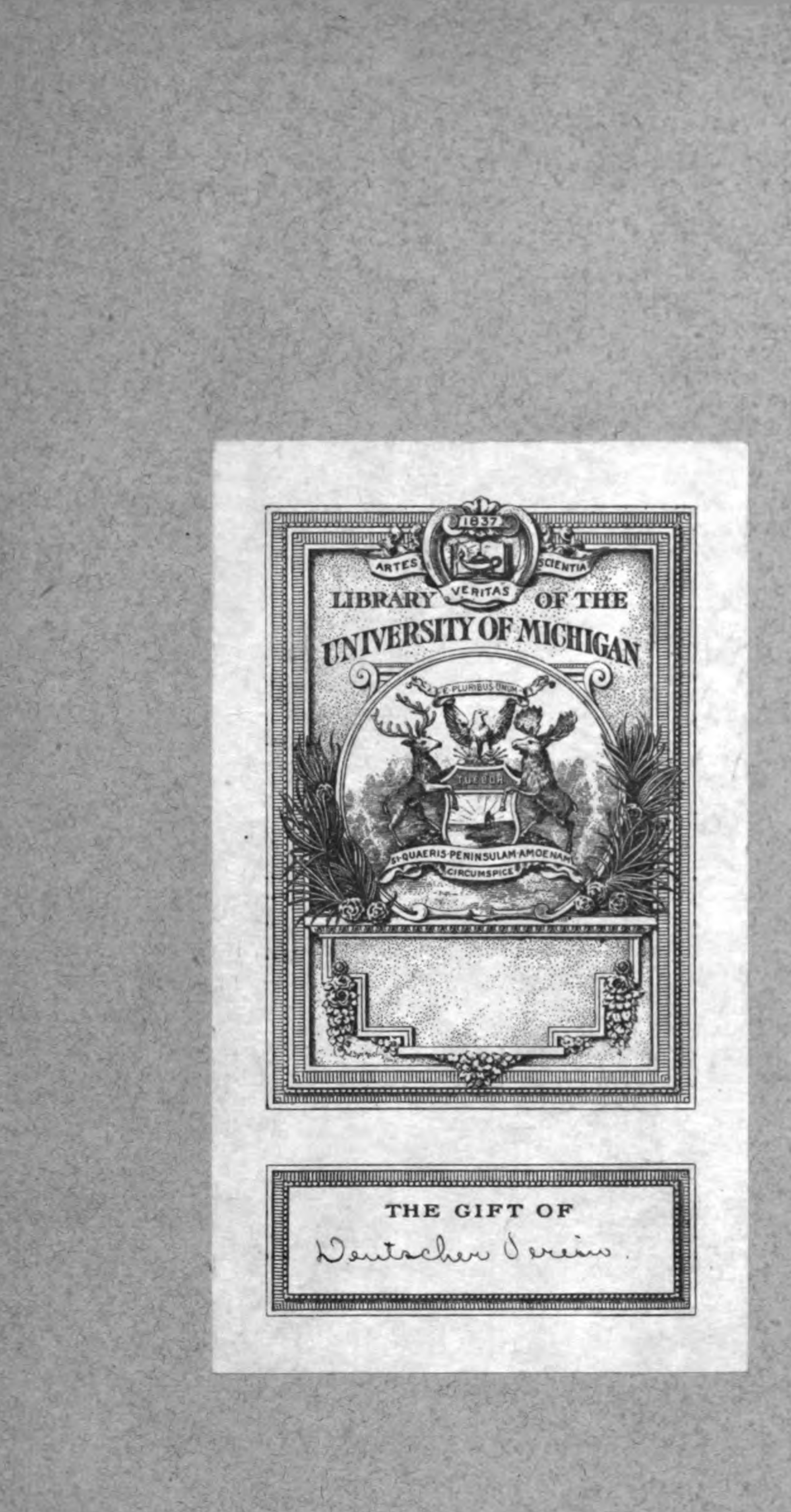
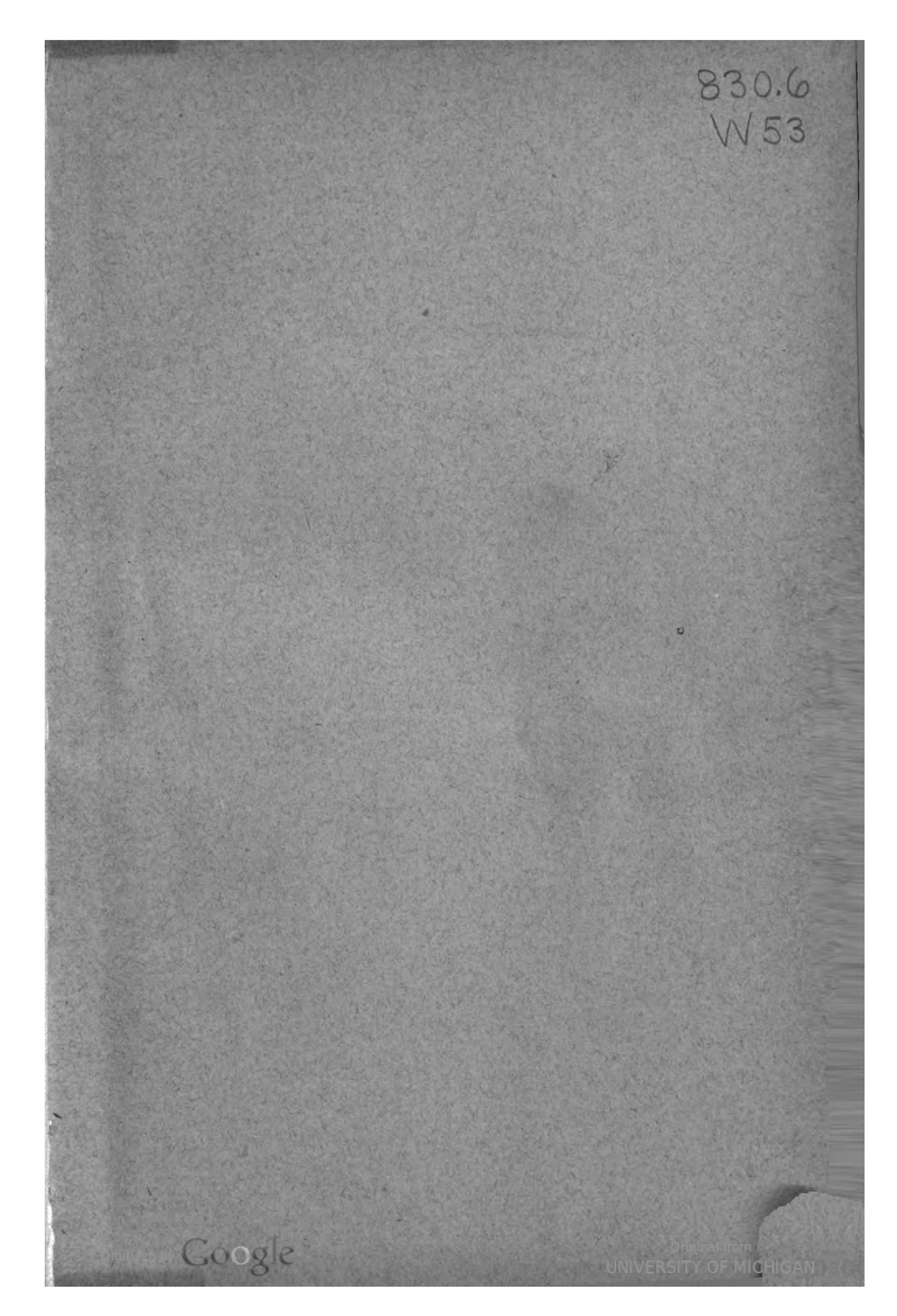

B 595,994 DUPL


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
THE GIFT OF
Deutscher Verein.


830.6
W53

Westermanns Monatshefte



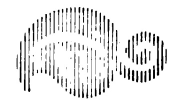
56. Jahrgang. 112. Band. 1. Teil

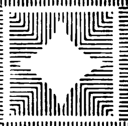
März 1912 bis Mai 1912

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter

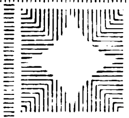
Albrecht, Dipl.-Ing., in Berlin, 372. Bader, Karl, Prof. Dr., in Darmstadt, 197. Bauch, Bruno, Prof. Dr., in Jena, 289. Berner, Karl, in Freiburg i. Br., 17. Bertram, Ernst, in München, 184, 412. Bienenstein, Karl, in Marburg a. d. Drau, 371. Biermann, Georg, Prof. Dr., in Berlin-Lankwitz, 393. Bittrich, Max, in Freiburg, 203. Blanckenburg-Bülow, C. von, in Zimmershausen, 423. Böckel, Otto, Dr. phil., in Michendorf, 447. Böhme, Fritz, in Schmargendorf, 116. Boßhart, Jakob, in Zürich, 377. Brachvogel, Carry, in München, 18, 161, 321. Cajetan-Milner, Käte, in Charlottenburg, 102. Carthaus, Emil, Dr. phil., in Berlin-Halensee, 103. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 127, 305, 449. Eggert Windegg, Walther, in München, 123. Elster, Alexander, Dr. jur., in Jena, 257. Fred, W., in Berlin, 53. Frey, A. M., in München, 143. Fuhse, Franz, Dr. phil., Direktor des Städtischen Museums in Braunschweig, 465. Funke, Alfred, Dr. phil., in Halle a. S., 105. Gattermann, Eugen Ludwig, in Quedlinburg, 38. Gräntz, Fritz, Dr. phil., in Frankfurt a. M., 402. Harder, Agnes, in Berlin-Wilmersdorf, 125. Hegeler, Wilhelm, in Weimar, 95. Hesse, Otto Ernst, in Dessau, 240. Isemann, Bernd, in Ober-Schleißheim, 376. Istel, Edgar, Dr. phil., in München, 347. Jessen, Jarno, in Berlin, 313. Kautzsch, Paul, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 273. Klemperer, Victor, in Oranienburg, 351. Knodt, Karl Ernst, in Bensheim, 338. Kosch, Wilhelm, in Czernowitz, 48. Kroeber, Hans Timotheus, Dr. phil., in Weimar, 185. Kruse, Iven, in Blankenese-Hamburg, 437. Lang, Oskar, in München, 137. Lennemann, Wilhelm, in Köln, 272. Lucka, Emil, in Wien, 111. Martens, Kurt, in München, 217. Matthias, Adolf, Dr. phil., Wirkl. Geh. Regierungsrat in Berlin, 470. Mayer, Karl Leopold, in Nowawes bei Potsdam, 350. Montanus, Theodor von, in Zweibrücken, 39. Münch, Wilhelm, † in Berlin, 292. Nüdling, Ludwig, in Aufenau, 184. Redenbacher, Else, in Charlottenburg, 288. Rheinsch, Erika, in Wien, 261. Roeßler, Arthur, in Wien, 339. Rosenthal, Willy, Dr. phil., in Braunschweig, 76. Sachse, Margarete, in Rostock, 401. Schultze, Ernst, Dr. phil., in Großborstel, 89. Schulz, Fritz Traugott, Dr. phil., in Nürnberg, 1. Senf, Max Rudolf, Dr. jur., in Altenburg, 409. Schünemann, Georg, Dr. phil., in Berlin, 438. Spiero, Heinrich, in Hamburg, 361. Stegemann, Herbert, in Schlachtensee, 115. Steig, Reinhold, Professor, in Berlin, 267. Stolberg, A., Dr. phil., in Straßburg i. E., 241. Vetter, August, in Berlin, 88. Waldstetter, Ruth, in Basel, 262. Zabel, Eugen, in Charlottenburg, 205.





Inhalt des hundertzwölften Bandes

1. Teil. März 1912 bis Mai 1912



Namen- und Sachregister

Literarische Rundschau

Die bildenden Künste von Dr. Paul Kautzsch

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Musikalische Rundschau von Dr. Georg Schünemann

Naturwissenschaftliche Rundschau von Dr. Fritz Gräntz

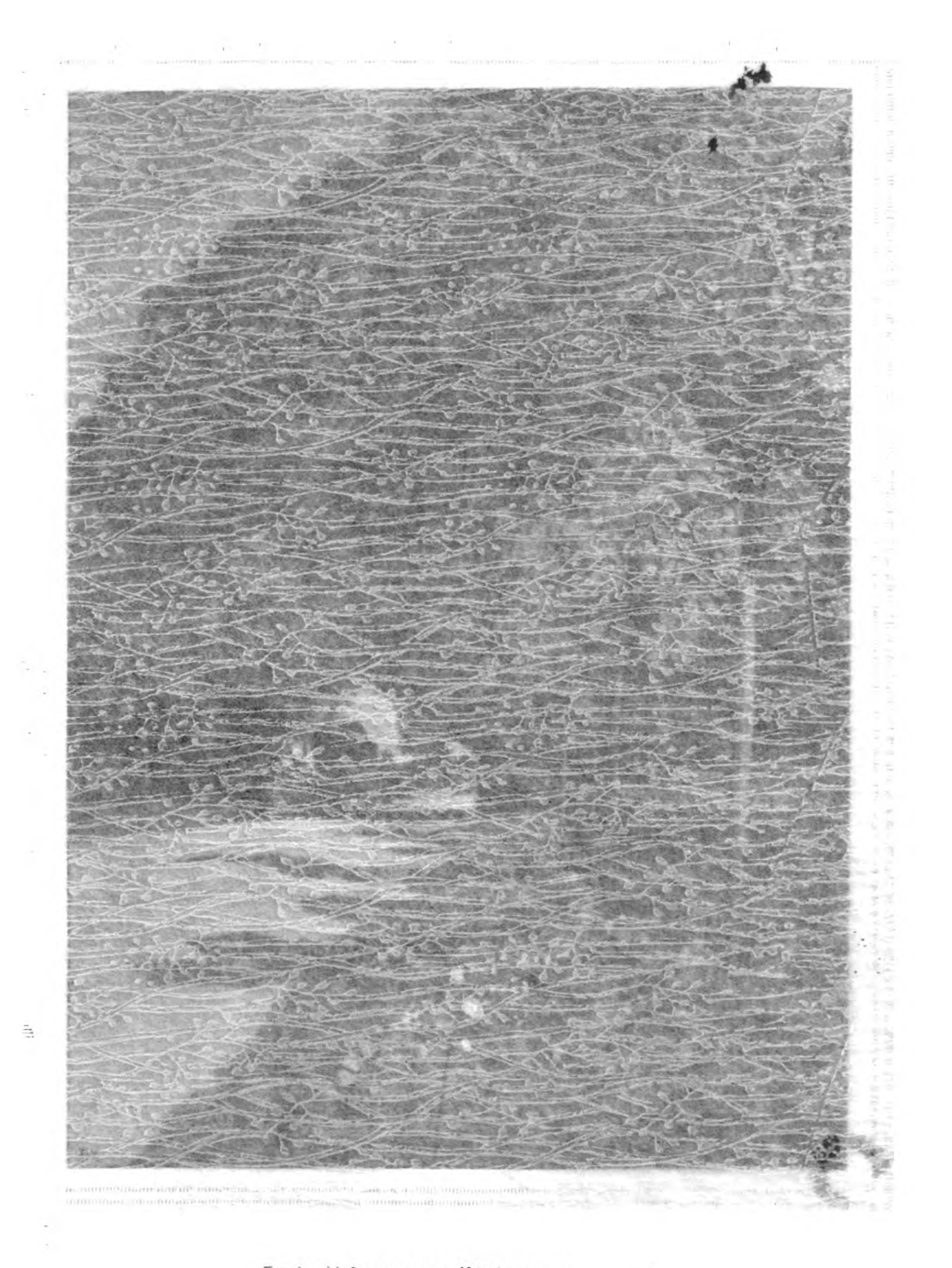
Das Reich der Frau

Kunstblätter und Einschaltbilder

März

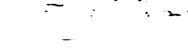
April

Mai



Ernst Liebermann: Blühende [illegible]

[illegible] Ernst Liebermann [illegible] von Dr. Fritz Traugott [illegible]





Ernst Liebermann: Blühende Kastanien.

Zu dem Aufsatz „Ernst Liebermann“ von Dr. Fritz Traugott Schulz.





Band: 112. I März 1912

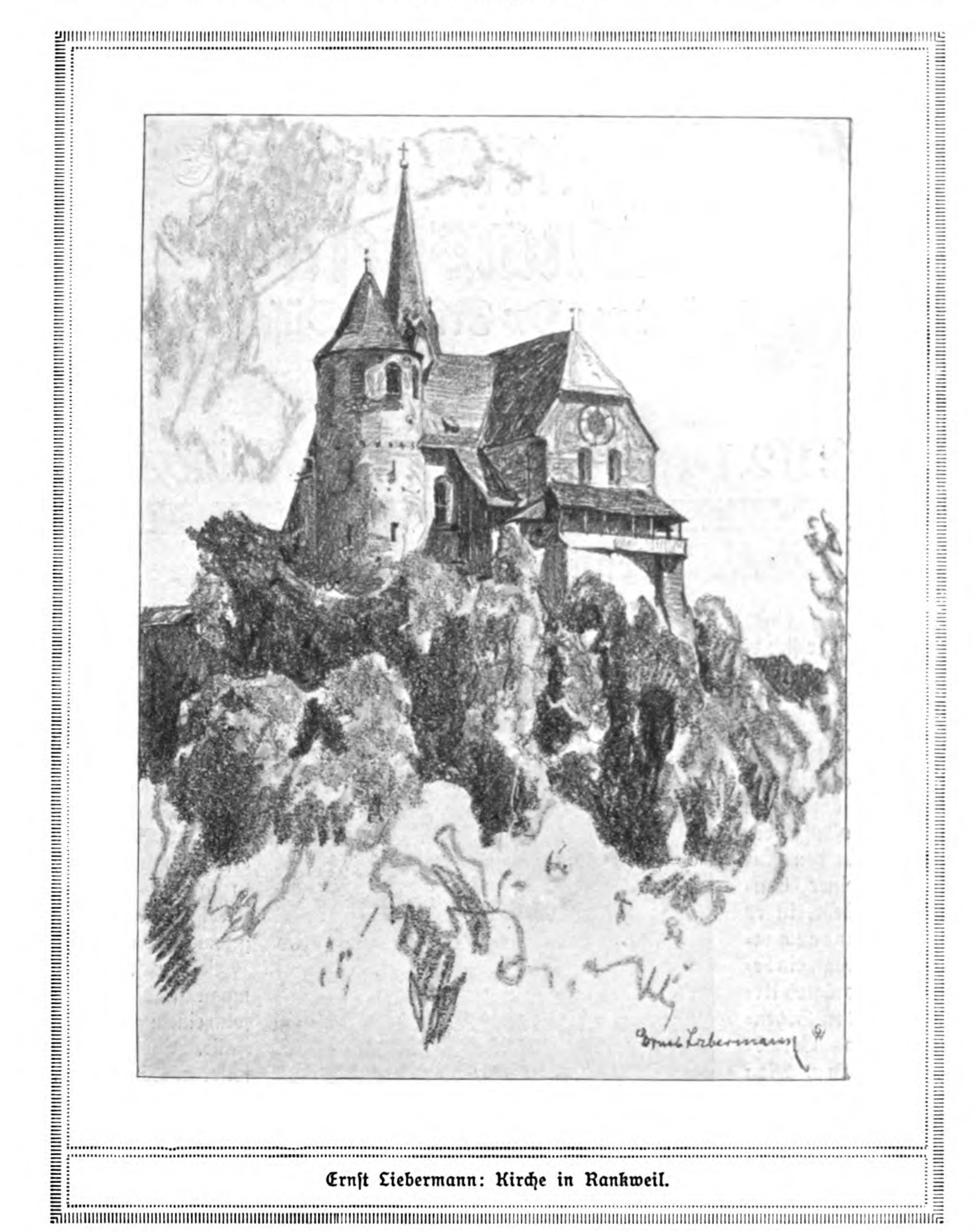
Ernst Liebermann

Von Dr. Fritz Traugott Schulz

Wer sich viel und aus Neigung mit neuerer Kunst beschäftigt, wird den höchsten Genuß empfinden, wenn er ein an Arbeit und Erfolgen reiches Künstlerschaffen im Zusammenhang überblicken kann. Solange ein Künstler in den Anfängen seiner Entwicklung steht, ist es schwierig und auch zuweilen gewagt, ein bestimmt geprägtes Urteil über den Höhengrad seines Vermögens zu fällen. Man kann ihm durch ein Zuviel schaden und ihn durch eine mehr nüchtern abwägende Beurteilung entmutigen. Anders, wenn man in die Möglichkeit versetzt wird, eine größere Reihe von Jahren zu überschauen, Werke aus zurückliegender Zeit mit solchen aus seinen jüngsten Schaffenstagen miteinander zu vergleichen, sie gegeneinander abzuwägen, entwicklungsmäßige Zusammenhänge festzustellen und in beschaulicher Betrachtung Strich um Strich zu gewinnen, aus denen uns endlich ein Gesamtbild seiner künstlerischen Betätigung erwächst. So erfreulich wie dies, so lohnend und befriedigend ist die aufgewandte Mühe.


Ernst Liebermann.

Bei Ernst Liebermann sind wir in solch einem glücklichen Falle. Hier hat bei solidem Können ein aufrichtiges Streben eine Kunst geprägt, deren Hauptkennzeichen wirklicher Ernst und urdeutsche Gemütstiefe sind. Ernst Liebermanns Kunst ist keine abstrakte Kunst. Sie erhebt, regt an und umströmt den Geist mit dem verklärenden Hauch einer dichterischen Empfindung, deren Urquell



Ernst Liebermann: Kirche in Rankweil.

aber von Anbeginn an bis auf unsre Tage die Natur war.

Will man einen Künstler, dessen Schaffen auf solcher Grundlage aufgebaut ist, recht verstehen, so muß man auch seinen Lebens- und Entwicklungsgang kennen. Liebermanns Wiege stand im Thüringer Walde. Als Sohn des Herzoglich Koburgischen Schloßverwalters Adam Liebermann kam er am 9. Mai 1869 zu Langemüß (Sachsen-Meiningen) zur Welt. Im herzoglichen Schlosse Reinhardsbrunn verlebte er einen großen Teil seiner Kindheit. Hier, in einer idyllischen Umgebung, empfing er die ersten Eindrücke von der Natur. Und das wurde entscheidend für sein ganzes späteres Leben. Seine klugen scharfen Augen

Ernst Liebermann: Burg Landeck in Tirol.

lehrten ihn schon früh das Intime in der Landschaft, das Große in der Natur und die Schönheiten ihrer Einzelheiten suchen und erkennen. Und diese wurden die Wurzeln, die seiner Phantasie stetig neue Nahrung gaben. Einen weiteren Teil seiner Jugend verbrachte er in Gotha. Man braucht sich bei einem so reich angelegten Gemüt kaum zu wundern, wenn man hört, daß sich bei dem Knaben, dem die Gabe des klaren Blicks verliehen war, schon früh ein unbesiegbarer Hang zum Zeichnen bemerkbar machte, und das sogar noch vor Beginn seiner Schulzeit. 1886 ging er nach Nürnberg, wo er die damals in lebhafter Blüte stehende Kunstgewerbeschule besuchte. Hier, in dieser mit altertümlichen



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.

Ernst Liebermann: Nymphenburg.

Schönheiten überreich gesegneten Stadt, mit ihren malerischen Straßen und Plätzen, ihren winkligen Gäßchen und ihren reizvollen Architekturbildern, weitete sich sein Blick und gewann er die ihm eigne Vorliebe für die beschauliche Stille und Traulichkeit, die bei Betrachtung alter Bauten unser Gefühl zu beschleichen pflegt, die jedem Deutschen zu Herzen geht und in ihm Saiten erklingen läßt wie etwa ein inhaltschweres Volkslied. Ganz gab sich Liebermann diesem Zauber hin, und es weckte und steigerte in ihm den Hang für die abgeklärte Ruhe, für die heimatliche Gemütstiefe, die fast allen seinen Landschaften und Altstadtmotiven innewohnen. Seine alte Gasse in Lindau, sein Nymphenburger Schloß, seine Kirche in Rankweil, seine Burg Landeck in Tirol und seine belgische Dorfkirche bieten treffliche Proben dieser Seite seiner Kunst. Von Nürnberg führte ihn sein Weg nach Berlin. Da er zum Teil auf ein staatliches Stipendium angewiesen war, die hiermit verknüpften Bestimmungen aber vor

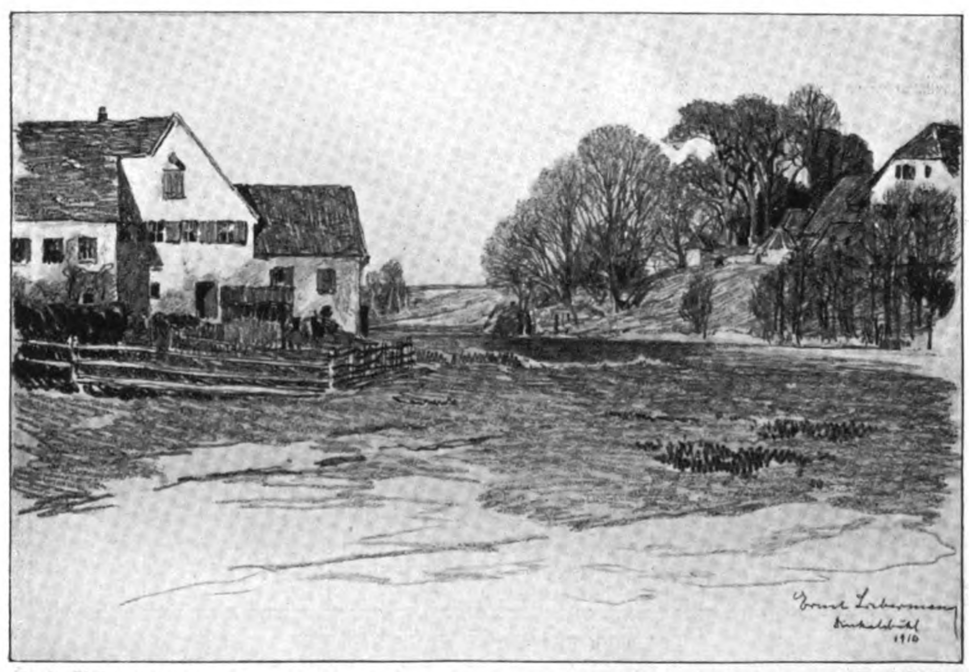


Ernst Liebermann: An der Donau. (Charlottenburger Privatbesitz.)

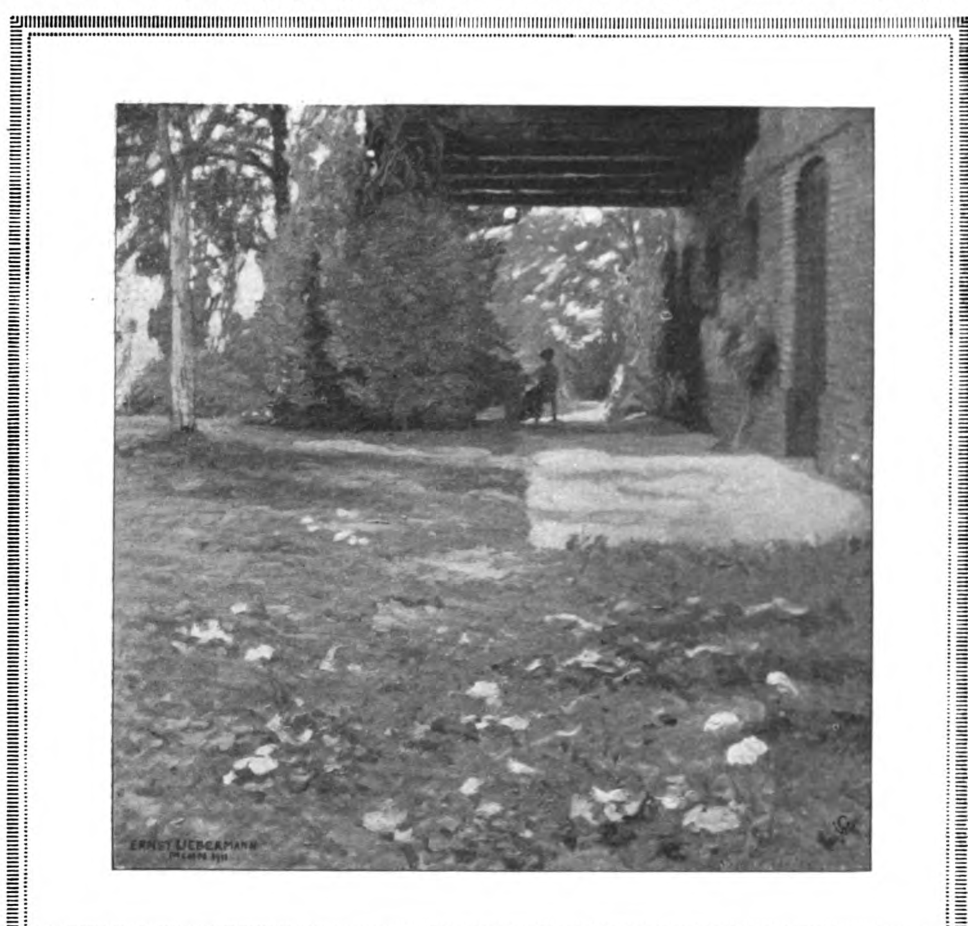

Ernst Liebermann: Alte Gasse in Lindau.

Beginn des akademischen Studiums die Erlernung eines praktischen, der Kunst nahestehenden Berufs erheischten, trat er hier in die lithographische Kunstanstalt von W. Hagelberg ein, in der er vier Jahre zubrachte. Die Erlernung der graphischen Kunst als einer beruflichen Tätigkeit hat noch keinem Künstler geschadet. Viele haben erst von ihr aus den Weg zur reinen Kunst gefunden. An den Abenden besuchte Liebermann die Aktkurse an der Kunstschule und am Kunstgewerbemuseum. Dann aber bezog er, wonach er schon lange strebte, die Akademie. Hier wurden Böse, Skarbina, Woldemar Friedrich, Vorgang und Scheurenberg seine Lehrer, und hier erlebte er auch seinen ersten künstlerischen Erfolg. 1893 erhielt er die Große silberne Medaille und einen Geldpreis mit dem Auftrag, den Feldherrn mit roter Armbinde von Anton van Dyck in der Dresdner Galerie für die Kopiengalerie der Berliner Hochschule zu malen. 1894 kam er zum erstenmal nach München, jedoch nur auf kurze Zeit; denn er strebte weiter, um Paris, Nordfrankreich und Italien zu besuchen, ohne aber dort zu arbeiten, sondern nur um als wißbegierig Schauender Anregung und Belehrung zu empfangen. Im darauffolgenden Jahre ließ er sich dauernd in München nieder.

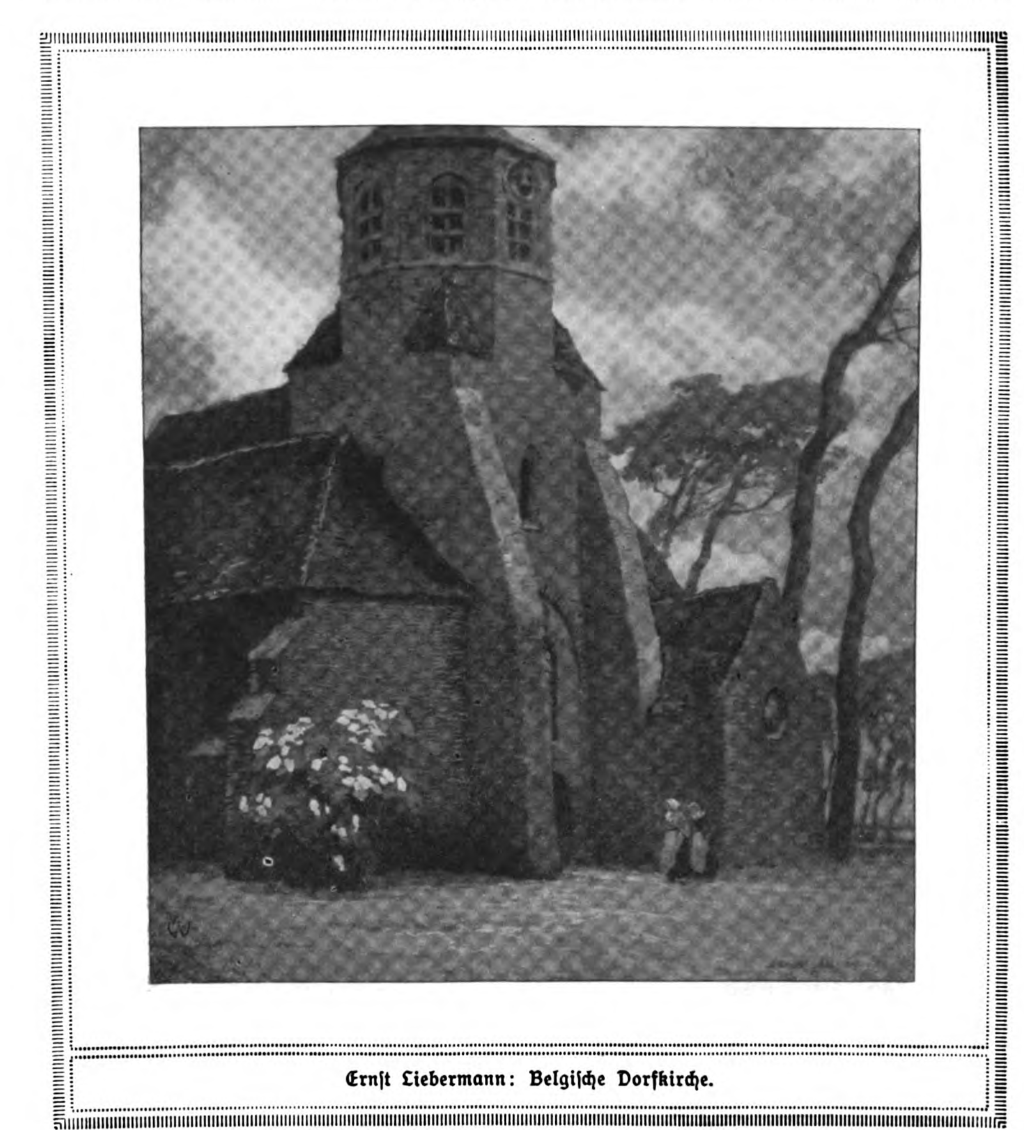
Ernst Liebermann wurde weiteren Kreisen zuerst bekannt durch seine volkstümlich aufgefaßten farbigen Steinzeichnungen. Er begann als Illustrator, um sich durch lange Entwicklungsjahre hindurch allmählich, aber zielbewußt zum Maler emporzuarbeiten. Die-


Ernst Liebermann: Vorfrühling.

sen Weg gehen heutzutage viele Künstler. Er ist kein entehrender. Ich verweise nur auf die Künstler der „Jugend". Und eins ist Liebermann aus dieser Entwicklung geblieben, das ist die Betonung der Form, die ihm auch die Trägerin der Farbe ist, selbst wo diese als Hauptzweck in den Vordergrund tritt. Die sichere Bewältigung und die klare Widerspiegelung der Form bilden in jedem einzelnen Falle die Grundlage seiner malerischen Arbeit. 1900 illustrierte er zwei bescheidene Bändchen des bei Fischer & Franke in Berlin erscheinenden „Jungbrunnens", 1901 drei Bände des von demselben Verlage herausgegebenen „Teuerdank", und diese Arbeiten schlugen im Verein mit dem 1902 zum erstenmal erschienenen Thüringer Kalender, den er sieben Jahre hindurch mit Bildern schmückte, derartig ein, daß nunmehr durch die von allen Seiten einlaufenden Illustrationsaufträge seine Tätigkeit der nächsten Jahre vorgezeichnet war. Einen noch höheren Grad der Popularität erlangte er, wie ich schon andeutete, durch seine zuerst ebenfalls bei Fischer & Franke herausgegebenen Steinzeichnungen, die in ihren Motiven meist an deutsche Volkslieder anknüpfen oder deren Inhalt und Stimmung verwerten. Daher auch das ihm häufig, aber meines Erachtens etwas zu ausgiebig beigelegte Attribut des Romantikers. Diese Blätter, wie er sie zuerst für Fischer & Franke und später auch für Ackermann in München, Hohmann in Darmstadt und Teubner in Leipzig schuf, haben ihm viele Freunde erworben. Sie begründeten seinen künstlerischen



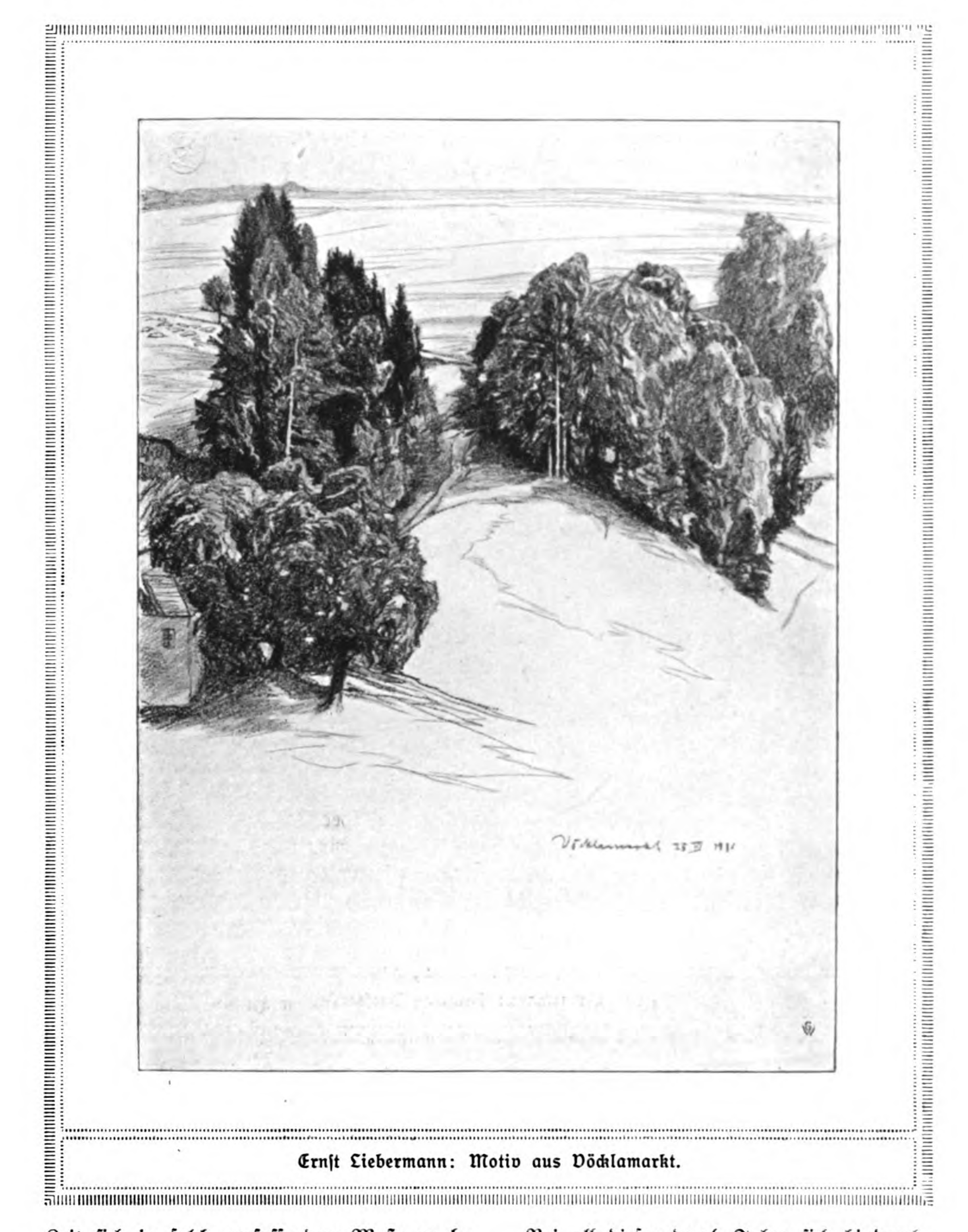
Ernst Liebermann: Gartenplatz.



Ernst Liebermann: Belgische Dorfkirche.

Ruf. Jetzt entstanden in bunter Folge Buchillustrationen und Titelzeichnungen, aber daneben auch in großer Reihe Einzelblätter und Originalradierungen.

Es ist zur Kennzeichnung der künstlerischen Richtung, in welche Liebermann dadurch ganz von selbst hineinkam, von Wichtigkeit, wenn ich einige der bekannteren Arbeiten aus diesem Bereich seiner Wirksamkeit heraushebe. Er lieferte Zeichnungen für die „Jugend“, Buchillustrationen für die „Jugendblätter“ in München, für die Münchner Schillergabe, zu „Gottfried Kämpfer“ von Herm. Anders Krüger (Janssen in Hamburg), zum Spielmannsheft „Strom“ (Callwey in München), für die bei Koch in Darmstadt herausgekommene Zeitschrift „Kind und Kunst“, zu Lienhards „Thüringer Tagebuch“ (Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) und zu Ferdinands' „Im Sommergarten“ (Nister in Nürnberg). Er illustrierte mehrere Bände von „Kindersang — Heimatklang“, einen Band des „Deutschen Bilderbuches“ (Jos. Scholz in Mainz) und die Schwäbischen Sagen. Und daneben entwickelte er eine reiche Tätigkeit auch auf dem Gebiet des Buchschmucks. Man darf beinahe staunen, daß ein einzelner in einer doch immerhin verhältnismäßig kurzen Spanne



Ernst Liebermann: Motiv aus Vöcklamarkt.

Zeit sich in solch umfassendem Maße zu betätigen vermag. Das kann eben nur ein Künstler von rastlosestem Arbeitsdrang und unermüdlicher Schaffenslust, ein Künstler, der nicht nur über eine leicht schaffende Hand und ein völlig sicheres Auge, sondern zugleich auch über eine mannigfaltige Erfindungsgabe und einen rasch arbeitenden Geist verfügt.

Bei all dieser durch Jahre sich hindurchziehenden rein zeichnerischen Arbeit hat Liebermann aber nie das Malen außer acht gelassen. Auch nach dieser Richtung strebte er planmäßig nach Weiterbildung und Vervollkommnung, wenngleich naturgemäß die Produktion auf diesem Gebiet noch nicht den breiten Raum einnehmen konnte, wie es heute

der Fall ist. Und damit kommen wir zu Liebermann als Maler.

Walter Crane hat ganz recht, wenn er meint, daß bloße Handfertigkeit ermüde und daß darum buchstäbliche Nachahmung immer langweilig sei: „Der sogenannte Realismus langweilt uns zu Tode und kann unser Interesse nur durch beständig wechselnde Neuheiten erhalten." Wir werden die wahre Kunst, wir werden den Endzweck reinen Kunstempfindens nun und nimmer in der bloßen Nachahmung der Natur sehen dürfen. Der buchstäbliche Realismus ist nach Delacroix „Tollheit". Es müssen beim Malen Herz und Seele mit tätig sein. Man muß, wie Schwind sich einmal ähnlich ausgedrückt hat, all seine Lieb' und Freud', die man am Gegenstand hat, mit hineinzeichnen. Gewiß, niemand darf glauben, daß er etwas besser machen kann, als wie es Gott geschaffen hat. Kein Mensch ist imstande, ganz aus sich heraus ein schönes Bild zu machen. Wenn aber einer durch vieles Nachbilden der Natur sein Gemüt vollgefaßt hat, so besamt sich die Kunst und erwächst und bringt ihres Geschlechtes Früchte hervor. „Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Kreatur, die einer in seinem Herzen schafft, in der Gestalt eines Dinges." — „Der Maler", hat Töpffer einmal gesagt, „sucht nicht die wirkliche und sichtbare Erscheinung der Dinge wiederzugeben, sondern die poetische Empfindung auszusprechen, welche diese Dinge in ihm erzeugen." Auch der Realismus ist eine Kunst, ja sogar eine große und ernste Kunst. Er kann und muß zur Bewunderung führen. Reines Empfinden vermag aber allein die Kunst zu erwecken, bei der das Herz mitspricht, und diese suchen wir, wenn wir aus dem Alltagsleben, aus der drückenden Hast der Geist und Körper ermüdenden Berufsarbeit in die Sphäre stiller Einkehr flüchten.

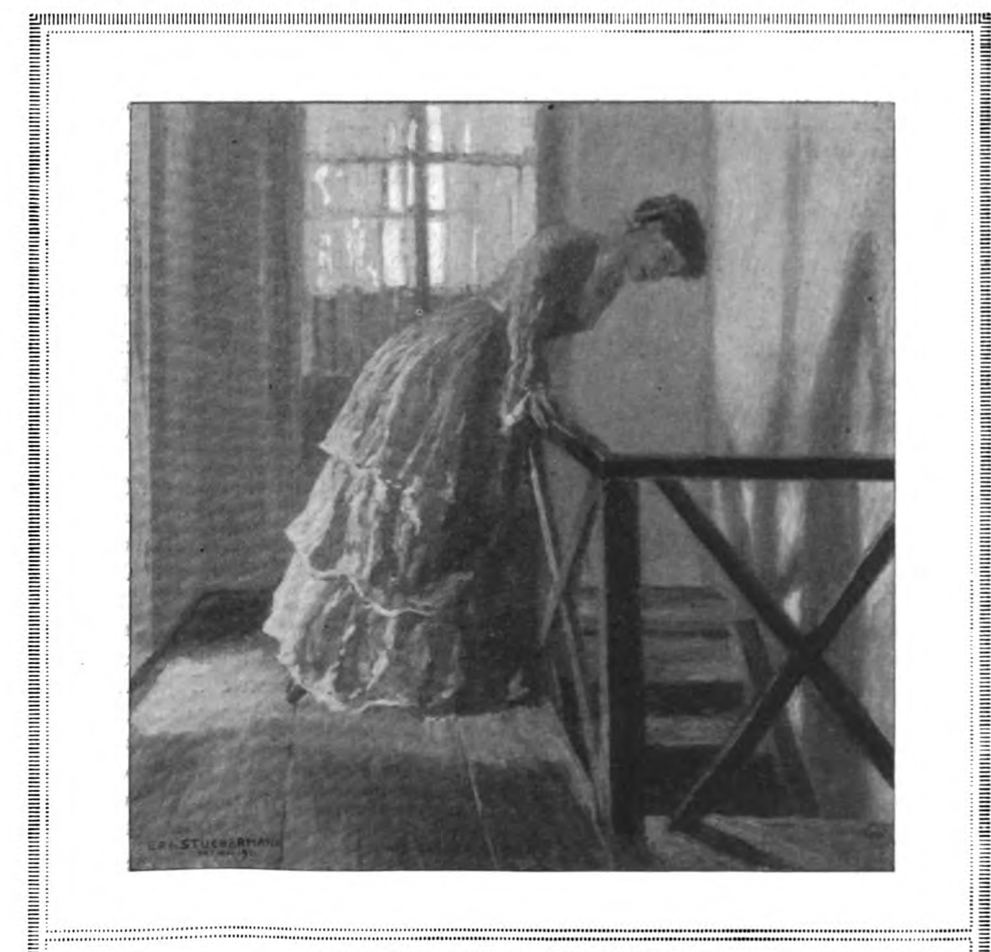

Ernst Liebermann: Schloßinterieur.


Ernst Liebermann: Glockenstube.

Liebermanns Kunst ist Seelenkunst, ist Herzenskunst. Was er auch malen mag, stets ist er mit dem Herzen bei der Sache. Und darin beruht der Nerv, der Wesenskern seiner Kunst, was bisher noch nicht so stark betont worden ist, wie es eigentlich der Fall sein sollte. Liebermann hat im Laufe der Jahre eine beachtenswerte Schwenkung von einer leicht romantisch angehauchten Auffassung zu einer gesunden und lebensbejahenden Eindrucksmalerei gemacht. Gleichwohl ist er in seinem Innern derselbe geblieben, der er von Anbeginn war, und wir können nur wünschen, daß er sich selbst auch weiter treu bleibt. Einen gewissen, ja bedeutsamen Abstand zwischen dem Liebermann von heute und dem vor anderthalb Jahrzehnten will ich keineswegs verkennen. Aber bei allen rein malerischen Tendenzen, die er heute

übt, ist er doch der großgestaltende Gefühlskünstler geblieben, dessen Wesen man früher gern mit dem Schlagwort „romantisch" gekennzeichnet hat. Seine Schöpfungen lassen uns tief in sein Inneres blicken, sie sind der Spiegel einer reichbewegten Empfindung, eines tiefgründigen Nachsinnens, einer lauterklingenden Seelenharmonie. Aber das Gefühl, mit dem er seine Werke durchdringt, es ist kein solches, das unser Auge nur für den Augenblick reizt. Es appelliert mächtig an unser Empfinden, weil es aus Kraft und Verbindlichkeit gepaart ist, da es ein glücklicher Kompromiß von ehrlicher Naturschilderung und großformender Phantasie ist, aber einer Phantasie, die nicht ruht und rastet, die in stets neuem seelenvollem Erleben nach vollendetem künstlerischem Ausdruck ringt.

Und fragen wir uns, worin diese bezaubernde Macht der Liebermannschen Kunst begründet ist, so geben uns seine Bilder und Zeichnungen die Antwort. Liebermanns Kunst, selbst die mehr romantisch geartete, zu der er in früheren Jahren neigte, wurzelt in der Natur. Es klingt merkwürdig, aber es ist dennoch Wahrheit. Denn so stark auch der poetische Gehalt seiner älteren Arbeiten ist, so sehr er uns auch, wie zum Beispiel bei seinem reizenden Bilde „Neuschnee", aus der Wirklichkeit in ein scheinbar fernes Traumland entrückt — was er uns gibt, es ist doch sowohl in Zeichnung wie in Form korrekt, es ist in allen Einzelheiten der Natur nachgeschrieben. Nie vermissen wir den organischen Zusammenhang mit der Natur. Und wenn er heute mehr als früher einem ge-



Ernst Liebermann: Am Treppengeländer.


Ernst Liebermann: Mädchen aus dem Walsertal.

bannt haltmachen, um dem Künstler das, was er schauend gefühlt, nachzuempfinden.

Wenn man vollends wissen will, wie ein einfacher Ausschnitt aus dem unermeßlichen Reich der Natur in des Künstlers Seele Gestalt und Form annimmt, so muß man auf seine Studienzeichnungen und Reiseskizzen zurückgehen. Sie haben die Bedeutung eines Urquells, aus dem des Künstlers tief empfindender Genius schöpft. So ist z. B. seine Belgische Windmühle (s. Einschaltbild) auf Grund einer schlichten Skizze entstanden, die Liebermann vor der Natur angefertigt hat. Aber was ist bei der Übertragung zum Bilde daraus geworden! Mit welcher Schwermut hat er dies einfache Motiv zu durchdringen gewußt! Und, was das Wunderbare ist, wie wenig geht ihm bei alledem das sichere Gefühl für das tektonische Gefüge der Landschaft sowie für die Gliederung und den Aufbau in der Architektur verloren! Ein Canaletto könnte darin mit ihm wetteifern.

Aber Liebermann ist auch ein Meister im Interieur. Nicht als ob Interieurkunst


Ernst Liebermann: Vorarlberger Mädchen mit Alpenrosen.





Ernst Liebermann: Studie zu dem Zyklus „Ein Feiertag der Hopfenzupfer".

etwa eine besondere Seite oder ein besonderes Fach seiner Kunst darstellte. Sie ist ihm im Rahmen seines Schaffens nur ein andrer Ausdruck der von ihm verfolgten Ziele. Das weiche Flimmern und Schillern des Lichtes, das mannigfaltige Spiel der farbigen Gegensätze im Innenraum, sie mußten es einem Künstler antun, der über ein so hochentwickeltes koloristisches Empfinden verfügt. In anmutigem Wechsel lösen sich leuchtender Glanz und stumpfe Schatten ab, um die Gestalten mit magischem Licht zu umfluten, die er so bedeutungsvoll in den Raum eingefügt hat und die ihm — so recht bezeichnend für Liebermann! — eine persönliche Note, die ihm erst Leben und Bewegung

Ernst Liebermann: Im Herbst.

Zu dem Aufsatz „Ernst Liebermann“ von Dr. Fritz Traugott Schulz.



geben. Und was er an gehaltvoller Empfindung, an echt deutscher Liebe und Herzlichkeit in die einfache Bleistiftstudie des malerischen Winkels der Türmerstube auf Sankt Georg in Dinkelsbühl oder in das kleine Bild der Glockenstube hineingetragen hat, das wird ihm so leicht keiner nachmachen!

Noch ein kurzes Wort ist über Liebermann als *Figurenmaler* zu sagen. Hier scheint er ein andrer zu sein als sonst, wenigstens gilt dies von seinen Aktbildern. Hier geht er allein bedeutungsvollen Farbenproblemen nach. Die reine Empfindung tritt zurück hinter dem Bestreben, den magischen Zauber des Lichtes, und zwar nur diesen, in seiner Einwirkung auf die breite Fläche des menschlichen Körpers wiederzugeben, der, so gesehen, doppelt schwer zu modellieren ist, namentlich wenn ein Künstler wie Liebermann ausgeht auf weichen Fluß der Linien, auf Anmut der Stellung und der Formen. Auf diesem Gebiet vermag ich dem Künstler nicht immer zu folgen, da ich mich nicht des Eindrucks erwehren kann, als laufe seine Kunst hier zuweilen auf ein leichtes Experimentieren hinaus. Aber es fehlt auch hier nicht an Leistungen, die den Stempel einer künstlerischen Tat an sich tragen, die ein Losringen erkennen lassen von dem Akt als solchem, bei denen Licht und Gestalt zu einer wohlklingenden Farbensymphonie zusammengeflossen sind. Ich denke dabei unter anderm an den Akt im Mondschein. Wieder Empfindungskünstler ist Liebermann in seinen beiden Bildern Vorarlberger Bauernmädchen. Auf jeder Einzelheit hat hier sein scharf beobachtendes Auge prüfend und abwägend geruht. Aber, was das wichtigste ist, wir sehen nicht die Figur allein, wir finden Beziehungen zwischen ihr und ihrer Umgebung, wir finden sie in handelnder Bewegung.

Es gewährt Genuß und Freude, sich in das Wesen und die Kunst eines Meisters zu versenken, dessen Werke gehaltvolle Größe atmen, die ein von Stufe zu Stufe entwicklungsmäßig weiterschreitendes Ringen ahnen lassen. Liebermann ist nicht so geartet, daß er bei dem, was er erreicht hat, stehenbleiben wird. Möge es ihm vergönnt sein, das ihm im Geist vorschwebende Ideal ganz zu verwirklichen!

Heimkehr

Ist das der Lenz im weltentrückten Tal?
Auf Markt und Gassen liegt der graue Staub,
Es schweigt der Wald, die Buchen stehen kahl,
Wie alte Sehnsucht klingt des Baches Stimme,
Zu meinen Füßen rauscht das Winterlaub,
Indes ich steil hinan zur Höhe klimme.

Ist das die Heimat noch der alten Zeit?
Aus hohen Schloten steigt der schwarze Qualm,
Wo einst in wundersüßer Heimlichkeit,
In Blütenhecken Fink und Amsel sangen
Und taubeperlt sich wiegte Blatt und Halm,
Wenn hoch vom Turm die Kirchenglocken klangen.

Aus weiter, weiter Ferne komm' ich her
Und finde nicht, was ich vor Zeiten fand,
Die alte Heimat macht das Herz mir schwer —
Wo Kreuz an Kreuzlein steht, dort an der Halde,
Liegt meiner Sehnsucht Ziel, mein Jugendland,
Und grüßt im Abendschein herauf zum Walde.

Karl Berner



Langsam schritt Doktor Stauffer den kleinen Hügel herab, auf dem der Bahnhof von Rottenbuch lag. Die Sonne schien warm, die Landstraße glitzerte weiß, aber er dachte gar nicht daran, in den Schatten zu treten, den breitgeästete Kastanien auf einen schmalen neben der Landstraße mit ihr ins Dörfchen hineinlaufenden Wiesenpfad warfen.

Er ging geradeaus, sah immer auf die Berge, von denen noch jetzt, im Mai, Schneezungen bis an die Waldgrenze leckten, während die Luft doch schon so köstlich warm schmeichelte, daß man sie nicht mehr unbewußt einatmete, sondern tief und bedacht schlürfte, als wäre sie blumiger Wein. Auf den Wiesen sprang die erste Mahd mit Übermut und Farbenluft, wie sie der Hochsommer nicht mehr kennt, die Obstbäume standen überschüttet vom weißen und rosenfarbenen Schnee ihrer Blüte. Den Feldern freilich fehlte noch das schwere Goldbraun ihrer Ernten, ihre Halme zitterten noch grün, wenn der Maienwind leichtfüßig über sie hinlief, aber man spürte doch schon überall künftige Glut und künftigen Segen.

Der Doktor holte tief Atem, als müsse er seine Brust von einer Last befreien. Ja, hier war gut sein! Gut für ihn und gut für die Kranke, die jetzt im Steinhaufen der Stadt ein armseliges Leben führte. Des Doktors ernstes Gesicht wurde weich, da er an seine Frau dachte. Neu aufleben würde sie hier, wenn sie freilich auch siech bleiben mußte bis an ihr Ende. Wann dies Ende bevorstand? Keiner konnte es sagen, auch ihr Mann nicht, obgleich er ein tüchtiger Arzt war und den Organismus seiner Frau natürlich besser kannte als all seine Kollegen, die er im Laufe der Zeit zu Rate gezogen hatte. Vor Jahren schon hatte dies Leiden begonnen, das die junge Frau, von unten herauf stetig fortschreitend, langsam lähmte. Heilung gab es nicht, aber es konnte noch Jahre, konnte noch Jahrzehnte dauern. Doktor Stauffer wünschte nichts andres, als daß seiner Kranken noch viele Jahre beschieden sein möchten. Er liebte seine Frau zärtlich, und sie, sie hing am Leben, so grausam es sich ihr auch erwiesen hatte. Sie war nicht nur eine geduldige, sondern auch eine heitere Kranke, war nur in der letzten Zeit zuweilen traurig geworden, daß sie nichts mehr um sich her sah als Häuser und Mauern, nichts mehr vernahm als den nervenzerreißenden Lärm der Straßen ...

Doktor Stauffer sah zuversichtlich in das Land hinein, das seinen grünen Mantel vor ihm ausbreitete. Wie wohl würde sich seine Frau hier fühlen! In dem schmucken kleinen Haus am Waldesrand, das er gemietet hatte, stand für sie eine große Altane bereit, auf der sie an allen Tagen in ihrem Krankenstuhl liegen und weit ausschauen konnte, bis sie hinter den Vorbergen die silbrigen Zacken der Gletscher erspähte. Und wenn er sie an besonders schönen Tagen auf seinen Armen die Treppe hinuntertrug in den Garten, dann würde nicht Neugier hinter halbgeöffneten Haustüren gaffen und tuscheln und so der Armen ihr Leiden fast wie Schande erscheinen lassen — nein, in dem kleinen Haus mit dem altväterischen roten Dach und dem bunten Garten wohnten Stauffers ganz allein. Wenn erst sein Messingschildchen „Dr. med. Rudolf Stauffer" neben der Glocke befestigt war, würde er sich wahrhaftig vorkommen wie ein Hausbesitzer.

Da er so mit seinen Gedanken sein künftiges Heim umfing, wurde sein Gesicht ganz fröhlich. Er freute sich, daß er sich entschlossen hatte, nicht länger in der Stadt auf eine auskömmliche Praxis zu warten.



In der Stadt drinnen hätte er sein kleines Vermögen im Harren und Zuschauen noch vollends aufgezehrt; nun aber, da er aufs Land zog, blieb ihm doch noch ein behäbiger Rest, der einen Notgroschen vorstellen konnte oder auch eine Quelle für allerhand kleinen Luxus, für Bücher oder eine Vergnügungsreise, die ihn auffrischte, wenn die neue Existenz doch mitunter zu eng scheinen wollte ...

Es war zwar sehr fraglich, ob sie in der Tat eng war und ihm Zeit lassen würde, in der Fremde umherzustreifen. Die Gemeinde Rottenbuch hatte dringend die Niederlassung eines zweiten Arztes neben dem Bezirksarzt gewünscht, weil Doktor Meyerlein, der bislang die Heilkunst in Rottenbuch repräsentierte, sich mit zunehmenden Jahren immer mehr vertrank und so unsauber wurde, daß es selbst die Bauern zu arg fanden; als ihm vor etwa einem halben Jahr ein Patient an Blutvergiftung draufgegangen war, dem er einen Furunkel mit dem Taschenmesser aufgeschnitten hatte, waren Bürgermeister und Gemeindevertretung zu der Ansicht gekommen, daß hier junger Nachwuchs am Platze sei. Sie hatten den Posten ausgeschrieben, hatten in der Zeitung ein kleines Fixum und mündlich auch den Krankenhausposten versprochen, sobald Doktor Meyerlein durch Alkohol oder sonst aus dem Leben gehen sollte, und unter vielen Bewerbern sich mit Doktor Stauffer geeinigt, weil er ihnen und dem Jakob Huiras gefiel, dem Huiras, der zwar kein Bauer war, kein Gemeindeamt innehatte, dem aber fast alles gehörte, was die Gegend rundum an Großgrundbesitz und Industrie besaß, und der sich also gleich dem Herrn von Rottenbuch achtete und von den Rottenbuchern auch ungefähr so angesehen wurde. Die Sägemühlen, die den trotzigen Reichtum des Waldes zu gefügigem Baumateriel zerschnitten, gehörten auf Meilen im Umkreis ihm; die Steinbrüche, die sich zwischen den Bergen auftaten, gehörten ihm; wo immer ein Acker oder fettes Wiesenland in besonderer Schönheit prangte, arbeiteten darauf Knechte und Mägde, die in Jakob Huiras' Dienste standen, und seine Brauerei versorgte die ganze Gegend bis an die österreichische Grenze hin mit Bier.

Heute kam Stauffer zum letztenmal aus der Stadt auf Besuch; sobald er sein Häuschen eingerichtet haben würde, wollte er seine Frau holen, die er jetzt, in den Tagen des Umzugs, bei ihrer Schwester, einer ältlichen, säuerlichen Beamtenwitwe, untergebracht hatte. Heute wollte er nachsehen, ob die Handwerker in der Wohnung alles so gerichtet hatten, wie er's gewünscht, und dann gedachte er auch, sich bei Herrn Huiras vorzustellen, den er noch nicht kannte.

Der Bürgermeister hatte ihm ein paarmal gesagt: „Gelt, versäumen S' das ja net, daß S' dem Huiras einen feierlichen Besuch machen, eh' Sie herziehn. Er halt' auf so was, und wir haben ihm viel zu danken." Stauffer hatte gesagt: „Natürlich", hatte für sich ein wenig über die Ehrfurcht gelächelt, die man hier offenbar dem Namen „Huiras" erwies, hatte sich aber gleich vorgenommen, diesen Gewaltigen freundlich zu stimmen, wenn er auch nicht daran dachte, vor ihm zu katzbuckeln, wie's die andern vielleicht taten. Aber ein Arzt, der in weitem Kreise wirken will, bedarf wohl eines reichen, einflußreichen Gönners, und Doktor Stauffer wollte wirken im größten und besten Sinne des Wortes. Er wollte in dieser Gegend nicht nur seinen Broterwerb finden, sondern auch ein Tagewerk, das ihn mit Befriedigung erfüllte und andern nutzte. Die Rottenbucher sollten nicht so auf ihn blicken wie auf Doktor Meyerlein, den sie auslachten, wenn sie ihn betrunken dahertorkeln sahen, oder wie auf den Bezirksarzt, der so überlastet war mit Arbeit, daß er jedem Patienten ungefähr sagte: „Also schnell, schnell, wo fehlt's? Ich hab' keine Zeit, ich muß fort!" Sie sollten wissen, daß sein Tag und sein Leben nur ihnen gehörte, daß er gar nichs wollte, als ihnen helfen und auch an ihnen noch weiter lernen. Denn das hatte er sich gleich vorgenommen: versumpfen durfte er hier nicht. Die Gefahr dazu lag ja einerseits nah, aber anderseits bot die Praxis doch gerade hier eine Fülle von verschiedenartigen Krankheitsbildern, wie er sie in der Stadt, wo jeder gleich zum Spezialisten geht, kaum je gesehen hätte. Da wollte er die Augen aufmachen und tüchtig studieren, so daß ihm ein reicher Erfahrungsschatz blieb, den er in Rottenbuch ebensogut verwenden konnte wie späterhin, wenn er doch vielleicht wieder unter ganz veränderten Verhältnissen in die Stadt zurückkehrte.

Nun, jetzt wollte er an diese veränderten Verhältnisse nicht denken. Seine Frau lebte, er war froh, daß sie lebte, freute sich auf



Rottenbuch, war ein wenig neugierig, Jakob Huiras kennen zu lernen.

Jetzt hörte die Straße auf, sich zu senken, allmählich zuerst, dann mit einem sanften Ruck stieg sie in die Höhe und betrat das Dorf. Gleich das erste Haus rechts gehörte dem Posthalter Huiras, der immer noch Posthalter hieß, obgleich er weder mit dem Verkehrswesen noch mit dem „Gasthof zur Post“ mehr in irgendeiner Beziehung stand. Aber die Leute rundum waren seit Generationen gewohnt, einen Huiras Posthalter zu nennen, und Jakob Huiras hörte das Wort „Posthalter“ gern. Etwas Erbgesessenes klang darin, verbürgte ihm stets aufs neue, daß sie ihn als einen echten Huiras betrachteten und vergessen hatten, daß er so vor dreißig Jahren nur ein armer Schlucker gewesen, in dessen blondes Kräuselhaar und Zitherspiel sich die reiche Vase, die Erbtochter der Huiras, vergafft hatte.

Da stand Doktor Stauffer auch schon vor dem Hause, das die Huiras bewohnten. Es war ein Mittelding zwischen einem stattlichen Bauernhaus und einer städtischen Villa, sah mit seinen grünen Fensterläden, seinem Haubendach und der Madonna über der braunen Eingangstür gar behäbig auf die Straße hinab, als freute es sich seines Daseins. Es bestand nur aus Erdgeschoß, einem Stockwerk und ein paar Dachluken, aber man merkte seinen dicken Mauern und breiten Pfeilern an, daß es mit der Raumverschwendung früherer Zeiten gebaut war. Den Eingang hatte es von der Straße her, rechts und links war es von einem hübschen Ziergarten mit Blumenbeeten umschlossen, der auf der Rückseite, nach Osten, in einen kleinen Park überging. Nach diesem Parke zu lag auch eine mächtige Veranda, die von der Straße aus unsichtbar blieb und freien Ausblick auf das Gebirge ließ.

Doktor Stauffer zog die Klingel, eine altmodische Messingklingel, die mit lauter, etwas scheppernder Stimme ein bäuerliches Dienstmädchen herbeirief. Doktor Stauffer fragte nach Herrn Huiras, die Magd starrte blöde auf seine Visitenkarte und sagte etwas, was er nicht verstand. Während er noch mit ihr verhandelte, öffnete sich eine Tür auf den Korridor, der oberhalb der Eingangsstufen lag und die Treppe zum ersten Stockwerk stützte. Obwohl es hier im Hause dämmerig war, sah Doktor Stauffer doch, daß in der Tür eine hagere ältliche Frau stand und ihn mit dunklen, seltsam unruhigen Augen mißtrauisch betrachtete. Die Magd wollte ihr die Karte reichen; die Frau wußte nicht recht, was sie tun sollte, wandte den Kopf einen Augenblick ins Zimmer hinein, als ob sie jemand riefe, heftete wieder ihre seltsam unruhigen Augen voll Mißtrauen auf den Doktor. Dann trat eine junge Frau aus dem Zimmer, nahm der ältlichen die Karte aus der Hand, warf einen flüchtigen Blick darauf und sprang leichtfüßig die paar Stufen hinab, die sie von Doktor Stauffer trennten. Die ältliche zog die Tür zu, ließ aber einen kleinen Spalt offen, durch den ihre mißtrauischen Augen brannten; auf eine ungeduldige Bewegung der jungen Frau hin trollte sich die Magd wieder in die Küche.

Die junge Frau trug das landesübliche Dirndlkostüm aus blaugemustertem Kattun mit der großen Schürze und dem weißen Faltenhemdchen, um den Hals geschmiegt eine zehnfache Silberkette mit dem buntbesteinten Filigranverschluß. Reizvoll hob sich ihr dunkles Gesicht mit den braunen Zöpfen von dem glitzernden Schmuck ab. Es war frisch und schön, wenn auch ein wenig schwer in den Zügen und ein wenig brutal um den Mund. Sie sprach mit einer Stimme, die etwas zu tief klang, und ihrem gewählten Deutsch merkte man's an, daß es nur in Ausnahmefällen statt des gutbayrischen Dialekts gebraucht wurde.

„Sie sind der neue Herr Doktor und wollen zum Vater? Ja, der Vater ist aber nicht da, der hat fortmüssen in den Steinbruch —“

Doktor Stauffer war enttäuscht. „Oh, das bedaure ich sehr. Ich hatte Ihrem Herrn Vater geschrieben, daß ich ihm heute mittag meine Aufwartung machen wollte —“

„Ja, ja, der Vater hat's schon g'sagt. Er hat auch hinterlassen, daß Sie doch nachmittags kommen möchten, vielleicht zum Kaffee —“

„Ich danke Ihnen sehr, gnädiges Fräulein ...“

„Amal g'wesen,“ fiel sie unwillkürlich in den gewohnten Dialekt zurück und lachte. Dann nahm sie sich zusammen und sagte wieder in reinem Deutsch: „Frau; bitte, Frau Regierungsrat von Kortum.“

Der Doktor verneigte sich. „Um wieviel Uhr befehlen gnädige Frau?“



„Vielleicht kommen Sie so gegen halb vier, da ist dann der Vater sicher da. Zu Mittag essen können Sie ganz gut nebenan auf der ‚Post‘. Adieu, Herr Doktor, auf Wiedersehen.“

Ehe er sich's versah, hatte sie ihm die Tür fast vor der Nase zugemacht, stand er wieder draußen auf der Straße. Er war etwas verdutzt, kam sich wie ein abgefertigter Bittsteller vor. Er lächelte aber gleich wieder und dachte: Mein Gott, das sind ländliche Gepflogenheiten, an die man sich gewöhnen muß! Eine Frau Regierungsrat allerdings — nun, schließlich ist eben diese Frau Regierungsrat eine geborene Huiras ... Und vermutlich sind die Huiras mit all ihrem Reichtum nichts andres als Bauern.

Er überlegte einen Augenblick, ob er jetzt wirklich in die „Post“ zum Essen gehen sollte, aber die Stunde war ihm noch zu früh, und er beschloß, zunächst ein wenig durchs Dorf zu spazieren, später wollte er dann seine künftige Wohnung in Augenschein nehmen.

Langsam schlenderte er die Hauptstraße hin, die einzige wirkliche Straße, die das Dorf besaß. Sie war breit und gut gepflastert, von hohen, hellen Häusern bestanden, die ein farbenfreudiger Tüncher bald schneeweiß, bald rosenfarben, bald meergrün getönt hatte. Nicht weniger abwechslungsreich waren die Dächer: es gab da ganz flache, die an Italien gemahnten, und altväterische, die weit vorsprangen, als wollten sie ihr Haus vor jedem Sonnenstrahl und vor jedem Regentropfen schützen, während noch andre wie ungeheure verdrießliche graue Hauben dasaßen und ihrem beschirmten Haus ein weitläufiges und geheimnisvolles Aussehen gaben. Einmal wölbte sich zwischen zwei Häusern unversehens ein weißer Schwibbogen, hinter dem stieg der Kirchturm empor und stach in einen so tiefblauen Himmel hinein, daß man abermals einen Hauch Italiens zu spüren meinte. Sonst aber war alles gutbayrische alte oder neue Bauernkultur. In der Mitte der Straße, da, wo sie sich zu einer Art Platz weitete und ein wenig anstieg, plätscherte der große Steinbrunnen, überschwebt von einer goldenen Maria im Strahlenkranz. Vor allen Fenstern drängten sich bunte Blumen: brennende Liebe und Fuchsien, Pantoffelblumen, Schiefblatt, Gloxinien und gesprenkelte Hängenelken. Fast an jedem dritten Haus hing ein Wirtshausschild, einzelne noch von schöner alter Schmiedearbeit, reich geschnörkelt und mit drolligem Bildwerk geziert. Da gab's eine „Blaue Gans“, die selbstbewußt in kunstvoll gedrehtem schwarzem Eisenreifen hing, einen „Goldenen Hirschen“, der allerdings nicht mehr sehr goldig glänzte, aber mit entzückender Affektation dahinsprang, und einen „Reiterwirt“, der durch einen Soldaten in der Uniform der Freiheitskriege dargestellt war. Die hochaufgestapelten Bierfässer, die in den tiefen dämmerigen Eingängen oder in den Höfen der Wirtschaften lagen, gaben Zeugnis, daß Rottenbuch durstig und trinkfest war.

Doktor Stauffer sah die Straße genau an, die er schon von früheren Besuchen kannte, und fand auch heute wieder, daß sie nicht nur malerisch aussähe, sondern auch sauber und zufrieden. Eins aber fiel ihm auf, das ihm sonst entgangen war: an jedem Wirtshaus stand der Name Jakob Huiras. Kein einziges verkündete einen andern Besitzer, jedes hieß „Gastwirtschaft von Jakob Huiras, ausgeübt von ...“

Allmählich verließ die Straße das Dorf, schritt durch Wiesen und Felder ins Land hinein. Lichtnelken, Glockenblumen, Margariten und Schafgarben wiegten sich im Wind, und wie Zwergzentifolien standen in dem Blau, Rot und Weiß die gelben Köpfe der Dotterblumen. Überreich gediehen sie hier, denn der Boden ringsum war mooriger Grund. In dieser einst vergletscherten Gegend war die Erde schwer vom Reichtum gestorbener Wälder, und überall rundum gab's kleine Seen und Weiher mit weichem dunklem Wasser, auf dem gelbe und weiße Seerosen schwammen. Lockend sahen sie aus und auch ein wenig unheimlich, als hätten sie uralte Geheimnisse verschlungen.

Die Häuser hatten aufgehört in geschlossener Reihe zu stehen. Vereinzelte Gehöfte mit niedrigen Fenstern und primitiven Ställen waren noch hier und da verstreut, von einer sanften Waldkuppe ragte eine große weiße Villa, die wie ein Schlößchen aussah. Über dem Eingangstor war ein steinernes Monogramm mit der Freiherrnkrone darüber zu sehen, eine Fahne wehte lustig vom Gipfel herab. Der Doktor besann sich einen Augenblick, ob er nicht den Weg zum Schlößchen einschlagen sollte. Der Bürgermeister hatte

ihm empfohlen, gelegentlich auch den Freiherrn aufzusuchen, der hier ansässig war, aber der Doktor ging jetzt doch lieber geradeaus. Dieser Besuch beim Freiherrn eilte noch nicht so sehr, hatte Zeit bis zur nächsten oder übernächsten Woche. Jetzt wollte er ein andres Haus aufsuchen, auf das er zufällig gestoßen war, als er vor einem halben Jahr zum erstenmal nach Rottenbuch kam, und das damals zugleich seine Neugier und sein Interesse erregt hatte. Schon sah man zur linken Hand, ein wenig abgelegen von der Staatsstraße, die Kronen der Kastanienbäume, die es zur Hälfte verdeckten. Ein paar Schritte noch, und es lag in seiner ganzen absonderlichen Verkommenheit und Einsamkeit vor dem Doktor da.

Es war ein ziemlich weitläufiges, ländlich aber nicht bäurisch gebautes Haus, mit einem Parterregeschoß, das vielleicht zu Wirtschaftszwecken diente, und einem Stockwerk mit großen Fenstern und etlichen vermorschten Holzbalkonen. Wie die Farbe des Hauses gewesen, konnte man nicht mehr unterscheiden, Wind, Regen und Sonne hatten sie barbarisch zerfressen, und kein Maurer oder Maler hatte auch nur den Versuch gemacht, den Schaden der Elemente zu heilen. Ein Handwerksmann war wohl seit Jahren, vielleicht Jahrzehnten nicht mehr in dies Haus gekommen. Das Dach war völlig schadhaft, diese und jene Tür hing nur lose in den Angeln oder hielt nicht mehr im Schloß; Fensterscheiben zeigten große Sprünge oder Löcher, die mit Papier verklebt waren. Die Kastanienbäume wurzelten in einem verlotterten Kiesgarten, der auch an den heißesten Tagen dunkel und feucht-kühl blieb, weil niemand ihre Äste je beschnitt, um der Sonne ein Guckloch zu lassen. Rechts und links von einer schmalen Tür, die sich in den Garten öffnete, standen hölzerne, von Fäulnis angefressene Tische und Bänke ohne Lehnen, neben der Eingangstür, nach der Straße zu, trieben sich etliche geleerte Bierfässer umher, und über ihr hing ein hölzernes Schild, von dem man nur mühsam ablesen konnte: „Moor- und Kräuterbad“.

Weite Moorwiesen umbreiteten das verfallene Haus; auf der einen flatterten zwei zerrissene Laken, die zum Trocknen aufgebreitet lagen, auf einer andern, dicht neben dem Haus, stach ein alter schmutzig aussehender Mann Torf; ein altes Weib, das nicht reinlicher aussah als er, wendete die schwarzen Stücke um und schichtete sie zu kleinen Haufen. Mitunter hielt sie in ihrer Arbeit inne, machte ein paar Schritte beiseite, beugte sich zu einem Häufchen wirren Grünzeugs, das da aufgeschüttet lag, allerlei Wurzeln, absonderliche Pflanzen und Kräuter, die nicht jeder weiß. Sie fuhr mit beiden Händen hinein, lockerte sie, schüttelte sie auf, beroch sie und kehrte dann wieder zu ihrem Torf zurück.

Der Doktor blieb stehen und sah den beiden zu. Er hoffte, daß sie ihn bemerken und ihm Gelegenheit geben sollten, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Sie taten es aber nicht. Schweigend stachen, wendeten sie ihren Torf oder lüpften das aufgeschüttete Häuflein Grünzeug. Auf den Gruß des Doktors erwiderten sie nur ein gleichgültiges „'s Good!“; als er ihnen ein paar Worte über ihre schwere Arbeit zurief, nickten sie nur „Wohl, wohl!“ und blickten gar nicht auf von ihren schwarzen Schollen. Unter den gesenkten Lidern blinzelte der Alte zwar nach dem Doktor hin, und auf seinem zerfurchten Gesicht lag ein pfiffig-blödes Grinsen. Der Doktor sah es, merkte, daß er hier zunächst nichts erfahren würde, und schlug langsam wieder den Weg nach dem Dorf zurück ein.

Nun wäre es Zeit gewesen, zum Mittagsmahl in die „Post“ zu gehen, aber der Doktor spürte noch keinen großen Hunger. Er trat lieber in ein Gärtchen, das ziemlich am Ausgang des Dorfes, dem Moorbad benachbart, lag, und das ihm gefiel, weil ein paar Marmorsäulen mit einem kleinen Steinarchitrav, auf dem in goldenen Buchstaben „Weinschenke“ stand, den Eingang bildeten für die grüne Gastlichkeit alter Linden, in deren Schatten etliche weißgescheuerte Bänke und Tische standen. Weiß Gott, aus welch verlassener Kirche die Marmorsäulen hergekommen und auf welch gemaltes Martyrtum der Steinarchitrav geblickt haben mochte! Offenbar hatten sie ihre himmlische Sendung um der irdischen willen vergessen und gaben jetzt dem Lindengärtchen, das sonst gar nichts vorgestellt hätte, einen besonderen Reiz. Es fehlte nur ein buntgestreifter Vorhang, und man hätte sich in einer Osteria vor den Toren Roms wähnen können.

Der Doktor bestellte roten Tiroler. Die Wirtin, die an Aussehen und Kleidung einer

Magd glich, stellte Flasche und Glas auf den Tisch, fragte, ob der Herr auch Brot wünsche, und weil er der einzige Gast in diesem Augenblick war, achtete sie's für ihre Pflicht, ihn zu unterhalten. Sie pflanzte sich neben ihm auf, faltete die Hände über dem Leib und begann ein Gespräch über das schöne Wetter.

Der Doktor stand ihr freundlich Rede und Antwort. Er fragte nach den Ernteaussichten, nach dem Gang ihrer Wirtschaft und sonst noch nach allerlei Dingen, die ihr am Herzen liegen konnten. Allmählich brachte er sie auch zum Erzählen. Es ging nicht ganz leicht, denn trotz aller Zungenfertigkeit war sie schlau und zurückhaltend, prüfte gleichsam jedes Wort, ehe sie's sprach. Das wunderte den Doktor nicht weiter, denn sein Vater war Bezirksamtmann in einem kleinen bayrischen Nest gewesen, und er kannte also aus seiner Jugend her diese zähe, vorsichtige Art, die sich hinter scheinbarer offenherziger Zutraulichkeit verbirgt. Er fragte nach dem verfallenen Moorbad, wem es gehöre, warum es so verlottert sei, und ob es wirklich als Heilbad gälte.

Da war die Wirtin nicht mehr zurückhaltend, sondern lächelte mitleidig, machte eine wegwerfende Bewegung mit dem Kopf und meinte: „Oh mei, sell is halt so a Bauernbadl." Sie erzählte ausführlich weiter, daß gar keine „Herrschaften" hingingen, nur die Eingeborenen von Rottenbuch und hauptsächlich Bauersleute aus den kleinen Flecken und Weilern, aus den Seitentälern, von den Berglehnen und Almen her. „Für bessere Leut' is ja all's viel z' dreckat. ´'s is ja net amal a ganze Wann' mehr da und grad noch zwei Leitücher, die so derfetzt san, daß d'r grauf'n möcht'. Aber die Bauern macht dös nix, und 's Wasser is guat und selbige Kräutln, die er oanitut, aa. Da is scho mancher kumma, der wo koa Glied mehr hat rühr'n kenna, und nach vier oder sechs Woch'n im Badl is er davong'hupft wie nomal a Junger."

„Wem gehört denn eigentlich dies Bad?"

Wem es gehörte? Dem alten Steinacher-Pepi, der es von seinem Onkel, einem sogenannten „Doktorbauer", geerbt hatte. Unter dem Doktorbauern, der freilich kein Wissenschaftler, aber immerhin ein halbgebildeter Mann gewesen, hatte das Moorbad eine gewisse Blütezeit gehabt, war jahraus, jahrein nicht leer geworden von Gästen, die zum großen Teil auch besseren Kreisen angehört hatten. Nach dem Tode des „Kräutldoktors", wie er im Dorfe hieß, war's dann mit dem Moorbad bergab gegangen. Der Neffe, ein kleiner, enger Bauernkopf, ließ Gebäude und Einrichtung lieber verfallen, als daß er Handwerker und Reparaturen bezahlt hätte. Mit einer alten Magd hauste er da seit vielen Jahren allein, flickte selbst die größten Schäden aus, die sich an Dach, Mauern oder Röhren zeigten, stach Torf, sammelte Kräuter, richtete die Bäder, indes die Magd den Haushalt führte, den Bauerngästen Bier brachte und ab und zu die zerrissenen Laken wusch, die eben auf der Wiese zum Trocknen lagen.

„Spinnet war der Pepi alleweil, dö san alle spinnet, dö Steinachers ... Und seit ihm damals dös mit der Tochter passiert is, is er ganz rappelt worn ... Mei, 's is halt a Bauernbadl, und wenn der Alt' amal stirbt, nacha hört's vielleicht ganz auf."

Sie schien zu warten, daß der Doktor sich nach der Geschichte von Steinachers Tochter erkundigen sollte, aber das fiel ihm nicht ein. Der persönliche Klatsch, der um die Menschen spann, interessierte ihn nicht, er wollte nur wissen, auf welchem Boden er hier stand und mit welcher Art von Leuten er zu tun hatte. Er fragte nach der Familie Huiras; da wurde die Wirtin noch beredter, obgleich sie jetzt wieder jedes Wort zu prüfen schien und sich hütete, eine eigne Meinung in bestimmter Form abzugeben. Ja, die Huiras, die waren freilich reich und hatten Glück obendrein. Vor drei Generationen waren sie aus dem Flachland her nach Rottenbuch gekommen, und seitdem war's immer aufwärts mit ihnen gegangen. Einmal hatte es freilich geschienen, als ob die Familie erlöschen wollte, damals, als alles auf den zwei Augen der letzten Huiras stand, aber da war der Jakob Huiras, der Sohn einer armen Nebenlinie, als Brauknecht zu dem reichen Onkel gekommen und hatte es fertiggebracht, sein Schwiegersohn zu werden, obgleich die Brigitte Huiras ganz andre Partien hätte machen können. Ja, und jetzt gehörte fast alles rundum dem Jakob Huiras. Alle Wirte im Dorf waren jetzt nur Pächter, wo sie früher als eigne Herren gehaust und geschaltet hatten. Das Leben war früher gar leicht gewesen, und die Rottenbucher,



des Reichtums ihrer Wälder und Felder sicher, hatten es noch leichter genommen, als es sich ohnehin bot.

„Grad g'soffn und Kegel g'spielt und umananda g'fahrn und den Herrgott an guatn Mann sein lass'n! No, so hat einer nach dem andern schö' stad sei' Sach' vertoa."

Manch einer arbeitete nun zur Erntezeit als Knecht auf den Feldern des Huiras, der früher den Pflug über eignes Land geführt hatte.

Einen Augenblick lang dachte sich der Doktor unter Jakob Huiras ungefähr einen Wucherer und Leuteschinder, der wartete, bis dem Nächsten das Wasser an den Kragen geht, um ihn dann völlig auszubeuten. Aber die Wirtin sagte: „Ja, die könna von Glück sag'n, daß s' der Huiras net hat auf die Gant komma lass'n, und daß 's bloß des bissl Pacht zahl'n brauch'n, des wo gar net der Red' wert is. Dem Huiras kommt's ja net drauf an, aber für die Leutln is a große Hilf'!"

„Ich denk' mir's aber doch recht schwer, da als Pächter zu sitzen, wo man früher Herr war."

Sie zuckte gleichmütig die Achseln. „Was koannst machen, bal oaner vor der Gant steht? Da muaß oaner froh sein, wo er unterkriechen ko'. Und was will der Mensch schließlich mehr als sein Essen und sein Dach überm Kopf?"

Der Doktor wollte etwas erwidern, aber er unterdrückte es. Er hätte gern nachgesonnen über allerlei, was er eben erfahren, was ihn ein wenig bedrückte und auch zum Widerspruch reizte, ohne daß er selbst gewußt hätte, was auf ihm lag oder was ihn herausforderte. Die Wirtin aber, die nun einmal ins Reden gekommen war, ließ ihm keine Ruhe. Sie erzählte weiter von den Huiras. Viele Kinder waren da, ja, und alle gesund und ordentlich, und mit allen hatten sie Glück. Die älteste Tochter hatte den Regierungsrat von Kortum geheiratet, die zweite einen von den reichen Glashütten-Freibergs im bayrischen Wald, der älteste Sohn, der Andreas, vor wenigen Monaten die Baronesse —

„Die Tochter vom Baron Doflein, wissen S', denen das Schlössl g'hört, das da droben liegt, Sie ham's g'wiß g'sehn —"

Nun waren noch drei Kinder im Hause.

„Die Anna, ja mei, die Anna, für die kommt scho' a Baron oder a Graf. So a schön's Madel und so lustig und so viel Geld."

Zufällig sah der Doktor sie gerade scharf an, als sie von Anna Huiras sprach. Es kam ihm vor, als ob in ihrer Stimme ein falscher Ton klänge, als ob ihre Lippen höhnisch zuckten über die demütigen Lobesworte, mit denen sie die Tochter der Huiras pries.

Auch ein paar jüngere Söhne waren noch da, die in der Stadt erzogen wurden und dem Vater ein Heidengeld kosteten.

„Lerna mögen s' halt net und folgen a net, und da tun s' halt nirgend recht gut. Aba mei, wenn der Mensch so viel Geld hat ... Dos sagt der Huiras ja immer: Wenn s' a nix lernen, desweg'n verhungern s' no lang net."

Eine kleine Pause entstand. Dann hob die Wirtin die Hand beschattend über die Augen und blickte aus dem Lindengrün hinaus auf die weiße Straße. „Da fahrt s' grad, die Anna Huiras." Sie wies mit dem Kopf hinaus.

Des Doktors Blick folgte der Richtung, konnte aber nichts mehr wahrnehmen als eine helle, kräftige Frauengestalt, die blitzschnell auf dem Rad dahinflog.

„Wie der Teifi fahrt s', rein wie der Teifi!"

Die Wirtin wischte jetzt mit der Schürze einen der blankgescheuerten Tische ab. Sie stellte einen Emaillekorb mit dunklem Schwarzbrot hin, das Salzfaß daneben, und spähte immer wieder nach dem kleinen Säuleneingang, als ob sie jemand erwartete. Es dauerte auch gar nicht lange, da trat ein junger Mann ein, ein Forsteleve oder ein Jäger in der grauen Gebirgsjacke mit den grünen Aufschlägen und den Hirschhornknöpfen. Er warf einen schnellen, forschenden Blick auf den Doktor, erwiderte die überfreundliche Begrüßung der Wirtin ziemlich kurz, fast etwas befangen. Während sie ins Haus lief, um ihm Wein zu holen, setzte er sich an den Tisch, auf den sie das Brot gestellt hatte, warf das grüne Hütl neben sich auf die Bank und verbarg das Gesicht in den Händen. Als er sie wieder sinken ließ, sah sein braunes hübsches Gesicht zugleich glücklich und müde aus; in seinen Augen glänzte es wie von geküßten Seligkeiten.

Die Wirtin brachte ihm den Wein, fing beflissen ein Gespräch mit ihm an, bei dem



er sehr einsilbig blieb. Um ihren andern Gast kümmerte sie sich jetzt wenig mehr, und der Doktor sah erstaunt, wie sie den jungen Menschen hofierte. Er meinte zuerst, daß ihren reifen Jahren diese stramme heiße Jugend gefiele, aber dann merkte er, daß jetzt in ihrer Art zu reden und zu bedienen etwas Kriechendes lag, während um ihre Lippen derselbe Hohn zuckte wie vorhin, da sie Anna Huiras gerühmt hatte.

Der junge Forsteleve trank rasch seinen Wein und schickte sich an, wieder zu gehen. „'s is spät, gleich wird's Mittag läuten," sagte er, als die Wirtin bedauerte, daß er schon fort wollte.

Wirklich hoben auch gleich darauf die zwei Glocken der Kirche ein langes und feierliches Geläute an. Da bezahlte der Doktor seinen Wein, ging nun doch zum Mittagessen in die „Post" und läutete um halb vier zum zweitenmal an der Tür von Jakob Hurias.

Auf der großen Terrasse, die nach den Bergen hinschaute, war der Kaffeetisch gedeckt. Einen so warmen Mai wie dies Jahr hatte man lange nicht erlebt, und wenn die Bauern auch jammerten, daß er für Feld- und Baumblüte zu trocken sei, wenn Wetterkundige auch prophezeiten, daß man dies köstliche Frühjahr mit einem verregneten Sommer werde bezahlen müssen, so freuten sich die Menschen dennoch über die Maientage voll Wärme, Duft und Blumenpracht, und wer nicht durch einen Beruf oder andre Pflichten gebunden war, verließ wohl gar die Stadt und ging jetzt schon in die Sommerfrische. Auch in Rottenbuch stiegen einige Pensionisten in verschofelten Anzügen und mit grauen Sonnenschirmen umher; der Fremdenbesuch war nicht stark und die Sommergäste von bescheidener Art. Wenn ihrer etliche Hunderte kamen und ein paar tausend Mark zurückließen, waren die Rottenbucher schon sehr zufrieden mit ihrer Saison.

Die Familie Huiras saß bereits ziemlich vollzählig versammelt, die jüngeren Söhne fehlten natürlich, weil die Gymnasien noch arbeiteten, und auch Andreas mit seiner jungen Frau war noch nicht da, obgleich sie versprochen hatten, zu kommen. Aber Andreas, der ein tüchtiger Geschäftsmann war, hatte wahrscheinlich noch in der Brauerei zu tun oder war vielleicht über Land gefahren und noch nicht zurück. Oder vielleicht auch hatte sich seine Frau bei ihrem Vater verspätet, denn die Otti saß ja doch halbe Tage lang auf dem Schlößchen und pflegte die Podagraanfälle des Barons.

„Also schenk' ein, Anna, wir warten net länger," sagte Jakob Huiras, der zwischen seiner Frau und seiner jüngsten Tochter saß.

Anna erhob sich ein wenig von ihrem Sitz, um nach der großen geblümten Kanne zu greifen, als die Tür aufging und Doktor Stauffer eintrat.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich hier so hereinplatze, aber das Dienstmädchen führte mich gleich hierher —"

„Freut uns sehr, daß Sie gekommen sind," sagte Huiras und streckte dem Doktor seine große, mit Sommersprossen bedeckte Hand hin. „Es hat mir sehr leid getan, daß S' mich heut' früh verfehlt haben, aber —"

„Ich weiß, Sie hatten Geschäfte."

Huiras nickte. „So, jetzt setzen S' Ihnen nieder und trinken S' Kaffee. Das is meine Frau" — er wies auf die ältliche Frau mit den seltsam brennenden Augen, die der Doktor heute morgen schon im Halbdunkel auf der Treppe bemerkt hatte und die jetzt neben Huiras saß —, „das sind meine Töchter, Frau Regierungsrat von Kortum, Frau Freiberg und unsre Jüngste, die wir noch im Haus haben, die Anna. Die zwei andern haben nur Sommerurlaub von ihren Männern." Er lachte etwas geräuschvoll.

Der Doktor verneigte sich gegen die vier Damen. Frau Huiras erwiderte diese Verneigung mit dem Ungeschick der Kleinstädterin, die an keinerlei gesellschaftliche Formen gewöhnt ist. Ihr mageres, leidenschaftliches Gesicht rötete sich ein wenig, und ihre Augen sahen noch brennender und mißtrauischer aus als zuvor. Die Töchter hingegen neigten die hübschen Köpfe mit einer anmutigen Bewegung, die Schweizer Pensionatserziehung verriet.

Die Regierungsrätin streckte dem Doktor die Hand entgegen und sagte lachend: „Bei uns braucht's gar keine Vorstellung net, gelt? Wir haben uns ja heut' früh schon g'sprochen."

Der Doktor lächelte und sagte einige verbindliche Worte; Anna, die ihn bisher mit naiver Keckheit gemustert hatte, zog bei den Worten der Schwester eine kleine Stirnfalte und biß sich drei-, viermal schnell auf die Unterlippe.



Frau Huiras war ein wenig von ihrem Manne fortgerückt, um dem Gaste Platz zu machen. Huiras aber sagte: „Na, na, setzen S' Ihnen nur zu die Jungen, Sie sind ja selber noch jung, und zum Diskurieren gehn ma nacha doch 'nein, wo wir unser Ruh' haben."

Nun rückten die Regierungsrätin und Anna auseinander; aber Stauffer schien es, als sähe Frau Huiras etwas ärgerlich aus, auch schickte es sich wohl in der Tat besser, daß er zwischen der Hausfrau und dem Hausherrn saß. Er zögerte einen Augenblick und sagte, zu Frau Huiras gewendet: „Wo befehlen Sie, gnädige Frau, daß ich Platz nehme?"

Sie wurde abermals rot und entgegnete mit einem kleinen Auflachen, das bitter klang: „Jessas, mein Mann, der meint halt, jeder is so wie er. Setzen S' Ihnen hin, wo S' woll'n."

Da nahm Doktor Stauffer zwischen ihr und der Regierungsrätin Platz. Anna zog wieder ihre Stirnfalte, warf den Kopf ein wenig zurück und sah die Schwester scharf an. Dann griff sie nach der Kaffeekanne und begann, um den Tisch gehend, die Tassen zu füllen. Die Regierungsrätin schnitt den Guglhupf in große Stücke, und die dritte Tochter reichte mit langsamen Bewegungen Rahm und Zucker über den Tisch. Sie hatte in den acht Jahren ihrer Ehe sechs Kinder zur Welt gebracht und ging gewohnheitsmäßig jeder überflüssigen Anstrengung aus dem Wege. Das Gespräch war bald laut und lebhaft, obschon es sich nur um Allgemeinheiten drehte. Sie fragten den Doktor, ob ihm Rottenbuch wohl gefallen würde, wie er mit seiner Wohnung zufrieden sei, ob seine Frau sich wohl eingewöhnen könne und derlei mehr. Als er mit ein paar Worten das Siechtum seiner Frau erwähnte und sagte, daß es der Hauptgrund sei, der ihn aufs Land führte, machten alle ernste und mitleidige Gesichter, aber man konnte ihnen doch anmerken, daß sie von Krankenschicksal und Krankenmitleid blutwenig begriffen. Nur Frau Huiras sagte: „Wegen Ihrer Frau gehn S' von der Stadt weg? Da kann die Frau von Glück sagen, trotz ihrer Krankheit, das tät' der zehnte Mann net."

In ihrer Stimme klang dieselbe Bitterkeit wie vorhin in ihrem Auflachen, und die brennenden Augen streiften Huiras mit einem schrägen Blick. Der machte eine unwillkürliche Bewegung mit den Schultern, als wolle er sich gegen etwas wehren, und sah mit seinen wasserblauen, etwas stieren Augen hilflos und ärgerlich seine drei Töchter an. Die Regierungsrätin und Anna lächelten dem Vater zu, die dritte Tochter sah apathisch in ihren Schoß und dachte ihre eignen Gedanken.

Nach den Worten der Frau Huiras war eine kleine peinliche Pause entstanden. Anna beendete sie, indem sie den Doktor fragte, ob er viel Sport treibe, und bald redete man eifrig über Radfahren und Bergsteigen, über Rodeln und Skilaufen. Die Gegend mit ihren prächtigen Land- und Bergstraßen bot reiche Gelegenheit zu jedem sommerlichen und winterlichen Sport, und die Huirasmädchen waren stets bekannt dafür gewesen, daß es für sie kein Hindernis, keine Furcht und keine Ermüdung gab. Wie sie jetzt so selbstverständlich von schwierigen Klettertouren, von halsbrecherischen Rodelbahnen und endlosen Skifahrten erzählten, schienen sie in ihrem eigensten Element zu sein und kamen dem Doktor ungefähr wie ländliche Walküren vor.

Ja, wenn er die Familie betrachtete, an deren Tisch er saß, so erschien er sich selbst allzu verfeinert, fast schwächlich, obgleich er doch groß und gut gebaut war und gesund aussah, soweit eben ein geistiger Arbeiter und Stadtmensch gesund aussieht. Seine Gesichtszüge waren fein und seine Farben hell, aber auf der Stirn unter dem dunkelblonden Haar lagen doch schon tiefe Querstriche, und die Mundwinkel, die der kleine emporgesträubte Schnurrbart freiließ, waren vertieft von quälenden Gedanken und heimlicher Sorge. Die Huiras dagegen, nein, die hatte das Leben nicht gezeichnet! Frau Huiras mit ihrer hageren Figur und den brennenden Augen in dem leidenschaftlichen Gesicht sah freilich alt aus, älter wohl, als sie war, aber sie hatte viele Kinder gehabt, vielleicht auch ein innerliches Leiden davongetragen ... So wenigstens dachte der Doktor, der nicht wissen konnte, daß diese Frau heute noch, wie vor Jahrzehnten, aufgezehrt wurde von Eifersucht auf ihren Mann, den sie immer noch mit schier unheimlicher Glut liebte, und der immer noch ein unermüdlicher Schürzenjäger war. Jakob Huiras

selbst wirkte etwas erdrückend mit seiner hohen stiernackigen Gestalt, auf deren starkem Schädel sich das Haar immer noch reich, wenn auch nachgedunkelt und hier und dort graugesprenkelt kräuselte. Das Weiße seiner Augen war gerötet, im Fett der starken Wangen schwammen die Gesichtszüge ziemlich nichtssagend. Um den schlaffgewordenen Mund lag ein Zug von Lüsternheit, und wenn Huiras beim Sprechen die Faust auf den Tisch legte, merkte man, daß in dem Manne nicht nur Kraft steckte, sondern auch Roheit.

Die Töchter glichen mehr dem Vater als der Mutter, nur die Regierungsrätin, die schönste von den Schwestern, war tief brünett. Wenn man aber sie alle drei beisammen sah, gingen sie so sehr ineinander über, daß man nicht mehr genau wußte, ob bei der einen nicht vielleicht der Teint ein wenig fahl, bei der andern nicht die Unterlippe ein wenig zu weit vorgeschoben war. Mit ihren kräftigen Gestalten, ihren blanken graubraunen Augen, ihren dicken Zöpfen, die sie um den Kopf gelegt trugen, sahen sie in ihren weißen Blusenhemden mit den Kattunmiedern und den vielfachen Silberketten um den Hals wie die rechten Töchter ihrer Heimat aus. Ein köstlicher Duft von Frische, Kraft und Natürlichkeit lag um sie her, und es war ein pikanter Gegensatz, daß man an Kleinigkeiten doch eine gewisse Damenkultur in ihnen spürte. Wohl waren ihre Arme nicht fein und ihre Handgelenke plump, aber die Nägel schimmerten rosig poliert, und die Zöpfe dufteten leise nach Parfüm. Sie sprachen alle drei ausgesprochen bayrisch, bedienten sich zuweilen sogar fehlerhafter Satzkonstruktionen, falscher Endungen, aber wenn sie im Gespräch zufällig einen französischen oder englischen Ausdruck gebrauchten, war ihre Aussprache tadellos.

Gerade als Huiras mit dem Doktor ein Gespräch über Rottenbucher Krankenverhältnisse beginnen wollte, ging die Tür auf, und das junge Paar trat eilig ein, von den Huirasschen Töchtern mit Hallo, von Frau Huiras mit gekniffenem Gesicht begrüßt, während Huiras lächelnd und dennoch ungeduldig zu dem Sohne sagte: „Also endlich! Erwarten laßt ihr euch wie nochmal Fürsten.“

Otti fühlte, daß in den Worten des Schwiegervaters sich für sie besonders ein Stich barg. Die Huiras hänselten sie gern als „Baronesse“, und sie wußte genau, daß sich unter diesen scheinbar harmlosen Neckereien ein gewisser Widerstand barg, eine bestimmte Abneigung gegen das, was Otti war und darstellte. Sie kannte ihre Schwägerinnen zwar schon von Kindesbeinen an, hatte sich von jeher mit ihnen geduzt, mit ihnen gespielt und auch, bis sie alle ins Institut kamen, gemeinsam Unterricht mit ihnen bekommen, aber eine kleine Kluft war doch immer zwischen ihnen geblieben, ein Abstand, den die Huirasschen Kinder deutlicher spürten als Otti, und den auch die Heirat zwischen ihr und Andreas nicht getilgt hatte. Ja, seit sie zur Familie gehörte, merkte Otti deutlicher denn zuvor, wie sie und die Huiras zweierlei waren, merkte es weniger an Äußerlichkeiten und Meinungsverschiedenheiten als an dieser ganz unterirdischen Feindseligkeit, die in der Familie ihres Mannes, besonders in den Schwägerinnen, für sie bereitlag und sich gelegentlich in kleinen Anzüglichkeiten oder Scherzen kundgab.

Otti wendete sich jetzt eifrig an ihren Schwiegervater: „Es ist wirklich nicht meine Schuld, daß wir so spät kommen. Ich habe so lang auf Andreas vor dem Malzhaus warten müssen.“

Die Schwägerinnen riefen durcheinander: „Otti, verwechselst du nicht am End' das Malzhaus mit eurem Schlössl?“ — „Andreas, hat die Otti heut' wirklich Urlaub vom Papa bekommen?“ — „Otti, man sollt' eigentlich einmal zählen, wieviel Stunden am Tag du beim Andreas bist und wieviele bei deinem alten Herrn!“

Otti errötete, wollte flink erwidern, besann sich aber, daß sie den fremden Gast noch nicht kannte, und sah ihren Schwiegervater fragend an. Als er den Namen Stauffers genannt hatte, reichte sie dem Doktor mit ein paar freundlichen Worten die Hand und setzte sich dann zu ihren Schwägerinnen, mit denen sie sich noch eine Weile lustig neckte. Sie trug ein ähnliches Kostüm wie die drei, aber mit ihrer zierlichen Gestalt und dem ondulierten Blondhaar, das sie nach österreichischer Komtessenart gleich einer Krone aufsteckte, sah sie zwischen den robusten Huiras doch wie eine kleine Aristokratin aus, die sich zum Scherz verkleidet hat und neben den breiten Schultern und vollen Formen der andern fast verschwand. Es waren jetzt zuviel Leute am Tisch für ein allgemeines



Gespräch. Die vier jungen Frauen redeten und lachten miteinander, Andreas warf nur zuweilen ein Wort dazwischen, lachte wohl auch einmal auf, und es war merkwürdig zu sehen, wie sein strenges, dunkles Gesicht, das der Mutter mehr glich als dem Vater, schön und weich wurde, wenn Heiterkeit darüber strich. Das geschah freilich nur selten, meist sah Andreas ernst, wenn nicht gar unzufrieden aus, seine Popularität bei den Schwestern war darum nicht groß. Jakob Huiras und der Doktor sprachen gleichgültig über gleichgültige Dinge. Frau Huiras hörte scheinbar ihren Kindern zu, aber ihre brennenden Augen verrieten, daß sie heimlich immer nach dem hinhorchte, was ihr Mann sagte. Jeder neue Mensch, den er ins Haus brachte, kennen lernte oder auch nur erwähnte, machte ihr Mißtrauen rege. In jedem meinte sie einen Feind zu spüren, einen Helfershelfer für Jakob Huiras' Ausschweifungen. Im Kreuz und Quer des Gesprächs kam der Doktor auch auf das verfallene Moorbad. Als er das Wort gesagt hatte, entstand am Tische ein kleines Schweigen. Frau Huiras' Augen flammten auf wie Brände, Jakob Huiras sah geradeaus, an seiner Frau vorbei und meinte geringschätzig, wie vorhin die Wirtin in der kleinen Weinschenke: „Das Bauernbadl? Ja, ja, dös is recht 'runterkommen ..."

Der Doktor fragte, ob der Moorgehalt wirklich stark genug sei, um Heilungen zu erzielen. Huiras meinte gleichgültig, er glaube schon, wenigstens hätte es der Bezirksarzt immer gesagt. Er schien keine Lust zu haben, sich weiter mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und wollte eben zu einem andern übergehen, als die Schwiegertochter sich lebhaft an Doktor Stauffer wandte: „Oh, Herr Doktor, Sie müssen einmal zu Papa kommen und mit ihm über das Moorbad sprechen. Papa kennt das alles ganz genau und hat schon oft gesagt, daß sich aus dem Moorbad etwas machen ließe —"

Die stieren blauen Augen von Jakob Huiras nahmen einen tückischen Ausdruck an, während er der Schwiegertochter mit freundlichem Gesicht entgegnete: „Ja, ja, Otti, das wissen wir schon, daß der Herr Papa immer große Pläne und große Ideen hat. Natürlich, wenn man bei so viel Gründungen und Aktieng'sellschaften dabei is wie er, da meint man, es gibt nix auf der Welt, was sich net gründen und auf Aktien stellen laßt. Von so was verstehen wir Bauern natürlich nix ... Aber der Herr Papa kann ja das Moorbad kaufen und was draus machen ... Geld g'nug hat er dazu, und der alt' Steinacher wird's wohl hergeben, wenn's einer ordentlich zahlt."

„Aber nein!" wollte Otti gerade sagen, besann sich aber doch noch, daß es wohl nicht klug sei, hier die Ansichten ihres Vaters auszubreiten. Sie schluckte ihre Entgegnung hinunter und zog sich mit ein paar geschickten Redensarten von dem heiklen Thema zurück.

Jakob Huiras stand auf. „Kommen S', Herr Doktor, gehn wir in mein Zimmer! Wo fünf Frauenzimmer pappeln, kann man doch nichts Ernsthaftes reden." Er lachte wieder geräuschvoll, nickte den vier jungen Frauen zu, sagte zu der seinen: „Die Resl soll a Flasch'n Wein 'nüberbringen, Alte," und begab sich mit dem Doktor ins Haus.

Die jungen Leute gossen sich nochmals Kaffee ein, obwohl er inzwischen kalt geworden war, und aßen Kuchen. Nur Anna schob den Guglhupf zurück, zog ein Zigarettenetui aus der Tasche und begann zu rauchen. Frau Huiras blieb noch ein Weilchen bei den Kindern sitzen, dann ließ es ihr aber keine Ruhe mehr, und sie schlich unvermerkt ins Haus. Sie konnte nicht anders, sie mußte um das Zimmer ihres Mannes streichen und horchen, was da ausgemacht wurde.

Bald stand auch Andreas auf, der noch allerlei Geschäfte zu erledigen hatte, und Otti tat es ihm nach. „Ich muß heim," sagte sie entschuldigend zu den Schwägerinnen.

„Was tust denn schon daheim bei dem schönen Wetter?" fragte Andreas erstaunt.

Sie lachte und wurde rot. „Ach nein, nicht so ... ich muß noch zu Papa!"

Andreas' Gesicht wurde finster. „Ich hab' gemeint, du bist jetzt bei mir daheim, nicht bei deinem Vater!" sagte er jäh und hart.

Sie erschrak, wurde noch röter und fast hilflos. „Ach, Andreas, das ist doch nur so eine dumme Gewohnheit von mir ... Du mußt nicht böse sein, aber ich war eben doch vierundzwanzig Jahre lang bei Papa daheim, und da ist es mir noch so ungewohnt, daß ... daß ..."

Sie stotterte. Sie hatte Herzklopfen, und ein paar kleine Tränen wollten in ihre Augen treten. Sie sah die spöttischen Gesichter der



robusten Schwägerinnen, die finstere Miene ihres Mannes, den gekniffenen Mund ihrer Schwiegermutter, die für einen Augenblick zurückgekommen war. Otti kam sich so fremd, so verlassen und bedrängt vor, daß sie am liebsten Hals über Kopf davongelaufen wäre in die Arme ihres Vaters.

„Ja, die Otti, die kann sich halt noch immer net dran g'wöhnen, daß s' jetzt Frau Huiras is!“ sagte die alte Frau, lächelte und tätschelte die zarte Wange der jungen; aber Otti fühlte trotz der Zärtlichkeit den Doppelsinn der Worte.

Auch Andreas fühlte ihn und sagte darum ganz ruhig: „Sie wird sich schon gewöhnen, gelt, Otti?“

„Aber natürlich!“ entgegnete Otti, lächelte und war zufrieden, daß ihr Mann sich in diesem Augenblick zu ihr stellte gegen die andern.

Andreas verabschiedete sich. Er küßte Otti die Hand und fragte: „Aber zum Abendessen kommst du doch?“

Sie zauderte einen Augenblick, sagte dann rasch: „Selbstverständlich, Andreas, auf Wiedersehen!“

Als das junge Paar gegangen war, entstand eine Pause. Nach einer Weile sagte Anna, die eine Zigarette nach der andern qualmte: „Der Andreas is a Lapp!“

„Und was für einer!“ sagte Agathe Freiberg nachdenklich. „Die Händ' küßt er ihr auch noch, statt —“

„Ach, deswegen —“ meinte die Regierungsrätin achselzuckend. „Das tut mein — mein —“, sie schluckte gewaltsam ein Wort hinunter, „das tut der meinige auch! Aber deswegen kommandiert er doch den ganzen Tag herum und bild't sich ein, daß er der Herrgott selber is. Auf die Handküsserei kommt's net an ...“

Anna stieß eine große Rauchwolke aus: „Der Andreas is doch a Lapp!“

Frau Huiras lachte höhnisch auf. „Ja, jetzt is er noch a Lapp, weil er noch in sie vergafft ist! Aber später amal — die wird auch bald ihr Kreuz zu schleppen haben! Dafür hat sie einen Huiras g'heiratet ...“ In ihren Worten klang eine furchtbare Bitterkeit, und in ihren brennenden Augen glomm es wie Genugtuung auf, daß vielleicht noch eine andre Frau neben ihr das Schicksal erdulden sollte, das sie seit mehr als dreißig Jahren trug.

Frau Huiras war ins Haus zurückgegangen, um, wie ihr Mann es gewünscht, das Mädchen nach Wein in den Keller zu schicken. Die Schwestern blieben allein auf der Veranda. Anna paffte mit nervöser Schnelligkeit eine Zigarette nach der andern, horchte jedesmal gespannt auf, wenn die Kirchenuhr mit ihrer sonoren, etwas schwermütigen Stimme eine neue Viertelstunde ansagte. Auch die Regierungsrätin hielt eine Zigarette zwischen den Fingern, tat aber kaum ein paar Züge, kreuzte die Arme über der Brust und sah geradeaus ins Leere hinein. Agathe hatte sich eine Handarbeit geholt und stickte eifrig drauf los, den Kopf tief auf weißen Kanevas und glänzende bunte Fäden gebeugt.

Eine Weile saßen sie schweigend. Dann warf Anna die Zigarette weg, schob ihren Stuhl rasch zurück und verschwand im Hause. Die Regierungsrätin zog wieder ein wenig an ihrer Zigarette, Agathe stichelte eifrig an einer purpurfarbenen Rose. Allmählich ging die Zigarette der Regierungsrätin aus, und Agathes Hände ließen die Arbeit in den Schoß sinken.

Still saßen die beiden jungen Frauen da, sahen in den Mai hinein, der sie umfing wie ein sanfter Hag, und träumten, ohne daß sie's selber wußten, von Tagen, die — ach, so fern! — hinter ihnen lagen. Von ihren Mädchentagen träumten sie, da sie frei und wild gewesen und das Leben keck gefragt hatten: Was kostet die Welt?! In der ganzen Umgegend waren die Huirasmädchen bekannt gewesen ob ihrer Schönheit und ihrer Lebenslust, und wenn die Rottenbucher auch über sie tuschelten und meinten, sie trieben's gar zu arg — eine Huiras brauchte sich ums Gerede der Leute wahrhaftig nicht zu kümmern! Eine Huiras lachte und tat, was ihr gefiel. Sie träumten weiter, wie dann in ihr Leben der Mann getreten war, der alles andre und alle andern beiseiteschob und sie zur Frau begehrte.

Amalie Huiras, die Älteste, hatte sich in einen flotten, mit Schmissen reich gesegneten Korpsstudenten verliebt, der mehr auf dem Rodelschlitten saß als im juristischen Hörsaal und lieber mit ihr Ski fuhr, als daß er Pandekten studierte. Den hatte sie sich in den Kopf gesetzt, der freite auch nur zu gern um sie, und sie bildete sich nun ein, daß ihr ganzes Leben mit ihm so lustig und so verwegen dahingehen würde wie ein



Wettlauf im Schnee oder eine sausende Abfahrt von der Alm ... Da kroch aber aus dem Korpsstudenten nach einer tollen Jugendzeit der strebsame Beamte hervor, der Sohn aus guter, alter Beamtenfamilie, der Karriere machen und seine Frau erziehen wollte. So absurd Amalie sich selbst fand, so mußte sie ihm doch gehorchen, wenn sie ihm gleich widerstrebte. Was Vater Huiras weder mit Grobheit noch mit Prügel je erreicht hatte, erreichte Herr von Kortum mit stetem Nörgeln und unerschütterlichem Eigensinn. Die wilde Hummel, die er sich von Rottenbuch geholt hatte, wurde an seiner Seite eine Frau, die zu einem Manne von Stellung paßte, wenn auch noch gelegentliche Rückfälle in Ausgelassenheit und kleine Entgleisungen vorkamen. So saß Herr von Kortum in jungen Jahren schon als Regierungsrat in Ansbach, und sein Ehrgeiz vermaß sich, später einmal Regierungspräsident des Kreises zu werden.

Agathe hatte gern ja gesagt, als der reiche Freier aus dem bayrischen Wald um sie anhielt. Der große blonde Mann gefiel ihr, und sie dachte, daß sie im bayrischen Wald genau so wie in Rottenbuch das Leben jeden Tag um den Preis der Welt fragen würde. Aber nun lag sie jedes Jahr im Wochenbett, und ihr Mann war so verliebt in sie und in die wachsende Kinderschar, daß Agathe dachte, das würde wohl nie ein Ende nehmen mit Kinderkriegen, Kinderstillen und Kindersorgen ... Die Sommermonate, die sie bei den Eltern verbrachte, waren ihre Ruhezeit; in Rottenbuch, wo sie einst so lustig und toll gewesen, konnte sie wenigstens still sitzen und ein wenig sich selbst gehören. Wenn sie im Herbst nach Hause kam, stand ja doch wieder der Mann mit ungeduldiger Zärtlichkeit da und flüsterte ihr, kaum daß sie den Reisehut abgelegt hatte, zu, daß er's keinen Tag länger ohne sie ausgehalten hätte, und das Jahr darauf kam wieder ein Kind.

Mit einer Heftigkeit, die sie neben ihrem Manne nie mehr empfand, griff Agathe aus ihren Gedanken heraus nach dem Arm der Schwester: „Mali, wenn die Anna je heiratet, dann soll man sie totschlagen!"

„Soll s' vielleicht eine alte Jungfer werden?!"

„Das nicht, aber, aber —"

Sie schwiegen wieder eine Weile. Die Regierungsrätin sann jetzt schärfer nach als vorhin. Der Wille ihres Mannes verlor die Macht über sie, sobald sie wieder daheim war. Mit den Huiras wurde sie wieder eine Huiras. Da sie jetzt an ihn, sein ewiges Hofmeistern und seinen Regierungspräsidentenehrgeiz dachte, lachte sie höhnisch auf. „Die Anna soll nicht fortheiraten," sagte sie langsam, als käme eine Erkenntnis über sie. „Wir passen nicht hinaus, und man hat's doch nirgend so gut wie hier —"

Sie sahen Anna nach, die eben erst den Garten verließ und über einen kleinen Kiesweg des Parkes einen Wiesenpfad betrat, der über Hügel und Rasengelände zum Walde führte. Ihr Kleid flatterte im Winde, und um ihren Kopf spielten fröhliche Haarsträhnen. Kraft und Fülle lag in ihrem Gang, in jeder zufälligen Bewegung. Die jungen Frauen nickten: geradeso waren auch sie einst dahingeschritten mit flatternden Röcken und flatternden Herzen. Auf ihren hübschen Gesichtern lag's jetzt wie leise Rührung. In dem Mädchen, das da zum Walde hinlief, liebte jede sich selbst, das Glück der Huiras und die Scholle, die all dies Glück trug.

Die beiden Männer saßen unterdessen im Zimmer des Posthalters. Das war ein großes kühles Gemach mit einer geschmacklosen Tapete und einer sehr buntbemalten Decke. Die Möbel waren altmodisch, von Kirschbaumholz, mit grünem Rips bezogen, an den Wänden hingen Photographien, die Männer und Frauen in kleinstädtischen veralteten Trachten zeigten, auch zwei schlechte Ölbilder in dicken Goldrahmen waren zu sehen, die verstorbenen Eltern der alten Frau Huiras. Im Gesicht des Großvaters, dem sein Enkel Andreas glich, lag Verstand und Beherrschung, die Großmutter sah nichtssagend aus, wie eine stark gewordene, hübsch gewesene Stalldirne.

Der Doktor setzte eben seine Zigarre in Brand, als die Magd mit der Flasche und den Gläsern eintrat und sie auf den Tisch vor den Männern niederstellte. Wie er seine Augen, die bis jetzt den Brand geprüft hatten, wieder hob, sah er, daß die Blicke des Posthalters stier an den drallen Hüften der Magd hingen, die rot wurde, sich ungeschickt hin und her schob und machte, daß sie wieder zur Tür hinauskam.

Sie sprachen über allerlei Dinge, die den Doktor interessierten, vor allem natürlich

von Rottenbuch, von seinen gesundheitlichen Verhältnissen, seinem neuen Krankenhaus, seinen Steuerziffern usw. Doktor Stauffer sprach wenig und hörte aufmerksam zu. Da man auf die Finanzkraft des Dorfes zu reden kam, meinte Stauffer lächelnd, daß die Finanzkraft wohl in dem Namen Huiras zusammenzufassen sei. Der Posthalter lächelte geschmeichelt, widersprach auch nicht eben heftig, betonte aber doch, daß die „Leutln" rundum ihr gutes Auskommen hätten, und daß kein Mensch zu hungern brauchte. Er verlangte von seinen Pächtern einen sehr bescheidenen Zins, und seine Löhne wären, wie er versicherte, durchaus anständig.

„No, und wenn's irgendwo schief geht, nacha is all'weil der Huiras no da! Der hat noch kein' im Dreck stecken lassen, und dös wissen die Leutln a."

Er hatte es mit etwas breitem Selbstbewußtsein gesagt. Der Doktor erkundigte sich genauer nach den Lohnsätzen, beredete sie mit keinem Wort, aber Huiras merkte ihm doch an, daß er sie niedrig fand. Das starke Gesicht des Posthalters rötete sich, und seine stieren Augen bekamen einen tückischen Ausdruck: „Ja, mein Lieber, mit Stadtlöhn' dürfen S' da net rechnen! So was gibt's bei uns net! Denken S' doch auch, was in der Stadt drin alles kost, während die Leutln hier 's Leben fast umsonst haben!"

Er zählte an den Fingern die bescheidenen Preise der Mieten und der Lebensmittel auf und das Freibier, das seine Arbeiter in der Brauerei erhielten. Nein, die Leutln konnten wirklich nicht klagen! Sie hatten ihr Dach überm Kopf, ihr Brot und ihre Knödel. Was brauchte der Mensch noch mehr?! Es waren fast dieselben Worte, die vorhin die Wirtin in der kleinen Weinschenke gebraucht hatte, sie fielen dem Doktor gleich wieder auf, reizten ihn abermals zum Widerspruch, den er aber bezwang.

„Ja, sehn S', wir haben keine Stadtlöhn', wir haben aber auch keine Sozis. Natürlich, unz'friedene Menschen gibt's überall und Krakeelmacher auch ... So vor a Jahr a zehn, da hätt' der und jener es amal probiert und hätt' mehr g'fordert und hätt' so g'schwoll'ne Redensarten daherbracht."

Aber der Posthalter war schnell mit ihnen fertig geworden, er hatte einfach erklärt, daß er ebensogut mit fremden Arbeitern wirtschaften könne, mit Böhmen, die nur einen Katzensprung entfernt, über der Grenze drüben, im Österreichischen saßen und froh wären, wenn man sie herüberholte. Ebensogut und viel billiger.

„Wie die leben, davon hat ja unsereins kein' Ahnung! Bei dene fressen sechse an dem, was bei uns einer verschlingt! Und was fressen s'? Hund' und Katz'n und san froh, wenn s' a Flasch'n Tropfbier kriegen ... D' Österreicher wissen ja gar net, was an all dem slowakischen Zeug für Arbeitskräft' hab'n! Da is noch a Vorwärtskommen mögli und a wirklicher Profit ..."

Er sprach noch eine Weile über die ländlichen Arbeiter, und der Doktor war erstaunt, wie unterrichtet Huiras über alles war, was diese Frage betraf. Er wußte genau, wieviel polnische Arbeiter auf norddeutschen Gütern und in der Rheinprovinz arbeiten, und jammerte ein wenig, daß der Transport dieser Fäuste nach Süddeutschland eben doch zu teuer und auch sonst noch aus allerlei Gründen unausführbar sei ... Mit ganz besonderer Anerkennung sprach er von jenem Ostelbier, der vor Jahren einmal die Idee anregte, ob es bei den stetig steigenden Löhnen nicht am besten wäre, chinesische Kulis einzuführen.

Der Doktor hörte ihm gespannt zu. Nicht alles, was der Posthalter sagte, gefiel ihm, und der Mann selbst gefiel ihm gar nicht, ohne daß er hätte sagen können, warum nicht; aber in seiner ganzen Art lag etwas, was interessierte, was vielleicht gerade einem Stadtmenschen mit verfeinerten Nerven auffiel. Es war nicht die feste bäuerliche Breitspurigkeit allein, die der Posthalter äußerlich und innerlich zur Schau trug, es war noch etwas Verstecktes in ihm, das reizte, das Kraft sein konnte oder auch nur Tücke oder vielleicht auch beides zugleich.

Der Doktor dachte: Jedenfalls ist das ein Mensch, der seine ganz bestimmten Ansichten über Menschen und Dinge hat. Wahrscheinlich sind es nicht immer die meinen, aber das schadet ja nichts. Jedenfalls kennt er den Boden genau, auf dem ich künftighin stehen werde, und die Bevölkerung auch. Und da er offenbar einen klugen Kopf und eine offene Hand hat, werd' ich schon mit ihm auskommen. Ich persönlich werde ja nichts mit ihm zu schaffen haben und möchte es auch nicht. —



Kurz ehe der Doktor ging, kam der Posthalter auf das Moorbad zurück. Er sprach jetzt freier davon als vorhin unter den brennenden Augen seiner Frau. Er zeigte jetzt ein gewisses, allerdings mitleidiges Interesse dafür, bat den Doktor, die Bäder allen Patienten dringend zu empfehlen, denen sie nützen könnten. Der Moorgehalt des Wassers sei sehr stark, das hätten schon viele Ärzte gesagt, und erzielte Heilungen, die oft ans Wunderbare grenzten. Als der Doktor sagte, er staune, wie unbekannt dies Moorbad sei, und ob man eigentlich nie versucht hätte, etwas daraus zu machen, wehrte der Posthalter mit einer ärgerlichen Geste seiner plumpen Hand ab. Nein, nein, das war alles Unsinn! An so was war gar nicht zu denken! Er lachte ein kurzes spöttisches Lachen. Natürlich, der Herr Baron, der Vater seiner Schwiegertochter, der hatte immer solche Ideen im Kopfe. Der meinte, auf jeden Berg müsse eine Bahn führen, und wo drei Bäume auf einer Wiese stünden, müßte ein Hotel hin ... Das wären lauter so großstädtische, internationale Faxereien, mit denen er, Jakob Huiras, nicht mitginge. Natürlich, der Baron könne sich diese Liebhaberei leisten: er gelte als vielfacher Millionär und hätte nur die eine Tochter. Aber wenn man sechs Kinder hat und einen Haufen Geld in Grundbesitz und Industrien, dann taugt man nicht zum Plänemachen und zu Geschichten, die in der Luft hängen ... Und er wiederholte, was er vorhin schon zu Otti gesagt hatte, daß der Herr Baron das Moorbad ja kaufen könne, wenn er so fest von dessen Zukunft und Ertragsfähigkeit überzeugt sei ...

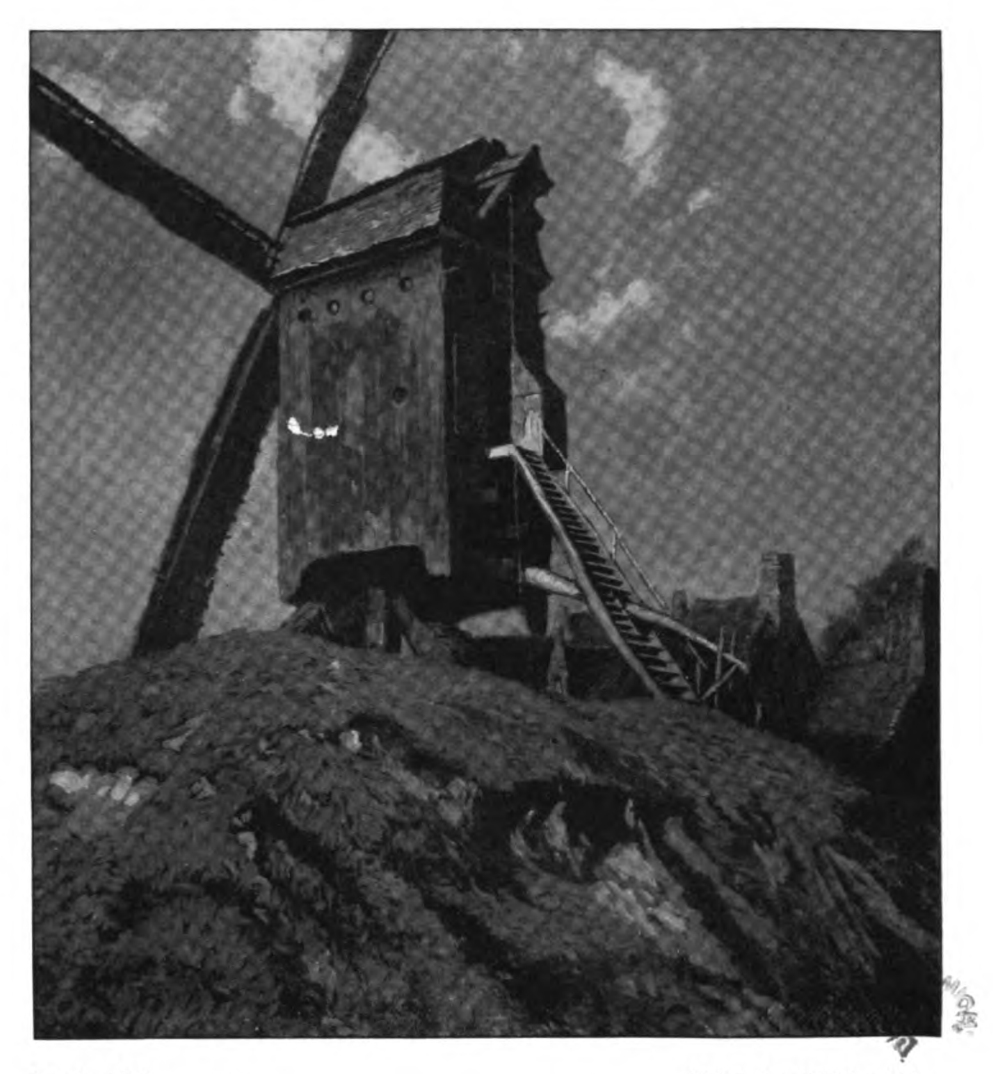
Das alles kam in einem wegwerfenden, ärgerlichen Tone, indem zugleich Sicherheit und Tücke klangen. Allmählich wurde er aber wieder wärmer und schloß treuherzig: „Also, gelt, Herr Doktor, schicken S' halt Leut' ins Moorbad, so gut S' können! Der alt' Steinacher is eh a spinneter Tropf und bild't sich allaweil ein, daß ich was gegen ihn hätt'! Er feind't mich an, und kein Mensch weiß, warum ... Du lieber Gott, was soll ich gegen ihn haben?! Mich g'freut's, wenn's ihm gut geht und er noch recht lang auf seinem Torf umanandagrabt."

Er lachte wieder geräuschvoll; der Doktor versprach natürlich, sein möglichstes für das Moorbad zu tun. Dann erhob er sich, denn es war schon spät geworden, und er mußte an die Bahn. Der Posthalter trank ihm noch einmal zu, schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte, er hoffe, daß der Doktor sich in Rottenbuch recht behaglich fühlen möge und gut mit ihm, Jakob Huiras, auskäme. Er ließ auch die Frau schön grüßen und führte den Doktor bis zur Haustür zurück, die er ihm selbst öffnete. Weder Frau Huiras noch die Töchter ließen sich mehr blicken, der Doktor konnte sich ihnen also nur durch den Gatten und Vater empfehlen lassen.

Als Stauffer wieder in der Straße stand, spürte er an der Kühle, daß es Abend werden wollte, ein köstlicher Frühsommerabend, wie er in den Bergen selten ist. Die Dämmerung hatte dem Tag erst schüchtern die Hände über die Augen gelegt, so daß er überall noch goldenes Licht fließen sah, das heller glitzerte an den Schneezungen der Berge und von der weißen Blütenpracht der Bäume, die zuweilen lautlos stäubend niederfiel wie duftige Asche. Der Himmel stand ganz hellblau; im Westen, wo die Sonne unterging, war er weich und sanft rötlich-violett anzusehen wie schwermütig-verblichener Sammet. Und überall rundum ein Blühen und Brennen und herzklopfendes Erwarten, das verwirrend und aufregend wirkte, eben weil es stumm war, weil es noch nicht die jubilierenden, trillernden, flötenden, brummenden und wispernden Stimmen gefunden hatte, mit denen der Hochsommer seine Botschaft über die Lande hinruft.

Stauffer schlenderte langsam zum Bahnhof hin, fand, als er davorstand, daß er noch viel Zeit übrig habe, und verfolgte also die Straße noch ein Stück weiter, entgegengesetzt von der Richtung, die er heute früh genommen. Er achtete nicht auf seinen Weg, war in seinen Gedanken froh und angeregt. Je öfter er Rottenbuch sah, um so besser gefiel es ihm; er war sicher, daß er das Richtige getroffen hatte, als er es wählte. Und Huiras gefiel ihm; ja, wirklich jetzt, da er seine stieren Augen mit der leisen Tücke und das massige, lüsterne Gesicht nicht mehr vor sich sah, jetzt gefiel er ihm. Er war doch ein starker Mensch, der mit starken Händen hielt und lenkte. Das war recht so, das brauchten die Menschen überall, und es war gut sein an einem Ort, wo ein Wille über allen stand. Der Doktor fühlte





Ernst Liebermann: Belgische Windmühle.

Zu dem Aufsatz „Ernst Liebermann“ von Dr. Fritz Traugott Schulz.



sie ihre städtischen Kenntnisse verwerten konnte und doch auch heimlaufen durfte, wenn sie gerade nötig und der Doktor zu Hause war, so daß die Frau nicht allein blieb. Weil Helene sehr hilfsbedürftig und die Gretl ein gutes, nicht unfeines Ding war, hörte Helene ihr ganz gern zu, wenn sie allerlei aus dem Dorfe schwatzte, erlaubte ihr manchmal, an schönen Nachmittagen bei ihr auf der Veranda zu sitzen und zu erzählen, was das flinke Mundwerk der jungen Magd nur zu gern tat.

Doktor Stauffer war nicht weniger zufrieden als seine Frau. Er sah, wie Helenes Antlitz die Zimmerfarbe verlor, sich ein klein wenig rundete und einen zarten rosigen Hauch auf den Wangen bekam. In den ersten Tagen der Übersiedlung war sie von der neuen Umgebung so erregt, so über sich selbst hinausgehoben gewesen, daß sie, die lange schon jeder Hoffnung auf Genesung entsagt hatte, noch einmal zu glauben und zu hoffen versuchte. In diesen ersten Tagen war sie in der Tat körperlich kräftiger, beweglicher gewesen als sonst, und wenn ihr Mann auch nicht mit ihr hoffen konnte, so sagte er sich doch wieder einmal voll tiefer Befriedigung, daß die Wahl von Rottenbuch für sie beide das Richtige gewesen sei.

Obwohl er erst kurze Zeit ansässig war, kamen doch schon viele Patienten, und die Fahrten über Land waren häufiger, als er's gedacht. Es lagen eben rundum gar viele kleine Weiler, Dörfer und Flecken, ganz zu schweigen von den Einödhöfen, die alle den Arzt in Rottenbuch holen mußten. Freilich saß hier und da ein Schäfer oder ein altes Weib, die sich aufs Kurieren verstanden und Zulauf hatten, aber die Mehrzahl der Bevölkerung hielt doch nicht mehr recht fest an den Gepflogenheiten der Großväter, die ihre Gebrechen mit Spinnweben, Besprechen oder Kräutern behandeln ließen. Es gab doch schon zu viele Industriearbeiter in der Umgegend, zu viel Zusammenhang mit den Dingen, die draußen in der Welt vorgingen. Der Patient, der an Doktor Meyerleins schmutzigem Taschenmesser gestorben war, nützte Stauffer mehr als jede Reklame. Stetig wuchs die Zahl jener, die statt des schmierigen, vertrunkenen Bauerndoktors den städtisch aussehenden, peinlich sauberen Arzt holten.

Stauffer hatte sich auf Feindseligkeiten von Meyerleins Seite gefaßt gemacht; er war erstaunt, angenehm erstaunt, daß sie ausblieben. Meyerlein kümmerte sich zunächst gar nicht um die junge Konkurrenz. Er war Witwer, hatte seine Kinder längst versorgt und genug für sich zum Leben, auch wenn gar kein Patient mehr an seiner Klingel läutete. Er saß jeden Abend im Wirtshaus, soff schweigend eine Maß nach der andern und torkelte gegen Morgen heim. Stauffer hatte ihn bis jetzt nur von ferne gesehen; als er ihm den Besuch machte, den er dem Kollegen schuldig zu sein glaubte, war Meyerlein über Land gefahren, wie seine Haushälterin sagte; in Wirklichkeit schlief er gerade einen besonders schweren Rausch aus. Als er aber mehrere Wochen später zufällig einmal nüchtern war und Stauffer außerhalb des Dorfes auf der Landstraße begegnete, redete er ihn kurzerhand an: „So, so, Sie sind also der neue Stern, der über diesem gesegneten Nest aufgegangen ist! Mir kann's recht sein, ich wünsch' Ihnen Glück dazu!"

Stauffer war etwas befangen. Ihn befremdete schon die Erscheinung des Mannes, der da vor ihm stand: diese große gedunsene Gestalt im wehenden schmutzigen Lodenmantel, auf der das typische Trinkergesicht mit den verschwollenen Zügen und der violettgeäderten Haut saß. Nur in den graublauen Augen lag es heute wie eine schmerzliche Erinnerung, daß sie einst bessere Tage gesehen und besseren Trost gewußt hatten als den Alkohol.

In seinem schmierigen Mantel und seinem breitrandigen fettigen Hute stand Meyerlein breitspurig vor dem jungen Arzte da. Er sprach laut und begleitete seine Rede mit weitausholenden Gebärden: „Ja, mein Lieber, da werden Sie noch Ihr blaues Wunder erleben! Ich war auch einmal jung und hab' wunder gemeint was ... aber, sakra nochmal, das verlernt sich hier. Passen Sie nur auf, wie's da geht, Ihnen nicht anders wie mir! Ausgeschunden wird man, ausgeschunden und ausgelacht! Von allen miteinander, am meisten aber von dem ... dem da drin." Er zeigte über die Schulter mit dem Daumen nach der Villa von Huiras. „Der pfeift, und Sie können tanzen. Und wenn Sie nicht tanzen, wie er pfeift ... aber Sie lernen's schon, ich hab's auch gelernt! Nicht auf einmal, o nein, ganz langsam, daß Sie's selber kaum merken! Wenn



sich zuversichtlich und zukunftsfroh, als wäre er nicht ein Mann in den Dreißigern, sondern ein Mulus.

Er war gar nicht weit gegangen, als aus der Ferne eine große, kräftige Frauengestalt seinem Weg entgegenkam. Ihr blaues Kleid flatterte um sie her, losgesprungen von dunkelblonden Zöpfen spielten lustige kleine Haarsträhnen um ihre Stirn. Sie war aus einem Walddickicht hervorgekommen, sah sich noch einmal um, nickte zurück in die Tannen hinein, lachte und schritt schnell weiter, denn ihre scharfen Augen hatten gleich den Doktor erkannt. Er erkannte sie ein wenig später, weil er sie im ersten Augenblick mit ihrer Schwester, der Regierungsrätin, verwechselt hatte. Wie sie jetzt mit dem schönen Lachen, das auch Andreas lachte, vor ihm stand, begriff er seinen Irrtum nicht, begriff nicht, daß er heute nachmittag dies Mädchen mit den jungen Frauen ganz gleich geachtet hatte. Wie sie jetzt im verschwimmenden Licht des sinkenden Tages daherschritt, in dem flatternden Kleid, mit dem fröhlichen Mund, dem Grübchen auf der linken Wange und den ungezogenen kleinen Haarsträhnen, schien sie ihm so jung, so voll Kraft und Lust, daß er sie einen Atemzug lang betroffen anstarrte. Sie ging zu ihm hin und sagte unbefangen: „Guten Abend!“ Sie war gelaufen, ihre volle Brust hob und senkte sich rasch unter dem blauen Kattunmieder. Sie begleitete den Doktor etliche Schritte, plauderte heiter über gleichgültige Dinge, nestelte an ihrer Frisur, die arg zerzaust war, spähte dabei verstohlen die Straße ab, als fürchtete oder wartete sie, daß einer daherkäme. Eine Weile kam niemand, dann ging unversehens der junge Forsteleve an ihnen vorüber, den der Doktor heute früh schon in der kleinen Weinschenke gesehen hatte. Seine Augen glänzten, aber der Doktor merkte doch, daß sie, während der junge Mann linkisch und verlegen grüßte, mit unfreundlicher Frage auf ihm, dem Fremden, lagen. Anna Huiras dankte dem Gruß unbefangen und spielte mit ihren silbernen Halsketten.

Der Doktor lächelte unwillkürlich geschmeichelt, als der unfreundliche Blick ihn traf, gleich darauf ging ihm aber doch ein Stich durchs Herz. Wie lange war es her, daß er an der Seite eines blühenden Weibes in die Verheißungen einer Maiendämmerung hineingeschritten war, wie lange!

Als Anna ihn verlassen hatte, beugte er sich zu den Rasenstreifen, die die Straße besäumten, wollte ein paar Blumen pflücken für seine Kranke daheim. Er fand aber nichts Rechtes, nur gewöhnliche blaue Glockenblumen und alberne Maßliebchen. Er hätte früher daran denken sollen, heute früh etwa, als er an den fetten Moorwiesen vorbeikam, auf denen die ersten Blumen noch so wild sprangen, oder vorhin, als er neben Anna Huiras am Saum üppiger Weiden dahinschritt. Nun war's zu spät.

Wie er in der kleinen offenen Wartehalle des Bahnhofs auf seinen Zug wartete, spürte er, daß er müde und mißmutig war. Die starke Luft ... die neuen Eindrücke und Menschen ... Er wollte froh sein, wenn das Hin- und Herfahren endlich aufhörte und er dauernd in Rottenbuch saß. Sehr froh wollte er sein! Als er aber im Abteil saß, dachte er gar nicht mehr viel zurück, sondern seine Gedanken liefen heim, zu seiner Kranken, und umfingen sie mit sorgender Zärtlichkeit.

Die Stauffers hatten sich in Rottenbuch schnell eingelebt. Helene Stauffer war sehr glücklich über die geräumigen hellen Zimmer, um deren Fenster wilder Wein sich nur als bescheidener Rahmen ranken durfte, denn der Doktor schnitt ihn alle Tage tüchtig zu, damit das wuchernde Grün nicht der Wärme und dem Licht den Weg versperre. Sie freute sich wie ein Kind über den Garten, in dem neben alten Obstbäumen ein paar Tannen standen, Flatterrosen und Malven blühten, und aus dem im Herbst die goldumflossenen Mohrengesichter der Sonnenblumen aufsteigen würden. Still und froh saß sie in ihrem großen Lehnstuhl auf der Veranda, die an ihr Schlafzimmer stieß; ihre blassen Hände arbeiteten an allerlei feinen Stickereien und Nadelarbeiten, wenn nicht gar am Klöppelkissen, denn sie hatte noch in der Stadt die Spitzenkunst erlernt und liebte sie sehr. Der Doktor hielt auch allerlei Journale, ließ Bücher aus der Stadt kommen, so daß Helene fand, der Tag sei eigentlich recht kurz für die vielerlei Dinge, die sie pflegen wollte. Sie hatte auch Glück mit ihrem Dienstmädchen, einer Rottenbucherin, die eine Zeitlang in der Stadt gedient hatte, bald aber wieder heim mußte, weil ihr Vater starb und die Mutter kränklich war. Die freute sich, nun eine Stelle zu haben, in der



morgigen Tag, die selten trog. Und wenn sie auch trog, wenn die einzige Kuh auch umstand, wenn der Hagel auch das unversicherte Feld schlug, oder wenn ein mißratener Sohn vertat, was die Mutter pfennigweise gespart hatte, dann sprang der Huiras ein. Der Huiras ließ keinen verkommen und verhungern, dem Huiras hatten sie fast alle zu danken. Es waren gar wenige, die ihn nicht schon in Anspruch genommen hatten, und wer's noch nicht getan, wußte nicht sicher, ob er's nicht morgen oder übermorgen tat. Dieser starke Hort, der für sie alle da war, gab ihnen ein Gefühl der Sicherheit, der Zufriedenheit, das nach außen hin ausstrahlte, ohne daß sie's wußten, verbreitete jene Atmosphäre, die Stauffer zuerst als ebenso selten wie angenehm empfand.

Es dauerte eine Weile, bis er merkte, daß in dieser Atmosphäre etwas Laues, Lähmendes lag. Alle diese kleinen Menschen waren nicht mehr auf sich, auf die eigne Kraft und das eigne Glück gestellt, sondern ihr Herr, ihre Kraft und ihr Glück hießen Huiras. Sie brauchten nicht mit übermenschlicher Anstrengung zu arbeiten, zu ringen, standen niemals in Verzweiflung oder Wut hilflos vernichtet vor einem vernichteten Leben. Immer war Huiras da, sprang ein, richtete auf, machte gut. Standen auch niemals in stolzem Selbstbewußtsein, überwältigt von Glück, vor einem überreichen Tagewerk, denn Huiras war da, dämmte zur rechten Zeit ein, warnte vor Überhebung und Wagemut. Wozu sollten sie auch tollkühn wagen und Überhebung versuchen, da immer er hinter ihnen stand, der größer war als sie alle und sie alle in seinem Schutze hielt?! Es lebte sich gut im Schatten dieses Riesen, man brauchte nur bescheiden zu sein, demütig und nichts andres zu wollen, als was alle ringsum seit Jahrzehnten gewollt hatten. Für Ehrgeiz, Draufgängerei und gewaltsame Neuerungen war hier kein Platz. Die Zeit tickte hier gar langsam, und langsam schritten ihr die Menschen nach, wären erstaunt gewesen, wenn ihnen einer zugerufen hätte: „Sputet euch, sonst versäumt ihr das Beste!“

Sie hatten keine Eile, und das Beste war für sie unnötig, denn sie waren zufrieden. Eine geduckte Zufriedenheit war in ihnen allen, eine, die aussah, als wäre sie müde von vergeblichem, längst verloschenem Widerstand, und die nun die Tage gleichförmig hinrieseln ließ wie die Perlen eines Rosenkranzes ... Sie sahen in allem das Kleine, wollten das Kleine und hätten wohl jeden gehässig betrachtet, der sie aus dieser hindämmernden Lebensauffassung aufgestört hätte.

Je länger Stauffer in Rottenbuch war, um so mehr fiel ihm, der aus dem Drängen der Stadt gekommen war, dies Sichbescheiden auf, das noch etwas ganz andres war, als die eingeborene heitere Anspruchslosigkeit süddeutscher Art. Er spürte sie, sann ihr aber kaum weiter nach, oder hielt sie zunächst doch nur für bäuerliche Indolenz. Vielmehr interessierte ihn eine andre, ganz reale Erscheinung — das verlotterte Moorbad, das ihm schon bei seiner ersten Anwesenheit in Rottenbuch aufgefallen war. Seit seiner Übersiedlung beschäftigte ihn immer wieder die Frage, warum das Bad so heruntergekommen und unbekannt geblieben sei.

Er hatte versucht, mit dem alten Steinacher bekannt zu werden, hatte sich ihm vorgestellt und ihn gebeten, ihm die Einrichtung des Hauses zu zeigen. Brummig hatte ihn der Alte in den Gastzimmern und Baderäumen herumgeführt. Hier war der Verfall noch deutlicher zu sehen als draußen. Die hölzernen Wannen rochen faulig, die Wasserröhren waren mit Grünspan überzogen, an den Wänden sah man Feuchtigkeitsflecken und in den Ecken Spinngewebe. Stauffer hatte auch die deutliche Empfindung, daß das Badewasser nicht für jeden Patienten erneuert wurde. Er begann mit dem Alten über den Gehalt und die Wirkung des Moores zu sprechen, hätte gern gewußt, ob Ärzte aus der Stadt schon Gutachten darüber abgegeben hatten. Der Alte nickte, brummte etliche Namen, die er so entstellt aussprach, daß Stauffer sie kaum verstand, und ließ sich zu keinen weiteren Mitteilungen mehr herbei. Als der Doktor ihm sagte, daß er selbst durch eine Untersuchung sich von der Stärke des Moors überzeugen wolle, kam als Antwort Gebrumm; als er aber beifügte, daß der Posthalter sich für das Bad zu interessieren scheine und es ihm, Stauffer, für seine Patienten besonders empfohlen habe, züngelte es in den vom Alter ausgeblaßten Augen Steinachers auf. Mit einer höhnischen Gebärde zog er die schmierige Mütze von dem nackten Schädel: „Zu viel Ehr', zu viel Ehr'!“ Er lachte kurz und hart, sagte mehr zu sich als zu dem andern:

„So, so, der Huiras schickt mir Kunden ... Wenn er sich nur da net verspekuliert ... kunnt aber sein, daß er sich verspekuliert."

Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Stauffer bedachte, daß der Alte als absonderlich galt und daß es hieß, er hätte Tage, an denen er ganz verdreht sei. Der Doktor beschloß also, zu einer besseren Zeit wiederzukommen. Ganz zufällig fragte er nur noch, ob der Alte denn gar keine Hilfe hätte, keinen Sohn oder Verwandten, der ihm, dem Alternden, die Last des Geschäftes allmählich abnehmen könnte.

Steinacher blinzelte verschmitzt, seine Lippen verzogen sich höhnisch, daß einzelne gelbe Zahnstumpen sichtbar wurden. Scheinbar treuherzig und betrübt entgegnete er, daß er keinen Menschen auf der Welt mehr habe, kein Kind, keine Stütze, keinen Erben. Plötzlich aber wurde seine weinerliche Stimme drohend, und in sein Gesicht trat ein alter Haß: „Desweg'n g'hört's aber no lang net dem Huiras, no lang net! Kann sein, daß 's ihm amal zufallt, kunnt sein aber a net, kann leicht sein, net! Kunnt leicht sein, daß er sich verspekuliert. Heunt bin i no Herr da, und wer's nach meiner is, dös woaß ma no net ... Und dös kenna S' eahm sag'n, weil S' doch von eahm herg'schickt san, daß mi aushorch'n soll'n, und kenna eahm a sag'n, daß i in die nächsten Täg' zum Notär in d' Stadt einifahr, und was in da richti' mach', woaß a kein Mensch net, dös kenna S' eahm a sag'n ..."

Der Doktor ging, der Alte war wirklich zu wunderlich. Seine seltsamen Reden beschäftigten den Doktor noch über das Moorbad hinaus; er grübelte, dachte nach, was dieser unverkennbare, jäh aufspringende Haß gegen Huiras bedeuten könnte, worin er wurzelte und wohin er zielte. Er fand keine Antwort, er erinnerte sich nur, daß damals die Wirtin in der kleinen Weinschenke erzählt hatte, die Geschichte mit seiner Tochter habe Steinacher das letzte bißchen Verstand geraubt.

Frau Helene, der ihr Mann von seinem Besuch und Gespräch im Moorbad erzählt hatte, sagte nur: „Ich sag' der Gretl, sie soll ihre Mutter fragen, was da eigentlich los war und los ist, die weiß es sicher!"

Und zwei Tage später wußte Stauffer, daß der alte Steinacher nicht ganz so verrückt war, wie er galt, und warum er Huiras haßte. Das war eine alte Geschichte, die wohl an zwei Jahrzehnte zurücklag.

Steinacher hatte eine Tochter gehabt, ein schönes, wildes Mädel. Wie die in Schande kam, warf sie sich dem Vater zu Füßen und bat ihn mit aufgehobenen Händen und angstverzerrtem Gesicht, daß er sie schützen solle gegen den Mann, der sie so weit gebracht hatte — gegen Huiras. Der Vater aber mißhandelte in seinem jähen Zorn die Tochter fürchterlich, daß sie ihm fast unter den Händen blieb. Als sie ihre zerschlagenen Glieder wieder rühren konnte, packte sie ihre paar Habseligkeiten zusammen und fuhr in die Stadt. „Sterb'n kann i drin a, aber wenigstens muß's da net sein! I geh' net zum Meyerlein! ... I bring' dös Kind schon zur Welt! Lieber an Bankert, als sterben!"

So war die Johanna Steinacher fortgegangen von den zwei Männern, die sie hätten schützen sollen, und die ihr beide das junge Leben bedrohten. Keiner hatte je wieder von ihr gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebenden

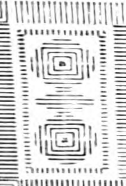
So gehen die Liebenden alle im Traum;
Sie wissen nicht Tag noch Stunde der Zeit;
Es folgen ihnen viel Augen voll Leid —
Sie aber wandeln und wissen es kaum.

Unwissend wissen sie eines nur:
Daß ihnen Gott die Welt erbaut
Und den Himmel voll Glück, der darüber blaut,
Nicht aber das Leid in der Äcker Flur.

Und wissend unwissend gehen sie hin ...
Doch wehe, wenn sie auf weiter Statt
Ein Auge voll Leid getroffen hat:
Dann kehrt sich in Tränen ihr Sinn.

Eugen Ludwig Gattermann







Wintersport in der Zentralschweiz

Von Theodor von Montanus

Die gewaltige Entwicklung des Sports ist gewiß eine der erfreulichsten Erscheinungen unsrer Zeit. Wahrlich, lange genug sind wir in Deutschland hinter dem Ofen gesessen und haben es der allgemeinen Wehrpflicht überlassen, für unsern Körper zu sorgen, während die erwachsene Jugend in Biertrinken und Fechten ihr möglichstes tat, um ihre Gesundheit zu untergraben und die wenigen Turner, die auch auf des Leibes Wohl bedacht waren, keineswegs ein besonders geachtetes Dasein führten. Wie ganz anders ist das jetzt, wieviel vernünftiger und gesunder! Heutzutage wird der über die Achsel angesehen, der nicht Sport treibt, und sogar der Staat stiftet Mittel für sportliche Veranstaltungen der Jugend.

Wohl am stärksten ist dieser erfreuliche Umschwung in dem Wintersport hervorgetreten, hat er doch in wenigen Jahren eine Ausdehnung gewonnen, die auch der größte Optimist noch um die Wende des neuen Jahrhunderts kaum für möglich gehalten hätte. Man braucht nur daran zu erinnern, daß unsern Großmüttern vor fünfzig oder sechzig Jahren das Schlittschuhlaufen als unschicklich verboten war und noch vor zwei Jahrzehnten das Rodeln als eine Kinderbeschäftigung galt, die eines erwachsenen Menschen durchaus unwürdig war, während jetzt alle Welt sich draußen tummelt und der Winter in den Alpen dem Sommer schon scharfe Konkurrenz macht.

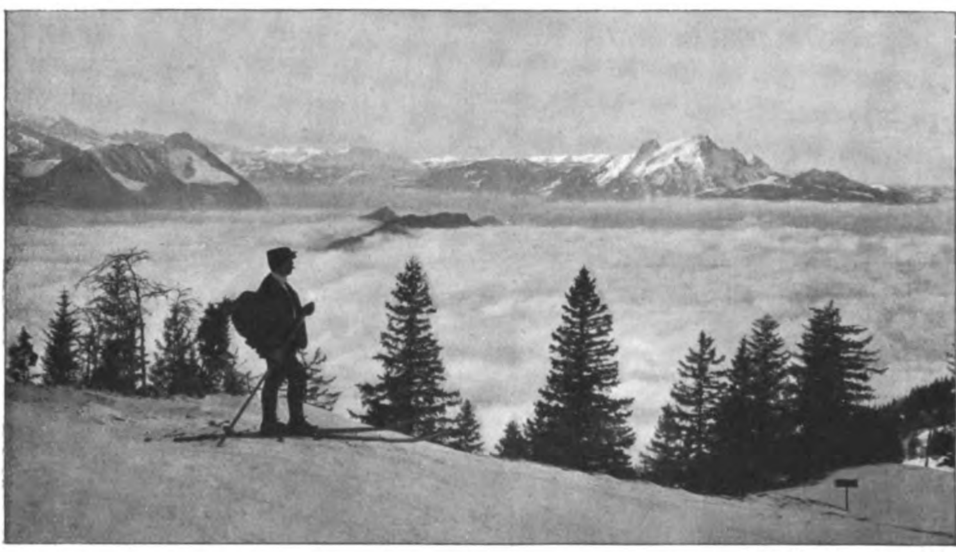
Die Vorzüge des Wintersports bestehen nicht allein in der Gesundung und Kräftigung des Körpers, die ein so vortreffliches Gegengewicht gegen die nervöse Hast und Überbeschäftigung unsrer Zeit bildet. Er hat uns auch in den winterlichen Alpen ein neues Betätigungsfeld errungen, das an Schönheit seinesgleichen sucht, und damit eine unerschöpfliche Quelle auch geistiger wie seelischer Erhebung und Erholung erschlossen, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Der Wintersport ist ein Kind der Berge, in denen allein er richtig gedeihen kann. Er ist, soweit Zentraleuropa in Betracht kommt, von den Alpen ausgegangen, und immer wird es den Sportsmann wieder dahin ziehen, denn dort findet er in jeder Hinsicht die besten Bedingungen.

Zunächst war es der Alpinismus, der sich die winterlichen Alpen eroberte. 1866 überschritten die Engländer Moore und Walker, als sie sich zur Jagd in Grindelwald befanden, angeregt durch den bekannten Bergführer Melchior Anderegg, das Finsteraarjoch und den Strahleggpaß und fanden daran solchen Gefallen, daß sie ihre Touren in den darauffolgenden Jahren auch in andre Alpengebiete ausdehnten. Die Beobachtungen, die sie dabei machten, gingen vor allem dahin, daß die angeblichen Winterschrecken, von denen sich die Welt seit Jahrhunderten allerhand Märchen erzählte, keineswegs so schlimm waren, daß tiefer Schnee und grimmige, feuchte Kälte im Verein mit häufigen Nebeln wohl in den Tälern ihr Unwesen trieben, auf den Höhen aber häufig eine reine, trockene und verhältnismäßig warme Luft herrschte, die sehr wohl zu ertragen und außerordentlich gesund und kräftigend sei. Auch rühmten sie in beredten Worten die grandiose Schönheit des Hochgebirgswinters hoch über den Nebelmeeren hier unten. Diese Ideen nahm Coolidge auf und bestieg 1874 mit Miß Brevoort das Wetterhorn und die Jungfrau, während unmittelbar darauf



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.
Rigi-Kaltbad.



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

Rigi-Panorama im Winter.

der Mönch von Schweizer Bergsteigern bezwungen wurde. Der Bann, der die Hochgipfel bis dahin umgeben hatte, war damit gebrochen, und bald folgte die zweite winterliche Erstürmung der Alpen und nach ihr weitere und weitere, so daß nacheinander alle die großen Riesen das Haupt beugen mußten.

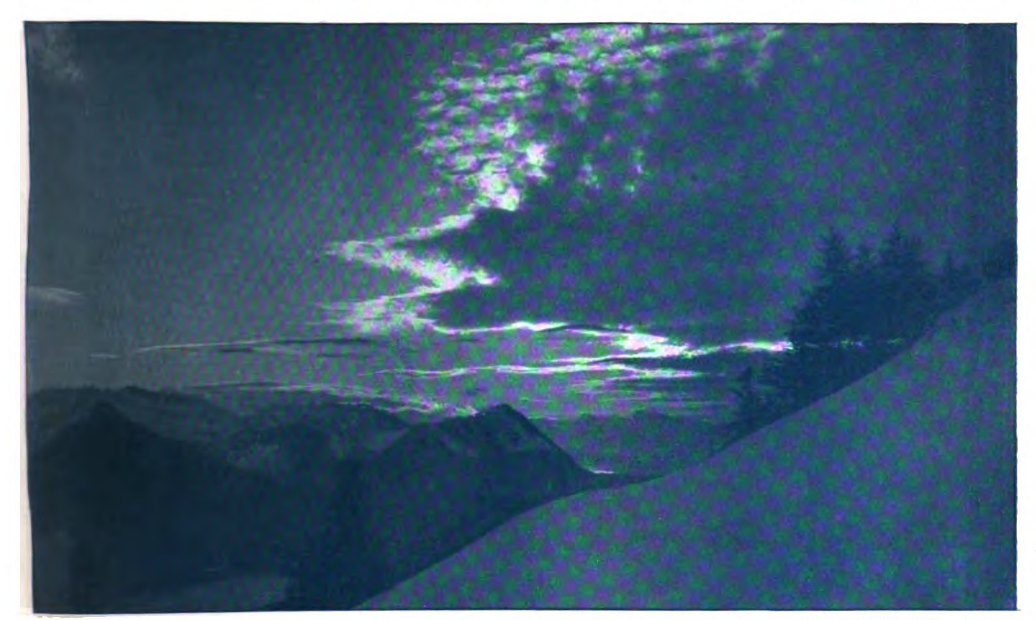
Aber auch in andrer Beziehung war der Wert des winterlichen Hochgebirges erkannt worden. Davos wurde Winterkurort für Lungenkranke, und die Rekonvaleszenten zogen von da nach St. Moritz, um sich bei regerer Betätigung in der trockenen, sonnigen Winterluft vollends ganz zu kräftigen. Dabei wurde



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

Sonnenuntergang am Pilatus, vom Rigi gesehen.





Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

Sonnenuntergang am Stanser Horn, vom Rigi gesehen.

neben dem Schlittschuhlauf das alte Kinderspiel des Rodelns aufgenommen, das die Einheimischen als Verkehrsmittel und zum Herabschaffen des Holzes von den Höhen virtuos handhabten. Es wurde zum „Sport" erhoben, und die Freude daran wuchs schnell. Fremde Muster, der Toboggan, Skeleton und Bobsleigh wurden herangezogen, Rennen wurden veranstaltet, und rasch gewann sich der neue Sport weitere und weitere Kreise.

Freilich, noch immer hatte er seine scharf gezogenen Grenzen. Man war an die Scholle gebunden, und der tiefe Schnee verhinderte ein Abgehen von den gebahnten Wegen. Nur ganz wenige besonders kräftige Naturen wagten sich außerhalb dieser Wege auf die Höhen. Da brachte um die Jahrhundertwende die besonders von Nansen befürwortete Einführung der Skier eine völlige Freiheit der Bewegung und half dem Wintersport zu seinem endgültigen Triumph. Nicht bloß in rein sportlicher Beziehung, sondern vor allem auch dadurch, daß er den Blick nach der Höhe wendete und die Schönheit des Hochgebirges in ihr volles Recht einsetzte, das beim Rodeln allein zu verkümmern drohte.



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

Pilatusblick vom Rigi.

Seither sind nun die Wintersportplätze wie Pilze aus der Erde geschossen, und es gibt wohl bald in den Alpen keinen Platz mehr, der nicht auf Winterbesuch rechnete. So sind an Hauptorten neben dem schon genannten St. Moritz und Davos zu nennen: St. Anton am Arlberg, Partenkirchen, Kitzbühel, Innsbruck, Cortina, Semmering usw. Sportliche Veranstaltungen aller Art überbieten einander, und da und dort macht sich ein rennmäßiger Geist breit, den der wahre Gebirgsfreund als nicht



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

Andermatt im Winter. Blick auf Hospenthal und Furkapaß.

in die schönen Alpen gehörig mit Kopfschütteln ansieht.

Beschäftigen wir uns nun des näheren mit den hauptsächlichsten Wintersportplätzen der Zentralschweiz, die in dem allgemeinen Aufschwung gewiß nicht zurückgeblieben ist, vielmehr nach guter alter Schweizersitte in vieler Hinsicht an der Spitze marschiert.

Da ist vor allem der in seiner höchsten Erhebung, dem Kulm, 1800 m hohe Rigi; dessen zentrale Lage und gute Verkehrsbedingungen ihn in nächste Verbindung mit Luzern bringen und an sich schon der auf Rigi-Kaltbad in einer Höhe von 1440 m mit zwei Hotels eingerichteten Winterstation einen regen Besuch sichern. Mit seinen abwechslungsreichen, zum Teil bewaldeten Hängen bietet der Berg ein vortreffliches Skigebiet, das sich nach allen Seiten hin ausdehnt, prächtige Rodelbahnen führen zu Tal, für den Eislauf ist ein kleiner See hergerichtet, und zahlreiche bequeme Spaziergänge sind vorhanden. Dies freilich sind Vorzüge, die man schließlich allenthalben findet — was aber dem Berg seinen besonderen und man kann wohl sagen unerreichten Reiz gibt, das ist seine inselartige Lage zwischen dem Vierwaldstätter, Zuger und Lowerzer See, die einmal eine Fülle von Sonnenlicht verbürgt, wie sie sonst nirgend vorkommt, und vom Gipfel freieste Aussicht nach allen Seiten auf Gebirge und Ebene gewährt: einen Nah- und einen Fernblick, denn die Unterwaldner und Urner Alpen erheben sich unmittelbar jenseit des schmalen Sees hoch und mächtig genug, um der beinahe unbegrenzten Weite mit ihren unzähligen Zacken und Zinnen einen wild-prächtigen Vordergrund zu geben, der da und dort von den schneebedeckten Wettertannen überaus stimmungsvoll umrahmt ist. Und welchen Wechsel von Form und Farbe erblicken wir da in beständigem abwechslungsreichem Spiel! Gewissermaßen eine Spezialität des Vierwaldstätter Sees sind seine Nebel. Umhüllt von Grau in Grau klettert die Zahnradbahn an dem Berghang empor, und fragend, mit stark herabgestimmten Hoffnungen sehen sich die Passagiere an: Wie soll das werden? Da, mit einem Schlag ist das Gewölk unter uns, wie ein Meer lagert es über der dumpfen Tiefe, Licht und Sonne umfluten uns lachend, und in herrlichstem Glanz, glitzernd und flimmernd, erhebt sich ringsum das winterliche Gebirge



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

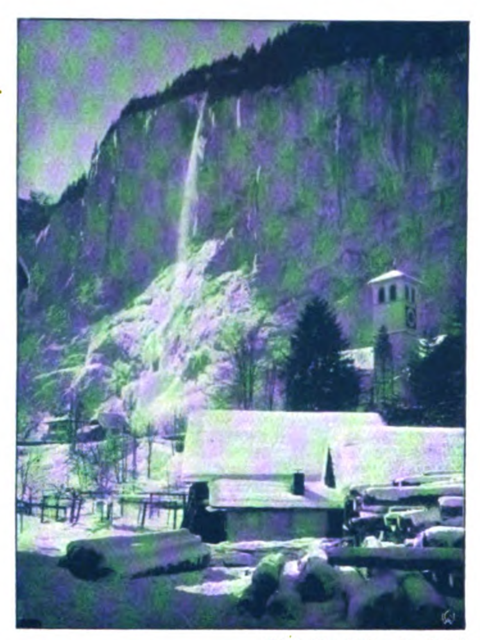
Winter im Engelberger Tal.

in seiner schönsten Pracht! Wir können nur schauen und schauen und staunen. Scheinbar unveränderlich sind diese Berge, und doch bei näherer Betrachtung ändern sie sich beständig. Schatten kriechen hier in die Täler, um sich dort wieder zu heben, Spitzen beginnen zu glitzern, während sich andre verstecken, der Wind durchbricht das Nebelmeer, und der See kommt hervor, um dann wieder zu verschwinden. Ein ewiges Spiel …

Es ist Abend geworden. Die Nebel sind verschwunden. Wir sehen den See in seiner ganzen Ausdehnung, wie magisch beleuchtet von einem letzten Sonnenstrahl. Der gezackte Pilatus, der heute mittag noch im hellsten Sonnenlicht erstrahlte, ist in tiefe Schatten getaucht. Wir erkennen ihn nur an seinen Umrissen wieder. Und dort ist aus den kleinen Inselchen der mächtige breite Bürgenstock geworden, der sich düster aus den Wassern hebt. Dazu diese Veränderung des Himmels, der noch um Mittag in undurchdringlich tiefem Blau erstrahlte, weit, frei, offen, und jetzt von schweren Wolken bedeckt ist, die im Feuer des Abendrots drohend erstrahlen! Ist das überhaupt noch dieselbe Landschaft, die wir vorhin gesehen?

Alle diese Vorzüge haben es mit sich gebracht, daß der Rigi das Hauptausflugsgebiet der nördlichen Schweiz ist und besonders von Sonn- und Feiertagsausflüglern sehr stark besucht wird.

Engelberg (1019 m), in zweieinhalb Stunden von Luzern erreichbar, hat sich zu einem der bedeutendsten Winterkurorte und Sportplätze entwickelt und erfreut sich eines Besuches, der kaum mehr hinter dem des Sommers zurücksteht. In einem breiten, verhältnismäßig windgeschützten Tal gelegen, zeigt es große Naturschönheiten in nächster Nähe und gewährt reiche Abwechslung. Sport wird hier in allen nur denkbaren Arten auf natürlichen und künstlich hergestellten Bahnen getrieben. Ein besonderer Vorzug liegt in der Heranziehung der Eisenbahn zum Rücktransport der Schlitten bei der 4 km langen kurvenreichen Fahrt nach Grafenort, und dem Skiläufer winken neben prächtigen Übungsfeldern in der Nähe die interessanten Übergänge über den Surenenpaß ins Reußtal, den Jochpaß zu dem schönen Engstlensee und ins Haslital und über das Juchlijoch ins Melchtal. Vor allem aber ist der nahe gelegene Titlis ein Skiberg ersten Ranges, und

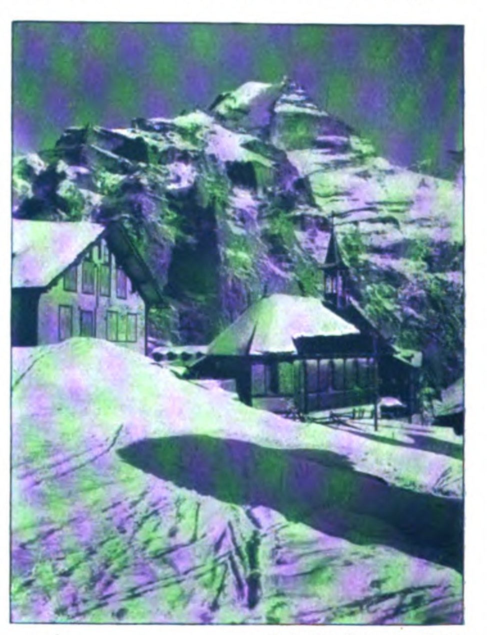

Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.
Staubbach im Winter.

auch der Urirotstock bietet dem Alpinisten eine abwechslungsreiche Fahrt mit prächtigster Hochgebirgsaussicht.

Andermatt (1444 m) ist ein noch verhältnismäßig junger, rasch emporblühender Sportplatz. Seine bedeutende Höhe und windstille Lage in dem 10 km langen Urserental mit seinen sanften, aber leider ziemlich baumlosen Hängen machen ihn hierzu vortrefflich geeignet. Schon der Marsch von Göschenen durch das düstere Felsental der Schöllenen mit der wildromantischen Teufelsbrücke und dem Urner Loch ist eine winterliche Sehenswürdigkeit allerersten Ranges. Ein besonderes Gepräge erhält Andermatt noch durch die fleißigen Skiübungen der Gotthardgarnison.

Beinahe unerreicht aber ist es als Ausflugszentrum für schwierigere Skitouren. Die zentrale Lage zwischen Gotthardmassiv und Urner Alpen mit den nach allen Seiten ausstrahlenden Tälern und zahlreichen Pässen, Gotthard, Furka, Oberalp usw., gewähren eine fast unbegrenzte Fülle hochinteressanter Ausflüge und haben den Ort zu einem Hauptquartier des schweizerischen Skilaufs gemacht. Dazu kommt als besonders glücklicher Umstand, daß die im Bau begriffene Rhein-Rhone-Bahn neben der Gotthardbahn den Aktionsradius bald noch beträchtlich erweitern wird.

Das Berner Oberland hat in Beatenberg (1150 m), Lauterbrunnen (800 m) mit seinem herrlichen Staubbachfall, Wengen (1275 m), Kandersteg (1169 m), Zweisimmen (980 m), Gstaad (1060 m) und Saanen (1014 m) prächtige neuere Winterquartiere, die allen Anforderungen gerecht werden, in ihrer Bedeutung als Sportplätze aber doch noch hinter den beiden älteren Hauptstationen, Adelboden und Grindelwald, zurücktreten. Während Adelboden (1357 m), das selbstverständlich allen Sportarten gerecht wird, dem Skifahrer den westlichen Teil des Nordhanges der Berner Alpen mit dem Gebiet des schönen Wildstrubels erschließt, liegt Grindelwald (1057 m) im Herzen des Oberlandes am Fuße von Wetterhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau und inmitten ihrer Vorberge, der aussichtsreichen Wengernalp mit Lauberhorn, Männlichen und Tschuggen, der Großen Scheidegg, des Schwarzhorns, Faulhorns und der Schynigen Platte — Aussichtspunkte allerersten Ranges. Dies allein schon bietet dem bescheideneren Skiläufer beinahe unbegrenzte Möglichkeiten, und daß Grindelwald als ältestes Winterquartier der Zentralschweiz auch dem sonstigen Sport im vollsten Umfange gerecht wird, ist selbstverständlich. Noch sehr viel lockender aber sind dem Alpinisten die Hochregionen

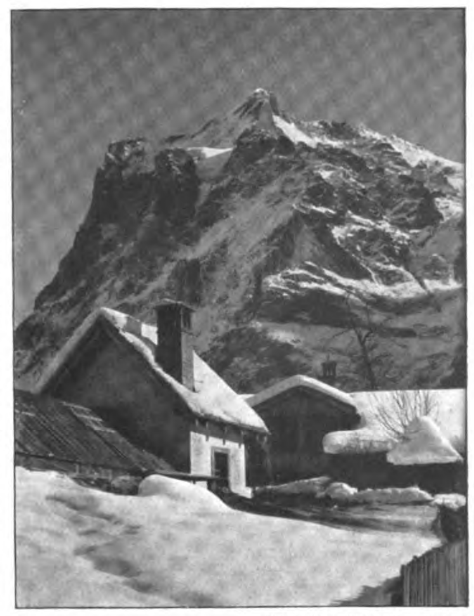

Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.
Mürren im Winter mit Blick auf die Jungfrau.

mit ihren Gipfeln Finsteraarhorn, Aletschhorn, Schreckhorn, Jungfrau, Mönch, Eiger und Wetterhorn, mit ihren ausgedehnten Gletscher- und Firnrevieren, die eine Art von Hochplateau bilden und wohl das idealste Skigelände des Hochtouristen sind. Und der Alpinismus ist fraglos die Krone des Wintersports.

Gehen wir also wenigstens ein Stück weit da hinauf, um zu sehen, welche Herrlichkeiten dort verborgen sind. Wir sind über die Zunge des unteren Grindelwaldgletschers verhältnismäßig leicht emporgestiegen und nähern uns dem gewaltigen Kessel des unteren Eismeeres, der, jedem Passagier der Jungfraubahn wohlbekannt, von den ungeheuren Wänden der Viescherhörner überragt wird. Jetzt beginnt uns der noch ziemlich apere, d. h. schneefreie Gletscher Schwierigkeiten zu machen. Ein Gewirre von Querspalten erhebt sich vor uns, die übersprungen, überklettert oder sonst auf irgendeine Weise bezwungen werden müssen. Endlich haben wir den Kessel erreicht. Er ist verhältnismäßig wenig geneigt, und wir können mit Skiern gut vorwärts kommen. Wenn wir dann nach einigen Stunden auf dem oberen Eismeer Umschau halten — welch grandioser Anblick bietet sich uns da! Zu unsrer Linken und vor uns erheben sich die mächtigen



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.
Winterabend bei Mürren.



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.
Grindelwald mit Wetterhorn.

Wände der Viescherhörner. Rechts davon sehen wir nach dem zur Jungfrau führenden Mönchjoch hinauf. Daneben erhebt sich das Schneetrapez des Mönchs über dem zerklüfteten Gletscher, und zur Rechten starrt der massive Felsblock des Eigers in die Höhe. Ringsum nur Schnee, Fels und Eis, keine Spur von Leben, ein arktisches Bild, dessen ungeheuerliche Einsamkeit uns zur Einkehr in uns selbst förmlich zwingt, zu einem lebendigen Verkehr mit dem Schöpfer, der unser Herz warm schlagen läßt und uns mit Stolz erfüllt, uns, die Herren dieser Schöpfung, die uns untertan ist — wenn sie uns nicht zermalmt.

Gehen wir nun noch einen Schritt weiter und folgen wir einem bekannten Skiläufer und Bergsteiger in seiner Schilderung der Winterbesteigung des Finsteraarhorns, des höchsten Gipfels der Berner Alpen.*

„Wir hatten ausgemacht: Bis 4 Uhr klettern wir. Haben wir dann den Gipfel noch nicht, dann kehren wir um, denn um 6 Uhr ist es Nacht. Verstohlen blicke ich auf die Uhr: 4 Uhr 20. Aber jetzt an Umkehr denken, wo wir den Gipfel greifbar nahe vor uns haben? Wohl packt uns der

* Henry Hoek in der Österr. Alpenzeitung, Jahrg. 1902 (Organ des Österr. Alpenklubs).

Wind immer wilder, wohl werden die Schatten dunkler, größer, schon blinkt im Osten ein Stern! Vorwärts! Vorwärts!

„Und jetzt stehen wir auf der schmalen, überwächteten Spitze, vom Firnstaub überpulvert, vom Sturme geschüttelt, mit wogender Brust. Es ist 5 Uhr 45. Es ist noch hell genug, die Schönheit ringsum zu schauen.

„Hier kannst du auf Momente dich und die Erde vergessen. Und noch eins lernst du da droben — die Ehrfurcht! Nicht vor der Schöpfungsschönheit — die kannst du auch schauen im Sonnenaufgang über der Ebene, im Kelch der kleinen Blume — die Ehrfurcht vor dem Worte Mensch! Nicht die Natur an sich ist schön. Wir müssen kommen, sie zu beleben. Und du lernst in ehrfurchtsvollen Schauern die Größe dieses Geschlechts erkennen, das imstande ist, ein solches Übermaß von Pracht in das tote Weltall zu tragen, um dann sich selbst, sein ureignes Wesen, wonnetrunken im Spiegel der Natur zu genießen."

Ist dies nicht Bergsteigers höchster Lohn, das Größte und Tiefste, was uns die Alpen geben können und sollen? Gerade im Winter? Ehrfurcht vor dem Worte Mensch!

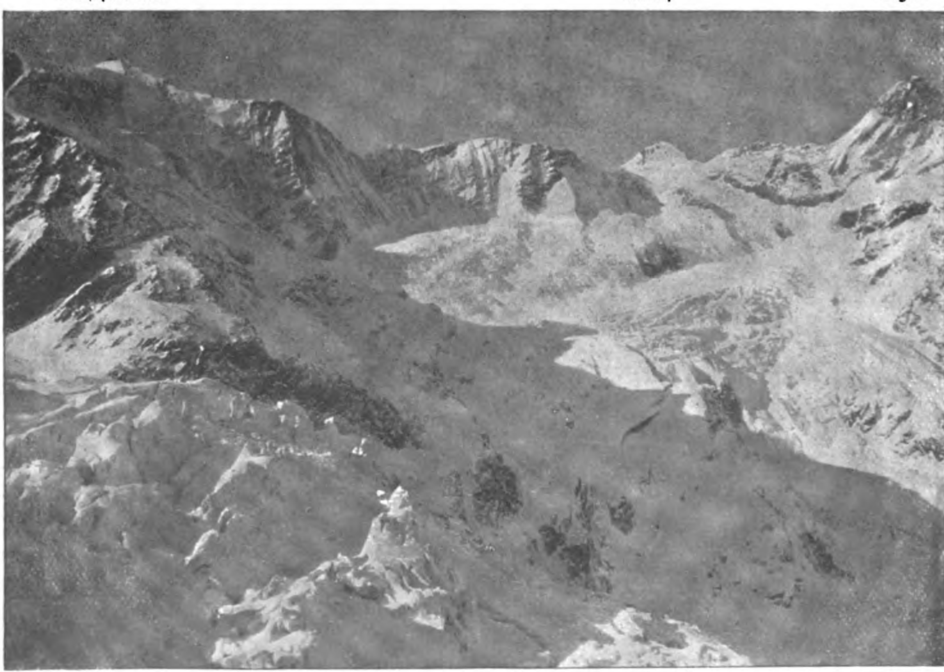
Unwillkürlich müssen wir da auch die andre Seite betrachten und auf die Abwege hinweisen, welche der Wintersport da und dort genommen hat. Vor mir liegt eine Plauderei über das Leben und Treiben in St. Moritz, die ja wohl in manchem etwas humorvoll übertrieben sein mag, aber doch den Kern der Dinge trifft. Es heißt da unter anderm:

„St. Moritz hat in seiner Kombination des raffiniertesten Sports mit dem raffiniertesten Luxus in Europa keinen Rivalen. Tout Paris ist zur Stelle. Im Palace-Hotel muß man gute Protektion, mindestens zehn Ahnen und ebenso viele Millionen haben, um für vieles Geld ein Zimmer zu bekommen. In jedem Hotel wird ein Reklameprinz und ein — Reklamemillionär gezeigt. Toiletten gibt's! ... Man glaubt im Ritz-Hotel an der Place Vendome zu sitzen. Und was für Pelze! Ich bin überzeugt, daß viele Damen allein nur deshalb Sport treiben, weil er ihnen so gut zu Gesicht steht.

„Wenn ich ein Arzt wäre, möchte ich Chirurgus in St. Moritz werden. Es kann gar nichts Einträglicheres geben. Der Cresta run ist die Roulette von St. Moritz. In Monte

Dieschermand





Auf dem oberen Grindelwalder Eismeer.



Auf dem unteren Grindelwaldgletscher.

Carlo setzt man Geld, hier das Leben. All Heil! An der dritten ‚Junktion' habe ich einen Gemütsmenschen kennen gelernt. Einen Photographen. Er steht unmittelbar unter der Mauer der großen Eiskurve, und zwar an der Außenseite, so daß er von der Bahn und den Rennern gar nichts sehen kann. Was der Mann da photographiert? Er wartet, bis ein Fahrer samt seinem Eisenschlitten hoch im Bogen aus der Kurve herausfliegt.

„Diese ‚Flugaufnahme' ist ein famoser Kalkul. Überlebt der Renner den fürchterlichen Sturz, so bestellt er sich ganz gewiß Bilder, schon um zu beweisen, daß er ohne Wright und Zeppelin das Fliegen gelernt hat. Überlebt er den Sturz nicht, so bestellen die Hinterbliebenen gewiß noch mehr Bilder dieser ‚letzten Aufnahme'. Gut Licht!"

Jeder Kommentar ist hier überflüssig. Nicht mit Unrecht hat ein deutscher Idealist vor kurzem den Satz ausgesprochen, daß der Nur-Sport ein kulturschädliches Element sei, weil er einen einseitigen, zu sehr auf die Spitze getriebenen Wettkampf bedeute, der nur den rohen Instinkten zugute komme. Mag jeder, der dies liest, nach seiner Fasson mit Ski, Rodel, Bobsleigh, Skeleton oder Schlittschuh selig werden, mag er sich einen Sportplatz aussuchen, in dem man des Abends im Smoking erscheint, denn es ist dies, nebenbei bemerkt, auch ein ganz bequemes Kleidungsstück, und das Umkleiden am Abend bringt der Wintersport nun einmal mit sich. Nur entweihe er die Alpen nicht durch ein Verhalten, das auf die Rennplätze gehört und nicht in das Heiligtum der Natur, die doch etwas Höheres und Größeres bedeutet.



Martin Greif, die österreichische Neutralitätserklärung und Napoleon III.

Von Wilhelm Kosch

Daß ein Dichter in die hohe Politik eingreift, kommt nicht häufig vor. Am meisten muß es uns jedoch verwundern, wenn eine so sehr nach innen gekehrte Persönlichkeit wie der jüngst dahingegangene Martin Greif an einem weltpolitischen Tage ersten Ranges zum Verfasser eines mitentscheidenden Leitartikels wird, der in dem führenden Organ einer europäischen Großmacht erscheint.

1870 lebte Martin Greif in Wien. Als Mitarbeiter an der alten „Presse" und den damals erst aufstrebenden Blättern „Neue freie Presse" und „Deutsche Zeitung" wurde er bekannt. Eine größere Novelle „Die Mormonen von Dublin" und mehrere literarische und ästhetische Aufsätze erschienen in den Spalten der alten „Presse".

Bereits im Jahre 1869 war Greif nach Wien gekommen. Die Wochenschrift „Reform" von Franz Schuselka, dem berühmten österreichischen Volksmann, dessen 100. Geburtstag wir im vergangenen Jahre feiern konnten, hatte einige Proben aus Greifs dramatischem Versuch „Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel" veröffentlicht. Halm, damals Intendant des Hofburgtheaters, fand Gefallen an dem Stück, und so lag es für den wanderlustigen Dichter nahe, seine Schritte nach der Donau zu lenken. Aus dem bayrischen Heeresverbande war Greif, der 1866 als Artillerieoffizier in der Pfalz den Feldzug mitgemacht hatte, entlassen worden. Den angestammten Patriotismus büßte er deshalb nicht ein. Zwar fühlte er sich stets vor allem als Deutscher. Aber der alte bayrische Soldat kam immer und immer wieder in ihm zum Durchbruch.

Voll Stolz erzählte mir Greif, wie er an dem denkwürdigen Tage, der den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich entschied, unfreiwillig zu einem führenden Politiker Österreichs wurde. „Ich betrat nichtsahnend die Redaktion der ‚Presse', als man mir das wichtige Telegramm aus Paris entgegenhielt. Ich wurde aufgefordert, einen Leitartikel zu schreiben, der die österreichische Regierung zu einer neutralen Stellungnahme beeinflussen sollte. Und der Chefredakteur sperrte mich einfach für so lange in sein Zimmer ein, bis ich die gewünschte Arbeit geleistet hätte."

Die „Presse", das Hauptorgan der herrschenden deutsch-liberalen Partei, hatte keine kleine Aufgabe. Denn zahlreiche Mächte, nicht bloß hinter den Kulissen, waren eifrig bemüht, Österreich zu einer Parteinahme für Frankreich zu bestimmen, um die Scharte von 1866 auszuwetzen. Im Ungarischen Reichstag erhob der Abgeordnete Horn gegen den Staatsmann Belcredi die Beschuldigung, zwischen Wien und Paris seien bereits Verhandlungen gepflogen worden. Die Stimme der „Presse" fiel also sehr in die Wagschale. Greifs Artikel erschien und erregte großes Aufsehen. Wenn wir die ruhigen, klugen, nüchternen Sätze lesen, so begreifen wir kaum, daß sie von einem Dichter herrühren sollen. Nirgend läßt der Verfasser seine deutschnationale Gesinnung auch nur entfernt durchschimmern. Der Gedankeninhalt des Aufsatzes ist sorgfältig gegliedert. Ja, wer ganz genau liest, möchte sogar eine gewisse Steigerung, die an den dramatischen Aufbau erinnert, wahrnehmen. Der Verfasser geht vom Friedensgedanken aus, spricht besorgt über die Gefahren neuer unglücklicher Möglichkeiten, berührt das Verhältnis der Deutschen in Österreich zu ihrem großen kulturellen Mutterlande, ferner das der nichtdeutschen Stämme und das Ungarns zu Preußen und der brennenden Frage, immer sehr zurückhaltend, fast diplomatisch vorsichtig jeden Namen verschweigend, selbst den Preußens, um am Ende, nachdem er eine völlig ruhige Stimmung in jedem Leser erzeugt hat, offenherzig von der Rache für Sadowa abzuraten und mittelbar an den weisen Kaiser Franz Joseph zu appellieren. Gedämpft klingt der Artikel aus, wie er begonnen wurde. Kein brillantes Phrasenfeuerwerk blitzt aus ihm hervor, schmucklos einfach wirkt er nur durch seine politische Besonnenheit, Klarheit im Ausdruck, innerlich überzeugende Kraft.

Die „Presse" Nr. 194 vom 16. Juli 1870 brachte an der Spitze ihres Leitartikels folgende



Depesche in Fettdruck: „Paris. 15. Juli. Die Agence Havas meldet um 12 Uhr 30 Minuten mittags: Heute um 1 Uhr erfolgte im Senate und im gesetzgebenden Körper gleichzeitig eine Regierungsmitteilung, welche die Sachlage auseinandersetzt und mit der Ankündigung der Kriegserklärung an Preußen schließt. Diese Kriegserklärung wurde durch ein Rundschreiben des Königs von Preußen an die preußischen Agenten im Auslande beschleunigt, welches erstlich die dem Botschafter Benedetti zugefügte schwere Beleidigung bestätigt, zweitens die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern verweigert, drittens demselben seine Freiheit zurückgibt, die spanische Krone anzunehmen."

Dann folgt der anonyme Leitartikel selbst:

„Die Kriegsfrage ist somit entschieden. Die Leidenschaften zu beiden Seiten des Rheines sind entflammt. Die Fahnen und Adler, die feindlichen Heere eilen einander zu blutiger Umarmung entgegen.

„Wir in Österreich stehen staunend über die Schnelligkeit und Vehemenz, womit das Ungewitter heraufgezogen, die Hand an unsern friedlichen Arbeiten da und fragen uns, welche Haltung, welche Rolle wir den in der Vorbereitung begriffenen großen Ereignissen gegenüber einzunehmen haben. Wir fühlen, daß es von dem richtigen Takt, von einer weisen und vorberechnenden Politik abhängen wird, ob wir, wenn die Sehnsucht und das Bedürfnis nach Frieden in den sich bekämpfenden beiden Nationen wiedererwachen wird, die starken Vermittler werden sein können, ja selbst diejenigen, die unter den Umständen den Frieden diktieren; wir fühlen, daß Österreich eine große und würdige Aufgabe bevorsteht, wenn es sich anders auf seinen Vorteil, auf seine Interessen versteht und sich nicht fortreißen läßt von seinen Gefühlen und den Anwandlungen nie gerechtfertigter Leidenschaften. Mit gesparten Kräften werden wir dann dem Ende des blutigen Dramas entgegensehen und zum erstenmal wieder nach langer Zeit ein entscheidendes Wort im Völkerrate mitzureden haben. Wir werden uns alle Mächte gleichmäßig verpflichten, und der Preis für unsre besondere Freundschaft wird ein hoher sein. Hauptsächlich aber werden wir durch dieses allein würdige Benehmen eines großen Staates, der, weil er selbst unbeteiligt ist am Streite, auch nicht den Helfershelfer Dritter machen will, der Gefahr entgehen, uns wieder einen unversöhnlichen Feind in einem unsrer Nachbarn heranzuziehen, welcher, sobald er sich erholt hätte, uns vielleicht selbst im Bunde mit seinem bisherigen Gegner über uns herfallen und uns zu demütigen suchen würde.

„Eine strikte Neutralität ohne Zurschautragen irgendeiner Vorliebe wird uns allein diese Vorteile sichern, und sie ist es auch, die von den österreichischen Völkern sehnlich erwünscht, einmütig gefordert wird. Sie sagt dem Deutschen in Österreich zu, der den geistigen Zusammenhang mit Deutschland nicht durch einen Feldzug gegen Deutsche zerrissen sehen will, und sie wird auch von dem Standpunkte aus gefördert, den die nichtdeutschen Stämme unsers Landes einnehmen, wie uns die gestrige Interpellation in Pest und andre deutliche Symptone, wie uns die einmütige Sprache der ungarischen Blätter beweist. Auch dort wünscht man, und zwar lediglich aus Gründen der politischen und finanziellen Situation, die vollständige Enthaltung von allen Maßregeln, die Österreich zuletzt dahin führen könnten, daß dasselbe, während seine ihm im letzten Kriege geschlagenen Wunden noch lange nicht geheilt sind, aufs neue engagiert und für fremde Zwecke in den Kampf gezogen werde. Und was das mit Österreich ausgesöhnte, das Glück und Gedeihen des Reiches wieder aufrichtig wünschende Ungarn will, das ist auch das Begehren der übrigen Nationalitäten in Österreich, insofern diese nicht auf den Ruin unsers alten Staates hinarbeiten. Doch auch in jenen Regionen, die über dem beschränkten Nationalitätsstandpunkt schweben sollten, dürfte kein Grund vorhanden sein, anders zu denken und zu empfinden, als es in den tieferen Schichten der Bevölkerung der Fall ist. Preußen hat Österreich nicht schlimmer behandelt, als dieses sieben Jahre vorher von Frankreich behandelt wurde. Die erste Schwächung Österreichs ist das Werk Frankreichs. Diese Tatsache soll man, wenn Gedanken an Revanche für Sadowa etwa, wie es den Anschein hat, in einigen kriegslustigen Kreisen aufsteigen, sich doch ebenfalls vor Augen halten und durch die Erinnerung an Solferino die an die böhmischen Schlachtfelder im Schach halten.

„So erfüllen wir denn gewissermaßen einen Akt des Schicksals selbst, wenn wir zwei Völkern gegenüber, die uns innerhalb kurzer Frist einzeln für sich angefallen und beraubt haben, wenn wir diesen gegenüber nach gleicher Richtschnur verfahren und die Zuschauer vor den Schranken ihres Duells bilden, wie sie es abwechselnd mit uns getan. Österreich darf im bevorstehenden Kampfe aus seiner Neutralität nicht herausgehen, solange nicht eine andre direkt unbeteiligte Nation und insbesondere solange nicht Rußland Anstalten trifft, seine zuwartende Stellung aufzugeben, um Partei für einen der kriegführenden Teile zu ergreifen. Mag die Vorsehung Franz Josefs Ratgeber erleuchten."

In der Folge wurde Greif von der „Presse" als Berichterstatter auf den Kriegsschauplatz entsandt. Seine vielleicht nicht gleichwertigen



Aufsätze wurden unter dem Titel „Deutsche Fahrten" in der „Presse" veröffentlicht und werden nunmehr, nach seinem Tode, von mir gesammelt in Buchform herausgegeben werden. Dieser Band, der erste aus Greifs Nachlaß, wird auch Greifs Jugenderinnerungen, Novellen sowie Humoresken enthalten und soll binnen Jahresfrist bei Amelang in Leipzig erscheinen. Er wird zahlreiche neue Züge in das Bild des Dichters einfügen, der als Lyriker jetzt unbestritten dasteht, als Dramatiker vielfach noch bekämpft wird, als Prosaschriftsteller jedoch sofort uneingeschränkte Anerkennung finden dürfte. Aus den vergilbten Blättern der längst nicht mehr erscheinenden alten „Presse" hebe ich im folgenden nur einen Aufsatz hervor, nicht etwa, weil er der schönste oder packendste ist, sondern weil die darin behandelte Person zu den tragischsten Erscheinungen der Weltgeschichte gehört.

In der Nummer 256 der „Presse" 1870 veröffentlichte Martin Greif das Feuilleton „Napoleon im Freien. Wilhelmshöhe, 12. September" (also unmittelbar nach der Schlacht bei Sedan):

„Gestern endlich habe ich den Kaiser gesehen, und ich berichte Ihnen unmittelbar darüber. Die ungünstige Witterung hatte den Gefangenen fast gänzlich in das Schloß gebannt. Am Freitag des Nachmittags gegen fünf Uhr sah man ihn, da der Regen, der sonst den ganzen Tag anhielt, etwas nachgelassen, in Begleitung seines Arztes Dr. Corneau (die Journale nennen irrtümlich Dr. Nélaton) und dreier Generale aus seinem Gefolge eine Promenade im Parke machen, und gestern war er, wiewohl es nicht regnete, ja zeitweilig die Sonne sogar recht freundlich schien, nicht auf einen Augenblick aus seinen Gemächern herausgekommen. Gestern war aber auch noch ein besonderer Grund vorhanden, weshalb sich der unfreiwillige Gast auf Wilhelmshöhe nicht blicken ließ: es brannte nämlich im Schlosse. Das Feuer war des Morgens um sieben Uhr in der Kaffeeküche ausgebrochen, und merkwürdigerweise schlug zuerst die Flamme im benachbart gelegenen Arbeitszimmer des Kaisers aus der Wand hervor; dort hatte sie nämlich einen Leitbalken ergriffen und leckte so, heimlich daran hinzüngelnd, plötzlich rot heraus, gleichsam das rote Gespenst der Revolution in Paris versinnlichend, doch auch als eine Art Menetekel könnte sie gedeutet werden. Eine rasch herbeigeholte Spritze beseitigte zwar die Gefahr, da aber in der Besorgnis, der Brand möge im Verborgenen weiterzehren und um sich greifen, ganze Mauerstücke in den zunächst bedrohten Zimmern heruntergerissen wurden, und da ein penetranter Geruch bald den ganzen Schloßflügel durchdrang, so siedelte Napoleon noch im Laufe des Vormittags in den jenseitigen über, nachdem derselbe zuvor mit rasch herbeigeschafften Blumen und Gewächsen geziert worden. Die Dienerschaft erzählte überdies, daß es Napoleon im Schlosse kalt finde, und daß deshalb in den Öfen sehr stark eingeheizt werden müsse. So mag er denn auch diesen Tag drinnen gesessen sein, in die Lektüre deutscher, französischer und englischer Journale und deren Hiobsposten vertieft.

„Für gestern, einen Sonntag, versprach ich mir gleichfalls nicht viel von einem Besuche auf Wilhelmshöhe. Es eilten zu viele Menschen auf Wagen und zu Fuß hinaus, und ich zog den Stolz des Kaisers mit in die Rechnung. Gleichwohl war ich schon um acht Uhr des Morgens (der Kaiser promenierte an dem ersten Tage seines Hierseins sehr frühe) auf meinem Platze, und wieder hatte ich eine lange Geduldprobe zu bestehen, denn des immer und ewig gleichen Anblicks der müßig herumstehenden Livreediener oder der auf den kleinen Ballustraden des Schlosses vorübereilenden Küchenmädchen und Köche, sowie der vor dem Schloß promenierenden und aus Langerweile mit den Stöcken Lufthiebe schlagenden Generale war ich nachgerade satt geworden. Mein Auge fühlte sich infolge des langen Hinsehens auf die weiße Kalkwand angegriffen, und selbst die ihm zeitweise gegönnte Rast und das oft genossene Labsal eines Blickes in den grünen rückwärtsliegenden Park und zu den dahinter sanft ansteigenden Bergen mit ihren herrlichen Buchenwäldern ließ mich das Unangenehme des ewigen Farbeneinerleis nicht länger ertragen. Dazu verriet uns gegen zehn Uhr ein Diener, der Kaiser sei in der Messe, die von dem Dechant aus Kassel zelebriert werde, und hernach gehe er zum Frühstück, was aber weiter geschehe, wisse man nicht.

„Wahrhaft glücklich, auf diese Auskunft hin von einem weiteren Harren abstehen zu können, schlug ich den nächsten Weg nach dem Park ein und begab mich im Halbbogen an den kleinen See, der, von zwei einsamen stolzen Schwänen bewohnt, gerade wieder vor der Mitte des Schlosses liegt, ebenso wie das in weiterer Ferne aufragende Oktogon, dessen Plattform eine Pyramide mit der Kolossalstatue des Herkules krönt. Wie wohl war es mir hier in diesem Parke, bei dem man nicht unterscheiden kann, ob Kunst oder Natur in ihrem Wetteifer das Größere getan, wo das riesige Treibhaus eichenbenachbart steht, die mehrere Mann nicht zu umspannen vermögen! Was hier der Gartenkünstler speziell an dem großen Stile der freidichtenden Natur verändert, schien mir in der künstlerischen Anordnung der Wäldermassen zu liegen, in der Symmetrie, die sich selbst inmitten des Wilden und Ursprünglichen bemerkbar macht und es gebändigt zeigt durch holden Zwang, durch eine das Große und Er=



babene nicht beeinträchtigende Grazie, kurz durch Kunst in der hohen Bedeutung des Wortes. Wo auch dieser Menschengeist, möchte ich sagen, in die Natur gebracht ist, wird sie weich, still und gleichsam menschlich selbst, still im griechischen Sinne. Gärten, die so angelegt sind, erscheinen zeichnerisch ebenso schön wie malerisch; kurz, es ist ein antikes Element in ihnen, und man kann sich darin wirklich zu jeder Stunde den großen Pan, diesen Gott der Stille, schlafend denken. Die Schere des Gartenkünstlers übt auf Wilhelmshöhe nur an wenigen Stellen ihr strenges Zensoramt, im ganzen ist dem Samen und den Wurzeln, dem Erdreich, dem Himmel und den Jahreszeiten alles anheimgestellt, und der Boden bringt hervor, was und wie er es kann. Es wird ihm nicht zugemutet, verzärtelte Gewächse einer wärmeren Zone hervorzubringen, und selbst die wilde Kastanie sah ich nirgend, aber preiswürdige Tannen, Eichen und Buchen sah ich überall im Umkreis. Der Gartenkünstler und der Förster reichen sich die Hand. Und inmitten der Waldheimlichkeit und der Wiesenteppiche diese stillen Teiche, diese Tempel, diese künstlichen Ruinen von Burgen und Aquädukten und endlich hoch vor und über uns ein Bau, den die Titanen selbst aufgetürmt zu haben scheinen! In der Tat, dieser Park sucht seinesgleichen.

„Fast hätte ich, in solche Naturgenüsse und Betrachtungen versenkt, den Kaiser und den eigentlichen Zweck meines Hierseins vergessen, als ich, wie von ungefähr, der Fassade des Schlosses mich wieder zuwendend, dort den fernhin leuchtenden Schimmer zweier Rothosen wahrnahm. Wieder ein paar promenierende Generale, dachte ich mir und wollte mich eben wieder nach der schöneren Seite des Parkes kehren, als ich zufällig in meiner nächsten Nähe zwei junge Leute durch einen kleinen Tubus nach dem Schlosse blicken sah. Ich trat auf sie zu und erhielt auf Befragen die Antwort, daß keiner der beiden Lustwandelnden der Kaiser sei; zugleich bot man mir, damit ich mich selbst überzeuge, das Perspektiv. Ich ergriff es, schraubte daran und hob es vor das Auge, das freilich sehr langsam wandelnde Ziel damit suchend. Jetzt war es grau vor mir, jetzt grün, jetzt weiß, jetzt wurde es krapprot, jetzt etwas höher blau und endlich wieder rötlich; es war die Fleischfarbe eines Gesichts. Aber welches Gesichts? Mitten in das Gesicht Napoleons III. sah ich, es hatte für mich die Größe des Vollmondes und auch eine gewisse Ähnlichkeit damit. Das bekannte Nasengebirge trat sehr deutlich hervor, sowie die sonstigen Höhen und Tiefen. Ja, ich erkannte dieses unschöne und doch wieder anziehende Gesicht wieder, aber wie alt und verwettert sah es heute aus, wie voll und zugleich doch eingefallen! Und die Haare erst, die glatt an die Schläfen sich schmiegten und an die Spitzen dieses weltberühmten Knebel- und Schnurrbartes, wie waren sie verbleicht! In der Tat, ich glaubte aus diesem Mondgebirge heraus einige Gletscher zu sehen.

„Aber jetzt, da meine Hand unruhig geworden war, trat das goldverbrämte Käppi mit seinem gerade vorstehenden Kappenschilde in meinen Gesichtskreis, und ich gab den Besitzern des Fernrohrs dasselbe mit den Worten zurück: Es ist der Kaiser selbst!

„Nun hob ich aber die Beine auf und lief gegen das Schloß zurück; so schnell war ich einst neugierig neben dem stolz dahertrabenden Kaiser hergelaufen, als er an seiner Seite den dicken König von Holland von einer Revue auf dem Marsfelde nach den Tuilerien heimtrabte, das Gerassel der goldstrahlenden Hundertgarden hinter sich. Und heute! Doch ich hatte keine Zeit, Betrachtungen anzustellen, ich mußte vielmehr trachten, den gefangenen Kaiser in der Nähe zu sehen. Aber durch den Laubgang vor das Schloß geeilt, gewahrte ich niemanden mehr vor demselben. Umstehende sagten mir, der Kaiser sei, als er der vielen Menschen ansichtig geworden, alsbald wieder in das Schloß zurückgetreten. Doch die Sonne schien zu freundlich vom entwölkten Himmel herab, die Luft war zu still, als daß ich an ein gänzliches Sichzurückziehen glauben konnte.

„Ich beschloß, mich rasch vor die Außenfront des Schlosses zu begeben und, wenn er da nicht wäre, in Seitengängen des Parkes zu forschen. Ich tat so, und siehe, als ich von der Seite nach der andern Fassade genaht, erblickte ich zwei französische Generale zusammen sitzend auf einer grauen Gartenbank vor dem Schlosse. Der mir zunächst Zugewendete, ein langer, hagerer Mann mit dichtem schwarzem Bart, den Stern der Ehrenlegion auf der Brust — er war es nicht, der Körper des Zweiten aber, der den Kopf still zur Erde geneigt hielt, war durch den links sitzenden Begleiter nahezu verdeckt. Jetzt erhob aber dieser andre seinen Kopf und blickte nach der Seite mir gerade entgegen, ich glaubte, ein Lämmergeier, der in den Kordilleren geboren, sehe mich an, ich erkannte den scharfen Schnitt dieses Gesichts, diese schlaffen, anscheinend teilnahmlosen und doch stets von innerem Leben gespannten Züge, diese halbverschleierten, beutegierigen und doch nach keinem festen Ziele ausblickenden Augen; ich erkannte Napoleon III. Ich näherte mich ihm bis hart vor dem einen der Doppelposten, die zu seiner Beehrung und Bewachung zugleich dort standen. Wieder senkte der Kaiser den Blick und sah träumerisch zu Boden, dann schien es, als schaute er das in der Tiefe vor ihm liegende Kassel an, als fessele ihn die weite, herrliche, unbegrenzte Aussicht, das Land, das so sonnig und heiter vor ihm lag und vor dem ein prächtiger Buchen- und Eichenwald den Übergang in das sanfte Grün und spielende Gold der Felder, sowie von diesen in weiter Ferne zu der lichtblauen Bergkette bil-



det. Ich glaube wohl, der Kaiser sah hinab, aber immer wieder schien er in sich zu versinken. Jetzt aber johlte das Volk von Kassel, das endlich gleich mir und wenigen auf die rechte Fährte gekommen war, heran, und ein Schweizer, heute des Sonntags wegen in Gala gekleidet, erschien mit seinem betreßten Stock und drängte uns zurück.

„Gleichzeitig stießen auch von unten emporklimmende Scharen beiderlei Geschlechts laute Schreie aus. Der Kaiser war in seiner Ruhe gestört, er erhob sich und schob seinen linken Arm unter den des ihn begleitenden Generals (es war Castelnau). Langsamen Schrittes bewegte er sich jetzt vor uns längs der Fassade des Schlosses hin, das an dem Ende, einen einwärtsgehenden Bogen beschreibend, ihn unsern Blicken entzog. Doch siehe, er kam nochmals zurück, und mehrmals wiederholt er denselben Weg. Nun war er, da sein Gang ein äußerst langsamer war, lange vor meinen Augen sichtbar. Die kleine kurze Gestalt, unförmlich gewachsen und jetzt noch durch eine fast übermäßige Korpulenz verunstaltet, in diesen farbengrellen Kleidern noch dazu, wie wenig edel erschien sie mir, und doch bedurfte es nicht des in Gesellschaft mehrerer preußischer Orden schimmernden Sternes auf der Brust dieses sonst gleich jedem andern General gekleideten Mannes, um den Kaiser in ihm zu erkennen. Die lange Gewohnheit, zu herrschen, zeigt sich an Haltung und Bewegung jeden Gliedes. Napoleon erschien äußerst gedrückt, innerlich höchst unglücklich, nach außen aber ruhig, geduldig, fast möchte ich sagen demütig. Den Kopf hatte er müde auf die eine Seite hängen, was bei seinen breiten Schultern und dem kurzen Hals einen kläglichen Anblick bewirkte, er sah aus wie einer, den einmal der Schlag gerührt und dem das Merkmal äußerlich geblieben. Und doch war an ihm der charakteristische Zug des Lauernden, Aufhorchenden, des Spekulierenden und Grübelnden verblieben. Namentlich, wenn er sich umbog und sein Gesicht uns das Profil zukehrte, bemerkte ich diesen verschmitzten, fast tierisch schlauen Zug, der in den Karikaturbildern allemal ins Lächerliche übertrieben wird. Auch der starke Hinterkopf, die Partie um die Ohren, ja selbst die Frisur des Haares läßt jene ans Niedrige grenzende Listigkeit uns intuitiv erkennen.

„Napoleon sprach kein Wort mit seinem Begleiter, aber mehrmals richtete er seinen Blick aufs Publikum, und er würde dasselbe sicher gegrüßt haben, wie er auch stets beim Vorübergehen an dem zuletzt nachlässig dastehenden Posten die Mütze lüftete, wenn auch nur ein Hut sich auf unsrer Seite bewegt hätte. Während dieses Auf- und Abwandelns nun kam plötzlich ein Diener herbei und trat zu dem General heran. Napoleon blieb allsogleich stehen und hörte der Unterredung beider zu, den Kopf öfter herumdrehend, als erwarte er jemand. Da stürzte mit einem Male ein noch junger Mann in gewöhnlichem Zivilanzug aus dem Schlosse und auf den Kaiser zu. Er verneigte sich tief vor demselben und ergriff sodann die ihm dargebotene Hand seines Monarchen, sie zum Kusse an die Lippe ziehend. Napoleon schien sehr ergriffen, er hieß den so lebhaft seine Anhänglichkeit Bezeugenden sich bedecken und gestattete demselben, teilnahmvoll jedem seiner Worte zuhörend, die Promenade mitzumachen. Es schien, als ob entweder die Lebhaftigkeit der Gefühle oder ein absichtliches Zusammennehmen dem Kaiser seine Hinfälligkeit für den Augenblick weggenommen; er zog seinen Arm aus dem Castelnaus und ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, festen und sicheren Schrittes dahin. Jetzt konnte man den Mann wiedererkennen, dessen Wille so lange Europa imponiert. Aber bald entschwand die Gruppe, langsam wandelnd, unsern Augen; der Kaiser war ins Schloß zurückgekehrt. Später erfuhr ich, daß der junge Mann einer aus dem Gefolge sei, der im Begriff stehe, nach Frankreich zurückzukehren. Wahrscheinlich gab ihm der Kaiser Aufträge und Befehle mit.

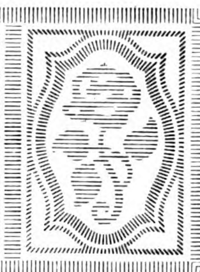
„So hatte ich denn Napoleon III. gesehen, und zufrieden mit der Ausbeute des Tages ging ich wieder in den Park zurück, um das bald beginnende Springen und Spielen der Wasser mir mit anzusehen. Aber den ganzen Tag durch, wo ich auch wandelte, stand das Bild des aus solcher Höhe Gestürzten vor mir, das Bild Napoleons III., der, so verdient auch der Lohn ist, den er jetzt empfangen, doch als eine Berühmtheit unsers Zeitalters, als Ruine des ersten Mannes in Europa, vor dem alle seine Zeitgenossen weiland in den Hintergrund treten, die Aufmerksamkeit jedes empfindenden Menschen erregen muß."

Soweit Martin Greif. Ich weiß nicht, ob es eine bessere Charakteristik des berühmtesten Gefangenen auf Wilhelmshöhe gibt, jedenfalls ist das Feuilleton ein vortreffliches Selbstporträt des werdenden Dichters, des Lyrikers, der ergreifende Stimmungen malt, des Dramatikers, der einen tragischen Charakter auf seiner Höhe und in seinem Niedergang zugleich zu schauen vermag. Die beliebte Anwendung des rückbezüglichen Fürworts ist typisch für Greifs etwas schwerfällige, umständliche Natur, die gleichwohl, von einem hervorragenden Gegenstand gefesselt, lebhaft, feurig, leidenschaftlich werden konnte. Aber bezeichnender als alles andre an diesem Aufsatz ist das liebevolle Eingehen auf die Schilderung der Landschaft. Von dem herrlichen Hintergrunde des Kasseler Schloßparks heben sich leuchtend zwei Gestalten ab: der gefallene Kaiser „der großen Nation" und der unvergängliche deutsche Dichter der größeren Natur.

Heinrich E. Linde-Walther: Am Morgen.

Aus Eduard Schultes Kunstsalon.



Wer nicht sucht, findet ...

Geschichte einer modernen Brautfahrt

Von W. Fred

II (Schluß)

Das schöne Lloydschiff erschien Herrn von Engelhardt diesmal wie ein Spielzeug, das gute Kinder über kranke oder auch nur regnerische Tage hinwegtäuscht. Ganz anders war es ihm als auf der Reise hinunter ins alte ägyptische Land, als ihm noch viele bunte Reisepläne die Seele bewegten, vor allem aber die Silhouette des jungen, schlanken, so sicher gehenden und so klar blickenden Mädchens das Deck und den Klaviersalon, ja sogar das Rauchzimmer belebte. Und nun? Alles aus. Doch nur, weil er selbst es gewollt hatte. Weil er das große Abenteuer der Ehe nicht hatte tragen wollen.

Es war übrigens keine leere Ausrede gewesen, die in dem Abschiedsbrief des Herrn von Engelhardt gestanden hatte. Und das machte ihm die Sache auch etwas leichter. Denn so einfach geflohen zu sein, vor einem kleinen Mädchen weggelaufen, nicht einmal den Mut gehabt zu haben, ihr oder einem der Ihrigen nach einem so deutlichen Verkehr aufrichtig zu sagen, was ihn jetzt weggetrieben habe, das hätte seine Brust schwer gedrückt. Gott, Verpflichtungen hatte er ja keine. Reisebekanntschaft! Nicht einmal eine flüchtige Bewegung der Hand, die über das strengste Maß konventionellen Verkehrs hinausgegangen wäre, hatte es je gegeben.

Das Recht hatte er ja gehabt, an jedem Tage fortzugehen. Aber so gut, wie er spürte, daß sein Leben ganz nahe an einem Wendepunkt gestanden, daß er einen jener Augenblicke erlebt hatte, wo es ganz hinaufgehen kann in helle lichte Höhen oder wieder tief hinunter in verwirrte Zustände, so mußte doch zumindest auch das junge Mädchen nach jenem Gespräch gefühlt haben, wie ihr der Faden des Lebens durch die Hände gegangen war und wieder entglitten.

Es war wunderbar blaue See. Und er saß allein da auf dem schönen Schiff, hatte auch keine Lust zu sprechen. Aber es war nicht sehr schlimm für ihn. Zuerst, auf der Eisenbahn von Kairo zum Hafen zu, hatte er eine große Angst gehabt, daß ihn die Vorstellung von dem Geschehenen nicht loslassen werde, daß er Tag um Tag, ja Nacht um Nacht belastet sein würde von Phantasien, von Überlegungen, vom Nachdenken, ob er recht getan, oder ob es doch vielleicht klüger gewesen wäre, das schöne junge Mädchen sich zu nehmen, wie sie war ... Aber es war dann anders gekommen. Die Seeluft tat ihm gut, er schlief in den Nächten, stand früh auf. Und wenn er über die letzten Tage nachdachte, so geschah es ohne Bitterkeit.

Die Kleine war tapfer gewesen. Tapfer, kühl oder vielleicht — vorsichtig. Ein Satz aus dem letzten Gespräch ging ihm nicht aus dem Kopf. Es war fast, als sei sie die Überlegene gewesen zum Schluß. Darum war sie am Morgen nach der Wagenfahrt, bei der sie so viel gesprochen und sich das Entscheidende doch nicht gesagt hatten, noch einmal mit ihm in den großen Garten des Gezireh-Hotels gegangen, in dem sie oft gewesen waren, „zur letzten Erinnerung", wie sie sagte, und hatte die schöne lange Hand auf den Ärmel seines Rockes gelegt. „Lieber Herr von Engelhardt, es hilft nichts, ich bin ja doch nicht die, die Sie sich vorstellen. Schlagen Sie sich's aus dem Kopf. Ich weiß es eigentlich seit dem ersten Tag. Vielleicht ist es doch noch ein Rest der Gefühle Ihres Standes. Eure Mädchen wissen noch als Frauen nicht, was Menschen sind — und Sie würden's nicht überwinden. Denken Sie nicht böse an die Wochen hier, ich tu's auch nicht."

Und dann hatte sie ihm ganz flüchtig Adieu gesagt, und er war allein geblieben. Die hatte gewußt, was sie wollte, hatte sich ihn genau angeschaut, und eigentlich war er bei der Prüfung durchgefallen, während er geglaubt hatte zu prüfen.

Das Schiff zog seine Linien.

Sonderbar, so werben wir heute. Lügen, werden belogen, oder wenn's einmal nicht mit der Lüge geht, dann scheitert eben die Sache an der Wahrheit. Das war's doch ge-

wesen. Denn er wollte ja kein Kind haben, als Frau ein Kind. Wie oft hatte er gelacht, wenn einer seiner Kollegen oder Kameraden so einen Backfisch ins weiße Brautkleid gesteckt hatte! Die sollte nun helfen, das Leben zu ertragen, das ganze Leben! Jetzt aber, wo er einer begegnet war, die nachgedacht hatte und empfunden und fremdes Leid gesehen und die Furchen des Lebens erkannt, jetzt war er — wie sagt man beim Militär? — „in der Stunde der Gefahr feig befunden worden". Sonst hätte er ja das Mädchen bei der Hand nehmen müssen und ihr sagen: „Gerade darum, gerade weil du so bist, will ich dich." Aber dann fuhr er sich über den Kopf, über die Schläfen, wo die Haare schon sehr dünn wurden: „Ich hab' trotzdem recht gehabt. Ich und sie! Achtzehn Jahre ist sie, achtzehn! Und die Mutter so alt wie ich, innerlich vielleicht sogar noch etwas jünger. Und bei aller Gescheitheit und bei aller Liebe und Vorsicht von meiner Seite und der ihren — den gleichen Weg hätten wir nicht gehen können." Wieso auch? Und wo auch? In einer Großstadt? Sie wäre ihm bald entglitten, das mußte er sich selbst sagen. Und sein Traum von neuer Arbeit in ihren Kreisen, vom Haus und der Wärme und den Kindern? Fast dieselben Worte hatte sie gebraucht, um eine hausbackene oder, was ärger war, eine verlogene Ehe ihm zu schildern.

So war's also doch besser, im rechten Augenblick den Rückzug anzutreten. Von einem Mädchen fortgeschickt! Also den Abschied in allen Ehren. Jetzt wußte er wenigstens, welche Art er meiden mußte, wußte, daß nur eins ihn jetzt zur Ehe bringen werde: ein ganz starkes, ganz großes Gefühl, das alle Vernunft wegstößt. Und wieder schrak er auf. Das war ja ein Satz, der nicht aus seinem Kopfe kam, einer aus dem Munde des kleinen Fräuleins, den sie an einem Morgen auf einem Ritt nur so hingeworfen hatte. „Ja dann, wenn die Leidenschaft gekommen ist, wenn's einen beutelt und um und um wirft, wenn die Vernunft vergessen ist, dann darf man heiraten. Auch wenn das Exempel nicht stimmt. Aber wirft's unsereinen um?" hatte sie lächelnd dazu gesagt und dem schönen weißen Pony mit der Reitgerte einen kurzen Streich versetzt und war schon um ein paar tausend Schritte ihm voran, bevor er noch irgendeine Antwort ihr hatte geben können.

Gelernt hatte er, kein Zweifel. Von der Tochter, von der Mutter, dem Bilde dieser Ehe, in der der Mann immer nur ja und ja gesagt hatte und nichts vom Leben gehabt bis spät hinein ins Alter. Und auch von dem alten Herrn Niemann, der ihm manchmal nach dem schwarzen Kaffee von seinen Erfahrungen mit den jungen adligen oder im Reichtum aufgewachsenen und „eigentlich" das Geschäft, aber nicht das Geld — „hoho!" — verachtenden Herren erzählt hatte, die zu ihm kamen als Volontäre ins Werk oder als Gäste von der Garnison ins Haus, und die eigentlich blinde Katzen waren. „Jung und grün, wie kein Mädchen in dem Alter. Komische Zeit, in der die Frauen früher reif sind als die Männer." Nämlich wirklich reif, denn das bißchen Säbelfechten oder die Staatsprüfung, das machte es nicht. Das hatte Herr von Engelhardt ja auch schon gewußt. Nur daß es ihm einer ins Gesicht sagte ...

Man sah's ja an dem Freunde, der ihn jetzt gerufen hatte, wirklich gerufen. Freund? Eigentlich eher Schützling, so eine Art Vermächtnis aus der Hand eines Freundes, der junge Bruder eines alten Kameraden, der plötzlich von der Erde hatte wegmüssen. Es war eigentlich sein bester Freund gewesen, vielleicht der einzige wirkliche Freund. Von Kind auf bis zur letzten Stunde. Und dann, während er in Paris bei der Gesandtschaft stand, war eines schönen Tags das dringende Telegramm gekommen: „Du mußt sofort nach Berlin." Und natürlich war er gefahren, hatte sich den Kopf zergrübelt während der Fahrt, was denn lossein könne. Sie waren doch gleichaltrig, der andre auch kein Kind mehr, die Vermögensverhältnisse sicher. Das mußte irgendein Ehrenhandel sein. Und so war es auch gewesen. In der Eisenbahnhalle hatte ihn damals zu seinem Schrecken nur der Diener empfangen: „Der gnädige Herr liegt zu Hause zu Bett und erwartet Euer Gnaden."

„Gefährlich? Oder ..."

„Nein. Nur hat der gnädige Herr seit gestern kein Wort gesprochen, auch nichts gegessen."

Und dann nach dem ersten Händedruck ein paar kurze Sätze. „Ich muß mich schlagen. Ihr werdet alle nie wissen, warum,



du nicht, auch der Zeuge von der andern Seite nicht. Frag' nicht, such' nicht an mir herum, es hilft nichts, auch — später nicht. Es muß einfach sein, ist eigentlich ein Wunder, daß es so lange gewährt hat. Und ich hätte dich auch nicht kommen lassen — die Bedingungen haben wir, ich und mein Gegner, schon abgemacht —, wär's nicht wegen des Kleinen. Denn um dir die Freude zu machen, mein Sekundant zu sein — ich hätte es dir gern erspart. Aber der Kleine — — Du weißt doch, wir haben keine Eltern mehr. Du wirst ja wissen, wie das dann in jungen Jahren ist, wenn man gar niemanden hat. Und da ist ein junger Bursch, mein Bruder in der Offiziersschule, und der wird vielleicht morgen früh hören, daß er allein auf der Welt ist."

„Es muß ja nicht sein."

„Ja, aber es kann sein. Laß ... Und wenn ich denke, daß der milchweiße Bursche allein dastehen soll, ohne Vater und Mutter, ohne Bruder — nicht einmal irgendein Onkel, der ein wirklicher Mensch wäre, ist in unsrer Familie da. Wir sind ja ein ganz dürrer Stab. Hörst du, Max, deswegen hab' ich dich kommen lassen. Verzeih, das ich so sag' ‚kommen lassen', aber es war ja wirklich nichts andres als ein Zwang. Und jetzt kommt ein neuer Zwang. Ich kann dir ja nur sagen, wenn ich sterbe, aber die Distanz, die wir ausgemacht haben — wir Gegner haben's gegen alle Kodizes selber getan, bevor ihr Sekundanten dann das standesgemäße Protokoll schreiben werdet —, die ist verteufelt kurz, was soll mit dem Jungen sein? Kümmerst du dich nicht um ihn, dann läuft er ins Leben hinein, es mag gut gehen, mag schlecht gehen. Und wenn er einmal eine Stunde hat, in der ihm das Herz sehr stark pocht oder irgend etwas gar nicht ausgeht, an wen soll er sich dann eigentlich wenden?"

Max hatte natürlich alles versprochen. Und sie hatten über die Zukunft des jungen Menschen, der noch von gar nichts wußte, so gesprochen, als säße die Kugel schon im Herzen. Nun, nach Jahren, als er jetzt wieder herbeigerufen wurde, lebte Max die ganzen Tage, die er damals vor sechs Jahren durchlebt hatte, noch einmal. Der Freund stumm, wortlos auf der Ottomane, wie einer, der die Lippen zusammenpreßt, daß ihm nicht vielleicht doch irgendeine Andeutung darüber, was geschehen war, entkomme. Am Nachmittag hatte er ihn dann weggeschickt, und Max war ein paar Stunden durch die Straßen gegangen, hatte gesucht, wer denn die Frau sein könne ... Denn daß es eine Frau sei, war ja sicher. Er war aber nie darauf gekommen. Auch am nächsten Tage nicht, nachher — — Sonderbar genug war alles. Der Gegner, ein Max völlig unbekannter Gardeoffizier, der den Freund glatt mit der ersten Kugel hingeschossen hatte, war ledig, ohne Schwester. Keiner ahnte, für wen dieses Leben beendet wurde. Nicht einmal ein Gerücht war aufgetaucht ... Und dann hatte er sich den Kleinen kommen lassen. Ja, man konnte über den nichts andres sagen als: der Kleine. Durch ein Telegramm herberufen, ganz zerschlagen, die Tränen in den Augen, und dann doch wieder mit dem Gefühl: ein Mann sein, ein Mann sein, und plötzlich weinte ein Kind — na, schöne Tage waren es nicht gewesen. Eine Warnung vor Abenteuern, die er übrigens nie nötig gehabt hatte. Und dann hatte er sich um den Kleinen gekümmert. Gott, der hatte bisher alles ganz ruhig und anständig getan, wie es sich gehörte, war Leutnant geworden, zur Truppe gegangen, dann auf die Kriegsschule, glänzende Prüfung und hatte jetzt zwei Monate Urlaub gehabt. In Florenz hatten sie sich noch gesehen, und Max sagte sich damals: „Der Sorge bist du bald ledig. Der Kleine wird sich bald nichts mehr von dir sagen lassen, und ist doch ein Kind, das vom Leben noch nichts gespürt hat." Und nun das Telegramm. Ein Telegramm, das ihn rief, wie damals das andre, das des Älteren, ihn nach Berlin gerufen hatte. Aber nur in der Form so, denn im Ton war's hell und frisch. Und es war auch gleich hinzugefügt: „Ängstige dich nicht, es ist gar kein Unglück geschehen, nur ist mein Urlaub aus, und du sollst irgendwo helfen, wo's not tut."

Irgendwo helfen, wo's not tut!? So telegraphieren die blinden Katzen. Holen einen weiß Gott woher, sagen nicht weshalb, warum und nehmen frisch und unbekümmert eines andern Leben für sich in Anspruch. Und wenn damals, in jener Nacht, das Gespräch anders geflossen wäre, das mit dem Mädchen nämlich, hätte er dann auch die Zeit, die Lust, die Möglichkeit gehabt, nach Neapel zu kommen und „zu hel-

fen, wo's irgend not tat?" Ja, wen hatte denn der Kleine eigentlich, um den er sich zu sorgen brauchte? Irgendein interessantes Abenteuer oder eine Freundin oder vielleicht ein kranker Kamerad?

Man wird's ja schließlich sehen. Gut, daß die nächsten Tage ihren festen Plan und Ziel und Sinn haben. Und Herr von Engelhardt dachte sich allerlei aus. Eine schöne Frau, eine Polin, Russin, Türkin, wer weiß, in deren Netze der Kleine gefallen war, die ihn nicht wollte, um die er sich grämte, und die er jetzt vielleicht beschützen sollte, oder weiß Gott was. Tausend Möglichkeiten konnte man sich ausdenken, und keine war da, für die irgend etwas mit einiger Wahrscheinlichkeit sprach.

Am dritten Tage Neapel. Der schöne Hafen, die schreienden Kutscher, die letzten deutschen Worte der Stewards, und dann saß er in so einem kleinen schüttelnden Wagen und fuhr hinauf ins Bertolini-Hotel. Daß der Kleine nicht mehr da war, wußte er aus einer Karte, die man ihm an Bord gebracht hatte. Nun erwartete ihn oben der Brief, der ihm Klarheit bringen sollte. So ernst aber war ihm die Sache nicht, daß er die Schönheit der Stadt und der Terrassenwege hinauf auf den Berg zu genießen versäumt hätte. Dann, am Fuße des Berges, blieb er noch einmal weitblickend stehen, vor dem Eingang zum Aufzug, der auf die Höhe, wo das Hotel steht, hinaufführte. Er war zum ersten Male da. Auf der Hinreise hatte er ja in der Stadt unten gewohnt und den ganzen Teil, der da neu aus dem Boden, aus dem Stein konnte man sagen, gewachsen war, nicht zu sehen bekommen. Es war doch prachtvoll, was die Leute jetzt trieben. Nehmen einen Berg, bohren ein Loch hinein, ziehen einen elektrischen Aufzug durch, und oben eine Anlage, so groß wie in Deutschland kaum irgendeine. Mit Zimmern, von denen fast jedes eine Terrasse zur Sonne hat, und allem Klimbim und auch wieder allem imponierenden Luxus und Komfort jener Hotels, die erst das zwanzigste Jahrhundert Europa geschenkt hat. Sein Zimmer war bestellt, und wie er dem Fremdenführer oder dem Hoteldirektor — in der Eile konnte man das nicht so sehen — seinen Namen gesagt hatte, war auch schon ein blaues Kuvert in der Hand mit den gewissen steilen Schriftzügen, die der Kleine als braver Anglomane sich zugelegt hatte. Auch der Brief konnte warten, bis er sich die Hände gewaschen, einen Tee getrunken und sich im letzten Glanz der Sonne auf die Terrasse gesetzt hatte.

Vier Seiten, aber sehr kurz. Und Max mußte die Geschichte dreimal lesen, bevor er sie und seine Rolle in ihr recht begriff. So was von Unverschämtheit, so was von Jugend und so was von schönem Glauben an die Güte fremder Menschen! Denn schließlich war er doch ein fremder Mensch. Gewiß, der Bruder des Freundes und in einer Stunde an ihn gefesselt, als noch die letzten Blutstropfen unter dem Herzen auf das weiße Tuch gesickert waren. Aber gut — Freundschaft, Hilfe, wenn's was Ernstes gilt, und wenn's dich gilt, Kleiner. Aber für eine Hotelbekanntschaft — es war zum Lachen und wäre traurig gewesen, wenn da unten in Kairo die Dinge anders sich gestaltet hätten.

Na, der Kleine schrieb: „Ich war mit einer reizenden Frau zusammen in Florenz, nachdem Du weggefahren warst, und dann in Siena. Und es war prachtvoll von Dir, daß Du mir den Rat gegeben hast, nach Siena zu fahren. Eine wunderschöne Zeit haben wir gehabt. Aber Du darfst nicht glauben, daß dieses ‚wir' irgend etwas bedeutet. Ich hab' Frau von Altenau kennen gelernt, weil ein Bruder von ihr mit mir auf der Kriegsschule war und er uns brieflich, sozusagen, vorgestellt hat. Du, wirklich, Max, Du darfst nicht glauben, daß da irgend was andres ist. Und jetzt, in Neapel, wo wir noch zusammen waren, wird die liebe, gute Dame krank, bekommt ein schweres Fieber, muß ins Bett. Ich selbst hab' sie vor meiner Abreise nicht mehr gesehen, trotzdem ich sechs Tage lang vor der Terrasse ihres Zimmers auf und ab ging und wartete, was der Arzt, den uns der Konsul hinaufgeschickt hatte, sagte. Fieber, immer wieder das eine Wort Fieber. Das soll's hier massenhaft geben, wenn einer kaltes Wasser trinkt oder irgendeine Milch, die nicht gekocht ist — Max, nimm Dich auch in acht! Und nun weißt Du doch, während Du ein freier Mann bist und in der Welt herumsegeln kannst, geht mein Urlaub aus. Ich muß zurück, und Frau von Altenau liegt da drin mit ihren vierzig Grad und weigert sich, ihren Mann kommen zu lassen. Der sei zu alt,



die Anstrengung mitzumachen, und hätte erst eine schwere Influenza durchgemacht, bevor sie weggefahren sei, und dann könne man ihn auch im Amt schwer entbehren (er ist dezernierender Rat im Bayrischen Kultusministerium). Na, da mußtest Du mir doch als Rettung einfallen, Max. Ich bin's doch auch einfach meinem Regimentskameraden schuldig. Und wenn man wochenlang mit einer scharmanten Frau aus unsern Kreisen zusammen ist, kann man sie doch nicht so liegen lassen unter den Hotelmenschen in Neapel. Da hab' ich Dir denn das Riesentelegramm geschickt. Hat ein schweres Stück Geld gekostet — die Pyramiden müssen schon recht weit sein. Aber ein Glück, daß ich Dich überhaupt gefaßt habe und im letzten Augenblick vor meiner Abreise noch Deine Antwort kriegte, daß Du kommst. Also, Max, lieber Max, Du weißt, wer ich bin, Du glaubst mir jedes Wort, das ich da geschrieben habe. Und wenn Du am Tag, nachden ich, glaub' mir's, mit schwerem Herzen abgedampft bin, ankommst, dann hüte Frau von Altenau, bis keine Gefahr mehr ist, und schick' mir jeden Tag ein Telegramm. Danken muß ich Dir ja nicht, das versteht sich."

Ja, das verstand sich. Eine blinde Katze. Lernte eine scharmante Frau kennen. Von mir aus, die Schwester eines Kollegen von der Kriegsakademie, und die verdirbt sich den Magen — mit den vierzig Grad wird's auch nicht so arg gewesen sein, und deswegen holt er mich aus Ägypten nach Neapel. Und ich weiß eigentlich gar nicht, was ich hier soll. Denn wenn die Frau von Altenau, was ich ja glauben will, wirklich die scharmante Frau des Dezernierenden im Bayrischen Kultusministerium ist, ja, was soll die sich von mir denken? Was für Recht hab' ich denn, mich zu ihrem Hüter einzusetzen? Tolle Geschichte! Aber jetzt, wo ich einmal da bin — das alles dachte sich Max, indes die Sonne ganz rot ins Meer fiel —, jetzt werde ich doch vor allem zu erfahren suchen, was mit der Frau von Altenau los ist.

Herr von Engelhardt mußte eine Weile in den vielen Gängen und Hallen des Hotels umherirren, bis er zum Portier hinfand. Dann wußte er erst recht nicht, wie denn fragen. Sich einfach anmelden lassen? Na, das Einfachste wäre, nach der Zimmernummer. Also los!

„Frau von Altenau?"

„Ja, die gnädige Frau ist immer noch im Bett. Exzellenz auf Nummer 145."

„Exzellenz?"

Wer ist das? Der Mann?

Aber der Portier gab auch schon Auskunft: „Der Herr ist gewiß jener Herr, den der Herr Leutnant erwartet hat? Na, wir haben schöne Mühe gehabt, den Herrn Leutnant überhaupt zu beruhigen. Solche Kleinigkeiten, ein leichtes Fieber, bei uns in Neapel — kommt alle Tage vor ... und genau eine Stunde, nachdem der Herr Leutnant fortgereist war, ist Herr von Altenau selber gekommen. Darf ich die Karte hinaufschicken?"

Max atmete auf. Das war doch eine Lösung. Da waren die Götter vernünftiger gewesen als der Kleine und er selbst.

Wenige Minuten darauf schüttelte er die Hand eines sehr eleganten, sehr soignierten Herrn. Allerdings schon weiß an den Schläfen, mit weißem Vollbart, aber doch nach Haltung und Sprache fünfzig, nicht mehr. Und sehr gut konserviert. Den schonen? Dem keine Strapazen zumuten wollen, wenn die Frau Gemahlin in der Fremde erkrankt? Das war doch so eine Geschichte in dem Brief des Kleinen. Sollte da doch —? Nein, daran wollte Max nicht denken.

Die Herren hatten sich vorgestellt und waren dann ein paar Schritte in den Garten hinausgegangen.

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr von Engelhardt. Meine Frau hat mir natürlich schon alles erzählt. Von Ihrem Freunde und daß Sie so unverantwortlicherweise wegen Leuten, die Sie gar nicht kennen, aus Ägypten hergeholt worden sind, wegen so einer Dummheit. Ich muß es schon selber sagen, trotzdem mir ja die Sache auch nahegegangen ist. Aber Sie verstehen, Herr von Engelhardt, es ist doch eben meine Frau. Und da sieht eine leichte Erkältung auf Distanz auch arg genug aus. Daß man Sie aber — ich weiß wirklich nicht, wie ich mich entschuldigen soll —"

„Verzeihen Sie, Herr von Altenau, ich habe das Gefühl, daß ich jetzt eigentlich überflüssig bin und mich aufgedrängt habe."

„Aber, aber ...! Geben Sie mir Ihre Hand. Schauen Sie, ich kann mir so gut denken, wie das mit dem jungen Freunde, den Sie da gehabt haben, besser, den wir gehabt haben, war. Gott, er ist halt noch nie mit einer Frau viel zusammen gewesen!

Er weiß nicht, daß es eine Frau ganz anders hernimmt als unsereinen, wenn etwas im Körper nicht in Ordnung ist. Und eigentlich war's doch von ihm unglaublich nett, wie er da tagelang vor dem Zimmer auf und ab gegangen ist. Ich glaub' übrigens, meine kleine Elly hat sich auch ein bißchen über ihn lustig gemacht."

Herr von Engelhardt war ein wenig geniert. Das paßte ihm doch nicht.

„Na, Sie nehmen's mir nicht übel. Wir zwei sind Männer, so ungefähr im gleichen Alter ... Es ist doch. was andres als Ihr — ja, wie soll ich sagen? — ja, Ihr Schützling. Sie können sich schon denken, wie's gewesen ist: daß ich nicht zu Hause still gesessen habe — ich bekomme acht, neun Tage keinen Brief von meiner Frau. Die Jungfer meldet ein leichtes Unwohlsein. Aber zehn Tage — — Gar so ein alter Mann ist man ja doch nicht, daß man die Eisenbahnfahrt von München nach Neapel nicht übersteht. Da bin ich natürlich hergefahren. Zu spät allerdings, um Ihrem Freund zu danken. Aber zur rechten Zeit, um da zuzusehen, daß Elly keine Dummheiten macht — in der Rekonvaleszenz nämlich. Ich hab' Ihrem Freund auch danken und ihn grüßen lassen. Elly hat ihm heute schon geschrieben. Ich hab' darauf bestanden. Es geht ihr gar nicht so schlecht. Ich will da wirklich nicht der Hartherzige sein, der Ihnen den Mann vormacht, der unberührt ist; Sie können sich's übrigens selbst denken, es hat mir einen ordentlichen Stoß gegeben. So zehn Tage keine vernünftige Nachricht, dann auf ein Telegramm erst recht keine ordentliche Antwort. Schließlich auf ein neuerliches Telegramm an den Hotelbesitzer das erste vernünftige Wort: ‚Ihre Frau gastrisches Fieber erkrankt.' Na, dann weiß man's doch. Hab' auch gewußt, wohin ich gehöre, und bin hergekommen. Die Kleine hat's nur nicht wollen. Ja, lieber Herr von Engelhardt, die Kleine sag' ich von meiner Frau. Eigentlich grotesk! — So wie Sie — und meine Frau hat's von Ihnen angenommen, als der Herr Leutnant den Namen verriet — von dem Herrn Leutnant ‚der Kleine' sagen."

Herr von Engelhardt war zu all diesen Worten ziemlich stumm. Es war ihm jetzt erst recht nicht behaglich. Er kam sich etwas lächerlich vor und machte also nur von Zeit zu Zeit eine kurze Bemerkung, die sein Einverständnis ausdrückte, nickte mit dem Kopf und dachte sich: Jetzt heißt's den Augenblick abwarten, wo man sich mit der besten Miene empfehlen kann. Morgen vielleicht noch versuchen, ob man die schöne Frau zu sehen bekommen kann — eigentlich mehr aus Neugierde. Man will doch sehen, ob da eine Intrige dahinter war. Und übermorgen woanders hin. Die Geschichte war denn doch zu dumm für ihn, er etwas zu alt für derlei.

Herr von Altenau aber sprach lange weiter. Das schien in seinen Gewohnheiten zu liegen. Er mußte sich erklären, mußte auseinandersetzen. „Sie müssen wissen, ich bin so ohne rechte Anmeldung gekommen."

„So?"

„Ja, Herr von Engelhardt. Gott — verzeihen Sie's mir, ich hab' ja den Kleinen nicht gekannt. Es hätt' ja auch etwas andres als ein gastrisches Fieber sein können. Und da ich einmal die Dummheit gemacht habe, meiner Frau keine Zügel anzulegen — ich glaube ja auch nicht, daß es eine Dummheit ist, nur die andern sagen's wohl in solchen Fällen —, da muß man eben von Zeit zu Zeit Vorsehung spielen."

„Vorsehung spielen? Geht das so leicht?"

„Leicht? Nein, Herr von Engelhardt, aber es scheint manchmal doch zu gehen. Sie müssen mich nach dem Gespräch da für einen ganz merkwürdigen Menschen halten. Höhnisch, zynisch, allzu offenherzig, geschwätzig, indiskret, weiß Gott was. Kramt da seine Dinge vor einem Fremden aus. Aber wissen Sie, Sie sind mir kein Fremder. In den eineinhalb Tagen, die ich jetzt da in Neapel bin, hab' ich eigentlich immer an Ihnen herumgedacht. Der Kleine, der war mir klar, nach einer halben Stunde Gespräch mit meiner Frau. Und wie's mit ihr steht, na, das haben mir meine Augen — und natürlich auch der Herr Doktor — gesagt. Schließlich sind wir jetzt ja doch schon fünfzehn Jahre verheiratet. Da weiß man, wie eine Frau ausschaut, wenn sie sehr elend ist, und wie eine Frau ausschaut, wenn sie, recht hübsch frisiert, mit Schmerzen da und dort im Bett gelegen hat, während der Kleine draußen auf und ab ging. Ich bitte Sie, Herr von Engelhardt, nehmen Sie mir's nicht übel, ich kann jetzt nicht mehr sehr ernst über die Sache reden. Vielleicht ist's ein Rückschlag nach dem Schrecken die lange Zeit hindurch, wo ich keinen Brief bekommen



hab', und dann, als das Telegramm vom Hotelier gekommen war, während der Reise hierher. Jetzt muß ich eher ein bißchen lachen. Und Sie werden sehen, in drei, vier Tagen fahren wir drei zusammen in einem schönen Wagen spazieren, und Sie können Ihren Freund beruhigen. Elly wird ganz gut und gesund aussehen. Übrigens sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Sie morgen den Tee bei uns nehmen sollen."

Herr von Engelhardt mußte nun selbst lachen. Das alles, die ganze Geschichte war zu verrückt. Man läßt den einen aus Ägypten kommen. Ein andrer verzehrt sein junges Herz vor der Tür einer Frau, die gar nicht so krank ist, daß sie auch nur eines ernsthafte Sorge verdient hätte. Und der, der die Sache am leichtesten und am fröhlichsten und endlich am gescheitesten erzählt und jedem seine Rolle zuteilt, ist der Ehemann. Nach langem Schweigen konnte Max sich nicht enthalten, diese Beobachtung Herrn von Altenau auch ins Gesicht zu sagen. Schließlich war diese Bekanntschaft auf eine so sonderbare Weise geschlossen worden, und das erste Gespräch hatte in so viele Untiefen geführt, daß er nun ruhig auch seinerseits ein aufrichtiges Wort sagen konnte. Die Antwort ließ auf sich warten. Herr von Altenau bekam plötzlich Interesse für das Meer, das in der Ferne, ziemlich weit von ihnen, im Abenddunkel jetzt schimmerte, und schwieg zuerst.

Dann: „Wir reden ja noch. Es scheint, daß wir rasch Freunde geworden sind. Oh, Herr von Engelhardt, entschuldigen Sie, wir in Süddeutschland nehmen die Worte nicht schwer. Wir sagen leichter ‚Freund'. Es verpflichtet Sie zu nichts. Und eigentlich haben Sie uns den größten Freundschaftsdienst im voraus getan. Ich wüßte nicht viele Freunde, langjährige Freunde, die von einer Fahrt nach Ägypten und Palästina — vielleicht wollten Sie gar nach Japan? — so rasch zurückgekommen wären, auf ein derartiges Ersuchen hin. Na — wir wollen uns abends mehr sagen. Ich muß jetzt noch zu meiner Frau zurück, sie liegt ja im Bett. Ich muß sehen, daß sie ihre Milch richtig gekocht bekommt, und daß sie nicht plötzlich auf die Idee kommt, in ‚grande toilette' den Speisesaal zu beehren. Also, wenn es Ihnen recht ist, Herr von Engelhardt, gegen acht Uhr im Restaurant. Wir essen zusammen und sehen zu, daß aus dieser plötzlichen Bekanntschaft was Rechtes wird. Wollen Sie?"

Herr von Engelhardt verbeugte sich, steifer, als er eigentlich gewollt hatte. Aber das lag nun einmal in den Gewohnheiten, aus denen er nicht herauskonnte. Später kam es ihm vor, als ob der andre zu dieser kühlen Verbeugung ein wenig gelächelt hatte. Dieses Lächeln war ihm unangenehm. Das hieß doch: ‚Du bist der ewig Steife. Norddeutschland, Berlin, Pommern und Umgebung. An leichte internationale Formen, an Fassen von etwas Ungewohntem kannst du dich nicht gewöhnen.' Und sonst war gerade er stolz darauf gewesen, nicht Konventionsmensch zu sein.

Herr von Altenau hatte mit seinen Prognosen ganz recht gehabt. An einem Donnerstag war Max in Neapel angekommen, und Sonntag nachmittag fuhren sie zu dreien den Korso auf und ab. Fuhren dann, als es ihnen, den Fremden, zu langweilig wurde, in der engen Straße immer an den Wagen mit den schön, aber etwas grell gekleideten Neapolitanerinnen vorbeizufahren, hinaus, am Meer entlang und atmeten die schön von der Sonne durchwärmte Luft. Herr von Engelhardt hatte darauf bestanden, vis-à-vis zu sitzen. So konnte er die „kranke" Frau am besten beobachten.

Schön war sie, diese Frau. Die dunklen Augen sahen so oft über alle Menschen hinweg, daß ihnen ein träumerischer Glanz bei den alltäglichsten Bemerkungen nicht versagt war. Die Wimpern waren lang. Und in dem schmalen Gesicht war denn doch von dem Fieber eine Blässe übriggeblieben. Aber diese Bleichheit verschönte die anmutige Frau nur. Denn sie sah nicht krank aus, nicht wie jemand, den ein heißes Fieber halb verbrannt hat, dem in vielen Nächten das Blut zu hoch hinaufgewallt war, sie war nur zarter, weißer geworden. Das Blut schimmerte durch die ganz dünne Haut. Und der schmale Streifen Fleisch, der zwischen dem hochgeschlossenen Kleid und dem Kinn manchmal bei einer ungestümen Bewegung, wie sie die junge Frau oft hatte, hervorkam, ließ blaue Adern sehen und einen Ton von heller, leuchtender Farbe, wie ihn Max noch nie gesehen zu haben glaubte. Dazu ein

Mund, der den Ausdruck des Gesichts in jeder Minute wechseln ließ. Bald sah sie aus wie die Geschwächte, der man Decken über die Knie legen mußte, was Herr von Altenau denn auch sehr eilig, aber wiederum nicht ohne ein gelegentliches Lächeln tat. Bald war sie übermütig und schnellte ihren Körper, die schmale Brust, den ganz jungen Leib, in die Höhe, wie ein Knabe fast, der sich im Wagen aufhebt, nach allen Richtungen zu spähen, alles zu sehen, und dazu kam bei ihr dann noch: von allen gesehen zu werden. Dann ein andres Mal schien dieses Gesicht ganz ernst. So ernst, daß man glauben mochte, nie werde ein Lächeln es aufhellen können. Die Augen lagen fest und tief, fast zu tief in ihren Höhlen, das Kinn war unbeweglich, und nun war es eine ernste, madonnenhafte Frau, gedrückt von unendlicher Trauer. Und nach wenigen Sekunden wieder eine ganz andre.

Diesen sonderlichen Wechsel, der nicht nur ein äußerlicher Wechsel war, hatte Max in den paar Tagen, die er da war, nun schon seit der ersten Minute, da sie, in einem großen Stuhl sitzend, ihm die schmale Hand entgegengestreckt hatte, immerfort beobachten müssen. Er konnte sich nicht losreißen von dieser Merkwürdigkeit. Er dachte nach, ob das noch Krankheit sei, Schwäche oder einfach Spiel. Spiel, das eine junge Frau — denn Frau von Altenau trug ihre fünfunddreißig Jahre leicht — nun mit ihm, wie früher mit jenem, zu treiben begonnen hatte. Oder ob hinter all dem die große Unrast wohne, die sie nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen ließ, so daß sie bald nach dem einen, bald nach dem andern ihre Wünsche schickte und, nie zufrieden, sich selbst dadurch immerzu aufreibend, den Begleitern das sonderbare Schauspiel einer immer andern darbot. Den ersten Nachmittag hatte sie noch wenig sprechen dürfen. Herr von Altenau, der in Gegenwart seiner Frau die Krankheit ungemein ernst nahm, duldete es durchaus nicht. Kaum ein paar Laute hatte Max also gehört, und die kamen aus einer müden Kehle und verrieten nichts als eine weiche, sehr bewegliche Stimme. Während jener ersten Stunde am Teetisch hatte fast nur Herr von Altenau gesprochen. Er wußte ja schon alles über die jüngste Vergangenheit und konnte also berichten. Seine Frau, die Kammerjungfer, die seit Jahren bei ihnen war, beide hatten ihm alle Details der ganzen Geschichte erzählt. Aber Max hörte ohne viel Interesse von der Freundschaft, die den Kleinen zu einer Art Reisemarschall der Frau von Altenau gemacht hatte, seit Florenz und Siena, bis sie dann krank geworden war; hörte in einer sonderlichen Verlegenheit und innerlich eher geärgert die herzlichen Dankesworte, die Frau von Altenau und ihr Gemahl mit gleicher Wärme für diese Freundschaft dem Kleinen und auch ihm selbst aussprachen. Und suchte, während dieser kluge Mann, der in den ersten Tagen viel sprach und oft noch mehr erraten ließ, die ganze Geschichte der letzten Wochen aufrollte, immer wieder nach einer unwillkürlichen oder vielleicht sogar absichtlichen Bewegung, Andeutung der jungen Frau, die ihm Aufklärung geben sollte, was hinter dem allem eigentlich stecken könnte.

Hatte der Kleine geliebt? Und die allzu kluge Frau ihn auf sanfteste Weise weggeschickt, indem sie krank geworden war? Oder war's vielleicht gar ein wirkliches Abenteuer gewesen bis zur Neige der Erfüllung und Trennung und der Kleine nicht so ganz der Kleine? Diese Frau war doch zu merkwürdig. Sie sah nicht so aus, wie sie jener Brief geschildert hatte. Die „scharmante Frau" aus unsern Ständen! Ja, gewiß, das war sie ja zweifellos. Aber es war nicht das, was man gerade von dieser Frau zu sagen hatte. So viel andres war wesentlicher. Vielleicht aber waren die Sonderlichkeiten, die Max so auffielen und fesselten, vielleicht erst jetzt da, Folgen der Krankheit, Nervosität? Vielleicht auch — wer konnte solche Dinge wissen, welcher Mann beurteilen, wie ein andrer Mann das Herz einer Frau schlagen macht? — war es der Abschiedsschmerz, der sie jetzt so unruhig erscheinen ließ, und der ihm einen sonderbaren, ihm selbst unheimlichen, zu großartigen Vergleich doch immer wieder aufdrängte? Medusenhaft. Das war die Frau, die Augenblicke lang das Gesicht einer Madonna hatte. So erschienen ihm ihre Augen, so das braune Haar, das sich vorn und an den Seiten lockte, und dessen Fülle nur flüchtig aufgesteckt war, um nämlich nicht den Kopf in den ersten fieberfreien Tagen zu sehr zu belasten ... So dieser zuckende Mund ...

Aber weder an dem ersten Nachmittag beim Tee, noch am nächsten Tage, an dem Max und Frau von Altenau vormittags



allein auf der Terrasse in der Sonne saßen, während Herr von Altenau in die Stadt hinuntergegangen war, die Bronzen im Museum anzusehen, konnte er irgendeine Andeutung, gewollt oder ungewollt, unwillkürlich oder willkürlich, entdecken. Nichts. Sie sprach herzlich von dem jungen Offizier, wie von jemand, der einem große freundschaftliche Ergebenheit bewiesen hat. Sie vergaß auch nicht, Max selbst nochmals in weichtönenden Worten zu danken. Und dabei wieder: ihm die Hände, beide Hände, in einer ganz raschen Bewegung entgegenzustrecken, so daß er gar nicht anders konnte, als beide fassen und sich wundern, wie kühl sie waren, und wie fest ihr Griff bei aller Zartheit die eine Sekunde lang hielt. Aber das war alles. Sonst war nichts zu erfahren.

Max las den Brief des Kleinen in diesen Tagen immer wieder. Vielleicht hatte er da was übersehen. Bis er ihn Wort für Wort auswendig wußte und damit auch wußte, daß das pure lautere Wahrheit war. Gewiß. Den Tatsachen nach. Vorgegangen war sicher nichts. Was man nämlich so vorgehen nennt. Aber ist das das Wesentliche? Ob der Kleine sie geliebt hat? Sie liebt? Vielleicht. Aber wenn's so war — warum beruhigte er sich mit dem kurzen täglichen Telegramm, in dem Max mitteilte, daß Frau von Altenau völlig gesundet sei? Und als Sonntag früh ein Brief des Kleinen kam, klang er sehr beruhigt durch die günstigen Nachrichten, trug viele Herzlichkeiten an Frau von Altenau auf, erinnerte an schöne Stunden; aber Leidenschaft konnte man wahrhaftig hinter diesen fast kindlichen Worten nicht entdecken. Und den gleichen Eindruck gab auch ihre Art, von ihm zu sprechen. Sie lobte die junge Offenheit, die Frische, nahm ihn eigentlich mehr als einen Typus, Beispiel der neuen deutschen Generation als einen einzelnen Menschen, von dessen Art man gefaßt und nicht mehr losgelassen wird. Es schien doch, daß hier das Unwahrscheinliche Wahrheit, das Gesagte auch wirklich ganz aufrichtig gewesen sei. Die beiden schienen zusammen gereist, zusammen schöne Dinge genossen zu haben. Freundschaft war entstanden, die vielleicht bald erloschen wäre, wäre nicht diese kleine Krankheit gekommen.

Über diese Krankheit scherzte Herr von Altenau immer wieder. Er schien solche Zufälle in der Gesundheit seiner Frau schon das eine oder andre Mal erlebt zu haben. Am ersten Abend schon hatte er mitten in das Gespräch, das abends viel zurückhaltender, viel korrekter als nachmittags gewesen war, plötzlich ein Wort von „beinahe hysterisch", von „sich selbst eine Krankheit suggerieren" fallen lassen und Max dann sehr scharf angesehen. Max war natürlich dem Blick gefolgt, ohne zu antworten. Das war eine Erklärung. Es war die Erklärung, die der Ehemann gab; der Ehemann, der in späten Jahren ein ganz junges Kind geheiratet hatte und sie den größeren Teil des Jahres allein in der Welt herumreisen ließ.

Von dem Leben der beiden hatte Max dann in den paar Tagen eine Menge erfahren. Sie machten kein Geheimnis daraus. Als Hausfrau in München, zum Bewirten der Herren von den Ministerien und Gesandtschaften fühlte sich Frau von Altenau nicht stark genug, fühlte auch vielleicht nicht ganz die Neigung dazu. So war sie nur die nötigsten zwei Monate, von Anfang Herbst bis nach Weihnachten da. Und dann auf Reisen. Sie war ja zart. Man konnte es verstehen, daß diese gebrechliche Frau besser in der Sonne des Südens als in der scharfen Atmosphäre Deutschlands ihr Auskommen finde. Aber der Mann allein zu Hause und dann auch sie allein? Natürlich mit der Kammerjungfer. Aber doch allein! Und eine junge Frau! Auch für diese Merkwürdigkeit in der Ehe bekam Max sehr früh die Erklärung. Das ist ja das Sonderbare an Reisebekanntschaften. Drei Tage irgendwo zusammen zugebracht, und man sagt sich mehr als in der Heimatstadt in Monaten. Ein paar Tage nach der Ankunft, nach dem Diner einmal — es war noch sehr warm, und Elly durfte aus dem Zimmer noch nicht heraus — hatten die Herren das Bedürfnis, spazierenzugehen oder doch in die Luft. Es war auch sehr heiß gewesen den ganzen Tag. So gingen sie aus dem Hotel fort, ließen die Kutscher von ihren Wagen oben vergeblich ihre Rufe ihnen entgegenschicken und schritten den Berg hinab. Sehr lange ohne Worte, ihre Zigarren rauchend, bis sie die Stadt durchkreuzt hatten und dann irgendwo ein ganz kleines Kaffeehaus fanden, nicht für Fremde geschaffen, vor dem zu dieser Stunde niemand saß. Da nahmen sie dann Platz. Und weiß Gott, wie's kam —

Max hatte sicherlich nicht den Anlaß gegeben —, Herr von Altenau fing an, von seiner Ehe zu sprechen.

„Ja, Sie wundern sich gewiß auch schon. Sehen mich, sehen meine Frau und denken sich ihr Teil. Denken sich wahrscheinlich, er hätte schon längst seinen Abschied nehmen sollen, wenn die Frau nun nicht in München leben kann und will, und mit ihr zur Sonne hinuntergehen. Oder, was schöner wäre — man träumt ja manchmal, Herr von Engelhardt —, hätte sich wo ein kleines Haus kaufen können. So an einem der Seen in Oberitalien oder auch unten an der Riviera. Ganz klein, denn wir haben ja keine Kinder. Und mit einem großen Garten voller Blumen, daß man die Rosen selber pflücken und auf den Tisch stellen kann. Und dort leben. Unser Beruf? — Sie haben's sich ja wahrscheinlich auch schon gedacht, Herr von Engelhardt — es würde auch ein andrer dezernierender Rat sein können, und Sie haben gewiß recht. Nur ich kann's nicht. Sehen Sie, damals, wie ich geheiratet habe — es war ja schon reichlich spät: denken Sie, ich war fast fünfzig Jahre alt, jetzt bin ich stark auf der andern Seite der Fünfziger —, damals war's ja mein Plan. Elly aber wollte nach München. Vielleicht war's ihr Ehrgeiz, die gesellschaftliche Stellung auszukosten. Denn ihre Eltern, die haben ja immer draußen in der Einsamkeit gelebt. Da hat sie nicht viel Triumphe feiern können. Damals also hat's meine Frau mir ausgeredet. Denn ich dachte: Du bist ein alter Mann, und was kannst du dem zarten Kind eigentlich geben als ein schönes warmes Leben in der Sonne. Und da hatte ich schon einen wundervollen Reiseplan gemacht. Um die ganze Welt wären wir gegangen. Und wo's uns am schönsten vorgekommen wäre, da hätten wir das Haus gebaut. Es war vielleicht auch noch eine andre Hoffnung damals, die ich gehabt habe, und die dann fortgeflogen ist ... Also Elly hat damals nicht wollen. Nur nach München wollte sie und ein großes Haus einrichten und viele Leute bei sich sehen. Bis es im zweiten Jahre nicht mehr gegangen ist. War sie zu jung? Hat sie wirklich ein bißchen was an der Brust oder lag die Krankheit woanders? Kurz, Herr von Engelhardt, an einem Nachmittag — damals war ich noch nicht so ruhig in den Dingen wie heute und hab' auch von nichts eine Ahnung gehabt — ist unser Arzt in mein Zimmer gekommen und hat gesagt: Den Koffer packen und fort. Gleich im Anfang der Saison und eine junge Ehe — Gott, die Leute haben eine Menge geredet! Ein Glück, daß ich mir nichts draus mache. Und dann sind wir fort. Zuerst zusammen. Aber es hat nicht viel geholfen. Und in San Remo unten, da schien's ganz schlecht zu gehen. Sie hat nichts mehr gegessen, und ihre Augen — ach, Sie kennen ihre Augen nicht, Herr von Engelhardt! — ihre Augen lagen immer nur ganz tief in den Höhlen drin. Und gelächelt hat sie damals gar nie mehr. Und dieses Lächeln, das sie jetzt ja wieder hat, und das Sie sehen werden, dieses Lächeln war's ja gewesen, das ich an ihr so geliebt hatte. So geliebt, daß ich sie als ein alter Mann heiratete. Sehen Sie, damals habe ich wirklich nicht gewußt, was machen. Die Ärzte raten einem da so Dinge und glauben, man kann's richten, weil sie's vorschreiben. Der in San Remo war kein junger Mensch mehr. Auch kein alter, aber so hart an die fünfzig, und einer, der wohl einiges gesehen und gelebt hat. Ja, ich werde die Stunde damals nicht vergessen. Wissen Sie, Herr von Engelhardt, was er mir als Rezept verschrieben hat für die Frau, deren Lächeln ich geheiratet habe, weil's bei mir zu Hause, trotz Kammerdiener und Küchenchef, zu still geworden war —? *Allein* lassen soll ich sie. Ich bin damals in die Höhe gefahren. Ich hab' auch Erklärungen von ihm haben wollen, irgendeine vernünftige Erklärung. Aber er hat immer mit dem Kopf geschüttelt und nein gesagt. ‚Vernunft ist da nichts, und Ihrer Frau dürfen Sie von diesem Rezept nichts sagen, sonst ist's auch schon nichts mehr wert', hat er gesagt, ‚übrigens — Sie brauchen mir ja nicht zu folgen. Aber, die Frau stirbt Ihnen weg.' Drei Tage hat er mir das wiederholt. Sie sind nicht verheiratet, Herr von Engelhardt, haben auch keinen Bruder, keine Schwester. Haben Ehen wohl nie so in der Nähe gesehen, wissen also nicht, was das heißt, einem Manne, der ein helles Lächeln, ein helles Lachen einer achtzehnjährigen Frau geheiratet hat, sagen: sie allein lassen, ist das Mittel, daß sie nicht wegstirbt. Und dann, als ich entschlossen war, ist erst der Kampf mit Elly gekommen. Sie sagte: Ich will nicht. Ohne einen andern

Grund anzugeben, als daß sie wüßte, wohin sie gehöre. Zu ihrem Manne. Und sehen Sie, lieber Herr von Engelhardt, nun mußte ich ihr zureden, zu tun, was mich viel — wenn wir in pathetischem Ton redeten, so müßte ich sagen: mein Glück — gekostet hat. Da hat dann der Doktor doch seine Kraft einsetzen müssen. Ich hätte nicht mehr viel gehabt. Und dann hat sie fünf, nein sechs Monate ganz allein unten in der Sonne gesessen. In Cannes, später in Lugano, am Lido. Und es wird schon Juli gewesen sein, wie sie mir zurückgekommen ist. Wirklich gesünder. Und manchmal hat sie auch wieder gelacht. Aber auch der Arzt in San Remo, der sie noch ein paar Tage, bevor sie nach Hause gefahren war, wieder gesehen hatte, hatte nicht versäumt, mir mein Urteil nochmals zu schicken; daß es so bleiben müsse, Jahre noch zumindest. Ja, ‚zumindest'. Es geht Sie das alles ja eigentlich nichts an, Herr von Engelhardt. Und ich erzähle es Ihnen nur, weil Sie unsertwegen aus Ägypten hergekommen sind und sich wahrscheinlich manches denken oder gedacht haben über die Frau von Altenau, die da ganz allein in der Welt herumfährt, und die ein blutjunger Leutnant betreuen muß, für die ein Fremder, verzeihen Sie, einen andern Fremden herrufen mußte, trotzdem sie einen Mann hat, der ... Aber da ist keine Hilfe.

„Ein einziges Jahr habe ich's noch versucht, Widerstand zu leisten, ihr und mir, drei Jahre nach der ersten Trennung. Elly hatte auch nicht fort wollen, und es schien ihr ganz gut zu gehen. Am Weihnachtstag aber ist sie dann fieberig geworden, und zu Neujahr war's zum Auslöschen. Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, alle die schönen Sachen zusammen. Da haben wir dann, als sie doch aus dem Ärgsten heraus war, den Arzt aus San Remo kommen lassen. Zuerst hat er gar nicht kommen wollen. Ich wisse seine Ansicht, hat er telegraphiert. Auf mein vieles Drängen ist er dann gekommen und hat wieder seinen alten Rat, nein, das Urteil für mich wiederholt. Sie allein, in Frieden und in der Sonne lassen, jede Erregung meiden, auch die Sorge eines ängstlichen Mannes. Und seitdem lass' ich sie allein durch die Welt fahren und freu' mich, wenn aus ihren Briefen jenes Lachen kommt, das ich in Wirklichkeit ja nur im Sommer ein paar Wochen lang hören darf. Denn wenn sie eine Weile wieder mit mir gewesen ist, heiter, scheinbar zufrieden, ohne je zu klagen, wird ihr Gesicht schon wieder schmal, sie schwindet förmlich dahin ... Und jetzt bin ich schon so weit, daß ich selber sie pünktlich wegschicke. Ja, man lernt manches ...

„Und jetzt denken Sie, Herr von Engelhardt, sich wahrscheinlich: das ist einer von den vielen Herren, die die Dummheit gemacht haben, ein ganz junges Geschöpf zu heiraten und die dafür bezahlen müssen. Aber Sie haben wahrscheinlich unrecht. Ich glaube nicht, daß es so ist, wie die Leute sagen, die mir manchmal wohlwollende anonyme Briefe schreiben. Ich glaube, sie hat mich doch ganz gern. Es ist nur ein Unglück, daß wir nicht zusammen leben können. Ich nicht im Süden mit ihr, weil mich das Nichtstun und das Spazierengehen da aufreiben würde, sagen die klugen Ärzte, und sie meine Sorge um ihre Gesundheit brächte, und ich überhaupt wahrscheinlich nicht der rechte Pfleger für die Frau bin. Und sie hält eben das andre Leben nicht aus, kann's nicht. Gründe ...? Sehen Sie, Herr von Engelhardt — es ist heute so eine sonderbare Nacht, und wir sitzen da ganz allein, und ich erzähle Ihnen ... Ich glaube wirklich nicht, daß ich der komische, lächerliche Ehemann bin. Sie hat mich schon gern auf ihre Art. Und ich geb' acht auf sie, auf meine Art. Sie können das gar nicht wissen, wie feinfühlig selbst unsereiner bei solchen Dingen im Laufe der Jahre wird. Wie er lernt, jedes halbe Wort verstehen. Und zuvorkommen und verhüten und Obacht geben, lächelnd schweigen, in der Ferne bleiben, sein Herz verschließen und seine Hand über ein gebrechliches Wesen halten, daß sie nur ja keine Dummheit macht, die dann das ganze Leben zerbricht, ihres und meines. Es geht ja nicht nur um Erkältungen und gastrisches Fieber. Denn sehen Sie, Herr von Engelhardt, das könnte ich ja doch nicht. Wenn ich eines Tags wissen müßte, daß ein andrer von ihr die ganze Liebe empfangen hat, die meine Liebe ihr nicht hat entlocken können — ich glaube nicht, daß es dann weiterginge. Und was täte sie dann? Was würde mit ihr? Vielleicht ein paar Monate Leidenschaft und Glück und Seligkeit, und wie die jungen Leute das sonst nennen. Aber so achtgeben auf sie, wie ich jetzt vierzehn

Jahre auf sie achtgegeben habe, ohne daß sie eigentlich recht weiß, daß man so auf sie achtgeben muß, mit einem Lächeln und mit ein bißchen Spott, ja auch damit manchmal — das findet sie bei keinem sonst. Und dann, wenn was geschähe, wär's schade um sie.

„Ich rede da so, lieber Herr von Engelhardt, als ob Sie mich oder sie lange Jahre kennten. Und Sie haben ihr nur eine Stunde lang zugeschaut, wie sie die Finger der einen Hand in die der andern gepreßt hat und noch ziemlich schwach war und doch vor Ihnen sehr gern die starke Frau sein wollte. Aber Sie werden sie ja jetzt kennen lernen, Sie bleiben doch eine Weile hier, nicht wahr? Und wenn Sie sie einmal haben lachen hören, so hell lachen wie ein ganz, ganz junges Mädchen, ja, dann werden Sie vielleicht sogar begreifen, daß ein alter Herr Ihnen ohne jede Not in einer Nacht in Neapel die Geschichte seines Lebens erzählt hat."

Max saß jetzt schon die vierte Woche in Neapel. Oben im Hotel war's ja kühl. Aber unten in den schmalen Straßen versengte die Sonne jedes Leben, so daß die Stadt tagsüber tot schien und die Leute erst, wenn der Abend sich einstellte, aus den Häusern hervorkamen. Fremde gab's auch nicht mehr viel. Irgendein zufällig Durchreisender, für die andern war es schon zu spät im Jahre.

In den ersten Wochen hatte sich der Herr von Engelhardt Tag für Tag vorgenommen, morgen abzureisen. Dann aber war ihm der Gedanke entschwunden. Und er wußte, daß er so lange in Neapel bleiben würde wie das Ehepaar, mit dem er auf eine so ungewöhnliche Art nahe Bekanntschaft gemacht hatte, seinen Aufenthalt dort nehmen würde. Und eigentlich, wenn er darüber nachdachte, war auch für die kein rechter Grund da, in Neapel zu bleiben. Herr von Altenau, der sich einen längeren Urlaub genommen hatte und erst mit seiner Frau zusammen in den Norden zurückkehren wollte, erzählte zwar von einer Liebhaberei für die Medaillen des Cinquecento, die er eigentlich schon dreißig, vielleicht sogar fünfunddreißig Jahre gehabt habe. Und jetzt erst sei er dazu gekommen, den Jugendwunsch zu erfüllen, in schöner Ruhe das Antikenkabinett zu durchforschen und jene kleine wissenschaftliche Arbeit — nur für sich und seine Freunde natürlich — zu schreiben, die ihn als ganz jungen Menschen vor dem Eintritt ins Ministerium gereizt hatte.

Und Frau von Altenau behauptete, sie müsse Wärme haben, wirkliche Wärme. Und wenn einer der Herren flüchtig erwähnte, daß man die jetzt auch etwas höher nördlich haben könne ohne die Nachteile eines manchmal fast schon tropisch werdenden Klimas, dann wurde sie gereizt, nervös, war eine ganze Weile unzugänglich. Sie hatte sich in Neapel, in die Terrasse oben auf dem Berg, in die Fernsicht über die Bucht, in diesen großen blauen Hafen, in die Umgebung verliebt. Sie schien auch ganz gesund, sogar stark und kräftig zu werden; kräftiger, als man es ihrer zarten Gestalt je zugemutet hätte. Kein Ausflug war ihr zu anstrengend. Und so genossen sie die Schönheit aller jener Fahrten, die Neapels Reiz ausmachen. Aber bald nicht mehr zu dritt. Herr von Altenau hatte sich nach einer Woche entschuldigt. Jetzt, wo ihm die Gelegenheit gegeben sei, seine Antiken ordentlich zu studieren, davon abzustehen, das hieße doch auf einen Wunsch einfach verzichten.

Und dagegen ließ sich eigentlich wenig sagen. Besonders da das Gespräch zu dreien bald mühsam geworden war. In jenen Zeiten nämlich, als Herr von Engelhardt gar zu eindringlich das Rätsel der Natur, das diese junge Frau darstellte, zu lösen bemüht war. Noch bildete er sich nämlich manchmal ein, nur ein psychologisches, sozusagen „rein menschliches" Interesse für sie zu haben. Er konnte manchmal eine Viertelstunde lang schweigsam im Wagen ihr gegenübersitzen und die Veränderungen beobachten, die die Linien ihres Gesichtes zeigten. Dann begann er zu träumen. Begann daran zu denken, wie es wäre, eine gleichaltrige Frau oder eine fast gleichaltrige an seiner Seite zu haben. Eine, die viel gedacht und innerlich viel erlebt hat. Nicht ein Kind, eine, die auch schon ein Stück Weg auf der Lebensstraße gegangen ist. Und manchmal kam ihm auch die Vorstellung einer Trennung zweier miteinander durch lange Jahre verbundener Menschen gar nicht mehr so schrecklich vor, die Schwierigkeiten, Hemmungen geringer, als er früher gedacht hätte. Und er würde nicht mehr allein sein ...

Der Gedanke an den Skandal, den es ja geben würde, unvermeidlich geben würde, schreckte ihn nicht mehr so. Und jenes junge



Lachen, von dem ihm Herr von Altenau in der ersten Nacht gesprochen hatte, hatte er nun auch schon gehört, und der Ton war auch in seinem Ohr geblieben. Zum ersten Male vernahm er es, als sie auf den Vesuv hinauffuhren. Es war der erste größere Ausflug, den sie nach der Krankheit gewagt hatten. Sie hatten einen sehr drolligen Kutscher — einen Neapolitaner, der immerfort mit sich selbst sprach, Komödie spielte, unverständliches Zeug redete, mit seinen Pferden wie mit Menschen sprach. Und da mit einem Male lachte die junge Frau, die bisher höchstens ein schwaches, schmales Lächeln um die ermüdeten Lippen gehabt hatte, hell auf. Herr von Altenau suchte den Blick des neuen Freundes. Aber er fand ihn nicht. Denn die Augen des Herrn von Engelhardt waren in eine Weite gerichtet, aus der sie erst viel später zurückkamen, als dieses Lachen schon in der dünnen Luft verklungen war und Frau von Altenau längst wieder ein andres Gesicht zeigte — ein wehmütiges Junge-Frauen-Gesicht — und von der überstandenen Krankheit sprach, und daß sie sich doch sehr in acht nehmen müsse, weil sie jede Freude gleich bezahlen müßte, ihr die Forderung der Natur stets sofort präsentiert werde: durch einen Rückfall in ihr Leiden, durch lange Tage der Erschöpfung, der Schwäche, der Lustlosigkeit ...

In der Tat, als sie abends nach Neapel zurückgekommen waren, mußte sich Frau Elly gleich zu Bett legen. Und Herr von Altenau fand in den nächsten Tagen für seine Redseligkeit keinen rechten Gesellschafter. Fast immer wich Max den lang in die Nacht hineinreichenden und, wenn man ehrlich sein wollte, immer sehr interessanten Gesprächen des vielerfahrenen Mannes aus. Er wollte allein sein und saß, in Gedanken und unklare Zukunftspläne versunken, in seinem Zimmer an der offenen Balkontür. Er konnte den Widerschein des Lichtes sehen, das noch lange Stunden, nachdem man sich kurz nach dem Diner voneinander verabschiedet hatte, aus dem Zimmer der jungen Frau kam. Die Nächte waren schön. Klare Sternennächte. Und wie es manchmal geschieht, daß die Natur durch ihre Reinheit die Herzen der Menschen zwingt, ehrlich zu sein, so zwangen diese einsamen Sommernächte Max, sich selbst gegenüber wahrhaft zu sein. Er wußte — und sagte es sich in diesen klaren Stunden, daß wenige Tage, mit dieser Frau zugebracht, und darunter kaum zwei, drei Stunden täglich allein mit ihr, genügt hatten, in seine Seele Liebe zu der Merkwürdigen zu senken. Auch ohne viele Worte lernen Menschen einander verstehen und fühlen sich zueinander gezwungen.

Und wie er so darüber nachdachte: die Merkwürdige, Medusenhafte war sie ihm. Warum eigentlich? Sie hatte früh einen alten Mann geheiratet, war nicht sehr gesund. Das alles kam tausendmal vor. In seiner Familie war's geschehen. Bei Bekannten. Und war gar kein Grund, die Frau merkwürdig zu nennen. Das Geständnis des Ehemannes damals in jener Nacht? Sah er die Dinge auch richtig? War alles wirklich so gewesen? Oder hatte vielleicht ein kluger Mensch, der zugleich ein Arzt gewesen war, einmal vor vielen Jahren den Helfer gespielt und die äußere Form einer Ehe gewahrt, die innerlich unmöglich geworden war? Durch ihr Gefühl oder ein Geschehnis? Aber warum war's nicht möglich, daß die junge Frau wirklich das Alleinsein brauchte? Wenigstens das Alleinsein von jenem Liebeerfüllten und Liebeverlangenden, den sie gewiß nicht liebte. Denn das war ihm sicher. Das hatte er gesehen, das wußte er im Herzen so fest, wie er eigentlich am allerersten Tage, wo er diese Frau gesehen, schon gespürt hatte, daß da ein Schicksal an ihn herankomme, wie er es noch nie gespürt hatte. Ein Schicksal, dem man nicht entrinnen kann. Und dem er vielleicht gar nicht ernsthaft entrinnen wollte ... Und dann, wenn der zärtliche Mann ihr Decken um die Füße legte oder sie aus Vorsicht zwang, ein Tuch umzunehmen, da zogen sich so oft die Lippen, die Mundwinkel der Frau tief herab, und es war fast ein böser Zug, der in ihr Gesicht kam. Fast etwas wie Haß antwortete auf diese Vorsicht, die doch nur Zärtlichkeit und Fürsorge war. Nein, sicherlich konnte sie ihn nicht ertragen. Hatte in den vielen Jahren wohl auch verlernt, gerecht zu sein gegen das Freiherzige und Vertrauende in diesem Manne. Und spürte nur eins: daß sie als junges Kind in die Hand eines alten Mannes gelegt worden war und nicht mehr von der Fessel dieser zärtlichen Wachsamkeit loskommen konnte. Materielles spielte wohl mit; er — oder war's sie selbst gewesen? — hatte einmal die Mittellosigkeit ihrer

Familie erwähnt. War sie darum bei ihm geblieben? Noch „geblieben"? Und war vielleicht eine jener Frauen geworden, die, halb bewußt, halb Instinkten gehorchend, mit Männern spielen, immer nur spielen, sich kein wirkliches Gefühl, weil keine ehrliche Lösung von dem sicheren „guten Leben", gestatten und darum auch gar nicht wissen, was Liebe ist, wenn sie auch noch so viel von ihr sprechen und lesen? War er nun einer aus den Reihen vieler, auf die sie gerade auf die gleiche Art gewirkt hatte, vielleicht gar ein Nachfolger des „Kleinen"? Konnte es sein, daß sie sein Empfinden nicht gemerkt hatte?

In diesen Nächten der Klarheit schien Max das unmöglich. Immer wieder lebte er die Stunden mit ihr durch, wiederholte sich jedes Gespräch, rief jeden Blick aus der Vergangenheit in die Erinnerung zurück. Und stets blieb sein Sinn an Szenen haften, die ihre Abneigung dem Manne gegenüber verrieten, der ihr doch Unendliches geopfert hatte. Einmal — sie hatten am Abend, wie so oft, auf der Terrasse gesessen — hatte er ihr, da es zu kühl wurde, in die Jacke geholfen und dann mit leisen Bewegungen, die vielleicht eher einem Liebhaber als dem mehr als ein Jahrzehnt Verheirateten natürlich gewesen wären, das Kleid in die Ärmel hineingestreift. Und die Antwort auf diese Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit oder doch unerwartete Zärtlichkeit war ein Weinkrampf gewesen, den sie zuerst hatte unterdrücken wollen. Und der dann doch schwer und tief aus der Brust hervorkam, die Kehle erschütterte, das ganze Gesicht plötzlich in schreckliche, ja, wahrhaftig schreckenerregende Falten legte, bis sie aufgestanden war, wortlos und weinend davongelaufen. Und, wie man dann Stunden später von ihrer Kammerjungfer hörte, war sie in ihrem Zimmer förmlich auf das Bett hingefallen und hatte geweint wie ein Kind.

Am andern Morgen allerdings waren die Augen überraschend hell gewesen. Sie hatte in einer fast kindlichen Art um Entschuldigung gebeten. Sie sei eben noch nicht gesund. Man solle ihr nicht böse sein. Sie sei eigentlich ein verwöhntes Kind, und alle seien immer zu gut gegen sie gewesen. Und sie wüßte selbst nicht, wie das gestern gekommen sei; nur böse solle man nicht mit ihr sein. Und als sie dies sagte, „nur böse solle man nicht mit ihr sein", da war in dem Herzen des Herrn von Engelhardt wieder ein Ton angeklungen — derselbe, der in der ersten Stunde, in der er sie gesehen hatte, laut geworden war und ihm gesagt hatte: Nimm sie dir trotz allem, trotz dem Leid, das du dem alten Manne antust ... laß die Leute reden. Geh aus dem Amt, wenn's sein muß, nur hol' dein Glück! Hier ist es. Da, hier muß es sein. So stark kann man eines andern Menschen ganzes Wesen in einem Augenblick nicht spüren, wenn er nicht zu einem gehört, einem von der Natur bestimmt ist.

An alles das dachte Herr von Engelhardt in jenen Nächten, die klar waren wie das hellste Wasser.

Herr von Altenau pflegte also täglich in sein Medaillenkabinett zu gehen. Und Max war der Begleiter der jungen, in Miene und Art so veränderlichen Frau auf vielen Spazierfahrten oder auch an heißen Tagen, wenn sie bloß still und unbeweglich auf der Terrasse im Garten saßen und hinabblickten. So erzählten sie einander in diesen Tagen viel aus ihrem Leben. Sprachen viel. Und dennoch sagte er ihr nichts von dem starken Gefühl der Zuneigung, ja mehr als das, der heftigen Leidenschaft, die er manchmal brennend heiß für sie empfand. Sprach auch nichts von jener kleinen, ihm selbst so verächtlich erscheinenden Bitterkeit, die ihn manchmal überfiel, wenn er argwöhnte, daß vielleicht doch der Kleine klüger, jünger, unbedenklicher gewesen sei als er, daß er zu sehr zaudere, Ritter Toggenburg sei ...

Einmal, als die Sonne sich senkte und sie von dem Kloster in Camaldoli zurückfuhren, faßte sie die Laune, ein Stück Weges durch die Landschaft zu Fuß zu machen. Der Kutscher trieb seinen Wagen auf der Fahrstraße langsam hinter ihnen her, und sie gingen einen Serpentinenweg, der erst später wieder die große Fahrstraße erreichen sollte. Da, während der schmale Steig sich manchmal fast verlor, von Gräsern überwuchert war und große Steine den schmalen und nicht sehr gelenkigen Fuß der jungen Frau behinderten, war es Max ein einzigesmal, während er ihr die Hand zum Schutze bot, so, als ob ein heftiger Druck seine Hand in der ihren festhielte. Und sonderbar: er, der Mann, der doch schon längst die Grenze leichter oder auch leidenschaftlicher Abenteuer überschritten hatte, fühlte sich, als sie dann wieder im Wagen

saßen und stiller als zuvor zum Hotel zurückfuhren, auf eine sonderbare Art erschüttert, glücklich gemacht, als sei ihm von ihr ein Versprechen geworden. Der Frau, die er liebte, damals zu lieben glaubte, war nun nicht das geringste mehr anzumerken. Und doch lebte dieser Augenblick noch in den späten Abendstunden mit einer so starken, man muß sagen: körperlichen Gewalt in dem Herzen des Herrn von Engelhardt, daß er, der bisher schweigsam über seine eignen Angelegenheiten gewesen war und in seinen Gesprächen mit Frau von Altenau eher allgemeine Dinge verfolgte, seine Zunge löste und von seinem Leben, seinen Schicksalen, seiner Sehnsucht, seinen Luftschlössern sprach.

Es war ihm plötzlich ein Bedürfnis, dieser sonderbaren Kreatur, wie er sie mit einer Erinnerung an Goethe in seinen Selbstgesprächen zu nennen sich gewöhnt hatte, aus eignem Antrieb, durch eigne Gewalt näherzukommen. Er hatte zunächst damit angefangen, von dem Kleinen zu sprechen. Und er, der nie vermutet hätte, daß er einer Fremden von so geheimen Dingen Mitteilung machen würde, vertraute ihr jene ganze Episode an, die ihn gleichsam zum Beschützer des Kleinen gemacht hatte.

Er sprach von dem Freunde, sprach von dem Geheimnis des Todes oder vielmehr der geheimnisvollen Ursache dieses Zweikampfes. Sprach von dem wundersamen Gefühl, das einen Mann plötzlich auf Gnade oder Ungnade einer Frau ausliefern konnte zu Glück oder Unheil. Sprach von den Jahren, wo man noch Freunde hatte.

„Freunde?" hatte Frau von Altenau gefragt. „Ein solches Glück also haben Sie genossen?"

Er hatte sie erstaunt angesehen. „Gewiß, manche. Wie man so Freunde hat, wenn man ein junger Mensch ist. Und dieser eine war wirklich ein Freund gewesen. Wenn man jünger ist, schließt man sich ja auch leichter und inniger Männern an."

„Und erzählt ihnen von Frauen!"

„Sie mißverstehen mich, unsre Art. Wir wenigstens haben derlei nie getan. Ich weiß ja auch nicht, um wen mein Freund starb, was ihn in jenen letzten Tagen erfüllt hat ..."

„Sind sich also im wesentlichen doch immer Fremde geblieben. Denn was haben Sie von ihrem Freunde gewußt, als Sie ihn zum Tode begleiteten? Nicht einmal verstehen konnten Sie ihn. Ach, und wir Frauen erst! Ich wenigstens ... ich weiß nicht einmal von derlei."

„Von derlei? So nennen Sie jahrelange Freundschaft? Und Sie? Wollen Sie mir wirklich sagen, daß Sie durch das Leben gegangen sind, monatelang von Ihrem Manne, von Herrn von Altenau, getrennt, und daß niemals irgendeine Beziehung, irgend etwas, das ihr Herz mit einem andern Menschen gleichschlagen ließ, über Sie gekommen ist? Verzeihen Sie ... ich will natürlich nicht von Dingen sprechen, die man Liebe oder Leidenschaft nennen könnte. Wir haben ja nur von Freundschaft geredet. Ist Ihnen nie ein Mensch **mehr** gewesen als ein flüchtiger Begleiter auf Spaziergängen, dem Sie zusahen, wie er ein Stück Wegs zurücklegt?"

„Der einem die Hand reicht, daß er nicht strauchelt?"

Sie waren beide stumm geworden. Die Erinnerung hatte sie nun doch beide gefaßt.

„Ja, Spaziergänger, denen ich zugesehen habe, die mir die Hand gereicht haben, um sie sofort wieder zurückzuziehen, die habe ich getroffen."

Herr von Engelhardt sah im Schein des Mondes auf das Gesicht der jungen Frau, das nun von einem starken Schmerz verzerrt war. Er war aufgestanden, und auch sie trat an die Brüstung der Terrasse. Ein paar Minuten lehnten sie dicht aneinander. Und der leichte Wind verwehte das Tuch, das die junge Frau um die Schultern hatte, so daß es einen Augenblick ihren Körper und zugleich auch seinen umschlang. Dann zog sie es fester an sich, als ob eine plötzliche Kühle, ein Frösteln über sie gekommen wäre. „Wir sind alle zu feig, Herr von Engelhardt. Zu feig zu allem. Glauben Sie mir, das ist der Grund jener Verlassenheit, jener ungebauten Schlösser, von denen Sie so oft gesprochen haben in den vergangenen Wochen, der Einsamkeit, die Sie selbst fühlen, und die Sie in mir merken."

„Aber warum müssen wir zu feig sein? Wir sind's doch in anderm nicht. Wir opfern uns unsrer Arbeit, vielen Dingen — schlagen uns auf Tod und Leben wegen einer Torheit, wegen Vorurteile manchmal. Wir sind sogar leichter, beweglicher, unbedenklicher geworden als unsre Väter. Sie haben also unrecht. Es ist nicht Feigheit. Es ist etwas andres, es muß etwas andres

sein, das uns die Hand von fremden Schicksalen fernhalten läßt, das uns Frauen, geliebten Frauen, zaghaft erscheinen läßt."

„Nennen Sie's Feigheit, nennen Sie's Zaghaftigkeit, wie Sie wollen. Das schöne Wort tut's nicht. Aber sehen Sie: so wie Sie von Ihrem Freund erzählt haben, so könnte ich Ihnen vielleicht auch von Menschen erzählen. Denn in den vielen Monaten, die ich so reise, hat mir dort ein junges Mädchen und da eine junge Frau und hier ein junger Mann sein Leben, das große Unglück gerade dieser Stunde, das er morgen wohl vergessen hatte, erzählt. Ich hab' immer wieder den toten Punkt gesehen. Den toten Punkt, wo einer nicht gewagt hat oder eine nicht gewagt hat, die Zukunft fest zu packen. Sein Leben und das eines andern auf sich zu nehmen. Sich vertrauend, wie andre Menschen in früheren Zeiten es getan haben — oder in andern Kreisen Menschen es jetzt auch tun, Menschen, die weniger zartfühlend oder weniger verbraucht sind — die sich nicht wie wir vor dem Leben fürchten ... Ich weiß ja nicht. Ich bin ja schließlich eine Frau, entfernt vom großen Leben, und höre vom Leben nur so Klänge, abgeschattete, gedämpfte, verwischte, vielleicht auch nicht ganz wahre. Höre, was man mir erzählt."

„‚Vor der Zukunft sich fürchten, nichts auf sich nehmen wollen', haben Sie gesagt. Und ‚ein andres Leben nicht dem seinen verketten wollen'. Das mag es ja sein. Da mag es fehlen bei uns, wenn wir älter geworden sind. Wir denken dann zuviel, auch an andre ..."

„Sehen Sie, Herr von Engelhardt, jetzt verstehen wir uns — fast. Da wäre jener Mut zu zeigen, den ich gemeint habe."

Und dann, ohne daß noch ein Wort gefallen wäre, ohne wie sonst Herrn von Altenau abzuwarten, gab sie ihm die Hand, ließ sie ein paar flüchtige Sekunden nur in seiner ruhen und war verschwunden. Das helle Tuch, das einen Augenblick auch ihn umspannt hatte, leuchtete noch einen Augenblick im Schein der hellen Nacht.

Und wiederum kamen einige Nächte, in denen Max grübelte, Pläne machte, Tage, die äußerlich verflossen, wie jene früheren verflossen waren, und doch von schweren Kämpfen beschattet wurden. Und dann sollte es doch der letzte Tag sein, den sie in Neapel zu verbringen hatten. Der letzte Tag. Und ein Tag, den sie für sich allein hatten. Denn Herr von Altenau kündigte früh an, daß er doch noch nach Sorrent fahren wolle, im Hause eines Sammlers dort ein paar merkwürdige Kunstwerke anzusehen, bevor dann der andre Morgen sie alle drei zusammen nach dem Norden brächte. Denn die gemeinsame Heimfahrt war ohne viele Reden längst beschlossene Sache.

Sie hatten sich ganz früh, früher als sonst, ohne Verabredung, am Vormittag im Garten getroffen. Und plötzlich faßten sie trotz der sengenden Hitze den Entschluß, aus dem Hotel fortzugehen, die Stadt zu durchstreifen, dann irgendwo unten am Posilipp in einem Garten am Meeresufer zu speisen, die Serenata der Musikanten aus dem Volke anzuhören und an diesem letzten Tage so gleichsam die Essenz aller vergangenen Tage noch einmal zu genießen. Max war zudem nach einer schlaflosen, von den verschiedensten Vorstellungen der Zukunft erfüllten Nacht fest entschlossen, diesen letzten Tag in der Ferne zu einer entscheidenden Aussprache zu benutzen. Die Frau, die so ein sonderbares Leben für sich allein führte, aus der Verzauberung zu erlösen, sie mit sich zu nehmen und mit ihr dann zu leben, wie wirkliche Menschen miteinander leben, zwei Menschen, die sich lieben. Das war der Traum, aus dem ihn die frühe Sonne geweckt hatte.

Der Tag strich hin, war schön. Aber die Sonne sank, und Herr von Engelhardt kam nicht dazu, jenes ernste Gespräch zu führen, das er sich in vielen einsamen Stunden, in Rede und Gegenrede, Wort und Antwort vorgesagt hatte. An diesem Tage war Frau von Altenau heiter, fröhlich. Ihr helles Lachen tönte oft und oft. Sie sang mit den Musikanten leise mit, sie verkostete einen Sommertag, einen letzten Sommertag im Süden. Nur ernsthaft wollte sie nicht werden ... So mußte die Entscheidung denn für die allerletzte Stunde bleiben, für jene stille Stunde, die sie oben spät des Nachts auf der Terrasse noch zubringen wollten, wie alle die Tage, bis Herr von Altenau aus Sorrent zurückkäme. Nun waren ja die Nächte so warm, daß der Gesundheit der jungen Frau gar keine Gefahr aus solchem Beginnen erwachsen konnte.

Herr von Engelhardt saß eng neben der Freundin dieser Wochen. Er hielt den Kopf





Ludwig Knaus: Magdalene Pfnier.

Kreidezeichnung aus dem Nachlaß des Künstlers.



gesenkt. Denn wenn er aufblickte, sah er in ein Gesicht, das er von den vielen veränderlichen Masken dieser Frau am wenigsten gern erblickte. Er liebte sie nicht, wenn sie laut auflachte, oder wenn ihre Augen in einer hastigen, jähen Fröhlichkeit glänzten, in absichtlicher Lustigkeit leuchteten. Und sie schien an diesem Tage durchaus nicht ernst sein zu wollen. Von Kindertagen erzählte sie ihm, von einer Schaukel im Garten, von einer Cousine, die einen Pfarrer geheiratet und viele, viele Kinder ihm geschenkt hatte. Und während sie noch von vielem andern, das sie beide eigentlich gar nichts anging, erzählte, saß Max da und wartete. Er wollte, daß die sonst so Schweigsame heute einen Augenblick schweige, damit er ihr offen von seinem Gefühl, seinem Plane, ihre Zukunft mit der seinen zu verbinden, reden könne, damit sie in Ehrlichkeit und Offenheit von ihrem Manne scheiden und zu ihm gehen könne. Aber sie wollte heute nicht schweigen, wollte ihn wohl auch nicht hören. Und dann plötzlich war Herr von Altenau wieder da. Die Zeit war um, fast Mitternacht. Er grüßte heiter nach einem ersten prüfenden Blick, ob seiner Frau auch die Nachtluft nicht geschadet habe. Und dann erzählte ihm Elly von dem wunderschönen Tag, den Musikanten unten, versuchte ein Lied zu singen, das sie heute gehört hatten. Und Max schwieg. Dann stand sie auf.

Herr von Altenau mahnte zu Bett zu gehen. Ein langer Tag in der Eisenbahn lag ja vor ihnen. Er schüttelte Max die Hand und ging voran ins Haus. Frau Elly drehte sich um, sah ins Freie hinaus, die Augen weit nach oben, zum Himmel, zu dem sie oft geblickt hatten. Max folgte ihrem Blick. Und ein letztes Mal sahen sie zusammen die Sterne des Südens. Dann gab sie ihm beide Hände, wie sie ihm beide Hände gegeben hatte, als er sie das erstemal — eine Leidende — gesehen hatte. Und als er so dastand, ihre beiden Hände in den seinen, fühlte er plötzlich, wie eine heftige Erschütterung durch den Körper der jungen Frau ging. Spürte dann, wie sich ihre Hände aus seinen lösten, wie weiche zarte Finger ihm in einer sonderlichen Gebärde über das Männergesicht fuhren, und hörte bloß noch die Worte: „Keinen Mut.“ Als er aber antworten wollte, streckte sie die Hand, die eben noch sein Gesicht berührt hatte, abwehrend aus und flüsterte: „Nein, nein, für uns sind diese Dinge nicht ...“ und warf ihm gleichsam noch einmal ihre beiden Hände zu, daß er sie erfassen konnte, und kaum, daß er sie erfaßt hatte, war sie auch schon fort.

Der Tag war lang gewesen, und gegen alles Erwarten fiel Max, kaum daß er sich ins Bett gelegt hatte, in Schlaf. Er wurde früh geweckt von den Leuten im Hotel, die sein Gepäck holen wollten. Mit dem Frühstück brachte man ihm auch sehr schöne Rosen, eine große Fülle, in allen Farben. Er mußte sich rasch ankleiden, um den Zug nicht zu versäumen, fand Herrn und Frau von Altenau in der Hotelhalle, mit den letzten Vorkehrungen sehr beschäftigt, und fuhr rasch zur Bahn. Im letzten Augenblick erreichte er den Zug, der sie zusammen nach Genua und weiter hinauf über den Brenner nach München bringen sollte. Im Zuge aber mußte sich Frau von Altenau, kaum daß sie eingestiegen waren, hinlegen. Die Reisevorbereitungen waren trotz aller Schonung doch wohl zuviel gewesen. So saß Max denn allein bei den Mahlzeiten im Speisewagen mit Herrn von Altenau, wie er an dem ersten Tage seiner Ankunft mit ihm allein gespeist hatte — an jenem ersten Tage, an dem er in ein Abenteuer hineingeführt worden war, das eigentlich keins war ...

Herr von Altenau war sehr zufrieden mit der Ausbeute seiner Arbeit in Neapel und Sorrent. Er hoffte auch, daß die Besserung in der Gesundheit seiner Frau nun stetig bleiben werde. Er dankte dem Freunde, bat, daß sie beide ihn jetzt wirklich und wahrhaftig Freund nennen dürften, und erinnerte an jene Nacht, wo er dem kaum bekannt Gewordenen sein Herz ausgeschüttet hatte.

„Sehen Sie, ich bin immer mit der Offenheit am besten weitergekommen. Mit der Offenheit und mit dem Vertrauen. Mancher hätte wohl Angst gehabt und wäre gar eifersüchtig gewesen. Mir ist's ja auch nicht leicht geworden. Aber ich weiß, wer meine Frau ist, weiß, was sie für mich spürt, trotz allem, und habe nie bereut, was ich getan habe. Und jetzt kommt vielleicht bald die Zeit, wo wir zusammenbleiben können ...“

Max hörte diese Reden, und sie brachten ihm neuen Schmerz. Er war schon wund genug durch das gestrige Erleben ... Und er konnte nichts sagen, mußte stillhalten, Konversation machen, bis es dann Nacht

wurde, sie in ihren Schlafwagen gingen. Frau von Altenau sah er erst wieder, als der Zug in München einfuhr. Sie war sehr blaß, hatte die Nacht nicht geschlafen. Man nahm kurzen Abschied. Max hatte ja versprochen, einige Tage in München zu bleiben.

Allein er tat es nicht. Noch am selben Abend fuhr er nach Berlin. Ein kurzer Brief genügte ja ... Und kaum, daß er dort Zeit gehabt hatte, von seinem Diener die Koffer neu packen zu lassen, war er auch schon wieder auf dem Wege fort. Es duldete ihn nirgend. Am wenigsten in der Stadt, in der er mit einer andern hatte leben wollen. Auf eine Art hatte leben wollen, die er sich so genau ausgedacht hatte, daß ihm nun plötzlich, weil die Frau aus seinem Lebensplan entschwunden war, die Stadt auch ein Nichts schien, ein leerer Fleck, in dem er nicht wußte, was anzufangen. Eine kurze Karte an den Onkel in Weimar — Ansichtskarte natürlich —, auf die er schrieb: „Alles geht fehl, und ich bin der rechte Globetrotter." Und dann in den Zug nach Köln und weiter nach Ostende. Ein paar Tage Baden-Baden. Aber er konnte nicht schlafen — Hochgebirge? Sehr schön die ersten Tage. Aber kein Schlaf. Und das Alleinsein! Schließlich trieb ihn der zufällige Rat eines Arztes ans Meer, und da er vor Jahren einmal als junger Attaché in Brüssel eine lustige Woche in Ostende verbracht hatte, ging er dahin. Vielleicht im Herbst dann nach London — etwas Englischsprechen — englisch leben — die Sentimentalitäten ausheilen —

Herr von Engelhardt war nun also in Ostende. Bunt genug war ja das Leben dort. Und Bekannte hatte er auch genug. Wo man hinsah, ein Gesicht, das alle möglichen Erinnerungen aufweckte; aus allen Zeiten, vom Regiment her, von der und jener Garnison, Gesandtschaft, aus dem diplomatischen Dienst. Und auch nicht nur Deutsche; Franzosen, Engländer, alles mögliche, was man so in der großen Gesellschaft in einem Dutzend Jahren kennen lernt, traf er hier zu kurzer Begegnung. Und nach ein paar Tagen hatte immer das Bild gewechselt. Einer war gegangen, andre waren gekommen. Und dazu die vielen Frauen — auch die von aller Art. Und das Sonderbarste war, wie die Klassen sich vermischten, wie die Unterschiede sich aufzuheben schienen. Wenigstens in dem großen Kursaal, wo alles durcheinander saß und lebte, und gar erst im Spielcercle an den grünen Tischen.

Eigentlich war's schon lange Jahre her, seit Max den Reiz der Karte, des Glücksspiels gespürt hatte. Ja, früher, als Offizier in irgendeinem kleinen Nest, was hätte man sonst tun sollen? Oder später in Paris, im Cercle, da war's ja so notwendig wie irgendein Anstandsbesuch bei einem Vorgesetzten, daß man beim Chemin de fer oder Bakkarat mittat. Aber ihm hatte das Spiel nie etwas angetan, hatte ihn auch nie im Tiefsten aufgewühlt, wie er es bei andern, bei Bekannten, selbst bei wertvollen Naturen, allzuoft zum Unglück, sehen mußte. Und in Berlin hatte er es dann ganz gelassen. Eine Whistpartie oder Bridge, ja; aber Hasard, das war nichts für ihn ... Hier aber lebten ja alle unter dem Eindruck des Spiels, des Glücks, des Hasards, des blinden Zufalls, der ihnen heute Reichtümer und damit eine ganz neue Lebensbeziehung zuschiebt, um sie plötzlich am nächsten Morgen zu armen, doppelt Enttäuschten zu machen.

Alle sprachen davon, die amerikanischen Milliardäre, deren Namen man sich zuflüsterte, und die kleinlichen Hausfrauen, die ihre Fünffrankstücke zögernd hinschoben. Kaum, daß man am Morgen auf die breite Straße, die am Meer entlang führte, hinausgekommen war, begegnete man irgendeinem, der die letzten Abenteuer aus dem Spielsaal berichtete. Ging man allein, weil es einem doch zu dumm schien, immer von der Roulette und dem Bakkarat, der glücklichen Nummer oder vom Achter oder vom Neuner, der zur rechten Zeit gefallen war oder hätte fallen können, zu sprechen, dann hörte man's, ohne zu wollen, von rechts und links. Denn die Leute wurden hier laut, weil sie alle von einer Sache erfüllt waren. Die fremden Menschen alle, ob sie nun nach belgischen Bürgern, nach den gewissen reichen Russen, nach Amerikanern oder kühlen Engländern oder unsern Heimatgenossen aussahen — sie alle dachten und sprachen nur vom Spiel. So war das ganze Leben hier vergiftet — oder wenn man nicht moralisch sein wollte, mußte man sagen: durchtränkt — von einem spielerischen, imaginären Element des Daseins. Das Gold hatte keinen Wert, es war nur Spielmarke, die hin und her rollte, blieb bei keinem lange, bis es schließlich und endlich

seinen letzten Platz in der Kasse des Spielpächters gefunden hatte und die betrogenen Spieler und Glücksritter mit leeren Taschen oder wenigstens einem blauen Auge abzogen.

Alle Dinge der Existenz aber, das Wetter, die Preise alter Spitzen oder eines Hutes, alles war beherrscht vom Spiel. Selbst unter seinen Freunden hatte Herr von Engelhardt das Werk blinder Zufälle, Wechselfälle zweimal schon in den wenigen Tagen mit angesehen. Das erstemal war er ganz erstaunt gewesen, als ein reicher Regimentskamerad ihn im Kursaal drin um ein paar Goldstücke zuerst und eine halbe Stunde später dann um eine größere Summe angepumpt hatte in einer ungenierten Weise, die anderswo unmöglich gewesen wäre, allerdings um dann den Tag darauf das Geld mit einem höflichen Brief zurückzuschicken und gleichzeitig in recht gedrückten Worten vorzeitigen Abschied zu nehmen. Da hatte er diese Monte-Carlo-Stimmung rasch erkannt; schließlich hatte er ja in den verschiedenen Städten, wohin ihn das Leben geführt hatte, allerlei Volk kennen gelernt, und hier wollte man, konnte auch nicht immer prüfen, wie weit oder wie nahe der und jener in den Jahren, seit man sich gesehen hatte, hinauf- oder hinabgekommen war — vielleicht gar der Grenze des Abenteuertums bedenklich nahe.

Als Max es dann schließlich noch mitmachen mußte, daß ein ganz junger Kerl, mit dem er an zwei Vormittagen gern den Strand entlang gegangen war, und in dem er den rechten Typus des blutjungen deutschen Offiziers, frisch, schneidig und — weltfremd, gesehen hatte, als der mit einem Male verschwunden war und man sich zuflüsterte, eine Revolverkugel hätte dieses Leben beendet, wurde ihm das Herz schwer. Und in einer schlaflosen Nacht, wie er sie jetzt so oft hatte, verglich er immer wieder das Bild dieses jungen Menschen mit dem Bilde des Kleinen und mußte sich sagen, wie leicht schließlich auch dem bei aller guten Anlage derlei geschehen könne; daß er auf ein paar Tage auf Urlaub in irgend so einen Spielerort ginge, sein junges Blut nicht in der Gewalt hätte und dann in einer letzten Verwirrung, falscher Beschämung eine böse Dummheit machte ...

Als er diese Vorstellung halb wach, halb träumend in der Morgenunruhe des großen Hotels, in dem es eigentlich nie Ruhe wurde, weil bis zum späten Morgen die Spieler nach Hause kamen, im Hirn herumgewälzt hatte, war er schon fest entschlossen, aus Ostende wegzugehen. So sehr hatte ihm nun das Spiel diesen Ort verleidet, so sehr schien es ihm dort den Tag und den Abend und die Nacht zu füllen.

Am nächsten Morgen war er früh auf, bevor noch die andern recht in den Schlaf gekommen waren, und wollte endlich einmal einen weiten Spaziergang machen. So ging er hinaus, die Straße am Meer, die sich ja viele Kilometer dehnt, Ostende verläßt, in einen andern kleinen Badeort kommt, und immer wieder in einen andern. Die Blicke auf das Meer gerichtet, begann er, als erst das Kurhaus ein paar hundert Meter hinter ihm gelegen war, aus vollen Lungen zu atmen und die Schönheit der nordischen See, die Kraft dieser scharfen Luft frei zu genießen. Nun aber begann er erst recht die andern und sich selber Dummköpfe zu nennen, daß sie ihr Leben in den dumpfen, verrauchten Zimmern drin vergeudeten, statt mit der Natur eins zu werden. Und am selben Tag noch zog er aus seinem Hotel drei Schritte vom Kurhaus weg und siedelte in ein andres über, das mächtig und stolz wie ein Schloß weit draußen an der äußersten Grenze von Ostende gelegen war, und wo er eine andre Atmosphäre atmen zu können glaubte. Er tat es auch, lag die langen Vormittage unten im Sand allein, sah nicht einmal in ein Buch, oder saß, wenn's zu kühl wurde, in dem weiten Wandelgange, der zum Hotel gehörte, schaute hinaus aufs Meer und ließ die Bilder kommen, wie sie wollten. Aber die andern Leute im Hotel lebten schließlich gerade so wie die in der Stadt. Ein paar junge Mädchen spielten zwar Tennis, und er hörte, den Rücken ihnen zugekehrt, vom Rasen her manchmal die englischen Rufe. Wer aber sozusagen erwachsen war, entlief doch eilig der Schönheit der Natur und eilte hinein in die Spielerstadt. Das war nun Max jetzt gerade recht. So blieb er eigentlich allein. Selten und nur für kurze Weile verirrte sich ein Nachbar in seine Nähe, und so sprach in den drei Wochen, die er von nun an draußen lebte und die Wohltat des Meeres und seiner Luft einatmete, ihm keiner mehr von Spielzufällen, Glück, System und Pech. Es war, als ob er in einem

andern Orte lebte, und doch konnte er die Kuppel des Kurhauses, wenn er den Blick nur hinwendete, sehen.

Allmählich fing er nun auch an gut zu schlafen; die starke Luft, in der er den ganzen Tag dalag, betäubte ihn auf eine wohltuende Art. Und von Stunde zu Stunde fand er es schöner, ein so ruhig vegetatives Dasein zu führen; zu essen, sich ans Meer zu legen, flüchtig in ein Buch zu sehen, um dann Stunden zwischen Traum und Schlaf zu dämmern, wieder zu essen, wieder auf die Wogen hinauszuschauen, die zuckten und rauschten und manchmal sich turmhoch erhoben, um dann ganz klein am Uferrand mit dem Sand zu spielen und weißen zischenden Schaum zurückzulassen. Er sah hinaus zu den Fischerbooten, gewöhnte sich, die Stunden der englischen Dampfer zu beobachten oder auch mit dem Fernrohr einen großen Dampfer, der weit von der Küste seinen Kurs nahm, zu entdecken und nun zu phantasieren, ob der hinausging in die andre Welt, mit Menschen, die neue Hoffnungen hatten, oder ob das einer jener Chinadampfer wäre, mit dem er selbst ja ganz weit nach dem Osten hatte fahren wollen und in Ägypten steckengeblieben war, bis ihn die Botschaft des Kleinen nach Europa zurückgelotst hatte, gleichsam um ihm eine Lehre zu erteilen ... Die Lehre, daß er zu schwach sei, um sein Leben von neuem zu formen, ein Leben für sich und gar für einen zweiten Menschen.

Denn an diese Worte jener jungen Frau in Neapel dachte er viele Male, und immer gab er ihr recht. Nicht zufassen können, zu feig sein, nichts Rechtes mehr sich zutrauen und wagen wollen — das eben war das Unglück. Und — dachte er damals oft, da die Ehepläne doch wiederkamen — wenn es mit der Frau in reiferen Jahren nicht gegangen war, die auch schon für ihren Teil gewußt hätte, was das Leben ist, und wie einer sich dem andern anbequemen muß — wenn die's nicht gewagt hatte und er's nicht mit ihr, wie sollte er dann gar irgendein junges Kind heiraten, das wie Wachs jedem Druck nachgeben würde? Wie dürfte er die Verantwortung auf sich nehmen für alle die Schicksale, die da kommen könnten, für ihre und für die einer neuen Generation vielleicht, für so ungewisse Schicksale? ... Nein, es war sicherlich zu spät. Eine große Traurigkeit erfaßte ihn bei solcher Gewißheit, und es wurde ihm weh ums Herz, denn nun wußte er, daß er es falsch angepackt habe, das eine wie das andre Mal; falsch, wie er geglaubt hatte, ein paar eilige Wochen könnten genügen, um eine Frau, die viele Jahre einem Manne Gattin gewesen war, zu sich herüberzuziehen. Und sicherlich falsch, als er das Wagnis unternommen hatte, ein Mädchen in Worten zu prüfen und zu sich zu ziehen, das wohl kaum ein Geringes von dem hatte verstehen können, woran ihm lag. Und gewiß falsch, da er geglaubt hatte, man könnte Liebe finden, wenn man auszieht, sie zu suchen.

Nun aber saß er manchmal da und hatte das Gefühl eines Schuljungen, der seine Aufgabe nicht ordentlich gemacht hat und sich jetzt noch so ein paar Tage des Lebens freuen kann, bis der Lehrer ihn entdeckt. Und er wurde förmlich rot, wenn er an den Onkel dachte, der ihn doch nicht hinausgeschickt hatte, damit er junge Frauen ihren Männern abspenstig mache und dann betrübt flüchte. Oder es kamen plötzlich die Bilder aus der Wüste, von der Fahrt auf dem Nil, ein Gang durch irgendeinen alten Tempel, Beduinenscharen tauchten auf in ihren weißen Tüchern, und über der Sphinx schien der Mond. Er lebte da nochmals jene Hoffnungen und jene Gespräche und schämte sich ... Auch falsch angepackt!

Aber er hatte schlafen gelernt durch die Wohltat des Meeres. Und als es dann Spätherbst geworden war, kehrte er nach Berlin zurück, sicherlich gesund. Es reizte ihn förmlich, daß fast jeder seiner Bekannten, der ihm begegnete, ihn zu seinem blühenden Aussehen beglückwünschte. Er meldete sich im Amt wieder zum Dienst, knüpfte alle die alten freundschaftlichen Beziehungen wieder an, und nur eins war anders: er hatte sich daran gewöhnt, an seine Zukunft als an die eines alten Junggesellen zu denken. Ohne rechte Bitterkeit, aber natürlich auch ohne jede Freude an solcher einsamen Existenz.

So vertiefte er sich, als dann der Winter herangekommen war, in eine verkehrspolitische Frage, die er zuerst spielend in der Erinnerung an seine vorjährige Reise aufgenommen hatte, um sich dann ernster mit dem Problem zu beschäftigen, das ihm immer größere Wichtigkeit für sein Land zu haben schien, und verfaßte schließlich sogar darüber eine Denkschrift, in der er gewissermaßen Vorschläge, jedenfalls aber die Summe seiner



Ludwig Knaus: Berliner Droschkenkutscher.

Beobachtungen und Überlegungen dem Ministerium vorlegte. Er selbst lächelte dann ein wenig, als er zum Lohn für solche Tätigkeit Rang und Titel eines geheimen Legationsrates erhielt So geht also das Leben weiter, er würde also vielleicht noch ehrgeizig werden, Minister — wer weiß!

Die Freunde hatten aufgehört, ihn an die Ehe zu mahnen. Zuerst, als er zurückgekommen war, hatte es ja an manchen halb scherzhaften und halb ernsten Worten nicht gefehlt. Besonders die Frauen seiner Freunde wollten gern wissen, ob er gar nichts, wirklich gar nichts erlebt habe. Irgend jemand hatte ihn sogar in Ägypten gesehen und fragte nach der schönen Frau und der noch schöneren Tochter. Man wollte wissen, wem sein Eifer gegolten habe. Und einer spöttischen Freundin schien sein Aufenthalt in Neapel so spät im Sommer bedenklich.

Aber Max war von jeher einer von denen gewesen, die schweigen konnten. So hörten die Fragen auf und auch die guten Ratschläge. Und wenn man ihn jetzt zu Gesellschaften lud, so war er der Geheimrat aus dem Ministerium des Auswärtigen, eine dekorative Persönlichkeit. Niemand erwartete mehr, daß er sich mit jungen Mädchen beschäftige, und jeder begriff es, daß er nach dem Essen mit den Ehemännern im Rauchzimmer bei der Zigarre und ruhigen Gesprächen blieb. Die Leute, die er traf, waren immer noch dieselben wie früher, oder vielmehr er sah sie immer noch, wie er sie früher gesehen hatte. Nichts hatte sich an ihnen geändert; nichts reizte ihn also, ihnen näherzukommen oder gar aus ihrer Mitte eine Frau zu suchen.

Kurz vor Ostern rief ein Telegramm ihn nach Weimar. Aber als er ankam und die lange Straße vom Bahnhof zu dem kleinen Wohnhaus des Onkels hinabgefahren war, lag dort schon ein Toter. Der war ruhig gestorben. Seit einer jähen Ohnmacht, die das erste Zeichen einer Erkrankung gewesen war, und bei deren Eintritt man Herrn von Engelhardt herbeigerufen hatte, war er nicht mehr zum Bewußtsein gekommen, ruhig, friedlich vom Tode abgeholt worden. In den Tagen bis zur Beerdigung und zur Testamentseröffnung saß Max einmal einen langen Nachmittag in jener großen Stube, in der sie vor einem Jahr jenes Gespräch geführt hatten; er überdachte alles. Und wenn er auch bisher nicht den Mut gehabt hatte, dem Onkel einen Bericht seiner Reise zu geben, er hatte doch nicht geglaubt, daß jener davongehen würde, ohne daß er ihn wiedergesehen hätte. Das war nun der letzte ihm Nahe gewesen, auch der letzte Ältere aus seinem Geschlecht — und er war übrig.

So mußten die Gedanken, die ihn während der Rückreise nach Berlin dann erfüllten, wohl ernst sein. Es gibt ja Tage, in denen man glaubt, sein ferneres Leben mit unheimlicher Klarheit und Gewißheit vor sich zu sehen, wenn auch dieses Spiel der Phantasie nur den Ausdruck der gegenwärtigen Stimmung gibt und zum Glück oft genug keinerlei Wahrheit für die Zukunft in sich schließt. Er sah sich älter werden, noch einsamer, verschlossener, glaubte zu fühlen, wie die kleinen Freuden und Erregungen des Daseins, die er noch im letzten Sommer nach all den Erlebnissen der Reise, ja noch diesen Winter manchmal, wenn auch nur tagelang, verspürt hatte, seltener würden, und er fühlte in sich nicht einmal jene Kraft, die der gehabt hatte, den sie nun zu Grabe getragen hatten: sich aus neuen Elementen ein stilles, aber fruchtbares Leben zu schaffen.

Die Junitage dieses Jahres waren schwer für die Herren im Auswärtigen Amt. Der Himmel war, wie man sagte, bewölkt, und manchmal hatte Max, an seinem Schreibtisch sitzend, das Gefühl, daß er denn doch in einer stärkeren und größere Verantwortung verlangenden Weise als die übrigen Volksgenossen mit den Geschicken seines Vaterlandes verknüpft sei. Mehrere Wochen lang wurde es spät nachts, bis er vom Chiffrieren und Dechiffrieren der Depeschen, von Besprechungen und vom Abfassen der Noten nach Hause kam. Und erst, als es voller Sommer geworden war, löste sich die Spannung, lief alles wieder im gewohnten Gleise, und er konnte nach vielen Nächten, die seine Nerven stark angegriffen hatten, daran denken, in längerem Urlaub Erholung zu suchen. Und da erinnerte er sich an die starke Luft, das herbe Meer, das ihm im letzten Sommer die Wohltat des Schlafes geschenkt hatte, dieselbe, die er nun wieder suchte. Er sehnte sich, wieder allein da zu liegen, auf den Horizont hinauszuschauen, nach den Schiffen zu spähen, vielleicht auch jenes sonderbare gemischte Spiel leichtsinniger Menschen und schön geputzter Frauen aus allen Ländern

eine Weile mitanzusehen oder gar ein wenig mitzumachen, das er im vorigen Jahre mit wenig heiteren Gefühlen betrachtet hatte.

Also Ostende! Und diesmal ging er von allem Anfang an in das Hotel draußen am Meer an der äußersten Grenze der Stadt.

Und nun ist das letzte Kapitel zu erzählen. Ist schlicht und kurz, wie ja der Bericht einfacher Lebensvorgänge immer sein kann, mitzuteilen, wie sich die Wünsche eines Menschen, der nicht hoch über, aber auch nicht unter den guten Deutschen seiner Zeit steht, zur Erfüllung rundeten, als er bereits hoffnungslos an eine leere Existenz für seine Zukunft glaubte und sich einbildete, ein solches Schicksal resigniert hinnehmen zu müssen. Nun war er nicht mehr von Plänen getrieben, suchte nicht mehr, und vielleicht ist ihm gerade das zum Guten gewesen. Denn mancher Weg wird weit leichter zum Ende gegangen, zum guten Ende, wenn der Wanderer nicht immerfort nach einem allzuoft ersehnten Ziele späht und allerlei Dinge für Wegweiser hält, die ihm eben nur der Zufall entgegengestellt hat. Menschen vermögen einander heute zu finden, wenn sie gestern noch blind aneinander vorbeigegangen sind, wenn auch jeder von beiden gerade dieses Menschen Art gesucht hatte. Und sie reichen sich erst die Hände, wenn dann schon keiner mehr ans Suchen denkt.

Während jener Herr von Engelhardt, der ausgezogen war als moderner Ritter, Brautschau zu halten, die Freiheit des Innern, die Sicherheit im Leben und seinen Entscheidungen so sehr eingebüßt hatte, gerade weil er sein Herz in eine bestimmte Richtung hatte zwingen wollen, daß keine Frau ihm zu Vereinigung, Hoffnung, Kameradschaft, Ehe, Kindersegen und Glück, vor allem aber zu später Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit geeignet schien, konnte es geschehen, daß einer, der nur ruhig im Sande liegt und mit den Händen die warmen, reinen Körner hebt und wieder fallen läßt, ohne zu suchen, findet.

Zusammengehörigkeit mit einem Menschen — das war es ja, was er, wenn er recht zurückdachte, seit so vielen Jahren immer gesucht hatte und als Wertvollstes empfunden — war auch das Ziel stiller und oft verborgener Wünsche in diesem letzten Jahr gewesen, das vom gelben Herbst in den weißen Winter, vom ersten Glanz der Frühlingssonne bis zu den Sommertagen langsam und zäh dahingeflossen war. Das schien das einzige, was das Leben wirklich lebenswert machen konnte. Denn sooft er es sich auch vorsagte, daß er neben seiner Arbeit Geselligkeit in Fülle hatte, wieder mit Männern sprechen konnte, scharmante Freundinnen hatte, die als Hausfrauen ihm die kleinsten Wünsche erfüllten und zum Weihnachtstage sogar ein Bäumchen aufgeputzt und ihm in die Wohnung geschickt hatten — es war doch Lüge, Selbsttäuschung. Sie hatten ja alle so viel mit sich zu tun, hatten Kinder, die krank wurden und gesundeten, Männer, die Sorgen hatten, Männer, um die sie sich sorgten. Und für ihn hatte man eben nur Zeit an festgesetzten, lange vorher bestimmten Tagen. Was half das? Wenn er gerade sprechen wollte, wirklich sprechen, konnte es ja doch fast nie sein. Was blieb übrig? Höchstens in die Weinstube gehen zu sehr feinen, sehr höflichen, auch sehr klugen Männern, die ihn aber verwundert angeschaut hätten, wenn er je ein Wort von dem gesagt hätte, was ihn erfüllte. Der Onkel war ohne ein Wort gestorben, und so würde er wohl selbst auch sterben. Vielleicht kommt dann der Kleine um ein paar Stunden zu spät in irgendeine Provinzstadt, wo er als Pensionist mit einem schönen Titel ein geruhsames Leben führt. Das waren nun so böse Gedanken auf der Reise gewesen, bis er nach Köln kam, in den Schlafwagen kroch und am nächsten Tage ein bißchen im Haag herumbummelte. Schöne Bilder, elegante Häuser, aber was mag hinter den einsamen Vorhängen für Einsamkeit wohnen — —

Spät abends kam er nach Ostende. Das Zimmer war bestellt. Der Wagen führte ihn durch die glitzernde Stadt, an den Lichtern des Kurhauses vorbei, hinaus zum Hotel, wo alles still, dunkel, einsam war. Er stand dann noch ein paar Minuten am Fenster, das er geöffnet hatte, ließ die starke Luft, die im ersten Augenblick seine Lunge fast überwältigt hatte, um seinen Kopf wehen und ging schlafen.

Als er aber am andern Morgen hinunterkam, fiel sein erster Blick wiederum auf die Wandelhalle, in der er so oft gelegen hatte, und auf den grünen Tennisrasen, auf dessen ebener Fläche auch jetzt wieder junge Mädchen und junge Leute die Bälle hin und her warfen. Er freute sich des schönen Bildes, bevor er die Stufen zum Meer hinabging und sich wiederum einen Platz zum Träumen suchte.

Es waren schon ein paar Tage vergangen, ohne daß er den Spielsaal betreten hatte. In diesem Jahre reizte es ihn gar nicht. Er mochte lieber mit ein paar Hotelgästen, die so wie er die gute Luft und einen starken Schlag der Wogen gesucht hatten, sprechen. Und unter diesen war ein junges Mädchen mit ihrem Vater, Deutsche. Sie hatte er am allerersten Morgen schon gesehen; sie war unter den Tennisspielerinnen gewesen. Ganz jung und ohne Mutter. Das hatte ihm der Portier gesagt, der am Portal stand und gewöhnt war, über mancherlei Gäste mancherlei Auskunft zu geben. So wußte Herr von Engelhardt auch in den ersten Minuten schon das Notwendige. Die Herrschaften waren auch im vorigen Jahre da gewesen. Es war ein alter Herr — natürlich Vater, Minister in Pension, Wohnort Kassel — und Tochter. Man verkehrte nur mit Deutschen, hielt sich von der internationalen Gesellschaft aufs sorgfältigste fern.

Und dann machte Max, dem es im vergangenen Jahre auf seiner Reise so unmöglich geschienen war, in diesen neuen großen Hotels und bei unsern modernen Lebensbedingungen Fremde von guter Art kennen zu lernen, auf das leichteste die Bekanntschaft des Vaters und der Tochter.

Wie er hielten sie sich, wenigstens den Tag über, von der Spielatmosphäre fern. Nur abends schickte der alte Herr seine Tochter ja manchmal schlafen, und Max begegnete ihm im Cercle. Den Vormittag aber lagen sie oft alle drei im Sand oder in jener Wandelhalle, auf die Stühle gestreckt, und sprachen. Man hatte viele Bekannte, war vom selben Stand, und manchmal genügte ein halbes Wort, wo andre eine Viertelstunde hätten sprechen müssen. Das Sonderbarste war für Herrn von Engelhardt, daß dieses junge Mädchen, das er nun Tag um Tag kaum für ein paar Stunden verließ, wie sich herausstellte, auch im vorigen Jahre in ganz denselben Wochen wie er da gewesen war. Das sagte er ihr auch.

Sie lachte. „Voriges Jahr? Da war ich ja ein Kind, hatte fast noch kurze Röcke, und die Gouvernante war mit. Voriges Jahr hab' ich mit keinem Menschen reden dürfen — mit keinem Manne natürlich. Und auch mit den schönen Amerikanerinnen nicht. Finden Sie sie nicht schön, diese Amerikanerinnen und Engländerinnen?" fragte sie.

Max lächelte.

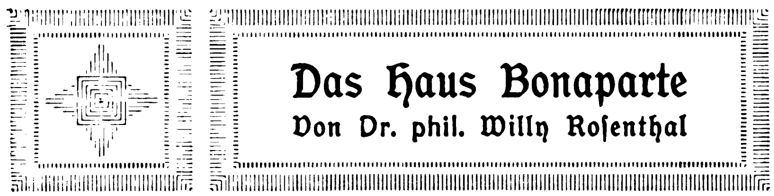
Sie verstanden sich sehr gut und konnten über alles reden. Der frische Ton, den dieses Mädchen hatte, machte es, daß auch Max mit freier, gleichsam unbelegter Stimme erzählen konnte. Und dann fing er sogar an wieder Tennis zu spielen, was er zehn Jahre nicht getan hatte. Und in einer Nacht wußte er, daß dieses die Frau für ihn sein würde. Nur traute er sich nicht recht, ihr davon zu sagen, wagte auch nicht recht, es sich selber einzugestehen. Dachte an jene andre unten in Ägypten, an jenes Gespräch an einem Vormittag, daß er jetzt vielleicht schon länger als ein Jahr mit einer andern hätte verheiratet sein können, wenn jene andre nicht so aufrichtig gewesen wäre. Wie es aber geworden wäre ... Und durfte er das Geschenk dieser Jugend für sich erwarten ...

Dann aber gingen sie einmal den Strand entlang, nicht oben auf der Straße auf dem Pflaster, sondern unten im Sand, suchten Muscheln, wie's die Kinder tun. Gingen lange Stunden, trotzdem die Sonne nicht schien und ein böser Wind von Osten her den Regen ihnen oft ins Gesicht sprühte.

Als sie aber zurückkamen, wußten sie, daß sie beieinander bleiben würden. Und als der Vater sie fragte, woher sie das denn wüßte, woher sie denn diese Sicherheit hätte, schwieg sie.

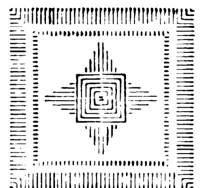
Und auch später konnte sie nichts andres sagen, als daß sie es beide in der ersten Stunde schon gespürt hätten, daß sie es nun eben versuchen wollten, sich ein wirkliches Leben zu schaffen. Und Max sah das junge, helle Kind an und sagte sich, daß er jetzt, nachdem er ohne viel Fragen und Zaudern eine Hand gefunden hatte, die sich ungesucht fast in die seine gelegt hatte, eine Aufgabe vor sich habe: aus dem Kind eine Frau zu machen; sie zu lehren, den Weg, den sie nun gehen würde, und den er vielleicht vor zehn oder fünfzehn oder zwanzig Jahren schon beschritten hatte, auf rechte Art zu betreten, sie nicht allein zu lassen, wenn sie unsicher würde, dankbar zu sein für das große Geschenk, das sie beide empfangen hatten: für die große, unbesorgte Liebe, die zwei Leute zusammentut ohne Nachdenken, ohne viel Fragen. Weil ein Blick mehr sagt als tausend Antworten und der Schlag des Herzens sicherer spricht als alle Überlegung.





Das Haus Bonaparte

Von Dr. phil. Willy Rosenthal



Napoleon I. soll einst den drohenden Ausspruch getan haben, bei seinem Tode werde seine Dynastie die älteste Europas sein. Das wollte besagen, bis dahin werde der Kaiser sämtliche alten Throne gestürzt und an ihre Stelle die seiner Familie errichtet haben. Das Schicksal hat es anders gewollt. Beim Tode des Gründers der „vierten Dynastie" (Merowinger, Karolinger, Kapetinger, Bonaparte) existierte diese als solche nicht mehr, ihre Mitglieder lebten unter phantastischen Fürsten- oder Grafentiteln in mehr oder minder beschränkten Glücksumständen auf allerlei schweizerischen, italienischen und österreichischen Gütern und Schlößchen, streng behütet und bewacht von den verschiedenen Prokuratoren der heiligen Allianz. Und als nun gar im Juli 1832 der Herzog von Reichstadt im k. und k. Lustschloß Schönbrunn sein junges Leben beendet hatte, da schien es ein für allemal aus zu sein mit dem „Hause", der „Dynastie" Bonaparte — nunmehr gehörte sie endgültig der Geschichte, der Legende an.

Aber entgegen einer alten Sentenz gefällt sich die Weltgeschichte doch öfters in Wiederholungen, wenn auch meist nur in schlechten Plagiaten ihrer selbst. So sah das staunende Europa in den Jahren 1848 bis 1852 die längst totgeglaubte „vierte" Dynastie laut und schnell aus ihrem halbvergessenen Grabe erstehen, und die „alten" Monarchen mußten eines Morgens beim Erwachen den viel bespöttelten Prätendenten, den Mann von Straßburg, Boulogne und Ham, als ihren „Confrère" begrüßen.

Dieser betonte sogleich bewußt und bestimmt das dynastische Moment seiner Thronbesteigung, indem er sich den Namen Napoleon der Dritte zulegte. In der Tat war ja jener fils de l'homme, streng staatsrechtlich angesehen, einige Tage als Napoleon der Zweite Kaiser der Franzosen gewesen, denn der erste Napoleon hatte — im Gegensatz zu der ersten Thronentsagung vom 11. April 1814 — am 22. Juni 1815 zu seinen Gunsten der Krone entsagt, und dieser Verzicht war vom Senat und der Kammer angenommen worden. „Durch Napoleon II. müssen wir hindurch", hatte damals M. Fouché als Präsident der provisorischen Regierung gesagt. Dieses Kaisertum Napoleons II. hat also de jure existiert, und es sind auch Regierungsakte in seinem Namen vollzogen und sogar Münzen mit seinem Bildnis geprägt worden.

Ganz logisch nennt sich der neue Empereur daher 1852 „der Dritte", allerdings logisch nur vom französisch staatsrechtlichen Standpunkt aus, denn für die übrigen europäischen Staaten hatte die zweite Regierung Napoleons, die sogenannten „hundert Tage", überhaupt offiziell nicht existiert, für sie befand sich die französische Regierung vom März bis Juni 1815 in Gent, wo König Ludwig XVIII. residierte — mithin existierte für sie auch jener Verzicht vom 22. Juni 1815 nicht als verbindlicher Staatsakt, aber — Staatsrecht ist eins und Staatsraison ist ein andres, und so wurde alsbald Louis Napoleon von fast sämtlichen Mächten nicht nur als Kaiser, sondern auch als der dritte Kaiser der Franzosen anerkannt. Ob damit auch die Fiktion aufgestellt werden sollte, daß der Kaiser seit dem Tode seines Vetters, also seit 1832, regiere, darüber wurde hüben und drüben geschwiegen; jedenfalls bedeutete die Anerkennung Napoleons des Dritten durch die europäischen Großmächte für die bonapartische Dynastie als solche mehr als die ganze gewaltige Epopöe des ersten Kaiserreichs.

Einer der vornehmsten Gesichtspunkte, die Napoleon I. in seiner Politik leiteten, war ja die sozusagen dynastische Etablierung seiner Familie gewesen. Diese hatte er nicht nur durch die Erhebung seiner Anverwandten auf alte oder neuerrichtete Throne, sondern besonders durch Eheschließungen seiner Familienmitglieder mit Prinzen und Prinzessinnen der alten Häuser zu erreichen gesucht. Die erste dieser Heiraten war die zwischen seinem Stief- und Adoptivsohn Eugen Beauharnais und der Prinzessin Amalie Auguste von Bayern gewesen. Da der Eidam Tirol und die Königskrone als Morgengabe darbrachte, hatte Max Josef mit seiner Zustimmung nicht gezögert, und so erfolgte im Januar 1806 auf der Nymphenburg bei München die Verbindung jenes simpeln französischen Adelsgeschlechts mit einem Hause,





Schloß Arenenberg am Bodensee.

das dem Heiligen Römischen Reich drei Kaiser gegeben hatte. Es waren dann die Heiraten Stephanie Beauharnais' mit dem Erbgroßherzog Karl von Baden, Jérôme Bonapartes mit der Prinzessin Katharina von Württemberg, der Prinzessin Antoinette Murat mit dem Erbprinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen und schließlich die des Kaisers selber mit der Erzherzogin Marie Luise gefolgt, und so kam es, daß es beim Sturze des Kaiserreichs kaum ein europäisches Fürstenhaus gab, das nicht mit der Familie Bonaparte mehr oder minder eng „verwandt oder verschwägert" war.

Der gestürzte Kaiser hatte sehr richtig kalkuliert: diese Verhältnisse übten auf das Schicksal seiner Familie, für die er als echter Korse trotz aller Schroffheiten stets väterlich gesorgt hat, einen bestimmenden Einfluß aus. Ohne diese Allianzen würde die Familie Bonaparte 1814/15 sang- und klanglos aus den Reihen der großen europäischen Gesellschaft verschwunden und bald vergessen worden sein, sie wäre nichts gewesen als die Sippschaft eines überwundenen Usurpators. Das lag nun ganz anders.

Unmöglich konnten es Kaiser Franz, die Könige von Bayern und Württemberg und die übrigen Fürsten zulassen, daß ihre Enkel und Schwiegersöhne in der Dunkelheit des Alltagslebens verschwanden, wohl oder übel mußten sie sich mit der unbequemen Tatsache ihrer Existenz abfinden und zu der neuen Verwandtschaft auch unter so gänzlich veränderten Verhältnissen Stellung nehmen; hier hieß es: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Nur der König von Neapel, Joachim Murat, der nach dem ersten Sturze Napoleons die meisten Aussichten zu haben schien, den Bonapartismus zu überdauern, mußte im Oktober 1815 das tollkühne Unternehmen, sein Königreich mit bewaffneter Hand wiederzuerobern, auf dem Sandhausen büßen, und der Exkönig Josef von Spanien ging unter dem Namen eines Grafen von Survilliers nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die übrigen Glieder der Familie Bonaparte blieben in Europa und mußten irgendwie untergebracht werden.

Zunächst mußte an das Schicksal der Kaiserin und Königin Marie Luise und ihres Sohnes gedacht werden; sie, die Tochter des Kaisers von Österreich, mußte nach dem Herabsteigen vom Kaiserthron eine wenigstens einigermaßen ihrem hohen Range angemessene Stellung erhalten: sie wurde Beherrscherin des Herzogtums Parma, dessen Regierung der Erzkanzler des Kaiserreichs Jean Jacques Régis de Cambacérès, der seit 1808 den Herzogs-



Kunstverlag von Ad. Braun & Cie., Dornach i. E.

Lätitia Bonaparte, die Mutter Napoleons I. Nach dem Gemälde von Gérard im Museum zu Versailles.

war die Kaiserinmutter — Madame mère — Lätitia mit großer Zuvorkommenheit von Papst Pius VII. in Rom aufgenommen worden, und hier fand sich auch alsbald ihr Sohn Lucian ein, der einzige der Brüder des Kaisers, der stets seine republikanische Gesinnung bewahrt und die ihm angebotenen Kronen entschieden zurückgewiesen hatte. Er erhielt vom Papste die stolzen Titel eines Fürsten von Canino und Musignano, Grafen von Apollino und Monte Pugliano und Herrn von Remori. Aus seiner zweiten Ehe mit Alexandrine de Bleschamps, geschiedenen Jouberthon, hatte er zahlreiche Kinder, auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Mit großen Schwierigkeiten hatte zunächst der jüngste der Brüder, der Exkönig von Westfalen, Jérôme, zu kämpfen. Sein Schwiegervater, der König Friedrich I. von Württemberg, versuchte mit Drohung und Gewalt seine Tochter Katharina zu

thron innegehabt hatte, niederlegen mußte. Ihr Sohn, der König von Rom, verwandelte sich in einen „Herzog von Reichstadt" und wurde unter der Obhut seines Großvaters, des Kaisers Franz, in Schönbrunn erzogen.

Des Kaisers Bruder Ludwig, der bereits 1810, als er die holländische Königskrone erbittert niederlegte, den Namen eines Grafen von St. Leu angenommen hatte, blieb zunächst in Graz, wo er seit jener Zeit wohnte, um sodann in den zwanziger Jahren nach Florenz überzusiedeln. Italien, die Wiege des Hauses Bonaparte, wurde überhaupt im Laufe der Zeit das Asyl der gesamten Familie. Gleich nach dem Sturze Napoleons

zwingen, in die Scheidung ihrer Ehe einzuwilligen: vergeblich, die Königin blieb fest. „Bevor ich in Ihre Staaten eintrete," schrieb sie am 15. Mai 1815 ihrem Vater aus Graz, „wollen Sie die Wiederholung meines Eides hören, daß keine Gewalt mich von dem Könige, meinem Gatten, trennen soll, wie auch sein Schicksal sich gestalte." Die bis dahin so weiche und nachgiebige Frau zeigte plötzlich einen starken und starren Willen, der vielleicht als Erbteil ihrer welfischen Vorfahren — sie war die Enkelin des bei Auerstädt tödlich verwundeten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig — angesprochen werden darf. Nach ihrer Wie-

dervereinigung bezogen die Gatten zunächst das Schloß Schönau bei Wien und siedelten später nach Triest und sodann nach Rom über, wo sie den Palast Nuñez in der Via Condotti bewohnten. 1816 hatte Jérôme vom König Wilhelm I. von Württemberg den Titel „Fürst von Montfort“ erhalten.

Zu den markantesten und zugleich den sympathischsten Gestalten der Gesellschaft des ersten Empire gehörten ohne Zweifel die beiden Kinder der Kaiserin Josefine aus ihrer ersten Ehe mit dem 1794 guillotinierten Vicomte Alexander Beauharnais, Eugen und Hortense. Eugen, dem 1805 das Vizekönigtum über das Königreich Italien übertragen war, hatte sich, wie bereits erwähnt, 1806 mit Amalie Auguste, der Tochter des Königs Max I. Josef von Bayern, vermählt. Die Ehe, aus der sechs Kinder entsprangen, war äußerst glücklich, und bei seinem Schwiegervater und allen übrigen europäischen Fürsten stand der Vizekönig in hohem Ansehen. Durch eine Königlich Bayrische Verordnung vom November 1817 wurde er zum Herzog von Leuchtenberg ernannt und ihm das Fürstentum Eichstädt unter bayrischer Landeshoheit übertragen. Hier starb er im Jahre 1824. Von seinen Söhnen heiratete der eine die Königin Maria da Gloria von Portugal, die sich nach seinem frühen Tode mit dem Herzog Ferdinand zu Sachsen-Koburg-Gotha, dem Stammvater des Hauses Koburg in Portugal, vermählte, der zweite die Großfürstin Maria Nikolajewna von Rußland; er ist der Begründer des Hauses Leuchtenberg-Romanowsky in Rußland, dessen Mitglieder seit 1852 das russische Prädikat „Kaiserliche Hoheit“ führen. Die Schwester des jetzigen Fürsten Georg, fünften Herzogs von Leuchtenberg, ist die Gemahlin des verstorbenen Prinzen Wilhelm und die Mutter des Prinzen Max von Baden und der Herzogin Marie von Anhalt. Von den Töchtern war die älteste mit dem König Oskar I. von Schweden, eine zweite mit dem Fürsten Friedrich Wilhelm II. von Hohenzollern-Hechingen und die jüngste mit dem Kaiser Pedro I. von Brasilien vermählt.



Kunstverlag von Ad. Braun & Cie., Dornach i. E.
Die Kaiserin Marie Luise mit dem König von Rom. Nach dem Gemälde von Gérard im Museum zu Versailles.

Hortense Beauharnais, Eugens Schwester, hatte im Jahre 1802 sehr gegen ihren Willen den Bruder ihres Stief- und Adoptivvaters, Louis Bonaparte, geheiratet; ihr



Phot. J. Kuhn Paris.
Josef Bonaparte, König von Spanien. Ausschnitt aus dem Gemälde von J. B. J. Wicar im Museum zu Versailles.

vormundschaft des Kaisers. Der jüngste, am 20. April 1808 zu Paris geborene Sohn war der spätere Kaiser Napoleon III. Über die tatsächliche eheliche Legitimität dieses Kindes sind häufig Zweifel geäußert worden; sowohl der Graf Flahault, dem Hortense im Jahre 1811 einen Sohn, den unter dem zweiten Kaiserreich berühmten Herzog von Morny, schenkte, wie der holländische Admiral Verhuell und endlich der Herzog Decazes, der spätere Minister Ludwigs XVIII., sind als Vater des Prinzen Louis Napoleon genannt worden. Auf die Legitimität de jure des Kindes konnten derartige Gerüchte — selbst ihre tatsächliche Begründung angenommen — natürlich nach dem Grundsatze „pater est quem nuptiae demonstrant“ keinen Einfluß haben; außerdem spricht die große Ähnlichkeit Napoleons III. mit dem König Ludwig von Holland zugunsten der ehelichen Treue der Königin Hortense und der wirklichen Zugehörigkeit ihres Sohnes zur bonapartischen Familie.

Herz gehörte damals dem jugendlich schönen General Duroc, der später im Jahre 1813 als Palastmarschall und Herzog von Friaul in der Schlacht bei Bautzen fiel. Die Ehe ist denn auch denkbar unglücklich geworden. Trotzdem sind ihr drei Söhne entsprungen, von denen der älteste, Napoleon Karl, geboren am 10. Oktober 1802, bereits im Jahre 1807 als Kronprinz von Holland im Haag einer Krankheit erlag. Der zweite, Napoleon Ludwig, der zuerst von allen Bonapartes in die Staatsbücher eingetragen und vom Papste persönlich 1805 in St. Cloud getauft war, beteiligte sich als eins der Häupter des italienischen revolutionären Bundes der Karbonari am Romagnaaufstande von 1830/31 und starb im Alter von siebenundzwanzig Jahren am 13. März 1831 in Forli an den Masern; er war als Nachfolger Murats von 1808 bis 1813 Großherzog von Kleve-Berg unter Regierungs-

Die Königin Hortense war nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der geistreichsten und kunstsinnigsten Damen des Hauses Bonaparte. In der Malkunst und der Musik gingen ihre Fähigkeiten weit über den Dilettantismus hinaus; bekannt ist ihre Komposition des berühmten französischen Marsches „Partant pour la Syrie“. Die Eigenschaften ihres Herzens und Charakters sind verschieden beurteilt worden; jedenfalls aber hat sie das, was sie als Gattin vielleicht verfehlt hat, als Mutter vielfach wieder gut gemacht, und von ihren Söhnen, besonders dem Kaiser Napoleon III., ist sie stets geradezu vergöttert worden; das herrliche



Phot. J. Kuhn, Paris.
Lucian Bonaparte, Fürst zu Canino. Nach dem Gemälde von R. Lefèvre im Museum zu Versailles.

Marmorbildnis der betenden Hortense von Gabriellis Künstlerhand in der Kapelle zu Arenenberg mit der schlichten Inschrift „Napoléon III. à sa mère, la reine Hortense" zeugt von dieser Verehrung des Sohnes.

Hier, in dem einfachen Schlößchen in Arenenberg — einst Narrenberg geheißen — am Bodensee im schweizerischen Kanton Thurgau, haben sich wichtige Episoden der Bonapartischen Familiengeschichte abgespielt. Hortense erwarb das Schloß bald nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs; die herrliche landschaftliche Lage sowie die Nähe des Großherzogtums Baden, wo ihre Cousine Stephanie seit 1811 regierende Großherzogin war, mögen die Wahl dieses Buen-Retiro beeinflußt haben. Hier lebte die Exkönigin, die sich seit 1814 Herzogin von St. Leu nannte, ganz der Erziehung ihres jüngsten Sohnes — der ältere wurde bei seinem Vater in Florenz erzogen —, der Kunst und ihren großen Erinnerungen. Abgesehen von einigen Reisen nach Augsburg, wo Louis Napoleon als heranwachsender Jüngling wegen der Nähe Eichstädts, der Residenz seines Onkels, des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, das Gymnasium besuchte, verließ die Königin Arenenberg nicht mehr. Nie verlor sie die feste Zuversicht auf die Zukunft des Hauses Bonaparte, als dessen gesetzmäßigen Vertreter sie nach dem Tode ihres ältesten Sohnes im Jahre 1831 und dem ein Jahr später erfolgten Ableben des Herzogs von Reichstadt — ebenso wie jener selbst — ihren Sohn Louis betrachtete.

Noch ein Jahr vor ihrem Tode, schon schwer leidend, mußte sie den Schmerz erleben, diesen wegen seines abenteuerlichen Putsches in Straßburg nach Amerika deportiert zu sehen. Als ihr Gesundheitszustand jedoch immer bedenklicher wurde, kehrte er, allen Gefahren ungeachtet, nach Europa zurück und konnte der geliebten Mutter am 5. Oktober 1837 in Arenenberg die Augen zudrücken.

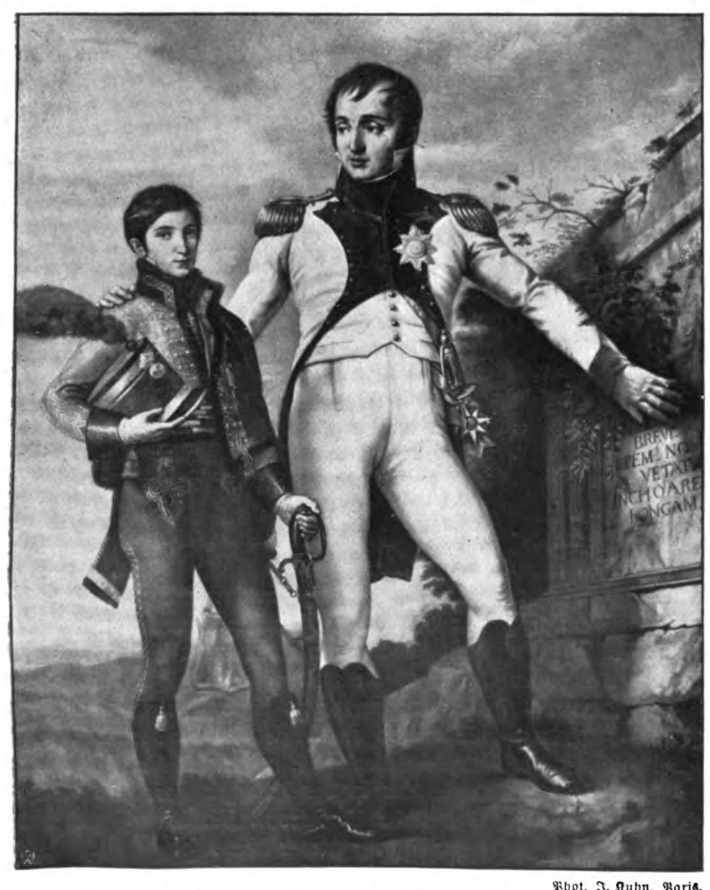
Das Schloß mußte der Prinz, der sich in dürftiger Vermögenslage befand, damals verkaufen, und dessen Schicksale trennten sich so von denen der Familie Bonaparte. Jedoch nicht für immer: Anfang der sechziger Jahre kaufte es die Kaiserin Eugenie heimlich zurück und machte es ihrem Gatten zum Geschenk, der eine tiefe Freude darüber empfunden haben soll; mehrfach hielt sich das Kaiserpaar in der Folgezeit dort auf. Nach dem Tode Napoleons III. beherbergte das kleine Schloß wieder öfters seine Witwe und seinen Sohn. Jeden Sommer verlebten Mutter und Sohn einige Monate am Bodensee, zuletzt 1878. Ein Jahr später, am

1. Juni 1879, fiel Prinz Louis im Kaplande. Seit jener Zeit ist Arenenberg wieder vereinsamt; nur selten erschien die gebückte, stets schwarz gekleidete Witwe, um auf der Durchreise von England nach Kap St. Martin sich einige Tage hier ihren Erinnerungen hinzugeben. Vor kurzem hat die Exkaiserin das Schloß dem Kanton Thurgau zum Geschenk gemacht, von dem es pietätvoll als napoleonisches Museum gepflegt wird.

Doch wir sind den Ereignissen weit vorausgeeilt. Nach dem Tode seiner Mutter gab sich Prinz Louis Napoleon bekanntlich wieder ganz seinen politischen Plänen hin, die er 1840 durch einen zweiten poltitischen Putsch in Boulogne-sur-Mer zu verwirklichen suchte. Wie er alsdann zu lebenslänglicher Festungshaft in Ham verurteilt wurde, aus der es ihm sechs Jahre später zu entweichen gelang, wie er im Jahre 1848 nach der Februarrevolution anfing, eine aktive politische Rolle zu spielen, um vier Jahre später durch die Wiedererrichtung des Kaiserthrons den Traum seines Lebens zu verwirklichen, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Damals, im Jahre 1852, hatten sich die Reihen der älteren Generation der Bonaparte, die die großen Zeiten ihrer Familie unter dem ersten Kaiserreich noch persönlich und bewußt erlebt hatten, schon sehr gelichtet. Im hohen Alter von sechsundachtzig Jahren war „Madame mère“ im Jahre 1836 in Rom verschieden, und wenige Monate vor dem Sturze der französischen Julidynastie, am 17. Dezember 1847, starb in Parma die Exkaiserin Marie Luise als Witwe des Grafen Adam Neipperg und Gemahlin des Grafen von Bombelles.

Von den Geschwistern des Kaisers, der nun schon seit zwölf Jahren sein einsames Felsengrab im Atlantischen Ozean mit der prunkvollen Grabstätte des Invalidendomes vertauscht hatte, war nur noch der jüngste Bruder, der König Jérôme, am Leben, nunmehr ein sechsundsechzigjähriger Greis. Seine treue Gemahlin, Katharina von Württemberg, war bereits 1835 in Lausanne gestorben. Der älteste Sohn des ehemaligen westfälischen Königspaares, Jérôme, der württembergischer Offizier gewesen war, war der Mutter zwölf Jahre später im Tode gefolgt; es blieben dem Vater jedoch die beiden jüngeren Kinder: Prinz Napoleon und Prinzessin Mathilde; beide sollten von nun an in der Geschichte des napoleonischen Hauses eine bedeutende Rolle spielen. Gleich seinem älteren Bruder war Prinz Napoleon (ge-



Phot. J. Kuhn, Paris.

Louis Bonaparte, König von Holland, und Louis Napoleon, Kronprinz von Holland. Ausschnitt aus dem Gemälde im Museum zu Versailles.



Kunstverlag von Ad. Braun & Cie., Dornach i. E.
Hortense, Königin von Holland, mit ihrem Sohn Louis Napoleon. Nach dem Gemälde von Fr. Gérard im Museum zu Versailles.

boren am 9. September 1822 zu Triest) — er trug bekanntlich den Spitznamen Plon-Plon, weil er seinen eignen Namen als Kind so ausgesprochen haben soll — 1836 in die Kgl. Württembergische Militärakademie zu Ludwigsburg und alsdann in die württembergische Armee eingetreten. Der deutsche Militärdienst sagte aber weder seinen Gesinnungen noch seinem Naturell zu, und so nahm er bereits vier Jahre später seinen Abschied und bereiste die folgenden Jahre Europa.

Nach Errichtung des zweiten Kaiserreichs erhielt der Prinz, ebenso wie sein Vater, den offiziellen Titel eines Prince Impérial de France und wurde gleich jenem Thronfolger, für den Fall, daß der Kaiser ohne männliche Nachkommen sterben sollte. Und dieser Fall schien ja durchaus nicht unwahrscheinlich, denn noch war der bald Fünfundvierzigjährige unvermählt, und vergeblich hatte er um verschiedene Prinzessinnen aus den alten Regentenhäusern geworben. Die Antwort auf seine diskrete Anfrage am Kgl. Sächsischen Hofe, dessen einstmalige Anhänglichkeit an die Sache seines Oheims ihn wohl zu der Ansicht verleitet hatte, hier ein geneigtes Ohr zu finden, war abschlägig ausgefallen. Ebenso zeigten weder der Prinz Wasa, Sohn des Exkönigs Gustav IV. von Schweden, Neigung, seiner Tochter — der jetzigen Königinwitwe von Sachsen —, noch das Haus Leuchtenberg-Romanowsky und die Häuser Bourbon-Spanien und Braganza, einer ihrer Prinzessinnen das nach den Erfahrungen des letzten halben Jahrhunderts recht zweifelhafte Los einer Beherrscherin Frankreichs zu verschaffen. Da verlobte sich der Kaiser, schnell entschlossen, mit der seinem Range zwar nicht ebenbürtigen spanischen Gräfin Eugenie de Guzman y Portocarrero und Montijo, aber „weit besser ist es“, so hieß es in der an die großen Körperschaften des Reiches gerichteten Botschaft des Kaisers, „sich seiner Herkunft stets zu erinnern, seinen eigentlichen Charakter zu bewahren und Europa gegenüber frei und offen sich zu seiner Stellung als ‚parvenu‘ zu bekennen, zu jenem besonders dann so ehrenvollen Titel, wenn ihn die freie Wahl eines großen Volkes schenkt ...“ Historische Reminiszenzen an die ausländischen Königinnen Marie Antoinette, Marie Amélie (Gemahlin König Louis Philipps) und die Kaiserin Marie Luise, die zwar nicht genannt, aber gemeint waren, und die sämtlich das Unglück der Monarchen, die sie heimgeführt



Phot. J. Kuhn, Paris.
Jérôme, König von Westfalen, und seine Gemahlin Katharina von Württemberg. Gemälde von F. J. Kinson im Museum zu Versailles.

Napoleon mit Josephine seinerzeit als Nichtigkeitsgrund dieser Ehe erklärt wurde, war dieses Mal nicht vergessen.

Die Kaiserin, der die öffentliche Meinung zunächst durchaus nicht günstig gesinnt war, wußte sich sehr schnell im Volke und bei Hofe eine feste und hervorragende Stellung zu erobern, und auch bei der fremden Diplomatie und den auswärtigen Höfen sollte sie bald einen Einfluß erlangen, der allerdings den Sturz ihrer Dynastie nicht überdauern konnte, anderseits aber auch Gefühle der Achtung und Sympathie erweckten, die bis zum heutigen Tage nirgend geschwunden sind.

Napoleon III. hatte, als er die Ehe mit ihr einging, das Andenken der Kaiserin Josephine angerufen. Als die Ehe zunächst eine Zeitlang

hatten, herbeigeführt haben sollten, während sie es in Wahrheit doch nur geteilt hatten, waren außerdem dazu bestimmt, boshafte Stimmen über das Scheitern anderweitiger Bewerbungen zum Schweigen zu bringen und die Heirat mit der Gräfin Montijo, die doch auch eine Ausländerin war — allerdings „ohne verwandtschaftlichen Anhang", wie mit tückischem Seitenhiebe auf des Kaisers eigne, teils wenig bequeme Sippschaft gesagt wurde —, dem Lande genehm zu machen.

Eine Woche nach dieser Ankündigung, am 29. Januar 1853, fand dann bereits unter außerordentlichem Gepränge die vom Erzbischof von Paris unter Adjustierung des Erzbischofs von Versailles vollzogenen Trauung im Dome von Notre-Dame statt — auch der Pfarrer von St. Germain Auxerrois, des Sprengels, in dem die Tuilerien liegen, dessen Fehlen bei der Trauung des ersten

kinderlos blieb, gab es nicht wenige, die meinten, daß sie auch das Schicksal der Scheidung mit jener Fürstin teilen müsse. Statt dessen schenkte sie am 16. März 1856, gerade als das Kaiserreich nach der Beendigung des Krimkrieges auf der Höhe seines Glanzes stand, ihrem Gemahl den ersehnten Thronerben.

„Der einstimmige Jubel," so sprach der Kaiser in seiner Antwort auf die Glückwünsche des Gesetzgebenden Körpers, „der bei der Geburt des kaiserlichen Prinzen widertönt, hält mich nicht davon ab, des traurigen Schicksals jener zu gedenken, die an dieser Stätte geboren wurden. Wenn ich mich der Hoffnung hingebe, daß die Zukunft meines Sohnes eine glücklichere sein werde, so geschieht es vor allem, weil ich, auf die Vorsehung bauend, an deren besonderen Schutz nicht zu zweifeln vermag. Sehe ich doch, wie sie durch ein Zusammentreffen außer-

ordentlicher Umstände all das wieder aufgerichtet, was vor vierzig Jahren zusammengestürzt war, als hätte sie nur eine neue, aus der Mitte des Volkes hervorgegangene Dynastie durch Leiden und Unglück adeln wollen. — Die Geschichte enthält überdies Lehren, deren ich nicht vergessen werde. Sie zeigt mir einerseits, daß man die Gunst des Glückes niemals mißbrauchen dürfe ..."

In der Adresse des Tribunals zu Paris hieß es, daß nun „die kaiserliche Dynastie befestigt sei", und am 17. März erschien im „Moniteur" Theophile Gautiers Lied, dessen erste Verse hier Platz finden mögen:

Au vieux palais des Tuileries,
Chargé déjà d'un grand destin,
Parmi le luxe et les féeries
Un enfant est né ce matin.

C'est un Jésus à tête blonde
Qui porte en sa petite main,
Pour globe bleu, la paix du monde
Et le bonheur du genre humain.

La crèche est faite en bois de rose,
Les rideaux sont couleur d'azur,
Paisible, en sa conque il repose
Car fluctuat nec mergitur ...

Wir wenden uns nunmehr noch einmal der weiteren Familie des neuen Kaisers zu. Wie schon erwähnt, waren der Exkönig


Kaiser Napoleon III.


Kaiserin Eugenie.

Jérôme von Westfalen und sein Sohn, der Prinz Napoleon, zu Princes Impériaux mit der Sukzessionsfähigkeit ernannt worden. Sie und die Tochter Jérômes, Prinzessin Mathilde, die sich 1840 mit Anatole Demidow, Fürst von S. Donato, vermählt hatte, aber bereits fünf Jahre später wieder geschieden war, gehörten zur eigentlichen „Maison Impériale" mit allen dynastischen und staatsrechtlichen Folgen. Im Gegensatz zu dieser stand die „Famille de l'Empereur", zu der die Nachkommen der übrigen Brüder Napoleons und seiner Schwester Karoline aus ihrer Ehe mit dem König Joachim Murat gehörten; sie erhielten den Titel Prince und Princesse Bonaparte mit dem Prädikat Altesse (nicht A. Impériale).

Diese Mitglieder der „Famille de l'Empereur" sollen hier nur insoweit kurz erwähnt werden, als sie heute noch lebende Nachkommen haben. Es waren zunächst die beiden damals noch lebenden Söhne Lucians, Charles und Pierre; Karl, als Nachfolger seines Vaters, römischer Fürst von Canino, war ein hervorragender Gelehrter und Naturforscher, ist jedoch politisch niemals hervorgetreten; er war mit einer Tochter König Josefs vermählt und starb 1857 in Paris. Sein Sohn, der ebenfalls den Namen Karl Bonaparte trug, diente im Kriege 1870/71 gegen Deutschland und war als Kriegsgefangener in Braunschweig interniert. Er starb

im Jahre 1899. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Marie Christine von Ruspoli hat er zwei Töchter hinterlassen, von denen die ältere mit dem italienischen Leutnant Gotti vermählt ist; die Ehe der jüngeren mit dem Fürsten von der Moskwa, einem Nachkommen des Marschalls Ney, ist bereits wieder getrennt. Pierre, der durch das Attentat auf den Journalisten Noir, den er zu Anfang des Jahres 1870 niederschoß, in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat niemals eigentliche Beziehungen zum kaiserlichen Hofe unterhalten. Vermählt war er mit Eleonore Ruflin. Dieser Ehe sind zwei Kinder entsprungen, Prinz Roland, der Schwiegersohn des bekannten Spielpächters Blanc und Vater der Prinzessin Marie, die sich im Jahre 1907 mit dem Prinzen Georg von Griechenland vermählt hat, und Prinzessin Jeanne, die im Juli 1910 als Marquise de Villeneuve Esclapon gestorben ist. Von der Familie Murat sind noch zahlreiche Nachkommen vorhanden; am bekanntesten ist wohl Prinzessin Anna, die seit 1885 mit Agenor Grafen Goluchowski, dem früheren österreichischen Ministerpräsidenten, vermählt ist.



Kaiserin Eugenie im Jahre 1870.

Das Verhältnis des Kaisers zu den beiden männlichen Gliedern der „Maison Impériale“, dem König Jérôme und zu dessen Sohne Prinz Napoleon, war sehr verschieden. Die Beziehungen Napoleons und des Hofes zu dem alten König von Westfalen waren stets die besten. Daß der alte Fürst mit Liebe und Hochachtung an dem Neffen hing, der seine alten Tage noch einmal im Glanze seiner Jugend erstrahlen ließ, war ja natürlich. Er, der Pracht und Luxus über alles geliebt und sie in einem fast vierzigjährigen Exil bitter entbehrt hatte, sah sich nun am Abend seines Lebens noch einmal im Mittelpunkt eines glanzvollen Hofes und als letzter Repräsentant des ersten Kaiserreichs besonders beachtet und geehrt. Im Palais Royal und auf Schloß Meudon hielt er nun, umgeben von einer stattlichen „Maison militaire“, mit der alten unnachahmlichen Grazie, mit der er dereinst zu Kassel und Wilhelmshöhe alle Herzen bezwungen hatte, Hof. Hier empfing er die Besuche und die hohen Orden der Söhne jener Souveräne, deren Väter er vor einem halben Jahrhundert „Brüder“ genannt hatte. Wen wollte es wundernehmen, daß er dem stets ergebene Gefühle entgegenbrachte, dem er dieses alles verdankte? Acht Jahre sollte er dieses Glück noch genießen. Am 24. Juni 1860, genau ein Jahr nach dem letzten großen Siege der Napoleoniden, der Schlacht



Der kaiserliche Prinz Louis (Lulu) im Jahre 1870.

bei Solferino, starb der letzte Bruder Napoleons I. auf dem Schlosse Villegénis bei Massy. Seine Leiche wurde im Invalidendom an der Seite seines großen Bruders beigesetzt.

Ganz anders geartet waren die Gefühle, die zwischen seinem Sohne und dem kaiserlichen Vetter herrschten. Ihr Wesen war sehr verschieden. Während Napoleon III. eine zurückhaltende, äußerst verschlossene Natur war, die ihre Gedanken selten enthüllte — Bismarck nannte ihn den Mann, „der immer schweigt und immer lügt" —, war sein Vetter lebhaft und impulsiv und machte niemals „aus seinem Herzen eine Mördergrube". So mußten sie, da auch die politischen Gesinnungen des im Grunde konservativen und autokratischen Kaisers und des mehr liberal denkenden Prinzen wenig Berührungspunkte hatten, häufig in Konflikt geraten. Dessenungeachtet hat Prinz „Plon-Plon" unter dem Kaiserreich oft eine militärische und politische Rolle gespielt. Sowohl im Krimkriege wie im italienischen Kriege von 1859 waren ihm als Divisionsgeneral Kommandos anvertraut, und in den Schlachten an der Alma und bei Inkerman hat er mit großer Bravour gefochten. Verschiedentlich war er auch diplomatisch tätig, so unter anderm zweimal — 1857 und 1867 — in Berlin, wo er jedesmal äußerst zuvorkommend aufgenommen wurde. Von politischer



Phot. Géruzet, Brüssel.

Prinz Viktor Napoleon, der jetzige Kronprätendent.

Tragweite für die Geschichte jener Jahre war die Ehe, die er im Januar 1859 mit der Prinzessin Klotilde von Sardinien, der Tochter Viktor Emanuels II. und der Königin Marie Adelaide, Erzherzogin von Österreich, schloß; der Kinder, die ihr entsprossen, werden wir noch zu gedenken haben.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Abhandlung, die Geschichte des zweiten Kaiserreichs zu schildern, es bleibt uns vielmehr nur noch übrig, einen Blick auf das Haus Bonaparte nach dem abermaligen Sturze seines Throns zu werfen.

Nachdem Kaiser Napoleon III. am 9. Januar 1873 zu Chislehurst bei London, wohin sich die kaiserliche Familie zurückgezogen hatte, an den Folgen einer Steinoperation gestorben war, beruhte zunächst die Hoffnung der französischen Bonapartisten auf dem kaiserlichen Prinzen — Prinz Lulu, wie er populär genannt wurde. Die Republik war ja zunächst nur eine provisorische Regierungsform, und um die Mitte der siebziger Jahre deutete in der Tat alles auf eine baldige Berufung des Kaisersohns auf den Thron Frankreichs hin. Zu seiner Großjährigkeitserklärung — am 16. März 1874 — fanden sich sechstausend Franzosen in Chislehurst ein,



Phot. Ch. Reutlinger, Paris.

Prinz Napoleon, Sohn König Jérômes von Westfalen.

um ihm zu huldigen. Erwähle das Volk eine andre Regierungsform, so hieß es damals in der Ansprache des Prinzen, so werde er sich dessen Willen achtungsvoll beugen; ginge jedoch der Name Napoleon zum achtenmal (1799, 1802, 1804, 1848, 1851, 1852, 1870 [Plebiszit]) aus der Wahlurne hervor, dann sei er bereit, die Verantwortung, welche die Wahl der Nation ihm auferlege, auf sich zu nehmen, obgleich der Gedanke ihm weit eher Mißtrauen in seine Kraft als Stolz einflößen würde. Sehr zuversichtlich klangen diese Worte allerdings nicht, aber trotzdem blieben die politischen Aussichten des Prinzen stets sehr groß, bis ein frühzeitiger Tod in den südafrikanischen Kämpfen am 1. Juni 1879 seinem Leben und damit zugleich den nächsten Hoffnungen seiner Partei in Frankreich ein Ziel setzte.

Legitimer Thronprätendent war nunmehr Prinz Napoleon, der Sohn Jérômes, geworden. Er hat seit dem Untergang des Kaiserreichs niemals aufgehört, für die Sache seines Hauses zu agitieren und zu konspirieren; 1872 war er sogar persönlich in Paris erschienen, jedoch auf Thiers' Geheiß ausgewiesen worden, auch wurde unter der Präsidentschaft Mac Mahons sein Wunsch, in das französische Heer einzutreten, nicht erfüllt. Die letzten Jahre seines Lebens lebte er, mit seiner eignen Familie zerfallen, in Italien, wo er zu Rom am 18. März 1891 gestorben ist.

Seine Witwe, Prinzessin Klotilde von Italien, lebte seit 1870 in ihrem Heimatlande, und zwar meist auf dem königlichen Schlosse Moncalieri bei Turin, wo sie im vorigen Jahre im Alter von achtundsechzig Jahren gestorben ist. Ebenfalls zu Turin lebt ihre Tochter Maria Lätitia, die sich 1888 mit dem (bereits 1890 verstorbenen) Herzog Amadeus von Aosta, einem Onkel des jetzt regierenden Königs von Italien, der von 1870 bis 1873 die spanische Königskrone getragen hatte, vermählte. Die schöne und lebenslustige Fürstin ist sowohl in der italienischen wie in der französischen Gesellschaft eine bekannte und beliebte Erscheinung; sie hat einen Sohn, den jetzt dreiundzwanzigjährigen königlichen Prinzen Humbert, Grafen von Salemi.

Außer dieser Tochter hat Prinzessin Klotilde ihrem Gatten zwei Söhne geschenkt: Prinz Napoleon Viktor (geboren 1862) und Prinz Napoleon Louis (geboren 1864), der als Kavalleriegeneral in russischen Diensten steht. Prinz Viktor, der jetzige Anwärter auf die französische Kaiserkrone, lebt zu Brüssel; seine Gemahlin, Prinzessin Klementine von Belgien, die jüngste Tochter des verstorbenen Königs Leopold II., sieht eben jetzt einem freudigen Familienereignis entgegen.

Wie zielbewußt die Dynastie Bonaparte das Prinzip der dynastischen Allianzen ihres großen Begründers, der selber einst als schlichter Advokatensohn den Thron bestieg, durchgeführt hat, wird klar, wenn man daran erinnert, daß heute in den Adern der letzten Prinzen des Hauses ebenso das Blut Heinrichs des Löwen und Rudolfs von Habsburg wie das Ludwigs XIV. und des Großen Kurfürsten von Brandenburg fließt.

Im halben Schlaf

Durch die mondbeglänzten Scheiben
Zittern Schatten her und schreiben
Auf mein Bett. Ihr Finger wächst
Dunkel aus den Fensternischen.
Neue kommen und verwischen
Und verwirren sich den Text.

Tausend heiße Liebesschwüre
Schlingen sie in eins. Ich spüre
Wie dies Spiel mich müde macht.
Schatten fällt auf meine Lider.
So durchwache ich nun wieder
Mit erregter Brust die Nacht.

Frühlicht kühlt schon mein Ermatten.
Durch die Fenster wirft die Schatten
Immer noch der Blütenbaum.
Wenn du meine Sehnsucht wüßtest,
Kämst du jetzt vielleicht und küßtest
Diese Qual in Schlaf und Traum.

August Vetter

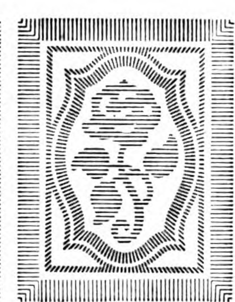


Karl Holzapfel: Unter den Eichen.



Rechte und Pflichten als Gegenstand staatsbürgerlicher Erziehung

Von Dr. Ernst Schultze (Großborstel)



Noch vor einem Jahrzehnt wäre eine Bewegung wie die für staatsbürgerliche Erziehung fast undenkbar gewesen. Auch als sie sich (etwa 1907) zuerst regte, erhob sich in manchen Kreisen ein allgemeines Schütteln des Kopfes, und die Widerstände, die man den Forderungen der Herren Regierungsrat Dr. Karl Negenborn,* Dr. Paul Rühlmann und der übrigen Förderer des Gedankens entgegensetzte, sind auch jetzt noch nicht völlig überwunden. Immerhin wird die Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung heute in weiten Kreisen anerkannt. Wo man ihr noch Widerstand leistet, geschieht dies entweder, weil man politische Sonderbestrebungen dahinter vermutet — die allerdings durchaus ferngehalten werden müßten —, oder weil man der Ansicht ist, daß die Schule infolge ihrer Überbürdung mit allen möglichen Wissensstoffen gar nicht mehr imstande sei, die „Bürgerkunde" als neues Fach aufzunehmen.

Diese Schwierigkeit wird und muß sich jedoch überwinden lassen. Ist es doch für die Entwicklung unsers Staatswesens, ja unsrer gesamten Kultur von entscheidender Bedeutung, ob wir als Volk lernen, unsre Anschauungen mit politischen Ideen zu durchdringen, das heißt, ob es uns gelingt, die Masse des Volkes wie die der Gebildeten, die heute unzweifelhaft zum recht großen Teil wahrer politischer Bildung ebenfalls noch entbehren, dazu heranzuziehen, den Fragen der innern wie der äußeren Politik warmes Interesse entgegenzubringen. Jeder einzelne müßte imstande sein, sich über neu auftauchende Fragen ein gesundes Urteil zu bilden, und müßte lernen, die richtige Stellung zu dem größeren Ganzen zu finden, also auch persönliche Wünsche und Hoffnungen in mancherlei Fällen unterzuordnen.

Heine hat einmal geäußert, daß auch der dümmste Engländer über Politik immer noch etwas Kluges zu sagen wisse. Die ununterbrochene Schulung in parlamentarischen Fragen, vor allem aber in der Tätigkeit kleinerer und kleinster Selbstverwaltungskörper, hat das englische Volk Jahrhunderte hindurch mit politischem Wissen und politischem Taktgefühl durchtränkt, während die deutsche Entwicklung, die im Mittelalter so verheißungsvoll eingesetzt hatte, durch das gewaltsame Vordringen der absoluten Fürstenmacht (namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert) nicht nur unterbrochen, sondern geradezu abgeschnitten wurde, so daß die Fähigkeit der Selbstverwaltung — die unentbehrlichste Grundlage für jede höhere politische Bildung — im neunzehnten Jahrhundert erst allmählich und mühevoll wieder erlernt werden mußte. Auch heute noch steht die politische Bildung der Deutschen, wie leider von allen Seiten anerkannt werden mußte, auf durchaus nicht genügender Stufe. Wollen wir in dieser Beziehung eine höhere Entwicklung erstreben, so werden wir den Bestrebungen für staatsbürgerliche Erziehung lebhafteste Unterstützung gönnen müssen.

Einstweilen, wie gesagt, stellen sich der Ausführung dieses guten und gesunden Gedankens freilich noch mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Zunächst wird die Einführung der Bürgerkunde wohl noch auf Jahre hinaus daran scheitern, daß die vorhandenen Lehrkräfte dafür nicht ausreichend vorgebildet sind. Selbst für die Mehrzahl der höheren Schulen gilt dies noch. Denn selbst wer als Student den lebhaften Wunsch hatte, sich einen genaueren Einblick in die innern und äußeren politischen Verhältnisse des Deutschen Reiches zu verschaffen, war in der Regel gar nicht in der Lage dazu. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an der Universität Berlin vergeblich nach entsprechenden Vorlesungen Ausschau gehalten. Und wenn sich die Studenten verschiedener Fakultäten nun gar zusammentun wollten, um etwa die soziale Frage zu studieren, so konnte es damals vorkommen, daß die akademischen Behörden hindernd eingriffen, weil sie der Ansicht waren, daß die soziale Frage die Studenten nichts anginge. So ist es denn kein Wunder, daß die Mehrzahl unsrer heutigen Oberlehrer nicht in der Lage ist, einen besonderen Unterricht in Bürgerkunde zu erteilen. Es sind infolgedessen nunmehr an einigen preußischen Universitäten Lehraufträge für Bürgerkunde erteilt worden, und es besteht die Absicht, auf allen Universitäten Kurse darüber für Lehrer an höheren Schulen und für Männer aus andern praktischen Berufen einzurichten.

Abgesehen indessen von diesen äußeren Schwierigkeiten scheinen auf dem Gebiete staatsbürger-

* Negenborn hat über die Anfänge und die Ziele der Bewegung hier zuerst berichtet: „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend", Dezemberheft 1909.



licher Erziehung einstweilen mancherlei wichtige Vorfragen noch nicht genügend geklärt zu sein, so z. B. die Frage, ob es sich mehr um die Übermittlung von Wissensstoffen oder um die Durchtränkung mit sittlichen Idealen handeln sollte, sowie die weitere, ob der Hauptnachdruck auf die Darlegung von Rechten oder von Pflichten zu legen sei.

Dr. Paul Rühlmann, der in seinem ausgezeichneten Buche „Politische Bildung" die Elemente untersucht, aus denen sich diese zusammensetzt, nennt darunter politisches Wissen, politisches Denken, politisches Wollen und den politischen Glauben (an die Zukunft der Nation). Von politischem Pflichtgefühl ist nur im Vorübergehen die Rede; dieses wird nur bei der Besprechung des politischen Wollens gestreift, wenn auch politisches „Verantwortlichkeitsgefühl" hier als „die schönste und reifste Frucht der politischen Bildung" bezeichnet wird.

Überblicken wir die wichtigsten Zeiträume der Kulturgeschichte oder der politischen Geschichte der Menschheit, so werden wir immer wieder finden, daß Völker, die im übrigen hohe politische Bildung aufweisen mochten, rettungslos zugrunde gegangen sind, sobald ihnen politisches Pflichtgefühl fehlte. Staaten, deren Bevölkerung sich zu diesem Gefühl nicht zu erziehen versteht, tragen den Keim des Todes in sich. Der Verfall und Untergang des ehemaligen polnischen Reiches ist eins der bezeichnendsten Beispiele. Noch schärfer springt die Unentbehrlichkeit des politischen Pflichtgefühls in die Augen, wenn wir die Geschichte der Hellenen mit der der Römer vergleichen. Die Hellenen besaßen politischen Scharfblick, politisches Wissen, politisches Wollen und politischen Glauben gewiß in beträchtlichem Maße — indessen fehlte ihnen häufig politisches Pflichtgefühl. Deshalb vermochten sie sich nach einer kurzen Glanzperiode nie wieder aus der politischen Ohnmacht zu erheben, zu der sie sich selbst verurteilt hatten. Die Römer dagegen stiegen von Stufe zu Stufe mit eherner Unaufhaltsamkeit aufwärts, weil sie diese unentbehrlichste Grundlage eines kraftvollen Gemeinwesens zu wundervoller Stärke entwickelt hatten. Die unverwüstliche Gesundheit dieses Volkes beruhte in allererster Linie auf dem strengen und unabweislichen Pflichtgefühl, zu dem jeder einzelne Volksgenosse von Jugend auf erzogen wurde: nicht nur auf dem Pflichtgefühl gegen den Staat, sondern auch auf dem gegen Vater, Mutter und Geschwister, auf dem Pflichtgefühl gegen die Rechte andrer Menschen und auf dem gegen die mahnende und warnende Stimme im eignen Innern. Unter den Griechen hätte sich wahrscheinlich ein Regulus nicht gefunden — mit glänzender Dialektik hätte man sich sophistisch über das dem Feinde gegebene Versprechen hinweggesetzt; der Römer trat ohne Wanken den Rückweg in die Gefangenschaft an, mit der sicheren Aussicht auf einen qualvollen Tod.

Wollen wir unserm Volke eine tiefgreifende staatsbürgerliche Bildung vermitteln, so werden wir besonderen Nachdruck auf die sittliche Bildung zu legen haben. Eine möglichst umfassende Einsicht in die Zusammenhänge des modernen Staats- und Wirtschaftslebens ist gewiß überaus erwünscht und notwendig — ohne sittliche Grundlagen von unzerstörbarer Festigkeit aber werden wir das Ziel, ein Volk mit höchster politischer Bildung zu werden, auf keinen Fall erreichen können. Wir werden uns also auf die intellektuelle Aufklärung, auf die Übermittlung von Wissensstoffen aller Art nicht beschränken dürfen, sondern vor allem ein sittliches Pflichtengebäude aufzuführen haben, ohne das alle politischen Kenntnisse und Willensrichtungen ein Koloß auf tönernen Füßen sein und ohne das alle politische Bildung zugleich ihres feinsten Schmuckes entbehren würde.

Die sittlichen Ideale, die hierfür notwendig sind, zu entwickeln und tief in die Seele unsers Volkes zu senken, ist nicht ganz leicht. Denn das Ziel kann zweifellos nicht einfach das sein, wie es von manchen Hitzköpfen entworfen wird: daß nämlich alles für schön und gut zu halten sei, was deutschem Wesen entsprungen ist. Der englische Grundsatz „Right or wrong, my country!" ist in Deutschland allzusehr bewundert worden. Im Grunde genommen stellt er doch nichts andres dar als den plattesten Stammesegoismus, wie wir ihn auch bei wilden, völlig unzivilisierten Völkerschaften finden. Mit der höchsten politischen Bildung läßt er sich jedenfalls nicht in Einklang bringen. Wir werden daher nicht als Richtziel der Entwicklung hinzustellen haben, daß alles, was deutsch ist, bedingungslos zu bewundern sei, sondern daß alles, was bewundert werden sollte, als unveräußerlicher Bestandteil in unser Volks- und Staatsleben übergeht.

Diesem Ziele werden wir nur dann näherkommen können, wenn wir der sittlichen Bildung des einzelnen weit sorgfältiger dienen, als dies von den letzten beiden Menschenaltern gerühmt werden kann. Eine der größten Errungenschaften des verflossenen Jahrhunderts — der Durchbruch des Individualismus — ließ sich nur erzielen, indem wichtige sittliche Fragen ein wenig beiseite gedrängt wurden. Für die Befreiung des deutschen Wirtschafts- und Kulturlebens aus allen möglichen beengenden Banden war die Durchsetzung des Individualismus eine unbedingte Notwendigkeit, und zunächst konnte sie auch als sittliche Notwendigkeit gelten. Die Leibeigenschaft — das „Recht, Unrecht zu tun" — mußte aufgehoben werden; die Zunftbindungen mußten fallen; die Zollschranken, die alle die verschiedenen deutschen Gebietsteile voneinander abschlossen, ja vielfach sogar innerhalb eines und

desselben **Staates** den frischen Blutumlauf verhinderten, **mußten** niedergebrochen werden; und so waren noch manche andre beengende Fesseln früherer Zeiten zu zerschneiden. Um dies möglich zu machen, war ein Kampf gegen die Mächte der Vergangenheit erforderlich — und wie bei jedem Kampfe gingen die Angreifer auch hier zu weit und gerieten so in die Gefahr, die Waffen, mit denen sie kämpften und die doch nur Mittel zum Zweck sein sollten, für den Zweck selbst zu halten.

So entwickelte sich denn in Deutschland eine geistige Strömung, die der unbeschränktesten Freiheit auf allen Gebieten das Wort redete. Unterstützt wurde sie durch den Einfluß der Romantik, welche die schrankenloseste Freiheit auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Ganz wie das von allen Fesseln befreite Wirtschaftsleben in dem kurzen Zeitalter der „freien Unternehmung“ (etwa 1870 bis 1890) zeigte, daß die Abwesenheit irgendwelcher Bindungen die schwersten Mißstände hervorbringen mußte, so hatte auch die schrankenlose Freiheit, die von manchen Dichtern der Romantik gefordert und in die Tat umgesetzt worden war, bittere Unbefriedigung geschaffen. Die Freiheit im Stoff und in der Form der Dichtung war entartet, die Freiheit des Dichters selbst, die in dem vieldeutig schillernden Begriffe der „Ironie“ zusammengefaßt wurde, führte nicht sowohl zu der sich über sich selbst erhebenden Freiheit eines erleuchteten Geistes als zu einer innern Schrankenlosigkeit, deren unmittelbare Folge das Gefühl äußerster Unsicherheit und Anlehnungsbedürftigkeit war. So schlossen sich denn jene Dichter der Romantik in ihrer innern Ratlosigkeit gerade jener Macht an, die jede Kritik grundsätzlich ausschließt: der katholischen Kirche. Erst hier glaubten sie von ihrer innern Unruhe und ihrem seelischen Unbehagen Befreiung finden zu können.

Im Wirtschaftsleben zeigte sich in den Jahrzehnten von 1870 bis 1890, in denen man sich von allen Schranken der Gesetzgebung befreit hatte — um nur noch die „freie Konkurrenz“ walten zu lassen, von der man sich wahre Wunderdinge versprach —, daß doch auch hier ohne Bindungen nicht auszukommen ist. Die Arbeitermassen gerieten wirtschaftlich und sozial in einen Zustand allmählichen Niedersinkens, so daß die soziale Gesetzgebung eingreifen mußte, um diesen Vorgang aufzuhalten und in sein Gegenteil zu verkehren. Und nicht einmal die freie Konkurrenz zwischen den verschiedenen Unternehmungen blieb bestehen. Vielmehr wurde aus den einzelnen Unternehmerkreisen heraus ein Versuch gemacht, den die Gesetzgebung nicht hätte unternehmen können, ohne auf entrüsteten Protest zu stoßen: der Versuch, die einzelnen Betriebe desselben Wirtschaftszweiges in ihrer Entwicklung, in ihrem Umfange, in ihrem Absatz zu beschränken, um das „freie Spiel der Kräfte“ nicht allzu zügellos werden zu lassen. So sind die modernen Kartelle und Syndikate entstanden, die im Wirtschaftsleben scharfe Bindungen wiederhergestellt, also bewiesen haben, daß auch hier durch unbedingte Einführung und Betonung nur von Rechten, von keiner Rücksichtnahme auf andre gemildert, die bedenklichsten Zustände entstehen müssen.

Auf geistig-sittlichem Gebiete hat sich die Illusion der unbedingten Nützlichkeit der äußersten Freiheit nicht so schnell überwinden lassen. Es ist eine alte Erfahrung, daß sich nichts leichter mißverstehen läßt als die Forderung der „Freiheit“. Man kommt sich innerlich so groß vor, wenn man von sich sagen zu können glaubt, daß man ein innerlich völlig freier Mensch sei. Damit ist in der Regel nicht nur gemeint, daß man alle Vorurteile hinter sich geworfen habe, vielmehr auch daß man allem Welt- und Menschengetriebe mit kühler Skepsis gegenüberstehe. Wenige Zeitalter haben solcher seelischen Haltung günstigere Entwicklungsbedingungen geboten als die letzten Jahrzehnte in Deutschland. Die Philosophie, der die Gebildeten vor hundert Jahren mit leidenschaftlichem Interesse gefolgt waren, hatte in Kant zwar einen Hochflug genommen wie noch nie zuvor — aber sie hatte durch die verstiegenen Bahnen, auf die Hegel und seine Zeitgenossen und Gegner sie geführt hatten, ihren Nimbus wieder verloren. Der Zeitgeist hatte sich schon vor der Mitte des Jahrhunderts fast mit Verachtung von ihr abgewandt. Und ebenso wie die philosophischen Ideale jenes Geschlechts in Trümmer gefallen waren, erging es nicht viel später auch den politischen Idealen: der Hochflug politischen Interesses im Jahre 1848 verkehrte sich durch die bittere Enttäuschung der Folgezeit in sein Gegenteil. Alles Sittliche schien nun seinen Wert zu verlieren, und da gleichzeitig das Wirtschaftsleben den machtvollsten Aufschwung nahm, so schienen um so mehr die Stimmen im Rechte zu sein, die alle des menschlichen Strebens werten Ideale nur in wirtschaftlicher Betätigung, im Aufstieg zur Macht, in schrankenlosem Genusse suchten.

Diese Stimmung war der geeignete Nährboden zunächst für Schopenhauer, dann für Nietzsche. Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ war zwar schon im Jahre 1819 erschienen, hatte aber der von der Kraft sittlicher Ideale durchdrungenen Generation der Freiheitskriege so gar nichts anzuhaben vermocht, daß das Buch damals vielmehr gänzlich unbeachtet blieb. Der grenzenlose Pessimismus, der sich darin aussprach, begegnete jetzt erst, nachdem die Ideale jenes Geschlechts zusammengestürzt waren, einer ausgesprochenen Vorliebe. Und mit ähnlicher Begeisterung stürzte man sich wenige Jahrzehnte später auf Nietzsche, den man fast als Vollender Schopenhauers empfand,

während er doch in vielen Dingen mit ihm durchaus nichts gemeinsam hatte. Schopenhauer hatte die Lust zum höchsten Lebensprinzip erklärt und sich nur deshalb zum Apostel des Pessimismus gemacht, weil das Leben uns wirkliche Lust nur in wenigen kurzen Augenblicken empfinden lasse und uns dann noch dazu vielfach gewissermaßen narre, da die erstrebte Lust durchaus nicht der Illusion entspreche, die man sich vorher von ihr gemacht habe. Nietzsche dagegen verdammt den Hedonismus von Grund aus. Er betont im Gegenteil mit aller Schärfe, daß die Rangordnung eines Menschen eigentlich erst dadurch bestimmt werde, wie er zu leiden vermöge. Anderseits versuchte doch auch Nietzsche, wie Schopenhauer, die Grundpfeiler des sittlichen Systems, auf dem nun einmal das Gemeinschaftsleben in den modernen Kulturstaaten beruht, in Stücke zu brechen, und richtete insofern in den Seelen zahlloser Menschen ähnliches Unheil an.

Nichts ist leichter als Niederreißen, nichts ist schwerer als Aufbauen. Von kaum einem Gebiete gilt dies mehr als von dem sittlichen Pflichtenkreis. Schlechte Witze lassen sich über jedes Sittengebot machen, eine urteilslose Menge wird sie stets belachen. Die Entwicklungstendenzen, die im neunzehnten Jahrhundert das gesamte Kulturleben Deutschlands umgestalteten, haben in dieser Beziehung viel Unheil angestiftet. Es ist ein schwacher Trost für uns, daß es in den meisten andern zivilisierten Ländern nicht anders herging. Betrachtet man die Kulturprobleme, insbesondere die sittlichen Kulturprobleme, die heutzutage von den führenden Völkern der weißen Rasse zu lösen sind, so bietet sich allenthalben ein ähnliches Bild: die Lockerung sittlicher Bande hat in den letzten hundert Jahren weitgehende Fortschritte gemacht, und wo nicht neue sittliche Bindungen entstehen, ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß kulturelles Siechtum den Körper der Nation erfassen wird.

Wir brauchen nur die innern Zustände Frankreichs zu betrachten, um zu erkennen, daß das deutsche Volk nicht das einzige ist, welches unter diesen Problemen zu leiden hat. Wenn in einem auf hoher Kulturstufe stehenden Volke wie dem französischen unter vierzig Millionen Einwohnern jährlich etwa 800000 Menschen in die Gefängnisse wandern, wenn in der Hauptstadt des Reiches das Apachenunwesen einen Umfang angenommen hat, der aller Kampf- und Schutzmaßregeln der Behörden spottet, so werden wir diese Übel auf ähnliche Ursachen zurückzuführen haben wie so manche höchst unerfreuliche Erscheinung in unserm eignen Kulturleben. Auch unter den übrigen weißen Völkern sieht es kaum besser, zum Teil sogar noch schlimmer aus.

Wir haben eben fast alle ein wenig die Tatsache verlernt, daß die Gesundheit der Völker und Staaten vor allem in ihrer sittlichen Stärke wurzelt. Ein Volk mag noch so große wirtschaftliche Erfolge ernten, es mag politisch zu noch so hoher Macht aufsteigen — wenn seine sittlichen Wurzeln zu faulen beginnen, wird es sich nur kurze Zeit auf der Höhe zu halten vermögen. Eine wahrhafte Erneuerung des sittlichen Lebens ist aber nicht denkbar, wenn wir den von manchen Überpatrioten empfohlenen Weg einschlagen wollen, alles Vaterländische in den Himmel zu erheben und nur Gutes darin zu sehen. Welche sittlichen (und politischen) Folgen muß es wohl nach sich ziehen, wenn ein Volk die Augen vor allen bedenklichen Erscheinungen der eignen Kultur zu schließen geneigt ist, wenn es den Balken im eignen Auge nicht sehen, sich dagegen über den Splitter im Auge des Nachbarn freuen mag und fremdes Verdienst nicht neidlos anzuerkennen bereit ist? Man sage nicht, daß das Bild, das ich hier male, zu schwarz sei. Es entspricht tatsächlich dem von manchen Seiten (zum Teil mit völliger Unschuld) Gepredigten. Auch muß es ihm leider entsprechen, weil eigentlich gar nichts andres denkbar ist, als daß solche Ansichten entstehen und vertreten werden, falls nicht die Aufgabe staatsbürgerlicher Belehrung in die Hand eines auch für die sittlichen Aufgaben der Gegenwart sorgfältig geschulten Lehrpersonals gelegt wird.

Die ungeheure Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit unsers Staats- und Kulturlebens macht es dem einzelnen, zumal wenn er sich nur nebenamtlich mit solchen Fragen beschäftigen kann, unendlich schwierig, einen zugleich umfassenden und doch tiefen Einblick zu gewinnen. Wem dies nicht gelingt, der gibt sich dann leicht mit dem Aushilfsmittel zufrieden, bedingungslos zu loben, was deutsch ist, und allem Fremden absprechend oder doch zweifelnd gegenüberzustehen. Daran hält mancher um so eifriger fest, als er alles Ernstes glaubt, damit eine sittliche Pflicht zu erfüllen. Mit solcher Einfachheit und mit so naturvölkermäßiger Naivität ist aber die Pflichterfüllung gegenüber der Gesamtheit, in der wir leben, nicht zu fassen.

Auch läßt sich auf solcher Grundlage ein festbegründeter sittlicher Idealismus nicht aufbauen. Denn bestenfalls kann solche Lehre uns nur mit dem Willen durchdringen, etwa auf dem Schlachtfelde mutig den Tod fürs Vaterland zu sterben. Was die Ethik uns als Leitstern sittlichen Handelns geben soll, das ist doch aber vor allem andern die Durchdringung unsrer Seele mit dem Vorsatz, unsre Pflicht, an welche Stelle wir auch gestellt werden mögen, tapfer und treu zu tun, ohne Aufhebens davon zu machen. Im letzten Grunde werden wir dadurch auch für uns selbst die innere Befriedigung erobern, die nur ein Leben zu gewähren vermag, das auf fleißiger Arbeit und bedingungsloser Pflichterfüllung beruht. Für die

heroische Erhebung der Persönlichkeit in außergewöhnlichen Augenblicken, in denen unser ganzes Wesen unter der Hochspannung eines gewaltigen oder erschütternden Ereignisses steht, brauchen wir belehrende Vorbereitungen wohl überhaupt nicht. In solchen Augenblicken handeln wir unter dem Eindruck eines Willensantriebes, der aus unserm Innersten explosionsartig hervorbricht und sich durchaus nicht erst aus bestimmten Überlegungen mühsam entwickelt.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Wie wir tapfer und ruhig zu sterben haben, wenn das Wohl der Gesamtheit es verlangt, das hat das deutsche Volk in zahllosen Heldentaten — bis zu der heroischen Selbstaufopferung der beiden Offiziere und des Rudermatrosen im Unterseeboot U 3 im Januar 1911 — bewiesen. Aber wir müssen nicht nur tapfer zu sterben wissen. Auch die Durchdringung unsers ganzen Wesens mit dem festen Willen, bescheidene, unangenehme und langweilige Pflichten gewissenhaft und ohne Wanken zu erfüllen, ist von höchster Bedeutung. Insbesondere deshalb ist sie ungemein wichtig, weil in den nüchternen Stunden der gewohnten Berufsarbeit und des alltäglichen Lebens jene großen Willensimpulse nicht in unsrer Seele aufwallen. Dann handelt es sich vielmehr darum, der Pflicht der Stunde gerecht zu werden, die häufig so gräßlich nüchtern aussieht und infolgedessen so schwer zu erfüllen ist. Nicht mit Seufzen und Klagen müssen wir ihr genügen, sondern mit der selbstverständlichen Entschlossenheit, die uns die Arbeit schneller von der Hand gehen läßt, die uns anderseits sittliche Entschlüsse auch gegen unsern äußeren Vorteil aufzwingt. Ohne sie gehören wir unser ganzes Leben lang zu der Gruppe der ewig Unbefriedigten, die an allem etwas auszusetzen haben, die trotz aller Jagd nach Gewinn, nach Erfolg, nach Ruhm mit nichts zufrieden sind, und die die Arbeit andrer Menschen (oder Völker) niemals aus vollem Herzen anzuerkennen vermögen.

Die Vorbedingungen für eine sittliche Erneuerung unsers Lebens scheinen mir für die Gegenwart durchaus nicht ungünstig zu sein. Männer wie Dr. Friedrich Wilhelm Förster in Zürich und Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner in München haben versucht, feste Grundlagen für die Einführung unsrer Jugend in unsern sittlichen Pflichtenkreis zu schaffen. Förster knüpft in seiner „Jugendlehre" immer wieder an die technische Eigenart der Gegenwart an — insbesondere an die Art, wie die Dinge hergestellt werden —, um dadurch die Ehrfurcht vor der Arbeit und die Dankbarkeit für den Fleiß der Menschen zu wecken, die uns diese Güter in die Hände gelegt haben. Er sucht also die Ethik unsrer Zeit in ihren technischen Grundlagen zu verankern. Kerschensteiner anderseits betrachtet es als eine hochwichtige Kulturforderung, daß die heranwachsende Jugend, insbesondere in den Großstädten, in Pflicht-Fortbildungsschulen geschickt und dort nicht nur in den allgemeinen Fächern und in den besonderen Gewerbezweigen ihres eignen Berufs unterwiesen, sondern daß ihr hier auch die Vorbedingungen für das Verständnis unsrer politischen und gesellschaftlichen Organisation vermittelt werden. Sein Bestreben ist also, vor den Augen des heranreifenden Menschenkindes seine Pflichtensphäre allmählich und von Grund auf entstehen zu lassen — nicht aber, wie dies allzu häufig geschieht, mit dem Dachfirst zu beginnen, anstatt mit den Grundmauern.

Wir werden unsrer heranwachsenden Jugend das Verständnis unsrer politischen und gesellschaftlichen Organisation nicht erschließen können, wenn wir ihr zunächst von Welt- und Flottenpolitik, vom Reichstag und vom Bundesrat und von den Aufgaben der einzelstaatlichen Parlamente sprechen. Der Erziehungsgang des altrömischen Jünglings war ein durchaus andrer: er begann nicht mit der Beobachtung der höchsten parlamentarischen Körperschaft, fing vielmehr mit der Verwaltungsarbeit, überhaupt mit den praktischen Aufgaben im kleinen Kreise an, um dann zum Zusammengesetzteren und Höheren emporzusteigen. Wir haben in dieser Beziehung in Deutschland mancherlei umzulernen. Die Erziehung zur Selbstverwaltung ist für uns noch lange nicht beendet. Alle staatsbürgerliche Erziehung muß sich im letzten Grunde doch auf ihr aufbauen. Den rechten Weg zeigt uns meiner festen Überzeugung nach (mindestens für alle Lebenskreise mit Volksschulbildung) Kerschensteiner in seinem wohldurchdachten System von Pflicht-Fortbildungsschulen, die sich auf der Tätigkeit der einzelnen Gewerbe aufbauen und dem jungen Menschen von seinem engsten Arbeitskreise aus einen sich allmählich erweiternden Blick über die Zusammenhänge unsers wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens eröffnen. Insbesondere die Fundamentierung dieser Methoden auf wirtschaftlichen Entwicklungsreihen scheint mir gerade für die Gegenwart der beste Weg zu sein, eine lebenskräftige und doch von hohen Gesichtspunkten getragene Ethik in unserm Volke aufzubauen.

Wir müssen an die Erscheinungen der Gegenwart anknüpfen, insbesondere an die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens, die jedem Kinde und jedem jungen Manne bekannt sind, um zunächst die sittlichen Grundanschauungen aufzubauen und zu befestigen, die für das Leben im kleinen Kreise erforderlich sind. Dann hat in allmählichem Aufsteigen die Entwicklung der sittlichen Pflichten im weiteren, endlich im weitesten Kreise zu folgen: also der Pflichten gegenüber der Gemeinde, gegenüber dem Staate, gegenüber dem Reiche, gegenüber der Menschheit.

Vielleicht können wir in dieser Beziehung einiges von den Japanern lernen, die ich gerade deshalb als nachahmenswertes Beispiel hinstellen möchte, weil sie es verstanden haben, trotz der sich mit ungeheurer Schnelligkeit vollziehenden und fast alle Verhältnisse ihres Staats- und Kulturlebens umstürzenden Veränderungen der letzten Jahrzehnte doch das sittliche Pflichtgefühl des einzelnen unverrückbar festzuhalten, und weil bei ihnen das sittliche Pflichtgefühl sowohl gegenüber der Gesamtheit wie der Familie besonders scharf ausgeprägt ist. Die Japaner sind also in keins der beiden Extreme verfallen: das sittliche Pflichtgefühl vorwiegend auf den engsten oder vorwiegend auf den weitesten Kreis zu richten.

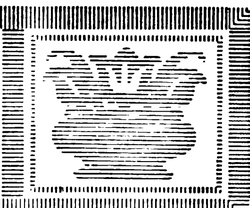
Die felsenfeste Stärke ihres Pflichtgefühls hat sich in einer fast beispiellos großartig zu nennenden Weise im Russisch-Japanischen Kriege gezeigt. Wohl mag die Schmerzempfindlichkeit der Japaner aus Gründen der Körperbeschaffenheit der gelben Rasse geringer sein als bei den weißen Völkern; trotz alledem bietet die Art, wie sich die japanischen Regimenter in den entsetzlichen Schlachten jenes Feldzuges in den sicheren Tod schicken ließen, der ihnen vielfach von einem unsichtbaren Feinde entgegensprühte, ein unbeschreiblich großartiges Bild der Herrschaft des sittlichen Willens über alle andern Instinkte und Strebungen des Menschenherzens. Genaue Kenner Japans (wie z. B. Lafcadio Hearn) versichern uns aber, daß diese todesverachtende Tapferkeit der Japaner ihr Gegenstück in dem unverrückbaren Pflichtbewußtsein des einzelnen gegenüber der Familie und der Gesamtheit auch im bürgerlichen Leben finde.

Wie hat man in Japan dieses glänzende Ergebnis zu erzielen vermocht? Die Erklärung ist darin zu finden, daß von zartester Jugend an sämtlichen japanischen Kindern die Elemente der sittlichen Pflichten immer wieder vor Augen gerückt werden, und daß es das Wort „Rechte" in ihrem Anschauungskreise zunächst nicht gibt, während stets und ständig nur von „Pflichten" gesprochen wird. Schon dem ganz kleinen Kinde werden Beispiele kindlicher Liebe, Beispiele des Gehorsams gegen die Eltern, Beispiele der Zuneigung und Freundschaft, der Mäßigkeit, des Fleißes, der Bescheidenheit, der Treue, des Mutes vor Augen gestellt. Die Eltern beginnen diese Erziehung, die Kindergärten, die heute bereits über das ganze japanische Reich verbreitet sind, setzen sie fort. Noch kräftiger geschieht dies im Schulunterricht, der von der ersten bis zur letzten Stufe als wichtigstes Ziel die felsenfeste Grundlegung sittlicher Pflichten betrachtet.

Die geschicktesten Mittel werden zur Unterstützung dieses Moralunterrichts angewandt. Auf der Englisch-Japanischen Ausstellung, die in London im Sommer 1910 stattfand, konnte man farbige Wandbilder sehen, die zunächst versuchsweise in einigen japanischen Schulen benutzt worden waren, und deren Anschaffung alsdann für sämtliche japanische Schulen ohne Unterschied von dem Unterrichtsministerium in Tokio vorgeschrieben worden ist. Diese Wandbilder veranschaulichen ausschließlich den sittlichen Pflichtenkreis. Da wird gezeigt, daß das Kind den Eltern gehorchen soll; oder daß der Knabe, der durch Unachtsamkeit mit seinem Ball die Papierfenster des Nachbarhauses eingeworfen hat, sofort hinübergehen und sich dort entschuldigen soll; daß Kinder, sobald ein Fremder ins Dorf kommt, ihn höflich begrüßen und ihm alle erbetene Auskunft geben sollen; daß die Kinder einen Blinden, der des Wegs daherkommt, davor bewahren sollen, in eine Pfütze zu treten, auch wenn sie deshalb ihr Lieblingsspiel unterbrechen müssen. Mit sicherem pädagogischem Takt sind die Bilder und die Unterschriften so gestaltet, daß die Kinder die Ermahnungen nicht von Eltern und Lehrern, sondern von den nur um wenige Jahre älteren Geschwistern empfangen.

Es läßt sich denken, daß diese sorgfältige sittliche Erziehung der japanischen Jugend die glänzendsten Früchte zeitigen muß. Auf einer so bereiteten Grundlage können nun auch die Pflichten gegen die Gesamtheit in allmählichem Aufstieg entwickelt werden; dann ist es möglich, auch sie ebenso fest in die Seele der Kinder und der heranwachsenden Jugend zu senken. Wie großes Gewicht ganz allgemein im japanischen Kulturleben darauf gelegt wird, daß der einzelne sich nicht so sehr nach den Rechten umschaut, die ihm zuzubilligen wären, als daß er nach Pflichten handelt, die ihm auferlegt sind, zeigen die Schullehrbücher, die nicht einmal ein „Stimmrecht" kennen, sondern stets von einer „Stimmpflicht" sprechen.

Für die staatsbürgerliche Erziehung des deutschen Volkes wäre es von unendlichem Wert, wenn wir den sittlichen Ideenkreis unsrer Jugend weit stärker und widerstandsfähiger zu gestalten vermöchten, als dies in den letzten Jahrzehnten gelungen ist. Es sei wiederholt: ohne sittliche Größe sind die glänzendste wirtschaftliche Entwicklung und die machtvollste politische Stellung auf die Dauer unhaltbar. Die Grundlegung aller sittlichen Haltung, auch der Gesamtheit und dem Staate gegenüber, ist in den einfachen Verhältnissen des täglichen Lebens, insbesondere des Familienlebens, zu suchen. Diese elementare Grundlegung werden wir felsenfest zu gestalten haben, bevor wir mit dem Ausbau des sittlichen Ideenkreises gegenüber der Gesamtheit und dem Staate beginnen. Und die sittlichen Pflichten gegen den Staat sollen und dürfen sich nicht auf heldenhafte Handlungen in Fällen nationaler Gefahr beschränken — sie müssen vor allem in den Handlungen des täglichen Lebens zum Ausdruck kommen.

Die Verdammten

Novelle von Wilhelm Hegeler

Die Kinder des Landgerichtsrats gingen schlafen. Und wie beinah jeden Abend gab es auch heute einen kleinen Auftritt, indem die beiden großen erklärten, wahnsinnig müde zu sein, das jüngste, siebenjährige, aber nicht zu Bett wollte, sondern mit Lachen und Gekreisch um den Tisch herumrannte, bis die Mutter es haschte und auf den Arm hob. Die älteste Tochter, ein dunkeläugiges schönes Mädchen von fünfzehn, hatte den Arm um ihrer Mutter Hals geschlungen und lehnte sich schlaftrunken an ihre linke Schulter, während der neunjährige Knabe gähnend ihre Rechte umschloß. Als die Frau sich nun einen Augenblick bückte, damit die Kinder ihrem Vater den Gutenachtkuß geben konnten, erinnerte sie ihren Mann an einen zartwüchsigen Baum, der von der schweren Fülle seiner Früchte niedergedrückt wird, und er sagte: „Kinder, ihr solltet eure Mutter nicht immer so quälen. Fräulein Anna bringt euch ebensogut zu Bett."

Doch alle drei erhoben darauf lauten Widerspruch, als sollte ihnen etwas genommen werden, worauf sie ein unbedingtes Anrecht hätten.

Sobald sie draußen waren, trat der Landgerichtsrat an einen der hohen Bücherschränke, dessen unterer Teil seine Sammlungen von Zeichnungen, Stichen und Schabkunstblättern enthielt, und schob das unterste Fach hervor. Er mußte lange suchen, bis er die Radierung fand, die er auf eine ausgezogene Platte stellte, so daß eine elektrische Lampe sie hell beleuchtete.

Aus dem dunklen Vordergrund eines schattigen Hohlwegs sah man in eine weite sonnendurchleuchtete Landschaft, in der zwischen Wiesen und Feldern ein dichtes fröhliches Gewimmel nur oberflächlich angedeuteter Gestalten einer fernen Stadt mit hohen Gebäuden und Kirchtürmen zustrebte. Aus dem schwarzen Hohlweg aber erhoben sich in ausdrucksvollster Schärfe trotz ihres Dunkels zwei nackte Gestalten: Mann und Weib, die einsam nebeneinanderschritten — „Die Verdammten", so war das Blatt genannt. Doch schienen sie an ihrem ausgestoßenen Dasein nicht schwer zu tragen, sondern blickten stolz, wenn auch ohne Frechheit, aber mit hochmütigem Trotz, dem Beschauer ins Gesicht.

War es nun, daß der Landgerichtsrat das Blatt noch nie so prüfend betrachtet hatte wie heute, war es, daß er es jetzt mit andern Augen ansah: je länger er davorstand, desto mehr verschob sich sein Eindruck von früher.

Der helle Zug der Fröhlichen im Hintergrund enthüllte sich ihm immer deutlicher als ein hohles und in seiner platten Vergnügtheit abstoßendes Maskengewimmel, die beiden hochragenden Gestalten des Vordergrundes aber, deren großgeöffnete Augen ihm früher mit ihrem luziferhaften Leuchten so unheimlich und voll Vermessenheit entgegengehöhnt hatten, erschienen ihm als die Träger einer freien, edlen Menschlichkeit, nicht wie Verdammte, sondern wie Begnadete, gegenüber dem blindtollenden Gesindel dort hinten.

Als seine Frau wieder eintrat, rückte er ihr einen hochlehnigen Stuhl zurecht und setzte sich ihr gegenüber.

„Die Kinder zu Bett?"

„Gott sei Dank!"

Das waren für eine Weile zwischen ihnen die einzigen Worte.

Der Landgerichtsrat, dessen rundes und massiges Gesicht von der Gewohnheit stillen Hinhorchens, Beobachtens und Nachdenkens geprägt war, auf seiner Oberfläche aber meist einen Ausdruck zerstreuter Müdigkeit trug, blickte jetzt mit unverwandter Eindringlichkeit seine Frau und zugleich das aufrechtstehende Blatt hinter ihr an, so daß sie schließlich fragte: „Du siehst mich ja so finster an?"

„Finster — nicht." Und ohne Übergang, während sein Handrücken mit einer Geste niedergepreßter Erregung sich erhob, so daß er fast rechtwinklig zu den schmalen und frauenhaft zarten Fingern stand, fuhr er fort: „Denk nur, Homberger ist gestorben."

Die Frau fuhr erschrocken auf. „Nicht möglich! — Wann?"

„Am Dienstag. In Rom. Er — muß in ziemlicher Dürftigkeit gestorben sein. So



stand wenigstens in der Zeitung." Und während der Landgerichtsrat in die Brusttasche fuhr und einen, wie es schien, inhaltschweren Umschlag hervorholte, fügte er hinzu: „Diesen Brief bekam ich heute aufs Amt. — Ja, ja, es ist besser," antwortete er auf den fragenden Blick seiner Frau, „er kann verlangen, daß du ihn liest, wenn auch das, was darin steht —"

Aber schon hatte Lydia die Bogen aus der Hülle gezogen und ausgebreitet. In diesem Augenblick vernahm ihr Mann durch die lautlose Stille den Pendelschlag der Uhr. Jede einzelne Sekunde hallte dröhnend in seinem Ohr, und doch waren es nicht Sekunden, sondern Jahre, die er im stürmenden Wogen seiner Erinnerungen und Vorstellungen nun durcheilte: sein Leben, das seiner Frau, das des toten Freundes.

Lydia las:

Mein lieber Bernhard!

Wie Du auf dem Kuvert gesehen hast, sollst Du diesen Brief allein lesen. Ob Du ihn später Deiner Frau geben willst, das hängt von Dir ab. Wenn Du es für besser hältst, ihn einfach zu verbrennen, so nehme ich Dir das nicht übel.

Vielleicht sollte ich ihn überhaupt nicht schreiben. Aber schließlich seid Ihr jetzt ein halbes Leben lang verheiratet. Da kann das, was Du erfährst, Deine Ehe kaum noch erschüttern. Und dann habe ich auch das Bedürfnis, mich Dir gegenüber auszusprechen. Du magst während meines Lebens manchmal gedacht haben: Was ist aus dem Kerl für ein Lump geworden! Nach meinem Tode aber sollst Du wieder wie früher an mich denken, als wir noch Freunde waren. Denn das waren wir wirklich!

Ja, das muß ich Dir sagen. Zweimal in meinem Leben habe ich ein ganz großes Glück genossen, einen Zustand, in dem ich vor Glück gezittert habe. Zum erstenmal war das, als wir uns begegneten.

Du kamst als Fremder zu uns in die Obersekunda. Wir waren eine ziemliche Rowdybande. Und da es der erste Schultag nach den Osterferien war, machten wir einen besonderen Höllenlärm. Da tratst Du ein. Ich sehe das heute nach all den Jahren vielleicht deutlicher als damals: wie Du dich verwundert, befremdet umgucktest, dann aus deiner Seitentasche ein frischgebügeltes Taschentuch hervorzogst und Dir mit einem Ausdruck von überlegenem Ekel damit ein paarmal über den Mund wischtest. In dem Augenblick habe ich angefangen, Dich zu lieben. Ich glaube, es waren vor allem Deine wunderschönen schlanken merkwürdigen Frauenhände, in die ich mich verliebt hatte.

Ich hatte nur den einen rasenden Wunsch, daß Du neben mir zu sitzen kämst. Und was sonst nie geschieht, geschah: mein Wunsch ging in Erfüllung.

Von dem Tage an wurde ich — kein andrer Mensch, das nicht, aber es wurden Dinge in mir frei, die bisher unterdrückt gewesen waren. Ich bekam Freude an mir, weil Du mich gern hattest. Ich merkte oder ahnte wenigstens: das, weswegen ich bei allen andern auf Fremdheit und Mißtrauen stieß, war nichts Verabscheuungswürdiges, sondern etwas Schönes und Edles, denn Du teiltest es ja mit mir. Und dann die königliche Freigebigkeit, mit der Du mich alles abschreiben ließest! Ohne ein Wort einfach Dein Heft hinschobst! Ja, mein lieber alter Bernhard, während unsrer ganzen Freundschaft habe ich nie einen kleinen oder gemeinen Zug an Dir entdeckt. Nie!

Und erinnerst Du dich noch, als ich Dir vor den großen Ferien erzählte, mein Vater hätte mir Geld geschickt für eine Fußtour an die Mosel? Ich müßte aber noch einen Kameraden mitnehmen. (Ich sagte mit Absicht Kamerad, nicht Freund.) Du überlegtest eine kleine Weile und sagtest dann, Du wolltest Deine Eltern fragen, ob Du mitdürftest? Und erinnerst Du dich an den ersten Tag unsrer Wanderung, wie wir da irgendwo in einer Waldlichtung saßen zwischen blühendem Fingerhut und die kühle Luft aus dem Moseltal einatmeten? Da bekam ich einen unaufhaltsamen Mitteilungsdrang und erzählte Dir, warum ich mich für einen halbverrückten und eigentlich hassenswerten Menschen hielte. Ach, diese innern Quälgeister meiner Jugend, heute muß ich sie ja segnen, denn sie sind's schließlich, die meine Bilder gemalt haben. Aber damals wußte ich das nicht. Damals hörte ich das erst von Dir. Du sagtest, während ich dachte, Du würdest nun aufstehen und mich verlassen: das alles wäre sehr interessant. Ich hätte offenbar eine sehr starke Phantasie und künstlerisches Empfinden. Wie banal klingt

das heute! Aber damals hieß es: Du brauchst nicht an dir zu verzweifeln, du kannst auf dich stolz sein.

Ja, stolz! Als ich Dich fragte, ob Du mein Freund sein wolltest, gabst Du mir die Hand und sagtest, Du wärest stolz, mein Freund zu sein.

Oh, mein lieber Bernhard! Das war, als nähmst Du alle meine innerlichen Lasten von mir ab und machtest mich so frei, so vornehm und ruhig, wie Du selbst warst. Was ich später geworden bin, das hat in dem Augenblick zuerst sich geregt.

Ich habe noch so oft an diese Zeit zurückgedacht. Denn ein Junggeselle, der wohl gute Bekannte, aber eigentlich keine rechten Freunde hat — auch nicht haben mag, seitdem sich ein Ventil da inwendig geschlossen hat —, der hat viel Zeit zum Nachdenken. Und ich mußte Dir das alles noch einmal vor die Augen führen, falls Du diese Zeit nicht mehr so hell siehst wie ich.

Aber nun werde ich Dich nicht mehr weiter mit Sentimentalitäten plagen, sondern ganz einfach die nötigen Tatsachen berichten.

Du erinnerst dich noch an meine Hochzeit. Wir waren eben vom Diner — oder von der Mahlzeit, sollte man der kleinbürgerlichen Umgebung angemessener wohl sagen — aufgestanden und in den Garten hinausgegangen, als wir beide einen Augenblick lang in eine Laube traten. Du hattest bei Tisch die Glückwunschtelegramme verlesen und gabst mir nun einige, die Du nicht verlesen hattest. Es waren das allzu gepfefferte Scherze von Münchner Kollegen. Aber eine Depesche aus Amerika befand sich darunter. Die hattest Du unterschlagen, wie Du gestandest, um Dich nicht wegen Deiner schlechten Aussprache des Englischen zu blamieren. Ich erriet sofort, daß sie von meiner Mutter war. Aber in diesem Augenblick hatte ich nicht das geringste Interesse für die Herzensergießungen dieser Dame, die meinen Vater und mich, als ich noch ein Kind war, um eines andern willen so schmählich im Stich gelassen hatte. Ich steckte die Telegramme alle ungelesen in die Tasche.

Wir plauderten dann noch einige Minuten bei der Zigarre und mokierten uns über die ländlich komische Hochzeitsgesellschaft. Du wundertest dich, daß meine Braut von so ganz andrer Rasse war als ihre Eltern. Und ich verriet Dir, daß sie ein angenommenes Kind sei und sich nie in ihrer Umgebung wohl gefühlt habe. Du fragtest mich, wie ich sie kennen gelernt, und ich erzählte Dir den Hergang.

Erinnerst Du dich?

Ich wollte auf einer Schweizertour von der Stadt Leuk nach dem Bad Leuk und traf im Gasthaus die beiden: Lydia und ihren Pflegevater. Was für ein merkwürdiger Schicksalswind hat dieses Paar zusammengeweht? dachte ich. Denn unähnlichere Menschen gab es ja kaum als diesen vollblütigen, dickwadigen Provinzler mit seinen aufgequollenen Schmissen und dem runden Seidel in der Hand — und Lydia, so schlank und biegsam wie der Strohhalm, aus dem sie ihre Limonade sog. Ja, sofort bei ihrem Anblick und später wieder habe ich an ein Schilfrohr denken müssen, auf einem japanischen Holzschnitt, das sich neigt und wiegt nach einer geheimnisvollen, für niemand anders hörbaren Musik. Nur ihr Haar hatte nicht das stumpfe Braun des Schilfkolbens, sondern ringelte sich und glänzte wie Seide.

Wir wechselten ein paar Höflichkeiten. Als sie gingen, hatte ich noch was an meinem Rucksack zu tun; da überreichte der Kellner mir einen Schirm mit den Worten: „Den hat wohl das Fräulein Schwester vergessen?“ Das waren Schicksalsworte, die dieser ahnungslose Kerl da aussprach. Ich schloß mich den beiden an, und acht Tage später war ich mit Lydia verlobt.

Du wundertest Dich noch, wie rasch das gegangen war. Aber weder Lydia noch ich hatten diesen Eindruck gehabt, sondern nur den, daß wir schon längst uns kannten, ohne voneinander zu wissen, daß wir von Ewigkeit füreinander bestimmt, nur durch Zufall voneinander getrennt gewesen waren. Es war ja auch kein Bekanntwerden miteinander, es war ein Finden des einen im andern, ein Erhellen träumender Dämmerungen, eine Steigerung und glückselige Selbstbestätigung wie — ja, nur wie damals, als Du und ich uns fanden. An dem Abend, als wir uns verlobten, fühlte ich mich zum zweitenmal von diesem hohen Glück durchströmt, das wie die Luft der Alpen ist, in der aller Blütenduft der bunten Wiesen und alle kristallene Klarheit der weißen Schneefirnen sich mischt.

Das alles erzählte ich Dir, und ich wunderte mich, daß Du so versunken zuhörtest



und doch wegsahst. Da bemerkte ich Lydia, die eben aus dem Hause trat. Sie sahst Du so an. Sofort darauf rissest Du dich von ihrem Anblick los und sagtest: „Ja, das muß schön gewesen sein. Ich möchte auch so eine Reise machen."

Weißt Du, was mir schon damals — freilich nur wie ein schwacher Lichtschein — aufblitzte? Daß Du dich in Lydia verliebt hättest. Und daß Dein Seufzer: „Ich möchte auch reisen!", nichts andres bedeutete als: „Ich möchte an deiner Stelle dies Erlebnis gehabt haben."

Und ich hatte recht; denn später gestandest Du mir ja: Du hättest damals Deine Melancholie mit sehr vielem Wein fortgeschwemmt und hättest in der Nacht noch an Lydia ein Gedicht gemacht.

Ich hing damals dieser Entdeckung nicht lange nach. Sie schmeichelte mir höchstens. Ich hatte ja an andres zu denken. Ich mußte mich selbst behaupten in diesem Sonnenstrom von Glück, in diesem Hinschweben auf Wellen von Musik und Licht.

Auch fuhren wir danach gleich ab.

Ach, diese Fahrt in der alten Postchaise auf der schattengesprenkelten Landstraße unter den früchteprangenden Apfelbäumen, zwischen den ockergelben Kornfeldern, über die wie mit Spachtel ausgeschnitten der tiefblaue schwere Sommerhimmel lag! Der Postillon blies alte Melodien, die Sonne hing wie ein großer dunkler Mohn am Horizont — und ich hielt Lydia im Arm.

Eins muß ich Dir jetzt klarmachen, was Dich nicht verletzen darf.

In den letzten Wochen war ich vom Durst meiner Sinne durchglüht gewesen, wie das Land am Abend nach einem heißen strahlenden Sonnentag. Nun aber, in dieser Stunde vor unsrer Hochzeitsnacht, ergriff mich immer stärker eine ganz andre Empfindung — eine mir fremde, beinahe unfaßliche Empfindung.

Es ging in meinem Innern eine Wandlung vor, die ich mir nur so erklären kann, daß entweder meine bis zum Übermaß gesteigerte Sehnsucht nach ihrem Besitz sich kurz vor der Erfüllung umbog in Schmerz und Furcht oder aber, daß das Schicksal diese Stimmung wie einen warnenden Schatten dessen, was kommen sollte, über mich warf.

All die glutrote Lebenslust war in meinem Innern erloschen. Tiefe Erschöpfung hatte sich auf meine Glieder gelegt, und ein unnennbares Grauen wehte um mein Herz.

Im Geiste sah ich mich vor Lydia, die mit fliehender Gebärde, doch in sich erstarrt, vor mir stand, knien, meine Arme, die sich nach ihr ausstreckten, waren gelähmt, ich bebte davor zurück, diesen in schaudernder Furcht gleichsam erfrorenen Körper zu berühren, nicht einmal auf ihre Hand vermochte ich einen Kuß zu drücken.

Dieser Zustand unmännlicher Schwäche empörte mich. Ich glaubte Lydias peinliche Betroffenheit von meinem langen Schweigen zu bemerken. Ein gutes Abendessen, mehrere Gläser Sekt ermöglichten es mir, zuerst eine heitere Stimmung zu erheucheln, dann sie wenigstens halb und halb zu empfinden. Unsre beiden Zimmer des alten Gasthofs waren offenbar für Hochzeitsgäste eingerichtet. Durch die offene Tür zum Schlafzimmer gewahrte ich auf der Rückwand des seidenen Betthimmels einen gestickten Amor. Dem trank ich heimlich zu und schwor trotzig, er sollte nicht über mich lachen dürfen.

*

Ich muß erst zur Ruhe kommen, ehe ich weiterschreibe. Mir graut noch heute, wenn ich an diese Stunde denke. Hat sich da alte Schuld gerächt, das unedle Empfinden, das wir Männer alle dem Weibe gegenüber haben, wenn wir es in unsre Macht zu zwingen glauben, indem es sich uns hingibt? Hätte ich in dieser Stunde mein innerstes Empfinden nicht geschändet, hätte ich dies eine Mal meine Frau, der ich bis dahin alles anvertraut, nicht belogen — das Furchtbare wäre nicht geschehen. Die Einsamkeit von zwanzig Jahren — aber lassen wir das. Ich will nicht klagen, nur berichten.

Es war eine Nacht des Grauens. Mit Küssen verschloß ich meinen Mund, der eine unnennbare Angst herausschreien wollte. Meine Seele war zerklüftet und tränenschwer von Traurigkeit, und ich lachte und scherzte.

Am nächsten Morgen war das alles vorbei. Wir saßen im Zuge wie glückliche junge Eheleute. Ein alter General teilte unser Coupé. Er war nach altväterlicher Art sehr galant gegen Lydia und bot ihr, als er hörte, daß sie die Strecke nach München zum erstenmal fuhr, sogleich den Fensterplatz an. Sein verrunzeltes und vertrocknetes Nußknackergesicht, in dem nur die blauen



Augen wie ein unversehrtes Stück Jugend lagen, schmunzelte vor Vergnügen, als er aus Lydias naiven Antworten merkte, was für ein frischgebackenes Ehepaar wir waren. Auch ich beteiligte mich ganz vergnügt am Gespräch. Da greife ich durch einen Zufall in die Tasche, fühle die Depeschen und denke: Willst doch mal sehen, was deine Mutter zu deiner Verheiratung sagt.

Da lese ich: „Heirat unmöglich. Braut Deine Schwester. Aufklärender Brief unterwegs. Elisabeth." Das war der Name meiner Mutter.

Willst Du mir glauben, daß ich die Depesche zuerst ganz ruhig in die Tasche steckte, nur mit dem Gefühl: Was für ein gemeiner Scherz!?

Erst nach einer Weile stand ich auf, trat in den Gang, las sie wieder, sah den Abgangsort San Franzisko, begann nachzudenken. Lydia war achtzehn Jahre — neunzehn Jahre war es her, daß meine Mutter plötzlich verschwand. Daß eine Liebesgeschichte der Grund war, hatte ich später erfahren.

Ich zweifelte, ich schrie mir zu: Es kann ja nicht sein! Und wußte doch schon: es war so.

Die Telegraphenstangen, die Bäume rasten an mir vorbei, Wiesen und Äcker drehten sich wie die Felder eines Rouletts. Ich fühlte, wie wir dahinrasten, gefangen und fortgetragen von dieser eisernen Maschine, die vorwärtsjagte — unaufhaltsam wie das Schicksal. Man glaubt den Weg zu wissen, man gibt so selbstbewußt seinen Bestimmungsort an. Aber wer ist denn wirklich Herr über diese unheimliche Kraft? Irgend etwas nur braucht zu geschehen, eine Schraube sich zu lockern, oder der zerstreute Blick des Mannes da vorn übersieht ein Signal — dann fliegt alles über den Haufen.

Während ich mich aufstützte und im Fensterrahmen hing mit herausgestrecktem Kopf, da hatte ich nur diesen einen Wunsch, daß irgendein furchtbares Ereignis uns alle zusammen im Zuge, und vor allem uns beide Verdammten, hineinrisse in ein dunkles Ende. Aber das ist ja die Art des Schicksals nicht. Einmal steigt es vor uns auf wie ein Gespenst aus den Rissen des Erdbodens, wirft das Grauenvolle uns an und verschwindet. Alles ist wieder heller Tag, die Dinge, die Menschen nehmen ihren normalen Verlauf, pünktlich werden wir in München sein, eine Droschke wird uns in unsre Wohnung bringen — —

Als Lydia mich endlich holte, merkte sie sofort, daß mir etwas passiert war. Ich sagte, ich wäre unwohl. Zu Hause wollte sie einen Arzt holen. Aber ich verlangte nur nach Ruhe. Ich legte mich ins Fremdenzimmer schlafen.

Ich spiegelte mir vor, der Brief meiner Mutter würde alles als einen Irrtum aufklären. Aber er bestätigte das Furchtbare nur. Lydias Vater war der beste Freund meines Vaters. Als Gastfreund in dessen Hause hatte er das Verhältnis angeknüpft. Dann waren die beiden geflohen, und meine Mutter war im Auslande niedergekommen. Da aber eine Heirat in absehbarer Zeit nicht möglich war, hatte sie das Kind als überflüssigen Ballast über Bord geworfen oder, wie sie schrieb, von einem würdigen Ehepaar adoptieren lassen.

Sie wollte mir in einem nächsten Briefe noch mehr berichten, aber ich antwortete, daß ich nie mehr das geringste mit ihr zu tun haben oder von ihr hören wollte.

Von der Furchtbarkeit unsrer ersten Ehezeit kann ich Dir kaum eine Ahnung geben. Vielleicht hat Lydia selbst mit Dir darüber gesprochen. Stell' Dir doch nur vor, als Brautleute waren wir so vertraut miteinander gewesen, daß der Ausdruck „Ein Herz und eine Seele" für uns wirklich keine Phrase war. Wir nahmen uns die Worte vom Munde weg. Wir scherzten oft, als Eheleute würden wir noch Trappisten werden, da einer des andern Gedanken im voraus wußte. Und nun fühlte Lydia das Unaussprechliche in mir, fragte danach, forschte, drang in mich und griff immer in die leere Luft. Es war schließlich ein Zustand lauernder Feindseligkeit zwischen uns.

Ich verbarg mich vor ihr, soviel ich konnte. Tagsüber war ich in meinem Atelier und kam nur zu den Mahlzeiten nach Hause. Aber die Abende! Stundenlang saßen wir uns gegenüber ohne ein Wort, hatten jeder ein Buch oder die Zeitung vor, doch wie oft nur zum Schein. Und wenn sie mich dann schüchtern ansah und fragte — im Ton ihrer Stimme lag schon meine hoffnungslose Antwort —: „Wie ging's dir heute?" oder: „Woran dachtest du jetzt?" Und ich mußte immer dieselben Lügen wiederholen! Und wenn's dann elf schlug und ich sagte: „Es



ist Zeit!" Sie kämpfte mit sich, wollte still und resigniert abgehen. Oft gelang es ihr auch, doch wieviel ungewollte Bitterkeit klang dann durch ihr „Gute Nacht!" Aber oft, in der letzten Zeit immer häufiger, überfiel sie um diese Stunde ein förmlicher Fieberzustand. Ich merkte das an dem verdächtigen Glanz ihrer Augen. Ich spürte die auf- und niedersteigenden Ströme, die ihren Körper erschütterten. Dann hielt sie meine Hand fest, gegen ihren Willen umklammerten die Finger sie, und sie stieß heraus: „Sag' mir doch, was dir fehlt. Warum bist du nicht ehrlich? Warum verheimlichst du mir etwas?" Alle Seelennot und alle körperliche Qual brachen dann heraus. Wie oft haben wir so bis zum Morgengrauen gesessen! Ich redete, schwor, daß ich ihr nichts verheimlichte, tröstete sie, es würde noch alles gut, log — log — und hätte doch am liebsten die Wahrheit herausgeschrien.

Daran war ich oft nahe genug. Denn während dieser jammervollen Zeit entstand in meinem Innern eine völlige Gefühlsanarchie. Ich verhöhnte mich selbst, daß ich mir vor einem leeren Begriff, vor einem Modewort Angst einjagen ließe. Hatten vor ein paar tausend Jahren die Pharaonen nicht durch Generationen hindurch sich mit ihren Schwestern vermählt? Nein, mich hielten weder sittliche Bedenken noch Furcht unsrer Kinder wegen zurück. Eines Tags sprach ich, zufällig und ganz theoretisch natürlich, mit einem Psychiater über den Fall. Er sagte mir, vom rassehygienischen Standpunkt sei eine solche Ehe weniger bedenklich, als man allgemein glaube. Aber für einen Menschen von normalem Empfinden käme sie eben nicht ins Bereich des Möglichen.

Weiß Gott, ich habe auf normales Empfinden nie großen Wert gelegt. Das schien mir immer die Domäne des Philisters. Aber ich konnte diesen Verrat an Lydias Selbstbestimmungsrecht nicht begehen, ich konnte sie nicht Geliebte nennen, wo ich Schwester sagen mußte. Und ebensowenig brachte ich es über mich, ihr die Wahrheit zu gestehen. Die kalte Angst schüttelte mich bei dem Gedanken. Wäre das Entsetzliche nicht schon geschehen, hätten wir noch vor der Wahl gestanden, dann wäre es möglich gewesen. Oder hätte sie gewußt, was ich wußte, und hätte mir das Geheimnis enthüllt, ich glaube, ich hätte Mut gehabt, das von aller Menschensatzung Verworfene zu tun. Aber so sind wir moralischen Anarchisten, wir Skeptiker ohne Grund und Glauben: was wir nicht haben, das setzen wir doch bei andern voraus. Wir sind vielleicht feiger als die, welche an die Gesetze glauben. Wer weiß, ob nicht ein frommer Mensch sich gesagt hätte: Es war Gottes Wille, daß ich diese Ehe schloß; so will ich die mir Angetraute auch von Gottes wegen als meine Frau ansehen, wenn sie auch von Menschen wegen meine Schwester ist. Wer weiß?!

Eines Tags hatten wir den Weg einer kurzen Besorgung zu einem längeren Spaziergang ausgedehnt. Wir gelangten ins Freie, in ein Gartenlokal, wo ein fröhliches Menschengewimmel sich laut machte, und wo im Saal Liebespaare miteinander tanzten. Die wunderbare Klarheit des Himmels, der erregende Duft der welken Blätter, diese unbeschreibliche helle Fröhlichkeit, dies klingende Jauchzen in der Luft, zum letztenmal vor dem Wintertod, das alles hatte mich in ekstatische Lebenslust versetzt. In diesem Augenblick nahm selbst das Furchtbare ein heiteres Antlitz an, und wenn der Tod vor uns gestanden hätte, ich hätte gedacht: Wenn's sein muß, so kann er zu keiner besseren Stunde kommen.

Nachdem wir unsern Wein getrunken, sahen wir den Tanzenden zu. Und nach einer Weile, ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, kreisten auch wir in dem dichten Wirbel, immer von neuem, sobald nur der Fiedelbogen und die grelle Flöte einsetzten: wir als die ersten und die letzten. Lydia fragte nicht, woher ich, der Kranke, diese Ausdauer nähme; mir fiel es nicht ein, darüber ein Wort zu verlieren. Fest umschlungen, mit den Augen uns verzehrend, zeigten wir diese tiefe, fast bewußtheitlose Inbrunst, die man wohl bei den tanzenden Liebespaaren aus dem niederen Volke sieht. Auf dem Nachhausewege war ich fest entschlossen, sie einzuweihen, etwas in mir sagte mir, daß sie stark genug sein würde, es zu tragen.

Aber in den Augenblicken des Alleinseins schüttelte mich von neuem das Entsetzen, und als Lydia wieder ins Zimmer trat, warf ich mich in verzweifeltem Rasen ihr zu Füßen und sagte, ich sei gezeichnet von der Vergangenheit, ich gliche einem Aussätzigen, dessen Berührung Krankheit und Tod bringt.

Ich glaubte, damit sei alles aus. Von nun an würde sie mich hassen. Aber sie



nahm mein Geständnis auf, wie nur ein Freund, ein bis zum Tode mit einem verbundener Mensch es aufnehmen kann. Keine Vorwürfe, keine Fragen! Sie streichelte mir das Haar und sagte, es sei gut, daß ich es endlich über mich gebracht hätte, ihr das zu sagen.

Seit dem Tage wußte ich erst, was ich an ihr besaß. Aber seit dem Tage war ich fest entschlossen, sie von mir zu befreien.

Hättest Du damals, als Du uns besuchtest, Lydia nicht schon geliebt, und hätte sich dadurch Dein Verhältnis zu uns beiden nicht schon von Anfang an leise verschoben, Du hättest erkennen müssen, wie es um uns stand. Aber Dein unruhiges Herz verwirrte Deinen Blick. Du warst nur allzu glücklich, so lange Stunden mit Lydia allein sein zu können, und machtest Dir doch bittere Vorwürfe wegen Deines Glücks. Ich ahnte damals auch nicht das mindeste, sondern atmete einfach auf bei dem Gedanken, daß Lydia nun nicht mehr allein zu Hause brütete mit ihrer Hilflosigkeit und ihrer Angst. Ich merkte wohl, daß immer mehr Fäden zwischen euch hin und her liefen, aber sowenig Lydia damals von ihrer Liebe zu Dir etwas ahnte, so wenig erkannte ich, wie es um Dich bestellt war.

Nun wirst Du nachträglich mein sonderbares Benehmen verstehen, als Du mir das Geständnis machtest, daß Du nicht länger bei uns bleiben könntest, daß Du abreisen wolltest und müßtest. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, so groß war mein Erstaunen. Ich machte vielleicht den Eindruck eines Erschrockenen, aber das war ich nicht, sondern sofort schlug die Erkenntnis in mir ein: Herrgott, das ist ja ein Ausweg! Einen Augenblick war ich in Versuchung, Dir alles zu sagen, aber dasselbe, was mir Lydia gegenüber den Mund verschloß, tat es auch Dir gegenüber. Ich bat Dich einfach, zu bleiben.

Von dem Augenblick an habe ich euch beiden gegenüber Schicksal gespielt. Begreifst Du nun, warum ich in euch drang, den Faschingsball mit mir zu besuchen? Warum ich euch beschwor, ihr müßtet das sehen? Warum ich da mit so toller Ausgelassenheit umherschwärmte, ohne mich um Lydia zu kümmern, daß Dich der Zorn ergriff und Du mich zur Rede stelltest und schließlich mit ihr nach Hause fuhrst?

In derselben Nacht habe ich im Café Luitpold bei Faschingsmusik und zwischen betrunkenen Maskierten den Brief geschrieben, daß ich mit dem Frühzug nach Rom fahren würde, daß ich für die Ehe nicht gemacht sei und Dir die Sorge um Lydia überließ.

Mein lieber Bernhard, wenn Du wissen willst, wie mir damals zumute war, dann brauchst Du dir nur die Bilder anzusehen, die ich nach dieser Zeit in Rom malte. Ich habe die Gestalten, die mich damals umgaben, ja immer wieder malen müssen: diese Masken, die blöde, den andern und sich selbst unkenntliche Menschheit, die nur ich durchschaute. Ich weiß nicht, ob ich in dieser Nacht glücklich oder unglücklich war. Ich weiß nur, daß der weißglühende Schmerz, der Tropfen auf Tropfen mich durchrann, alles in mir ausbrannte, was noch von dem guten, dummen, blinden Jungen von früher in mir war, und daß der Künstler, der Schauer und Deuter aus meiner blankgeätzten Seele nun erst zum Vorschein kam. Bis dahin hatte ich ein Allerweltsauge gehabt, ein wenig differenzierter und mehr aufs Wesentliche, doch immer nur auf die Oberfläche der Dinge gerichtet. Aber in diesen Stunden, als ich von Lydia und Dir, von den beiden einzigen Menschen, mit denen ich mich verbunden fühlte, Abschied nahm: da bekam ich die Hellsichtigkeit, die durch die Hüllen blickt, die das wahre Gesicht hinter den Verkleidungen erkennt, die das Kommende sieht und den Sinn des Lebens versteht.

Nie werde ich die Leute an meinem Tisch und an den Nebentischen vergessen. Sie mögen andern harmlos erschienen sein, betrunkene, lustige, müde oder tobende Masken, aber mir haben sie sich eingeprägt mit allen ihren grotesken und furchtbaren Schicksalszügen.

Diese Nacht war an Erkenntnissen so reich, daß von ihren Eindrücken das ganze spätere Leben hindurch meine Kunst gezehrt hat. In dieser Nacht lebte ich die Wollust des Leidens, das den Christus am Kreuz sprechen ließ: Vater, sie wissen nicht, was sie tun. Ich fühlte die Brautseligkeit der Nonne, die Familie und Geliebten verläßt. Ich fühlte die Todeslust des Trunkenboldes, der in den Wald stürzt, um sich aufzuhängen.

Ich begriff, daß es nichts Größeres und Fruchtbareres gäbe als den starken Schmerz. Ich war herausgerissen aus der taumelnden



Masse, die begehrt, die hofft, wünscht, fürchtet, neidet — aus der blinden Masse und mit Erkenntnis begnadet.

Ja, um es Dir nur zu sagen: damals habe ich auch begriffen, daß meine Ehe mit Lydia unter allen Umständen ein Irrtum war. In der Zeit meiner Verlobung, da hatten die starken Geister, die mein Inneres bewegten, sich ja noch kaum gerührt. Und gerade in dieser Zeit war ich so banal glücklich. Was Lydia begriff, begreifen konnte, was wir teilten als Geschwister von Urbeginn, das war doch nur die auch von andern betretbare Oberwelt, als meine Tiefe, mir selbst noch unentdeckt, in Schlaf und Dunkel lag. Denn der, als der ich jetzt dastehe, für die vielen ein Ekel und Grauen, für einige wenige aber eine Antwort auf ihr nächtlichstes Fragen — der bin ich damals geworden. Und ich war dankbar meinem Schicksal, daß es so mit mir verfahren, wie grausig auch das Mittel gewesen war, dessen es sich bedient hatte. Und ich begriff nun auch mein ganzes Handeln euch beiden gegenüber. Daß ich mein Geheimnis euch beiden nicht verriet, war weder Opfermut noch Schwäche, sondern Egoismus. Ich wollte mein Schicksal für mich allein haben. Denn nur mir allein konnte es fruchtbar werden. Was hättet ihr beiden damit anfangen können? Ja, Freund und Schwester — ihr beide seid nicht in meiner Schuld. Nicht um zwanzig Jahre Glück, um warme Liebe und vertraute Kindergesichter hätte ich die heiligen Höllengluten dieser Nacht hingeben mögen.

Aber die Lampe schwelt, und meine Finger sind halb erstarrt. Selbst für mich, der ich zu frieren gelernt habe, geht es mit dem Schreiben nicht mehr. Seid glücklich! Mein Los war etwas Besseres als Glück.

Noch immer klang das Ticktack der Uhr hart und hallend durch das stille Zimmer. Der Landgerichtsrat hatte in gerader Richtung vor sich hingesehen, ohne die Leserin mit einem Blick zu streifen, doch hörte er, wie sie das letzte Blatt aus der Hand legte.

Da begann er wieder in seinem Zimmer auf und ab zu gehen, während ein Schauer durch die in Unbeweglichkeit erstarrte Gestalt lief, die nun den Namen des Toten murmelte und ihn Bruder nannte.

Dann erhob auch sie sich, blieb vor dem geöffneten Schranke stehen und ergriff die Zeichnung, die sie jetzt erst bemerkte.

Schweigend traten die beiden auf den Balkon hinaus. Draußen war eine klare, kühle Nacht, die Sterne funkelten. Mit unwillkürlichem Aufblick bemerkte Lydia ihr Sternbild der Kassiopeja und die andern ihr bekannten Konstellationen im weiten Rund. Ein dunkles Wogen heftiger Gefühle vermischte sich mit fernen und wieder ganz banalen Gedanken. Sie dachte an ihre Kinder, daß sie dem Mädchen noch sagen mußte, die Älteste morgen besonders früh zu wecken. Und sie dachte an den Toten, sah sein großes, kahles Atelier, seine einsamen Abende ... durchlebte die eine Nacht ... und lauschte gleich darauf auf das Kläffen eines Hundes.

Wie still und stetig dort oben alles war, und wie wirr das Leben! Doch ihr Leben — und wie sie zurückschaute, zog es sich zusammen, mit seinem gleichmäßigen Verlauf so licht und ruhig, voll Sorgen, aber ereignisleer. Und wie sie fragend in unruhiger Ungewißheit ins Dunkel blickte, sah sie dort zwei Gestalten sich erheben, groß durch die Nacht schreitend, die zwei Verdammten. Ihr Herz schlug, sie fühlte stärker und stärker ihr Näherkommen — oder wurde sie mit fortgezogen ins Dunkle, Weite, von einer Sehnsucht ihres Herzens wie auf einem schwarzen Strom? Erst als sie sich von dem Arm ihres Mannes umschlungen fühlte, lehnte sie sich sanft an seine Schulter.

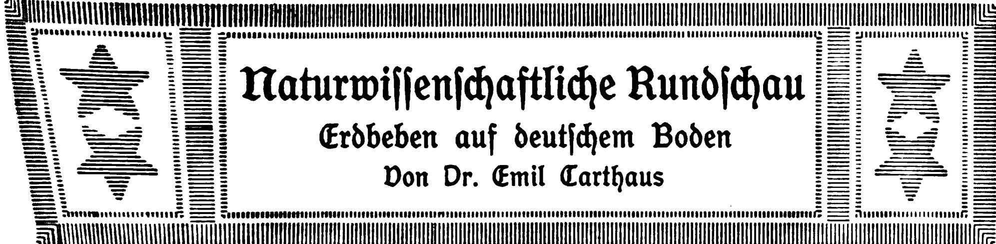
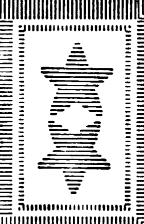
Ein Bild

Sturm auf dem Meer!
Zwei stille Menschen gehn
Am dunklen Strand.
Ich hab' das hohe Bild im Traum gesehn:
Die beiden Menschen gingen Hand in Hand.

Ich bin erwacht
Und hab' an sie gedacht,
In meiner Seele hat ihr Blick gebrannt:
Zwei Menschen ruhevoll in Sturm und Nacht,
Und beide gingen lächelnd Hand in Hand.

Käte Cajetan-Milner



Naturwissenschaftliche Rundschau

Erdbeben auf deutschem Boden

Von Dr. Emil Carthaus

Wer einmal im Bereich des älteren deutschen Gebirges in Eisenbahn- und Wegeeinschnitten oder auch an den Ufern von Fluß- und Bachläufen die hier vielfach entblößten Schichtenprofile genauer betrachtet hat, dem wird es sicher aufgefallen sein, daß die verschiedenen Gesteinslagen darin mehr oder weniger steil aufgerichtet erscheinen und nicht selten starke Faltungen und Einknickungen zeigen. In einzelnen Profilen sieht man selbst, wie die Gebirgsschichten irgendeiner Kluftfläche entlang senkrecht voneinander abgerutscht sind. Da die meisten dieser Schichten Meeresbildungen darstellen, die ursprünglich nahezu horizontale Lagerung gehabt haben müssen, so ist es einleuchtend, daß hier geradezu ungeheure Kräfte ihr Spiel getrieben haben, um solche Veränderungen hervorzurufen. Diese Kräfte sind denn auch nicht örtlich beschränkten Energiequellen entsprossen, vielmehr handelt es sich bei ihnen um Ausflüsse der im wahren Sinne des Wortes welterschütternden Kraft, welche ihren Grund hat in der allmählichen Zusammenziehung des ganzen Erdballs infolge fortwährenden Wärmeverlustes auf seinem endlosen Wege durch die eisigkalten Räume des Weltalls. Wohl vermag der feurig flüssige oder feurig gasförmige und — so absurd dies klingen mag — doch größtenteils gasförmig feste Erdkern dieser Zusammenziehung oder Schrumpfung zu folgen, nicht aber die schon festgewordene Erdrinde. Diese muß schon in sehr früher geologischer Vorzeit angefangen haben, sich zu runzeln und zu falten, in ähnlicher Weise wie die Schale eines eintrocknenden Apfels. Fest wie der Felsenpanzer der Erde nun aber ist, hat er sich bei seiner Kugelgestalt nicht zusammenzuziehen und zu falten vermocht, ohne in zahlreiche und doch oft viele hunderte Quadratmeilen umfassende Schollen zu zerbrechen. Diese kommen nun infolge der immer weiter fortschreitenden Schrumpfung des Erdkerns eigentlich niemals völlig zur Ruhe. Es finden vielmehr unaufhaltsame Verschiebungen zwischen ihnen statt; Verschiebungen, die nicht immer ruhig und unmerklich vor sich gehen, sondern zum Teil gewaltsam und ruckweise, indem sich zuvor riesenhafte Spannungen zwischen und in den einzelnen Schollen bilden, die sich dann plötzlich auslösen.

Treten die allmählichen, ruhigen Verschiebungen zwischen den verschiedenen Schollen in für uns erkennbarer Weise eigentlich nur in der normalen, außerordentlich langsam erfolgenden Gebirgsbildung, in den säkularen Hebungen und Senkungen des Erdbodens hervor, so arten die ruckweise vor sich gehenden Bewegungen der zum Teil weit ausgedehnte Land- und Meeresgebiete umschließenden Schollen in die nicht selten so furchtbaren, viele, viele tausende Quadratmeilen in Mitleidenschaft ziehenden Katastrophen der **tektonischen Erdbeben** aus. Diesen gegenüber treten, wie man immer deutlicher erkennt, die vulkanischen Beben, die der plötzlichen starken Dampfentwicklung im Untergrunde der Feuerberge zuzuschreiben sind, sowohl ihrer Heftigkeit als auch ihrem Umfange nach entschieden in den Hintergrund.

Freilich ist es oft schwer zu entscheiden, ob ein Erdbeben ein rein tektonisches oder teilweise ein vulkanisches ist, denn die feuerflüssigen, unter einem ungeheuren Druck stehenden Mineralmassen des Erdinnern suchen sich, getrieben durch die massenhaft in ihnen eingepreßten Dämpfe und Gase, mit Vorliebe an solchen Stellen einen Ausweg zur Erdoberfläche, wo es in der Erdkruste schon vorher zu Riß- und Faltenbildungen gekommen ist.

Sind die vulkanischen Erdbeben örtlich und zeitlich überhaupt schon sehr beschränkt, so spielen sie in unsern deutschen Landen fast gar keine Rolle mehr. Denn wie großartigen vulkanischen Ausbrüchen während der geologisch noch so jungen Tertiärzeit und auch wohl noch während der ihr folgenden Diluvialperiode der Boden unsers Vaterlandes auch als Schauplatz gedient hat, die Reaktionen der feurigen Tiefe gegen die Erdoberfläche beschränken sich doch jetzt lediglich auf den Ausfluß langsam versiegender vulkanischer Gasquellen. Allerdings mögen einzelne schwache und örtlich sehr beschränkte Erdbeben in der ehedem hochvulkanischen Eifel wie auch in Böhmen als letzte Äußerungen des hier sonst gänzlich zur Ruhe gekommenen Vulkanismus anzusehen sein.

Auch die sogenannten Einsturzbeben, herbeigeführt durch den Einsturz unterirdischer, durch Gesteinsauflösung oder Auswaschung entstandener Hohlräume, sie, denen man heutzutage auch nicht entfernt mehr die Bedeutung beimißt wie in früheren Jahrhunderten, berühren den Boden unsrer deutschen Heimat nur in kaum nennenswerter Weise. Sie können sich überhaupt nur dort und zwar auf einem sehr engen Kreise beschränkt geltend machen, wo Thermen und andre mit Mineral-, namentlich Kalkverbindungen reichbeladene wasserreiche Quellen zutage treten.

Daß Deutschland nun aber **ziemlich frei von Erdbeben** sei, kann man gewiß nicht sagen,



wenngleich sie auf seinem Boden nur höchst selten in erschreckende Katastrophen ausarten. Nur die große norddeutsche Ebene bleibt von merklichen Erderschütterungen fast gänzlich verschont. Es ist das den kolossalen Anhäufungen von losem Gebirgsschutt zu verdanken, welcher sich hier vornehmlich während der Eiszeit über dem fest anstehenden Gebirge abgelagert hat und der nun allen Erschütterungen des Untergrundes gegenüber als Stoßbrecher dient. Anders ist es im mittleren und südlichen Deutschland, wo das feste Felsengerüst der Erde viel mehr zutage tritt und die Gesteinsschichten, aus denen es sich zusammensetzt, weitgehende Lagerungsveränderungen zeigen. Es sind durchweg tektonische Erdbeben, die sich hier geltend machen, und zwar in Verbindung mit gewissen Erschütterungsachsen, die mit Falten- und Rißbildungen in der Erdrinde in unverkennbarem Zusammenhange stehen und die sehr häufig den Gebirgsfaltungen entlang laufen, sie zuweilen aber auch quer durchsetzen.

Die Linien, an welche die tektonischen Beben in Mitteleuropa hauptsächlich gebunden erscheinen, sind als solche schon von dem Wiener Geologen Eduard Sueß erkannt, der ihnen den Namen Stoß- oder Bebenlinien beigelegt hat. Solche Linien setzen namentlich von der gewaltigen Bodenerhebung der Alpen nach Deutschland durch. Als eine Stoßlinie ersten Ranges ist vor allem diejenige zu nennen, welche den beiden großen Bruchlinien des mittleren Rheintals entlang verläuft.

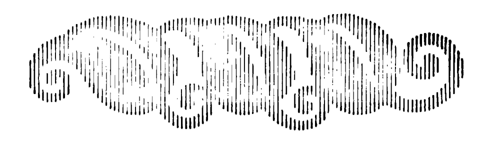
Wenn man bedenkt, daß die Hauptfaltung oder Emporhebung der Alpen erst in der späteren Tertiärzeit ihren Anfang genommen hat und daß deren Gebirgsschichten (nach Hörnes) seit dieser Zeit einen horizontalen Zusammenschub von nicht weniger als 120 km erfahren haben, dann wird man ohne weiteres begreifen, welche kolossale Spannungen in der Erdrinde hier im Spiele sind, Spannungen, welche auch auf die nach Norden und Süden an das Alpengebirge angrenzenden Schollen eine Rückwirkung ausüben müssen. Diesen Rückwirkungen ist denn auch das umfangreiche Erdbeben vom 17. November 1911 zuzuschreiben.

Ebenso gehen von dem großen Faltengebirge der Karpathen, das ja eigentlich nur eine nach Osten gerichtete Fortsetzung der Alpenerhebung bildet, sehr aktive Bebenlinien aus. Als eine sehr deutlich ausgeprägte nenne ich die Kamplinie, welche von Wiener-Neustadt durch die Donau-Ebene bis weit in die böhmisch-sächsische Gebirgsmasse hinein verläuft. Nach Liebe schließen sich vier verschiedene Stoßlinien an sie an, nämlich die fichtelgebirgische von O nach W, die herzynische von SO nach NW, die erzgebirgische von SW nach NO gerichtet und die aus beiden resultierende „Nordlinie“. Dem Verlaufe dieser Bebenlinien ist die Tatsache zuzuschreiben, daß das sächsisch-böhmische Grenzgebirge mit seinen Umrandungen, namentlich aber das Vogtland, zu den an Erdbeben reichsten Gegenden von ganz Mitteleuropa gehören. Ausgesprochene Erdbebengebiete sind auch die von Herzogenrath bei Aachen und Groß-Gerau in Hessen. Ihre Beben stehen teilweise mit der großen Bebenlinie des Rheintals im Zusammenhang, doch fußen sie noch viel mehr auf besonderen Erschütterungsachsen, die von dieser Linie abzweigen.

Von der Häufigkeit der Erdbeben in verschiedenen Gegenden Deutschlands mögen die hier folgenden von A. Sieberg zusammengestellten Zahlen einen Begriff geben:

	Beobachtungszeitraum	Mittlere jährliche Häufigkeit der Beben
Württemberg . . .	1867—95	2,44
Baden	1888—97	2,00
Erz- und Fichtelgebirge	1850—84	1,43
Schlesien	1875—78	1,25
Westfalen	1846—83	1,49
Taunus u. Hunsrück	1841—90	1,56
Harz	1823—85	0,54
Thüringen	1827—87	0,18
Elsaß	1835—97	0,79

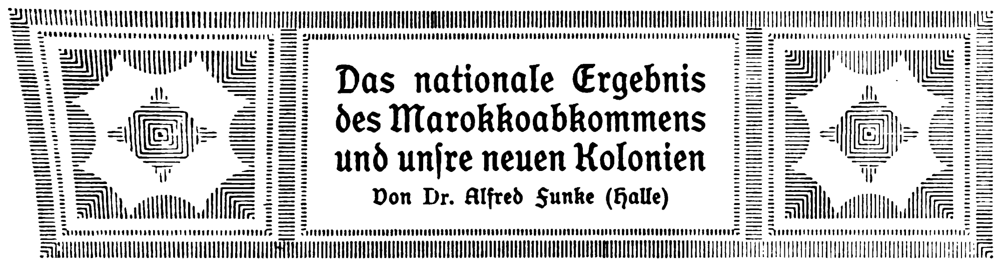
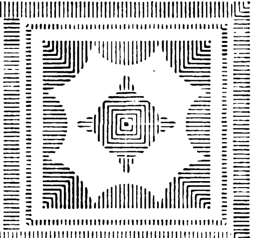
Da der Boden unsrer deutschen Lande seit der Tertiärzeit eine immer größer werdende Stabilität auch gegen säkulare Hebungen und Senkungen erlangt hat, das Feuer der Tiefe unter ihm völlig zur Ruhe gekommen zu sein scheint und auch das Emporsteigen der großen Faltengebirge an Deutschlands südlicher Grenze einen immer langsameren Verlauf nimmt, so läßt sich nicht anders erwarten, als daß die Erdbeben in Deutschland an Häufigkeit und Stärke in kommender Zeit eher ab- als zunehmen werden. Jedenfalls erscheinen von allen den Ländern, welche Gottes Sonne bescheint, nur wenige gegen die Erdbeben, die furchtbare Geißel der Menschheit, so gefeit wie unsre deutsche Heimat.





Ludwig Wüllner.

Bildnisaufnahme von Nicola Perscheid in Berlin W.

Das nationale Ergebnis des Marokkoabkommens und unſre neuen Kolonien

Von Dr. Alfred Funke (Halle)

Unmerklich hat ſich in den letzten Jahrzehnten eine Umſchaltung der politiſchen Aktionskraft vollzogen. Nicht mehr von Europa und ſeinen Staaten ſtrömt die Erregung in die Welt hinaus; von der Peripherie ſtrahlt ſie dem Zentrum des herrſchenden Weltwillens zu. Was in Oſtaſien, auf den Hochebenen Irans, am Geſtade der Syrte oder in den Schluchten des Atlas geſchieht, läßt die Polarnadeln der europäiſchen Kabinette erzittern.

Wer nach dem großen Ringen zwiſchen Franzoſen und Deutſchen, nach der Unterzeichnung der Friedensurkunde im Frankfurter „Schwan“ der Meinung und Hoffnung lebte, daß dem Reichsgebäude der Giebel und das für alle Zeit ſturmſichere Dach aufgeſetzt ſei, ſieht mit Staunen oder auch Mißvergnügen, daß in Frankfurt nur erſt die feſten Fundamente gelegt wurden. Das Wort „Unſre Zukunft liegt auf dem Waſſer“ hat mehr Sinn bekommen, als bequeme Krittler ahnten. Dem **Greater Britain** iſt das Großdeutſchland im Schatz politiſcher Begriffe überraſchend ſchnell gefolgt.

Noch Bismarck, Disraeli und Gortſchakoff ſtanden mit beiden Füßen auf dem Kontinent Europas. Die Vereinigten Staaten, die heute vor den Toren Hamburgs liegen, waren damals faſt ultima Thule. Als der Weißbart Wilhelm unſern Guſtav Nachtigal mit Ehrengaben an den Sultan von Bornu ſandte (1868), war uns das ungefähr gleich der umgekehrten Abordnung des Kalifen Harun an Karl den Großen. Überſee war die Domäne Englands, die kontinentalen Völker hatten genug mit ihren nationalen Wehen zu ſchaffen. Von der Gewalttätigkeit zweier Napoleone geſchwächt, von den Stürmen des franzöſiſchen Unwetters plötzlich aus den morſchen Staatsgebäuden in die Notbauten des Konſtitutionalismus gejagt, hatten ſie genug zu tun, ihr nationales Daſein in neuer Form und auf neuen Fundamenten zu gründen. Als 1870 die Truppen Viktor Emanuels durch die Breſche an der Porta Pia in die ewige Stadt marſchierten, als dieſem 20. September der 18. Januar 1871 folgte, ſchienen die großen Probleme der europäiſchen Politik gelöſt, die Karte endgültig koloriert zu ſein. Man hatte eins nebenbei neugelernt, was Goethe nach der Lektüre der Scottſchen Geſchichte Englands als Ergebnis bezeichnete: daß alles Handeln Englands überall und zu jeder Zeit nur den engliſchen, nie den geringſten fremden Intereſſen dient. Ein Reſultat, das uns in jüngſter Zeit wieder ins Gedächtnis gerufen iſt, das aber gerade dem Kontinentalen nie in der Erinnerung haften will, dem Franzoſen ſowenig wie dem Deutſchen.

Selten befaßte ſich ſelbſt Fürſt Bismarck mit überſeeiſchen Problemen. Pondichery für einen Teil der Kriegsentſchädigung zu nehmen, war ihm Utopie. Nur, wo die überſeeiſchen Schmerzen der Nachbarn ihm Gelegenheit gaben, ſich als Schiedsrichter der Welt zu erweiſen, griff er zu. Was heute in Algeciras oder Brüſſel oder im Haag auf die Wage gelegt wird, ſtand damals unter dem Spruch der Konferenzen in der Berliner Wilhelmſtraße. Der Kongo ſo gut wie die Balkanträume. Auch das hiſtoriſche Telegramm von 1884 an unſern Generalkonſul in Kapſtadt, die offizielle Erklärung Bismarcks, deutſche Überſeepolitik treiben zu können und zu wollen, entſprang nicht ſowohl der Erkenntnis des Kanzlers, daß in der Weltpolitik die Keime zukünftiger Geltung und die Gefahren kommender Zeit lägen und daher der Schritt notwendig ſei, als vielmehr dem Willen, bei guter Gelegenheit dem Kabinett von St. James, beſonders dem traumſeligen Lord Granville vor Augen zu führen, daß die Zeit vorüber ſei, in der ein Palmerſton uns raten durfte, mit den Wolken zu ſegeln, aber hübſch daheimzubleiben. Immerhin war es mehr der ſchadenfrohe Opportuniſt Bismarck als der nationale Hüter, der den Überraſchten an der Themſe die harten Nüſſe zu knacken gab. An eine Afrikapolitik, die viel Geld oder gar Blut koſtete, dachte er ſicher nicht. Ihm war es ein kleiner Bauernzug auf dem Schachbrett, die Gegner mehr zu verblüffen als zu ſchrecken. Ja, die neueinſetzende Begeiſterung für unſern jungen Beſitz war ihm oft genug unbequem.

Seither hat ſich überraſchend ſchnell der Schwerpunkt der Weltpolitik verſchoben. Wohl ſteht das Zünglein an der Wage noch über dem alten Europa, aber die Gewichte in den Schalen liegen im überſeeiſchen Weſten und Oſten; man ratſchlagt in London und Petersburg mit dem ſorgenden Blick auf Waſhington und Tokio. Langſam, ganz langſam tut die Entwicklung der Menſchheit einen neuen Schritt: dem Willen der Einzelnationen folgt die brutale Gewalt der Raſſen, die mit größeren Maſſen gegeneinander auf den Plan treten. Das Drama von Tſuſchima war die Expoſition einer neuen Handlung, zu der die Akteure langſam in den Kuliſſen ſichtbar

werden. „Asien den Asiaten!" Japanische Agitation gebar den Spruch, den man in Indien nachbetet, und die „äthiopische Bewegung" im dunklen Erdteil, bisher eine Schwarmgeisterei, ist der Ansatz zu Zielen, die nur erreicht werden können, wenn die Europäerhoheit von den Küsten in den Ozean gefegt ist. Ägypten, Persien, China — alles Namen, die schwere Fragen und Gefahren für europäische Macht über See bedeuten. Und der Seher gewinnt Gläubige in wachsender Zahl, der da ahnte: „Die größten Fragen der Weltgeschichte werden an den Gestaden des Stillen Ozeans ausgefochten werden." Wie nun? Ist diese Aussicht gleich dem Fatum, vor dem wir Abendländer uns willenlos beugen müssen, wenn wir wahrhaft weltklug sind?

Ein Blick auf unsre Tage lehrt das Gegenteil. Gegen die neuen Gefahren sind neue und stärkere Kräfte geworden, als wir sie je besaßen. Die europäischen Völker sind national empfindlicher geworden denn je, und diese Empfindlichkeit des nationalen Willens wird von jeder Frage draußen so stark berührt, daß die Gesamtheit, nicht mehr die Kaste der Diplomaten nur, scharf und klar Stellung dazu nimmt. Leise, aber fest hat sich auch in uns ehemaligen Weltträumern die Überzeugung eingenistet, daß alle Überseepolitik der Prüfstein ist für wahre nationale Festigung des Mutterlandes, für Macht und Willen, in der Welt den gebührenden Platz zu halten und zu den Starken zu gehören. Aus einem interessanten Experiment ist sie zu einer nationalen Losung geworden. Was man vor zwei Jahrzehnten noch an jedem Engländer bewunderte und neidete, gehört jetzt auch zum eisernen Bestande jedes klar und national denkenden Deutschen. Ein Zurück über See, eine Schamade an fremdem Strande gilt mit Recht als Beweis des Niedergangs daheim. Man hat in nationaler Sache von den großen Mächten alter Zeit gelernt. Als im Pariser Frieden Spanien die letzten Perlen der Krone des zweiten Philipp aus dekadenter Aristokratenhand in die brutalen Yankeefinger gleiten lassen mußte, als Portugal im Burenkrieg den Vasallen Albions spielte, war diese Stunde der Beginn heimischer Agonie, deren Krisen immer schlimmere Krämpfe erzeugen. Selbst in Italien, das seit Toscanelli und Kolumbus den Ruhm der Seefahrt an die Völker des Nordwestens abgeben mußte, verlangt das junge nationale Ehrgefühl der Italia Unita nach dem Platz über See bei den Starken. Man hat sogar Adua und seine Schrecken aus dem Gedächtnis gestrichen und schont die Milliarden und Divisionen nicht, wo es den letzten Wurf um Tripolis gilt, ehe sich die Überraschung von 1881, die Tunis unter die Trikolore brachte, wiederholt.

Nur unter diesem Gesichtspunkt wachsender nationaler Empfindlichkeit kann man auch die leidenschaftliche Teilnahme der Franzosen und unsers Volkes an dem Marokkoabkommen gerecht würdigen. Hier ist nicht die Stelle, zu fragen, welchen Gewinn in Mark und Pfennigen oder welchen Verlust in Münze und Wert uns das Abkommen brachte. Wer wollte es schätzen, jetzt, wo wir erst anfangen, einen neuen Besitz kennen zu lernen? Der eigentliche Wert der Marokkopolitik für uns liegt auf einem ganz andern Gebiet, das man mit dem ruhigen Blick des Historikers, nicht mit dem Temperament des Zeitungslesers abspähen muß, um die Goldkörner zu finden. Deshalb ist auch eher als eine Tageszeitung eine ruhig, ohne Übereilung abwägende Zeitschrift, wie diese, der Ort, solche Frage zu erörtern.

Als Jules Ferry nach Tonking gehen wollte und mißtrauisch nach dem Schatten Bismarcks schielte, gab ihm der Altmeister der Staatskunst seinen Segen mit. „Der Tonkinese" war uns ein nicht unwillkommener Mann. Die neue Aufmerksamkeit des Nachbarn, auf die fernen Striche der Schwarzflaggen gerichtet, war uns bequemer als der Blick auf das Loch in den Vogesen. Auch der Marsch nach Tunis ließ Bismarck kalt, trotzdem man in Rom zeterte. Mochte Frankreich sein großes afrikanisches Imperium gründen! Es war für den Frieden unsers Kontinents besser, wenn der gallische Hahn auf afrikanischem Sande scharrte, denn daß er auf dem Zaun vor Metz und Straßburg krähte. Man sah umgekehrt in Paris mit einiger Verwunderung, daß der „brutale Bismarck" gar kein unbequemer Nachbar in der weiten Welt war, sah aber mit Grimm — besonders später bei Faschoda —, daß John Bull überall Verhaue zog und Wolfsgruben legte. Der Grimm darüber zitterte noch im Rufe des Pöbels auf den Boulevards, als er bei den Depeschen aus dem Burenkrieg dem „Nationalfeinde Albion" sein Pereat brüllte. Man besetzte, was in Afrika noch zu besetzen war. Madagaskar rettete man in letzter Stunde vor den Plänen der Dr. Peters und Genossen, verwegene Expeditionen drangen ins Herz des Sudans, bis an den Tschad, Hauptmann Lenfant machte seine Nigerreise mit Stahlbooten, und wenn England sich dieses Stromes Delta und wertvolles Hinterland sicherte, so hatte man in Paris wenigstens den Trost, daß auch die Deutschen sich Jola und den Niger-Benuë-Weg vor der Nase wegnehmen lassen mußten. Daß man Dikoa und andre Plätze Bornus nach den heftigen Kämpfen gegen Rabeh und Fadelallah den Deutschen räumen mußte, als die Triangulation die Arbeit der Senegalschützen ergänzte, erhöhte in Paris ebensowenig die Freude an Grenzregulierungen wie bei uns „bei passenden Gelegenheiten"; ich meine die Gelegenheiten, die meist England paßten.



Dann aber kam Marokko. Ich will nicht parteiisch erscheinen. Ich will sogar die alten Rechte vergessen, die uns die Leiden unsrer ersten deutschen Handelsexpedition unter Jannasch erwarben, als dieser und seine besten Leute in Kabylengewalt und Lebensnot gerieten (1886). Aber eine Frage drängt sich mit Notwendigkeit auf: Woher stammt die Leidenschaft, mit der alle Deutsche, alle Parteien, alle Individuen den Ausgang dieses Marktens zwischen Staatssekretär und Botschafter begleiteten, ja, die so weit ging, daß Reservist und Landwehrmann nicht überrascht und noch weniger verdrossen gewesen wären, wenn die Gestellungsorder zu den Fahnen gekommen wäre? Und der schwerblütige Deutsche spielt doch nicht mit dem Kriege!

Marokko als Wert ist es sicher nicht gewesen, was diese heftige Reaktion wachrief, wie sie seit der spanischen Affäre vor 1870 kaum wieder durch deutsche Gaue brandete. Dem einfachen Manne ist Marokko trotz des Sus und der Erzgänge noch immer Hekuba. Ihm ist die Erwägung auch gleichgültig, ob Marokko für uns ein Kolonisationsland geworden wäre, ob Mogador oder Agadir ein guter Liegeplatz für unsre Afrikaschiffe sein würde, ob das nun französische Scherifengebiet Divisionen verschlingen wird, ehe die wilden Berber in den Hochtälern des Atlas und die fanatischen Kabylen der Steppen der neuen Obrigkeit mit Grimm und Groll untertan sind, oder ob es farbige Regimenter gegen uns liefern wird, wie phantasievolle Pariser Autoren sie schon vor Diedenhofen und Saarburg sehen. „Wir werden auch mit den neuen Turkos fertig!" war die Antwort eines Reservisten, den ich um seine Meinung über Marokko fragte. Aber der gleiche einfache Mann, der in seinem Leben nichts von Kolonialpolitik und Überseewirtschaft gehört hatte, wurde rabiat, als er las, wir würden von unserm Kamerunbesitz Gebiete an Frankreich abtreten. Das ging ihm über das nationale Verständnis. Wie das stimme mit dem Worte: Kein Fußbreit deutscher Erde!? Ob Afrika nicht geradeso gut mit ehrlichem Soldatenblut erworben sei wie Elsaß-Lothringen?

Diese Frage gab mir den Schlüssel zu dem Rätsel der wachsenden Erregung und Erbitterung unsers Volkes während des Marokkohandels. Es hatte das klare Gefühl, daß eine Schädigung unsrer nationalen Ehre zu gewärtigen sei, daß man von Paris aus die alten Mittelchen eines Benedetti und Gontaut gegen uns anwende, daß Sir Edward Grey in London uns mit den Augen Palmerstons betrachte.

Unser afrikanischer Besitz ist uns keine Tauschware mehr. Was mit Witu und Sansibar geschehen konnte, ohne daß die Erregung über den engeren Kreis der Kolonialleute brandete, wäre heute undenkbar. Seit den Aufständen in Ostafrika, seit dem blutigen Hererokrieg ist uns unser überseeisches Deutschland zu einer Terra sacra geworden, mit deutschem Blut geweiht. Ja, unsre kolonialen Feldzüge, von Taku bis Waterberg, sind uns stolze und beruhigende Erinnerungen; denn die Hoffnung der Feinde und Nörgler, unsre Generation in Waffen habe auf den Lorbeeren der Veteranen von Königgrätz und Sedan geschlafen, erwies sich als Trug. Unsre Expeditionen auf afrikanischer und chinesischer Erde haben vielmehr bewiesen, daß der alte Schneid noch bessere Waffen führt. Die Leistungen des einzelnen Mannes sind vielleicht noch heroischer in Not und Qual, Sonne und Durst gewesen als auf Böhmens Ebenen und Frankreichs Gefilden. Der Feldzug in Südwest hat uns mehr Offiziere gekostet als der dänische Krieg. Als nun die Tagesblätter von einem Tausch Togos gegen die Zugänge zum Ubangi und Kongo zu fabeln begannen, wurden die Versuchsbälle rasch niedergewunden; auch der Mann, der nichts von Togo wußte, war empört über diesen Fühler. Ihm sagte das Exempel: Frankreich will ein deutsches Gebiet über See. Das bedeutet draußen eine Einbuße, daheim eine Minderung deutschen Ansehens. Non possumus. Man gab also vorsichtig die kleinen Parzellen im „Entenschnabel", dem Gebiet am Tschad und Schari, hin, und auch diese Konzession stimmte genug Deutsche mürrisch. Gründe sind allerdings vorhanden. Einmal erschüttert auch das geringste Zugeständnis im Tschadgebiet unser Ansehen bei sämtlichen Völkern des Sudans. Die Historie unsers Auftretens dort lehrt es.

Das ganze Adamaua, der Norden unsers Kamerungebiets bis zum Tschad, nach Adamu, dem großen Fullah-Eroberer, getauft, der 1812 Jola am Benuë gründete, ist ein Land der Kriege gewesen, ehe Franzosen und Deutsche Ruhe schafften. Aus den Kriegslagern der Fullah wurden feste Plätze: Tibati, Banjo, Garua, Dikoa, Gulfei und andre. Die Feldhauptleute wurden vom Emir zu Jola, dem geistlichen Haupt, heute Vasall Englands in Nigeria, zu Lamidos, weltlichen Herrschern, geweiht. Die unterworfenen Einwohner werden kurzweg „Heiden" (arnani) oder „Sklaven" (habe) genannt. Aber über die Fullah kam ein Stärkerer, der Rabeh, der größte Eroberer, den Afrika hervorgebracht hat, nicht mit Unrecht der „schwarze Napoleon" geheißen. Dikoa, heute der Sitz eines deutschen Residenten, wurde die Hauptstadt, auf den Trümmern der alten Bornukultur errichtet. Dieser Rabeh, einst ein Sklave Zuber Paschas, der unter dem Khedive Ismael im ägyptischen Sudan eine große Rolle spielte, kam 1893, des Wanderns mit seinen Horden müde, nach Dikoa, das Barth uns noch als kleine Kanuri-Ansiedlung in der Tschadebene beschrieb, vernichtete dort 80000 Menschen und machte aus dem Flecken eine feste Residenz. Der Rabeh hatte eine gute



militärische Schule durchgemacht, denn die Truppen Zuber Paschas waren nach türkischem, also deutschem Muster gedrillt, und der Rabeh bildete auch seine sudanesischen Bataillone, die den Kern seiner Truppen ausmachten, als später durch Zulauf fanatischen und raublustigen Gesindels aus dem Sudan sein Heer lawinenhaft wuchs, nach diesem Muster. Noch standen die Ställe seiner Leibschwadronen, als Hauptmann Dominik 1902 in Dikoa einrückte, und der deutsche Offizier schrieb damals: „Jedes Pferd hatte seinen Stand, jeder Sattel seinen Platz, bis ins kleinste war alles geordnet, wie es in einem europäischen Regimentsstall nicht besser sein kann.“ Die Franzosen, von ihrer Kolonie am Senegal und von Guinea nigeraufwärts, von der Südgrenze Algeriens über die okkupierten Sahara-Oasen tschadwärts dringend, um ihren alten Traum von einem afrikanischen Frankreich von Dakar bis Obok wahrzumachen, prallten bald mit Rabeh zusammen. In harten, blutigen Kämpfen schlugen sie ihn und seinen Nachfolger Fadelallah, besetzten das Tschadgebiet nach dem Siege über Rabeh, mußten aber Dikoa an die Deutschen herausgeben, als die Grenzregulierung stattfand. So entstand bei den Franzosen das Wort, daß sie ihre Siege gegen Rabeh „pour le roi de Prusse“ erfochten hätten.

Auf dem Boden des alten Bornu, das ehemals der europäischen Welt nur durch den Verkehr mit Tripolis bekannt war, erschienen nun die ersten deutschen Offiziere und Truppen, trotz der Maschinengewehre ein schwaches Pikett im Vergleich zu den Heerhaufen der eingeborenen Lamidos. Dominik, Radtke, von Bülow zwangen mit der Kühnheit verwegener Konquistadoren die Lamidos auf dem Wege durch Adamaua und Bornu nieder, fochten gegen die gefährlichen Heidenstämme und ihre Giftpfeile, schlugen sich durch die Reitergeschwader des Emirs Zuberu und hetzten diesen, bis er sich in den letzten Winkel rettete, zogen als Sieger in Dikoa ein und machten den Sultan Sanda, der im Palaste Rabehs saß, zum deutschen Lehnsmann. Zwar hatten die Franzosen, als Fadelallah bei Gudjiba am 23. August 1901 gefallen war, den größten Teil der Rabehsoldaten über den Schari geführt. Als der Chefu (Sultan) Garbai auf englisches Gebiet nach Maiduguri übertrat, folgten ihm ebenfalls genug Rabisten. Trotzdem sind in der jetzigen Hauptstadt von Deutsch-Bornu noch genug alte Rabisten, und an jedem Freitag vollzieht sich genau nach den Bräuchen des Rabeh die Musterung der Sultansmacht. „Unter Trommelschlag im Gleichtritt, unter dem schrillen Klang der Querpfeifen zieht das Musikkorps des Sultans durch die Stadt, meist Soldatenjungen; die Trommeln werden nach europäischer Art im Takt mit Trommelstöcken geschlagen. Die Röcke der Soldaten sind weiß, die Tarbusche aus Strohgeflecht weiß bezogen. Die Soldatenjungen erinnern an die Drummerboys bei den englischen Musikbanden.“ (Dominik.) Natürlich strömt die schaulustige Menge auf den Platz des Selamlik. Araber in schwarzer Tracht oder dem weißen Burnus, das Litham vor dem Munde, Kanuris in Blau, Fullahs in glänzender Indigotobe und Turban und Bassamaneger vom Tschad, die kaum ein kümmerliches Hüfttuch haben, Haussahs in Festgewändern — alles sieht dem Aufmarsch der Reiter und Fußtruppen zu, bis ein Kanonenschuß dröhnt. Der Sultan mit seinem glänzenden Gefolge naht. Schweigen ringsum. In drei Treffen stehen die Truppen. Unter dem Schattenbaum auf weitem Platz liegt der Gebetteppich, auf dem der Sultan niederkniet. „Allah akbar!“ Vor dem Tore des Sultanpalastes erwartet er den Anmarsch der Truppen, in Samt und Seide gehüllt, auf großem braunem Hengst, dessen weiße Schabracke mit grünen Koransprüchen bestickt ist. Über den Heerhaufen wehen die alten Rabehfahnen, die Leibwache, helle, gutberittene Araber, Kesselpauker und Trompeter halten hinter dem Sultan, der Eunuch auf der Schimmelstute, der Zwerg in Soldatentracht dürfen nicht fehlen — weil der Rabeh es so hielt. Jedem Heerführer reicht der Sultan die Hand — weil der Rabeh es tat. Kreischende Kriegsweiber führen die Helden dem Sultan zu, Peitschen in den Händen, mit denen sie die Feigen in das Schlachtgewühl treiben sollen. Diese Kriegsweiber führten einst aber auch die Tapferen nach der Schlacht vor den Rabeh zur Auszeichnung.

Der heutige Sultan ließ also die Sitte bestehen. Er will ja den Schein aufrechterhalten, als verkörpere sich in ihm die alte Rabehmacht. Nur ein einziger Europäer paßt nicht in dieses Programm: der deutsche Resident, der wahre Herrscher des Landes, auf dessen Wort hin sogar die alten Sklavenmärkte des Landes geschlossen wurden. Aber den deutschen Herrn erträgt der Moslem — und in den Tschadländern hat die fanatische Sekte der Senussi ihr Zentrum! — noch eher als den Franzosen. Selbst bis in den tiefen Sudan ist die Kunde gedrungen, daß der Sultan der Deutschen der „Freund und Bundesgenosse“ des Kalifen zu Stambul ist, der das Banner des Propheten hütet und mit Omars Schwert umgürtet wird.

Den Franzosen aber haßt der Rechtgläubige, und die Söhne der Grande Nation tun nichts, um diesen Haß durch Rücksichtnahme abzuschwächen. Die Hafenbahn zu Casablanca, deren Trasse mitten durch den islamitischen Friedhof führt, beweist es. Der deutsche Architekt umging beim Bau des Konsulatsgebäudes pietätvoll ein Heiligengrab. Abdelkaders Andenken ist noch nicht erloschen, und der Haß gegen die „Francese“ ließ gerade uns in der Moslemwelt Afrikas als Freunde erscheinen. Der Kaid Tachman ben Biruk zu

Anselm Feuerbach: Römisches Mädchen.

Aus hannoverschem Privatbesitz hier zum ersten Male veröffentlicht.

Glimim in Marokko sprach es vor Dr. Jannasch 1886 geradezu aus: „Ihr Deutsche seid unsre Verbündete 1870 gewesen. Als die Franzosen ins Tafilelt eindringen wollten, begannt ihr den Krieg gegen Frankreich, und sie mußten ihre Truppen von unsern Grenzen zurückholen.“ Bismarck wurde von ihm „El usir digma“ (der Minister der Welt) genannt. Der Franzosenhaß ließ unser Ansehen steigen. Höchstens die Russen, die sogar die tapferen Türken, die Vormacht des Islams, besiegt hatten, ließ man gelten. Nun ist Marokko eine Beute Frankreichs geworden, am Tschad sind wir nicht im alten Besitz geblieben — die Folge wird sein, daß man uns in der islamitischen Welt nicht mehr mit dem Vertrauen betrachten wird wie zuvor.

Das ist ein positiver Verlust, den wir so leicht nicht einbringen werden, und gegen den auch die neuen Zugänge zum Kongo und Ubangi einstweilen keine Verbesserung unsrer Stellung im Afrika der Gegenwart bedeuten. Vielleicht aber im Afrika der Zukunft.

In der Pariser Kammer hat man geflissentlich die abgetretenen Kongolandteile als Sumpf und Ödland, Fieberhölle und unwegsames Dickicht bezeichnet. Das mußte nach gallischer Art geschehen, um den Vertrag unter Dach zu bringen und die politischen Schreier ruhig zu machen. Der Kernpunkt der Kongoschlichtung ruht aber anderswo. Frankreich hatte seinen Forschungsreisenden Savorgnan de Brazza an den Kongo gesandt und der Trikolore an den Ufern des gewaltigen Stroms zu sichern gesucht, was zu haben war, nachdem Stanley im Dienste des Königs der Belgier unter dem Mantel wissenschaftlicher Reisen 1884 dem geschäftstüchtigen Leopold II. und seinen Konzernen ein ungeheures Gebiet voll jungfräulichen Reichtums erworben hatte. Kautschuk, meist durch Zwangslieferungen der Eingeborenen erpreßt, Elfenbein in großen Mengen ließen die Aktien der belgischen Kongogesellschaften springflutähnlich in die Höhe gehen. So kosteten die mit 500 Frank ausgegebenen Obligationen der Société Anversoise nach etwa zehn Jahren 14000 Frank! Der König als Großaktionär aller Gesellschaften hatte, bevor er seinen Aktienbesitz abstieß, jährlich etwa 40 Millionen Einkünfte aus den Kongogewinnen. Die Franzosen dagegen blieben von den reichen Gegenden ausgesperrt, nachdem das Berliner Abkommen, die Kongoakte von 1885, den unabhängigen Kongostaat gegründet hatte. Doch sicherte sich Frankreich das Vorkaufsrecht auf diesen Staat für den Fall, daß Belgien die Kongokolonie seines Königs nicht auf das Staatsbudget übernehmen sollte. Das hat Leopold II. vor seinem Tode aber noch durchgesetzt. Aber das Vorgehen Englands, das seinem guten Freunde aus dem Koburger Hause die Lado-Enklave abzupressen wußte, bewies, daß trotz aller Verträge die Stunde kommen kann, in der die Mächte, die einst das Kongoabkommen garantierten, auch wiederum sprechen: Veto! Es kann recht wohl der Fall eintreten, daß die Verwaltung des ungeheuren und von zum Teil sehr wilden Stämmen besetzten Gebietes, die durch frühere barbarische Verwaltungsbeamte zur Rache gestimmt wurden, die Kräfte Belgiens übersteigt. Dann würde ohne Zweifel die Pazifizierung des Kongolandes von andern Mächten in die Hand genommen werden. Frankreich würde natürlich als ehemaliger Inhaber des Vorkaufsrechts und als Vaterland de Brazzas die Hegemonie dabei beanspruchen. In Wirklichkeit sind wir nach einfachen staatsrechtlichen Regeln als Rechtsnachfolger in Gebieten des französischen Kongolandes auch Inhaber der darauf ruhenden Rechte, also Mitberechtigte bei einem etwaigen Abschluß mit Belgien geworden. England hat sich dieses Recht wohlweislich in aller Stille von Leopold II. sehr gegen dessen Willen durch die Auslieferung der Lado-Enklave seitens der Belgier gesichert.

Wie wichtig für uns das Kongoland ist, zeigt der erste Blick auf die Karte. Der Kongostaat stößt nicht nur an unser Ruanda, sondern er ist am linken Ufer des Tanganjikasees der böseste Mitbewerber um den Verkehr des innersten Afrikas zur Küste. Der Bau unsrer großen ostafrikanischen Zentralbahn wird das zwar ohne Zweifel zu unsern Gunsten ändern, ein Zugang zum Kongo, der uns bisher leider fehlte, wird aber unsern Anteil an diesem Verkehr noch erhöhen.

Es ist also durchaus falsch, schon jetzt den Wert der Kongokompensationen abfällig beurteilen zu wollen. Gerade die Entwicklung des Kongolandes hat gezeigt, daß hier ungeahnte Möglichkeiten verborgen liegen. Wenn die Franzosen in ihrem Kongobesitz nicht vorwärtskommen, so muß man erwägen, daß die französischen Kongogesellschaften zum größten Teil böse Gründungen waren, für die der Engländer das bezeichnende Wort „Wild cats“ hat. Baten doch allein den Kolonialminister Doumergue nicht weniger als dreiunddreißig solcher Konzessionsgesellschaften, ihre Rechtsurkunden wieder auf den Tisch des Hauses legen zu dürfen, als sie merkten, daß die Eingeborenen, mit denen sie nach dem Rezept der Belgier umzuspringen gedachten, wiederschossen. Der Franzose ist überhaupt als Kolonisator nicht hoch zu veranschlagen, sobald er nicht Völker antrifft, die bereits eine eigne schaffende Tätigkeit aufweisen. Dort — in Algerien, Madagaskar, Guinea — versteht er es, den leitenden Geist zu spielen. Der Franzose als Kaufmann gedeiht nur im Schutz der Monopole, die er natürlich auch im Kongolande ausgiebig anwandte und auch in Marokko trotz der offenen Tür aufrichten wird. Wo der freie Wettbewerb blüht, versagt er genau so wie seine Reeder, die ihre Linien ohne die großen Subventionen gar nicht halten könnten

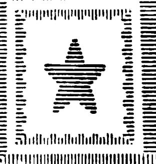


und auch mit Staatszuschüssen gegen die deutschen und englischen Wettbewerber völlig versagen. Dem Franzosen fehlt zudem das Wichtigste für eine große kolonisatorische Tätigkeit: der wagemutige, tatkräftige Bevölkerungsüberschuß. Nur die Einwanderung hält die Bevölkerungsziffer Frankreichs selber noch im langsamen Steigen. Für Übersee hat es keine Leute übrig. Man darf nur die europäische Bevölkerung Algeriens und Tunesiens ansehen.

Die Kolonialpolitik ist dem Franzosen heute in erster Linie das Feld des Ruhmes geworden. Sie trägt daher vorwiegend militärischen Charakter, und man darf gerechterweise den Franzosen, die sich in Afrika geschlagen, den Lorbeer nicht verweigern. Die Expeditionen Foureau-Lamy und Gentil — dieser fiel gegen Fadelallah — sind bewundernswerte Leistungen gewesen. Marokko wird neuer Boden für die Gloire werden. Und — man darf das nie bei einer Beurteilung der französischen Zustände vergessen! — die große Menge braucht diese Gloire. Es ist ein Zeichen beginnenden innern Niederganges von jeher gewesen, wenn die Staatsmänner durch Ruhmestaten des Militärs draußen an den Grenzen der Machtsphäre das Selbstgefühl des Volkes daheim stacheln müssen. Frankreich, die Vormacht der Romanen, leidet zwar noch nicht so stark wie die iberischen Staaten an Dekadenz; freilich den Antimilitariern sind die „Antipatrioten" gefolgt, und eine zersetzende Kritik an allen Einrichtungen des Staates zermürbt von außen, während das in Paris herrschende System des Parlamentarismus die Korruption von innen her begünstigt. Die Zentralisation, die selbst seit Napoleon III. noch wuchs, hat ihre bösen Früchte getragen. Geblieben ist aber die uralte Abneigung gegen uns, und es ist eine verhängnisvolle Fiktion von uns gewesen, daß die Stimmung des französischen Staates — nur mit diesem, nicht mit dem Einzelfranzosen haben wir es zu tun! — gegen uns besser geworden sei. Die französische Politik ist deutschfeindlich gewesen und geblieben und wird es sein. Afrikanische Gloire mußte daher einstweilen ersetzen, was in Elsaß-Lothringen noch nicht zu haben ist. Alles Werben unserseits um freundlichere Beziehungen sind vergeblich gewesen. Der Diplomat gilt in Frankreich als der fähigste Kopf, der den Deutschen den größten Abbruch tut. Daher das glänzende Horoskop für Cambon, der aber zu klug ist, um vor sich her posaunen zu lassen. Für die Aussicht auf eine Gloire gegen uns fielen die Pariser — denn diese sind in Wahrheit das politische Frankreich — dem klugen König Edward ins Netz, der für ein Nichts ihnen alte Rechte in Ägypten und auf Neufundland abnahm. Und die peinlichste Seite dieses Geschäfts ist die Tatsache, daß nun Spanien das Konto Englands in Marokko präsentiert. Für diese Gloire auf unsre Kosten gaben die Franzosen den Russen 800 Millionen Gold bei Anleihen, um zwanzig Jahre lang vergeblich auf den Vormarsch der Alliierten auf Königsberg und Posen zu warten. Dazu drängte das in Paris allmächtige Kapital. Drei Milliarden französischer Werte sind in marokkanischen Unternehmungen bereits investiert, ohne daß die Zeichner bisher einen Centime Dividende erhielten. Kein Wunder, wenn sie die Regierung drängten, nun endlich reines Feld für ihren Weizen in Marokko zu schaffen. Wir haben also mit unserm Weichen aus Marokko den Pariser Staatsmännern und Kapitalisten einen großen Gefallen getan und der Regierung aus einer bösen Klemme geholfen. Spanien-England ist weniger gutherzig. Man wird in London das Ziel, Tanger, das einst englisch war, wiederzubekommen, nicht fallen lassen.

Wer aber meint, daß seit dem Marokkoabkommen die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Frankreich verschwunden sei, vergißt, daß dieses Abkommen in Frankreich selbst als eine Schwäche des Deutschen Reichs angesehen wird. Die Gefahr ist vielmehr verstärkt, denn es gibt hitzige Köpfe genug an der Seine, die mit dem alten gallischen Optimismus glauben, daß nach dem Weichen in Marokko wir auch den Gang um Elsaß-Lothringen nicht wagen würden, und seit den Erfolgen der Aviatik — 1870 waren es die Mitrailleusen! — ist man des Sieges sicherer als je. Und man wird in Paris die Reibungsflächen heißlaufen lassen, sobald die Überzeugung von dem mutigen Zurückweichen Deutschlands sich in einem Führer verkörpert, der nichts zu verlieren hat und alles gewinnen kann. Warum sollte die Boulange nicht auferstehen?

Der holde Friede ist also nicht der Überbringer des Abkommens mit dem unruhigen Nachbar. Er würde auch bei uns keine Gläubigen finden, denn wir haben schärfere Augen und Ohren bekommen. Unzweifelhaft aber würden bei einem neuen Spiel der Provokationen die Diplomaten Frankreichs auf eine unerwartete und unliebsame Erscheinung stoßen: den unbeugsamen Willen unsers Volkes, seiner nationalen Einsicht und Ehre nicht das geringste Opfer zu bringen zugunsten glatten diplomatischen Abkommens. Wenn unsre Staatsmänner diesen seit 1870/71 nie so deutlich hervorgetretenen Willen gleich dem Brennusschwert gebrauchen, wird das französische Gewicht nie stimmen. Einen gab es, der diesen Furor teutonicus im guten Sinne zu meistern und zu brauchen wußte. Er ruht im Sachsenwalde. Aber daß dieser Wille, der bisher jeden hemmenden Wall in der Welt wegfegte, noch lebt und sich seines Lebens mehr als je in den letzten vier Jahrzehnten bewußt geworden ist, ist vielleicht mehr als das ganze Scherifenland wert.





Der Tod Dostojewskis

Eine Legende von Emil Lucka

„Anna Gregorijewna, bist du hier?"

Schnell erhob sich die Frau von dem niedrigen Schemel beim Fenster, trat geräuschlos zum Lehnstuhl hin und beugte sich nieder. Sie ergriff die marmorweiße knochige Rechte des Kranken, hob sie von der Decke und umschloß sie eng mit ihren beiden warmen Händen. „Willst du Licht, Fedoschka?"

„Ist denn schon Zeit fürs Licht?" fragte Fedor Michailowitsch.

„Es ist noch nicht drei Uhr, aber vor den Fenstern liegt dichter Nebel. Ich will die Lampe anzünden."

„Nein, zünde sie noch nicht an! Es ist ja das letzte Tageslicht."

„Warum das letzte, Fedoschka?"

„Das letzte für mich."

Die Frau neigte wieder das runde Gesicht und sah mit großen bekümmerten Augen in seine, dann streifte ihr Blick die Wangen, die von den mächtigen Backenknochen schräg abfielen und welke Höhlen waren, aber sie bezwang sich, wie sie sich schon so oft bezwungen hatte. „Was sprichst du da, Fedoschka, mein Täubchen? Du wirst ja noch sehr lange leben, der Doktor hat es erst gestern gesagt, länger als ich wirst du leben! Bald kannst du auch wieder arbeiten, so viel du nur magst! Und wenn es taut, wollen wir nach Italien fahren, in die neue Sonne."

Dostojewski schwieg.

„Hast du jetzt geschlafen?" fragte Anna.

„Nein, ich habe über die große Wahrheit gesonnen."

„Welches ist die große Wahrheit?"

„Die Liebe, Anna Gregorijewna!"

Anna umfaßte sanft seine Schläfen, die von blauen Adern genetzt waren, und küßte ihn auf das halbgeschlossene Auge.

„Ich habe keine Liebe zu den Menschen gehabt," begann Fedor Michailowitsch leise. „Damals, als ich aus dem Zuchthaus entlassen war und in Sibirien lebte, da habe ich die Menschen gehaßt! Wenn mir einer nahekam, bog ich weit aus, und meine Kammer blieb versperrt gegen jeden. Vier Jahre lang hatte ich nicht eine Sekunde allein bleiben dürfen, Tag und Nacht mußte ich bei den Sträflingen sein, und nun war der Haß gegen meine Brüder, der schon immer in mir geschlummert hatte, so mächtig aufgebrannt, daß ich ihn nicht mehr zähmen konnte, und ich wollte ihn nicht zähmen! Kaum mich selber ertrug ich, weil ich auch einer von ihnen war, alle weckten mir nur Haß und Abscheu!"

„Wie sehr hatten dich aber die Menschen gequält, Fedoschka!"

„Sie sind elend gewesen wie ich, ja noch elender! Und hätte ich ihnen nicht Übles mit Gutem erwidern müssen? Aber der Haß ist stark in mir gewesen anstatt der Liebe. Und da ich die Menschen haßte, habe ich Gott gehaßt."

Anna hielt wieder seine beiden Hände umschlossen, wie sie es oft getan hatte. Aber heut' wollten sie nicht erwarmen, und immer kälter wurden Annas Finger.

„Die Liebe ist es," fuhr Dostojewski düster fort. „Weißt du, wie ich in Baden all unser Geld verspielte, und wie ich dann deine schönen neuen Kleider aus dem Kasten stahl, um sie zu verkaufen, um weiterspielen zu können?"

Anna versuchte zu lachen, aber es glückte nicht. Schwer und kalt lagen die Krankenhände zwischen ihren. „Denk doch nicht mehr an die dummen alten Geschichten! Es hat uns ja doch nichts geschadet!"

„Kein böses Wort hab' ich deswegen aus deinem Munde gehört, Anna Gregorijewna, du Engel!"

„Ich habe es ja längst vergessen!"

„Vielleicht hätte ich dich verkauft, deine Schönheit verkauft, um weiterspielen zu können! Meine Seele und deine Seele hätte ich dahingegeben, wenn damals der Teufel gekommen wäre mit einem Sack voller Gold! Und nicht das Gold hab' ich begehrt — das Spiel, nur das Spiel!"

„Willst du denn heute dein Mütterchen immerfort betrüben, Fedoschka? Laß doch wieder frohe Gedanken in deiner Seele aufsliegen wie Lerchen im Sonnenschein!"

„Ich kann nicht, Anna Gregorijewna. Ich muß daran denken, und ich muß es dir sagen,



wie ich Gott fremd geworden bin! Alle Liebe hatte ich aus dem Herzen verloren, die schmutzige Gier Europas hatte mich ergriffen und Fäulnis an meine Seele gelegt. Ich war dem Teufel verfallen."

„Du hast ja nichts getan; nie hast du etwas Böses getan! Wer wird sich denn über ein paar Louisdors grämen, die man einmal verloren hat! Denke doch, sie wären uns gestohlen worden!"

„Nein! Wer spielt, macht den Zufall zu seinem Herrn und betet den Teufel an, den Meister des Zufalls." Dostojewski sah jetzt aus wie ein Gespenst. „Wer spielt, hat alle Liebe in seinem Herzen getötet und Gott verleugnet. Er hofft auf keinen Segen mehr, denn er stiehlt sich sein Glück vom Elend des Bruders. Das weiß ich, denn ich habe drei Tage und drei Nächte lang mit wilden Blicken auf die Karten geschaut. Und wenn ich nicht betrogen habe, so war es nur, weil scharfe Augen um den grünen Tisch wachen. Wäre es in Rußland gewesen — ich hätte betrogen und gestohlen. Und ich hätte gemordet, um weiterspielen zu können! Drei Tage und drei Nächte lang habe ich dich nicht gekannt, und so habe ich deine Seele gemordet, Anna Gregorijewna!"

„Aber Fedoschka! Ich weiß doch, wie sehr du mich liebst!"

„Drei Tage und drei Nächte habe ich nur den Teufel geliebt und nicht dich!"

Anna schwieg eine Weile. Dann beugte sie sich nieder: „Willst du nicht ein wenig Tee, Fedoschka?"

„Und dann habe ich gebettelt! Wie ein verhungerter Hund um einen Knochen bettelt, so habe ich vor Maikow gebettelt, der doch selber nicht viel besaß. Ich habe geweint und mich erniedrigt, um weiterspielen zu können! Das hast du nie erfahren, Anna Gregorijewna! Und ich habe Maikow angelogen — natürlich, das mußte ich ja tun! Für dich sei es, sagte ich ihm, für dich, Anna Gregorijewna, damit du nicht Hunger littest! Und als er mir endlich gab, da habe ich es sogleich zum Spiel getragen! Aber der Herr wollte mich erretten, und ich mußte schnell das letzte einbüßen, nachdem mich der Teufel zuvor mit dem Golde betört hatte, das mir entgegenfloß. Hätte ich damals weitergewonnen, ich wäre verloren gewesen in alle Ewigkeit."

Dostojewski bekreuzte sich. Und die Frau folgte seinem Beispiel.

„Es sind traurige Tage gewesen," flüsterte sie. „Aber als wir wieder heimkamen —"

„Ja, die heilige russische Erde hat mich aufgenommen wie eine Mutter, die ihr verirrtes Kind in die Arme schließt und mit ihrer Liebe gesund macht! Ich war gerettet aus dem Pfuhl des Westens."

Anna entzündete die Flamme unter dem Samowar. Das Wasser begann leise zu brodeln, während der russische Wintersturm an die Scheiben schlug. Die Frau warf noch ein paar Kohlen in den Ofen, der schon lange überheizt war, und umhüllte die Beine des Kranken fester mit der Decke. „Soll ich nun die Lampe bringen?"

„Warte noch, Anna Gregorijewna!"

Anna reichte ihm die gefüllte Tasse; aber plötzlich griff Fedor wie in Angst nach ihrer Hand, der Tee wurde verschüttet. Seine Brust wand sich, die Augen irrten groß und dunkel; zerrissen, gehetzt, wie verwundet sprang der Atem über die eingezogenen Lippen. Anna stützte den Kranken und preßte ihre Wange an seine Stirn; sie fühlte, wie der kalte Schweiß hervorbrach. Erschöpft sank Fedor in die Polster zurück.

„Annuschka!"

„Nicht sprechen, Fedoschka!" Sie trocknete ihm Stirn und Mund ab. „Wart', ich will dir noch das wollene Tuch bringen!"

Doch er hielt ihre Hände umklammert und sah groß in die farblosen, strahlenden Augen. „Heut' abend," murmelte er, „wenn die Lichter brennen."

„Was ist heut' abend, mein Liebling?"

„Ich gehe fort."

„Oh, Fedoschka, sprich doch nicht so!" Fest umschlang sie die mageren weißen Hände, die wie tot auf der Decke lagen.

Sein Auge aber ging in die Ferne. „Ich sterbe leicht, bin ich doch schon einmal gestorben, da ich jung war und leben wollte."

„Denk nicht daran, Fedoschka, ich bitte dich um Christi Liebe willen! Denk doch heut' nicht an alle traurigen Dinge, die jemals gewesen sind! Du bist ja doch begnadigt worden!"

„Ich habe alle Qualen des Todes empfunden. Und wären die Kugeln, die meiner Brust bestimmt waren, eingedrungen, ich hätte sie nicht mehr gefühlt. Denn meine Seele

ist schon tot gewesen, ich war innerlich gemordet."

„Mußt du immer daran denken?"

„Immer, an jedem Tage und in jeder Nacht! Und heute wird sich vollenden, was vor so viel Jahren begonnen wurde. Die Todesqual ist seit diesem Tage in meiner Seele, mein ganzes Leben war nur eine Spanne Zeit vor der Vernichtung. In jeder Nacht habe ich die Kugeln erwartet, die mir aus einer Reihe Gewehrläufe in die Brust fliegen sollten. Die Schrecken der Vernichtung — das ist der wahre Tod! Süßigkeit wird der Schmerz vor der Vernichtung, und die Menschen fürchten sie, nur sie, wenn sie Tod sagen. Wer das weiß, weiß zuviel fürs Leben."

Der Atem folgte nicht mehr, Dostojewski mußte verstummen, schwer ging die kranke Brust auf und nieder.

Und Anna kniete und umschlang ihn. „Du wirst nicht sterben, Fedoschka! Bestimmt, ganz bestimmt wirst du nicht sterben! Doktor Swärtkin hat es doch gesagt und der berühmte deutsche Doktor, der vorige Woche hier gewesen ist. Wir werden noch viele, viele Jahre zusammen sein!" Flehentlich stieß sie es hervor. Aber es klang nicht wie Glaube, sondern wie eine Beschwörung an den schrecklichen Tod. „Und wenn du stirbst, sterbe ich mit dir."

Die großen Augen des Kranken leuchteten auf, in das vertraute Angesicht. Aber schnell zuckte ein Schmerz über Wangen und Mund, die Lippen verschwanden unter dem struppighaarten Bart, der strahlenförmig auseinanderging. Die Lider sanken herab und lagen wie zwei dunkle Pflaumen im Gesicht; zwischen Haar und Nasenwurzel war die Stirn tief entzweigeschnitten.

„Was ist, Fedoschka?" fragte Anna in Besorgnis. Wie gut sie ihn auch kannte, die wilden Zuckungen dieser Seele waren ihr unheimlich und verschlossen.

Er rang sich von ihr los, und ohne sie anzublicken: „Auch für dich hab' ich keine Liebe!"

Tränen kamen ihr, und sie beugte sich auf seine Hand nieder.

„Als du sagtest, du wollest mich nicht allein sterben lassen — da hat es in mir aufgejubelt. So ist meine Liebe zu dir!"

„Oh, Fedoschka, wollen wir nicht freudig sein? Soll ich dir vielleicht den Brief vorlesen, der heut' aus Paris gekommen ist? Ein russischer Professor hat ihn geschrieben; er will deine Bücher ins Französische übersetzen."

Fedor sah groß auf sie. Freudig sein? Und der Mann, der jede Last der Erde getragen hatte und Tag für Tag darunter zusammengebrochen war, sprach: „Du hast Freudigkeit, Anna Gregorijewna! In mir aber ist keine Freudigkeit und keine Liebe!"

„Du hast die große Liebe! Ich weiß es besser! Und die vielen wissen es, die dich lieben und die du nicht kennst! Sieh," — Anna wies auf den Schrank — „Russen, Franzosen, Deutsche, Finnländer schreiben dir. Niemals willst du ihre Briefe ansehen — aber alle bewundern dich und lieben dich! Ich will dir daraus vorlesen!"

„Vielleicht lieben mich manche," — Dostojewski stöhnte auf — „aber ich will es nicht wissen! Ich kann sie ja nicht wiederlieben; ich weiß zuviel um ihre gärende Fäulnis. Und die mir schreiben, haben gefühlt, wie ich nach ihren eignen Pestbeulen taste. Kann man Verderbnis und Kot lieben?"

„Man kann — man muß die Menschen lieben! Und du tust es, groß und rein ist dein Herz!"

„Man sollte die Menschen lieben mit all ihrem Elend. Du fühlst es wohl, Anna Gregorijewna; ich aber habe es nie vermocht!" Dostojewski senkte den Kopf und saß da, grau zusammengefallen. Dann begann er wieder mit tonloser Stimme: „Im verlorenen Hause," — seine Rechte hob sich gespenstisch und tat eine langsame Bewegung in die Ferne, wie ins Nichts hinein — „dort ward ich gehaßt von allen meinen Brüdern. Sie fühlten, daß mir keine Liebe im Herzen wohnte, und daß ich einer von den ‚Gebildeten' war, die nicht an Gott glauben."

„Du glaubst an Gott, Fedor!"

„Nicht immer, Anna! Und in diesen Tagen, als mir Übles geschehen war, da bin ich wohl ganz fern von ihm gewesen. Sonst hätten mich die russischen Brüder nicht gehaßt. Wer Gott liebt, den können die Menschen nicht hassen. Sie fühlten, daß ich krank war im Glauben; aber sie wußten nicht, daß meine Seele dürstete, einfach zu werden, daß ich um Gott und auch um ihre Liebe gerungen habe." Er starrte eine Weile vor sich hin. „Glaub' mir, Anna Gregori-



jewna, schwerer als Schmach und Fremde und geistiger Tod ist mir der Haß der Brüder gewesen. Auch sonst haben mich die Menschen niemals geliebt, und sie haben recht getan!"

„Fedoschka, Väterchen, ich liebe dich!"

Er sah dankbar, doch voll Trauer auf Anna. „Ich weiß es."

Lange hörte man nur das Singen des Teekessels in der Dämmerung. Dann murmelte der Kranke: „Sonja, unsre Sonja!" Sein Gesicht war jetzt von einer so tiefen, fast außerweltlichen Traurigkeit überdeckt, daß, wer es gesehen und ganz erfaßt hätte, nie wieder glücklich geworden wäre ...

Anna weinte laut auf — um ihr Kind, ihr einziges Kind, das drei Jahre alt gestorben war, fern der Heimat, in Armut und Düsternis, ohne jede Freude, fast in Lumpen. Annas Beherrschung war zu Ende, sie weinte und weinte.

Und Fedor dachte daran, wie er von Sonjas Bettchen fortgegangen war und sie nach einer Stunde tot wiedergefunden hatte. Er sah den rätselhaften Blick des Kindes, der ihm folgte ...

„Bring das Bild der Mutter Gottes zu mir her und zünde die Kerzen an, Anna Gregorijewna!"

Anna trug ein Gestell herbei, das in dunkelbrauner Holzumrahmung ein rundes berauchtes Madonnenbild einschloß. Das Bild war schwarz vor Alter, man unterschied kaum mehr die Umrisse der Gestalt. Anna stellte es dem Lehnstuhl gegenüber, zu Füßen des Kranken, auf. Dann zögerte sie — „Auch die Kerzen?"

„Ich bitte dich darum, Anna Gregorijewna!"

„Aber der Doktor meint doch, es sei nicht gut für deine Lunge, wenn Kerzen im Zimmer brennen."

„Es ist gut für meine Seele. Die Kerzen sind es nicht, und das Bild ist es auch nicht; aber meine Seele wird leichter, wenn sie sich von der Erde freimachen kann und Ewiges fühlt. Seit meiner Kindheit sind mir die Symbole der Kirche teuer gewesen, und vor diesem Bilde hat mich die Mutter beten gelehrt. Vor ihm habe ich zuerst die Schauer des Göttlichen gefunden, und sie sind mir bis heute nicht ganz versiegt. Allzuwenig Kindheit und Güte ist mir lebendig geblieben, aber dieses Bild weckt das letzte, was noch lebt, und rettet es vor dem Vergessen. Zünde die großen Kerzen an, Anna Gregorijewna, ich bitte dich darum."

Gehorsam trug Anna zwei hohe silberne Leuchter herbei und entflammte mit einiger Mühe die dicken Kerzen. Sie brannten gelb und rauchend und verbreiteten den schweren Geruch von Spezereien. Um die Gottesmutter blitzten goldene Reflexe auf, doch das Bild selber blieb im Dunkel. Die Flammen fraßen gierig den Sauerstoff aus der Luft, nach dem die Lunge des Kranken hungerte. Er aber regte sich nicht. Mit gefalteten Händen und verhängtem Blick saß er da. Und aus den Tiefen seiner Seele stieg es wie fernes, frohes Osterklingen, Friede zog in ein wissendes, erniedrigtes, müdes Herz. Der alle Bosheit und alle Qual der Welt getragen hatte und in sich hineingenommen und täglich neu angefacht, um daraus Menschen glühend auferstehen zu lassen — er wurde ruhig in dem Gedanken an Gott. Sein Gott war fern allen Kirchen und allen Bildern, die er doch schauernd verehrte: Gott ist das Einfache, das Freudige, das Gute. Gott ist die Liebe ...

Dostojewski sah auf. Hinter dem Madonnenbilde stand Anna. Ihr schönes rundes Gesicht schwebte im Dunkel, körperlos, heilig, hell. Die großen Augen leuchteten zu ihm her. Und über sein Antlitz ging ein Schimmer. Der Mund hatte sich aus seiner Starrheit gelöst, und die beiden Furchen glichen nicht mehr schmerzhaften Schnitten, sondern Strahlen um die Stirn. Es war ein letzter Augenblick der Freude. Und Anna wußte, daß er sie nun in sein Gottgefühl mit einschloß, daß er von ihr die Liebe entgegennahm, die er in der eignen Seele lange gesucht hatte. Erbebend nannte sie ihn: Christus ...

Plötzlich geschah etwas Furchtbares: die mageren Hände fuhren auseinander, ins Gesicht hinein, Brust und Hals reckten sich jäh, die Augen wurden groß und schrecklich. Anna sprang hin — schon quoll Blut über seine Lippen und netzte ihr die Finger. Um Atem ringend, warf sich der Kranke hin und her. Anna hielt seinen Kopf zwischen den Händen, der Krampf ließ nach, erschöpft sank Fedor zurück.

Nun wusch sie ihm behende Mund und Bart und Wangen. Auf seinen Schläfen trat jetzt das blaue Geäder noch schärfer



hervor und zog bis zu den Stirnfurchen. Die Nase schien aus gelbem Wachs geformt.

„Natascha!" rief Anna leise. Sie wollte Eis und kalte Milch verlangen und um den Arzt senden. Doch Fedor hielt sie fest. Schnell legte sie das Ohr an seinen Mund. Kein Laut war zu hören, aber sie verstand ihn trotzdem: „Das Buch!"

Sein Auge war jetzt, wie es noch nie, nicht in Trauer und nicht in Leidenschaft, gewesen war: klar, doch fern und entrückt. Und Anna wußte plötzlich, daß sein Leben erlosch. Eng schmiegte sie sich an ihn, wie um ihm Wärme zu geben; aber sein Blick irrte über den Tisch. Anna stand auf und brachte das schmutzige, oft zerrissene und wieder zusammengenähte Neue Testament herbei. Eine alte Frau hatte es ihm vor vielen Jahren zugesteckt, als er mit andern Verbannten durch den russischen Winter nach Sibirien gewandert war in die Zwangsarbeit. Und nun empfingen es die Hände des Sterbenden und schlugen auf, wie es der Zufall wollte. Anna hob das Buch von der Decke und las laut den vierzehnten Vers aus dem dritten Kapitel des Matthäusevangeliums: „Aber Johannes wehrte ihm und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir? Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Laß es jetzt also sein. Also gebührt es uns allen, Gerechtigkeit zu erfüllen."

„Nun will ich aber nach dem Arzt schicken," bat Anna schmeichelnd.

Ohne sie anzusehen, schloß Dostojewski ihre Hände in seine und murmelte: „Laß es jetzt also sein!" Dann senkten sich die Lider, und er atmete nicht mehr.

Anna Gregorijewna wußte im Augenblick, daß er gestorben war. Sie kniete hin und legte das Gesicht auf seine Hände, die ihre eignen umschlungen hielten. Sie weinte lange. Dann betete sie lautlos und in tiefer Ergebenheit.

Endlich stand sie auf, tat seine Finger auseinander und küßte die weiße Stirn, von der nun alles Schmerzhafte abgetan war. Sie nahm das kleine hölzerne Kreuz aus der Lade und gab es den kalten Händen: ganz von selber schienen sie sich darum zu schließen. Da lag er — nicht wie ein toter Mann, sondern wie eine Statue aus weißem Marmor, die einen Sieger darstellt.

Flüchtige Liebe

(Ein Briefwechsel)

I

Kein Name bindet uns, kein Zeichen:
Frei wie die Sonne und das Meer,
So kamen wir aus fernen Reichen
Verlangend zueinander her
Und sanken uns mit heißen Blicken
Unwiderstehlich an die Brust,
Und aus den wechselnden Geschicken
Erhob sich goldne Liebeslust.

Du aber wirst mir nicht entfliehen,
Ob heute uns die Ferne trennt,
Ich will dich in die Arme ziehen,
Daß wieder Lipp' auf Lippe brennt.
Die Sonne sucht den Schoß des Meeres,
Die müde Woge sucht den Strand —
So find' ich wieder dich, und wär' es
Nach Jahren erst im fremden Land.

II

Nur eine wunderbare Stunde,
Du Wunderbarer, warst du mein —
Und sieh, es schloß sich meine Wunde,
Und es verklang die letzte Pein.
Nun lächle, wie im Traum verloren,
Doch sprich mir nicht vom Wiedersehn —
Wir wollen beide neugeboren
Und segnend auseinandergehn.

Denn daß das Schöne nun versunken,
Das eben macht es schön und groß;
Es wirft die goldnen Feuerfunken
Auf unser kleines Erdenlos.
Oh, laß es mit den Sternen glänzen,
Uns ewig nah und ewig weit —
Und zieh' es niemals in die Grenzen
Der ruhelosen Wirklichkeit.

Herbert Stegemann



Vergessene Geschichten Theodor Storms

Von Fritz Böhme

Daß Theodor Storm in abendlich traulichem Kreise gern Geschichten erzählte, und zwar jene Geschichten, die auf dem Grenzgebiet menschlichen Wissens liegen und allerlei Wunderbares und Unerklärliches und deshalb Grauenerregendes in die Sphäre menschlich-alltäglichen Erlebens versetzen, davon wissen seine Freunde zu berichten. Bisher fanden sich aber mit Ausnahme einer solchen Spukgeschichte, die Th. Fontane („Von Zwanzig bis Dreißig", 1898) mitteilt, keinerlei spezielle Anhaltspunkte für die Art, wie Storm sich diesem unsicheren Boden nahte, und was er dort erwartete. Die Nachricht, daß Storm selbst eine Reihe derartiger Geschichten veröffentlicht hat, wird also ebenso neu wie interessant sein, und die Geschichten werden die Möglichkeit an die Hand geben, diesen Zug in seinem Wesen ein wenig schärfer als bisher zu sehen.

In den von des Dichters Tochter herausgegebenen „Briefen in die Heimat" befindet sich eine Stelle, die ich wörtlich hierhersetze, da sie Ausgangspunkt und Möglichkeit der nachfolgenden Abhandlung ist. Am Schluß des Briefes vom 12. Dezember 1861 schreibt Storm: „In der ‚Gartenlaube' werdet Ihr demnächst einen Artikel von mir, ‚Volksglauben im katholischen Deutschland' ... und in der ‚Viktoria-Zeitung' unter dem Titel ‚Am Kamin von Th. St.' einen Zyklus von Spukgeschichten in einem leichten humoristischen Rahmen lesen können."

Diese Angaben scheinen so deutlich zu sein, daß keinerlei Schwierigkeit vorliegt, zu den Spukgeschichten zu gelangen. Dennoch hat bisher keiner auf diese Geschichten aufmerksam gemacht. In die „Sämtlichen Werke" sind sie nicht aufgenommen. Sie befinden sich im 12. Jahrgang der illustrierten Muster- und Mode-Zeitung Viktoria (Verlag A. Haack, Berlin) 1862, und zwar in Nr. 6 (8. Februar) S. 46 f. und Nr. 8 (22. Februar) S. 62 f., stammen also aus einer Zeit, in der Storm sich seines Könnens schon voll bewußt war. Schon dieser Umstand hebt sie aus den übrigen, später ausgeschalteten Schöpfungen Storms heraus, wenn man nicht annehmen will — wogegen aber der beträchtliche Umfang spricht —, daß sie deshalb nicht eingefügt wurden, weil sie dem Dichter selbst entfallen waren. Es sind zwei Serien von je vier kleinen Geschichten, die durch eine Rahmenerzählung miteinander verknüpft sind. Die Mehrzahl der Stormschen Novellen sind Rahmenerzählungen. Keine aber weist die geschlossene Form eines Zyklus auf. Wir haben es hier also mit einer einzigartigen Erscheinung zu tun, die den Geschichten von vornherein eine gewisse Wichtigkeit erteilt.

Ich gebe im folgenden kurz den Inhalt der Rahmenerzählung und der Innengeschichten an und werde sie dann in Beziehung zu Storms Dichtungen und Leben zu setzen suchen.

Wir befinden uns an einem kalten Oktoberabend, da im Kamin schon ein helles „Kienäpfelfeuerchen" brennt, in dem Wohnzimmer eines gutbürgerlichen, wohlhabenden Hauses. Eine kleine Gesellschaft aus jungen Damen und Herren ist versammelt, um sich den Abend bei einer Bowle mit Geplauder zu vertreiben, wie sie es anscheinend schon öfter getan haben, da sie sich gut kennen und die Gespräche ungezwungen sind. Unter den Anwesenden befindet sich auch der Erzähler, der von allen „alter Herr", von seiner Gattin, die den Namen Klärchen trägt, „Hans" genannt wird. Dieser alte Herr kündigt an, daß er Gespenstergeschichten erzählen will. Trotz des allerdings scherzhaft gemeinten Einwandes der Hausherrin, daß Spukgeschichten doch zum „Rüstzeug der Reaktion" gehören, beginnt er, nachdem er verhindert hat, daß die Lichter, um Stimmung zu erregen, „ausgeputzt" wurden, beim Geprassel des Kaminfeuers und beim Dampfen der Bowle, ab und zu von Einwendungen der Zuhörer unterbrochen, seine Geschichten zu erzählen. Wie aus den Zwischenreden ersichtlich wird, ist man mit ihnen nicht recht zufrieden. Man tadelt, daß sie nur von Träumen sprechen und nicht von echtem Spuken, man bemängelt, daß sie keine Pointe haben, und daß der Erzähler keine Erklärung für die wun-

derbaren Vorgänge mitteile. Als schließlich eine der Geschichten Tränen des Mitleids anstatt Grauen erregt, hört der alte Herr an diesem Abend auf weiterzuerzählen. Damit schließt der erste Bericht.

Der zweite zeigt denselben Schauplatz und dieselbe Gesellschaft, nur um einige Tage später, und beginnt mit der Bemerkung, daß das Wetter sich wider Erwarten geändert habe und sich ein Kaminfeuer bei 16 Grad Wärme nicht gut anzünden lasse.

„Gnädige Frau, wenn es auch wetterleuchtet draußen, wir sind immerhin schon dicht an den November. Der Teetisch tut es auch für heute, lassen Sie nur den Kessel sausen, ich meinerseits bin mit dem Akkompagnement zufrieden. Freilich —"

„Was denn freilich?"

„Wenn der Teekessel ein Vertreter des häuslichen Herdes sein soll, so muß er unbedingt auf einem Kohlenbecken kochen; und zwar auf Torfkohlen, gehörig durchgeglühten. Das hält auch besser Dauer als jene ungemütliche Maschinerie."

„Nun, alter Herr, es soll mir auf ein Kännchen Sprit nicht ankommen!"

„Bleibt aber doch immerhin die Apothekerflamme der Berceliuslampe! Indessen, da es hierorts weder einen Torf noch ein Teekomfort gibt — Sie kennen das Ding wohl nicht einmal? —, so akzeptiere ich das Kännchen Sprit."

„Nun, so tun Sie Ihre Mauskiste auf."

Darauf entwirft der alte Herr, anknüpfend an ein kleines Erlebnis desselben Tages, um seine Erzählung einzuleiten, ein Bild von dem Wesen seiner „alten Freundin", die diese Geschichte selbst erlebt habe. Sie hätte in einem seinen Eltern gehörigen Häuschen gewohnt und sei „sehr gegen ihre Neigung" gezwungen gewesen, sich Unterhalt durch Putzarbeiten zu erwerben. „Und wenn sie nur irgend Feierabend machen konnte, schloß sie die verhaßte Arbeit in die Kommodenschublade und nahm statt dessen eins ihrer geliebten Bücher zur Hand, oder sie griff auch wohl selbst zur Feder und brachte eine kleine Geschichte oder irgendeinen sinnigen Gedanken zu Papier." Mit den Worten „über das Gartenstaket hinweg" habe er mit *ihr* „*manch kurzweiliges Plauderstündchen abgehalten*", wollte er nun zu dem von ihr *Mitgeteilten* übergehen, als ihn seine Frau *unterbricht*. Sie wirft ihm vor, daß er nicht bei der Wahrheit bleibe. Die Beziehungen zu der Freundin seien nicht so oberflächlich gewesen, wie er es darzustellen beliebe. Um sich in Schutz zu nehmen, ergänzt der Erzähler das Bild seiner Freundin durch die Worte: „Aber, meine Damen, meine Freundin war keineswegs eine Sandsche Geneviève, sondern eine gesetzte, hagere Person von fünfundvierzig Jahren." Klärchen läßt aber nicht locker, sondern bekräftigt ihre Bemerkung durch weitere kleine Züge aus dem Leben des Mädchens, bis sich der alte Herr zu der Behauptung versteigt: „Als sie später dennoch sich verheiratete und zum Erstaunen der Welt eines tüchtigen Knaben genas, hat sie sich anfänglich nicht überwinden können, den Jungen an die Brust zu legen, weil, wie [sie] sich ausdrückte, das Kind andern Geschlechts sei." Der nun folgende Vorwurf seiner Frau, er lüge, denn die Freundin sei gar nicht verheiratet gewesen, alteriert den Erzähler wenig: gleichmütig gesteht er ein, daß er diese Freundin dann wahrscheinlich mit einer andern verwechsle, und macht dem Streit dadurch ein Ende, daß er mit der Geschichte beginnt.

Nach ihrer Beendigung wird ein kurzes Gespräch geführt, das im Gegensatz zu dem ersten Abend, an dem der Gegenstand zu theoretischen Erörterungen keinen Anstoß gegeben hatte, den Anfang einer Betrachtung der dargelegten Tatsachen enthält. Das nächste Einschiebsel nimmt dieses Gespräch nicht wieder auf, sondern ihm gibt wiederum der Tee Stoff zu humorvollen Bemerkungen und Sticheleien von Klärchen gegen Hans. Dann aber folgt die Wirkung der letzten Geschichte dadurch, daß einer der Anwesenden den Erzähler, der sich selbst wegen einer groben Bemerkung zum Schweigen verurteilt hat, ablöst und einen Beitrag zum Thema in Gestalt einer Erzählung gibt. Nach ihm ergreift noch ein andrer das Wort, um eine Begebenheit mitzuteilen. Hieran schließt sich ein zwischen tiefem Ernst und drastischem Humor hin und her pendelndes Gespräch, das mit dem Aufbruch der Gesellschaft wegen vorgeschrittener Zeit endet.

In diesen Rahmen fügen sich die einzelnen Geschichten ein. Die erste berichtet von einem Doppeltraum. Ein Arzt in der Vaterstadt des alten Herrn erwacht eines Nachts von dem ängstlichen Geschrei seines Söhnchens. Auf seine Frage erzählt ihm der



Junge, eben sei ein Wolf im Zimmer gewesen und habe ihn fressen wollen. Am nächsten Morgen stellt der Arzt fest, daß seine Schwester, die mit ihm zusammen in einem Hause wohnt, zu derselben Zeit, als der Knabe aus dem Schlafe gefahren sei, geträumt habe, sie sei, in einen Wolf verwandelt, hinter dem Kleinen hergelaufen, um ihn aufzufressen.

Die zweite Geschichte führt die Zuhörer ebenfalls in die Heimat des Erzählers, in die Umgegend der „kleinen Stadt T. im nördlichen Schleswig“, und erzählt das Erlebnis eines Freundes, der dort Landschreiber ist. Mehrere junge Leute, unter denen sich ein Kaufmann befand, machten an einem schönen Sommertag eine Lustfahrt nach einem außerhalb der Stadt gelegenen Hofe. Auf dem Wege, der glatt und eben dahinlief, verstummte plötzlich, gerade als man an einem blühenden Rapsfelde vorbeifuhr, der junge Kaufmann „mitten im lebhaftesten Gespräch“, und seine Augen nahmen einen „seltsamen glasigen Ausdruck“ an. Auf Befragen antwortete er, nachdem er sich erholt hatte, die dunklen Worte: „Das war mal eine schlimme Stelle ... es war doch nicht gut darüber wegzukommen.“ Mehr war nicht von ihm zu erfahren, und man vergaß, da er auch bald seine alte Lebhaftigkeit wiedergewann, im Verlaufe der Partie den Zwischenfall. Einige Tage später reitet der junge Mann allein im Auftrage seines Vaters denselben Weg. Am Abend wird er an dem nämlichen Rapsfelde tot aufgefunden.

Der alte Herr hat die folgende Geschichte von seinem Barbier erfahren. Der Vater dieses Barbiers kommt auf seiner Wanderung als Geselle in eine kleine schlesische Stadt. Er findet Arbeit. Als er sich am Abend — es war gerade Vollmond — zu Bett gelegt hat und eben eingeschlafen ist, erwacht er plötzlich von einem Geräusch, das vom Fenster her durch die Stube kommt und so klingt, als würde der Fußboden mit einem „scharfen Reisbesen“ ausgekehrt. Nach einiger Zeit verliert es sich, und der Geselle schläft ein. Beim nächsten Vollmond kehrt das Geräusch wieder, nachdem in der Zwischenzeit alles ruhig geblieben war. Als es danach wieder Vollmond wird, befindet sich der Geselle nicht zu Hause. Erst spät nachts kehrt er heim. In der Nähe seiner Wohnung angekommen, wirft er zufällig einen Blick nach dem Fenster seiner Kammer hinauf, das vom Mond beleuchtet daliegt. Da sieht er oben ein Ding sitzen, „ungestaltig und molkig“, das durch die Scheiben in den Garten hinabguckt. Er kehrt um, schläft in der Herberge und verläßt am andern Morgen die Stadt.

Die nächste Erzählung, die letzte des ersten Abends, spielt wieder in der Heimat des alten Herrn. Einer seiner Schulkameraden, mit dem er sehr viel verkehrte, hatte bei dem Tode der Mutter, deren einziges Kind er war, und an der er mit großer Liebe hing, folgendes Erlebnis: Die Mutter war schon mehrere Tage schwer krank, und der junge Mann, der aus materieller Notlage Lohnschreiber geworden war, hatte sich seine Arbeiten mit nach Hause geben lassen, damit er immer um die Leidende sein könnte. Tag und Nacht wacht er bei ihr. Eines Nachts bittet die Mutter ihn, sich doch auch ein wenig Schlaf zu gönnen. Er läßt sich überreden, wirft sich in seiner eine Treppe tiefer gelegenen Schlafkammer unausgekleidet aufs Bett und sinkt sofort in tiefen Schlummer. Als er kurze Zeit geschlafen hat, wacht er von einem leisen Geräusch auf und sieht, daß eine Hand mit einem Tuch durch den Türspalt zu ihm hereinwinkt. Er springt auf. Zu seinem Erstaunen ist die Tür fest geschlossen; er eilt an das Bett seiner Mutter und findet sie tot. Als er die über den Bettrand hängende Hand küssen will, „faßt er zugleich ihr weißes Schnupftuch, das sie zwischen den geschlossenen Fingern“ hält.

Die erste Geschichte der zweiten Reihe erzählt das Erlebnis eines Doppeltraums jener schon erwähnten Freundin des alten Herrn. In der Kindheit der Freundin starb eine alte, von ihr gefürchtete reiche Frau, die Nachbarin ihrer Eltern. Bald nach dem Tode träumte ihr, die alte Frau käme mit verbranntem Rock in der Nachtjacke zu ihrer Mutter, um sich an dem Ofen zu wärmen. Ein paar Nächte darauf träumte sie Ähnliches. Erschreckt erzählte sie es am Morgen ihrer Mutter, die nun ihrerseits in großes Erstaunen geriet, denn auch sie hatte in denselben Nächten genau dieselben Träume gehabt.

Der Erzähler hat die nächste Geschichte von einem Gutsnachbar seines Bruders, der sie in seinem Beisein erzählte. Trotz aller Vorsicht sei ihm immer wieder Hafer von sei-

nem Boden gestohlen worden. Eines Nachts träumte ihm, er stehe im Mondenschein auf dem Haferboden am Fenster. Plötzlich hört er die Falltür aufschließen, der Kopf eines alten Arbeiters, den er keineswegs im Verdacht des Diebstahls gehabt hatte, erscheint über dem Rande, sieht ihn starr an und verschwindet sofort wieder. Er wacht auf, unterläßt es aber, zum Haferboden zu gehen, weil es draußen kalt ist. Am nächsten Morgen kommt eben dieser Arbeiter zu ihm, gesteht ihm den Diebstahl ein und motiviert sein Bekenntnis damit, daß er ihn in der letzten Nacht, als er wieder stehlen wollte, am Bodenfenster habe stehen sehen und sich nun ertappt glaube.

In einer Garnisonstadt spielt die siebente Geschichte, die von einem der andern Anwesenden erzählt wird. Man wollte ein Ballfest geben; der Saal des Kasinos wurde aber gerade repariert; eine schnell eingesetzte Kommission fand schließlich einen früheren alten Tanzsaal, der geeignet schien. In den oberen Teilen diente er jetzt als Kornspeicher. Man beschloß, ihn herrichten zu lassen, und die Komiteemitglieder verpflichteten sich, die Arbeiten abwechselnd zu beaufsichtigen. Der Hauptmann, von dem der Erzähler die Geschichte erfahren hat, war auch in der Ballkommission, überließ aber, da er während der Vorbereitungen in eine andre Garnison versetzt wurde, einem andern, und zwar seinem besten Freunde, einem Hauptmann von L., sein Amt. Kurz nach der Ankunft in der neuen Garnison sitzt er eines Tags in seinem Arbeitszimmer und schreibt einen Brief an von L. Wie er zufällig aufblickt, sieht er zu seinem Erstaunen seinen Freund in der Stubenecke stehen und ihn starr anschauen. Ohne zu sprechen, führt er mit schwerfälliger Gebärde die Hand zum Munde und scheint Getreidekörner aus ihm herauszuziehen. Als der Hauptmann die Gestalt schärfer fixiert, wird sie verschwommen und verschwindet. Ein paar Tage darauf erfährt er, der zum Ball bestimmte Speicher sei eingefallen, und der Hauptmann von L. habe, da er sich allein dort befand, unter den Kornmassen seinen Tod gefunden. Das Schicksal hatte ihn an dem Tage und zu der Stunde, als der Freund die Erscheinung in seinem Zimmer gehabt hatte, ereilt.

Als das Erlebnis eines nahen Verwandten wird die letzte Erzählung von einem Dritten berichtet. Vor seinem nahe bevorstehenden Tode verpflichtet ein Justizrat seinen besten Freund, einen Medizinalrat, es um jeden Preis zu verhindern, daß seine Leiche durch den bei der Behandlung hinzugezogenen Professor X. seziert werde. Der Medizinalrat macht darauf eine kleine Reise. Als er nach einigen Tagen abends in seine Stadt zurückkehrt und sich zu seinem Freunde begibt, trifft er dort den Professor und seine Assistenten dabei, die Leiche des Justizrats, der seinem Herzleiden in der Zwischenzeit erlegen war, zu sezieren. Er verkündet den letzten Wunsch des Toten und erlangt, daß man die Teile wieder zurücklegt und den Körper schließt. Ein Jahr ist seitdem vergangen. Er sitzt in einer Gesellschaft; man spricht über das Fortleben der Seele. Er erzählt von dem Justizrat, mit welchem er oft über derartige Fragen gesprochen habe, und schließt daran die Behauptung, wenn es ein Fortleben gäbe, so hätte sich sein Freund ihm schon irgendwie bemerkbar gemacht. Kaum hat er dies ausgesprochen, als sich sein Gesicht verändert, er erhebt sich vom Stuhle, und seine Mienen verraten, daß er angestrengt auf etwas horcht. Mit der Bemerkung, daß er eben etwas ganz Unglaubliches erfahren habe, verläßt er die Gesellschaft. Er begibt sich sofort zu Professor X., trifft ihn zu Hause und verlangt von ihm das Herz seines Freundes zurück, das er an jenem Abend nicht in den Körper zurückgelegt, sondern sich in gewissenloser Weise angeeignet habe. Als der Professor zögert, schreitet er zu einem Bücherregal, schiebt einige Bücher beiseite und holt ein Gefäß hervor, in dem sich ein übermäßig großes menschliches Herz befindet. Der Professor muß zugeben, daß dies das von ihm entwendete Herz des Justizrats ist. „Das Herz des Toten wurde noch in derselben Nacht zu ihm in den Sarg gelegt.“

Damit endet die Reihe der Geschichten.

Der hervorstechendste Zug des Rahmens ist das völlige Fehlen jeglicher epischen Schilderung. Die Reden der Anwesenden allein schaffen das notwendige Bild der Situation. Dadurch erhält die Einfassung der Geschichten den Reiz unmittelbarer Lebendigkeit. Daß dem Dichter hierbei E. Th. A. Hoffmanns „Serapionsbrüder“ als Vorbild gedient haben, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Er betont diese Abhängigkeit aber noch dadurch,

daß die Hausfrau beim Auftragen der Bowle bemerkt: „Da erscheint der Trank, bei dem der selige Hoffmann seine Serapionsgeschichten erzählte.“ Insofern aber weicht Storm von seinem Muster ab, als er jegliche objektiv schildernde Zwischenbemerkung unterläßt. Außerdem nehmen bei Hoffmann theoretische Betrachtungen über den Inhalt der Geschichten den Hauptraum der Rahmenerzählung ein, während Storm nur sehr wenige Bemerkungen solcher Art einflicht. In ihnen ist aber doch bei dem sonst handlungslosen Rahmen eine Entwicklung nicht zu verkennen. Nach einem Hinweis darauf, daß der Reiz der Geschichten in ihrer Rätselhaftigkeit liege, wirft er die Frage auf, ob Doppelträume in einem gemeinsamen Dritten ihren Ursprung hätten, und faßt den Inhalt der Geschichte von der wunderbaren Aufdeckung des Diebstahls in das präzise Ergebnis: „Da hätten wir also eine Geschichte, wo der Wachende durch den Träumenden zum Visionär wird.“ Endlich am Schluß des Ganzen deutet er seine persönliche Stellungnahme zu dem Gegenstande der Geschichten an: „Wenn wir uns recht besinnen, so lebt doch die Menschenkreatur, jede für sich, in fürchterlicher Einsamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverstandenen Raum. Wir vergessen es; aber mitunter dem Unbegreiflichen und Ungeheuren gegenüber befällt uns plötzlich das Gefühl davon.“ Diese Worte, die einen Widerhall in manchem Gedanken der zur selben Zeit entstandenen Novelle „Im Schloß“ finden, sind als der Gipfelpunkt der Rahmenerzählung aufzufassen. Daß aber die theoretischen Erörterungen so kurz und abgerissen ausfallen, daß der Erzähler sich keineswegs darin gefällt, breite Auseinandersetzungen den Geschichten folgen zu lassen, liegt an dem leichten, mehr humoristisch als ernst gehaltenen Charakter des Rahmens. Der Dichter wollte keine spiritistische Sitzung, sondern eine Teegesellschaft schildern, bei der Wissenschaft nicht am Platze ist und man im höchsten Falle auf unergründete Tiefen hindeutet, aber nicht in sie hinabtaucht.

Trotzdem der Inhalt der Geschichten und des Rahmens nicht auseinanderfallen, hält der Rahmen einen Vergleich mit andern zyklischen Rahmenerzählungen derselben Zeit nicht aus. Er ist keine selbständige Geschichte für sich, sondern nur Arabeske für die vielen Erzählungen. Dennoch aber steht dem Urteil, das Ganze ein Kunstwerk zu nennen, nichts im Wege.

Die den Inhalt betreffenden gemeinsamen Charakterzüge der einzelnen Geschichten sind bei der Wiedergabe schon betont worden: die Erzählungen sind alle im Tone der Erinnerung gehalten, keine von ihnen hat der Erzähler selbst erlebt, die meisten spielen in seiner Heimat. Es ist aber erstaunlich, wie wenig dem Dichter daran gelegen ist — und das konnte in der Wiedergabe nicht angedeutet werden —, die Vorgänge um den Schwerpunkt zu gruppieren, der in dem einzelnen Begebnis gegeben ist. Nur bei den wenigsten ist eine straffe Komposition zu finden.

Nach zwei Richtungen hin geht Storm von dem eigentlichen Thema, Spukgeschichten zu erzählen, ab. In behaglicher Breite schildert er mit dem ganzen Reiz, der ihm zu Gebote steht, Milieu und Interieur. Schon die zweite Geschichte legt ebensoviel Nachdruck auf die Vergegenwärtigung der Stadt T., in der er die Erzählung gehört hat, wie auf eine Versenkung in den Vorgang. Noch stärker prägt sich diese Tendenz in der vierten Geschichte aus, die zum größten Teil eine ungemein zarte Schilderung des Zusammenlebens des Freundes mit seiner Mutter erfüllt. Ihrer Schönheit wegen gebe ich sie hier zum Teil wieder: „Die Mutter pflegte mit ihrem Strickzeug neben uns vor der kleinen Lampe zu sitzen. Ich sehe noch das stille, etwas kränkliche Gesicht, wenn sie mitunter von der Arbeit aufblickte und mit einem Ausdruck der Sorge und der zärtlichsten Verehrung die Augen auf ihrem einzigen Kinde ruhen ließ. Er nahm dann wohl, wenn er es bemerkte, ihre blasse Hand und hielt sie fest in der seinigen, während er in dem vor ihm liegenden Buche weiterlas. Aber es ging dann nicht wie sonst, es war, als wenn die Zärtlichkeit für seine Mutter ihm die Gedanken zerstreute, und ich erinnere mich noch, wie ihm bei solchem Anlaß plötzlich die Tränen aus den Augen sprangen und er dann mit einem Lächeln und einem kurzen Blick auf sie ihre Hand sanft in ihren Schoß zurücklegte.“

Dieses feine Ausspinnen berührt sich hier eng mit einem Zweiten, das zuungunsten der breiten Behandlung des Spuks in den Vordergrund tritt, nämlich der Tendenz, Charaktere zu skizzieren. Mutter und Sohn



werden mit leichten Strichen in ihrer liebevollen Rücksicht aufeinander gezeichnet, und mit unaufdringlicher Betonung sind Fleiß und Streben des begabten jungen Mannes veranschaulicht. Schon in der ersten, wohl am straffsten gehaltenen Erzählung wird der kleine Junge in seinem Wesen mit den Worten geschildert: „Es war eigentlich eine Range ... in einer Abendgesellschaft bei seinen Eltern hatte er uns einmal alle Sardellen von den Butterbröten weggefressen." In demselben Sinne ist die Veranschaulichung des Wesens der Freundin, eines Gegenstücks zu Lena Wies, zu erwähnen. Ganz besonders interessant aber ist die Gestalt der alten Frau, die in der ersten Geschichte der zweiten Reihe gezeichnet wird. „Es existierte vorzeiten in unsrer Gegend eine reiche holländische Familie, welche allmählich fast alle großen Höfe in der Nähe meiner Vaterstadt in Besitz bekommen hatte — vorzeiten, sage ich; denn das Glück der van A. hatte nicht standgehalten. In meiner Kindheit lebte von der ganzen Familie nur noch eine alte Dame, die Witwe des längst verstorbenen Pfenningmeisters van A., ... und von den ungeheuren Besitzungen war nur noch ein altes Giebelhaus in der Stadt zurückgeblieben, in welchem die Letzte dieses Namens den Rest ihrer Tage in Einsamkeit verlebte. Ich habe sie damals oft gesehen, das schmale, scharfgeschnittene Gesicht mit dem dicken Haubenstrich eingefaßt; aber wir Kinder hatten Scheu vor ihr, es lag etwas in ihren Augen, das uns erschreckte. Auch ging allerlei Gerede ... über die Mittel, durch welche der verstorbene Pfenningmeister den Ruin des [Vermögens] aufzuhalten versucht hatte ... Nur einmal habe ich einen andern Menschen als ihre alte Magd bei ihr angetroffen ... Es war ein zerlumptes Weib aus der Stadt, das vor der alten Dame stand. Bei meinem Eintritt warf sie ihr einen harten Speziestaler vor die Füße und ging dann unter höhnenden leidenschaftlichen Worten zur Tür hinaus."

Es ist zweifellos auffällig, daß Storm hier das Milieu des Einleitungskapitels der Novelle „Auf dem Staatshof" (1859) wiedergibt; ja, man könnte glauben, eine einfachere, ursprüngliche Form zu dem Anfang der Novelle vor sich zu haben, wenn die Erzählung nicht erst 1862 veröffentlicht worden wäre. — Es gibt nun zu dem hier Geschilderten noch ein Drittes, das ich danebenstellen möchte. Am 19. Dezember 1858 schreibt Storm („Briefe in die Heimat", S. 121): „Du, lieber Vater, wirst, denke ich, meine Geschichte aus der Marsch ... mit einiger Teilnahme lesen. Außer einer dunklen Anschauung des alten Eiderstedtschen Staatshofes aus der Zeit, wo er noch verödet stand und wo wir einmal von Friedrichstadt mit jungen Leuten beiderlei Geschlechts eine Tour dahin machten, ist alles darin reine Dichtung. Doch muß ich hinzufügen, daß die Stamp mir einmal erzählt hat, wie in ihrer Kinderzeit eine alte Frau van Ovens in Friedrichstadt gelebt habe, die Letzte einer großen Familie, welche noch an hundert Höfe besessen habe." Mag nun dahingestellt bleiben, ob die Novelle oder die Skizze früher geschrieben wurde, diese Stelle zeigt, aus welcher Quelle beide Fassungen geflossen sind und wie gering an Material die Mitteilung war, aus der der Dichter einmal eine große Geschichte, das andre Mal eine flüchtig hingeworfene kleine Zeichnung schuf.

Der Ausgangspunkt dieser Erörterung war, daß Storm mehr Kunst auf die Ausmalung der Situationen und Skizzierung der Personen als auf den eigentlichen Kern der Spukgeschichte verwendet. Durch den vielfach unvermittelten Übergang von einem zum andern kommt in die Geschichten etwas Unausgeglichenes. Wir möchten diesen kleinen Mangel aber nicht missen, sondern sind dem Dichter dankbar, daß er seiner Eigenart, der Neigung zum Idyllischen und Anschaulichen, auch hier nachgegeben hat.

Wie behandelt nun Storm das alle diese Geschichten kennzeichnende Problem, das Wunderbare? In einer seiner letzten Novellen, dem „Bekenntnis", hat er das Unerklärliche zum Ausgangspunkt eines Menschenschicksals genommen und es in den Kausalzusammenhang des Lebens hineingeflochten. Ganz anders verfährt er in dieser Schöpfung. Es ist nicht — wie etwa bei E. A. Poë — die innere Lösung eines Konflikts, sondern ein Zwischenfall, der als von außen, von irgendeiner unbekannten Macht aufgedrungen empfunden wird; nicht ein aus bestimmten Veranlagungen und psychischen Verfeinerungen der Personen hervorgegangener, als Höchstleistung der Natur verdeutlichter Vorgang, sondern ein in seiner Eigenart innerlich unmotiviertes Anhängsel an eine Reihe von Ereignissen. Es liegt Storm in keiner Weise



daran, Stimmung für das Wunderbare dadurch zu machen, daß er es in innern Zusammenhang mit denen, die es erleben, bringt. Er will hier nicht weiter gehen, als man im leichten Geplauder mit guten Bekannten bei einer Bowle etwa an solche Dinge rührt. Er bemüht sich auch gar nicht um eine phantastisch-vertiefte Behandlung des Unerklärbaren oder um Lösungen, denn dies hätte der Anlage des Ganzen, Geschichten im humoristischen Rahmen, und auch dem Wesen des Dichters widersprochen. Er konnte hier nur, wollte er nicht die Gesamtwirkung zerstören, Spukgeschichten in ihrer einfachsten Gestalt geben. Daß er sonst dem Phantastischen nicht fremd gegenüberstand, sondern es meisterhaft darstellen konnte, beweisen viele seiner Schöpfungen.

Mag Storm nun hier die Probleme, die in dem gewählten Gegenstande liegen, nicht in der Weise, wie wir es sonst von ihm gewohnt sind, vertiefend behandelt haben — dies scheint auch der Grund gewesen zu sein, weshalb er die Geschichten nicht in die Gesamtausgabe der Werke aufnahm —, so wäre es dennoch schade, wenn die Erzählung als Ganzes der Vergessenheit überantwortet werden sollte. Denn es ist immerhin Storm, der Dichter, die Persönlichkeit, die zu uns aus dem Werke spricht, und der uns auch hier Türen, die zu ihm führen, öffnet.

Und hier führen sie vor allem zu dem Menschen Storm. Kleine individuelle Züge treten in anschaulicher Lebendigkeit vor unser Auge: wie er das Gespräch mit einem gesunden, zuweilen sogar derben Humor zu würzen versteht, wie er mit seinen Gaben einem Kreise befreundeter Menschen zu dienen sich bemüht, wie er eifrig bestrebt ist, seine Liebhabereien, die er aber für durchaus ernst zu nehmende Überzeugungen hielt, zur Geltung zu bringen. Köstlich sind die Worte über die Notwendigkeit eines Torfkohlenbeckens beim Tee, die ein Echo finden in einer ebenso ernst gemeinten Stelle in Storms Briefen an Mörike (Nov. 1854. „Mörike-Storm-Briefe“, hrsg. von Bächtold; S. 29). Es sind alles schon aus andern Berichten bekannte Eigenheiten und kleine Züge, die hier aber dadurch gewinnen, daß sie, in dem lebhaften Hin und Her der Plauderei gegeben, uns glauben lassen, ein deutliches Abbild davon vor uns zu haben, wie der Dichter sich in den Abendgesellschaften bei seinen Freunden bewegt hat.

Das Tiefere an diesen Geschichten ist aber die Tatsache, daß Storm einen solchen Stoff überhaupt gewählt hat, und die Frage drängt sich auf, wie der Dichter zu den Problemen, welche diese Geschichten behandeln, innerlich gestanden hat. Die Tochter des Dichters schreibt in dem Lebensbild ihres Vaters: „Gar zu gern hätte er selbst eine wirkliche Spukgeschichte erlebt (er war ja ein Sonntagskind), aber das Reich der Geister blieb ihm lebenslang verschlossen.“ Aus dem hier Gegebenen geht hervor, daß Storm sich der Tatsache unerklärbarer Vorkommnisse nicht verschloß, daß er sich aber vor vorschnellen Auflösungen derartiger Dinge hütete. Er sah in ihnen Erlebnisse, die das Dunkel des über unsre Erfahrungs- und Begriffswelt Hinausgehenden nicht erhellen, sondern nur noch vertiefen können, und die das Grauen, mit dem der glaubenslose Mensch vor dem ewigen Rätsel des Lebens steht, nur verschärfen und innerlich fühlbarer machen. Es ist gewiß kein Zufall, sondern innere Notwendigkeit, daß Otto Frommel („Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung.“ Berlin, Paetel, 1902) bei seiner Darlegung der Weltanschauung Storms seine Worte über die religiösen Ansichten des Dichters gerade mit den Versen krönt:

Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg! —

die als Quintessenz der einen Geschichte in der vorliegenden Erzählung ihren Platz gefunden haben. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir den Umstand, daß der Dichter hier für die in den Geschichten gegebenen Probleme keine Lösungen gibt, nicht allein als Folge der humoristisch-leichten Einkleidung erklären, sondern auch für eine Überzeugung des Menschen ansehen. Und so gewinnen diese Geschichten als ein Beitrag zur Charakteristik Storms bedeutend an Wert. Der schon vorher erwähnte Schlußgedanke erweist sich wirklich als das, was der Dichter hier als letztes Wort zu sagen hat: „Wenn wir uns recht besinnen, so lebt doch die Menschenkreatur, jede für sich, in fürchterlicher Einsamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverstandenen Raume!“






Aus Eduard Mörikes Brautzeit

Mit einem neu aufgefundenen Gedicht Mörikes

Von Walther Eggert Windegg

Ein freundlicher Zufall trug mir jüngst ein vergilbtes Blättchen zu, auf dem zwölf zierliche Verse stehen. Ein unbekanntes, doch anmutendes Gedichtchen. Ohne Überschrift, ohne Unterschrift, aber — seh' ich recht: von Eduard Mörikes Hand ...



Margarete von Speeth im Jahre 1843. Gemalt von Amalia Kohler.

In Mergentheim, im Jahre 1846, war es, wo Klara, die Schwester des Dichters, in Margarete von Speeth, der Tochter des neuen Hausherrn, eine Jugendbekannte wiederfand. Die einsamen Geschwister bewohnten das erste Stockwerk, die Familie des Oberstleutnants von Speeth hauste im zweiten. Klara und Gretchen waren bald Freundinnen, und Eduard säumte nicht lange, sich zu den „Mädchen", den „Schwestern", zu gesellen. Und als Gretchen, wie sie als Greisin noch erzählte, in seiner Gegenwart „noch lange keine ordentliche Rede herausbrachte", ging doch schon manches heimliche Liebeszeichen



des Dichters — ein Brieflein, ein Gedicht (mit der seligen poetischen Lizenz „du Gretchen!"), Klara in den Mund gelegt und in die Feder diktiert — „nach oben". Und als bald darauf, noch bevor die „Basenschaft", ja noch bevor die Schwester ahnte und wußte, die Liebenden miteinander einig waren, da ging auch manche Zeile „nach unten".

Und so, „von einem Stockwerk zu dem andern", blieb es auch späterhin, zu dreien wie zu zweien. Mörikes Liebesbriefe, die in dem Buch „Eines Dichters Liebe" (München, C. H. Beck) gesammelt sind — diesem Buch ist auch das anmutige Bildnis Gretchens auf S. 123 entnommen —, werden durchaus den kostbarsten Schöpfungen des Dichters beigezählt. Minder bekannt ist, wie kunstvoll auch Gretchen, seine Partnerin, die Feder geführt hat. Aber der Dichter selbst wird nicht müde, ihre Briefe ob der „natürlichen Lebendigkeit, Fülle und Wahrheit des Ausdrucks" zu loben; „musterhaft gut" nennt er sie („ganz abgesehen von unserm besonderen Herzensanteil dies gesagt") und rühmt: „Sagen Sie nur nicht, Lottens oder irgend jemands Briefe seien besser als Ihre geschrieben! Das muß ich eher verstehen als die Schreiberin selbst."

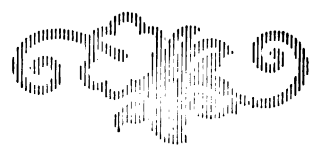
Nun: und diese Briefe waren — worauf es dieses Mal ankommt — natürlich noch mit Kielfedern geschrieben, mit jenen Gänsekielen, mit welchen die ganze Kunst des Briefschreibens, ja eine ganze Zeit dahingegangen zu sein scheint; für die noch der alte Moritz von Schwind, unzufrieden mit dem stählernen Zeitalter, just Mörike gegenüber in „klassischer Latinität" mit dem Fluch eingetreten ist: Auferrat diabolus omnes pennas ferreas! (Hol' der Teufel alle Stahlfedern!); mit jenen Kielfedern, die mit einem besonderen, feinen Federmesser immer von neuem zugeschnitten werden mußten und deren Behandlung eine kleine galante Kunst gewesen ist. „Das Federmesser", schreibt Mörike einmal an seinen Schatz, „ist probiert und nicht nur brauchbar, sondern sehr vorzüglich befunden worden. Wiederholen Sie der guten Mutter meinen Dank, sowie dem Gretchen selbst, das doch auch hier wieder dahintersteckt, recht kräftig." Und so ergibt sich aufs anmutigste Namen und Sinn der neugefundenen, hier nun folgenden Verse:

An Margarete von Speeth

mit einigen neu zugeschnittenen Kielfedern

Da sind wir wieder fein geschnitten,
und wollen nur demüthig bitten,
du mögest nicht in Übel nehmen,
wenn wir gar spät ein wenig kämen! —
Verbrauch uns nur frisch und gesund.
Wir sind dir willig alle Stund,
was du mit uns im Schilde führest,
was du uns Liebliches dictierest,
und weißt du's selber kaum; allein
es werden goldene Worte seyn,
die gar nicht allzu ferne wandern, —
von einem Stockwerk zu dem andern.

„Was du mit uns im Schilde führest, was du uns Liebliches dictierest" — Mörike schrieb: „Liebstes Gretchen! Das muß wahr sein, Du bist eine Meisterin im erzählenden Brief; wir sagten es beide aus einem Munde, als wir Deinen letzten gelesen hatten. Klara meinte, man könnte ihn ganz wohl drucken lassen, er würde jedermann unterhalten." Uns aber bleibt nur das Bedauern über unwiederbringliche Verluste.



Anselm Feuerbach: Römischer Knabe.

Aus hannoverschem Privatbesitz hier zum ersten Male veröffentlicht.

Das Reich der Frau

XI

Modetorheiten und Kulturnotwendigkeiten. Von Agnes Harder

Unter den vielen Vorwürfen, die der Frau über ihre Nachgiebigkeit gegen die Mode gemacht werden, steht obenan der der Grausamkeit. Sie verwendet zu ihrem Schmuck, heißt es, noch heute in barbarischer Weise die Federn und Pelze von Geschöpfen, deren Rassen dadurch dem Untergang zugeführt werden. Schillings, der bekannte Naturfreund, zählt sechzig Vogelarten auf, die infolge der Mode vernichtet worden sind, und bittet in jüngster Zeit vor allem um den Schutz des Paradiesvogels und des Edelreihers.

Der Paradiesvogel, das fliegende Juwel der Südsee-Inseln, ist dem Aussterben nahe, und es ist beschämend für uns Deutsche, wenn wir hören, daß England aus seiner Kolonie Neuguinea die Ausfuhr rundweg verboten, während Deutschland aus seiner gleichnamigen Kolonie im Gegenteil die Ausfuhr um mehrere hunderttausend Mark gesteigert hat. Es ist Zweck der Bewegung, die sich an die Vorträge Schillings' in Deutschland geknüpft hat, der Einfuhr des Edelreihers bei uns durch ein Gesetz entgegenzuwirken. Denn diese feinen zierlichen Federbüschel, die die Lieblinge der Frauenwelt sind, können nur in der Zeit gewonnen werden, in der die Edelreiher brüten. Sie gehören zu dem Hochzeitsgewande, das die Natur ihren Geschöpfen für die hohe Zeit ihres Lebens schenkt. Große Kolonien von Edelreihern, die an der unteren Donau bestanden, sind schon ganz eingegangen. Auch die Brutplätze an den Riesenströmen Venezuelas gehen der Vernichtung entgegen. Es genügt ein Jäger, den die Federhändler mit Flinte und Schrot versorgen, für einen ganzen Brutplatz. Freilich muß er mit den Vögeln zu gleicher Zeit ankommen, damit sie sich an seinen Anblick gewöhnen. Er sitzt vor seiner Hütte und hüllt sich in Wolken von Tabakrauch, um die Moskitos zu verjagen. Wenn die Eier ausgebrütet sind und die Fütterung im großen beginnt, begibt er sich an die Plätze, wo die Reiher das Futter für die Nesthocker herholen, und nun beginnt er mit dem Abschuß. Das Stück Haut mit den Schmuckfedern wird vom Rücken des toten Vogels gelöst; der Körper verfault. Diese traurige Strecke verwesender Körper rückt nun dem Brutplatz immer näher, bis auch der letzte Reiher dem Jäger zum Opfer gefallen ist. Die Jungen verhungern. Es gibt keine bequemere und radikalere Ausrottungsart.

Da im Jahre 1910 die Federn von 900700 Reihern auf der Schmuckfederauktion in London zum Verkauf gekommen sind, so haben Amerika und England Gesetze vorbereitet oder schon gegeben, die der Zerstörungswut Einhalt tun sollen. Amerika verbietet vorläufig die Einfuhr aller Arten, die im Lande brüten. Das im Unterhaus in England schon durchgegangene Gesetz ist noch viel radikaler. England hat sogar die Reiherfedern an den Galauniformen abgeschafft. Die romanischen Länder werden zu ähnlichen Gesetzen kaum zu bewegen sein, weil die Stellung zur Natur bei den Romanen eine ganz andre ist. Das weiß jeder Reisende, der Italien und Spanien besucht und es einmal erlebt hat, daß ihm der Tierquäler auf seine Vorstellungen die Antwort gab: „È una bestia!“ Es würde beim augenblicklichen Stand der Dinge unmöglich sein, die Italienerin oder die Spanierin, die sich die stumpfsinnige Korsofahrt noch im Ehekontrakt verschreiben läßt, für irgendeine Modebeschränkung zu gewinnen. Bei der im allgemeinen viel kultivierteren Französin, die mitten im Erwerbsleben steht und hellen Verstand und warmes Herz hat, mag das anders sein.

Für die deutsche Frau sollte es selbstverständlich sein, daß sie keinen Reiher mehr trägt, wenn sie erfährt, auf welche Weise die Federn gewonnen werden. Die bloße Aufklärung sollte genügen. Aber während sie den Vorwurf der Gedankenlosigkeit nicht ganz zurückweisen kann, nimmt sie auch die Belehrung nicht hin, ohne ihrerseits zu sagen, was sie als Freundin der Natur auf dem Herzen hat. Während ihr der hochgeschätzte Schmuck für den Gebrauch zurechtgemacht aus dem Glaskasten gegeben wird, eigentlich gar nicht mehr im Zusammenhange mit dem Vogel, von dem er herstammt, gedenkt sie der langen Strecken, die Afrikareisende zu ihrem Vergnügen machen, des wilden Massenmordes der Tiere, die leidenschaftlichen Jägern zum Opfer fallen, wenn sie sich in Länder begeben haben, die die Jagdschutzgesetze der Heimat nicht kennen. Als kleine Probe sei hier eine Episode aus dem neuen Werk der arktischen Zeppelin-Expedition hergesetzt, das diese Freude am Abschießen als Selbstzweck schildert:

Da, am Backbord, der erste Hund! Nur ein Kopf, der gleich wieder verschwindet. Da noch einer! Oder ist's derselbe? — Nun geht's los. „Pistölchen heizen, meine Herren!“

Beng!

„Ja, so leicht ist die Sache nicht.“

Beng! Beng!

„Meiner hat gezeichnet.“

„I wo, hat nur gelacht!“

„Ha, der liegt aber wirklich! Boot klar? No weg! Ja, rudern, Kinder!“



Boot kommt leider zu spät. Hund ist versackt. Allmählich wird's besser. Die Leute in den Booten arbeiten sich ein, wir schießen auch sicherer. ‚Fönix' fährt weiter.

„Da! Schon wieder einer! Lille Hund am Steuerbord! Stop den Machin! Ist das Boot klar?" Beng! „Ro weg! Liegt! Liegt! Ist im Boot! Hurra! Ist schon mein vierter."

„Ich habe erst drei. Abwarten!"

„Sie! Sie! Sehen Sie nichts?"

„Nein, was denn?"

„Das lange graue Ding auf der Scholle. Das ist eine Storkobbe."

„Ich kann immer noch nichts sehen."

„Jetzt hebt sie den Kopf."

„Liegt er schon im Anschlag? Ist ja noch viel zu weit."

Da ertönt der Schuß. Noch einer. Das Boot fliegt jetzt heran. Das Ungetüm wälzt sich mit letzter Kraft von der Scholle ins Wasser.

„Jetzt ist es sehr schwer, sie zu kriegen," bemerkt der Sachverständige.

„Ha, da taucht sie wieder auf!"

Das Boot ganz klar, Svedsen steht klar mit der Harpune. Der Schütze will sie ihm entreißen.

„Nein, du schießen! Ich Harpune!" befiehlt Svedsen.

Und gehorsam kracht der Schuß. Die Harpune sitzt. Die erste Storkobbe ist da! Hurra! — „Tut! tut! tut!" macht ‚Fönix'. Mühsam wird sie längsseit gebracht. Wir haben sie vor Eifer beinahe mitgeschossen. Freude und Anteilnahme sind groß. Wir haben noch manchen lille Hund geschossen, auch noch einige Storkobben. Aber nie war's wieder so herrlich wie an diesem ersten Jagdtage, nie Spitzbergens Königsbucht wieder so schön.

Es genügt in der Tat, daß unsre fortschreitende Kultur von selbst vielerorts zur Feindin der Natur wird. Seit sich die Pforten des Paradieses geschlossen haben, ist das überall der Fall gewesen. Immer haben die Schädlinge weichen müssen, wenn der Mensch Boden urbar machte. Bis zum neuen Fischereigesetz hin, das den Fischereiberechtigten alle Feinde der Fischwelt ausliefert, d. h. den Otter, den roten Milan, die Möwe, den Eisvogel und viele andre, haben sich solche Vernichtungskämpfe immer aufs neue wiederholt, und die schönsten Gattungen der Tierwelt sind ihnen zum Opfer gefallen. Je fruchtbarer unsre Erde wurde, um so ärmer wurde sie an Naturschönheiten. Die Leuchttürme, die die Hafeneinfahrt der Schiffe sichern, kosten Tausenden von Wandervögeln das Leben. Die Abwässer der Fabriken haben ganze Flußläufe entvölkert. Unaufhaltsam schreitet die Vernichtung des Schädlichen neben der Mehrung des Nutzens.

Die Frau, die sich den Vorwurf gefallen lassen muß, daß ihr zuliebe die Natur beraubt wird, ist durch eine seltsame Verschiebung des Schönheitsideals die Trägerin all der Kostbarkeiten geworden, mit denen sich bei Naturvölkern, ganz im Sinne der großen Mutter selbst, der Mann schmückte, nicht nur zur Werbung, sondern auch für sein hohes Fest, für den Krieg. Kostbare Federarbeiten von wunderbarem Reiz kommen von den Indianerstämmen Amerikas, wo sie zum Schmuck des Mannes gehörten. Der Mann hat nun im Kulturzustande auf den äußeren Schmuck seiner Erscheinung verzichtet und ihn wie eine Huldigung der Frau umgehängt. Er hat die übertriebene Mode der Frau geflissentlich großgezogen. Für ihn genügte, so meinte er, als Zeichen seiner Kultur die Kraft seiner Persönlichkeit. Es sollte eigentlich selbstverständlich sein, daß in einer Zeit, in der die Frau zur Heranbildung dieser selben Persönlichkeit ihrerseits kein Opfer scheut, auch die Mode schlichter würde. Das wäre gewissermaßen die Probe auf das Exempel, und der schon jetzt so erfolgreiche Aufruf des Professors Schillings ist vielleicht nur der Beginn einer ganz neuen Wertung der Modeartikel. Bisher hat man triumphierend gemeint, daß die Frau trotz ihrer neuen Wissenschaften und Künste die Freude am Tand nicht verloren habe. Man hat nicht recht hingesehen. Die Modedamen haben uns mit ihrem wehenden Kopfputz und ihrem bunten Gefieder die Augen geblendet und den Blick von der schlichten Vornehmheit weiter Kreise abgelenkt, in denen die Frau sehr wohl imstande ist, Schönheit und Anmut mit Einfachheit zu verbinden. Es scheint, als ob gerade die Frage des Reihertragens geeignet ist, auch auf diesem Gebiet zu klären und zu scheiden.

Noch immer machen denkende Frauen Moden mit, die nur bei gedankenlosen erträglich sind, oft nur deshalb, weil es ihnen noch nicht klar geworden ist, daß die Einheit der Persönlichkeit eben auch die Tracht umfaßt. Hier liegt für die Frau noch ein sehr weites Gebiet der Betätigung, das gerade für ihr kultiviertes Schönheitsgefühl besonders fruchtbar sein wird. Der Schutz des Reihers, der ja nur deshalb so dringend nötig ist, weil er eben in der Brutzeit getötet wird — denn im Grunde ist auch der Reiher ein Schädling und fällt unter die Feinde der Fischzucht —, ist Nebensache gegenüber diesem Hauptzweck, nämlich der Loslösung der Frauenseele, in ihren edelsten Vertreterinnen wenigstens, von Modeströmungen und Modetorheiten, die mit der Bildung ihres Kopfes und der Empfindung ihres Herzens im Widerstreit stehen.





Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Aus Joseph Lauffs Festspiel „Der große König": Schlachtenbild „Hohenfriedberg" (zweiter Akt, zweites Bild).

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Das Friedrich-Festspiel im Kgl. Opernhause zu Berlin — „Der Zorn des Achilles" von Wilhelm Schmidtbonn — „Fiat justitia" von Lothar Schmidt und Heinrich Ilgenstein — Zwei Familienkomödien: „Die glückliche Ehe" von Peter Nansen und „Komtesse Mizzi" von Arthur Schnitzler — „Gabriel Schillings Flucht", ein Buchdrama von Gerhart Hauptmann — Papa Schmids neunzigster Geburtstag — Felix Schweighofer und Alexandre Bisson † — Julius von Werthers Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheaterintendanten

ie bescheiden sind wir doch geworden in allem, was dramatisches Pathos und nationale Begeisterungskraft auf der Bühne heißt! Seit Wildenbruchs Mund verstummt ist, haben wir keinen vaterländischen Dichter mehr, der berufen wäre, an den großen Gedenktagen unsrer vaterländischen Geschichte die Glocken festlicher Weihe und Andacht zu läuten. An die Stelle eines Dichters, der, selber ein Hohenzollernsproß, in keiner seiner dynastischen Verherrlichungen die höhere Absicht verleugnete, „dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit zu dienen", ist ein höfischer Gelegenheitspoet getreten, dem es nicht an Talent, wohl aber an jenem hochsinnigen, den augenblicklichen Zweck überflügelnden Volks- und Geschichtsbewußtsein fehlt. Wildenbruchs Pathos, auch wenn es sich überschlug, quoll wie die Lava des Vulkans immer aus dem Krater einer glühenden Persönlichkeit, die unter dem Gesetz elementarer Mächte stand; jetzt müssen wir uns mit einer „befohlenen Poesie" behelfen, die sich in loyaler Weise nach Reglement und Etikette zu richten weiß. So ist es gekommen, daß die zweihundertste Wiederkehr des 24. Januars 1712 im Königlichen Opernhause zu Berlin mit einem Festspiel Joseph Lauffs gefeiert wurde, an dem Regisseur, Theater- und Kapellmeister fast mehr Anteil haben als das Wort des Dichters. Wir wollen es deshalb nicht schelten: dieser „Große König", eine Bilderfolge, die drei markante Wendungen in Friedrichs Leben und Schicksalen illustriert, beweist Geschick und Takt genug, die Würde der Gelegenheit zu wahren und zwischen der Szylla des Byzantinismus hier, der Charybdis verstimmender Vergleiche dort den Kurs bescheidener Historienmalerei innezuhalten. Schon daß es in ausgiebigem Maße die „Musik von weiland Seiner Majestät dem König" an Bord nahm, war klug; klüger noch, daß es kein geschlossenes Drama anstrebte, sondern sich mit einer lose verbundenen Auswahl biographischer Einzelbilder begnügte.

1740 — 1745 — 1786: Rheinsberg — Hohenfriedberg — Sanssouci: Wachsen — Reifen — Erlöschen. Dort der achtundzwanzigjährige Kronprinz, noch fern von den Sorgen der Regierung inmitten eines Kreises geistreicher Freunde und artiger Frauen, wie er flöteblasend im leichten Nachen auf den sanft gekräuselten Wellen seines Schloßsees dahinfährt — man denkt an Menzels Aquarell oder an Dörs etwas glattes Ölbild aus der Orangerie in Potsdam —, wie er sich zwischen den Taxushecken des Parks von der Hofgesellschaft ein Menuett vortanzen läßt, während er selbst das Schäferspiel „Il re


Phot. Rembrandt, Charlottenburg.
Sommerstorff als Graf Hertzberg in Lauffs Festspiel „Der große König".

pastore" komponiert, aber doch auch schon den „gegenwärtigen Zustand Europas" überdenkt und an dem Macchiavell Philosophie des Regentenamts studiert. Alles atmet noch Heiterkeit und Augenblickslust, aber die Stimmung wird ernster, die Zukunft pocht ans Parktor. Derschau bringt die Nachricht, daß der König im Sterben liege. Die Botschaft trifft keinen Unvorbereiteten. Der Fürst, der in Rheinsberg ernst zu arbeiten und sich selber zu zähmen gelernt hat, nimmt gefaßten Herzens Abschied von dem Schloß, wo er die Feste der Jugend gefeiert hat, und geht entschlossenen Mutes seinen neuen Pflichten entgegen.

Hohenfriedberg — am Abend vor der Entscheidung. Krieg und Schicksal stehen für Friedrich auf des Messers Schneide. Nach dem unglücklichen böhmischen Feldzug von 1744 und seinem Rückzug nach Schlesien befindet sich der junge König in höchst bedrängter Lage: Maria Theresia hat mit Bayern Frieden, mit Holland und England einen neuen Bund geschlossen und denkt nun ernstlich an die Wiedereroberung Schlesiens. Ganz Oberschlesien ist schon ihr, Prinz Karl von Lothringen ist mit 90000 Österreichern und Sachsen von Böhmen her über das Riesengebirge in Mittelschlesien eingebrochen. Der König steht mit nur 60000 Mann bei Schweidnitz oder zieht sich, wie seine falsch unterrichteten Gegner glauben, auf Breslau zurück. Die Stimmung in seinem eignen Lager ist nicht am besten: ums nächtliche Feuer liegen die Soldaten und reden mehr verzagt als kampffreudig von dem, was ihnen bevorsteht; die Offiziere, die wohl wissen, was auf dem Spiele steht, treffen ihre Vorbereitungen für den kommenden Morgen: soll mit Schlesien, dem kaum gewonnenen, etwa gar auch die preußische Königskrone verloren gehen? Da tritt der König unter sie, tiefernst, aber auch entschlossen, für das Äußerste das Äußerste zu wagen. Er hält eine ermunternde Ansprache an seine Generale, und Lauff tut gut, sich hier möglichst der historischen Worte zu bedienen, wie sie uns überliefert sind. Dann bricht die Nacht des 4. Junis herein. Schleier senken sich herab und verhüllen das Lagerbild, aus dem Orchester klingt der Hohenfriedberger Marsch herauf, erst gedämpft, dann lauter und mächtiger, und als er zu voller Gewalt angeschwollen, erhellt sich mit dem jungen Tage — die Schlacht entschied sich ja schon in den frühesten Morgenstunden — auch die Szene wieder, und wir erblicken inmitten seiner


Phot. Rembrandt, Charlottenburg.
Karl Clewing als Friedrich der Große in Joseph Lauffs Festspiel „Der große König".


Phot. Rembrandt, Charlottenburg.
Ein Rheinsberger Bild aus dem Festspiel „Der große König" von Joseph Lauff.

schmackvoll, wie Kenner versichern. Jedenfalls trug sie dem Hörer auf ihren Schwingen die Melodie der Zeit entgegen, ob nun zu dem Schäferspiel von Rheinsberg Ouvertüren und Arien oder später einzelne Sätze aus den Flötensonaten und namentlich die prächtigen Märsche erklangen, die auch dann, wenn sie nur wahrscheinlich, wie der Mollwitzer, oder, wie der Hohenfriedberger, sicher nicht von Friedrich herrühren, den Geist seiner Armee atmen.

Das letzte Wort, das Wildenbruchs glühende Vaterlandsliebe seinem Volke am Neujahrstage 1909 zurief, es lautete: „Lern' verachten! Lerne zürnen!" Unter allen Mächten, von denen er sich noch für sein geliebtes, rings von Haß, Neid und offener Feindschaft umgebenes Deutschland eine Wiederkehr alter gebieterischer Größe versprechen mochte, schien ihm der „heilige Zorn" diejenige, auf die er am meisten hoffte und baute. Es war das ein echt germanisches Gefühl, das sich da in Wildenbruchs tapferer Seele

Generale und Soldaten den siegreichen König — fast aufs Haar genau so, wie uns Camphausen auf seinem Hohenfriedberger Bilde die Situation gemalt hat: Friedrich auf seinem Schimmel in der Mitte, das ruhmbedeckte Regiment der Baireuth-Dragoner mit dem Dreispitz salutierend.

Endlich Sanssouci. Ein Abend auf der Schloßterrasse. Während von fern das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche herüberklingt, erzählt ein alter Gärtner seinem aufhorchenden Enkel von den Schlachten, in denen er unter dem König gekämpft hat. Schon fängt das Gespinst der Sage an, sich um den alt und einsam gewordenen Philosophen von Sanssouci zu weben ... Da ertönt Flötenspiel aus dem Schloß, und bald darauf bringen Diener einen Sessel, auf dem sich der König, in Decken und Kissen gehüllt, müde nach vollbrachtem Lebenswerk niederläßt. Unter feierlichem Chorgesang schlummert er ein, den Blick aus der blauen Mondnacht schon in ein andres Land gerichtet, in das wahre und ewige Sorgenfrei.

Man soll als Bilder nehmen, was sich als Bilder gibt. Szenisch und malerisch war die Wirkung vortrefflich; Georg von Hülsens Regie, an der wir bei modernen Dramen oft die Stimmungskraft vermissen, sah sich hier einmal vor einer Aufgabe, der ihre Neigung zum bildhaft Festen, um nicht zu sagen Erstarrten, völlig gewachsen war. Die begleitende Musik hatte Joseph Schlar aus den musikalischen Werken Friedrichs des Großen zusammengestellt; geschickt und ge-


Phot. Rembrandt, Charlottenburg.
Karl Clewing als Friedrich der Große auf der Terrasse von Sanssouci in dem Festspiel „Der große König" von Joseph Lauff.

gegen die Mahnung des Christentums zu unbedingter Demut und Milde aufbäumte. Er wußte, daß der Zorn, der heilige Zorn, der gerechte Zorn über ein erlittenes Unrecht zu den rauhen Tugenden gehört, die der Mann unter gewissen Umständen nicht entbehren kann, will er sich nicht selbst degradieren. Bismarck gab uns ein erhabenes Beispiel dieses Zorns, als er sich nach seiner Amtsentsetzung in den Sachsenwald zurückzog, nicht um still duldend zu verstummen, sondern um den kochenden Unwillen in sich abgeschlackt und geläutert als klingendes Erz eines immer wachen, immer streitbaren Vaterlandseifers aus sich herauszuschleudern. Er war ein Fünfundsiebzigjähriger damals; die Leidenschaften, auch seine tiefsten, führten nicht mehr die heftige Sprache der Konflikts- und der Kulturkampfzeit — trotzdem gab es vielleicht keine Epoche in seinem Leben, die tragisch-dramatischer war als diese. Manch einem ist damals trotz des Altersunterschiedes das Bild des zürnenden Peliden oder gar des rasenden Telamoniers in Erinnerung gekommen, und vor ihm hat sich die düstere Frage erhoben: Welcher Sturm wäre entfesselt worden, wenn dem Gewaltigen dies Schicksal um ein oder zwei Jahrzehnte früher widerfahren wäre!

Der Held der neuen Tragödie von **Wilhelm Schmidtbonn**, die, ehe sie in Berlin auf das Deutsche Theater kam, schon an mehreren deutschen Bühnen aufgeführt worden war, ist ein Dreißigjähriger, und gleich in der ersten Szene bekennt dieser Achilles von sich selber:

„Sieh, so bin ich nun.
Kein Mensch auf Erden
Hat bezähmt in mir je diese Heftigkeit.
Ich selbst, der Stärkste sonst, vermag dies nicht ...
Fest halt' ich am Unmäßigen auch,
Dünkt's mich so recht.
Freude ist mir der Trotz."

Was diesen „**Zorn des Achilles**" erregt — Schmidtbonn nimmt den Titel seines Dramas (Buchausgabe bei Egon Fleischel & Ko., Berlin) aus dem ersten Verse der Ilias unmittelbar herüber —, das wissen wir alle aus dem Epos des Homer, dem unser Dramatiker eine lange Strecke treulich folgt. Er darf es, ohne in den Geruch eines allzu schwächlichen Epigonen zu geraten. Der stählern federnde Rhythmus seines eigengeprägten Verses, die Energie seiner bilderkargen und doch sinnlich warmen Sprache, diese ganze erdhaft feste Ausdruckskraft, die alles aus erster Hand zu haben scheint, macht ihn so enger Nachbarschaft eines Dichters nicht unwürdig, der, wie uns bedünken will, an den Quellen des Lebens und im Rate uranfänglicher Dinge saß. Was so leicht kein andrer von heute wagen dürfte, ganze wohlbekannte Wendungen Homers bei sich aufzunehmen, dieses jungen Rheinländers blanke, gerade Einfachheit darf es, ohne dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen. Doch bald auch erkennen wir das Neue und Eigne, den dramatisch-tragischen Gesichtspunkt, unter dem Schmidtbonn, hier so grunddeutsch wie in seinen bisherigen Dichtungen, den Konflikt gesehen hat. Wieder handelt es sich um den Einen, den Einsamen, den Maßlosen und Hochstrebenden, der über sich keinen als den Himmel erträgt, der sich nicht unter das Joch des Haufens und der allgemein gültigen Gesetze zu beugen gesonnen ist, der herausfordernd sein trotziges Einzelgefühl in die Reihen der andern schleudert, wo Gehorsam, Pflicht, Überlieferung und gute Sitte zu Hause sind. Unter solchem Zeichen kämpft der junge, aus dem Vaterhause verstoßene Held der „Mutter Landstraße" so gut wie der Graf von Gleichen, der sich von der Christensitte der Heimat sein in fremdem Erleben gewonnenes Glücksgefühl nicht zertrümmern lassen will; so kämpft auch dieser königliche Griechenbauer, wenn er sein in Trotz verpanzertes Selbst der kompakten Masse der andern entgegenwälzt, um eher in Schuld und Blut zugrunde zu gehen, als auch nur einen Fußbreit von seinem vermeintlichen Rechte zu weichen. Es ehrt den Dramatiker, daß er den tragischen Akzent von vornherein auf die innern Ursachen, nicht auf die äußere Veranlassung des „Streites der Könige" setzt. Den Verlust der schönen Briseïs würde Schmidtbonns tragischer Held leicht verschmerzen; die Verletzung der Achtung aber, die Tatsache, daß man es überhaupt nur wagt, ihm den Schimpf der Auslieferung eines ihm zugesprochenen Gutes anzutun, verwindet sein knabenhaft wundes Ehrgefühl nicht. In seinem robusten Körper — Schmidtbonn hat den Achill absichtlich ein gut Teil derber und bäuerischer gezeichnet, als er bei Homer erscheint — birgt sich ein Herz voller Zutrauen und Arglosigkeit, aber auch von mimosenhafter Empfindlichkeit, auf den geringsten Druck zu jäher Aufwallung geneigt. Nie würde dieser Achill sich seiner Taten und seiner Tapferkeit rühmen; was er tut, tut er mit der Selbstverständlichkeit des naiven Helden, dem Hieb und Stich das natürliche Leben sind. So hat sein Zorn über die unvermutete Nichtachtung, die ihm widerfahren, etwas Elementares: der ganze Mensch ist aus den Fugen gehoben, sein innerstes Ich, vor der Außenwelt keusch gehütet, scheint ihm vor die Hunde geworfen, wenn fremde Menschen ruchlos antasten dürfen, was er selbst sich kaum zu berühren getraut.

Es ist dem Dichter gelungen, uns von der Mannhaftigkeit dieses Zorns zu überzeugen; die gerade, offene und selbstbewußte Größe, die der Zürnende fern von aller Kleinlichkeit beobachtet, raubt ihm unsre Sympathien auch dann noch nicht ganz, wenn sein tatenloser Unmut die Seinen in höchste Bedrängnis bringt. Der Säule und Turm des Kampfes gegen Troja war, der mit vernichtender Wut die Scharen der Feinde



daniedermähte, kann unmöglich gehorsam und friedfertig den Nacken vor der Laune eines Heerführers beugen, der ihm, dem Halbgott, an Tapferkeit und Edelmut nicht gewachsen und nur durch gütliches Übereinkommen zeitweilig übergeordnet ist.

Doch Achills tragische Schuld beginnt in dem Augenblick, wo seine zürnende Tatlosigkeit Volk und Vaterland trifft. Schmidtbonn hat zur Verschärfung dieses tragischen Konflikts ein neues Motiv gefunden: nicht von ungefähr stoßen Patroklus und Hektor auf dem Schlachtfelde zusammen, nein, die nicht mehr aus noch ein wissenden Hellenenfürsten sind es, die mit vorbedachter Arglist die beiden aufeinanderhetzen in der sicheren Voraussicht, daß Patroklus unterliegen und Achilles sich durch den Fall seines heißgeliebten Freundes aus der Untätigkeit aufschrecken lassen wird. Sie haben richtig gerechnet, aber die Rechnung wendet sich gegen sie selbst. Denn inzwischen hat Priamus, durch Achilles' neues Wüten eingeschüchtert, Friedensverhandlungen mit den Griechen angeknüpft und in ihnen das Heimweh nach dem seit neun Jahren entbehrten Vaterlande zu entfachen gewußt. Nun kommt alles darauf an, die eben noch listig aufgestachelte Kampfwut des Achilles zu dämpfen, auf daß der Friede endgültig geschlossen werde. Aber jetzt kennt seine neu entfesselte Rachewut und Kampfeslust kein Halten mehr, mag auch das Gemeinwohl darunter zerstampft und zertreten werden:

„Ist Vaterland ein Ding,
Das Unrecht tun darf ohne Scheu?
Ich doch duld' auch vom Vaterland kein Unrecht.
Verderb' ich euch, helft selbst euch, wie ich mir.“

Und er stürmt ins Schlachtfeld, um den trojanischen Königssohn niederzustrecken, was natürlich alle keimenden Friedenshoffnungen mit zu Boden mäht. So ward seine Heilung vom Zorn, seine Bezwingung der vaterlandsvergessenen Untätigkeit vollends zum Frevel an dem höheren Sinn dessen, dem Blut und Leben gehören sollten. Als sein Zorn sich dann im Blute des Feindes gekühlt hat — allzusehr hat sich Schmidtbonns kompositionsvergessene Erregtheit, von Homers Schilderung verführt, in diese Szene festgebissen —, da starrt er leer und schmerzzerrissen auf die Verwüstung, die er angerichtet hat. Nur eine Sühne, nur eine Genugtuung, weiß er, gibt es dafür: ungerüstet, ohne Wehr und Waffen schreitet er mit selig-befreitem Jauchzen den Troern entgegen als einer, der seinen Frevel erkannt hat und sich selber richtet:

„Dies immer war der Seele Wunsch,
Einmal zu sterben gegen tausend ...
Ich schüttele das blonde Haar:
Hinter mir alles!“



Wilhelm Schmidtbonn.

Doch nicht umsonst ist auch dieser letzte Ausbruch seines selbstherrlichen tod- und weltverachtenden Eigenwillens. Wie sie ihn so frei und wild dahinstürmen sehen, entzündet sich die schon eingeschläferte Kriegslust der Griechen neu an seinem Beispiel, mit verdoppelter Kraft, zum Letzten entschlossen, nehmen sie den Kampf wieder auf.

Es ist das Drama eines Trotzigen und Einsamen, nicht ungestraft über Gesetz und Gemeinwohl Hinausstrebenden, das Schmidtbonn zu gestalten versucht hat, und auf einsamem Schauplatz, isoliert in der Seele des Helden, spielt es sich ab. Wir bedauern, daß dieser aus homerischer Kultur gleichsam in seinen Urzustand zurückversetzte Achill unter den ihm entgegentretenden Fürsten keinen auch nur entfernt ebenbürtigen Gegenspieler findet, und daß auf diese Weise sein tragischer Kampf zwischen den trotzigen Forderungen eines eigensüchtigen Temperaments und der Gehorsamspflicht gegen Volk und Vaterland etwas von der sinnfälligen Form einbüßt, der das Drama zu seiner vollen Wirkung bedarf; wir bedauern, daß die straff geschürzte Energie der beiden ersten Akte nicht standhält, daß das Drama sich in der zweiten Hälfte mehrmals durch Nebendinge von seinem geraden Wege ablenken läßt, anstatt alle Kraft auf den tragischen Konflikt zu spannen — wir können aber Dank und Anerkennung einem Werke nicht versagen, das wie dieses mitten im Schwarm einer lyrisch aufgelösten oder kleinlich tüftelnden Dramatik ernst um die verlorene Größe einer würdigen Tragik ringt und mit mannhafter Sachlichkeit seinem neuen, wirklichkeitsgesättigten Ideal zustrebt.



In Paul Wegener hatte dieses Drama einen Heldendarsteller von jener kantigen, kristallenen Männlichkeit gefunden, die einem so beschaffenen Achill allein frommen kann, und in dem Patroklus Alexander Moissis wieder stand ihm eine Jünglingsgestalt zur Seite, die mit ihrer romantisch verträumten Weichheit jene scharfen Konturen nur noch schärfer hervorhob. Die andern Figuren auf griechischer wie auf trojanischer Seite bedeuten wenig, und ob die Volksszenen zu einer volleren dramatischen Wirkung hätten gebracht werden können, als es im Deutschen Theater geschah, wäre nur zu entscheiden gewesen, wenn Meister Reinhardt selbst die Regie geführt hätte, er, in dessen Schule sich Schmidtbonn den Mut zu solchen kühnen Symphonien der Massenpsyche geholt hat.

Die grimme Iracundia scheint als Pate auch an der Wiege der Kriminalgroteske „Fiat justitia" von Lothar Schmidt und Heinrich Ilgenstein gestanden zu haben, für die das Neue Schauspielhaus in Regie und Ausstattung alles tat, um sie zu dem heißersehnten, noch immer nicht ergatterten Zugstück des Winters zu machen. Ob es ein „heiliger" Zorn war, will ich unentschieden lassen — danach pflegt ein Lustspiel wenig zu fragen. Der Berliner Zensur erschien es jedenfalls nicht so. Hat sie doch die beiden Verfasser erst redlich gezwickt und gezwackt, ehe sie das doch in — Serbien spielende Stück freigab. Warum eigentlich? Glaubte sie ihre hohe Schwester, Frau Justitia, wirklich gegen diese Verzerrungen in Schutz nehmen zu müssen? Friedrich der Große hatte Humor und Überlegenheit genug, dergleichen „niedriger hängen" zu lassen. Es sind ja allerlei Anklänge an junge und jüngste fatale Vorkommnisse unsrer Rechtsübung in dieser durch drei Instanzen (statt Akte) geführten Satire auf Polizei, Schwurgericht und Appellationshof zu finden, und selbst die verwegene Schlußpointe, die um ein Haar perfekt gewordene Verurteilung eines Unschuldigen, die nicht das leibhaftige Erscheinen des vermeintlich Ermordeten — nein, nur im letzten Augenblick die Entdeckung eines Formfehlers umstoßen kann, mag ihre Analogie in der Praxis haben. Im übrigen aber handelt es sich doch um Spielereien, einer oder vielmehr zweier furioser Phantasien, die den heiligen Ingrimm über Schwerfälligkeit, Schulfuchserei, Formelkram und Klassenvorurteile unsrer Justiz bald verabschieden, um sich dafür mit Haut und Haar dem Jokus geläufiger Lustspielmache zu verschreiben. „Des Zornes Ende ist der Neue Anfang", sagt der weise Mirza-Schaffy. So ist in dieses Stück eine Geste gekommen, deren weitausholende pathetische Wurfbewegung durch die Ohnmacht des Geschosses Lügen gestraft wird. Ob da nicht einer den andern gehemmt hat? Der Zorn fährt nun mal besser einspännig; zwei Gäule im Joch bringen es bestenfalls immer nur zu einem gemütlichen Trabe.

Erinnern sich die Leser noch des Telephongesprächs „Gestörte Verbindung", das die Monatshefte vor einigen Jahren von dem Dänen Peter Nansen veröffentlichten? Es sah aus wie eine bissige Verspottung der Frauenfreundschaft, barg aber hinter seinem schneidenden Spott so viel zärtliche Galanterie für das schöne Geschlecht, daß es am Ende jede Leserin eher für ein artiges Kompliment als für eine unartige Satire genommen haben wird. So würde es ihnen auch ergehen, wenn sie sich in den Kammerspielen des Deutschen Theaters vor Nansens erstem Theaterstück „Die glückliche Ehe" säßen. Peter Nansen unter den Dramatikern! Gleich einen ganzen Band „Theater" hat er soeben erscheinen lassen (Berlin, S. Fischer). Wer hätte das von dem Fünfzigjährigen noch erwartet! Haben wir ihn uns doch bisher nur als Novellisten denken können, als Novellisten der halben, gebrochenen Töne, hinter denen wohl meistens eine feine überlegene Ironie kicherte, die schließlich aber doch alles Unbehagen, alles trotzige Pathos, alle widerspenstige Kritik mit sanfter Grazie zur wohligen Ruhe streichelten. Er kommt sich selbst noch ein wenig sonderbar vor in dieser neuen Rolle, der so spät unter die Propheten gegangene Saulus, und er braucht vor sich selber eine Rechtfertigung deswegen, die aus diesem Munde fast ein wenig philiströs klingt: „Ich glaube, es kann ganz nützlich sein, heutzutage, wo so viele düstere und wehmütige und tragische Schauspiele über die Treulosigkeit in der Ehe geschrieben werden, auch einmal eine glückliche Hahnrei-Ehe auf die Bühne zu bringen." Das klingt so naiv, als glaubte er wirklich, er sei's, der dies Paradies der Unschuld in Kopenhagen, dem Paris des Nordens, eben erst entdecke. Und munter geht er daran, sein novellistisches Filigrangewebe von 1894 in Szenen und Szenchen zu zerzupfen, mit der Nonchalance eines Mannes, der sicher ist, daß ein Kammerspielhaus schon zart genug mit solchen Zerbrechlichkeiten umgehen wird. Nun, es gab sich alle Mühe. Aber mehr als eine kapriziöse „Plauderei", eine eigensinnige Umkehrung der tragischen Wahrheit in illusorische Komik kam doch nicht dabei heraus.

Der Cicisbeo als Glückstifter, als Konservator des ehelichen Friedens. Das ungleiche Beieinander des Postassistenten Mogensen und seines „Schnuckelchen", der kleinen launisch-anspruchsvollen Nancy, wird erst mollig, als Dr. Friedrich Jermer, der immer noch ledige Rat im Finanzministerium, dazukommt und der nach Zärtlichkeiten Darbenden seine gerade unbeschäftigten Galanterien zu Füßen legt. Doch er bleibt nicht lange ohne Konkurrenz. Martin, schon einer von der jungen Generation, die durch ihre amerikanisierte Unverfrorenheit und ihr dreistes Knabenlächeln siegt, macht ihm den Rang streitig, und nun, da Nancy sich abmühen muß,





Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Peter Nansen.

zwischen den beiden Nebenbuhlern ihre Zeit und Gunst richtig zu teilen, und der gute Mogensen mit dem Beschwichtigen, Ausgleichen und Versöhnen der beiden Eifersüchtigen gar nicht mehr fertig werden kann, geht die alte nervöse Quengelei wieder an — bis der Rat das Feld räumt und dem andern den Hausschlüssel ausliefert. Auf Friedrich also folgt Martin, auf Martin ein Maler: der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht bleibt allein Mogensen, Christian Mogensen, der entlastete Eheherr. Und just in dieser passiven, nichts ahnenden, selig unwissenden Beständigkeit liegt nach Peter Nansen das „Glück" dieser Ehe. Seine Ehemänner sind in ihren Ansprüchen offenbar genau so bescheiden wie er selbst in seinen Ansprüchen an eine Komödie. Nicht einmal die Mühe macht er sich, Herrn Dr. Friedrich Jermer, der sich im vierten Akt mit einer eleganten Weltdame vermählt hat, seine Junggesellensünden mit gleicher Münze heimzuzahlen. Oder ist die „Schneiderin", zu der Frau Lili Jermer, geb. Clausen, so häufig geht, mit der „Tante Lene" identisch, die Nancy immer gerade dann am häufigsten hat besuchen und pflegen müssen, wenn wieder einmal ein Neuer den Alten abgelöst hatte? Nein, das Moralische lernt ein Schwerenöter wie Nansen niemals, auch wenn er siebzig Jahre alt würde! Er bleibt der alte unverbesserliche Ironiker mit der Nelke liebenswürdig koketter Frivolität im Knopfloch.

Arthur Schnitzler zeigt auf den ersten Blick, wenigstens in seinen kleinen Prosastücken, den Komödien des Lebens, manche Ähnlichkeit mit dem nur um ein Jahr älteren Skeptiker aus Kopenhagen. Sieht man aber näher zu, so findet man ihn nicht bloß weicher und melancholischer, auch inniger und stimmungstiefer. Ironie verkehrt sich bei ihm leicht in Wehmut, Blasiertheit in Resignation, und gegen die Anwandlungen der Sentimentalität, die ihm als Erbteil seiner Rasse im Blute sitzen, hilft ihm manchmal alle medizinische Bewußtheit nichts. Die Themata Tod und Leben, Schein und Sein, Spiel und Ernst, Einanderverkennen und Aneinandervorbeileben, sie kehren in immer leiser werdenden Melodien, unendlich fein variiert, stetig bei ihm wieder. Seine „**Komtesse Mizzi**", eine einaktige Komödie, die das Lessingtheater jüngst wenig stimmungsfördernd der anderswo schon besser aufgeführten Bauernkomödie „Erde" von Karl Schönherr vorangehen ließ, gehört in die Nachbarschaft des „Einsamen Weges", des „Zwischenspiels" und auch des „Weiten Landes", das uns zu Anfang dieser Spielzeit begegnete, aber nicht lange zu fesseln gewußt hat. Scheinbar ein vorzeitig vom Stamm eines größeren dramatischen Zyklus gebrochener Zweig: allein für sich mutet der Akt etwas kahl an. Der Inhalt? Nichts weiter als dies: Eine blasierte Aristokratin in reiferen Jahren, die in scheinbar unbekümmertster Gelassenheit von der souveränen Freiheit ihres Lebens und Liebens Gebrauch macht, wird plötzlich ihrem erwachsenen, bisher vor aller Welt, auch ihrem Vater verborgen gebliebenen Sohne gegenübergestellt, einem etwas frühreifen, frechen Grünschnabel, der seine Gefühle auf der Zunge trägt und vor den Heimlichkeiten der älteren Generation so gar keinen



Arthur Schnitzler.

Respekt mehr hat. Da kommt die Ahnung, aber auch nur die Ahnung eines solideren, herzhafteren Glückes über sie, als sie bisher mit all ihrer verantwortungsfreien Ungebundenheit zu erjagen vermocht hat. Sie sträubt sich noch ein wenig gegen die Genesung, die die Natur mit ihr im Sinne hat, aber schließlich gibt sie ihrem Mallehrer und letzten Geliebten Professor Windhofer doch den Abschied und läßt den Herrn Papa, der noch immer nichts ahnt, die Karten für den Schlafwagen nach Ostende bestellen. Es ist derselbe, in dem Fürst Ravenstein, der Vater ihres Sohnes, und dieser selbst mit gleichem Ziel sich einquartiert haben. Nun weiß man, was der Nebentitel der Komödie, „Ein Familientag", sagen will: aus der Komtesse Pazmandy wird bald eine Fürstin Ravenstein werden — nur gut, daß sich der Herr Sohn im voraus damit einverstanden erklärt hat.

Die Komtesse spielte Irene Triesch, wohl etwas schärfer im Ton, als Schnitzler sie will, aber mit subtilster Ausmünzung all der feinen Übergänge und schillernden Nuancen, die sein geistreich spielender Witz an diese Zwitterblüte eines faulen Bodens verschwendet hat.

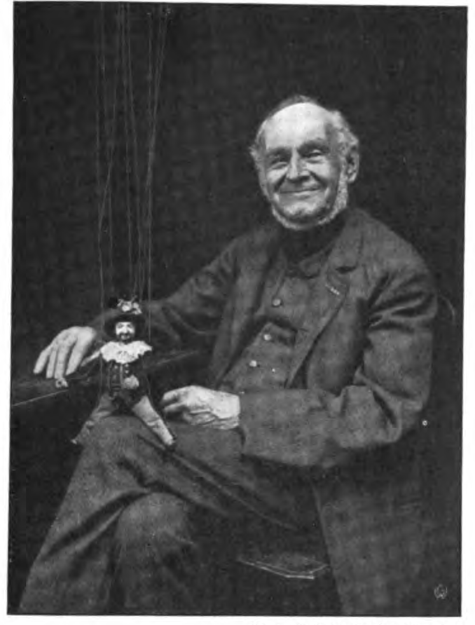
Im Januarheft der „Neuen Rundschau" (Berlin, S. Fischer) ist ein seit fünf Jahren fertiges Drama Gerhart Hauptmanns erschienen: „Gabriel Schillings Flucht". 1906 schon sprach man von einer unmittelbar bevorstehenden Aufführung im Lessingtheater, aber im letzten Augenblick wurde das Werk zurückgezogen. „Ich habe," schreibt Hauptmann zur Erklärung dieses Schrittes, „die Aufführung mehr gescheut als gewünscht, deshalb ist sie unterblieben. Heute würde ich das Werk nicht auf den Hasardtisch der Premiere legen mögen. Es ist keine Angelegenheit für das große Publikum, sondern für die reine Passivität eines kleinen Kreises. Einmalige Aufführung, vollkommenster Art, im intimsten Theaterraum, ist mein unerfüllbarer Wunsch." Warum unerfüllbar? In einer Zeit, wo sich mit dem Zirkus die Kammerspiele und die literarischen Sonderaufführungen vertragen! Und warum nur für die „reine Passivität eines kleinen Kreises"? Ich vermag dieser Konventikelsehnsucht keinen Geschmack abzugewinnen, am wenigsten bei einem Dramatiker, der schon mehr als einmal ein ausgesprochen und bewußt „untheatralisches" Werk auf die Bühne geführt hat, und vollends bei einem Dichter, der doch sonst von dem Naturrecht des Künstlers Gebrauch macht, die Wunden seines persönlichen Erlebens vor der Öffentlichkeit zu enthüllen. Möglich, daß diese Tragödie eines Künstlers, der vom Schicksal zermürbt wird, mehr noch als die „Versunkene Glocke" und die „Einsamen Menschen" von eignen Schmerzen und Bitternissen ihres Dichters genährt ist. Die Katastrophe vollzieht sich auf Fischmeisters Oye, ließ: Hiddensee, der kleinen, Rügen benachbarten Ostseeinsel, wo Hauptmann um 1900, zu der Zeit, da das Stück spielt, konfliktschwere Sommer seines Lebens zugebracht hat. „Einige versichern", steht als Motto aus dem Plutarch über dem Stück, „Eunosthus sei ihnen begegnet, ans Meer eilend, um sich zu baden, weil ein Weib sein Heiligtum betreten habe." Dieser weiberfeindliche Standpunkt bestimmt auch den Maler Gabriel Schilling zu seiner Todesflucht ins Meer. Wie Harpyen martern ihn die Ehefrau und die Geliebte wechselweise, zu ihrer eignen Qual, sich gegenseitig verhetzend und zerfleischend, bis er im nassen Grab den letzten und einzigen Ausweg aus dem „Doppelpech dieses Schicksals" findet. Etwas Sonnenschein bringt in diese Düsterheit allein die hilfreiche Menschlichkeit der Eingeborenen und die heitere Ruhe der Freunde. Sie begleiten diese Katastrophe einer noblen, aber schon vor der Schwelle des Dramas dem Schiffbruch verfallenen, durch und durch problematischen Existenz, deren innere Struktur an den Johannes Vockerat der „Einsamen Menschen" von 1891 erinnert, mit den versöhnenden und vertiefenden Lichtern eines gesunden, lebenstüchtigen oder weise resignierten Humors, und zeigen durch diese Gegenbilder, daß das „Rinascimento des vierten Jahrzehnts", an dessen Wehen Gabriel Schilling zugrunde geht, auch eine Genesung zum getrosten Leben bedeuten kann.

So viel nur einstweilen über ein Werk, das die Stätte seiner Vollendung und Erprobung trotz der Zagheit seines Schöpfers sicher noch

finden wird, und das dann, seinem Elemente überantwortet, mit seinem vollen Aufleben erst seine volle Kritik erfahren mag.

Noch gilt es, zwei jüngst Verstorbenen das letzte Salve, einem rüstigen, tätigen Greis fröhliche Lebensgrüße zuzurufen.

Papa Schmids lachendes Bildnis überhebt uns eigentlich der Pflicht, ihn zu grüßen: er grüßt uns, so lebensfroh schaut dieser Neunzigjährige noch in die Welt, die für ihn nicht die Bretter, sondern seine Drähte und Puppen bedeuten. Seit über fünfzig Jahren ist sein Name mit dem Münchner Marionettentheater verknüpft, dem einzigen in Deutschland, das sich, schon aus der Biedermeierzeit her, einer bodenständigen Tradition und neuerdings sogar eines offiziellen Schutzes rühmen darf. Als der kunstsinnige General Heideck sein in den vierziger Jahren geschaffenes Puppentheaterchen aufgab, erwarb es für dreihundert Gulden der damalige Aktuarius Schmid, hinter ihm aber stand kein Geringerer als Graf Pocci, der Zeichner, Musiker, Dichter und Kinderfreund. Man hat ausgerechnet, daß er der Schmidschen Marionettenbühne nicht weniger als fünfzig Stücke geschrieben und — geschenkt hat, denn auf Tantiemen verzichtete er ein für allemal und sicherte seinem Schützling sogar das alleinige Aufführungsrecht. Finanzielle Sorgen blieben freilich dem Herrn Aktuarius und Theaterdirektor trotzdem nicht erspart; zumal nach Poccis Tode (1876) hatte sein oft den Schauplatz wechselndes Unternehmen hart zu kämpfen. Aber Schmid hielt stand, seine Popularität wuchs von Jahr zu Jahr, und schon um 1880 nannte ihn München nur mit dem vertraulichen Ehrennamen, den sich Wrangel in Berlin erst als Achtzigjähriger errang. Die beiden „Papas" mögen sonst so verschieden voneinander gewesen sein wie die ungleichen Stämme und Städte, denen sie angehörten, im freundlichen, volkstümlichen Humor wetteiferten sie miteinander, und die Kinder hatten zu beiden noch ein besonderes Zutrauen. Das Reliefbild, das Prof. Bradl im Jahre 1908 zu Schmids fünfzigjährigem Jubiläum geformt hatte, wurde am Abend der Feier im alten Rathaussaale, lorbeerumkränzt, rechts von Schmids Kasperltyp, links von dem Münchner Kindl gehalten. Schon ein Jahrzehnt früher hatte die Münchner Stadtgemeinde seine künstlerischen und erzieherischen Verdienste dadurch anerkannt, daß sie ihm von Theodor Fischer, dem damaligen städtischen Bauamtmann, in den Anlagen an der Blumenstraße ein ständiges Heim für seine Puppen bauen ließ; im November 1900 wurde es eröffnet. Ein winziges, altfränkisches Häuschen, aber es paßt vortrefflich zu dem bieder-altväterischen Wesen seines Direktors und ist noch heute das einzige „Stadttheater" Münchens. Wie Papa Schmid geartet ist, kriegt er's fertig und



Phot. G. Pettendorfer, München.

Der neunzigjährige Papa Schmid.

feiert dort seinen hundertsten Geburtstag inmitten seiner unerhört treuen Darsteller und vor einem Parkett von Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kunst, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, wird er seinem Freund Kasperl ja nachgerade abgeguckt haben.

An einem der letzten Januartage ist Felix Schweighofer verschieden, der einst ganze Generationen durch seine vis comica, zumal durch seine stark ausgeprägte parodistische Begabung ergötzt und erheitert hat. Anfangs Kaufmann, dann Advokatenschreiber und Beamter der österreichischen Staatsbahn, fand er seinen Weg zum Komiker erst über die Zwischenstation des Opern- und Operettensängers. Seit dem Anfang der siebziger Jahre erfreute sich Wien seiner an wechselnden Bühnen, bis er sich schließlich ganz dem Wandergastspiel verschrieb und auf seine alten Tage noch — ein unermüdliches Fleiß- und Lerngenie — eine höhere Begabung für ernste Charakterrollen in süddeutschen Volks- und Dialektstücken in sich entdeckte. Wollte man seine wirkungsvollsten Rollen aufzählen, müßte man Stücke nennen, die heute niemand mehr kennt; um so erfreulicher, daß es ihm noch vergönnt war, mit Rollen wie Anzengrubers Wurzelsepp und Steinklopferhanns, Schellhofer im „Groben Hemd" von Karlweis u. a. auch die Brücke zur neuen Zeit und zum neuen dramatischen Geschmack zu finden.

Fast gleichzeitig mit Schweighofer ist in Paris, vierundsechzig Jahre alt, der auch bei uns wohlbekannte Schwankdichter Alexandre Bisson gestorben. Wer verdankt dem Vater der „Ma-



dame Bonivard", des „Seligen Toupinel", des „Galanten Richters", des „Barons Toto", des „Besten Mittels" und nicht zu vergessen des „Schlafwagenkontrolleurs", wer verdankt ihm nicht ein paar fröhliche Stunden! Mit dem Berliner Residenztheater und mit Richard Alexanders unwiderstehlicher Komik war uns Bissons Name sozusagen zu einem einzigen Begriff des Lustigen und Ausgelassenen verwachsen, und wenn wir das Heute mit dem Einst vergleichen, will uns dünken, als stelle jenes Bisson-Repertoire eine Art Klassikertum des Pariser Schwanks dar. Doch dann, als Sechzigjähriger, ward Bisson plötzlich von dem Ehrgeiz befallen, ein „seriöses Stück" zu schreiben. Da aber senkten sich die Schranken des deutschen Beifalls vor ihm: seine „Fremde Frau" (La femme X) hatte wohl in Paris einen großen Kassenerfolg, in Berlin aber wurde sie kühl abgelehnt, so beweglich sich der Verfasser zuvor auch über die „Sehnsucht des Lustspieldichters" ausgelassen hatte. Er sollte nun mal der „Spaßvogel und Possenreißer" bleiben, denn „dramatische Schriftsteller im Trauergewand" gab es ohnedies genug, zumal wenn sie, wie Bisson in der „Fremden Frau", mit ihrem pathetischen Mitleid eine kriminalistisch belastete Ehebrecherin begnadeten.


Julius von Werther.

Aus dem Nachlaß Julius von Werthers ist ein Band Memoiren unter dem Titel „Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheaterintendanten" erschienen (Stuttgart, Bonz). Der Sohn des im Sommer 1910 gestorbenen Dramatikers und Bühnenleiters hat sie herausgegeben, vielfach gekürzt, auch wohl mit Rücksicht auf noch lebende Personen ein wenig gedämpft, denn der sie sich von der Seele geschrieben hat, war eine starke Persönlichkeit mit hartem Kopf, die Zusammenstößen auch mit hohen und höchsten Herrschaften nicht aus dem Wege ging. Das Entscheidende aber ist auf Werthers ausdrücklichen Wunsch erhalten geblieben: er glaubte, nachdem er über vieles geschwiegen und manches Unrecht, manche unbegründete Anschuldigung zu Lebzeiten schweigend erduldet hatte, wenigstens vor der Nachwelt seine Sache ohne Scheu führen zu sollen, schon um seinen Namen vor einem Makel zu bewahren. Das kann man verstehen und billigen; wertvoller aber als diese persönlichen Abschnitte des Buches werden uns die andern bleiben, in denen Werther seine theatralischen und künstlerischen Erfahrungen niedergelegt hat. Er ist weit herumgekommen in deutschen Landen und hat „der Besten gerne wahrgenommen". Nach seinen in Wien und Weimar (unter Dingelstedt) verbrachten Lehr- und Wanderjahren wurde er 1868 nach Mannheim zur Leitung des Hof- und Nationaltheaters, 1873 als Direktor des Hoftheaters in Darmstadt berufen, hier aber schon nach anderthalb Jahren pensioniert. Doch seine Laufbahn war damit nicht zu Ende. In den Jahren 1878 bis 1884 fungierte er abermals als artistischer Direktor des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters, übernahm darauf als Intendant die Leitung des Hoftheaters in Stuttgart und wurde, seit 1886 mit dem persönlichen Adel ausgezeichnet, im Juni 1889 zum Generalintendanten ernannt. Bereits im folgenden Jahre zog er sich ins Privatleben zurück und nahm seinen Wohnsitz in München. Werther hat zahlreiche dramatische Dichtungen geschrieben, von denen es das Schauspiel „Mazarin" und das historische Intrigenstück „Der Kriegsplan" (Reclams U.-B.) seinerzeit zu einer gewissen Berühmtheit gebracht, jedenfalls einen nicht geringen Grad theatralischer Wirksamkeit bewiesen haben. Mehr als sie und seine historischen Romane haben uns diese seine „Erinnerungen" zu sagen: ein aufrechter Mensch, eine kunstbegeisterte Persönlichkeit und ein praktischer Theatermann wissen da aus bedeutsamen Epochen der deutschen Theatergeschichte vieles historisch Wichtige und noch heute Interessantes zu berichten, um so mehr, als Werther — besonders in Stuttgart — einer von denen war, die auch ein Hoftheater in freieren Bahnen zu lenken verstanden.




Anton Bruckner

Eine musikästhetische Studie

Von Oskar Lang

Anton Bruckner? Wer ist das? — Ach ja, ich erinnere mich, in einem Konzert einmal ein Stück von ihm gehört zu haben; es war, glaube ich, gut, aber etwas merkwürdig.“ So lauten leider noch immer sehr häufig Fragen und Urteile, wenn der Name Bruckner aufgeworfen wird, und zwar nicht bloß bei den Mindergebildeten, sondern — und zumal in Norddeutschland, wohin des Meisters Name noch viel weniger gedrungen ist — in Laienkreisen, wo viel Interesse für Musik besteht und reichlich Musik getrieben wird. Lautet aber gar die Antwort, daß man es hier mit einem ganz ursprünglich-genialen Musiker und einem der wahrhaft Großen nicht nur des letzten Jahrhunderts, sondern überhaupt der gesamten Musikgeschichte zu tun habe, so gibt es viel verwunderte Köpfe, ungläubige Gesichter und zweifelnde Fragen.

„Wie war es denn möglich, daß ein solches Genie nicht früher durchdrang, daß er nicht längst und ganz allgemein als derjenige bekannt wurde, der er ist?“ Ja, so fragen wir auch. Wie konnte es geschehen, daß ein Mann, dessen eminente Bedeutung als größter Symphoniker nach Beethoven heute nicht mehr bestritten werden kann und der bei fast allen wirklichen Kennern seiner Werke die tiefste Verehrung genießt, bis heute eine nur beschränkte, wenn auch um so mehr begeisterte Anhängerschaft gefunden hat? Forschen wir nach den Gründen für diese auf den ersten Augenschein hin schwer erklärbare Tatsache, so finden wir, daß sie sehr verschiedenen Ursprungs sind: sie liegen einerseits in den Zeitumständen, in der Art des Lebens und Hervortretens Bruckners, andererseits in dem spezifisch Eignen seiner Musik selbst, und zwar unendlich mehr, was deren vollkommene Seiten betrifft, als etwa die unvollkommenen, die ihm immer besonders übel zur Last gelegt werden.

Der allgemeinste, darum aber nicht unbedeutendste Grund für die geringe Beachtung ist wohl in dem Unverständnis zu suchen, das die Zeit noch immer wirklich tiefen und genialen Werken entgegengebracht hat. Denn jede neue Synthese des Welterlebens, sei sie nun philosophischer oder künstlerischer Art, braucht je nach Tiefe und Umfang ihre Zeit, um allmählich über die helleren Köpfe in die trägeren Schichten des Volkes einzusickern und schließlich zu der als selbstverständlich empfundenen Natur zu gehören. Nie war die Wirkung der Großen anders. Insofern ist das langsame und stete Durchdringen, wie es eben auch Bruckner erlebte, ein gutes und beredtes Zeugnis für die Echtheit seiner Werke, denen Massen- und Sensationserfolge nie beschieden waren und auch nie beschieden sein werden, Wirkungen, wie sie bei Meyerbeer schon direkt überführend sein mußten, aber auch bei Wagner, wo sie erst später eintraten, doch bedenklichen Verdacht erregen.

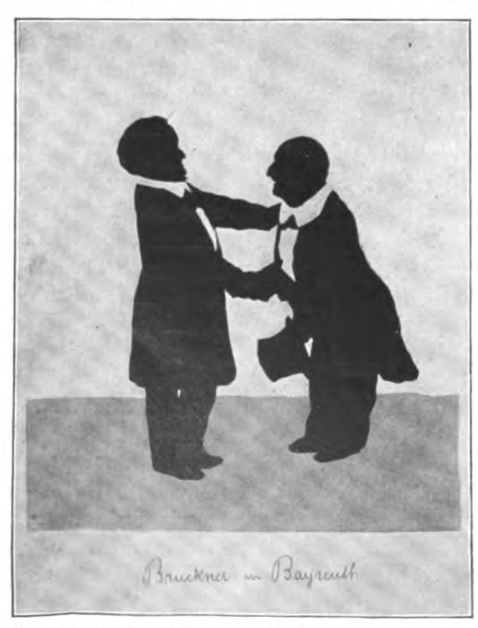


Anton Bruckner.

Trotz allem aber hätte Bruckner, da er keineswegs zu den großen Umstürzlern gehörte, doch früher zu seiner Wirkung kommen müssen, wären nicht noch besondere Hindernisse hinzugetreten. Sein ganzes äußeres Leben verlief

in solcher Einfachheit und Zurückgezogenheit, daß es durchaus nicht geeignet sein konnte, die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken.

Geboren wurde Bruckner am 4. September 1824 in dem Dorfe Ansfelden unweit Linz als Sohn des dortigen Schullehrers. Die Aussichten in seiner Jugend waren bei elf Geschwistern nicht gerade rosig, und so mußte er froh sein, als er nach dem Tode des Vaters 1836 in dem Stift St. Florian als Sängerknabe unterkommen konnte. Hier wurde er auf den Lehrerstand vorbereitet, den er dann auch nach vollendetem Examen 1841 in Windhag, einem ganz kleinen Dorfe, als Schulgehilfe anzutreten hatte. Da er monatlich nicht mehr als zwei Gulden Gehalt bekam, war er gezwungen, den Bauern Sonntags für winziges Entgelt zum Tanze aufzuspielen. Nach vier Jahren sauerster Arbeit bekam er endlich eine Stellung, die ihn einigermaßen befriedigen konnte, nämlich die als supplierender Stiftsorganist in St. Florian. Hier vertiefte er sich mit eisernem Fleiß (zehn Stunden täglich) in seine musikalischen Studien, die er schließlich so weit förderte, daß er 1856 aus der Konkurrenz um die Stelle des Domorganisten in Linz einstimmig als Sieger hervorging. Der pekuniären Sorgen war er nun enthoben. Ganz allmählich nur ging er ans Komponieren. Erst 1864, also vierzigjährig, vollendete er sein erstes größeres Werk, eine Messe. Dann folgte das Bekanntwerden mit Wagnerscher Musik und mit Wagner selbst.



Wagner und Bruckner in Baireuth. Nach einer Silhouette von Dr. Otto Boehler in Wien.

1867 wurde er endlich als Nachfolger Sechters nach Wien an das Konservatorium für Orgelspiel, Harmonielehre und Kontrapunkt berufen. Im Orgelspiel hatte er mit der Zeit eine solche Meisterschaft erreicht, daß er ruhig als einer der besten, wenn nicht der beste Orgelspieler seiner Zeit gelten konnte. Als solcher feierte er später auch im Auslande, in Nancy, Paris und London, die größten Triumphe. Aber seine eigentliche Tätigkeit war von jetzt ab dem Komponieren gewidmet. Allmählich entstand Symphonie um Symphonie, dazwischen auch zwei Messen, ein Quintett und mehrere Chöre. Die an sich gute Aufnahme wurde leider durch die Intrigen der Brahmsschen Gegenpartei, vor allem des damals allmächtigen Hanslick, in ihrer breiteren Wirkung hintertrieben. Überhaupt hatte Bruckner lange unter offener und geheimer Feindschaft zu leiden, um so mehr, als er selbst viel zu arglosen und kindlichen Gemüts war, um sich dagegen auch nur zu wehren oder in Position bringen zu können. Doch hatte er gegen sein Lebensende die Genugtuung, daß sein Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus gedrungen war; vor allem bei den gefühlvollen Schwaben hatte er sich eine Heimstätte errungen. Als ein seltsamer Zufall erscheint es, daß auch er, wie Beethoven, neun Symphonien hinterließ und seiner letzten auch ein Chorwerk, sein Tedeum, anzufügen gedachte. Jedoch entschlief er über der Arbeit der Überleitungsmusik am 11. Oktober 1896.

Als Mensch war er eigentlich immer der einfache Schullehrer und Organist vom Lande geblieben, ungeschickt, mit groben Manieren, verlegen, wenn er in höhere Gesellschaft kam, im ganzen von einer grenzenlosen Einfachheit der Lebenshaltung, die manchmal etwas von Hilflosigkeit an sich hatte. Über diese kam er auch in Wien nicht hinaus, wo sich deshalb etwas Komik an seine Person heftete; altfränkisch angezogen, mit zu weiten Hosen, einem alten Hut und seltsamer Joppe, dabei von korpulenter Statur, so wandelte er als eins der alten Originale in den Straßen umher. Mit der Bildung stand er auf gespanntem Fuße; verstand er



doch nicht einmal, daß ein Musiker sich um etwas andres als um seine Musik bekümmern könne. Dagegen waren alle Gemütskräfte bei ihm in hervorragendem Maße ausgebildet. Die hervorstechendsten Züge sind eine rührende Kindlichkeit und eine absolut aufrichtige Frömmigkeit, Züge, die er unverändert bis an sein Lebensende beibehielt. Im übrigen war er ein herzensguter Mensch, der kein Arges wußte. Eine ergötzliche Anekdote, die berichtet wird, charakterisiert recht gut sein liebes naives Wesen: Er stand bei einer Aufführung des „Tannhäuser" im Stehparterre und weinte bei der Pilgerfahrterzählung bitterlich. Ein ums andre Mal rief er aus: „Warum hat er ihn denn nit begnadigt!" ... Seine Dankbarkeit Leuten gegenüber, die ihm geholfen hatten, war grenzenlos; so machte er vor einem bekannten Dirigenten, der zum ersten Male zwei Sätze einer Symphonie von ihm aufgeführt hatte, auf der offenen Ringstraße in Wien einen Kniefall. Über seine Frömmigkeit ist angesichts seiner Musik kein Wort zu verlieren; sie kam bei ihm aus innerstem Erleben. Er allein durfte es wagen, vor seine Neunte Symphonie die Widmung „Dem lieben Gott" zu schreiben, ohne damit abgeschmackt oder abstoßend zu wirken.

Bedenkt man, welch abenteuerliches Künstlerleben etwa Wagner und Liszt, die Größen der Zeit, geführt haben, an welch geräuschvolles Auftreten der Musiker die Welt seit Meyerbeer gewöhnt war, so begreift man leicht, daß einem so simplen und beinahe philiströsen Organistendasein, wie es Bruckner in gänzlicher Zurückgezogenheit führte, ohne auch nur ein bißchen Talent anders als durch Werke von sich reden zu machen, von den Zeitgenossen so gut wie gar keine Beachtung geschenkt wurde. Es war ihr höchstenfalls ein ganz guter Musiker, ein Genie keinesfalls. Leider kam noch hinzu, daß die besondere Eigenart seiner Musik den Zugang zu ihm trotz aller Schönheit nicht gerade erleichterte. Er war weder ein vollständiger Revolutionär, wie etwa Wagner es gewesen — dann wäre er wenigstens von der Gegenrichtung leicht zu begreifen gewesen —, noch aber auch der Fortsetzer oder Vollender irgendeiner Schule oder Richtung — dann hätte diese ihn erklärt; so aber stand er, wie auch im Leben, in seiner Kunst abseits von den andern, ganz ein Eigner



Anton Bruckner an der Orgel. Nach einer Silhouette von Dr. Otto Boehler in Wien.

und in seinem Wesentlichsten nur von sich aus zu erfassen, beinahe außerhalb der neben ihm verlaufenden Musikgeschichte.

Zwar, daß Einflüsse verschiedenster Art ihn bestimmten, ist zweifellos und gar nicht abzuleugnen; aber nur so, daß er diese durchaus selbständig verarbeitete und von ihnen allein aus nicht zu erfassen ist. Am meisten wird noch immer der Einfluß Wagners geltend gemacht, und wer Bruckner zuerst hört, pflegt ihn meistens, unter dem Eindruck der ähnlichen Klangwirkungen, den Wagnerepigonen beizureihen. Dieses Urteil hat nur insoweit recht, als es sich auf die äußeren Mittel des Ausdrucks, Instrumentation und Harmonie, bezieht; denn die hat Bruckner in ausgiebigster Weise von Wagner gelernt. Was das innere Wesen anlangt, so gibt es kaum zwei so grundverschiedene Künstler. Wagner war eine trotz seinem Willen zur Gesundheit doch dekadente Natur, voll Leidenschaftlichkeit, von einem zum andern jagend, aber erpicht auf Wirkung, gierig von allem zu kosten und sich nichts entgehen zu lassen, raffiniert im Grunde, selten deshalb ganz gerade und natürlich. Dagegen steht Bruckner als ein kerngesunder Kerl, jung und urwüchsig im Empfinden,

„ein Sohn, nicht ein Enkel der Erde“, seiner selbst ganz sicher, voll Ruhe, nie schmeckerisch, nie seine Gefühle zu Superlativischem emporpeitschend. Das sind ganz fundamentale Unterschiede.

Viel fruchtbarer ist es schon, sich von der alten Kirchenmusik aus Bruckner zu nähern. Hier sind die stärksten und wirklich ganz positiven Einflüsse vorhanden, die ein Wesentliches seiner Musik betreffen. Aufgewachsen in St. Florian, einem der überaus prächtig und großartig angelegten österreichischen Chorherrnstifte, bekam er als Knabe fast allein religiöse Musik zu hören. Und sind es nicht die Eindrücke der Jugend, die am nachhaltigsten die Seele eines Künstlers zu formen pflegen? Aber auch später als Organist ebenda und am Dom zu Linz war die Kirchenmusik das Zentrum seiner Beschäftigung. Man kann sich denken, welchen Eindruck die hohe Feierlichkeit der katholischen Riten, der Prunk der Gottesdienste, etwa an großen Festtagen, mit all der bunten Pracht und dem rauschenden Glanz der verschwenderisch ausgestatteten Barockkirchen auf das empfängliche und von Natur aus gottgläubig gestimmte Gemüt Bruckners machen mußte. Hier erschlossen sich ihm die mystischen Tiefen religiöser Empfindung, die unabtrennbar zu seinem Wesen gehören, und für die er später in so wunderbar ergreifender Weise Klang und Ausdruck fand. Zunächst hat er mit drei Messen und vielen kleinen Werken direkt Kirchenmusik geschaffen, aber auch fast alle seine Symphonien durchziehen Choralweisen, kirchliche Klänge, religiöse Stimmungen, so daß schon oft und nicht mit Unrecht behauptet worden ist, gewisse Sätze seiner Symphonien könnten ebensogut in der Kirche aufgeführt werden.

Zwei Größen werden noch genannt, wenn davon die Rede ist, welche Einflüsse Bruckner bestimmt haben: Beethoven und Schubert. Doch zeigt eine nähere Prüfung, daß solche Einflüsse nur in geringem Grade vorhanden sind. Zwar treffen wir bei Bruckner — abgesehen davon, daß er die alte, klassische Symphonieform, wenn auch verändert, übernommen hat — dieselbe Wucht und Unmittelbarkeit der Diktion wie bei Beethoven, dieselben wunderbaren lokalkoloristischen Weisen wie bei Schubert, doch entstammt dies nicht einer Nachahmung, sondern nur einer Ähnlichkeit der Naturanlage, kommt also auch bei Bruckner aus erster Quelle.

Was ist aber nun, positiv genommen, das eigentlich Neue und spezifisch Eigenartige der Brucknerschen Kunst? Ich möchte es, um das Hauptkennzeichen hervorzuheben, das Atmosphärische und das Elementar-Kosmische nennen. Damit meine ich, daß über den bloß menschlichen Standpunkt hinaus Weltall, Kosmos und elementare Mächte in ganz eigner Weise in seiner Musik gefaßt und enthalten sind, daß sie das Zentrum seines eigentlichen Empfindens bilden, und daß auch das menschliche Erleben sich in kosmischer Projektion vollzieht. Vielleicht mache ich mich durch Vergleiche noch verständlicher. Während bei Bach die gesamte Menschheit im Mittelpunkte steht und ihr Erleben, ihr Leiden und Dulden, ihr Jubeln und Glück in machtvollen, ehernen Tönen zum Himmel schwillt, während Beethoven die Gluten seiner eignen Feuerseele ins Weltall verspritzt, gibt Bruckner dies All selbst, indem er nacherlebend eins wird mit seinen Elementen, mit Luft, Feuer, Wasser, Erde. Beethoven geht vom Menschen, von der Menschenseele aus und monumentalisiert sie derart, daß er die Welt zu füllen und zu umspannen scheint. Für Bruckner ist der Mensch als solcher durchaus nicht die Hauptsache, sondern der gesamte Kosmos, den er vermenschlicht. Alles Süße und Schreckliche der Natur, ihr Gigantisches wie ihr Liebliches, ihr Wildes wie ihr Heiteres ist in seiner Musik: Wind, Wolken, Sterne, Wogenrauschen, das Flüstern der Quelle, die Wucht der Felsen, das Schweigen des Waldes, die Süße des Abends und die Anmut des Morgens.

Doch mißverstehe man diese Auslegung nicht dahin, als ob es sich hier um naturalistische Tonmalereien handle, wie sie in der modernen Musik des öftern beliebt sind. Keineswegs! sondern nur als Erlebtes werden sie mitbestimmender Faktor in der Seele des Künstlers und einbezogen in das Gefüge und den Stil des Ganzen.

Nirgend ist das All-Empfinden bei Bruckner so sehr nachzufühlen wie in den großen Crescendi, in denen er Meister ist wie vielleicht kein andrer. Wie das sachte beginnt, daß erst nur die Fernen zu erklingen scheinen, dann aber anschwillt, daß einem ist, als höbe man sich selbst von der Erde und schwebe in die Höhe, mit Wolken und Nebeln, die



sich zerteilen, bis allmählich immer mehr Helle durchdringt und endlich das strahlendste Licht uns berauschend umflutet und alles ein großer Sang geworden ist und die Sphären von jubelnden Klängen erbrausen bis an die Enden der Welt! Das ist von ganz überwältigendem Zauber. Diese Stellen gehören nicht allein bei Bruckner, sondern in der Musikliteratur überhaupt mit zu den machtvollsten Eindrücken, die man haben kann. Als Beleg dafür erinnere ich nur an die Schlüsse der ersten Sätze der vierten, sechsten und siebten Symphonie und an die großen Crescendi in den Adagios der siebten und achten. Daß er, um solche Wirkungen zu erzielen, eines unendlichen Klangreichtums bedurfte, ist ohne weiteres klar; und tatsächlich finden wir bei ihm eine Farbigkeit nicht allein der Instrumentation, sondern auch der Harmonie, die für den ersten Augenblick verblüffend und beinah verwirrend wirkt. Hierin hat er von Wagner gelernt — doch so, daß es bei ihm mehr selbstverständliche Natur geworden —, dessen vielstimmiges Orchester brauchte er, um sein Eignes sagen zu können, und meisterte es allerdings von der ersten Symphonie an mit absolut unfehlbarer Sicherheit. Wollte man vergleichen, so haben etwa Grünewald und Böcklin ein ähnlich Berauschendes in koloristischen Werken erreicht wie Bruckner in Tonwerten. Das, was Nietzsche immer in der Musik ersehnte, das Glutengold südlicherer Sonne, die Farbigkeit süddeutscher Landschaft, das hat in Bruckners Symphonien endlich seinen vollkommenen, kaum überbietbaren Ausdruck gefunden.

Aber nicht allein durch Harmonie und Instrumentation, auch im einzelnen durch die Art der *Rhythmik* und *Melodieführung* erweist sich, wie kosmisch und überindividuell Bruckners Empfinden war. Seine Tempi neigen sich, auch in den Vorder- und Schlußsätzen, in so auffallender Weise zu einem langsamen und verharrenden Rhythmus, daß man sie, mit Ausnahme nur der Scherzi, beinahe als Andante- oder Adagiosätze hinnehmen könnte. Das ist ganz konsequent, denn wenn er All geben will, muß er Zustände geben, nicht Bewegung wie Beethoven, der gegensätzliche Rhythmen liebt, Zustände, die sich wohl verwandeln können, aber nur langsam, und bei denen sozusagen eine sichere Achse immer feststehen muß, um die sie kreisen können. Auch die häufige Wiederholung eines gleichen Taktes mit nur geringen Veränderungen deutet darauf hin, daß er den Zustand als solchen kennzeichnen und bis aufs letzte erschöpfen will. Noch klarer aber erweist sich diese (natürlich kaum bewußte) Tendenz in seiner Themenbildung. Bei Beethoven ist Thema und Melodie immer der an allen nur möglichen Stimmungen abgewandelte, individuelle Ausdruck des Menschenherzens, sehr subjektiv, ganz geschlossen in der Form, mit Anfang und Ende. Diese Themen finden sich bei Bruckner auch, aber nur vereinzelt; viel häufiger treffen wir solche ganz andrer Formung, die, seien sie nun religiöser oder andrer Art, als Hauptmerkmal durchaus das Gepräge des Überindividuellen an sich tragen. Auch sie verkörpern schon All, geben nicht subjektive Stimmungen und Herzensergüsse an sich, sondern nur durch Spiegelung im Unendlichen, hängen seltsam zwischen Himmel und Erde, kommen wie aus dem Dunkel (wie z. B. das bekannte Thema des ersten Satzes der Vierten Symphonie aus dem geheimnisvollen Es-Dur-pp), leuchten eine Zeitlang in Helle und verschwinden wieder im Dunkel, ohne eigentlich bestimmten Anfang und bestimmtes Ende zu haben. Mit dieser überindividuellen Gestaltung trat Bruckner in scharfen Gegensatz zu der ganzen Zeitrichtung, die durchaus subjektive Färbung trug, und es ist klar, daß er anfangs nur wenig geneigte Ohren fand.

Sicher ist auf diesen Umstand auch ein großer Teil der Vorwürfe zurückzuführen, die bei Bruckner Formlosigkeit finden wollen; unfähig anders als subjektiv zu empfinden, deuten die meisten auch Bruckner dahin aus und müssen natürlich enttäuscht werden.

Im übrigen mußte, trotz aller Objektivierung, der wunderbare und unversiegbare Reichtum des *seelischen* Gehalts bei Bruckner allmählich selbst Ungläubige überzeugen, daß man es hier mit einer ganz ursprünglichen Schöpferkraft zu tun habe. Fragen wir nun nach den Grundstimmungen, die Bruckner beherrschen, so sind es im wesentlichen zwei, die besonders hervortreten, das *berauschte Ergriffensein* einerseits und die *fromme Demut* anderseits. Wollte er, wie gesagt, All geben, und zwar nicht romantisch, d. h. dekorativ, von außen her, etwas Mondschein, eine flüsternde Quelle, Windessausen und eine klagende Seele, son-



dern wirklich elementar, so konnte es nur geschehen, indem er den Rausch elementarer, schöpferischer Auswirkung erlebend mitfühlte und ihn selbst dann als Klang und Ton gestaltete. So kommt er zu seinem dionysischen Welterleben, das fast alles bei ihm durchdringt, zu seinen mystischen Verzückungen, zu seinen Jubelchören ohnegleichen und dem Taumel letzter Seligkeit. Hier, in diesem Element, schreitet er sicher und nicht minder denn Beethoven als ein geborener Herrscher und König einher. Aber während dieser als ein titanischer Heros seine Größe erreicht im prometheischen Ringen mit den tragischen Mächten und Leidenschaften, die sein Inneres durchwühlen, gewinnt Bruckner die Höhe durch kosmische Erschütterungen, durch mystische Entrückung und Verklärung, durch ein seliges Aufgehen im All, durch ein jubelndes Jasagen zur Welt und ihrer Schönheit, fern von den Kämpfen, mehr als ein Ergriffener und Beschauender. Am schönsten und reinsten zeigt sich die Wucht dieses Ergriffenseins und des dionysischen Jubels in den schon besprochenen Crescendi und den Schlüssen seiner Sätze, am wildesten und unbändigsten aber in seinen Scherzi. Diese sind, auch was die äußere Vollkommenheit anlangt, mit das Meisterhafteste, was er geschaffen hat, und jeder, der Bruckner erst kennen lernen will, sollte mit diesen (und dann den großen Adagios) beginnen. Hier wird die unbändigste Lebenskraft frei, ein dionysischer Taumel durchschüttert das Ganze und treibt es in wilden Rhythmen dahin, daß die Funken zu sprühen und die Sterne zu wirbeln scheinen, oft, wie in der Siebten und Neunten, bis zum Grotesk-Ekstatischen sich steigernd. Die wildbewegten Bacchanalien und Dionysosfeste der antiken Welt sind es, die vor unsern geistigen Augen auftauchen und einzig als Gestaltung dieses Welterlebens in der Wirklichkeit in Betracht kommen.

Aber nicht allein in den kraftvollen und mächtigen Entwicklungen, auch in den zarten Weisen, die vor allem die Saitenthemata bilden, ist dieses Welterfassen wirksam, wenn auch nicht so umfassend, da Bruckner hier mehr sein eignes Menschliches direkt zu Worte kommen läßt und die reichen Schätze seines tiefen Gemüts entfaltet. Die ganze Fülle seiner goldenen Kinderseele, die leicht angefachte Glut seines Herzens ergoß sich in diese feinen, sonnig warmen Themen und Melodien, die an Lieblichkeit und Innigkeit den schönsten Klängen, die Schubert gefunden hat, durchaus nicht nachstehen. Die süße Zartheit taufrischer Morgen, die heimlichen Wonnen des erwachenden Frühlings und das versonnte Glück goldener Herbstnachmittage sind in diese heiteren Töne verwoben. Aber auch hier wirkt noch, wie gesagt, die Art des sonstigen Welterlebens nach und steigert das einfache Empfinden zu einem berauschten Ergriffensein und Aufgehen darin, das einfache Glücksgefühl zu einem unaussprechbaren, beinahe nicht zu ertragenden Glück ohne Maßen. Der ganz eignen Stimmung, die dadurch entsteht, liegt eine Art der Empfindung zugrunde, die außer Bruckner kein moderner Musiker mehr im wirklich wahren Geiste besitzt, nämlich: Inbrunst in fast gotischem Sinne. Inbrunst war wohl immer sehr stark im Zusammenhang mit religiösem Empfinden, und es ist gewiß kein Zufall, daß sie gerade in der Gefühlswelt des gottgläubigen Bruckner eine so große Rolle spielt.

Damit sind wir schon übergegangen zu der Charakterisierung der zweiten Hauptstimmung bei Bruckner, die vor allem in den kirchlich-religiösen Teilen seiner Musik ihren ergreifenden Ausdruck findet, nämlich der frommen Demut, die mit der Inbrünstigkeit zusammengehört. Ihr Ausdruck nimmt fast in allen Symphonien einen breiten Raum ein; selbst noch nach dem grenzenlosesten Jubel fühlt Bruckner das Bedürfnis der demütigen Selbstzwiesprache, der Tröstung des Gemüts durch Gebet und religiöse Betrachtung. Da diese Stimmungen jedoch eindeutig und unmittelbar überzeugend sind, bedürfen sie keiner weiteren Erläuterung. (Das Adagio der Neunten bildet hierin den Höhepunkt.)

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Gesamtbild der Persönlichkeit Bruckners, dieses fast ganz nur im Gefühl lebenden, geistig wenig durchgebildeten Charakters, so ist auf den ersten Blick klar, wo die Vorzüge, wo die Schwächen seiner Schöpfungen liegen. Die Vorzüge zweifellos in einer geradezu unerhörten Tiefe der Empfindung, die Schwächen in der lange nicht immer, aber doch manchmal mangelnden geistigen Durcharbeitung. Ein Übermaß von Gefühl scheint ihn immer zu sehr ins Jenseits zu entrücken und ihm die straffe Zucht des ordnenden Geistes zu rauben. Daraus ergibt



sich in einzelnen Sätzen, vor allem in den Finales, eine gewisse Formlosigkeit, die aber bei weitem nicht so schlimm ist, daß sie die maßlos übertriebenen Vorwürfe, die ihm daraus gemacht werden, auch nur einigermaßen rechtfertigen könnte. Daß ein Teil davon auf die geringe Subjektivität seiner Musik zurückgeführt werden kann, ist schon erwähnt worden. Ein andrer, nicht minder großer hat seinen Grund einfach in ungenügender Kenntnis. Wie alles Große, will auch Bruckner durchaus studiert und errungen sein. Wer ohne Kenntnis der Partituren seine Symphonien anhört, dem verwischen sich allerdings leicht Zeichnung und Form unter dem Eindruck der mächtigen Klangwirkungen. Aber wer sich je eingehend mit der Partitur oder (was sehr zu empfehlen ist) mit dem vierhändigen Klavierauszug beschäftigt hat, weiß, daß die großen und kleinen Linien durchgehen, daß nirgend, aber auch gar nirgend willkürliche Verschwommenheiten zu finden sind und immer eine bestimmte, ganz klare Zeichnung zugrunde liegt. Nur wo unter Formlosigkeit der jähe, nicht ganz gerechtfertigte Wechsel der Stimmungen, das abrupte Abbrechen einer Entwicklung und das Anfangen einer neuen, die oft etwas ungeschlachte Einführung eines Themas, kurz die ganze Art, einen Satz aus Teilen zusammenzusetzen, statt als eine Einheit zu konzipieren, verstanden wird, nur hier sind die Vorwürfe zu einem Teil wenigstens am Platze.

Daß seine Symphonien dadurch manchmal etwas Torsohaftes, allerdings Gigantisch-Torsohaftes bekommen, ist nicht abzuleugnen. Aber daraus eine „maxima culpa“ herauszukonstruieren, wie es selbst Weingartner tut, und Bruckner überhaupt den Geistern zweiten oder gar dritten Ranges einzuordnen, geht durchaus nicht an. Hier muß ganz einfach die Frage aufgestellt werden: Worauf kommt es in allererster Linie an: auf eine glatte, einwandfreie Form oder auf den wirklichen Reichtum des Gehalts? Ich denke denn doch, auf den Gehalt, gleichviel, in welcher Form er uns geboten wird. Und hier hat Bruckner wahrhaftig zu geben wie nur einer, in einem schlechthin ursprünglichen Sinne. Wer Reinheit, Fülle und Intensität der Empfindung sucht und nach Klängen dürstet, die aus innerster Seele kommen, der klopfe bei Bruckner an: er wird überreich beschenkt werden. Von so etwas will allerdings der herrschende Geist der Zeit wenig wissen. Aber sollte einmal ihre Not kommen und sie wieder danach verlangen, die Töne der gesunden, unzersetzten Natur und des reinen Herzens zu vernehmen, dann wird sie diesen großen Unzeitgemäßen vielleicht nötiger haben als jeden andern. Und dann wird die Sonne dieses Genius leuchten wie nie zuvor!

Musik

Gib einmal dich in starker Geigen Bann!
Sie bauen dir ein weites Labyrinth,
Drin alle Dinge deines Lebens sind,
Gelöst in Töne wehen sie dich an:

Der Schmerz, gebeugt auf eine Totenbahre;
Der Drang, nach fernverhülltem Ziel zu fassen;
Befreite Lust — und Gram in dunklen Gassen;
Zehn Jahre Tag und Abend hundert Jahre.

Der Berge und der Meere stummes Prangen;
Gefahr und Süße eines Frauenmundes;
Die wilde Größe jenes dunklen Bundes,
Den du mit Gott und Teufel eingegangen. —

Beschlossen liegt der ganze Kreis der Welten
In einer Geige Flüstern oder Singen.
So nah wie nie bist du den tausend Dingen,
Du fühlst sie tief — doch weißt nicht, was sie gelten.

A. M. Frey

Von Kunst und Künstlern

Drei unbekannte Gemälde von Anselm Feuerbach: „Römisches Mädchen", „Römischer Knabenkopf" und „Melancholie". — Zu unsern Einschaltbildern: „Magdalene Pfnier" und „Berliner Droschkenkutscher" von Ludwig Knaus — „Wintermärchen" von Heinrich Vogeler — „Unter den Eichen" von Karl Holzapfel — „Am Morgen" von Heinrich E. Linde-Walther — Bildnis Ludwig Wüllners nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid

Drei unbekannte Gemälde von Anselm Feuerbach

Von Prof. Dr. Eduard Heyck

Drei Bilder aus Feuerbachs biographisch interessantester Periode werden hier zum erstenmal veröffentlicht. Vor einigen Jahren machte mich der Besitzer mit ihnen bekannt, ein feinkundiger hannoverscher Sammler, der der Bestätigung nicht erst bedurfte, wohin sie nach Qualitäten und ungefährer Datierung zu weisen seien. Auf diese Sachlage, die keine unnormale ist, beschränkt sich von meiner Seite die übliche kunstgeschichtliche „Entdeckung".

Hannover hat seinen Namen im Leben Feuerbachs. Von dort kam Wedekind in Rom zu ihm, dort wohnte aber vor allem das Fräulein Marie Röhrs, welches zehntausend Taler auf den Tisch zahlte, um das auf der Münchner Ausstellung 1869 von Lob und Medaillen recht absichtsvoll verschonte „Gastmahl des Platon" zu besitzen.

Der norddeutschen Allgemeinheit wurde Feuerbach erschlossen durch die Berliner Jahrhundertausstellung. Sie hatte aber noch ein weiteres Verdienst um ihn oder vielmehr um uns: durch sie bekam man zahlreiche Feuerbachsche Werke endlich zu sehen, die sich der Öffentlichkeit entzogen hatten, und die auch für Kundige nur Hörensagen gewesen waren. Der Ankauf durch Museen erfuhr eine neue und starke Belebung, und seither strömt noch eine Fülle der Nachträge ans Licht, es stellt sich allmählich das Verhältnis her zwischen dem, was als vorhanden vermutet werden mußte, und dem, was in der Tat sichtbar und nachweisbar wird.

Eine eigenartige Verschiebung ist hierdurch eingetreten, wenn man an die achtziger Jahre, zuerst nach Feuerbachs Tode, denkt. Damals gaben die Vorstellung von ihm die zwei Dutzend hauptsächlicher Bilder, zu denen man immer wieder ging: die Schackschen, die Medea in der Pinakothek, die Iphigenie in Stuttgart, der Karlsruher Dante mit den edlen Frauen, das (zweite) Gastmahl auf der Treppenhöhe in Berlin. Einem großumrissenen, klassisch herrlichen Gebirge gleich, auf dem eine klare milde Abendsonne liegt, wenn ihm, dem Mittagsgewirr entronnen, der sehnsuchtsvolle Wanderer entgegenschreitet, so stand dies Lebenswerk damals vor uns aufgebaut — man könnte auch sagen, einem harmonisch in Adel verklärten Bilde vergleichbar, wie er selbst sie als seine vollendetsten erschuf. Das Wissen von ihm war noch beschränkt; man hatte das „Vermächtnis" mit dem, was es zu sagen wünschte, nebst den Erzählungen derer, die den Einsamen bewundert hatten, vielleicht ihn auch unerträglich gefunden hatten, den zürnenden Mitweltverächter mit dem nobelsten, menschlichsten, im Grunde fügsamen Herzen, und die im ganzen auch nicht viel von ihm gewußt.

Dann erschienen, seit Allgeyer, die biographischen Erschließungen, die von Tag zu Tag begleitenden Briefe, Handzeichnungen wurden publiziert, Werke von ihm aus Privatbesitz an Galerien geschenkt, auch erworben, Verzeichnisse seiner ungeahnt reichen Produktion angelegt (noch heute lückenhaft), literarische Berichte, immer neue Bilder über Bilder, Entwürfe, Studien sprangen hervor. Sie nahmen ihm alle nichts, gaben neu und vielfach Überraschendes, Erweiterndes, überall aber das Verdichtende und Kommentierende hinzu. Unsre Gedanken hangen nun nicht mehr an jenem in Sehnsuchtsfernen groß und lichtrein hingebreiteten Gebirge. Wir sind mitten darin, spähen emporblickend Weg und Spur und mühsame kletternde Stufen, Unterholz lehnt bis unter den sonnenumgoldeten Steilhang, und leuchtende seltene Blumen blühen unter solchen, die auch auf niederen Wiesen sind. Es gibt keinen neueren Künstler, von dem wir jetzt so viel wissen und den wir derart zu anatomieren imstande sind. Es gibt aber auch keinen, an dessen Werden und Wesen so viel zu erkunden ist. Weil niemals einer sich leidenschaftlicher hinaufgerungen hat und kaum einer ähnlich mit Mühsal und jeglicher Hemmung zu kämpfen gehabt hat.

Er konnte kein Mensch einer Zeit sein, wo die Plattform der Kunst an sich hoch ist und ihre großen und reichen Persönlichkeiten auf eine Weise in die Überlieferung hineingeboren werden, daß diese nur ihre kongeniale Erfüllung, vielleicht noch Erhöhung, von ihnen verlangt. Von der tragischen Not des Feuerbachschen Lebens wird seit dem Vermächtnis so viel geredet, daß nun schon wieder leicht zuviel von ihr gesagt wird. Die eigentlichere Tragik ist doch die, daß er mit seinem brennenden Vollbringerverlangen und Ehrgeiz, ein einzig großer Künstler zu werden, in eine ungünstigste Gegenwart zur Welt kommen mußte.

Die Zeiten, denen das Künstlerische zum naiv sicheren Gefühlseigentum vererbt war, waren seit dem Rokoko, das ihr Ausgang ist, vorüber. Das

Anselm Feuerbach: Melancholie.

Aus hannoverschem Privatbesitz hier zum ersten Male veröffentlicht.

neunzehnte Jahrhundert der Schulmeister und ihrer Zöglinge war die Vorwegverneinung der Kunst. Was übrig war, war allein noch das von der gesellschaftlichen Bildung fortgepflanzte Verlangen, doch auch nicht ohne das Sondergebiet des Ästhetischen zu leben. Mit der neuen Gesellschaft seit der Revolution entsteht der Begriff der Kunstfreunde, der isolierten Liebhaber des freien Schönen, während einst jeder brauchbare Handwerkerjunge das Künstlerische bis in die Fingerspitzen in sich gehabt hatte; und der Staat unternimmt es, von oben herunter die Kunst zu pflegen, aus seinen großen Konservenbüchsen didaktisch herzugeben und zu verbreiten, was einst auf lebensgrünem Felde für König und Bauer und Bürger gewachsen war. Der Maler, der von diesem Milieu aus, wo die Kunst Begriffs- und Bildungssache ist, der edelste und relativ freieste Schönheitskünder wird, wird es ganz logisch als ursprünglicher Gymnasiast, als Professorensohn. Als ein solcher zieht er aus, macht er sich auf, wie im Märchen die Königssöhne ausziehen, auf das rastlose Suchen mit dem unbestimmten poetischen Sehnsuchtsziel nach dem Namenlosen, dem heiligen Gral einer nicht mehr gekannt selbstwüchsig großen, reinen Kunst. Notwendig nimmt er aus den Werten jener Generationen seinen Ausgang, aus einer verfeinernden geistigen Bildung und guten Denkschulung — den ungewöhnlichsten, um nicht zu sagen konträrsten Bedingungen einlinig genialer und rücksichtenloser künstlerischer Größe. Ein schwer mit dem Rüstzeug des Pfadfinders bepackter, dabei zarter, empfindlicher Sucher, müht er sich tastend und klimmend von Platte zu Platte hinan, Engung um Engung überwindend, höher und höher um sich schauend, den Erreichungen entgegen, die der freie Äther sind, wo die absolute Kunst — beginnt.

Das ist sein Schicksal, aber auch sein Vollbringen. Er hat den Blick auf die echteren Ziele erst wieder finden müssen, und er hat der höchsten Kunst nur wieder nahekommen können mit der lastenden Hilfe von dem, was ihr das eigentlich Feindliche ist. Alles andre ist sekundär, so sehr es ihn von außen und von innen her zerrieben hat: das ungleiche Verhältnis der Kraftveranlagung und der Leidenschaft des Wollens, und ferner die Endlosigkeit der Verstimmungen und Bitternisse, die Not und Sorge, die Selbstquälerei in unlieber Ungeselligkeit, der maßlose Wechsel von Optimismen und Verfolgungsmißtrauen, flatternder Hoffnung und zerschlagener Enttäuschung.

An diesen Seelen- und Gehirnaufreibungen ist er mit fünfzig Jahren zugrunde gegangen, während der Maler der Zeiten reifer Kunst, die ihre Voraussetzungen und Traditionen dem Künstler schenkend in die Wiege gibt, in leicht ausschüttendem Reichtum alt werden mag wie Tizian.

Daß Feuerbach die Allgemeinheit sieghaft überzeugte und zu sich hinan erhob, war ausgeschlossen. Er begriff zwar nie, daß ihn so wenige, einzelne nur verstehen wollten, wo er doch meist das Verständlichste sprach: edel einfache Poesie. Das Poetische also ohne das Unkünstlerische, die Unwahrheit und die Kleinheit. Dem Fassungsvermögen eines zwischen Kartons und Bilderbüchern verdorbenen Geschlechts kam er schon damit allzu weit voraus, während doch nur der wohlbedachte kleine Schritt voraus zum Führer macht. Seine Wahrheitsliebe, die uns heute in der Ära trumpfender Überschreiungen so nobel, im Gesagten höchst gewählt und in der Sprache so geradezu hinderlich maßvoll sich darstellt, erschien noch jenen hart und eigensinnig unschön. Wenn das Publikum einschließlich so mancher Wortführer seine großgereckten Leiber sah in dem unheimlichen Licht, das wie das Schicksal die Amazonenschlacht durchflutet, so vermißte es Makartsche Weiber, um an ihnen seine Heimlichkeiten zu delektieren, und es zeterte, diese Feuerbachschen seien kraß und nackt.

Mechanisch haben zu seinen Verzögerungen und Kraftverzettelungen natürlich auch jene zahlreichen Bilder beigetragen, an denen ihm nicht die Spur gelegen war, wenn er den Leinwandrahmen auf die Staffelei setzte. Es hängt ja das ganze traurige Gedenken an ihnen, an diesem nervösen Anfertigen kleiner Sachen in der Pariser, Karlsruher und ersten Römischen Zeit, um aus dem geringen Erlös nur das notwendigste Leben zu fristen, in der zähen und doch sich mehr und mehr verspätenden, zermürbenden Hoffnung auf den Tag der Erlösung, um dann den Werken seiner wahren Ziele als ein Ganzer, Ungeteilter zu gehören.

Nicht daß diese „kleinen Bilder" aus solchen Gründen seiner unwert sind. Flaues, Überstürztes, Mißlingendes, Vertagtes, um es besser zu wiederholen, gibt es zwar mancherlei bei ihm. Weil es bei ihm keine selbstzufriedene Routine gibt, die sich auf nichts weiter mehr einläßt und bereits als Eigenart abgeschlossen, stereotypiert ist. Wir haben aus den gleichen Tagen die Zeugnisse müder Schwäche, verärgerter, verschüchterter Befangenheit und wieder der Freudenekstasen und einer in Rembrandtstärke zupackenden Kraft. In Wien in der Akademie liegen Blätter von ihm (für die Deckengemälde), vor denen man erschrocken blaß wird, und mit ihnen zugleich sind die elementarsten, stärksten Zeichnungen entstanden, die es von ihm gibt. Aber in Bildern, die hinausgehen sollen, die er fertigmacht, die kein bloßer Niederschlag des Einzelmoments mit seinen Bedingtheiten und Gestimmtheiten bleiben, vermag er unmöglich unter das herunterzugehen, wozu der Name Feuerbach verpflichtet. Was er ist, müssen auch sie sein, jeweils nach den Stufen seines Vorangelangens, nach dem Erarbeite-

ten und Neugewonnenen von Paris, Karlsruhe, Venedig, Rom. Unlohnend und lustlos begonnene Intermezzi werden ihm über der Arbeit lieb, muntern ihn auf, geben ihm erneutes, vermehrtes Selbstgefühl, und er entläßt sie mit seinem stolzen: „Für den Namen Feuerbach bedeuten sie nicht viel, aber für das, was die übrigen machen, sind sie noch längst beschämend."

In der Römischen Zeit, der ersten, vor den speziellen Kinderstudien und dann der Nannaperiode, hat Feuerbach eine junge Ciocciara auf kurze Frist als Modell gehabt, das einzige, an das er die Ausgabe in jener Zeit gewandt hat. Er hat sie für die edlen Frauen des Dantebildes mitbenutzt, in einer freieren Weise, die die notwendige Größe in sie hineinbrachte, und mindestens ist ein porträtmäßiger, zu Ausstellung und Verkauf bestimmter Studienkopf nach ihr entstanden. Ein armes und zartes, von einem Menschen, der ihren Erwerb ausnutzte, verängstetes blutjunges Ding, dessen frühaltes und trauriges Gesichtlein Feuerbach noch zuweilen auf der Straße wiedersah. Ohne daß nun an dieser Stelle die Untersuchung vorzutragen ist, sind die Anzeichen ausreichend, um mit hoher Wahrscheinlichkeit dies Mädchen aus dem Gebirge in dem hier zum ersten Male wiedergegebenen Kopf eines **Römischen Mädchens** zu erkennen.

Nur um vorzubeugen, bemerke ich, daß er nichts mit der Briefstelle aus Genzano (8. Juli 1858) zu tun hat: „Ich zeichne Landschaftsstudien und werde einige schöne Frauenköpfe (hier ist der Brief beschädigt) die ich dann nach Rom mitnehme." Man denkt wohl unwillkürlich „malen". Aber er hat nur Zeichnungen, große Profilköpfe, damals aus Genzano heimgebracht.

Besitzer dieses Mädchenkopfes, den trotz seinem ungewöhnlich vollentzügelten, robust venezianischen Kolorit ein schwer wiederzugebender zarter Scharm, zumal im Chiaroscuro, erfüllt, und der geradezu einen Übergangsmoment in Feuerbachs Entwicklung darstellt, ist der Herr **Gerichtsrat Damm in Hannover**, der seine rechtzeitige Aufmerksamkeit zum glücklichen Eigentümer von noch zwei interessanten Feuerbachs gemacht hat. Der eine ist der prächtig freie **Knabenkopf** unsrer weiteren Reproduktion mit seinem famosen Leben, das sich sprechend energisch in die Oberlippe drängt. Ton, Malweise und die Gesamtheit der Nachrichten stellen ihn in die Spanne zwischen jener für Dante mitbenutzter Ciocciara und der Nannazeit. Ob es notwendig auch ein kleiner geborener Römer sein muß, und ob dieser Kopf nicht möglicherweise gar auf Ferien in Deutschland gemalt worden ist, das bleiben Fragen für sich.

Beträchtlich zurück bleibt hinter diesen beiden mit vollem Einsatz des Künstlers durchgeführten Bildern der Anlauf zu einem dritten, dem auf der Rückseite die Benennung „**Melancholie**" gegeben ist. Nicht unwahrscheinlich ist dies nach einer erfragten Äußerung von Feuerbach geschehen, dem ja eine derartige Bezeichnung, wenn schon eine sein muß, lag. Bereits Herr von Tschudi, der diesen Entwurf noch sah, hat ihn in die Frühzeit — also Pariser, allenfalls Karlsruher — datiert. Ein solcher Zeitansatz, aus verschiedenen Gründen der einleuchtendste, verträgt sich sehr wohl damit, daß Feuerbach reichlich später, bei „Orpheus und Eurydike", auf dieses alte Impromptu zurückgegriffen hat. Wir kennen seine Art des notizenhaften und haushälterischen Merkens, die nicht gern einmal gehabte Gedanken unverwertet läßt, vielfältig auf sich selbst zurückgreift und aus dem Flüchtigen oft nach manchen und vielen Jahren das Durchgebildetste zur Reise bringt. In diesem angefangenen Bilde findet sich ebenso wie in dem Orpheusbilde von 1869, wo es dann wesentlich wird, das von oben links einfallende Blau. Und auch der Kopf der „Melancholie" hat in der Mundpartie, in den Falten des Tuchs um den Kopf und ferner in der Armhaltung zu der Eurydike beigesteuert, der sonst allerdings, entsprechend dem Bildcharakter und stofflichen Vorwurf, frei das Großstatuarische gegeben worden ist.

Zur Erläuterung unsrer übrigen Einschaltbilder

bedarf es nur ein paar kurzer Abschnitte, handelt es sich doch meistens um neuere und zeitgenössische Künstler, die unsern Lesern bereits aus vorangegangenen Veröffentlichungen bekannt sind.

Die beiden Bilder von **Ludwig Knaus** stammen aus der Gedächtnisausstellung, die an der Wende des Jahres die Königliche Akademie der Künste in Berlin ihrem am 7. Dezember 1910 verstorbenen Mitgliede zu Ehren veranstaltet hat. Sie sollen dem lieben Meister, der wie kaum ein zweiter neben ihm der Heiterkeit, dem goldenen Humor der Weltbetrachtung sein Recht zuteil werden ließ, einen letzten Gruß nachrufen, nachdem hier ein Jahr vor seinem Tode das Gesamtschaffen des Achtzigjährigen in ausführlicher Weise gewürdigt worden ist (Novemberheft 1909). Der Studienkopf **Magdalene Pfnier** gehört zu den ländlichen Typen, die Knaus auf seinen Reisen so gern festhielt; er stammt aus Obersalzberg bei Berchtesgaden (gezeichnet August 1878) und war in der Ausstellung mit einer größeren Anzahl ähnlicher Studien und Skizzen vereinigt, die alle von einer erstaunlichen Frische und Liebenswürdigkeit der Auffassung und einer sicheren, altmeisterlichen Technik zeugten. Das Bild „**Berliner Droschkenkutscher**" gehört schon dem neuen Jahrhundert an: es ist ein auf Holz gemaltes Ölbild aus dem Jahre 1900 und



noch heute im Besitz der Witwe, die den reichen Nachlaß des Künstlers mit kundiger und verständnisvoller Pietät hütet.

Heinrich Vogelers „Wintermärchen“ hat sich ein wenig verspätet, wofür wir um Entschuldigung bitten. Eigentlich hätte es schon am Tage der Heiligen Drei Könige (6. Januar) in der Hand des Lesers sein sollen. Denn sie sind es, die Herren Kaspar, Melchior und Balthasar, die da auf der Höhe stehen und in das verschneite Dorf hinunterlugen, um ihre Gaben zu bringen oder zu — sammeln. Ein Bauernjunge ruft ihnen den Weg zu; unten liegt verträumt die Hütte. Volkstümliche norddeutsche Winter- und Weihnachtsstimmung ist in diesem Bilde, wie ja Vogeler auch sonst auf seinen Bildern die verschwiegene Poesie des deutschen Märchens, zumal des niederdeutschen, in wunderbar zarter Innigkeit zum Klingen gebracht hat. Von all denen, die einst das einsame Moordorf zu der weltberühmten Malerkolonie gemacht haben, ist Heinrich Vogeler heute der letzte und einzige, der dort, manchen Widerwärtigkeiten und wirtschaftlichen Nachteilen zum Trotz, noch standhält. Seine Kunst ist nun mal mit dem Boden und dem Leben dort so eng verwachsen, daß er sie zu entwurzeln fürchten müßte, wollte er gleich Modersohn, Mackensen u. a. auch in die „große Welt“ flüchten. Sollen wir das beklagen? Kaum — wenigstens so lange nicht, als Vogelers Kunst ihm Bilder wie dieses schenkt, die so erfüllt sind mit dem Gold niederdeutschen Gemüts und märchentiefer Stimmung.

Karl Holzapfels Gemälde „Unter den Eichen“ holt sich sein Motiv aus Ostholstein, wo der Kasseler Künstler von früh auf seine meisten und ergiebigsten Motive gefunden hat. Holzapfel, der seine entscheidende künstlerische Ausbildung in Düsseldorf, insbesondere unter dem lieben alten Eugène Dücker empfangen hat, ehe er als Landschaftslehrer an die Königliche Kunstakademie in Kassel kam, ist ein niederdeutscher Maler von ausgeprägter Eigenart und bewußter Beschränkung. Sein künstlerisches Schaffen umfaßt, wie das kaum eines andern heutzutage, die niederdeutsche Landschaft in ihren kennzeichnenden Gebieten: die rotflimmernde Heide Hannovers, das saftige Marschenland am unteren Elbstrom, die Sanddünen der friesischen Inseln, das Meer selbst, wie es sich dem Auge an der Küste darbietet, mit all dem reizvollen Kleintreiben, das dort Fischfang und Seefahrt mit sich bringen, namentlich aber doch den sonnendurchglitzerten grünen Buchenwald, das krause Hecken- und Weidenland Holsteins. „Es ist kein Zufall,“ ward hier früher schon in einem mit vielen Holzapfelschen Landschaften illustrierten Aufsatz ausgeführt (Oktoberheft 1907), „daß er sich gerade diese niederdeutsche Landschaft als sein Schaffensgebiet erkoren hat, diese Wahl entspringt vielmehr seiner Freude an der kraftvollen leuchtenden Farbe. Hier in der Nähe des Meeres bringt ja die gesteigerte stete Feuchtigkeit der Luft eine Sattheit und Mannigfaltigkeit der Töne mit sich, die das Binnenland drinnen nicht kennt, und das ist's, was den Künstler schon früh gelockt und dann dauernd festgehalten hat, nachdem in seiner ersten Schaffensperiode das stille, anmutige Idyll der Thüringer Waldesgründe es ihm angetan hatte.“

Suchen wir nach dem künstlerischen Kennzeichen, das Holzapfels Bilder von den oft so stillverträumten, aber auch zerfließenden niederdeutschen Landschaften der neueren Zeit unterscheidet, so fällt uns zuerst wohl der ausgeprägt männliche Zug der Kraft und Bestimmtheit auf, der fast allen seinen Bildern eigen ist. Ein starkes, selbstsicheres Meistern der Erscheinungswelt hält bei ihm Stimmung und poetisches Nachempfinden der weichen Natur im Zaum; eine gesunde, frohe Kraft weiß mit der Lyrik einen energischen Realismus zu vereinigen. Denn weder in der Zeichnung noch in der Farbe verläßt dieser heute auf der Höhe seines Schaffens stehende Künstler gern den Boden der Wirklichkeit. Preziöse Farbenkünsteleien sind sowenig seine Sache wie erklügelte Formenkonstruktionen. Dennoch weiß und beherzigt er, daß die Kunst im Gegensatz zu der Photographie ein bewußtes und zielsicheres Auswählen verlangt, daß es nicht bloß gilt, das Typische einer Landschaft zu erfassen, sondern auch das künstlerisch Notwendige in ihr von dem Zufälligen zu sondern. Er hat in dieser „Korrektur der Natur“ zuweilen vielleicht etwas zu viel des Guten getan, und seiner ernsten Selbstkritik, die „stetig zum Besseren arbeitet“, genügt, wie wir nicht verschweigen wollen, in dieser Hinsicht auch das Bild mit den Eichen nicht ganz; seine Heidebilder sind strenger und sachlicher. Aber liegt das nicht an dem Charakter der Landschaft selbst? Wer Ostholstein näher kennt, weiß auch, daß es manchmal geradezu etwas Kulissenhaftes hat. Wie oft, wenn man über eine dieser erlenflankierten Wiesenplane, eine dieser heckenumsäumten Weidekoppeln geht, entfährt einem da der Ausruf: „Hier könnten Wachler oder Lorenz ein Naturtheater bauen!“ Die „Effekthascherei“ übt also die Natur selber, und es würde nur ein Zeichen von Schwäche sein, solcher natürlichen Bildwirkung ängstlich aus dem Wege gehen zu wollen.

Wer sich in Heinr. Linde-Walthers „Am Morgen“ vertieft und auch sonst dies oder jenes seiner früheren Bilder in Erinnerung hat — das gehört dazu —, der liest ein Stückchen typischer Entwicklung aus ihm heraus. Auf einer vor zwei, drei Jahren in Berlin veranstalteten größeren Ausstellung Linde-Waltherscher Arbeiten wurde man zuerst darauf aufmerksam, inwiefern sich diese Persönlichkeit von der Schablone unsrer



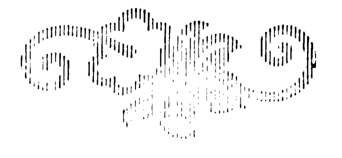
„Modernen" unterscheidet. Unverkennbar: Linde-Walther gehört zu ihnen, das zeigt schlagend seine Auffassung wie seine Technik. Aber neben ihm an der Staffelei steht der gute Geschmack und — man soll sich doch durch das Wort nicht gruselig machen lassen! — die weltmännisch konziliante Rücksicht auf die Empfindungen des Publikums. Alle seine Bilder erfreuen sich einer sicheren Zeichnung, einer feinen Koloristik und einer vornehmen Haltung. Doch das allein genügt ihm nicht. Er strebt auch danach, daß jedes Bild zum „Bilde" wird, daß eine Geschlossenheit des Eindrucks und eine wohltuende Gesamtwirkung zustande kommt. In jener Ausstellung gab es ein „Grünes Kleid", das in zwei Varianten vertreten war. Wie leicht hätte so etwas rein artistisch, wenn nicht spielerisch anmuten können! Aber nein, beide Male sahen wir ein liebenswürdiges und anmutiges Bild, frei von aller gekünstelten Manier.

Damals fing der Künstler an, mich zu interessieren, und ich forschte nach seiner Entwicklung. Er war ein Vierzigjähriger; seine erste Ausbildung hatte er, nach einer längeren Lehrzeit bei einem Photographen, in München in der Zeichenschule von Hackl und in der Malschule von Höcker genossen. Aber das befriedigte ihn nicht recht; mehr und mehr wurde ihm bewußt, wie notwendig es sei, sich zunächst jene sichere und doch freiere Grundlage im Zeichnen zu erwerben, wie sie damals nach seiner und auch andrer Überzeugung nur in Paris gelehrt wurde. So machte er sich also auf, studierte dort erst zwei Winter und nach kurzem Aufenthalt in Nordfrankreich und Deutschland noch einen Winter, indem er jedesmal wieder ganz von vorn anfing und mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst die Lücken seines Könnens auszufüllen suchte. Daneben kopierte er alte Meister, namentlich Velazquez im Louvre und in Madrid, um zu guter Auffassung und zu beherrschter Technik zu gelangen. Erst 1897, fast ein Dreißigjähriger, stellte er im Pariser Salon zum ersten Male ein Bild aus, die in Deutschland gemalten „Wäscherinnen". 1900 ging er nach Berlin, wurde 1902 Mitglied der Sezession und beteiligte sich nun eifrig an den jährlichen Ausstellungen.

Bis dahin marschierte er so mit. Um 1907 oder 1908 aber kam er nach Paris und sah im Salon d'Automne eine Gedächtnisausstellung von Cézanne. Da wurde es ihm plötzlich klar, daß es noch etwas gibt, was über das naturalistische Evangelium „Un morceau de nature vu par un tempérament" hinausgeht. Und durch diese Erkenntnis wurde er bestimmt, manches von dem, was er bisher für eine unveräußerliche Errungenschaft gehalten hatte, über Bord zu werfen und auf neuem Wege zu höherem Ziele zu streben.

Das Bild „**Am Morgen**" stammt aus dieser letzten Zeit und ist vor andern geeignet, die jüngste Entwicklung Linde-Walthers zu belegen. Kinderbildnisse haben sich dann als seine besondere Stärke herausgebildet. Ein nackter Säugling zwischen Weiß und Blau, ein dunkler Junge in weißem Sweater und schwarzblauer Hose, der breitbeinig, die Hände in den Taschen, vor einem hellen Wandschirm steht, ein blondes Mädchen in Weiß mit lichtblauer Schärpe neben ihren Spielsachen im Zimmer, ein Großvater mit seinem Enkelkind — das sind ein paar der prächtigen Stücke, die uns aus früheren Ausstellungen im Gedächtnis geblieben sind und die bezeugen, daß Linde-Walther die französischen Anregungen völlig frei und selbständig, seiner eignen Art entsprechend in sich verarbeitet hat.

Von der photographischen Bildniskunst **Nicola Perscheids** geben wir wieder ein Beispiel in dem Porträt des Sängers **Ludwig Wüllner**. Anfangs auf allen Gebieten der Photographie gleich eifrig tätig, hat Perscheid seit seiner Übersiedlung nach Berlin seine Kraft mehr und mehr auf die Bildnisphotographie gesammelt. Besondere Neigung und Begabung dafür schlummerte längst in ihm. Er war früh ein Menschenbeobachter von Takt und System. Wer ihm einmal „gesessen" hat, war erstaunt über den schnellen, scharfen Blick, mit dem Perscheid heraus-hat, in welcher Stellung, Haltung, Bewegung, mit welchem Gesichtsausdruck und Mienenspiel eine Person, die er kurz zuvor erst kennen gelernt hat, ihre persönliche Art, ihren Charakter und ganzen innern Habitus ám treffendsten zum Ausdruck bringt. Dann ertönt sein Heureka und Halt wohl genau so schöpferfreudig wie das des Landschafters, der draußen in der Natur den richtigen bildmäßigen Ausschnitt erhascht hat: „So sind Sie sich am ähnlichsten. Einen Augenblick nur verharren Sie so!" Kein „Bitte, recht freundlich!", kein Zurechtrücken der Arme, der Hände, des Kopfes weiter. Nur die Beleuchtung wird noch einmal kontrolliert, denn auch sie ist wichtig, um die Besonderheit der Züge ins „rechte Licht zu setzen", um sie dauernd wahr und überzeugend erscheinen zu lassen. Bei dem dramatischen Sänger Wüllner ist ihm diese Kunst, dünkt uns, ganz besonders gut gelungen. F. D.



Literarische Rundschau

Auerbach und Dickens — Zum Gedächtnis: Hermann Bang und Josef Ettlinger † — Die deutsche Schiller-Stiftung — Allerlei Humore von Einst und Jetzt — Literarische Notizen

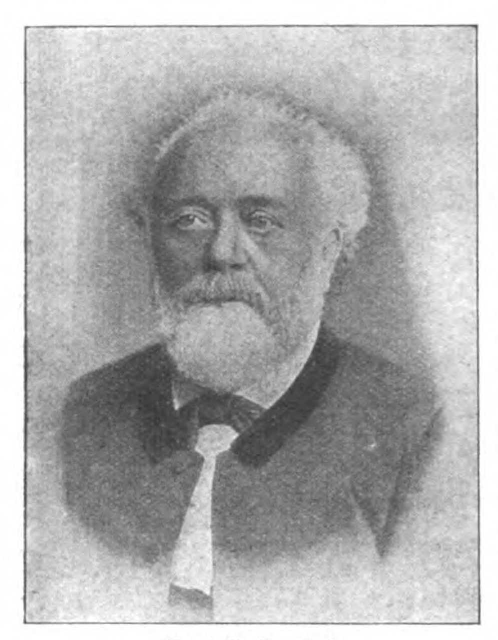
Auerbach und Dickens

(Zu ihrem hundertsten Geburtstage: 28. und 7. Februar 1912)

Der Zufall des Geburtsdatums hat sie eng aneinander gerückt, aber der Tod hatte es mit dem einen ungleich eiliger als mit dem andern, und auch der Nachruhm scheint sich gegen sie höchst parteiisch verhalten zu wollen. Wir stehen heute mitten in einer „Dickens-Renaissance"; von einer Auerbach-Auferstehung merkt man noch nichts, obwohl mit seinem hundertsten Geburtstage, da er kurz vor seinem siebzigsten gestorben, auch das Privileg seiner Werke erlischt und der Wiederkehr der Popularität nun nichts mehr im Wege stünde. Wie kommt das? Vielleicht zunächst daher, daß wir den Verfasser der „Pickwickier" und des „David Copperfield" schon heute als völlig historisch empfinden, als Vertreter einer guten alten Zeit, die wir durchaus objektiv und somit künstlerisch zu genießen vermögen, während Auerbach auf Schritt und Tritt eine Parteinahme von uns verlangt, die wir nur zu oft nicht mehr leisten können. Eine Art literarischer Atavismus scheint da im Spiele zu sein. Wie Charaktereigenschaften häufiger vom Großvater auf den Enkel als vom Vater auf den Sohn zu springen pflegen, so versteht wohl auch die dritte Generation leichter die erste als die zweite. Auerbachs Art und Schaffen ist zu eng mit dem deutschen Liberalismus der dreißiger und vierziger Jahre verknüpft, und dieser Liberalismus brennt uns allen, Freund und Feind, noch gar zu nahe auf die Finger, als daß wir schon die ruhige Distanz zu ihm finden könnten. Gewiß: äußerlich, in Sprache und Technik ist an dem Engländer weit mehr „veraltet" als an dem Deutschen, und mit Tendenzpferden fuhren sie beide, das Lehren und Bekehren saß dem Portsmouther so gut im Blute wie dem Schwaben aus dem klassischen Lande der Schulmeister — aber Dickens hatte etwas, was heute bei uns zu höchst im Kurse steht, weil wir's für all das Gallige und Ätzende der eignen Zeit als heilsames Gegenmittel brauchen: das ist der **Humor**, der große, starke Humor, der über alles Kleine und Niedrige wie mit Adlerfittigen hinwegträgt. Auch Auerbach hat Ansätze dazu, aber zu schwer lag diesem Spinoza-Schüler doch der Talar des bewußten Predigers auf den Schultern, als daß die Gabe sich so frei hätte entfalten können wie bei dem angelsächsischen Vetter unsrer Reuter und Raabe.

Berthold Auerbach selbst, der Sohn eines jüdischen Hausierers in dem württembergischen Schwarzwalddorf Nordstetten, hat gern darauf hingewiesen, daß er mütterlicherseits einen Musikanten, väterlicherseits einen Rabbiner zum Vorfahren hatte: „Der leichtlebige lustige Musikant und der ernst-vornehm grüblerische Rabbi, das ist eine seltsame Mischung." Überall in seinem Leben und Schaffen stößt man auf diesen Dualismus. Leicht aufgeschlossen und schnell begeistert, freigebig mit Teilnahme und Hilfe, war er, der Bekenner einer werktätigen Weltfreude, ein Virtuose der Freundschaft, der in Nord und Süd, in Ost und West seine „Intimen" und „Getreuen" wußte und nur selten einmal — wie leider bei Grillparzer und noch mehr bei Hebbel — auf gegenseitige Abneigung stieß. Jüdisches Rassenbewußtsein und deutscher Patriotismus vertrugen sich bei ihm in einer respektgebietenden Art, und nie hat seine wohlige Freude an hohen und höchsten Auszeichnungen, die ihm überreichlich zuteil wurden, ihn seiner Liebe zu Bürger und Bauer abtrünnig gemacht, denen er sich von Herzen, nicht nur durch die Bedürfnisse seines schriftstellerischen Handwerks verbunden fühlte. Beifall und Zustimmung mochte er bis in sein Alter nicht entbehren, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, war nicht seine Art; aber er hat auch nie, wie andre rasch Emporgekommene nur zu häufig, den dünkelhaften Protzen und selbstgerechten Pharisäer gespielt. Dazu fühlte er sich zu sehr als Diener eines Höheren im großen geistigen Zusammenhang fortschrittlicher Gesittung. Für die schrankenlose Hingabe Auerbachs an seine Arbeit, an seinen schriftstellerischen Beruf, fand Spielhagen, einer seiner vielen enthusiastischen Freunde, nicht Worte genug des Lobes und der Bewunderung: „Ja, ihm war sein Beruf heilig; man versteht den Mann nicht, wenn man sich nicht mit der Überzeugung durchdringt, daß er in heiligem Ernst und treuem Glauben in seinem Beruf ein Priestertum sah der Wahrheit und der Schönheit, die er sich ohne die Freiheit nicht denken konnte ... Und wenn er es nicht immer ausdrücklich sagt, daß er die Kränze, die ihm wurden, zu den Füßen seiner Gottheit niederlegte — in seinem Herzen hat er es stets getan."

Zweiundzwanzig Bände umfassen Auerbachs bei Cotta gesammelt vorliegende Schriften. Nur acht davon sind mit „Schwarzwälder Dorfgeschichten" gefüllt; trotzdem erscheinen uns diese heute so sehr als der Mittelpunkt und Gipfel seines Werkes, daß uns daneben alles andre nur noch Anhängsel und Abschweifung dünkt. Manch einer der neuen Generation wird auch die sich schon „schenken";



Berthold Auerbach.

uns andern, die wir über dem Neuen, so ganz anders Gearteten die Dankbarkeit für das Ältere, für schöne, herzklopfende Stunden früher Jugendlektüre nicht versäumen möchten, uns werden bei dem Gedanken an den Tolpatsch Alois, des Schloßbauers Vefele, das Tonele mit der gebissenen Wange, an Befehlerles und Ivo den Hairle, an Barfüßele, Joseph im Schnee, das Lorle und vor allem an den Mordbrenner Diethelm von Buchenberg die Verse Freiligraths ins Gedächtnis kommen:

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippe hab' gebissen
Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen!

Ja, man muß noch die volle jungfreudige Lust am Stoff, am Erzählten schlechthin, an einer neu sich auftuenden Welt, an herzensguten Menschen, an ursprünglichen Verhältnissen haben, sollen diese Geschichten einem lieb und teuer werden und dann in treuem Gedächtnis innig gehegte Freunde bleiben. Man muß noch lesen können mit aufgestützten Ellenbogen, beide Hände über den Ohren, mit blinkenden Augen und glühenden Backen, wenn man zuerst zu Auerbach kommt; hat doch auch Mörike gesagt, wer vor dem Diethelm sitze, und das Licht erlösche ihm beim Lesen, bis in den letzten Kellerwinkel werde der nach einem Stümpfchen suchen, um ihn in einem Zuge auszukosten.

Nachher — ja, da ist andres, Ähnliches, aber, wie uns dünkt, Kunstvolleres, Echteres und Tieferes davorgetreten: Otto Ludwig, Jeremias Gotthelf, Zola. Schon der gemäßigte realistische Blick, mit dem der Thüringer das Dorfleben betrachtete, schien uns die Auerbachschen Gestalten zu verdunkeln. Erich Schmidt hat diesen Gegensatz der beiden Freunde erst vor wenigen Jahren aus einem bis dahin unbekannten Skizzenbuch Otto Ludwigs schlagend belegt, worin sich dieser genaue volkskundliche Beobachtungen über eine obersächsische Bauernhochzeit notiert hatte, um daraus Material zu gewinnen für zwei schon flüchtig skizzierte Novellen, in denen er die schönfärberischen Dorfgeschichten Auerbachs parodieren wollte. So lernten auch wir mit unsrer wachsenden Liebe zum Herben und Harten, Körnigen und Knorrigen, Kühnen und Unerschrockenen das Einschmeichelnde, Konziliante und zuweilen — aber auch nur zuweilen! — Künstliche und Zurechtgehobelte an Auerbachs Bauern erkennen, schalten sie Sprachrohre spinozistischer Philosophie, wobei wir vergaßen, wieviel tiefsinnige Sinnierer noch heute unter unsern Bauern sitzen, fanden die Erzählung ihrer Schicksale mit so viel schellenlauten Reflexionen und glitzernden Bildungsschabracken behängt und ihre Gefühlswelt so bewußt sinnig zu einem übernaiven „Herzlichtun" sentimentalisiert, daß wir unter dem Staatsrock, den sie freilich alle erst anziehen müssen, ehe sie in Auerbachs gute Stube treten, kaum noch ihr richtiges Herz schlagen hörten.

Dies Herz aber schlägt wirklich. Anders hätte Auerbachs eignes, ganz auf Wärme und Bewegung gestelltes Wesen schlechterdings keine Beziehung zu ihnen gewonnen. Mit kühlem Kunstverstand einfach „formen" konnte er nicht; er stand, wie am liebsten mit seinem Publikum, so auch mit seinen Gestalten auf Du und Du, trug sie eng am warmen Busen. „Alles Lebende erschien mir immer so neu als heilig": das ist ein echtes Jugendwort noch aus seinem Alter. Kein Wunder, daß er seinen Bauern manches von seinem gedankenreichen Selbst abgab, daß er sie mit zu Denkern machte, die ihm antworteten und ihm bei seinem Lehr- und Erziehungswerke helfen mußten. Denn bei allem, was er tat und schrieb, sah ihm der väterliche Ahn, der Rabbi, über die Schulter. Ein salbungsvolles, talmudistisches Pathos ist auch in seinen einfachsten Sachen nicht zu verkennen: mit dem Dialektisch-Rabulistischen paart sich das Schönselige und die bang werbende, eifernde Liebe des mühsam zur Bildung Gelangten für das klassische Humanitätsideal. Er fühlte sich nun mal stets als Erzieher und Bildungsträger und wurde das Spekulieren nicht los. Das gibt fast allen Auerbachischen Werken einen mutigen Aufwärtsschwung, der den Alltag unter sich läßt und den Leser mit sich emporreißt; man kann es begreifen, daß er sich, zumal bei der außerordentlich starken Verbreitung, die seine Bücher zu seinen Lebzeiten fanden,



als einen in erster Reihe stehenden Bildner und Förderer des Volkes fühlte.* Schwerer als andre trug er deshalb an der Gleichgültigkeit, der seine nach dreißig Jahren wieder aufgenommenen Dorfgeschichten zum Teil, seine letzten Denker- und Bildungsromane durchweg begegneten, und als er sich am 8. Februar 1882 in Cannes zum Sterben niederlegte, nachdem ihm seine letzten Lebensjahre noch durch die antisemitische Bewegung vergrämt worden waren, tat er es mit dem Seufzer: „Es ist eine schwere Aufgabe, ein Deutscher und ein deutscher Schriftsteller zu sein, und nun gar noch dazu ein Jude."

Charles Dickens, der nur achtundfünfzig Jahre alt wurde, hat es auch darin besser gehabt. Er gehört ganz zu dem Volke, in dem er geboren war, und dieses Volk hielt bis zuletzt ganz zu ihm, zu seinem geliebten Boz. „Nie", sagt Stefan Zweig in seiner gedankenreichen Einleitung zu Dickens' im Inselverlag erschienenen Ausgewählten Romanen und Novellen, „nie im neunzehnten Jahrhundert hat es irgendwo ein ähnlich unwandelbares herzliches Verhältnis zwischen einem Dichter und einer Nation gegeben. Wie eine Rakete schoß dieser Ruhm auf, aber er losch nie aus, er blieb wie eine Sonne wandellos leuchtend über der Welt." Zwischen Shakespeare und Fielding bettete man Dickens, in Westminster-Abbey, dem Pantheon Englands; Tausende gaben ihm das Geleite; noch heute ist seine Ruhestätte selten ohne frische Blumen, die zu ihm wallfahrtende Verehrer niederlegen ... Die Übereinstimmung des Dichters Dickens mit dem Geschmack und Willen seiner Zeit kann es allein nicht sein, die diesen Ruhm und diese dauernde Liebe erklärt. Mehr hat schon die Tatsache zu bedeuten, daß alle seine Romane in der Atmosphäre des gut Bürgerlichen atmen, daß er der Entdecker der „Poesie des Prosaischen" war,



Charles Dickens. Nach dem Gemälde von D. Maclise, gestochen von R. Graves.

daß er den Gemütsreichtum der kleinen, bis dahin verachteten Existenzen ans Licht hob. Und weiter: eine bürgerliche Kunst, ehrlich, solide und tüchtig, war es, die aus der bewegten Fülle des Lebens gestaltete, was sein wachsamer, scharfer und doch warmer Blick sich aus der liebevoll beobachteten Wirklichkeit gewann. Ihm fehlte die souveräne Phantasie, doch dafür hat er eine Himmelsgabe, mit der er diese irdische, diese bürgerliche Wirklichkeit über sich selbst erhebt, mit der er sie vergoldet und zum Ewigen hinausläutert. Das ist sein Humor, der nicht frei ist von Sentimentalität und noch weniger von allerlei Nützlichkeitsrücksichten, aber wie ein wärmender, belebender, stets wohltätig milder Golfstrom durch alle seine Bücher fließt — ein Humor, der aus dem vollen naiven Menschheitsgefühl schöpft, der sich noch nicht durch psychologische Tüfteleien zersplittern läßt, der die rechtschaffene Scheidung des Volkes zwischen Gut und Böse respektiert, für die Armen einen Kranz und für die Kinder noch extra einen Heiligenschein bereithält ... Solange die Menschheit sich nach besänftigender und erlösender Heiterkeit, nach dem Paradies der Kindheit sehnt, solange wird Charles Dickens einer ihrer Lieblinge bleiben; die Zeit vermag diesem Freudebringer nichts anzuhaben, solange nicht einer erschienen, der aus seiner Gegenwart heraus dieselbe freudige Wärme in sich gesogen hat, um sie gleich stark und beglückend auf Mit- und Nachwelt wieder auszustrahlen. Und auch dann wird er mit einem Tropfen Öls aus dem Kruge dieses Charles Dickens gesalbt sein müssen. F. D.

* Die erschöpfende Biographie Auerbachs („Der Mann — sein Werk — sein Nachlaß"; Stuttgart, Cotta, 1907) hat uns Anton Bettelheim geschrieben, der „literarisch wohlbewanderte und warmherzig zugewendete", den der Dichter selbst auf seinem letzten Bette, wenige Tage vor seinem Tode, neben Spielhagen zu seinem literarischen Nachlaßverwalter bestellt hatte. Von Auerbachs Werken erscheinen jetzt billige Einzelausgaben bei Cotta. — Von Dickens' Werken hat Richard Zoozmann in eigner Übersetzung bei Hesse & Becker in Leipzig eine Auswahl herausgegeben (7 Bde., geb. in 5 Bdn.), die nichts Wichtiges vermissen läßt; man findet nach einer biographischen Einleitung den „David Copperfield", die „Pickwickier", den „Oliver Twist", Londoner Skizzen und fünf Weihnachtsgeschichten. Im Leipziger Inselverlag liegen die „Pickwickier" und der „Copperfield" in zwei schön ausgestatteten, nach dm englischen Stichen von Phiz, Buß und Seymours illustrierten Einzelbänden vor. Ergänzungen dazu, z. B. die Romane „Dombey und Sohn", „Klein Dorrit", „Nikolas Nickelby", „Zwei Städte", sowie kleinere Erzählungen, findet man in billigen Ausgaben bei Reclam.

Zum Gedächtnis



Hermann Bang.

Hermann Bang. Fern von seiner dänischen Geburts- und seiner deutschen Wahlheimat ist Hermann Bang gestorben: auf einer Vortragsreise nach Kalifornien begriffen, ward er im Eisenbahnwagen von einem tödlichen Blutsturz überrascht. Vierundfünfzig Jahre ist er alt geworden. „Nur“ möchte man hinzusetzen, wenn er nicht selbst schon in seiner Jugend geflissentlich seine Müdigkeit zur Schau getragen und diese Müdigkeit nicht auch den meisten seiner Werke den Stempel aufgedrückt hätte. Er fühlte sich als den dekadenten Sproß eines alten absterbenden Geschlechts, das unter einem unerbittlichen Schicksal steht, und aus diesem Gefühl erwuchs ihm, wie Georg Brandes bemerkt hat, die Schwermut, von der alles, was er schrieb, durchtränkt war. Ihm selbst schien sein Wesen hauptsächlich dadurch bedingt, daß er auf Alsen geboren war, und daß seine Familie in seinem siebten Lebensjahre durch den für Dänemark unglücklichen Ausgang des Krieges von der Insel vertrieben worden war. „Ich glaube eigentlich, daß wir alle irgendein unsichtbares Glied, Arm oder Bein, verloren haben damals, heimlich verstümmelt umhergehen und den Blutverlust nie verwunden haben“ — so läßt er in seinem Roman „Stuck“ jemanden sagen, und mit diesem „Düppeler Wundfieber“ erklärte er seine und seiner Landsleute seitherige unruhig nervöse Tätigkeit, die ihn insbesondere immer wieder getrieben habe, Zusammensturz, Vernichtung, Tod und Ruin zu schildern. Durch fast alle seine Romane und Novellen zieht sich dies bange Thema. Doch ist er ihm, nachdem er eine Weile das Krankhafte allzusehr in sich verhätschelt hatte, mit tapferem Auge und in guter Haltung begegnet, nicht nur in dem „Weißen Haus“, das ganz dem Andenken seiner „neu und fremd“, natürlich und wahrheitsliebend, anmutig und freudebringend in das Geschlecht eintretenden Mutter gewidmet ist. Andersen und Jacobsen waren seine literarischen Vorfahren; deren weiche Gefühlsseligkeit kehrte bei ihm, in Empfindung und Stil zur Nervosität gesteigert, wieder, nur daß sich dazu, als Erbteil der neuen Zeit, eine schier materialistische Wirklichkeitstreue gesellte, die auch vor seinem eignen Ich nicht Halt machte. So wurde er der feine Seelenschilderer, der den innersten lautlosen Erlebnissen und den verhaltensten Regungen nachzuspüren weiß. Höher noch als seinen aus Paris heimgebrachten Künstlerroman „Michael“ darf man in dieser Beziehung die „Hoffnungslosen Geschlechter“, eine Romanpsychologie der dänischen Jugend nach der Staatskatastrophe von 1864, das schon genannte „weiße“ und dessen Gegenstück „Das graue Haus“ schätzen. Sein Heimatsroman „Tine“ schildert den Krieg von 1864 und enthält viele selbstbiographische Elemente. Die meisten seiner Werke sind in guten deutschen Übersetzungen bei S. Fischer in Berlin erschienen.

*

Josef Ettlinger. Schon als Josef Ettlinger im vorigen Frühling von uns Abschied nahm, um seine Berliner Tätigkeit als Herausgeber des „Literarischen Echos“ und Leiter der Neuen Freien Volksbühne mit der Feuilletonredaktion der „Frankfurter Zeitung“ zu vertauschen, wußten wir, daß er seinem Tod entgegenging. Er hat seine neue Stellung denn auch gar nicht mehr angetreten. Das verborgene Leiden, das an ihm fraß, hielt ihn vom ersten bis zum letzten Tage im Krankenzimmer, freilich nicht, ohne daß sein reger Geist auch von hier aus noch, solange er den Atem hatte, für seinen geliebten journalistischen Beruf sorgte und dachte. Er war ein Mann, dem überall, wohin er griff, Leben unter den Händen sproßte. Reiche, lang hinwirkende Anregungen bezeichnen seinen kurzen Lebensweg — er ist nur dreiundvierzig Jahre alt geworden —, keiner, der ihm nahetrat, verließ ihn, ohne ein Geschenk seiner fördernden Freundschaft empfangen zu haben. Wie selten sonst, paarte sich in ihm Liebenswürdigkeit mit Energie, Feinsinnigkeit mit praktischem Blick und zielbewußter Tüchtigkeit. Das 1898 von ihm begründete „Literarische Echo“ machte er zu einer das gesamte dichterische und schönwissenschaftliche Literaturleben der Gegenwart in vornehmer Kritik treulich widerspiegelnden Revue; die Neue Freie Volksbühne, bei seinem Eintritt ein Verein von 1500 Mitgliedern, ward von ihm auf eine Höhe geführt, wo sie — mit nun 50000 Mitgliedern — daran

denken darf, sich ihr eignes Heim zu bauen. Daneben fand Ettlinger Zeit und Spannkraft, sich eignen literar- und kulturhistorischen Arbeiten zu widmen. Er schrieb ein kleines, aber inhaltreiches Buch über Fontane und beteiligte sich an der Herausgabe von dessen Nachlaß; er entwarf das Lebensbild der Récamier, übersetzte Flauberts „Madame Bovary“ und Benjamin Constants „Adolphe“ und legte seine gründlichen Studien über diesen geistreichen Mittler deutscher und französischer Kultur in einem umfangreichen Buche nieder, das sich durch eine solide Methode und eine glänzende psychologische Analyse auszeichnet. Doch wertvoller noch als der Schriftsteller war uns der Mensch Josef Ettlinger. Wir alle empfanden ihn als eine blanke Zierde unsers Berufs und trauern nun um ihn als einen Verlust an unserm Besten und Teuersten. F. D.

Die deutsche Schiller-Stiftung,

der bekannte, dem Andenken Schillers gewidmete Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller, ist seit einigen Wochen der Gegenstand heftiger Angriffe. Sie erlebt das nicht zum ersten Male. Seitdem Hebbel sie 1862, drei Jahre nach ihrer Gründung, als Spittel gescholten hat, das Almosen an die Skribenten statt Pensionen für die Autoren von Rang und Bedeutung verteile, sind von Zeit zu Zeit immer wieder Stimmen laut geworden, die sich über die Praxis des Vereins entrüsteten, ihm insbesondere vorwarfen, daß er die hoffnungsvolle, schwer ringende Jugend über dem ohnmächtigen invaliden Alter vernachlässige. In diesem Vorwurf, daß die Schiller-Stiftung nur eine Armenanstalt für die Kleinen sei, gipfelt auch der neue Angriff, den der junge Berliner Schriftsteller Hans Kyser im Januarheft der „Neuen Rundschau“ eröffnet hat, und dem inzwischen hier und da ein paar gleichgesinnte Helfer beigesprungen sind. Doch erscheint dieser gegenwärtige Angriff heftiger als die vorausgegangenen, immer bald wieder verstummten, und auch besser gerüstet; liegt doch seit zwei Jahren eine ausführliche „Geschichte der Deutschen Schiller-Stiftung“ von Goehler vor, ein mit reichem Quellenmaterial arbeitendes Buch, das fast als eine offiziöse Darstellung anzusehen ist. Trotzdem gibt sich Kyser in seinen Anläufen viele Blößen, sei es, daß er sich durch die Optik von heute über Bedeutung und Verdienste älterer, vor dreißig, vierzig Jahren in der Tat wertvoller Schriftsteller täuschen läßt, sei es, daß er in der Hitze des Gefechts die Statistik verschiebt oder verdreht, sei es, daß er den nun mal bindenden Wortlaut der Satzungen vergißt oder verkennt. Dies und andres hat denn auch der Generalsekretär der Stiftung, Dr. Oskar Bulle in Weimar, im „Literarischen Echo“ (Heft 9 vom 1. Februar 1912) gebührend zurückgewiesen oder widerlegt, um leider dann noch einen weiteren Aufsatz in den „Süddeutschen Monatsheften“ (Februarheft) folgen zu lassen, der von der berechtigten Abwehr seinerseits zum hitzigen Angriff auf die ganze junge Gegenwartliteratur übergeht, zum Angriff gegen alles, was nicht ohne weiteres gesonnen ist, die Schiller-Stiftung als sakrosankt und unantastbar zu verehren, oder was gar Miene macht, ihr eine andre, neue und junge literarische Stiftung mit andern Grundsätzen entgegenzustellen.

Auf das Für und Wider dieser Polemik näher einzugehen, dünkt uns um so weniger angebracht, als wir fürchten müssen, der Kernpunkt der Frage könnte durch solche aufgewirbelten Staubwolken nur verdunkelt werden. Denn das Wesentliche scheint uns dies zu sein: die Schiller-Stiftung ist kein kritisches Preisrichterkollegium, sondern eine literarische Wohltätigkeitsanstalt, und jede humane Wohltätigkeitseinrichtung hat in erster Linie nach der Bedürftigkeit der Petenten, erst in zweiter und dritter nach Verdienst und Würdigkeit ihrer Leistungen zu fragen. Nichts ist verkehrter, als aus den Unterstützungsberichten der Schiller-Stiftung nachträglich die Ruhmesgeschichte unsers nationalen Schrifttums ablesen zu wollen. Zum Wesen des Talents, viel mehr aber noch des Genies gehört es, sich der Tradition, dem Geschmack und allen sonstigen Maßstäben seiner Zeit zu widersetzen; von der Verwaltung einer Stiftung, und verführe sie noch so vorurteilslos, ist nicht zu verlangen, daß sie diese Trotzigen und Widersetzlichen, in deren Art zunächst immer mehr das Zerstören und das Niederreißen als das Aufbauen liegt, nach ihrem noch schlummernden Wert erkennt und für ihre möglichen Zukunftsleistungen im voraus unterstützt. Gewiß wird sich dabei der glatte Durchschnitt ein für allemal besser stehen als die Außergewöhnlichen, die Schroffen und Kühnen. Aber das liegt mehr oder weniger im Wesen jeder Wohltätigkeitsanstalt. Des Geschreis wäre jedenfalls noch weit mehr, wenn die sieben Mitglieder des Verwaltungsrats sich alljährlich zu Kritikern und Preisrichtern der jungen Dichter- und Schriftstellergeneration aufwürfen. Nicht eine Aufmunterung der poetischen Produktion hielt die Schiller-Stiftung für ihre Aufgabe, sondern eine Unterstützung von Schriftstellern und Schriftstellerinnen gegen schwere über sie verhängte Lebenssorge, und dabei dachte sie offenbar nicht so sehr an die munteren Jungen als an die müden Alten. Daran ist nicht zu rütteln. Wohltun war der Zeit, aus der die Schiller-Stiftung hervorgegangen ist, nun mal geradezu ein Synonym mit alt und schwach; das brüsk fordernde Anrecht



der Jugend beginnt auch in diesen Dingen erst mit Nietzsche, wie das Jahrhundert des Kindes mit Ellen Key. Und hatte jene Zeit nicht am Ende recht, war es nicht ein schöner Gedanke, wenn sie stillschweigend annahm, der Jugend bedeute das Ringen an sich eine Kampfzier und ein Siegespreis, auf den sie gar nicht verzichten wollte? Würde nicht wirklich eine ihrer stählendsten Kraftquellen versiegen, wenn der Schweiß und die Not von den Wegen der Jugend gelöscht werden würden?

Nein, laßt die Schiller-Stiftung mit ihren zwei Millionen auch ferner vornehmlich den Müden und Mürben, den Arbeitsunfähigen und Enttäuschten, den „süßen Alten", selbst wenn unter hundert unschädlichen Mittelmäßigkeiten nur ein Starker oder Großer ist. Aber wohlan! Zeit und Generationenschätzung haben sich geändert, also stellt von euch aus, ihr Jungen und Unzufriedenen, eine neue, junge Schöpfung daneben oder meinetwegen dagegen und schreibt auf ihren Schild das Wort: „Die Jugend ist um ihretwillen hier!" So etwas sucht denn ja auch die seit dem 21. November vorigen Jahres in Vorbereitung begriffene Kleist-Stiftung tatsächlich ins Werk zu setzen. Man soll Glück dazu wünschen, anstatt, wie Bulles zweiter Aufsatz tut, schier höhnisch gegen diese „Versicherungsgesellschaft für ringende poetische Talente" anzueifern. Überhaupt hätte er's mit ein bißchen Humor leichter gehabt, des Angriffs Herr zu werden, als in dem Harnisch des entrüsteten Pathos, den er antut. Ist wirklich an dieser fünfzig Jahre alten Institution so ganz und gar nichts zu bessern und zu reformieren? Sollte wirklich sie allein von allen menschlichen Einrichtungen nicht nötig haben, Bresche in den Wall ihrer Traditionen zu schlagen, um Luft und Licht der Neuzeit hereinzulassen? Wir müssen doch alle lernen und erneuern! Müssen doch alle auf die Jugend horchen! „Es wäre töricht, zu verlangen: Komm, ältle du mit mir!" geht der schon zitierte Spruch Goethes weiter. Wäre es wirklich nicht möglich, einem auf den Namen Schillers, des Dichters der „Räuber", getauften Verein junges Blut zuzuführen? ... Aber seien wir ganz getrost: dieser Vorstoß einer verneinenden Kraft, die nach dem gekränkten Empfinden des Vereinssekretärs nur Böses gewollt zu



Die Gelehrten ziehen sich ins Land zurück, ohne ihren wissenschaftlichen Streit einzustellen, und machen alle Herden scheu. (Aus Toepffers „Weltreise". Verlag von Erich Baron, Berlin.)





Den Schulzen drängt es zu seinen Amtsgeschäften. Er wagt aber nicht, zu seiner Gemeinde im Hemd zu kommen, und faßt einen mit seinen gesetzmäßigen Gewohnheiten im Widerspruch stehenden Entschluß: er schlägt Mylady nieder und zieht ihre Kleider an. (Aus Toepffers „Weltreise". Verlag von Erich Baron, Berlin.)

haben scheint, wird doch sein Gutes schaffen. Dieser „Angriff", mag er zunächst noch so weit übers Ziel hinausgeschossen haben, wird und kann nicht wirkungslos vorübergehen, und deshalb verdient er, seiner augenblicklichen Ungerechtigkeiten und Torheiten entkleidet, trotz alledem Dank. F. D.

Allerlei Humore von Einst und Jetzt

Bei der Humorlosigkeit unsrer Zeit und dem Eifer der Verleger, vergessene Schätze der Weltliteratur durch neue Ausgaben zu neuem Leben zu erwecken, mußte es längst wundernehmen, daß sich diese Entdeckerfreude nicht auch auf gewisse Humoristen vergangener Zeiten stürzte, die bei ihren Zeitgenossen nicht das verdiente Interesse gefunden hatten und deshalb zu vorzeitiger Vergessenheit verurteilt waren. Jetzt scheint man das gutmachen zu wollen. So ist uns kürzlich durch den Verlag von Erich Baron in Berlin der Genfer Zeichner und Novellist **Rudolf Toepffer** (1799 bis 1846) wiedergeschenkt worden, an dem sich schon Goethe delektierte, der von St. Beuve in Frankreich und schon von Zschokke in Deutschland eingeführt wurde, aber trotzdem bisher ziemlich unbekannt geblieben ist. Als Goethe im Dezember 1831 durch den Schweizer Soret mit ihm bekannt wurde, hatte er gleich sein helles Vergnügen. „Das ist ja toll," rief er bei der Betrachtung der „Weltreise" aus, deren Helden Soret übrigens fälschlich Dr. Faust anstatt Dr. Festus nennt, „der Kerl sprudelt ja von Talent und Geist. Gewisse Stellen sind von einer unnachahmlichen Vollendung und zeigen, was ein Künstler heut' noch machen kann, wenn er neue Themen behandelt und sich dabei Zeit zum Nachdenken läßt." Als dann Eckermann darauf hinwies, man habe diesem Humoristen Nachahmung des Rabelais vorgeworfen, geriet Goethe förmlich in Zorn: „Die Leute wissen nicht, was sie wollen. Ich finde durchaus nichts

von dergleichen. Toepffer scheint mir im Gegenteil ganz auf eignen Füßen zu stehen und so durchaus originell zu sein, wie mir nur je ein Talent vorgekommen." Fr. Th. Vischer war ähnlicher Ansicht: „Man muß lachen," schrieb er in seiner Vorrede zu Toepffers Werken, „recht herzlich, vollauf, daß das Zwerchfell schmerzt. Diese Darstellungen haben einen dramatischen Charakter, ein kleiner Aristophanes rollt den Vorhang vor uns auf."

Wie sollten wir es da nicht mit Freude begrüßen, daß wir nun wieder drei der besten Zyklen Toepffers in neuen billigen Ausgaben (geb. je 2 M.) zur Hand haben, jeder mit über 200 Illustrationen: „Die Weltreise", eben die Abenteuer des schon genannten Dr. Festus, „Das kecke Lüftchen", im wesentlichen eine Satire auf allerlei Gelehrtensparren und eine Verherrlichung des gesunden Menschenverstandes, und „Das geliebte Ding", eine Schilderung der Liebesabenteuer des Herrn Althoff. Das ist nicht mehr bloßer Witz, auch nicht nur geistreiche Satire, sondern aus den Tiefen quellender Humor, der von den ewig sich gleichbleibenden Schwächen und Narrheiten des Menschengeschlechts zehrt. Dabei ist diese Komik von einer Gutmütigkeit erfüllt, die mit allen Ausfällen versöhnt, und selbst im Strudel der tollsten Phantastik wird noch das Gebot innerer Wahrheit geachtet. Auch wenn die ganze Geschichte sich in der Luft abspielt, wohin ein boshafter Zephyr die Personen entführt hat, bleibt es immer die närrische Welt hier unten, um die sich alles dreht. Ein französischer Strich in den Zeichnungen ist nicht zu verkennen, dafür aber entzückt auch in den schärfsten Karikaturen neben dem Esprit noch eine gewisse Politesse, und wo ein deutscher Zeichner ins Plumpe geraten würde, wahrt Toepffer Grazie und Eleganz. Seine Hauptstärke aber liegt in der Kunst des Erzählens, in der lückenlosen Aneinanderreihung der epischen Vorgänge, so daß ganz kurze Texte, die freilich auch ihrerseits wieder novellistischen Schliff haben, genügen, die Spannung niemals einschlafen zu lassen. Das meiste wirkt noch heute modern, manches geradezu aktuell, wie z. B. die Marokkoepisode in dem „Kecken Lüftchen" und die soziale Satire, die hier wohl am stärksten ausgeprägt ist. Das beste bleibt aber doch wohl die „Weltreise" mit ihrer Verspottung der Uniform- und Autoritätensurcht, die am Ende ebensogut in den Tagen des Hauptmanns von Köpenick geschrieben sein könnte, und die uns auch mit ihren Seitenhieben auf englischen Nationaldünkel nicht gerade antiquiert erscheint.


Als er zu sich kommt, ist Schönholz überzeugt davon (ja, die Eifersucht macht blind), daß die beiden feilen Verführer im Einverständnis mit seiner Frau ihn den wilden Tieren vorgeworfen haben, und seine Haare sträuben sich. (Aus Toepffers „Keckem Lüftchen". Verlag von Erich Baron, Berlin.)

Man hat sich durch Toepffer wiederholt an Busch erinnert gefühlt, eigentlich besteht aber ihre Verwandtschaft allein in der Virtuosität der zeichnerischen Technik, die bei beiden auf der Erkenntnis ruht, daß Zeichnen Weglassen ist, also seine Hauptwirkung aus der richtigen Wahl der charakteristischen Züge gewinnt. Daß Busch im Gegensatz zu Toepffer, dem mehr epischen Talent, von vornherein die Pointe, das komisch-witzige Ziel der Geschichte und damit die plötzliche Explosion des Lachens angestrebt hat, beweist auch wieder der neue Geschichten- und Bilderband, den Rudolf Will aus früheren, vergessenen oder übersehenen Schöpfungen Buschens, zumal aus seiner Münchner Zeit, zusammenstellt (Leipzig, Fiedler; geb. 6 M.). Nicht weniger als einundzwanzig Ge-



Altholz verschafft dem geliebten Ding galant einen Wagen. (Aus Toepffers „Geliebtem Ding". Verlag von Erich Baron, Berlin.)

schichten und Verserzählungen sind hier vereint, darunter als köstlichste Gabe das satirische Werk „Jung-München", das bisher nur in einem seit zwanzig Jahren verschollenen Buche abgedruckt war, obwohl es nach dem Urteil Anton Springers und auch noch des Buschbiographen Daelen zum allerbesten gehört. Man kann ja verstehen, daß Willes Jagd auf unbekannte Buschiana, schon weil sie nicht überall mit der nötigen Vorsicht operiert, hier und da scheel angesehen wird. Aber seine Verdienste um die Vollständigkeit des Busch-Werkes, an der der großen Zahl seiner Verehrer gelegen sein muß, sind so unanfechtbar, daß wir seine beiden Bände — schon im vorigen Jahre sind die „Lustigen Bildergeschichten" erschienen — heute nicht mehr entbehren möchten.

Busch ist fünf, Toepffer fündundsechzig Jahre tot — gesetzt, sie lebten und zeichneten beide noch, an welchem unsrer humoristischen Blätter würde man sie als Mitarbeiter finden? Die Antwort darauf ist leicht: Busch da, wo er begonnen hat, bei den „Fliegenden Blättern", Toepffer da, wo seine spitze Art, nicht ohne neue Anknüpfung an den französischen Geschmack, fünfzig Jahre nach seinem Tode wieder aufgenommen worden, beim „Simplizissimus". Olaf Gulbransson, zweifellos der genialste der „Simplizissimus"-Zeichner, hat da, wo er von der Farbe absieht und sich auf Umrisse beschränkt, sogar ganz außerordentliche Anklänge an Toepffer, wie uns so recht wieder vor dem neuen Gulbransson-Album „Aus meiner Schublade" zum Bewußtsein kommt (30 Blatt Zeichnungen in mehrfarbigem Druck; München, Langen; geb. M. 7.50). Freilich, Toepffer schrieb und zeichnete in einer unpolitischen, einer recht friedlichen Zeit. Gulbransson dagegen findet die Atmosphäre über und über geladen mit politischer, literarischer und gesellschaftlicher Elektrizität, und deshalb „zünden" denn auch die Blitze, die er aus den Wolken holt,



Altholz, der glückliche Sieger, hält bei den Eltern in Gegenwart des geliebten Dings um ihre Hand an. (Aus Toepffers „Geliebtem Ding". Verlag von Erich Baron, Berlin.)

häufiger als die seines vormärzlichen Kollegen. Wo Gulbransson übrigens vom Roß der hohen Politik auf das Parkett der sogenannten vornehmen Gesellschaft herabsteigt, wird er leicht etwas philiströs und erreicht bei weitem nicht Reznicеks Verve, erst recht nicht die internationale Eleganz eines Dudovich, aus dessen Zeichnungen der Langensche Verlag gleichfalls ein dreißigblättriges Album hat erscheinen lassen. Dudovich holt sich seine Typen von allen Ecken und Enden der großen Welt, aus Monte Carlo und Paris, vom Lido und aus Ostende. Namentlich seine mondänen — na, sagen wir „Damen" übertreffen die Reznicekschen noch in jenem gewissen Etwas, das morgen schon wieder anders ist als heute, und von dem man auf den Münchner Karnevalredouten doch nur eine bescheidene Spielart zu studieren Gelegenheit findet. Auch als Kolorist ist Dudovich seinen Kollegen überlegen; es sind wohl ein Dutzend Blätter in dem Album, die mit ganz einfachen Mitteln das Raffinierteste in der Farbenwirkung erreichen, was sich denken läßt.

Von dem „Welthumor", den Roda Roda und Theodor Etzel seit einiger Zeit sammeln, sind wieder zwei neue Bände erschienen. Der eine („Die gute alte Zeit"), eine Schwankanthologie, die von Jörg Wickram bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts reicht, findet schon bei uns zu Hause so viel saftige Weide, daß sie sich ganz auf Deutschland beschränken kann, während der zweite („Der Witz des Auslandes") den Reigen der fremden Spaßmacher vom Ausgang des Mittelalters, wo der Band „Drei Meilen vor Weihnachten" im vorigen Jahre Halt gemacht hatte, bis auf unsre Tage fortführt. Über die ältere Zeit wird dabei verhältnismäßig schnell hinweggegangen, desto behaglicher im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert verweilt, alldieweil uns zu diesen Zeiten auch die entferntesten Nationen beträchtlich mehr zu sagen haben als vor hundert oder tausend Jahren. Trotzdem tritt dabei vieles Neue zutage, und Altes, Wohlbekanntes nimmt in seiner neuen Umgebung ein überraschendes Gesicht an. Die ganze Sammlung, fünf Bände (geh. je 4 M.), ist jetzt vollständig; wer sie sein eigen nennt, darf gewiß sein, eine tüchtige Portion Humor zu besitzen, wobei freilich immer noch fraglich ist, ob er ihn auch „hat".

So sehr sich Roda und Etzel in ihrer Sammlung von dem bloß äußerlich Komischen ferngehalten haben, jene feine innere Heiterkeit, die zu ihrem Glück weder Witz noch Spaß braucht, kommt bei ihnen doch etwas stiefmütterlich weg. Diese helle, mutige Lebensfröhlichkeit, in der Goethe atmete und schuf, die nicht im einzelnen zu extrahieren ist, die wie ein unsichtbarer Strom der Wärme durch sein Leben und Schaffen geht, sie hat Wilhelm Bode, der geschickte Weimarer Goethe-Popularisierer, in ein eignes kleines Buch (geb. 5 M.) zu leiten gesucht, das sich „Der fröhliche Goethe" nennt und bei Mittler in Berlin erschienen ist. Weiteren Kreisen wird in der Tat hier erst zum Bewußtsein kommen, wieviel seelische, niemals laute, immer geläuterte Heiterkeit in Goethes Leben und Dichtungen blüht, wenn Bode biographisch darstellt, mit welcher Kunst er es verstanden, das Glück und den Frohmut trotz aller Schatten in sein Haus zu laden, und wie er in Liedern, Sprüchen, Gedichten, Erzählungen und Gesprächen den Gästen wiederum durch eigne Gaben für ihre Gesellschaft gedankt hat. H. L.

Literarische Notizen

Die Friedrich-Jubiläums-Literatur kommt mit ein paar Nachzüglern oder Nebenläufern, die ein Wort der Anzeige verdienen. Bei Moeser in Leipzig läßt Johannes Heringsen eine Art Friedrich-Lesebuch unter dem Titel „Fridericus, mein König" erscheinen (geb. 4 M.), eine Anthologie aus drei Jahrhunderten, die das Bild des großen Königs gar mannigfaltig widerspiegelt. Aufgenommen sind besonders Berichte von Augenzeugen, Erinnerungen von Zeitgenossen, Briefe des Königs, Aussprüche bedeutender Männer über den König usw. Auch

die poetische Literatur des Gegenstandes, soweit sie Anspruch auf literarische Bedeutung erheben darf, ist berücksichtigt. Von älteren Autoren sind vertreten die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, General von der Marwitz, Archenholtz, Franz Kugler, Varnhagen von Ense u. a., von neueren Fontane, Adolf Glaser (mit der zuerst in diesen Monatsheften veröffentlichten quellenmäßigen Schilderung von Friedrichs Hochzeit auf dem Lustschlosse zu Salzdahlum), Prof. Lamprecht, Prof. Thouret usw. Das Buch ist berufen, wesentlich zur Belebung des Geschichtsunterrichts beizutragen.

Wie es in Alt-Berlin um 1740 aussah, wie man dort baute — zum Teil umsonst oder gar noch mit Draufgeld vom alten König —, wie man aß, trank, schlief, sein Handwerk übte, seine Feste feierte, sich trug und kleidete, seine Mußestunden ausfüllte, sein Gesinde hielt, seine Einkäufe machte und sonst sein täglich Leben führte, das alles bekommt man in frischester, unmittelbarster und anschaulichster Form bei Ernst Consentius zu lesen (Berlin, Gebr. Paetel; geb. M. 5.50). Der Verfasser, auf diesem Gebiete Berliner Lokalgeschichte kein Neuling mehr, taucht seine Schöpfbecher in Quellen, die uns bisher fast gänzlich taub und stumm gewesen. An Helden- und Staatsgeschichten war längst kein Mangel mehr, aber das wirtschaftliche Leben Berlins zur Zeit der jungen Regierung Friedrichs des Großen zu schildern, hat sich bisher niemand recht getraut. Der Stoff galt als zu spröde und unergiebig. Consentius straft diese „Mau- und Flaumacher" gründlich Lügen. Er hebt das blühende, unverfälschte Leben des Berliner Alltags um 1740 mit vollen Schalen ans Licht und läßt es sich in drastischen Szenen, Zwie- und Selbstgesprächen der Zeit ungestört vor uns ausleben, ehe noch die Gelehrsamkeit kommt, ihnen mit ihren Abstraktionen das Blut abzuzapfen. Ein munteres, resolutes Buch, wie es Ort und Zeit verlangen, sollen sie Red' und Antwort stehen! Man glaubt gern, daß viel Fleiß und Schweiß in dem Buche steckt; aber da man sie ihm nicht ansieht, soll man nicht sie, sondern ihre Überwindung durch die unterhaltende, spielend leichte Form rühmen.

In die nächste Nachbarschaft dieses Buches gehört Hans Ostwalds illustrierte Kulturgeschichte „Berlins und der Berlinerin", in der sich ebensoviel gründliche Kenntnis des Volkes wie fleißige Versenkung in die Kultur und Lebensgewohnheiten der höheren Gesellschaftskreise offenbart (Berlin, Hans Bondy; mit 7 handkolorierten, 17 ganzseitigen Kunstblättern, 1 Gravüre und 450 Abbildungen). Wir haben den Lesern aus dem reichen Menü dieses Buches schon vor längerer Zeit (im Märzheft 1910) eine vorausgenommene Kostprobe geboten, indem wir das Kapitel „Berliner Witz in den Biedermeiertagen" daraus veröffentlichten, und wir dürfen wohl sicher sein, daß ihnen dies Appetit auch auf die übrigen Gänge der Speisekarte gemacht hat. Doch müssen wir hinzufügen, daß das Ostwaldsche Buch zu unsrer freudigen Überraschung seine Fühlfäden weiter und weiter, auch in die politische Geschichte und selbst in die hohe Kunst hinüberstreckt, namentlich mit den Bildern, die uns noch reichhaltiger und abwechslungsreicher erscheinen als der manchmal etwas behagliche, am Anekdotischen und Kuriosen klebende Text.

„Die Kunstwelt", die neue Berliner Monatsschrift für die bildende Kunst der Gegenwart (Berlin, Weise & Ko.; vierteljährl. 6 M.), hat ihr 4. Heft fast ausschließlich Friedrich dem Großen und seinem Verhältnis zur bildenden Kunst gewidmet. In zahlreichen Textbildern, aber auch auf zwölf, darunter vier farbigen Kunstbeilagen werden hier die großen aus des Königs Besitz stammenden Meisterbilder von Pesne, Watteau, Lancret, Pater, Friedrichs Goldemailledosen von Chodowiecki, der wundervolle Porzellan-Tafelaufsatz für die Kaiserin Katharina und vieles andre veröffentlicht — kurz, die ganze Zauberwelt des Rokoko, die Anmut der Tage von Rheinsberg und Sanssouci steht vor uns. Zwei große Aufsätze führen in die Welt Friedrichs ein: der eine von Georg Voß schildert den König im Verhältnis zur Kunst überhaupt, der andre von Otto March zeichnet ihn als Städtebauer. Diesen Aufsatz begleitet eine reiche Sammlung von Ansichten aus Potsdam, dem alten Berlin und Sanssouci.

*

Während die Novellistik Storms noch zu Lebzeiten des Dichters, gleich bei ihrem Erscheinen die ihr gebührende Würdigung fand, hat seine Lyrik lange und schwer darum kämpfen müssen: der volle Kranz ist ihr erst von der Nachwelt gereicht worden. Sie erst zeigte sich bereit, dem Dichter recht zu geben, wenn er seine Lyrik ausdrücklich über seine Novellistik stellte und sich bei seinem Tode in ruhigem Selbstbewußtsein als den größten lebenden deutschen Lyriker bezeichnete. Auf dieser Überzeugung fußt auch die Schrift Walther Hermanns über Theodor Storms Lyrik, die den 17. Band der von Prof. Albert Köster herausgegebenen „Probefahrten" junger Germanisten bildet (Leipzig, Voigtländer): ein nach Methode und Form erfreuliches und ansprechendes Buch, das kein Literaturfreund ohne tieferen, bleibenden Nutzen lesen wird. Zwar liebt der Verfasser nach Art junger Philologen zuweilen noch etwas gar zu sehr die Parallelenpürsche — wenn er sich selbst auch mit aller Entschiedenheit gegen den Verdacht verwahrt, als wolle er Storms Selbständigkeit und lyrischen Wert dadurch nur um ein Haar kürzen — und jagt wohl manchmal auch dem Trugbild der akademischen Vollständigkeit zu leidenschaftlich nach; aber von solchen jugend-

lichen Schönheitsfehlern abgesehen, ist diese Arbeit so reich an feinen und neuen Beobachtungen, daß sie als die beste Entwicklungs- und Lebensgeschichte der Stormschen Lyrik gelten darf. Für ein zartes und empfindliches Objekt findet sich hier das zarte, empfindliche Instrument, wie es einem so diffizilen Organismus allein geziemt. Bezeichnend und beherzigenswert sind dafür die am Schluß des ersten Teils (Lyrik Storms in ihrer Entwicklung) aufgestellten Sätze: „Eine auffallende Entwicklung hat Storm als Lyriker nicht gehabt. Sie bietet der Darstellung nicht scharfe Wendungen und ragende Marksteine als bequeme Zielpunkte. Ein Crescendo und Decrescendo des Schaffens, ein leises Erweitern und Verengen und Verschieben des Motiv- und Naturkreises, das stärkere Hervortreten der einen oder andern Seite seines Wesens, kleine stilistische Wandlungen unterscheiden die Gedichte der verschiedenen Zeiten voneinander. Wenn diese Entwicklung auch nicht auf den ersten Blick ins Auge fällt, so darf sie doch nicht übersehen werden."

Paul Schützes erschöpfendes Buch über **Theodor Storm**, noch während des Dichters Lebzeit und unter seinen Augen entstanden, ist kürzlich in dritter, wiederum vermehrter und verbesserter Auflage zu uns gekommen (Berlin, Gebr. Paetel). Neue Dichtungen Storms sind zwar seit dem Erscheinen der vorletzten Auflage (1908) nicht ans Licht getreten, wohl aber ein paar aufschlußreiche Briefsammlungen, darunter an erster Stelle die „Briefe in die Heimat" und die an Eggers gerichteten, als kleinere Stücke ferner die hier in den Monatsheften veröffentlichten Briefe an verschiedene Glieder der mit Storm verwandten Familie Scherff (Bd. 110). Auch sonst hat der neue Bearbeiter, Dr. **Eduard Lange**, mehrerlei zu ergänzen und nachzuprüfen gefunden; seine eignen Zusätze wissen sich dank ihrer Gründlichkeit und Sachlichkeit in gutem Einklang mit der Darstellung Schützes zu halten. Es ist das Buch zweier Verfasser, die ihrem Gegenstande bescheiden und verständnisvoll dienen, nicht sich blähen und selber hervordrängen.

*

Mit lebhafter Befriedigung können wir auf die neue zweibändige „**Deutsche Geschichte**" von dem Berliner Universitätsprofessor **Dietrich Schaefer** hinweisen, die gleich fertig vor uns hintritt (Jena, Gust. Fischer; 17 M.). Klarheit und Bündigkeit der Darstellung sowie Reife des politischen Verständnisses sind die hervorstechendsten Tugenden dieses Werkes. Freilich läßt es Wirtschafts- und sozialpolitische Einflüsse ziemlich unberücksichtigt und vertieft sich gründlicher nur in das, „was mit den Kernfragen unsers nationalen und staatlichen Werdeganges in wirkungsvollem Zusammenhang steht"; aber gerade diese Beschränkung schafft ihm die innere Energie und die Möglichkeit, sich gegen Ende, da, wo es in die Gegenwart mündet, mehr und mehr zu verbreitern. Jene kühle Objektivität, die eine falsche Auffassung von vaterländischer Geschichte von dem Historiker noch immer fordert, wird man nicht erwarten von einem Buche, das, Treitschke und Waitz gewidmet, durch seine Wärme dazu berufen erscheint, einmal wieder ein deutsches Haus- und Familienbuch zu werden und hier, was so nötig tut, den politischen Sinn zu wecken.

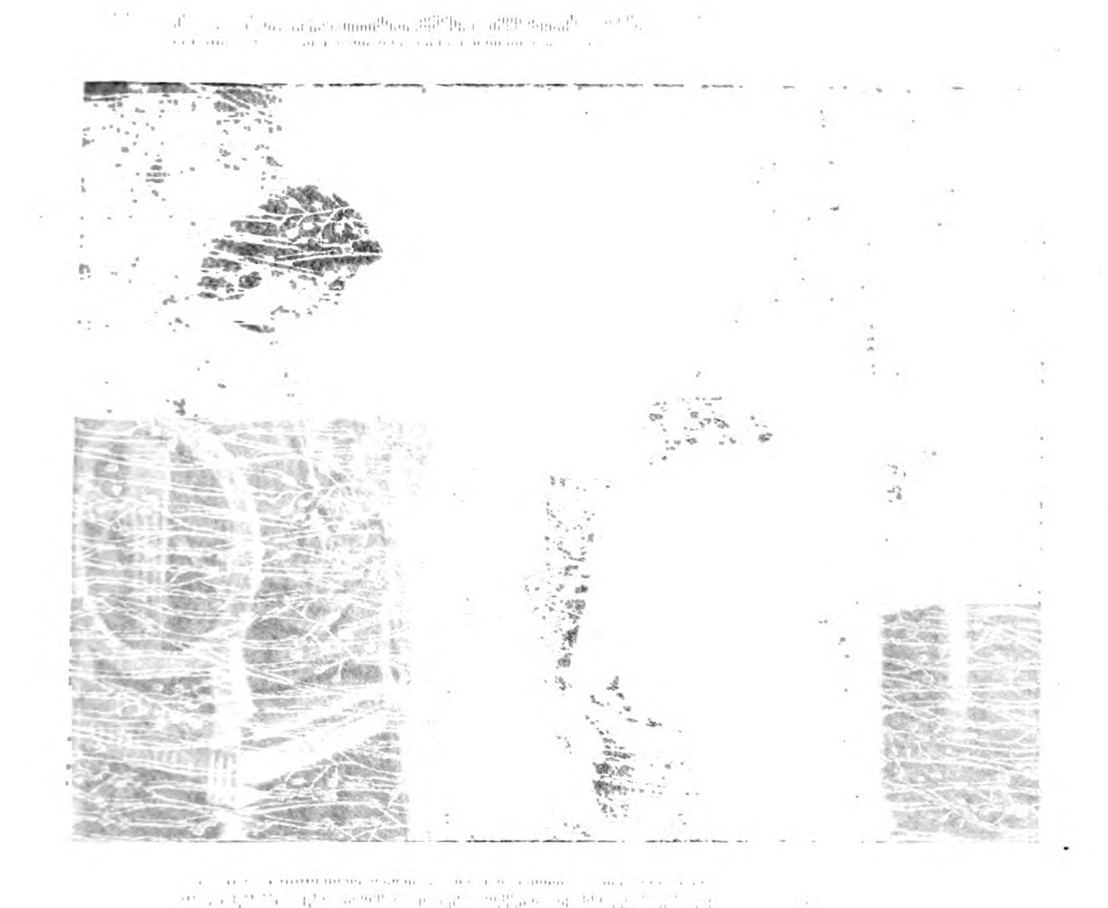
Das erste historische Gebiet, auf dem Schaefer seine Begabung für vaterländische Geschichtschreibung im Sinne Treitschkes bewies, war das der Hanse, und noch heute sind seine Bücher darüber unübertroffen. Populärer und in weiter ausholendem politischem Zusammenhang hat **F. W. Barthold** die „**Geschichte der deutschen Hanse**" geschrieben und diese Darstellung, die sich zu einer Geschichte der deutschen Seemacht auswächst, jetzt in neuer, von Karten und alten Stichen begleiteten Ausgabe zweibändig bei Deubach & Lindemann in Magdeburg erscheinen lassen.

*

Robert Saudeks hier zuerst veröffentlichter Roman „**Zwei Sünder und eine Heilige**" ist bei Carl Reißner in Dresden als Buch erschienen.

Bodo Wildbergs hier gleichfalls zuerst hervorgetretene Erzählung „**Neben der Welt**" ist mit andern, die sich gleichfalls durch eine starke Erfindungskraft, neuentdeckte und eigen gesehene Milieus sowie durch eine interessante Mischung von Idylle, Romantik und Mystik auszeichnen, in Reclams Universalbibliothek übergegangen (Nr. 573—74), die früher schon die „Dunklen Geschichten" Wildbergs, novellistische Gestaltungen fremdartig geheimnisvoller Vorgänge, gebracht hat (Nr. 5160). — Von weiteren neuen Bändchen der Sammlung nennen wir **Karl von Holteis** „**Schlesische Gedichte**" (geb. M. 1.20) und einen Band Erinnerungen von **Karl Frenzel**, der aus den Berliner Märztagen, des Verfassers Studienzeit, aus Dresden und Weimar erzählt (Nr. 5366). Auch **Herweghs** „**Gedichte eines Lebendigen**" (Nr. 5341—42), Fürst **Bülows** Reden (Nr. 5356—58) und des Dänen **Henrik Scharling** Erzählung „**Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo**" (Nr. 5361—63) sind jetzt bei Reclam in wohlfeilen Ausgaben zu finden.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Adele von Finck: Stille Stunde.

[illegible]

[illegible] werden."

[illegible] erschienenes Buch [illegible] während des [illegible] entstanden, ist [illegible] zu [illegible] Berlin, [illegible] sind [illegible] der [illegible] ein paar [illegible] an erster Stelle die „[illegible] in die Heimat" und [illegible] als [illegible] die hier in den Monatsheften [illegible] Briefe an [illegible] (Bd. 110). [illegible] Dr. [illegible] in [illegible] und [illegible] in guten [illegible] mit der [illegible] zu halten [illegible] und [illegible]

*

[illegible] „Deutsche Geschichte" [illegible] 17 [illegible]

[illegible] und [illegible] zu [illegible] F. W. Barthold die „Geschichte der [illegible] Hanse" geschrieben und [illegible] die sich zu einer Geschichte der [illegible] jetzt in neuer, [illegible] Ausgabe [illegible] Heft & Linnemann in Magdeburg [illegible]

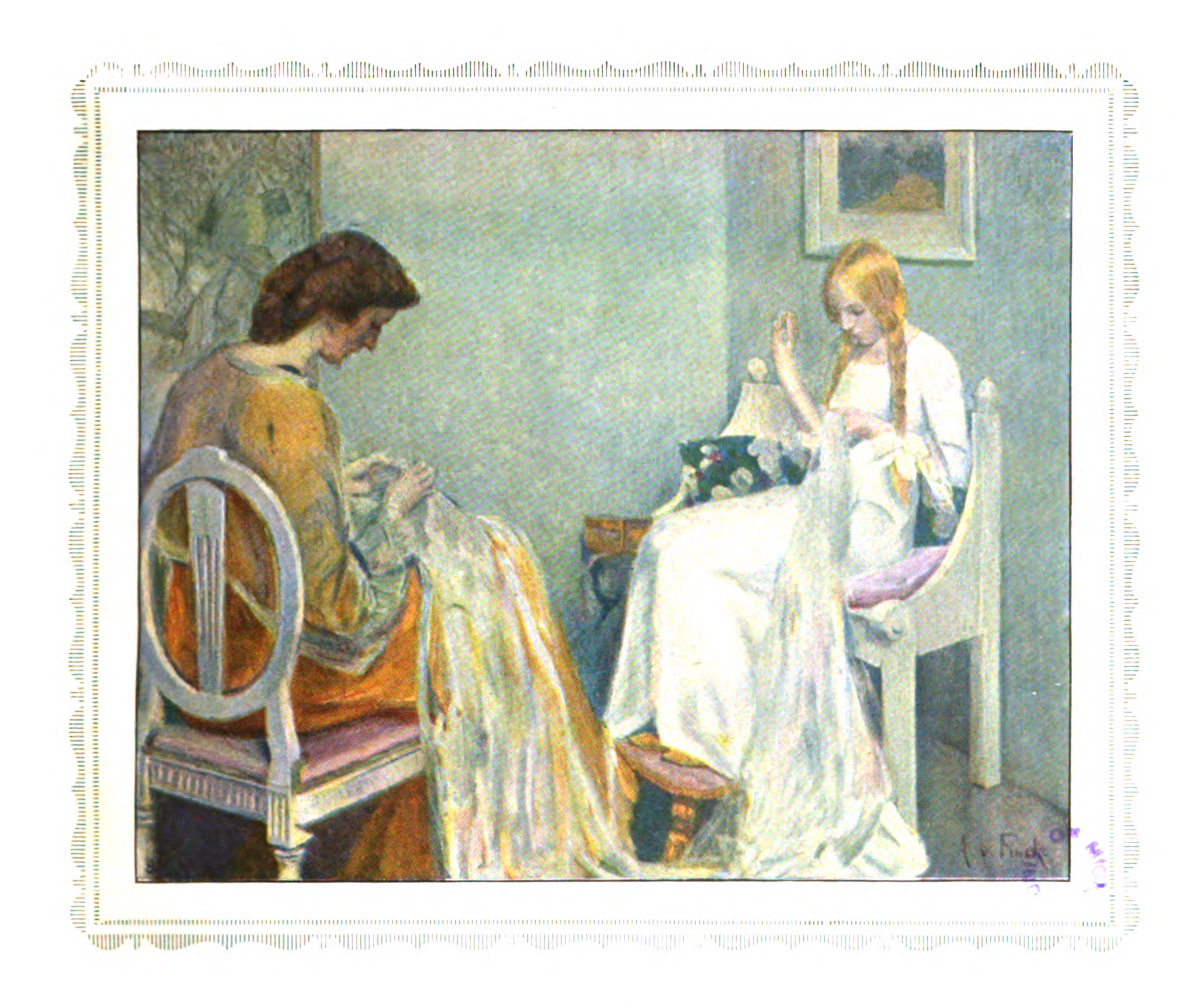
*

Robert [illegible] Roman „[illegible]" [illegible] ist bei [illegible] in [illegible] erschienen.

[illegible] „[illegible]" [illegible] von [illegible] in [illegible] (Nr. 573–74) [illegible] Geschichten" [illegible] 5160. — Von weiteren [illegible] „[illegible]" [illegible] einen Band [illegible] von Karl [illegible] der aus [illegible] Berliner [illegible] Lebensdaten [illegible] 1741–42 [illegible] „Zur [illegible]" [illegible]

[illegible] — Druck [illegible] verboten. — [illegible]





Adele von Finck: Stille Stunde.



Die Könige und die Kärrner

Roman von Carry Brachvogel

II

Stauffer hatte natürlich längst auf dem Schlößchen Besuch gemacht, aber der Baron war damals in Geschäftsangelegenheiten verreist gewesen. Dann war der Doktor einmal eilig ins Schlößchen geholt worden, da der Baron an einem heftigen Gichtanfall lag. Stauffer traf seine Anordnungen, die Otti Huiras so verständig entgegennahm, daß man merkte, sie war's gewohnt, den Vater zu pflegen. Da er krank lag, schaltete sie wieder im Schlößchen, als wäre sie immer noch die Baronesse und nicht die Frau des Andreas Huiras.

Wie Stauffer sie jetzt so mädchenhaft schlank und selbstverständlich neben dem Vater sah und wie er hörte, daß der Diener sie „Frau Baronin" nannte, dachte er unwillkürlich: Wenn sie nicht den Ehering trüge, wüßte kein Mensch, daß sie verheiratet ist! Mein Geschmack wär' so eine Frau nicht, die ewig am Vater hängt. Ich möchte wohl wissen, ob ihr Mann glücklich mit ihr ist.

Als Stauffer den Baron zum erstenmal sah, gepeinigt und ermattet von Schmerzen, hatte er natürlich keinen andern Eindruck von ihm empfangen als den eines bedauernswerten Kranken. Als es dem Baron dann besser ging, plauderte er mit dem Arzt über dies und jenes, war in allem, was er sagte, so eigenartig und fesselnd, daß Stauffer gar nicht merkte, wie dies Plaudern sich allmählich zu langen, ernsten Gesprächen vertiefte, und daß er anfing, den Einfluß zu begreifen, den dieser Vater auf eine junge, kluge und lebhafte Tochter machen mußte. Nicht durch seine Äußerlichkeit, denn der Baron

Phot. Gebr. Hirsch, München.

Carry Brachvogel.

war sehr klein, fast schmächtig und hatte infolge eines Eisenbahnunglücks etliche Finger der linken Hand verloren. Das feine Gesicht mit dem gepflegten graumelierten Bart sah auf den ersten Blick nur aus wie das eines eleganten kränklichen Grandseigneurs, in den Augen aber saß etwas Rätselhaftes, in diesen großen grauen Augen, die bald grün, bald blau schillerten und zuweilen verloren in die Ferne blickten, als sähen sie draußen, in weiter Ferne, etwas Lockendes, Glitzerndes, Glückverheißendes.

Wie die Augen des Barons, so waren auch seine Gedanken oft weitab von der bescheidenen Umgebung, die um ihn her stand; sie durchreisten die Welt, spielten mit kühnen Möglichkeiten, zwangen zueinander, was unvereinbar schien, setzten auf den Boden der Wirklichkeit, was gestern noch als Luftgespinst gegaukelt hatte. Der Baron war ein moderner Geschäftsmann großen Stils. Sein Geld arbeitete in allen möglichen Unternehmungen, die sein rastloser Finder- und Aufspürergeist ins Leben rief oder wenigstens ins Leben rufen half. Ruhe gab es nicht für diesen Mann; immerfort Neues auszuhecken, der Welt zu erschließen, dem Alltag einzuverleiben, war der Inhalt und die Lust seines Daseins. Heute führte er eine verwegene Bahn auf Gletschergipfel der Schweiz, morgen beutete er Naphthaquellen in Rumänien aus, übermorgen erwarb er Terrains in der Stadt, die sich nach seiner Ansicht späterhin just in der Richtung ausdehnen mußte, wo die Grundstücke lagen. Das Wagnis an sich, die Lust der Urbarmachung war für ihn alles, Gewinn oder Verlust kümmerten ihn kaum, denn er wußte von beiden, daß schon die nächste Stunde sie ins Gegenteil verwandeln konnte. Er lächelte, wenn sie ihn in Rottenbuch für einen vielfachen Millionär hielten, und er lächelte, wenn er hörte, daß er dem oder jenem in der Stadt für einen waghalsigen Abenteurer galt. Was wußten die Leute von ihm, seinem Leben und dem Fieber der Eroberung, von dem dies Leben durchtobt war?! Sein Blick wurde verschwommen, schien über alle Grenzen irdischer Möglichkeiten weg in endlose Weiten zu wandern.

Es war selbstverständlich, daß Stauffer, mit dem er sich gern unterhielt, ihm auch einmal von dem Moorbad sprach: „Ich gestehe offen, daß ich zunächst ganz egoistisch nur an mich dachte, als ich die Baracke sah! Es wäre so verlockend, wenn man so etwas in die Hand bekäme, natürlich nur als dirigierender Arzt. Man könnte es heben, bekannt machen, Patienten von auswärts herziehen, daß Rottenbuch sich neben den ersten Moorbädern Bayerns sehen lassen könnte. Und bedenken Sie, Herr Baron, wie so etwas alle Existenzbedingungen hier verändern könnte. Ein hübsches Badehotel an Stelle der Baracke, am Bahnhof ein Autobus, der die Fremden hinbringt, dazu die entsprechende Reklame in der Presse, und Rottenbuch rückt vom Dorf zum wohlhabenden Badeplatz auf!"

Der Baron schüttelte abwehrend die rechte Hand. „Lieber Doktor, nichts zu machen, gar nichts zu machen! Was glauben Sie, wieviel Gedanken, Mühe und Worte ich in früheren Jahren an das Ding verschwendet habe?! Es wär' beinahe, wie die schöne Redensart lautet, ein Nagel zu meinem Sarg geworden, so sehr war ich in die Idee verrannt, etwas daraus zu machen! Ich hatte schon ein Konsortium mobil, über eine Million Kapital lag bereit —"

Sich in Gefühl und Lebhaftigkeit der Rede immer mehr steigernd, erläuterte er nun, wie damals, vor etwa zehn Jahren, die Umwandlung des Moorbades projektiert war. Er hatte alle Pläne im Kopf, beschrieb sie hastig und dennoch deutlich mit der Rechten auf dem Tisch oder in der Luft. Zuweilen nahm er auch die verstümmelte Linke zu Hilfe; das sah dann häßlich und gespenstisch aus, wie eine fratzenhafte Mahnung an Unglück und Tod. Bald aber sah der Doktor nicht mehr die Hand und nicht mehr den Mann, dem sie gehörte, denn das Zimmer war erfüllt von den Phantasien, die aus den Worten des kleinen schmächtigen Mannes entstanden. Das Moorbad war verschwunden, der schwankende Grund, auf dem es stand und in dem es immer mehr versank, war unterbaut und trug ein prunkvolles Kurhotel mit Balkonen, spiegelnden Fenstern, Zentralheizung, Lifts und allem modernen Komfort. Ein Park mit schneeweißen Kieswegen und köstlichen Blumenparterres umgab das Hotel, von dem kaum zwei Schritt entfernt das Badehaus stand, vorläufig für fünfzig Bäder eingerichtet, mit allen technischen und therapeutischen Einrichtungen, die man sich nur denken kann. In einer Garage standen die Autos bereit, die zu jedem Zug

nach dem Bahnhof fahren sollten. Fremde, die keinen Platz im Kurhotel fanden, oder denen es zu teuer war, mochten im Dorf wohnen, ohne allzuviel zu entbehren, denn Rottenbuch war nicht mehr das Dorf von heute, das sich zufriedengab, wenn eine Handvoll bescheidener, sparsamer Sommergäste kam, Rottenbuch war aus seiner dämmernden Genügsamkeit aufgewacht, guckte Sankt Moritz oder Bad Gastein Technik und Ertrag der Fremdensaison ab und verrechnete im Herbst einen Überschuß, der in die Zehntausende ging, wenn nicht gar in die Hunderttausende.

Plötzlich fuhr der Baron mit einer scharfen Bewegung der Rechten wagerecht durch die Luft, als wolle er den Strich ziehen unter die eigne Phantasie. „Es ist nichts zu machen, gar nichts! Der Alte gibt die Baracke nicht her. Er hängt an ihr, wie nur so ein Bauernschädel hängen kann, da können Sie jahraus, jahrein mit Engelszungen reden — alles umsonst. Was glauben Sie, wie mich der Mensch zum Narren gehalten hat?! Immer wieder war alles abgesprochen, festgelegt, und am nächsten Morgen sollten die Kontrakte von ihm unterzeichnet werden. Und jedesmal kam er dann nicht, sondern schickte einen verrückten Wisch, in dem — Na, warten Sie, ich zeig' Ihnen ein paar davon."

Der Baron erhob sich, ging zu seinem Sekretär und reichte dem Doktor etliche ordinäre Briefbogen, auf denen schiefe, schwerleserliche Buchstaben eine halsbrecherische Orthographie geschrieben hatten:

„Ich hab' die ganze Nacht um die Gnade des Herrn gebetet, und er hat mich erleuchtet, und darum kann es nicht sein, und ich muß zurücktreten, so leid es mir für den Herrn Baron auch tut, aber der liebe Gott im Himmel weiß es besser."

Und wiederum: „Auf die seligste Jungfrau hab' ich mein Hoffen gesetzt, und sie hat gesagt: ‚Nein, es soll nicht sein, ich halte die Hand über dich, und du sollst mir gehorchen und es nicht lassen und nicht von dannen gehen. Du bist mein Knecht, und ich sage nein.' Und darum kann ich nicht unterzeichnen, wie ich's mit dem Herrn Baron beredet habe, denn die seligste Mutter Gottes ist über allen."

So ging es durch all die Bogen auf windschiefen Zeilen weiter.

Als der Doktor sie beiseitelegte, meinte er: „Es scheint also doch eine Art religiöser Wahnsinn?!"

Der Baron schüttelte verneinend den Kopf. „Nicht so ganz, obschon eine Schwester des Steinachers seit Jahren wegen religiösen Wahnsinns in der Irrenanstalt ist. Aber der Alte ist nicht verrückt oder wenigstens nur halb verrückt, bei dem kommen andre Faktoren in Betracht. Da klebt er zunächst am Besitz, an der Scholle, wie die Literaten so schön sagen. Aber dann haßt er auch Huiras — Sie haben die Geschichte wohl schon gehört? — und möchte ihm schrecklich gern einen Tort antun. Der Tort wäre natürlich, daß ich das Moorbad kaufte. Es reizt den Alten immer wieder diabolisch, mir's zu geben; aber wenn's zum Klappen kommt, läßt ihn die Scholle" — es klang ironisch — „nicht los. Da krampft er sich dann mit allen Fibern dran an, und weil der Mensch ja als Ausrede für seine Schwachheit immer einen Gott anführen muß, kommen dann die Wische mit der ‚Erleuchtung' und der ‚allerseligsten Mutter Gottes', wobei natürlich auch die irrsinnige Schwester als Milderungsgrund in Betracht zu ziehen ist. Aber de facto hat er mir einen meiner schönsten Träume ruiniert. Und jetzt, wo er alt geworden, trennt er sich natürlich weniger denn je von der Baracke."

„Und nach seinem Tode?"

„Auch nichts zu machen. Der Alte hat keine Erben; das einzige Kind, die Johanna, ist längst vor die Hunde gegangen. Was er hinterläßt, fällt weitläufigen armen Häuslern zu, Hörigen des Huiras. Von denen kauft er's — das ist alles längst abgemacht, wenn nicht gar verbrieft und versiegelt!"

Da erinnerte sich der Doktor, daß Steinacher neulich gesagt habe, er wolle zum Notar fahren, und der Huiras könne sich leicht verspekulieren.

Der Baron lachte aber nur kurz auf und schüttelte wieder abwehrend die Rechte: „Leeres Gerede, mit dem er Huiras schrecken, sich und seinem Haß selber was vorlügen will. Sie als Arzt müssen doch die Scheu kennen, die alte Leute vor dem Testamentmachen haben! Steinacher wird nie ‚zum Notär' fahren, nie über seinen Besitz verfügen, die Häusler werden erben, an Huiras verkaufen, basta!"

Eine kleine Pause entstand, Otti trat ein, um sich vom Vater zu verabschieden. Jetzt, da es ihm besser ging, mußte sie sich wirklich wieder um Andreas kümmern, der schon recht ärgerlich auf sie war, wenn er es gleich



an höflicher Teilnahme für den erkrankten Schwiegervater nicht fehlen ließ. Otti küßte den Vater, sagte Stauffer freundlich Lebewohl und ging. Der Baron sah ihr nach, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. Neben seinem Wagemut hatte er nur noch ein einziges Lebensinteresse: Otti.

Stauffer fragte: „Was wird mit dem Moorbad geschehen, wenn es Huiras gehört?"

Der Baron zuckte die Achseln. Seine Stimme klang etwas spöttisch: „Ein Palasthotel wird er nicht bauen!"

„Meinen Sie, daß er überhaupt baut? Eigentlich muß er ja, denn das Haus ist am Einfallen."

„Wer kann sagen, was Huiras tut? Ich sicher nicht, zudem ist er ja der Schwiegervater meiner Tochter."

Der Doktor verstand, daß der Baron nicht weitersprechen wollte, daß er aber von Huiras nichts für das Moorbad hoffte. Und wenn er die mitleidige, wegwerfende Art bedachte, mit der Huiras und das ganze Dorf von dem „Bauernbadl" sprachen, so mußte er den Vermutungen des Barons recht geben. Das war traurig, aber vorläufig wohl nicht zu ändern. Vorläufig nicht — doch wer konnte sagen, was späterhin sein würde? Stauffer war jung und optimistisch. Er beschloß, das Moorbad zwar zunächst nicht mehr mit Wünschen zu umstellen, es aber auch nicht als ganz hoffnungslos zu betrachten. Er hatte ja Zeit, konnte warten und zusehen, wie die Dinge sich wendeten. Wer konnte sagen, was Huiras tat, wenn ihm erst das Moorbad gehörte? Sicher hatte er nicht so großzügige Pläne wie der Baron, aber lag in dieser Großzügigkeit nicht auch eine ungesunde Phantastik, die sich mit den bescheidenen Möglichkeiten von Rottenbuch gar nicht vertrug? Da Stauffer nicht mehr im persönlichen Bann des kleinen Mannes mit den fortreißenden Worten und den leidenschaftlichen Gesten stand, wollte es ihm fast so scheinen. — —

Der Sommer schritt immer tiefer ins Land hinein, und mit wilder Lust wuchs ihm das Land entgegen. Eine lange Regenzeit hatte jeden Keim geschwellt, daß er mit Ungeduld auf den ersten Sonnenstrahl wartete, der die aufgespeicherte Kraft entbinden sollte. Auf den Wiesen stand das Gras der zweiten Mahd in breiten, fetten Halmen, über denen es wie ein Silberschimmer lag; im blaßgrünen Zittern der Haferherzchen brannte roter Mohn, Korn und Weizen aber lagen schwer, von sanftem Braun überhaucht, auf der Erde und harrten demütig des Tages, da die Ochsen mit dem eisernen Band über der Stirn die großen Wagen herführen würden, um den Segen der Erde heimzufahren in die Scheunen. Die Obstbäume, die im Frühling so blank und schneeweiß dagestanden, waren jetzt überschüttet von treibender Frucht. Es war ein gutes Jahr; still und froh warteten die Menschen auf reiche Ernten.

Während der Regenzeit war Stauffer wohl in seinem Beruf viel unterwegs gewesen, aber seine freie Zeit hatte er zu Hause verbracht: bei seiner Frau, bei Büchern und medizinischen Zeitschriften, die er eifrig studierte, um immer auf dem laufenden zu bleiben. Als aber nun die heißen Tage kamen, begann er die Gegend zu durchstreifen und war überrascht von der reichen Abwechslung ihrer landschaftlichen Bilder. Bald war's eine unendliche Waldeinsamkeit, dann wieder ein grünes Mattental, auf dem saubere Häuschen hingestreut lagen, als hätte man sie aus der Spielzeugschachtel genommen; dann wieder ein dunkler Moorsee, halb verschilft mit gelben und weißen Wasserrosen; dann wieder das Gemäuer einer Ruine, eines Empireschlößchens, in dessen Hof Pfauen spazierten, ein altes Kloster, das nach der Säkularisation zum Sommersitz irgendeines fürstlichen Herrn umgewandelt war. Stieg man aber auf die Berge, die hier kaum besondere Gefahr oder Schwierigkeiten boten, so sah man über dunkle graue und rosig flimmernde Gebirgszüge hinweg bis zu den Schneepyramiden des Glockners und der Ortlergruppe.

Wie er so durch die vielfältige Schönheit des Landes hinging, fiel es Stauffer ein, wie einsam er war. In der Stadt hatte er das kaum empfunden, weil die Stadt mit ihren tausend Nichtigkeiten, ihren tausend flüchtigen Beziehungen über die Einsamkeit wegtäuscht. Hier aber, wo er halbe Tage lang allein unterwegs war, ohne eine Möglichkeit, sich mitzuteilen, die Schönheiten, die er um sich sah, im Auge, im Wort eines andern wiederzufinden, hier wußte er zum erstenmal, was es um Einsamkeit ist. Anna Huiras und ihre Schwestern hatten ihn zwar einigemal zu Ausflügen eingeladen, die sie mit jungen Herren (auch der Forsteleve war dabei) unternahmen; aber das war die Gesell-



schaft nicht, die Stauffer vermißte oder suchte. Neben diesen ewig lachenden Frauen, diesen verliebten Männern kam er sich alt und überflüssig vor, und es schien ihm kindisch, daß sie jede Naturstimmung mit ihrer geräuschvollen, übermütigen Heiterkeit zerrissen. Was er wollte, was er vermißte, war etwas ganz andres: war eine Frau, die still und heiter zugleich an seiner Seite ging; schwieg, wenn ein großer Anblick ihn überwältigte; lachte, wenn sie unterwegs Drolliges sahen; sich an ihn schmiegte, wenn sie das Waldesdunkel betraten; mit ihm träumte, wenn sie vor dem Gemäuer vergangener Tage standen. Ein Herz wollte er, das ihm gehörte, seinen Tag teilte, eine Frau, gesund und tapfer, klug und schön, die Frau war und Kamerad zugleich ... Er dachte an Helene. Ja, so war sie wohl gewesen zu Anfang ihrer Ehe, ehe die entsetzliche Krankheit kam. Nun blieb sie seit Jahren an den Rollstuhl gefesselt, und er schritt einsam durch den drängenden Hochsommer hin.

Anna merkte schnell, daß Stauffer die Art ihrer Ausflüge mißfiel. Sie forderte ihn nicht mehr auf, mitzukommen, traf ihn aber bald hier, bald dort auf Spaziergängen durch Wiesen, Wälder und Forst. Wenn sie dann neben ihm ging, schien sie ihm wie verwandelt. Viel stiller war sie als in Gesellschaft der Schwestern und der verliebten jungen Männer, viel einfacher, mädchenhafter und teilnahmsvoller. Sie fragte ihn nach seiner Frau, wollte genau wissen, was das für eine Krankheit sei und wie lange sie schon dauere. Blieb, als sie's gehört, eine Weile stumm, spielte mit ihren silbernen Halsketten, sagte dann etwas hastig, während sie geradeaus blickte: „Das ist schrecklich, und das muß hart sein für Sie, für einen jungen Mann."

„Es ist härter für meine Frau, und sie trägt es wie eine Heilige!" entgegnete er schroff.

In ihrer Stimme hatte ein Ton angeklungen, der ihn erregte und zugleich verletzte. Sie sagte nichts, spielte immer lebhafter mit ihren silbernen Ketten, sprach von ganz gleichgültigen Dingen und fragte dann plötzlich rasch und unvermittelt: „Ist es ihrer Frau wohl recht, wenn ich sie einmal besuche?"

Natürlich sagte er ja. Sie kam dann nach ein paar Tagen, brachte einen Blumenstrauß, küßte Helenes Hand, fragte bescheiden, ob sie ihr vielleicht dann und wann vorlesen oder Gesellschaft leisten sollte.

Helene dankte freundlich, war aber froh, als Anna wieder ging. So sehr das Mädchen sich auch beherrschte, so wirkte ihr robustgesundes Wesen doch auf die verfeinerten Nerven der Kranken wie ein körperlicher Schmerz. Spät am Abend, da ihr Mann neben ihr auf der Altane saß, sprach sie ihm von dem Besuch: „Es tut mir leid, weißt du! Es ist ja so freundlich von dem Mädchen, daß sie sich überhaupt um mich bekümmert, und sie ist ja auch lieb und hat so etwas Offenes, Treuherziges, aber ich könnte sie nicht um mich haben."

„Warum nicht?" fragte er mit einem Interesse, das ihn selbst erstaunte.

„Sie ist so laut und so heftig in jeder Bewegung ... Und dann — man spürt die innere Roheit."

Stauffer war betroffen. „Roheit?! Nein, Helene, das ist mir noch nie an ihr aufgefallen. Roh ist sie gewiß nicht. Aber vergiß das eine nicht, sie ist ein Landkind, ein gesundes, kraftstrotzendes Mädel vom Lande."

Helene sagte nichts mehr. Sie blickte in den dunklen Himmel hinein, der unruhig schwankte unter der Last seiner Gestirne. Die Milchstraße glitzerte so hell, daß sie nicht mehr einem Nebelband glich, sondern einer Sternenschärpe. Die Nacht war ganz still, warm und schwer von allerlei Düften. Vom Dorfe her blinkten einzelne Fenster im rötlichen Schein der Lampe, die hinter ihnen brannte; aus der Ferne hörte man einen Bahnzug heranrattern, sich verschnaufen und wieder weiterrasseln, bis langsam das gleichmäßige Schlagen seiner Räder auf den Schienen erstarb.

Die Kranke sah in den Himmel hinein und dachte an das Mädchen, das ihren armen Nerven wehe tat. Stauffer, dem der schmerzliche Ausdruck ihres Gesichts auffiel, streckte die Hand nach ihr aus. Sie preßte sie an ihre Wange, die sich feuchtete von kleinen heimlichen Tränen.

„Geh, Helene, wein' doch nicht," sagte er leise, aber ohne besondere Zärtlichkeit. Er konnte ihr nicht helfen. Er saß neben ihr mit einem einsamen Herzen und starrte in die stille, düfteschwere Nacht hinein.

Andreas Huiras dachte über seine Ehe nach. Das hatte er in der letzten Zeit schon öfters getan, und jedesmal war er zu

dem Ergebnis gekommen, daß da etwas nicht stimmte. Er grübelte und sann, versuchte aus der Vergangenheit und ihren kleinen Begebnissen den Weg herzuleiten, der zur Lösung des großen Mißverständnisses führen konnte, das in seinem Leben hing.

Deutlich stand der Tag vor ihm, an dem er seinem Vater gesagt hatte: „Ich möcht' die Otti heiraten."

Huiras war eine Minute lang sprachlos gewesen vor Staunen und hatte ihn aus seinen wasserblauen Augen verblüfft angesehen, als verstünde er den Sohn nicht recht. Nach einer Weile erst: „Die Otti willst heiraten? Warum denn grad' die Otti? Du kannst doch ganz andre Mädeln haben, die is doch wahrhaftig net schön, an der is doch gar nix dran!"

„Mir g'fallt sie, sie hat was Feines, und ich will eine feine Frau!"

„So, so, a Feine! Na ja, fein is s' vielleicht, das kann scho' sein." Nach einer kleinen Pause sagte er noch einmal: „So, so, a Feine!"

Das übrige war zwischen Vater und Sohn sehr schnell erledigt. Vom Tage seiner Verheiratung an sollte Andreas als Teilhaber in die Brauerei treten, auch bei den andern industriellen Unternehmungen mit einem Prozentsatz beteiligt sein. So reichte sein Einkommen, um alle Ansprüche eines verwöhnten Mädchens zu befriedigen. —

„Jetzt gehst halt hin und haltst um sie an."

Andreas zögerte ein wenig. Er war seiner Sache nicht ganz sicher, zweifelte, ob der Baron ihm die einzige Tochter ohne weiteres zur Frau geben würde. Schließlich war er doch immer ein Baron, ein Mann der vornehmen Welt; man konnte nicht wissen, welche Pläne er mit seiner Tochter hatte.

Der Posthalter lachte nur, als er die Bedenken des Sohnes vernahm. „Dem Andreas Huiras gibt keine an Korb, und wenn sie zehnmal a Baroneß wär'!"

Er behielt recht. Otti, die ihren Freier von Kindesbeinen an kannte, duzte und ungefähr wie einen Vetter gern mochte, sagte mit heiterem Munde ja. Der Baron war sichtlich bewegt, als der junge Huiras zu ihm kam. Seine Stimme flackerte ein wenig, die Art, mit der er die Hand des künftigen Schwiegersohns faßte und preßte, verriet seine Ergriffenheit. Auch hier war alles in ein paar Atemzügen erledigt. Nachdem Andreas seine finanziellen Verhältnisse dargelegt hatte, sagte der Baron, daß er seiner Tochter eine Jahresrente von zwölftausend Mark aussetze, und daß sie nach seinem Tode selbstverständlich seine Universalerbin sei. Der Baron wollte zuerst, daß das junge Paar im Schlößchen wohnen sollte, das Raum genug für sie geboten hätte, aber Andreas wollte näher bei der Brauerei sein, und sein Vater hatte für das junge Paar schon ein Stockwerk in dem neuen Hause des Apothekers bestimmt. Dem Baron war's auch so recht.

Ehe Andreas sich verabschiedete, faßte der Baron noch einmal seine Hand und sagte mit seltsamer Eindringlichkeit: „Versprechen Sie mir, daß Sie Otti immer beschützen wollen, was auch kommen mag!"

„Das ist doch selbstverständlich," entgegnete Andreas, ein wenig erstaunt über die Leidenschaftlichkeit, die in der Frage geklungen hatte.

Er ging. Der Baron ließ seine Tochter rufen, zog sie auf seine Knie, drückte ihren Kopf an seine Brust, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. „Hast du den Andreas gern, Otti?"

„Natürlich, Papa, sonst würd' ich ihn doch nicht heiraten."

„Spricht da gar nichts andres mit als nur deine Neigung? Nicht etwa sein großer Reichtum —?"

Sie hob ihren Kopf mit einer kleinen hochmütigen Bewegung. „O Papa, das haben wir doch nicht nötig! Aber" — und jetzt spielte ein schelmisches und zärtliches Lächeln um ihren Mund — „es spricht doch noch etwas mit! Es spricht mit, daß ich hierbleiben kann, daß ich nicht von dir fortmuß. Nicht von unserm Hause und von allem, was ich so schrecklich liebhabe! Du weißt, ich hab' immer ein Grauen gehabt, einmal von hier fortzumüssen; nun bin ich sehr glücklich, daß ich mit Andreas mein ganzes Leben lang dableiben kann. Und du bist doch hoffentlich auch glücklich, Papa?"

„Mehr als das, Otti, ich bin zum erstenmal wieder ruhig. Du weißt nicht, wie der Gedanke an deine Zukunft mich gequält hat, wenn ich krank war und auch sonst ... Nun kann ich ruhig sterben, da ich dich versorgt weiß."

Er atmete tief auf, wie befreit von einer Last, und in seinem Gesicht lag ein Zug von Abspannung, als ob er seinen Muskeln und



Nerven zum erstenmal seit langer Zeit gestattete, sich zu lösen und zu ruhen.

In der Familie Huiras hatte die Wahl Andreas' kein so großes Staunen hervorgerufen wie beim Vater. Die Frauen hatten immer gesagt, daß der Andreas eigentlich kein Huiras sei und nicht in die Familie passe. Er war verschlossen in seinem Wesen, jäh in Liebe und Zorn, ohne die tiefe Lebenslust der Schwestern oder wenigstens ohne ihren Hang, jedem Instinkt nachzugeben und rückhaltlose Befriedigung zu gewähren. Erstaunt hatte die Familie von jeher gesehen, wie der älteste Sohn ohne Widerstand lernte und sich der Disziplin des Gymnasiums fügte, als wäre er ein Schüler wie andre und nicht der reiche Huiras von Rottenbuch. Der Posthalter hatte manchmal mißbilligend den Kopf geschüttelt: „I weiß net, der Bub hat gar kein Leben in sich und gar kein Schneid!" Dann lachten die Schwestern und erzählten die Streiche, die sie in der Pension oder die jungen Brüder in der Volksschule machten.

Als Andreas nach dem Absolutorium und etlichen Jahren in Weihenstephan in das väterliche Geschäft kam, war er den Seinen fast fremd geworden. Sie begriffen nicht, daß er sein Leben nicht nach ihrer Weise genoß, nicht die Nächte in der Kneipe oder auf dem Tanzboden verbrachte und nicht hinter jedem Mädchen herlief. Da war es für sie ganz klar, daß er wirklich kein Huiras sei, und sein Vater schüttelte wieder mißbilligend den Kopf, fand wieder, daß es dem Sohne an Blut und Schneid gebräche. Der junge Mensch fühlte sich daheim weder wohl noch besonders unbehaglich. Er arbeitete viel, las gern und hatte also kaum Zeit, über sich und seine Umgebung besonders nachzudenken. Wenn im elterlichen Hause nicht gerade wilde Eifersuchtsszenen tobten, fand er sein Leben ganz angenehm, freilich auch nicht mehr. Helle und Glück wollten erst darin aufleuchten, als er den Entschluß faßte, um Otti zu freien, deren Wesen ihm so viel besser entsprach als das seiner wilden Schwestern oder der andern Mädchen aus der Umgegend.

„Der Andreas hat allweil so ausg'fallene Sachen g'habt," meinte die Mutter.

Und die Regierungsrätin sagte mit einem *Lächeln*, das wissend und auch ein bißchen *mitleidig* war: „So, eine feine Frau will *er haben!* Ja, ja, auf die Feinheit fliegt unsereins halt leicht. Was dabei 'rauskommt, das sieht man leider erst zu spät! Der Andreas wird auch noch sein blaues Wunder erleben mit der ihrer Feinheit!"

Wenn sie jetzt sahen, daß Andreas' Miene selten heiter war, und daß die junge Frau viel mehr bei ihrem Vater als bei ihrem Manne saß, so meinten sie, Andreas erlebe schon das blaue Wunder, das ihm seine Schwestern prophezeit, glaubten, Otti sei eben doch zu hochmütig, um völlig Frau Huiras zu werden. Zu Anfang hatte auch Andreas das gemeint, hatte gedacht, sie vermisse ihren adligen Namen, das herrschaftliche Schlößchen und alle möglichen kleinen Verfeinerungen, die daheim beim Baron für sie selbstverständlich gewesen waren. Bald begriff er jedoch, daß etwas andres zwischen ihm und seiner jungen Frau stand, etwas, was sich nicht fassen und eigentlich auch nicht nennen ließ. Er hatte gar keinen Grund, über Otti zu klagen. Sie war heiter, gefügig, zuweilen auch verliebt, gab sich redlich Mühe, mit der neuen Familie gut auszukommen. Sie hielt auch ihr hübsches Heim wohl in Ordnung und kehrte nie, gar nie die Baronesse heraus, die im Rang heruntergestiegen ist. Und trotzdem ... Andreas erinnerte sich, daß sie ihm ein paar Wochen nach der Hochzeit einmal erzählt hatte: „Heute früh hab' ich meinen Wäscheschrank eingeräumt, und, denk' dir, das war so komisch ... mitten drin hab' ich das Gefühl gehabt, daß alles gar nicht wahr ist ..."

„Was soll nicht wahr sein?"

„Alles ist mir so verspielt vorgekommen, daß ich da in der fremden Wohnung stehe und meinen Wäscheschrank einräume, und daß die Köchin kommt und mich fragt, ob der Herr Huiras heut' pünktlich zum Essen kommt oder erst später. Weißt du, ich hab' über mich selbst lachen müssen und hab' das Gefühl gehabt, als ob ich das alles nur träume, als müßt' ich daheim aufwachen in meinem Mädchenzimmer, und dann war alles nicht —"

Er hatte damals mit ihr gelacht, freilich ohne Überzeugung, denn es war etwas in ihren Worten, was ihn verletzte und beunruhigte. Heute war die leise Beunruhigung schon zu einem Hemmnis geworden, heute begriff er mit Ärger und Schmerz, daß seine Frau ihre Ehe an seiner Seite immerfort nur spielerisch nahm. Ob sie klug

oder heiter, wie er's gerade wollte, mit ihm redete, ob sie ernsthaft über ihren Haushalt sprach oder die jähen Zärtlichkeiten ihres jungen Mannes sehr reizend erwiderte — immer fühlte er, daß nur die Spiegelung ihres Wesens sein war, daß ihr Herz, ihre Seele und all ihre Inbrunst einem andern verblieben — ihrem Vater, an dem sie mit verdoppelter Liebe hing, weil schon ihrer Kindheit die Mutter gefehlt hatte.

Andreas hatte es von Anfang an absurd gefunden, daß seine Frau sich beim Vater immer noch mehr daheim fühlte als bei ihm. Er wollte es aber zuerst als eine letzte Mädchenscheu deuten, als eine erschrokkene Herbheit, die zum Vater flüchtete vor dem Ungewohnten ihres neuen Frauenlebens. Bald gestand er sich jedoch ein, daß es so nicht sein konnte, denn Otti war gar kein Blümlein Rühr-mich-nicht-an, war vielmehr bei aller makellosen Vornehmheit die Tochter eines Mannes, in dessen Hause ausschließlich Männer verkehrten, und die also nichts wußte von künstlich gezüchteter Prüderie oder verschreckter Jüngferlichkeit. Nein, es war kein Instinkt, sondern ein ganz bewußtes Gefühl, wenn sie ihres Vaters Haus immer noch „daheim" nannte.

Andreas fragte sie wohl, halb im Scherz, halb im Ernst: „Otti, warum hast du mich geheiratet?"

„Du fragst komisch, Andreas. Ich habe dich geheiratet, weil ich dich gern habe."

„Aber deinen Vater hast du noch lieber!"

Sie lachte verlegen und ein bißchen ärgerlich. „Du wirst doch nicht eifersüchtig auf Papa sein?"

Er ergriff heftig ihre Hand. Sein Gesicht wurde finster, und seine Augen brannten leidenschaftlich wie die seiner Mutter. „Ja, ich bin eifersüchtig auf ihn. Ich bin eifersüchtig auf jeden, für den du ein Gefühl hast, weil ich dich für mich haben will, für mich ganz allein. Ich muß einen Menschen haben, der mir gehört!"

Ihre Hand zappelte in der seinen wie ein kleiner Vogel. Da sie sie nicht befreien konnte, glitt sie ihm mit der andern von der Stirn abwärts über das Gesicht: „Aber, lieber Dummkopf, ich gehöre dir ja ..."

„Nur zum Teil, zum kleinen Teil, viel mehr aber gehörst du deinem Vater!"

Sie hatte ihre Hand jetzt doch befreit. Sie sah ernst aus, als sie entgegnete: „Ja, ich hänge am Vater, und das lass' ich mir auch nicht verbieten! Und wenn du gerecht bist, Andreas, dann mußt du das auch verstehen. Denn, siehst du, Papa und ich, wir waren nicht bloß Vater und Tochter, wie das bei andern ist. Wir waren ganz aufeinander gestellt, wir hatten sonst gar niemand, denn Mama," — sie zögerte ein wenig und wurde rot — „du weißt es ja, Mama ging von uns fort, als ich noch ganz klein war. Sie hat dann den andern geheiratet und sich nie mehr um uns gekümmert. Ich war ja noch ganz klein, als das passierte, und Papa hat damals alle Dienstboten entlassen, die es miterlebt hatten, damit keiner zu mir etwas sagen sollte. Später aber habe ich es doch erfahren, und da hat mir der Papa so schrecklich leid getan, so leid, daß ich mir zuerst vorgenommen hatte, ich wollte nie heiraten, um immer bei ihm bleiben zu können."

„Das ist ja sehr schön von dir, Otti, aber du hast mich halt doch geheiratet und mußt eben jetzt meine Frau sein!"

„Hast du dich über mich zu beklagen, Andreas?"

Er sah vor sich nieder. „Beklagen? Nein, was man so sich beklagen nennt, das käm' mir nicht zu, dazu gibst du mir keinen Grund. Aber ich merke eben doch, daß du immer nur mit einem Fuße in meinem Hause stehst. Jeden freien Augenblick bist du bei deinem Vater! Wie oft komm' ich abends vom Bureau nach Hause und freue mich auf dich — aber du bist nicht da! Du bist bei deinem Vater. Und beim dritten Wort sagst du: ‚Papa sagt ...', ‚Papa meint ...', ‚Papa macht das so ...'."

Sie lachte. „Andreas, du nimmst das alles viel wichtiger, als es gemeint ist! Und dann darfst du nicht vergessen, oder vielmehr du kannst eins nicht wissen: wie es daheim bei Papa war!"

Sie begann von daheim zu erzählen, von dem Schlößchen, das so bescheiden und ländlich aussah, und durch das doch tausend Fäden liefen, die es mit der großen Welt verbanden. Sie erzählte, wie da täglich Dutzende von Briefen aus aller Herren Ländern einliefen, wie Depeschen kamen, die den Vater oft plötzlich, mitten in der Nacht, hinausjagten auf geheimnisvolle Reisen, deren Ziel sie erst erfuhr, wenn er heimkehrte. Mitunter war er nur in München, Berlin, Wien

oder Paris gewesen, zuweilen aber auch in Rußland, in der Türkei oder jenseit des Ozeans. Die plötzlichen Reisen des Vaters gehörten zu ihren stärksten, erregendsten Kindheitseindrücken. Sie entsann sich, wie sie als kleines Mädchen mit glänzenden Augen und pochendem Herzen in ihrem schneeweißen Metallbettchen aufgehorcht hatte, wenn draußen auf dem Korridor der Kammerdiener mit dem Gepäck hantierte und der Baron eilig und leise mit ihm sprach und das Haus verließ, vor dem schon der Wagen mit dem verschlafenen Kutscher wartete. Wenn die Räder dann fern und immer ferner rollten, war's dem Kinde, als stünde es vor einer verschlossenen Tür, hinter der sich ein Märchen abspielte. Wenn der Vater heimkam, wurde das Märchen Wirklichkeit. Da brachte er Geschenke mit aus den seltsamen Ländern, in die er eben geflogen war, und ganz beiläufig nannte er Namen von Städten, die der Kleinen weltenfern vorkamen. Später, als sie größer wurde, hörte sie nicht mehr bloß Städtenamen, sondern auch von Wildnissen, Urwäldern, Stromschnellen und geheimnisvollen Erdschätzen, die der Baron und die großen Finanziers, die hinter ihm standen, nutzbar machen und ausbeuten wollten.

Andreas hörte ihr interessiert zu und fragte: „Also hat dich dein Vater in seine Geschäfte eingeweiht?"

Sie lachte wieder, glitt wieder, als wäre er ein Kind, mit der Hand von der Stirn abwärts über sein Gesicht. „Hast du eine Ahnung, Andreas! Papa mich einweihen? Nie hat er ein Wort von alledem zu mir gesagt. Nie hab' ich gewußt, wo er war, was er unternahm, ob's glückte oder mißlang. Nicht einmal an seinem Gesicht hab' ich merken können, ob er zufrieden oder mißvergnügt war. Nur an den Geschenken konnt' ich's ein wenig abrechnen, denn wenn er zufrieden war, dann mußten es alle im Hause sein, und dann schenkte er ohne jeden äußeren Grund an die Dienstboten Hände voll Geld. Und meine jeweilige Mademoiselle durfte sich eine wunderschöne Toilette kaufen oder ein Schmuckstück oder was ihr sonst gefiel."

Andreas vergaß den Ausgangspunkt ihres Gesprächs über den merkwürdigen Dingen, die ihm seine Frau da erzählte. Er hatte ja wohl schon da und dort gehört, daß der Baron sich mit großen Unternehmungen befaßte, und daß er seine Leute oft reich beschenkte, aber reich, nach Rottenbucher Maß gemessen, hieß ja gar nicht so viel, und Andreas hatte immer gedacht, daß die Gerüchte, die Ungeheuerliches von den Geschäften und der Freigebigkeit des Barons wußten, stark übertrieben. Jetzt merkte er zum erstenmal, daß sie vielleicht noch hinter der Wirklichkeit zurückblieben, daß durch das Schlößchen unablässig ein Goldstrom ebbte und flutete, der von draußen, von der großen Welt kam und zu ihr zurückging, ohne daß die Rottenbucher auch nur ahnten, was für Kräfte da jeden Tag in ihrer Mitte herbeigelockt, gestaut und verbraucht wurden.

Und Otti sprach weiter von den Menschen, die den Vater aufsuchten, mit ihm berieten und tafelten, Menschen aller Art, vom Fürsten bis zum Börsenjobber. Hochgewachsene, schlanke Männer mit den feinen Gepflogenheiten vornehmer Rassen, Großindustrielle mit hanseatischen Eroberergesichtern und einer Atmosphäre von Eau de Cologne und genialer Kühnheit um sich her, Makler und Agenten, die mit dem Messer aßen und heute noch nichts zu geben hatten als ein bißchen Geld und Lust nach viel, viel mehr ...

„Du glaubst nicht, wie hübsch das war, wenn mitunter das Haus ganz voll saß von solchen Gästen. Viel Leute können wir ja nicht beherbergen, aber wenn ihrer vier, fünf beisammen waren, hätte man schon einen ganzen Band über sie schreiben können."

Lachend, mit glänzenden Augen, als erzähle sie ein Märchen, sprach sie weiter. Von Exzellenz Flesching, dem Aufsichtsrat einer der ersten deutschen Großbanken. „Ich weiß noch, das war ein feiner alter Herr mit einem rosigen Gesicht und ganz himmelblauen Augen, wie man sie sich für einen Dichter denkt. Der ging mit Papa gerade die Treppe herauf, als ich mit meiner Puppe in den Garten wollte; ich mußte ihm natürlich die Hand geben und ein Knixchen machen. Er bewunderte meine Puppe,. sagte lächelnd, mehr zu Papa als zu mir: ‚Warten Sie nur, Baroneßchen, es dauert nicht lange, und Papa schenkt Ihnen eine Puppe ganz aus Gold! Sie müssen nur brav sein!' Da sagte Papa: ‚Exzellenz, Sie müssen brav sein, wenn das Kind eine goldene Puppe bekommen soll!' Dann lachten sie beide, und ich dachte bei mir: So eine alte Exzellenz ist doch gewiß immer brav! Und zerbrach mir den Kopf, warum er brav sein mußte, wenn

ich eine goldene Puppe bekommen sollte ... Solche Worte, die ich nicht verstand, und die mich gerade darum beschäftigten, habe ich viel daheim gehört und ein buntes Sammelsurium von Menschen gesehen. Das Leben bei uns war immer spannend, weißt du, immer erregend; eigentlich dachte man immerfort, daß im nächsten Augenblick die Tür aufgehen und ein großes Ereignis hereinstürzen müßte. Hier, bei dir — bei uns, wollt' ich sagen —, ist alles so ruhig, so einen Tag wie den andern —"

„Was willst du, Otti? Ich bin nur ein Brauer, da gibt's keine Spannung, da mußt du dich schon dran gewöhnen. Offen gestanden, ich denk' mir das auch sehr unerquicklich, ein Leben, das immerfort auf das Wagnis gestellt ist."

In ihre Augen trat jetzt ein leichter überlegener Spott. „Mein Gott, Andreas, glaubst du, daß die Welt ohne Wagnis je vom Fleck gerückt wäre?"

„Wahrscheinlich nicht, aber meine Aufgabe ist's ja auch nicht, die Welt vom Fleck zu rücken. Ich habe nur dafür zu sorgen, daß sie ordentliches Bier bekommt."

„Wenn man dich hört, Andreas, könnte man meinen, du denkst an nichts als an Hopfensäcke und Malzhaus!"

Er schwieg ein paar Sekunden, sagte dann ernsthaft, aber zögernd: „Otti, du bist doch so klug und hast so viel von den Geschäften deines Vaters begriffen; könntest du dich nicht auch ein wenig für meine Angelegenheiten interessieren?"

Ihre Stimme klang etwas von oben herab, als sie entgegnete: „Für die Hopfensäcke und das Malzhaus? Und ob in einem Wirtshaus so viel Hektoliter ausgeschenkt werden und im andern so viel? Nein, Andreas, das liegt mir wirklich zu fern ..."

„Meine Mutter hat es immer gekonnt, und sogar Anna versteht sich darauf ..."

„Das mag schon sein, sie sind eben damit aufgewachsen, ich aber nicht."

Hier endete das Gespräch, dem Otti nicht weiter nachhing, wohl aber Andreas. Nach einigem Hin und Her fand er, daß Otti, die eben doch ein ganz andres bewegtes Leben von Haus aus gewöhnt war, ein wenig Abwechslung haben und Neues sehen müßte. Er plante, eine größere Reise mit ihr zu machen, und hatte dabei den leisen, fast unbewußten Hintergedanken, während des wochenlangen Alleinseins mehr Einfluß auf sie zu gewinnen und sie unmerklich vom Vater zu sich herüberzuziehen. Er hatte sich schon immer vorgenommen, Bosnien und die Herzegowina zu bereisen, denn es interessierte ihn, zu sehen, wie diese gestern noch barbarischen Provinzen sich mit ihrem neuen Herrn abfanden, wie es dort um Industrie, Verkehrsbedingungen und allgemeinen Aufschwung stünde. Er meinte, daß Otti, die nur Italien und die Schweiz kannte, sich freuen würde, fremde, vom Reisepublikum noch nicht überlaufene Länder kennen zu lernen, um so mehr, da sie in der letzten Zeit durch Krankenpflege bei ihrem Vater wieder sehr in Anspruch genommen und blaß geworden war. Als er ihr aber von seinem Plane sprach, merkte er gleich, daß sie sich nicht freute, sondern ein wenig erschrak. Ihr erstes Wort war: „Aber ich kann doch Papa jetzt, in der Rekonvaleszenz, nicht allein lassen!"

„Dein Vater wird in acht oder vierzehn Tagen völlig hergestellt sein, und dann reisen wir!"

Sie versuchte noch allerlei kleine Ausflüchte, fragte, ob denn diese Reise für eine Dame nicht sehr beschwerlich sei, meinte, daß es in der Herzegowina von Schlangen wimmele, und er wisse doch, wie sie sich vor Schlangen fürchte; schließlich rückte sie schüchtern heraus, ob Andreas nicht lieber allein reisen wolle: „Wir könnten ja dann zusammen im Frühjahr an die Riviera gehen oder nach Paris," fügte sie schnell bei, als sie sah, daß Andreas einen roten Kopf bekam.

Zum erstenmal wurde er da heftig mit ihr, so heftig, wie sie ihn nie gekannt hatte. Er schrie sie an: „Am ersten September reisen wir, und damit basta! Ich verbitte mir jede Widerrede! Dein Vater war Herr in seinem Hause, hier aber bin ich's, und du tust, was ich sage! Verstanden?!"

Während er's schrie, hatte er bei jedem Wort mit der wutzitternden Faust auf den Tisch getrommelt, als wollte er's noch unterstreichen. Wie er dann ging, schlug er die Tür hinter sich zu, daß alles im Zimmer zitterte.

Otti saß völlig fassungslos da. Nie hatte jemand sie so angeschrien, nie hatte sie einen Mann in solcher Wut gesehen. Sie war empört, kam sich brutalisiert vor. Sie weinte ein wenig vor Schreck, lief dann aus dem



Hause zu ihrem Vater, um ihm ihr Leid zu klagen.

Der Baron war sehr ungehalten, als er von dem Ehezwist und seiner Veranlassung hörte. Er tadelte seine Tochter, gab dem Schwiegersohn recht.

Otti, die ihren Vater nicht verstand und sich jetzt auch hier beleidigt fühlte, weinte sehr. „Aber, Papa, ich habe doch nur aus Liebe zu dir hierbleiben wollen! Ich verstehe gar nicht, daß ihr das nicht einseht, Andreas nicht und du auch nicht.“

„Nein, solche Torheiten werden vernünftige Männer nie einsehen,“ sagte der Baron streng. „Ich schäme mich vor deinem Manne, daß ich ihm eine so kindische, schlecht erzogene Frau gegeben habe. Deine Liebe für mich ist sehr schön, und ich danke dir herzlich dafür, aber du gehörst jetzt deinem Manne, und er hat wohl recht, wenn er verlangt, daß seine Frau in ihm und seinen Interessen aufgeht.“

„In den Hopfensäcken und den Hektolitern!“ rief Otti höhnisch. Ihr Gesicht war rotgeweint, und ihre leicht geschwollene Oberlippe zuckte.

Der Baron sagte ruhig: „Jawohl, liebes Kind, in den Hopfensäcken und den Hektolitern! Wenn du nicht verstehst, mehr in ihnen zu sehen als eben nur Hopfensäcke und Hektoliter, tust du mir leid!“

Aber Otti gab sich noch nicht besiegt. Sie schluchzte, jammerte, daß ihr Mann roh sei, daß ihr Vater sie nicht mehr liebe, kurz, sie benahm sich so kindisch und so eigensinnig, daß der Baron schließlich in die Worte ausbrach: „Otti, dieser Tag ist eine meiner größten Enttäuschungen! Ich hatte immer geglaubt, daß du meine Tochter seist, aber heute sehe ich, wie sehr du deine Mutter bist! Genau so kindisch und eigensinnig war sie auch, und auch sie fand, daß die Interessen ihres Mannes für sie nicht vornehm genug wären ...“

Jetzt weinte Otti nicht mehr. Sie wußte, daß der Vater sie nicht härter verurteilen konnte, als wenn er sie ihrer Mutter verglich. So lange sie zurückdachte, hatte er nur zwei- oder dreimal von der Frau gesprochen, die um eines andern willen Mann und Kind verlassen hatte, und jedesmal war's im Ton tiefer Verächtlichkeit geschehen. Sie saß ein Weilchen stumm, setzte sich dann auf die Armlehne von ihres Vaters Sessel und schmeichelte mit kleinen Tränen in der Stimme: „Papa, das darfst du nicht wieder sagen! Ich will deine Tochter sein, nur deine ... Was soll ich denn tun, um dich wieder gut zu machen?“

„Deinen Mann wieder gut machen.“

„Ich soll ihn doch nicht etwa um Verzeihung bitten?“

„Doch, du sollst!“

Alles in Otti empörte sich. Sie Andreas um Verzeihung bitten! Andreas, der geschrien und mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte wie ein Viehtreiber! Ja, ja, wie ein Viehtreiber ...

Der Baron lächelte. „Liebe Otti, deine Bekanntschaft mit Viehtreibern ist doch wohl zu flüchtig, als daß du ein abschließendes Urteil über ihre Umgangsformen fällen könntest. Jedenfalls aber hast du dich sehr unpassend und sehr undankbar gegen deinen Mann benommen, der dir mit dieser Reise eine Freude machen wollte. Es geht überhaupt nicht, daß du um meinetwillen Andreas vernachlässigst und zu mir gelaufen kommst, um über ihn zu klagen. Du erreichst damit gar nichts, als daß er anfangen wird, mich zu hassen, wie man sonst die Schwiegermutter haßt. Andreas ist ein guter, kluger und gebildeter Mensch und trägt dich auf Händen. Nun erweise dich aber dankbar dafür und verbittere ihm nicht das Leben mit Albernheiten und mißverstandenen Tochterpflichten. Du bist auf deinen Mann angewiesen, Otti, wirst ihn noch sehr nötig haben im Leben, viel nötiger als mich. Entfremde dir ihn also nicht und halte zu ihm.“

Der Baron war bei seinen letzten Worten ungewöhnlich ernst geworden, fast warnend. Otti fühlte, daß sie mit Kindereien nichts mehr ausrichten konnte, sondern sich fügen mußte. Sie versprach, so zu tun, wie ihr Vater es wünschte, aber in ihrem Herzen blieb der Groll gegen Andreas, dem sie insgeheim vorwarf, daß er ihr jetzt auch den Vater entfremde. Sie ging nach Hause und schloß sich in ihr kleines Wohnzimmer ein. Sie öffnete auch nicht, als ihr Mann abends heimkam, denn sie war noch voll Unmut und böser Worte. Andreas, dessen Jähzorn längst verraucht war, empfand diesen neuerlichen stummen Auftritt sehr peinlich, weniger seinem Gefühl nach, das jetzt zur Nachsicht geneigt war, als wegen der Dienstboten und dem unvermeidlichen Klatsch, den sie weitertragen würden.



Lange nach dem Abendessen erst kam Otti zu Andreas, der an seinem Schreibtisch saß und den Bädeker für Bosnien und die Herzegowina studierte. Sie sagte mit gesenktem Kopf und leiser Stimme: „Ich glaube, ich war heute unfreundlich gegen dich. Das tut mir leid. Ich hoffe, du trägst es mir nicht nach."

Andreas sprang auf, nahm den Kopf seiner Frau zwischen seine Hände und küßte leidenschaftlich ihre Lippen. Er war so froh, daß sie zur Einsicht gekommen war und daß sie ihr Unrecht eingestand, so froh, daß er in diesem Augenblick an ein Glück glaubte, das er schon verloren gegeben hatte. Otti aber konnte in ihrem Herzen nicht vergessen, daß sie an diesem Tage zweimal gedemütigt worden war, vom Vater und vom Gatten. Es war noch kein klaffender Riß, der durch die junge Ehe ging, nur ein feiner, ein ganz feiner; aber er knisterte unaufhörlich weiter, ob die zwei jungen Menschen auch über ihn hin fröhlich lachten oder, von der Lust eines Augenblicks übermannt, einander leidenschaftlich die Arme entgegenstreckten.

Im Dorfe wisperten sie schon darüber, daß Stauffer und Anna Huiras so viel zusammensteckten. Wo immer man gehen mochte, sah man das Paar verschwinden oder herankommen, stets im eifrigen Gespräch, das oft durch Annas Lachen unterbrochen wurde. Anna wußte schon ungefähr, was man über sie redete und dachte, aber es kümmerte sie nicht. Mit unbefangenem Selbstbewußtsein verstand sie immer wieder Stauffers Weg zu kreuzen, und wenn ein Bäuerlein oder ein Weib, das an ihnen vorbeiging, auch nur mit einem Zuge des Gesichts verraten wollte, was ihm beim Anblick des Paares einfiel, so warf Anna den Kopf in den Nacken, zog auf der lichten Stirn ein paar Falten und funkelte das zuckende Gesicht aus bösen Augen so befehlend an, daß es des Spottes vergaß und sie demütig grüßte. So war Anna nun Stauffers tägliche Weggefährtin, wenn er auch oft nur ein paar Minuten zwischen den Krankenbesuchen für sie übrig hatte. Er wußte selbst nicht, wie es kam, aber es verging kaum ein Tag mehr, an dem ihr wehendes blaues Kleid nicht vor ihm auftauchte, nicht ihr frischer Mund ihm zurief: „Guten Tag, Herr Doktor, sind Sie schon recht fleißig gewesen?!" Und wenn doch einmal einer verging, an dem sie ausblieb, dann war er ein wenig traurig und ärgerlich, als wäre ihm dieser Tag etwas schuldig geblieben.

Wenn er neben dem jungen, kraftvollen Geschöpf dahinging, kam ihm erst zum Bewußtsein, daß die letzte Zeit seines Lebens wie auf Sordinen dahingeglitten war, alles gedämpft und verschleiert, mit seinen halblauten Tönen auf die Nerven einer Kranken gestimmt. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, zu Hause stets vorsichtig aufzutreten, nie sehr laut zu sprechen, alles, was ihn bedrückte oder verdroß, der Kranken fernzuhalten und in sich zu verschließen. Zuerst war das Zwang gewesen, dann schien diese Verhaltenheit Natur geworden, jetzt aber neben Anna spürte er doch wieder mit Fröhlichkeit und Glück, daß er der Gesunden mehr glich als der Kranken. Es war ja gar nie etwas Besonderes, was Anna erzählte, vielleicht von einem Ausflug, den sie gemacht hatte, von einem Buch, das sie gerade las (sie las aber sehr wenig und nur sentimentale Romane), oder ein bißchen Dorfklatsch. Aber die einfache, geradlinige Art, in der sie eine Empfindung ausdrückte, und die unverblümten, oft derb-komischen Worte, mit denen sie alle Dinge beim rechten Namen nannte, entzückten ihn, dessen eigne Ausdrucksweise vorsichtiger und gewählter war. Er erfuhr auch manches durch sie, was ihn lebhaft interessierte, denn Andreas hatte ganz recht, wenn er sie seiner Frau als geschäftskundig rühmte. Sie wußte genau Bescheid über Bier und Bierkonsum und richtete die Freundlichkeit ihres Grußes bei den Wirten nach der Zahl der Hektoliter ein, die sie von ihrem Vater bezogen. Sie sprach auch ganz gescheit über Viehzucht und Obstbau und erstaunte Stauffer oft durch fachgemäße Ausdrücke, wenn sie gelegentlich auf Weizen, Roggen oder Hafer zu reden kam.

Er sagte dann wohl: „Sie müssen einen Landwirt heiraten, Fräulein Anna, Sie sind wie geschaffen für eine Gutsfrau!"

Sie streifte ihn mit einem raschen, erstaunten Blick, riß einen breiten Grashalm ab und wickelte ihn im Weiterschreiten spielend um den Zeigefinger der Linken. „Einen Landwirt, das könnt' mir passen! Nein, danke, wir haben uns genug an einem Landwirt und einem Regierungsrat. Der nächste Schwiegersohn muß schon was andres sein, was ganz andres!"



„Was muß er denn sein?"

Sie warf den Grashalm ungeduldig fort. „Ach, fragen Sie doch nicht so ungeschickt! Das weiß ich noch nicht. Das werd' ich später schon sehen. Jetzt g'fällt mir meine Einschichtigkeit noch sehr gut."

Kurze Zeit nach diesem Gespräch schlenderte Stauffer einmal in einer freien Nachmittagsstunde den Prinz-Karl-Weg entlang, der in sanften Wellenlinien durch Forst führte. Der Wald verlor sich hier unterhalb des Weges in Gestrüpp, oberhalb stiegen Tannen und Föhren, dicht aneinandergedrängt, mit spärlichem Unterholz durchwebt, bergan, nur da und dort eine schwarze Wegrunze freilassend, die Holzfäller für die geschlagenen Stämme gezogen hatten. Stauffer schlenderte dahin und freute sich der Waldeinsamkeit, in die der helle, schwermütige Klang der Kirchturmuhr herdrang, wenn sie die Viertelstunden ansagte. Mit einem Male vernahm er ein leises Knistern im Unterholz der bergan schreitenden Tannen. Er blieb stehen und meinte, ein Reh werde flink über den Weg durchbrechen, denn es gab viel Wild hier, und alle Augenblick sprang im Wald solch ein zitterndes Tier über den Pfad. Es kam aber kein Reh, sondern ein Mensch — ein Mensch, der hastig durchs Unterholz setzte, es nicht achtete, daß er bald auf den glatten roten Tannennadeln ausrutschte, die den Boden deckten, bald mit den Knöpfen seiner Lodenjacke in Brombeerhecken hängenblieb. Ungeduldig, hastig kam er den Hügel herab; sein Gesicht war rot und ärgerlich, und man konnte ihm anmerken, daß er durchs Unterholz sprang, weil er jemand aus dem Wege gehen wollte. Unvermutet stand er vor dem Doktor da, warf ihm einen bitterbösen Blick zu und sprang dann weiter durch das weglose Gestrüpp, nach der Dorfstraße hinunter.

Der Doktor sah ihm lächelnd nach: „Das war er, nun wird sie ja auch nicht weit sein."

Es dauerte auch nicht lange, da kam ihm Anna auf dem Prinz-Karl-Weg entgegen. Auch sie sah rot und ärgerlich aus, ihr Atem ging schnell, und um ihren Mund schwebte es noch von verletzenden harten Worten.

„Aha, das Liebespaar hat sich gezankt und geht erzürnt auf verschiedenen Wegen heim! Offenbar hat sie's dem armen Burschen sehr arg gemacht, daß er so närrisch querfeldein läuft ..."

Er trat auf Anna zu und lüftete grüßend den Hut. „Das Barometer steht auf Sturm, nicht wahr, Fräulein Anna?"

Sie spielte nervös mit ihren silbernen Halsketten, sagte im Dahingehen rasch und hastig: „Also, das könnt' mir passieren! Was sich die Leut' net alles einbilden, wenn man ein bissel freundlich mit ihnen ist! Mir Vorschriften machen wollen! Mir! So ein Grasaff der Anna Huiras Vorschriften machen! Da weiß man wirkli' net, ob man lachen oder weinen soll!"

Stauffer sagte kein Wort. Er hatte sofort begriffen, daß dieser ganze Streit sich um seinetwillen entsponnen hatte, und es war ein wundersames Gefühl, das sich da langsam und warm in seinem Herzen entfaltete. Es war ihm, als ob jetzt eine Zusammengehörigkeit zwischen ihm und Anna bestünde, als ob zwischen ihnen ein Verborgenes, Verbotenes lag, an das sie noch mit keinem Laut zu rühren wagten, und das doch stumm wie aus weiter Ferne mit unwiderstehlicher Süße lockte ...

Wenn er dann nach einem Spaziergang oder auch nur ein paar flüchtig gewechselten Worten mit ihr heimkam in sein Haus, war es ihm wie einem, der aus flutendem Sonnenlicht in ein dämmeriges Gewölbe tritt. So eng, so gebunden, so krank war hier alles! Er ging wieder wie sonst mit leisen Schritten, küßte Helene vorsichtig Hand oder Stirn, sprach zu ihr mit der mitleidigen Freundlichkeit des Arztes, an die sie seit Jahren gewöhnt war, sah und hörte scheinbar interessiert, was sie stickte oder las, und hatte doch nur den Wunsch, so bald wie möglich wieder aus dem Heim zu entfliehen, in dem ihm alles klein und angekränkelt vorkam, indes draußen die Schöpfung in starken, feierlichen Linien lag, durchweht von einem blauen Frauenkleid und ungezogenen blonden Haarsträhnen. Zuweilen schien es ihm, als ob Helenes Blick länger als sonst, forschend und mißtrauisch auf ihm ruhe, als ob sie hinter seinen Worten etwas suche, argwöhnisch fragte, wo er gewesen sei und warum er sich heute verspätet habe. Er wußte nicht, ob seine Frau wirklich so tat oder ob er sich's nur einredete, aber wie immer es sein mochte, es blieb peinlich, bohrte in ihm, brachte ihn aus dem Gleichgewicht, so daß er bei solchen Gelegenheiten bald freundlicher, bald barscher mit Helene war, als er eigent-



lich wollte. Wenn sie dann nach einer kurzen Antwort oder nach einer abschnalzenden Rede Tränen in den Augen hatte, kam er sich gedemütigt und roh vor, begriff nicht, wie er die erbarmenswerte Frau im Rollstuhl noch kränken konnte, küßte reuig ihre Hände und sagte: „Liebe, verzeih'! Ich habe so vielerlei im Kopf! Du mußt Nachsicht mit mir haben, die Praxis hier ist ein ganz andres Ding als meine paar Patienten in der Stadt!"

Zuweilen wurde er aber auch durch ihre Tränen erst recht gereizt, schalt, daß sie ihren Nerven zu sehr nachgebe, sich und ihm das Leben nur noch schwerer mache, das für sie beide doch ohnehin wahrhaftig nicht leicht sei. Wenn er so gescholten hatte, verließ er schnell das Zimmer und wollte sich einreden, daß er im Recht sei. Je deutlicher etwas tief innen in ihm bohrte, um so eigensinniger beharrte er darauf, daß er recht getan. Verdrossen saß er in seinem Arbeitszimmer, mußte sich die größte Mühe geben, um Kranke, die ihn aufsuchten, anzuhören und zu beraten, wurde erst wieder zuversichtlicher und heiterer, wenn er dem Hause den Rücken kehren, mit festen Schritten und durstigen Lungen in Luft und Sonne hineinschreiten konnte. Und alle Zweifel und Selbstvorwürfe schwiegen, sobald in Luft und Sonnenschein das schöne Mädchen in dem wehenden blauen Kleid vor ihm stand.

Seine Frau litt mehr, als er ahnte. Sie sah ihn ja nicht, wenn er an Annas Seite ging, wußte nicht, wie jedes Wort des Mädchens ihn entzückte, wie der Duft ihrer Frische ihn bezauberte, wie ihm heiß und selig wurde, wenn zufällig ihr nackter Arm seine Hand streifte oder ihr Kleid bei einem jähen Wind an sein Knie schlug. Sie lag in ihrem Rollstuhl und konnte nichts erspähen von den ungesprochenen Süßigkeiten, die zwischen dem Manne und dem Mädchen waren, wenn sie draußen umherstreiften. Sie spürte aber doch, daß jetzt etwas in ihr armes Leben treten wollte oder vielleicht schon getreten war, das noch viel weher tat als die Krankheit und die im Rollstuhl vertrauerten Jahre. Obwohl sie kaum Bekannte in Rottenbuch hatte und nur ab und zu Besuch empfing, so war doch schon das Geflüster, das umging, zu ihr gedrungen. Sie hatte gehört, wie Weiber, die Milch, Grünzeug und Obst brachten, mit der Magd wisperten, hatte den Namen „Anna Huiras" aufgefangen und gemerkt, daß das Wispern jäh verstummte, sobald die Weiber bemerkten, daß die Frau Doktor in Hörweite saß. Und Gretl hatte jetzt mitunter einen so mitleidigen Blick für sie, bemühte sich sorgfältiger noch um sie als sonst und zog bei jeder Gelegenheit über Anna Huiras her, die ein schlechtes Mädel sei und die der Herr Pfarrer eigentlich einmal von der Kanzel herab ordentlich verdonnern sollte. „Aber natürlich, so eine hat Geld und derf tun, was s' freut. Auf an andre, die wo nix hat, hätt' mer scho' lang mit Fingern zeigt!"

Fragte dann Helene gequält, nur um durch ihr Schweigen sich und den Mann nicht bloßzustellen: „Also, Gretl, was hat denn die Anna wieder ang'stellt?", dann sah die Gretl ihre Frau erstaunt und erbarmungsvoll an, wurde rot und haspelte alte Geschichten herunter, die Helene längst kannte. Sie hörte geduldig zu, lächelte mühselig, sagte wohl auch, daß man der Anna doch vielleicht gar zu viel Schlechtes nachrede, und daß nicht alles wahr sein müßte, was müßige Mäuler klatschten. So blieb sie tapfer, solange das Mädchen erzählte. War sie aber allein, so schlug sie in bitterer Verzweiflung die Hände vors Gesicht und stöhnte wild: „Sterben! Herrgott, wann darf ich denn endlich sterben?!" Mitunter lächelte sie auch voll bitterer Selbstverspottung. Da hatte sie nun aus der Stadt fortgedrängt, sich gesehnt und gemeint, hier doch auch noch ein armseliges Restchen Glück finden zu dürfen. Ja, ein schönes Glück war das geworden! Der Mann trug eine andre im Sinn, und jeder Blick, der sie traf, war voll Mitleid. Solange sie dachte, in allen gesunden und kranken Tagen, hatte sie Mitleid verabscheut, hatte nicht erbarmenswert scheinen wollen, so sehr sie es war. In den größten Schmerzen, in den trübsten Gedanken hatte sie immer noch vor jedem Fremden das lächelnde Gesicht gewahrt, das zu sagen schien: Ich bin nicht so arm, wie ihr denkt! Ihre Bekannten aus früheren Zeiten hatten oft gestaunt, wie heiter die junge Frau ihr schweres Schicksal trug. Dies Staunen war Helenes Stolz gewesen, hatte ihr das Gefühl gegeben, daß sie trotz ihrem lahmen Leib stärker war als viele, die kerngesund im Leben umherliefen. Nun nahmen sie ihr auch diesen armen Stolz weg, rissen den letzten Lappen herunter, mit dem sie die

Not ihrer Seele verhüllt hatte. Da stand sie nun schamlos entkleidet in der ganzen Armseligkeit ihres verkümmerten Daseins. Jeder blickte von dem Paar, das draußen lachend, voll Lebenslust umherstreifte, auf sie, den Krüppel. Jeder schwieg, verstand, war voll Nachsicht für den Mann, voll Mitleid für die Frau. Oh, dies infame, verhaßte, erniedrigende Mitleid!

Immer tiefer sann Helene nach. Wie hatte sie sich getäuscht, als sie meinte, die Stadt mit ihren lichtraubenden Häusern, ihrer stickigen Luft, ihrem ohrenzerreißenden Lärm und den indiskreten Flurnachbarn sei die Hölle! „Verkannte Stadt, heut' bitte ich dich um Verzeihung. Denn dort brauchte ich nicht zu wissen, mußte ich nicht wissen, wenn ich nicht wollte ... Und ich wollte nicht wissen, weil ich mir sagte, daß ich nicht das Recht hatte, von einem Menschen Unmögliches zu verlangen. Mein Mann ist jung und gesund; hätt' ich, die Kranke, ihm zürnen dürfen, wenn er seiner Jugend nachgab?! Aber ich wußte nichts davon. Niemand sprach mir davon, niemand sah mich voll Mitleid an, und der Lärm der Stadt verschlang, was mich hätte kränken können ... Jetzt weiß ich's, die Hölle ist hier. Hier muß ich wissen, weil alles um mich her davon redet, weil in der Klarheit und beklemmenden Stille hier alles nachzittert, bis es an mein Fenster klopft. Ich spüre alles, was sie reden, was sie verschweigen und seufzen, jeder Kuß spiegelt sich in dem Auge, das mich voll Mitleid ansieht. Ich muß sehen, wie mir das Mädchen den Mann nimmt, und kann's nicht ändern und kann nicht einmal sterben ... Herrgott, sie sagen doch, daß du voll Erbarmen bist; so hab' doch Erbarmen mit mir und laß mich sterben!"

Sie starb nicht, aber die trügerische Besserung, die sie in den ersten Wochen zu Rottenbuch verspürt hatte, war längst geschwunden. Ihr feines nervöses Gesicht war wieder wachsblaß und hatte immer einen gespannten Ausdruck, ihre Augen glänzten unnatürlich wie im Fieber. Sie stickte und las nicht mehr viel und schaute kaum nach den Blumen im Garten, auf die sie sich doch so sehr gefreut hatte. Ihr Mann hatte sie ein paarmal heruntergetragen, damit sie unter den Tannen sitzen konnte, und hatte gemeint, daß das für sie nach all den Jahren im Rollstuhl eine große Erholung und Freude sein sollte. Sie hatte aber ganz still dagesessen, ohne Lächeln, ohne die dankbaren, tiefen Atemzüge, mit denen sie zuerst auf ihrer Veranda die ungewohnte kräftige Luft einsog. Als er sie dann wieder hinauftrug und auf die Ottomane bettete: „So, Helene, das war dein erster Ausflug, vivat sequens!", hatte sie fassungslos geweint und war kaum zu beruhigen gewesen. — —

Der Herbst wollte kommen. In den Gärten standen die feierlichen Sonnenblumen und die farbenheißen, duftlosen Stockrosen. In Buchen und Birken brannte da und dort ein gelber oder tiefroter Fleck auf oder ein grüngoldenes Schillern, als scheine immerfort die Sonne durch zu dünn gewordenes Laub. Auf blassen Füßchen schlichen Herbstzeitlosen in dichten Reihen durch die letzte Mahd. Die Felder lagen dunkel und still. Unablässig führten die Knechte den ochsenbespannten Pflug über sie hin, daß schön geperlte, lockere Streifen aufgewühlt lagen. Oder sie streuten in langsamen, rhythmischen Bogen die Wintersaat aus. Der Sommer war ein jauchzender, von Gluten umbrannter Gottesdienst des Gebärens gewesen. Nun lag die Erde still und keusch und harrte im Abendschatten des sinkenden Jahres auf die Empfängnis.

Die Sommergäste waren abgereist oder rüsteten zum Aufbruch. Auf den Altanen der Bauernhäuser lagen die Betten zum Sonnen, die Dreschmaschine fuhr durchs Dorf, um heute aus dieser, morgen aus jener Tenne ihre schnarrende Melodie ertönen zu lassen, nach der die Körner flink aus dem Halme springen. In den Wäldern standen Preißelbeeren und Moosbeeren, über schwarzen Moorflächen lag ein rosiger Hauch von blühendem Heidekraut. Das Vieh war noch auf den Almen, aber sie dachten schon an den Abtrieb, denn das Jahr hatte zu früh mit seiner Sonne geprahlt, und ein regnerischer kalter Herbst wollte dem trockenen Sommer folgen.

Auch die Familie Huiras merkte, daß die schöne Zeit vorüber war. Die jüngeren Söhne, die in zwei Ferienmonaten das Wenige vergessen hatten, was sie in zehn Schulmonaten gelernt, kehrten in ihre Erziehungsanstalten zurück, von dem festen Vorsatz erfüllt, auch im neuen Schuljahr so wenig wie möglich zu arbeiten. Agathe, die ein Telegramm ihres Mannes acht Tage zu



früh nach Hause rief, packte nachdenklich ihre Koffer. Sie freute sich zwar jetzt auf den Mann und die Kinder, hing aber dennoch mit einem kleinen Seufzer ihr Dirndlkostüm, das sie nicht mit nach Hause nahm, in den Schrank. Weiß Gott, ob sie's nächstes Jahr tragen konnte!

Der Regierungsrat war mit seinen beiden Buben in Person gekommen, um die Gattin und Mutter heimzuholen. Er sah stattlich und ernst aus, patent vom Scheitel bis zur Sohle. Seine Anwesenheit wirkte auf sämtliche Huiras stets beklemmend, und sie atmeten auf, wenn er wieder abgereist war. Auch seine Frau war schon wieder ganz zahm und damenhaft. Sie ging zwar noch im Dirndlkostüm mit ihm durchs Dorf, und auch er trug ein Mittelding zwischen Sport- und Gebirgsanzug. Die beiden feschen Jungen, deren Erziehung der Vater persönlich leitete, sprangen sogar mit nackten Knien und grünen Hosenträgern daher, aber man merkte doch gleich, daß es feine Leute waren und feine Kinder.

„So, jetzt kommt unser Herbstvergnügen auch bald," sagte Anna zu Stauffer und schnitt eine Grimasse.

„Haben Sie ein besonderes Herbstvergnügen vor?"

„Natürlich, jedes Jahr das nämliche. Sobald die Prinzessin und der Prinzgemahl" — so nannte sie neuerdings die Schwägerin und den Bruder — „wieder daheim sind, übersiedeln wir nach Siebenbrunn."

Siebenbrunn? Der Doktor besann sich einen Augenblick. Ja, ja, den Namen hatte er schon gehört, das war doch ein kleines Nest, ein ganz kleines Nest draußen im Flachland?

„Ganz flach und ganz langweilig und ganz klein. Aber da steht noch das alte Haus, in dem mein Urgroßvater geboren worden ist, und da ist's eben so hergebracht, daß wir jedes Jahr sechs oder acht Wochen dort wohnen. So hat's der Urgroßvater getan, der Großvater, und drum halten wir's auch. Ich find' zwar, daß es ein Unsinn ist, immerfort dasselbe zu tun, aber ich glaub', Rottenbuch und Siebenbrunn täten einfallen, wenn's einmal anders wär'. Also heißt's halt in den sauren Apfel beißen und nach Siebenbrunn gehen."

Er fragte noch einiges, und sie erzählte. Siebenbrunn bestand nur aus einer Handvoll Bauernhäuser, aus denen das Stammhaus der Huiras hoch und gebieterisch aufragte. Wahrscheinlich war das Haus früher die Meierei vom Kloster Siebenbrunn gewesen, das jetzt eines mediatisierten Fürsten Sommersitz war. Wenigstens zeigten die Räume, die jetzt als Ställe dienten, in ihren gewölbten, von Säulen getragenen Decken alten Klosterstil, und über den Türen sah man noch ausgewaschene Heiligenbilder. Die Huiras hatten dort immer noch eine Meierei, wie zu Urgroßvaters Zeiten, und die wenigen Einwohner von Siebenbrunn betrachteten sie als die Gutsherrschaft.

„Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie fad's da ist! Weit und breit kein Berg und kein See, immerfort nur Wiesen und Bäum' und mitunter ein klein winziges Bacherl. Und wenn's da erst anfangt zu regnen, hört's auch nimmer auf. Früher, wie wir noch alle zu Haus waren, da war's noch besser, da hat man wenigstens allen möglichen Unsinn machen können, aber jetzt, wir drei allein — ‚woana kennt ma', woana!'"

Der Doktor fragte, ob sich ihre Eltern denn da wohl fühlten.

Sie lachte. „Der arme Vater nicht, der jammert schon immer im geheimen mit mir, daß 's so öd' ist; aber die Mutter, die lebt auf in Siebenbrunn. Wissen S', da gehört der Vater ihr ganz allein. Sie träumt ja auch immer davon, später einmal, wenn sie ganz alt sind, mit dem Vater für immer nach Siebenbrunn zu ziehen, aber auf dem Ohr hört er schlecht."

Nach Siebenbrunn gingen die Huiras, um zu sterben. Ohne geschriebenes Familiengesetz hielt jeder es so, daß er in das Haus zurückkehrte, von dem sie einst ausgegangen waren, wenn er fühlte, daß es für ihn auf der Welt, in Rottenbuch nichts mehr zu schaffen gab. Nur Jakob Huiras sträubte sich, dem Brauche zu folgen. Er war fest entschlossen, niemals zu „übergeben", alles bis zum letzten Atemzug selbst in der Hand zu behalten und in Rottenbuch zu sterben.

„Mein' Leichnam könnt's meinetwegen nach Siebenbrunn bringen, aber den lebendigen Huiras net!"

Den Leichnam würden sie jedenfalls hinbringen, denn auf dem kleinen Friedhof von Siebenbrunn lagen in Reih und Glied alle Huiras von Rottenbuch begraben. Auf jedem Grabstein stand zu lesen, wieviel jeder der Kirche und der Schule vermacht hatte, denn

M. Coschell: Bildnis des Fräuleins Lise J.



die Huiras hatten von jeher darauf gesehen, daß sowohl die Rottenbucher wie die Siebenbrunner ordentlich beten und schreiben konnten.

„Sie müssen uns einmal in Siebenbrunn besuchen, gelt? Es gibt nämlich dort auch ganz schnurrige Sachen und G'schichten. Eine Großtante von mir hat fünfzehn Jahr' lang dort gelebt und ist nie aus dem Haus gegangen, nur in dem großen Hof jeden Tag fünfzigmal von rechts nach links und umgekehrt. Wie sie das fünf Jahr' lang gemacht hat, ist sie auch richtig tiefsinnig 'worden, was einen nicht wundern kann ... Ich wär' tiefsinnig, wenn ich nur ein einziges Jahr dort sein sollt' ..."

Dann erzählte sie von einem Huiras, der, wie die Leute behaupteten, heute noch in Siebenbrunn spukte. Das war ein geiziger und harter Mann gewesen, der eines Tags, als ein schweres Gewitter am Himmel stand, einen Knecht mit Peitschenhieben aufs Feld zum Einbringen jagte, obwohl kein andrer mehr seine Leute hinausschickte. Wirklich erschlug der Blitz den Burschen, kaum daß er das Aufladen begonnen, und darum mußte der Huiras nach seinem Tode umgehen, obschon er in seiner Gewissensangst für den Erschlagenen reichlich Messen hatte lesen lassen. In Gewitternächten war schon mancher Siebenbrunner dem toten Huiras begegnet, wie er in seiner altfränkischen Kleidung daherkam. In der Rechten hielt er die Peitsche und knallte, aber von seinen Lippen drang ein so grausiges Stöhnen, daß jedem, der ihn traf, das Haar zu Berge stand.

„Ach Gott, die Schwestern und ich, wir haben uns immer so sehr gewünscht, einmal das Gespenst zu sehen. Sowie in der Nacht ein Gewitter war, haben wir uns auf mein Bett zusammengehockt und haben gebetet: ‚Lieber Onkel Huiras, komm' doch, wir möchten dich so gern einmal knallen hören!' Die Agath' hat einmal in einem alten Schmöker eine Beschwörungsformel von König Salomo gefunden, die haben wir dann immerfort gesprochen, aber es hat auch nichts geholfen. Wie die Mutter dahintergekommen ist, hat sie uns zuerst recht ausgezankt, dann aber hat sie gelacht — in Siebenbrunn kann sie nämlich auch lachen — und gesagt: ‚Das ging g'rad noch ab, daß die Huiras auch nach dem Tod kein' Ruh' geben sollen! Die machen einem im Leben schon genug zu schaffen!'"

Stauffer fand das alles eigenartig und interessant. Er liebte es, alten Gebräuchen und alten Überzeugungen nachzugehen und zu sehen, wie zäh die Menschen hier an allem hingen, was längst vermoderte Hände oder Köpfe zum Gesetz erhoben hatten.

Anna sagte noch einmal: „Also gelt, Sie besuchen uns in Siebenbrunn?"

Er zögerte ein wenig. „Das kann ich doch nicht so ohne weiteres ..."

„Was heißt das, ‚ohne weiteres'?"

„Nun, ich kann doch nicht so von selbst ... ohne daß ich eingeladen bin ..."

„Ich lad' Sie ja eben ein!"

„Ja, Fräulein Anna, das genügt wohl nicht. Ich weiß doch nicht, ob Ihrer Frau Mutter oder Ihrem Herrn Vater mein Besuch angenehm wäre ..."

„Machen S' doch keine solchen Sparifankerln! Natürlich ist es ihnen angenehm! Wenn ich Sie einlad', braucht's weiter nichts. Also abgemacht, Sie kommen!"

Er sagte ja, aber sie fühlte gleich, daß es nur eine Höflichkeitsformel war, und daß er nicht im Ernst daran dachte, sie in Siebenbrunn aufzusuchen.

Eines Tags sah dann Stauffer, wie die alte Kalesche der Huiras — sie stammte noch aus den Zeiten der Posthalterei und hatte sogar noch das Posthorn auf dem Wagenschlag —, mit allerlei Koffern bepackt, zum Bahnhof fuhr. Über die Vordersitze war das Schutzdach geschlagen, vom Rücksitz grüßte Anna, die ihren großen Strohhut mit beiden Händen festhielt, damit ihn der Wind nicht wegwehen sollte. Sie sah nicht gerade vergnügt aus, und mit diesem unzufriedenen Gesichtsausdruck und dem dunklen Reisekleid erschien sie dem Doktor ganz anders als sonst und beinahe fremd. Als sie ihn erblickte, wurde ihr verdrießliches Gesicht hell, und sie lachte wieder das Lachen der Anna Huiras, das er über alles liebte. Sie hielt nun den Hut nur noch mit der Linken, winkte ihm mit der Rechten lebhaft zu. „Wort halten und kommen!" rief sie; aber er konnte es nicht verstehen, denn der Lärm der Räder und Hufe verschlang ihre Worte. Er sah dem Wagen nach, solange er konnte, und trug eine Sehnsucht im Herzen, die ihn traurig machte. Und doch spürte er ein seltsames Glücksgefühl, Unruhe, Erwartung und köstliche Spannung. —

Die Tage, die er ohne Anna verbringen sollte, gingen ihm öde vorbei. Gingen sie



überhaupt? Nein, sie krochen; so lang schienen sie, daß es Stauffer ganz unbegreiflich vorkam, daß jeder dieser trägen kriechenden Tage nur vierundzwanzig Stunden haben sollte. Er kam sich vor wie ein Mensch, der nach einem rauschenden, jauchzenden Fest plötzlich ganz allein im verödeten Saal steht. Es ist noch derselbe Saal, sind noch dieselben Blumen, Lichter, Prunkgeräte und Wohlgerüche, aber die Seele ist entflohen, die allem erst einen Sinn gab, die himmlische Heiterkeit, die sich in den Prunkgeräten spiegelte, sich mit den Blumen schmückte, von den Lichtern umstrahlen ließ und die Wohlgerüche in kleinen Atemzügen einsog. So leer schien ihm sein Tag, so ohne Farbe, Erwartung und Lohn! Solange sie da war, hatte er sich jung gefühlt, froh, kräftig, und die Stunden, die er nicht mit ihr verbrachte, waren ihm so nebensächlich vorgekommen, nur wie ein Übergangsstadium oder wie die Wartezeit auf einem Bahnhof. Sie geht trödelig vorbei, und man behält nichts von ihr im Gedächtnis als die Unruhe, mit der man sie zerschlug, um dem Ziel näherzukommen. Sein Ziel war ihm jetzt in unendliche Ferne gerückt, wennschon Siebenbrunn mittels der Staatsbahn und einer kleinen Lokalbahn in knapp zwei Stunden zu erreichen war. Er hatte zwar in der Sehnsucht der ersten Tage sich ein- oder zweimal einreden wollen, daß er auch ohne besondere Aufforderung des alten Huiras dem Wunsche Annas folgen und nach Siebenbrunn fahren könne, aber er gab den Verlockungen in der eignen Brust nicht nach. Er zwang sich wieder zum Leben, machte seine Krankenbesuche, fuhr über Land, dämpfte Schritt und Stimme, wenn er nach Hause kam, und sprach mit seiner Frau abwesenden Geistes über gleichgültige Dinge. Er merkte gar nicht, daß sie anders war als früher, verschlossener und lauernder zugleich. Ihr Blick ruhte oft auf ihm mit langer, heimlicher Frage, während der seine in die Ferne starrte nach dem alten, finsteren Hause, das in der Ebene stand. Schreckte ihn aber endlich das Auge der Frau aus seinem Sinnen auf, wandte er sich mit einem gekünstelten Lächeln oder einer rasch hergesuchten Frage zu ihr, dann war sie es, die seinen Blick mied, die Augen eigensinnig senkte und mit spröder Stimme, ohne Lächeln, kühle Antwort gab.

Er fragte sie jeden Morgen: „Hast du gut geschlafen, Helene?"

Sie antwortete immer: „Ich danke, sehr gut!"

Wenn er heimkam, fragte er: „Was hast du die ganze Zeit gemacht, Helene?"

Sie antwortete einen Tag wie den andern: „Oh, ich habe zuerst gestickt, dann gelesen, dann Patiencen gelegt! Die Zeit vergeht sehr schnell ..."

Aber sie zeigte ihm nicht mehr wie sonst, was sie gestickt oder geklöppelt oder gelesen hatte, bat ihn nicht mehr, ihr bei neuen, schwierigen Patiencen zu helfen, die sie aus einem Patiencenbuch lernte. Nie drang ein Laut über ihre Lippen, der Kunde gegeben hätte, was in ihr vorging. Ihr Gesicht wurde immer blasser, ihre Augen glänzender, immer fester preßte sie die bleichen Lippen aufeinander. Still und lautlos, ohne daß der verträumte, in ferne Gedanken versponnene Mann es merkte, rückte sie immer weiter von ihm ab, mied mit schamhafter Scheu alles, was zu ihm hinführte, was noch so leise an gewesene oder verschwiegene Dinge rührte. Nie mehr ließ sie sich von ihm in den Garten tragen oder kleine zärtliche Handreichungen leisten, die sie früher nur von ihm, nicht von fremder Hilfe gewollt hatte.

„Laß nur, Gretl besorgt das schon," wehrte sie ab, wenn er sie auf der Altane aus dem Rollstuhl heben und in einen Armsessel legen wollte. — „Bemühe dich nicht, Gretl findet es schon," sagte sie, wenn sie eine Arbeit oder ein Buch verlangte, die nicht an der von ihr bezeichneten Stelle lagen, so daß er sie nicht gleich finden konnte. Es war, als ob sie ihn von sich fernhalten wollte, als ob sie sich in ihrer Hinfälligkeit schämte und ihn durch nichts, durch gar nichts mehr daran erinnern wollte, daß sie einst sein Weib gewesen und es heut' nicht mehr sein konnte.

Seit er dies blühende Mädchen im Sinne trug, war sie ängstlich bestrebt, ihren eignen gelähmten Leib vor ihm zu verbergen und auszulöschen. Wenn er wie früher ihr einmal sagte: „Helene, das kleidet dich hübsch!" oder: „Du siehst heut' so gut aus, Helene, fast wie ein junges Mädchen!", dann zog ein Ausdruck von Qual und Beschämung über ihr Gesicht, und sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht in Weinen auszubrechen. Denn sie weinte jetzt auch nicht

mehr vor ihm, sie hütete ihre Tränen mit demselben schamhaften Stolz wie ihren entstellten Körper. Am liebsten wäre sie vor ihm geflohen, weit fort, in einen verlorenen Winkel, wo sein Blick sie nicht finden konnte, sein Blick, der sich an den üppigen Reizen dieses Mädchens entzündet hatte! Sie war aber ein armes, lahmes Geschöpf, das nicht fliehen konnte, sondern jede Notdurft des Lebens wie eine Gnade aus der Hand des Mannes empfangen mußte, der erfüllt war von einer andern. So sehr schämte sie sich ihrer Armut und ihrer Lahmheit, daß sie ganz in sich zusammenkroch, immer kleiner, immer ferner werden wollte, bis er schließlich gar nicht mehr merkte, daß sie noch da war. Wenn sie allein saß, grübelte sie oft halbe Tage lang, was sie eigentlich anfangen sollte, aber es gab da gar keinen Ausweg. Mit ihm sprechen? Ihm sagen: „Sieh, wie ich leide, und hör' auf, mich zu peinigen!?" Ein paarmal hatte sie's gedacht, aber sie zitterte bei dem bloßen Gedanken an diese Aussprache, denn seine erste Antwort mußte ja sein, daß sie, die Krüppelhafte, kein Recht hatte, zu eifern. Sie biß die Zähne aufeinander und war entschlossen, eher zu sterben, als diese Antwort zu hören. Sie hatte auch keine Verwandten, die sie aufnehmen konnten, und kein eignes Vermögen, um für sich allein mit einer bezahlten Pflegerin zu leben. Ihre Eltern waren längst tot, und sie hatte sich in einem Bureau selbst ihr Brot verdient, bis sie heiratete. Sie hatte niemand als die verwitwete Schwester, die wohl gut, aber grämlich war, und die Stauffer nie hatte leiden können. Es gab also keinen Ausweg.

Sie lag jetzt manche Nacht hell-wach da, wenn sie gleich ihrem Manne sagte, daß sie jede fest verschliefe. Ganz still lag sie mit geschlossenen Augen und ruhigen, tiefen Atemzügen. Wach und lauschend war sie neben ihm, der sich unruhig hin und her warf und keine Ruhe finden konnte, weil das lachende, blühende Mädchen sie mitgenommen hatte hinaus in die Ebene. Immer wieder machte er Licht, sah auf die Uhr, versuchte bald diese, bald jene Lage und wußte doch, daß alles fruchtlos war, daß er nicht mehr würde schlafen können, bis er dies Mädchen am Herzen hielt.

Mit geschlossenen Augen und tiefen Atemzügen lag die Frau neben ihm. Sah nichts, rührte sich nicht und wußte doch, was ihn umhertrieb. Zuweilen hatte er Angst, daß sein unruhiges nächtliches Gebaren sie aufwecken möchte, Argwohn ergriff ihn, und er beugte sich über sie oder leuchtete ihr ins Gesicht, um zu wissen, ob sie auch wirklich schlafe. Ein oder das andre Mal meinte er zu merken, daß sie ihn täusche, aber er tat, als ob er ihre Täuschung glaubte, löschte die Kerze und legte sich wieder hin.

Am Morgen sagte er wohl: „Helenchen, heut' nacht hab' ich dich sicher gestört! Ich war ein ruheloser Geist und habe sehr schlecht geschlafen."

Sie sagte darauf: „Ach, das tut mir leid, aber meinetwegen brauchst du dir keine Gedanken zu machen! Wenn ich auch einmal wach bin, so schlaf' ich doch gleich wieder ein." —

Einige Wochen waren vergangen. Stauffer und seine Frau saßen beim Frühstück und musterten, was die Post ihnen gebracht hatte. Helene griff nach einem Brief ihrer Schwester, ihr Mann sah etliche Kreuzbandsendungen durch, die er dann achtlos beiseite legte. Er hatte sich eben Tee eingegossen, als Gretl eintrat und ihm einen Brief überreichte. Etwas erstaunt griff er danach: „Aha, der Herr Postbote wird vergeßlich ..."

Aber die Gretl schüttelte verneinend den Kopf. Der Brief war nicht mit der Post gekommen, sondern ein bloßfüßiger Bub, der auf seinem Rade durchs Dorf gerast war, hatte ihn abgegeben.

Stauffer fühlte, daß er innerlich zitterte. Es kostete ihm Mühe, äußerlich gelassen und sogar ein wenig erstaunt zu scheinen. Er riß den Umschlag auf, zog einen gewöhnlichen liniierten Bogen heraus, wie man ihn wohl auf dem Lande kauft. Mit ungelenker Hand, als hätte ihr das Schreiben große Mühe gemacht, stand da:

Lieber Herr Doktor!

Ich bin sehr krank; bitte, kommen Sie so schnell wie möglich nach Siebenbrunn zu Ihrer sehr leidenden

Anna Huiras.

Dem Doktor war das Blut ins Gesicht geströmt, da er's las. Am liebsten wäre er gleich aufgesprungen und ohne Frühstück fortgelaufen zur Bahn, obschon er gar nicht wußte, wann ein Zug fuhr, der Anschluß



nach Siebenbrunn hatte. Er bemerkte aber, daß seine Frau, scheinbar völlig in die Lektüre des schwesterlichen Briefes versunken, ihn unter gesenkten Lidern mit dem eigensinnigen Krankenblick betrachtete, den sie jetzt so oft hatte. Er blieb also zunächst sitzen, trank seinen Tee und studierte dann im Kursbuch den Fahrplan Rottenbuch-Siebenbrunn. Gott sei Dank, der nächste Zug ging in dreiviertel Stunden!

Stauffer steckte Brief und Umschlag in die Seitentasche seines Jacketts und sagte mit gespielter Harmlosigkeit: „Helene, du mußt heut' allein zu Mittag essen, ich muß über Land."

„Nimmst du den Wagen?"

„Nein, ich mach's lieber mit dem Rad!"

Sie sagte nichts mehr, behielt nur ihren eigensinnigen Krankenblick, in dem er auch jetzt noch leisen Hohn zu sehen meinte. Er ärgerte sich, kam sich ertappt und feige vor. Zu dumm, diese Lüge mit dem Rad! Warum hatte er denn nicht ganz einfach die Wahrheit gesagt, daß er mit der Bahn nach Siebenbrunn zu dem erkrankten Fräulein Huiras fuhr!? Wenn ein Kranker rief, so war es des Arztes Pflicht, dem Rufe so schnell wie möglich zu folgen — zu töricht, daß er aus einer ihm selber unerklärlichen Scheu sich nicht zur Wahrheit bekannt hatte! War die Scheu aber wirklich so unerklärlich? Hatte er sie nicht aus Schonung für die Kranke geübt, der jede kleinste Erregung ferngehalten werden mußte? Ja, ja, genau so war's und nicht anders. Ein Kreuz eben, daß diese arme Kranke die einfachsten Dinge mißverstand oder mißverstehen konnte, so daß man sie ihr besser verschwieg! Es wollte ihm zwar durch den Kopf gehen, daß Helene niemals ein Wort geäußert, das Mißtrauen oder Mißverständnis in dieser Richtung ausgedrückt hatte, und daß also seine Vorsicht, seine angeblich fromme Lüge ziemlich überflüssig war. Er wurde ungeduldig mit sich selber, schalt sich, daß er zu spintisieren anfange wie ein hysterisches Frauenzimmer. Aber konnte das wundernehmen, wenn ein gesunder Mann jahrein, jahraus neben einer Kranken lebt, die tausend Rücksichten fordert!? Nein, das konnte gar nicht wundernehmen, und es war auch ganz überflüssig, sich über die kleine Unwahrheit mit dem Rad weiter den Kopf zu zerbrechen. Helene hatte nicht gefragt, würde nicht fragen, und wenn, dann sagte er eben bei der Heimkehr, daß er im Glauben gewesen, eine gute Radstraße führe nach Siebenbrunn, statt dessen hätten ihn Rinnen und Schotter bald in die Bahn gejagt.

Er lenkte das Rad nicht direkt zur Station, sondern nach der entgegengesetzten Seite, wo die Straße sich zuerst ein wenig senkte, dann ein wenig stieg und sich in zwei oder drei Wege nach Seitentälern teilte, in denen Staufferſche Patienten wohnten. Wenn die Magd ihm etwa nachsah, mußte sie denken und berichten, daß er in eins hinfuhr; sie konnte ja nicht wissen, daß er, als er völlig außer Sehweite war, Kehrt machte und, in weitem Bogen das Dorf umkreisend, auf allerlei versteckten Pfaden nach der Station fuhr. Er mußte noch etwa zehn Minuten auf seinen Zug warten, und da dachte er voran nach Siebenbrunn. Was konnte Anna nur fehlen, ihr, die ihm stets wie die Verkörperung der Gesundheit erschienen war? Eine Erkältung, irgendeine Verletzung, die sie sich mit ihrem Übermut bei irgendeinem Sport oder einem Ausflug zugezogen hatte? Nein, nein, etwas Nebensächliches konnte es nicht sein. Sie war nicht wehleidig, ließ nicht wegen einer geringfügigen Sache den Arzt zwei Stunden weit herholen. Er las den Brief wieder durch. Armes Ding! Offenbar hatte sie ihn im Bett, vielleicht sogar unter Schmerzen und Fieber geschrieben. Die Schrift war ganz verzerrt, mühsam zu lesen, wie von einer Hand gezogen, die zu kraftlos ist, um die Feder festzuhalten und zu führen.

Nun saß er im Abteil. Er fand, daß die Langsamkeit des Zuges selbst für einen Bummelzug unerlaubt sei, und wunderte sich, daß die Bevölkerung sich solch mangelhafte Verkehrsbedingungen gefallen ließ und nicht Beschwerde beim Minister erhob. Er sah zum Fenster hinaus. Die Gegend wurde rasch flacher, die Bauart der Häuser langweiliger. Nur die Gebäude der kleinen Stationen, die fast alle neu waren, zeigten einen schmucken, putzigen Biedermeierstil, der gut zu den weiten Wiesen und den Lindenbäumen paßte. Stauffer erinnerte sich nicht, daß ihm je eine Fahrt so lang vorgekommen war. Endlich aber hielt der Zug doch an dem Biedermeierhäuschen, daran in fröhlicher Verschnörkelung „Siebenbrunn" zu lesen stand. Der Doktor erkundigte sich bei



Heinrich Werner: Interieur.



dem Mann, der ihm die Fahrkarte abnahm, nach dem Huirashaus. Man konnte es von der Station aus nicht sehen, weil es hinter einer Wegkehre lag, aber ein gutes Sträßchen führte hin, in sieben oder acht Minuten würde er's erreicht haben.

Er wunderte sich, daß kein Knecht auf dem Bahnhof war, um ihn abzuholen und zu geleiten. Wo ein Kranker im Haus liegt, sucht man doch sonst den Arzt so schnell und so sicher wie möglich zu bekommen. Aber Huiras waren in vielem eben doch nur Bauern, kannten die Eile und die Vorsicht hygienisch geschulter Städter nicht. Er fuhr in ziemlich schnellem Tempo den ebenen Weg vom Bahnhof hin durch eine bescheidene Allee von Lindenbäumen, hinter der, zaghaft verstreut, die kleinen, zum Teil mit Holz geschindelten Häuser von Siebenbrunn lagen. Ein ganz feiner Regen stäubte aus blassem Himmel nieder, aber man merkte schon, daß er nicht lange dauern würde, daß hinter dem schleierigen Grau die Sonne wie ein wehmütiges Lächeln stand.

Menschen schien es hier kaum zu geben; erst als die Straße umbiegen wollte, kam hinter der Kehre eine Frauengestalt dem Rad entgegen. Sie trug einen weiten Lodenmantel, die spitze Kapuze über den Kopf gezogen zum Schutze gegen den Regen, aber doch mit einem breit zurückgelegten Rand, so daß dunkles Grau das frische Mädchengesicht anmutig umrahmte und ungezogenen Löckchen freies Spiel ließ, die jetzt freilich ein wenig trübselig und naß an den Schläfen klebten.

Der Doktor stutzte, traute seinen Augen nicht, mußte ihnen aber gleich trauen, denn der Lodenmantel vertrat ihm die Straße, eine junge helle Hand winkte mit einem weißen Tuch, und eine lachende Stimme rief: „All Heil! All Heil!"

Der Doktor sprang vom Rade. „Fräulein Anna, Sie! ... Was ist denn das? Ich dachte, Sie sind schwer krank?"

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an, lachte ihr übermütigstes Lachen. „Warum muß ich denn schwer krank sein?"

„Ja ... sind Sie denn nicht ... Haben Sie mir denn nicht geschrieben, daß ich gleich kommen soll?"

„Ja, freilich!"

„Und daß Sie sehr leidend seien?"

„Ja, schon ... aber deswegen braucht's doch noch nicht wahr zu sein!"

„Aber Ihre Schrift war ganz unsicher, ganz zitterig ..."

Sie lachte immer stärker. „Gott, sind Sie ein Hanstapps! Meine Schrift hab' ich halt verstellt, daß Sie Angst kriegen und auch wirklich gleich kommen; sonst wären Sie ja doch nie nach Siebenbrunn gefahren. Hab' ich recht oder nicht?"

Er antwortete nicht.

Sie fragte noch einmal: „Hab' ich recht oder nicht? Wären Sie ohne meinen Brief gekommen?"

„Sie haben recht, ich wäre nicht gekommen."

„Sehen Sie, Sie Eigensinn! Aber Männer sind schon immer so; wenn man die nicht schubst und für sie denkt, dann nehmen die Dummheiten kein End'."

Er führte sein Rad, sie ging neben ihm. Er sagte: „Ich bin so froh, daß Sie gesund sind. Ich kann Sie mir gar nicht krank denken!"

„Ich auch nicht ... Aber sagen Sie jetzt doch wenigstens auch einmal, daß Sie sich freuen, mich wiederzusehen, und daß der Brief eine famose Idee von mir war! Ich hab' genau ausgerechnet, daß Sie ihn ungefähr beim Frühstück bekommen müssen und dann noch reichlich Zeit zum Zuge haben. Vormittags geht nämlich kein andrer mehr, der Anschluß hat. Und es wär' doch sehr schad' gewesen, wenn Sie die Gelegenheit verpaßt hätten!"

„Sehr schade!"

Sie sahen sich an. Ihre Augen sprachen andre Dinge als ihre Lippen.

„Was werden aber Ihre Eltern sagen?"

„Bah, die werden sich recht freuen! Der arme Vater ist ohnehin froh, wenn er hier ein bissel Abwechslung hat, und die Mutter —" Sie brach ab und schürzte die Lippen ein wenig trotzig und ein wenig verächtlich.

Zum erstenmal wollte es ihm scheinen, daß sie etwas bei der Mutter vermißte, daß sie sich auflehnte gegen diese Frau, die all ihr Leben lang über ihre Kinder weggesehen hatte, nur um den Mann zu lieben und täglich erbittert um seine Liebe zu streiten. Zum erstenmal dachte er: Vielleicht ist sie trotz allem ein armes Ding, das nie gewußt hat, wie eine Mutter zu Kindern sein kann! Da war ihm das Mädchen noch teurer als zuvor.



Der Posthalter war nicht zu Hause, der Doktor mußte also bis Mittag warten, um ihm sein Kommen und dessen Ursache zu erklären. Frau Huiras empfing ihn freundlich und ohne gar zu unheimliche Funkelaugen. Die ganze Frau hatte hier etwas Gelasseneres, Friedlicheres als in Rottenbuch; sie war wie ein Mensch, der nach verzweifeltem, keuchendem Hetzlauf für ein paar Augenblicke stillstehen und in kühler Luft tief Atem holen kann. Kopfschüttelnd hörte sie die Geschichte von dem Briefe mit der verstellten Krankenschrift, sah die Tochter und den Mann ruhig, fast abwesend an, so, als ob es sie gar nicht besonders interessiere, was da an List, Scherz und Wagnis vorging. Sie sagte nur, als ob sie etwas Unabänderliches, oft Gesagtes wiederhole: „Ja, ja, die Anna! Wenn die was will, dann muß 's g'schehn, und wenn die Welt drüber in Fetzen geht; die is halt ganz der Vater!"

Anna lachte und tat, als ob sie ein wenig schmollen wollte. Sie war heute zärtlicher mit der Mutter als sonst. Sie nahm die zerknitterte Hand von Frau Huiras, spielte ein wenig damit und schmeichelte: „Gelt, Mutterl, die Huiras sind halt ein harter Bissen?"

„Könnt' schon sein!"

„Und drum bist du nett, gelt, Mutterl, und laßt etwas sehr Schönes kochen für Mittag? Jetzt hab' ich den armen Doktor doch zwei Stunden weit gesprengt, nur weil's hier so fad is, jetzt müssen wir ihm aber auch was Ordentliches zu essen geben!"

Stauffer bat verlegen, daß man doch um seinetwillen keine Änderung treffen möge; Frau Huiras lächelte flüchtig und meinte: „Da brauchen S' keine Angst haben, Umständ' machen gibt's bei uns net!"

Und Anna sagte, indem sie sich erhob: „So, Herr Doktor, jetzt ist alles in Ordnung, jetzt machen wir vor dem Essen noch einen kleinen Spaziergang!"

Man verabschiedete sich von Frau Huiras, Anna stürmte die weiße Holztreppe hinunter, riß die Tür der zu ebener Erde gelegenen Küche auf und schrie hinein: „Krapfen backen für nachmittags zum Kaffee!"

Die alte Köchin wollte brummen über die unvermutete Arbeit, aber da stand Anna auch schon in der Küche: „Betty, wenn du ein Wort sagst, werf' ich dich in die Schmalzpfanne und laß dich net eher 'raus, bis du ganz knusperig gebacken bist!"

Sie lachte, während sie's sagte, aber ihre hellen Augen funkelten wie in Rottenbuch, wenn die Leute sie nicht respektvoll genug grüßten.

Alle Wetter, dachte Stauffer, der gerade die letzte Treppenstufe nahm, als sich die kleine Szene abspielte, befehlen kann sie! Ich wette, sie hielte zwanzig Dienstboten im Zaum, daß keiner sich zu mucksen traute!

Er besah jetzt das Haus genauer. Es war hoch, schmucklos und grellweiß getüncht. Über dem Eingang war in bunten Farben ein heiliger Florian gemalt, aber trotz der Farben und dem hellen Anstrich machte das Haus keinen behaglichen Eindruck; das Dach, das leidlich schmal ansetzte und dann plötzlich weit ausgebaucht emporstieg, gab ihm etwas Düsteres, Abgeschlossenes. Der Eindruck wurde vielleicht noch verstärkt, weil der Landschaft jede bewegte Kontur fehlte. So stand das Haus zwischen Wiesen und Linden ziemlich unharmonisch da.

„Ich sag' immer, daß das Haus eigentlich wie ein Mausoleum ausschaut," meinte Anna vergnügt. „Die Mutter ärgert sich dann immer, aber der Vater gibt mir recht und sagt: ‚Drum will ich auch erst als Toter herkommen!'"

Stauffer konnte ihr nicht ganz unrecht geben.

„So, jetzt kommen Sie, jetzt zeig' ich Ihnen noch die innern Schönheiten, die dazugehören, vor allem den berühmten Hof, an dem meine Tante tiefsinnig geworden ist."

Sie führte ihn durch den Treppenflur und eine schwere Hintertür. Da standen sie in einem weiten, von hohen Mauern umschlossenen Hof, der mit unregelmäßigen Steinen gepflastert war, zwischen denen dürftiges Gras hervorkroch. In einer Ecke der Mauer sah man noch die Stelle, wo ehedem, zu Klosters Zeiten, ein großes Kruzifix gehangen hatte. Die Gestalt des Kreuzes hatte sich schwarz auf der Mauer abgezeichnet, da und dort steckten noch verrostete Haken.

„Nun, was sagen Sie dazu? Ist das nicht sehr verlockend, jeden Tag hier fünfzigmal auf und ab zu rennen?"

„Es erinnert an einen Gefängnishof!"

Anna lachte. „Ja, und wir sind die Gefangenen von Siebenbrunn, wenigstens sechs Wochen lang im Jahr. Aber länger hielt'

ich's auch nicht aus, ohne närrisch zu werden, genau wie die Tante!"

Dann zeigte sie ihm in irgendeinem unbewohnten Gemach ein nachgedunkeltes Bild, dessen Umrisse kaum mehr zu erkennen waren, und das angeblich den Spukhuiras darstellte. Und sie gingen hinüber auf den Friedhof, der schmucklos um ein schmuckloses Kirchlein gebreitet lag, und traten an die Gräber der Huiras, die in Reih' und Glied dalagen und noch über den letzten Hügel hinaus verkündeten, daß sie die Kirche und die Schule in ihrem Testament wohl bedacht hatten.

Stauffer las von den weißen Steinen ausgewaschene Namen und verwitterte Jahreszahlen, die zurückgingen bis zum Jahre 1781, dem Geburtsjahr des Ahnherrn der Huiras. „Das muß doch ein schönes Gefühl für Sie sein," sagte er, „daß Sie hier seit Generationen so fest wurzeln!"

Anna zuckte die Achseln. „Da hat man auch nichts davon. Sie können mir schon glauben, daß ich oft all die alten toten Huiras hergeben tät' für einen einzigen jungen lebendigen Menschen!"

„Sie hängen gar nicht an der Vergangenheit?"

„Ich kann die Vergangenheit überhaupt nicht leiden, ich finde, daß man immer traurig und schlapp wird, wenn man daran denkt. Es deprimiert mich immer so, daß man nichts, gar nichts daran ändern kann, selbst wenn man sich auf den Kopf stellt. Darum denk' ich lieber an heute und morgen als an gestern!"

Stauffer sah sie nachdenklich an. „Ein Kirchhof verliert jeden Sinn, wenn man ihn mit Ihren Augen ansieht!"

„Finden Sie das schade? Ich kann Kirchhöfe überhaupt nicht leiden —"

„Oh, Sie sind beneidenswert!"

Sie verließen den Friedhof, schlenderten auf Wiesenpfaden hin oder gingen kleinen Wasserläufen nach. Sie trafen jetzt auch Menschen, Landleute, vielleicht auch Gesinde des mediatisierten Prinzen. Alle sahen anders aus, gaben sich anders als die Leute in Rottenbuch. Man merkte, daß man es mit den stillen, unfrohen Menschen der Ebene zu tun hatte. Unbewegt wie ihre Landschaft waren ihre Gemüter, der einzige Farbenreflex darin die brennenden Farben der gemalten Heiligen und ihrer mystischen Legende.

Das Mittagmahl verlief sehr angeregt. Der Posthalter, der froh war, endlich einmal Besuch zu haben, ließ seinen besten Wein auffahren und wollte sich totlachen über die List, mit der seine Tochter Stauffer hergelockt hatte. Anna war übermütiger denn je, und Frau Huiras saß so zufrieden zwischen Mann und Tochter, als lebten sie jahraus, jahrein in schönster Harmonie. Den Kaffee trank man nachmittags, solange die Sonne noch hoch stand, unter einer alten Linde, die zuweilen lautlos ein goldenes Blatt auf den Tisch niederfallen ließ. Die Krapfen waren köstlich.

„Da hat die Betty ihre ganze Wut hineingebacken, dann werden sie immer so gut!" sagte Anna mit heiterer Herzlosigkeit und häufte dem Doktor den Teller voll, daß er lachend protestierte.

Als die Sonne sank, holte Anna ihr Rad; sie hatten verabredet, daß Stauffer nicht in Siebenbrunn, sondern erst zwei, drei Stationen später die Bahn besteigen sollte. Sie wollten ein Stück des ebenen Weges, solang er gut war, radeln.

„Sie erwischen dann immer noch den letzten Zug und kommen gegen halb elf Uhr in Rottenbuch an. Das ist doch früh genug, nicht wahr?"

Natürlich war es früh genug. Nach herzlichem Abschied von dem Ehepaar Huiras, das ihn aufforderte, doch recht bald wiederzukommen, bestieg Stauffer sein Rad und fuhr mit Anna davon. Solange man sie sehen konnte, flogen sie blitzschnell dahin; vor dem Ort draußen, auf der Distriktstraße, verlangsamten sie ihr Tempo. Je tiefer die Sonne sank, um so langsamer glitten die Räder, um so schweigsamer wurden das Mädchen und der Mann, die vorhin des Plauderns und Lachens kein Ende gefunden hatten. Die Abendluft wehte kühl, aber sie spürten es nicht. Die Hände, die die Lenkstange hielten, waren eiskalt, aber die Köpfe glühten und die Herzen hämmerten. Und ohne daß sie sich mit einem Wort verständigt hätten, bogen sie von der Straße ab auf einen handbreiten Pfad, der sich im Weidengebüsch verlor.

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Tiefe

Aus der Tiefe meiner Seelennot
Schreit mein letztes Hoffen auf zu dir!
Wendest du dich auch im Zorn von mir,
Sink' ich hilflos hin in Nacht und Tod.

Meine Freudenbrunnen all sind leer!
Lechzend such' ich deiner Quellen Spur.
Gib mir einen süßen Tropfen nur
Für mein myrrhenbittres Tränenmeer!

Meiner Zukunft Sterne leuchten nicht!
Jäh erstorben sind mir Licht und Lust.
Wirf in meine sorgendunkle Brust
Einen Funken nur von deinem Licht!

Keiner kühlt des Kummers Glut in mir,
Die das angstgequälte Herz durchloht —
Aus der Tiefe meiner Seelennot
Schreit mein letztes Hoffen auf zu dir!

Ludwig Nüdling

Die Frau zu Bethanien

Einzig die Frau erkannte ihn am Abend,
Als er schon ging und wußte — und doch ging.
Als jeder blind an seinem Munde hing,
Sah ihn die Frau an diesem letzten Abend:

Wie war er müde! Wie der frommen Fron
Tief innen matt, er, der sich längst erkannte!
Gestorben war die Glut, die in ihm brannte,
Aber für diese war er Gottes Sohn.

Denn allen diesen Mühbeladenen war
Er mehr als Leben jetzt. Er war der Meister
Der ewigen Freude für die armen Geister,
War Herr und Hüter dieser ganzen Schar,

Die selig zitterten bei seinem Nahen,
Ihn gläubig riefen an der Toten Bett,
Noch heut' in diesen herben Lippen sahen
Den Schwärmermund vom See Genezareth.

Doch sah die Frau: was ihn zu jenen zog,
War nur Erbarmen, war nicht Glaube mehr,
Die eigne Göttlichkeit, sie war zu schwer.
Sie sah ihn an, wie er aus Mitleid log,

Und wie sein Ende zärtlicher Betrug,
Daß sie den Dulderglauben nie verlören
— Weh! wenn er lebte, müßt' er ihn zerstören —
Sie sah den Blick des Herrn „Es ist genug ...“
Da schwoll ihr Herz, da neigte sie den Krug,
Den schön erhob'nen, voller Nardensüße,
Und mit dem Haar, das sie langrinnend trug,
Wusch sie dem Herrn, der sterbend log, die Füße.

Ernst Bertram





Gari Melchers: Christus und die Jünger von Emmaus.

Gari Melchers

Von Dr. Hans Timotheus Kroeber



Am Ende der Marienstraße beim Eintritt in die Belvederer Allee liegt linker Hand ein Haus, das jedem bekannt ist, der einmal die klassischen Stätten Weimars besucht hat. Daß hier Franz Liszt lebte und wirkte, verkündet eine Inschrifttafel an der Parkseite mit goldenen Lettern. Und damit hat der kleine schmucklose einstöckige Bau den „Stempel der Weihe" erhalten. Doch nicht von Liszt soll hier die Rede sein — ist doch seiner erst kürzlich allerorten gedacht worden —, er ist nur der Vorwand, um einmal die Aufmerksamkeit auf das Gegenüber seiner ehemaligen Wohnung zur Rechten der Straße zu lenken. Zur gleichen Zeit und im gleichen Stil wurde dieses um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts erbaut, und es fehlt ihm eigentlich weiter nichts als der Name eines bedeutenden Menschen, um neben dem jetzigen Lisztmuseum nach außen hin gleichberechtigt zu erscheinen. Aber weder der erste Insasse des Hauses, Floßgeldeinnehmer von Beruf, noch auch der Freund Goethes, der Maler und Bilderrestaurator Lieber, der hier sein Atelier hatte, konnten dieser Stätte einen bleibenden Ruf verschaffen. Ebenso fängt auch schon der Name des Großherzogs Karl Alexander an, von diesem Orte zu schwinden; denn nur auf Umwegen erfährt man von dem Ehrensaal, der hier einst dem hochherzigen Stifter der dicht daneben gelegenen Kunstschule errichtet wurde, und dessen Wände mit Werken Arnold Böcklins, Franz von Lenbachs, des Grafen Leopold von Kalckreuth, Max Liebermanns — alles ehemalige Angehörige der Kunstschule zu Weimar — und mancher andrer geschmückt waren. Seitdem sich die Pforten dieses Ehrensaals vor nahezu drei Jahren geschlossen haben, fragt kein Mensch mehr nach dem Hause und seinen Bewohnern. Und doch schafft hier hinter den vergitterten Fenstern ganz in der Stille mit Pinsel und Palette emsig ein Mann, der das weitere Interesse längst in Anspruch genommen hat. Ob er vielleicht einmal die-



Phot. R. Schwier, Weimar.

Gari Melchers: Christus und die Jünger von Emmaus.

sem Hause seinen Namen fester und dauernder aufprägen wird, als seine Vorgänger es vermocht haben?

Wer die Entwicklung Gari Melchers genauer verfolgt hat, wird sich zunächst wundern, ihn an jener Stelle anzutreffen. Von Geburt halb Deutscher, halb Amerikaner, machte er bei Joseph Jansen und dem Historienmaler Eduard von Gebhardt an der Düsseldorfer Akademie seine ersten Studien. Von da ging er Ende der siebziger Jahre nach Paris und hat dann abwechselnd in Italien, Holland, England und Amerika gelebt und gearbeitet, ohne eigentlich an einem Platz ganz bodenständig geworden zu sein. Bewegungsfreiheit ging ihm von jeher über alles und tut es auch heute noch. Aus dem steten Wechsel erstehen ihm die wichtigsten Anregungen und neuen Gedanken für seine Arbeit. Es darf daher die kaleidoskopische Wirkung, die sein Gesamtschaffen auf den ersten Blick macht, nicht befremden; denn gerade seine Aufnahmefähigkeit der verschiedenartigsten Dinge bildet eine wesentliche Seite seines Charakters. Immer hat er in gleicher Weise ein offenes Auge und Ohr für die Natur wie für den Menschen, für die Kunst vergangener Zeiten und der Gegenwart, für Land und Leute, für religiöse Fragen wie für das alltägliche Leben gehabt, und in der Art, wie er alles dies in sich aufnahm, erfaßte und wiedergab, war er und ist er noch heute im besten Sinne des Wortes modern. In dieser Hinsicht verlief auch seine ganze Entwicklung aufs glücklichste, und um seine Persönlichkeit recht zu verstehen, muß man den Hintergrund berücksichtigen, auf dem sie lange Jahre gestanden hat.

Frankreich ist es, das uns hier erscheint, das Frankreich, wie es uns Bürger-Thoré in seinen Essays über die französische Kunst im neunzehnten Jahrhundert geschildert hat. Das Evangelium der Universalität als Grundzug der zukünftigen Gesellschaft wurde von



Photographieverlag der Photographischen Union, München.

Gari Melchers: Holländische Familie.

hier aus in allen Landen verkündet. Entdeckungen auf dem Gebiete der Technik in erster Linie gaben den Ideen eine ungeahnte Tragweite. Die Telegraphie, das Dampfschiff, die Eisenbahnen, alles erleichterte den Verkehr der Völker untereinander, half dazu, die Gedanken der von Natur entferntesten Menschen in Umlauf zu setzen, jede Neuigkeit mit Windeseile zu verbreiten, so daß fortan die leiseste moralische oder physische



Copyright Detroit Publishing Co.
Gari Melchers: Theodor Roosevelt. (Original in der National-Gallery zu Washington.)

Erschütterung, die an irgendeinem Punkt entstand, bald rings um den ganzen Erdball wahrgenommen wurde. Während ehemals jedes Volk sich in die engen Grenzen seines Landes einschloß, in seine besondere Überlieferung, seine Gesetze, seine Vorurteile, seine Sitten und Sprachen, strebte es jetzt danach, sich über diesen Bannkreis auszubreiten, seine Schranken zu öffnen, seine Traditionen und seinen Glauben zu verallgemeinern, seine Gesetze zu vermenschlichen, die Begriffe zu klären, seine Bräuche zu lockern, seine Interessen auszutauschen und seine Tätigkeit überallhin auszudehnen. In diese allgemeine demokratisch und stellenweise etwas revolutionär angehauchte Richtung wurden nicht nur europäische, sondern auch noch andre Teile der Welt, besonders Amerikas, hineingezogen, und solche Wandlungen des praktischen Lebens und der geistigen Anschauungen mußten auch auf die Kunst ihren Einfluß ausüben. Mit der Vergangenheit, besonders mit dem Klassizismus und der Historienmalerei, deren Sprache nur noch wie hohles Pathos klang trotz oder vielleicht gerade wegen des vielen unnötigen Kraftaufwands, wollte man einmal gründlich abrechnen; führende Geister wie Liebermann und Uhde, Whistler, Bastien-Lepage, Manet und manche andre erkannten klar und deutlich, daß die Wurzel alles Übels und das Hemmnis einer gesunden Weiterentwicklung in dem beständigen Rückwärtsschauen läge. Ehe nicht damit aufgeräumt wurde, war keine Wendung zur Besserung zu erhoffen, gab es keine Möglichkeit, der Gegenwart all die Reize abzugewinnen, die das moderne, rasch pulsierende Leben der Großstadt neben der friedlichen Stille einer Moor- und Heidelandschaft für den Pinsel des Malers bot. Die Erkenntnis, daß alles schön sein könne, wenn man es nur richtig anzufassen verstehe, mußte sich erst durchringen; eine möglichst allgemeine Basis zu gewinnen,



Copyright Detroit Publishing Co.
Gari Melchers: Frau Melchers.



Gari Melchers: Geschwister. (Original im Besitz des Herrn Hugo Reisinger.)

war die Aufgabe und das Ziel der neuen Bestrebungen, die im tiefsten Grunde auf Universalität und Internationalität hinausgingen.

Daß Gari Melchers in dieser Strömung sich bald wohl fühlte, ist leicht erklärlich. Das Privileg auf Internationalität brachte er von Haus aus mit. Was konnte ihm also hinderlich sein? Bei den Deutschen wie bei den Amerikanern mußte er am leichtesten Eingang finden, und daß die andern Nationen dem liebenswürdigen und aufgeschlossenen Künstler, der dabei stets bescheiden und zurückhaltend war, und aus dessen Augen nicht selten ein Funke köstlichen Humors blitzte, ihre Türen verschließen würden, stand nicht zu erwarten. War er doch schon in Düsseldorf als einer der fleißigsten und talentvollsten Schüler bei seinen Lehrern wie Mitschülern, unter denen sich Männer wie Arthur Kampf, Hugo Vogel und Hans Herrmann befanden, gern gesehen. Als er dann Düsseldorf nach dreijährigem Aufenthalt verließ, um in Paris seine Studien zu vollenden, fand er dank seinen außerordentlichen Anlagen und seinem damals schon hervorragenden Können sofort Zutritt zur Julian-Akademie. Von den Direktoren der Beaux-Arts, Boulanger und Lefebvre, wurden seine Arbeiten als etwas Außergewöhnliches angesehen, und unter seinen Altersgenossen war Rochegrosse der einzige, der mit ihm gleichen Schritt zu halten vermochte.

In diese Zeit fallen neben dem immer stärker werdenden Interesse für das Leben der Großstadt Paris mehrere größere und kleinere Reisen, von denen eine ihn bis nach Süditalien führte, wo er die bella Napoli mit all ihren bezaubernden Naturwundern zum erstenmal sah und in dem Trappistenkloster in Casamare mehrere Wochen des reinsten Glücks verbrachte. Mittlerweile warteten seiner in Paris neue Freundschaften; mit Puvis de Chavannes trat er bald nach seiner Rückkehr in einen langen interessanten Verkehr, und die Dienstagabende in der Familie von Camille Saint-Saëns in der Rue Monsieur le Prince brachten neue Anregungen und weitere Beziehungen mit sich, so unter anderm zu dem Novellisten Henri Gréville.



Gari Melchers: Das Brautpaar.

1882 stellte Melchers zum erstenmal im „Salon“ aus. Das Bild war in der Bretagne entstanden und hieß „Der Brief“. In Einzelheiten zeigte es bereits die Vorzüge seiner künstlerischen Eigenart, einen stark ent-

wickelten Sinn für die Farbe, exakte Beobachtung, scharfe Charakterisierung und intime Bekanntschaft mit dem Spiel des Lichts auf der Oberfläche und an den Grenzlinien der Dinge. In den folgenden Jahren erschienen dann wiederholt Werke von ihm im „Salon". 1886 machte er mit Segantini eine Reise, und bald darauf erfuhr sein Leben eine neue Wandlung.

Wahrscheinlich durch Liebermann angeregt, entfernte er sich mehr und mehr von den Klassizisten Boulanger und Lefebvre und suchte sich in Holland ein neues Feld für seine Tätigkeit. In dem kleinen, von jeder Kultur abgeschnittenen Dörfchen Egmond ließ er sich nieder. Der Kontrast zu Paris mag sehr groß gewesen sein, aber seiner Natur entsprach dieser Wechsel durchaus. Nach kurzer Zeit schon fühlte er sich hier oben an den Dünen in unmittelbarer Nähe des Meeres so wohl, daß er sich ein eignes Haus und Atelier erwarb. Das Leben und Treiben der Fischer und Bauern im Dorf wurde nun ein Lieblingsgegenstand seiner Darstellungskunst. Bei ihrer Arbeit im Stall beobachtete er sie, in ihren Wohnungen suchte er sie auf, ihre Gottesdienste und Festlichkeiten wie ihre gemütlichen Feierstunden interessierten ihn. Bilder wie „Die Predigt", die „Holländische Familie", „Der Stallknecht", „Die Trauung", „Das Brautpaar", „Die Geschwister", „Die Lotsen" u. a. legen davon Zeugnis ab. Sie sind ein Stück Kulturgeschichte, gesehen durch das Medium einer künstlerischen Persönlichkeit. Diesen trockenen, etwas nüchternen Typen mit ihrer Wortkargheit und Ungelenkigkeit all das herauszulocken, was sie darstellungswürdig machen konnte, war keine leichte Aufgabe für den Künstler. Stille, ruhige Beobachtung gehörte in erster Linie dazu. Aber bei einem platten Abschreiben der Natur durfte er nicht stehenbleiben, anderseits mußte er sich davor hüten, Anekdotenhaftes in den



Phot. R. Schwier, Weimar.

Gari Melchers: Im Garten.

Vordergrund zu drängen und in genrehaften Motiven die Lösung der hier erwachsenden Aufgaben zu sehen.

Zwischen diesen beiden Klippen sicher hindurchzukommen, sollte Melchers insofern gelingen, als er von Anfang an einem Impressionismus gehuldigt hatte, der bei ihm im Laufe der Jahre immer bestimmtere Formen annahm, und der sich mit starkem Zielbewußtsein auf die farbige Erscheinung der Dinge konzentrierte. Ohne dabei in ein Extrem zu fallen, wie einige von den Impressionisten, die die Körper und Gegenstände in der Natur nur als unbestimmte Farbflecke sehen wollten und der scharfbegrenzten Form kaum noch ein Daseinsrecht einräumten, wußte Melchers in seinen Bildern Form und Farbe so zu vereinigen, daß keine von beiden zu kurz kam und dennoch der Farbe ein gewisses Vorrecht eingeräumt blieb. Farbensymphonien in den scheinbar grellsten Dissonanzen treten bei ihm auf, die Skala



Copyright Detroit Publishing Co.

Gari Melchers: Picardia. (Original in der Galerie des Herrn E. Chandler Walker.)

er es immer noch vorziehen würde, sich à la Courbet in die Knechtschaft der Natur zu geben, als je ein Bild in dem üblichen braunen Galerieton zu malen.

Aber auch gegenüber der Natur hat er sich die nötige Freiheit bewahrt. Flüchtige Momente farbigen Leuchtens sucht er stets ihrer Wesenheit nach zu fassen und schildert sie dann mit einem Empfinden, das die ganze Poesie des Augenblicks allein durch das Kolorit schon wiedergibt. Richten wir einmal unsern Blick auf das Bild seiner Gattin. Während die zierliche Gestalt mit einem leichten Schal um den Kopf in einem neuen, hellglänzenden Kleide ins Zimmer getreten ist, gewahrt sie der Künstler, und so, wie sie ihm im Augenblick erschien, gegen die graue Tür im Hintergrunde gesehen und neben sich eine mit Rosen bedeckte Tapete, so malte er sie, ein Bild von feinstem dekorativem Reiz, zu dem ein englischer Schriftsteller die treffende Bemerkung macht, daß das Ganze sozusagen „ziseliert" sei. Man betrachte nur die Malweise des schimmernden Kleides, seine Konstruktion, die Farben, die dem Stoff den Glanz gegeben haben, die Art, wie das Kleid den Körper umhüllt, die Zeichnung und die Modulation des Gesichts!

Das Gleiche könnte auch über die „Brabanterin" gesagt werden. Melchers hat einen ausgesprochenen Sinn für das Dekorative, wie sich schon an diesen beiden Bildern hinreichend nachweisen läßt, besonders in der Art, wie er den Hintergrund behandelt, vor dem die Personen im Vordergrund erscheinen.

Mit Vorliebe stellt er diese ziemlich nahe an den Bildrand, um ihnen soviel als möglich Platz von der Bildebene zu sichern, und auf diese Weise gewinnen sie an Breiten- und Höhenausdehnung, an Fläche für die

Blau, Gelb, Grün und Rot wählt er mit besonderem Vergnügen, aber nur, um dadurch ungeahnt kräftige und helltönende Akkorde hervorzurufen. Und diese Akkorde verkünden uns nicht nur das Walten einer harmonisch heitergestimmten Persönlichkeit, aus ihnen spricht vor allem und, je länger man sich ihnen hingibt, um so lauter eine voll überzeugende Naturwahrheit. Die Seele dieser Naturwahrheit aber heißt: das Licht. So, wie es sich in all den tausend und abertausend Freilichtstudien der Impressionisten widerspiegelt, so auch in der Kunst von Melchers. Diese Welt des durchsichtigen, freien, alles erhellenden, flüssigen Lichts strahlt uns aus allen seinen Werken entgegen. Überall ist Sonne und klares Tageslicht, das Halbdunkel und verschwommene Konturen nicht neben sich duldet. „Klar und wahr!" hatte Melchers über sein Atelier in Egmond geschrieben, und dieser Parole ist er stets treugeblieben. Kompromisse nach irgendeiner Richtung hin kennt er in seiner Kunst nicht, und so verhaßt ist ihm jeder Manierismus, daß

Ausbreitung des Lichts, das mit seinem Spiel an der Oberfläche der Körper haftet und die harten Umgrenzungslinien abmildert, doch nicht beseitigt. So heben sich seine Körper von dem Hintergrunde, der zumeist nur als Flächenfüllung im Sinne dekorativer Kunst erscheint, zwar deutlich ab, aber treten doch weniger plastisch wirksam hervor, da der Raum nach der Tiefe hin möglichst verkürzt wird zugunsten der angedeuteten Wirkung. Wohl kann es dabei kommen, daß hier und da eine weiter rückwärts stehende Figur nicht genügend Spielraum zu haben scheint, wie etwa die Magd auf dem Bilde „Christus in Emmaus“ und die „Frau bei der Toilette“. Doch solche scheinbaren Fehler in der räumlichen Disposition werden bei Betrachtung des Originals durch die hinzutretende Wirkung des Lichts, das den Raum erfüllt, sofort aufgehoben. Diese besondere künstlerische Ökonomie hindert aber nicht daran, in jedem einzelnen Falle das Verständnis für die Struktur des Körpers und seine Proportionen zu zeigen, mag es sich nun um einen Akt oder um voll bekleidete Menschen handeln. Und besonders in diesem Punkte wird man Melchers nachrühmen



Phot. R. Schwier, Weimar.

Gari Melchers: Der Fechtmeister.

müssen, daß seine Figuren sämtlich mit einer verblüffenden Sicherheit gezeichnet sind, sowohl in einzelnen Teilen als auch im ganzen. Gerade da tritt wieder der exakte Beobachter in seine Rechte mit seinem ausgesprochen sicheren Blick für den lebendigen Organismus und dessen Aufbau, der zuerst im ganzen erfaßt sein soll, ehe man seine Teile unter die Lupe nimmt.

In dieser Auffassung liegt etwas außerordentlich Großzügiges, das Melchers vor vielen andern Künstlern auszeichnet, und das eine tüchtige anatomische Kenntnis voraussetzt. Und diese Großzügigkeit ist es, die er sich überall bewahrt hat, gleichviel, ob es sich um einen robusten muskulösen Knecht mit derben Fäusten handelt, oder ob eine zarte weibliche Erscheinung mit wohlgepflegten Händen ihm Modell sitzt — nie wird er sich



Phot. R. Schwier, Weimar.

Gari Melchers: Der Stallknecht.



Copyright Detroit Publishing Co.
Gari Melchers: Brabanterin.

in Einzelheiten verlieren, aber ebensowenig wird er sie übersehen.

Dem Detail im Bilde die richtige Stellung anzuweisen, ist im allgemeinen eins der schwierigsten Probleme für den Künstler. Bei Melchers sehen wir, wie allen Teilen die ihnen gebührende Beachtung geschenkt ist, sowohl innerhalb eines geschlossenen Organismus als auch dort, wo mehr Begleiterscheinungen, stillebenartige, anorganische Elemente in Frage kommen. Man richte den Blick nur einmal auf die Krüge, Flaschen, Teller, Schüsseln und den Löffel auf den Bildern „Christus in Emmaus". Mit welcher Liebe sind alle diese Gegenstände gezeichnet, wie sicher stehen alle an ihrem Platz; aber sobald sich das Auge an diesen Dingen gesättigt hat, kehrt es zurück zu den Personen, die sich hier um einen Tisch gruppiert haben, und deren Physiognomien so charakteristisch sind, daß wir schwören möchten, eine von ihnen sei uns schon irgendwo im Leben einmal begegnet. Doch bei dem Eindruck der einzelnen Physiognomien können wir nicht ausschließlich verweilen, denn der Künstler führt uns noch eine Stufe weiter: nicht die Gesichtszüge allein sind es, die uns fesseln, das ganze Gebaren und Gehabe ist es, und schließlich die Handlung, das Dramatische, das über der ganzen Situation liegt.

„Christus in Emmaus!" Wir sehen die zwei Jünger durch die Fluren von Jerusalem nach Emmaus pilgern, durch Erzählen verkürzen sie sich die Zeit. Die Sprache kommt auf den eben gekreuzigten Jesus — er war ihr bester Freund —, und da gesellt sich ein dritter zu ihnen; gemeinsam setzen sie den Weg fort, an der nächsten Herberge in Emmaus kehren sie ein und setzen sich zu Tisch. Eine ganze Reihe von Bildern, die sich da einstellen, ohne daß jedoch die Phantasie des Künstlers sich an ihnen inspiriert hätte.



Phot. R. Schwier, Weimar.
Gari Melchers: Bei der Toilette. (Original im Museum zu Weimar.)



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Gari Melchers: Lotsen. (Original im Besitz des Herrn Mühsam in Berlin.)

„Und es geschah, da er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet und — erkannten ihn.“ Mit welchem psychologischen Feingefühl Melchers dieses allerletzte Moment für seine Darstellung herausgriff, lehrt der Augenschein. Zwischen Furcht und Hoffnung hält er uns mit den beiden Jüngern in einer bis zum höchsten angespannten innern seelischen Erregung. Eine Wiedererkennungsszene steht uns im nächsten Augenblick bevor, an konzentrierter Wirkung dem Wiedersehen zwischen Iphigenie und Orestes und Pylades vergleichbar, wie es uns der Dichter schildert, doch weniger pathetisch, einfach, natürlich, herzlich, so, wie es unter diesen schlichten Menschen gang und gäbe ist, wo ein Händedruck mehr sagt als hundert Worte. Dann werden sie den Wiedergefundenen, der im Augenblick von ihnen noch — und sei es auch nur um Armeslänge — getrennt sitzt, in ihre Mitte nehmen, und die gespannte Erwartung, die aus ihren Augen blitzt, wird doppelt hell im Strahl der Sonne erscheinen, die mit ihrem Licht den Raum erfüllt und den Anblick der Freude eigentlich erst allen Menschen offenbar macht.

Wie sehr Gari Melchers sich mit diesem Thema beschäftigt hat, zeigt die zweite Version von „Christus in Emmaus“, ein Bild, das sich noch im Besitz des Künstlers befindet. Hier haben wir den angedeuteten Moment vor Augen. Die Spannung hat ihre Lösung gefunden, und nur noch leise zittert in dem Gesicht der Magd und des Mannes zur Rechten die ganze Bewegung nach, die vorausgegangen ist, und deren letzte Schwingungen ein feiner Beobachter in dem seltsamen Licht erblickt, das das Original aufweist, und das — musikalisch gesprochen — die Nuance eines Ges-Dur-Akkordes an sich hat, während das andre nach F-Dur zu neigt.

Eine dritte Variante dieses Bildes hat der Künstler vor kurzem erst begonnen. So intensiv kann sich Melchers um ein Problem mühen! Und interessant ist es, zu beobachten, wie er immer neue Lösungen, immer einheitlichere Wirkungen zu erreichen strebt.

Diese nahezu hartnäckige Art, wie er der Sache zuleibe geht, dieses energievolle Zupacken läßt uns Melchers in die Reihe jener Künstler stellen, denen es mit ihrer Kunst heiliger Ernst ist, und die trotz aller natürlichen Begabung systematische Arbeit pflegen in dem klaren Bewußtsein, daß nur durch sie der wahre Fortschritt erreicht werden kann.

Frühzeitig hat sich Gari Melchers in vielfigurigen Kompositionen versucht. Ein Blick auf das 1887 entstandene Bild „Lotsen" zeigt uns schon im Kern verborgen jene reife Frucht, die wir in den Emmausbildern wahrgenommen haben, nur bleibt er noch zu sehr an der Einzelerscheinung, am Physiognomischen haften. Gewiß ist jeder von diesen wettergebräunten Männern trefflich charakterisiert, aber es fehlt dem Ganzen jene große durchgreifende innere Belebung, wie sie später fühlbar wird, und wie sie in höchster Potenz in zwei Bildern auftritt, die in lebensgroßen Figuren das Abendmahl darstellen, noch beide im Besitz des Malers selbst. Eine eingehendere Würdigung des Künstlers, als sie hier gegeben werden soll, würde diese Werke, die wir nur erwähnen können, wahrscheinlich als den Höhepunkt seines gesamten Schaffens hinzustellen haben.

Nach all dem möchte es scheinen, als sei Melchers einmal nur der malerische Charakteristiker von Egmond — wie etwa Fritz Mackensen von Worpswede —, zum andern aber ein Künstler mit ausgesprochen religiösen Tendenzen. Wenn wir ihn so zu fassen versuchen, so werden wir bald innewerden, daß wir eine Seite seines Schaffens dabei ganz außer acht lassen, eine Seite, die Melchers erst in dem Umfang bekannt machte, wie er es heute ist, und die uns zugleich einen neuen Einblick in seine künstlerische Auffassung gewährt. Dieses Kapitel soll zum Schluß kurz berührt werden; es trägt die Überschrift: Melchers als Porträtist.

Vinzenz Carducho, der in Florenz geborene spanische Hofmaler des siebzehnten Jahrhunderts, sagt einmal in seinen „Dialogen über Malerei": „Kein großer und außerordentlicher Maler ist je Bildnismaler gewesen", und auch Melchers äußerte kürzlich, daß es gut sei, wenn man eine Zeitlang Porträte gemalt habe, etwas andres wieder anzufassen, nicht nur, weil es stumpfsinnig wäre, immer dasselbe zu tun, sondern vor allem, weil das Porträtieren schließlich die schöpferische Phantasie des Künstlers lahmlegt. Mit diesen Worten hat er schon die Schwierigkeiten angedeutet, denen der Porträtist im allgemeinen ausgesetzt ist: die schöpferische Phantasie und die exakte Naturbeobachtung, die die vollkommenste Nachahmung der Natur als höchstes Ziel ansieht, streiten hier gegeneinander, und es fragt sich, welcher von beiden Parteien sich der Künstler im einzelnen Fall anschließen will.

Melchers hat eine außerordentlich glückliche Lösung bei seinen Porträten gefunden, indem er einen Kompromiß mit beiden zu schließen verstand. An Stelle der bis ins kleinste gehenden Wiedergabe der Natur setzte er die große einheitliche Auffassung der Gesamterscheinung des Menschen vom Scheitel bis zur Sohle und versuchte bei aller rein individuellen Charakterisierung stets das Allgemeine, Generelle zu unterstreichen. Und so gewannen seine Porträte nicht nur an Allgemeininteresse, sondern auch an Bedeutung. Dabei kam ihm sein anatomisches Verständnis wiederum zustatten. Fern von jeder Konvention, vom Modegeschmack, von Standesallüren oder falscher Lebendigkeit oder beabsichtigter Veredlung zeigt er uns Menschen, die fest auf dem Boden stehen, deren Gang, deren Haltung ebenso charakteristisch für jeden einzelnen von ihnen ist wie die Bildung ihres Gesichts oder ihrer Hände. Diese Menschen werden wir schwerlich wieder vergessen, wenn wir sie einmal gesehen haben, tritt uns doch jedesmal der ganze Mensch in seiner vollen Erscheinung entgegen. Und dies zumeist mit einer Einfachheit, mit einem merklichen Verzicht auf Farbe, Umgebung, Perspektive: die reine Gestalt im leeren Raum. Diese Einfachheit ist die Quelle der Klarheit und der großen Wirkung, die der „Fechtmeister" und das Bildnis Theodor Roosevelts auf uns machen, Bilder, die die Kunstgeschichte einst sicher unter die Meisterwerke der Porträtkunst um die Wende des zweiten Jahrtausends rechnen wird.

Drei Jahre sind nun bald verflossen, seit Gari Melchers den Boden Weimars betrat, einem Rufe als Lehrer an die Kunstakademie folgend. Hier schafft er neben Männern wie Mackensen, Ludwig von Hofmann, Theodor Hagen und andern, geachtet von seinen Kollegen und verehrt in dem Kreise von Schülern, der sich um ihn versammelt hat.

Copyright Detroit Publishing Co.

Gari Melchers: Die Trauung.

Zu dem Aufsatz „Gari Melchers“ von Dr. Hans Timotheus Kroeber.




Wenn die Sonne sinkt …

Am Sterbelager bedeutender Menschen

Von Prof. Dr. Karl Bader

Ein treffendes Bild vergleicht das Leben großer Menschen dem Lauf der Sonne: in leuchtender Bahn geht's himmelan; Wärme, Licht und befruchtende Kraft strahlen von ihm aus. Von der Höhe des Mittags senkt es sich mählich verglimmend herab. Lange noch verklärt feuriger Schein seine Spur.

In einem Punkt hinkt der Vergleich: keine Morgenröte zeigt der Helden Kommen an. Die nüchterne Alltäglichkeit umsteht oft deren Wiege. Kein weisender Stern, kein Ahnen im All; nichts von der Fülle der Wundererzählungen, mit denen die Sage Religionsstifter, Heilige und bedeutende Menschen beim Eintritt ins Leben begrüßt.

Die Freude über die Ankunft des kleinen Martin, des Johann Wolfgang Goethe ist über die Luthersche Bergmannsstube oder den Frankfurter Hirschgraben kaum hinausgedrungen. Nicht weil Alexander von Mazedonien geboren ward, brannte in derselben Nacht der Tempel zu Ephesus in leuchtender Lohe. Daß Napoleon zur Welt kam, „als sein Vaterland starb“, ist kein Zeichen, sondern ein Zufall.

Und doch! Geschichtschreiber und Biographen verzichten auf derartige Schmuckstücke bei ihren Berichten nur ungern. Sie wirken so schön!

Eine wundervolle alte Fabel läßt bei der Geburt eines wahrhaft großen Menschen die Glocken seiner Heimat von selbst läuten. Da fand man mit Recht, die Glocken des Erdballs hätten erklingen müssen, als Goethe unsern Planeten betrat. Nicht leicht lassen wir von dem poetischen Gedanken ab, auch wenn uns der Dichter selbst erzählt, es habe wie alltags zwölf Uhr geschlagen, als er zur Welt kam. Was er an derselben Stelle von „guten Aspekten“ und „Astrologen“ sagt, dürfen wir freilich so wenig ernst nehmen, als er es gemeint hat.

Aber wenn wir uns auch von solchen und ähnlichen Vorstellungen freizumachen suchen — die Sage hält zäh daran fest. Blumen streuend umsteht sie nicht nur vorwärtsschauend die Wiege bedeutender Menschen. Auch am Sterbebett und Sarge treffen wir sie wieder: rückblickend, dichtend, richtend. Abermals läßt sie beim Tode ihrer Lieblinge den ehernen Glockenmund reden, ohne daß eine Hand den Strang rührt. Seufzen erfüllt die Luft, die Erde bebt und spaltet sich, Flüsse halten ein in ihrem Lauf. Unter Donner und Krachen geht der Gewaltige ein, in den Himmel oder das Nirwana. „Nun dächt' ich, müßt's ein groß Verfinstern sein an Sonne, Mond, und die erschreckte Erde sich auftun vor Entsetzen.“ Kaum eine Lebensbeschreibung Napoleons I. vergißt den furchtbaren Orkan, der auf St. Helena wütete, als an die Lagerstatt des großen Bezwingers der noch größere trat. Daß gerade Sturm tobte, als Wallenstein fiel, Friedrich Hebbel starb, ist kein übler Effekt für gestaltungsfreudige Biographen; die unterlassen auch nicht, zu berichten, den großen Beethoven habe im Augenblick des Todes ein greller Blitz aufblicken und drohend die Faust ballen lassen …

Die belebte und unbelebte Natur muß sich am Heimgang hervorragender Menschen beteiligen; mit Licht und Schall. Die Sage läßt Großes nicht aus der Welt gehen, klanglos, unbeachtet. Sie verlangt Größe bis zum letzten Atemzug. Und stimmungsvolle Umgebung. Darum erfand sie auch jene vielverbreiteten Erzählungen von den letzten Stunden und Worten der Helden und Denker oder schmückte sie aus. Und begierig griffen Dichtung und bildende Kunst den Gedanken auf.

„Eine untergehende Sonne über einem Meere mit der Legende: auch im Untergehen bleibt sie dieselbe, wäre ein für allemal das großartigste Symbol.“

Gilt dies Wort Goethes auch für die Gewaltigen der Erde? Sind auch die im Scheiden groß? Wir müssen hier den Mut finden, zu gestehen, daß die Antwort keineswegs ein bedingungsloses Ja ist, wie eine unkritische, voreingenommene Überlieferung uns so gern glauben machen möchte.

Man darf und muß getrost sagen: nüchtern umsteht die Alltäglichkeit wie die Wiege so die Bahre — auch der Größten. Prosaisch und unvermeidlich wie der Tod selbst. Und so verschieden des Lebens Lauf gewesen sein mag: das Ende ist bei allen gleich. Was wir als groß und herrlich an Helden bewundern, was sie heraushebt aus der breiten Masse, begleitet sie nur bis an die Vorhalle des Todes. Im Augenblick des Sterbens hat es zu wirken aufgehört. Wir müssen unsre Ansicht, unser Werturteil über die letzten Äußerungen und Augenblicke hervorragender Menschen in vielen Punkten ändern. Gerade der Große, dessen „Mehr Licht!“ wohl die bekanntesten „letzten Worte“ sind, hat letzte Stunden zutreffend „Gipsabgüsse der Leichenmasken, ins Leidende verzogene Karikaturen auch des tätigsten Lebens“ genannt.

Was der Physiologe vom Lebensausgang denkt, hat in geistvollen Worten und schöner Sprache



der Wiener Professor Hermann Nothnagel in seinem Büchlein „Vom Sterben" ausgeführt. Sein dänischer Amtsgenosse Oskar Bloch hat dem Tode gar ein zweibändiges Werk gewidmet. Da mag nachlesen, wer wissen will, wie das Leben erlischt, bei hoch und niedrig, Kranken und Gesunden. Das steht fest: letzte Worte, soweit sie überhaupt gesprochen wurden, betrafen meist Unbedeutendes und Gleichgültiges. Wir müssen die Vorstellung aufgeben, „daß geliebte und verehrte Menschen in den letzten Augenblicken ihres Lebens gleichsam unter höherer Eingebung durch ein prägnantes Wort uns Aufschluß über sich geben und so gewissermaßen die Summe ihrer Existenz ziehen" (Schüddekopf, Goethes Tod, 23). „Die Welt freilich verlangt, daß die Lippe, die so viel Köstliches gespendet, noch im Todeshauch ein geistiges Vermächtnis ausspreche" (Erich Schmidt, Lessing).

So haben wir also auch die vielgenannten Worte Goethes „Mehr Licht!" zu beurteilen. Sie sind höchstens eine ganz prosaische Anweisung an den Diener, durch Öffnen des Ladens mehr Licht hereinzulassen. Keineswegs sind sie eine Art geistigen Testaments. Carlyle schießt übers Ziel, wenn er sie „eine Begrüßung der neu erwachenden Erde" nennt.

Übrigens spielt gerade das Licht in den Reden Sterbender keine kleine Rolle. Mit gutem Grund. Der Blutumlauf nach dem Auge läßt nach, Klage über Dunkelheit ist die Folge. Licht, Wärme, Leben — vielleicht eint sich noch einmal alles in dem Verlangen dessen, der es verlieren soll. So bei Friedrich dem Großen auf der Terrasse von Sanssouci: „Ich habe das Licht immer so geliebt." Auch Schiller will die Sonne sehen, ehe er scheidet.

Ob auch der Schall dem Ohr des Sterbenden zuvor nie gehörte Weisen erklingen läßt? Franz Schubert erzählte seinem Bruder kurz vor seinem Tode, seltsame Weisen zögen ihm durchs Ohr. Ja, Mörike vernahm schon an seinem letzten Geburtstag todverkündende Klänge.

Der „letzten Worte" sind ein endlos Heer. Gottgesandten, gekrönten Häuptern, Helden des Geistes und des Schwertes werden sie nachgerühmt; ja, mitunter erwählt die „Vorsehung" den Mund auch des Armen und Geringen, um ihn zum „Künder" einer Botschaft zu machen. Da steht plump Erfundenes neben gefällig Ausgeschmücktem, Unbedeutendes neben Gewaltigem. So gehen, tausendfältig genannt, die letzten Worte Jesu Christi durch die Welt. Auch Mohammeds letztes Bekenntnis und Buddhas verkündend Gebot: „Vergänglich ist alles, was da geworden, ringet ohne Unterlaß!"

Von sterbenden Kaisern und Königen wird uns besonders viel und Seltsames berichtet. Den Totentanz um Fürstenthrone hat die Überlieferung gar phantastisch ausgeschmückt. Nicht selten in zügelloser Vorstellungskraft. Bald voll Staunens, daß der Herrscher Tod auch die güldenste Krone erbarmungslos herabstößt, bald voll Genugtuung, daß auch die Lippe verstummen muß, vor deren Wort einst Welten zitterten. Bald in einem Gemisch von Ehrfurcht, Scheu und treuherziger Trauer. So wechselt auch in den Berichten Erhabenes mit Gemeinem, Überschwengliches mit Nüchternem. Und selbst da, wo scheinbar sachlich erzählt wird, wird dennoch weidlich an der Weltgeschichte verbessert, da zumal, wo sie nicht künstlerisch arbeitet. Ein Beispiel aus der Zahl von hunderten: bei der dicht von der Sage umsponnenen Gestalt Kaiser Friedrichs I. Ein Tod durch Unfall beim Baden infolge eines Herzschlages ist kein verwendbarer Kaisertod. Weder für Chronik noch für Lied. Barbarossa muß zum wenigsten zu Pferde sitzend ertrunken sein, nicht badend, und so sehen wir denn auch die Überlieferung treulich bemüht, den Unfall zum Glied einer vom Schicksal gefügten Kette auszugestalten.

Auch der ehrliche, schlichte Soldatentod genügt nicht immer der beabsichtigten Bildwirkung. Das im Getümmel verhallte letzte Stoßgebet ist kein Vorwurf zu gefälliger Verwendung. Wir wollen den Verehrern Gustav Adolfs mitnichten die Freude an den Worten verkümmern, die er vor der Schlacht bei Lützen ausrief. Aber, was sich im Handgemenge von den Lippen des verwundeten Königs rang, hat keiner gehört. Alle ihm angesonnenen Tiraden, die Erzählung, er habe sich zu erkennen gegeben, gehört mitsamt der angeblichen Ermordung durch den Herzog von Lauenburg in das Reich der Fabel.

Auch die Gottesstreiter stellen zur Statistik der letzten Worte ihr Kontingent. Ja, ein besonders stattliches! Die Überlieferung weiß wohl, warum sie gerade da ihre treuherzigsten Töne anschlägt. Der Nachwelt aber wird es hier besonders schwer, Dichtung und Wahrheit zu scheiden. Man merkt viel Absicht. Um so glaublicher muten uns dann die in schlichter Form überkommenen letzten Bekenntnisse an. Und es gibt deren aus allen Lagern. In ruhiger Ergebenheit sehen wir Luther aus dieser Zeitlichkeit gehen. Auf die Frage, ob er auf Christum und seine Lehre beständig bleiben wolle, ist ein deutliches „Ja!" sein letztes Wort, ein harmonisch verklingender Schlußakkord in der Tonart des Themas. Was aber seinem treuen Helfer Melanchthon als letztes über die Lippen gegangen sein soll, ist eine Verwechslung mit der ihm beim Sterben vorgelesenen Stelle: „Niemand wird meine Schafe aus meiner Hand reißen."

In schier erdrückender Zahl ließen sich diese Beispiele vermehren. Aber sie zeigen nur den einen Weg zum letzten Gang. Und doch gibt es deren fast so viele, wie Menschenleben an uns vorüberziehen. Zahllos sind auch die Antworten



auf die ernste Frage: Was dann, wenn der Leib zerfällt? Denn nicht fröhlich Gläubige allein folgen dem stummen Wink des Sensenmannes. Auch Zweifler, Gleichgültige, Spötter und Leugner ziehen hinter ihm her.

Jede religiöse Gemeinschaft rühmt sich nun einmal gern einer Reihe von Getreuen, die bis in den Tod ihren Glauben bewahrten und bewährten; das ist die endlose Schar der Märtyrer und Bekenner, eine imposante Kundgebung für die Macht und Kraft der von ihnen vertretenen Konfessionen. Viel Wahres, Schönes zieht da vorüber, viel Erfundenes, Törichtes läuft mit. In die erhebenden Klänge gottseliger Liebe mischen sich schrille Töne unversöhnlichen Hasses bis zum Ende. Daß auch Ketzer „schön" sterben können, gibt die rechtgläubige Welt nur ungern zu. Und doch hat ein Savonarola, ein Zwingli dies bewiesen. Freilich, dieselbe Achtung wie diesen gebührt auch Tilly, der sterbend bat, ihm das Kruzifix recht nahe zu halten, und dann, seinem katholischen Glauben treu, verschied. Mitunter ist allerdings der Wunsch der Vater des Gedankens. So hat man kräftige Worte zähen Glaubens Luthers Ehefrau zugeschrieben: „Ich will an meinem Herrn und Heiland kleben wie eine Klette am Kleide." Daß der Ausspruch eine spätere Erfindung ist, schwächt ihn kaum ab.

Natürlich sind es nicht ausschließlich religiöse Gedanken, die die Menschen beim Sterben beschäftigen. Diese verweilen vielmehr nicht selten in dem Kreise, in dem sie zu Lebzeiten tätig waren. Oft als rührendes Dokument ohnmächtiger Fürsorge und Pflichttreue. Regierungsgeschäfte treten dann vor das schon brechende Auge des Fürsten oder Staatsmannes. Wissenschaftliche Probleme und Werke finden in den Phantasien der sterbenden Gelehrten den Weg an das Krankenbett. Kanonendonner vernimmt das Ohr des alten Soldaten, harmonische Klänge verschweben vor den Meistern der Tonkunst.

Verschieden wie das äußere und innere Leben ist auch des Menschen Marschbereitschaft am Ende. Nicht wenige scheiden ungern von unvollendeter Arbeit. Denn mancher Stamm ward geknickt, an dem statt welker Blätter Knospen hingen. Eine vergleichende Zusammenstellung der Frist, die den bedeutendsten Menschen zum Wirken vergönnt war, liefert unerfreuliche Resultate, zumal aus Zeiten, in denen noch weniger wirksame Waffen im Kampfe mit Krankheit und Tod zu Gebote standen. Nur ist von den „Nestoren" mehr die Rede als von den früh Abberufenen, weil Taten mehr gelten als vorzeitig zerstörte Hoffnungen. Während der eine wohl in stumpfer Ergebenheit des Todes harrt, treibt dieser dem andern noch eine kräftige Lebensbejahung auf die Lippen. „Ne frustra vixisse videar" hören wir den Astronomen Tycho Brahe rufen. In ähnlichem Trotz ruft der Freigeist Giordano Bruno seinen Richtern zu: „Euch wird das Urteil schwerer als mir." Ja, in Ibsens angeblich letztem Worte „Im Gegenteil!" wollen seine Verehrer die Probe seiner bis zum Schluß kampfbereiten Natur erblicken.

Zwischen Frommen und Spöttern stehen fröhlich Scheidende. Ein Scherz spielt auf den Lippen, die kein Schmerz verzerrt. In heiterer Laune und ungetrübtem Humor zeigt Frau Rat Goethe selbst ihren Tod an. Sie bestimmt Weinsorte und Bretzeln zur Leichenfeier und sagt eine Einladung mit der Begründung ab, sie müsse alleweil sterben.

Johann Hus fand auf dem Wege zum Scheiterhaufen noch den Ton des Scherzes. Als er einen besonders geschäftig Holz zur Richtstatt tragen sah, brach er in die Worte aus: „O sancta simplicitas!" Andreas Hofer hat angeblich noch sterbend seinen Nachrichtern schlechtes Schießen vorgeworfen. Seine letzten Worte sind umstritten, ebenso wie das ihm nachgesagte Hoch auf Kaiser Franz; das auf Max Joseph von Bayern ist pure Erfindung.

Die Treue bis zum letzten Atemzug ist eine Forderung, die das Volk an jeden stellt, der im Leben an hervorragender Stelle stehen durfte. Ob einer als Kriegsmann des Geistes noch bis an das Ende handelt nach seinen Worten und Lehren, oder ob ein Soldat, schon die todbringende Wunde im Herzen, die Fahne umklammert und mit einem Hurra auf den obersten Kriegsherrn zusammenbricht. Bei solchen Streitern, auf denen die Augen der Menschheit oder doch ihrer Stammes- und Berufsgenossen ruhen, ist dann ein gewollt pathetisches letztes Wort wohl glaublich; die gesteigerte Konzentration alles Denkens auf ein richtiges Verhalten im letzten Augenblick ist die beste Voraussetzung dazu. Doch trifft auch dies längst nicht so häufig zu, als die herkömmliche Überlieferung will.

Neben der Treue ist die zarte Rücksicht als letzte Sorge des Sterbenden ein von Biographen gern erwähnter Zug im Wesen seines Helden. So z. B., wenn Molière sich am Abend vor seinem Tode schwerkrank auf die Bretter zwang, um den Bühnenarbeitern nicht durch eine Absage ihren Verdienst zu schmälern. Das sind so freundliche Züge, die ihre sympathische Wirkung auf die breite Masse nie verfehlen.

Anders sieht es bei denen aus, die selbst angesichts des Todes den Ton ungebeugten Zweifels oder frivolen Spottes anschlagen; da scheiden alle Rechtgläubigen von vornherein als Bewunderer aus. „Dieu me pardonnera, c'est son métier!" sagte Heine. Von Wieland schreibt Goethe an Knebel: „Seine letzten Worte waren: To be or not to be, that's the question. Das heißt doch seinen Skeptizismus bis ans Ende bewähren."



Der Kaiser Hadrian dichtete noch auf seinem leidensreichen Sterbelager die nicht eben von großer Zuversicht zeugenden Worte:

Unstetes, zärtliches Seelchen du,
So lange des Leibes Gesellin und Gast,
Wohin, du arme, wanderst du jetzt,
Bleich, ohne Hülle, schaudernd vor Frost?
Vorbei ist Scherzen und Kosen nun.

Außer bei dem gekrönten Dilettanten sehen wir z. B. auch bei dem großen französischen Satiriker den Schalk sogar nicht vom Rande des Totenbettes weichen. Rabelais soll einen Domino angezogen haben, um das Wort zu verspotten: „Beati, qui in Domino moriuntur." Als letztes Wort seines Mundes wird überliefert: „Jetzt gehe ich, ein großes Vielleicht aufzusuchen."

Doch nicht die Lippe allein hat uns letzte Worte übermittelt. Auch die Feder hat mancherlei schriftliche Äußerungen bedeutender Menschen kurz vor ihrem Tode festgehalten. Auf Melanchthons Schreibtisch fanden sich „Gründe, aus denen du den Tod nicht zu fürchten brauchst". Man ist versucht, an Moltke zu denken: „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben" hieß der Titel eines von dem Neunzigjährigen nicht allzulange vor dem Ende abgeschlossenen Bekenntnisses. Das zufällig zuletzt Geschriebene von Luthers Hand könnte den Leser geradezu in Versuchung führen, an eine in der Wirkung beabsichtigte letzte Kundgebung des Reformators zu glauben. „Die Heilige Schrift meine niemand genugsam verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten, Christus und den Aposteln die Gemeinde regiert. Wir sind Bettler, das ist wahr!"

Freilich, nicht jeder ringt sich zu der in ihrem Verzicht so gewaltigen Überzeugung Luthers durch. Bei nicht wenigen spielt es wie Bitterkeit um den Mundwinkel, wenn sie in einem letzten Worte die Summe ihres Lebens ziehen sollen. „Das ist Menschenlos," sagte Hebbel, als er den Schillerpreis erhielt, „bald fehlt uns der Wein, bald der Becher." Und in der Tat! Erschreckend oft kommt dem Leser bei der Lebensgeschichte hervorragender Menschen das Verslein des Volksliedes in den Sinn: „Und als das Brot gebacken war, da lag das Kind auf der Totenbahr'." Wie oft ruft Frau Sorge der ins Sterbezimmer endlich Einlaß begehrenden Anerkennung ein vorwurfsvolles „Zu spät!" entgegen.

Nicht immer sinkt die Sonne mild verglimmend. Oft verhüllen dunkle Wolken ihre letzten Strahlen, verdeckt grauer Himmel ihren Schein. Daß gerade am Sterbelager derer so besonders häufig die bittere Not und alltägliche Sorge stehen muß, denen schon vor des Kampfes Beginn die Schläfe bekränzt schien!

Nicht selten klingen gar unharmonische Klänge denen zum Scheiden, die lebend ihrer Leier so wundervolle Weisen zu entlocken verstanden. Da sind die, „in deren Leben der Genius, an deren Ende der Dämon waltet" (Windelband, Präludien). „Oh, welch edler Geist ward hier zerstört!" ist das schmerzliche Motto über dem Schlußkapitel so mancher Lebensbeschreibung. Und wie nahe wohnen oft Genie und Wahnsinn!

Aber selbst da, wo sich der einst so helle Geist nicht völlig umnachtet, bleibt genug des Betrübenden. Es ist ein schmerzlicher Gedanke, daß ein Denker wie Kant arbeitswillig, aber — unfähig dem Alter seinen Tribut zollen muß, daß das Gesetz vom Werden und Vergehen auch da von der Natur unerbittlich gehandhabt wird.

Und noch eine Einsicht drängt sich uns unabweisbar auf: daß schaurige Einsamkeit so vieler Menschen Los am Lebensabend ist. Der Größten zumal. Wie bedenklich hatten sich um den alten Goethe die Reihen gelichtet. Bei Friedrich dem Großen stehen die letzten Jahre geradezu unter dem Zeichen der Menschenverachtung.

Auch dem darf keiner sich verschließen, der im Geiste mit den Großen der Erde deren Lebenspfade wandelt: öfters als wir uns gestehen wollen, sitzt Leid, Verbitterung und tiefe Verstimmung am Bett und hält die Hand des Wegemüden. David Friedrich Strauß ist so gegangen, der literarischen Fehden satt, von Mißerfolgen wund, aber tapfer mit dem Tode ringend. Ibsen starb, eine seit Jahren gebrochene Kraft. Mörike schied im Bewußtsein, daß der Quell seiner Lyrik versiegt war. Scheffel endete, ein toter Mann vor dem Tode. Der alte, einst so berühmte Gottsched ist ein besonders betrübendes Beispiel für abflauenden Ruhm. Nach Hunderten zählen die Namen derer, die sein Los teilen, der Großen nicht zu gedenken, die mit eigner Hand ihrem qualvollen Dasein ein Ende bereiteten.

Gar mancher Lebensabend ist ganz anders, als die ihn wünschen möchten, die sich an der Mittagssonne wärmen durften. Statt friedlichen Abendläutens heult nicht selten die Sturm- oder gar die Totenglocke schaurig hinein.

Des Sohnes Tod reißt nie vernarbende Wunden in das Herz des überlebenden Vaters. Das haben Goethe, Schleiermacher, Arndt und Jean Paul erfahren müssen. Ähnliches Ludwig **XIV.**; Sonne war es wahrlich nicht, was das Herz des alternden „Sonnenkönigs" erwärmte. Um ihn her zerfielen seine Werke in Staat und Kirche. Von Mißgeschick, Heuchelei hatte er auf seiner Lebensfahrt manche Probe erfahren, von Untreue noch kurz vor seinem Ende.

Nicht immer waltet Liebe am Sterbelager und Grabe bedeutender Menschen. Oft fehlt sie da am meisten, wo sie billig am ehesten erwartet werden sollte. Es ist ein hartes, aber wahres Wort, „daß kein fürnehmer Theologus abscheide, da nicht die Feinde darüber frohlocken, auch wohl wie die Hyänen ihnen in die Erde nachgrübeln,



Ernst Müller-Braunschweig: Auferstehung.

um ihren Abschied zu verunglimpfen". Darin stehen im sechzehnten Jahrhundert und auch später die einzelnen Religionsbekenntnisse einander nicht nach. Wie oft hören wir da, der Verblichene sei im Mist verendet wie ein Vieh, vom Teufel geholt, brüllend im Rausch, mit kohlschwarzer Lästerzunge. Von Luther hieß es, er habe sich an der Bettstatt erhängt. Andre ließen ihn vom Teufel erwürgt sterben, seine Leiche habe gar üblen Geruch verbreitet; zahlreiche Raben hätten sie von Eisleben nach Wittenberg begleitet. Seinem Widersacher Tetzel ging's nicht besser. Es hieß, er sei in Verzweiflung gestorben, und Mönche hätten ihn in eine Kloake gestürzt. Nach Melanchthons Tode stellte Musculus den Antrag, seine Leiche auszugraben und mitsamt seinen Büchern zu verbrennen. Molières Tod löste neben aufrichtiger Trauer auch feindliche Angriffe aus. Nur mit Mühe ward dem ohne Beichte Gestorbenen ein christlich Begräbnis erwirkt. Alsbald tauchte das Gerücht von Scheinbeerdigung und ihr heimlich folgendem Begräbnis bei den Selbstmördern auf. Lessings Ableben gab Anlaß zum seltsamsten Klatsch: der Teufel hätte ihn geholt, die Ärzte hätten ihn als den Ausbund eines bösen Menschen absichtlich sterben lassen. Widerliche Dinge hat man mit dem Tode Voltaires in Verbindung gebracht. Auch beim Sterben seines gekrönten Gönners und Freundes reckte die Gemeinheit das ekle Haupt. Denn als die Tage des großen Preußenkönigs zu Ende gingen, wurden in der Hauptstadt seines Landes die häßlichsten Pamphlete voll gehässiger Schmähungen gegen ihn öffentlich verkauft. Der große Geist hatte die beste Antwort: Verachtung. „Hunden, die über seinem Grabe ihr Unwesen treiben", verglich Goethe treffend die Schmäher des Königs. Ja, Goethe selbst hat nach seinem Tode Feinden und Neidern reichlich Anlaß zur Verunglimpfung gegeben. Die einen beklagten, daß er nicht in Klopstocks Tönen seinen Schöpfer besungen hätte, andre verstiegen sich zu der Anklage:

Er ist dahin, verdammt ihn, Deutsche, nicht!
Kann er dafür, daß alles ihm gegeben
Ward bis auf eins, ein echtes deutsches Herz?

Neben wenigstens vermeintlich berechtigten Ausstellungen an großen Männern stehen die Äußerungen geringen Verständnisses für ihre Bedeutung, Beweise von Lieblosigkeit, kleinlicher Gesinnung und bedauerlichem Mangel an Ehrfurcht vor der Ruhe ihrer irdischen Hülle. Noch in unsern Tagen ward so Bismarcks Todesruhe beim übereifrigen Versuch, seine Züge im Bilde festzuhalten, gestört.

Es ist nun einmal das Los der Großen der Erde, daß sich bis zuletzt neben ehrlicher Begeisterung und Verehrung auch Neugier und geringere Regungen an sie herandrängen. Man darf jedoch bei der Beurteilung dieser Erfahrung nicht allzu streng ins Gericht gehen und muß der gewaltig erregten Phantasie des Volkes schon etwas zugute halten. Seine Lieblinge zumal läßt dieses gar nicht oder keines alltäglichen Todes sterben. Es entrückt sie nur dem irdischen Kreise. Es bannt sie in einen Berg oder sonst einen verbergenden Raum, um sie eines Tags wiederkehren zu lassen in Pracht und Herrlichkeit und zu weltenbeglückender Sendung. So ging's schon mit Karl dem Großen, so mit Barbarossa im Kyffhäuser, so noch mit der Königin Luise von Preußen.

Die gesteigerte Einbildungskraft des Volkes ist's auch, die bedeutende Menschen nicht sterben läßt, ohne daß Zeichen und Wunder ihren Tod ankündigen. Bange Ahnungen beschleichen dann das Herz, gekrönter Häupter vor allen. Denn gerade sie haben ja öfter als die breite Masse Grund, vor Dolch und Gift zu zittern. So sehen wir die Todesangst trotz Zugbrücke und Doppelposten in Schlösser und Paläste eindringen und ihre Opfer in Atem halten. Mehr als in Hütten. Da erfahren wir dann von all den todverkündenden Vorzeichen, bösen Prophezeiungen der Astrologen und mancherlei abergläubischem Spuk. Kaiser Domitian fürchtete sein Ende, von fortgesetztem Blitzschlag geängstigt. Cäsar fiel gewarnt vor den Iden des März, durch schreckliche Träume erschreckt. Die „weiße Frau" als Todesbote ist ja ein unentbehrliches Inventarstück von Herrensitzen und Stammschlössern. Geheimnisvolles Krachen bedeutet den nahen Tod, einem Karl dem Großen so gut wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Diesem bricht entseelt das Leibpferd im Stalle zusammen, jenem stürzt der Portikus des Aachener Münsters ein.

Auch die natürliche Vorahnung des Todes in gefahrvoller Zeit verklärt das Volk. Aber so liebevoll sich die Volkskunde derartiger Berichte annimmt: die kritische Geschichtsforschung brandmarkt sie mit dem Stempel unhistorischer, erfundener Ausschmückung. Mit ihren Augen werden wir die zahlreichen Erzählungen, wie z. B. von Gustav Adolfs Todesahnen, betrachten müssen, soweit sie das vernünftige Maß von vorsorgender Erwägung schlimmen Ausgangs überschreiten.

Freilich, die von Anekdoten überwucherte Überlieferung macht ein solches Klarsehen der Dinge recht schwer. Am Sterbebett großer Menschen zumal. Hier hat übertriebene Vorstellung von der Bedeutung des Augenblicks ausgeschmückt und erfunden; ihre Berichte drangen hinaus, verdichteten sich auch wohl zu einer vergleichenden Zusammenstellung ähnlicher Vorgänge. Viele haben da die Feder gerührt, kaum einer hat der Versuchung widerstanden, in seinen Betrachtungen etwas „beweisen" zu wollen. Vor allen lagen verführerisch die glühenden Farben zu gefälliger

Darstellung „seligen Sterbens“ oder „greulichen Endes“. Die leuchteten um so lockender, als die wirklichen Töne des Bildes vom Lebensabend uns oft recht stumpf und trüb anmuten.

Denn: wir müssen auch den Mut haben, zu wissen, daß Herbsttage, an denen der Mensch in ungestörter Sammlung den Feuerball der Sonne scheiden sieht, sehr selten sind. Es gibt keinen vollkommenen, ungetrübten Feierabend. Nur zu bald erschaut der schärfer spähende Blick Wölkchen und Wolken, wo er tiefblaue Klarheit vermutete. Das Wort von der abgeklärten Ruhe des Alters gilt auch nur bedingt. Gerade die Biographien großer Menschen zeigen uns das, wenn vorurteilslose sachliche Wahrheitsliebe dem Verfasser die Hand geführt hat. Wohl zieht uns das Kapitel vom Ausklang gar oft besonders an, wenn wir unsern Helden, überschüttet mit Ehren und Anerkennung, umgeben von Liebe und Ehrfurcht, die ihm besonders reich zugemessenen Tage in beschaulicher Ruhe beschließen sehen. Man liest so oft von Goethe, mit dem Manuskript des „Faust“ habe er gewissermaßen auch sein Leben eingesiegelt. In der Tat, er hat selbst etwas ähnlich Klingendes gesagt. Aber man vergesse doch nicht, wie sehr dem greisen Dichter glückliche äußere Lebensumstände die abwartende Ruhe erleichterten. Diese Meeresstille nach glücklicher Fahrt ist ihm übrigens nicht so kampflos zugefallen, als man oft annimmt. Auch der Körper, über den der Tod keine Macht zu haben schien, hat mehr gelitten, als so obenhin in den Lebensbeschreibungen zu lesen steht. Seelische Schmerzen kamen hinzu: das „Außenbleiben des Sohnes“ und zunehmende Vereinsamung. Den letzten Dingen und dem Leben nach dem Tode aber hat er festen Auges entgegengeschaut. An das Weiterwirken aller Kräfte, auch der seinen, hat er überzeugt geglaubt. Er hatte ja auch mehr als Millionen andrer Menschen Grund, im Tod nicht den grinsenden Schnitter, sondern den Freund, den schönen Jüngling mit der gesenkten Fackel zu erblicken.

Auch seines großen Verehrers Thomas Carlyles Greisenalter gilt als besonders schön. In der Tat, es war ernst und besinnlich. Und doch: in der Auffassung des großen Denkers war Leben und Leiden dasselbe. Nicht umsonst schrieb er auf den Grabstein seiner Frau: „Mit ihr war das Licht meines Lebens erloschen.“ In der Reihe solch Ehrwürdiger ragt auch John Ruskins Gestalt. Fernem Glockenläuten hat man das Leben verglichen, wie es dem träumenden Geist des vielseitigen Forschers verklang, ehe er in Rosen und Weiß gebettet auf der Bahre lag.

Hochbetagt war Matthias Claudius, als das Licht seines Lebens erlosch. Mit Gott, der Welt und sich im reinen und trotz manchem Schicksalsschlag bis zuletzt jedes Sonnenstrahles froh, ist er gegangen. Ähnlich schied Klopstock. Auch des greisen Moltke muß hier unwillkürlich gedenken, wer im Geiste große Tote zur Ruhe geleitet. Ein tätiges, freilich von großen inneren Stürmen verschontes Leben, reich an Jahren und Ehren, voll Arbeitsfrische und festen Glaubens bis ans Ende. Der Sieg blieb ihm treu bis zur letzten Whistpartie. Leise trat der Tod an ihn heran, und lautlos folgte der Künstler der Schlachten seinem Wink.

Auch die letzte Betätigung teilnehmenden Schmerzes in Gestalt einer würdigen Bestattung ist durchaus nicht immer der Spiegel der Größe des Verstorbenen. Man hat da oft des Guten zuviel getan: vom prunkvollen Leichenwagen Alexanders des Großen bis zu den in dickleibigen Lobschriften abgebildeten „hochfürstlichen Leichenzügen“. Dann ist die Übertreibung nicht selten ins Gegenteil umgeschlagen. Was dem Sänger des Messias, dem schweigsamen Strategen Moltke in verdientem Maße zuteil ward: ein feierliches Begräbnis, blieb, wie so vielen andern, außer Schiller auch dem großen Philosophen Leibniz gründlich versagt. Auch ihm endete der Tod ein mühevolles, gedankenreiches Leben. Er fühlte sein Ende, verhüllte sein Auge und starb. Die Nachwelt kann nicht fassen, daß er schied in der Ungnade seines Königs, von der Geistlichkeit als gottlos verdächtigt, von den Gelehrten unbeachtet. Das Volk kannte ihn nicht. Niemand sorgte für seine Beerdigung. Ein Unwürdiger erbte sein Gut, an unbekannter Stelle ruhen seine Gebeine.

Aber ähnliche Enttäuschungen erleben wir ja bei biographischer Lektüre überhaupt so leicht. Wir hören zumeist das erstemal von den Geschicken großer Männer und Frauen in der Schule; da aber haben wir weder Muße noch Erfahrung genug, zu erfassen, daß die Bahn auch der Gewaltigsten nicht nur der Lorbeer, sondern auch Arbeit und Mühen aller Art wie mahnende Weiser umsäumen, vom Eingang zum Ausgang; daß nicht nur Größe zum Lebensbild gehört, sondern auch menschliche Schwäche, an Geist und Körper.

Wer sich diese ernüchternde Überzeugung zu eigen macht, wird zwar viele ihm lieb gewordene Vorstellungen vom Abscheiden großer Menschen über Bord werfen müssen, aber trotzdem gar manchem Beispiel von Euthanasie in der Geschichte begegnen. Nur in anderm Sinne. Je menschlicher wir das Leben ansehen, desto näher kommt unser Bild seinem wahren Verlauf. Also fort mit der Meinung, bei bedeutenden Geistern müßte alles groß sein und bleiben bis zum letzten Hauch! Auch ohne hochdramatischen Abgang in „letzten Worten und Stunden“ zu verlangen, sollten wir wissen, wer die Heldenrollen auf der Welt- und Lebensbühne gespielt hat.



Die Kerze

Von Max Bittrich



„Verzeihung, Gnädigste!" — „Wo wäre Grund
Zu zürnen, wenn ein Glasrosettchen fällt?
Beim Notenwenden reißt ein lockres Licht
Gar leicht den Tropfenfänger mit!" — Zerschellt
Fing ihn der Teppich auf am Instrument.

„Ich Ungeschick!" Er suchte schon die Scherben.
„Nur still, mein Freund! Erwächst mir denn Verderben
Aus den paar Splitterchen? Sie glauben nicht:
Ich bin erfreut!" — „Erfreut?" — „Gewiß! Noch nie
War meine Sorge größer und zugleich
Mein Mutterherz an Seligkeiten reich
Als damals —" — „Wann?" — „Als so, wie jetzt geschehn,
Die Kerze und kristallene Manschette,
Ein Häufchen Unglück, mir zu Füßen lagen!" —
„Ah, ein Geheimnis! Oder darf man fragen —?" —
„Ihr werdet lächeln!"
Klette hing an Klette
Horchender Gäste an der blassen Frau.

„Ihr alle wißt: kaum war mein Mann begraben,
So lag der Fritz, der jüngste meiner Knaben,
Todkrank danieder.
Das Serum schien das schreckliche Zuspät
Zu rufen. Mit dem Tode rang ich wieder:
‚Hinweg! Hinweg! Schon ist zuviel gemäht!'
Und in der Nacht, seit der mir rasch im Haar
Die vielen weißen Fädchen wachsen, war
Die Krankenschwester hier, und sorgend weilte
Der Arzt dabei, um selbst des Fiebers wilden
Gewalten und den höllischen Gebilden
Der Phantasie zu steuern. Manche Stunde
Durchbangten wir. Jedoch nach Mitternacht
Rief schwere Pflicht ihn laut nach andrer Stätte:
‚Ich eile bald zurück zu diesem Bette
Und halte bis zum neuen Tag die Wacht!'



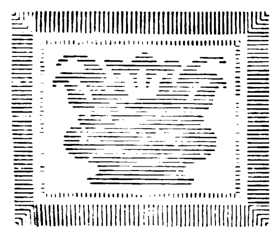
Ich lief zum Instrument. Herausgezogen
Mit Händen, die gleich schwanken Pfeilen flogen,
War schnell die Kerze und mitsamt Manschette
Dem Leuchter aufgepflanzt.
Und zitternd führte ich den Arzt ins Freie:
‚Sie retten ihn!‘ — ‚Ich komme!‘ —
Und ich wanke
Und schleppe mich zum jungen lieben Leiden
Die Treppe aufwärts. Da: zwei laute Schreie!
Ich suche das Geländer, kann nicht scheiden,
Und dennoch peitscht mich düstere Gewalt:
Du mußt! Du mußt! — Mein Licht verliert den Halt,
Verlöscht und fällt: Der Tod! Das ist das Sterben! —
Ich weiß nicht, was ich tu'. Ich angle Scherben
Im dunkeln Gang, daß niemand sich verletze,
Und bin der Angst ein Fang im zähen Netze:
Dein Junge tot! — Ihr Schrei, der Schwester Schrei!

Und Furcht im Drängen, tritt zur Tür mein Fuß,
Durch die schon einer jüngst für immer ging;
Ich möchte fliehn und will Gewißheit haben
Und taste stöhnend, und da öffnet flink
Die Schwester: ‚Sieh, die Mutter!‘ —
Aus des Knaben
Geklärten Augen grüßt mich das Erkennen
Nach schwülen Nächten: ‚Mutter, meine Mutter!‘
Zwei Ärmchen suchen mich. Ich will ihn fassen
Und streicheln; meine starren Hände lassen
Noch Licht und Trümmer nicht. ‚Was bringst du, Mutter?‘ —
‚Nur dumme Scherben, Fritz!‘ — Wir Alten lachen
Und tun wie trunken lauter närr'sche Sachen.
‚Die Scherben, Mutter, bringen die nicht Glück?‘ —
‚Die sicher, Junge!‘ — ‚Warum darf denn nicht
Die Kerze, die du mitbringst, weiterbrennen?‘ —
‚Du Dummchen, deine Mutter schwimmt in Licht:
Schau, blendendhell sind alle unsre Stuben;
Die liebe Sonne kam uns früh zurück!‘

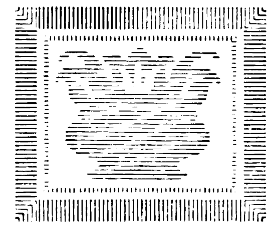
So gab mir Gott zum zweitenmal den Buben.

Und seht, so kann sich heut' noch der paar neuen
Kristallnen Scherben eine Mutter freuen.“





Russische Lyrik



Von Eugen Zabel

Wie wenig doch von all dem Zarten und Innigen, Stillen und Reinen in der Liederkunst eines Volkes zu den Nachbarländern gelangt! Die breiten Wogen der Weltliteratur sichern wohl den Erzählungen und Theaterstücken eine verhältnismäßig schnelle Fahrt, tragen aber die Blüten der Lyrik nur selten unversehrt zu entfernten Küsten. Es hält überaus schwer, diesen lieblichsten Schmuck des Heimatgartens auszugraben und in der Fremde frische Wurzeln schlagen zu lassen. „Traduttore — Traditore“ muß man leider mit Recht von den meisten Versuchen dieser Art sagen. Das Beste davon wird von den Übersetzern oft nicht rücksichtsvoller behandelt als das Reisegepäck einer vornehmen Dame, in deren Koffern die Zollbeamten an der Grenze hastig herumwühlen und die Spitzen- und Seidengewänder mit groben Händen und nicht immer sauberen Fingern zerknüllen. Kaum, daß der allgemeine Sinn der Gedanken und Empfindungen, aus denen der Dichter den schimmernden Kristall seiner Verse schuf, bei solcher Übertragung richtig wiedergegeben wird. Das feine Farbenspiel, in dem der eigentliche Reiz eines Liedes besteht, geht unrettbar verloren. Der süße Duft, der ihm in der Ursprache anhaftet, verfliegt wie bei Frühlingsblumen während einer langen Eisenbahnfahrt. Rhythmus und Melodie ertönen, als ob sie einem verstimmten Instrument entlockt würden. Goethe im Englischen, Musset im Deutschen, Heine im Französischen lassen nur entfernt ahnen, wie die Verse dieser Dichter die Seelen ihrer Landsleute unmittelbar bezwingen und sich in Laute verwandeln, die von Geschlecht zu Geschlecht als reine Stimme der Natur fortklingen.

Am meisten hat darunter die lyrische Dichtung der Russen zu leiden, die bereits weit zurückreicht und uns trotzdem eine fremde Welt geblieben ist. Die Männer, die sie uns erobern wollten, verstanden entweder zu wenig von der Sprache, um ihren tieferen Sinn zu erfassen, oder waren poetisch nicht genügend veranlagt, um bei solcher Umschmelzung das Gold der Poesie rein zu erhalten, das sie uns vermitteln wollten. Friedrich Bodenstedt, der von diesen beiden Eigenschaften mehr als irgendein andrer besaß, hat für seine Zeit sehr viel Rühmliches geleistet und auf diesem Wege eine tüchtige Strecke erfolgreich zurückgelegt. Aber seitdem haben wir über diese Schätze einen ganz andern Überblick gewonnen und Quellen rauschen hören, von denen er noch nichts wußte. Gebildete Russen klagten schon früher mit Recht, daß man gerade von dem Schönsten und Eigenartigsten, das die Liederdichtung ihrer Heimat hervorgebracht habe, im westlichen Europa nichts wisse. Dabei ist es im wesentlichen auch geblieben, denn der Übersetzungskünstler, der diese Lücke ausfüllen könnte, ist bisher noch nicht erschienen. Die russische Sprache ist nicht nur in ihrem Wortschatz eine der reichsten, die es gibt, sondern auch in ihrer Bildlichkeit und Abstimmung des Ausdrucks von einer Mannigfaltigkeit, in deren Geheimnis man nur schwer einzudringen vermag. Das Sprachgefühl eines vollendeten Übersetzers, der überall das Richtige trifft, müßte bis zum Feingefühl eines Musikers durchgebildet sein, um die Stimmung zu erfassen, die den Versen des Dichters die künstlerische Einheit gibt. So stehen wir vorläufig immer noch an der Pforte der russischen Lyrik und halten das Ohr an die Wand, um wenigstens einige verschwommene Klänge in uns aufzunehmen. Von dem Inhalt dieser Dichtungsart, wie sie sich dort im Herzen des Volkes entwickelt hat, bleibt uns nach wie vor vieles verschlossen. Es fehlt uns etwas Feines, Ursprüngliches und Überzeugendes zu unsrer Kenntnis des Russentums, solange dieses Tor vor uns nicht aufspringt.

Manches hat die Liederkomposition dazu beigetragen, uns die Tiefe und Eigenart der russischen Lyrik wenigstens ahnen zu lassen. Anton Rubinstein hat eine ganze Reihe Gedichte der älteren Meister in den goldenen Schleier seiner Tonsprache gehüllt und ihren Sinn für uns gedeutet. Alexander Puschkin, der „Vater der russischen Poesie“, zeigt uns darin die Glanzerscheinung des Engels, der vor Edens Tor tritt, und zu dem der



Geist der Verneinung reumütig die Worte spricht: „Ich habe, reiner Himmelsgast, nicht alles Irdische verachtet, nicht alles Himmlische gehaßt." Wir sehen die „Wolke", die als letzte Erinnerung an das Toben des Sturms und Gewitters über den sonnig blauen Himmel hinwegzieht. Das Leitmotiv dieser Empfindungen ist die Sehnsucht, die den Dichter erfüllt, wenn er die von der Nacht bedeckten Hügel des grusinischen Kaukasus vor sich erblickt, die Wogen der Aragua schäumen hört, das süße Bild der Einzigen in sich aufnimmt und dabei in die Worte ausbricht: „Aufs neue wallt und wogt von Liebesglut mein Herz: weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben." Iwan Turgenjew führt diese Verse in seiner prächtigen Novelle „Erste Liebe" an und läßt dabei den Erzähler sagen: „Das ist das Schöne der Poesie, daß sie das ausdrückt, was nicht ist und doch nicht nur unendlich besser ist als die Wirklichkeit, sondern auch der Wahrheit viel näher kommt ..." Puschkin erscheint vor uns mit der Fieberhitze seines Temperaments, die alle Gattungen der Poesie durchglühte und künstlerisch erhob. Als Urenkel jenes Negers, der im Dienst Peters des Großen stand, verriet er mit seinen finster funkelnden Augen, seinen aufgeworfenen Lippen und seinem krausen Haar auch äußerlich das Fiebernde seines Wesens, das ihm innewohnte, bevor es sich von jugendlicher Überreizung und Verwilderung zu dem reinen Priestertum der Kunst läuterte und auf der Höhe seines Ruhms durch einen frühzeitigen Tod im Duell 1837 die tragische Weihe empfing.

Um den Entwicklungsgang der russischen Literatur für uns Deutsche verständlicher zu machen, hat man ihre bedeutendsten Dichter gern mit unsern deutschen Klassikern verglichen, woraus sich gleich allerlei Schiefes ergibt. Aber dem Lyriker Puschkin tut man keine unverdiente Ehre an, wenn man in der Hoheit seiner Gesinnung, in der Tiefe seines Gefühls und der Meisterschaft seiner Sprache und Form einen Goethischen Zug nachweist. Für die vollsten Empfindungen der Liebe und Freundschaft findet er stets den reinsten und überzeugendsten Ausdruck, so daß der Leser die Beichte seines eignen Lebens in diesen Flüsterlauten zu vernehmen glaubt. Puschkin ist der „wunderbare Vogel", von dem nach der slawischen Volkssage schon eine Feder genügt, um in der dunklen Wirtshausstube einen Glanz zu verbreiten, als ob eine Fackel angezündet sei. In Gedichten wie „Antschar" und „Talisman" erkennt man die Vornehmheit dieser reinen Künstlerseele, die im Feuer ihrer Phantasie alles vergoldete und in eine höhere leuchtende Sphäre erhob. Mit Recht durfte Puschkin von sich sagen:

Nie kann ich ganz vergehn: mag auch zu Staube werden,
Was der Verwesung Raub, der Leib, den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, solang auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Vor ihm gab es in dem Reiche, das er beherrschte, fromme Gefühle, edle Gesinnungen, Bildung und Geschmack, aber nichts Persönliches und Lebendiges, das sich wie die Wärme der Hand oder das regelmäßige Klopfen eines Pulses anfühlte. Derschawin, der als ehrwürdiger Greis das Genie des sechzehnjährigen Puschkin beim Besuch des kaiserlichen Lyzeums von Zarskoje-Sselo erkannte, hatte eine rührende „Ode an Gott" verfaßt, die damals in alle europäischen Sprachen übersetzt und sogar in den Herrscherpalästen von Peking und Jeddo aufgehängt wurde. Er hatte in steifen Versen einen Lobgesang auf Peter den Großen und einen Hymnus „Felica" auf der „Kaisaken und Kirgisen gottgleiche Kaiserin" Katharina II., daneben allerlei anakreontische Lieder angestimmt. Der Geist Gottscheds hat ihn mehr als die hehre Muse gesegnet.

Ein Mann wie Shukowskij war ein überaus segensreich wirkender Anreger und Pfadfinder voll hoher Ideen und echter Begeisterung für das Schöne, der sich auf allen Gebieten der Literatur zu Hause fühlte, dazu ein reiner Mensch, der sich in seiner angesehenen gesellschaftlichen Stellung alles Niedrige im Leben fernzuhalten und dem Glauben an seine Ideale treu zu bleiben wußte. Von Homer, Aristophanes und Horaz bis zu Schiller und Goethe, Bürger, Uhland und Hebbel war er ein Übersetzergenie, wie ihn keine andre Literatur der Welt aufzuweisen hat, und stand als Erzieher Alexanders II. im Dienst humaner Ideen, die den Entwicklungsgang seines Volkes unendlich gefördert haben. Er wußte und kannte alles, was zum Wesen einer nationalen Kunstdichtung gehört, aber sein Talent war zu schwach, um ihr auf heimischem Boden neue Wege zu bahnen. Überall, wo Unglück und

Not Einkehr halten, wollte er mit seinen edlen Worten Tröster und Helfer sein. Er preist Gottes Wort, wie es uns in der Bibel überliefert ist, läßt den Armen, der vom Tisch des Lebens verstoßen ist, sein Leid klagen, aber auch die Hoffnung auf ein besseres Jenseits aussprechen, begeistert sich für die Schönheit der Natur beim Erwachen des Frühlings und tritt überall als Lehrer und Erzieher zum Wahren und Guten auf. Als Mitstreiter im Freiheitskampfe von 1812 sucht er Erinnerungen an den Jahrestag der Schlacht von Borodino wachzurufen, stellt er den „Sänger im Lager der russischen Krieger" vor uns hin, wie er die Mannschaften zu Verteidigung der Einheit und zum Glauben an die heilige russische Erde begeistert, führt er uns auf die Höhen des Kreml in Moskau, wo die steinernen Ruhmesdenkmäler die Geschichte des Reiches erzählen. Wahrhaft volkstümlich ist er jedoch nur mit der Ode „Boshe Zarjá chrani" („Gott schütze den Zaren") geworden, die mit den feierlich ergreifenden Klängen der Lwowschen Komposition seitdem allen festlichen Veranstaltungen das musikalische Geleit gibt. Shukowskij, der Puschkin um vierzehn Jahre überlebte, war im poetischen Sinne sein Vorläufer und zugleich der Mittelpunkt eines Kreises gleichgestimmter Seelen, die seinem Vorbild nachstrebten, wie des erblindeten Kozlow und des unglücklichen Batjuschkow, der dreißig Jahre im Irrenhause zubrachte.

Bei Puschkins Tode stimmte Lermontow seinen erschütternden Klagegesang an, mit dem er der damaligen Gesellschaft mit Worten von unerhörter Schärfe ein unauslöschliches Brandmal aufdrückte, ohne zu ahnen, daß er vier Jahre später, 1841, ebenfalls in einen ähnlichen Ehrenhandel verwickelt und auf dieselbe Weise sterben würde wie der Dichter des „Eugen Onägin", zu dessen Rächer vor der öffentlichen Meinung er sich berufen fühlte. Für sein mutiges und starkes Wort wurde Lermontow nach dem Kaukasus verbannt, dessen herrlichster Sänger er geworden ist. Seine Phantasie ist ganz und gar erfüllt von den Bildern des gewaltigen Hochgebirges auf der Grenze von Europa und Asien mit den Bergspitzen, die höher als der Montblanc in die Lüfte ragen und damals für unersteigbar galten, mit den rauschenden und schäumenden Strömen in den abgrundtiefen Schluchten, den endlos schimmernden Gletschern, den Feldern voll Gräser und Blumen, in denen ein Mann zu Pferde verschwindet, und dem bunten Gemisch von Nationalitäten und Sprachen, die sich seit der Völkerwanderung festgesetzt haben. Der Gegensatz dessen, was sich ihm zu Häupten auftürmte und zu seinen Füßen lag, war so recht das Spiegelbild seiner Seele, seiner Verzweiflung und Zerrissenheit. Für das, was er vom Leben erlitten hatte, gab es keinen versöhnlichen Ausweg, und wenn er dem Allmächtigen für alles Gute und Böse dankte, tat er es in der Hoffnung, daß er ihm nicht lange mehr zu danken habe. Diese düstere Grundstimmung, in der er gegen die Weltanschauung seiner Umgebung Sturm läuft, beherrscht auch seine lyrischen Schöpfungen. Ein tragisches Verhängnis legt sich wie ein schwarzer Schatten auch über die kleinsten seiner Gedichte und gibt ihnen den Charakter des Leidenschaftlich-Dämonischen. Sein Dichten ist ein ununterbrochener Kampf für die Freiheit der Persönlichkeit, aber ebenso erfolglos wie das verzweifelte Ringen nach Luft bei einem Ertrinkenden.



Alexander Puschkin. Nach einem Ölgemälde von A. L. Lines.



Wassilij Shukowskij.

Es bedurfte einer so echten Empfindung und hohen Kunst, wie Lermontow sie besaß, um eine solche Weltanschauung nicht eintönig werden zu lassen. Aber wie er in seinem „Dämon" einen romantischen Hochflug unternimmt, im „Helden unsrer Zeit" ein getreues Spiegelbild seiner Umgebung entwirft und in der Romanze vom „Zaren Iwan Wassiljewitsch" den Ton der alten Volkssage so köstlich, breit, anschaulich und würdevoll trifft, daß wir aus einem russifizierten Nibelungenepos einen Gesang vor uns zu haben glauben, gibt diese Schwermut auch seinen Liedern Kraft und Stimmung. Er ist selbst der Gefangene, der hinter Kerkermauern an die Küsse seines schwarzäugigen Mädchens und den Hufschlag seines Rosses denkt, während im dumpfen Zimmer die Lampe den Einsamen bescheint und die Wächter in der Nacht draußen die Runde machen. Im „Propheten" fühlt er sich eins mit der ewigen Natur fern von der Heimat, wo man ihn als eitlen Toren scheut und verachtet. Immer ist es zürnende Liebe, die ihm die Feder in die Hand drückt.

Aber nicht nur die „Herren", die in den Städten lebten und ihren Weltschmerz im Freien spazieren führten, bildeten den Stoff für lyrische Dichtungen. Auch die Millionen Menschen, die auf dem Lande lebten, im Sommer von früh bis abends in schwerer Arbeit den Acker bestellten und sich im Winter an der Ofenbank ihrer rauchigen Hütte zusammendrängten, wurden für die Literatur entdeckt. Ihre bisher stummen Freuden und Leiden hatten sich schon lange nach einem poetischen Ausdruck gesehnt, der ihnen mühelos von den Lippen strömen und ihr Herz erleichtern konnte. Während sie an die Scholle gefesselt waren, wanderten die Volkslieder von Dorf zu Dorf über das unendliche Land, erzählten von gewaltigen Riesen und ihren Taten, von verführerischen Geistern, die im Wald und Wasser ihr Wesen treiben, von der furchtbaren Gewalt der Zaren und der wilden Zerstörungswut der Tataren, die jahrhundertelang im Lande gehaust hatten. Es erschienen Sammlungen von Volksliedern, wie sie zu den Klängen der Balalaika, Dumra und Gusli überall angestimmt wurden. Der schlichte Volkston sollte nun auch im Lied erklingen, für jedermann verständlich, warm und herzergreifend. Die ersten Versuche dieser Art waren die Gedichte von Delwig, unter denen die „Nachtigall" in der Komposition von Aljabjew große Verbreitung gefunden hat. Ebenso ist Ziganows „Roter Sarafan" mit der Melodie von Titow durch die ganze Welt gewandert. Aber auch ihnen haftet noch mancherlei von dem Parfüm des Salons und der koketten Farbenzusammenstellung der Maskerade an.

Die echte Naturfrische gab dem Volkslied erst der Sohn eines Viehhändlers aus Woronesh, A. W. Kolzow, ein aufgeweckter Bursche, der sich auf der Weide und dem Markt tummelte, des Abends in alten Märchenbüchern las und darüber selbst zum Dichter wurde. Seine Verse berühren den Leser und Hörer nicht wie eine mühsam erworbene Kunst, sondern wie das Ein- und Ausatmen einer breiten Brust, das sich plötzlich in Klänge und Worte verwandelt. Man glaubt dauernd etwas in sich aufzunehmen, das man schon längst kennt, und das doch in dieser Weise noch niemals gesagt worden ist. In diesen kurzen Zeilen, die sich zu einer Perlenschnur aufrollen, vollzieht sich ein wirkliches Wunder, denn schon bei den ersten Worten strömen die Empfindungen des Dichters voll in unsre Seele hinüber. Wir hören den Wald rauschen und die hochbeladenen Kornwagen knarren, sehen den Bauer hinter seinem Pflug einherschreiten und zur hübschen Dorfmagd hinüberschielen, atmen den Duft des Heus und der schwarzen fruchtbaren Erde ein. Kolzow ist fröhlich und

übermütig, mutig und stark, trüb und traurig, aber niemals sentimental oder verstiegen, sondern immer natürlich und gesund. Wenn der Pflüger sein Lied anstimmt, wird alles vor uns lebendig: der Gaul, die Ackerfurche, das blitzende Eisen, die Morgenröte am Himmel und der in der Ferne rauschende Wald. Dann erweitert sich der Anschauungskreis zu Tenne und Schober und dem reifen Segen, den die Mutter Erde spendet. Im „Schnitter“ erleben wir ein kleines Drama in lyrischer Form. Der brave, fleißige, kräftige Bursch mit dem Lockenhaar und dem Milch- und Blutgesicht versteht es nicht, wie der alte geizige Graukopf ihm die Tochter verweigern kann. „Ach, zu böser Stunde“, seufzt der Arme, „ward am Unglückstag ohne Glückshemd ich auf die Welt gebracht.“ Aber sollte er deshalb verzweifeln? Bewahre! Er kauft sich eine neue Sense und schleift sie scharf, aber nicht, um sich den Hals abzuschneiden, sondern um in die Ferne zu ziehen. Vor ihm breitet sich ja die Steppe aus, breit und unendlich bis an das Schwarze Meer. Dort wird er mit seinen jugendkräftigen Armen mähen und arbeiten, das erworbene Geld in seinem Gurt heimbringen und damit den hartherzigen Alten in seinem Dorfe rühren, bis er ihm die Tochter gibt. Da haben wir den ganzen, echten Kolzow vor uns, wie er ein persönliches Empfinden zur Allgemeinheit erweitert und wieder zu dem zurückkehrt, was in seinem Busen klopft und stürmt.

Kolzow wurde, als er sich noch unter die Viehtreiber mischte, noch mit den Großschlächtern handelte und Leder und Talg verkaufte, ein weitberühmter Mann. Er kam nach Moskau und St. Petersburg, trat in die literarischen Kreise ein, wurde von dem mächtigen Kritiker Belinski gefeiert, sogar dem Kaiser Nikolaus vorgestellt und empfing in seiner Vaterstadt den Besuch von dessen Sohn, dem Thronfolger und späteren Zar-Befreier Alexander II. Diese Fülle von Lob und Anerkennung stieg dem Dichter zu Kopfe. Er wurde übermütig, unleidlich in seinem Hochmut und liederlich in seinem Lebenswandel, suchte sein Talent auf höhere Kunstformen anzuwenden, denen er nicht gewachsen war, und starb 1842 arm und krank bereits im vierunddreißigsten Lebensjahre. Das schlanke Liederheft, das er hinterlassen hat, besteht aus unvergänglichen Ruhmesblättern echter



Michael Lermontow.

Volksdichtung, wie sie auf der sarmatischen Ebene weder vor noch nach ihm wieder erblühte. Grigorowitsch und Iwan Turgenjew übertrugen diese Töne auf die Erzählung und machten den russischen Bauer in der Not seiner Leibeigenschaft und der Erlösung, die ihm von fern winkte, für weitere Anschauungskreise literaturfähig.

Eine bemerkenswerte Gruppe von Lyrikern, die um die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts geboren waren, zeigte ein ungemein reiches Erblühen dieser Kunstgattung vom einfachen Liebeslied und Naturbild bis zum weit ausholenden Schwung der Leidenschaft mit sozialer Grundlage. Da ist in erster Reihe **Maikow** zu nennen, ein feiner, hochgebildeter Kopf, von Haus aus Jurist, von früher Jugend bis zum Greisenalter literarisch tätig, im Petersburger Zensuramt angestellt, ein Liebhaber und Kenner der Malerei, voll reicher Welt- und Lebenskenntnis, die er sich auf ausgedehnten Reisen, besonders in Italien, errungen hat, ein glühender Verehrer der griechischen Kultur, daneben glücklicher Übersetzer von Heine, ein Idealist von echtem Gepräge, dem seine Schönheitsträume nicht ins Leere zerfließen, sondern zu Stufen höherer Erkenntnis und reichen Lebensgenusses werden. Er ist mit Gedanken, Erinnerungen und Hoffnungen zu schwer belastet, um sich mit den reinen Formen der Lyrik zu begnügen, aber in der Nachdenklichkeit seines Ich zieht eine ganze



Galerie geschmackvoll ausgeführter Bilder an uns vorüber, während es ihn gleichzeitig zum Epos und zur Tragödie hinzog.

Ein großer Formkünstler ist auch Fjet (Pseudonym für Schenschin), wie schon aus seinen meisterhaften Übersetzungen des Horaz und Juvenal, Shakespeares und Goethes hervorgeht. Seine Verse drücken ein lächelndes Genießen all des Schönen aus, das Natur und Menschenleben zu bieten vermögen von den blinkenden Sternen am Himmel bis zu der in Wonne bebenden Brust der Geliebten. Er hat etwas von einem üppigen Feinschmecker, der sich nach genossenem Mahl behaglich aufatmend in weiche Kissen zurücklehnt.

Polonskij (1820 bis 1898) war eine reine kindliche Natur voll edler menschlicher Empfindungen und blieb es bis in sein hohes Alter. Wie er im Leben als Patriarch mit seiner mächtigen Gestalt, seinem weißen Haar und Bart und seiner tiefen Stimme erschien, so wirken auch seine Gedichte in ihrem anmutigen Zuschnitt mit all dem Gütigen und Humoristischen, das sie enthalten. Er war ein liebevoller Freund der Kinder, denen er in zierlich durcheinander spielenden Versen erzählt, wie die Sonne dem Mond befiehlt, die Laterne anzustecken und auf der Erde nachzusehen, was die Menschen in der Nacht treiben, und wie sie dann beim Morgengrauen alles genau erfährt.



Alexej Kolzow. Nach dem Porträt von Gorbunow in der Tretjakowschen Galerie zu Moskau.

Auch Turgenjew (1818 bis 1883) hat eine Anzahl lyrischer Gedichte geschrieben, die zum Teil von seiner Freundin, der berühmten Sängerin Viardot-Garcia, komponiert worden sind. Dem unvergleichlichen Verfasser der „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“ war es aber versagt, mit mehreren sehr hübschen Sachen dieser Art eine wirkliche Volkstümlichkeit zu erlangen. Sein Lied von der „Meise“, die er fragt, ob die „süßen Töne nur ein bewußtlos leeres Klingen der gleichgültigen Natur“ seien, hat sogar einen durchaus eignen Klang. Turgenjew hatte jedoch eine unglückliche Liebe zur Lyrik und würde seinen ganzen literarischen Ruhm, wie er einmal gestand, gern für ein paar Verse von Goethe hingegeben haben.

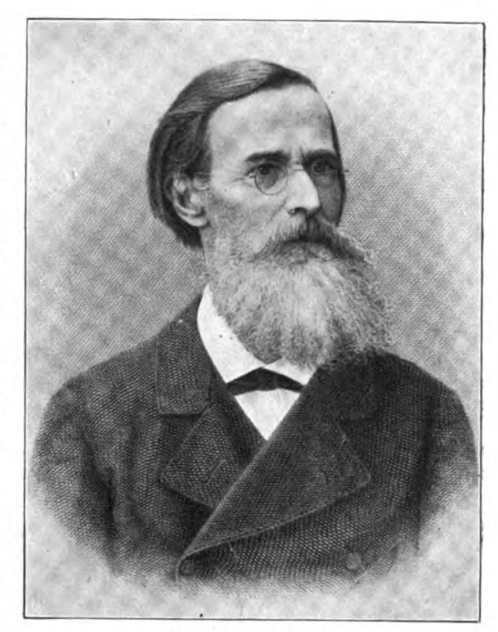
Mey, der sich zum Teil eng an russische Sagen und Chronikerzählungen anschließt, und der als Dramatiker berühmt gewordene Alexei Tolstoi gehören ebenfalls dieser Gruppe an. Dieser bereits 1875 verstorbene Tolstoi, den man nicht mit dem Einsiedler von Jasnaja-Poljana verwechseln darf, hat formvollendete, wiederholt komponierte Lieder, Sonette aus der Krim und prachtvolle Balladen aus dem alten Rußland geschrieben. Er vergaß es nie, daß er als Kind von Verwandten nach Weimar gebracht und von Goethe auf den Schoß genommen worden war.

Dieser Verband ähnlich gestimmter, von Schönheit und Harmonie erfüllter Seelen wird gesprengt durch die von Schmerz und Leidenschaft verzehrte Erscheinung Nekrassows (1822 bis 1876) und die rauhe Stimme, mit der er seine Muse als einen „Schrei nach Rache“ für erlittenes Unrecht bezeichnete. Er ist der Proletarier und Sozialist unter den Lyrikern, der seine zerrissenen Kleider und schwärenden Wunden der Welt zeigt und sie dafür verantwortlich macht, daß die Menschen frieren und hungern. Er will von dem Trost schöner Träume nichts wissen, sondern läßt seine Verse wie scharfe Pfeile gegen alles Häßliche und Dumme hinausfliegen, um Entrüstung über unerträgliche Zustände zu erwecken. Dabei fürchtet er, wie es in einem seiner Gedichte heißt, daß seine Lieder, die doch ein lebendiges Zeugnis seien für eine Welt von Tränen und für die in banger Brust und in schweren Stunden durchlebte Seelenpein, von den Menschenherzen abprallen werden wie die Wogen von dem

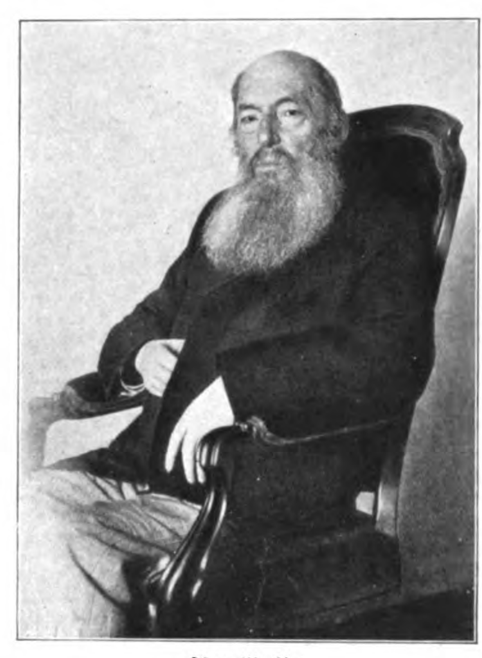
Gestein. Er umgürtet sich mit einem Harnisch von bitterem Haß und kümmert sich wenig um Schönheit, wenn er aus dem Unverstand des Lebens den harten Kern der Wahrheit herausgebrochen hat. Vor allem bildet das traurige Los der russischen Frau sein Thema. In dem Gedicht „Troika" handelt es sich um das nationale Fuhrwerk der Russen, das Dreigespann. Da sehen wir das junge Mädchen, wie sie mit ihren schelmischen Augen, ihren schwarzen Haaren, ihren roten Wangen dem durchreisenden Kornett nachblickt, der doch mit seinen schnellen Rossen zu einer andern jagt. Die Wehmut ihres Herzens muß sie ersticken, denn ihr Schicksal hat sie dazu bestimmt, einen schmutzigen Bauer zu heiraten, von ihren Schwiegereltern mißhandelt zu werden und in freudloser Arbeit ihre Pflicht zu erfüllen. Nekrassow besingt die grausam Unterdrückten und die „Unglücklichen", die für ihr Verschulden von der Schwere des Gesetzes niedergeschlagen werden. Ein langer Zug des Elends erscheint vor uns, bei dessen Anblick sich unser Herz wehmütig zusammenpreßt, während der lieblos-egoistische Schurke sich rühmt, daß er keinem etwas zuleide getan hat, und in dieser heuchlerischen Welt als „sittlicher Mensch" erscheint. An das Ende seiner großen poetischen Erzählung „Wer herrlich in Rußland lebt" stellt Nekrassow eine tief empfundene Hymne, die also ausklingt: „Du bist so arm und krank, und doch bist du reich, du bist bedrückt und schwach und doch dem Recken gleich, Mütterchen Ruß." „Ruß" ist der alte Name für Rußland.

Nekrassow nimmt insofern eine eigentümliche Stellung ein, als er sich mit dem Rüstzeug der gebundenen Rede, vom sangbaren Liede bis zur poetischen Erzählung, zu den Vertretern jener Anklageliteratur stellt, welche von Männern wie Gogol, Turgenjew, Dostojewski bis zur höchsten Meisterschaft ausgebildet wurde. Ein Lyriker dieser Art konnte kein Apostel der Schönheit werden, sondern mußte sich als Strafrichter fühlen. Statt holder Töne glauben wir bei ihm nur zu oft das Sausen von Peitschenhieben und das Rasseln von Ketten zu vernehmen.

Damit war die Lyrik an einem Punkte angelangt, wo sie in die Prosa der alltäglichen Wirklichkeit überzugehen und an ihr zu zerschellen drohte. Sie konnte vom Widerspruch, Haß und Kampf nicht allein leben, sondern mußte wieder in den Strom zarterer Gefühle einkehren, die sich immer und überall wiederholen und nur von dem schöpferischen Naturell und der Blutwärme des gestaltenden Künstlers eine stets wechselnde Umbildung erfahren. Zwischen der alten und neuen Zeit zieht sich das Wirken Tjutschews hin, der aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammt und sich bis zum siebzigsten Lebensjahr in seiner Stellung als Verkünder gehobener Empfindungen behauptete, wie sie sich beim Einzug des Frühlings, in freundlichen Tälern, auf schneebedeckten Höhen, bei der Verschiedenheit der Tagesbeleuchtung in der Seele jedes feiner gearteten Menschen einstellen. Tjutschews Ideal war Goethe, dessen Tod er tief betrauerte, da er selbst nach breiter Weltbildung strebte und sich durch sein Leben im Ausland für die Betrachtung der russischen Heimat einen selbständigen Standpunkt gebildet hatte. Der zarte Landschaftsmaler konnte dem wirklichen Leben gegenüber auch naiv werden, wenn er davon erzählte, wie gefährlich die Nähe eines Dichters für unschuldige Mädchen sei, und dabei vermutlich in erster Linie an sich dachte. In welchen unglaublichen Gegensätzen sich die Liederdichtung Rußlands bewegt, erkennt man, wenn man diesem mimosenhaften, durch Bildung aufgepäppelten Talent eine Persönlichkeit wie


Apollon Maikow.





Afanasij Fjet.

Polesháјew zur Seite stellt, der als Student ein genialer Zyniker war, für den Humor seiner literarischen Jugendsünde „Saschka" vom Kaiser Nikolaus I. in die Armee gesteckt, wegen Desertion nach dem Kaukasus verbannt wurde, dem Alkoholgenuß und der Schwindsucht zum Opfer fiel und nach einem verlotterten Leben noch im Tode, 1838, einen schauerlichen Anblick bot, weil im Keller des Militärlazaretts die Ratten der Leiche ein Bein abgefressen hatten.

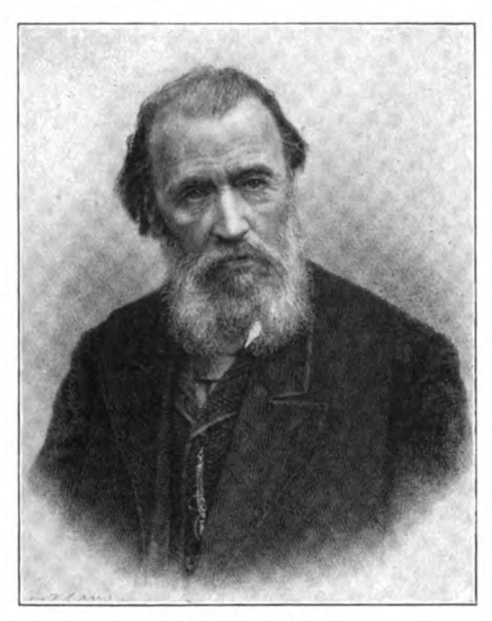
Es gab Zeiten, in denen man lyrische Gedichte für das Überflüssigste von der Welt hielt und den Ärmsten, der sich mit solchen Dingen befaßte, mitleidig über die Achsel ansah. Das war zur Zeit der großen Prosadichtungen in den fünfziger Jahren, als die Schule der „Natürlichen" blühte, die naturalistische Schilderung des Wirklichen triumphierte und neue Stoffe in den Roman und die Novelle eindrangen. In späterer Zeit hat es dagegen selbst ein Mitglied des Romanowschen Herrscherhauses nicht verschmäht, sich in die Reihe der Verskünstler zu stellen und seine zur Schwärmerei neigende Seele der öffentlichen Kritik auszusetzen. Der schöne stattliche Großfürst Konstantin, 1858 geboren und mit einer Prinzessin von Altenburg vermählt, ein Enkel Nikolaus' I., der das jedem Russen bekannte Marmorpalais am Newaufer in der nordischen Palmyra bewohnt, beschäftigte sich schon als junger Seeoffizier mit dichterischen Versuchen, und als er später in das Landheer bei dem Ismailowschen Garde-Infanterieregiment eintrat, wurde er in seinen Mußestunden dieser Neigung nicht untreu. Als späterer Präsident der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg richtete er bei sich ein Theater ein, lieferte eine Übersetzung des Shakespearischen „Hamlet" und trat selbst in der Rolle des melancholischen Dänenprinzen auf. Seine Gedichte sind die Früchte von Reisestimmungen in Griechenland und Spanien, Italien und Deutschland und haben in Julius Grosse einen freien Nachdichter gefunden.

Einen außerordentlichen Erfolg hatten die Gedichte Nadsons, die, wie der deutsche Übersetzer Friedrich Fiedler mitteilt, in der Zeit von 1885 bis 1897 in fünfzehn Auflagen und über sechzigtausend Exemplaren über ganz Rußland verbreitet wurden. Selbst Puschkin und Lermontow waren nicht mit so unmittelbarer Wirkung ins Volk gedrungen wie der junge Poet, auf den sich plötzlich die Augen der literarischen Welt richteten, und der doch nur einen kleinen Teil der auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen konnte, da ihn ein früher Tod seinem Schaffen entriß. Bei der Schätzung seines Talents war allerdings die Tragödie seines Lebens, die allen Freunden der Poesie tiefes Mitleid einflößen mußte, von entscheidender Bedeutung. Die Not saß an seiner Wiege und prägte seiner Kindheit Bilder trübster Art ein. Wenn sein Gefühl sich zu reinen Höhen erhob, siechte der Körper schon frühzeitig dahin, so daß ihm jeder Tag wie ein Geschenk erschien, das er mit Sehnsucht erwartete, und das ihm doch im nächsten Augenblick entzogen werden konnte. Nadsons Vater starb in einer Irrenanstalt, sein Stiefvater erhängte sich, seine Mutter verschied mit einunddreißig Jahren an der Schwindsucht und vererbte diese Krankheit auf ihr Kind. Der Knabe wurde zur Heilung seines gefährlichen Lungenleidens nach dem Kaukasus geschickt und zum Militärdienst bestimmt, dem seine Kräfte aber nicht gewachsen waren. In dem Badeort Jalta in der Krim erlag er, erst vierundzwanzigjährig, 1887 seinem Leiden. „Ein Wurm, zertreten vom Geschick, muß ich mit Todesqualen ringen, und doch mit halberloschenem Blick will ich das Leben

mir erzwingen," sang er, während er die kalte Hand der Vernichtung sich nach ihm ausstrecken sah. Für alles Edle empfänglich, von allem Niederen und Häßlichen schmerzhaft berührt, von fast weiblicher Nervosität, zum Schwarzseherischen und Trostlosen veranlagt, gleicht seine Muse einer dunkel verhüllten Frau, die sich mit gramdurchfurchtem Gesicht nur mühsam aufrechterhält und ihr Weh mit klagenden Seufzern zu erleichtern sucht. Dieser Pessimismus entsprach der Stimmung in Rußland während der Mitte der achtziger Jahre und machte in empfänglichen Seelen persönliche Empfindungen ähnlicher Art frei. Nadson war eine dankbare pietätvolle Natur. Er sah das Kainszeichen der Dichtung vor sich in der Person seines dichterischen Beraters, des Lyrikers Plestschéjew, der mit seinen Jugendphantasien als Mitglied der Petraschewskischen Verschwörung 1855 den Gendarmen in die Arme gelaufen war, wie Dostojewski zum Tode verurteilt und mit ihm erst auf dem Schafott, als bereits die Gewehre der Soldaten auf ihn gerichtet waren, zur Verbannung nach Sibirien begnadigt wurde. Nadson klammerte sich mit immer dürrer und kraftloser werdenden Händen an das Leben an, das ihn doch kalt und lieblos zurückstieß, bevor er noch den Genuß des Daseins kennen gelernt hatte. Der Dornenkranz war das Sinnbild seines Schaffens.

Der lyrische Pessimismus eines **Slutschewsky** und **Apuchtin** hat oft etwas Kaltes und Zurechtgemachtes und erinnert an eine Gefühlsperiode, die im Absterben begriffen ist. **Fofanow** (1862 bis 1911) hat es auf seinem steilen Lebenswege mit seinen wechselnden Stimmungsbildern auf nationaler Grundlage zu Ansehen und Erfolg gebracht. Schweben andre Lyriker der jüngsten Schule oft im luftleeren Raume, so erinnert uns bei Fofanow alles im guten und andern Sinn an das „heilige Rußland".

Neuerdings ist die russische Lyrik üppig ins Kraut geschossen, zum Teil unter dem Eindruck der starken inneren Bewegung, die das ganze Land erfaßt hat, zum Teil aber auch durch ausländischen Einfluß. Schopenhauer und Nietzsche erzeugten in den jugendlich erhitzten Köpfen eine Umwertung des Lebens, die nach eignen Wegen strebte und die modernen Franzosen als wichtige Mitarbeiter anerkannte. Auch auf slawischem



Jakow Polonskij.

Boden stellten sich allmählich die Dekadenten, Symbolisten und Mystiker ein, die ihrer Muttersprache einen neuen Glanz verleihen und ihre Gefühle vor dem Spiegel schön frisieren wollten. Die Neigung zum Gezierten und Parfümierten zeigte sich bei ihnen ebenso wie bei den übrigen Anhängern dieser Richtung, während anderseits nicht zu leugnen ist, daß sie viel Feines und Eigenartiges hervorgebracht und mancherlei neue Töne angeschlagen haben. Es sind unter diesen jüngeren Talenten nicht nur Leute von erlesenem Geschmack und Kunstgefühl, sondern auch von reicher Bildung und Lebenserfahrung.

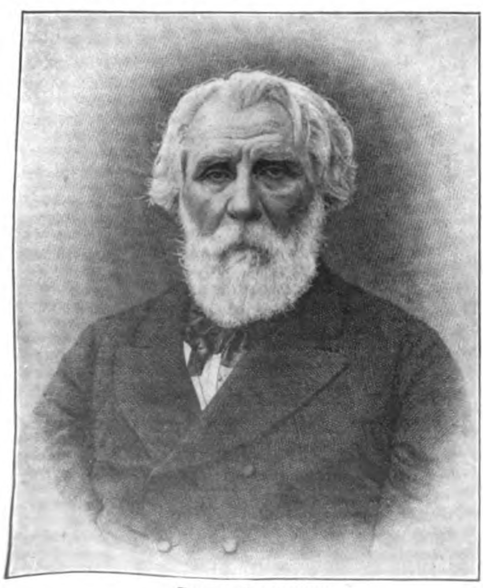
Eins der stärksten und reichsten Talente unter den neusten ist ohne Zweifel der 1867 geborene K. D. **Balmont**, der sich auf der Universität in Moskau zum Juristen ausbilden wollte, seinen dichterischen Beruf aber frühzeitig erkannte und sich in der Stille seines Studierzimmers sowie auf weiten Reisen eine ungewöhnlich vielseitige und freie Bildung aneignete. Sein Heimatgefühl, das fest in ihm wurzelt, ist durch keinerlei slawische Grenzpfähle beschränkt, sondern schwingt sich zu allen europäischen Kulturbewegungen und über den Ozean zur Neuen Welt hinüber, um Anregungen für das Menschheitsideal und Künstlertum aufzunehmen, das er anstrebt. Er ist skandinavischer Abstammung,

fühlt sich aber in England, Spanien und Italien ebenso zu Hause wie beim Anblick der weißen Mauern von „Mütterchen Moskwa“. Im Jahre 1904 finden wir ihn in Mexiko, wo er sich in die Geheimnisse der alten Sagenwelt und Götterlehre vertieft. Er hat sich von fast allen Sprachen Europas eine sichere Kenntnis angeeignet und meisterhafte Übersetzungen geliefert. Er hat Dichtungen von Goethe und E. T. A. Hoffmann, Heine und Lenau sowie Dramen von Gerhart Hauptmann, die Werke von Edgar Poe und Shelley, mehreres von Wilde und Whitman, die Dramen von Calderon sowie andres aus dem Französischen und Nordischen übertragen. Er hat daneben am Taylor-Institution in Oxford und an der freien russischen Universität in Paris Vorlesungen gehalten und sie als kritische Abhandlungen in einem bemerkenswerten Buche herausgegeben. Er ist also nichts weniger als ein Singvogel, der im engen Käfig zwitschert, sondern eine Persönlichkeit, die auf die Stimmen der ganzen Welt hört und sich daraus eine eigne Melodie bildet.

Schon in früher Jugend geriet Balmonts Lebensschiff in wildes Schwanken. Als Student warf er sich der politischen Bewegung so leidenschaftlich in die Arme, daß er relegiert wurde. Mit zwanzig Jahren glaubte er infolge quälenden Trübsinns, der sich seiner bemächtigt hatte, mit dem Leben bereits fertig zu sein. Er stürzte sich aus dem dritten Stock eines Hauses auf die Straße und verletzte sich dabei schwer. Man zweifelte an seinem Aufkommen. Nach einem Jahr war er aber vollständig genesen und nach seinem eignen Bekenntnis im Besitz einer geistigen Klarheit, Frische und Schaffensfreudigkeit, die er früher an sich nicht gekannt hatte. Er hat bereits zehn Sammlungen Gedichte veröffentlicht und gilt jetzt für den Führer der modernen Lyrik. Er ist sich dieses überlegenen Ansehens auch völlig bewußt und erblickt darin eine Huldigung, die ihm in jeder Beziehung zukommt. An einer Stelle, die sich leider nur wörtlich, nicht aber im Fall des Rhythmus und Klang des Reims übersetzen läßt, sagt er: „Ich bin der Wohllaut der russischen zähfließenden Sprache. Die andern Dichter sind nur meine Vorläufer. Ich gewann dieser Sprache zuerst eigenartige, sangbare, zornige und zarte Laute ab.“ Dann singt er weiter von sich, wie es Alexander Eliasberg in seiner „Russischen Lyrik der Gegenwart“ wiederzugeben versucht:

Bin des Donners Gedröhn,
Bin ein stürmischer Föhn,
Bin ein rieselnder Quell,
Bin ein Blitz, schnell und grell,
Eines rieselnden flüsternden Stromes Gebärde,
Eines Edelsteins Gleißen im Schoße der Erde,
Eines Waldes Geraune und nächtliche Blitze —
Ich erfass' es, begreife, beherrsche, besitze!
Ich bin stark, bin ein Held,
Liebe mich und die Welt,
Bin ein sprießender Keim,
Bin ein klingender Reim.

Man glaubt d'Annunzio in seinem schönheitstrunkenen Erlöserwahn sprechen zu hören, wenn man diese Zeilen liest, hinter denen andre an äußerster Spannung des Selbstgefühls nicht zurückbleiben, so daß man mißtrauisch zuhört und an das eitle Radschlagen eines Pfaus erinnert wird. Aber Balmont ist doch kein Schauspieler und Kraftmeier, der sich nur selbst in Szene setzt, sondern ein echter Dichter, dem Großes nicht unerreichbar ist, dem aber auch Kleines zu höherer menschlicher Bedeutung heranwächst. Sein Hymnus an die Sonne hat wirklich etwas Leuchtendes und Flammendes, das gleichzeitig entzückt und blendet. Seine Verherrlichung des Weltmeeres bringt uns den majestätischen Wogenschlag in all seiner Pracht und Furchtbarkeit, wie man ihn auf langer



Iwan Turgenjew.

Seefahrt empfindet, unmittelbar nahe. Dabei findet er den Weg von den Küsten Indiens und Chinas zu dem wasserscheuen Rußland mühelos zurück, und die Birke im entlegenen Walde, der Lieblingsbaum seiner Landsleute wie bei uns die Linde, wird ihm zum Sinnbild unendlicher Sehnsucht. In den „Kinderreimen" klingt und singt und tanzt es im goldenen Spiel der Phantasie, die nach Mond und Sternen greift, und in den zweifelschweren Fragen, die sich dem kleinen Liebling aufdrängen, wird bereits ein wenig Weltweisheit zierlich gemünzt. Balmonts Natur- und Stimmungsbilder sind oft wie hingehaucht und von unwiderstehlichem musikalischem Reiz wie in dem Gedicht „Regen", wo das gleichmäßige langsame Tropfen in der nächtlichen Stille zwischen traulichem Behagen und erwartungsvoller Bangigkeit hin und her pendelt. Alle Formen sind dem Dichter geläufig, von dem leichten Fluß des Liedes, das wie zufällig aus sich selbst entstanden zu sein scheint, bis zu der prunkvoll einherschreitenden Würde der italienischen Terzine, die ihren diamantenen Glanz der Sprache Dantes entlehnt.

Ihm in mancher Beziehung geistig verwandt ist der 1873 in Moskau geborene V. J. Brjussow, den wir auf einem bekannten Bilde von Wrubel sprechend lebendig vor uns sehen, die Augen groß und glühend in die Ferne gerichtet, um die verworrene Rätselschrift des Lebens zu entziffern. Er hat aus Paris starke Anregungen empfangen und die Spuren eines Verlaine, Mallarmé und Baudelaire verfolgt, ehe er sich zur Selbständigkeit durchrang. Auch er ist ein Formkünstler, der seiner Muttersprache eigne Reize abzugewinnen sucht, zugleich aber auch eine phantastische, leidenschaftliche Natur, in den Liebesgedichten üppig und schwül, fieberhaft und überreizt bis zum Maßlosen. Er bewegt sich mit Vorliebe auf dem Boden der Großstadt, schleicht ihren bunt verzerrten Erscheinungen nach und beobachtet sie in allen Zuckungen des Nervenlebens mit feierlichem Ernst. Was andern zur Alltäglichkeit wird, erscheint ihm wie eine Offenbarung geheimnisvoller Kräfte. Die Menschen nehmen in seinen Versen einen Anlauf zur Größe, die uns erwartungsvoll stimmt. In seinem „Abendlied" senkt sich das Gefühl des Müden und Ruhebedürftigen wie ein immer dichter werdender Schleier über die



Großfürst Konstantin.

Straßen mit den elektrischen Lichtern, die Häuser mit den Menschen bis zu den verlorenen und verstoßenen Existenzen langsam herab. Sein Erotismus gibt auch seiner Sprache etwas Hitziges und Überladenes, das alle Sinne zugleich in Anspruch nehmen möchte. Er sieht sich von wollüstigen Bildern und Leibern, leuchtend wie Marmor, umkreist, während die flackernden Kerzen dabei zu Schlangen werden. Am bedeutendsten wirkt er, wenn er alles Übertriebene verschmäht, das Überschäumende, den Gischt seiner Phantasie verwirft und sich zur Einfachheit durchringt, die ihm manchmal überraschend gelingt. Auch die revolutionäre Bewegung hat seine Phantasie stark bewegt und ihm Verse von tiefer Kraft der Empfindung eingegeben.

Von Brjussows Geistesart ist mancherlei auf zwei jüngere, 1880 in Moskau geborene russische Lyriker, Adrei Bjelij und Alexander Block, übergegangen, die sich aber literarisch noch nicht einreihen lassen.

Auch D. Mereshkowsky, der 1869 in St. Petersburg geborene Kulturhistoriker, Kritiker und Romanschriftsteller, hat sich als lyrischer Dichter nicht ohne Glück versucht, wenn auch seine eigentliche Bedeutung auf anderm Gebiete liegt. Er besitzt eine überraschende Kunst, große Kulturepochen elek-



trisch zu beleuchten, alles Staubtrockene und Gelehrte in seinen Arbeiten vergessen zu lassen, so tiefe und eingehende Studien ihnen auch zugrunde liegen, und von Leonardo da Vinci, Julian Apostata und Peter dem Großen mit solcher Unmittelbarkeit der Anschauung und mit so starkem persönlichem Gefühl zu sprechen, als ob er in ihrer Zeit gelebt und alles selbst gekannt habe. Das weit Zurückliegende wird ihm zur lebendigen Gegenwart, die Schilderungen und Betrachtungen verwandeln sich in Gespräche. Man sieht alles plastisch abgerundet und farbig beseelt vor dem geistigen Auge vorbeiziehen. Damit in engem Zusammenhang stehen auch seine Gedichte, die wie Splitter vom Sockel eines großen Bildhauers abspringen, während der Meißel in den Marmor getrieben wird.

Bedeutender auf dem rein lyrischen Gebiet als er ist seine Frau, die sich unter dem Namen Z. N. **Hippius** auch als Novellistin bekannt gemacht hat. Eine Zeichnung von L. Bakst stellt sie in Männerkleidern mit übereinandergeworfenen Beinen, träumerisch überspannt und verzückt dar. Von holländischer Abkunft, im Kaukasus erzogen, durch einen längeren Aufenthalt in Paris geistig vielfach angeregt, schwimmt ihr Talent — sie ist 1870 geboren — in einem eigentümlichen Mystizismus, einer unbefriedigten Sehnsucht, einem Verlangen nach Glück, das den Augenblick zur Ewigkeit erweitern, Leben und Tod miteinander verschmelzen möchte. „Ich denk' an den Schwur, der gebrochen, vergessen, und was ich ersehnt, hat noch niemand besessen!" ruft sie in einem ihrer Gedichte aus, die bei allem Reiz unklar in der Empfindung und unsicher in der Form sind.

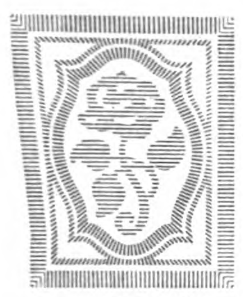
Wilenkin, der sich nach der Stadt Minsk das Pseudonym Minski bildete, ist ein Schwärmer voll religiöser und sittlicher Ideale, Freund Gorkis, mit dem er eine Zeitlang eine sozialistische Tageszeitung herausgab, ein Wanderer nach dem gelobten Lande der Freiheit, das er, wenn auch in weiter Ferne, hell vor sich zu sehen glaubt.

Von F. K. Sollogub (Pseudonym für Teternikow) meint Eliasberg, daß all seine Werke, so sympathisch auch vieles an ihm erscheint, einen gemeinsamen krankhaften Zug verraten: „Dieser Zug, der einem tiefgehenden seelischen Zwiespalt zu entspringen scheint, gemahnt, wenn auch entfernt, an die pathologischen Naturen der Dostojewskischen Gestalten." Weniger zerrissen als in seinen Gedichten tritt seine Begabung in den auch deutsch erschienenen Novellen und Märchen zutage.

Viel gesunder, natürlicher und auch allgemeinverständlicher ist **Iwan Bunin**, ein frisch in die Natur und das Leben hineinblickendes Talent, das zur Fahne keiner Partei schwört, nicht ins Unfaßbare greift, sondern das Nächstliegende beseelt. Bunin besitzt die Gestaltungskraft und musikalische Seele des echten Lyrikers, der sich die Freude am Schönen nicht verwirren läßt, so sehr er auch die Vergänglichkeit alles Irdischen empfindet. Seine Muse gleicht der Elfe, die er in einer schwülen Sommernacht im Walde verfolgt, und die vor seinen Augen zwar leuchtend erscheint, dann aber wieder verschwindet, während er fürchtet, daß der trübe Tag kommen und der Herbst die trockenen Blätter durcheinanderwirbeln werde. So erscheint er im Verhältnis zu andern, die ihre Stoffe dem Drängen und Hasten der Gegenwart entnehmen, wie der Nachklang einer absterbenden romantischen Zeit, weich und nachdenklich, ohne den Trübsinn zur Verzweiflung ausarten zu lassen.

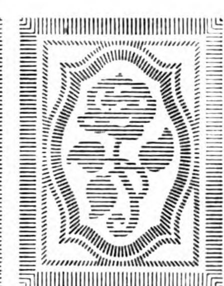
Geben uns die Romane und Novellen der russischen Schriftsteller ein Bild ihres heimatlichen Lebens in großen Zügen, wie es sich mit modernen Ideen erfüllt und von einem unaufhaltsamen Drang zu fortschreitender Kultur beseelt ist, so spiegelt sich diese Bewegung nicht weniger reizvoll, aber zum Teil viel feiner und künstlerischer in der Entwicklung der russischen Lyrik wieder. Ist sie uns noch nicht völlig erschlossen, so erkennen wir doch die Tiefe und das Kunstgefühl, aus denen ihre besten Gaben entstanden, sowie die große Mannigfaltigkeit der Stoffe und Ausdrucksmittel, die dabei zur Anwendung gekommen sind. Die Seele der Nation ringt in diesen Versen nach Klärung und Selbstbefreiung und läßt zugleich neu aufsteigende Kräfte ahnen, die sich überall bemerkbar machen, wo die Lebensfragen der Nation entschieden werden.

Ernst Müller-Braunschweig: Denkmal für den Friedhof in Siegburg.




Schura

Novelle von Kurt Martens



Zum Nachmittagskonzert im Vestibül des Hotels war Neapels bunteste Gesellschaft um die Teetische versammelt. Die Kapelle hatte soeben einen Modewalzer verklingen lassen; surrend beherrschte nun wieder das Lachen und Plaudern den weiten Raum. Da zog eine Gruppe am Eingang aller Blicke auf sich, dämpfte und unterbrach sekundenlang die allgemeine Unterhaltung.

Man beobachtete, wie ein zwergenhafter Mann von fragwürdigen Manieren sich unter Bücklingen, die etwas Unverschämt-Vertrauliches hatten, von einer jungen Dame verabschiedete und sie alsdann mit sanfter Gewalt in das Vestibül hineinkomplimentierte. Er selbst blieb hinter der Glastür stehen, ihren Eintritt von dort aus wohlgefällig betrachtend. Zwei andre Personen ließ er seinem Schützling auf dem Fuße folgen: eine repräsentable alte Dame und ein niedliches halbwüchsiges Kind im Flügelkleide, das der älteren Begleiterin sittsam zur Seite ging.

Die junge Dame schritt voran bis in die Mitte des Saales und wählte dort, unterstützt von den graubefrackten Kellnern, eins der noch unbesetzten Tischchen. Vor allem fiel sie auf durch ihre große fremdartige Schönheit, durch den erlesenen Geschmack ihres einfachen hellen Kostüms und nicht am wenigsten durch ihre sicheren und doch bescheidenen Formen, die sie als milde Herrin der beiden andern kennzeichneten. Sie erschien kaum älter als achtzehn Jahre, aber die Selbständigkeit ihrer Verfügungen, wie sie etwa der alten Dame kurz den Platz anwies, das schüchterne Kind zärtlich an ihre Seite zog, den Tee bestellte und das Musikprogramm überflog, zeigte, daß sie Fremde war und in aller Unabhängigkeit reiste. Die umsitzenden Herren machten aus ihrer Bewunderung kein Hehl. Die Damenwelt benutzte eifrig ihre Lorgnons und stellte Vermutungen an, ob man eine Italienerin oder eine Französin vor sich habe, eine Primadonna oder eine Mondäne.

Ihrem Tische gerade gegenüber, auf der andern Seite des Mittelganges, hatten drei Herren Platz genommen, die Whisky mit Soda tranken und so vertieft waren in ein kunsthistorisches Gespräch, daß sie erst durch die allgemeine Sensation ihrer Umgebung auf die Ankömmlinge hingewiesen wurden.

Der Cavaliere Lorenzo Varri geriet auf der Stelle in einen Rausch von Begeisterung und sprach auf seinen Nachbar, einen deutschen Baron, mit der ungedämpften Stimme des Kunstenthusiasten ein, der sich zum ersten Male der Mona Lisa oder der bella Giardiniere gegenübersieht. Auch Baron Greve zeigte sich nicht unempfänglich für den fremdartigen Reiz der jungen Dame. Mit einem Ruck des Korbsessels wandte er ihr seinen hohen, etwas ungefügen Körper in Frontstellung zu und musterte sie schweigend, nachdenklich, fasziniert. Nur der dritte der Herren blieb ungerührt. Sein dunkler Blick, ins Leere gerichtet, schien unsichtbare Staubatome zu fixieren.

Selbstverständlich entging der jungen Dame das Aufsehen, das sie erregte, keineswegs. Aber es störte sie auch nicht, sie war es nun längst nicht anders gewohnt, und ihre Antwort auf diese allgemeine Huldigung blieb immer nur ein Ausdruck munterer Neugier, was es wohl diesmal wieder für Leute sein mochten, die an ihrer Erscheinung so freundlich Anteil nahmen. So blickte sie unbefangen im Kreise umher, lächelte ihrer jungen Begleiterin schalkhaft zu und versorgte die ältere, die sich etwas zierte, mit einem Häuflein englischer Biskuits. Jede ihrer Bewegungen war von einer süßen, vollendeten Anmut, ihr Lächeln von unbeschreiblichem Scharm, ihr ganzer Stil der eines vielerfahrenen, dabei doch rein und froh gebliebenen Kindes. Alle Welt sah wohlwollend ihrer Anmut zu, fühlte sich versucht, sie anzusprechen, freute sich an ihr.

„Beachten Sie, Baron, wie sie den Löffel hält!“ rief Varri, der kein Auge von ihr wandte. „Das ist apart, wie ich es nie ge-



sehen, dabei nicht eine Spur Affektation! Das nenne ich Natur, die nackte Natur in ihrer göttlichen Urform. Ein Phänomen von ausgereifter, unbewußter Grazie. Beachten Sie das Spiel der Wimpern, wenn sie lacht! Gott, welch ein Liebreiz, welch eine Glut beherrschten Temperaments!"

„Sie hört uns," mahnte Baron Greve. „Ich bitte, nicht so überlaut, nicht so im Ton des furiosen Don Giovanni! Was erreichen Sie damit? Die Kleine erschrickt oder findet uns lächerlich." Er war ernstlich verstimmt, nahm eine verschlossene Miene an, rauchte und trank in beschleunigtem Tempo.

Sein Freund und Reisebegleiter Anselm Harrey fixierte jetzt den Plafond und warf, gleichsam als Resultat längeren Nachdenkens, über den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses seine erste Bemerkung hin: „Die Stimme dieses Mädchens ist schwer zu beschreiben. Ich meine nicht das Idiom, das ist reines Toskanisch mit einem sehr weichen slawischen Timbre ausgesprochen. Aber die Tonlage ist eigentümlich und ganz von einer schwermütigen Heiterkeit gesättigt. Erinnern Sie sich an den Walzer aus Chopins Nachlaß, den wir neulich von Koszalski hörten: Lento, As-Dur ...? Das ist ihre Stimme und die Richtung ihres Gefühls."

„Wir müssen erfahren, wer sie ist!" rief mit geblähten Nüstern Lorenzo Varri. Er winkte den Oberkellner heran und erkundigte sich so diskret, als es seinem Enthusiasmus eben möglich war.

Der Kellner aber zuckte bedauernd die Achseln: die Damen seien erst vor einer Stunde mit dem Zug von Rom her eingetroffen.

Drüben machte die Duenja, oder was sie sonst sein mochte, ihre Herrin auf die drei annehmbaren Kavaliere noch ausdrücklich aufmerksam.

„Ja, eine vergnügte und sympathische Gesellschaft," erhielt sie zur Antwort. „Furchtbar gut und comme il faut sieht dieser dicke Deutsche aus. Scharmant ist der Schwarze neben ihm, der sich so laut um meine Gunst bemüht. Ach, ein echter Italiener — Blut von meinem Blut! An solch einen lustigen, ungestümen Burschen könnte ich mein Herz verlieren, selbst wenn er ungezogen danach greift. Aber sehen Sie auch den Dritten an! Titi, Schwesterchen, sage du, was ich von diesem Dritten halten soll, der so eigensinnig an mir vorüberblickt!"

„Er übertrifft den Italiener noch an Ungezogenheit," meinte die Duenja.

„Bah, er ist einer von denen," sagte altklug die hübsche Kleine, „die sich kaltherzig stellen, um sich dir interessant zu machen."

„Oh, Titi, nein, verstehst du dich noch immer so schlecht auf unsre Männerwelt, du Kind? Ich gab wohl acht: er hat mich überhaupt noch nicht gesehen! Mit keinem Blicke hat er mich gestreift! Nein, er verstellt sich nicht, sein Mund ist sanft und träumerisch. Das Wunderliche an ihm bleibt, daß er es offenbar gar nicht für nötig hält, mich anzuschauen ..."

— — — — — — — — — — —

Im Fremdenbuch fand Lorenzo Varri eingetragen: Madame Schura Nevolenko, mit Begleitung, aus Rußland. Das war dürftig genug; immerhin, er wußte nun, daß sie eine Russin war und reich genug, um im Hotel die besten Zimmer zu bewohnen.

Kurz vor dem Diner begegnete er ihrem männlichen Begleiter, dem zwergenhaften Gentleman mit dem Gaunergesicht, auf der Treppe und sprach ihn kurz entschlossen an: „Monsieur, ich bin der Cavaliere Varri und würde gern die Ehre haben, Madame Nevolenko heute abend vorgestellt zu werden."

„Mein Name ist Grün — Stanislaus Grün," erwiderte mit tiefem Bückling der sonderbare Herr und schien durchaus nicht erstaunt. „Ich werde Madame von Ihrem Wunsche sogleich Mitteilung machen. Es steht bei Madame, ob sie in der Lage ist ... Mein Herr, ich habe inzwischen die Ehre!" Geschäftig watschelte er davon.

Nun, Madame Nevolenko war geneigt, seinem Wunsche zu willfahren. Nach dem Diner trat Herr Stanislaus Grün unter einem großen Aufwand eleganter Gesten in Aktion, worauf sich Varri mit der jungen Russin plaudernd am Kamin des Konversationszimmers niederließ; es folgten ihm die neugierigen und neidischen Blicke aller Gäste.

Schura Nevolenko war fröhlich und zutraulich wie ein artiges kleines Mädchen. Sie schwärmte von Italien, das sie als Heimat betrachtete, da ihre Mutter eine Italienerin gewesen. Sie sprach gut, klug und einfach von allen schönen Dingen dieser Welt und nahm lachend, doch nicht ohne Wohlgefallen

Lorenzo Varris feurige Komplimente entgegen. Es währte nicht lange, so stellte auch Baron Greve sich ein, und Varri konnte nicht umhin, seine neue Bekanntschaft mit ihm zu teilen. Stumm beseligt rückte Greve sich einen Sessel heran, versank immer tiefer in Anbetung, verwirrte sich zwischen zerstreuten Fragen und höflichen Antworten und sah sich endlich wie hilfesuchend nach seinem Freunde Anselm Harrey um. Für einen Augenblick tauchte dieser auch wirklich auf, ward vorgestellt, ließ ein paar verbindliche Worte fallen, zog sich aber bald unter irgendeinem Vorwande wieder zurück.

Während die beiden Anbeter, jeder für sich, noch immer grübelten, welch eine Art von Dame sie so berücken konnte, ward ein Lakai der Principessa de' Navi gemeldet. Die Principessa war eine der gefeiertsten Damen der großen Welt von Neapel. Lorenzo Varri hatte wiederholt ihren Salon besucht und horchte hoch auf, als er vernahm, daß Madame Nevolenko soeben eine Einladung zu ebendemselben Rout erhalten habe, für den auch er schon seit einigen Tagen vorgemerkt war. So viel Glück hatte er sich nicht träumen lassen, und gerührt von den flehenden Blicken des Herrn von Greve, erklärte er sich bereit, auch diesem und seinem Freunde Harrey noch zwei Karten zu erwirken. Schura Nevolenko zeigte sich erfreut von dem Zusammentreffen, wodurch denn die so gefestigte Bekanntschaft noch herzlichere Formen angenommen hätte, wäre nicht Punkt neun Uhr Herrn Grüns diskret mahnende Gestalt im Rahmen der Tür aufgetaucht. Madame Schura erhob sich unverzüglich und verabschiedete sich von den Herren: „Au revoir demain!“ Dabei bevorzugte sie Varri vor Greve durch einen langen, unverkennbar freundschaftlichen Händedruck.

Oben in ihrem Salon ward Schura von Titi erwartet, die ihr schon etwas schlaftrunken die Lippen zum Gutenachtkuß bot.

„Hast du dich gut unterhalten mit deinen neuen Verehrern?“

„O ja, mit Varri wenigstens, dem Italiener, ausgezeichnet. Er ist im Grunde dasselbe wie die tausend andern. Vor einem Jahre noch hätte ich ihn hier an derselben Stelle vielleicht nicht angeschaut. Und heute habe ich nun mit einem Male Gefühl für solch wilde Galanterien. Sind wir nicht närrische Geschöpfe, Titi, wir kleinen Mädchen mit unsrer Neugier und unsern Launen?“

„Vielleicht hat er doch eine schönere und heißere Seele als all die andern, und du ahnst dies, ohne es zu bemerken?“

„Nein, Titi, er ist sicher ein ganz gewöhnlicher Mann oder nur ein ungewöhnlich liebenswürdiger. Er weiß noch immer nicht, was er aus mir machen soll, hat keine Idee, was wir für tolle Vagabunden sind.“

Titi ging schlafen, und Schura trat, in angenehme Träumerei versunken, an das Fenster, das nach dem Golf zu lag. Ungern hatte sie sich auf Grüns Gebot von Lorenzo Varri getrennt. Was ihr noch nie geschehen: das Bild eines Mannes folgte ihr und regte sie zu wohligen Betrachtungen an. Ja, sie vergaß darüber sogar den schweren Kummer ihres ruhelosen Lebens, ihre Knechtschaft und das bittere Heimweh nach einer Kindheit, die sie nie besessen hatte.

Auf der Terrasse, die unten vor den Fenstern des Erdgeschosses sich ausbreitete, bemerkte sie die Gestalt eines Herrn, die, in einen weiten Mantel gehüllt, abseits von andern dort noch lustwandelnden Gästen regungslos an der Brüstung lehnte und in die Pracht des mondhellen Golfs versunken schien. Bald erkannte sie, daß es Mr. Anselm Harrey war, der Freund des deutschen Barons. Sein wunderlich zurückhaltendes Wesen hatte ihr Interesse erregt; die Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft war günstig. Von ihrer Gesellschafterin Madame Kuschnikoff, die sich im Nebenzimmer aufhielt, erfuhr sie, daß Stanislaus Grün wie gewöhnlich mit allerhand Kumpanen im Kuriersaal bei Karten und Würfeln saß; deshalb konnte sie unbehelligt noch einmal ihren prunkvollen Kerker verlassen.

Es war eine ziemlich milde Dezembernacht. Der golddurchwirkte Kaschmirschal, den Schura um die Schultern geworfen hatte, wurde ihr fast zu schwer; noch fühlte sie sich angenehm durchwärmt von der Unterhaltung mit dem feurigen Lorenzo Varri.

Als sie die Terrasse betrat, wandte sich Harrey sogleich nach ihr um und ging ihr einige Schritte entgegen. Das überraschte sie. Wie konnte er wissen, daß sie um seinetwillen kam? Sie begrüßte ihn mit einem Scherzwort, das er heiter erwiderte, und sie traten nun beide nebeneinander an die marmorne Brüstung, um von hier aus den Aus-



blick auf die lichterfunkelnde Stadt zu ihren Füßen, auf das silberne Meer und den Vesuv mit seinem rötlichen Qualm gemeinsam zu genießen.

„Ist das nicht immer wieder der herrlichste Erdenwinkel, Mr. Harrey? Wohin ich auch kam auf meinen Reisen kreuz und quer durch den Kontinent, nie fand ich so viel leuchtendes Leben wie rings um diesen Golf."

„Ja, Signorina, was sich gegen Neapel als Stadt auch sagen läßt, wir haben auf drei Meilen in der Runde doch alle guten Gaben beisammen: Natur und Kunst, Altertum und Moderne, Lust und Gefahren und zur Auswahl Menschen jeglicher Art."

Mit einer Gebärde des Entzückens deutete Schura Nevolenko nach links: „Sehen Sie, wie wundervoll und drohend der Vesuv jetzt leuchtet! Als ob wir kurz vor einem Ausbruch ständen. Das ist doch Lava, was sich dort als helles Band vom Kegel abwärtsschlängelt?"

„Ja," sagte Harrey, „es wird Lava sein. Wie ein Diadem aus funkelnden Topasen umgibt sie die feurige Krone des Berges."

„Aber Sie sehen ja gar nicht, was ich meine!" rief Schura befremdet aus. „Sie wenden dem Vesuv den Rücken und haben ihn noch keines einzigen Blickes gewürdigt."

„Doch, ich sehe ihn sehr wohl, Signorina, wenn auch nicht gerade mit den Augen. Denn ich bin blind, Signorina; wußten Sie das nicht?"

„Blind?! Sie Ärmster, völlig blind?" Erschreckt trat Schura einen Schritt zurück, um dann in überquellendem Mitgefühl ihre Hand wie schützend auf Harreys Arm zu legen. „Also das war es? Deshalb blicken Sie so fremd über die Menschen hinweg? Deshalb haben Sie auch mich noch nicht gesehen?"

„Keine Sorge," erwiderte er lächelnd, „wenn ich Ihre Schönheit auch nicht mit den Augen bewundern kann, so kenne und fühle ich sie doch, und mehr als alle andern sehe ich, wie gut Sie sind!"

„So war es nicht gemeint. Von Ihnen will ich keine Komplimente hören. Aber ich bin nun um so mehr verwundert, weil Sie doch so sicher und mit klaren, offenen Augen unter den Menschen hin und her gehen."

„Das ist nur Übung und ein gewisses Gleichgewicht. Der Blinde muß das Gefühl haben, daß er im Grunde besser sieht, sicherer im Raume sich zurechtfindet als die vielen Sehenden, die vor allen Herrlichkeiten der Welt mit verschlossener Seele stehen. Meinen Sie, ich sähe nicht auch den Golf in all seiner Pracht? Hier dicht vor mir die abendliche Stadt im Lichtermeer, Flammen und Flämmchen in allen Farben, ein zuckender, züngelnder Blütengarten, dann die diamantene See, auf ihrer Fläche ein Gekräusel der wundersamsten Arabesken, ein Auf und Nieder des Wellenspiegels, als ob Liebesgötter sich unter der seidenen Decke tummelten, und rings die Dörfer, von Portici an bis hinüber nach Sorrent, ein silbernes Band wie ein Sternenstreif, der sich über den schwärzlichen Himmel spannt. Sehe ich nicht alles dies und mehr, weit mehr noch: in den Gassen das Getümmel der Wagen, in der Bucht die gleitenden Boote, stolze Dampfer und gespenstische Segel, die Masten umflattert von Nachtvögeln, Rauch und Nebel, der sich zu Wolken ballt und im Westwind wieder zerflattert. Das alles sehe ich, weil ich es weiß."

„Aber es ist doch nicht alles da, wie Sie es sagen, wenigstens nicht so und nicht auf einmal. Ein ziemlich trüber grauer Abend ist es heute und in den Gassen beinahe leer."

„Nun also, Signorina! Wer hat nun recht? Ich sehe mehr als all ihr andern, sogar das, was nicht vorhanden ist!" Er lachte munter, als spräche er im Scherz.

Aber Schura verstand ihn wohl und schämte sich ein wenig, daß sie versucht hatte, seine Illusion zu stören. „Sie müssen wohl viel denken," meinte sie, „wenn Sie sich all die Bilder schaffen wollen, die wir so mühelos von unsern Augen zum Geschenk erhalten."

„Nun, das ist nicht so schlimm. In den ersten Lebensjahren waren meine Augen noch gesund. Die paar Erinnerungen aus jener Zeit sind immerhin ein gutes Fundament, auf dem ich mit Hilfe von allerhand Studien mir die Welt erbaue, so, wie sie ungefähr den andern Menschen auch erscheinen mag. Manches habe ich mir wohl etwas allzu kraus, prächtig und überschwenglich vorgestellt, aber lieber sollen die Farben hell und grell auf dem Bilde stehen als in einem trübseligen Grau und Einerlei. Denn ich finde: je bunter der Garten, desto froher wandelt sich's darin."



„Finden Sie wirklich? Nein, gesunde Augen können müde, schrecklich müde davon werden, wenn sie nie auf einem stillen, dunklen Punkte ruhen dürfen. Ich bin kaum halb so alt wie Sie und habe früher von Dorf zu Dorf, später von Stadt zu Stadt durch alle Länder ziehen müssen. Und was habe ich nicht alles gesehen, wonach es mich wahrhaftig nicht gelüstete!"

Während sich nun das Gespräch der beiden auf den Wert oder Unwert eines klaren und grausamen Lichtes wandte und Harrey vom Spiel des Mondes auf den Wellen wie ein weltfremder Dichter phantasierte, näherte sich ihnen von der Tür des Lesezimmers aus zögernd Herr von Greve. Über seinen Journalen war er in eine Art von Halbschlummer verfallen und hatte das Traumbild, das ihn lockte und quälte, von der lieblichsten Stimme geweckt, unvermutet vor sich gesehen. Als er auffuhr, ging wahrhaftig sie selber neben Anselm Harrey draußen auf der Terrasse hin und her und belebte den stillen Abend, einer Nachtigall gleich, mit holdem Gezwitscher. Eduard Greve, stets im Zweifel, ob das, was er vorhabe, auch das Rechte sei, fürchtete zudringlich zu erscheinen, da er sich den Grund des Zusammentreffens der beiden nicht erklären konnte. Aber der Drang, dieser Schönsten von allen, die ihm je begegnet waren, noch einmal an diesem Abend in stummer Huldigung zu begegnen, war zu heftig in seinem unbehilflichen Gemüt, als daß er ihr mit seiner Sehnsucht nur durchs Fenster hätte folgen mögen.

„Sieh da, Ihr Freund!" rief Schura heiter. „Er kommt gewiß, Sie noch in eine Osteria zu entführen. — Baron, solch einen milden Winterabend kann man nirgend besser verbringen als hier im Freien, hoch über der Stadt."

„Nirgend würdiger und glückseliger als an Ihrer Seite," erwiderte Greve und errötete über sein linkisches Kompliment.

„Nun, jedenfalls ist Mr. Harrey der beste Führer durch die Schönheiten des Golfs. Er öffnet uns Blinden die Augen. Mir war, als ob ich soeben durch ihn eine zweite, noch viel herrlichere Landschaft hinter dieser wirklichen hier erblickt hätte."

„Wem sagen Sie das? Ich könnte weder allein, noch weniger mit einem andern Italien bereisen. Das ist nun unsre dritte Tour, und jedesmal erfahre ich durch Harrey von neuen Wunderwerken."

„Oh, mein guter Greve ist allzu nachsichtig! Vielmehr habe ich ihm zu danken, daß er mich mitnimmt und mir alles zeigt. Ich aber erkläre bloß, was ich daheim für mich gelernt und in Gedanken hin und her gewandt habe. Wie wenig Freund Greve meiner bedarf, erkennt man gleich, wenn er vor schönen Frauen steht. Da ist er mir mit Herz und Auge weit voraus. Von ihm kann ich lernen, wie man anbeten und huldigen muß."

Greve schien peinlich berührt, und Schura stutzte. Lauerte nicht ein wenig Ironie hinter dieser harmlosen Neckerei? Blitzte da verstohlen die Waffe des Blinden hervor, der im Wettstreit um den Preis des Weibes für wehrlos gilt?

„Ei, Baron, was für bedenkliche Geheimnisse verrät Ihr Freund! Man sollte glauben, daß Sie ein vortrefflicher Ehemann wären, aber nichts weniger als ein flatterhafter Amoroso."

„Glauben Sie es, Madame!" rief Greve mit leidenschaftlichem, fast feierlichem Ernst. „Glauben Sie es! Denn es ist so. Ich wünschte, daß Sie niemals daran zweifeln!"

„Also, ich will gern davon überzeugt sein," warf Schura unter erstauntem Lächeln hin. „Wie doch die ehrlichen Deutschen jede galante Taquinerie gleich beim Worte nehmen! Halten Sie wirklich so viel von den Tugenden des soliden Ehemannes?"

„Ach, Madame Nevolenko, nicht viel von seinen Tugenden, aber alles von seiner Verwertbarkeit! Jeder legt seiner Königin das Beste zu Füßen, das er hat. Und Liebe für ein ganzes langes Leben, Name, Haus und Hof und die ganze Existenz ist doch wahrhaftig mehr als Flamme und Qualm von irgendeinem — italienischen Feuerwerk."

„Ja, lieber Greve," bemerkte Harrey, „was Sie da für sich anführen, ist nicht übel. Die materiellen Güter sind stets der letzte Trumpf. Aber es soll vorkommen, daß die Menschen, daß die Frauen zumal absichtlich oder aus Laune gegen ihr eigenstes materielles Interesse spielen. Überdies werden doch alle Karten vom Zufall gemischt. Da kann von Recht und Vernunft kaum mehr die Rede sein."

Die Principessa de' Navi war eine ausgezeichnet konservierte Matrone von einer Lebhaftigkeit des Geistes und einer süd-

italienischen Liebenswürdigkeit, die ihr Palais zum gesuchtesten Sammelpunkt des Adels, der Künste und Wissenschaften und aller vornehmen Fremden machte. Der Leitspruch ihres großzügigen Tun und Treibens war das Molto interessante mit einem Stich ins Bizarr-Exotische. Was in Italien, besonders aber im Auslande für molto interessante galt, konnte ihres Wohlwollens und ihrer tatkräftigen Unterstützung sicher sein.

Auf der Soiree, die sie kurz vor Weihnachten im prunkvollsten Stile gab, gelangten diesmal unter Sternen zweiter Größe ein paar der pikantesten Leckerbissen zur Ausstellung, nämlich der Kriegsheld Capitano Moroso, derselbe, der bei Adua seinen Obersten eigenhändig dem Getümmel der Barbaren entrissen und in einem glänzend organisierten Rückzug die Ehre des italienischen Namens gerettet hatte, ferner die vielbesprochene Lady Wilmerston, die in einem sensationellen Scheidungsprozeß soeben ihre amerikanischen Millionen von ihrem Gatten zurückeroberte, der Tragödienspieler Agosto Turitelli, den bereits alle Zeitungen den zweiten Zacconi nannten, und endlich die entzückende kleine Schura Nevolenko, das Irrlicht der Steppe, die Perle von Wolhynien, das Schmuckstück aller internationalen Routs.

Die Principessa stand in der Mitte ihres hellblauen Salons Louis seize und nahm, rosig erstrahlend unter dem Turm ihrer schneeweißen Löckchen, die Begrüßungen und Huldigungen der Gäste entgegen, die ihr zum größten Teil fremd waren. Als Varri die beiden deutschen Herren ihr zuführte, wußte sie bereits, daß diese in demselben Hotel mit Madame Nevolenko wohnten, und knüpfte an das glückliche Zusammentreffen eine feine Anzüglichkeit, verbunden mit dem Ausdruck höchster Befriedigung über ihre russische Akquisition.

Von neuen Gästen sahen die Herren sich weitergeschoben. Suchenden Blicks eilte Varri voran. Greve und Harrey, der, auf dem fremden Parkett seiner körperlichen Sicherheit beraubt, sich auf den Arm des Freundes stützte, wurden bald von Varri getrennt.

Schura Nevolenko stand nicht weit von ihnen, vorläufig aber unerreichbar, in einem enggeschlossenen Kreise alter Damen, die ihre Toilette bestaunten und sie mit mütterlichen Zärtlichkeiten überschütteten. Seit dem Tage ihrer Ankunft im Hotel war sie unsichtbar geblieben. So unermüdlich auch Varri ihre Zimmer umschlich, sie schien unpäßlich oder beschäftigt, speiste mit ihrer Begleitung hinter verschlossenen Türen, bewacht von dem Höllenhund Stanislaus Grün, der auf alle Erkundigungen nur bedauernd die Achseln zuckte. Heute abend aber zeigte sich ihre rätselhafte Schönheit um so herrlicher entfaltet: das zarte blonde Köpfchen mit den schwärmerischen Glutaugen gehörte ganz den neugierigen alten Herzoginnen, denen sie artig Rede und Antwort stand, so daß eine der andern zuflüsterte: „Comme elle est modeste, comme elle est charmante, comme bien élevée, cette petite bohémienne, un vrai prodige d'enfant!“ Wieder war sie mit überraschend einfachem und doch apartestem Geschmack gekleidet, nur, dem Anlaß entsprechend, noch schimmernder und kostbarer als damals beim Tee. Um ihre zierliche Gestalt schmiegte sich gleich einem lang wallenden Schal ein dunkel malvenfarbener Brokat. Schwere altgoldene Knöpfe und Metallstreifen, die sich über die Schultern, als Abschluß um die gefältelten Tüllärmel und durch den Stoff selbst hindurchzogen, gaben ihrer Robe den Charakter eines antik sarmatischen Staatsgewandes. Wie das verwöhnte und zerbrechliche Prinzeßchen eines mittelalterlichen Despoten aus ihrer Heimat stand sie da ernst lächelnd unter ihren Bewunderinnen, für alle jungen Herren ein himmelfernes, anbetungswürdiges Idol.

Als Lorenzo Varri den jungen Marchese Rovere bemerkte, der in aller Welt zu Hause war und jede Londoner Season mitzumachen pflegte, stürzte er auf ihn zu: „Liebster, Bester! Erklären Sie mir um des Himmels willen, was es mit Madame Schura Nevolenko für eine Bewandtnis hat!“

„Sie ist, was sie scheint. Nicht mehr und nicht weniger. Sehen Sie sie an: eine Augenweide!“

„Per Bacco, das sieht ein Blinder! Ich will aber wissen, woher sie kommt, wohin sie geht, woher sie unsre Principessa kennt, und namentlich, was dieser bucklige Stanislaus mit ihr zu schaffen hat.“

„Herr Grün? Das ist ihr Impresario.“

„Also eine Künstlerin?“ fragte Varri gedehnt.

„Wenn man Künstlerin eine Dame nennt, die etwas gelernt hat und Vorstellungen im Theater gibt, so ist sie keine. Ich habe sie



schon früher einmal gesehen, das war wieder nur auf einem Rout, in Paris, bei der Gräfin Castellane, ja und flüchtig auch in Pest auf dem Magnatenball."

„Und immer begleitet von der stummen Madame Kuschnikoff in grauer Seide?"

„Aber ja, mein Freund, die Revolenko ist doch ein junges Mädchen, unantastbar, tadellos, von bestem Ruf! Wenn sie auch für gutes Gold in den Salons vortragen und tanzen muß, das ist nur Nebensache, nur eine Art leichter Ornamentik. Pointe ihres Auftretens bleibt die Unantastbarkeit."

Varri griff sich an den Kopf. Wie! ein junges Mädchen? War's möglich, daß er das nicht gleich gefühlt? Und tanzte hier und würde singen? Und war kontraktlich engagiert zur Augenweide? Er wußte nicht, ob er darüber jubeln oder sich empören sollte.

„Hören Sie, Marchese, ich kenne Madame Revolenko persönlich vom Hotel her, wo sie wohnt. Eine vollendete Dame, ja! Aber unnahbar und kalt, das wäre zuviel gesagt."

Marchese Rovere klemmte sein Glas ins Auge und neigte den Kopf spöttisch zur Seite: „Ah, wirklich? Nun, ich gratuliere. Sie würden in der Tat der erste sein, dem sie andres als entzückende Bagatellen sagt. Ja, vorgestellt wird jedermann, das ist ja das Geschäft des Impresario. Aber über die Reklame hinaus wird nicht das Mindeste geliefert."

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich mit diesem Kerl nicht fertig werde!"

Der Marchese lachte: „Er begleitet sie persönlich zu jeder Gesellschaft, wartet geduldig bei den Kutschern und bringt sie dann persönlich wieder heim."

„Welch ein Halunke! Warum handelt er nicht lieber mit Seiltänzerinnen und Balletteusen?"

„Wahrscheinlich wird das hohe Angebot in diesen Werten eine Baisse verursacht haben. Eine Schura Revolenko aber findet sich so bald nicht wieder."

„Es sei denn, daß ein Engel zu uns herniederstiege."

„Ecco, lieber Varri, Stanislaus und der Himmel haben recht, sie zu behüten!"

Zwei ältere Herren, ein Deputierter und ein wucherischer Bankier, bemächtigten sich des Cavaliere Varri, und da er leider von ihnen abhängig war, so folgte er ihnen mit sauersüßer Miene.

Inzwischen war es Schura gelungen, ihren Gönnerinnen zu entschlüpfen. Sie benutzte diesen Augenblick der Freiheit, um dem Baron Greve, der schon lange darauf gewartet hatte, das Glück ihres Händedrucks zuteil werden zu lassen. Jeden Morgen hatte sie auf ihrem Frühstückstisch eine Vase voll der herrlichsten Orchideen vorgefunden und durch die Kuschnikoff erfahren, daß sie von Greve stammten. Sie bedankte sich bei ihm und zeigte dabei viel Verständnis für die Kultur dieser königlichen Blumen.

„Die Orchideenzucht ist mein Lieblingssport," sagte er erfreut. „Da Sie sich für die Anzucht junger Pflanzen interessieren, so sollten Sie sich, wenn Sie durch Deutschland kommen, meine Treibhäuser ansehen. Auf einem Gut in Schlesien habe ich den gewiegtesten Orchideenkenner als Gärtner sitzen. Schwierige Kreuzungen sind seine Spezialität. Melden Sie sich rechtzeitig an, und ich werde Sie führen."

„Sehr gern, nur fürchte ich, wird Schlesien mir nicht am Wege liegen."

„Oh, Greve macht es seinen Gästen leicht!" warf Harrey schmunzelnd ein. „Er hat auch noch ein Gut in Brandenburg und eine Villa am Rhein. Sie werden seinen Orchideen nicht entrinnen, und es lohnt sich wirklich, an ihrem Farbenspiel sich zu erfreuen — denke ich mir, nach allem, was ich davon höre. Ich für meine Person bin schon entzückt, wenn ich ihre phantastischen Gestalten mit meinem Finger liebkosen darf."

„Haben Sie ebensoviel Sinn für Ihre Wald- und Wiesenblumen, Mr. Harrey?"

„Offen gestanden, nein. Da ich doch selber wie in einem Treibhaus lebe, fühle ich mich ihnen bei aller Hochachtung zu fremd und gegensätzlich. Es ist mir, ebenso wie Ihnen, Signorina, vorläufig noch versagt, unter Landleuten zu leben. Wir suchen diese Palazzi nicht auf, sondern fühlen uns gleichsam hierher verbannt."

„Wie lustig Sie das sagen! Und es gibt nichts Traurigeres, als unter Menschen leben zu müssen, zu denen man nicht gehört."

„Sie werden aufgesucht, Signorina, ich werde nur aufgenommen. Und doch bin ich's zufrieden. Spitzen Sie nur die Ohren hier, und Sie vernehmen aus dem Gewirr der Stimmen das Brodeln unsers Weltgetriebes. Schließen Sie einen Augenblick die Augen und horchen Sie! Ist es nicht,



als säßen Sie ganz einsam im Grunde des Vesuvs, umzischt von kochenden Dämpfen, umglüht von Dunst und Rauch, von schwelenden, unterdrückten Flammen? Das ist die menschliche Gesellschaft, die plaudernd und scherzend ihre Geschäfte verhandelt, solange sie über ein blankes Parkett hingleitet, und die sich vielleicht am nächsten Tage schon um eben dieser Geschäfte willen die Hälse bricht."

„Wir können aber doch nichts Besseres tun," meinte Greve, „als unsern Plänen und Geschäften ernst und ruhig nachzugehen?"

Schura schüttelte nachdenklich das Köpfchen: „Noch besser und jedenfalls schöner ist es, sich treiben zu lassen, vielleicht der Freiheit, vielleicht gar einem Paradies entgegen. Ich glaube, das ist es, was Ihrem Freunde vorschwebt."

„Ich meine: diese lachenden, plaudernden Menschen sind nicht zu verachten. Es scheint, die meisten von ihnen fühlen sich augenblicklich wohl, schlürfen Vergessenheit und amüsieren sich. Ob mit Recht oder Unrecht, ob auf kurz oder lang — gleichviel! Man soll es ihnen gönnen und sich ein Beispiel daran nehmen. Es ist die beste Klugheit der Kurzsichtigen. Die Blinden können von ihnen ebenso lernen wie die Scharfäugigen. Nutze die Stunde, lieber Greve! Mit der Zukunft sieht es im allgemeinen windig aus."

Harrey ward unterbrochen von der Principessa, die mit dem weißbärtigen und schon ziemlich hinfälligen Duca d'Isola herankam, um diesen Würdenträger auf seinen dringenden Wunsch hin der Madame Nevolenko vorzustellen.

Inzwischen begann nebenan die Rezitation des Tragöden Turitelli, der sich mit einer Szene aus d'Annunzio produzierte. Die jungen Damen ließen den Helden von Adua stehen und scharten sich um Turitellis dröhnendes Organ. Auch Schura nahm in seiner Nähe Platz, aus kollegialer Höflichkeit, und weil sie sich wirklich einen Genuß versprach. Der alte Herzog wich nicht von ihrer Seite, aber hinter ihrem Sessel hatte sich unbemerkt auch Barri eingefunden.

Der Mime ließ alle Register seiner hohen Schule spielen und geriet mit der Steigerung seiner Künste und Affekte allgemach in ein gelindes Rasen. Er rollte die Augen und schüttelte die wilde Mähne, duckte sich katzenhaft, schnellte empor, brach unter Nervenzuckungen verzweifelt in sich zusammen. Da er bei all seiner blühenden Jugend doch schon ein wenig angefettet war, so rann ihm der Schweiß aus allen Poren und netzte ihm tränengleich die Wangen.

Alle Zuhörer waren hingerissen und klatschten frenetisch Beifall. Auch Barri rief: „Bravo! Bis, Turitelli! Bis! Bis!"

Schura erkannte seine Stimme und errötete vor Freude. Sofort hatte die aufgeschminkte Leidenschaft des Schauspielers alles Interesse für sie verloren. Barris Atem strich über ihr Haar hin ... die plötzliche unmittelbare Nähe des Mannes, den sie den ganzen Abend schon erwartet hatte, verwirrte und berückte sie. Aber sie bezwang sich und nahm vorderhand noch keine Notiz von ihm; er sollte zuerst das Wort an sie richten.

Turitelli begann zu säuseln und zu girren, holde Flötentöne des Gefühls glitten von seinen wulstigen Lippen.

Barri begeisterte sich von neuem, diesmal mit deutlicher Ironie: „Ah, dieser Meister! Wundervoll! Das macht ihm keine Dame nach! — Oder doch?" fügte er noch leiser hinzu, indem er sich zu Schuras Ohr herniederbeugte.

Da konnte Schura doch nicht umhin, sich nach dem Spötter umzuwenden, blickte in seine lachenden Augen und hob drohend den Finger. Barri aber ergriff ihn wie zur Begrüßung und küßte sein zartes Gelenk.

Nun plauderten sie wie zwei alte Bekannte zum Erstaunen des Duca d'Isola, der Madame Nevolenko völlig fremd hier glaubte und bereits als Tischdame für das Souper erobert hatte. Barri setzte seine vergnügten Bemerkungen über die Künste des Mimen Turitelli in bester Laune fort und wandelte sie schließlich derart ins Groteske, daß Schura, ganz matt vor unterdrücktem Lachen, ihn um Schonung bat.

„Was für Malicen werden Sie erst von sich geben, wenn ich nachher selbst mich produziere!"

„Ich werde sagen, daß Sie sich diesen Kulissenreißer als Folie herbestellt haben, um zu zeigen, wie reine Schönheit über alle erquälten Künste siegreich triumphiert."

„Nun, wer weiß! Vielleicht sind meine armen Künste die erquältesten von allen."

„Ja? Wirklich?" sagte Barri und bekam auf einmal ganz ernste, fast mitleidige Augen.



„Aber Ihre herrliche Natur wird uns von aller Qual nichts spüren lassen! Darin liegt ja gerade der höchste Reiz einer scheinbar heiteren und leichten Kunst."

Und es kam so, wie Varri es vorausgesagt. Nicht lange nach Turitelli stand an derselben Stelle die kleine schlanke Schura Nevolenko in einem russischen Nationalkostüm, dessen weißer Seidenkittel und kurzes buntes Röckchen ihre Gestalt vollends kindlich erscheinen ließ.

Weil sie aber doch zugleich auch Italienerin war, so begann sie mit einem bekannten italienischen Liede, mit der „Wanderschwalbe", deren melancholisches Gezwitscher die arme Gefangene in ihrem Kerker tröstet:

„Rondinella pellegrina,
Che ti posi in sul verone
Ricantando ogni mattina
Quella flebile canzone,
Che vuoi dirmi in tua favella,
Pellegrina rondinella?"

Schura Nevolenkos Stimme war klein und wenig geschult, und doch hielt sie vom ersten Takt an alle Zuhörer in ihrem Bann. Nicht daß ihr Vortrag laute Begeisterung hervorgerufen hätte wie der jenes Schauspielers, vielmehr ging der erste Zauber wieder nur von ihrer Erscheinung aus, zumal von ihrer feinen Kunst, ungekünstelt zu wirken, von einer gewissen, kaum merklichen Befangenheit, die jeden Verdacht gegen gewerbsmäßige Routine im Keim erstickte. Und dann ward sogleich auch offenbar, daß sie mit dem Herzen sang. Die tiefe, hoffnungslose Schwermut des eingekerkerten Mädchens, die aus dem klagenden Gezirp der Schwalbe vor dem Gitterfenster allmorgendlich eine bange und doch trostreiche Frage vernimmt, quoll und zitterte aus jedem Ton. Italienische Glut und russischer Gram lagen darin vereint und brachen aus dem schneidenden Weh der nächsten Strophen plötzlich wild hervor: „Du Schwalbe kannst dich in den freien Äther schwingen, mich aber halten bis ans Ende diese düsteren Mauern. Im Herbste dann, während du fernen Bergen, fernen Meeren entgegenschwebst, werde ich einsam hier verschmachten!" Und Schuras Stimme sank zurück in brütende Verzweiflung, löste sich auf in verhaltenes Schluchzen: „Mein Grab wirst du im Frühling finden, Schwalbe,

Dille pace in tua favella
Pellegrina rondinella!"

So verklang das einfache sentimentale Liedchen. Kindliche Sehnsucht, kindliches Abschiedsweh waren Schuras höchste Effekte. Nein, sie war gewiß keine Künstlerin. Ihre sanfte Stimme verstand nichts weiter, als zu locken und zu rühren. Aber eines Kindes reine Seele leuchtete daraus hervor und versetzte die flache, übersättigte Zuhörerschaft in eine merkwürdige Stimmung von Mitgefühl und Dankbarkeit. Man fühlte sich wie mit Tränen geläutert, wie zurückgetragen in ein längst vergessenes Paradies.

Nicht viele klatschten Beifall. Die meisten standen bewegt und suchten voreinander zu verbergen, wie nahe ihnen das altbekannte Lied des fremden jungen Mädchens ging. Die Prinzessin de' Navi schloß ihren Schützling gerührt in die Arme, andre Damen folgten ihrem Beispiel, und Varri gehörte zu denen, die Schura stumm die Hände drückten.

Nun tanzte Schura Nevolenko. Zuerst einen weißrussischen Nationaltanz in stürmischem Zweivierteltakt, ähnlich der Kamariuskaja, wobei sie ohne Instrument mit abgerissenem Gesang, mit melodischen Seufzern und manch jauchzendem Aufschrei ihre Sprünge und Windungen begleitete. Darauf folgte, fast ohne Pause, ihr wundersamstes Stück: ein Schrittreigen von getragenem Rhythmus zu den eintönigen Klängen der Balalaika, deren drei Saiten sie selber schlug. Hier fehlten alle üblichen Figuren, wenn auch viele Bewegungen die Kenner der Tarantella vertraut anmuteten. Das italienische Blut der Tänzerin verleugnete sich nicht, nur daß sie wie versunken und weltabgewandt ihre Kreise und Spiralen im langsamsten Tempo zog und zuweilen wie erwachend, aufgeschreckt oder hingerissen den stillen Strom der Gefühle mit einem Wirbel von Leidenschaft unterbrach.

Dies war in der Tat die „Augenweide", die Schuras Ruhm verbreitete. Tief verborgenes Leid, Sehnsucht und heißes Begehren trat nur in Schritt und Haltung der geschmeidigen Glieder an den Tag und ließ neugierige Augen ahnen, was Worte nie hätten deuten können. Neugier umdrängte in dichtem Umkreis den schmalen Teppich, auf dem die Tänzerin sich zeigte. Es war ein atemloses Lauschen, Schwelgen und Schlürfen der Blicke rings um sie her. Nur einer stand abseits, unbeachtet, das tote Auge hin-



ausgewandt ins Dunkel: Anselm Harrey, dem gleichwohl keiner ihrer schwebenden Schritte, kein Rascheln ihres Gewandes, kein Wehen ihres Schleiers entging, der den Rhythmus ihrer Gefühle voll Verständnis und inniger Mitempfindung in sich sog. Anders die Gaffer, die sich an dem bunten Schauspiel einer mädchenhaften Erregung leichtfertig und obenhin ergötzten.

Allen weiteren Zurufen, Händedrücken und Komplimenten entzog sich Schura durch die Flucht in ihre Garderobe, aus der sie bald danach wieder im Gesellschaftskleide hervortrat. Nicht als Sängerin und Tänzerin, sondern ganz als junge Dame aus den besten Kreisen spielte sie die Rolle, die man von ihr erwartete.

Und doch konnte eine Veränderung ihres Wesens nicht unbemerkt bleiben. Die lässige Ruhe und spielerische Anmut, die durch den Ernst ihres Vortrages und die Leidenschaft ihres Tanzes hinweggeweht waren, kehrten ihr nicht zurück. Erregung zitterte nach und offenbarte sich in unstetem Auf- und Niederwandeln, in einem gewissen Zucken der Mundwinkel, im Vibrieren der feinen Nüstern und in den Fingern, die sich nervös spreizten und zusammenzogen. Ihre Blicke waren schon während des Tanzes wiederholt denen des Cavaliere Varri begegnet; jetzt suchten sie ihn wieder und wieder, und die seinen gaben ihr beredteste Antwort. Er war beständig in Schura Nevolenkos Gesichtskreis zu finden, näherte sich ihr bei jeder Gelegenheit, wenn auch nur zu einem flüchtigen Scherzwort, zog sich zurück und kehrte wieder, ein unermüdlicher Begleiter und Trabant.

Wer auch Madame Nevolenko beobachtete — und die Zahl der Beobachter wuchs rapide —, dem fiel es auf, daß sie zerstreut und innerlich beschäftigt war, für jenen Einzigen aber ihr Interesse kaum zu zügeln wußte. Man bemerkte es mit Befremden und teilte es sich gegenseitig mit. Man murrte; denn es war sozusagen gegen die Abrede. Madame Schura Nevolenko war eingeladen für jedermann, war engagiert zur allgemeinen Augenweide, nicht, um mit einem einzelnen Kavalier zu flirten, am wenigsten mit Varri, diesem Tunichtgut und Abenteurer, der an seinen Bauern ebenso grimmige Prozeßgegner wie an seinen Gläubigern unerbittliche Verfolger besaß. Die Ehemänner, die ihn sonst fürchteten, atmeten an diesem Abend auf, nicht ohne sich doppelt über ihn zu entrüsten; die alten Damen zuckten mißbilligend die Achseln, die jungen rümpften die Näschen über seinen exotischen Geschmack, und selbst nachsichtige Klubgenossen, wie der Marchese Rovere, bemerkten spöttisch: „Ah, lala! Das ist nicht fair. Die beiden werden sich in Ungelegenheiten stürzen.“ Madame Kuschnikoff schien derselben Ansicht zu sein. Die ganze Zeit über hatte sie ziemlich unbeachtet in einer Causeuse vor sich hingedämmert. Jetzt wachte sie auf, gab Zeichen einer unbestimmten Ängstlichkeit von sich und ließ ungeduldig ihre kleine perlenbesetzte Remontoiruhr schlagen.

Beim Souper saß Varri, der die häßlichste aller Engländerinnen führte, mit dem Duca d'Isola und Madame Nevolenko an einem Tisch zusammen. Damit erreichte der geheime Unwille der Gesellschaft seinen Gipfelpunkt. Die Dame des Hauses war in ihren Dispositionen überlistet worden; sie begnügte sich nun damit, den Vertragsbruch ihres Schützlings kühl zu ignorieren. Dem greisen Herzog fiel die undankbare Aufgabe der Selbstbeherrschung zu. Er mußte mit anhören, wie Lorenzo Varri die beiden Damen, namentlich aber Schura, von den Vorzügen der Jugend und der körperlichen Geschmeidigkeit unterhielt und Schura Nevolenko sich für knabenhaften Leichtsinn und Übermut begeisterte; mußte mit ansehen, wie sie und Varri sich unter scheinbar harmlosem Geplauder alles Ernstes verständigten und schließlich ganz eines Sinnes den magischen Bannkreis der Verliebten um sich zogen, ohne daß die herzogliche Würde oder Intelligenz imstande gewesen wäre, sie daran zu hindern.

Als dann nach Mitternacht der allgemeine Aufbruch erfolgte, ließ Varri es sich nicht nehmen, seine Dame allein hinabzubegleiten, wobei er alle Rivalen und selbst die getreue Kuschnikoff mit fulminanten Blicken in gemessener Entfernung hielt. Greve und Harrey, mit denen er sich in den Klub verabredet hatte, bat er, ihn in einer halben Stunde dort zu erwarten, da er zuvor Madame Nevolenko in ihr Hotel bringen müsse. Greve blickte sehr bekümmert drein und verabschiedete sich von dem Paar, das so offenbar einig geworden war, mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Steifheit. Der Blinde dagegen setzte schon eine skeptischere Miene



auf: ihm glitten in dem großen Dunkel die Schatten der Seelen ebenso wie die der Körper wesenlos durcheinander, verbanden und lösten sich nach unerkennbaren Gesetzen, ohne Gewähr für die Dauer irgendeiner Spanne Zeit.

Mit der ängstlichen Hast einer gejagten Henne eilte die Kuschnikoff voraus. Sobald sie Stanislaus Grün, der an der Auffahrt wartete, aus dem Haufen der Bedienten herausgefunden hatte, wurde eifrig gewispert.

„Die Equipage für Madame Nevolenko!" rief der Impresario nach dem Wagengewirr hinüber. Zwei Coupés fuhren nacheinander vor, beide aus dem Wagenpark desselben Hotels. Grün riß den Schlag des vorderen auf, aber Varri und Schura bestiegen gemeinsam das zweite.

„Scusi, Signore," katzbuckelte Grün vor Varri, während er zugleich seinem Schützling mit der fetten Hand gebieterische Zeichen machte, „nicht dieses ist der Wagen von Madame. Ew. Exzellenz befinden sich im Irrtum ... Madame Nevolenko läßt sich nur von Madame Kuschnikoff begleiten."

„Wie Sie sehen, hat sie sich diesmal anders entschlossen," erklärte Varri lachend und warf Herrn Grün den Wagenschlag vor der Nase zu. Im Galopp sausten sie davon.

„O Gott, was haben Sie getan?" stammelte Schura ganz verschüchtert. „Sie kennen ihn nicht. Er wird mich unsern Streich furchtbar büßen lassen."

„Liebste Freundin, von jetzt ab stehen Sie in meinem Schutz. Wer ist dieser Gauner, daß er es wagt, Ihnen Vorschriften zu machen?"

„Ach, mein Vater hat mich ihm ja anvertraut! Lebt von ihm, läßt sich von ihm bezahlen! Ich bin in seiner Gewalt nach den Gesetzen aller Länder!" Tränen brachen ihr aus, daß dies häßliche Geheimnis ihr nun doch in der Verzweiflung entschlüpfte.

„Aber das ist nicht möglich! Er kann doch nicht Rechte über Sie haben! Solch ein erbärmlicher Krüppel über Sie, Schura, über die süße, reine, angebetete ...! Nein! Sagen Sie nein! Machen Sie mich nicht rasend!"

„Nein, Varri! Nein!" beteuerte Schura schluchzend. „Gewiß kein andres Recht, als daß ich in seinen Diensten stehe, daß er mich umherschleppen darf durch die ganze Welt und ausstellen wie ein dressiertes Tier, das singen, tanzen und schöntun muß, wenn er es befiehlt. Mehr nicht, bei Gott, mehr nicht! Aber ist das nicht genug, daß ich ihn verabscheuen und vor ihm zittern muß!"

„Ah, wir machen ein Ende damit von dieser Stunde an! Denn jetzt sind Sie doch die Meine, Schura! Mit mir werden Sie ziehen, frei hinaus, wohin es Ihnen beliebt, bleiben, wo Ihr Wille, wo unser Glück uns hält!" Stolz riß er sie in seine Arme, küßte sie zart und feurig, die Kleine, die sich schutzsuchend an ihn schmiegte.

Der Wagen mit den herabgelassenen Gardinen rollte die Chiaja entlang, vorüber am Palazzo Cellamare, und mäßigte nun sein Tempo, als es bergaufwärts ging. Die Straßen wurden stiller, die Liebenden verstanden einander in jedem geflüsterten Laut.

Schon schmiedeten sie Pläne, wie sie das Ungeheuer Grün am feinsten überlisten und seine Tyrannei abschütteln könnten, bauten Luftschlösser, in denen sie wie die Turteltauben ihrer Liebe leben und alle drückenden Verbindlichkeiten froh vergessen wollten. Immer wieder aber unterbrachen sie auch gerade die verschmitztesten ihrer Einfälle und Ratschläge mit stürmischen Liebkosungen und Schwüren ewiger Treue, so daß sie plötzlich, wie aus allen Himmeln gerissen, sich am Portal des Hotels vorfahren sahen, natürlich empfangen von dem empörten Herrn Grün und der verzweifelten Madame Kuschnikoff.

In deren Gegenwart und inmitten einer Schar von Hotelbediensteten, die sich unverhohlen neugierig die verschlafenen Augen rieben, war jede weitere Aussprache undenkbar, ein Streit mit dem Impresario vollends aussichtslos. So mußte sich denn Varri damit begnügen, seiner Angebeteten in den korrektesten Formen gute Nacht zu wünschen und ihr mit einem glühenden „A rivederci!" seine Hoffnungen noch einmal ans Herz zu legen. Dann kehrte Lorenzo Varri Herrn Grün und dem Hotel verstimmt den Rücken, schlug den Mantelkragen hoch, drückte den Zylinder in die Stirn und erschien immer noch früh genug in seinem Klub.

Während der nächsten Tage blieb Madame Schura Nevolenko völlig unsichtbar. Man hätte meinen können, sie sei heimlich abgereist, wenn nicht Herrn Grüns verkniffenes Gaunergesicht manchmal im Halbdunkel der Korridore aufgetaucht wäre und



nicht die Kuschnikoff mit den Kellnern regelmäßig das Menü besprochen hätte, das für Madame und ihre zwei Begleiterinnen nur noch in ihren Privaträumen serviert wurde.

Unter den Hotelgästen, die häufig wechselten, ließ das Interesse für die exotische Erscheinung allmählich nach. Nur Varri und Greve überboten sich, jeder nach seiner Art, in Vermutungen und Aufmerksamkeiten für die angebetete Frau. Baron Greve ließ ihr noch jeden Morgen durch den Portier eine Vase voll seiner herrlichen Orchideen auf den Frühstückstisch stellen. Der Portier berichtete, daß sie stets freundlich entgegengenommen würden, und richtete den Dank der Dame aus.

Cavaliere Varri schien durch das vereitelte Wiedersehen völlig aus dem Gleichgewicht gebracht, so sehr er sich auch bemühte, seine Enttäuschung unter einer Maske von kühler Ironie zu verbergen. Nur wenn er auf Stanislaus Grün zu sprechen kam, packte ihn zuweilen offene Raserei. Gleich am Tage nach dem Rout der Principessa hatte er seine Karte bei Schura abgegeben, war aber nicht empfangen worden. Madame sei leidend, wurde ihm von der Kuschnikoff gesagt; sobald Madame aber wieder hergestellt wäre, würde sie ihre Tournee nach dem Süden fortsetzen. Varri versuchte es mit duftenden Briefchen, deren Inhalt immer leidenschaftlicher und dringlicher wurde, je öfter er sie uneröffnet zurückerhielt. Ob er nun den Kellner, den Liftboy oder das Zimmermädchen bestach, keinem der Dienstboten gelang es, bis zu Madame Nevolenko persönlich vorzudringen. Gleich einer verwunschenen Königstochter lebte sie eingeschlossen in ihren Gemächern, bewacht von dem Drachen und dem Höllenhund.

Varri stellte den Impresario einmal auf der Treppe, schüttelte ihn am Kragen, schrie ihm seinen ganzen Abscheu, seine grenzenlose Entrüstung ins Gesicht, verschwor sich, ihn totzuschlagen, drohte mit der Polizei. Herr Grün hielt unter dem drohenden Handgriff mäuschenstill, duckte sich nur ein wenig, bereit, jede Tracht Prügel widerspruchslos in Empfang zu nehmen. Als sich Varri dann ausgebrüllt und ihn wieder losgelassen hatte, wiederholte er nur in aller Höflichkeit: „Madame ist leider nicht ganz wohl, kann niemand empfangen, begehrt selber nicht, ihr Zimmer zu verlassen."

„Und meine Briefe, du Schurke? Warum werden sie nicht an Madame bestellt?"

„Eccellenza belieben zu entschuldigen, Briefe von Herren darf Madame niemals entgegennehmen. Weil doch Madame noch junges Fräulein sind, hat ihr Herr Papa solches sehr ernsthaft mir verboten."

„Porcaccio!" knirschte Varri zwischen seinen hohen weißen Zähnen, ein Kompliment, das auf gut deutsch besser verschwiegen wird. Indes beschied er sich vorderhand und ließ Herrn Grün die Treppe hinab entwischen.

Cavaliere Lorenzo Varri hatte noch andre Sorgen. Um seinen Liebeskummer zu betäuben, ging er regelmäßiger als sonst in den Klub und spielte dort die höchsten Partien, anfangs mit wechselndem, bald aber mit konstant nachlassendem Glück. Die Folge davon waren wieder peinliche Gänge zu allerhand Geldleuten und zweifelhaften Freunden, einmal sogar vor das Ziviltribunal, dem er seine verwickelten Finanzverhältnisse auseinanderzusetzen hatte. —

Inzwischen nun, um die Wahrheit zu gestehen, sehnte und härmte sich auch Schura nach ihrem schönen schwarzlockigen Galan; vielleicht weniger um seiner schwarzen Locken und seiner Kohlenaugen willen, als weil es die schrankenlose Freiheit war, die sich in Lorenzo Varri für sie verkörperte. Auch ihr kam der Gedanke, einen Brief, etwa durch die getreue Titi, hinauszuschmuggeln, an Varri oder zur Not auch an einen der beiden andern Herren. Doch mädchenhafte Scheu und die tief eingewurzelte Angst vor der Gewalt ihres Kerkermeisters ließ sie niemals dazu kommen. Was hätte sie auch schreiben sollen? Würden ihr nicht trotzdem alle Pforten verriegelt bleiben?

Oft stand Schura am geöffneten Fenster und blickte nach der Terrasse hinab, ob Lorenzo Varri nicht dort vielleicht wartete und ihr ein Zeichen gäbe. Stets promenierten Gäste auf der Terrasse hin und her, Lorenzo Varri war niemals unter ihnen. Schura wußte nicht, daß er die meiste Zeit im Klub und bei den Finanzleuten beschäftigt war.

Einmal aber erblickte sie Anselm Harrey an derselben Stelle der Balustrade, wo er ihr, in seinen dunklen Mantel gehüllt, zu jener Abendstunde aufgefallen war.

Sie rief ihn an, lebhaft erfreut von diesem Wiedersehen, und bat ihn kurz entschlossen um seinen Besuch.



„Aber ja! Ich komme, so oft und sobald ich darf."

„Heute ist es zu spät, aber morgen, lieber Mr. Harrey, gleich nach dem Lunch! Da haben Sie Zeit, mir zu erzählen, was draußen vorgeht in der Welt."

„Signorina, ich hörte mit Bedauern, Sie seien krank?"

„Ach, reden wir nicht davon! Ich hoffe, morgen bin ich, wenigstens für Sie, vollends wiederhergestellt."

Aus dem Nebenzimmer kam die scharfe Stimme der Kuschnikoff: „Madame Schura, möchten Sie nicht das Fenster schließen? Zugluft ist Ihnen schädlich, wie Sie wissen."

„Grüßen Sie Ihren Freund und — und auch den Cavaliere Varri!"

Dann schloß Schura gehorsam das Fenster.

Mit unzufriedener Miene stand die Kuschnikoff bereits unter der Tür. Schüchtern fragte Schura: „Meinen Sie, daß Grün etwas einzuwenden hat gegen den Besuch des blinden Herrn?"

„Nun, wenn er wirklich blind ist," erwiderte die Kuschnikoff trocken, „dann richtet er wohl keinen Schaden an."

Unten blieb Harrey unbeweglich an die Balustrade gelehnt, das Antlitz mit den erloschenen Augen dem Fenster zugewandt, das sich so brüsk geschlossen hatte. Einige Gäste, die vorüberschlenderten, wandten sich verwundert nach ihm um und blickten neugierig gleichfalls hinauf, wo im selben Moment die Stores sich zusammenzogen.

Hinter Capri ging in rötlichem Dunst die Sonne unter; ein schwüler, feuchter Schirokko hatte sich erhoben und kündigte das Ende der heiteren Tage an. Über der ganzen Südhälfte des Golfs standen schon Wolken übereinandergetürmt.

Da erklang hinter den geschlossenen Stores von oben her die fremdartige Musik der Balalaika, dazu das Schwalbenlied, das jeder Italiener kannte, doch mehr geträllert als gesungen, mit unterbrochenem Text:

„Oh, se anch'io ... ma lo contende
Questa bassa, angusta volta ...
Dove l'aria ancor m'è tolta ...
... oh, rondinella ... rondinella!"

Die Fremden, nun alle an die Brüstung gelehnt, horchten auf mit wachsendem Erstaunen, bald auch in Entzücken. Nur der seltsam lückenhafte Rhythmus verwirrte sie; ein leise mitschwingender fremder Unterton, ein Stocken und Vibrieren in der Stimme störte den Fluß der Melodie.

Anselm Harrey allein wußte, daß Schura dort oben auf einem Teppich in der Mitte ihres Zimmers tanzte. Er allein sah auch, daß Tränen dabei ihr Antlitz überströmten, und daß es unterdrücktes Schluchzen war, was ihren Gesang durchbrach.

Dann mit einem Male verstummte der Gesang; Anselm Harrey tastete sich ins Hotel zurück. Droben war Stanislaus Grün wohlgefällig schmunzelnd eingetreten, und Schura hatte bei seinem Anblick fassungslos vor Zorn und Schmerz kein Glied mehr rühren können. Die Stimme versagte ihr jedesmal, wenn Grün an ihrem Gesang sich ergötzen wollte. Doch hatte er diesmal schon lange genug heimlich zugehört, um sich für befriedigt zu erklären. In rosigster Laune rieb er sich seine knochigen Hände und schnalzte mit der Zunge wie ein echter Kunstfreund von Profession: „Mein Täubchen, das hast du wieder einmal brillant gemacht! Tut nichts, wenn du ein bißchen dazu weinst. Das ist ein pikanter Effekt, solange sich nur die hübschen Augen nicht entzünden. Nur immer fleißig üben, daß der Körper und die kleine Kehle gelenkig bleiben! Du weißt, heute abend erwartet uns der Circolo musicale. Der ist sehr wichtig, hat seine Verbindungen bis nach Amerika hinüber."

„Ich kann nicht tanzen und singen," rief Schura, „wenn man mir nicht einmal die frische Luft mehr gönnt!"

„Sehr gut kannst du, mein Täubchen, das haben wir eben noch mit angesehen. Und frische Luft hast du, so viel du willst. Nur mußt du nicht gerade mit fremden Herren darin herumspazieren. Das Leben, siehst du, ist ganz bequem, aber verständig muß man sein, vorsichtig muß man sein und sparsam mit dem, was man hat. Nun, und was hast du? Daß du sehr hübsch bist und eine noble junge Dame vom allerfeinsten Ruf. Da wirft man sich doch nicht dem ersten besten Habenichts an den Hals!"

„Oh, sprechen Sie nicht so gemein, Herr Grün! Ich habe nichts Übles getan!"

„Ei ja doch, du hast deinem Väterchen nicht gehorcht, Madame Schura, hast dich verliebt! Und wie dumm und ungeschickt hast du dich verliebt! Gleich in einen Lumpen, der nicht einmal das Geld hat, dir einen neuen Hut zu bezahlen!"



Voll Empörung nahm Titi sich ihrer Schwester an: „Pfui, Grün, Sie quälen Schura! Und wenn sie weint, so wird sie schlecht aussehen und nachher nicht tanzen können, was doch Ihr eigner Schaden ist!“

„Schweig still, kleiner Molch! Wunderschön wird sie tanzen. Denn anders kann sie gar nicht. Habe ich recht, Schura? Also sei nun gut, wasch dir die Augen und putz' dich nett heraus, damit die alten Weiber im Circolo toll werden vor Verzückung und sich mit ihrem Bis! Bis! heiser an dir schreien!“

Ja, Herr Stanislaus Grün befand sich in bester Stimmung und hatte allen Grund dazu; denn die Geschäfte gingen vortrefflich in Italien, von allen Seiten drängten sich die Engagements. Er genehmigte huldvollst den Besuch des Mr. Harrey, schien ihn sogar beinahe zu empfehlen, da er so dem Cavaliere Varri ohne Gefahr einen Rivalen gegenüberstellen konnte.

Als Harrey am nächsten Tage durch die Kuschnikoff in Schuras kleinen Salon geführt wurde, saßen die beiden Schwestern auf Kissen am Boden und waren gerade sehr angelegentlich mit einer Puppe beschäftigt, der sie Kleider anprobierten.

„Kommen Sie, Mr. Harrey,“ lud ihn Schura ein, „nehmen Sie Platz zwischen uns! Befühlen Sie unser Kind, wie niedlich es ist, und geben Sie Ihr Urteil ab!“

Harrey ließ sich auf dem Teppich nach orientalischer Weise nieder, faßte die Puppe und strich mit seinen Fingern über sie hin, ebenso sorgsam und liebevoll, wie er es bei Blumen und schönen Büchern tat. „Oh, das ist ja ein Kunstwerk!“ meinte er bewundernd. „Wo haben Sie diesen wundervoll gearbeiteten Wachskopf her? Mich dünkt, sie hat das Gesicht einer bildhübschen jungen Dame, und die Toilette sitzt ihr wie angegossen.“

Schura erstrahlte über seine Anerkennung, Titi aber rief lachend: „Sie haben es beinahe schon erraten. Es ist nämlich Schura selber, die Sie in Händen haben. Ein junger Künstler, der sie sehr verehrt, hat Schuras Kopf und ihre Figur so klein in Wachs gebildet, daß eine Puppe daraus geworden ist. Sie hat die feinsten Gelenke, die es gibt, kann auch stehen und sich ganz schick bewegen. So benutzen wir sie als Probiermamsell für Schuras neue Kleider.“

„Wenn es Ihr Ebenbild ist, Signorina, dann erlauben Sie mir, es noch eine Weile bei mir zu behalten, damit ich nähere Bekanntschaft mit ihr schließe!“ Er hielt das Püppchen, das von Seide und Spitzen ganz wie seine Herrin schimmerte, leise an sich gedrückt, als wolle er sich überzeugen, ob nicht auch ein Herzschlag in diesem Wunderwerk zu spüren sei.

Schura mißverstand sein Lauschen: „Ein Uhrwerk hat sie nicht in sich. Das ist das einzige, was ihr fehlt, zum Unterschiede von mir selbst. Man kann sie nicht aufziehen; da braucht sie auch nicht zu singen und nicht zu tanzen, die Glückliche!“

„Aber wenn sie ein wirkliches Herz im Leibe hätte, würde sie wohl aus freien Stücken fröhlich sein?“

Schura schwieg betroffen. Dann fragte sie befangen: „Wollen Sie damit sagen, daß ich kein Herz im Leibe hätte?“

„Gewiß besitzen Sie eins, Signorina, und sicher eins von der besten Sorte. Nur habe ich seinen Schlag bis jetzt noch ebensowenig vernommen wie bei Ihrem kleinen Ebenbild.“

Die Schwestern setzten ihre Arbeit fort, und Anselm Harrey half ihnen dabei in der Anordnung des Faltenwurfs und mit Ratschlägen für neue Attitüden, die sich als brauchbar erwiesen, so scherzhaft er sie auch nahm.

„Aber ich darf nicht vergessen, Signorina, Ihnen einen Auftrag auszurichten, den mir Baron Greve gab. Es nimmt sich etwas sonderbar aus, daß er sich damit nicht persönlich an sie wendet. Aber die Zurückgezogenheit, in der Sie hier leben, abgeschlossen von jeder Möglichkeit eines Besuchs und selbst eines Briefes, muß uns zur Entschuldigung dienen. Kurz und gut: mein Freund Greve schickt mich als Freiwerber zu Ihnen, läßt um Ihre Hand bitten, möchte Sie auf der Stelle heiraten und als seine Frau mit sich nach Deutschland nehmen.“

„Oh, so rasch?“ sagte Schura bloß und unterdrückte ein Lächeln.

„Das ist nicht der erste Herr,“ bemerkte Titi, „der es mit Schura und mit der Hochzeit so eilig hat.“

„Aber es ist ein besonders annehmbarer Herr. Sie kennen ihn und werden bemerkt haben, wie gut er ist, wie ehrlich er es meint. Vielleicht fallen auch seine Reich-



tümer, seine Güter und Orchideen ein wenig mit in die Wagschale. Ich kann nicht anders, als Ihnen diesen Ehebund mit meinem Freunde bestens zu empfehlen."

„Wenigstens kommt er zu keiner ungünstigen Stunde und hat eine gewichtige Fürsprache. Reden wir offen zueinander, lieber Freund! Ich muß heraus aus dieser qualvollen Wanderschaft, auf der man mich umherschleppt wie ein wildes Tier in seinem Käfig, daß es Kunststücke macht und sich begaffen läßt! Aber das alles wissen Sie ja! Sie haben es mit mir gefühlt, bevor ich es aussprach."

„Ja, Signorina, ja! Ich sehe es wohl!"

„Sie sehen es, fühlen es mit Ihren Augen, die nach innen gehen — besser als alle andern, klarer als ich selbst. Und weiter haben Sie gehört — von solchen Dingen spricht man ja öffentlich und allgemein, wenn es um eine Tänzerin sich handelt —, daß der Cavaliere Varri sich um meine Gunst bemüht, und daß er mir augenscheinlich wohlgefällt."

„Vielleicht sind Sie mit ihm auf dem rechten Wege. Ich glaube es zwar nicht, aber was liegt an meiner Meinung! Ich kann mich leicht irren, und gerade dieser ritterliche Italiener mag das große Glück Ihres Lebens werden."

„Vielleicht! Vielleicht! Immer nur Ihr schreckliches Vielleicht! Als ob mir nicht gerade nur an der Gewißheit läge! Ihre Stimme will ich laut und vernehmlich hören, Anselm Harrey, für oder wider! Denn an Sie und Ihr Auge glaube ich!"

Schura hatte wie flehend seine Hand ergriffen und suchte seinen Spruch ihm von den Lippen abzulesen.

„Liebe kleine Signorina, ich weiß niemals, niemals etwas andres als dieses bange, demütige Vielleicht. Oder soll ich mir anmaßen, zu bestimmen, was in jedem Falle das Rechte ist? Wie kann ich Blindester der Blinden Sie etwa warnen, daß Sie Baron Greve folgen, oder widerraten, Ihre Zukunft an Herrn Lorenzo Varri zu knüpfen? Ich richtete Ihnen einen Auftrag meines Freundes aus und sprach ein Wort für ihn. Wenn Sie mich aber auf mein eignes Gewissen fragen, bleibt mir immer nur das Achselzucken menschlicher Ratlosigkeit. Wenden Sie sich an den großen All-Einen, der die Geschicke lenkt! Der aber lacht über unsre Pläne und verkehrt sie mit Vorliebe in ihr Gegenteil."

„Wenn es der Himmel ist," warf Titi ein, „so muß er es, mein' ich, mehr mit den redlichen Absichten des Barons Greve halten."

„Aber Sie werden doch wenigstens eine Antwort für Ihren Freund erwarten?" rief Schura gepeinigt aus.

„Gewiß, ich bitte darum und werde sie auch zur rechten Zeit erhalten. Wovon sie abhängt? Wer von uns kann das jetzt schon wissen! Genug, bedenken wir uns! Doch nicht zu lange und nicht zu schwer! Warten Sie ab! Lassen Sie sich zu keinem Entschlusse drängen und übereilen Sie nichts! Zur rechten Zeit wird man sich wieder treffen, wenn es so sein soll."

Und es sollte sein, daß weitere Sorgen Schuras durch den Eintritt ihres Stanislaus Grün abgeschnitten wurden, der den angenehmen Besuch mit einem noch angenehmeren Vorschlag zu unterbrechen wußte: „Wollte Madame nur melden, daß draußen die Trottata beginnt! Vielleicht daß Madame belieben, daran teilzunehmen."

Schura blinzelte ihren Impresario zweifelnd an: „Bei diesem Wetter, Herr Grün? Sehen Sie doch, der ganze Himmel steht ja schwarz voll Wolken."

„Was versteh' ich vom Wetter, Madame! Aber es ist so, daß der Kai von Equipagen und Reitern wimmelt. Und von der Chiaja fahren immer neue Reihen an. Für Madame steht eine Karosse schon vor dem Hotel bereit. Belieben Sie nur rasch Toilette zu machen und dann mit Fräulein Schwester einzusteigen."

Titi klatschte vor Vergnügen in die Hände, und auch Schura zeigte nicht übel Lust zu diesem Abschluß ihres Stubenarrestes, so viel sie Anselm Harrey auch noch zu sagen hatte.

Dieser stand bereits mit Stock und Hut zum Abschied vor ihr: „Lassen Sie sich nicht aufhalten, meine Damen! Ich freue mich für Sie und will nur hoffen, daß Sie nicht in ein Hagelwetter geraten. Solch eine laue Schirokkoatmosphäre zu Beginn des Winters ist immer mit Vorsicht zu behandeln. Leben Sie wohl! Ich selber bleibe lieber unter Dach und Fach."

Die Trottata war allerdings in Anbetracht der Jahreszeit belebter denn je. Als ob alle

Welt vor Einbruch der winterlichen Ungewitter, die den Golf bereits so drohend umdrängten, geschwind noch zum letzten Male die milde Luft und die sturmfreie See genießen wollte, traf man sich in hellen Scharen zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen vor der Villa Nazionale und promenierte von dort aus die lange Via Carracciolo längs des Kais plaudernd und gestikulierend auf und nieder. Wer gesehen und bewundert werden wollte, durfte hier am wenigsten fehlen. So hielt auch Herr Grün darauf, daß sein Schützling zu solcher Gelegenheit in aller Schönheit und Eleganz sich präsentierte.

Dabei hatte er sich diesmal argwöhnisch zuvor versichert, daß Cavaliere Varris Dazwischenkunft nicht zu befürchten war. Durch die Klubdiener war ihm bekannt geworden, daß Varri mit dem Marchese Rovere zur Fortsetzung einer aufregenden Bakkaratpartie in dessen Wohnung gefahren sei.

Grün begleitete mit der Kuschnikoff die beiden Schwestern persönlich bis an ihren Wagen, ließ aber aus lediglich dekorativen Rücksichten die Alte lieber daheim. Väterlich legte er Schura die Decke zurecht und warnte sie vor Erkältung. Unpäßlichkeit von Madame Schura wäre ihm so kurz vor der Abreise besonders unbequem gewesen. „Gleich nach der Rückkehr bitte zu packen," flüsterte er der erstaunten Schura wie ein Geheimnis ins Ohr und schloß den Wagenschlag. „Unser Dampfer geht morgen in aller Frühe."

„So plötzlich?" Ganz blaß war Schura geworden, nicht am wenigsten in Gedanken an Lorenzo Varri, mit dem jedes Wiedersehen auf diese Weise endgültig vereitelt blieb.

„Nicht anders zu machen, Verehrteste! Dringliche Invitazione auf das Schloß des Herrn Duca d'Isola bei Palmi!"

Die Pferde zogen an. Schura und Titi faßten einander bekümmert bei der Hand, bis die Bilder vom Korso ihnen Zerstreuung und allerhand Erheiterung boten.

Viele Bekannte vom Rout der Principessa grüßten ehrfurchtsvoll zu ihnen hinüber. Auch Baron Greve sauste als Lenker eines Phaethons an ihnen vorbei, erkannte sie jedoch erst im letzten Augenblick und senkte errötend die Peitsche.

„Es wäre gar nicht so dumm, sich von ihm heiraten zu lassen," sagte Titi beinahe träumerisch vor sich hin.

„Ja, ja, der Sorgen wäre man dann ledig," seufzte Schura. „Solch ein seriöser Antrag von einem Baron und vermögenden Manne will als ein besonderes Glück betrachtet sein. Unter uns, Titi: es ist doch wohl der erste, dem ich trauen darf. Die andern alle — ach, alle! — sind im Grunde doch ..."

„Ohne Ausnahme ...?"

„Ausnahmslos! Ich mag nicht daran denken, Titi. Es ist so traurig, jemand liebzuhaben, an dem man zweifeln muß!" —

Der Charakter des milden blauen Golfs war heute ganz verändert und bot einen Anblick von düsterer Pracht. Stahlgrau, ins Schwärzliche spielend, erglänzte die regungslose See, die umliegenden Dörfer hoben sich mit scharfen Konturen und grellen Lichtern von einem gleichmäßig fahlen Horizont ab, und vom Vesuv her zogen dichte Rauchwolken heran, mit den tiefer und tiefer sich senkenden Wolken des Himmels sich mischend. Diese seltsam majestätische Gewitterstimmung zog aller Blicke auf sich, wurde von der eleganten Welt der Spaziergänger bewundert, vom Volke mit abergläubischer Furcht als Vorbote drohenden Unheils gedeutet.

In Schuras Rücken trabte, alle andern überholend, ein Reiter heran. Als sie den warmen Hauch der Pferdenase im Nacken spürte, wandte sie sich unwillig um und erblickte — schon war er an ihrer Seite — Lorenzo Varri!

Sein Gesicht glühte, sein Atem flog von der Eile des Rittes, der Angst, sich verspätet zu haben, dem Entzücken des unerwarteten Wiedersehens.

„Oh, Schura! Teuerste! Haben wir es doch noch möglich gemacht! Süße, Angebetete! Zwei Worte mit Ihnen, und alles ist gewonnen!"

Auch sie erstrahlte in wortloser Seligkeit und ließ ihm ihre Hand, die er, im Trabe sich neben ihr haltend, immer von neuem küßte.

„Man hat unser Zusammentreffen auch hier hintertreiben wollen," flüsterte er unter fröhlichem Gelächter ihr zu. „Ich weiß, Sie hätten mich benachrichtigt, süßeste Herrin, wenn es Ihnen möglich gewesen wäre. Aber man hat sich verrechnet! Ich besitze dienstbare Freunde in der edlen Kamorra, die mit organisiertem Nachrichtendienst mir Bericht erstatteten, sobald Sie das Hotel verließen.

Nun also geschwind! Es ist keine Zeit zu verlieren! Wo darf ich Sie erwarten?"

Jetzt erst schien er Titi zu bemerken, die mit amüsierter Miene dieses unerlaubte Zusammentreffen beobachtete.

„Das kleine Fräulein wird doch zu uns halten? Sie wird doch fühlen mit ihrer schönen Schwester und uns in allen Dingen Beistand leisten?"

„Das kommt noch darauf an, Herr Cavaliere ...!" sagte Titi neckend und offenbar nicht ohne weiteres bereit.

„Ach, Varri," rief Schura in leiser Abwehr, „dies alles wird sich finden! Sie wissen es ja noch nicht: wir reisen morgen in der Frühe ab. Wenn nun ... vielleicht ... Sie könnten mit uns fahren ...?"

„Glorios! Das Beste, was wir uns erhoffen konnten! Eine Gelegenheit über Erwarten schön und günstig! Wann und wohin?"

„Zu Schiff nach Palmi, morgen mit Tagesanbruch."

„Ich werde zur Stelle sein! Sprechen Sie mit niemand ein Wort darüber! Welche Wonne, Schura! Das Meer selber wird unsre Liebe schützen und uns auf den Planken des Schiffes gegen alle Intrigen vereinigen!" —

Seit einigen Minuten schon hatte sich ein unvermutet kalter böiger Nordwest erhoben, der die Wolkenballen auseinanderriß und die ersten großen Regentropfen über das Pflaster streute. Panikartig strömten Wagen und Pferde sofort der Chiaja zu. Durch Knäuel von Fußgängern wurde Schuras Equipage von Varri getrennt. Er hatte kaum noch Zeit, ihr mit der Gerte eine Kußhand zuzuwerfen und als Abschiedsgruß den heißesten seiner Glutblicke nachzusenden.

Vor dem Aquarium entstand eine Wagenstauung. Ebendort hatte auch Stanislaus Grün Posto gefaßt. Lorenzo Varri war seinem Späherblick richtig entgangen; das kurze Zwiegespräch war unbemerkt geblieben. Er drängte sich zu Schuras Wagen vor, sprang auf das Trittbrett und schlug eigenhändig das Schutzleder in die Höhe, wobei er tiefbesorgt sie mahnte: „Gut zudecken, mein Täubchen, und den Hut — bei allen guten Geistern! — den Hut zurück! Der Satanssturm zerreißt mir sonst noch alle deine neuen Federn!"

Die Reihe der Wagen setzte sich wieder in Bewegung; bald galoppierte einer hinter dem andern her, und Stanislaus Grün verschwand in der Menge.

Kurz vor ihrem Hotel ließ Schura halten. Sie winkte einen Facchino heran, der, dem Unwetter neugierig entgegenschauend, an einem Laternenpfahl lehnte, ließ sich einen Zettel von ihm geben und schrieb darauf: „An Mr. Anselm Harrey persönlich abzugeben. — Wir fahren morgen früh mit dem Dampfer nach Palmi ab. Wenn irgend möglich, begleiten Sie Ihre Freundin Schura Nevolenko."

Titi, der Schura den Zettel reichte, las ihn aufmerksam durch, nickte Zustimmung und drückte der Schwester die Hand. Dann fuhren sie ins Hotel. Der Bote folgte ihnen in gemessenem Abstand ebendorthin und fragte nach dem Adressaten.

Zu gleicher Zeit brach mit heftigem Getöse ein eisiger Wirbelsturm los. Alle Wolken zerbarsten und überschütteten den Golf mit Millionen spitzer Schloßen und mit dem hier so seltenen Geschenk von Schauern körnigen Schnees.

Der Abgang des Dampfers war infolge der stark bewegten See in Frage gestellt. Als aber der Sturm sich gegen Morgen legte, mußte Stanislaus Grün mit seinen Damen die Fahrt wohl oder übel zu Wasser antreten, wenn er nicht den Preis für die vier Billette verlieren wollte, und hierzu konnte sich der sorgsame Hausvater nicht entschließen.

Der Dampfer verließ also pünktlich den Hafen. Andre Passagiere hatten sich nicht eingefunden; weder Lorenzo Varri noch Greve und Harrey waren zur Stelle. Vergebens blickte Schura nach ihnen aus und wußte im Moment nicht, wessen Ausbleiben sie schwerer traf, das ihres Geliebten oder das ihres Freundes, der den Einflüssen des Geliebten irgendwie die Wage halten sollte.

Beim letzten Zeichen der Schiffsglocke stand Schura unter strömendem Regen, in ihren grauen Waterproof gehüllt, die Kapuze über dem Kopf, am Heck und suchte vergebens die Dunkelheit nach einem der beiden ersehnten Begleiter ab. Dicht an die Schwester schmiegte sich Titi, wortlos, aber voll innigsten Mitgefühls für die Enttäuschung und den Kummer der Verlassenen, die nun die Bahn ihrer eintönigen Abenteuer und Geschäfte weiterzog. Grün war offenbar be-



friedigt, nun doch noch ohne lästigen Zwischenfall dem rabiaten Anbeter mit seinem kostbaren Besitztum entschlüpft zu sein, aber die Aussicht, in diesem mörderischen Wetter den ganzen Tag über auf einem italienischen Trajektdampfer verharren zu müssen, drückte seine Laune. Kurz und grob erteilte er Kommandos und verstaute das umfangreiche Gepäck unter allerhand Verwünschungen gegen Tänzerinnen und schöne Damen, mit denen ohne solchen Krimskrams nichts anzufangen wäre. Endlich verschwand er in der Rauchkajüte, während die gleichfalls nervös gewordene Kuschnikoff es sich im Damensalon zu einem kleinen Nachschlummer bequem machte.

Da holte nach einer Viertelstunde noch mitten im Golf eine Motorbarkasse den Dampfer ein. Es wurde gestoppt, zwei Nachzügler tauchten am Reling auf: Baron Greve und Anselm Harrey.

Schuras Miene erhellte sich. In ihrer Freude eilte sie den beiden Herren entgegen. Dann aber fiel die Begrüßung doch etwas zeremoniell aus; sie selbst und ihr Freiwerber standen sich befangen gegenüber, während Anselm Harrey heute all seine gewohnte Munterkeit und das herzliche Entgegenkommen vermissen ließ, mit dem er Schuras Vertrauen so rasch gewonnen hatte. Ernst, beinahe finster starrte der Blinde vor sich hin, einsilbig gab er Antwort auf Schuras erregte Fragen nach dem Grunde seiner Verspätung. Wiederholt erkundigte er sich beim Kapitän nach den Witterungsaussichten, als ob er diese für den Kernpunkt seiner ziemlich planlosen Reise hielte. Dann zog er sich in einen Winkel am Steuerruder zurück, wo er in sich versunken dem Niederklatschen des Regens und dem Branden der Wogen lauschte.

Greve durchmaß inzwischen an Schuras Seite das triefende Deck. Er hatte seinen Antrag nunmehr in persona wiederholt. Fest, mit einer milden Dringlichkeit, ersuchte er das angebetete Mädchen um eine bindende Antwort, die sich unter den gegebenen Umständen freilich so geschwind nicht geben ließ. Daß aber seine Aussichten gegen gestern sich sehr verbessert hatten, konnte Eduard Greve klopfenden Herzens bei sich feststellen. Es gab ihm Mut zu kühnerem Angriff: „Sprechen Sie Ihr beglückendes Ja, Madame Schura! Dann darf ich mich auf der Stelle als Ihren Ritter und Beschützer gegen allen ungerechten Zwang und alle Nachstellungen betrachten. Der erste beste Pfarrer des nächsten Dorfes wird uns trauen. Sie sind frei, sind meine Herrin und folgen mir, wenn Sie sonst kein Hindernis sehen, auf meine Güter nach Deutschland als die Baronin Greve, die auch in meiner Heimat von aller Welt vergöttert werden wird."

„Vergötterung ist es wahrhaftig nicht mehr, was ich suche. Ich weiß längst, was ich davon zu halten habe. Was mich locken könnte, Ihnen zu folgen, Baron, ist, daß ich Sie für einen Mann von Ehre halte und als Ihre Gattin ein ruhiges und ehrbares Leben erhoffen darf. Was aber zwischen uns steht, das wissen Sie doch wohl? Der Gedanke an einen andern, von dem ich mich innerlich nicht loszureißen vermag, den ich — man mag es drehen und wenden, wie man will — den ich liebe."

„Sie werden ihn vergessen, sobald er selbst, sein Land und seine zweifelhafte Lebensform, unwiderruflich verlassen, weit hinter Ihnen liegt."

„Ich selbst bin zu einem guten Teil Italienerin. Werde ich je davon loskommen? Werde ich nicht in Ihrer stillen, kühlen Heimat vielleicht zeitlebens Heimweh haben nach dieser — zweifelhaften Lebensform und nach dem einen, der sie so bestrickend zur Schau trägt?"

„Vertrauen Sie mir, teuerstes Fräulein Schura, und Sie werden sehen, daß alles geschieht, Sie sogleich in meinem Hause und in meinen Kreisen heimisch zu machen." Ehrfurchtsvoll küßte er ihr die Hand.

Inzwischen hatte Titi, um nur ja bei dem bedeutungsvollen Zwiegespräch nicht zu stören, den Dampfer kreuz und quer durchirrt, hatte in den dumpfigen Kajüten weder bei Grün noch bei der Kuschnikoff, denen sie übrigens die Ankunft der beiden Herren wohlweislich verschwieg, bleibende Statt gefunden und ward schließlich von Harrey, der ihren unsteten Schritt vernahm, aufgefordert, ihm Gesellschaft zu leisten. Mühsam suchte er sie zu unterhalten, indem er ihr allerhand krauses Zeug von seinen Reisen vorerzählte.

„Was fehlt Ihnen nur, Mr. Harrey?" fragte das Kind mit sicherem Instinkt für sein bedrücktes Wesen. „Fürchten Sie die Seekrankheit wie Herr Grün, der schon vor Angst und Übelkeit kein Glied mehr rühren



kann, oder meinen Sie, daß es eine gefährliche Überfahrt wird?"

„Ich weiß es nicht, mein Kind. Wer blind ist, fürchtet alles und nichts. Ich leide hin und wieder an solchen Depressionen und gebe im Grunde nichts darauf. Irgend etwas, so scheint es mir dann, geht vor im Schoße der Natur. Gesunde spüren es nicht. Auf mir aber lastet es, als hätte ich allein die Verantwortung zu tragen für den Leichtsinn der Sehenden. Dieses fürchterliche Wetter kann einen Hanswurst melancholisch machen. Das saust und pfeift und grollt einem in den Ohren, und das Herz im Leibe zittert einem vor Kälte, wenn es nicht zur Abwechslung matt und trocken wird in einer unerträglichen Glut."

Besorgt schaute das Kind ihn an. Vergebens suchte er zu verbergen, wie schwer er unter seinen unbestimmten Ängsten litt. Um ihn aufzuheitern, fing Titi ihrerseits von kleinen Reiseabenteuern zu plaudern an und lockte ihm wohl auch gelegentlich ein müdes Lächeln ab. Wenn er aber lachte, so war es nur wie eine qualvolle Grimasse. Dann hielt sie erschrocken inne und streichelte nur scheu besänftigend seinen schlaffen Arm.

„Wie spät ist es?" fragte er sie unvermittelt.

„Gegen neun Uhr," antwortete sie mit einem Blick nach der Schiffsuhr.

„So werden wir bald in Amalfi sein. Wo ist deine Schwester, und wo ist Baron Greve? Ach, führ' mich hin zu ihnen, bitte!"

Titi tat, wie ihr geheißen.

„Greve, lieber Freund," sprach Harrey ihn in Erregung an, „wozu wollen wir uns entschließen?"

Greve, ganz in Gedanken an Schura und das Glück ihrer Gegenwart, ihrer Antwort trotz alles Drängens noch nicht sicher, erwiderte: „Ich gedenke Madame Schura von diesem Schiffe wegzuführen, sobald sie mir folgen mag."

„Ah, gut! Gut! Das ist es, was auch ich eben erbitten wollte. Die Fahrt unterbrechen! Aussteigen! Heimreisen! An irgendeinen versteckten Ort, wo es traulich, warm und sicher ist!"

„Mr. Harrey, wovon sprechen Sie?" fragte Schura befremdet.

„Von Ihnen, liebe Schura, von uns allen und unsrer Rettung."

„Aussteigen! Davonlaufen! Mein Gott, das ist nicht so einfach. Wie kann ich mich in ein paar Stunden gleich zu solchem Schritt entschließen!"

„Aber die Gelegenheit ist da," flehte Greve, „nutzen Sie sie aus! Fräulein Titi, werden Sie Ihre Schwester nicht selbstverständlich überallhin begleiten?"

„Ich tue, was Mr. Harrey rät," sagte Titi ruhig und bestimmt. „Mr. Harrey, meinen Sie, daß wir in Amalfi rasch und heimlich vom Schiffe steigen?"

„Ja, Kind, eben das würde ich für das Beste halten, und mir ist sogar, als wäre es der einzig mögliche Ausweg — selbst wenn es wie eine Torheit aussehen sollte. Weiterfahren aber kann Verderben sein!"

„Alle drei haltet ihr gegen mich zusammen!" klagte Schura gepeinigt. „Was macht ihr aus mir? Wohin soll das führen? Grün wird mich einholen — ach, und außerdem ..."

„Nur Mut mußt du haben, Schwesterchen, und nicht so verliebt sein, sondern gescheit!" Titi war für den Plan schon nahezu begeistert. „Mit diesen beiden Herren hier ginge ich bis ans Ende der Welt. Von Grün und der dummen Kuschnikoff loszukommen, kann niemals ein Unglück sein. Was ist dabei? Ich bringe geschwind die nötigsten Sachen, und daß wir weg sind, merken sie erst, wenn der Dampfer schon wieder auf dem hohen Meere schwimmt. Längst sind wir dann über alle Berge!"

Der Plan wurde sorgfältig weiter erwogen. Greve war Feuer und Flamme, Harrey fühlte sich erleichtert und gewann fast schon seine alte Frische zurück; Schura wagte nicht mehr zu widersprechen, wenn sie auch ihr Einverständnis ausdrücklich noch mit keinem Wort erklärt hatte.

Da tauchte auch schon Amalfi auf, und der Dampfer landete an der Brücke.

Ein Blick, und Eduard Greve sah sein Spiel verloren; denn über den Landungssteg herbei kam eiligen Schrittes sein Nebenbuhler Lorenzo Barri in Begleitung eines Facchino, der mehrere umfangreiche Koffer trug. Als er neben der Geliebten und ihrer Schwester die beiden Herren auf dem Verdeck erkannte, stutzte er wohl einen Moment, faßte sich aber sogleich und dankte ihnen, daß sie sich vollzählich zu seiner Begrüßung versammelt hätten. Schura, schon wieder



fasziniert von seinen schwarzen Augen und auf der Stelle ihm zurückgewonnen, war nahe daran, sich an seinen Hals zu hängen. Von Greves Fluchtplan war keine Rede mehr, er fiel ins Wasser und versank auf Nimmerwiedersehen.

Barri schüttelte den beiden Herren kameradschaftlich die Hände, küßte die ärgerlich sich sträubende Titi auf die Stirn und war dann mit allen Zeichen innersten Entzückens nur noch für Schura auf der Welt. Von Entschuldigungen überströmend, erklärte er ihr, daß er es für sicherer und bequemer gehalten habe, mit dem Frühzug nach Amalfi vorauszufahren, um sich erst hier mit ihr auf dem Schiffe zu vereinen. Von nun ab solle niemand es wagen, fügte er drohend hinzu, sie zu trennen oder zu verraten.

Greve, der sich bereits zurückgezogen hatte, traf bei diesem Tonfall alle Anstalten, den unverschämten Italiener beim Kragen zu packen. Er war krebsrot vor Zorn, sein Atem ging stoßweise, die Augen quollen ihm cholerisch aus den Höhlen, und Anselm Harrey, nicht minder erschrocken und enttäuscht, im Gegensatz zu seinem Freunde leichenblaß, hatte die größte Mühe, ihn vor einem törichten Skandal zu behüten. Mit festem Griffe hielt er ihn zurück, gütlich ihm zuredend: „Noch ist sie Ihnen nicht verloren, wenn Sie nur vorläufig Ruhe bewahren und die Stunde abwarten, in der Schura das wahre Gesicht ihres Italieners erkennen und sich aus freien Stücken von ihm wenden wird."

„Hat es denn irgendeinen Sinn," fragte Greve verzweifelt, „daß wir auf diesem greulichen Dampfer weiterschwimmen?"

„Mich hat die Signorina selbst darum ersucht. Das muß mir für heute wenigstens genügen. Sie meint wohl, daß sie mich einmal brauchen könne, und ich möchte ihr auch wirklich nahe bleiben, bis — nun bis sich ihr Geschick entschieden hat."

Da saß er denn wieder, der Blinde, in seinem Winkel am Steuerruder, wartete und wachte. Wiederum hatte sich Titi zu ihm gesellt mit ihrem traurigsten Gesichtel, und auch Greve rückte heran, grüblerisch und grimmig an seiner Eifersucht schluckend.

Der Regen hatte nachgelassen, die Luft war gegen Mittag etwas milder, wenn auch immer noch kühl genug, um die Passagiere unter ihren Decken und Mänteln frösteln zu lassen und ihnen jedes körperliche Wohlbehagen im Keime zu zerstören. Nur das Liebespaar, das man am Bug des Dampfers in eifrigstem Gespräch auf und nieder wandeln sah, fühlte sich wie im Himmel, warm und geborgen und voll der schönsten, sonnigsten Hoffnungen.

Von Zeit zu Zeit schüttelte Titi den Kopf und wußte augenscheinlich nicht, ob sie über das bedrückte Schweigen ihrer beiden Kavaliere lachen oder weinen sollte: „Daß wir nun wie die verstoßenen Kinder uns hier zusammenfinden! So habe ich euch Herren ja noch nie gesehen! Dabei geht es euch nicht schlecht auf der Welt. Reich und frei seid ihr, wie richtige Bojaren, könnt frei hinausspazieren, wohin es euch gefällt!"

„Oh, Kinderglauben!" sagte Harrey, indem er zerstreut mit Titis braunen Locken spielte. „Meinst du, wir würden nicht ebenso geführt, gedrängt, gestoßen wie du und deine Schwester? Nein, komm, laß uns nicht daran denken, was alles noch geschehen mag und wer von uns zuletzt den andern versinken oder steigen sieht! Fällt dir statt dessen nichts Lustiges ein, das uns hinwegträgt über Gegenwart und Zukunft und uns darüber recht von Herzen lachen läßt?"

„Ich habe ein Buch, daraus will ich vorlesen, wenn es den Herren recht ist. Von keinem andern Buch wird man so dankbar und froh."

„Ja, lies uns vor! Auf solch einen Ausbund von Witz bin ich wirklich gespannt!"

„Es ist nicht witzig, sondern im Gegenteil höchst grauenvoll: die Geschichte von der schrecklichen Sizilianischen Vesper, wie dort drüben in einer Nacht die Menschen zu Tausenden hingemordet worden sind. Wer davon hört, der kommt sich wie gerettet vor, und läge er auch in tiefster Not. Gebt acht, wir werden gut und froh und fromm von der Geschichte, weil wir den Unterschied dann merken, wie es mit uns der liebe Gott noch gar nicht übel meint."

Harrey nickte ihr eifrig Zustimmung: „So ist es! Nur müßte auch die Möglichkeit von so viel Schrecklichkeiten für uns undenkbar sein. Alles dumpfe Herzweh über unsern ferneren Weg müßte sich ersticken lassen durch solch kleines Buch aus der Vergangenheit."

Titi holte es und las; aber all den Greueltaten, die der Chronist beschrieb, wollte es doch nicht gelingen, die bedrückten Männer



Phot. Quidde & Müller, Berlin.

Theo von Rysselberghe: Bildnis der Frau Johanna Wolff.

aufzurichten und zu zerstreuen. Angesichts von so viel menschlichem Elend fühlte Harrey sich nur doppelt schwach und waffenlos. Dazu fing der eisige Regen wieder an, ihnen das Gesicht zu peitschen, und Schura würdigte sie schon seit Stunden keines Blickes mehr.

Zur Colazione traf sich die ganze Gesellschaft unter Vorsitz des Kapitäns an gemeinsamer Tafel. Auch Grün stellte sich endlich ein, nachdem er sich von den heftigsten Attacken der Seekrankheit einigermaßen erholt hatte. Die Farbe seines Gesichts machte seinem Namen alle Ehre und gewann nicht an Frische, als er die unvermeidlichen Begleiter seiner Diva wider Erwarten vor sich sah. Der Cavaliere Varri begrüßte ihn mit ironischer Höflichkeit. Die andern beiden ignorierten Herrn Grün und begnügten sich damit, nur Madame Kuschnikoff gegenüber ihre Anwesenheit mit einem freundschaftlichen Interesse für Schura Revolenko zu motivieren. Auch die arme Kuschnikoff war vom Mal di Mare sichtlich noch sehr angegriffen. Apathisch löffelte sie ihre Suppe, mechanisch machte sie, ihren Engagementsbedingungen entsprechend, Konversation. Unter den übrigen schleppte das Gespräch sich kalt und dürftig hin. Schura, die Varri an ihre linke, Harrey an ihre rechte Seite gebeten hatte, ward von Varri nur mit einigen Phrasen unterhalten, deren konventioneller Ton seltsam abstach von dem heißen Imperatorenblick, der sie dauernd gebannt hielt, der auch den Baron Greve streifte wie ein übermütiger Peitschenhieb. Diesen Blick konnte Anselm Harrey zwar nicht wahrnehmen, dafür aber hörte er allein den triumphierenden Unterton in der Stimme des Cavaliere, Zeugnis des sicheren und fast schon befriedigten Selbstbewußtseins, das in dem langen, ungestörten Gespräch mit seiner Dame ganz deutlich zu seinem Ziele gelangt war.

Nach Tisch begehrte Schura zu ruhen, und Lorenzo Varri selber riet ihr dazu. Sie nahm sich eine Koje und schlief, wie ermattet von einer großen Strapaze, den ganzen Nachmittag. Ihre beiden Verehrer schlossen Waffenstillstand bei Kaffee und Likör am Kartentisch und spielten mit Unterdrückung der feindseligsten Gefühle eine Partie Bridge nach der andern, wobei dem Baron Greve als einzige Genugtuung die pekuniäre Ausbeutung des Gegners verblieb.

In gleicher Weise wie das Frühstück verlief das Mittagessen, nur daß Varris Übermut durch die Entleerung seiner Börse etwas gedämpft erschien und die Konversation der Kuschnikoff aus Mangel an Material versiegte. Infolge des von neuem losbrechenden Sturmes war der Seegang jetzt ein sehr hoher; der Dampfer konnte seinen Kurs auf die kalabrische Küste nur mit Mühe halten und begann so abscheulich zu schlingern, daß ein Gast nach dem andern die Tafel verlassen mußte und schließlich nur der Blinde und die beiden Schwestern wohlbehalten zurückblieben.

Kaum waren sie allein, als Schura sich mit bebender Stimme und doch wie innerlich befreit an Harrey wandte: „Mein lieber Freund, wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind! Werden Sie auch diese Nacht noch bei uns bleiben, ich meine in Palmi, in unserm Hotel?"

„Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, bleibe oder folge ich, solange Sie es wünschen."

„Morgen vormittag sollen wir hinüber nach dem Schlosse des Duca d'Isola fahren — wenn nichts dazwischenkommt. Natürlich ohne die Begleitung der Herren."

„Ich fürchte, Signorina, Sie fahren nicht."

„Oh, Harrey," sagte Schura leise, „da ist sie nun, die Nacht der Entscheidung — einer Entscheidung wohl über mein ganzes Leben! Und Sie? Was meinen Sie dazu? Man soll nicht handeln, sagen Sie, sondern warten. So warte ich denn, und das Schicksal kommt mir dabei über den Hals, wenn Sie meinem Herzen keinen besseren Rat wissen."

„Aber habe nicht auch ich in Amalfi Sie gedrängt, das Schiff zu verlassen?"

„Es war mein Glück und mein Verderben, daß er uns den Weg verlegte. Und nun? Nun bin ich ratloser denn je, schwach und meiner Sinne nicht mehr mächtig!"

„Ein Blinder ist ein schlechter Führer. Aber ich will tun, was ich vermag. Mit allen meinen Kräften will ich Sie halten. Klammern Sie sich fest an mich, an meine Zuversicht! Wir werden einander nahe sein, auch wenn wir uns nicht sehen. Mut, Signorina! Mut, Titi, Schwesterchen! Wir werden einen Ausweg finden auch in der schrecklichsten aller Nächte."

„Was fürchten Sie, um Gottes willen, was fürchten Sie nur?" fragte Titi voll Unruhe den blinden Freund.

„Ich weiß es nicht — aber mir ist beständig, als liefen wir schwindelnd an einem Abgrund hin, einem Abgrund entgegen, und müßten eins das andre halten und stützen.“

Ein Aufenthalt auf Deck war nicht mehr möglich. Das Dunkel der Nacht, der Sturm und der Regen, der nun zeitweise einem Wolkenbruch glich, hielten die Passagiere in der Kajüte fest. Gegen Mitternacht endlich kamen die spärlichen Lichter auf den Terrassen von Palmi in Sicht. Jedermann segnete den Augenblick der Landung, die zwar mühsam, doch ohne Zwischenfall vonstatten ging.

Drei baufällige, von oben bis unten mit Kot bespritzte Wagen brachten die Ankömmlinge zu dem kleinen Gasthof Trinacria, dem einzig möglichen am Ort; eine halbe Stunde später hatten sich alle zur Ruhe begeben, alle mit Ausnahme von Anselm Harrey.

Ihn litt es nicht hinter den engen Mauern. Trotz des Unwetters verließ er das Haus, fest entschlossen, die Nacht im Freien zuzubringen. Lange irrte er unstet zwischen den engen Gassen umher, tastete sich an den alten knorrigen Obstbäumen entlang, die hier und dort die Anhöhen aufwärtszogen, bis er sich endlich orientiert hatte in der völlig fremden Gegend, auf dem bergig unwegsamen Terrain. Dann ging er zum Hafen hinab und ruhte lange auf einer leeren Tonne, die dort am Kai mit anderm Gerümpel aufgestapelt lag, sann und träumte, das Antlitz dem rauschenden Meere zu gerichtet, dem Sturm und Regen preisgegeben, immerfort unter dem Druck einer rätselhaften, bangen Erwartung. Dabei war ihm, als könne er in dieser finsteren, unwirtlichen Nacht zum ersten Male seit seiner Jugend Licht und Dunkel wieder besser unterscheiden. In seinen toten Augen fühlte er etwas wie neue Kraft und Schärfe, die Dinge der Umgebung zu erfassen und zu durchdringen. An der Hafenmauer hinschreitend, bemerkte er deutlich die Nähe der verschiedenen Lastschiffe, Dampfer und Boote und erkannte das Fahrzeug, das ihn hergebracht hatte, an einem ganz dünnen Karbolgeruch wieder, der der Kajüte anhaftete, vielleicht weil irgend einmal ein Kranker darin untergebracht gewesen. Jetzt aber störte und beunruhigte ihn dieser fade Geruch. Eilends schritt er weiter, einem reineren Luftzug entgegen.

Schwere und unförmige Vorstellungen wogten in ihm auf und nieder. Wie in einen endlosen leeren Raum fühlte er sich gebannt, mit all den schlummernden Menschen und regungslosen Dingen ringsumher zusammenschrumpfend zu einer Wolke winziger Atome, die durcheinandergewirbelt wurde von einer unsichtbaren Gewalt. Er selbst, farbloses Staubatom gleich allen übrigen, geriet — wie ging das zu? — in eines hellen Sonnenstäubchens Nähe, fühlte durch irgendein unerforschliches Naturgesetz sich zu ihm hingezogen, umtanzte es, verschmolz mit ihm — o Seligkeit! —, ward wieder losgerissen — o bitterer grenzenloser Schmerz! —, sah und empfand nichts mehr, bis er in einer andern Wolke neu erwachte. Wie schön und licht war jenes Sonnenstäubchen ihm erschienen, und war doch längst nicht mehr, eh' er es noch gedacht! Ewig, ewig und überall war nur die unsichtbare, die eine allgewaltige Hand! Alles ging aus von ihr, Grauen und Trost zugleich.

Von den Kirchtürmen der kleinen Stadt schlug es bereits die fünfte Stunde. Angestrengt lauschte Harrey auf die Geräusche, die von der Anhöhe her, wo der Gasthof lag, etwa vernehmbar wurden. Das Pfeifen des Sturmes schien alles übertönen zu wollen. Dann aber hob sich doch mit einem Male das Rollen schwerer Räder davon ab — an sich nichts Auffälliges in diesem regsamen Orte, wo auch in der kalten Jahreszeit bei Nacht der Verkehr nicht völlig ruhte. Trotzdem eilte Anselm Harrey nun sogleich nach dem Gasthof zurück, schlechten Gewissens wie ein Wächter, der seinen Posten leichtfertig verlassen hat.

Unweit des Albergo Trinacria hielt ein Automobil, dessen Chauffeur gerade damit beschäftigt war, Wasser und Benzin für eine weitere Fahrt neu aufzufüllen. Harrey wollte auf ihn zu, ihn ansprechen, da vernahm er vom Torweg des Gasthofs her, wie ein heftiger Wortwechsel sich erhob. Er unterschied Schuras leise flehende Stimme, die drohende seines Freundes Greve und wie spottend oder kühl zurückweisend die des Lorenzo Barri.

Jetzt brach Baron Greve in helle Empörung aus: „Das ist Gewalt! Freche Gewalt! Wagen Sie es nicht, die Dame anzurühren! Ich lasse Sie verhaften wie den ersten besten Gauner!“

Ein Fenster im ersten Stock ward aufgestoßen. Mit russischen Jammerlauten mischte sich die Kuschn[illegible] in den Streit. Sie rief vergebens nach [illegible] Grün.



Auch Anselm Harrey stand erstarrt, wie festgewurzelt, mitten auf dem kotigen Straßendamm und vermochte kein Glied zu rühren. Ist es das? Beginnt es so, das Schrecklichste von allem? fuhr es ihm durch den Sinn. Oder sollte es wirklich nichts weiter werden als ein Kampf zweier Männer um die Geliebte, ein sehr gewöhnliches Gezänk, das mit Sieg und Niederlage oder mit Versöhnung endet? Ich muß hin, muß helfen oder schlichten! Denn sicher verlangt sie nach mir, Schura, meine Freundin, mit der mein Karma verkettet ist!

Aber sein ganzer Leib war wie abgestorben. Seine innerste Natur sträubte sich gegen jeden Schritt, gegen die geringste Bewegung. Ihn schauderte vor der unsichtbaren Hand, die er jetzt unmittelbar über seinem Haupte fühlte.

Und der Schlag fuhr hernieder: ein ungeheuerliches, scheinbar sinnloses Schicksal erfüllte sich. Aus dem Schoß der Erde erscholl ein Rollen und Dröhnen, rasch anwachsend zu infernalischem Getöse. Den Menschen, die da eben noch gestritten hatten, schwand der Boden unter den Füßen, sie wankten und sanken in die Knie, unwissend, was mit ihnen geschah. Nur der Blinde sah klarer denn je. Er raffte sich auf zu einem Sprung quer über die Straße, die wie das Meer zu wogen schien. Mit einem Griff von instinktiver Sicherheit packte er Schura, an deren Kleider ihre kleine Schwester, Schutz suchend, sich angeklammert hielt, riß beide zu sich herüber und warf sich mit ihnen nieder in demutvoller Erwartung der nächsten Augenblicke, die über Tod und Leben entscheiden sollten.

Vor ihren Augen bog sich die Front des Gasthofs langsam vornüber, dann brach mit entsetzlichem Krachen das ganze Gebäude wie ein Kartenhaus in sich zusammen, alle Bewohner unter seinen Trümmern begrabend. Eine dichte Wolke von Mörtelstaub erfüllte die Luft und drohte die glücklich Erretteten nachträglich zu ersticken.

Das Antlitz im Schlamm vergraben, lagen Anselm Harrey und das Kind nebeneinander. Schura allein war aufgesprungen. Jetzt erblickte sie, als der Staubschleier allmählich sank, eine gespenstische Ruine vor sich, umgeben von einem Wall rauchenden Schuttes.

Mit einem schrillen, langgezogenen Schrei, der das Heulen d[illegible] und das noch immer anhaltende unterirdische Rollen grauenvoll übertönte, stürzte Schura vorwärts über das Geröll. Das Entsetzliche blieb ihr nicht erspart: wie unter einer Bettdecke hervor starrte das Gesicht Lorenzo Barris, ihres Geliebten, sie an, aschfahl, mit gebrochenen Augen. Sein Rivale, der neben ihm gestanden, war völlig verschwunden; über dem Körper Eduard Greves türmten sich zu einer Pyramide die steinernen Platten des geborstenen Balkons. Kein menschlicher Laut ward aus dem Trümmerhaufen vernehmbar, alles menschliche Leben war darin ausgelöscht und weggewischt im Verlauf einer einzigen unheilschwangeren Minute.

Schreiend, jammernd, irreredend, halb wahnsinnig vor Entsetzen warf sich Schura über das Antlitz des Erschlagenen. Ein Warnungsruf ertönte hinter ihr, doch zu spät. Der Rest des Balkons stürzte den Platten nach, ein eiserner Träger zerschmetterte ihr den linken Fuß. Den letzten Jammerschrei, den sie ausstieß, erpreßte ihr der körperliche Schmerz — dann vergingen ihr die Sinne ...

Als Schura aus schwerer Ohnmacht erwachte, fühlte sie sich eilends fortgetragen. Warm eingehüllt, gebettet in die Arme eines Mannes, dessen Schritte ein Mädchen lenkte, zog sie wie im Traume dahin über ein rauchendes Trümmerfeld, aufwärts in engen, staubigen, schlammigen Gassen, an Ruinen und geborstenen Mauern vorüber, aus denen feurige Lohe und Qualm aufstieg, aus denen gellende Hilferufe oder leises Gewimmer ertönte, im Rücken den Sturm, den niederprasselnden Regen und das immer furchtbarer anschwellende Tosen des Meeres, das gegen die Terrassen anbrandete, die Straßen überschäumte, mit Sturzwellen ihnen nachzujagen schien.

Auf einem freien Gipfel, hoch über der bedrohten, der zerstörten Stadt, hielt Anselm Harrey mit den beiden Mädchen Rast. Unter einer Pinie, deren Äste gegen das Unwetter notdürftig Schutz gewährten, ließ er sich ermattet nieder, schöpfte Atem und ward langsam wieder Herr seiner Gedanken.

In seinen Armen lag noch immer Schura, an seine Seite geschmiegt Titi, die mit der naiven Spannkraft des Kindes den ganzen Umfang der Katastrophe und deren Bedeutung für ihr und ihrer Schwester Leben am ehesten übersah.



Sie auch brach zuerst den Bann der Todesangst und des wortlosen Entsetzens: „Schura! Schwesterchen!“ flüsterte sie, indem sie sich über die Verwundete beugte, die leise stöhnte. „Daß du nur lebst, daß wir uns nicht verloren haben! Sprich nur ein Wort, wie du dich fühlst!“

„Ah, gut! Ganz gut und wohl ... nur etwas Schmerzen noch am Fuß! Aber gut ist's bei euch allein, euch beiden ... Harrey, lieber Harrey, Titi ... Schwesterchen ...!“

„Dies also war es,“ antwortete Harrey wie auf eine unausgesprochene Frage. „Il Terremoto! Ein Untergang, ein plötzliches und doch vorbestimmtes Verschwinden von Freund und Feind, von all ihren Plänen, Hoffnungen und Geschäften! Wir, wir drei allein — wir dürfen, wir sollen leben!“

Und wie er des rückgeschenkten Lebens nun wieder eingedenk ward, Wert und Bedingungen des Lebens neu zu fühlen begann, tat er instinktiv, was der Augenblick erforderte, nahm sich der Wunde seiner armen Schura sorgsam und verständig an, entfernte mit Titis Hilfe Schuh und Strumpf, verband den zerschmetterten Fuß, soweit es noch möglich war, und hieß endlich die Schwestern ein wenig schlummern, indes er wachte und übersann, was in dieser verzweifelten Lage am besten zu tun sei. —

Als der Morgen anbrach, waren sich die drei über ihre Gegenwart und Zukunft, ohne viel Worte gesprochen zu haben, nur aus ihren Sinnen und Träumen heraus, klar und einig.

„Mir träumte,“ erzählte Schura mit schwacher, doch fast schon wieder munterer Stimme, „mir träumte, ich hätte soeben schon wieder getanzt, gesungen und getanzt in einem aufgeputzten Salon, umwirbelt von einer großen Menschenmenge.“

„Arme Schura,“ erwiderte Titi, „mit dem Tanzen ist es nun wohl für immer vorbei!“

„Ich weiß,“ nickte Schura mit einem Blick auf den Rest ihres Fußes, „niemals mehr werde ich es können — aber auch niemals mehr tanzen müssen!“

Da zog Anselm Harrey sie leise an sich und küßte sie wie tröstend auf die Wange: „Keiner ist mehr, der es von dir verlangen könnte. Die armen Motten, die dich so eifrig umflatterten, hat die große Flamme verzehrt, ehe sie's gedacht. Und auch die andern flattern nun in einem Husch davon. Wirst du's ertragen?“

„Bin ich nicht frei — und Titi, meine Schwester, auch? Und du, du Anselm Harrey, frei mit mir?“ Sie war schon wieder im Traum befangen und schmiegte sich in seinen Arm wie ein schlummerndes Kind.

„Ja, frei! Und geborgen,“ bestätigte Titi mit unterdrücktem Jubel, „solange er uns nicht von sich jagt!“

Und Harrey erwiderte ihr Lächeln, das er fühlte, ohne es zu sehen. „Wenn ihr dem Blinden folgen wollt ...? Liebe Kinder, einen langen, langen schweren Weg haben wir jetzt vor uns! Geduld werdet ihr haben müssen mit mir und allen Widerwärtigkeiten, die über uns verhängt sind. Gott gebe, daß wir bald Unterkunft finden, gute, gastfreie Menschen, einen Arzt und alles weitere ... Dann aber, meine ich, werden wir drei wohl so zusammenbleiben, wie die allmächtige Hand uns zusammengefügt, für eine Weile wenigstens, am liebsten unser kurzes Leben lang.“

Anselm Harrey erhob sich vom Boden, reckte die Arme und belud sich wieder mit seiner köstlichen Last. Die Kleine ergriff seinen Mantel und führte ihn. So traten sie denn den schweren Marsch tapfer und zuversichtlich an, in der Richtung, wo die Berge lagen und soeben die Sonne aufzugehen schien.

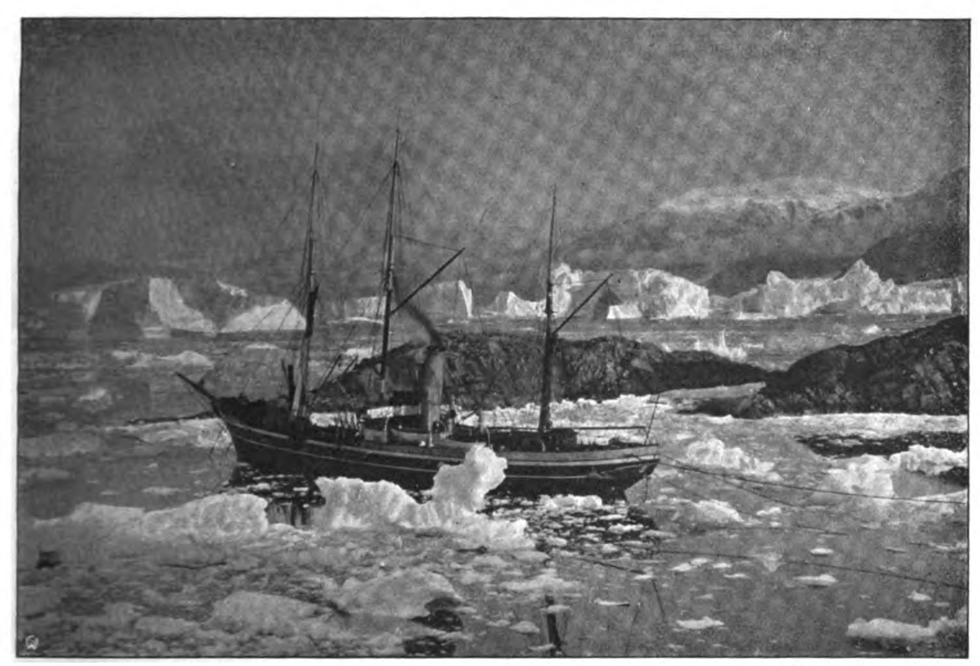
Rüstig schritt der Blinde aus. Im Besitz eines Schatzes, dessen Schönheit und Kostbarkeit er allein noch zu würdigen verstand, wo für die andern der Wert gesunken war, fühlte er die Kräfte seines Körpers und seiner liebereichen Seele ins Unermeßliche wachsen.

Die Nacht

Du bringst die Lampe, Liebste? Oh, laß der Nacht
Den dunklen Traum vom sterbenden Tage noch.
Laß ihr den Kranz verwelkender Rosen
Noch eine Stunde im duftenden Haar.

Was uns der Morgen, tauender Schönheit voll,
Was uns der Mittag brennend ins Blut gejauchzt
Und uns des Abends blasse Hand gesegnet,
Spiel uns noch einmal die Leier der Nacht!

Otto Ernst Hesse



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Dampfer „Hans Egede“ im Eise.

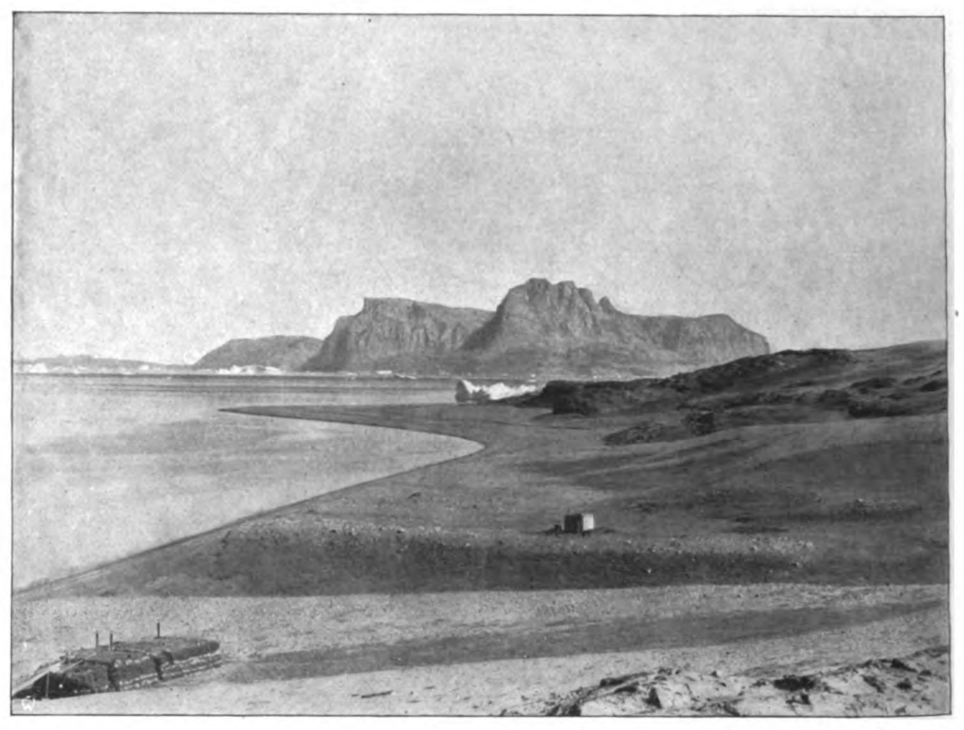
Grönland

Bilder und Erlebnisse von Dr. A. Stolberg (Straßburg i. E.)



Eine aus den Schweizer Gelehrten Dr. A. de Quervain, Dr. E. Baebler und dem Verfasser dieses Aufsatzes bestehende Expedition hielt sich vom Frühjahr bis zum Beginn des Herbstes 1909 in Grönland auf, um zunächst aerologische Arbeiten vorzunehmen. Diesen Arbeiten folgten Randvermessungen im Bereich des Karajakgletschers, des Hauptproduzenten der an Grönlands Westküste triftenden Eisberge. Unsre Messungen bedeuteten eine Fortsetzung der von E. von Drygalsky 1892 begonnenen Untersuchungen über die Natur und Bewegung des Inlandeises. Von ganz besonderem Interesse erschien es aber, auch das weiter zurückliegende Gebiet dieser von Drygalsky nur am Rande untersuchten Eisströme kennen zu lernen, und so kam eine sechsundzwanzigtägige, von uns dreien allein unternommene anstrengende Schlittenreise zustande, seit Nansen die längste im innern Grönland. Einige Bilder aus der Wasser- und Bergwelt der riesigen Insel sowie der zwischen dem 70. und 71. Grad noch völlig unbetretenen Eiswüste des Innern sollen hier zugleich mit einer kurzen Schilderung des Lebens und der Eigenart der grönländischen Eskimos gegeben werden. Daß wir noch in Grönland mit dem ominösen Entdecker Dr. Cook zusammentrafen und drei Wochen reisten, sei nebenher bemerkt.

Der Schauplatz für das Leben der Eskimos ist ein zwar lang dahingestreckter, aber sonst nur schmaler Landsaum, den das nicht selten bis zur Meeresküste vorstoßende Inlandeis freiläßt. Die labyrinthisch verzweigten Fjorde, die tief eingreifend wie ein Netzwerk den schmalen Landstreifen durchschneiden, sind in ihrem Verlauf noch vielfach gänzlich unbekannt und gänzlich unerforscht. Diese jetzt vom Meerwasser gefüllten Täler sind durch die Gletscher der Eiszeit „wie mit einem Riesenpflug“ in den Rumpf des Landes eingefurcht. Steile Felswände umrahmen die unendlich einsamen Wasserstraßen, in denen sich das Boot nur mühsam zwischen treibenden Eisbergen hindurch einen oft nicht ungefährlichen Weg bahnen kann. Nur hier dulden die Berghänge an der Sonnenseite noch Flechten und Algen, während Baumarten wie Birke und Weide nur in Gestalt eines verkrüppelten Strauchwuchses in besonders geschützten Lagen wachsen.

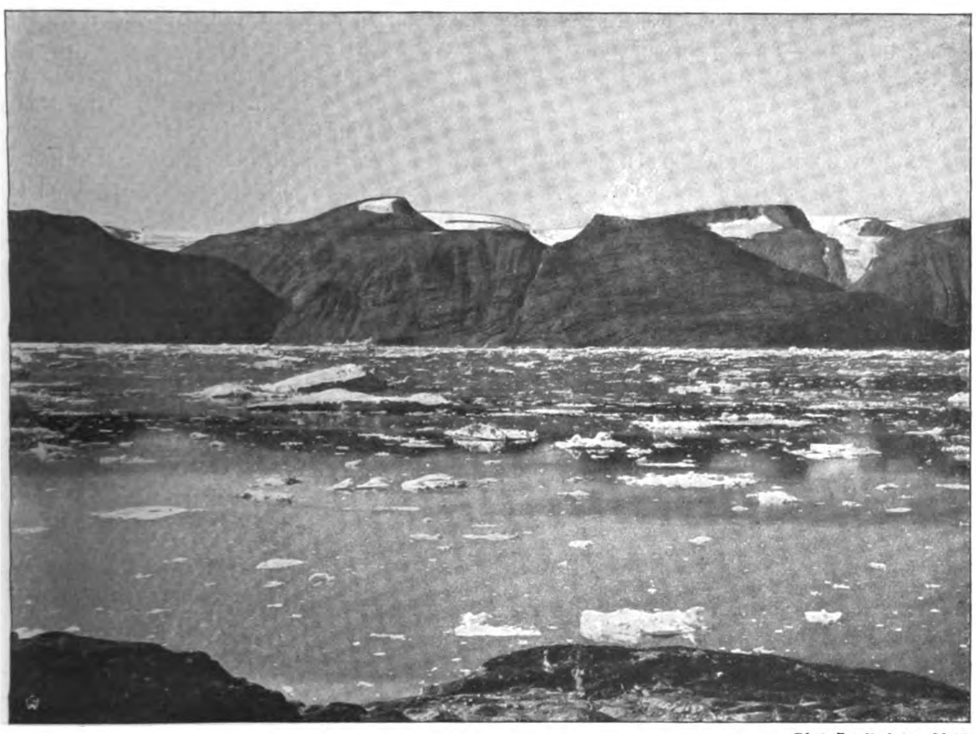


Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Umanakfjord mit den Berginseln.

Sobald der Reisende eine der wenigen Siedlungen der Küste verläßt und die bescheidenen Holzhäuser der wenigen Europäer sowie die aus Stein und Erde errichteten Hütten der Eingeborenen verschwunden sind, befindet er sich bereits in völliger Wasser- und Felswildnis. In unendlicher Verlassenheit liegen diese Wasserstraßen. Hier und da stürzen sich die Kaskaden des Inlandeises unvermittelt und geradezu furchterregend in sie hinein. Nur die Gewalt des bei heiterem Himmel plötzlich einbrechenden Föhnsturmes und das Krachen der treibenden Eismassen unterbricht die eherne Stille. Durch die Wärme der Sonne sind die überall schwimmenden Eisberge in steter Bewegung, und oft stürzen große Stücke von ihnen ins Wasser, Wellen ziehend, die für offene Boote gefährlich werden können. Die scheinbar ruhig daliegenden Kolosse sind vielleicht im nächsten Augenblick bereit, sich zu wälzen oder in Trümmer zu gehen. Durch den starken Abschmelzungsprozeß, den die Sonne und das Meerwasser verursachen, wird die Gleichgewichtslage der Eisberge fortwährend verändert, und sie sind stets geneigt, durch Kippen einen andern Schwerpunkt zu suchen. Zuzeiten rollt fast ununterbrochen der Donner zusammenbrechender Eisberge über die Sunde. Hoch spritzt der Gischt der Flutwelle empor. Ihre Macht wird bald von den vielen andern Eistrümmern gebrochen, aber hoch hebt und senkt sich noch hier in der Ferne unser Boot. Prüfend sehen die rudernden Grönländer zu der nächsten Eiswand hin, die in unserm Kurse liegt und an der wir vorbei müssen. Mit Mißtrauen prüfen auch wir das statische Gleichgewicht des unheimlichen Kolosses und suchen durch beschleunigtes Rudern unter Vermeidung des Sprechens so bald als möglich aus dem Bereich der Gefahr zu kommen.

Zuweilen führt uns das Boot an einem Vogelberge vorbei. Gewöhnlich besteht solch ein Berg aus einer Flucht von gewaltigen überhängenden Wänden, die so liegen, daß sie Tag und Nacht fast beständig von der Sonne angestrahlt werden. Auf den übereinanderliegenden Absätzen und Bändern der Felsen, die sich wie ein riesiger Zirkus um uns aufbauen, brüten Hunderttausende von Vögeln. Erst der überhängende Fels, der



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Nugsuak-Halbinsel.

unheimlich genug seine Schatten über Wasser und Boot wirft, macht das Nisten unmöglich. Unter betäubendem Geschrei fliegen die Männchen vor diesem Felsentheater auf und nieder, zum Teil wie im Spiel begriffen, zum Teil Beute im Meer fischend und sie wieder nach oben tragend, wo die Weibchen in langen Reihen, eins neben dem andern ohne jede Lücke, dem Brutgeschäft obliegen.

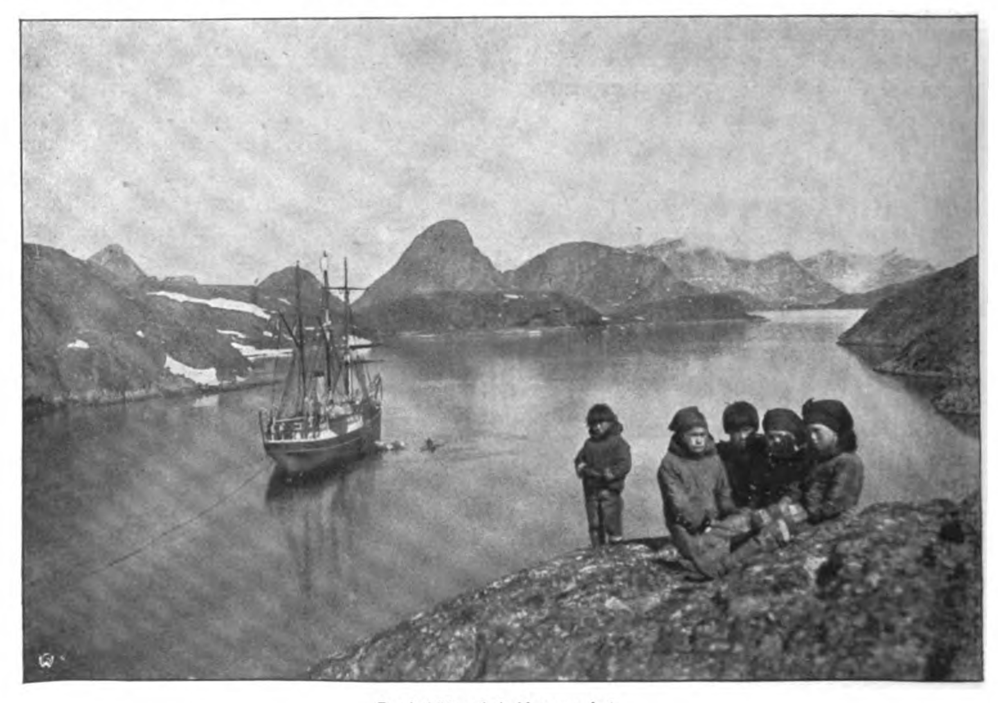
Zu der von den Eisbergen bedingten Gefahr gesellt sich nicht selten das urplötzliche Auftreten starker Fallwinde, die mit der Wut wilder Tiere von den steilen Massiven der Fjordumrandung herabstürzen. So überraschte uns am Schluß des Sermidtletfjordes ein Föhnsturm. Das eine unsrer Boote hatte sich, um Vogeleier zu sammeln, am südlichen Rande des Fjordes gehalten und mußte nun quer zur Sturmrichtung zu unserm Bootplatz herüberkommen. Der Föhn heulte so rasend aus den Felsen heraus, daß er schon unmittelbar am Ufer das Wasser schäumend in die Höhe fegte und ein aufrechtes Stehen und Gehen unmöglich machte. Mit 22 m in der Sekunde raste der Sturm daher. Es war ein nervenerregendes Schauspiel, platt auf dem Boden liegend hier untätig Zuschauer sein zu müssen, während die sechs Insassen des Bootes um ihr Leben ruderten. Das Boot tanzte derartig auf den Wellen, daß wir jeden Augenblick das Kentern erwarteten. Mit dem Verlust von sechs Menschenleben wäre in diesem Falle auch der Untergang eines Teils der Instrumente und der Lebensmittel verbunden gewesen. Beinahe hätte unsre Expedition durch diesen Föhnsturm ein vorzeitiges Ende gefunden.

Blicke in die Seitenarme der Fjorde haben oft einen schauerlichen Reiz. Denn nicht selten sind diese Arme gänzlich unzugänglich, durch ein Chaos von gigantischen Eisgebilden verrammelt, deren Anblick derartig wild und abstoßend ist, daß ihn in gleicher Furchtbarkeit die Natur kaum irgendwo aufzuweisen vermag.

Nicht freundlicher wird das Bild, wenn wir die wie mit dem Meißel bearbeiteten 1000 bis 2000 m hohen Berge des Gneisgebietes verlassen und, wie an der Küste der Vaigatstraße oder der Insel Disko, in das Reich des Basalts treten. So verbindet auf

Disko ein kilometerlanger ebener Streifen schwarzen Sandes die kleine Bucht von Godhavn („guter Hafen") mit dem Fuß des jäh aufsteigenden Skarvefjeldes. Ein Strand, an dem die Brandung nicht nur mit Schaumflocken, sondern auch mit Eisblöcken und Walfischknochen spielt. Kaum hundert Schritt entfernt ragen gestrandete Eisberge von wundersamen Formen in der wogenden See. Dicht dabei öffnet sich ein energisch in die Uferterrasse eingeschnittenes finsteres Tal, aus welchem der Röd-Elf seine rötlichen Gewässer ergießt. Eismauern stehen noch an seinen Rändern, während nur wenige Meter höher auf der Strandterrasse Pedicularis in Mengen blüht. Meer, Lava, Eis und Frühlingsblumen dicht beieinander! Fahren wir mit dem Boot über diesen ebenen schwarzen Strand hinaus, dorthin, wo das Skarvefjeld, ohne auch nur einen schmalen Uferstreifen zu belassen, unmittelbar in das Meer abstürzt — keine Klippen, keine Schären, nur die Eisberge mildern bei stürmischem Wetter hier den Wogenprall. Das dunkle Eruptivgestein zeigt sich in märchenhaftem, die schöpferische Phantasie weit überbietendem Formenreichtum. Da stehen Türme, Pfeiler, Säulen, Gewölbe und andre Formen einer wundersamen Architektur herauserodiert, daß man aus diesen Gesteinsruinen Baustile um so mehr herauszufinden versucht ist, als die Elemente des Gesteins, die seinen sechskantigen Basaltsäulchen, ein wie von Steinmetzhand bearbeitetes Material vortäuschen. Die Felsen überschatten das Wasser, daß es dunkelgrün, ja fast schwarz erscheint. Unergründliche finstere Höhlen, die in den Basalt hineinführen, erzeugen die Vorstellung, daß hier der Eingang zu den Tiefen des Planeten sich öffnet. Urweltliche Tiere mischen sich chaotisch mit Toren, Grotten und Galerien. Truggestalten! Unmittelbar vor dem dunklen Wasser steht in einer Nische eine Madonna, über deren Antlitz das rinnende Wasser einen Eisschleier entstehen ließ. Vielleicht ist es auch nur in dieser verwunschenen Umgebung die verwunschene Prinzessin des Märchens? Erstarrt und doch lebendig! Hier und da heben sich einzelne Punkte von den braunen Felsen ab; es sind ruhende Möwen, die den erdrückenden Ernst der Szenerie etwas mildern.

Über dieser von einer längst entschwundenen Erdperiode geschaffenen schwarzbraunen wilden Felsenwelt, die in düsterer Majestät unsagbar großartig sich aus der Meeresweite



Gneisküste bei Kangamiut.



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Eskimohütten und Gebirge an der Vaigatstraße.

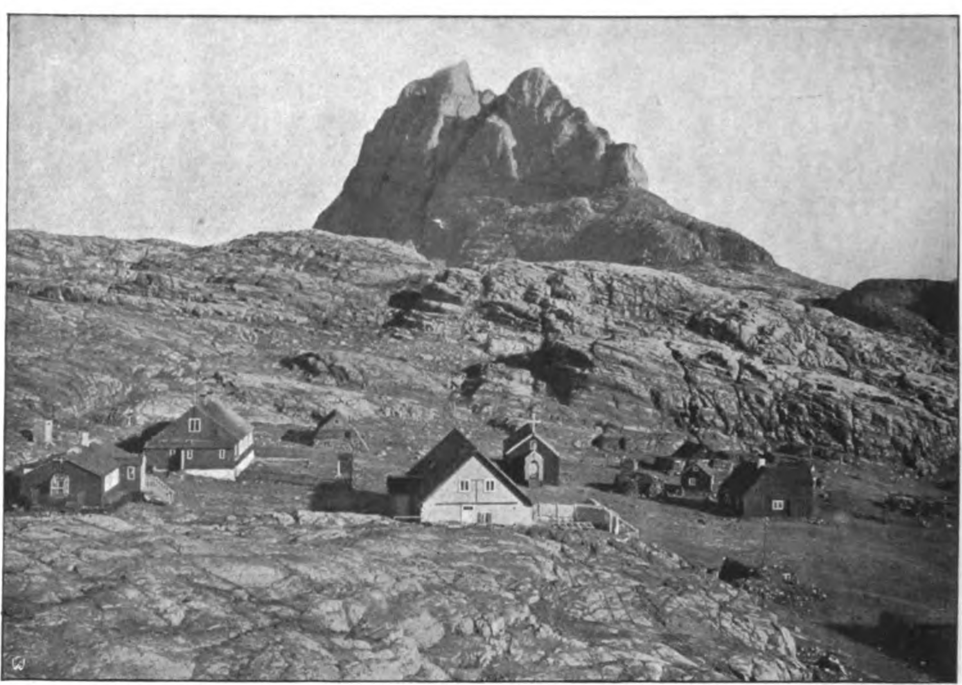
emporbaut, breitet sich ein einziger ungeheurer Gletscherschild. Aber nur hier und da wird ein in die Felskamine herabhängendes Stück von ihm sichtbar. Wasserfälle, dem Fuß unerreichbar, tauchen hoch oben in diesen Hohlkehlen als wehende Schleier auf und verlieren sich wieder in den Falten der Wände, ehe noch das Ohr ihr Brausen vernahm.

In schroffem Gegensatz zu solcher Szenerie steht das offene Meer, in das wir um Mitternacht wieder hineinsteuern. Wie hellblaue Seide schillert die See; die Strahlenbrechung hebt die weit draußen schwimmenden Eisberge scheinbar aus dem Wasser, in das ihr Bild zurückfällt. Ein friedlicher Abendhimmel mit angegoldeten Schäfchenwolken wölbt sich über die Weiten, im Schatten der Felswände erscheinen die nahen Eisberge blaßgrün und auch wie weißgrauer Atlas, während sie draußen, wo die Felseninseln der Diskobucht auftauchen, im Schein der Mitternachtsonne flammen. Ein Bild der arktischen Nächte im hohen Sommer!

Verlassen wir das Boot, um mit Steigeisen, Pickel und Seil auf einen der Berge zu steigen und von dort oben Umschau über diese Ultima Thule zu halten! Die rauhe Größe unsrer mitteleuropäischen Bergländer wird immer noch gemildert durch die fortwährenden Gegensätze zwischen Gletschern, Matten und Wäldern, während hier in Grönland fast kein Zeichen von Naturleben sich zeigt. Zwischen uns und dem Inlandeis liegt ein wohl 100 km breites unbetretenes Gebirgsland. „Dieses Meer von Gipfeln heimelte uns zuerst an," so drückte de Quervain sich aus, „aber als wir das Ganze zu entwirren und die einzelnen Formen zu verstehen suchten, da stockte mit einem Male beinahe der Atem, und die Hand ließ das Glas sinken. Unerbittlich, tückisch, jäh fielen von sanften Hochfirnen die schwarzen Wände in die noch dunkleren Fjordwasser ab, ohne daß sich in dieser ungeheuren Verlassenheit dem Leben irgendwo auch nur die kleinste Stätte zu bieten schien. Wehe dem, der nicht wohlüberlegt, nicht gut ausgerüstet in diesen Irrgarten lauernder Riesen eindringt; er kehrt nicht zurück! So grausam hatten wir das Gebirge noch nicht gesehen."

Bis 800 und 900 m etwa sind die Berge sehr steil. Ihre Gipfel ragen zuweilen als





Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Umanak.

scharfe Zacken auf, die nie vom Eis bedeckt waren, die Nunatakker (Nuna: das Land) der Diluvialzeit, häufiger jedoch stehen sie als durch das frühere Inlandeis gerundete Kuppen vor uns. Von diesen ehemaligen Nunatakkern, zu denen beim Vorschreiten der Vereisung das organische Leben flüchtete, stieg es später auch wieder langsam, mit der Abschmelzung der Vorlandvereisung Schritt haltend, herunter.

Relative und absolute Höhe dieser Gneis- und Basaltberge sind hier identisch. An allen Punkten der Küste gibt es stattliche Berge, die an ausgeprägter Physiognomie die Alpen oft erreichen und im Süden, in der Gegend des Kap Farvel, sogar noch überbieten. Die Klimagrenze liegt volle 2000 m tiefer als in den Alpen, beträgt doch das Jahresmittel für das gesamte Nordgrönland nur — 8,5 Grad im Meeresniveau.

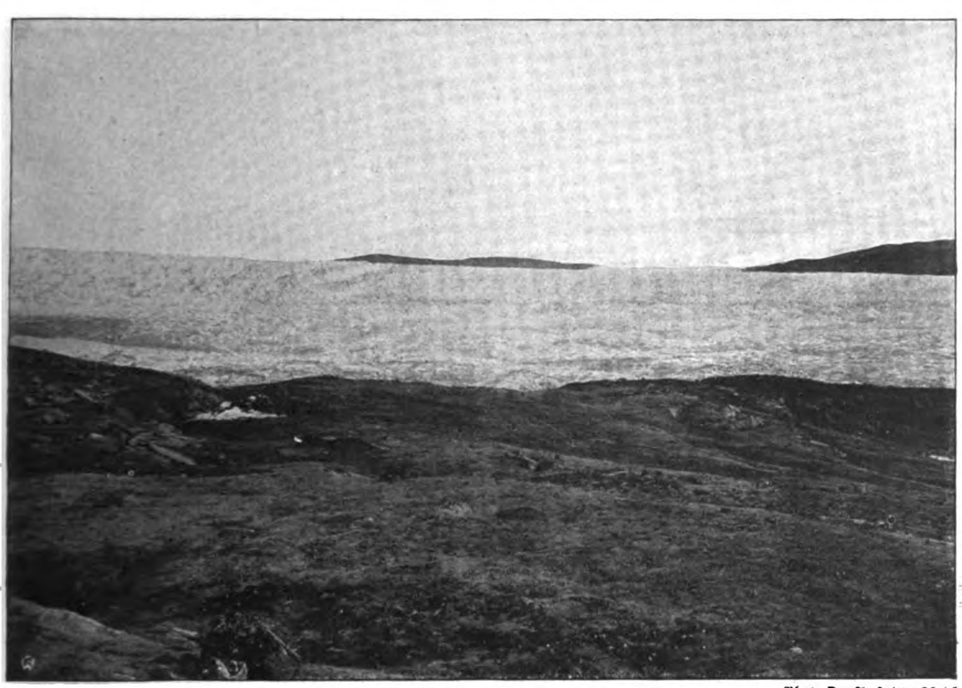


Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Unsre Trägerin Mathilde in Festtagskleidung.

Aus den tiefen Sunden unter uns lösen sich von den in sie eintretenden Kaskaden des Inlandeises die Eisberge ab, sie „kalben". Flut, Strömung und Wind verfrachten sie nach der Außenküste, wo sie Perlen gleich am Horizont dahingleiten, wärmeren, glücklicheren Breiten zu, die ihnen selbst aber den Untergang bereiten.

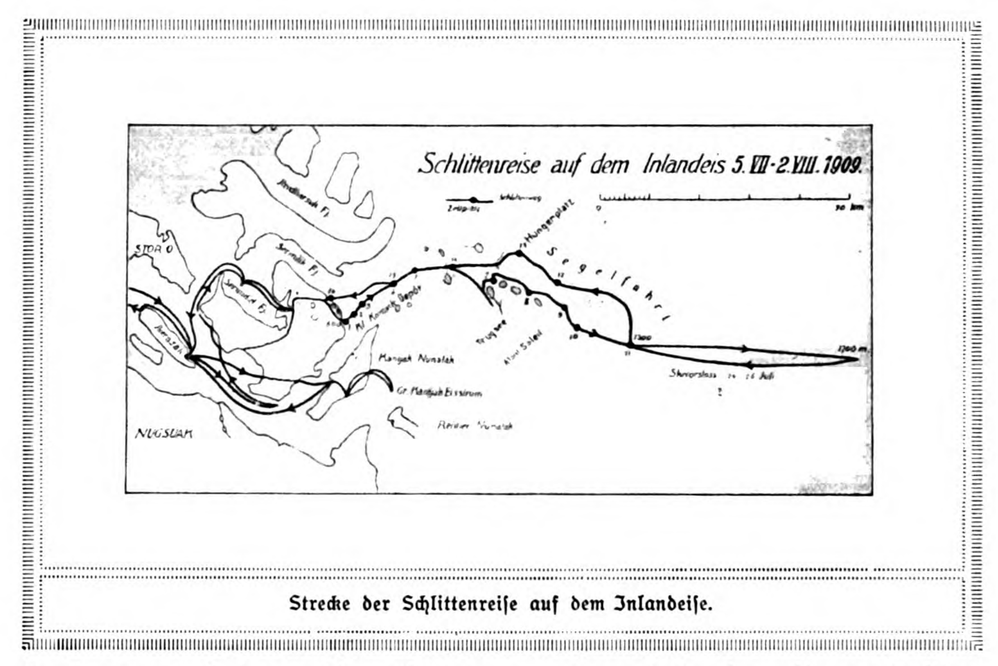
Am 2. Juli brachen wir von der Siedlung Umanak in zwei Walfängerbooten unter Begleitung von sechzehn Grönländern — bei denen sich auch


Phot. Dr. A. Heim, Zürich.
Blick auf das Inlandeis vom Karajak-Nunatak.

ein junges Mädchen namens Mathilde befand — zum Inlandeis auf. Wir transportierten ein Zelt aus Segeltuch mit wasserdichtem Boden, drei Schlafsäcke, Pelzblusen, Kochapparat, astronomische und meteorologische Instrumente, drei Paar Schneeschuhe, Skistöcke, Eispickel, 120 kg Proviant, für sechs Wochen berechnet, und außerdem einen Kasten mit medizinischer und chirurgischer Ausrüstung. Als Lebensmittel führten wir vorzugsweise Pemmiken (ein gepreßtes Gemisch von Fett und wasserfreiem Fleischpulver), Fleisch- und Gemüsekonserven, Tee, Butter, Kakao, kondensierte und gepulverte Milch, Honig sowie getrocknetes Obst mit. Als Brot hatten wir Pumpernickel in Dosen und Biskuits, von denen vierzehn Stück für den Tag auf jeden berechnet waren. Außerdem hatten wir noch Tabak bei uns, alkoholische Getränke aber gar nicht. Bei unsrer Ausschiffung in Godthaab in Südgrönland betrug unsre gesamte Habe dergestalt über siebzig Kisten.


Phot. Dr. A. Heim, Zürich.
Backfische. Im Hintergrund eine Butik. (Ritenbenk.)

Am Ende des schon genannten gänzlich unbewohnten Sermidtletfjords errichteten wir ein Lebensmitteldepot und hinterließen die Weisung, daß von Ikerasak aus, der nächstgelegenen Kolonie, ab und zu einige Kajakmänner geschickt werden sollten, um hier nach uns zu sehen. Wären wir bis zum 3. August nicht zurück bei diesem Depot, so sollte angenommen werden, daß wir einen



Strecke der Schlittenreise auf dem Inlandeise.

Durchquerungsversuch nach Angmaksalik an der Ostküste versucht hätten oder verunglückt seien. Eine entsprechende Mitteilung sollte dann nach der Hauptsiedlung Umanak gesandt werden.

Nach einem zweitägigen Marsche durch das Gebirge erreichten wir den Rand des ewigen Eises, das wie ein Meer unabsehbar zum Horizont hinaufzog. Nur wenig Menschen gelangen dorthin, wo, wie de Quervain es ausdrückt, die Küste ein zweites Mal von einem Meer begrenzt wird, dem Eismeer des Binnenlandes. „Als ob man aus der Zeit in die Ewigkeit trete,“ fährt er fort, „so ist dem zumute, der auf diesem Eismeer vordringt. Drohend und lockend zugleich



Phot. J. Möller, Godthaab.

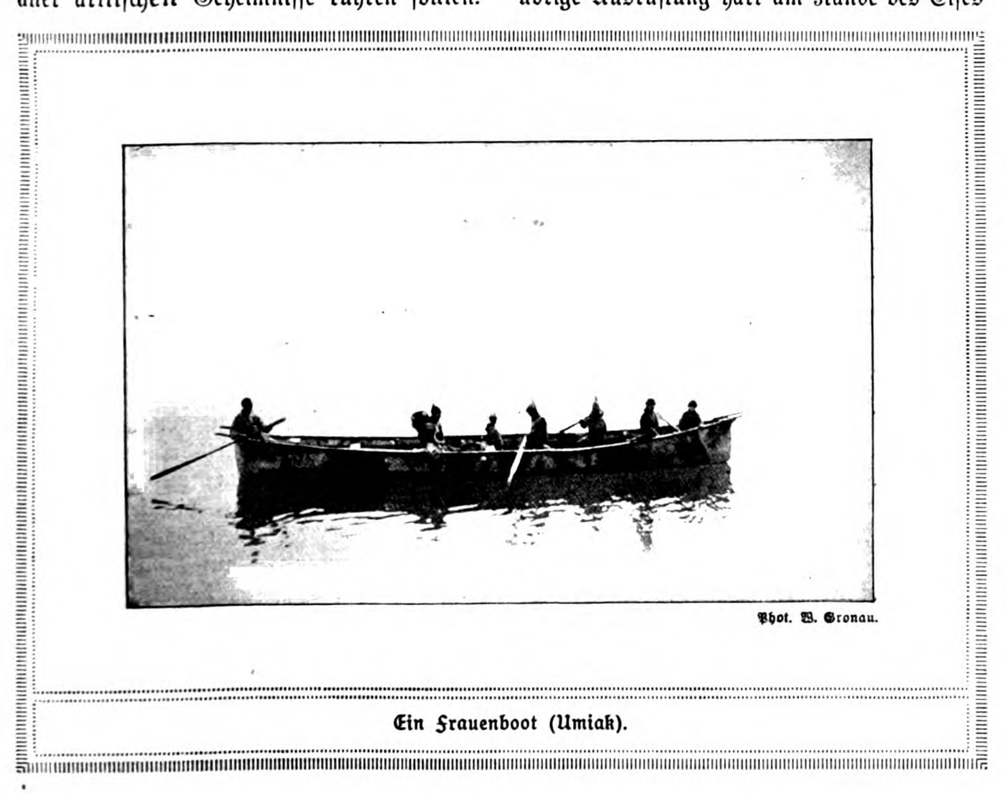
Kajakmann mit Fangausrüstung.


Phot. J. Möller, Godthaab.

Der Fänger geht in See.

— magisch wirkte auf uns der Gedanke, daß wir nun bald an den Schleier des größten aller arktischen Geheimnisse rühren sollten."

Jetzt nahmen unsre sechzehn Grönländer, nachdem sie die Schlitten und die gesamte übrige Ausrüstung hart am Rande des Eises


Phot. R. Cronau.

Ein Frauenboot (Umiak).

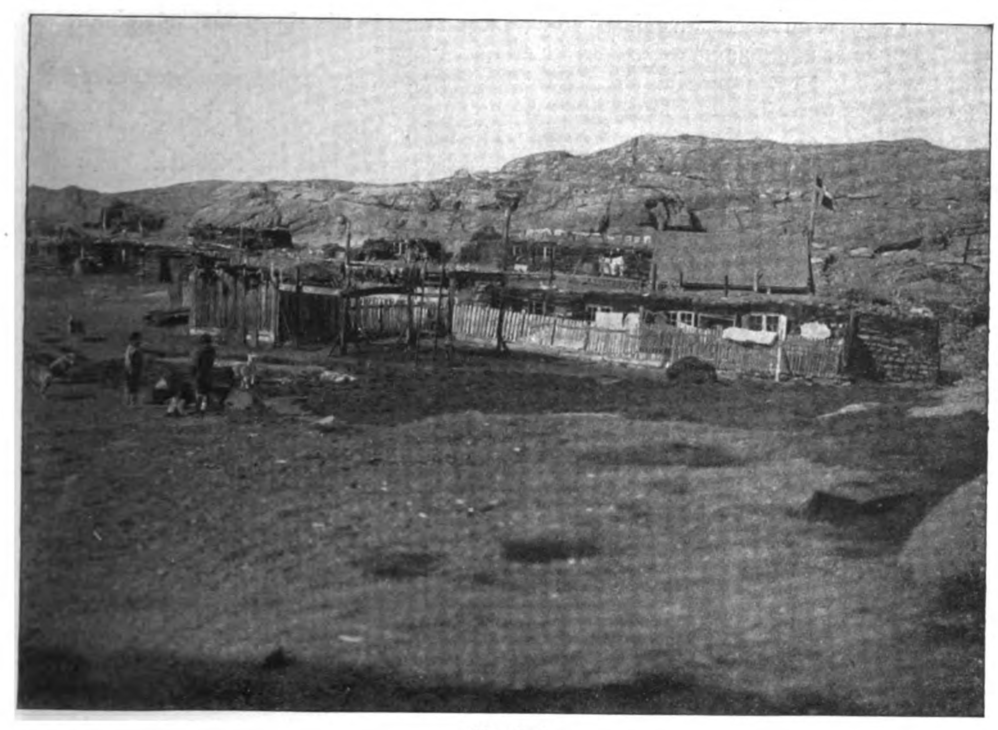

Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Mütter mit ihren Kindern im Sommerzeltlager. (Rave-Insel.)

niedergelegt hatten, durch Handschlag einen förmlich feierlichen Abschied von uns. Das ewige Eis ist für sie der Aufenthaltsort des Gespenstes Kivigtok, des Inbegriffs aller Schrecken. Sicher glaubte mancher, daß wir von diesem Gespenst, in dem sich ja die Gefahren des Inlandeises verkörpern, umgebracht werden würden.

In der Tat mag sich derjenige, der in das Innere des Landes dringt, um den geheimnisvollen Schleier zu lüften, auf einen aufreibenden Kampf und große Fährlichkeiten gefaßt machen. Wegen des auf viele Kilometer hin außerordentlich zerklüfteten, durch tausend Wasserläufe zerschnittenen Eises hatten wir auf das Mitnehmen von Hunden von vornherein verzichten müssen. Das Schlittenziehen durch die dichtgedrängten Spaltenreihen, welche die langen Wellenformen des Riesengletschers zerrissen, wurde nun sechsundzwanzig Tage lang unsre Arbeit, in der Tat eine — Hundearbeit. Die trügerische Schneedecke verhüllte in den unteren Regionen manche Eiskluft, die uns drei Männer mitsamt den zwei Schlitten spurlos hätte verschlingen können. Wir gingen mit aller gletschertechnischen Vorsicht, mit langen Zugseilen, Schlitten und Ziehende zu einem System verbunden. Wegen der größeren Sicherheit der Schneebrücken marschierten wir in der taghellen Nacht, während der Tag selbst der nie ausreichenden Ruhe und den Beobachtungen, wie z. B. der genauen astronomischen Ortsbestimmung, der Aufnahme des Eishorizonts und meteorologischen Arbeiten gewidmet war.

Während der ersten Wochen zwangen uns unzählbare Schmelzlöcher, Bäche, Flüsse, ja Seen, halbgefroren, zu zeit- und kraftraubenden Umwegen. Noch 60 km landeinwärts zeigten sich gewaltige Gletscherklüfte. Die Schlitten mußten wir oft abpacken und so mit geteilter Last vorwärtsdringen. Durch das wiederholte Umkehren wurde dabei ein und derselbe „Weg“ vier- bis sechsmal gemacht. Während der ersten zehn Tage waren stärkere Steigungen — auf längere Strecken hin bis 12 Grad — zu bewältigen. Beim fünften Zeltlager hatten wir 1000 m Seehöhe erreicht und konnten nun die beim Ziehen wegen des blanken Eises nötig gewesenen Steigeisen mit den fellüberzogenen Skiern vertauschen. Das Passieren der Spaltensysteme wurde durch die Skier, die eine



Ikerasak.

Art natürlicher Brücke bildeten, wesentlich erleichtert. Sehr angreifend war jedoch das fortwährende Ankämpfen gegen den eisigen, bis auf die Knochen dringenden Ostwind. Windstille bei 20 Grad Kälte wäre uns lieber gewesen als die durchschnittlich 6 bis 8 Grad, die wir bei dem Winde hatten. Als wir durch die Spaltensysteme hindurch waren und die schneebedeckten, kaum merklich ansteigenden Plateaus des Innern erreicht hatten, wurde der Transport der Schlitten zwar ein Kinderspiel, verglichen mit dem Kampfe in der Eintrittsregion, die große Einförmigkeit der Landschaft, der gänzliche Mangel jeder Abwechslung und jeder Kontrastwirkung, verbunden mit dem monotonen Schlittenziehen, übten aber einen seelisch quälenden Einfluß auf uns aus. Wir fühlten die Öde der Unendlichkeit um uns her viel mehr als auf dem Ozean. Die Reize der Mitternachtsonne vermochten unter diesen Umständen auf uns keinen Eindruck zu machen.

Nach drei Wochen hatte die Expedition eine Seehöhe von 1300 m erreicht, von wo aus durch einen von de Quervain und Baebler ausgeführten sechsunddreißigstündigen Skivorstoß noch die Seehöhe von 1700 m erzwungen wurde. Um die nötigen Parallelbeobachtungen auszuführen, blieb ich während dieser Zeit beim Zelt zurück.

Neun Uhr abends zogen de Quervain und Baebler mit den nötigen Instrumenten, gegen einen starken Ostwind kämpfend, auf den Skiern ab. Fauchend drückt der Wind gegen die Zeltwände und bauscht sie tief ein. Ich stelle meine Skier mit den Spitzen gegeneinander wie einen Leerbogen im Zelt auf, was ihnen einen unerwartet guten Widerstand gegen den seitlichen Druck verleiht. Nun sitze ich allein „auf weiter Flur", im Genuß einer Einsamkeit, wie sie auf dieser Erde ungestörter nicht gedacht werden kann.

Ich fange an zu grübeln: Was zu tun, falls die beiden sich verirren oder sonst ein unvorherzusehendes Ereignis eintritt, das sie verhindert, innerhalb der verabredeten Zeit von zweimal vierundzwanzig Stunden wieder zu erscheinen? Ich lege mir zurecht, auf alle Fälle den Sicherheitskoeffizienten des Wartens um einige Tage zu vergrößern und erst im Angesicht ernstlichen Proviantmangels unter Zurücklassung des Zeltes und möglichst vieler Vorräte mit dem zum Überschreiten der Spalten geeigneteren großen

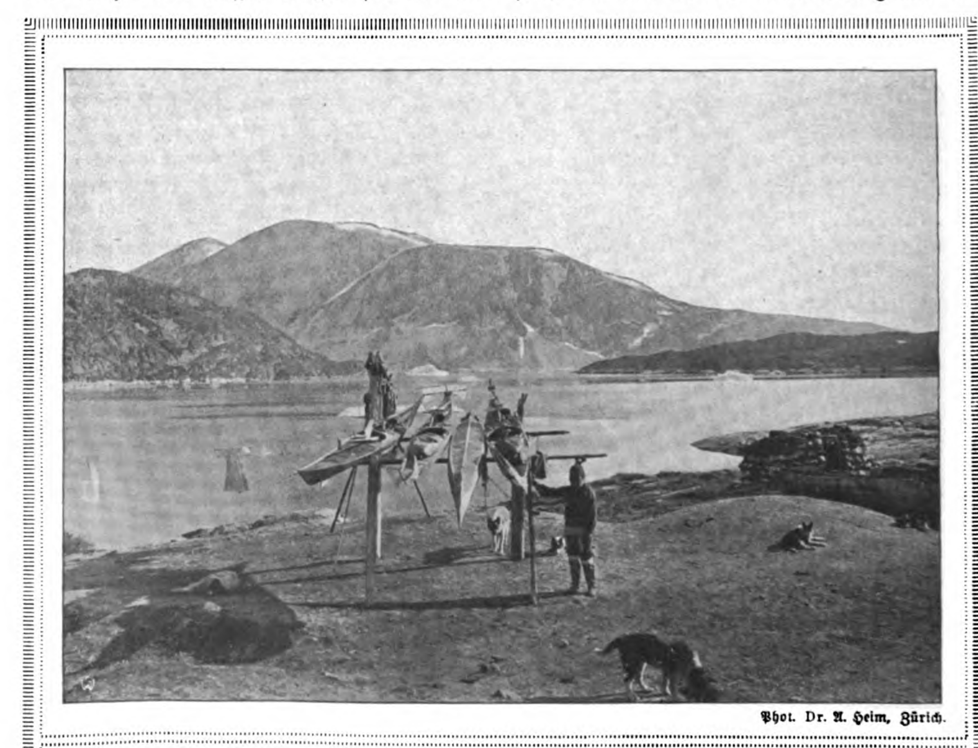
Schlitten auf der Linie der Hinaufwanderung den Rückweg zu versuchen. Ich verhehle mir nicht, daß die Wahrscheinlichkeit, dabei in einer Gletscherspalte zu enden, zu dem Glücksfall, über die tausend drohenden Gefahren der Tiefe hinweg wohlbehalten den Ausweg aus dem Labyrinth zu finden, sich etwa wie zehn zu eins verhält. Die wieder in Sicht tretenden Landmarken boten dabei nicht die geringste Gewähr. Gelänge es mir nicht, die schmale Austrittsschwelle am Depot (das wir beim Hinaufmarsch am vierten Zeltplatz errichtet hatten) zwischen den Seen hindurch wieder zu erreichen, so hätte ich auch nach glücklicher Überwindung der Gletschergefahr angesichts der nahen Randberge beim Suchen des aus der Falle führenden Weges noch verhungern müssen.

Doch wozu solche Gedanken? So etwas gibt es einfach nicht, daß de Quervain und Baebler den Rückweg zum Zelt nicht finden! Ich beginne also durchaus zuversichtlich meine zweistündlichen Ablesungen, messe eine Basis, schlafe dazwischen und schmelze nach und nach einen Kessel Wasser für die Abwesenden, die mit einem Wüstendurst zurückkehren müssen.

So vergehen dreißig Stunden. Wenn ich draußen vor dem Zelt zu tun habe, immer dieselbe schweigende Öde um mich, immer derselbe Ring der Unendlichkeit, die weiße Wüste, der blaue Himmel.

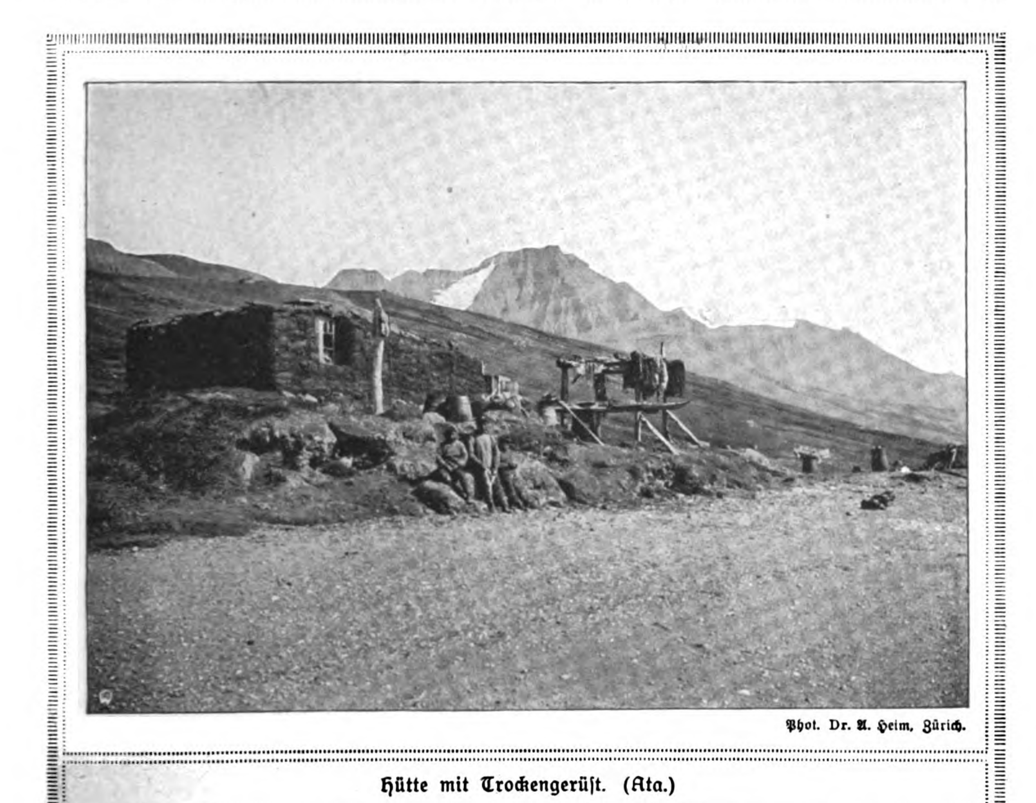
Da, in der Frühe des 26. Juli, vernehme ich von Osten her einen schwachen Ruf, und bald darauf erscheint Baebler. Sein erstes Wort ist, wie erwartet: „Haben Sie Wasser?“ Bald erscheint auch de Quervain. Beide hatten erreicht, was noch zu erreichen war. Dennoch: „Jetzt, wo wir freie Bahn haben, wo wir uns so stark und unternehmungsfreudig fühlen, wegen Mangel an Nahrungsmitteln umkehren müssen! Bitter! Bitter!“, so sprach de Quervain.

Aber es mußte sein. Auf der Rückreise wurden die Schlitten fest aneinandergebunden und an einer Zeltstange eine Unterlagplane als Segel befestigt. Vom Ostwind getrieben, kamen wir auf der mäßig fallenden weißen Ebene zunächst ziemlich leicht fort, bis uns in den unteren Regionen die



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Kajakgestell. (Ritenbenk.)



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

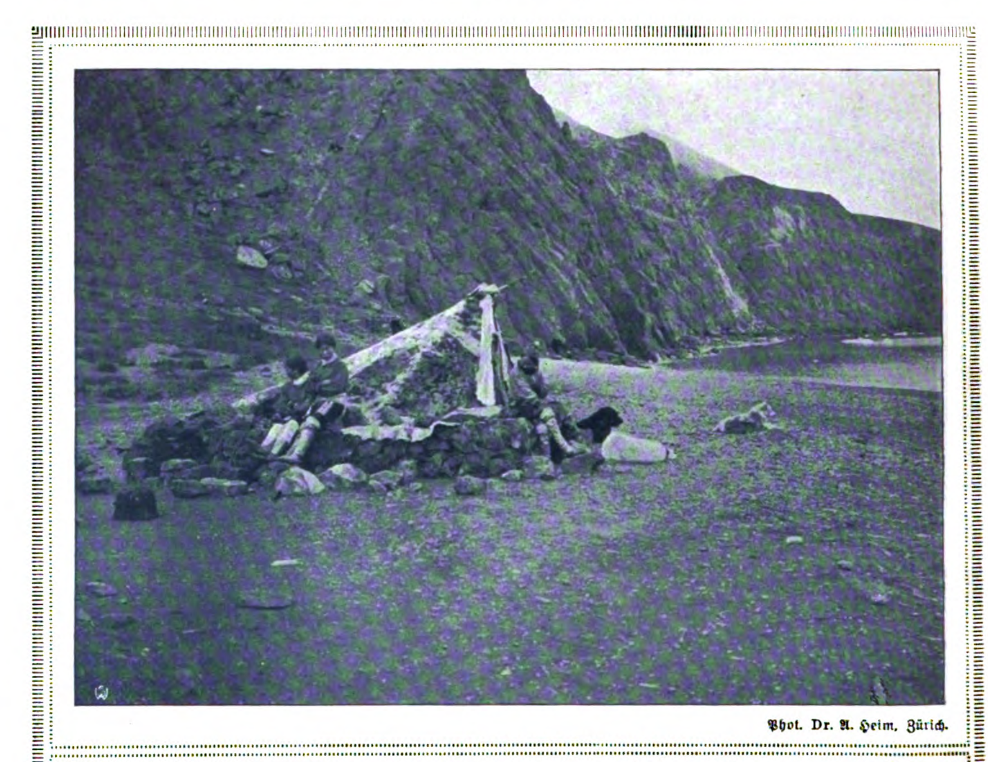
Hütte mit Trockengerüst. (Ata.)

schon geschilderten Hindernisse wieder außerordentlich hemmend in den Weg traten. Am 1. August schlugen wir zum letzten Male auf dem Eise selbst unser Lager auf, hörten wir zum letzten Male unter unserm Zeltboden das Knistern und die brummenden Geräusche, in denen sich das geheimnisvolle Leben der eisigen Todeswüste während der sechsundzwanzig Tage verriet. Wir standen auf einem steilen Abfall hoch über einem Schmelzwassersee, von dem her der Schrei der Wildenten, das erste Zeichen des wiederbeginnenden Lebens, ertönte. Bis dahin hatten wir von einem irgendwie gearteten organischen Leben auch nicht eine Spur getroffen. Überall hatte nur der weiße Tod geherrscht, das einzige Lebendige waren wir drei gewesen. Sechs Kilometer nördlich von unsrer Eintrittsstelle verließen wir das Inlandeis.

Ein fast feierliches Gefühl erfaßte uns, als wir am Nachmittag des Tages nach Durchwatung eines eisigen Gletscherflusses, wobei wir die Chronometer um den Hals banden, den wiedererrungenen eisfreien Boden betraten. So arm dieser Boden auch war mit seinen paar Mohnblüten und im Winde nickenden Wollgräsern, so machte er doch einen geradezu festlichen Eindruck auf uns.

Das Ergebnis unsers Vorstoßes war, daß viel weiter als bisher bekannt ins Innere reichende, bestimmt orientierte Spaltensysteme zwischen dem 70. und 71. Grad auftreten, ebenso Eisstufen und mit kleinen Seen erfüllte Mulden, die in Beziehung zu den Fjordsystemen der Küste stehen. Eine im Eis selbst modellierte Landschaft! Auch daß die Schneegrenze in diesem Teil des innern Grönlands erst zwischen 1000 und 1100 m beginnt, war bis dahin noch nicht beobachtet worden.

Ausgesprochene Wassertiere nennt der dänische Forscher Knud Rasmussen die Eskimos. Und in der Tat ist ihre geniale Erfindung des Kajaks, dieses fellüberzogenen Einmannsbootes, eines Seeschiffs im kleinen, die Grundlage ihrer Existenz und ihrer Kultur überhaupt. Die scheinbar schwache Bauart steht im umgekehrten Verhältnis zu den



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

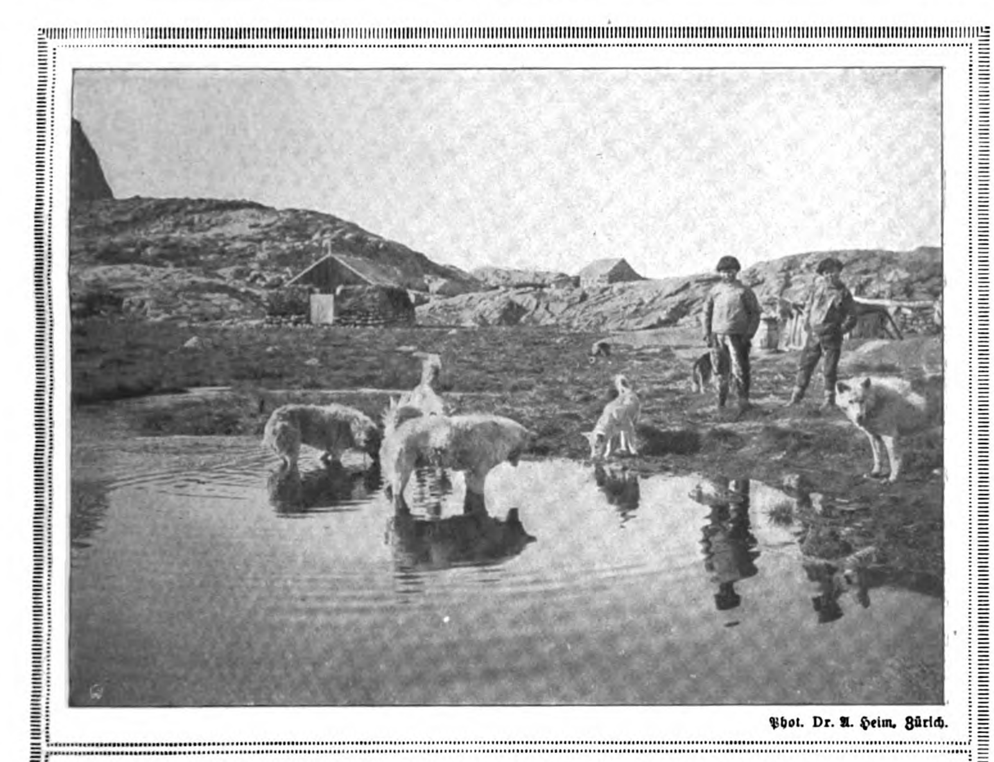
Sommerzelt aus Seehundsfell. (Niakornat.)

Leistungen dieses Fahrzeugs auf der offenen See. Um aber Seehundslanze und Harpune auf dem Meer handhaben zu können, müssen sich schon die Knaben in der Beherrschung des Kajaks üben. Der Kapitak, ein wasserdichter Anzug aus Seehundshaut, schließt sich dem Körper so eng an, daß nur Gesicht und Hände frei bleiben; mit der Kajaköffnung ist er wasserundurchlässig verknüpft. Hinter dem Manne auf dem Verdeck des Kajaks liegt der Avatak oder die Fangblase, ein enthaarter und aufgeblasener Seehundsbalg. Vor ihm ruht, auf einem erhöhten Reifen aufgeschossen, die aus Robbenhaut spiralisch geschnittene Fangleine. Die mit der Leine verbundene Blase wird zugleich mit der Harpunenspitze nach der Robbe geschleudert und verhindert durch den Auftrieb, daß die Beute auf den Grund geht und dort nutzlos verendet. Gleichzeitig gibt sie wie eine Seeboje die Richtung an, in welcher der Seehund weiter zu verfolgen ist.

So ein brauner Geselle, dessen Jagdpfad im Sommer die brausende und schäumende, im Winter die gefrorene und stille See ist, hat etwas von der stoischen Ruhe des Indianers. Oft steht er inmitten einer grausamen Natur wunderbaren und gefährlichen Erlebnissen ganz allein gegenüber. In der Minute der Gefahr behält er den Kopf oben und weiß über die überstandene daheim so zu erzählen, daß dem Abenteuer zumeist eine komische Seite abgewonnen wird. Der konventionelle Stolz eines solchen Fängers ist begreiflich, und wir möchten niemand empfehlen, in ihm nur einen simpeln Naturburschen erblicken zu wollen.

Die Lebensansprüche der Grönländer sind durchaus bescheiden und stehen mit ihren Mitteln nicht im Widerspruch. Das Temperament dieser Naturmenschen ist von wunderbarer Sorglosigkeit. Sie hoffen ihr ganzes Leben lang mit Fröhlichkeit auf das Glück, welches nie kommt. „Unwetter und Mißgeschick soll man verschlafen. Hernach nehmen sie den Kampf auf, wenn es nötig ist, und da gibt es nicht viel Zivilisierte, die ihnen die Stange halten würden", sagt Rasmussen.

Wir tun unrecht, uns bei dem Namen Eskimo nur Häßlichkeit vorzustellen. Frauen



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Eskimohunde. Im Mittelgrunde das Kirchlein von Ikerasak.

und Mädchen zeichnen sich oft durch Zierlichkeit der Figur aus, was sich besonders in den sehr wohlgeformten Händen und Füßen ausdrückt. Ihre Zähne sind durchweg sehr schön. Das Haar der Grönländer ist das schwärzeste, das überhaupt existiert. Die durchaus mongolischen Gesichtszüge weisen auf asiatischen Ursprung. Die klimatischen Verhältnisse gestatten nur geringe äußerliche Unterschiede zwischen der Tracht der Geschlechter. Im besonderen zeichnet sich die Tracht der Frauen wegen der breiten Streifen aus Ledermosaik auf den Beinkleidern und den bunten Perlenkragen, welche sie bei festlichen Gelegenheiten tragen, vor denen der Männer aus. Bunte Seidenbänder werden als Gürtel getragen. Es ist nicht richtig, wenn wir glauben, daß das Wort Seife ein fremder Begriff für sie sei, da sie sogar ein eignes Wort „Kakorsaut" dafür kennen. Alle diese Herrlichkeiten bekommt man neben dem überaus geliebten Kavfik (Kaffee) in den Boutikken oder Kaufläden, welche die Königlich Dänische Handelsgesellschaft in den größeren Kolonien errichtet hat. Die alte Mode verlangt, daß die Frauen ihr Haar zu einem Knoten über den Scheitel straff emporziehen. Diese Tracht bringt das Haar zu frühzeitigem Ausfall, und es ist in diesem Falle nicht zu bedauern, wenn die europäische Sitte des in der Mitte gescheitelten Haares an ihre Stelle zu treten beginnt. Zu einer vollendeten Frisur gehört ein Band; junge Mädchen tragen ein rotes, Frauen ein blaues, Witwen ein schwarzes. Die noch heiratslustigen zeigen dies durch rote Tupfen auf dem Bande an. Leider aber sollen diese roten Tupfen nicht mehr sonderlich wirksam sein.

Sache der Frauen ist es, die Felle zu verarbeiten und die Boote damit zu überziehen. Das große Boot, Umiak, wird in Südgrönland ausschließlich von Frauen gerudert. In Nordgrönland geben sich zuweilen auch die Männer dazu her. Diese 10 bis 11 m langen, ebenfalls aus Leder gefertigten Boote fassen ganze Familien und sind die eigentlichen Reisevehikel der Grönländer. Solange die Kinder noch klein sind, werden sie von den Müttern stets auf dem



Phot. Dr. A. Heim, Zürich.

Tor aus den Unterkiefern eines Wales. (Holstenborg.)

Rücken getragen. Nach grönländischen Begriffen ist ein Kind um so hübscher, je wohlgenährter es ist. „Was ist das für ein fettes Kind!" ist die größte Schmeichelei, die man einer grönländischen Mutter sagen kann.

Die Behausungen der Eingeborenen sind sehr niedrig, und der Zugang zu ihnen ist nur durch einen gewundenen Tunnel auf allen vieren möglich, wobei man sich wegen der Passage erst mit den Hunden entsprechend zu vereinbaren hat. So niedrig ist das Innere, daß ein großer Mann den Kopf auf die Seite halten muß, um darin stehen zu können. Die Luft ist mit den Ausdünstungen der Menschen und Hunde sowie mit den Gerüchen der Speisen so geschwängert, daß die Sehnsucht nach draußen bei dem Besucher bereits wieder geweckt wird, noch bevor er sich in der Hütte recht umgesehen hat.

Im Sommer genießen die Hunde volle Freiheit, müssen sich aber dafür selbst ernähren. Einzeln und in Rudeln streifen sie am Ufer hin und fressen alles, was nur freßbar ist, ja auch solches, was nicht freßbar sein sollte, wie Fäkalien und Leder. Wehe, wer vergessen hat, seine Schuhe hochzuhängen! Binnen einer Viertelstunde sind nur noch Reste davon übrig. Die Hunde sind im Sommer eine Räuberbande, gegen die man jederzeit mit Stock und Stein bewaffnet sein muß.

Die Erhaltung des grönländischen Eskimos wird in Dänemark als eine nationale Verpflichtung betrachtet. In Anbetracht der großen Verwaltungskosten ist aus diesen Kolonien für Dänemark kein Gewinn zu ziehen. Bisher haben die Dänen Mittel gefunden, durch weise Vorbeugemaßregeln das Naturvolk zu isolieren und zu schützen. Man vergleiche damit das Los der von der Regierung von St. Johns fast völlig den Raubgelüsten der Großfischer und der Willkür ihrer Seeleute preisgegebenen Labrador-Eskimos!



Theo von Rysselberghe:
Baronin von Bodenhausen mit ihren Kindern.

Spiel und Ernst im Wirtschaftsleben

Von Dr. Alexander Elster (Jena)

Das Spiel des Lebens sehe sich heiter an, meint der Dichter, wenn man den sicheren Schatz im Herzen trägt. Dieser „sichere Schatz" aber ist eine gar ernste Sache; es ist so etwas wie das Bild unter der Decke der Erscheinungen oder wie der feste Zellkern in der Plasmamasse; es ist etwas wie der Kompaß für den Schiffer oder die Selbstzucht für den von Leidenschaften durchwühlten Menschen. Auch in das wirtschaftliche Leben greifen diese Leidenschaften und machen es oft zu wildem Spiel; die Selbstzucht, die den Ernst begreift, muß sich dareinmischen und schließlich das Spiel meistern, wenn die Wirtschaftsführung zum Heil ausschlagen soll.

Während wir bei der Betrachtung des unzivilisierten Menschen gewiß von vornherein gern zugeben werden, daß bei ihm sich Ernsthaftes und Spielhaftes in seiner Wirtschaftsführung untrennbar vermischen, wird man dies für den Kulturmenschen nicht so leicht zuzugeben geneigt sein. Wenn der Wilde auf die Jagd geht, wenn er heute eine Fülle von Nahrungsvorrat durch glücklichen Zufall erwirbt und dann dafür tagelang nichts schafft, wenn er die Gaben der Natur mühelos und wahllos hinnimmt und in Kämpfen, die fast unmerklich aus Kampfspielen erwachsen, wirtschaftliche Vorteile für sich herausschlägt, so erkennen wir in alledem noch das Walten eines Kindheitsstadiums der menschlichen Kultur und sehen das Spiel den Lehrmeister aller Tugenden wie aller Wirtschaftsführung werden. Für den Kulturmenschen aber ziehen wir überall die ruhig überlegende wirtschaftliche Vernunft, den Ernst des Lebens und der Wirtschaftsführung als Grundlage seiner Handlungsweise heran und sehen die Sorge für die Zukunft als den wesentlichen Inhalt seiner Lebensführung an. Ihm ward, so meinen wir, aus all dem spielhaften Gelingen Arbeit, ihm setzte sich ernstliche Tätigkeit an Stelle aller spielhaften Momente.

Indessen ist dies ein Trugschluß. Der Kulturmensch ist vom Spiel, das ihn in der Jugend seiner eignen wie seiner Rassenentwicklung umgab, gar nicht so weit entfernt.

Was ist denn das **Wesen des Spiels**? Das Spiel ist überall der Gegensatz der Arbeit. Wir nennen mit Recht Spiel alles das, was, ohne selbst in den Bahnen wirtschaftlichen Ernstes zu wandeln, diese ernste Wirtschaftstätigkeit doch nachahmt, also nicht in folgerichtiger direkter Erfüllung von Lebenszwecken tätig ist, sondern gewissermaßen nach selbstgesetzten Regeln willkürliche Kausalitäten schafft und von diesen die Verschiebung von mein und dein abhängig macht. Denn wenn im Rößlispiel eine bestimmte Nummer, die besetzt ward, gewinnt, so soll das so aussehen, als werde der Setzende für gutes Berechnen von fast Unberechenbarem belohnt, und so wird etwas Ernsthaftes nachgeahmt oder — einen Schritt weiter — im Trente et Quarante wie bei der Lotterie und beim Zahlenlotto die Verknüpfung von Ursache und Wirkung gänzlich frei von allen Vernunfterwägungen gestaltet. Die Absicht des Spielenden ist dabei, die mühsameren Arbeitserfolge durch rascheren Erwerb abzukürzen, „dem Glück die Hand zu bieten". Der langsame Gang der gewöhnlichen Entwicklung im Wirtschaftsleben, der oft reizlos erscheint, wird gewissermaßen durch Kurzschluß abgekürzt. Dies wächst empor auf dem Boden des kindlichen und gesellschaftlichen Spiels, wo ebenfalls auf nicht folgerichtigem, nicht direktem Wege dennoch gewisse ernste Lebenszwecke erfüllt werden. So wenn die Kinder Verstecken spielen oder der Erwachsene Skat spielt. An beidem lernt man indirekt scharfes Urteil und Beobachtung des andern. Regelrechte Kräfte werden da benutzt und doch in fehlerhafter Zusammensetzung von Ursache und Wirkung. Wie das Kind am liebsten aus Sand, Wasser und Luft sich die schönsten Gebäude, aus Stöcken und Lappen sich die liebsten Spielgefährten, aus den geringsten Andeutungen die vollkommenste Welt der Illusion aufbaut und damit eine Erziehung seines Geistes, eine Stärkung seiner Gedankenwelt und eine Übung seiner Geschicklichkeit erzielt, so hat auch der Erwachsene von jeher im Spiel seine Tugenden und Kräfte geübt und gestählt. Nicht nur vom Sport gilt das, sondern ebensogut von dem uralten Schachspiel, an welchem man von je sich für verwickeltere Kombinationen übte und seinen Intellekt fähig machte zu weit ausschauenden, groß angelegten Plänen und ihrer Durchführung, oder den andern alten Brettspielen, die die Umzingelung und Besiegung eines Gegners zum Ziel haben: Wolf und Schaf, Riman-Riman-Spiel (Tiger und Menschen), Mühle und dergleichen.

Das sind nur einzelne Beispiele. Man wird den gleichen für das Leben und die Entwicklung des Menschen nützlichen Endeffekt bei fast allen Spieltypen feststellen können, und zwar immer in der Weise, daß die Spielenden nicht mit der bewußten und ausdrücklichen Absicht auf diesen Zweck losgehen, sondern ihn als Nebengeschenk



einer Lust und Erholung sich in den Schoß fallen lassen.

So vereinen sich hier zwei Welten, zwei Prinzipien, die von Natur aus ganz verschieden sind. Ja, ihre Verschiedenheit wurde erst in dem Augenblick klar erkannt, als die Wirtschaftsführung des Kulturmenschen eine kompliziertere Gestalt annahm, nämlich als man nach der Einführung des Geldes klarer erkannte, auf welchen geraden und auf welchen krummen Wegen sich der Erfolg im Wirtschaftsleben aufbaute. Denn nunmehr ließ er sich berechnen. Nun erkannte man auf einmal, daß sich eine Kategorie des Spiels ausgebildet hatte, die man als Glücksspiel im engeren und im verderblichen Sinne bezeichnen mußte, weil sie sich eben gänzlich außerhalb des wirtschaftlichen Ernstes im Gewinnen von Vermögensvorteilen gestellt hatte und regelrechte Kräfte eben fehlerhaft benutzte. Jetzt erkannte man, daß dieses Spielen mit freier Illusion in scharfen Gegensatz zu dem soliden Gang der Konjunktur trat. Jetzt, wo man nicht mehr auf der Bärenhaut lag, bekam das Würfeln ein andres Gesicht.

So schied sich auf der einen Seite das reine Glücksspiel von dem Geschicklichkeitsspiel, das vielleicht auch als Belohnungspreise das Geld benutzte und dem Geschicktesten Vermögensvorteile in Aussicht stellte, das aber immer noch Lohn für Leistungen gab. So schied sich von dem Glücksspiel weiter das Gesellschafts- und Erholungsspiel, indem es eben auf ungerechtfertigte Vermögensübergänge verzichtete. Ebenso schied sich weiter vom Glücksspiel die Spekulation.

Denken wir, ein Händler kaufte große Mengen russischen Viehs, weil im Parlament Einfuhrverbote für ausländisches Vieh beantragt worden sind und für den Fall, daß eine solche Maßnahme getroffen wird, die Preise erheblich steigen müssen. Je nachdem, wie gut dieser Händler die parlamentarische Lage, also die Aussichten für den Gesetzentwurf abschätzt, steht seine Spekulation kaufmännisch höher oder niedriger. Diese Spekulation vereint in ihrer Art natürlich einige Spielmomente, nämlich die Benutzung zufälliger Vorgänge und Ereignisse für ihren wirtschaftlichen Zweck, aber sie ist kein Spielen, das einige wirtschaftsernstliche Momente aufweist, sondern umgekehrt eine ernstliche Tätigkeit, die einige spielhafte Momente benutzt. Dadurch aber, daß viele Leute so vorgehen, werden auch die Wirkungen ausgeglichen; wenn dann infolge des Einfuhrverbots die Preise anziehen, so können sie nicht ins Ungemessene steigen, weil sich viele Händler mit Ware versorgt haben. Gerade der letzte Rest von Zufallsmomenten also, der wirtschaftlich immer übrigbleibt und in den Konjunkturschwankungen zum Ausdruck kommt, wird durch die Spekulation auszuschalten gesucht, obgleich sie ihn zu eignem Vorteil benutzt. Die Börse berücksichtigt, soweit sie überhaupt wirtschaftlich in Betracht kommt, mit Bewußtsein diese Momente und mildert sie gerade durch ihr Einspringen in den Wirkungen. Dadurch, daß sie voraussichtliche Schwankungen schon vorher in Rechnung stellt, gleicht sie aus; wo zu große Konjunkturschwankungen sich einstellten, nimmt sie den ersten Anprall auf durch die wohlbedachten Spekulations- und Realisierungsgeschäfte. Hier handelt es sich, soweit es eben nicht zum Börsenspiel ausartet, nicht um ein Probieren, um ein durch keine Sachkenntnis getrübtes Wagen, sondern um eine sachverständige Berechnung unbekannter Größen. Nach ihrem Wahrscheinlichkeitswert, aus Erfahrungssätzen heraus, auf Grund sorgfältiger Überlegungen wird hier wie überhaupt in jeder reellen kaufmännischen Arbeit kalkuliert. Ursache und Wirkung werden auf Grund der Erfahrungen scharf beobachtet, auch soweit es sich um unwägbare psychische Dinge, wie zum Beispiel die voraussichtlichen Entscheidungen einer Mehrzahl andrer Menschen, handelt. Klar und bewußt wird Ziel und Zweck im Auge behalten, und trotz aller Zufallsmomente, die in dieser Richtung liegen, wird der eingeschlagene Weg mit ziemlicher Sicherheit verfolgt und zum Erfolge geführt. Gerade hierin beweist sich der Wirtschaftsernst als eine Erkenntnis wirtschaftlicher Kultur und als eine Besiegung des Zufalls.

An der volkswirtschaftlich so wichtigen Tätigkeit der kaufmännischen Spekulation also sehen wir, wie nahe Spiel und Ernst einander im Wirtschaftsleben kommen und wie sie sich trotzdem wesentlich voneinander unterscheiden.

Sehen wir uns einige andre Faktoren des modernen wirtschaftlichen Lebens an, so werden wir ebenfalls diese nahe Berührung der beiden Prinzipien finden. Betrachten wir nur einmal die Mode. Sie ist in ihrem Wesen durchaus ein spielhaftes Moment, hat mit der ernsten Wirtschaftsführung an sich zunächst nichts zu tun, sondern ist vielmehr ein Ergebnis des Erholungs- und Abwechslungsbedürfnisses des Menschen. Gerade in dieser Eigenschaft aber greift die Mode mit einer fast brutalen Wucht in das Wirtschaftsleben ein. Sie zwingt diejenigen, die sich in der Gesellschaft bewegen wollen, zu einer Fülle von Ausgaben, die sonst nicht gemacht würden und die, wenn man sich auf den nüchternen Standpunkt einfacher Bedürfnisbefriedigung stellt, auch entbehrlich wären. Sie durchkreuzt die Spekulationen der Geschäftsleute, obschon sie ihnen die wichtigste Anregung bietet. Sie wirft eine Fülle neuer Ideen und Produkte auf den Markt, die sie zum Teil bald wieder als wertlos in den Abgrund sinken läßt. Sie belastet auf diese Weise das gesamte Wirtschaftsleben mit einer Menge von Aktiven und Passiven, die sonst nicht da wären. Ja, sie zieht die ernste Wirtschaftsgebarung oft in einen solchen Strudel hinein,



daß man ganz und gar vergißt, wie sehr man es hier mit einem spielhaften Moment zu tun hat.

Daß hierin wirkliche wirtschaftliche Gefahren liegen, beginnt man einzusehen. Man fängt an, den jähen und unsteten Modenwechsel, der launisch wie das Glück von Trente et Quarante ist und die Beteiligten wie die Zuschauer dauernd in Atem hält, als eine Last und Qual zu empfinden. Man besinnt sich, wie weit ein solcher Wechsel aus psychischen Gründen nötig und wie weit er etwa nur dem Glücksritterinstinkt des Modehauses entspricht. In Amerika, wo man offenbar manchmal doch noch am nüchternsten denkt, ist man vor kurzem darangegangen, der Neuerungssucht der Mode auf dem Gebiet der Stoffabrikation entgegenzutreten, indem man jeder der sich zusammenschließenden sieben großen Kammgarnfabriken die Fabrikation nur einer bestimmten Qualität gestattete. Der Überproduktion durch Absatzstockung infolge allzu stürmischen Wettbewerbs wollte man so entgegentreten. Einem Spielen mit wilden Chancen wollte man einen gewissen Ernst der Produktion entgegensetzen. Verhindern wollte man, daß der Modewarenhändler durch den raschen Wechsel der Mode gezwungen wird, die Konsumenten zu überteuern. Denn wenn jemand Waren führt, die heute dernier cri und morgen schon passé sind, so muß der Händler natürlich statt solider Kalkulation sich durch den Verkauf der wenigen ersten Stücke für die spätere Entwertung aller übrigen schadlos halten. Das ist es eben, was der Wirtschaftsführung einen recht spielhaften Charakter gibt und was aus Persönlichkeiten, die ihre Ausgaben ernsthaft wägen und harmonisch halten, schwankende Sklavinnen eines spielerischen Triebes macht. Ja, man könnte diese Betrachtungsweise auf allen Luxus ausdehnen, um zu beantworten, ob er schädlich oder nützlich ist. Auch da handelt es sich darum, ob ein Luxus organisch mit Ernst und Notwendigkeit aus Wesen und Eigenart einer Person hervorgeht, oder ob er spielhafte, nachäffende, ziellos wahllose Erfolghascherei ist. Nämlich wenn Frau Soundso, die sich's leisten kann, in der Sommerfrische in Sammet und Seide geht und dabei nicht richtig deutsch spricht, so redet der unbeteiligte Dritte mit Recht von Protzentum und verurteilt den Aufwand, der da vertan wird — schmählich vertan wird, weil er doch nicht zu dem Ergebnis führt, eine vornehme Erscheinung herbeizuführen. Geht Ihre Exzellenz in gleicher Kleidung dort, wo die Eleganz hingehört, und ruht auf dieser Erscheinung der unverkennbare Glanz von persönlichem Schliff, so sieht der normale Betrachter mit Wohlgefühl darauf, stellt fest, daß sie die Eleganz mit Anstand zu tragen weiß, und meint, daß, wenn „diese Leute" es nicht können, es dann eben niemand kann.

Auch hier also zeigt es sich als eine feine Nuancierung im Wirtschaftsleben, daß ein harmonischer Ausbau einer Persönlichkeit den gleichen Aufwand als einen sachlich und ernstlich begründeten erscheinen läßt, der in anderm Falle, ohne solche innere Notwendigkeit, als müßige Spielerei erscheint und so der ziemlich allgemeinen Verurteilung anheimfallen muß.

Etwas anders Geartetes und doch im Ergebnis ganz Ähnliches ist der Alkoholismus. Wir dürfen ruhig sagen, daß der letzte Grund für den Genuß berauschender Getränke eben die Eigenschaft des Berauschens ist. Das Streben nach Entspannung der abgearbeiteten Nerven, die Sehnsucht, „Elysium auf seine Kerkerwand zu malen", die Hoffnung, Selbstvergessen aus dem berauschenden Getränk zu saugen, ist der letzte Grund für diese Gewohnheit der Kulturmenschheit, wie sie sich nunmehr durch die Trinksitten festgesetzt hat. Und das erweist sich als ein ganz und gar spielhaftes Moment. Dieses Berauschen, dieses Versinken der Sorgen, dieses vermeintliche Erholen ist der Gegensatz zur ernsten Arbeit. Ja, er soll oft genug bewußt dazu dienen, andre Methoden der Erholung zu ersetzen, oder das Trinken wird mit dem Spiel, wie man dies alltäglich sieht, vergesellschaftet, das eine wird durch das andre gestützt.

Diese beiden Dinge, die Mode und das Trinken, die ich hier beispielsweise anführte, tragen sogar in höherem Grade spielhaften Charakter, als es etwa bei der Kunst der Fall ist. Das Musik-„spielen", das Theater„spielen" steht viel näher dem Gebiet der ernsthaften Betätigung des Menschen und seiner Erziehung und steht auch ebenfalls viel näher dem Sport und der körperlichen Kunstübung. Wenn wir das Spiel in seiner Wesenheit richtig betrachten, so kommen wir gerade für die Kunst zu ganz andrer Bewertung, als man sie oft lesen oder hören muß; denn hier handelt es sich ja gar nicht mehr um eine indirekte Erfüllung ernstlicher Zwecke oder um eine fehlerhafte Benutzung sonst regelrechter Kräfte. Die Kunst weiß, was sie will, und verspricht nicht mehr zu geben, als folgerichtig aus ihren Leistungen herauswachsen kann. Jedes Spiel aber, als wirtschaftliche Kategorie betrachtet, verspricht mehr, als es halten kann, täuscht Ergebnisse vor, die wohl eintreten können, aber höchst selten nur wirklich eintreten, läßt wie die Mode Berge kreißen, um eine Maus zu gebären, oder spiegelt wie der berauschende Trank Fernsichten vor, wo Kneipenwände sind.

So kommen wir am Ende doch dahin, zu sagen, daß das Spiel, sofern es sich überhaupt in die Wirtschaftsordnung einmischt, etwas Schädliches ist, und daß, so wichtig auch freudiges Spiel und Humor für das Leben sind, sie in der Wirtschaftsführung nichts zu suchen haben, daß sie vielmehr, wo sie das Wirtschaftsleben



berühren, es beeinträchtigen und auf falsche Bahnen lenken; und sobald durch das Spiel wirtschaftliche Vorteile, Vermögensübergänge oder dergleichen herbeigeführt werden, so wird dadurch jedesmal und überall der Wert der Arbeit herabgesetzt.

Man sehe sich doch die Jeunesse dorée an, die sich an Spieltischen vergnügt. Die Arbeit mit ihren relativ kleinen und mühsamen Erfolgen hat für diese Menschen keinen Wert. Ja, sogar die Bedeutung des Lebens selbst, die in Ehren zu halten jedes Menschen Aufgabe sein sollte, wird so tief herabgewürdigt, daß oft genug der Selbstmord das Ergebnis des Glücksspiels ist. Aber auch in den weniger kraß liegenden Fällen zeigt sich diese Gefährlichkeit. Man sagt, daß die Rennwetten nötig für die Pferdezucht seien. Ob dieser Nutzen aber wirklich den volkswirtschaftlichen Schaden aufwiegt, den die Pferderennen stiften, ist doch sehr zu bezweifeln. In weite Kreise des Volkes wird hier Gelegenheit zu unökonomischem und oft schädlichem Spiel getragen. Das Wesen, das die Buchmacher und Winkelbuchmacher treiben, ist in hohem Grade gefährlich, und selbst der verhältnismäßig milder zu beurteilende Totalisator darf in seiner Bedeutung nicht unterschätzt werden, denn man rechnet in Deutschland mehr als 35 Millionen Mark jährlichen Umsatz am Totalisator, während der Umsatz für Wien allein im Jahre 1909 mehr als 26 Millionen Kronen betrug, also in ganz Österreich-Ungarn wesentlich höher sein muß, und in Frankreich auf mehr als 200 Millionen Frank im Jahre geschätzt wird. In Deutschland rechnet man die Wetten, die durch Vermittlung von Wettbureaus auf ausländische Rennen gemacht werden, auf rund 100 Millionen Mark. Ich möchte wirklich fragen, ob die Vermögensverschiebungen, die auf diesem Wege geschehen, mit allen ihren Folgen in ihrer wirtschaftlichen Beurteilung ausgeglichen werden können durch das Interesse, das die Pferdezucht an der Veranstaltung der Wettrennen nimmt! Ja, und ist es denn immer sicher, daß die besten Pferde die Preise landen? Hat man nicht von den Intrigen unter den Jockeis, von geschobenen Rennen und Stallgeheimnissen gehört? Es wird doch des öftern berichtet, daß Buchmacher, die bei dem Sieg eines bestimmten Pferdes große Summen verlieren würden, durch unlautere Einwirkung auf Beteiligte das Starten eines Pferdes verhindern oder dem Reiter große Vorteile in Aussicht stellen, wenn der Favorit des Publikums nicht zum Siege gesteuert wird. Alle die Geheimnisse des Turfs, die von der verdammten Goldgier, der auri sacra fames, genährt werden, sollte man mit dem Hinweis auf die Hebung der Pferdezucht beschönigen können?

Man hat ja immer die Spielunternehmungen, um dem natürlichen Trieb der Leidenschaften recht freundlich entgegenzukommen, zu entschuldigen und mit einem ernsten Mäntelchen zu behängen gewußt. Wenn man es im Mittelalter erst durch Verbote und Bestrafung versucht hatte, den Spielteufel auszutreiben, und dann einsah, daß es nichts oder herzlich wenig nützte, so errichtete man eigens Spielhäuser, um das Spielen auf bestimmte Orte zu beschränken, die harmloseren Spiele zu begünstigen und die obrigkeitliche Aufsicht zu erleichtern. Man sah darin das Mittel, den schweren Schädigungen des Wirtschaftslebens, die aus dem Spiel hervorgingen, zu begegnen, ebenso wie man heute die Einrichtung der Staatslotterien aus dem nämlichen Grunde preist, und wie zum Beispiel in der Schweiz die Zentralregierung wie die kantonalen Behörden sich geweigert haben, gegen die „wegen ihrer niedrigen Einsätze für ungefährlich erklärten“ Glücksspiele wie das Rößlispiel, das Lichtbillard und das Eisenbahnspiel einzuschreiten. Für die Aufrechterhaltung der Staatslotterien macht man aber in erster Linie geltend, daß durch sie der an und für sich vorhandene und, wie man sagt, unausrottbare Spieltrieb in geordnete und ungefährliche Bahnen gelenkt und vor der Ausbeutung durch schwindelhafte und blutsaugerische Glücksspielunternehmungen geschützt werde. Wie weit das richtig ist, wird schwer zu entscheiden sein. Es scheint aber doch die Meinung an Boden zu gewinnen, daß hiermit die staatlich sanktionierte Gelegenheit zum Spielen, die als solche immer wieder zum Spielen anreizt, nicht genügend entschuldigt werden kann. Vielmehr wird man hier nur mit einem viel wirtschaftsernstlicheren Grunde kommen können: nämlich daß die mehreren Millionen Steuern, die da jährlich durch die Staatslotterie dem Staate einkommen, beim Wegfall der Lotterien zwangsweise als Steuern eingebracht werden müßten, während sie bisher ungescholten, willig und freiwillig von denen bezahlt werden, die sich kraft eignen Entschlusses dazu veranlagen.

Ein andrer dunkler Punkt in der wirtschaftlichen Bedeutung des Spiels, der schließlich auch noch Erwähnung verdient, ist das Börsenspiel in ausländischen Werten. Man nennt die Geschäftsleute, die zu diesen Geschäften animieren, und ebenfalls die Geschäfte selbst für gewöhnlich „bucket shops“. Diese Winkelbankiers wissen sehr wohl, wie ihre Leute zu fassen sind. Auf Grund „vorzüglichster, diskreter, todsicherer Informationen“ malen sie ihrem Opfer unglaubliche Gewinne aus, versetzen es in ein richtiges Goldfieber, lassen es natürlich immer auf Hausse spekulieren, weil eben jeder Dummkopf lieber an das Glück glaubt, und vor allen Dingen lassen sie sich zunächst einmal einen großen, unberechtigten und mit allerhand schönen Namen belegten Vorschuß geben. Solche Bauernfängerei könnte gar nicht geschehen, wenn die Augen des



Publikums über die Bedeutung des Wirtschaftslebens, über das Wesen der Spekulation und des Spiels aufgeklärt wären.

Eine solche Bauernfängerei würde einfach in ihrem Nichts zusammenbrechen, wenn die überwiegende Mehrzahl unsrer Volksgenossen den wirtschaftlichen Ernst als soziales Prinzip erkennen und anerkennen lernte. Sie würde dann wissen, daß die fehlerhafte Benutzung sonst regelrechter Kräfte nie so gut und sicher zum Ziel führen kann wie der regelrechte Weg solider Wirtschaftsführung. Sie würde nicht an Londoner und Pariser oder an deutsche Winkelbankiers ihr gutes Geld für ein zukünftiges Nichts ausliefern. Sie würde durch eine sachverständige Überlegung sich sagen, daß die Grundsätze des Zufalls, die auf der Stufe der Unzivilisation die herrschenden waren, heute, wo jeder mit angestrengter Arbeit auf seinem Posten sein muß, nicht mehr Geltung haben können. Ja, sie würde sich fragen, wer denn die 30 Millionen Frank bezahlt, die die Spielbank von Monte Carlo zum Beispiel im Jahre 1897 eingenommen hat, und wer das kostspielige Leben der Glücksritter, Buchmacher, Winkelbörsianer und solcher Leute bezahlt. Es gibt nur ein einziges Mittel gegen den im Wirtschaftsleben verderblich werdenden Spieltrieb, und dieses einzige Mittel ist die klarere Erkenntnis, was Spielen ist, und daß es mit der Wirtschaftsführung des Kulturmenschen, richtig betrachtet, garnichts zu tun haben kann und darf.

Wenn aber diese Überzeugung der wirtschaftlichen Unzulänglichkeit alles Spielgewinnes noch nicht genügt, wenn die ruhige Vernunft nicht imstande ist, der ernsten Auffassung des Wirtschaftslebens die Wege völlig zu ebnen, dann lese man in der Chronik der Tageszeitungen nach, wieviel namenloses Unglück, wieviel wirtschaftlicher Ruin durch das Spielen herbeigeführt wird. Den Nachrichten, die über solche Fälle mitgeteilt werden, darf man getrost immer Glauben schenken, ja man darf in diesen Fällen immer einen Fall für mehrere nehmen. Denn solche Dinge werden geflissentlich und meist mit Erfolg verheimlicht. Die Schulden werden von der Familie schweren Herzens bezahlt, das Unglück, weil es entehrend ist, wird vertuscht, ja selbst wenn ein Selbstmord das Ende der Affäre ist, wird sein wahrer Grund verheimlicht. Müht sich doch selbst Monaco, die schon anormal hohe Selbstmordziffer seines Landes durch rechtzeitigen Abschub der Selbstmordkandidaten niedriger zu stellen und die Leichen der Selbstmörder möglichst schnell und unauffällig über die nahen Grenzen zu schaffen.

Wer's recht überlegt, muß der amerikanischen Gesetzgebung recht geben, die in einigen Staaten jedes Glücksspiel und jeden Spielgewinn für ein Delikt erklärt. Denn diese fehlerhafte Benutzung der wirtschaftlichen Kräfte grenzt doch schon hart an die unlautere Erwerbsart des Betrugs. Eine Kulturwelt aber, die ihr Wirtschaftsleben auf dem Prinzip ernster und ehrlicher Arbeit aufgebaut hat und es auf dieser Grundlage erhalten will, darf jenes Gift nicht wuchern lassen, denn es zehrt an ihrem Marke.

Der Zweig

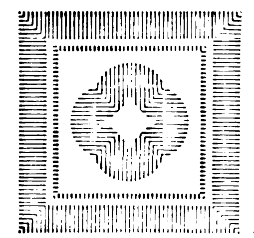
Noch wag' ich's, frei die Augen aufzuschlagen
In deine, die so klar zu mir sich wenden,
Noch ruht mir still die Hand in deinen Händen,
Die Seele in der deinen ohne Zagen.

Bald werden mich die Kniee matter tragen,
Wenn ich den lieben Weg zu dir ersteige,
Bald wird, wie ich in Träumen vor dir schweige,
Mein Herz laut hörbar durch die Stille schlagen.

So wird's geschehn! Ich kann ihm nicht entfliehen,
Dem Zweige gleichend, der den Sturmwind spürt
Hervor aus fernem Glutenschoße ziehen:

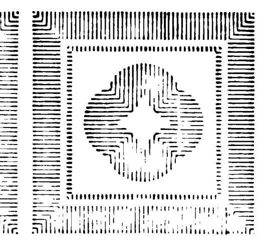
Er atmet kaum, er duftet stark, er rührt
Kein Blatt, bis der Orkan emporgediehen
Und ihn zerknickt, entblättert und entführt.

Erika Rheinsch



Der Opal

Novellette von Ruth Waldstetter



Wenzel Hoch, der einzige Sohn eines reichen Bankiers, war ein begeisterter und eifriger Sammler von Seltenheiten und Altertümern. Ja, er hatte sich aus dieser Liebhaberei fast einen Beruf gemacht, da er keinen andern ausübte. Er zeigte in seiner Wahl am meisten Geschmack für das Prunkvolle, das kostbare Material und weniger für die geistigen Werte einer kulturtragenden Kunst. So kam es, daß in seinen Räumen die Werke orientalischen Kunsttriebes am zahlreichsten vertreten waren. An ihnen fesselte ihn auch das Absonderliche, oft Groteske, oft Mystische, zu dem er einen wohl von seiner jüdischen Mutter ererbten Hang besaß. Ja, wer Wenzel zwischen seinen indischen Amuletten, seinen chinesischen Götzen, seinen israelitischen Bsombüchsen und seinen gotischen Goldpokalen sah, wie er, den bärtigen Kopf zurückgeworfen, in zweifelsfreier Begeisterung den pomphaften Kultus einer alten Kultur predigte, der wußte oft nicht, hatte er in diesem Augenblick einen Märchenerzähler oder einen gläubigen Bekenner vor sich. In Wahrheit war Wenzel mit einer Kindesseele begabt, die den Zusammenhang mit Mythos und Märchen noch nicht verloren hatte, die aber auch die Erfüllung ihrer bunten Wünsche mit kindlichem Eigensinn erstrebte. Und wenn er auch zuzeiten vor den Freunden mit einem ironischen Lächeln auf seine Begeisterung und Gläubigkeit zu blicken schien, so schenkten sie doch seiner unverständlichen Schwärmerei mehr Glauben als diesem Anschein begreiflicher Skepsis.

Dieser Sammler und Träumer war mit einer zarten jungen Aristokratin verheiratet, die dem geliebten Manne den Überschwang einer hochgespannten, empfindsamen Seele dargebracht, aber dafür in dem Gatten, der immer in der Zerstreuung irgendeiner gegenwartsfernen Sammlerbegeisterung lebte, nicht den verständnisvollsten Empfänger gefunden hatte. Sie war durch dieses Bewußtsein mehr und mehr in einen Kampf getrieben worden zwischen Leidenschaft und einsichtiger Beschränkung, den sie mit viel Liebe, mit viel Qual und Bitterkeit kämpfte. Er wurde für sie zu einem tiefen, furchenziehenden Erleben, von dem der Mann nichts wußte, und zu dem er als zu einer Ausgeburt der Phantasie den Kopf geschüttelt hätte, wenn es ihm kund geworden wäre. Ihre Gedrücktheit, die abwechselnde Zurückhaltung und sehnsüchtige Zärtlichkeit, die sich bei ihr bald nach der Heirat zu zeigen anfingen, erklärte er sich aus ihrem körperlichen Zustande, denn sie sollte Mutter werden.

Nun traf es sich, daß im ersten Jahre dieser Ehe der Gegenstand von Wenzels Sammlerehrgeiz ein Opal von besonders schönem Lichtspiel war, ein Opal, der nach der Beschreibung des Begeisterten einen sinnbestrickenden, wahrhaft betörenden Farbenzauber in sich barg, wie ihn Wenzel bisher an keinem Edelstein weder von dieser noch von andrer Gattung wahrgenommen hatte, einen Regenbogenzauber, wie ihn ein verschleiertes, heimlich glühendes Frauenauge übt. Wenzel hatte diesen Wunderstein zuerst in der Auslage eines Antiquars gesehen, ihn dann aus den Augen verloren, Freunde und Fachleute zu seiner Suche bewogen und selber tagelang ohne Erfolg seiner Spur nachgeforscht. Eines Morgens aber stürmte er, von einem seiner Erkundigungsgänge heimkehrend, atemlos und triumphierend in die Wohnung, und mit dem Rufe: „Hilde, ich hab' ihn!" ließ er mit einem dröhnenden Schlag auf die Klinke die Tür zu dem Wohnzimmer seiner Gattin aufspringen.

Die junge Frau hatte vor ihrem Nähtisch am Fenster gesessen. Im Schoße lag ihr ein Strickzeug, das den Anfang eines winzigen Kinderstrumpfes ausmachte. Der Kopf war ihr schlafbetäubt gegen den Fensterrahmen gesunken. Bei dem brausenden Eintritt ihres Mannes sprang sie, schreckvoll geweckt, von ihrem Sitze auf und blieb einige Sekunden, die Augen bang geweitet, an ihrem Stuhle lehnen. Unterdes durchquerte Wenzel das Zimmer, einen winzigen Gegenstand emporhaltend, und rief: „Ich hab' ihn! Beim Goldschmied fand ich ihn! Sieh, sieh,



dieses Farbenspiel, dieser Milchglanz!" Als er dicht bei ihr stand, bemerkte er, daß sie bleich war und zitterte, und ihn überkam ein Bangen. „Komm, setz' dich, setz' dich!" sagte er und versuchte mit ungeschickt zaghaften Bewegungen sie auf den Stuhl niederzudrücken. „Du kannst ihn auch sitzend ansehen; so, ich lege ihn dahin." Und als der Stein nun funkelnd auf dem Sammet der Nähtischdecke lag und in seinem Milchweiß alle sieben Farben schwammen, rief Wenzel entzückt: „Es ist der schönste Stein, den ich in meinem Leben gesehen habe!"

Aber Hilde hob ihre weiße Hand an die Augen, und zwischen ihren Fingern sickerten helle Tropfen hindurch, während ihr Körper in einem zurückgehaltenen, nach Ausbruch drängenden Schluchzen bebte.

Wenzel sah auf. „Aber was hast du? Was ist dir? Willst du dich nicht lieber niederlegen? Lege dich einen Augenblick. Du könntest dir schaden." Und er führte sie hastig ins Schlafzimmer. Dann klingelte er dem Mädchen und fragte: „Soll ich den Arzt rufen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nur erschrocken."

Wenzel war halb beruhigt, halb über seine Unvorsichtigkeit betreten, und als er sah, daß er bei Hilde überflüssig war, ging er in sein Zimmer, um einen Platz für den Opal zu suchen. Er fand ihn in einem kleinen Rokokozierschrank, der nur auserlesene Seltenheiten barg. Nachdem er eine Weile in den Anblick des Steines, der auf rotem Plüsch ruhte, versunken geblieben war, gebannt in das Wechselspiel der kreisenden, nebelnden, verschwimmenden Farbenwellen, öffnete er sacht wieder die Tür zum Schlafzimmer und trat auf den Zehenspitzen an Hildes Lager. Als er sah, daß sie die Augen offen hatte, flüsterte er: „Geht es dir besser? Ja? Das ist gut. — Ich hab' ihn jetzt in den Rokokoschrank getan zwischen die beiden Miniaturen auf dem zweiten Brett; weißt du? Da kann ihn die Sonne treffen."

Hilde sah ihn mit müden Augen an und nickte nur. Ihr Geist schweifte in diesem Augenblick über die Zeit zurück, die sie mit ihrem Manne verlebt hatte. Sie sagte sich, tapfer und besonnen, daß es eben die Einfachheit seines Gefühlslebens gewesen war, die sie anfangs an ihm entzückt hatte, und daß aus ihr jetzt jene Handlungen entsprangen, die sie als Unaufmerksamkeiten, ja, als Roheiten empfand. Und sie suchte an dem Vertrauen auf seine offenherzige Art und den schlichten innerlichen Anstand, den sie seinem Wesen ebenso tief zu eigen wußte wie die phantastischen Neigungen seines Geschmacks, ihren Mut aufzurichten. Aber der Hang, ihn zu verehren wie in den besten Tagen ihrer Liebe, wurzelte tiefer in ihr als die Besonnenheiten der Vernunft und gab ihr bittere Sehnsucht ein.

Und während sie auf ihrem Bette lag, entmutigt über ihres Gatten neueste Rücksichtslosigkeit, über die kränkende Wichtigkeit, welche die leblosen Dinge seiner Sammlungen für ihn hatten, und bangend nach einem Wort liebevoller Abbitte, überkamen sie die ersten Leiden der Geburt.

Der Knabe, der einige Wochen zu früh zur Welt kam, war ein schwächliches Kind, das sich für das Geschenk des Lebens mit einer zeitigen Flucht bedankte.

Der Tod des Erstlings war für den Vater ein Schlag, der ihn erstaunlich, empörend, verwundend in seine blanke Unbefangenheit traf. Der Familiensinn der stammeszähen Rasse seiner Mutter litt in ihm. Und er trug sich fortan hilflos und kummervoll mit einem grüblerischen Warum, einer Frage an das Unbekannte, das ihn beleidigt hatte.

Hilde merkte wenig von den Vorgängen um sie her. Ihr schwacher Körper war damit beschäftigt, sich wieder zum Leben zu bereiten, und konnte keine Kräfte für die verschwenderische Tätigkeit der Seele erübrigen. Und das war weise; denn sobald Hilde so weit war, daß sie wieder dem Zweck und Wert des Daseins nachsinnen konnte, schritt ihre Genesung nicht mehr vor.

Sie wußte nicht recht, wozu sie wieder ins Leben sollte. Das Kind war nicht da, nicht vorhanden, als wäre es nie gewesen, und der Mann bedurfte nur eines kümmerlichen Wesensteiles von ihr. Sie sagte sich das, während sie gleichzeitig von einer mächtigen Sehnsucht erfüllt war, sich durch die geringste Widerlegung vom Gegenteil überzeugen zu lassen.

Er setzte sich nun oft zu ihr, nahm ihre Hand und sah sie mit beunruhigtem Blick an; aber eine mißmutige Unrast ließ den Glückgewohnten nicht bei ihr bleiben.

Er ging dann wohl und schloß sich in sein Zimmer ein, vergrub die Hände in das dichte Haar und sann, warum das Unglück



über sein Haus gekommen war. Und während ihm noch die schlichten Erklärungen des Arztes im Ohre klangen, suchte sein Geist, der sich in seiner Glücksforderung beleidigt fühlte, einen Zusammenhang von Schuld und Strafe, ein Verhängnis, ein Karma. Seine aufgestörte Kinderseele begehrte ein Wesen, das man beschwören, einen Unstern, den man bannen, zum mindesten eine Schuld, die man bereuen konnte.

Eines Tags, als Hilde wieder nichts zu sich nehmen wollte und mit blutleeren Lippen dem Arzt unerfreuliche Auskunft gegeben hatte, ging Wenzel in seinem Zimmer auf und ab, die Augen getrübt und Kummer im Herzen. Er fürchtete, sie werde ihm sterben.

Während noch sein verdunkelter Blick ohne Wahrnehmung im Unbestimmten irrte, traf ihn von der Seite mit augenblicklicher Anziehung ein helles Aufleuchten. Er sah um — und sah dem Opal ins Auge. Ja, wie ein dämmerig glühendes, schimmerndes, wachsames Auge lag er da. Unverwandt blinkerte er ihn an in seiner milchigen, kalten Steinglut.

Wenzel blieb stehen, ging auf den Opal zu und blieb wieder stehen. Ein Gedanke stand blitzhell wie eine Erleuchtung vor ihm: Der ist's! Das ist der Unstern! Opal bedeutet Tränen!

Wie war ihm das nur nicht früher in den Sinn gekommen! Stammte das Unglück nicht von der Minute, da er den Stein ins Haus gebracht hatte?

Was war das überhaupt für eine böse Stunde gewesen, die ihm eingegeben hatte, einen Opal zu erwerben, da er doch wußte, daß es ein Unglücksstein war! Und warum mußte der Verhängnisvolle ihm ein zweites Mal unter die Augen kommen, nachdem er bereits seine Spur verloren gehabt hatte? Oh, was für eine Saat von Mißgeschick mochte diesem winzigen leuchtenden Farbengrunde schon entsprossen sein! Wenzel stand vor dem Schrank, Aug' in Auge mit dem Feinde, einen fast wollüstigen Schauder in der Seele, daß der schicksaltragende Gegenstand der lang umworbene, heiß ersehnte Opal war, daß er sich ihn aus Besitz und Wohlgefallen ausreißen wollte, um das Verhängnis zu bannen. Es kam eine Erleichterung über ihn in dieser verzweifelten Stunde, als er den Griff in der Hand hatte, an dem das Schicksal zu fassen war.

Er dachte zuerst nichts andres, als den Stein wegzuwerfen, in das nächste Wasser, in die nächste Gosse. Er wollte ihn los sein, um jeden Preis und auf die rascheste Art; denn er hatte ein heimliches Gefühl davon, daß eine Verzögerung ihm Bedenken geben, seinen Entschluß unwahrscheinlich machen könnte. Und der ersten Eingebung folgend, eilte er in den Vorraum, warf den Mantel über und nahm den Hut vom Haken. Aber durch diese Berührung mit der Außenwelt in die Alltäglichkeit zurückversetzt, faßte er einen hemmenden Gedanken: man konnte den Stein unter günstigeren Bedingungen los werden. Ja, man konnte ihn verkaufen oder sogar ihn nur in Verwahrung geben. Doch nein, dies nicht. Solange er Eigentümer war, blieb er bedroht. Bei diesem Gedanken stieg aufs neue das Bewußtsein der augenblicklichen Gefahr mit einer heißen Blutwelle in ihm auf. Und er machte sich daran, in aller Eile und Gründlichkeit die beste Art für die Fortschaffung des Steines gewissenhaft auszudenken. Und wie er sich's überlegte, schien es ihm ein vernünftiges Abkommen mit sich selber, sich den Stein bezahlen zu lassen und bei Gelegenheit aus dem Gelde einen andern von glücklicherer Bedeutung zu kaufen. Als er so weit war, sah er auf die Uhr, und er fand es zu spät, um vor dem Mittagessen auszugehen. So machte er sich daran, seine Korrespondenz zu erledigen, ging dazwischen hin und wieder ins Zimmer seiner Frau, immer die Voraussicht der starken und schweren Tat erwartungsvoll in der Seele tragend.

Als er jedoch beim Mittagessen saß und das Wohlgefühl des Sattwerdens seinen Körper mit kräftiger Ruhe überschlich, da stiegen Erwägungen über sein Vorhaben in ihm auf. Er fragte sich, ob sein Vorsatz nicht phantastisch sei, unnütz, ja, alles in allem eine große Dummheit? Ob seine Angst und Erregung ihn nicht genarrt habe? Aber die neuen Gedanken brachten Unbehagen über ihn und nicht Erleichterung, und als er aus ihnen in einen dumpfen Mittagsschlaf hinüberdämmerte, zeitigte ihm sein Schlummer ein Schreckgesicht, das ihn nach wenigen Minuten zu seinem Vorhaben qualvoll weckte: vor ihm standen und schwebten unzählige glotzende Augen aus Stein, die langsam näher und näher auf ihn zurückten, bis sie in blendender Wirrnis und verzerrtem Farbengeflirr dicht vor seinem Gesicht standen.

Das Gesicht war für seinen abergläubisch hinschauenden Geist ein Zeichen. Er stand alsbald auf, ging und öffnete den Schrank, und nachdem er einen Augenblick gezögert hatte vor der Schönheit des milchigen Steines, in dem alle Farben in sonnenhafter, unentwirrbarer Buntheit rannen, packte er das Kleinod abgewandten Blickes. Und bald schritt er, einen Widerwillen gegen den bevorstehenden Handel unterdrückend, auf das Geschäft eines ihm bekannten Goldschmiedes zu, wo er hoffte, den Stein los zu werden.

Der Kaufmann bewunderte das seltene Stück, sagte allerhand Schmeichelhaftes über Wenzels Geschmack und Sammlertalent und bedauerte unendlich, den Stein nicht erwerben zu können. Als er aber den nachdenklichen Mißmut seines Kunden, mit dem ihm schon manches gute Geschäft gelungen war, merkte, bot er sich an, das Stück in Kommission zu nehmen. Auf einen Augenblick fühlte sich Wenzel von einer freudigen Erleichterung gehoben im Gedanken an diesen glatten Ausweg, der nicht geben und nicht behalten bedeutete. Aber alsbald kam ihm die Einsicht, daß er auf diese Weise noch immer Besitzer des Steines sei, und er lehnte mutig und bedauernd den Antrag ab.

Und während in seinem Herzen der Unmut anfing den Kummer zu überwachsen, machte er sich auf den Weg nach einem Geschäft, das den Steinhandel im großen betrieb. Seine Sache wurde im Bureau sofort vorgenommen, der Stein geprüft, Wenzels Forderung, die einen Liebhaberpreis bedeutete, um ein Drittel der Summe herabgesetzt und ihm ein Kaufvertrag vorgelegt. Er unterzeichnete und kam sich dabei bedauernswert vor, wie ein Mensch, dessen Unglück zu einer Erpressung mißbraucht wird. Und als nun zu seiner Rechten die schmutzigen Papierscheine knitterten und das klappernde Geld mit hartem Klang hinrollte, während zu seiner Linken auf dem grünen Tuch des Tisches noch immer der weiche, blaßdämmernde Tauglanz des Opals zitterte, da ergriff Wenzel mit einem Male ein solches Weh, daß er den Stein mit seiner Hand bedeckte und mit der leisen, festen Stimme eines innerlich ergriffenen Menschen sagte: „Ich überlege es mir noch. Ich nehme aber Ihr *Angebot* an für den Fall, daß ich den Stein *überhaupt* verkaufe." Und da niemand gegen *den* Vertragsbruch einen Einwand erhob, kehrte Wenzel mit einer würdevollen kleinen Verbeugung um und ging weg, schneller mit jedem Schritt.

Als er am Abend nach Hause kam, hörte er, daß Hilde eine Ohnmacht gehabt habe. Da wurde ihm der Stein in der Tasche schwer. Heiß stieg ihm die Angst zu Herzen, die unerhörte Angst vor dem Unwiderruflichen; und der Drang, zu opfern, zu geloben, zu beschwören, überwältigte ihn. Er berührte kaum sein Mahl und stürzte wieder ins Freie.

Er wandte sich diesmal nicht dem Geschäftsviertel zu, sondern nach dem Park, der jetzt seine Wiesenflächen, die mit duftendem Heu bedeckt lagen, vor dem Monde dehnte. Er ging mit eiligen Schritten: Hilde war kränker, und der Stein war noch immer bei ihm!

Er wanderte durch breite Straßen, über denen die Dämmerung hing. Vor dem dunkelnden Himmel wehten silbrig die Blätter der Gartenbäume, und die elektrischen Lampen schwebten im Blau wie blasse Monde. Die Luft wehte rein; die Straßen waren vereinsamt. Die Stunde, in der es nicht Tag und nicht Nacht ist, ruhte zeitlos über dem vollbrachten Tage.

Über Wenzel schlich eine Stille, wie sie sein immer wünschender Geist selten erlauschte. War es nicht natürlicher, zurückzugehen, hin zu seiner Frau, ihre Hände zu nehmen und zu sagen: „Werde wieder gesund! Werde gesund für mich!"? Konnte sein heißer Wunsch ihrer Schwäche nicht kräftiger beistehen als dieser törichte Gang? Der Arzt selber hatte gesagt, es mangle ihr an Lebenstrieb, der Tod ihres Kindes sei ihre Krankheit. Aber mit diesem Gedanken sah Wenzel in seiner Seele einen Abgrund sich öffnen, darinnen duckte sich seine Selbstsucht, die ihm diesen Rat eingab. Und von nun an stellte sich die Frage anders für ihn. Wenn ihm jemand das Ansinnen gestellt hätte, seine Liebe zu Hilde mit diesem Opfer zu beweisen, als Probe, als Zwangsfrage, wie der Engel Abraham geprüft hatte — würde er es tun?

Im nächsten Augenblick sagte er sich, daß er unter Zwangsvorstellungen leide, und im folgenden, daß er daran sei, um seinen gesunden Verstand zu kommen. Und doch blieb die Zwangsfrage, und neben ihr blieb die alte gläubige Überlegung, den Unheilstifter

fortzuschaffen. Und Wenzel sah ein, daß es jetzt kein Zurück mehr für ihn gab.

In der halben Stunde Weges von seiner Wohnung nach dem Park machte er alle Zustände eines Menschen durch, den die Notwendigkeit, einen ungewöhnlichen Entschluß zu fassen, in krankhafte Erregung gebracht hat: den Fiebertraum der Zwangsvorstellungen, die Anstrengung zu ruhiger Überlegung, die Willenskämpfe, die Selbstverspottung der nüchternen Augenblicke, in denen alles unnütz und lächerlich erscheint.

Als er endlich über die Flußbrücke in den Park schritt, hatte er nur noch den einen Wunsch, aller dieser Selbstqual samt ihrem Erreger ledig zu sein. Und er blieb auf der Brücke stehen, sah in das klargraue Wasser und dachte, daß seiner Spende das reine Element am würdigsten wäre. Aber als er schon die Hand in der Tasche hatte und bebend dem Augenblick der Erlösung entgegensah, da kreuzte ihm der Gedanke den Sinn, daß nun sein Opfer nur noch eine Erleichterung für ihn selber bedeute und somit seinen Heilwert verloren habe. Im nächsten Augenblick hielt er dieser Ansicht entgegen, daß er mit der Hingabe des Steines nicht eine Götterbeschwörung durch Opfer zu vollbringen gedachte, sondern einfach den Unheilstifter seines Hauses beseitigen wollte. Darauf erwiderte ihm sein Verstand, daß er freilich eine abergläubische und mystische Handlung begehe; denn wenn nun schon jemand an all dem Unglück schuld sein müsse, so könne das nur er sein mit seiner Rücksichts- und Gedankenlosigkeit und nicht der leblose Stein, der an jenem unglücklichen Morgen so still und harmlos in seiner Hand gelegen habe wie später auf dem Sammetbausch zwischen den zwei Miniaturen im Rokokoschrank, und daß somit seine Fortschaffung für Hildes Genesung nicht den mindesten Wert haben könne. Hell stand ihm diese Erklärung seines Verstandes vor dem Geiste. Aber sie, die ihn noch vor Stunden hätte eines unerwünschten Opfers entbinden können, sie vermehrte jetzt nur seine Qual; denn er konnte nicht mehr zurück; der Bann seiner Zwangsvorstellung hielt ihn fest. Und in dieser Überzeugung nahm er rasch den Stein aus der Tasche, löste ihn aus Papier und Baumwolle und hielt ihn über das Wasser, ohne ihn mehr anzusehen. Aber er ließ ihn nicht fallen. Die Trennung gelang ihm noch nicht. Da war noch immer die Hemmung, daß vielleicht alles eine Dummheit sei; da war der Gedanke, er handle in einem Augenblick geistiger Unzurechnungsfähigkeit.

Er kehrte noch einmal um und ging eine weitere Viertelstunde im Park spazieren, den Opal in der Hand und den Schweiß auf der Stirn. Dann kam er wieder zum Flusse, trat rasch bis ans Wasser, öffnete die Faust, worauf es in den Wellen sacht gluckste, und ging ebenso rasch wieder fort. Nach einigen Minuten kam er noch einmal, mit ruhigerem Schritt, stützte sich auf das Geländer der Brücke und sah hinab. In tausend kleinen Wellenschalen flimmerte silbern und mit zarter Buntheit das Mondlicht. Wenzel sagte sich, daß, wenn er ein Glas Wasser an die Sonne stellen und Wellen hineinblasen würde, er tausend Opale auf einmal hätte. Und er schüttelte den Kopf und ging mit einem traurig verwunderten Lächeln fort.

Als er zu Hause ankam, sah er nach, ob im Zimmer seiner Frau noch Licht scheine, und ein heller Streif unter der Tür leuchtete ihm herein.

Er trat an ihr Bett und faßte ihre Hand. „Hilde!"

Sie wandte ihm das Gesicht mit einer müden Bewegung zu. Als sie jedoch in seine Züge sah, wurde ihr Blick aufmerksam.

Er aber flüsterte ihr rasch ins Ohr: „Ich habe den Opal weggeworfen — den bösen Opal!"

Ihre Augen weiteten sich vor Verwunderung. „Warum?"

„Opal bringt Tränen!" Und als schäme er sich seiner Opfertat, senkte er den Kopf und legte seine Stirn auf ihre Hand.

Einen Augenblick verharrten sie beide so, unbeweglich. Dann hob sie die Linke und führte sie, die sich wie eine Kinderhand anfühlte, durch sein dichtes Haar und stammelte: „O du! O du!"

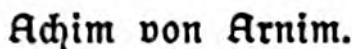
Es bebte eine so schmerzvolle Zärtlichkeit in ihrer Stimme, daß ihre Erregung auf Wenzel übersprang.

Und er preßte Hildes Körper, ihn halb aus den Kissen hebend, in seine Arme und flüsterte: „Werde gesund! Werde gesund!"

„Ich werd' es ja — für dich!" Und sie schloß die Augen, als träumte sie, und schmiegte sich schauernd an ihn.






Achim von Arnim.


Bettina Brentano.

Aus Achim von Arnims und Bettina Brentanos Brautzeit

Von Prof. Reinhold Steig (Berlin)

Die Muße eines Jahres, deren ich und meine Arbeiten sich erfreuen, gilt dem schon lange ausstehenden zweiten Bande meiner Veröffentlichungen über „Achim von Arnim und die ihm nahestanden" (Stuttgart, Cotta), der nach dem Plan des Ganzen dazu bestimmt war, die Dokumente über Arnims und Bettinas Brautzeit in sich aufzunehmen. Herman Grimm, als Gemahl Giselas von Arnim beider Schwiegersohn, mit dem ich einst zusammen das Werk unternahm, hatte den Gedanken erwogen, die Briefe Arnims und Bettinas etwa nach Art des „Frühlingskranzes" zu redigieren, ein Gedanke, der nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten durchzuführen gewesen wäre, der aber nicht zur Ausführung kam, da der Tod 1901 hindernd dazwischentrat. Somit ist mir, nachdem ich 1894 den ersten Band über Arnim und Brentano, 1906 den dritten über Arnim und die Brüder Grimm gearbeitet habe, auch der zweite Band über Arnim und Bettina zugefallen, den ich natürlich nicht anders als auf meine Art anfassen kann.

Wenn ich Achim und Bettina von Arnims gesamtes Briefmaterial der zehn Jahre vor ihrer Verheiratung 1811 überschaue, so muß ich als Hauptsache feststellen, daß es eigentlich keine sogenannten Liebesbriefe enthält. Beide waren zu ernsthaft dazu, sich leichte Tändeleien zu schreiben, es kam ihnen vielmehr seit ihrer Bekanntschaft auf rückhaltlose Mitteilung und Auseinandersetzung ihrer Eigenschaften und Anschauungen an. Die Unterschiede zwischen ihnen waren von Haus aus ungewöhnlich groß. Er der aus Berlin gebürtige märkisch-preußische Edelmann, sie die reichsstädtische Tochter des reichen Handelsherrn vom Goldenen Kopf in Frankfurt am Main. Er durch ihren Bruder Clemens und dessen literarische Freunde als Göttinger Student 1801 zur Poesie gezogen, sie durch ihre Großmutter Sophie von Laroche und ihre Mutter Maxe in die Goethische Literaturentwicklung mit allen Fasern gleichsam hineingewoben. Arnim besuchte erst im Sommer 1802 auf seiner großen Reise das Brentanosche Familienhaus und machte damals die persönliche Bekanntschaft Bettinas, die ihm aus Clemens' Schilderungen freilich keine Fremde mehr war. Bettina hat über ein Menschenalter später ihre Erinnerungen an jene Sommertage für ihren „Frühlingskranz" wunderschön gestaltet. Aber etwas wie ein gegenseitiges Verlieben fand nicht statt. Ihren Verkehr beherrschte von Arnims Seite hochachtungsvolle Höflichkeit. Kunstbestreben, Musik und Dichtung, bildete die Mitte, ohne jugendfrische Freudigkeit auszuschließen. Arnim erzählt folgende Abschiedsszene in einem späteren Briefe: „Bettina begleitete mich auf dem Fußweg (von Offenbach) nach Frankfurt, die gebogenen Apfelbäume beschatteten uns, und die untersinkende Sonne blickte neben den Baumstämmen zu

uns hin. Wir liefen zwischen den Kornfeldern um die Wette, die schwankend mit uns zogen, sie verwickelte sich in ihrem Kleide und fiel, ich war zu sehr im Laufe, um ihren Fall aufzuhalten, das schmerzte mich; ich war im letzten Augenblick dadurch weniger zurückhaltend als sonst, ich küßte sie zum Abschiede, sie aber schien kalt, und sie sagt es in ihrem Briefe (an Clemens)."

So kam es denn auch, daß nach der Abreise Arnim nur ein einziges Mal Bettinen und ihrer Schwester Gundel, der späteren Frau von Savigny, zusammen aus der Schweiz ein Brieflein sandte und drei Jahre lang kein unmittelbarer Gedankenaustausch zwischen ihnen erfolgte, während freilich in dieser Zwischenzeit Clemens nicht unterließ, in seinen Briefen von der geliebten Schwester zuweilen dem Freunde Kunde zu geben.

Haben wir das Bisherige als freundschaftliches Vorspiel zu betrachten, so entwickelt sich das eigentliche Herzens- und Liebesverhältnis Arnims und Bettinas von 1805 ab in zwei großen Perioden, die völlig voneinander geschieden und durch die damaligen Weltereignisse bedingt sind. Den Schnitt machte Jena und das Unglück Preußens, in das Arnim aus nächster Nähe mit hineingezogen wurde, das alle öffentlichen wie persönlichen Verhältnisse in Frage stellte, auch Arnim jede Aussicht in die Zukunft verhüllte. Von der so bezeichneten ersten Periode mag nun die Rede sein.

Nach der Heimkehr ins Vaterland entschloß sich Arnim 1805 zur Reise nach Heidelberg, um mit Clemens Brentano, der sich dort mit seiner Frau Sophie niedergelassen hatte, den ersten Band von „Des Knaben Wunderhorn" zu redigieren. Bis zur Mitte des Sommers war die vorbereitende Arbeit im Manuskript abgeschlossen, der Druck begann, und nun verließen beide Freunde den Neckar: Clemens ging nach Wiesbaden, um dort die Kur zu gebrauchen, Arnim nach Frankfurt, um dort an Ort und Stelle den Druck bequemer überwachen zu können. Dieser Frankfurter Aufenthalt 1805, der durch Ausflüge nach Wiesbaden, an den Rhein, auf den Trages, Savignys bei Hanau gelegenes Gut, angenehm unterbrochen wurde, dauerte fünf Monate, bis in den Dezember, Zeit genug, um mit Bettina genauesten Verkehr zu pflegen. Sie trieb Musik und machte zu Arnims Liedern gar hübsche Melodien, die seinen bewundernden Beifall wachriefen. Er empfahl sich damals auch persönlich durch Jugendschönheit und edle Haltung. Die Spuren schwerer Erkrankung in England waren einem frohen Gesundheitsempfinden gewichen. Ein geachteter Freund schilderte ihn damals nach einem gemeinsamen Spaziergange: „Arnim redet wenig; was er sagt, ist gewöhnlich heiterer Scherz. Aber im stillen, wenn ich ihm so seitwärts ging, habe ich mich an seiner Erscheinung geweidet. Zuversicht und Kraft sind ihr aufgeprägt. Es ist doch was Herrliches um dieses kräftige Auftreten auf den Erdboden, um dieses heitere, klare, feste Blicken in die Welt hinaus, wie wenn sie einem dienen müßte. Das vermag Arnim, und zwar ohne gesuchte Kraft, ohne Brutalisieren, sondern so, daß die Kraft freundlich ist und gemildert und folglich schön. So soll der Mann sein." Auf dem Trages, als die Familie von Savigny wohlbehalten von ihrer Pariser Reise heimgekehrt war, versammelten sich alle Angehörigen und Freunde, Bettina mit ihren Brüdern Clemens und Christian, auch Arnim und die schöne Dichterin Karoline von Günderode. Jeder behielt für sich freie Hand, jeder war an den andern durch die Pflicht edelster Geselligkeit gebunden. „Wir tun hier nichts," schrieb einer von ihnen, „als den ganzen Tag auf dem Felde mit der Flinte hin und her gehen und gar nichts schießen; die Unterhaltung besteht einzig darin, daß man sich liebhat; unter allen Jägern ist Arnim der unermüdlichste, er läuft nach einem Vogel sechs bis sieben Stunden."

Ja, es war für alle Beteiligten eine goldene Zeit, in Arnims und Bettinas Gedächtnis aber lebte sie fort wie ein in beglückenden Bildern vorübergezogener Jugendtraum, dessen Inhalt ewig von ihnen müsse festgehalten werden.

Zu Ende des Jahres, im Dezember, schied Arnim von Frankfurt, auf der Rückreise besuchte er Goethe in Weimar und die musikreiche Familie des Kapellmeisters Reichardt in Giebichenstein bei Halle, von wo ihn im neuen Jahre 1806 sein Geschick über Berlin nach Mecklenburg verschlug. Die ersten Wochen verlebte er in Neustrelitz, den Frühling auf dem garten- und baumgeschmückten Gute Karsdorf, das sein mütterlicher Oheim Graf Hans Schlitz erworben hatte. Kars-

dorf und das Gut Trages waren ihm nun die beiden Punkte auf Gottes Erdboden, zwischen denen seine liebsten Gedanken hin- und wiederkehrten.

Ein reger Briefwechsel wurde zwischen Arnim und Bettina, die in Marburg bei ihrem Schwager von Savigny wohnte, unterhalten. Am 11. Mai 1806 schrieb er ihr aus Karsdorf:

„Wir hatten gestern das erste Gewitter, ferne unhörbar, unser Feld war so bestäubt, daß es sich gern gebadet hätte, da musizierte ich gar gewaltig in die Ferne auf meiner besten Geige, verlor mich aber so darin, daß ich wahrscheinlich mit dem Bogen dem Gewitter das feurige Auge ausgestoßen; es war nachher still und ließ nichts mehr von sich hören und sehen. Ungefähr so ist es mir ergangen bei Ihnen, Sie lassen nichts von sich hören, ungeachtet ich zur Versöhnung aller meiner Unartigkeiten ein paarmal erklärend geschrieben. Zuweilen, wenn ich aus meinem hohen Fenster in den Garten sehe, wie der Wind unten die Kaiserkronen, Rosenäste, Narzissen, oben die jungen Pflaumenbäume, Kirschbäume, Pappeln zusammentreibt, und wie die dann tun, als wenn sie sich einander zubeugten, sich viel zu sagen und mit einem andern sich abzugeben nicht Zeit hätten, da denke ich dem Familienkonvent in Trages zugesehen zu haben und was dabei herauskommt, daß jeder sich wieder fest auf seine Stelle hinstellt, und warum ich allen Nachrichten von Ihnen entsagen muß, warum Clemens mir auf drei Briefe nicht geantwortet hat. Was macht Christian? Wenn ich hier verzweiflungsvoll, matt und erschöpft einem Falken durch das Dickicht nachschleiche, so wird es mir zuweilen, als müßte ich ihn (Christian) ganz listig lauernd bei dem Teiche (auf dem Trages) antreffen, wie er die Frösche totschlägt, sowie einer seinen Kopf erhebt, und mir ganz solide beweist, daß dies eine viel schönere Jagd, ja, daß eigentlich keine andre als diese geübt werden sollte. Wollen Sie noch etwas von meinen Beschäftigungen wissen, so erzähle ich Ihnen, wie ich täglich ein achtzehnjähriges, auf einem Auge blindes, großes braunes Pferd umherjage, daß es vor Durst ganze Quellen bis auf den Grund austrinkt. Meine Flinte bleibt indessen mein kleiner Gott, mit silbernen Buchstaben auf braunem Grunde steht der berühmte Name Kuchenreuters darauf, ihr Stil ist vortrefflich, sie spricht bestimmt und leicht und treffend und versagt mir nie, so wenig sie mir verspricht, meinen Hut schmückt sie mit Federn. Bei der Feder fällt mir ein, daß diese demütige Dienerin manches Blatt beschrieben hat für Sie, was ich Ihnen gern vorlesen möchte; ob es gut ist, will ich damit nicht sagen, es ist nur so nach meiner Art, die Sie zuweilen erlaubten. Mein Zimmer ist höchst wunderbar, daß es wohl einen Einfluß auf meine Arbeit haben kann: unter mir hesperische Gärten, von Bergen beschlossen, an denen die Wagen wie an einem chinesischen Schattenspiel, wie Schatten gegen die helle Luft herumfahren. Die Nachtigallen geben den Spatzen im Singen Unterricht vor dem Fenster, da ärgern sich die Spatzen so gewaltig, daß sie in den großen Boden vor meinem Zimmer fliegen und immer im Kreise mir um den Kopf. Über mir schlafen sieben Dirnen, die Röhre meines Ofens geht durch ihr Zimmer, und solange ich Feuer machte, hatten sie etwas Rauch; über den Dirnen klappert ein Storch in seinem Neste ganz entsetzlich; über dem Storche ziehen die Wolken; über den Wolken wandeln die Sterne: über den Sternen sieht es sehr tief aus, so daß ich nicht hineintreten mag, und so bleibe ich still bei mir. Wieviel mehr liegt zwischen hier und Trages, und doch soll mein Brief den Umweg über Marburg machen, um Sie nicht zu verfehlen: du armer Brief, mache noch tausend Grüße allen, in deren Haus du kommst, empfiehl mich bestens der, die dich eben weglegt, mit meiner ganzen Ergebenheit.

Achim Arnim."

Bettina, die inzwischen Marburg verlassen hatte, schrieb aus Frankfurt und von dem Trages:

„Es sind schon drei Wochen, daß ich mir täglich vornahm, Ihre Neustrelitzer Verteidigung zu beantworten, und immer hat mich das herrliche Wetter davon abgehalten, indem es mir nicht erlaubte, zu Hause zu bleiben; heut' ist nun der erste Regentag, und diesen will ich festhalten, bis ich alle Schuld abgetragen habe. Ich war recht traurig, meine Marburger Wohnung zu verlassen. Noch eine Stunde vor unsrer Ab-



reise erstieg ich den alten Turm, den ich schon fast zu jeder Stunde des Tages und der Nacht besucht hatte; man sieht von diesem weit herum bis auf den Feldberg, den auch Sie (im vorigen Jahre) von Ihrer Frankfurter Wohnung aus sahen; ich wollte mir die Gegend noch einmal recht ins Herz prägen, es war morgens halb vier, gerade um die Zeit, da Gott die Welt aufs neue erfrischt, mit Nebel und Tau sie anhaucht. Es hatte die Nacht geschneet, das alte Schloß hoch hinter mir schien noch im kalten Morgenschlummer so tauicht, so stumm und grau, die ganze, weite Gegend war mit leichtem Schnee bedeckt; in dem Garten zu meinen Füßen, wo das junge Grün unter den Flocken hervorschaute, sang eine Nachtigall, sie muß den Schnee für Blüten gehalten haben, Gott gebe kein Tauwetter, bis ihre kleine Kehle müde ist, sonst muß sie ihre Freude in dem Augenblick ihrer Entzückung zerrinnen sehen. — In dem Hofe sah ich unsern bepackten Wagen stehen, der machte mich recht traurig, ich machte die Augen zu, und die vielen herrlichen Momente, in denen ich in mannigfaltiger Beleuchtung ein freies Stück Welt beschaut und mich daran ergötzt hatte, traten mir lebhaft ins Gedächtnis; so ganz allein und doch so froh und ruhig war ich noch nie wie dieses halbe Jahr, und es war doch Winter. Nun mußte ich gerade in dem Moment, wo alles in seliger Erwartung ist, von Schönheit und Genuß derselben wegziehen, aus einer Wohnung, wo die Menschen über Blüten hergehen wie Engel über leichte Wolken, fort in die enge Straße in mein dunkles Zimmerchen nach Frankfurt. — Wenn ich das Leben eines Wanderers recht bildlich beschreiben wollte, so würde ich diese Gegend nehmen, so wie ich sie aus meinem Fenster sah, jung und alte Wälder zur Rechten und zur Linken, einsame stille Tale, wo es recht wild aussieht, Brücken und Stege über groß und kleine Flüsse, schlängelnder Pfad am Berg hinan, Bronnen unter dem Baum, viele Dörfer hier und dort an Berge gelehnt, an denen das Abendrot hinaufklimmt, und alles vom Winde, von Sonn- und Mondlicht in Bewegung und Leben gesetzt. Und da war ich so froh, wenn ich mich an einem hellen Tag so recht müde geklettert hatte, immer noch höher, immer noch besser wollt' ich sehen — ob ich wohl ferner im Leben noch diesen Eifer haben werde, immer noch höher zu steigen, immer noch besser zu schauen und zu erkennen, was gut und schön ist?" In Frankfurt werde sie recht ernst nur allein der Musik leben: „Da sollen Melodien ausfliegen von meinem kleinen Taubenschlag, daß man glauben wird, es sei ein Nachtigallenschlag oder Triller oder Gesang, wie Sie es nennen wollen, und diese sollen alle nur ausfliegen, wenn der Wind nach Berlin zu weht, ich drehe wieder jetzt welche zwischen den Lippen, wie die jungen Bursche die Blumensträußlein am Sonntag; wenn ich nur ein Klavier hätte oder sonst ein reines Instrument, mit dessen Hilfe ich sie zur Welt bringen könnte, ich kann mir noch nicht recht helfen, und es kostet mich immer noch Mühe, so etwas festzuhalten, wie Sie wohl wissen, aber den besten Willen hab' ich. — Nun bin ich in Trages; wenn Sie hier wären, Sie würden gewiß schon manchen Kuckuck geschossen haben, sie schreien einem den ganzen Tag die Ohren voll, in dem kleinem Birkenwäldchen, das Sie wohl kennen, treiben sie sich von Baum zu Baum und wetteifern mit dem benachbarten Froschteich. Die Nachtigall, die mag sich wohl darüber ärgern, die schweigt den ganzen Tag, bis es Nacht ist und alle in festem Schlaf liegen, dann biegt sie sich mit ihrer kleinen vollen Gurgel ganz vorn auf die kleinen dünnen Äste und wiegt sich und trillert und singt, als wollte sie ein neues Leben ersingen." — Bettina war anfangs März in Kassel gewesen bei ihren dortigen Verwandten, hatte die Gemäldegalerie und Gesellschaften besucht, wie Arnim von Clemens wußte: „Sie wundern sich, daß ich Ihnen nichts von Kassel und der Bildergalerie erzählt habe — ich verstehe gar nichts von Bildern, ich kann nicht sagen: dies war herrlich und dies hat mir gefallen. Es war mir immer, als ob ich einer Versammlung von Gestalten und andrer Darstellungen dargestellt würde. Die Art ihrer Entstehung war mir ganz verschwunden, und ich fragte mich tausendmal: Wie sind diese Bilder hier? Was haben sie für ein Leben? Was ist das, das Ernste, Traurige, Freudige, Entzückte, das ewig Sprechende, das Verstummende, der unendliche Kontrast in vielen, in einen stillen Frieden in höchster Ruhe verbunden? Ja, ich konnte die Lippen nicht bewegen, und da einer sprach, so war ich erschrocken, und wenn ich mir dachte: Dies alles ist

Farbe, mit Weisheit und Klugheit auf Tuch gemalt, so konnte ich es nicht mehr glauben; ich habe denn viel nachgedacht, worin wohl dieser ewige, reine Ausdruck im Bilde auch den Betrachtenden so ewig festhält zur Bewunderung. Ein lebendes Gesicht mit vollkommen edlen Zügen macht in der Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit seiner Gebärden lange nicht so tiefen Eindruck auf mich wie der Apoll, den ich in Kassel sah, und wenn die Göttlichkeit, die in einem solchen Kunstwerk liegt, ins Leben der Menschen gerät, daß sie sich ausdrückt, darstellt, wie ein Blitz, der die Welt erleuchtet und verblendet, so muß man lieben; ja, ich stelle mir oft nicht anders vor, wie daß die göttlichen Kräfte, die manchmal im menschlichen Leben erscheinen, wie Liebe, sel'ger Enthusiasmus, Hoffnung und Dichtung, ja selbst Stellungen und Gebärden in Unschuld und Feuer, all von diesen Steinen ausging, kalt in der Berührung, im Geist warm, ewig warm in der Form. Und warum sollte es nicht so sein? Die Menschen übten sich in der Erschaffung, langsam, bedächtig ging es von statten, in währender Zuversicht auf Gott, daß das Werk gelingen möge, und Leben kam hinein, aber nicht das im Blitz erscheint durch den Gedanken: Es werde — es ist in sich unzugänglich, aber mit Willen verbreitet es sich in tausend Herzen und schafft wieder — alles, die Welt in tausendfachem Widerschein, und erweckt und gibt das, was der Liebe wert ist. Und wenn ich nun gar an Musik denke, die so augenblicklich erscheint und wieder weg ist und so lebendige Beweise ihrer Erscheinung zurückläßt in dreifach angeregtem Leben, so muß ich die Augen zuschließen und darf nichts Irdisches mehr schauen.

Bettina."

Nach diesen Proben, die zeigen, wie beide bestrebt waren, das Höchste in Natur, Kunst und Leben sich zu erringen, darf man keine auf einen leicht zuwallenden Ton gestimmten Briefe erwarten. Dergleichen fehlen ganz. Das innerliche Berühren beider Menschen fühlt man nur bei scheinbar nebensächlichen, fast wie zufällig da hineingeratenen Wendungen durch. Im Fortschritt der Korrespondenz mehrte sich Arnims stiller Wunsch, die Entfernung zu überwinden und in Frankfurt noch dieses Jahr persönlich zu erscheinen. Das Wunderhorn konnte ja dann fortgesetzt werden. Er machte sich also wieder westwärts auf, erreichte Göttingen, auf jedem Reisepunkte Bettina Nachricht gebend. Göttingen und Frankfurt, Arnim und Bettina sich so nahe!

Aber zwischen ihnen lagen zwei feindliche Armeen — der Ausbruch des Krieges konnte jeden Tag erfolgen. Unterwegs, im Hannoverschen schon, war es Arnim wie Schuppen von den Augen gefallen: „Wahrscheinlich," schrieb er an Bettina, „sind wir (Preußen) von Frankreich aufgeopfert, es soll aber bei allen guten Geistern ein willig Opfertier finden, die Armee ist voll Freude, unser Sand wirbelt von Lust, daß er getränkt wird, die Ernte ist reif: fort mit uns, wenn wir nicht würdig dieser stolzen Erde sind; sonst wollen wir uns aber anklammern und einbeißen an dieses liebliche Eigentum, der Teufel will sich nicht mehr brauchen lassen mit seinen Kräften, so muß er fallen. Ich spreche in so gutem Zutrauen, ich kann nicht dafür, aber bewahren Sie es wie meine liebste Hoffnung im sicheren Herzen; denn," fügte er vorsorgend hinzu, „es kann auch wohl alles schlecht und mittelmäßig werden, im Frieden ist kein Heil mehr, im Kriege Verzweiflung." Er mochte trotzdem nicht der Hoffnung entsagen, Bettina wiederzusehen: „Glück uns zum Krieg! — Vielleicht sind unsre Soldaten bald in Frankfurt, das ist mein letzter Trost, dann komme auch ich, Ludwig Achim von Arnim." Bettina ahnte, wie es ausschlagen werde: „Sprechen Sie nichts von der Blütenzeit (schrieb sie ihm am 5. Oktober 1806), wenn der Frühling längst vorbei ist, das macht nur unnütze Unruhe und Betrübnis. Ich weiß nur zu gut, daß ich Sie dies Jahr nicht mehr sehe, aber warum denn nicht? Bin ich so wenig fromm, daß ich an keine Wunder glauben kann? Das liebste Wunder wäre mir dennoch, wenn ich Sie aufsuchen dürfte, statt daß Sie mich hier finden müssen, wenn wir uns sehen sollen. Ich hab' ein Herz für die Schwalben; jetzt, wo diese hier wegziehen, will ich auch weg. Freunde und Brüder könnte ich verlassen, nur um wie diese weiter zu ziehen, über Berg und Tal wie die Wolken, ohne andern Plan als immer weiter; oft wird diese Sehnsucht so heftig stark in mir, daß ich sie keinem Schmerz, keiner Qual vergleichen kann, daß es mich recht verzehrt, daß ich nichts achten würde, um



mich zu befriedigen — und warum tue ich es denn nicht? Das weiß Gott!"

Wie Bettina es vorausgesagt, so kam es. Schon zogen die preußischen Soldaten durch Göttingen: Blücher hielt ihnen, wie ein Kriegsgott anzusehen, auf dem Markt bei strömendem Regen eine Ansprache. Der Tag von Jena zerstörte alle preußischen Verhältnisse und raubte auch Arnim das Wiedersehen mit Bettina. Er wurde mit in die allgemeine Flucht nach Ostpreußen gerissen. Der unterbrochene Postenlauf gestattete lange Zeit keinerlei Mitteilung. Wochen und Monate verflossen in trüber Ungewißheit über das Schicksal der Nahverbundenen. Endlich ging von Arnim ein Lebenszeichen für Bettina ab, aus Königsberg am 2. Dezember 1806, aber in welcher gedrückten Stimmung!

Das Briefblatt enthält nur folgende Worte: „Herr, wie lange willst du dich so gar verbergen und deinen Grimm wie Feuer brennen lassen, gedenke, wie kurz mein Leben ist, willst du denn alle Menschen umsonst geschaffen haben? (89. Psalm.) — Ich drücke meine Lippen zum frischen Lebenszeichen auf Ihre Hand, denn sie müssen ohnedies schweigen, solch ein Schweigen aber mag schön und lang sein, wie reines Stilleben. — Was hilft es, ein Unglück vorausgesehen zu haben! A. A."

Und am Karfreitag 1807 sandte er Bettinen abermals ein Briefblatt: „Noah ließ eine Taube von sich ausfliegen, auf daß er erführe, ob das Gewässer gefallen wär' auf Erden. Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnt', kam sie wieder zu ihm in den Kasten (1. Moses 8). So fliegt mein Brief zu Ihnen, werte, durch tausend Erinnerungen um mich vielverdiente Freundin; ein Freund trägt ihn zu Schiff nach Kopenhagen, ich hoffe, daß von dort der Weg zu Ihnen offen. Die Häuser rings um uns stehen offen, denn sie sind leer, aber den flüchtigen Menschen sind die Wege abgeschnitten, selbst die wüsten; es gibt nur einen offenen Weg, den Tausende wandeln ... man muß sich nicht weich machen, sondern sich aufrecht erhalten; ich habe mich abgelöscht und gestählt an Schlachtfeldern." Er fühlte, daß eine große Gnade ihn erhalten, die innere und äußere Verzweiflung von ihm abwehrte, die ihn auf den langen öden Wegen zu packen und zu vernichten drohte.

So endete der erste Akt von Arnims und Bettinas Liebesleben, das steigende Glück der Jahre 1805 und 1806 sank in die völlige Aussichtslosigkeit des allgemeinen Unglücks nach Jena. Wer von beiden konnte damals wissen, welche Wendung ihr Lebensschicksal nehmen werde? Und doch mußten sich ihnen alle diese Dinge zum besten kehren. Der Friede kam, die Wege öffneten sich, und bei Goethe in Weimar sahen sich Arnim und Bettina im Herbst 1807 wieder.

Ostern

Die Frühe flutet warm und weich
Um Beet' und Bäume meines Gartens,
Die harren, innern Lebens reich
Und tiefen, demutvollen Wartens.

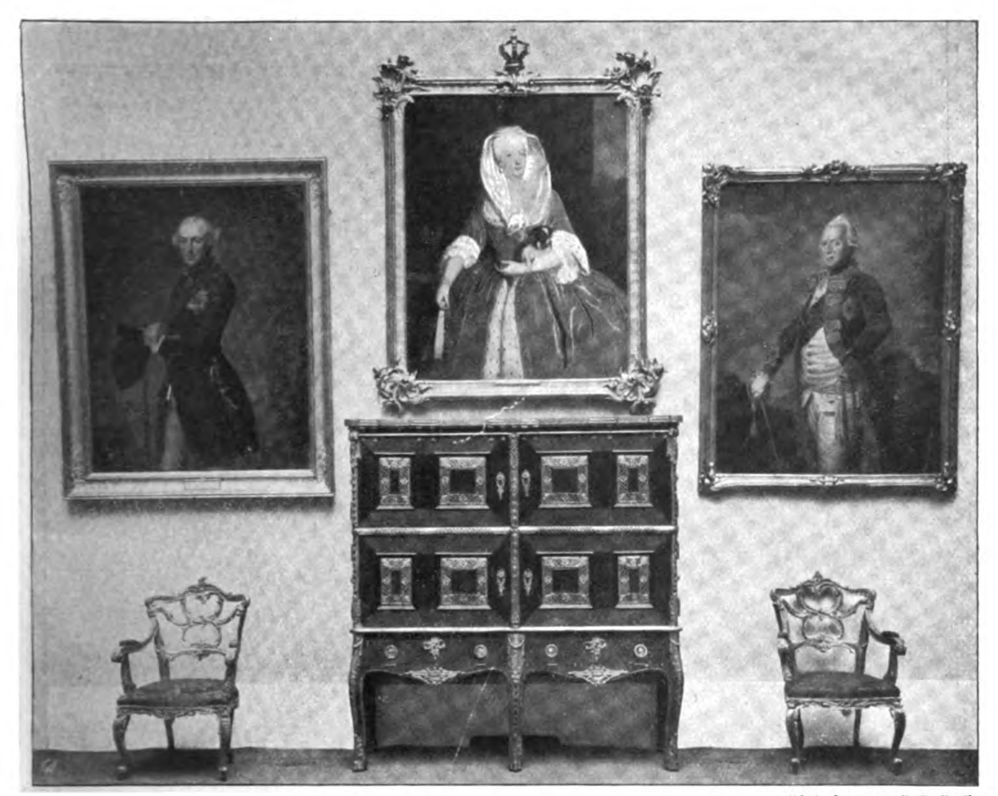
Ein Vöglein dünn und schüchtern singt,
Ein Hälmchen grünt schon halbverstohlen,
Und eine Morgenglocke klingt
Durchs Tal mit zagem Atemholen.

Ein Sehnen rinnt durch Zweig und Baum,
Ein Drang in all die braunen Hüllen,
Doch ist noch alles wie ein Traum,
Und will ihr Tag sich nicht erfüllen.

Ihr Knospen und ihr Gräser all,
Du Glöcklein mit dem bangen Läuten,
Bald kommt ein Tag mit frohem Schall,
Da muß sich alles Leben deuten!

Was nur in Tiefen ringend ruht,
Nun reckt es sich befreit von Banden,
Das Leben rauscht in voller Flut,
Und Gott ist auferstanden.

Wilhelm Lennemann



Phot. Hermann Boll, Berlin.

Von der Friedrich-Ausstellung der Berliner Akademie: Vorraum.

Links: Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Sohn Herzog Karls I., von P. Battoni; in der Mitte: Königin Sophie Dorothea von Preußen, geb. Prinzessin von Hannover und Großbritannien, Mutter Friedrichs des Großen, von A. Pesne; rechts: Friedrich Wilhelm (II.), Prinz von Preußen, Thronfolger, von einem unbekannten Künstler. — Münzschrank, um 1770 in Potsdam gearbeitet; enthielt mit drei gleichen Schränken die Münzen- und Medaillensammlung Friedrichs.

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart. Von Dr. Paul Kautzsch

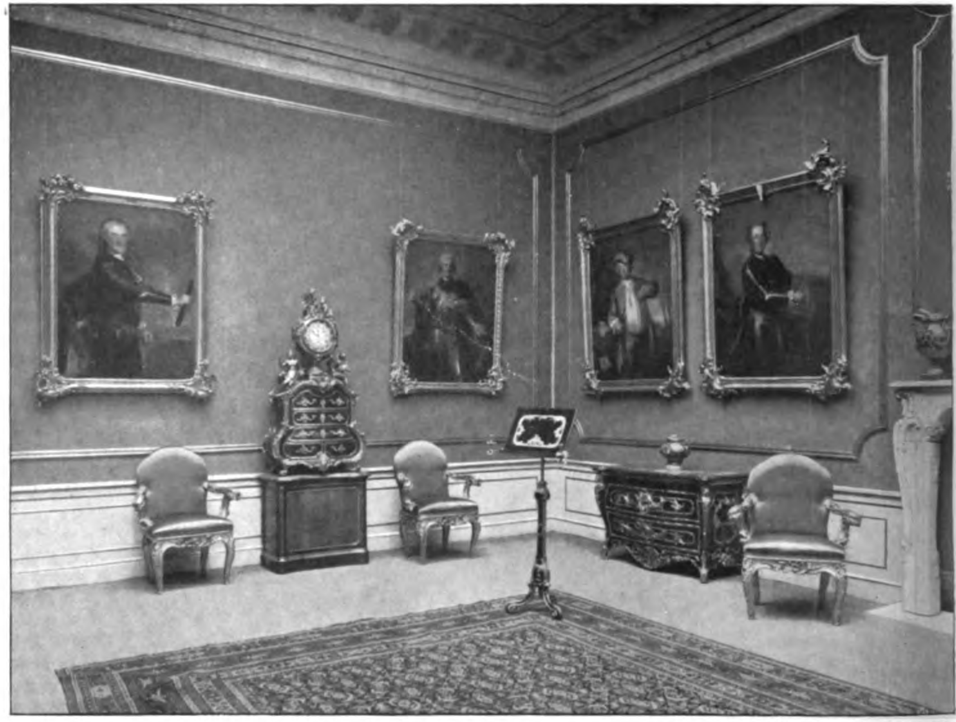
Die Friderizianische Ausstellung in der Akademie — Der Wettstreit um das Bismarckdenkmal bei Bingerbrück — Kunstausstellungen bei Schulte, Paul Cassirer und Gurlitt



Auf Anregung des Kaisers eröffnete die Königliche Akademie der Künste am 24. Januar ihre Ausstellung „Friedrich der Große in der Kunst". „Der Zweck dieser Ausstellung", sagt der Katalog, „ist zunächst, zu zeigen, wie die Kunst der Zeit Friedrichs II. dessen Persönlichkeit aufgefaßt und dargestellt hat," und ferner, „wie die Kunst der auf Friedrich den Großen folgenden Zeiten bis zur Gegenwart sich mit der Erscheinung des großen Königs beschäftigt und den Typus seiner Persönlichkeit in den Werken der Malerei, Plastik und Graphik weitergebildet hat." Wer eine Ausstellung von gleicher künstlerischer Qualität wie etwa vor einigen Jahren die Ausstellung von Werken englischer oder französischer Kunst des achtzehnten Jahrhunderts erwartet hatte, sah sich einigermaßen enttäuscht. Mehr noch als heute gab Frankreich zur friderizianischen Zeit den Ton in der Kunst an; noch weniger als heute konnten sich die deutschen Nachahmer mit ihren fremdländischen Vorbildern messen, und gerade die bedeutendsten Künstler aus Friedrichs Umgebung, Pesne und Houdon, waren Franzosen von Geburt, Geschmack und Tradition. So kommt es, daß der künstlerische Schwerpunkt der Ausstellung erst im neunzehnten Jahrhundert liegt, in den Werken eines Schadow, Rauch, Menzel.

Für den Ausfall an künstlerischem Gehalt entschädigt der historische nun aber in hohem Maße. Ein gutes Stück der ruhmreichen Zeit deutscher Geschichte spielt sich hier lebendig noch einmal vor unsern Augen ab. Wir





Phot. Hermann Boll, Berlin.

Von der Friedrich-Ausstellung der Berliner Akademie: Grüner Saal mit den Möbeln des Königs

Von links nach rechts: Leopold, reg. Fürst von Anhalt-Dessau (Der alte Dessauer) von Pesne; Graf Moritz von Sachsen, von Pesne; Heinr. Aug. Baron de la Motte-Fouqué, preußischer General der Infanterie, von Pesne; über dem Kamin: Friedrich de Chasot, preußischer Oberstleutnant im Dragonerregiment Baireuth, dann dänischer Generalleutnant und Kommandant und Vizepräsident des Generaldirektoriums, von Pesne; über dem Bücherregal (Schildplatt mit vergoldeter Bronze): Friedrich ehemals preußischer Hauptmann, Surintendant der Schlösser des Königs, von Pesne;

lernen die Eltern des großen Königs im Porträt kennen, ihn selbst als Kind mit fragenden Augen, als wollten sie schon die Zukunft schauen, und neben ihm seine Geschwister. Es folgt die rauhe Jugendzeit voll schwerer Konflikte mit dem strengen Vater, es folgt Rheinsberg mit seinen Schäferstunden nach französischem Geschmack. Endlich Friedrich als König, wie er seine langen Kerle exerziert und den Bau seiner Schlösser verfolgt. Wir erleben die Schlachten mit, in der Reihenfolge des wetterwendischen Kriegsglücks, sehen den König im Kreise und an der Bahre seiner Generale. Dann folgen Jahre gesegneter Friedensarbeit; Voltaire erscheint. Wir überraschen Friedrich mit seinen Vertrauten bei der Tänzerin Barberina. Zwei ganze Zimmereinrichtungen, aus des Königs Besitz zusammengestellt, führen uns in seine unmittelbare Nähe; wir glauben ihn an seinen Werken schreiben zu sehen; wir lauschen den Klängen des Flötenkonzerts und glauben in Potsdam die gewaltigen Phantasien Bachs über das vom König gestellte Thema mit anzuhören. Immer einsamer wird des Königs Weg, die Krankheit krümmt die Gestalt mehr und mehr, bis er hinüberschlummert zur letzten Ruhe und als Heros einzieht ins Elysium.

Unter den zeitgenössischen Porträten Friedrichs des Großen ragen einige an künstlerischer Qualität hervor. Sie haben zumeist auch den Typus für eine ganze Anzahl von Nachahmern abgegeben — notgedrungen, denn der König wollte ja so gut wie niemals eine Sitzung für sein Porträt gestatten. Da ist zunächst das bekannte Kinderbildnis Friedrichs mit seiner Schwester Wilhelmine, der nachmaligen Markgräfin von Baireuth, 1715 von Pesne gemalt. Im Besitz des Kaisers befindlich, war es auch schon auf der französischen Ausstellung zu sehen. Die rundliche Gestalt des Prinzen, doppelt drollig durch die plumpe Trommel, läßt von der künftigen Größe kaum schon etwas ahnen. Die dunklen Farben (blaues Tuch mit orange-



Phot. Hermann Boll, Berlin.

aus Sanssouci und aus dem Neuen Palais in Potsdam sowie mit den Bildern seiner Freunde.

Marschall von Frankreich, von La Tour; Graf Dietrich von Keyserlingk, preußischer Oberst und Generaladjutant des Königs, der Große, Kopie nach Pesne; Karl Stephan Jordan, Prediger, Freund Friedrichs, von Pesne; Isaak Franz Egmont Chevalier von Lübeck, von Pesne; an der Sofawand: Gustav Adolph Graf Gotter, preußischer Oberhofmarschall, Oberpostmeister der Große, von H. G. W. Knobelsdorff; ganz rechts: Hans Georg Wenceslaus Baron von Knobelsdorff, Maler und Architekt, unter diesem Bilde: Windspiel des Königs in Bronze von einem unbekannten Künstler.

farbenem Ordensband) haben noch die Schwere des Barocks, wie meist bei Pesne. Das Bild scheint auch stark nachgedunkelt zu sein: von dem Mohren im Hintergrund ist nur wenig mehr zu sehen. Diesem verwandt zeigt sich auch das Bildnis des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, Friedrichs Bruders, ebenfalls mit einem Mohren, wohl 1711 von Pesne gemalt. Sonst sind die Darstellungen Friedrichs aus seiner Kindheit, meist von Weidemann, ziemlich unbedeutend. Etwas mehr bietet erst die Arbeit dieses Künstlers „Friedrich der Große als junger Kronprinz". Ein wenig Pose herrscht allerdings auch noch darin, aber ein frisches Kindergesicht schaut mit großen fragenden Augen unter dem Dreispitz hervor. Aus der Rheinsberger Zeit scheint das von Knobelsdorff gemalte Brustbild zu stammen. Hier fällt die charakteristische, vom Haaransatz bis zur Nasenspitze ganz gerade verlaufende Profillinie auf. Stirn und Kinn springen dieser Linie zuliebe allerdings etwas stark zurück. Weiter folgen einige Pesnes, worauf der König ein auffallend volles Gesicht trägt; sie sind alle mehr oder weniger frei.

Um so mehr interessiert dann das in zwei Exemplaren vorhandene Kniestück von der Hand des dänischen Malers Joh. Georg Ziesenis. Es entstand bei Gelegenheit eines Besuchs Friedrichs am Braunschweiger Hofe, und der König soll dazu wirklich einmal gesessen haben. Es handelt sich also wahrscheinlich um das einzige authentische Porträt. Die französische Pose, französischer Prunk in der Aufmachung, französischer Esprit sind verschmäht; ernst, streng und fest blicken die Augen. Der eng zugeknöpfte grünlich-hellblaue Rock erhält seinen einzigen Schmuck durch den Ordensstern und die feinen Spitzenmanschetten. Die Erscheinung ist echt preußisch. Gegenüber den andern Porträten fällt die vom Felddienst bei Wind und Wetter gebräunte Gesichtsfarbe auf. Man soll sich auch in Braunschweig damals darüber gewundert haben. So also muß man sich den

König kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges denken.

Es folgt nun eine lange Pause. Inzwischen ist aus dem König „der alte Fritz" geworden, wie er uns von Menzel her geläufig ist. Den Typus dazu hat aber schon Anton Graff aufgestellt, und ihm folgten Frisch, Franke und andre. Die durchgeistigten, forschenden Königsaugen liegen tief eingebettet, von Falten und Runzeln umgeben, die Nase springt kühn hervor, die Mundpartie ist eingesunken und wird ebenfalls von starken Falten begrenzt. Aber der Blick dieser Augen beherrscht doch das ganze Porträt.

Für den König zu Pferde, bereits mit von der Gicht gekrümmtem Rücken, hat Chodowieckis Blatt von 1772 das erste Beispiel gegeben und ist damit vorbildlich geworden für unzählige spätere Redaktionen, von denen Chodowieckis „Wachtparade in Potsdam" von 1777 am bekanntesten geworden ist. Selbst Rauch hat diese Komposition seinem Denkmal Unter den Linden in Berlin zugrunde gelegt, ebenso Bardou seiner schon 1778 entstandenen Bronzestatuette. Die vorhandenen Porträtbüsten, von Schadow und Bardou, stellen Friedrich in den letzten Lebensjahren dar, wie Graffs Bildnisse mit eingesunkenen Lippen und Wangen. Und die Augen haben schon jenen visionären Ausdruck bekommen, wie er nur sehr alten Menschen eigen ist; sie erblicken nicht mehr das einzelne in dieser Welt, sie schauen über das Grab hinaus in den Zusammenhang aller Dinge.



Antoine Pesne: Friedrich der Große. Original im Besitz des Grafen Bolko von Hochberg, Rohnstock. (Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



F. W. Weidemann: Friedrich als junger Kronprinz. Aus dem Neuen Palais in Potsdam. (Nach einer Aufnahme der Photogr. Gesellschaft in Berlin.)

Neben diesen Porträten des Königs selbst finden sich dann solche seiner Geschwister. Sie sind meist von Pesne, aber er erweist sich hier als vielbeschäftigter Hofmaler, der die Ausführung seiner Bilder oft geringeren Händen überlassen mußte. Interessanter sind schon die Bildnisse der Tänzerinnen und Theaterkünstler aus jener Zeit; in ihrer Schwere können sie sich mit den ähnliche Vorwürfe behandelnden Bildern eines Watteau oder Lancret aber doch nicht messen. Malerisch am besten gelungen sind aus dieser Gruppe neben Pesnes Selbstbildnis und Graffs Chodowiecki die vier Freunde Friedrichs: Keyserlingk, Fouqué, Jordan und Chasot, sämtlich von Pesne, Graffs Bildnis des Prinzen Heinrich nicht zu vergessen.

Das Thema Friedrich als Bauherr wird in einem besonderen Saale durch die glänzenden Neuaufnahmen der Meßbildanstalt aus den königlichen Schlössern sehr gut illustriert. Dagegen fehlt eine ganze Seite von Beziehungen des Königs zur Kunst, nämlich seine Tätigkeit als Kunstsammler. Darauf mußte aber aus Raummangel verzichtet werden; man hätte sonst die ganze französische Ausstellung vom Jahre 1910 fast geschlossen wieder vorführen müssen. Auf dem Gebiete der Graphik war natürlich auch keine Vollständigkeit möglich, doch sind immerhin die wichtigsten Stiche nach den Gemälden und die Werke der bedeutendsten Graphiker der Zeit, wie G. F. Schmidt und Chodowiecki, gut vertreten. Einige Lücken füllen mit gleichzeitigen Sonderausstellungen das Königliche Kupferstichkabinett (Schmidt) und das Märkische Museum aus.

Vom Kapitel Friedrich der Große in der modernen Kunst können uns die Schlachten- und Historienbilder eines Schöbel, Röchling, Seiler und andrer hier nicht interessieren. Und die hierher gehörenden Gemälde Menzels, die vollzählig zur Stelle waren, auf denen, wie gesagt, der künstlerische Schwerpunkt der Ausstellung beruht, sind so bekannt, daß ich auch darüber — wenigstens vor dieser Leserschaft — kein Wort zu verlieren brauche. Alles in allem vermochte uns die Ausstellung eine gute Anschauung von der Zeit Friedrichs des Großen zu übermitteln. Die Tatsache, daß sie künstlerisch nicht auf dem höchsten Niveau stand, konnte auch der geschicktesten Leitung nicht ganz zu verbergen gelingen.



J. Ziesenis: Friedrich der Große. Aus dem Stadtschloß in Berlin. (Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



H. G. W. von Knobelsdorff: Friedrich der Große. Aus dem Stadtschloß in Berlin. (Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Durch alle Kunstzeitschriften und Tageszeitungen hat der Kampf um das künftige Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück getobt, und noch jetzt ist er nicht ganz erloschen. So mag es erlaubt sein, auch an dieser Stelle kurz darauf einzugehen. Wie sich der Leser erinnern wird, hatte das Preisausschreiben vom Jahre 1910 „entscheidendes Gewicht darauf gelegt, daß das Denkmal vom Rhein aus, sowohl oberhalb wie unterhalb der Elisenhöhe, zur Geltung komme, es solle auch gleichzeitig den Denkmalplatz vollkommen beherrschen". Eine Kolossalfigur von riesigen Dimensionen war an dieser Stelle, gegenüber dem Niederwalddenkmal, aus ästhetischen und andern Gründen ausgeschlossen. Man ist davon in letzter Zeit glücklicherweise

ja überhaupt ganz abgekommen. So blieb also nur eine architektonische Lösung übrig. Dafür gab es aber wieder zwei Möglichkeiten, und auf dieser Alternative beruht der ganze Konflikt. Entweder nämlich hielt sich der Künstler an den Wortlaut des Ausschreibens und schuf unter Anwendung bedeutender künstlerischer Mittel eine mächtige Anlage von kräftiger Silhouettenwirkung, so daß sie das ganze Landschaftsbild unter ihre Herrschaft zwang — dazu hatte die Entwicklung der Denkmalkunst unsrer Tage schon in dem Kyffhäuser- und Völkerschlachtdenkmal geführt —, oder aber — und darin spricht sich eine vor allem süddeutsche Reaktion gegen diese Denkmalkolosse aus — er schonte die Landschaft und die eigne Silhouette des Berges und paßte ihr das Denkmal an, wobei dann eine größere Entfaltung nur nach der Breite denkbar war.

Die Jury, die im Januar 1911 zum erstenmal zusammentrat, fand eine schwere Arbeit vor: dreihundertundachtzig Entwürfe waren eingegangen. Nach langem Schwanken einigte man sich dahin, den ersten Preis nach der rein künstlerischen Qualität des Entwurfs ohne Rücksicht auf seine praktische Ausführbarkeit zuzuerkennen; er fiel auf das Projekt von German Bestelmeyer und Hermann Hahn. Dies Projekt gehörte auffallenderweise jener zweiten Richtung an, die das Landschaftsbild zu erhalten sucht. Wie kam es, daß die Jury gerade darauf verfiel, dem Ausschreiben zu Trotz, das eine starke Höhenentwicklung verlangte? Nun, aus dem Entwurf sprach eben eine starke künstlerische Qualität, er hob sich durch seine Reife und vornehme Ausgeglichenheit weit über das Niveau der andern meist unausgereiften Arbeiten, so daß ihm ein Preis vor den andern zukam. Das Hauptmotiv bestand in einem Steinring (Dolmen), mit vier mächtigen Laubbäumen ausgefüllt gedacht und mit einer Siegfriedfigur.

Aber kein Zweifel: diese Entscheidung widersprach eigentlich dem Ausschreiben, und so wurde alsbald überall Widerspruch laut. Man mag über die Riesendenkmäler denken,



Chodowiecki: Friedrich der Große, zur Besichtigung des ersten Bataillons Garde in Potsdam reitend.



Anton Graff: Friedrich der Große. Aus dem Schlosse Sanssouci. (Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

wie man will — hoffentlich erleben wir noch die gänzliche Abkehr von ihnen —, gefordert war ein solches einmal; wurde der künstlerischen Qualität nach ein andres mit dem ersten Preise gekrönt, zur Ausführung durfte nur ein solches kommen. Das sagte man sich auf den allgemeinen Protest hin auch in der Jury, und so kam bei einer neuen Tagung im Juni 1911 zu Wiesbaden der Beschluß zustande, die ausgezeichneten Entwürfe neubearbeiten zu lassen, wobei noch der Wunsch geäußert wurde, die Gestalt Bismarcks möchte deutlich zur Erscheinung gebracht werden.

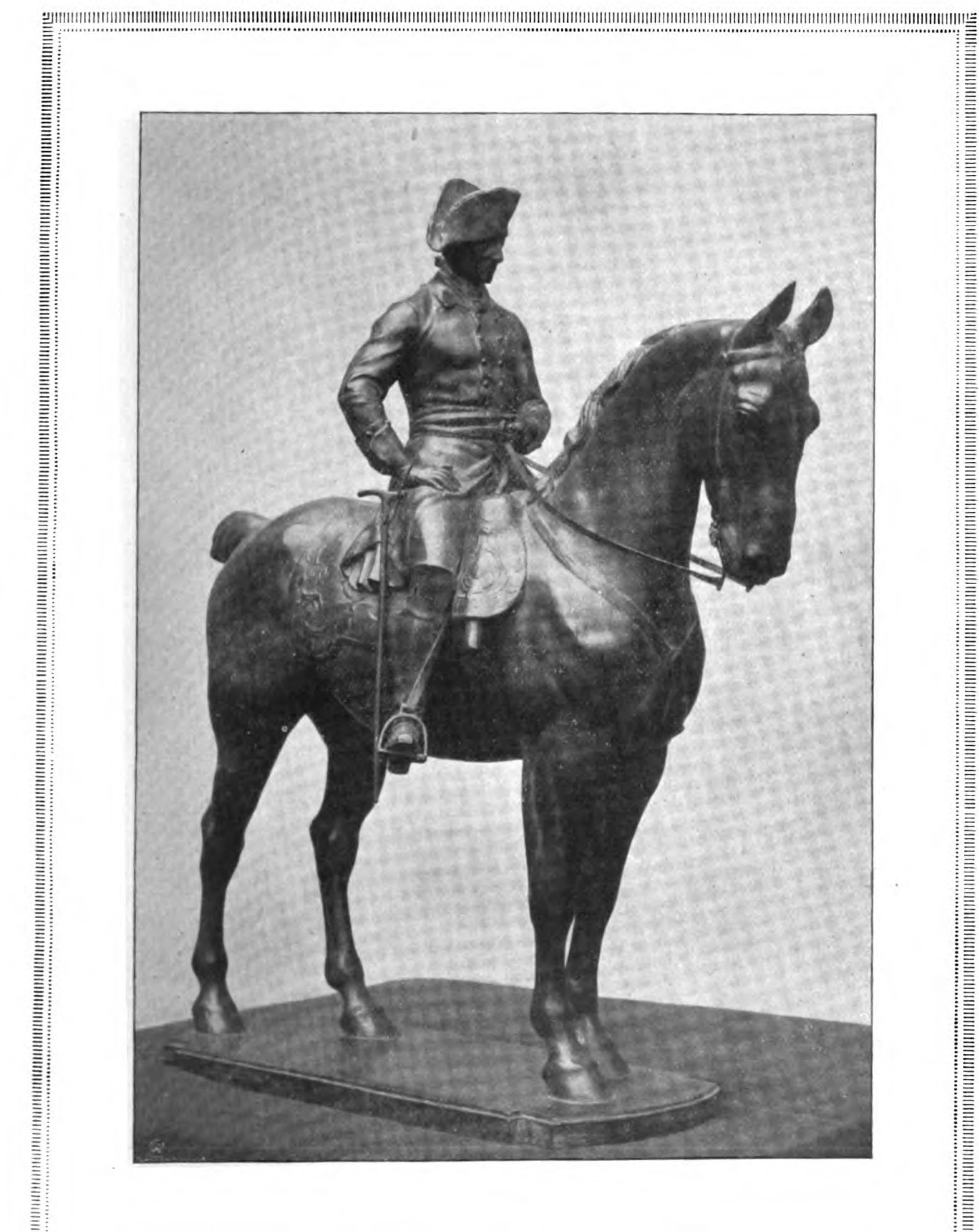
Im November 1911 trat dann die Jury zum zweitenmal an ihre Aufgabe heran; zwanzig meist umgearbeitete Entwürfe lagen vor. Hier zeigte es sich nun leider, daß der Bestelmeyer-Hahnsche Entwurf in seiner neuen Gestalt unausführbar war. Man griff deshalb wieder auf das alte Modell zurück. Daneben trat aber schon eine Minorität von vier Stimmen für die Ausführung des umgearbeiteten Projekts von Wilhelm Kreis

und Hugo Lederer ein. An zweiter Stelle wurde der Kölner Architekt Brantzky genannt. Kunstausschuß und Entscheidungsausschuß trafen dann eine engere Wahl von neun und eine engste von drei Bewerbern: Hahn, Brantzky und Kreis; in der entscheidenden Sitzung vom 4. Dezember 1911 entschied man sich endlich mit einunddreißig gegen zehn Stimmen für den Entwurf von Wilhelm Kreis (Düsseldorf) und Hugo Lederer (Berlin). Auch gegen diese Entscheidung erhob sich zunächst wieder Protest, er scheint aber allmählich im Sande zu verlaufen. So werden wir in Zukunft wohl allein noch mit dem Kreisschen Entwurf zu rechnen haben, das heißt mit dem abgeänderten neuen Projekt.

Es weist gegenüber dem ersten bedeutende Vorzüge auf. War dieses noch übertrieben und grob, verlor es sich noch in dem gewählten riesigen Maßstab, so scheint es in der Reduktion seiner Höhe von fünfundfünfzig auf zweiunddreißig Meter erheblich gewonnen zu haben. Auf einem stark anlaufenden Denkmalsplatz erhebt sich die wuchtige, nach drei Seiten offene Kuppelhalle, in die von oben das Himmelslicht hereinfällt. Sie wird ein viereinhalb Meter hohes Sitzbild Bismarcks von der Hand Hugo Lederers in sich aufnehmen, wofür erst eine flotte Skizze vorliegt. Wir können uns freilich den Fürsten Bismarck, wollen wir ihn monumental haben, kaum sitzend vorstellen; es bleibt abzuwarten, wie der Künstler diese psychologische Schwierigkeit löst. Die ganze Form des Denkmals mit seiner schweren, aber doch einfachen Wucht scheint uns schon eher mit Bismarckischem Geist zusammenzustimmen. Das Projekt hat ohne Zweifel viel Bestechendes, aber ob es sich das in der Ausführung erhalten wird? Der Entscheidungsausschuß hat zum Glück beschlossen, die Wirkung des Monuments in der Landschaft zunächst an einem großen Gerüstmodell auszuprobieren. Selbst wenn dann von dem ursprünglichen Plan nicht mehr viel übrigbleiben sollte, kann man auf diesem Wege von einem Künstler wie Kreis doch eine Lösung bestimmt erwarten, die architektonisch befriedigt. Ob das Denkmal aber auch einer Betrachtung aus der Nähe wird standhalten können, bleibt ungewiß. Kreis gibt sich im Detail gern ein wenig derb. Die Entscheidungskommission wird guttun, auch darauf ein wachsames Auge zu haben, damit wir mit diesem Dokument der Kunst unsrer Zeit bei der Nachwelt Ehre einlegen.

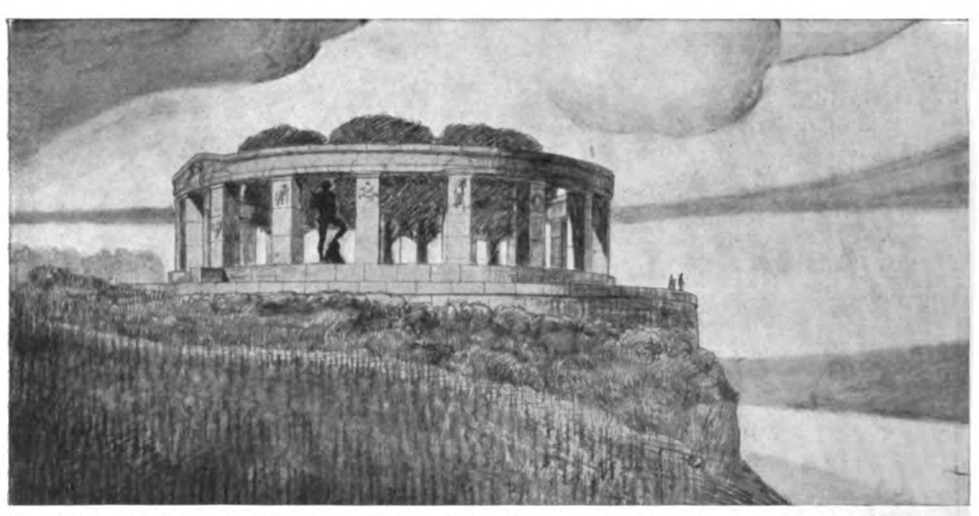

C. Bardou: Friedrich der Große. Marmorbüste. Aus dem Wittumspalais in Weimar. (Nach einer Aufnahme der Photogr. Gesellschaft in Berlin.)

In den Berliner Kunstsalons brachten die ersten Ausstellungen des neuen Jahres zwar vieles, aber leider nicht viel des Rühmenswerten. Schulte hatte fünfundsiebzig Werke Albert von Kellers in einer Sonderausstellung vereinigt, meist Porträte. Darunter einige wenige von farbigem Reiz, wie die der Madame B. in Fraise und in Blau und Schwarz; sonst konnten eigentlich nur die älteren Bilder tieferes Interesse einflößen. Im übrigen empfand man vor den ziemlich gleichartigen Lösungen verwandter Probleme etwas wie Langeweile. Mehr Abwechslung boten nebenan schon die Figurenbilder des Stuttgarter Malers Christian Landenberger. Sie verraten in der Abstimmung auf einen neutralen grauen Grundton ein sehr feines Farbgefühl. Etwas kontrastreicher möchte man sich die Palette vielleicht noch wünschen, doch lag die Schuld an dem etwas blassen Eindruck der Bilder wohl mehr an der ungünstigen künstlichen Be-



Louis Tuaillon: Reiterstandbild Friedrichs des Großen für Beuthen. Nach der in der Berliner Akademie ausgestellten stark verkleinerten Bronze. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W.)

leuchtung und der schreienden Umgebung; sie verlangen bei gutem Tageslicht für sich gesehen zu werden. Die einzelnen Figuren wirken etwas befangen, man sieht ihnen noch das Gestellte des Modells an, auch fällt an ihnen die Neigung des Künstlers auf, die Proportionen in die Länge zu ziehen. Dafür sind sie aber gut bildmäßig aufgefaßt, ja,



Das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein. Entwurf von Hermann Hahn und German Bestelmeyer.

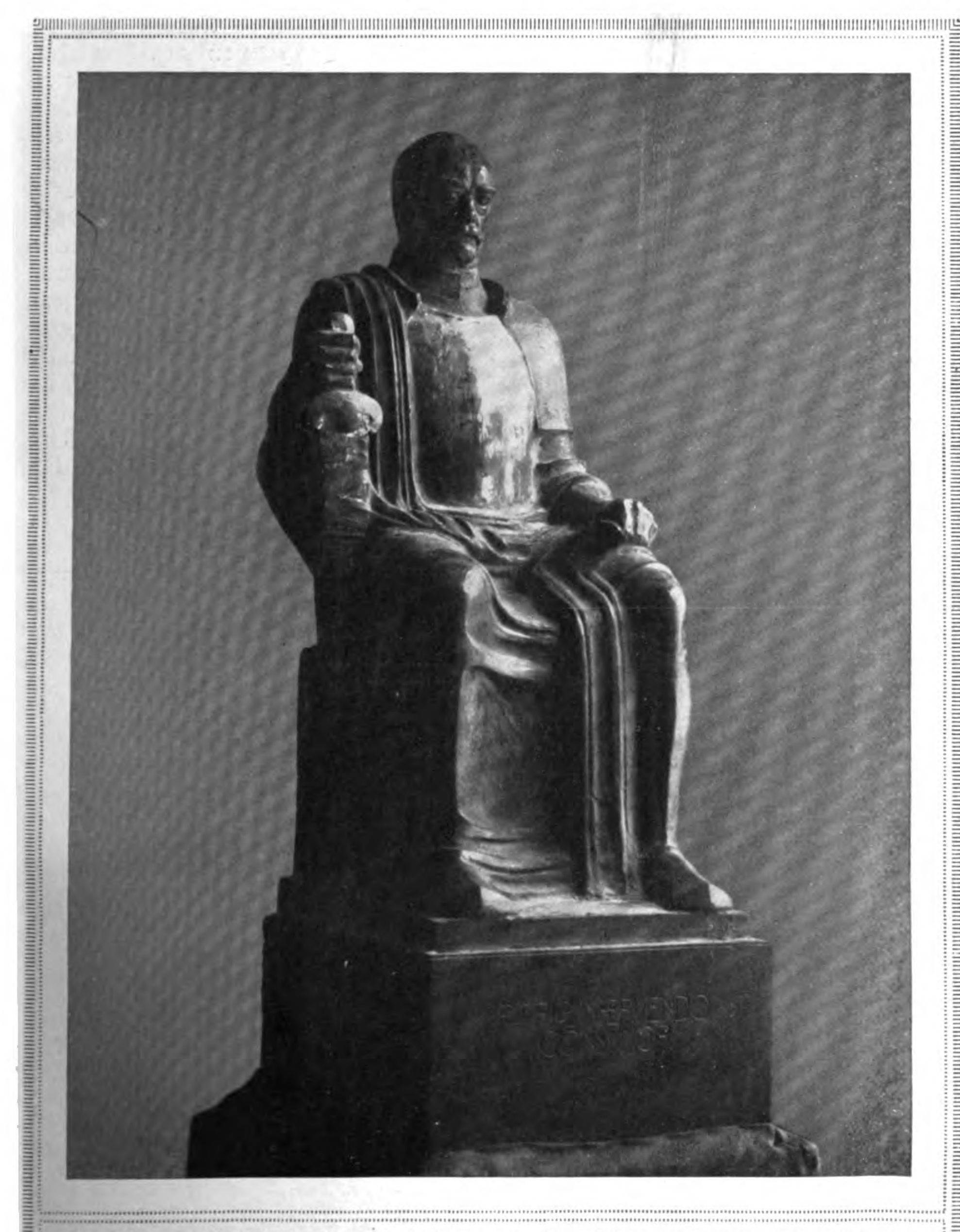
der Fläche zuliebe wird sogar auf die Wiedergabe des Raumes fast ganz verzichtet. Als Beispiele von Landenbergers Art bringen wir den „Blumenstrauß", worin die bunten Farben der Blumen, in dem Stoff über der Stuhllehne noch einmal wiederholt, fein mit ihrer Umgebung abgestimmt sind, und das „Betende Kind", dessen Ausdruck unschuldiger Frömmigkeit ausgezeichnet getroffen zu sein scheint. Unvergeßlich bleibt dem Beschauer auch das Bildnis einer Dame mit großen, faszinierenden dunklen Augen in violettem Kleid. Gerade in der psychologischen Erfassung des Modells und in der feinen Differenzierung der Farbe wird man von Landenberger noch Gutes erwarten dürfen.

Der Jahreszeit entsprechend waren dann noch zwei Kollektionen Winterlandschaften ausgestellt von Joh. Georg Dreydorff und Paul Freiherr von Schlippenbach (Dresden). Dreydorff ist unsern Lesern durch



Das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein. Entwurf von Wilhelm Kreis und Hugo Lederer.





Das Bismarckbild für das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein. Entwurf von Hugo Lederer.

seine Interieure schon bekannt. Wie ihn dort das Verschwimmen der Umrisse und Farben und die dadurch bestimmte Stimmung eines Raumes interessierte, so beschäftigen ihn in den Landschaften die Terrainlinien und ihre Veränderungen durch den Schnee, die Umwertung der Farben, im Morgennebel des Rheintals oder durch die Wolkenbildungen des Engadins hindurch gesehen, sucht er die dunstig-feuchte Atmosphäre eines Winterabends in der Ebene zu erfassen. So kommt es, daß ihn derselbe Fleck Erde immer wieder reizt: er malt ihn bei Sonnenaufgang, beim letzten Schein des scheidenden

Gestirns, bei Neuschnee und Schmelze. Leider ist nur der Unterschied oft kaum zu spüren, die Bilder wirken zum Teil wie Kopien; kein Wunder, daß es ihnen dann auch an der Frische der ursprünglichen Konzeption mangelt. An Farben bevorzugt Dreydorff ein helles Violett und Weiß, wozu ein wenig Rot tritt; das Grün des aus dem Schnee hervorscheinenden Rasens verbindet sich mit dem Weiß zu einem perlmutterartigen Schimmer. Auch farbig sind diese Bilder also nicht allzu interessant, des Künstlers Hauptgebiet scheint — auch nach dieser Ausstellung — der Innenraum zu bleiben.

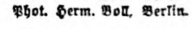


Phot. Herm. Boll, Berlin.

Christian Landenberger: Betendes Kind.

Anders Schlippenbach. Ihm haben es die kalten klaren Wintertage in den heimatlichen Bergen des Erzgebirges angetan, wo alle Gegenstände nah erscheinen, alle Linien und Umrisse scharf und bestimmt. Über weite weiße, sonnenbeschienene Schneeflächen gleitet der Blick, bis er geblendet im Innern des Waldes Erholung sucht (s. die Abbildung „Waldrand im Schnee"). Blau spiegelt sich da der Himmel in den Schatten der Stämme, und von ihren Reflexen sind die beleuchteten Stellen dazwischen rosa gefärbt. Schwer hat das Tannenbäumchen unter seiner Last zu tragen. Man fühlt die





Phot. Herm. Boll, Berlin.

Christian Landenberger: Der Blumenstrauß.



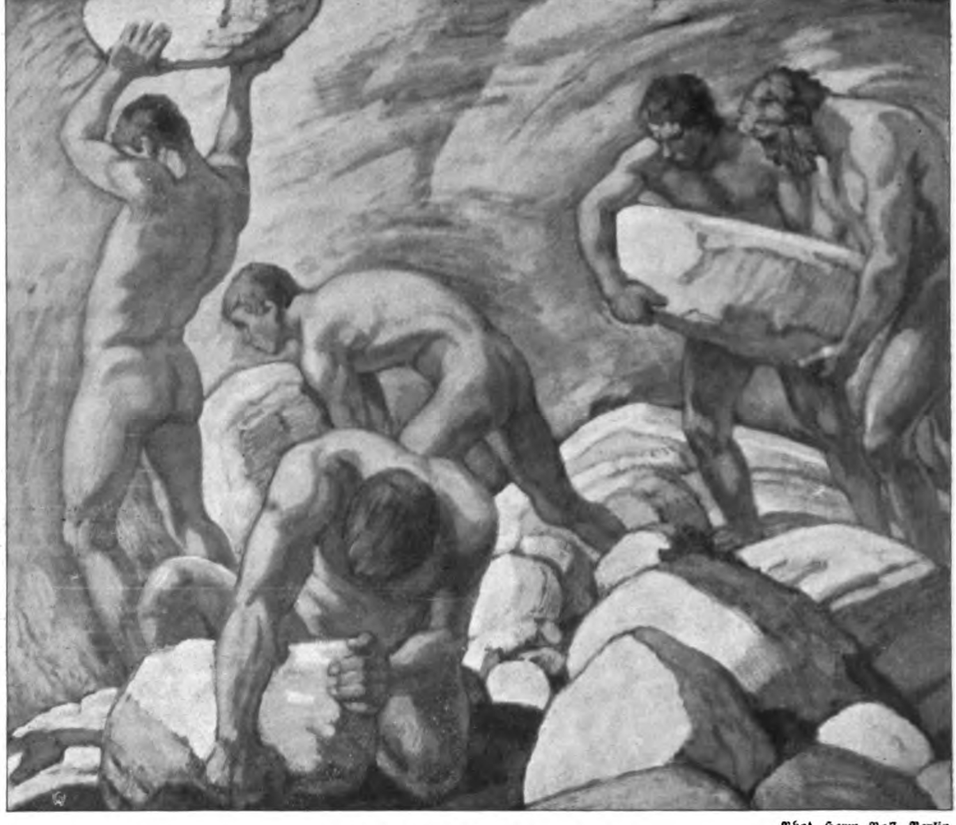
Phot. Herm. Boll, Berlin.

Paul von Schlippenbach: Waldrand im Schnee.

feierliche Stille der schlafenden Natur. Daneben waren dann noch einige Motive aus Dresden zu sehen, meist ebenfalls bei Schnee, so der Theaterplatz und ein Blick auf die allzu grünen Dächer der Hygiene-Ausstellung. In den Bildern „Märzschnee" und „Bäume am Bach" schien mir vor allem das Reflektieren des Lichts in dem trüben Wasser gut gelungen. Schlippenbachs Bilder sind mit breitem Pinsel sicher und fett aufgetragen, sie wollen aus größerer Entfernung gesehen sein. In der Nähe — das sah man an der „Schwedischen Landschaft" gleich neben der Treppe — können sie nicht wirken. Fast jedem Besucher entschlüpfte vor diesem Bilde der Ausdruck: Schrecklich! Und doch war es, rein künstlerisch genommen, vielleicht das stärkste von allen ausgestellten.

Bei **Paul Cassirer** konnte nur **Max Oppenheimer** einiges Interesse einflößen, aber keine Erwärmung. Er lehnt sich zu offensichtlich an Greco an. Den breitesten Raum in seinem Schaffen nehmen die Porträte ein. Solche waren zu sehen von Georg Müller, Karl Meinhard, Hans von Weber, Heinrich Mann und Arthur Schnitzler. In ihnen spricht sich zum Teil eine scharfe Erfassung der Persönlichkeit des Modells aus. Aber wozu dieser Ausdruck von Geistesgestörtheit? Die Bilder religiösen Inhalts lassen den Mangel an Raumgefühl deutlich hervortreten, daher kommen wohl auch die in die Länge gezerrten Proportionen. Die Farbe des Künstlers bewegt sich geisterhaft zwischen Grau und Weiß hin und her.

Gurlitt hatte eine ganze Kollektion von Werken **Ludwig von Hofmanns** vereinigt. Die Prophezeiung, die Fischel in seiner Monographie über diesen Künstler aussprach, scheint in Erfüllung zu gehen: er wird kräftiger, männlicher in Form und Farbe. Sollten etwa Hodlers sehnige Holzhackergestalten Einfluß auf ihn gewonnen haben? In der Farbe vertragen sich beide Meister wohl miteinander. Die Pastellskizzen verraten allerdings immer noch die Mareessche Schule mit geraden, streifigen Strichlagen. Aber die Gemälde sind monumentaler geworden, so na-



Phot. Herm. Boll, Berlin.

Ludwig von Hofmann: Abwehr.

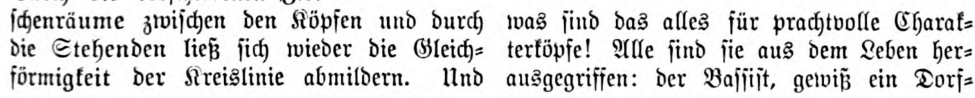
mentlich die „Gelben Segel“, die wir als Einschaltbild bringen. Es ist das alte, bei dem Künstler öfters wiederkehrende Motiv eines Vorsprungs auf felsiger Küste mit zwei Figuren. Aber wie sind diese Figuren gesehen! In der ganzen Höhe des Bildes steht die eine da: ein wundervoller, gesunder, kräftiger Mädchenkörper, den Ausschnitt, der neben dem Felsen noch blieb, fast völlig füllend, mit der einen Geste des Haarhochnehmens das Bild beherrschend. Und daneben sitzt die andre, ein volleres Modell, und blickt hinaus auf das blaue Meer und das Spiel der in den Wellen zitternden gelben Segelreflexe. Gesteigert wird die monumentale Wirkung noch durch die Art der Beleuchtung: der Lichteinfall ist so gewählt, daß die Körper von ihm nur gestreift werden, deutlich heben sie sich von dem voll beleuchteten Meere ab. Noch kräftiger in der Farbe wirkt das andre Gemälde, das wir nachbilden können, die „Abwehr“. Hier fällt das Licht voll von vorn auf die Körper. So leuchten sie nur noch heller vor dem dunkelblauen Äther. Gegenständlich mag den Künstler wohl einmal die Beschäftigung mit schweren Steinen interessiert haben: das Lockern eines solchen Blocks im Boden, das Wälzen, Herantragen und schließlich das Schleudern, all diese Betätigungen sind hier zu einem Kampf auf einsamer Höhe vereinigt. Von andern Gemälden möchten wir noch die „Felsige Höhe“ mit ebenfalls vier Jünglingsgestalten und „Tanzende Mänaden“ erwähnen, deren Körper mit den roten Haaren wie zuckende Flämmchen wirken.

Dem Karlsruher Meister Hans Thoma wird von Laien oft vorgeworfen, die Darstellung der menschlichen Figur sei seiner Kunst versagt, und wo sie als Staffage der Landschaften erscheine, störe sie den Gesamteindruck auf das empfindlichste. Als Gegenbeweis können wir unsern Lesern Thomas „Musikanten“ vorführen, die ebenfalls im Januar bei Gurlitt zu sehen waren. Dies Bild hat Thoma schon im Jahre 1887 in



Hans Thoma: Die Wonne des Fliegens. (Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.)

Öl auf die Wand des Café „Zum Kaiser Karl“ in Frankfurt a. M. gemalt. Das Haus wurde kürzlich zum Abbruch bestimmt, es gelang jedoch, die Malereien abzunehmen und auf Leinwand zu übertragen. Einige dabei entstandene geringfügige Beschädigungen wurden vom Künstler eigenhändig restauriert. Und wir müssen sagen: Das Fresko war schon würdig, erhalten zu bleiben! Äußerst geschickt ist diese große Gruppe von Menschen in dem gemalten Rahmen der luftigen Wände eines Podiums im Freien zusammengefaßt. Die Komposition wurde ganz klar im Halbkreis angelegt. Doch klug verschob Thoma den Schwerpunkt etwas nach rechts, um nicht schematisch zu wirken, und ließ links den Bassisten noch Platz finden. Ihm halten die beiden Bläser rechts im Hintergrund die Wage, dem Stehgeiger vorn entspricht jenseit des Kreises der Trommler. Durch die verschiedenen Zwi-



schenräume zwischen den Köpfen und durch die Stehenden ließ sich wieder die Gleichförmigkeit der Kreislinie abmildern. Und was sind das alles für prachtvolle Charakterköpfe! Alle sind sie aus dem Leben herausgegriffen: der Bassist, gewiß ein Dorf-



Phot. Herm. Boll, Berlin.

Hans Thoma: Musikanten. (Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.)

schreiber, der erste Geiger mit dem abgemagerten, fast schwindsüchtigen Gesicht, im Gegensatz dazu der Försterkopf des zweiten Geigers, dahinter ein Schielender, der Konservatorist, der sich noch unabgestumpft mit ganzer Seele dem Spiel hingibt — man erkennt unschwer den Mondscheingeiger wieder, Thoma hat das Thema öfters behandelt —, die biederen Bläser, allen, allen glauben wir leibhaftig schon begegnet zu sein. Der Trompeter hat gerade ein Solo, in der Anstrengung sind seine Augen weit aufgerissen, der Konservatorist und der Trommler folgen aufmerksam begleitend seinem Spiel. Ganz rechts in der Ecke wendet sich der zweite Hornist gar nach der Seite, um für sein Notenbuch einen Aufstellungsort zu finden. Der Trommler in seiner neumodischen Kleidung scheint beinahe ein Komiker zu sein, der in Ermangelung eines geeigneteren Engagements hier einen Unterschlupf gefunden hat. Äußerst lebenswahr sind auch die Bewegungen der Spieler aufgefaßt, wenn schon der Kenner leicht manche falsche Handhaltung feststellen mag. Glänzend hat Thoma das unkünstlerische Nebeneinander der vielen Beine durch eine jeweils durch das Instrument des Spielers bedingte Verschiedenheit der Haltung gelöst. In diesem Sinne wirkt auch die Leiste unten. Die Tanzmusik dieser Ackerbürger im Nebenamt wird nicht gerade sehr schön geklungen haben. Man fühlt sich lebhaft an Mozarts „Dorfmusikanten“ erinnert: der köstliche Humor in der Auffassung dieser Dilettanten in der Kunst ist hier wie dort derselbe.

Vor einem Bild wie diesem muß es schon einmal erlaubt sein, etwas tiefer auf das Gegenständliche einzugehen. Mag man immerhin eine solche behaglich erzählende Kunst spießbürgerlich nennen: in der eingehenden Erfassung und charakterisierenden Wiedergabe des Gegenständlichen lag seit Dürer und vor ihm die Stärke der Deutschen. Auch Thoma ist urdeutsch; da müssen wir einige Härten der Form und die knorrige Linie schon mit in Kauf nehmen.

Aus den letzten Jahren stammten sodann die drei Landschaften, die von Thoma noch bei Gurlitt zu sehen waren: „Wolkenheer“, mit dem Blick von schier endloser Weite über die Mainwiesen, „Die Wonne des Fliegens“, eine Gruppe von Störchen, die in eckigen Bewegungen in der Luft ihr Spiel treiben, und „Junimorgen“ (1911). Die Art dieser Landschaften ist so bekannt, daß sich der Worte darüber nicht bedarf. Genug, daß man von dieser Ausstellung das Bewußtsein mitnahm, wie wenig die Kraft unsers Altmeisters auch heute noch erlahmt ist.

Auf ein Kinderbild

Seltsam und süß, in schlichten blonden Haaren,
Mit einem Hauch von unberührter Reinheit,
Gestalt und Ausdruck unbewußte Einheit,
Sah ich dein Bild aus frühen Kinderjahren.

In deinen Augen, den sehr großen, klaren,
Liegt eine Frage, weit voraus der Kleinheit
Des zarten Körpers, von so geistiger Feinheit,
Wie sie nur Wissende durch Leid bewahren.

Es ist ein Schau'n in uferlose Weiten,
Ein schweres Ahnen künftigen Geschickes,
Und um den Mund liegt dir ein Zug von Schmerzen,

Als hörtest du dein fernes Schicksal schreiten.
Und trotzig hältst du, als Symbol des Glückes,
Die Puppe fest an deinem jungen Herzen.

Else Redenbacher



Phot. Hermann Boll, Berlin.

Ludwig von Hofmann: **Gelbe Segel.**

Aus dem Kunstsalon von Fritz Gurlitt in Berlin. Zu dem Aufsatz „Die bildenden Künste“ von Dr. Paul Kautzsch.


Digitized by Google

Manier und Stil in der Lebensführung

Von Prof. Dr. Bruno Bauch (Jena)

oethe hat über „Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil" eine kleine Abhandlung geschrieben, die auf edelste und tiefste Weise in die Prinzipien der Kunst hineinleuchtet und von jedem gebildeten Menschen von Zeit zu Zeit immer wieder einmal gelesen werden sollte. Der Dichter behandelt die Begriffe der Nachahmung, der Manier und des Stils zwar ausschließlich in ihrem Verhältnis zur Kunst, aber man wird aus jeder Zeile herauslesen, wie sehr ihr Inhalt ursprüngliches Erlebnis ist und für sein eignes Leben und Erleben von ihr Förderung erhalten. Wenn es nun Goethe nach seinem eignen Geständnis vor allem darauf ankommt, „das Wort Stil in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrigbleibe, um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann", so liegt das wohl mit daran, daß ihm der „Stil" auch den höchsten Grad bezeichnet, den das Leben „je erreicht hat und erreichen kann", und daß kein Leben je gelebt worden ist, das diesen höchsten Grad so im Konkreten dargestellt hätte wie das Leben Goethes. Es ist Stil durch und durch.

Das Leben der Menge ist bloße Notwendigkeit. In ihm gestaltet der Mensch nicht die Dinge und Verhältnisse, in die er hineingeboren ist, vielmehr gestalten ihn ganz und gar diese Dinge und Verhältnisse. Er wünscht nur zu leben, ihm ist das Leben noch „der Güter Höchstes". Er fordert von der Natur nur, daß sie ihn leben lasse und läßt sich beschränken auf und durch die Bedingungen des bloßen Daseins. Und nur diesen zu genügen, macht seine Fähigkeit aus.

Aber selbst im bloß natürlichen Dasein gibt es nicht zwei gleiche Dinge und Verhältnisse, gibt es auch nicht zwei gleiche Exemplare der Gattung Homo Sapiens. Wie nach Goethe in der Kunst, sobald diese fortschreitet von der bloßen Nachahmung zur Manier, „jeder Künstler dieser Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden" wird als der andre, so wird, sobald sich im Leben das Bewußtsein der Eigenart zu regen beginnt, sich auch der Mensch anders fühlen als jeder andre. Freilich weiter reicht hier die Parallele zwischen Kunst und Leben nicht. Denn — das hat Goethe sehr richtig gesehen — in der Kunst ist die „Manier" ohne weiteres ebensowenig schon wertlos wie die „Nachahmung". Sie kann wertlos sein, braucht es aber nicht notwendig zu sein. Sie kann aber ebenso ihren Wert besitzen, denn „Manier" ist in der Kunst nicht ohne weiteres „Manieriertheit", wie sie es im Leben ist. Soweit die Kunst überhaupt Kunst ist, ist sie eigenbedeutsame Tat und tätige Eigenbedeutung. Wer sich aber bloß in seiner Eigenart fühlt, erlangt damit noch nicht Eigenbedeutung. Denn weil jeder anders als der andre ist, hat er seine Eigenart; aber gerade darum kann er noch keine Eigenbedeutung haben, weil ja dann alle, weil sie ausnahmslos eigenartig sind, der Idiot wie das Genie, auch eigenbedeutsam sein müßten, was im Selbstwiderspruch gerade alle Eigenbedeutung aufheben müßte. Eigenbedeutung erwächst nur im Zusammenhange selbsttätiger Wirksamkeit mit der Kulturgemeinschaft, Eigenart besitzt jeder schon als Naturwesen, das Wort in seinem untersten Sinne des bloß Existierenden gemeint. Fühlt und weiß sich der einzelne nur in seiner Eigenart, so fühlt und weiß er sich auch nur als Naturwesen in diesem untersten Sinne. Erst wenn er sich in tätigem Bewußtsein und bewußter Tat einen als solchen selbst allgemeinen und über die bloße Eigenart hinausweisenden, also überindividuellen Wert erarbeitet, schafft er sich einen Platz in der allgemeinen Kulturgemeinschaft.

Das Leben nun so gestalten, daß es entweder die bloße Eigenart nur outriert oder eine Eigenbedeutung zu besitzen scheint, ohne sie in der Tat und Wahrheit zu besitzen, das ist Manier der Lebensführung im eigentlichsten Sinne. Ihr quillt die Lebensführung nicht aus einem innersten Erleben und einer ureigensten Tat. Sie will frei sein und Eigenwert haben, ohne aber dieses Willensziel durch eigne Tat und Wirksamkeit zu erreichen. Der Börsenfürst, der zum Architekten kommt und diesen beauftragt:

„Bauen Sie mir eine Villa; sie darf eine Million kosten, aber vornehm und persönlich muß sie sein, und Stil muß sie haben", ist nicht bloß eine Witzblattfigur, er ist ein Typus der Manier der Lebensführung. Er formt zwar das Leben und seine Verhältnisse mehr als der schlichte, naturhafte Mensch, aber die formende Kraft liegt nicht in seiner Seele, sondern in seinem Geldsack. Die Manier begnügt sich damit, von andern abzustechen, nicht durch ein inneres persönliches Werterlebnis, das, wie auch immer, zu wertvoller Eigentat wird, sondern letzten Endes immer doch in fremder Gefolgschaft. Sie läßt andre für sich denken und andre für sich wirken und wirkt und denkt ihnen — aber auch das nur im besten Falle — höchstens nach. Und so sehr es ihr vielleicht gelingen mag, von andern abzustechen, es sind doch immer nur andre, denen sie ein solches bloßes Abstechen verdankt. Dieses ist besten Falles die Resultierende aus fremden Komponenten. Mag die Manier von der bloß naturhaften schlichten Lebensführung sich noch so sehr unterscheiden, indem sie die Dinge mehr formt und gestaltet als diese, so wird uns diese doch stets mehr Sympathie und Teilnahme abnötigen aus dem einfachen Grunde, weil sie eben echt ist, während jene Formung und Gestaltung der Dinge nach der Manier immer unecht ist. Unecht aber ist sie entweder, weil sie überhaupt keinen Wert, sondern nur aufgetriebene Eigenart hat, oder weil sie zum mindesten keinen eignen, sondern nur einen erborgten Wert darstellt, weil sie zwar nicht Nachahmung, die durchaus wertvoll sein kann, sondern Nachmachung und Nachäffung ist — mag diese auch wer weiß wie kompliziert sein.

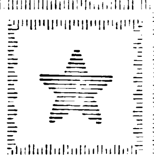
Wir können die „stilvollste" Wohnung betreten, in der Bilder und Bilderrahmen, Möbel, Tapeten, Öfen und Teppiche ganz wundervoll aufeinander „abgestimmt" sind, aber wir brauchen mit ihrem Besitzer nur eine Minute zusammen zu sein, um zu wissen, daß er sich auch nicht eine einzige Tapete, ja nicht einmal ein einziges Bild (es gibt wahrhaftig solche Menschen!) selbst ausgesucht hat. Alles blieb dem Kunstgewerbler und gutmütigen Bekannten überlassen. Darum hat seine Wohnung Stil, nicht aber er, der sie bewohnt. Unvergleichlich anspruchsloser, ja, absolut genommen, auch viel weniger „stilvoll" mutet uns ein andres Heim an. Aber auch hier brauchen wir nur eine Minute zu sein, um zu wissen: was uns nicht gefällt, das hat ihr Besitzer nicht verschuldet. Er hatte weder die Gelegenheit noch auch die Mittel, sich Öfen und Tapeten selbst zu wählen; aber was er von sich aus tun konnte, hat er getan. Sein Eigenstes ist mit Liebe gesucht und gefunden und wird kein Auge verletzen. Der Mensch hat mehr Stil als seine Wohnung. Das ist der fundamentale Unterschied des Stils von der bloßen Manier der Lebensführung, daß er aus dem Innern heraus mit eigner Tat die Dinge formt und gestaltet, die Manier aber über eine äußere und fremde Gestaltung nie hinauskommt. Diesen Unterschied haben wir mit den Beispielen bereits angedeutet. Doch könnten diese noch das Mißverständnis nahelegen, als bedeute Stil eine einseitig ästhetische Lebensführung, die als solche nichts andres als Ästhetelei und Ästhetentum wäre. Freilich bezeichnet der Begriff des Stils, wie er auf ästhetischem Gebiet entspringt, auch eine ästhetische Kategorie. Aber er will trotzdem, auf das Leben angewandt, nicht eine einseitige Einstellung auf eben das ästhetische Gebiet, sondern lediglich und ausschließlich die ästhetische Einheit der Lebensführung bezeichnen. In diesem Sinne hat das Leben eines Bismarck im höchsten Sinne ebenso Stil, wie das Leben eines eigentlichen Ästheten durchaus stillos ist und zerfahrene Manier bleibt. Die Manier ist uneinheitlich, der Stil ist höchste Einheit: Einheit innerhalb der Persönlichkeit als einer „Totalität des Charakters", um ein Wort Schillers zu gebrauchen, wie Einheit der Persönlichkeit in ihrer Beziehung zu den Lebensverhältnissen und Lebensaufgaben.

Zwar setzt sich auch die Manier in Gegensatz zum bloß naturhaften Bestimmtsein durch die Dinge. Aber sie verharrt im bloßen Gegensatz. Denn weil sie nicht eigentliche innerliche Herrschaft über die Dinge und Verhältnisse ist, kommt sie aus dem bloßen Konflikt mit den natürlichen Bedingungen nicht heraus. In diesem Konflikt aber unterliegt sie immer der Ironie ihres Schicksals, da sie ja doch nur dem „andern", das ja selber Natur ist, immer folgt. Der Stil dagegen nimmt zwar auch den Gegensatz und Konflikt mit den Dingen und Verhältnissen auf, um sich nicht durch sie bestimmen zu lassen, sondern um sie selbst zu bestimmen.



Aber er bleibt nicht beim Gegensatz stehen, er geht durch ihn hindurch, um zur Einheit und Harmonie mit der Natur in einem höheren, ja höchsten Sinne zu führen. Zwar wird er nie zur bloßen Nachahmung der Natur, er wird zu unvergleichlich viel mehr, er wird zur Natur selbst, und zwar im höchsten Sinne: zur Innenseite der Natur, insofern sie „weder Kern noch Schale" hat, zur Tat der Freiheit. Der Stil ist Tat der Freiheit, er bestimmt die Dinge und Verhältnisse als die Natur selbst. Sein Handeln ist darum immer echt, nie, wie das der Manier, gemacht, sondern getan. „So ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern es uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen." Weil das von seinem eignen ganzen Leben und Wirken gilt, konnte Goethe diese Worte von der Kunst schreiben, noch ehe er Kants „Kritik der Urteilskraft", in der er sein ganzes Sein und Tun gleichsam wie in einem Spiegel reflektiert wiederfinden sollte, kennen gelernt, ja, ehe dieses tiefste und reifste Werk Kants erschienen war. Eben darum aber mußte gerade dieses Werk auch einen Eindruck auf Goethe machen, wie nur wenige Denkmäler unsrer philosophischen Literatur. Wie kein andres philosophisches Werk hatte dieses „die tiefsten Grundfesten der Erkenntnis" und „das Wesen der Dinge" erhellt, und zwar in einer dem Dichter zugänglichsten Weise. Gerade weil hiernach konsequenterweise alle Transzendenz durch die Transzendentalphilosophie selbst ausgeschaltet werden mußte (in welcher Ausschaltung sich doch erst der Kantische Kritizismus vollendet), d. h., weil das ursprünglich nebulose „Ding an sich" nicht mehr in eine Neben- und Hinterwelt außer der Welt der „Erscheinung" verlegt, sondern als logische Einheitsbedingung der Erscheinung selbst erkannt ward, erfüllte sich Goethes Forderung nach „gegenständlichem Denken". Er vermochte in der Erscheinung nun wirklich keinen bloßen Schein, sondern das Sein selbst zu ergreifen. Denn nun konnte er die Erscheinung als das „Bedingte" begreifen, verstehen als bedingt durch „das Wesen der Dinge", durch die Natur im erhabensten Sinne als Tat (factum) der Freiheit (actus). „Im Anfang war die Tat" — diesen tiefsten Inhalt seines Seins und Denkens fand er hier begründet. Und von diesem tiefsten Wesen aus allein erschließt sich erst der ganze Gehalt seines Lebens und Schaffens, seiner Lebens- und Wirkenskunst unter dem Gesichtspunkt des Schönen und das Wesen des Lebens- und Kunststils. Denn wie für Schiller von den Kantischen Prinzipien her, ohne deren Verständnis alles literarische Gerede über Goethe und Schiller eben bloßes Gerede bleibt, das Schöne sich als „Freiheit in der Erscheinung" enthüllte, so mußte für Goethe letzten Endes die „Freiheit in der Erscheinung" schön sein. Und wie nach Kant das Kunstwerk zwar „Kunst sein, aber als Natur erscheinen" muß, so ist in Goethes Leben die Idee des Kunstwerks Mensch geworden, lebendiges Leben selbst. Es erscheint als Natur, weil es als Tat der Freiheit wirklich wertvoll die Dinge formt und sich nicht formen läßt von den Dingen, ganz wie es Schiller in seinem letzten Briefe an Humboldt einen Monat vor seinem Tode gefordert und die Forderung des Stils der Lebensführung gleichsam als Vermächtnis der Menschheit hinterlassen hat: „Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge."

Es ist kein schöngeistiges Schwelgen in Gefühlen und Empfindungen, kein schwächliches, passives Sich-hin-und-her-werfen-lassen durch sein Erleben, sondern ein tätiges Gestalten seines Lebens zur Einheit des Charakters der Persönlichkeit in der Einheit der Gemeinschaft, was der Begriff des Stils der Lebensführung im tiefsten Sinne bezeichnet: Sich selbst frei zur Einheit gestalten und einheitlich seine Kräfte für die überindividuellen Werte und Zwecke der Allgemeinheit auswirken, diese seine Wirkungssphäre als ein vom andern nicht zu verletzendes Heiligtum hüten, aber zugleich auch die Sphäre des andern als gleiches Heiligtum respektieren, nicht tölpelhaft sein Urteil dem andern unverlangt anbieten oder gar aufdrängen, aber sich auch vom andern damit nicht bedrängen und nötigen lassen, positiv für seine eigne und der andern einheitliche Höhergestaltung in gegenseitiger Freiheit schaffen und wirken — das ist Stil der Lebensführung, wie Schiller ihn als „Gesetz der schönen Geselligkeit" bezeichnet: „Schone fremde Freiheit und zeige selbst Freiheit!"

Die Hyazinthen

Eine Geschichte von Wilhelm Münch

Es war im Anfang des Februars, und eine erste leise Frühlingsahnung ging durch die Seelen der Menschen. Viel bedeuten konnte sie nicht, aber der ersten prächtigen Zimmerblumen durfte man sich doch freuen, auch wenn man sie nur im Vorbeigehen vor den Läden der Kunstgärtner in den Stadtstraßen aufgestellt sah. Die Hyazinthen machten den Anfang.

An der Straßenecke befand sich ein stattlicher Blumenladen, und eine Frau in mittleren Jahren schritt aus der Tiefe der Straße her auf den Laden zu. Sie blickte nicht rechts oder links, aber sie blickte wohl überhaupt auf nichts, was die wirkliche Umgebung darbot, sondern in eine Welt, die sie nur mit inneren Augen schauen konnte, die wie in der Ferne der Unendlichkeit lag. Doch näherte sie sich bestimmt den Blumenständern, die mit den neuen Hyazinthen besetzt waren, ließ eine kurze Weile sinnend und prüfend ihre Augen darübergleiten und wählte dann aus der Fülle des Vorhandenen — mit all den Abtönungen von Weiß durch Gelbweiß, blasses und wärmeres Rosa zu kräftigem Rot und von hell Lila zu tieferem Violett und zum dunkelsten Blau — drei Blumentöpfe, deren einer eine üppig schwarzblaue, der zweite eine gelblichweiße, der dritte eine frischrote Hyazinthe enthielt. Eilig bezahlte sie dem Gärtner seinen Preis und ging davon, indem sie die erworbenen Blumentöpfe zusammen an sich gedrückt hielt, als habe sie nun etwas ihr ganz eignes Liebes und Teures zu hüten.

Der Inhaber des Blumenladens hatte ein Kind, ein elfjähriges Töchterchen, das so zwischen den Blumen aufgewachsen war, ohne Geschwister, und das sinniger dahinlebte als die gewöhnlichen Kinder. Nun sagte es, halb für sich und doch auch halb zum Vater, die einfachen Worte: „Frau Oldermann kauft immer drei Hyazinthen." Es fügte nichts hinzu, und natürlich war es auch dem Vater Gärtner nicht der Mühe wert, darauf zu achten oder zu antworten. Das ergeht den Kindern mit vielen Äußerungen so, die ihnen aus vollem Herzen kommen und Großes für sie bedeuten. So dachte denn die Kleine still weiter zurück; ganz bestimmt und deutlich war es ihr zu Sinne gekommen, wie Frau Oldermann, die ja hinten in derselben Straße wohnte und mitunter vorüberschritt, auch im vorigen Jahre um die Hyazinthenzeit gekommen war und mit dem träumenden Gesicht drei Blumentöpfe ausgewählt hatte. Ja, der eigentümliche Ausdruck dieses Gesichts war es wohl zumeist, den die junge Beobachterin nicht hatte vergessen können oder vielmehr der ihr nun wieder zum Bewußtsein kam. Weiter zurück ging ihre Erinnerung übrigens nicht; wenn zweimal dasselbe vorkommt, so genügt das für Kinder und andre naive Menschen, um zu sagen: immer.

In Wahrheit hatte Frau Oldermann schon seit mehreren Jahren regelmäßig im Anfang des Februars ihre drei Hyazinthen gekauft, und jedesmal eine schwarzblaue, eine gelblichweiße und eine frischrote. Das war wohl mehr als zufällige Liebhaberei. Auch wie sie diese Blumen dann an ihrem Fenster pflegte, mit welcher Innigkeit sie abwechselnd auf jede einzelne schaute und im Schauen und Träumen offenbar sich selbst vergaß, das deutete doch auf einen besonderen Zusammenhang. Hatte man ihr einmal, in lang vergangenen Zeiten vielleicht, Blumen just von dieser Art geschenkt, und war da eine besonders schöne Zeit ihres Lebens gewesen, das nun arm oder doch viel ärmer geworden war? Die Menschen in der späteren Lebensperiode finden ja oft keine schöneren Feierstunden, als wenn sie Vergilbtes aus den Schubfächern kramen und über den breiten Strom der Jahre hinüberträumen, der unüberbrückbar das Damals und Jetzt scheidet. Ja, es war wirklich ungefähr so bei der Pflegerin der Hyazinthen.

Ungefähr, aber doch ganz anders. Um es kurz zu sagen: viel schmerzlicher. Was wären dagegen Erinnerungen an Stunden fröhlichen Rausches, an stürmische (und dann niemals erfüllte) Jugendhoffnungen gewesen! An solchen hat das innere Leben der meisten keinen Mangel, und die Stunden des Vergessens legen sich unschwer über die des verblassenden Erinnerns. Es gibt eben grö-



ßeres Verlieren, und etlichen zu großem Leid Erwählten ist es vorbehalten.

Sieben Jahre war es nun her, da hatten der glücklichen Mutter ihre drei Kinder zum Geburtstag drei Töpfe mit blühenden Hyazinthen auf den Tisch gesetzt, weil es eben Februar und Hyazinthenzeit war, und weil nächst den geliebten Kindern Blumen ihr das Liebste waren, und auch weil die dreierlei Blüten der verschiedenen Art der Kinder selbst entsprachen. Das hatte die Älteste so ausgedacht, und darum war es eine volle schwarzblaue, eine gelblichweiße und eine frischrote Hyazinthe, die vom Geburtstagstisch her grüßten. Ein wunderbares Kind war sie, diese Älteste, Neunjährige, mit dem sich krollenden Schwarzhaar (wie derlei ja schon die griechischen Dichter der dunklen Hyazinthenblüte verglichen haben oder die Hyazinthenblüte dem dunklen menschlichen Gelocke) und mit den schwer und träumerisch blickenden Augen, die so früh auf geheimnisvolle Seelentiefen deuteten, und mit der ernsten und klugen Rede, die zuzeiten aus ihrem jungen Munde ging, den seltsam eigenartigen Gedanken. Die besuchenden Freunde meinten denn auch wohl, dies Kind werde dereinst als Dichterin die Welt erfreuen. Aber vorläufig erfreute sie durch all ihr Wesen eben den engen Kreis der zu ihr gehörenden und befreundeten Personen, und vorläufig war sie selber ein Gedicht. Dazu doch auch das tiefste Herzensglück der Mutter. Dann war da der sechs- bis siebenjährige Knabe, der immer zart gewesen war von Farbe und Gesundheit, und der mit seinem sanften, etwas müden Wesen mehr an der Mutter Kleid hing als andre Knaben und selbst als die eignen Schwestern. Um so frischer aber blickte die Jüngste um sich, tummelte sich mit ihren roten Backen und fröhlichen Augen in all den ihr zugänglichen Räumen und erfüllte mit Geplauder und Lachen die Welt um sich her. Es war doch ein prächtiger Dreiklang. Tief, zart und voll: diese Wesenseigenschaften bildeten ihn.

War es nicht allzu schöne Harmonie, um so durch das Leben fortklingen zu können? Ja, dann war ja auch das Furchtbare gekommen, der erste Abzug an dem großen Glück, der allein schon schwer genug gewesen wäre, um lebenslang unverschmerzt zu bleiben. Die böse Bräune hatte das herrliche Kind, Ortrud, die Älteste, niedergeworfen. Sechs Tage nur dauerte der Kampf und das Bangen, immer schwerer blickten die geheimnisvollen Augen, immer fragender und suchender, dann sanken sie und erstarrten, und die junge Seele schied hinweg aus dem Erdenland, durch das sie wie in schönem Traum gewandelt war. Wie wäre das Leid dieser Stunde je zu überwinden gewesen! Aber nur vierzehn Tage später, da lag die Rotwangige, die immer frohe und frische kleine Freda, an der gleichen Krankheit danieder, und nur noch rascher schnürte die Erbarmungslose ihr den Hals zu. Die noch gestern des kräftigsten Lebens voll schien, war heute im Banne der furchtbaren Gefahr; und als ob der Tod nun schon die Wege in diesem Hause wüßte, kam er lässig und sicher über Nacht von neuem herbei und holte sich diese Jüngste, die noch gar nicht zu einer rechten Ahnung dessen gekommen war, was Leben sei und was Tod.

Dann kam eine Zeit tiefer Stille und Leere, Jahr und Tag mochte sie dauern, wo niemals die Gedanken schlummerten an die beiden Verlorenen und an die furchtbaren Tage ihres Scheidens, an ihre letzten Blicke und an den verklungenen Klang ihrer lieben Stimmen. Geblieben war ja noch Winand, der siebenjährige Knabe. Aber von zartem Lebensbau war er immer gewesen, blaß und müde sah er oftmals aus, und so machte keine unbefangene Fröhlichkeit die große Stille vergessen, die seit damals eingezogen war. Keinerlei Mittel half auch, ihn kräftiger werden zu lassen; im Gegenteil, die Bekannten des Hauses konnten sich nicht verhehlen, daß er allmählich dahinzuschwinden schien, daß eine heimliche Krankheit ihn unmerklich und schmerzlos auflösen wolle. Wie lange es die Mutter nicht sehen wollte, wußte man nicht, aber der Knabe selbst, der nun am liebsten in seinem Bette liegen blieb, dachte viel an die gestorbenen Schwestern und sprach von ihnen, und er fand es gar nicht unnatürlich und auch nicht grausam, daß er ihnen nachfolgen solle in ihr fremdes Land, um dort wieder ihre Stimmen zu hören und mit ihnen zu spielen.

Es dauerte doch lange, bis seine bescheidene Lebenskraft ganz aufgebraucht war, denn er sollte eben nicht jäh hinweggezerrt werden, sondern auf seine eigne Art schwinden, und es ist die Frage, welches von beiden schmerzlicher anzusehen ist, das entsetzensvoll jähe Davonmüssen oder das allzu langsame Sterben. Was an Hoffnung bei der pflegenden Mutter zwischendurch wieder auftauchte, ward



durch neue Wendungen alsbald verscheucht, und immer dauernder fühlte sie sich an das Lager ihres blassen Söhnchens gebunden. In treuer Innigkeit meinte sie noch die Tage mit ihm verleben zu müssen, die ihm blieben; und als ob ihm doch noch ein Stück des aufsteigenden Lebens wenigstens irgendwie gegönnt sein sollte, bewies er in diesen Wochen und Monaten so viel unerwartete Reife des Sinnes und Tiefe des Durchblicks, wie ein Gesunder sie nur in weit späteren Jahren hätte erreichen können. Aber dann wandelte sich sein blasses Gesicht, ohne daß die Veränderung groß gewesen wäre, in das Wachsbild des Todes.

Sie schrie nicht jäh auf, als sie dieses letzte Opfer hingeben mußte. Sie war nun schon eingelebt in das höchste Verzichten. Als große Verliererin stand sie inmitten der Menschen mit gewöhnlicherem Lebenslose. Man trägt ja überhaupt erneutes Leid wohl stiller als das erste, bei dem die innerste Seele protestieren zu dürfen meinte. Tränen versiegen nicht bloß, weil die Zeit sie trocknet, sondern versagen können sie an ihrem Quell wie in der Öde eines starr trockenen Landes. Aber Frau Lisbeth Oldermann war doch auch eine starke Frau, und sie blieb in ihrer Weise aufrecht, ohne zu erstarren, sie zerfloß nicht in unstillbaren Klagen. Daß sie diese edlen Kinder besessen hatte, blieb ihr noch in einem gewissen Maße beglückend, und mit dem Bilde der drei unwandelbar in der Erinnerung lebte sie fort. Allein war sie auch ehedem gewesen, viel über ein Jahrzehnt war es nicht her; nach dem Wegsterben ihrer Eltern hatte sie als einzige Tochter manches Jahr sehr still und einsam gelebt, und unglücklich war sie damals nicht gewesen. Aber allerdings, diese neue Einsamkeit war etwas doch unendlich von jener Verschiedenes. Keinem Menschen braucht man das zu beweisen oder auszumalen. Doch war sie jetzt nicht einmal wirklich allein in der Welt. Es schlug für sie ein braves und treues Herz, nur freilich in der Ferne, weit draußen auf großer Meerfahrt.

Ihr Mann, der Schiffskapitän, dachte alle Tage und wohl auch Stunden seines geliebten Weibes, er litt ihre Schmerzen mit, nicht bloß aus erbarmendem Mitgefühl, sondern auch als echter und rechter Vater, der freilich nie dauernd mit den prächtigen Kindern hatte zusammen leben können, weil er immer nach wenig Wochen wieder hinwegmußte auf seine langen Fahrten, der sich aber um so mehr nach ihnen gesehnt hatte und von dem vorübergehenden Zusammensein beglückt worden war. Er war einer von den wortkargen Menschen, und auch seine Miene war wetterhart und stetig. Aber aus den Augen sprach zuzeiten so viel Glück oder Weh, wie sie kaum der beredteste Mund in Worte zu kleiden vermöchte. Und so redeten auch, wenn er nun wieder heimkam auf etliche Wochen, die Gatten nicht eben viel miteinander von den Dahingegangenen, denn sie wollten sich gegenseitig nicht erweichen, sondern trösten und kräftigen durch den Schein eines wiedergefundenen Friedens. Recht gelingen freilich wollte das nicht, oder doch nur auf kurze Stunden. Und beinahe war es für Frau Lisbeth eine Erleichterung, wenn sie den Gatten wieder draußen wußte auf der großen Fahrt, wo er es mit Wellen und Winden, mit Segeln und Takelwerk und mit seinem Schiffervolk zu tun hatte und nur zwischendurch auf sein eigenstes Leben sich besinnen konnte. Sie selbst war eben eine starke Frau und hielt das vereinsamte Leben aus unter den regelmäßigen Geschäften und kleinen Sorgen ihres Haushalts, ein wenig Verkehr mit befreundeten Menschen und dem entsagungsvollen Glück der Erinnerungen.

Und einmal, es war nur wenige Jahre nach den Todesfällen, als sie an der neu aufgetanen Blumenhandlung vorüberschritt und in reicher Auswahl die Hyazinthen vor dem Fenster umherstehen sah, kam ihr recht lebendig zu Sinn, wie sie damals in glücklicher Zeit zum Geburtstag die drei Blumentöpfe empfangen hatte, die dreierlei Blüten als Gaben und Abbilder ihrer drei Kinder. Einen Augenblick schluchzte sie darüber, aber nur ganz innerlich, deutete dann fast stumm auf die Töpfe, die sie zu kaufen wünschte, und nahm sie mit sich, um ihrer daheim zu warten, mit so viel Liebe wie die sorgsamste Blumenpflegerin und dazu wie eine Mutter, der nichts Lebendiges mehr zu pflegen übrig ist. Und das ward ihr eine liebe Gewohnheit: jedesmal im Februar, um die Zeit ihres Geburtstags, schritt sie durch ihre Straße hin zu dem Blumenladen, um die dreierlei Blüten zu kaufen und heimzutragen, eine schwarzblaue, eine gelblichweiße und eine frischrote. Aber sie sprach davon nicht zu andern Menschen, und wie alles zugegangen war und zusammenhing, mußte man erraten.



Von Kunst und Künstlern

Adele von Finck: „Stille Stunde" — Heinrich Werner: Interieur — Adolf Beyer: „Im Treibhaus" — Moritz Coschell: Fräulein Lise J. — Ernst Müller-Braunschweig: „Auferstehung" und das Friedhofdenkmal in Siegburg — Theo von Rysselberghe: Zwei Porträtbilder — Albert Hertel † — Lichtwark und Rathenau: Der rheinische Bismarck

Das Werk einer Dame steht diesmal an der Spitze unsrer Kunstblätter, ein Bild, das seine weibliche Herkunft nicht verbirgt, sondern im Gegenteil sie in jedem Zuge betont und in scheuem Stolz offen zur Schau trägt. „Stille Stunde" nennt Adele von Finck ihr Gemälde; „heilige Stunde" möchten wir selbst es nennen, so keusch und fromm, so friedvoll harmonisch scheinen sich uns hier die feinsten Seelenschwingungen der mädchenhaften Natur zu offenbaren, so unwiderstehlich müssen diese zartgedämpften Farben und Tonwerte eine feierliche Stimmung in dem Betrachter hervorrufen. Etwas Musikalisches spricht aus dem Bilde. Wie der Musiker durch Rhythmus und Tonart, so weiß diese Malerin durch Farbenakkorde bestimmte Seelenzustände und Stimmungen hervorzubringen. Hebbels Verse kommen einem in den Sinn:

> Freue dich! Doch jauchze nicht! ...
> Tiefste Stille sei dir Pflicht ...

Die dies Bild geschaffen, ist fern überm Weltenmeer in Buenos Aires geboren. Schon im zehnten Lebensjahre begann sie, angeregt durch die bunte Pracht der tropischen Vegetation, eifrig zu zeichnen und zu malen, ohne fremde Anregung, unmittelbar nach der Natur. Als dann ihre Familie nach Europa zurückkehrte, nahm sie, von Meister Lenbach beraten, regelrechten Zeichen- und Malunterricht. In Paris unter François Courtois studierte sie dann weiter an der Akademie Colaussy, ging nach Brüssel an die Staatsakademie und stellte hier, kaum zwanzigjährig, ihr erstes Gemälde, ein Selbstporträt, aus. Italien regte sie zu landschaftlichen und figürlichen Freilichtstudien an, ehe sie in Berlin ihren festen Wohnsitz nahm. Doch begleitete sie auch hierher die glühende Liebe für die alten italienischen Meister, für Fra Angelico, Piero della Francesco, Lionardo. Und auch in der Stadt der herausfordernden Geste wußte sie sich ihre taktsichere, niemals auftrumpfende weibliche Eigenart zu erhalten, ließ sie sich nie zu malerischen Bravourstücken verleiten, die ihre innere Leere hinter einer protzig-brutalen Technik verbergen. Ihre Delikatesse des Farbengefühls bewahrt sie sich, ob sie nun die tausend bunten Nichtigkeiten verschwiegener Boudoirs, schöne Frauen in altväterischen oder modernen Roben, träumende junge Mädchen im Dämmerlicht oder nackte schlanke Mädchenleiber im vollen Licht der Sonne malt.

Durch Heinrich Werners Interieur könnte man sich an die Schule Schuchs und Leibls erinnert fühlen, wenn nicht die frische traditionsfreie Art des Malers selbst solche kunsthistorischen Reminiszenzen resolut verschmähte und auch uns andern verböte. „Also eine Art Selbstbiographie wird von mir verlangt", schreibt Werner auf unsre Bitte um einige Notizen; „nichts leichter als das, wenn man nur zu sagen braucht: Im Jahre 1867 wurde ich in Wernigerode geboren, lernte dort, was man so verlangt, und wußte bald, daß Griechisch und Latein usw. für mich überflüssig, da ich den künstlerischen Furor in mir rumoren fühlte. Ging drum, nach Art andrer Leute ähnlicher Konstruktion, auf Akademie, um auch dieses bald sein zu lassen. Nachdem ich zuletzt in München gewesen, saß ich mal einen Winter lang unschlüssig hinter Mutters Ofen in der alten Heimat, lernte dann dort an einem schönen Frühlingstag den Maler Wilhelm Steinhausen aus Frankfurt kennen, kam durch ihn in die alte Mainstadt und von dort aus zu manchen Reisen, auf denen ich manches studieren konnte. So in Holland die Alten: diese Glücksbringer der Malerei, in England die Erhalter und in Paris die Mehrer des alten Glücks, in Italien die kunstdurchwebte vergangene Welt, und sah auch immer wieder in Deutschland manches Schöne, obgleich mir hier die Musik doch mehr war als die Malerei. Unlängst war der Biographierte noch längere Zeit in Italien — mehr inspiriert durch die lombardische Landschaft mit ihrem zarten Duft als durch die alten Meister —, landete dann wieder in Germanien und freute sich, daß, als er eines Tags nach längerer Frist wieder ausstellte, Westermanns Monatshefte ein Bild von ihm zu reproduzieren wünschten. Hoffentlich sieht man's ihm an, daß es von all dem Erlebten und Erschauten etwas resümiert" ... Die frische Unmittelbarkeit dieser köstlichen kleinen Selbstbiographie durch fremde Zusätze zu „ergänzen", wäre Vermessenheit. Sie im Verein mit der wohlgelungenen Wiedergabe wird den Lesern überzeugend genug sagen, daß sie es hier mit einem Künstler zu tun haben, der sich seines Weges bewußt und der seiner Gaben sicher ist.

Adolf Beyers Gemälde „Im Treibhaus" erneuert die Erinnerung eines vielseitig begabten Darmstädter Künstlers, von dem die Leser dieser Zeitschrift schon häufiger Bildnisse und Blumenstücke gesehen haben. Hier begegnet sich der feine Porträtist mit dem geschmackvollen Koloristen in einer Form, die durch Pikanterie der Auffassung besticht und durch Gediegenheit der Technik fesselt. Wie individuell ist diese Frauengestalt erfaßt in Haltung, Bewegung und Gesichtsausdruck! Wie



unbelauscht, ganz sich selber überlassen, ohne eine Spur von kalter Gemachtheit steht sie da! Und doch wiederum: wie innig vertraut verkehrt sie mit diesen Kindern des jungen Frühlings, der noch mit dem Winter kämpft oder — sind wir recht unterrichtet, ist das Bild im Dezember, also mitten im Winter gemalt — gar noch unter Schnee und Eis gefangen liegt! Auf der Darmstädter Ausstellung des letzten Sommers fand dieses Bild mit Recht viele Bewunderer, obwohl es an Beyers eignen sonst noch ausgestellten Gemälden in engster Nähe starke Rivalen hatte. Die Vorliebe für Blumen und Blumenmalerei ist in Darmstadt heimisch. Welcher Künstler könnte auch an all den schönen Gärten, besonders den großherzoglichen Gärten mit ihrem alten Baumbestand und ihrer altertümlichen Art der Anpflanzung, vorübergehen, ohne sich versucht zu fühlen, diese Herrlichkeiten durch die Kunst nachzuschaffen. Auf ganz natürlichem Wege fand Prof. Beyer so für seine Porträte, namentlich für seine Damenbildnisse, statt des geläufigen Stubeninterieurs ein neues: das Blumen-, das Wintergarten- oder Treibhausinterieur. Auch darin wieder hat seine bewegliche und erfindungsreiche Phantasie ihre schöne Unabhängigkeit von aller Schablone bewiesen und aufs neue seinen erfreulichen Willen bekundet, sich trotz aller Erfolge auf bestimmten Gebieten nicht zum Spezialisten eines engen, wenn auch „lohnenden" Faches stempeln zu lassen.

Von Moritz Coschell bringen wir eins seiner geschmackvollen Damenbildnisse. Ich glaube, man sieht ihm die Wiener Herkunft seines Malers an: es hat jenes eigentümliche Etwas, gemischt aus hochgesteigerter Kulturbewußtheit und natürlichem Geschmack, das der Wiener Kunst gegenüber der norddeutschen ihr Signum gibt. Coschells Studium und eigne künstlerische Anfänge liegen denn auch tatsächlich in Wien. Dort hat er auf der Akademie unter den Professoren Rumpler und Eisenmengers Zeichnen und Perspektive gelernt, wenn er auch den koloristischen Farbengeschmack, der schon seine ersten Bilder auszeichnet, allein sich selber verdankt. Ein aus Galizien gewonnenes Bild „Betender Rabbiner bei Kerzenlicht" machte ihn zuerst bekannt; dann folgte die „Renegatin", eine größere, eindrucksvolle Komposition voller Geist und dramatischer Wucht. In Berlin, wohin Coschell zu Ende der neunziger Jahre übersiedelte, fesselte ihn zunächst vornehmlich das moderne Großstadtleben. Er malte die Königliche Oper in einer Winternacht bei glitzerndem Schnee in dem Augenblick, da das Theaterpublikum auf die Straße strömt, um in die trüb erleuchteten Droschken oder die elektrisch funkelnden Kraftwagen zu steigen; oder die Friedrichstraße zur belebtesten Korsozeit oder ein vornehmes Restaurant, eine Bierhalle mit Musikkapelle, ein elegantes, beim Champagner sitzendes Pärchen im Zoologischen Garten, oder eine Redoute in Berlin W, eine Szene aus dem Wintergarten, dem Café National, bei Kempinsky und wie die Lokale sonst heißen mögen, in denen sich „Berliner Leben" abspielt. Dann kamen häusliche Interieure, auch sie noch mit einem bewußten Stich ins Mondäne, und Bildnisse mit der Theater- und Bohèmepose: der Schauspieler Giampietro, der Cellist Grünfeld, der Kritiker Alfred Kerr, der Komponist Bogumil Zeppler am Klavier. Landschaften aus Tirol und Ungarn unterbrechen diese Großstadtbilder, und aus ihnen bringt Coschell für seine Bildnisse eine gewisse Ruhe und Solidität mit, die ihm bis dahin fremd waren. Auch das von uns wiedergegebene Bildnis, das zuerst auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1911 hervortrat, hat aus dieser erfreulichen Wendung in seinem Schaffen, dünkt uns, Gewinn gezogen.

Der Bildhauer Ernst Müller-Braunschweig ist unsern Lesern aus manchen Reproduktionen seiner plastischen Schöpfungen wohlvertraut. In letzter Zeit hat er sich namentlich als ein Künstler des Grabdenkmals gezeigt, der die grassierende gedankenlose Schablone dieses Gebiets durch edle Gestaltung und seelenvollen Inhalt zu überwinden weiß. Was all seinen derartigen Schöpfungen ihr besonderes Antlitz gibt, ist das immer wieder neue innere Erlebnis, aus dem sie ihm gleichsam hervorquellen. Selber eine tiefreligiöse Natur voller Ernst und Nachdenklichkeit, versteht sich Müller mit wunderbarer seelischer Anschmiegsamkeit in Gefühl und Empfinden derer hineinzuversetzen, die ihrer Liebe und Trauer an der Stätte des Todes oder des kommenden höheren Lebens ein Denkmal der Erinnerung setzen möchten. Er ruht nicht eher, als bis er in den Herzen der „trauernden Hinterbliebenen" das entdeckt hat, was ihren Kummer von dem andrer vom gleichen Los Betroffener unterscheidet, ihn zu einem Schicksal und Erlebnis macht, das nur sich selber gleich ist. Und für jedes solcher Einzelgefühle, für Trostlosigkeit, Verzweiflung, Bitternis, Glauben, Hoffnung, Zuversicht oder selige Gewißheit, trifft er den lösenden und heilenden Ausdruck in seiner Kunst. „Auferstehung" ist die Marmorfigur an einem Familiendenkmal des Zentralfriedhofs in Braunschweig. Aus einer dunklen Granitplatte des eigentlichen Denkmals schreitet sie zum Licht hervor, wie eben aus tiefem, langem Schlummer erwacht, die Rechte noch zagend zurückgezogen, die Linke in beglückter Innigkeit auf die Brust gelegt, den Blick fromm nach oben gerichtet in das Land, wo Erstorbenes zu neuem Leben keimt.

Dem Heimgang eines jungen blühenden Mädchens, dem ersten Todesfall in der Familie, ist dieses Denkmal gewidmet. Das zweite, das wir hier nachbilden, das Friedhofdenkmal in Siegburg, gilt der Allgemeinheit aller derer,



die auf diesem Gottesacker dem Tage der Auferstehung entgegenharren. Nur eine bewegte Gruppe konnte dieser umfassenderen Aufgabe gerecht werden. So hat der Künstler drei Frauengestalten in enger Beziehung zueinander um das christliche Kreuz gruppiert: Glaube und Liebe erwecken die Hoffnung und richten sie auf. Die Komposition dieser Gruppe scheint uns deshalb so meisterhaft, weil alle Steifheit und Leblosigkeit überwunden ist, die sonst solchen plastischen Allegorien nur zu leicht anhaften bleibt. Ganz selbstverständlich ist der schlichte Kreuzesstamm zum Mittelpunkt und Halt der drei Gestalten geworden! Und wie natürlich, logisch überzeugend sind diese drei Gestalten selbst zueinander in Beziehung gesetzt! Und wie geschlossen ruhig und wohltuend endlich wirkt das Ganze! Ohne eine Geschichte zu erzählen, offenbart es doch auch dem einfachsten Gemüt sofort Sinn und Bedeutung. Uns dünkt dies Friedhofsdenkmal, die Stiftung von Herrn und Frau Alfred Keller für die Gemeinde Siegburg, ein vorbildliches Muster ähnlicher Aufgaben und eine bemerkenswerte Bereicherung der christlichen Kunst überhaupt.

Der Belgier Théo von Rysselberghe (geboren 1862), von dem wir aus der letzten Sommerausstellung der Berliner Sezession zwei Porträtbilder wiedergeben, gehört zu der Gruppe der französischen Neoimpressionisten, über deren künstlerische Prinzipien unter den Kunstgelehrten noch immer heftig hin und her gestritten wird, von denen aber schon deshalb eine den Bewegungen der Gegenwart folgende Zeitschrift von Zeit zu Zeit etwas zu zeigen verpflichtet ist. „Die ganze Helligkeit der Sonne auf die Leinwand zu entbieten", ist ihr Ziel, die letzte Ergründung des großen Lichtproblems, der großen, immer wiederkehrenden Sehnsucht der europäischen Malerei seit hundert Jahren, ihr Sinnen und Mühen. Sie haben sich zu diesem Zweck eine auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute „Tüpfeltechnik" geschaffen, die die reinen Farben des Spektrums ungemischt alla prima nebeneinandersetzt, und die dadurch in der Tat Wirkungen erzielt von einer Farbigkeit und Helligkeit, die den auf der Palette gemischten Pigmenten unerreichbar bleibt. Freilich liegt diese pointillistische Technik noch immer zu sehr in den Banden eines starren und fast fanatischen Dogmatismus, so daß ihre Schöpfungen nur selten als reiner Ausdruck malerischen Empfindens gelten können. Auch stellt sie der photomechanischen Wiedergabe Hindernisse in den Weg, die weit stärker und gefährlicher sind als bei Bildern andrer Maltechniken. Verhältnismäßig am besten gelungen ist das Einzelbildnis der Frau Wolff, während das Gruppenbild zu viel von seinen Halbtönen eingebüßt hat, auch im ganzen zu hart geraten ist, was am meisten die Gesichter haben fühlen müssen. —

In Berlin ist Mitte Februar, kurz vor Vollendung seines 69. Lebensjahres, der Landschaftsmaler Professor Albert Hertel, Mitglied der Akademie der Künste, gestorben. Hertel hatte seine Studien in Berlin begonnen, aber in Italien fortgesetzt und in Rom vollendet; eine Zeitlang war er auch Schüler Oswald Achenbachs in Düsseldorf. Von der Figurenmalerei zog es ihn immer stärker zur reinen Landschaftsmalerei, er begeisterte sich insbesondere für die italienische Landschaft, und als man 1875 die Berliner Akademie neu einrichtete, wurde Hertel zum Leiter des Ateliers für Landschaftsmalerei berufen. Aber allzulange litt es ihn in dieser ihn mannigfach bindenden Stellung nicht. Zu sehr sah er sich in seinen eignen künstlerischen Bestrebungen durch den Lehrberuf gehemmt. So legte er bald sein Amt nieder, erfreute sich aber als ehemaliger Lehrer der Kaiserin Friedrich nach wie vor der besonderen Wertschätzung des Kaisers, der ihn noch letzthin durch eine Reihe von Aufträgen, darunter ein paar Campagna-Bilder, ehrte. Zwei seiner Landschaften hängen in der Nationalgalerie; den ersten Stock des Café Bauer zieren seine vornehm gehaltenen dekorativen Gemälde, wohl sein Hauptwerk; erst kürzlich zeigte er im Künstlerhause eine größere Anzahl Aquarelle aus der Villa Falconieri: auch sie noch verrieten die feine Naturempfindung und den ruhigen edlen Ton, die von jeher Erkennungszeichen dieses liebenswürdigen Künstlers gewesen waren. —

Über den gegenwärtigen Stand des Wettstreites um das Bismarckdenkmal am Rhein unterrichtet die Leser ein besonderer Abschnitt in der Kunstrundschau dieses Heftes (S. 277 ff.). Auf die immer noch recht lebhafte Polemik zwischen Minorität und Majorität der Jury einzugehen, haben wir weder Veranlassung noch Lust. Wer im Zusammenhang das Wichtigste von dem noch einmal erwägen möchte, was die Majorität der Jury oder doch zwei ihrer bedeutendsten Mitfechter in den Beratungen der Ausschüsse gegen Kreis-Lederer und für Hahn-Bestelmeyer vorzubringen haben, der sei auf die kleine Schrift von Alfred Lichtwark und Walther Rathenau „Der rheinische Bismarck" verwiesen (Berlin, S. Fischer). Rathenau betrachtet (und verachtet) die gegenwärtige Entscheidung, den Sieg des Kreis-Ledererschen Plans, als den Triumph einer kunstfremden Publikumsmeinung über das Urteil des künstlerischen Gewissens der Zeit, das, vertreten durch acht unsrer bedeutendsten Künstler (Dill, Th. Fischer, Floßmann, Gaul, Kalckreuth, Klinger, Stuck, Tuaillon), allein die Bürgschaft einer Rechtfertigung auf die Dauer leisten könne: „Das künstlerische Gewissen der Zeit ist majorisiert."

F. D.



Literarische Rundschau

Roman-, Novellen- und Plauderbücher

Mit Novellen wird man heutzutage nicht mehr berühmt; machen Sie aus der schlechtesten einen Roman, und es wird Ihnen eher glücken, als wenn Sie einen Novellenband herausgeben, darin jedes einzelne Stück Storm und Keller übertrumpft!" Das war vor noch gar nicht langer Zeit das Rezept, mit dem man junge Autoren abspeiste, wenn sie sich nach ihrem dritten oder vierten Novellenband, „für den die Kritik nur Anerkennung und Bewunderung gehabt hatte", über die „Erfolglosigkeit beim großen Publikum" beschwerten. Die Zeiten haben sich auch darin geändert. Heute kann man schon mit einem Novellenbande über Nacht ein berühmter Mann werden. Dem Schweizer Heinrich Federer ist es so ergangen. Seine „Lachweiler Geschichten" — übrigens ein außerordentlich glücklicher Titel, so simpel er aussieht —, diese Erzählungen, Skizzen und Menschenschilderungen aus den Bergen, Geschichten voller Beobachtung, Naturfreude, Menschenkenntnis und Menschenliebe, durchleuchtet und durchwärmt von einem glücklichen Humor, haben das Wunder zuwege gebracht, den Namen dieses bis dahin in der Verborgenheit blühenden Züricher Lehrers und Schriftstellers plötzlich neben Namen wie Heer, Zahn, ja beinahe neben Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer zu stellen. Nun durfte er getrost mit einem großen, bisher scheu zurückgehaltenen Heimatsroman hervortreten, das Eis war gebrochen, der Novellist hatte dem Romanschriftsteller gutes Quartier gemacht.

„Berge und Menschen" heißt dies Buch (Berlin, G. Grote), und die enge Verbindung zwischen Alpen und Alpensiedler, die der Titel durch seine knappe Koordination der beiden Begriffe hervorhebt, die psychologische Rückbezüglichkeit zwischen Natur und Menschentum, Gebirgswelt und Schicksalsmacht gibt diesem Schweizer Heimatsroman seinen inneren Stil. Das Ländchen Appenzell ist der Schauplatz der Geschichte. Hier wird der Kampf um die Bahn ausgefochten, die den geliebten Absomerberg mit ihren eisernen Klammern umkrallen soll; hier findet ein Mann nach vierzehn Jahren seinen unehelichen, ihm bisher unbekannt gebliebenen Sohn. Doch nicht um ein episches Geschehen handelt es sich in dieser Dichtung, noch um ein buntes Entfalten bewegter Äußerlichkeiten, ihr blankes Eisen schürft tiefer, auf dem Grunde des Menschenherzens, der Menschenseele stehen ihre Fundamente. Wie dieser Roman von seinem Dichter innerlich erlebt worden ist — zweimal: einmal mit dem Körper und den Sinnen, das andre Mal in der nachschaffenden Phantasie der Erinnerung —, so kommt es auch bei den Menschen, die er darstellt, nicht auf die wechselnden Erlebnisse, sondern auf das innere Erleben an, das bleibt und über Glück und Unglück entscheidet. Nicht abwärts, aufwärts geht diese Bahn des Erlebens und der Entwicklung: die Gebundenheit gesundet zur Freiheit, die Entstellung zur Echtheit, aus der Kleinheit wird Größe und Stärke. Und die Berge, die „heiligen, gesunden Berge" helfen dazu; sie werden ohne billige Symbolisierungskünste gleichsam zu lebendigen Wesen, die mit den Menschen auf Du und Du stehen und hemmend oder fördernd in ihre Geschicke eingreifen. Trotz diesem Zuge zum Heroischen und Ewigen lebt in dem Buche ein kerniger Wirklichkeitssinn, der von jeder Art Salonschweizertum himmelweit entfernt ist. Des Dichters Liebe zu seinem Land und seinen Leuten spricht aus jedem Satz, seine Vertrautheit mit Geschichte und Bräuchen aus jedem Wort seiner eigenwüchsigen, bildergesättigten Sprache; aber er hätschelt und streichelt nicht bloß, er weiß auch zu schelten, zu verweisen und zu strafen, ja, sein Haß findet oft noch kräftigere und ergreifendere Töne als seine Liebe. Er schenkt seinem „Inschenier" nichts, was ein sündiger, irre gegangener Mensch erst an und in sich durchmachen muß, ehe ihm die Befreiung von Schuldgefühl und Verzweiflung, die Läuterung zu einer neuen starken Welterkenntnis vergönnt sein kann. Dieser positive Gehalt in Federers Kunst ist es, der uns so hoffnungsvoll auf seinen weiteren Weg blicken läßt. Über müde Resignation, skeptisches Achselzucken und problematische Fragezeichen hinweg lenkt sein Schiff zu einem Gestade, wo Glaube, Zuversicht, Selbstvertrauen, Entschlossenheit und Arbeitswille am Werke sind, neue wetterfeste Wohnungen für Menschen zu bauen, aber auch dem Ewigen sein unantastbares Recht zu gewähren. „Berge und Menschen" — ein Doppelton schwingt in dem Titel gleich dem Klang einer vollen, tiefen Kirchenglocke.

Wie fast alle reichen Erlebnisbücher krankt auch dieses noch an einer brüchigen, willkürlichen Komposition. Ins Lange und Breite hinein wird da mancherlei gesündigt, und der Flug des Pathos führt zu Übertreibungen, die mit der Einfachheit und Wahrheitsliebe in Konflikt geraten. Freilich missen möchten wir diese Abschweifungen und Verzettelungen vielleicht am allerwenigsten. Denn erst unter den Sonnenstrahlen solcher Detailbehaglichkeit erblüht jener milde, würzige Humor, der wie Duft von Alpenblumen Federers Buch durchzieht. Er wird lernen müssen, mit seinem

Reichtum ökonomischer umzugehen und mit der Fülle des innerlich Gesehenen eine individuellere Teilung je nach der Anlage und der Konsequenz der verschiedenen Charaktere vorzunehmen — aber um alles in der Welt möge er es sich nicht einfallen lassen, seine Menschengestalten auf Draht zu ziehen. Das Urwüchsige, Krause und Ungeleckte ist ja ihr Hauptreiz, mag er nun bei den Lebenskreisen und Lebensweisen einkehren oder sich — was er so gern tut — zu den Unmündigen, Einfältigen und Halbwüchsigen herabbeugen. Bei seiner Vorliebe für feine Übergänge und leise Abschattungen in den Menschenerscheinungen, bei seiner ausgesprochenen Abneigung gegen alle theatralischen Kontraste müßte es ihm doppelt schwer werden, all und jedem sein eignes Persönlichkeitsleben zu erhalten — aber es gelingt ihm, und diese spezifische Dichtergabe, die sicherste vielleicht, die es gibt, getröstet uns am ehesten eines weiteren fröhlichen Wachstums seiner Kunst. Alles andre läßt sich lernen oder doch ausbilden — die Fülle der Anschauung und das Auge für das Sonderdasein jedes Menschen, jeder Erscheinung in der Natur muß der Dichter mitbringen. „Er kramt aus alten Leuten und Büchern,“ sagt Heinz einmal, ein Mensch mit einem Kinderherzen und einem Philosophenkopf, in Federers Roman, „er denkt viel einsames Zeug, er erzählt es gut und erfindet mittendrin noch Besseres — da habt ihr den gegossenen Dichter!“ Das ist fast ein Selbstporträt dessen, der diese Worte geschrieben und diese Berg- und Menschengeschichte erzählt hat.

Ein andres Land, eine anders geartete Persönlichkeit, ein andrer Kunststil, eine gebändigte, an der Balladenkunst zur äußersten Plastik erzogene Erzählungsgabe sind es, denen wir den Roman „Judas“ von Lulu von Strauß und Torney verdanken (Berlin, Fleischel). Und wie die gestaltende Form dieses Buches, so schulden auch seine Milieubeherrschung und seine Menschenkenntnis den vorangegangenen Dichtungen der Verfasserin, ihren westfälischen Meisterballaden und bäuerlichen knappen Erzählungen, viel von ihrem Gelingen. Ein Revolutionsroman, aber einer, der nicht auf das hohe Meer der Weltpolitik und der Völkerschicksale hinaussegelt, sondern sich, gefesselt in einem engen Kreise des lippischen Landes, gleichsam nur als ein fernes Echo, ein Schattenspiel der großen französischen Ereignisse darstellt. Der Brand dieses Bauernaufstandes wird rasch zertreten, aber er, der zähe, mit allen Fibern und Fasern am angestammten Hofe hängende alte Bauer, der nicht mit den Wölfen hat heulen wollen, der seinen Kopf klar und sein Herz kühl behielt, der, die Hand auf dem Buche des Rechts, dem verkommenen Bruder weder Schutz noch Verzeihung gewähren mochte, er geht an seinem selbstgerechten Widerstand zugrunde: freiwillig scheidet er aus dem Leben, nachdem er sich noch in die alte Familienbibel als Judas, Johann Tönnies Judas Harrekop eingetragen hat. Prächtig in ihrer strengen stählernen Gewichtigkeit sind diese Bauerngestalten geschildert, und erstaunlich ist der menschliche Reichtum, den die Dichterin aus solch zähem Metall zu gewinnen weiß. Er allein schon entschädigt genugsam für die zunächst etwas enttäuschende Kargheit der äußeren, aber eben nur äußeren romanhaften Geschehnisse. Nun wir durch den Naturalismus hindurchgegangen sind, muß auch dem geschichtlichen Roman notwendigerweise eine Wiedergeburt aus neuem modernem Geiste beschieden sein. Hier ist der Anfang und zugleich der erste Markstein dieser verjüngten und gestählten Wiederkehr. In der bisherigen Produktion der Dichterin bildet dieser Roman eine Art Mittelpunkt und Hauptstück, stellt er doch ein wuchtiges abgerundetes Bild aus der Vergangenheit des niederdeutschen Bauerntums hin, mehr noch: im Rahmen des einzelnen Dorf- und Hofschicksals ein Stück ursprünglicher Volksgeschichte und weitwirkender kultureller Entwicklung.

Aus der bewußten straffen Beschränkung auf einen engen, doch keineswegs unfruchtbaren Kreis, der ihr bis ins kleinste vertraut, schöpft Lulu von Strauß und Torney ihre saftigsten Schönheiten. Auch den prächtigen Erzähler Peter Rosegger hat man auf seine steirische Waldheimat einschwören wollen, aber er hat sich, eigensinnig und dickköpfig, wie er ist, immer wieder dagegen gesträubt. So nennt er sein neues Buch „Die beiden Hänse“ (Leipzig, Staackmann) mit einem gewissen nicht zu verkennenden Trotz einen „Roman aus unsrer Zeit“ und betont damit gleich auf dem Titelblatt, daß er nicht gesonnen sei, sich in seinen Waldwinkel einsperren zu lassen, daß vielmehr auch er in die geistigen Kämpfe unsrer Tage sein Wörtlein werfen möchte. Er tut oder versucht es, indem er zwei Menschen mit gleichem Namen einander gegenüberstellt: der eine, ein braver, grundgütiger, liebenswerter Mensch voller Demut und Treue, wird Geistlicher, bleibt gehorsam im Schoße der Kirche und im Gehege des Dorfes, wo er eine bescheidene, aber gesegnete Tätigkeit entfaltet; der andre, von Jugend auf voller Wahrheits- und Freiheitsdrang, studiert Naturwissenschaften, wird ein glühender Anhänger der modernen, das heißt hier der materialistischen Weltanschauung, verführt und verläßt ein armes tugendsames Mädchen, angelt statt dessen aus purer Geldgier und Streberei nach einer Millionenerbin und tut auch sonst noch alles mögliche, um sich als überzeugten Jünger Darwins, Stirners und Nietzsches zu dokumentieren. Bei welchem von diesen beiden Hans Schmied Roseggers Herz ist, braucht man keinem zu sagen, der nur eine Zeile von ihm gelesen hat. Doch wo sein Herz, ist diesmal nicht auch der Eifer seiner Feder. Zum eigentlichen Helden seiner Geschichte erwählt er sich



nicht den Pfarrer, zum eigentlichen Schauplatz nicht das Dorf, die Enge, die Genügsamkeit und die unverbildete liebe Gottesnatur — zum Helden macht er — ist's Trotz? ist's später Eroberungsdrang in eine neue Sphäre? — den Stadtmenschen, den Studierten, den „Kulturträger" und Freiheitsapostel. Gleich, als man von dieser Wahl hörte, hat man Miene gemacht, ihm auf die Finger zu klopfen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten! Stadtmenschen liegen dir nun mal nicht." Nach seiner resoluten Art hat Rosegger sich im „Heimgarten" alsbald dagegen gewehrt: „Ich habe meine siebenundvierzig Jahre Stadt hinter mir; das genügt doch wohl. Und dieser große Hans, der sich zeitweise so ungebührlich aufführt, ist nicht etwa eine literarische Kaprize, wie sie bei müßigen Schriftlern vorkommen kann. Nein, er ist ein Ergebnis meiner Erfahrungen, er hat mich in der Seele eine Weile gequält, ehe er herausgeschrieben wurde. Und künstlerisch war mir der Versuch auch verlockend. Den kleinen Hans, den armen, bescheidenen, gütigen Landpriester, kann ich schreiben, das habe ich schon überoft gezeigt. So wollte ich diesmal rascher an ihm vorbeikommen und mich der neuen Gestalt widmen, dem großen Hans, der mir keine Ruhe gelassen hatte. Geliebt habe ich auch den, und so gab ich ihm das *Mitleid*. Damit fand er aus seinem Irrgarten heim, wo er zuletzt, nachdem er mit seiner Wahrheit und Weisheit Schiffbruch gelitten, die Güte findet ..."

Dagegen muß man zunächst einwenden, daß das Mitleid eine stumpfe Waffe ist in dem Überzeugungskampf, der hier auszukämpfen, wenn sich der Leser nicht von vornherein gebannt und gefesselt, willen- und gedankenlos in die Gefolgschaft des Verfassers begeben will. Solche Gefolgschaft pflegt nun aber der Leser ohne weiteres nur da zu leisten, wo er seinen Herrn und Führer mit der alten gewohnten Sicherheit auf den alten gewohnten Bahnen wandeln sieht. Wechseln diese, so stutzt zunächst auch der Folgsamste und fragt nach der Qualifikation für den neuen Kurs. Und da muß er sich denn bald gestehen, daß seinem lieben verehrten Meister dieser Wechsel nicht zum Heil ausschlägt, daß auf dem neuen Acker, den er da bestellt, sein alter Pflug und Karst gar nicht recht arbeiten, daß seine Saat gar nicht recht zu Blüte und Frucht kommen will. Immer und überall fordert die Stadt- und Kulturschilderung den Vergleich mit der Dorf- und Naturschilderung heraus, und stets zieht sie dabei den kürzeren. Schon die Konsequenzen der Romanform als künstlerischen Gebildes stellen den meisterhaften Erzähler und Plauderer vor Notwendigkeiten, denen seine natürlichen Anlagen sich lieber entziehen möchten; noch mehr aber widersetzt sich in seinem Innersten etwas der gestaltenden Objektivität, die, rein als Gegenstand, doch auch die höhere oder meinetwegen niedrigere Kulturstufe der Stadt, der Wissenschaft, der „modernen Zeit" von ihm fordern darf. Mit dem Kutscher „Mitleid" auf dem Bock muß die Karre sich da bald im Sande der Tendenz festfahren. Es passiert ihr das um so leichter, als Rosegger auch diesem ungleich umfassenderen Stoffe gegenüber nicht gewillt ist, seine lose aneinanderreihende Technik des Erzählens aufzugeben und statt der überraschenden oder zufälligen Ereignisse, die das Gefährt der Handlung vorwärtsbringen, die psychologische Folgerichtigkeit der Charaktere und die innere Motivierung sorgen zu lassen.

Doch man mag gegen den neuen Rosegger als literarisches Kunstwerk noch so viel einwenden, es bleibt ein Rest, der dem stärksten kritischen Feuer widersteht. Das ist der menschliche Gehalt des Buches, die Weisheit und Milde des Herzens, die Reife der Erfahrung und die Sicherstelligkeit des Charakters, die aus ihm sprechen. Ich weiß außer Frenssen in Norddeutschland nur einen, der mit gleichen unwiderstehlichen Waffen der Persönlichkeit siegt: *Wilhelm Speck*, den Verfasser der „Zwei Seelen", der „Menschen, die den Weg verloren", des „Joggeli" und des „*Quartett-Finale*" (Berlin, Warneck). Eine einfachere Geschichte als diese, die ein Pfarrer, ein Seelsorger im feinsten und reinsten Sinne des Wortes, seinen drei Musikpartnern um die Weihnachtszeit erzählt, kann es nicht gut geben. Ein junges sehnsüchtig befangenes Weib, „hinter dessen Scheu ein ganzer Blumengarten voll brennender Liebe blüht", die zweite Frau eines älteren ehrenwerten und tüchtigen, aber ein wenig pedantischen und für ihren heiteren Liebesdrang allzu verschlossenen Gelehrten, vergißt sich in schwacher Stunde für einen Augenblick und duldet die stürmischen Zärtlichkeiten eines jungen Menschen, der, selber liebelos aufgewachsen, alle nutzlos in ihm aufgestauten Gefühle der Verehrung und Anbetung vor sie ausschüttet, ehe ihn die Leidenschaft des werdenden Mannes überrumpelt. Es war gewiß mehr mütterliches Mitleid mit einem Verlassenen und Unglücklichen als eigentliche Liebe, was die junge Frau zu dem Jüngling gezogen hatte, und jene verborgene, unerforschliche Kraft in uns oder über uns, die in dunklen Augenblicken die Seele plötzlich aus ihrem festen Gefüge löst und wie im Traume zu unbekannter Tiefe niedergleiten läßt. Dennoch fordert ihr wundes Gewissen volle Sühne von ihr. Je einsamer sie in ihrer Ehe wird, desto tiefer wühlt das Schuldbewußtsein in ihr, desto unbarmherziger spricht sie sich das Urteil. Am Weihnachtsabend bricht sie zusammen und verläßt das Haus, aber mit dem Gedanken, nie mehr dorthin zurückzukehren: der Strom fließt ja so nahe. Der Geistliche, dem sie ihre Schuld beichtet, derselbe, der uns die Geschichte erzählt, ruft das Pflichtgefühl der Gattin und Mutter an, fordert mit aufrüttelnder Strenge, daß sie

ihre Schuld durch verdoppelte Sorge und Liebe wieder gutmache, und weckt durch dies neue dornenvolle Martyrium, das er ihr zeigt, ihren schon halb entschlummerten Lebensdrang wieder auf, ohne daß er ihrer Reue das Bekenntnis des Fehltritts auch vor ihrem Manne zumutet. Die Kur gelingt. Wohl bleibt die Heimgekehrte noch lange eine in sich gekehrte, ernste und wehmütige Frau, doch schimmern Güte, Liebe, Dankbarkeit mehr und mehr durch den trüben Ernst ihres Wesens, und das schwere Schicksal, das sie trägt, holt alles Schöne und Herrliche, alles edle Herzensgold ans Licht herauf. Das Wort, das ihr der Pfarrer mitgab, ward ihr zum Lebens- und Genesungswort: Aushalten! „Nach allem, was ich bis jetzt gehört habe," schließt der Erzähler seine schlichte, in keinem Zug zurechtgemachte und gerade darum so lange und tief in uns nachhallende Geschichte, „habe ich keine Sorge mehr, sondern hoffe und glaube, daß auch das Finale schön und gut sein wird." Wir nicken ihm Beifall und drücken ihm in Dankbarkeit für sein geübtes Vertrauen und seine schöne Milde stumm die Hand. Er wird fühlen, daß darin auch unser Dank für die Geschichte enthalten ist ...

Wer dem Verfasser des „Ingenieur Horstmann" und des „Pastor Klinghammer" den Humor absprechen wollte, müßte über gewisse, von einer spielenden Grazie und Heiterkeit erfüllte Episoden dieser stählern strengen Bücher allzu flüchtig hinweggelesen haben. Nun zeigt *Wilhelm Hegeler* in einem neuen Buche, daß er den Ton weltmännischen Humors und eleganter Satire, der dort und anderswo nur gelegentlich aufklang, auch durch eine ganze Geschichte, durch zweihundert Romanseiten festzuhalten weiß, ohne das Noblesse oblige seiner literarischen Vergangenheit zu verletzen. Seine „halbspaßhafte Geschichte" von „*Des Königs Erziehung*" (Stuttgart, Holbeinverlag) gehört in die Nachbarschaft all der vielen „Fürstenspiegel", die über Wieland, J. J. Engel, Fénélon und Petrarca bis auf Xenophons Kyropädie eine lange Ahnenreihe zu verzeichnen haben. Doch ihre Waffe ist weder das Pathos noch die Gelehrsamkeit, sondern die im buntfaltigen Gewande des orientalischen Märchens einhergehende Zeitsatire, die ihren Ernst unter Scherzen und ihren Stachel unter Blumen der Phantasie verbirgt. Das Land Byrrhinien liegt doch wohl nicht ganz so fern, wie es sich den Anschein gibt, und König Rahu, der in Begleitung eines Journalisten nach löblicher Harun-al-Raschid-Art in wechselnder Verkleidung durch alle Stände und Berufsarten seines Reiches wandert, ist wohl etwas jünger als die vielen Millionen und etliche hunderttausend Jahre, die der Fabelmund des Dichters auf seine Mumie häuft. Doch diese verborgenen Beziehungen, die dem Ganzen einen pikanten Beigeschmack geben, sind zum Glück — und darin liegt der literarische Wert des Buches — nirgendwo über jenes delikate Maß hinausgetrieben, das sich gerade noch mit dem anmutigen Reiz des Märchens und der Spannung des epischen Geschehens verträgt. An dem König-Weltfahrer aber geht die Erziehung nicht fruchtlos vorüber. Nachdem er die Not der Armen, den hohlen Hochmut der „Vornehmen" und den krassen Egoismus der Reichen, die Heuchelei der Frömmler und die freche Begehrlichkeit der „massenbeglückenden Weltumwälzer" am eignen Leibe kennen gelernt hat, kommt er zu den „Unterirdischen", den rauhen Arbeitern im Schacht der Erde. Dort lernt er, daß zu der Krone auch ein Stück Wurzel gehört: „Steh auf! Die Arbeit ruft. Ich will ein guter Häuer werden." Mit diesem tapferen Vorsatz kehrt König Rahu endlich aus seinem Inkognito zu Thron und Zepter zurück und übt in gesegneter Regierung Tatkraft, Menschenkenntnis und Güte. Es war unter ihm, da das Wort aufkam und Geltung gewann in der ganzen zivilisierten Welt: „Ich habe die Ehre, ein Byrrhinier zu sein." — Hegeler, wie ich ihn kenne, wird diese leicht und locker vorgetragene Geschichte nur als ein Intermezzo seiner eigentlichen Schriftstellerei betrachten und bald darüber hinaus zu andern Ufern steuern; wir aber möchten des „Königs Erziehung" in seinem Gesamtwerk nicht mehr entbehren.

Ernst von Wolzogen war drei Monate drüben in Amerika und hat sein noch im Augenblick der Ankunft feierlich bekräftigtes Versprechen, beileibe kein Buch darüber zu schreiben, natürlich — nicht gehalten. Warum auch? Er ging als Lehrender hinüber, fand sich aber auf Schritt und Tritt wie von selbst durch all das Neue, das auf ihn einstürmte, zum Lernenden umgewandelt. Das trieb dann daheim mit Naturgewalt als Knospe und Blüte aus dem saftüberfüllten Stamm, und ehe er's sich versah, war das Buch „*Dollarika*" fertig (Berlin, F. Fontane & Ko.): bunte, aber gut und wirksam komponierte „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus dem Märchenlande der unbedingten Gegenwart". Man beachte die feine, vorsichtige Abschwächung des bekannten Zitats; sie ist eine Art Programm des Inhalts, der Betrachtungsweise. Wolzogen vergleicht ständig — wie könnte ein deutscher Schriftsteller anders! — zwischen Alter und Neuer Welt, aber die Vergleiche fallen keineswegs alle zu gunsten der Neuen aus. Man stellt sich vor, den Verfasser des „Dritten Geschlechts" und des „Erzketzers" habe der Gedanke hinübergezogen, einmal dem Lande der Heuchelei zu entfliehen und mit neugeschliffenen Waffen heimzukehren. Aber er ist ehrlich und mutig genug, Ähnliches unter andrer Maske auch drüben zu erkennen und es beim Namen zu nennen. Er hat sich seine Freiheit, sein offenes Auge und seine rückhaltlose Zunge auch bei den Yankees



bewahrt. Und so erzählt er frisch, amüsant und keck drauf los ohne großmächtige erzieherische Aspirationen. Es ist ein Genuß, ihm zuzuhören, auch wenn man merkt, daß dies „Dollarika", das sich uns enthüllt, zunächst sein Amerika ist, erst in zweiter und dritter Instanz das Amerika der Wirklichkeit. Doch ist Wolzogens Amerika, scheint uns, pläsierlicher als das andre. F. D.

*

Eine der wandlungsfähigsten unsrer Schriftstellerinnen, Leonore Frei, zeigt in ihrem letzten Roman „Das leuchtende Reich" (Stuttgart, Cotta) wieder ein ganz andres Gesicht als in ihren bisherigen Arbeiten. Durchlebte sie im „Neuen Gott" die mythische Historie mit erstaunlicher Einfühlungsfähigkeit, drang sie in der „Wegwende" als sichere Pfadfinderin in das labyrinthische Seelenleben des modernen Menschen, lieferte sie in den „Kettenträgern" ein packendes Spiegelbild sozialer und ethischer Gegenwartskultur, so dankt sie ihr letztes Buch dem Studium eines pathologischen Problems und indischer Religionsphilosophie. Sie erweitert den Ibsenschen Vererbungsgedanken zu einem durch die Jahrhunderte laufenden Generationenschicksal, weist an einem typischen Einzelfall die Existenz eines Blutverhängnisses, eines Karma nach. Die Geister, die im Geschlecht des Tantalus und des Ödipus umgehen, wirken auch in ihrer Philologenfamilie der Weitmüller und im Aristokratenhause derer von Thielen. Der letzte Sprößling aus dieser Vereinigung, der junge antinoushafte Daniel Achilles von Thielen, geht schwerbelastet mit einer romantischen Sehnsucht nach Hellas' Herrlichkeiten durch das Leben. Die Wirklichkeit zerfließt ihm ins Unwirkliche, seine Traumwelt ist sein eigentliches Heimatland, das leuchtende Reich, das ihn schließlich wie eine Fata Morgana in den Tod lockt. Die vollendete Erzählerkunst Leonore Freis versteht es, uns durch eine pathologische Rätselfrage zu fesseln. Mit Spannung und Staunen folgen wir der Entwicklung des tragischen Vorwurfs, den visionenhaften Übergängen aus Realem ins Phantastische, aus den hochfliegenden Abstraktionen zurück in den Alltag. Obwohl die Beweisführung durch Überladung mit pathologisch behafteten Wesen fast an Überzeugungskraft einbüßt, die Blutsgespenster allzu reichlich spuken, übt ein dunkles Gebiet der Seelenkunde magische Anziehungskraft. Eine Abnormität, die dem Scharfsinn des Psychiaters schwere Aufgaben stellt, ist in dichterischem Hellsehen gedeutet. Und Leonore Frei weiß uns mit Geist und Grazie zu belehren. Sie ist mystisch-naturalistisch in ganz eigenartiger Form. Dieses Mal gibt sich die Meisterin eines edelgegliederten Stils kraus humoristisch, wir wähnen, manchmal eine Schülerin Jean Pauls oder Kellers vor uns zu haben. Ein eigenartig altfränkisches Wesen waltet in ihrer Ausdrucksweise, eine wunderlich schillernde Färbung, die dem Pathos das Kichern gesellt. Der konsequent herbeigeführte tragische Schluß des Buches bezeugt ihren Glauben an das leuchtende Reich, doch Leonore Frei gefällt sich in lazertenhafter Art. Sie sucht uns zuweilen zu entschlüpfen und weckt Zweifel, wo wir der Tatsachen schon ganz sicher zu sein glaubten. Aber vielleicht offenbart sich bei diesem Thema aus dem Grenzgebiet von Vernunft und Wahn gerade hierin ihre Erzählerkunst; die Schriftstellerin der Wandlungsfähigkeit wahrt die Würde des Künstlerischen. J. J.

Literarische Notizen

Die Geschichte der deutschen Volksbildung darf in diesen Wochen einen ehrenvollen Gedenktag begehen: am 6. April 1812 wurde in Danzig Aron Bernstein geboren, der Verfasser der „Naturwissenschaftlichen Volksbücher" und Begründer der „Berliner Volkszeitung". Anfangs für den Rabbinerstand bestimmt, verbrachte er als Sohn armer jüdischer Eltern seine Kinderjahre lediglich mit dem Studium der Bibel und des Talmuds. Erst im fünfzehnten Jahre lernte er deutsche Bücher kennen, stürzte sich jetzt aber mit solcher Begeisterung auf die deutschen Klassiker, daß ihm war, als beginne nun erst das Leben. Mit zwanzig Jahren kam er nach Berlin, versuchte sich in literarischen und kritischen Arbeiten und errang sich durch sie die Freundschaft von Wilibald Alexis, der ihn in die sogenannte „Mittwochsgesellschaft" einführte und ihn auch mit Varnhagen, Chamisso und Hitzig bekannt machte. Sogar das Vertrauen des allgewaltigen Rellstab gewann er sich in einem Maße, daß dieser den Dreiundzwanzigjährigen vorübergehend als seinen Vertreter in der Leitung der „Vossischen Zeitung" bestellte, obwohl sich der junge Bernstein bisher keineswegs im Sinne dieses Blattes betätigt hatte.

Doch kamen neben den literarischen Interessen mehr und mehr die naturwissenschaftlichen Neigungen in ihm empor. Namentlich auf dem noch blutjungen Felde der elektrischen Telegraphie, die soeben Gauß und Weber in Göttingen auf neue Grundlagen gestellt hatten, entwickelte er eine für den Autodidakten staunenswerte Kenntnis. Er war der erste, der einen Apparat konstruierte, der zwei Depeschen, sowohl in gleicher Richtung wie auch in entgegengesetzter, aufnehmen konnte. Was er sich selber geistig erobert hatte, das nun auch andern mitzuteilen, spürte er bald als einen tiefgewurzelten Drang seines auf Erziehung und lebendige Wirkung gerichteten Wesens, wobei ihn die Gabe einer klaren, eindringlichen Darstellung nicht wenig unterstützte. So entstand in ihm der Plan jener naturwissenschaftlichen Volksbücher,



deren Anlage, Form und Ziele heute noch als mustergültig gelten, die damals aber geradezu Aufsehen erregten und bald in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Selbst die akademische Wissenschaft erkannte diese Verdienste später an: 1876 ernannte ihn die Universität Tübingen zum Dr. rer. nat. h. c.

Zu der frühen popularwissenschaftlichen Tätigkeit Bernsteins gesellte sich die politische erst verhältnismäßig spät. Selbst das Jahr 1848 sah ihn auf diesem Gebiete nur gelegentlich einmal tätig. Erst die erwachende Reaktion machte ihn recht mobil, und wieder war es der pädagogische Trieb in ihm, der den Perpendikel anstieß. Das Volk, war seine Überzeugung, braucht eine gründliche Vorbildung, ehe es zu politischer Reife gedeihen kann. In dieser Überzeugung und mit dem Wunsche, unmittelbar zu helfen, gründete er im März 1849 in Berlin die „Urwählerzeitung", ein demokratisches Volksblatt, das es schnell zu weiter Verbreitung brachte, dem Herausgeber aber mannigfache Preßprozesse, ja auch Gefängnisstrafen zuzog, ehe es 1853 vom Polizeipräsidenten Hinckeldey unterdrückt wurde. Doch erstand aus ihren Gebeinen bald die „Volkszeitung", für die nun Bernstein jahraus jahrein die Leitartikel schrieb.

Weiter und weiter dehnte sich dann seine Tätigkeit aus: er schrieb Aufsätze naturwissenschaftlichen und sozialen Inhalts (gesammelt unter den Titeln „Naturkraft und Geisteswelten" und „Natur und Kultur"), hielt Vorträge in Handwerkervereinen, versuchte sich mehrfach auch als Novellist, am glücklichsten in Geschichten aus dem Kleinleben einer jüdischen Gemeinde: „Vögele der Maggid" und „Mendel Gibbor", von denen die zweite sogar in Heyses „Novellenschatz" (Bd. 10) aufgenommen wurde. In den siebziger Jahren erwachte Bernsteins alte Jugendliebe wieder: er beschäftigte sich mit der Bibelforschung und veröffentlichte 1871 eine Schrift über die Sagen von Abraham, Isaak und Jakob, der auch ein David Friedrich Strauß seine Anerkennung nicht versagte. Persönlich von derselben Lebhaftigkeit wie in seinen Schriften, erfreute er sich bis an sein Lebensende (12. Februar 1884) eines regen freundschaftlichen Verkehrs, in dessen Mittelpunkt Schulze-Delitzsch und die Familie Otto Lewald standen. Die Anerkennung, die er schon zu Lebzeiten reichlich erntete, kann ihm auch die Geschichte nicht verweigern: er hat ernst und redlich an der Bildung des deutschen Volkes mitgearbeitet und geholfen, dem Sieg des modernen Geistes Bahn zu brechen. F. D.

*

„Malerpoet" — das war früher ein ganz geläufiger Ausdruck; man sah zwischen Poesie und Malerei nicht die feindliche Kluft, die sich mit der modernen Richtung in der bildenden Kunst durchaus dazwischen aufgetan haben soll. Der Schwede Karl Larsson ist noch ein typischer Vertreter jenes aussterbenden Geschlechts und dabei kein alter ausgedienter Invalide, sondern ein in der Blüte seiner Jahre und seines Schaffens stehender Künstler. Gut vielleicht, daß er ein Ausländer — gegen Fremde pflegen wir in solchen Dingen nachsichtiger zu sein. Seit Jahren schon ist Larsson bei uns in Deutschland eine bekannte, immer gern gesehene Persönlichkeit. Er hat in der Öl- wie in der Aquarelltechnik höchst Liebenswürdiges und Ansprechendes geschaffen, und kein Kritiker hat es ihm übelgenommen, daß er in seiner Neigung zum Hellen, Heiteren und Behaglichen dem Geschmack des Publikums entgegenkam. Namentlich seine Aquarelle nehmen mit ihren intimen Reizen den Betrachter sofort gefangen, und seine vornehmlich in dieser Technik gemalten nordischen Interieure versetzen uns in idyllische Verhältnisse, bei denen unsre sehnsüchtige Phantasie, des Lärms und Luxus der Gegenwart müde, nur allzugern einkehrt. Als man dann vollends erfuhr, all diese humorvollen, niemals sentimentalen, nein ausgesprochen gesunden Bilder stammten aus Larssons eigner Häuslichkeit in Sundborn, da schloß man ihn und seine frische, fröhlich machende Kunst erst recht ans deutsche Herz. Einen „Sonnenmaler" nannte man ihn, einen neuen Sänger nordischer Kraft und Herrlichkeit, einen Glücks- und Genesungsbringer nach einer Zeit voll trüber Dumpfheit.

Recht populär aber wurde er erst, als ihm der Verleger Albert Bonnier in Stockholm Gelegenheit gab, diese Zyklen von Aquarellen aus seinem ländlichen Familienleben mit der Kunst eigner Feder gleich auch selbst zu erläutern. Bruno Cassierer in Berlin vermittelte uns das erste dieser Bücher („Bei uns auf dem Lande") bald auch in deutscher Ausgabe, 24 farbige Tafeln in großem Atlas- oder Albumformat. Wie bezaubernd diese Frische, wie zart die helle Sinnlichkeit der Wasserfarben, wie erwärmend die Kunst des zutraulichen Plauderns aus Larssons Leben, seiner Kunst, seiner Landwirtschaft, seiner Häuslichkeit, seinem Umgang mit den blonden blauäugigen Kindern! Jetzt ist jenem köstlichen Buch, mit dem jeder Freund ländlicher Natur sich und andern eine Freude machen wird, ein neues gefolgt: „Laßt Licht hinein!" ist es betitelt, und Bonnier in Stockholm (und Leipzig) selbst hat die deutsche Ausgabe davon veranstaltet (übers. von Ernst Potthoff; geb. 20 M.). Diesmal bleiben wir fast ganz innerhalb der vier Wände, im „Heim": 32 heitere Bilder aus dem Leben einer gesunden und kräftigen Familie, ein Quisisana sondergleichen! Und wieder macht der Hausherr, Maler und Poet in einer Person, auch die literarischen Honneurs. Die Bewohner dieses Heims sind älter geworden, seit er zum ersten Male ihr Leben schilderte. Seine anmutige Frau Karin zählt nun fünfzig — wozu das ver-

schweigen? —, die Kinder sind herangewachsen, sind flügge geworden. Doch der Herzschlag des Lebens hat sich kaum verändert. Das beweist die innere Fröhlichkeit, die aus diesen Bildern und diesem warmherzigen Texte strömt, gleichviel ob da nun vom Generalstreik oder von Journalisten, vom Gasthaus oder von Schneiderrechnungen, von Lisbeth und Brita, den Töchtern, oder Joupjoup und Kicki, den Hündchen, von Blumen oder Zeitungen, von Realitäten oder Träumen die Rede ist. Nicht selten denkt man an Andersen, dem auch sein Leben ein Märchen war. „Hier haben Kinder und Freunde gewohnt, hier spukt es nicht“, diesen Bann- und Weihespruch setzte Larsson an die Wand eines Zimmers ... Die Bilder beschreiben? Nein, das hieße mit Larssons eigner und eigenster Kunst in Wettbewerb treten, und dabei würden wir doch nur den kürzeren ziehen. Aber niemand, der sich einmal durch das Medium eines Künstlerauges und einer Künstlerhand der verborgenen Schönheiten, Herzlichkeiten und Gemütswerte seines eignen Heims bewußt werden möchte, versäume es, sich diese beglückende Fröhlichkeitsquelle ins Haus zu leiten!

*

Wie früher bei den Akademieausstellungen der englischen und der französischen Kunst, so ist auch jetzt bei der Ausstellung „*Friedrich der Große in der Kunst*“ bald der Wunsch aufgetaucht, die Erinnerung an diese Zusammenstellung von sonst meist schwer zugänglichen Werken dauernd zu erhalten. Die Photographische Gesellschaft in Berlin ist deshalb von der Königlichen Akademie der Künste mit der Herstellung einer Prachtausgabe des Katalogs betraut worden. Dieses große offizielle Prachtwerk wird eingeleitet durch eine Studie Prof. Dr. Seidels, des Dirigenten der Kunstsammlungen in den Königlichen Schlössern, über die Werke der älteren Kunst und durch einen Aufsatz Prof. Amersdorffers, des Ersten Sekretärs der Akademie, über die Werke neuerer Kunst. Es folgt ein genaues Verzeichnis der ausgestellten Werke mit etwa hundert Photogravüren der wichtigsten, die nach neuen, eignen Aufnahmen hergestellt sind. Auf vornehme Ausstattung ist Bedacht genommen, damit auch die äußere Erscheinung dem wertvollen Inhalt entspreche. Ein verdienstvolles Unternehmen — ob es aber nötig war, den Preis der teuren Ausgabe auf 420, den der „billigeren“ auf 210 M. festzusetzen? Mit solchen Preisen stempelt man das Unternehmen von vornherein zu einer Luxusangelegenheit einiger weniger beati possidentes, was doch wohl nicht im Sinne des Kaisers lag, als er die Friedrich-Ausstellung anregte.

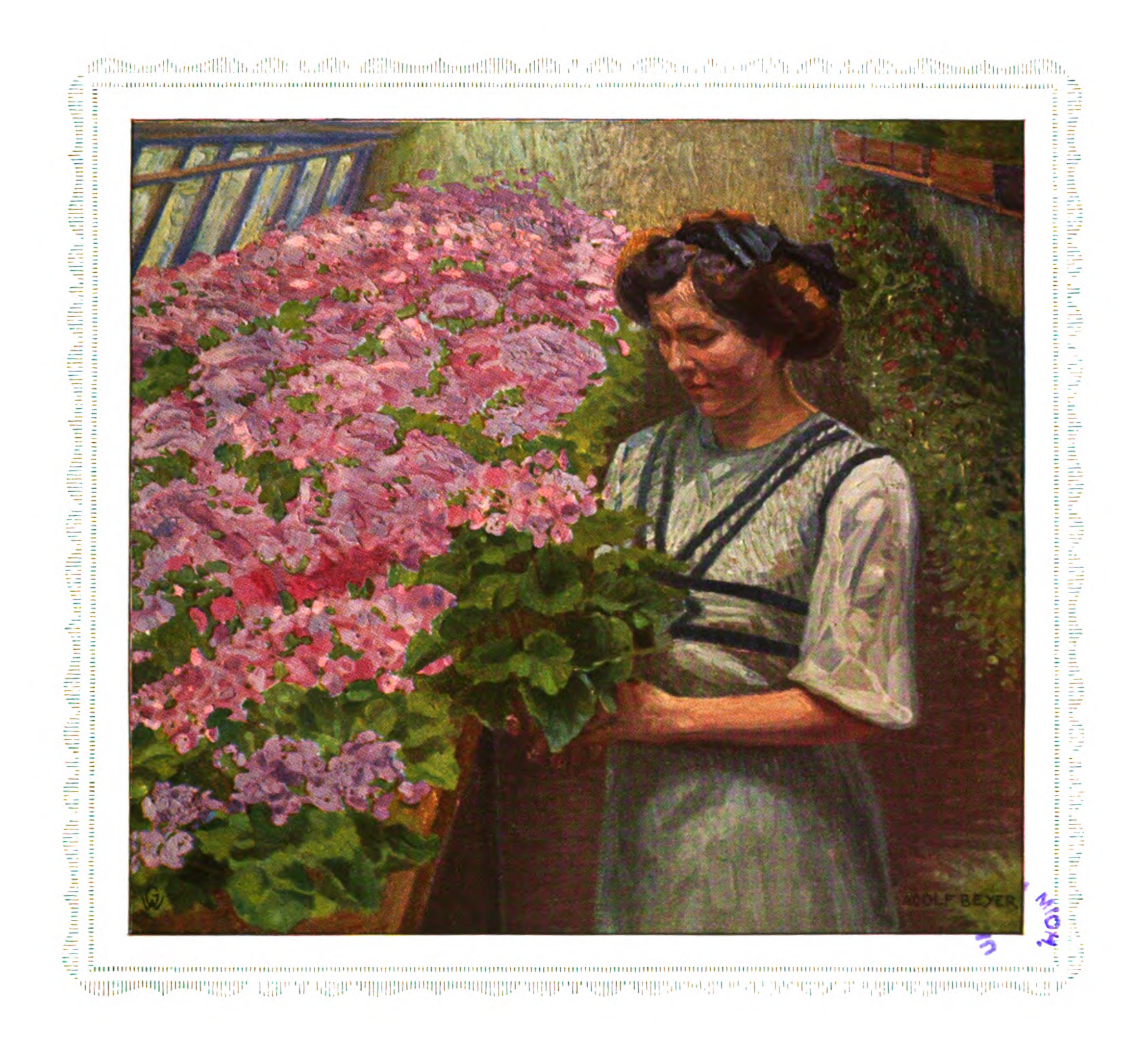
*

„*Bahnbrechende Frauen.*“ Herausgegeben aus Anlaß der Ausstellung „*Die Frau in Haus und Beruf*“ vom *Deutschen Lyzeumklub* (Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus). — Dies Buch ist ein Denkmal für die weiblichen Pioniere der Frauenbewegung, auf welchen Gebieten sie auch arbeiten. Würdigungen der beiden Fürstinnen, unter denen die neue Bewegung sich vorbereitete, der Kaiserin Augusta und der Kaiserin Friedrich, eröffnen es. Dann folgen in langer Reihe die Vorkämpferinnen für organisierte Krankenpflege, für Schulreform auf allen Gebieten, Haushaltung, Frauenstudium und Gartenbau. Die Künstlerinnen schließen sich an, meistens Frauen, die in Häusern aufwuchsen, durch die jenes Vorfrühlingsbrausen des Deutschen Reiches ging. Mehr als eine begleitete ihren Vater in das Frankfurter Parlament. Die meisten waren Gattinnen und Mütter, standen einem großen Haushalte vor, teilten die Sorgen des Tages mit einem geliebten Manne und fanden doch Zeit, Kraft und Geist, dem Gemeinwohl ihrer Mitschwestern zu dienen. Ihre vertrauten Bilder grüßen freundlich zu den Nachkommen herüber. Wie die Ausstellung selbst, auf die wir in einem eignen illustrierten Beitrag zurückzukommen gedenken, so wird auch dieses Buch, für dessen Herausgabe unsre Mitarbeiterin *Agnes Harder* im Auftrage des Deutschen Lyzeumklubs zeichnet, dafür zeugen, daß die Frau nicht nur im Hause, sondern auch im Berufsleben Wertvolles zu leisten vermag.

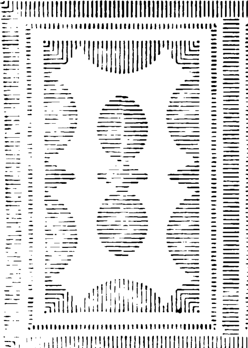
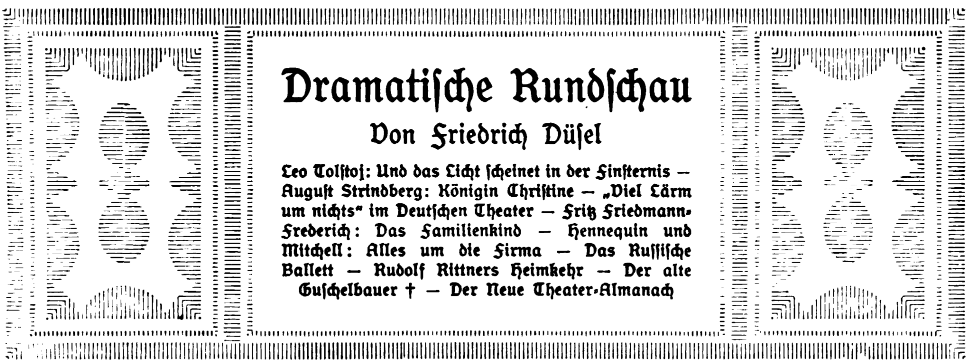
*

Von mehreren Seiten zugleich werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß in der Kalenderüberschau, die wir letzthin brachten, *ein* Kalender zum mindesten mit Unrecht vergessen oder übergangen worden sei, der andern voran eine nachdrückliche Empfehlung verdiene: der Kalender des Dürerbundes, genannt „*Gesundbrunnen*“ (München, Callwey). Nun, wir ließen uns ein Exemplar kommen, blätterten, besahen, lasen und — schlugen reuevoll an unsre Brust. Das ist in der Tat ein Buch, das überall, wo von guten neuen Kalendern die Rede ist, an der Spitze marschieren sollte. Man glaubt, der alte Matthias Claudius, der liebe gute Wandsbecker Bote, sei wieder auferstanden oder habe sich einen Jünger erweckt, der *unsrer* Zeit das leistet, was er der *seinen* geleistet hat: edle Unterhaltung für müßige Stunden; Erziehung zur Nachdenklichkeit über das, was uns rings umgibt und was wir nur zu leicht gedankenlos an uns vorüberziehen lassen; Mahnung und Anleitung, unser Leben inniger, bewußter, beherzter, verantwortungsvoller zu führen, als wir's für gewöhnlich tun; behutsame, gesunde, nirgend verhätschelnde Hinleitung zum Kunstgenuß und was dergleichen schöne Dinge sonst noch sind. Und das alles in einer klaren, schlichten, echt volkstümlichen, doch nirgend schulmeisternden Form — genug, ein Buch, dessen Text und Bilder es zu einem *bürgerlichen Hausbuch für alle Tage des Jahres* wie geschaffen erscheinen lassen.





Adolf Beyer: Im Treibhaus.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Leo Tolstoj: Und das Licht scheinet in der Finsternis — August Strindberg: Königin Christine — „Viel Lärm um nichts" im Deutschen Theater — Fritz Friedmann-Frederich: Das Familienkind — Hennequin und Mitchell: Alles um die Firma — Das Russische Ballett — Rudolf Rittners Heimkehr — Der alte Guschelbauer † — Der Neue Theater-Almanach

Bei jemandem, der einmal ein Künstler war, ist man vor Überraschungen nicht sicher. Ich glaube, es war Arthur Schnitzler, der dies tröstliche und zugleich warnende Wort gesprochen hat, und als es ihm aus dem Herzen auf die Zunge trat, mag er sich in einer ähnlichen Situation befunden haben wie wir, als uns das Kleine Theater unter den Linden Leo Tolstojs nachgelassenes Drama „Und das Licht scheinet in der Finsternis" aufführte. Da glaubten wir nun mit unserm Urteil über den Dramatiker Tolstoj, ja, über den Künstler Tolstoj überhaupt seit Jahr und Tag fertig zu sein, glaubten, daß beide untergegangen seien in dem Wahrheitsucher und Sittenlehrer, in dem Schönheitsflucher und Kunstverächter, und mußten nun erfahren, wie noch aus seinem Grabe ein Reis emporwächst, das seinen eignen fanatischen Groll Lügen straft, und dessen Anblick uns Kleingläubige in unsrer absprechenden Voreiligkeit mit Schamröte übergießt. Freilich, einem literarischen Beckmesser mag es auch vor diesen fünf Bildern leicht werden, zu beweisen, daß solche lose Szenenfolge, beladen mit so viel Monologen und Diskussionen, gar nicht den Anspruch auf den Namen Drama habe, und daß sie, um zur gestaltenden Kunst gerechnet zu werden, die subjektiven Elemente, das augenscheinlich selbstbiographische ihres Verfassers weit mehr hinter objektiven Formen hätte verstecken müssen. Niemand verwehrt ihm diesen Einwurf; Ästhetik und Dramaturgie werden ihm sogar Beifall nicken. Aber vor einem höheren Tribunal, wo Menschlichkeit zu oberst im Rate sitzt und Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Schönheit uns mit demselben verklärten Antlitz anblicken, wird er als ein armer Schächer jämmerlich nach Hause geschickt werden: vor einem solchen seelischen Adel, wie er hier an die Schranken tritt, verstummen alle Gesetzbücher, zerbrechen alle Paragraphen. Gegen den „Lebendigen Leichnam", den wir letzthin aus Tolstojs Nachlaß kennen lernten, mag man sich kühl machen; diesem „Licht, das scheinet in der Finsternis", muß man gläubig und andächtig nachgehen, nur stumpfen oder verstockten Herzen ist es gegeben, hier ungerührt und unerschüttert zu bleiben.

Persönlicheres als diese Beichte seines eignen inneren Erlebens und Erleidens ist kaum je aus Tolstojs Feder geflossen, der doch von früh auf ein Bekenner und Gewissensrichter war. Die Tragik, die er in dem Schicksal des Nikolaj Iwanowitsch Sarynzew zu gestalten sucht, ist nichts andres als der schmerzvolle, aufreibende und endlich vernichtende Zusammenstoß, den sein Wahrheitsdrang, seine Überzeugung und Lehre, sein sich selbst verleugnender Altruismus mit der Wirklichkeit dieser Welt und — was tausendmal bitterer ist — mit seiner nächsten liebsten Umgebung erfahren haben: ein schwacher, aber kaum minder schmerzlicher Abglanz dessen, was sich vor zweitausend Jahren im Garten zu Gethsemane und im Palast des Kaiphas begeben hat. Nur daß jener, der dort litt, stark blieb und siegte, ob auch die Wachsamsten müde wurden, die Mutigsten ihn verleugneten und die Liebsten um ihn weinten, während dieser, der Prophet von Jasnaja Poljana, von Zweifeln geschüttelt, von Schwäche übermannt, von Sünden heimgesucht, nicht die Kraft findet, sein Wort und seine Lehre mit der Tat zu besiegeln. So wird sein Bild nicht aufgerichtet werden auf einem heiligen Berge als ein Zeichen, das weit über Lande und Zeiten ragt und die Krone alles erhabenen Heldentums bedeutet; aber indem er seine Wunden vor uns entblößt, keinen Fehl verschweigt, keine Schwäche verhüllt, keine Feigheit beschönigt, gibt er uns das Beispiel einer Menschlichkeit, die durch ihr Bekenntnis entsühnt und



durch den Versuch künstlerischer Gestaltung der irdischen Halbheit entrückt wird.

Wie Tolstojs ganze Lehre auf die Seligpreisungen der Bergpredigt gegründet war, so führt auch Nikolaj Iwanowitsch deren Worte ständig im Munde; aber wie Tolstoj bleibt er weit davon entfernt, in all und jedem danach zu handeln. Wie Tolstoj will Nikolaj Iwanowitsch sein Hab und Gut bis auf das notdürftigste den Armen geben; aber wie Tolstoj läßt er die Feder, die er schon zur Unterzeichnung der Schenkungsurkunde ansetzt, bei dem Gedanken an Weib und Kind wieder sinken. Wie Tolstoj eifert Nikolaj Iwanowitsch gegen Kunst und Schönheitsluxus; aber wie Tolstojs, so tut sich auch sein Auge und Herz gegen seinen Willen immer wieder vor ihnen auf. Zwei entschlossene Jünger wirbt sich der Prophet: einen Geistlichen, der seinetwegen Amt und Familie verläßt, und einen jungen Fürsten, der sich, seiner Lehre getreu, dem Militärdienst widersetzt und den Waffeneid trotz aller Zwangsmittel, die auf ihn ausgeübt werden, verweigert. Der Geistliche wird bald wieder wankend und kehrt reuevoll oder doch besiegt und gebrochen zu seinem Amt und in den Schoß der orthodoxen Kirche zurück; der junge Edelmann Boris bleibt hartnäckig und läßt sich auch durch Irrenhaft und Strafkompagnie in seinem Trotz nicht brechen. Den aber, der sie beide zu solcher Renitenz angestiftet hat, treffen die Vorwürfe und Verwünschungen der unglücklichen Angehörigen doppelt furchtbar, weil er all diesen Geißelhieben nichts andres entgegenzustellen hat als ein kindlich reines, banges und wundes Herz, das sich keinen Rat weiß, wenn es von Welt und Wirklichkeit in die Enge getrieben wird.

Am schmerzlichsten aber sind doch seine Kämpfe im Hause und mit der eignen Familie. Daß der Diener, dem er bei jeder Begegnung die Bruderhand entgegenstreckt, sie ihm verdutzt und kopfschüttelnd, mit einem fast verweisenden Blick zu entziehen sucht, daß der brave Tischlermeister, bei dem er sägen und hobeln lernt, über seine kommunistischen Ideen wie einer, der es besser weiß, lächelt, daß der Wandergefährte, den er sich für seine beabsichtigte Flucht in die Einöde erwählt hat, nichts andres als ein eigennütziger Heuchler und trunksüchtiger Schmarotzer ist — das alles möchte hingehen. Aber daß er mit den Konsequenzen seiner Lehre vom allgemeinen Eigentum auch sein eigen Fleisch und Blut peinigt, daß er sehen muß, wie sich Frau und Kinder durch sein Tun und Lassen vor der Welt und der Gesellschaft an den Pranger gestellt fühlen — das reißt und zerrt wie mit glühenden Zangen an seinem von Liebe und Güte überfließenden Herzen. Seine Kinder hat er schon verloren — rührend und ergreifend, wie sich auch die kleine Ljuba von seinem strengen Ernst zu heiterem Tanz und Spiel hinwegstiehlt —; mit seiner Frau, die seinen Kindern eine aufopfernde Mutter, ihm selber die treueste und liebevollste Gattin ist, kämpft er täglich, stündlich einen beide Teile bis aufs Blut quälenden Kampf. Er will Haus und Familie verlassen, er will alles dahinschenken, alle Bande zwischen sich und der menschlichen Gesellschaft zerschneiden — wie kann eine Mutter und Frau das mit ansehen und dulden, ohne sich ihm flehend in den Weg zu werfen: „Tu es nicht, erhalte dich uns, denk' an die Zukunft deiner Kinder!“ Und so siegreich seine Überzeugung klingt, wenn er sie begeisterten Mundes seinen Jüngern oder Widersachern vorträgt, der hilflosen Schwäche, den Tränen seiner Frau unterliegt er, endgültig beugt seine Überzeugung den Nacken vor den Rücksichten auf Welt und Familie. Ob freilich dem Drama nicht doch noch ein andrer Schluß zugedacht war, einer, der sich mit Tolstojs eignem letztem Schritt deckt, wissen wir nicht. Die Buchausgabe (Berlin, Ladyschnikow) kennt einen blutig-theatralischen, indem die Fürstin, Boris' Mutter, den „Verführer“ ihres Sohnes erdolcht; so, wie das Fragment gespielt wurde, bricht Nikolaj Iwanowitsch an seinem Schreibtisch, den Kopf in die gefalteten Hände gepreßt, rat- und hilflos zusammen mit der Frage an seinen Gott: „Gehe ich nun auf dem rechten oder auf dem falschen Wege, oder bin ich nur nicht auserlesen, den Menschen die Pfade zu zeigen, die dein verborgener heiliger Wille für sie im Sinne hat?“ Er findet keine Antwort ...

Nicht auf dem hohen, wildbewegten Meer der großen Welt, schon im engen Binnensee der nächsten Umgebung ist Nikolaj Iwanowitsch, ist Tolstoj mit seinem urchristlichen Evangelium gescheitert. Ein Besiegter und Geschlagener liegt ohnmächtig und zerknirscht am Boden. Dennoch dünkt uns, als sähen wir um seinen Scheitel die sanfte Glorie eines Idealisten schimmern, dessen Reich nur

nicht von dieser Welt ist. Immer, solange er, losgelöst von Welt und Wirklichkeit, für sich allein dasteht, pocht unser Herz ihm Beifall; sobald seine Gedanken und Forderungen aber die Sphäre der bloßen Vorstellung und des reinen Ideals verlassen, stoßen sie mit ihren Schwingen, wie verirrte und geblendete Nachtvögel, an die harten Wände der Materie und geraten in Netze, die sie nicht wieder aufkommen lassen.

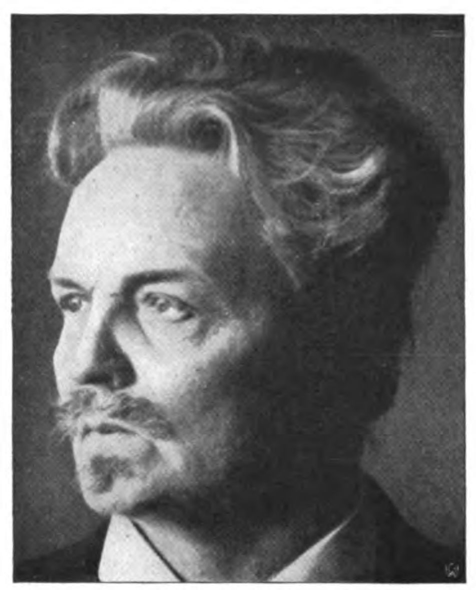
Der Realpolitiker, der positive Tatmensch hat es leicht, über den Träumer und Utopisten Tolstoj zu lachen; dem, der in der Kunst und in der Religion Fahrzeuge zu höheren Welten sieht, verbietet sich solche billige Verspottung schon durch die erhabene Gerechtigkeit, die Tolstoj durch sein dramatisches Ebenbild auch seinen Spöttern und Feinden angedeihen läßt. Das Schönste an diesem Stück ist sein Mangel an jedem sich selber verherrlichenden oder auch nur verteidigenden Fanatismus. Diese Frau in ihrer angstvollen Besorgtheit um Haus und Herd, diese Kinder in ihrer jugendlichen Freude an Heiterkeit und Spiel, ja selbst diese Popen und diese aufs feinste abgestuften Vertreter der Staats- und Militärgewalt erscheinen uns niemals verächtlich, was zu erreichen einer so von einer überlegenen Intelligenz beherrschten Handlung wahrlich leicht genug gewesen wäre. Um seiner Lehre noch einmal die volle Kraft und Wärme der Seele zu geben, mußte Tolstoj wohl noch einmal in dem Gewand eines so subjektiven und persönlichen Bekenntnisses vor uns hintreten. Auch als Fragment erzwingt es sich eine Ergriffenheit, mit der sich die Wirkung keines andern Theaterabends während dieses Winters vergleichen kann.

Das Kleine Theater verdient für die Aufführung dieses Werkes doppeltes Lob, weil so gewichtige Dramen eigentlich außerhalb seiner Sphäre liegen und es sich die Darsteller für die beiden Hauptrollen von einem Reicheren leihen mußte. Friedrich Kayßler wird die Aufgabe, einmal den ganzen heiligen Bekennerernst seines suchenden Herzens in die Rolle des Sarynzew zu legen, mit besonderem Eifer ergriffen haben. Die Simpliciusnatur, die in ihm steckt, findet in Tolstoj vieles von ihrem Eignen wieder. So brachte er denn alles Innige, Kindliche, Einfältig-Gläubige und Weltvergessene, besonders aber das schwerblütige Grüblertum, das mühselige Sichabarbeiten im Dienste seines Gewissens überzeugend und erschütternd zum Ausdruck. Die darüber hinaus noch die Flamme des Visionärs, den Sturmwind des Genies von ihm verlangten, legten in dies Abbild Tolstojs etwas hinein, was er selbst ihm nicht gegeben hat. Nicht weniger töricht war es, ihm die Maske des fünfzigjährigen Tolstoj, in der er den Sarynzew gab, als Geschmacklosigkeit anzukreiden. Jede andre Erscheinung hätte uns doch immer nur nach dieser einzig echten ausspähen lassen und uns damit die Sammlung gestört. Kayßlers Gattin, Helene Fehdmer, die in seiner Schule innerhalb weniger Jahre aus einer leichten Konversationsschauspielerin zu einer tragischen Darstellerin von Haltung, Würde und Tiefe geworden ist, muß man es in der wenig dankbaren Rolle der Maria Sarynzewa als besonderes Verdienst anrechnen, daß sie hinter der Hausfrau und Mutter nie die Dame der Gesellschaft vergaß und sich vornehm hütete, mehr als nottut in die Saiten billiger, hier so naheliegender Rührung zu greifen. Die andern Gestalten bestritt das Kleine Theater im wesentlichen aus eignem Besitz. Da gab



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Friedrich Kayßler (Nikolaj Iwanowitsch) und Helene Fehdmer (seine Frau) in Tolstojs Drama „Und das Licht scheinet in der Finsternis". (Kleines Theater in Berlin.)



August Strindberg.

Alfred Abel sicher, gehalten, in weltmännisch-elastischer Jugendlichkeit den jungen Fürsten, der den Säbeln der Staatsgewalt trotzt, Ilka Grüning, eine Charakteristikerin von erstaunlicher Wandlungskraft, die schwatzsüchtige Nüchternheits- und Nützlichkeitstante, die als lebendiggewordener Durchschnitt und Alltag durch dieses Haus der Erhebung geht. Auch die Vertreter der geistlichen, namentlich aber der militärischen Gewalt, die hier alle so greifbar lebendig, so individuell und unverzerrt vor uns stehen, fanden verständnisvolle und markante Darsteller.

Allen denen, die das idealistische Gedankendrama mit ihrer geschäftsmäßigen Skepsis von der Schwelle unsrer Schauspielhäuser weisen möchten, sollte man nur immer wieder die tiefe Wirkung dieses „redseligen" Tolstojschen Bekenntnisstückes ins Gedächtnis rufen. Auch das heiße Bemühen um den älteren, heroischen Strindberg ist nichts andres als eine Sehnsucht nach dem Starken, Kühnen, Außeralltäglichen, die sich nur noch nicht recht ans Licht traut und sich deshalb leicht in dem Gegenstand seiner Liebe vergreift. Das Theater in der Königgrätzerstraße, dem der Stachel zum Groß-Dramatischen im Fleische steckt, sofern es nur auch das nötige theatralische Futter dabei wittert, hat jetzt den Schatten der „Königin Christine", jenes historischen Heimatsdramas, wieder beschworen, in dem Strindberg, wie im „Wasa" und im „Gustav Adolf", schon vor acht Jahren seine mehr mystische als heroische Überzeugung von dem „bewußten Willen in der Weltgeschichte" zu verkörpern sucht. Seine Geschichtsdramen betrachtete Strindberg ja von jeher als eine Friedensstätte, wo die Haß- und Wutgefühle seiner bürgerlichen Dramen sich eines gelinden Gottesfriedens erfreuen durften. Und manchmal bewies er da jene reife Menschenkunde und mannhafte Gestaltungskraft, die in dem aufgeregten Wirbel seiner bürgerlichen Dramen gar nicht erst zu Atem kommen.

Auch die „Königin Christine" darf sich zweier Akte rühmen, die in der Zeitschilderung und in der durch effektvolle Kontraste erzielten Charakteristik der Heldin fast meisterhaft zu nennen sind. Doch bald setzt sich jene unheimliche und unerschrockene Spürkraft des Psychologen wieder auf den Bock, die in Strindbergs andern Frauengestalten ihre ungezügelten Triumphe feiert. Da beginnt denn diese entartete Tochter des großen Schwedenkönigs, der freilich mit seinen unnatürlichen Erziehungsgrundsätzen an solcher Degeneration zum Teil selber schuld war, an das Fräulein Julie zu erinnern, das sich in der Verwirrung ihrer entarteten Aristokratengefühle dem ersten besten Schurken von Bedienten in die Arme wirft. Viel besser ergeht es auch der Tochter Gustav Adolfs nicht. Zum Mann erzogen und gezwungen, gegen ihren innersten weiblichen Instinkt für ihre Selbstexistenz zu kämpfen, zeigt sie sich dieser Aufgabe so wenig gewachsen, daß sie der Natur schließlich gänzlich abtrünnig wird und mit der Tradition ihres Hauses und Volkes im Schoße des Katholizismus auch gleichsam sich selber auslöscht. Schon vorher freilich ist sie schier zur europäischen Hetäre herabgesunken und hat das Reich an den Rand der äußersten Gefahr getrieben.

Noch einmal: alles, was dem Dramatiker und Theatermann Strindberg in diesem Stücke Gutes nachgesagt werden kann, beschränkt sich auf die ersten beiden Akte; die folgenden haben neben der tüftelnden und bohrenden Analytik des „Seelenkenners" kaum noch einen höheren Ehrgeiz, als die Sache recht und schlecht zu Ende zu führen. Wo vorher lebendige Anschauung, herrscht nun blinde Abstraktheit und psychologische Verstiegenheit, so daß auch eine so liniensichere schauspielerische Intelligenz wie Irene Triesch, die

für diese Rolle vom Lessingtheater geborgte Darstellerin, die hysterische Dirne kaum noch von der Heldin und Kronenträgerin zu unterscheiden vermochte.

Mit diesen beiden bitterernsten Werken glaubte sich nun aber der Berliner Spielplan des Februars auch genuggetan zu haben. Alles übrige war Lustspiel, Komödie, Schwank und Fastnachtsmimik. Freilich den Reigen führt Shakespeare. Zur Feier seiner Heimkehr vom Londoner Weihnachtsmarkt gab Meister Reinhardt in seinem Deutschen Theater „Viel Lärm um nichts" — gab es als ein ausgelassenes, heiter übermütiges Lustspiel, auf das kein Schatten fällt. Er erreicht das im wesentlichen dadurch, daß er die burlesken Partien zur jauchzenden Freude aller humorgewillten Leute durch zwei so geniale Komiker wie Hans Waßmann (Holzapfel) und Viktor Arnold (Schlehwein) möglichst stark betonte, den schurkischen Don Juan zu einer mehr lächerlichen als gefährlichen Karikatur galliger Giftigkeit machte und den Benedikt einem so temperamentvollen, aber auch so gern und leicht über die Stränge schlagenden Schauspieler wie Albert Bassermann auslieferte, dessen Übermut, Geist und Erfindungskraft sich denn auch an dem leckeren Bissen ein wenig über Gebühr gütlich taten. Es war ein ungemein lustiger, unterhaltender und frischer Abend, wie ihn das Deutsche Theater kaum schon gesehen hat — und das will doch wahrhaftig etwas heißen. Alles erschien neu, blank und blitzend wie am ersten Tag, rein gefegt von allem Kulissenstaub, den die Jahrhunderte auch auf dieses Werk abgelagert haben. Auch Else Heims (Beatrice) mußte schließlich, so sehr sich ihr besseres und tieferes Ich anfangs dagegen sträubte, mit in den Wirbel. Ein wenig mag man den Verlust des transparenten Ernstes bedauern, der doch auf dem Grunde dieser Komödie verborgen liegt, um freilich immer wieder mit Dank und Freude anzuerkennen, daß vielleicht nur so ein an Schwächen nicht gerade armes Stück heute noch zu solcher siegreichen Wirkung gebracht werden kann.

Wozu Shakespeare? denkt das Neue Schauspielhaus am Nollendorfplatz — Fritz Friedmann-Frederich, der Verfasser der „Vergnügungsreise" und der „Meyers", tut es wohl auch! Sein neuer Schwank „Das Familienkind" (erschienen in Reclams Universalbibliothek Nr. 5372) verpflanzt ersten Kuß und feierliche Verlobung hinter die im stillen längst gefeierte Verheiratung und erste Taufe und erteilt in dieser anachronistischen Familienaktion sogar einem leibhaftigen Köter namens Lehmann eine philosophische Rolle — womit er aber eigentlich siegt, ist bei Lichte besehen doch nur wieder der alte wohlbekannte Schwadroneur und Tausendsassa von Leutnant, der alles weiß und alles kann. Diesmal steckt er in der Uniform eines k. k. Kavallerieregiments, und da kann man sich denken, wie gemütlich und menschenfreundlich die Witze sind, auf denen er reitet. Der Apfelstrudel freilich, den er vor den entzückten Augen der Zuschauerinnen ausrollt, ehe er ihn in Ermangelung eines Küchenmessers mit dem Säbel zerteilt, fällt kurz vor seiner Vollendung in den Dreck. Andre Menschenfreundlichkeiten gelingen ihm desto besser. Den Heinz Wiesenburg, eben das Familienkind, und die Berta von Müller bringt er drei Jahre nach ihrer heimlichen Heirat als glücklich Verlobte richtig zusammen, und auf seinen Armen hält schließlich auch das jüngste Familienkind, das blondlockige Knäblein der beiden, das bisher im verborgenen blühte, unter Jubel und Tränen der Rührung seinen Einzug auf dem mecklenburgischen Gute, wo dieser Schwank zu spielen vorgibt. Das bißchen Kapital dieser drei Akte besteht aus zwanzig Prozent liebenswürdiger Munterkeit und achtzig Prozent unverfrorener Bühnenroutine, an der sich außer dem Darsteller des uniformierten Deus ex machina namentlich Erich Ziegel, sonst wahrlich zu höheren Aufgaben berufen, in der Rolle des freiherrlichen Brautvaters delektierte.

Titel allein wollen ja nicht viel bedeuten, aber auch sonst mehren sich auf unsern Schwank- und Lustspielbühnen die Anzeichen dafür, daß nach der langen, fast unbestrittenen Herrschaft einer über alle bürgerliche Moral himmelhoch erhabenen Lebemännererotik die zivile Ehe, die gute Sitte, der Anstand, die Gediegenheit, mit einem Wort die Familienhaftigkeit wieder zu Ehren kommen. Sogar Richard Alexander in seinem Residenztheater beteiligt sich an dieser Solidierung der Solidität. In dem Schwank „Alles um die Firma" von Hennequin und Mitchell spielt er den Kleiderkünstler Blaise Pessac, der alle, auch die geheimsten





Photochemie, Berlin.
Russisches Ballett: „Kleopatra".

Wünsche seiner eleganten Kundinnen gewissenhaft in sein Notizbuch einträgt und dafür fast göttliche Verehrung genießt, und wenn man weiß, daß kein andrer als der illustre Monsieur Poiret für diese Figur Modell gestanden hat, ahnt man schon, daß hier wirklich ein Stück des modernen Lebens auf die Bühne kommt. Des arbeitsamen Lebens! Oh, der Darsteller so unzähliger Süßholzraspler, Tagediebe und Flaneure war sich dieses Wandels wohl bewußt: wochenlang vorher soll er für seine Rolle in Pariser und Berliner Modesalons geradezu Fachstudien getrieben haben. So etwas genügt eigentlich für das Publikum des Residenztheaters, um einen Bombenerfolg zu verbürgen, und uns sollte es freuen, wenn durch solche ungefährlichen Eitelkeitssensationen wirklich die erotischen für einige Zeit kalt gestellt blieben. Auf dem Wege zur Solidität ist dieser Pariser Schwank sogar schon so weit gediehen, daß er mit einer regelrechten gut bürgerlichen Verlobung zwischen dem „Zierbengel" und einem resoluten Schreibmaschinenfräulein endet. Will Richard Alexander mit diesem Stück und dieser Rolle seinen Übergang vom Residenztheater zu einer ernsteren Bühne vorbereiten, so konnte er keine bessere Brücke finden. Hatte er doch nun endlich mal wieder die Möglichkeit, neben den amüsanten Clowngeschicklichkeiten auch seine wertvolleren komisch-humoristischen Talente ins Licht zu setzen.

Rußland hat in der Geschichte der Kultur häufig die Rolle eines letzten Asyls, eines letzten Appellationsgerichtshofs zu spielen: was anderswo schon als hoffnungslos aufgegeben war, sucht dort noch einmal sein Recht und seine Ruhe, und dabei hat sich denn schon mehrmals gezeigt, daß wir Westeuropäer etwas zum alten Eisen werfen, was seine letzten Funken noch lange nicht versprüht hat. So ist es uns mit dem Ballett der alten Schule gegangen. Schon glaubten wir, es als eine gänzlich verbrauchte, erstarrte und überlebte Kunstform beiseite schieben zu können, da kam vor drei Jahren das Russische Ballett der Petersburger Hofoper zu uns, und wir erkannten an der feinkultivierten Technik einer Pawlowa, an dem hinreißenden Elan der Eduardowa, an der stählernen Elastizität und der unerschöpflichen mimischen Ausdruckskraft eines Schirajeff staunend und bewundernd, wieviel lebendige Schönheit in dieser alten Form des achtzehnten Jahrhunderts noch schlummert, ja



Photochemie, Berlin.
Russisches Ballett: „Scheherasade".



wie wenig sich starke künstlerische Temperamente durch sie fesseln zu lassen brauchen. Dann kamen die Russen zum zweitenmal, und jetzt erlebten wir an der Geltzer und Fokina, vor allem aber an dem Tänzer Nijinsky, die doch einzeln genommen den zuerst vertretenen Kräften kaum nachstanden, eine ähnliche Überraschung wie 1906 bei dem Gastspiel des Moskauer Künstlerischen Theaters: diese starken Individualitäten, sahen wir, sind alles andre eher als eitle, eigenwillige Sondervirtuosen, nein, höher noch als ihre Einzelkunst steht ihre Gesamtkunst, ihr harmonisches Ensemble in Tanz und Musik, Kostüm und Bühnenbild, Farbenharmonie und Rhythmus. Darüber hinaus konnte es schlechterdings keine Steigerung mehr geben. So brachte denn das dritte Erscheinen des Russenballetts in diesem Winter wohl die Wiederholung mancher uns schon vertrauter Schönheit und mancher längst noch nicht stumpf gewordener Wirkung; wie ein Schatten aber lag darüber die Erinnerung an die ungleich höher stehende Kunst des ersten und zweiten Gastspiels, das — fast möchte man dies nun bedauern — gleich mit den erlesensten Kräften bei uns eingerückt war. Dennoch errangen sich, etwa in dem Ballett „Kleopatra“ oder in der „Scheherasade“, die liebreizende Karsavina und der Ballettmeister Fokine so viel gerechten Beifall, daß auch diese, wie gesagt, im ganzen nicht mehr erstklassige Gruppe mit Ehren beladen in ihre Heimat zurückkehren konnte.


Phot. Becker & Maaß, Berlin.
Rudolf Rittner auf seiner Besitzung in Weißbach.

Eine höchst erfreuliche Nachricht kommt uns aus Österreichisch-Schlesien: Rudolf Rittner, der sich vor vier Jahren von der Bühne zurückgezogen hat, scheint nun doch der selbstgewählten ländlichen Einsamkeit seines Bauerngutes in Weißbach müde zu sein und an seine alte Wirkungsstätte zurückkehren zu wollen, wo seine kernige Frische und Natürlichkeit, seine vom Erdduft der Scholle umwitterte mannhaft reife Gestaltungskraft so viele prächtige Menschen namentlich der modernen zeitgenössischen Dramatik nachgeschaffen hat. Freilich denkt er zunächst nicht an eigne schauspielerische Tätigkeit, sondern will — ein schöner kameradschaftlicher Zug — dem künftigen Genossenschaftstheater, das die Schauspieler des Brahmschen Ensembles nach dessen Rücktritt zu gründen gedenken, vorerst nur als Regisseur und dramaturgischer Berater zur Seite treten. Aber was nicht ist, kann werden. So gern wir einem durch Maske und Kostüm hindurch stets zum Wesen strebenden Künstler eine vom Theater befreite, ganz nach persönlichem Geschmack gestaltete Lebensform gönnten, im Interesse der darstellenden Kunst müssen wir Rudolf Rittners Rückkehr doch mit Dank und Freude begrüßen.

Dem alten Wien, dem Wien der Fiaker, der Wäschermädel, der Operette und des Hanswurstl, das längst nur noch mit ein paar müden Resten in die rauschende Symphonie des heutigen Wiener Großstadtlebens hineinragt, ist abermals ein Stein abgebröckelt: der alte Guschelbauer, der kind- und stadtbekannte Volkssänger, hat ausgesungen. Den „Inbegriff des Wienerischen, des Gemütlichen und Bescheidenen“ betrauert seine Halbkollegin Hansi Niese in ihm: „Der letzte echte Wiener Volkssänger, wie wir ihn nicht mehr hören werden. Ich habe ihn vielleicht sechzigmal den ‚alten Drahrer‘ singen gehört; wenn er aber die letzte Strophe begonnen hat, da war ein Umkipper in der Stimme — so einfach und doch so ergreifend —, und ich hab' sechzigmal geheult vor Rührung. Ich habe ihn oft kopiert — man kopiert aber nur den, den man verehrt. Wir hatten, so absonderlich es klingen mag, manche Berührungspunkte: das tiefe Organ, und er

war auch so ein dicker Stöpsel wie ich! ... Man hat, wenn man hört, Guschelbauer ist tot, das Gefühl: ein Eckerl von Wien ist weg." Ja, der „alte Drahrer", dies von Engelbert Herzog „gedichtete", von Johann Sioly komponierte Lied:

> Weil i a alter Drahrer,
> Aber so an Aufdrahrer bin!

hat ihn berühmt gemacht, mit dessen Helden ist er schon zu seinen Lebzeiten — das entscheidende Erkennungszeichen der Popularität — geradezu identifiziert worden. Der alte, der letzte Drahrer. Denn mit ihm ist diese einstige Wiener Volksfigur nun wohl endgültig der Historie verfallen. Was sie eigentlich war und bedeutete, ist für einen Reichsdeutschen schwer zu verstehen und noch schwerer zu sagen. Der „alte Drahrer", das ist oder war die verkörperte weltmännisch sich gebärdende Spießbürgerlustigkeit, aber auch Harmlosigkeit von einst, als Wien noch ein großes Konglomerat von Kleinstädten war und seine höchsteignen Gewohnheiten der Lebensführung hatte. Am besten, freilich wieder nur durch ein bodenständiges Dialektwort, erklären den „Drahrer" wohl die Verse, die einmal Eduard Pötzl unter eine Silhouette Guschelbauers von Schließmann gesetzt hat:

> Dem Aussehn nach ist er ein Pfarrer,
> Der Stimme nach ein Nebelhorn,
> Das gibt vereint den alten Drahrer,
> Den „Biz" vom echten Schrot und Korn.

Doch was ist „Biz"? hör' ich fragen. Nun, „Biz" bedeutet ungefähr so viel, wie einen stets zu lustigen Streichen aufgelegten, nicht eben gedankentiefen Wiener Spießbürger, ist aber heute bezeichnenderweise nahezu aus dem Dialektwortschatze der jüngeren Generation verschwunden. Edmund Guschelbauer war in den von ihm dargestellten Chargen der Repräsentant jenes „Biztums", das heute, als den strengen Anforderungen einer tüchtigeren Zeit nicht mehr gemäß, ebenso wie die Bezeichnung in Wien fast verschollen ist. In den letzten Jahren seiner Wirksamkeit trat er weniger im Rahmen von Volkssängerensembles als auf Spezialitätenbühnen modernsten Genres auf, etwa zwischen Cleo de Mérode und dressierten Schweinen. Doch er wurde nicht minder stürmisch bejubelt als ehedem. Das Publikum freilich, das die prunküberladenen Räume des Varietétheaters bildet, nahm ihn nicht mehr als Repräsentanten einer geläufigen Volkstype, sondern als historische Figur. Darum lag in seinen Darbietungen, mochten auch sie und der Künstler sich gleichgeblieben sein, für den schärfer Hinblickenden ein Stückchen gemachte Sentimentalität. Aber die gehört wohl zum Wiener Leben, und ihr nicht zuletzt verdankte Guschelbauer seine Volkstümlichkeit.

*

Eine Notiz zum Schluß. Die Toten grüßen die Lebenden. Der von der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger (Berlin SW, Charlottenstraße 85) herausgegebene „Neue Theater-Almanach auf 1912" ist erschienen (Berlin, F. A. Günther & Sohn), und wieder wartet dieses nun schon im dreiundzwanzigsten Jahrgang stehende theatergeschichtliche Jahrbuch mit einem reichen statistischen und biographischen Material auf, das nicht selten auch auf das Nachbargebiet der schöpferischen dramatischen Literatur hinübergreift. Wertvoll sind vor allem die größeren und kleineren Nachrufe, die kundige Federn den Toten des verflossenen Jahres widmen. Welche Kulturmacht das Theater in unserm Nationalleben ist oder — sein könnte, das wird uns so recht erst vor diesem umfassenden, an tausend Seiten starken Bande klar, der knapp gerechnet an 30000 Bühnenpersonalien verzeichnet.



Guschelbauer-Medaille von Hans Schäfer.



Phot. Aug. Scherl, Berlin.

Deutscher Frauenbund. Eröffnung des ersten staatswissenschaftlichen Kursus 1910 im Festsaal des Abgeordnetenhauses.

Das Reich der Frau

XII

Von Jarno Jessen

Fortschritte der Frauenbewegung — Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" — Deutscher Frauenkongreß — Deutscher Frauenbund — Hilfsbund für gebildete bedürftige Frauen und Mädchen — Richard-Wagner-Bund deutscher Frauen — Das Frauenkomitee der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger — Die Kostüm-Zentrale der Schauspielerinnen — Ika Freudenberg †

Unser Lebensgetriebe macht es den Gegnern der Frauenbewegung leicht, Angriffsgründe zu formulieren. Die Mode gebärdet sich herrschender denn je, und mit blindem Gehorsam fügen sich die Frauen ihren Launen nicht nur im Salon, sondern auch auf der Straße. Die Verschwendungssucht fragt nicht nach sozialen Notständen, obgleich deren Bestehen gerade durch sie mit krasser Deutlichkeit hervortritt. Noch gibt es wie Brombeeren leichtfertige und gleichgültige Frauen. Aber — „nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron" — aus positiven Resultaten wird es klar, daß die verhältnismäßig geringe Anzahl Idealstrebender erfolgreich vordringt. Wer könnte sich der Schlußfolgerung entziehen, daß das neugebildete und erweiterte Programm der Bildungsgelegenheiten ein höher ausgerüstetes weibliches Geschlecht für die Zukunft verheißt? Der organisatorische Geist der Erwerbsgruppen, die zunehmende Beteiligung besitzender Frauen und wohlversorgter Jugend an sozialer Arbeit sind wichtige Ergebnisse. Sie bedeuten Fortschritt, trotz manchen noch nicht rein geprägten Zügen ihres Übergangswesens.

Einzelne Errungenschaften müssen bereits als endgültige Lösungen begrüßt werden. Beredte Entwicklungssymptome außerhalb der Grenzen Deutschlands sind die Wahl eines ersten weiblichen Parlamentsmitglieds in Norwegen, die Ernennung von vierzig weiblichen Stadtverordneten in Schweden, die zunehmende Frauenkommunalarbeit in England, der französische Ministerialerlaß, Probekandidatinnen als Lehrkräfte an Knabenschulen zu berufen, eine behördliche Vorschrift in Österreich, die den Zulaß der Frauen in staatliche Gewerbeschulen verfügt. In unserm Vaterlande haben Frauenvereine ernsthafter Tendenzen ein beträchtliches Wachstum zu verzeichnen. Vor allem hat der „Katholische Frauenbund", dessen Tätigkeit wir bereits skizzierten, dessen erste Vorsitzende wir aber erst heute im Bilde zeigen können, seinen Mitgliederkreis erstaunlich erweitert. Neue Berufsorganisationen sind die der Apothekerinnen, der Chemikerinnen, der Bühnenkünstlerinnen, und die Anteilnahme der Frau an heimatlicher Geistes-

kultur erhellt aus dem von Vertreterinnen verschiedener Richtungen geschaffenen „Zentralausschuß der deutschen Frauenvereine im Kampfe gegen Schmutz und Schund in Wort und Bild". Ein bedeutsames Resultat letztjähriger Bestrebungen ist der „Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau", der gründlicher geschulte Mitarbeiterinnen in das Handwerk und die Industrie hinausschickt und an der Besserung der Lohnfrage arbeitet. Man wünscht den tüchtigen Fachmann von dilettantischen Konkurrentinnen zu befreien. Wichtige Reformen sind nun auch in den öffentlichen Mädchenschulen Sachsens und Bayerns vor sich gegangen, und die Zahl der in das Universitätsstudium eingetretenen Kandidatinnen nähert sich dem dritten Tausend. Gesetzgeberisch bedeutet die neue Gewerbeordnungsnovelle mit ihrem gekürzten Arbeitstag und der von sechs auf acht Wochen erhöhten Schutzfrist für Wöchnerinnen auch einen Fortschritt. Die neue Reichsversicherungsordnung läßt noch dringende Wünsche unberücksichtigt, hat aber die Pflichtversicherung ausgedehnt, die Gehaltsgrenze hinaufgesetzt, das Grundlohnmaximum erhöht und die Angliederung einer Witwen- und Waisenversicherung an die Invalidenversicherung gewährt. Aus allen diesen Bestrebungen und Erfüllungen folgert Alice Salomon: „Überall strebt die Frau nach Teilnahme am öffentlichen Leben. Sie will Einfluß auf die Gesetze erlangen, denen sie gehorchen muß. Sie will mitarbeiten in der Verwaltung, die über das Wohl ihres Landes und ihrer Gemeinde entscheidet. Sie will als vollberechtigte und verpflichtete Bürgerin ihren Platz in der Gesellschaft finden und behaupten."



Phot. Th. Bibo, Köln.
Frau Dr. Hopmann, erste Vorsitzende des Katholischen Frauenbundes.

Der Wunsch, ein greifbares Fazit aus allem Werdenden und Gewordenen zu ziehen, hat den Deutschen Lyzeumklub auf Anregung der Frau Hedwig Heyl zu der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" veranlaßt. Diese schwierige Veranstaltung, an der die gesamte arbeitende und für tüchtige Leistungen interessierte deutsche Frauenwelt teilnimmt, ist keineswegs als feministische Kraftprobe gedacht. Sie soll einen Akt weiblicher Selbstprüfung, eine Orientierung über Verlauf und Endmöglichkeiten der Frauenbewegung bedeuten. Man erhofft durch sie wesentliche Wirkungen. Nicht das Bewußtsein des Herrn am letzten Schöpfungstage, der da sah, daß alles gut sei, erfüllt die Mitarbeiterinnen. Sie fühlen sich erst kurz nach dem Anfang der Geschehnisse, da noch mancher Nebelstreif des Chaos die Sonne umdüstert. Man hofft durch die große Frauenarbeitsrevue den erstaunlichen Ausdehnungsprozeß der Nation, die Umwertung der Werte im Lebensinhalt der heutigen Frau zu kennzeichnen. Man wünscht die getrennten Welten innerhalb des Geschlechts in Beziehung zu setzen, viele noch bestehende Vorurteile zu beseitigen. Die Abteilung „Die Frau im Haus" soll den Qualitätswert der Hausfrauentätigkeit betonen. Sie zeigt, was Frauen selbst an technischen Erleichterungen für das Heimwesen ersannen, welche Notwendigkeiten für bessere Berufsvorbildung bestehen. Innerhalb dieser Sphäre wird die Fülle neuer Spezialberufe überraschen. Was wußte die frühere Zeit von der landwirtschaftlichen Produzentin, der Gärtnerin, Farmerin, was von Frauentätigkeit in den Kolonien, von der sozialen Hilfsarbeit der Pflegerin der Volkshygiene, was von der Kämpferin gegen den Alkoholismus, der Mitarbeiterin an rationeller Säuglings- und Kinderpflege? Neu ist innerhalb dieser Domäne auch die Einrichtung des Hauses durch die Frau als Handwerkerin, Kunstgewerblerin und Architektin. Sie tritt selbst als Ausstatterin ganzer Wohnungen, der Luxusetage wie des Arbeiterhauses, auf. Sie hat den hauswirtschaftlichen Großbetrieb, die Krankenküche, die Schulspeisungsanstalt, die alkoholfreie Gaststube, die Gaslehrküche und den Laden nach eignen Plänen geschaffen. Originelles Frauenkönnen jeder Art, auch in der Photographie, der Schaufensterdekoration, der Mode ist der Beurteilung unterbreitet. Für die zweite Abteilung „Die Frau im Beruf" stand eine Fülle des Materials aus praktischer und charitativer Arbeit zur Verfügung. Die Schriftstellerin erscheint in ihren Büchern, die Malerin in einer Auslese bester Werke und in dekorativen Arbeiten für die Aus-

stellungsräume. Das Wirken der Musikerin, der Lehrerin, der Frau in der Wohlfahrtspflege, in der Industrie und im Handwerk ist veranschaulicht, wie nach Möglichkeit das der Schauspielerin, der akademischen Frau, der Bibliothekarin und mancher sozialen Arbeiterin. Vom Standpunkt der modernen Körperkultur war auch die Frau im Sport zu berücksichtigen, und als Pflegerin ästhetischer Werte und Förderin der Kunst die Frau als Sammlerin. An dem Zustandekommen der Ausstellung haben neben dem Lyzeumklub Großindustrielle, deren Kunden vorzugsweise Frauen sind, und vor allem die Berliner Gaszentrale durch Zeichnung eines namhaften Garantiefonds mitgewirkt.

Was diese Arbeitsbilanz der Frauen lehrt und zur Debatte stellt, soll der mit ihr verknüpfte Deutsche Frauenkongreß erörtern. Er ist als geistige Durchleuchtung der konkreten Darbietungen, als die Theorie zur Praxis gedacht. Das Zusammenströmen zahlreicher Frauen durch den Ausstellungsbesuch soll zu einer Aussprache benutzt werden. Zum ersten Male sind die Teilnehmerinnen nicht nur auf die Kreise der Frauenbewegung beschränkt, denn sämtliche großen Frauenorganisationen, Körperschaften verschiedenster Parteistandpunkte stellen Rednerinnen und beteiligen sich an den Diskussionen. Die Vielseitigkeit der Erfahrungen wird zu Begriffsklärungen helfen, Gegensätzlichkeiten werden die Notwendigkeit der Einigkeit in großen Fragen ergeben. Immer erbringen die Führerinnen ihren besten Befähigungsnachweis, wenn sie die Notwendigkeit einsehen, daß viele Wege in das Himmelreich führen.

Der gleiche Gesichtspunkt müßte gegenüber einzelnen jungen Frauenvereinen festgehalten werden. Mit vollem Recht dringen die Erfahrenen und Erprobten auf organisatorischen Zusammenschluß, auf klar formulierte, konsequent durchgeführte Arbeitsprogramme. Mit Recht lautet ihre Forderung: gründlichste Vorbildung für ernste Betätigung. Aber immer noch übersieht Doktrinarismus zuweilen beste Absichten, urteilt Unerfahrenheit als Unfähigkeit ab. Nicht alle Frauenverbände, die auf eigne Faust nützlich sein wollen, sind unwesentliche Faktoren innerhalb der Bewegung.

Eine junge Körperschaft wie der „Deutsche Frauenbund" hat während seines kurzen Bestehens bereits erstaunliche Regsamkeit entwickelt und gute Resultate erzielt. Die Frauen, die ihn bildeten, und die bereits nach Tausenden zählen, wünschen kein Kämpfertum darzustellen. Sie wollen nur ein von außen her die Frauenbewegung förderndes Element vertreten, ein treues, vorurteilsloses Mithelfertum. In die Öffentlichkeit hat sie das Reichsvereinsgesetz gerufen, das den Frauen die Türen politischer Vereine und Versammlungen öffnete. Und dieser Weckruf stellt



Marie von Alten, erste Vorsitzende des Deutschen Frauenbundes.

sie als eine geistige Aristokratie dar. Ihr Verantwortlichkeitsgefühl hob sich unter dem Eindruck, daß der Staat selbst seine Frauen zu Mitarbeiterinnen berief. Väterliche Regungen von einer Instanz, die bisher wie ein starres Götzenbild über den weiblichen Mitgliedern seiner Machtsphäre gethront hatte, ließ den reichen Gefühlsstrom aus Frauenherzen hervorbrechen. Aber im Sinne des modernen Entwicklungsgeistes wurde der Verstand vorerst als Disziplinator berufen. Wie können wir nützen? war die Frage, und die Gründerinnen des „Deutschen Frauenbundes" beantworteten sie durch ein Erwachen ihres staatsbürgerlichen Gewissens. Sie stellten sich mit Entschiedenheit auf den nationalen Standpunkt und beschlossen, Hand in Hand mit dem Manne zu wirken. Als deutsche Frauen wollten sie ihre Geschlechtsgenossinnen durch politische Schulung für die Sache des Vaterlandes interessieren. Sie erkannten, daß auch hier nur mangelnde Bildung den Mangel an Einsicht verschuldete. Die Engländerinnen und die Skandinavierinnen wurden ihnen zu Vorbildern. Um das Interesse von engen Haushaltungssorgen auf die Politik zu lenken, wurden anziehende Vorträge und Kurse veranstaltet. Man band sich an kein Parteidogma, wußte aus politischem, volkswirtschaftlichem, sozialpolitischem, handelspolitischem und rein sozialem Gebiet Autoritäten als Dozenten zu gewinnen. Die Zeit war reif für solche Dinge, denn unerwartete Erfolge belohnten die Mühen. Das Schlagwort „politisch" war ein zündender Funke in der Phase, in der es auch die gemäßigten Frauen=



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Im Bureau des Hilfsbundes für gebildete bedürftige Frauen und Mädchen.

gruppen mit leidenschaftlicher Energie aufnahmen. Das Betonen des nationalen Prinzips hat den „Deutschen Frauenbund" in den Verdacht reaktionärer Absichten gebracht, aber je mehr seine Wirksamkeit der Beurteilung offen liegt, desto klarer tritt Parteilosigkeit hervor. Vielfache Resultate sprechen bereits dafür, daß er mancher bisher gegen vaterländische Angelegenheiten gänzlich gleichgültig gestimmten Frauenseele ein wirklicher Erzieher geworden ist. Während der wenigen Jahre seines Bestehens hat er sein Programm durch Diskussionsabende, Führungen und eine geschickt geleitete Zeitschrift erweitert. Er hat mehr und mehr außer der Schulung des politischen Verständnisses soziale Anregungen in Angriff genommen. Besonders weitschauend erscheint uns das neue Bemühen um Förderung nationaler Industriezweige. Die Frau spielt heute im Erwerbsleben eine namhafte Rolle. Als Hausfrau wie als Berufsarbeiterin muß sie an der wirtschaftlichen Entwicklung des Vaterlandes interessiert sein. Es existieren durchaus logische Gründe für solche Propaganda. Ungemein geschickt war die im Abgeordnetenhaus in Berlin veranstaltete Ausstellung deutscher Teppiche. Sie war von volkswirtschaftlichem Nutzen, denn das Publikum ist für die Waren deutscher Firmen interessiert worden. Es hat eingesehen, daß auch hier viel des Guten in der Heimat erzeugt wird, nicht alles aus orientalischen Werkstätten bezogen werden muß. In der Natur der Dinge lag bisher ein Hervorheben weiblicher Leistungen durch die Frau. Dieses Sichemanzipieren vom Interessenstandpunkt des Geschlechts zwecks nationaler Vorteile ist ein bedeutsamer Schritt vorwärts. Je mehr der „Deutsche Frauenbund" außerhalb des festen Geheges der Bundesorganisationen Mithelferinnen für politische und soziale Arbeit wirbt, desto sicherer begründet er seine Daseinsberechtigung. Die Erfahrung ist eine scharf disziplinierende Zuchtmeisterin, sie wird auch hier dilettantisches Wesen ausschalten lehren.

Doktrinarismus scheint auch dem „Hilfsbund für gebildete Frauen und Mädchen" die Lebensflamme vielfach niederdämpfen zu wollen. Geringer Schutz besteht für die in Not geratenen Frauen der besseren Stände, und dennoch ist ihre Zahl erschreckend groß. Wer den Blick innerhalb der eignen Lebensschicht auf sie einstellt, erlebt eine herzbeklemmende Offenbarung. Mit Selbstverständlichkeit wirken wir für die Arbeiterinnen, die Frauen der Proletarierklasse. Man tat so viel, daß hier zu tun fast nichts mehr übrigbleibt, daß außerhalb dieser Fürsorgesphäre nur ein goldenes Zeitalter zu existieren scheint. An diesen Stellen ist unsre Hilfe oft schon gar nicht mehr erwünscht. Und dennoch verzichtet die bürgerliche Frau nicht auf Betätigung solches Gemeinnützigkeitsdranges. Sie scheint kein Organ für die Seufzer zu haben,

die dicht in ihrer Nähe ungehört verhallen. Unter gesellschaftsfähigem Äußeren zermartern sich Hirne und Herzen um den Groschen für die nächstfällige Miete. Neben uns stehen die Mädchen und Frauen, die ihr Damentum bewahren müssen, die erwerben möchten und dank einem unzulänglichen Bildungsgange für keinen Beruf geeignet sind. Neben uns stehen die Gealterten, die die Peitsche des Broterwerbs treibt, und die zu müde sind, um noch zu kämpfen. Sie alle sind die „verschämten Armen", vielleicht die traurigsten Leidtragenden in dieser Welt des Scheins. Ihre sittlichen Kräfte sind für das Sichselbstbehaupten nicht gestählt, mit stummen Lippen flehen sie um Rat und Hilfe. Der „Hilfsbund für gebildete Frauen und Mädchen" entstand 1909 aus dem Zwang der Verhältnisse. Es war Frau Dr. Wasbutzki, die die Not ihrer gebildeten Mitschwestern nicht schlafen ließ. Aus mitfühlendem Herzen schuf sie sich eine Helferschar von Frauen und Männern, die nun tatkräftig mit ihr das Liebeswerk an den bedrängten gebildeten Schwestern übernahm. Noch fehlt eine straffere Organisation, durchgreifendere Propaganda, die notwendige Mitgliederzahl, und doch sind die Ergebnisse nicht gering. Was der tapfere Bund leistet, spricht aus seinem ersten Jahresbericht. Für sechsundfünfzig Frauen ist eine dauernde Tätigkeit geschaffen worden, zweiundvierzig sind der Berufsausbildung zugeführt, fünfunddreißig fanden durch Gewähr von Miete, Mobiliar und Darlehen Möglichkeiten des Lebensunterhalts. Zweiundzwanzig Petentinnen erhielten Zuwendungen für Erholungsaufenthalt und viele kostenlos Ratschläge, Berufsauskunft, ärztliche Behandlung und juristischen Beistand.

Der Hilfsbund hat in Berlin, Kleiststraße 37, eine Geschäftsstelle eingerichtet. Er sieht sich vorläufig zur Veranstaltung von Vorträgen und Festen genötigt, um der unendlichen Fülle verschwiegenen Elends wirksamer zu begegnen. Die Weltfremdheit seiner Klientinnen deckt ständig eine der wundesten Stellen des sozialen Organismus auf. Gerade in den gebildeten Kreisen hemmen törichte Begriffe falschen Stolzes wie herabziehende Schlinggewächse die Kraft zum Emporarbeiten. Diesen Frauen gegenüber gibt es Unwägbarkeiten, die das Hilfswerk unendlich erschweren. Für die Arbeit des Hilfsbundes ist ein besonderer Einsatz von Taktgefühl und Sympathie die Voraussetzung. Die bloße Berufswahl stellt bei Pflegebefohlenen, die meist über das rechte Lernalter hinaus sind und an ihren Empfindlichkeiten kranken, schwere Anforderungen. Nur mit Mißtrauen werden die Frauen der besseren Schicht in manchen Geschäften und Betrieben angestellt. Man klagt vielfach mit Recht, daß sie durch Empfindlichkeiten und Disziplinlosigkeit unbequem sind. Aber der Hilfsbund hat bereits Resultate tapferster Anpassungsfähigkeit zu verzeichnen, und sie



Phot. E. Bäumer, Magdeburg.

Frau Margarete Strauß (Magdeburg), erste Vorsitzende des Richard-Wagner-Bundes deutscher Frauen.

gerade spornen seine Energien. Er hat es sich nach allen Erfahrungen zum Ziel gesetzt, neben den bereits allgemein zugänglichen Berufen der Verkäuferin, der Buchhalterin, der Gesellschafterin den Hebel an neuen Stellen einzusetzen. Er sucht nach Richtung der der gebildeten Frau angemessenen Berufsleistungen Ausbildung geben zu lassen, wendet jetzt auch seine Aufmerksamkeit auf chemische und bakteriologische Hilfsberufe, auf Schaufensterdekoration und gewerbliches Zeichnen. Überall sehen wir gesunde Vorarbeit geleistet, sorgen wir, den Vorwurf des Seneca nicht mehr zu verdienen, daß man sich nur für das Überflüssige echauffiert.

Das reichhaltige Arbeitsprogramm der an der Peripherie der Frauenbewegung wirkenden Vereine erhält durch den „Richard-Wagner-Bund deutscher Frauen" eine besondere Nuance. Hier wird keine geistige Aufklärung oder soziales Helfertum geleistet. Die Tausende von Gesinnungsgenossinnen, an deren Spitze sich seit 1910 die deutsche Kronprinzessin gestellt hat, bilden gleichsam eine Charitas des reinen Idealismus. Es ist ihre Aufgabe, den erziehlichen Elementen unsers Volkes, Lehrern, Geistlichen, irgendwie in diesem Sinne Einflußübenden beiderlei Geschlechts durch Stipendien Feiertage des Lebens zu verschaffen. Sie wollen erlahmenden Energien durch einige Ferientage voll ästhetischer Genüsse neue Schwungkraft spenden. Die Parole „Richard Wagner" soll nach keiner Richtung — auch nicht

in der musikalischen — eine Parteilosung bedeuten. Sie ist als eine Dankesschuld an das Genie gewählt, dessen Vermächtnis an sein Volk lautete: „Es stellt sich mir nun als die erste und allerwichtigste Aufgabe für ein neu zu bildendes Patronat dar, die Mittel zu beschaffen, um gänzlich freien Eintritt, ja nötigenfalls die Kosten der Reise und des fremden Aufenthalts solchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Los der meisten und oft tüchtigsten unter Germaniens Söhnen zugefallen ist. Eine solche Organisation müßte ganz selbständig als ein moralischer Akt des Publikums für das Publikum in das Leben treten." Diese Kernworte enthielt ein offener Brief an Herrn von Schön, der sich mit der Fortführung der Baireuther Bühnenfestspiele befaßte. Der ideale Wunsch Wagners schuf vorerst den Plan zu einer Stipendienstiftung. Er gelang, und der bayrische Staat nahm die Gelder in seine Obhut. Die Familie Wagner zeichnete selbst 50000 Mark, und ein neukonstituierter Richard-Wagner-Verband beschloß, das Kapital bis 1913, dem hundertsten Geburtstage des Meisters, bis auf eine Million zu erhöhen. An der Erreichung dieses Ziels wollten Frauen mitwirken und gründeten den „Richard-Wagner-Verband deutscher Frauen". Sie fühlten eine Dankesschuld gegen den Schöpfer der Senta, der Elisabeth, der Isolde, den Verehrer einer innerlich hohen Weiblichkeit. „Die Frauen sind die Musik des Lebens", hatte Wagner geschrieben. „Sie nehmen alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönen." Es entsprach den Bestrebungen der sozial interessierten Frauen, seelische Heilung zu vermitteln. Sie dachten der durch das Pflichtpensum des Alltags müde gearbeiteten Lehrer ihrer Kinder, deren Beruf eine ständig quellende Begeisterungsfähigkeit voraussetzt. Sie dachten zermürbter Künstlerexistenzen und verdienstvoller Menschen, denen ein paar Ferientage in gehobener Stimmung ein Jungbad bedeuten mußte. Am 13. Januar 1908 erließ Fräulein Held in Leipzig einen Werberuf zum Zusammenschluß aller Baireuth-Verehrerinnen. Und ihr Appell fand starken Widerhall. Fast 30000 Mark gingen bereits 1910 an die Stipendienstiftung. 1911 hatten sich die achtundzwanzig Ortsgruppen verdoppelt, und im letzten Festspieljahr konnten dank der Werbearbeit der Frauen fünfunddreißig Stipendiaten an die Stätte echter Gralsweihe entsendet werden. Nach dreijähriger Tätigkeit hat der Bund den großen, 420000 Mark betragenden Fonds um 78000 Mark vermehrt. Noch besteht keine Gefahr des Aufhörens der Baireuther Festspiele. Auch die durch den Reichstag nicht bewilligte Verlängerung der Schutzfrist literarischer Werke, die das Aufführungsrecht des „Parsifal" in alle Welt entführte, hat eine Steigerung der Besucher nicht verhindern können. Und selbst wenn sich die Tore des Festspielhauses schließen sollten, der ideale Gedanke des Wagner-Frauenverbandes wird weiterwirken. Es gibt so viele Hungerleider nach der Schönheit, und den Würdigen unter ihnen Baireuther Tage des Lebens zu verschaffen, bleibt eine herrliche Aufgabe.

Die ernst organisierte Frauenbewegung hat mit Recht die Berufe des Dienstboten, der Kellnerin und der Schauspielerin als besonders gefährdet empfunden und auch hier Interessenvertretung übernommen. Noch nennt das Jahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine von 1912 die Frage der Hausangestellten ein ungelöstes Problem, ein Schmerzenskind ihrer fürsorgerischen Bestrebungen. Die Hilflosigkeit der Dienstmädchen, der Widerstand der Hausfrauen vereiteln meist den Versuch von Zusammenschlüssen zwecks praktischer Einrichtungen und gesetzlicher Rege-



Vorderseite.


Rückseite.

Plakette des Richard-Wagner-Bundes deutscher Frauen, ausgeführt von Professor Rudolf Bosselt.



Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Berliner Kostümzentrale der Schauspielerinnen.

lungen. Auch ein Sanierungsplan zur Besserung des Kellnerinnenberufs hat vorläufig dem Grundübel, dem Fortbestand und der Vermehrung der Animierkneipen und Bars, nicht zu steuern vermocht. Minna Cauer und durch sie die Vereine Frauenwohl und Frauenstimmrecht nahmen allgemeinen Vorurteilen zum Trotz die Sache der Schauspielerinnen auf. Einsicht in ein neues Kapitel der Frauenpassionsgeschichte erhob diese Frage zur brennenden sozialen Aufgabe. Immer noch gilt leider die Schauspielerin wenig in der allgemeinen Schätzung. Sie wird als das Luxusgeschöpf, als ein Schauobjekt für Stunden des Theatervergnügens, als Negation aller bürgerlichen Seßhaftigkeit beurteilt. Ihr moralischer Charakter kommt nicht in Frage, denn man stellt sie jenseit gesellschaftlicher Tugendbegriffe, betrachtet sie als Freiwild der lebemännischen Sphäre. Lautete doch noch Goethes Entrüstungsurteil über den Schauspielerstand: „Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind! Wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben! Wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind! Jeder dünkt sich Wunderoriginal zu sein und ist unfähig, sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist." Und nun trat innerhalb eines gänzlich unbeachteten, weil völlig einseitig beurteilten Frauenberufs plötzlich in krasser Klarheit das Bestehen eines sozialen Notstandes hervor. Seit dieser Begriffsklärung haben sich die Bühnenkünstlerinnen auf das tapferste benommen. Unter Mitwirkung des Vereins Frauenwohl organisierten sie ein Komitee, das sich durch Aufrufe an alle Provinzlokalverbände aus einem Kreis von Vertrauensdamen konstituierte. Man unterstützte vorerst schutzbedürftige Mütter, suchte in der Friseurinnen- und Kostümfrage Erleichterungen zu erzielen. Zu wirksamer Aktion wurden Verbindungen mit Frauenverbänden aller Richtungen angeknüpft und die Unterstützung des Bundes deutscher Frauenvereine für eine Petition um ein Reichstheatergesetz unter Berücksichtigung der besonderen Frauenforderungen erzielt. Schnell genug wurde ein Ehrendiplom des eignen Standes für diese Pionierarbeit verliehen. Denn am Ende desselben Jahres nahm die große Alma mater des Schauspielertums, die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", in einstimmigem Beschluß ihrer Delegiertenversammlung das junge Frauenkomitee als integrierenden Teil ihres Organismus auf. Damit hatte die Frauenbewegung ihren nützlichsten Dienst geleistet. Sie hatte Organisation bewirkt, und der Standesareopag der Schauspieler, die Genossenschaft, ist dank ihres Millionenfonds ein bedeutsamer Rückhalt.

Das Frauenkomitee hat sein Hauptaugenmerk vorerst auf Begründung einer Berliner Kostümzentrale gelegt. Dieses soziale Hilfswerk war bereits durch Luise Dumont angestrebt worden.

Es beschäftigte längst gemeinnützige Geister. In Kassel war Frau von Bardeleben, eine gänzlich außerhalb der Bühnensphäre stehende Dame, aus Einsicht in tragische Lebensschicksale junger Bühnenkünstlerinnen in tiefem Mitgefühl zu einer Gratisbeschaffung von Toiletten geschritten. Eine arge Unterlassungssünde ist bis heute an der jungen Schauspielerin, die oft genug nur durch fehlende Kleider auf die Bahn moralischer Wurmstichigkeit gedrängt wird, wie an der älteren Künstlerin, die sich im Existenzkampf aufreibt, begangen worden. An wenigen Theatern nur war wenigstens für historische Kostüme vorgesorgt; mochte im übrigen das weibliche Mitglied auf Grund seiner Reize solche Utensilien möglichst prächtig beschaffen! Die Toilettenfrage hatte zweifellos ihren Löwenanteil an der Diskreditierung des Standes. Seit dem 1. Oktober 1910 ist nun die Kostümzentrale in Berlin eingerichtet, und ein reich assortiertes Lager bietet von der Prachttoilette bis zum Hauskleid gegen geringe Zahlung Bühnengarderobe. Man wünscht das Odium des Almosenempfangens durch eine kleine Geldforderung von gebildeten Empfängerinnen zu nehmen und zugleich dem leichtfertigen Hineinsegeln in einen ständig überfüllten Frauenberuf vorzubeugen. Diese Berliner Hauptstelle hofft man bald als Zentrum eines ganzen Netzes von Provinzinstituten auszugestalten. Die Vorräte verschiedener Stellen sollen ausgetauscht werden, um den Geberinnen den Anblick einstiger Besitzstücke auf der Bühne zu ersparen und der Künstlerin die Verlegenheit, in fast geschenkten Sachen zu paradieren. Fortan sollen ferner durch die Ortsverbände in den verschiedenen Engagementsorten Auskunftsbogen mit Zimmerpreisen und sonstigen empfehlenswerten Adressen aller Art ausgegeben werden. Man bietet der Anfängerin einen bis auf die Namensangabe der geeigneten Waschfrau verständnisvoll vorgedachten Existenzplan. Es bereitet sich auch ein Liebeswerk von hoher sozialer Verantwortlichkeit an den Schauspielerkindern vor. Diese Jugend soll, ähnlich der der kolonialen Familien Englands, vor dem Nomadentum der Eltern in einem Kinderheim geschützt werden. Sie soll regelmäßige Pflege und Anfangsunterricht erhalten. Zahlreiche Aufnahmegesuche bestätigen auch hier ein Bedürfnis, und das Frauenkomitee ist weise genug, vorerst einen Garantiefonds zu sammeln, der die Fortdauer eines solchen Instituts auf Jahre hinaus gewährleistet.



Phot. Atelier Elvira, München.

Ika Freudenberg.

Bis zu welchem Grade der Leistungsfähigkeit sensitivstes Frauentum sich emporzuentwickeln vermag, ist aus dem Lebensgang der kürzlich der Frauenbewegung entrissenen Ika Freudenberg zu lesen. In ihr verlor die Sache des Fortschritts eine ihrer eindrucksvollsten Förderinnen. Trotz einer philosophischen und feinsinnig künstlerischen Veranlagung hat diese echt weibliche Frau kühn den Kampf zur Hebung ihrer Geschlechtsgenossinnen aufgenommen. Sie, die dem beweglichen Volk der Rheinländer entstammte, wirkte mitten unter dem schwerflüssigen Bayerntum. In München hatte sie den „Verein für Fraueninteressen“ gegründet, und aus seiner vielgliedrigen Arbeitssphäre hat sich 1909 der „Hauptverband bayrischer Frauenvereine“, der jetzt 18400 Zugehörige zählt, kristallisiert. Nichts lag ihr fern, was Hebung ihres Geschlechts bedeutete. Mit immer gleicher Begeisterungsfähigkeit und logischer Klarheit half sie ebenso zu Errungenschaften des Bildungswesens, zu Berufs- und Erwerbsverbesserungen wie zu sozialen Reformen. Sie konnte als wirksame Propagandarednerin in ländlichen Volksversammlungen die Geister wecken und ihrer Seele Flügel ausspannen, um Plato und Beethoven zu genießen. „Die wundervolle Resignation bei vollstem Bewußtsein von der Größe und Schönheit des Lebens“, die Ika Freudenberg an Ricarda Huch bewunderte, sie war auch ihres Wesens tiefster Reiz.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5.
Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Theodor Johannsen: Märkische Baumblüte.



Die Könige und die Kärrner

Roman von Carry Brachvogel

III

Es gab einen trüben, nassen Herbst. Regen rann gleichmäßig durch Tage, Wochen, Monate, daß die Menschen verwundert aufblickten, wenn das einförmige Plätschern einmal für etliche Stunden verstummte. Dann ging ein schwerer Wind auf, heulte und raste wie ein Tobsüchtiger übers Land, warf alte Bäume um, schleuderte Schindeln von den Dächern und trocknete die von Wagenspuren zerschnittenen Straßen so jäh und hart, daß sie gefurchten Äckern glichen. Wenn der Rasende sich wieder getrollt hatte, versuchten wohl etliche weiße Sterne einen winterlichen Wirbeltanz, aber schnell jagte sie der Regen davon und rieselte wieder gleichförmig durch Tage, Wochen, Monate. Es gab so wenig Schnee, daß sie in Rottenbuch schon für die Saat bangten, die in der kalten ungedeckten Erde lag, aber gegen Weihnachten begann es dann doch zu schneien, mit derselben gleichförmigen Beharrlichkeit, mit der es zuvor geregnet hatte. Es waren Schneefälle, wie man sie in vielen Jahren nicht erlebt hatte. Die Kinder aus den Seitentälern konnten nicht mehr bis ins Rottenbucher Schulhaus gelangen; wo die Berge näher aneinandertraten, standen die Schneewächten acht und zehn Meter hoch. So sehr sie zuerst den Schnee ersehnt hatten, so sahen sie jetzt doch mit leiser Furcht auf die ungeheuren weißen Massen, die jeder Tag heranwälzte, und fragten sich, wie das wohl im Frühjahr werden würde, wenn die Schneeschmelze begann.

Im Staufferschen Hause kümmerte sich niemand um Regen, Sturm oder Schnee. Man heizte die alten Kachelöfen mit Buchenklötzen und fuseligem Torf, und jeder lebte sein Leben für sich, unabhängig von dem, was draußen geschah. Helene blieb jetzt natürlich den ganzen Tag über im Zimmer, beschäftigte ihre Hände, las auch dann und wann, saß aber am liebsten mit zurückgelegtem Kopf und starrte mit einem dunklen, eigensinnigen Krankenblick in den winterlichen Himmel hinein. Sie wußte alles, verlor aber nie ein Wort oder auch nur eine Anspielung darüber. Sie kroch nur immer scheuer in sich zurück und war froh über den Winter, der ihr mehr Einsamkeit ließ als die warme Zeit. Stauffer aber wußte nichts andres mehr als Anna. Sie zu erwarten und, wenn sie gegangen war, sich ihrer zu erinnern, war jetzt der Sinn, den sein Leben barg. Nie, niemals noch hatte ihn ein Weib berauscht wie dies junge, frische Ding, das immerfort mit kußbereiten Lippen dastand, das unerschöpflich war an Liebkosungen, und kaum daß sie ihn von

sich gelassen, schon wieder die verlangenden Arme nach ihm ausstreckte.

„Meine kleine Walküre" nannte er sie wohl scherzend, wenn er in seliger Ermüdung den Kopf an ihre Brust legte und ihr duftendes Haar sich über das Gesicht rinnen ließ. Sie war heiß und stark in der Liebe, wunderschön in ihrem natürlichen, kaum zu stillenden Verlangen und fast rührend in der kindlichen Art, mit der sie der Liebesstunde jedes Opfer brachte. Stundenlang lief sie auf durchweichten Wegen, wartete in Eiseskälte oder in verräucherten Wirtsstuben, wenn er über Land gefahren war und sie unterwegs sich treffen wollten. So ging das alte Jahr in tiefem und dennoch jauchzendem Glück zu Ende.

„Aber jetzt paß auf, jetzt wird's erst schön, wenn Fasching anfängt!"

Natürlich gab es in Rottenbuch selbst allerlei Tanzgelegenheiten; der „Zitherverein", der „Gesangverein", das „Privatkränzchen" und noch eine ganze Anzahl andrer Vereinigungen hielten im großen Saal irgendeines Gasthauses Tanzfeste ab, bei denen jung und alt, Mädchen, Burschen und verheiratete Leute vergnügt durcheinandertanzten, und wo es gar nicht auffiel, daß auch der Doktor sich eifrig an der allgemeinen Lustbarkeit beteiligte. Sie lächelten zwar und steckten die Köpfe zusammen, wenn sie ihn wieder mit Anna zum Tanz antreten sahen, aber jedes Ballkomitee wäre doch beleidigt gewesen, hätte der Doktor, der zu den Honoratioren gehörte, seine Einladung abgelehnt. Bald aber kam Anna noch mit andern Vorschlägen. Wie jedes Jahr, so wollte sie auch heuer zu Offizier- und Industriellenpicknicks fahren, die in der Umgegend teils auf deutschem, teils auf österreichischem Boden abgehalten wurden, und auf denen sie stets eine Rolle spielte. Sie hatte da überall Pensionsbekanntschaften und befreundete Familien, bei denen sie wohnte und mit denen sie zum Ball fuhr; die Mütter waren meist sehr zufrieden, die eignen Töchter einer so begehrenswerten Partie wie Anna Huiras ins Schlepptau zu geben. Stauffer runzelte die Stirn, als sie ihm von diesen Ballfahrten sprach, aber er schwieg. Er hatte ja kein Recht, von ihr zu verlangen, daß sie seinetwegen Vergnügungen entsagte und sich vielleicht durch ihr Fernbleiben auch noch kompromittierte.

Sie schieden mit einer Verstimmung, die über den Mann noch mehr Macht gewann, wenn Anna ihm dann von diesen Bällen erzählte, wie sie die ganze Nacht auf keinen Stuhl gekommen sei und wie königlich sie sich amüsiert habe. Sie sprach immer nur vom Tanzen und vom Vergnügen, nie aber von Verehrern oder Huldigungen, die man ihr dargebracht habe. Zuerst gefiel ihm das, bald aber beunruhigte es ihn, und er begann sie auszufragen, wer ihr besondere Aufmerksamkeiten erweise, wer sich um sie bewerbe und ob sie etwa einem der Freier Hoffnung gemacht hätte.

Sie sah ihn an und lachte: „Ach, bist du dumm! Warum sollt' ich denn einem Hoffnung machen?! Ich nehme ja doch keinen von ihnen!"

„Aber man bewirbt sich um dich, das wirst du doch nicht leugnen wollen!"

„Natürlich bewirbt man sich um mich; das Geld von meinem Vater möcht' manchem gefallen! Aber das Geld allein kriegen sie ja net, da muß ich doch auch dabei sein!"

Sie sprach ohne die Bitterkeit oder den Hochmut, mit denen sonst wohl reiche Mädchen von der Jagd nach ihrer Mitgift sprechen. Sie fand es ganz natürlich, daß ein armer Schlucker sich gern durch eine Heirat rangieren wollte, und ebenso natürlich, daß sie sich zu so etwas nicht hergab.

„Weißt du, diese Freierei und Heiraterei, wie's die machen, das ist einfach ein Geschäft, zu dem man ja oder nein sagt, aber über das man sich doch gar net aufzuregen braucht! Meinetwegen regt sich der auf, dem ich das Geschäft verpatze, aber ich bleib' ganz kühl, und ich fänd' es recht vernünftig, wenn du auch kühl bleiben tätest!"

Er zog sie an sich. „Liebes Mädel, du bist so klug!"

„Natürlich, das sagen die Männer immer, wenn man ihnen zum Munde redet!"

Sie lachte. Er sah sie entzückt an. Sie trug heute eine anschließende Jacke aus dunklem Pelz, dazu eine Pelzmütze mit einem Reiherstutz und einen mächtigen Muff, der an einer langen Kette aus geschliffenen Bernsteinperlen hing.

„Weißt du, wie du in deinem Pelzzeug aussiehst? Wie ein modernes Wintermärchen!"

„Das glaub' ich, daß dir das g'fallt!" Sie glitt mit der Hand streichelnd über das

glänzende Fell: „Wenn das auch net schön wär'! Das Jackett allein hat zweitausend Mark gekostet — echter Breitschwanz!"

Er biß sich auf die Lippen. Er konnte es nicht leiden, wenn sie ihm, wie sie gern tat, die Preise ihrer Kleider nannte. Er hatte schon versucht, ihr diese kleinliche Protzerei abzugewöhnen, hatte darüber gespöttelt oder auch unverblümt geäußert, daß er diese Art parvenümäßig finde.

Da war er aber schön angekommen. Sie hatte ihr böses Gesicht gemacht mit den hellen Funkelaugen und hatte grob erwidert: „So, wie ich bin, bin ich, und wenn ich dir zu parvenümäßig bin, dann kannst du dir ja eine Herzogin suchen!"

Seitdem unterließ er es, irgend etwas an ihr zu bemängeln, wenn auch manche ihrer Gewohnheiten und Äußerungen ihn verdroß. Vor allem wurmte ihn dieser Fasching, durch den sie mit einer Leidenschaftlichkeit hintanzte, als ob er, Stauffer, gar nicht existierte. Sie tanzte jetzt meist auswärts, zwei, drei Nächte hindurch, und konnte ihm nicht genug erzählen, wie schön es jedesmal gewesen sei. Zuerst dachte er, sie wolle ihn nur eifersüchtig machen, merkte aber bald, daß sie gar keine Hintergedanken hegte, sondern nur in der Erzählung die durchtanzte Lust noch einmal genießen wollte. Da zog sich sein Herz in Eifersucht zusammen, Eifersucht, die doppelt töricht und schmerzlich war, weil sie ja keinen von Angesicht zu Angesicht kannte, sondern ins Ungewisse hinein züngelte und hinter jedem Namen, den Anna aussprach, einen Feind ahnte.

Als Fasching zu Ende war und die Fastenzeit begann, dachte er, nun würde allmählich Ruhe werden, aber da ging es erst recht an. Da kamen alle Augenblicke junge Herren aus der Nachbarschaft und den umliegenden Garnisonen zu kurzem Besuch. Kaiserjäger, Chevauxlegers tauchten auf und die glattrasierten Gesichter moderner, international erzogener Söhne aus Kaufmanns- oder Unternehmerfamilien. Anna hatte kaum mehr Zeit für Stauffer, sie mußte den Herren, auf deren Bällen sie getanzt, die Honneurs machen, ihnen die winterlichen Schönheiten Rottenbuchs zeigen und gemeinschaftlich mit dem Vater sie zum vorletzten Zug bringen.

„Weißt du, das ist immer das Netteste von dem ganzen Besuch, wenn sie noch so zum Fenster herausgrüßen und ich mit meinem Taschentuch wink'. Dann denk' ich mir immer: Abgeblitzt!, und er denkt sich: Unerhört!, und dann ist der Roman zu Ende. Drum schau' ich auch immer, daß die Leut' pünktlich mit dem vorletzten Zug fortkommen. Wenn s' schon einen Korb kriegen, soll'n s' net auch noch ihre Nachtruh' opfern."

Stauffer tat es wohl, wenn sie so redete, aber zu einer völligen Sicherheit kam er doch nie. Er fragte sie dann wohl, wie sie sich eigentlich ihren künftigen Mann denke, und erwartete, daß sie ihm stürmisch um den Hals fallen solle: Wie du muß er sein, ganz wie du!

Sie fiel ihm aber nicht um den Hals. Sie sah geradeaus und meinte leichthin: „Ach, das weiß ich net, darüber hab' ich noch nie nachgedacht."

Er merkte aber, daß sie sehr wohl darüber nachgedacht und über eine künftige Ehe ihre besonderen festumrissenen Ansichten hatte, die sie ihm natürlich verschwieg. Gern hätte er ihr das als Unaufrichtigkeit angerechnet, als Mangel an Liebe und Vertrauen; aber hatte er ein Recht, so viel von ihr zu fordern, er, der ihr nichts, gar nichts dagegen bieten konnte?! Sollte sie sagen: Ich will keinen andern Gatten als dich, damit er erwidern mußte: Ich bin gebunden, weiß Gott noch wie lange! Sie gab ihm das Glück der Stunde, des Tages; wer mehr von ihr fordern wollte, mußte ein freier Mann sein.

Er sagte sich's immer wieder vor, und sein Verstand begriff es auch ganz gut, nicht aber sein Herz. Sein Herz wollte dies Mädchen für sich allein, ausschließlich und für immer, keinen Gedanken, keinen Wunsch sollte sie mehr haben, der nicht ihm gehörte oder zu ihm ging. Je deutlicher er fühlte, daß sie sich nicht bis aufs letzte gab, daß sie ganz von selbst, ohne Berechnung, den innersten Kern ihres Lebens für sich behielt, um später vielleicht noch ein ganz andres Glück daraus zu ziehen als das von heute, je deutlicher er das spürte, um so leidenschaftlicher warb er um dies Letzte in ihr, wollte durchaus erreichen, daß sie in ihm sehen sollte, was er in ihr sah. Dann packte er wohl Annas Arm und schüttelte sie heftig: „Anna, ich glaube, du hast gar nicht den Wunsch, meine Frau zu sein?"

„Was hilft mir denn der Wunsch? Du bist ja doch verheiratet!"



„Aber wenn ich's nicht wäre —"

„Geh mir doch mit dem ‚Wenn'! Du bist verheiratet, und da hört eben das Wünschen auf."

Er sah ihr fest in die Augen. „Wie du hinterhältig bist! Recht froh bist du, daß ich nicht frei bin und du mich nicht heiraten mußt ..."

„Mußt?! Ich tät' nie müssen, gar nie! Wenn ich net mag, dann mag ich eben net! Da kannst das halbe Dutzend Leutnants fragen, die hier herumgelaufen sind —"

Er wurde zornig. „Anna, du wirst mich doch nicht mit Leuten vergleichen, die es nur auf dein Geld abgesehen haben!"

„Woher weißt du denn das so genau?"

„Von dir, von dir selbst. Das hast du mir in einer Zeit gesagt, da du noch ein wenig verstanden hast, was du mir bist ... Heut' weißt du's nimmer!"

Sie zog seinen Kopf an ihre Schulter, kraute lächelnd in seinem starken Haar. „Dummer Schatz, wie kannst nur solche Sachen reden!"

„Ach, Mädel ..."

Und sie an sich pressend, daß ihr fast der Atem verging, flüsterte er ihr zu, was er träumte. Heiraten ... ganz eins sein, er und sie, sie und er — sonst nichts mehr auf der Welt. Ihm gehören mit jeder Faser, mit jeder Regung, noch mit dem letzten Verlangen. Und dann — ein Kind, nein, Kinder, viele Kinder, die ihr glichen und ihm zugleich, in Liebe gezeugt und aus Liebe geboren, die blühend um die Eltern herwuchsen, daß die's gar nicht merkten, wie sie älter und alt wurden ...

Anna löste sich aus seinen Armen. Ihr Gesicht sah zugleich angstvoll und abwehrend aus. Sie sagte unsicher: „Hör' auf, das sind ja alles nur so Ideen!"

Da schrie er auf: „Und wenn es nur Ideen sind, so wolle sie doch wenigstens! Wolle doch einmal, ein einziges Mal mit mir in die Höhe gehen, auch wenn es unmöglich ist, auch wenn es, wie du dich ausdrückst, nur Ideen sind! Sag' mir einmal, ein einziges Mal nur, daß du dich danach sehnst, meine Frau zu sein und ein Kind von mir zu haben! Sag' es, und wenn's zehnmal gelogen wäre!"

Sie warf ihm die Arme um den Hals, küßte ihn zuerst scherzend, dann ernster, heißer, bis sie über ihren Küssen Streit und Zweifel vergaßen. Aber das Vergessen überdauerte die holde Stunde nicht. Als sie sich aus den Armen ließen, stand in des Mannes Augen schon wieder die bohrende Frage und in des Mädchens Gesicht Abwehr.

Sie stritten nun oft miteinander, häufig über ganz unpersönliche Dinge oder Menschen, die sie gar nichts angingen. Immer war bei diesen Streitigkeiten Stauffer erbitterter als Anna, litt jedesmal länger unter den Nachwehen des Zwistes als sie. Sie, sie schied versöhnt oder unversöhnt und nahm kaum eine andre Erinnerung mit als die an ein Wortgefecht, mit dem man Zeit vergeudet hatte, die zu Besserem getaugt hätte. Ihm aber waren diese Zwistigkeiten mehr als bloße Meinungsverschiedenheiten. Er hatte deutlich das Gefühl, daß zwischen ihnen etwas emporwuchs, was hart und bitter war und was ihn mit Grauen erfüllte. Er besann sich manches Mal, wann er es zuerst bemerkt hatte, konnte sich aber nie erinnern, meinte vielleicht, daß es von Uranfang an zwischen ihnen gewesen sei. Nur die erste Verliebtheit hatte darüber hinweggetäuscht, daß dies Mädchen bei aller Hingebung und aller Leidenschaft im Tiefinnern seine Feindin war. Ja, ja, seine Feindin! Feind war sie ihm, wie er ihr, mußten sie einander sein, weil sie aus feindlichen Welten herkamen. Nie, gar nie stand sie auf seiner Seite, zu ihm, immer war sie ein wildes Geschöpf, das entweder seinen eignen Weg lief oder auch mit den andern, die durch Herkunft und Weltanschauung von ihm geschieden waren. Sie war sie oder sie war die Menge, aber nie war sie er, nie gab sie sich die geringste Mühe, Gedankenkreise zu verstehen, die seiner Art als selbstverständlich erschienen.

Da kam sie eines Tags zu einem Spaziergang, den sie auf einer abgelegenen Straße nach der nächsten Station machen wollten. Sie war eilig und erhitzt, denn es war ein milder April, der schon einen Frühling vorlog. Stauffer dachte, die Röte ihrer Wangen käme von der Luft oder vom raschen Gehen; sie fragte aber gleich scharf und unvermittelt: „Was ist denn das wieder für eine dumme G'schicht' mit dem Brunnen?"

Er wußte im Augenblick gar nicht, was sie meinte, besann sich erst allmählich auf den Anfang dieser Sache, der schon weit zurücklag. Vor Monaten war er nach dem

Hof des Reiterbauern gerufen worden, wo in rascher Reihenfolge die Kinder unter typhusähnlichen Erscheinungen erkrankt waren. Beim ersten hatte er dem Bauern geglaubt, der bei allen Heiligen schwor, daß sie ausgezeichnetes Trinkwasser hätten, wenn sie's freilich weit herholen müßten. Beim zweiten hatte er eine genaue Untersuchung eingeleitet und herausgefunden, daß sie auf dem Hof nur in Ausnahmefällen den Weg nach dem guten Wasser machten, im allgemeinen aber einen alten Ziehbrunnen benutzten, der offenbar verseucht war.

Stauffer hatte damals kurzweg gesagt: „Der Brunnen ist schlecht und muß zugeschüttet werden, sonst kriegen wir hier den schönsten Typhusherd!"

Der Reiterbauer war natürlich aufgefahren, hatte erklärt, daß er sich auf seinem eignen Grund und Boden keine Vorschriften machen lasse, daß sie das Wasser aus dem Brunnen seit Jahrzehnten tränken, ohne daß es ihnen geschadet hätte, daß er für neumodische Faxen, die sich so ein Stadtfrack einbilde, nicht zu haben sei, und daß er das nächste Mal wieder Doktor Meyerlein rufen lassen wolle.

Stauffer hatte ruhig entgegnet: „Das könnt Ihr halten, wie Ihr wollt, aber ich mache heut' noch beim Gericht die Anzeige, daß hier Brunnenverseuchung vorliegt. Das Weitere wird sich dann finden!"

Nun hatte sich in diesen Tagen das Weitere gefunden, indem ein gerichtlicher Entscheid erkannte, daß der Brunnen in der Tat verseucht und der Besitzer gehalten sei, ihn zu verschütten.

Stauffer setzte Anna auf ihre Frage hin die Sache in einigen Worten auseinander. Sie ließ ihn kaum zu Ende reden: „Ich begreife gar net, was du für eine Manie hast, dich in Sachen einzumischen, die dich gar nichts angehen!"

„Aber, erlaube, das geht mich sehr viel an, ob hier ein Infektionsherd gezüchtet wird oder nicht!"

„Hör' mir nur mit den medizinischen Phrasen auf, da wird mir schon ganz wirbelig im Kopf, wenn ich so was höre!"

„Dann mußt du dich nicht um medizinische Dinge kümmern!"

„Kümmre mich auch net drum. Aber mich ärgert's, wenn du dir unnütz Feinde machst! Ich pfeif' ja auch auf das, was die Leut' sagen, aber grad' geflissentlich aufbringen muß man sie net!"

„Davon kann gar keine Rede sein, ich habe einfach meine Pflicht getan, sonst nichts!"

„Jetzt möcht' ich nur wissen, was dich die Kinder und der Brunnen vom Reiterbauern angehen!? Er ist doch der Vater; wenn's ihn net stört, daß sie krank werden, brauchst du doch net zärtlicher zu sein als er."

„Anna, das verstehst du nicht."

Sie riß heftig an ihrer Muffkette. „Ich versteh's schon. Du willst mich nur immer wie ein Kind behandeln. Alle Menschen willst du immer wie Kinder behandeln, nur damit du recht gescheit dastehst! Aber wir sind net so dumm, wie du meinst!"

Er fieberte vor Zorn, beherrschte sich aber noch. „Du sagst immer wir; von wem sprichst du denn eigentlich?"

Sie biß sich auf die Lippen, war eine Sekunde lang betreten, aber nur eine Sekunde lang. „Wir alle hier ... die Rottenbucher ... alle halten sie zum Reiterbauern, und sie haben ganz recht! Der Brunnen steht schon weiß Gott wie lange und hat noch keinem Menschen was geschadet."

„Das weiß ich nicht, aber seit ich hier bin, hat er geschadet, und darum ist er zugeschüttet worden. Und ich werde aller Borniertheit und allem Eigensinn zum Trotz alles zuschütten lassen, was ich für schädlich halte. Wenn's sein muß, rufe ich jedesmal das Gericht an."

Sie wurde immer röter und heftiger. Der Unwille des Dorfes hallte in ihren Worten wider, denn sie log nicht, wenn sie sagte, daß alle zum Reiterbauern stünden. Freilich hatten die Rottenbucher einen neuen Arzt gewünscht, der zuverlässiger, sauberer war als Meyerlein und mit Neuem Bescheid wußte. Aber Maß und Ziel mußte er halten, nicht gleich wilde Geschichten machen und einem Bauern, einem angesessenen Bauern, das Gericht auf den Hals hetzen. Da wäre man also nicht einmal mehr Herr auf seinem eignen Boden, über Kinder und Gesinde, nur weil so ein hergelaufener windiger Doktor aus Wichtigmacherei überall weiß Gott was für Viecher sah, deren Namen sie nicht einmal behalten konnten. „Sünd' und Schand' is!" sagten sie und sahen Stauffer scheel an, wenn sie ihn trafen. Der Reiterbauer schwor hoch und heilig, daß ihm der



„Bazillenseppl“ nimmer ins Haus kommen sollte, schwor's, hielt Wort, und andre taten's ihm nach. Wo zwei beisammenstanden, verstummte das Gespräch, wenn Stauffer näherkam, wurde aber eifrig wieder aufgenommen, sobald er außer Hörweite war.

Bis jetzt hatte ihn das alles ziemlich kalt gelassen, nun aber, da ihm aus Annas Worten die gleiche Empfindung, die gleiche anmaßende Verständnislosigkeit entgegenklang, wurde ihm heiß. „Nie stehst du zu mir,“ schrie er ihr zu, „immer hältst du zu den andern! Du bist doch wahrhaftig klug genug, um einzusehen, daß ich hier im Recht bin. Aber du willst es nicht einsehen, du willst nicht! Du machst dich zum Anwalt der allgemeinen Dummheit, nur weil sie sich gegen mich stellt!“

„Gar keine Red' davon! Aber du sollst dir auch net einbilden, daß du dich hier als Herrgott aufspielen kannst! Wir haben gelebt, lang eh' du gekommen bist ...“

„Ja, ja, ja, ihr habt gelebt, und ihr habt verseuchtes Wasser getrunken, und ihr werdet leben und werdet verseuchtes Wasser trinken und werdet jeden als euren Feind betrachten, der euch irgend etwas nützen will, du gerade so wie die andern! Bauer bleibt eben Bauer, ganz gleich, ob er ein Zwillichhemd anhat oder eine Pelzjacke für zweitausend Mark!“

Sie stand einen Augenblick mit offenem Munde. Dann machte sie kehrt und lief, ohne ein Wort zu sagen, den Weg zurück, den sie eben eingeschlagen hatten. Sie lief mit hochroten Wangen und fliegenden Haaren, bis sie ganz außer Atem war. Allmählich mäßigte sie ihren Laufschritt, schielte um die Ecke herum nach hinten, ob Stauffer nicht versuche, sie einzuholen, sie um Verzeihung zu bitten. Er dachte aber gar nicht daran. Er machte allein einen weiten Spaziergang, und als er nach Hause zurückkehrte, war er entschlossen, mit Anna zu brechen.

Solange es Tag war, hatte er nicht mehr viel Zeit, der Sache nachzuhängen. Nach dem Abendbrot aber, als er in seinem Zimmer bei der behaglichen Studierlampe saß, schien's ihm gerade recht, alles klar zu überdenken und auch nach außen hin einem anständigen Ende zuzuführen.

So ging es nicht weiter. Diese nutzlosen, lächerlichen, sich stetig wiederholenden Streitigkeiten fraßen seine Nervenkraft und seine Stimmung auf. Schon jetzt ertappte er sich in seinem Beruf bald auf kleinen Ermüdungen, bald auf einer Reizbarkeit, die er sonst nicht gekannt hatte. Von der fröhlichen Zuversicht, mit der er vor einem Jahre nach Rottenbuch gekommen, war kaum mehr eine Spur geblieben. Er war jetzt fast immer erregt, gereizt, bereit, hinter jedem Wort eine Spitze zu finden, überall Grund zu Ärger zu wittern. Auch körperlich war er nicht mehr so frisch wie früher. Er fühlte sich oft matt, verdrossen, und seine Augen lagen manchmal so müde in eingesunkenen Schläfen.

Nein, so konnte es wirklich nicht weitergehen! Sein Leben war ohnehin schwierig genug, eingezwängt in einen schweren Beruf, von dem er nicht einmal in einem behaglichen Heim, am Herzen einer guten, verständigen Frau ausruhen konnte. Tagsüber sich abschinden, um dann sein bißchen Liebe und Lust noch heimlich, auf allerlei Schleichwegen und in garstigen Schlupfwinkeln sich stehlen zu müssen, das war schon kein schönes Ding für einen Mann. Aber zu dem bißchen Liebe und Lust auch noch Albernheiten und Roheiten in Kauf nehmen, bei denen man selber schließlich, weil man eben auch von Fleisch und Blut war, albern und roh wurde, nein, das sollte nicht länger so fortgehen. Er hatte diesem Mädchen alles gegeben, was er zu geben hatte, seine Kraft, sein Herz, das Glück seiner Frau, den Frieden seines Hauses. Denn Frieden herrschte hier nicht mehr, wenn auch Helene beharrlich schwieg und mit ihrem eigensinnigen, dunklen Krankenblick in den Himmel starrte. Schweigen herrschte hier, das schwerer auf ihm lag als lärmender Unfrieden. Willig hatte er alles für Anna getan, willig alles für sie auf sich genommen. Zum Lohn dafür stand sie ihm mit einer unverständlichen Gehässigkeit gegenüber, verbitterte ihm die Stunde mit dieser dumpfen Feindseligkeit, die ohne Grund aus ihr hervorbrach, erfüllte ihm das Gedächtnis mit Bitterkeit, die kein Ziel kannte. Nein, so konnte es nicht weitergehen, hier mußte ein Ende geschaffen werden.

Er nahm einen Briefbogen, begann zu schreiben, zerriß ihn aber nach ein paar Zeilen wieder, weil ihm die eignen Worte nicht gefielen. Einem zweiten ging's nicht anders, aber deshalb mißtraute er sich noch nicht, sondern legte nur die Feder beiseite,

um die Gedanken zu sammeln. Ganz still war's um ihn her, und das Haus lag schon im Dunkel; sein Fenster war das einzige, das noch leuchtete. Er dachte nach, wie die kommenden Tage wohl sein würden, holte tief Atem. Still würden sie sein, still und klar. Er würde wieder mit der alten Freudigkeit seinem Beruf nachgehen, seine Bücher vorholen, die er in der letzten Zeit mehr als gebührlich vernachlässigt hatte, er würde auf weiten Spaziergängen, auf großen Ausflügen die Ruhe seiner Nerven wiederfinden und für seine Nächte den süßen erquickenden Schlaf, den seine beständig überreizten Fibern kaum mehr kannten. Und wenn er heimkam, würde er nicht mehr diesen eigensinnigen dunklen Krankenblick sehen, sondern die rührende Zufriedenheit, die früher Helenes Gesicht verklärt hatte. Wunderschön würde alles sein und er selber ein glücklicher Mann.

Ein glücklicher Mann? Er verbarg das Gesicht in den Händen, als wolle ihm jemand eine Lüge von der Stirn ablesen. Ja, Helene würde zufrieden sein, aber was war ihm Helene, was konnte sie ihm bedeuten?! Was wußte sie von den Stürmen seines Blutes, die ihn zu diesem Mädchen jagten, was sollte ihm, der dies Mädchen Tag für Tag besessen hatte, das laue Glück der Arbeit und eines gebändigten Verlangens, das sich zufriedengab, wenn eine Kranke dankbar lächelte?! Glück, nein, Glück war ihm nicht mehr beschieden, nur Ruhe, süße, träge, vor der Zeit alt machende Ruhe ...

Er ließ die Hände sinken, preßte den Kopf an die Lehne seines Sessels. Die tiefe Stille um ihn her hatte etwas Bedrückendes. Fast angstvoll lauschte er hinaus, ob nichts sich rühre, nicht wenigstens der Schritt eines späten Wanderers erklang oder ein Hund in der Ferne anschlug. Nichts war zu hören, gar nichts. Oder doch ... Er beugte sich ein wenig vor, lauschte angespannt. Da draußen war irgend etwas; er fühlte es mehr, als daß er's hörte. Sie hatten keinen Hund im Hause, weil Helene das Bellen nicht ertrug; ein Hund hätte jetzt jedenfalls durch Anschlagen oder Schweigen verraten, ob draußen einer ging oder nicht. Stauffer lauschte noch angespannter; sein Fenster lag nicht nach dem Garten, sondern nach der Straße, die auf beiden Seiten von geschnittenen Hecken bebändert war. Wenn er noch einmal etwas hörte, wollte er die Lampe verlöschen und draußen nachsehen. Wie er's dachte, flog ein Steinchen an sein Fenster, vorsichtig klopfte es an die Scheibe, als wär' es ein ängstlicher Mädchenfinger. Er richtete sich jäh im Sessel auf, sein Herz tat einen schweren, erschrockenen Schlag. Nach ein paar Sekunden klopfte ein zweites Steinchen an die Scheibe. Er sprang auf, rannte hinaus auf die Straße, wo sie sich vor dem Lichtkreis der Lampe in dem Schatten barg, den die Hecken warfen.

„Mädel!"

„Ach, du!"

Nichts weiter konnten sie beide sagen. Reue, Verzeihung, Liebe, Verlangen, alles hatten sie in die zwei Worte gepreßt. Ihre Hand festhaltend, die heiß und zuckend war wie die seine, lief er ohne Frage, ohne Wort mit ihr ins Dunkel hinein, das vor ihnen lag. — —

Eines Tags, beim Mittagsmahl, sagte Helene: „Ich möchte dich um etwas bitten."

Er versuchte zu scherzen: „Und wenn's ein halbes Königreich ist, es soll dir gewährt sein!"

Sie blieb ganz ernst. „Es ist eine sehr große Bitte."

„Nun?"

„Ich möchte meine Schwester bei mir haben."

Er sah sie an, sie erwiderte seinen Blick, hielt ihn aus, bis er die Augen auf den Teller senkte. Er entgegnete: „Wie du willst, schreibe ihr, wann sie kommen soll!"

„Ich danke dir."

Eine Pause entstand; Stauffer fragte: „Hast du denn schon überlegt, wo wir deine Schwester unterbringen?"

„Wenn es dir recht ist, richten wir für sie und mich die Zimmer oben ein. Du schläfst dann hier unten neben deinem Studierzimmer, das ist für dich bequemer und für mich auch. Meine Schwester ist gewohnt, Kranke zu pflegen, das wird ihr hier ganz leicht fallen. Und ich will sie ja auch nicht für immer, nur jetzt gerade, vielleicht für etliche Monate ..."

„Sie mag bleiben, so lange du es wünschst."

Helene fuhr fort, ohne seinen Einwand zu beachten: „Es ist nicht nur meinetwegen, auch Gretl fürchtet sich, wenn sie mit mir so ganz allein ist. Sie sieht und hört Gespenster, selbst wenn du zu Hause bist, nun



erst gar, wenn du über Land fährst und bis spät in die Nacht hinein wegbleibst ..."

„Schreibe deiner Schwester und lasse alles richten, wie es dir gefällt," sagte er noch einmal. Er wußte jetzt, daß auch seine Frau und die Magd die Steinchen an der Fensterscheibe gehört hatten.

Der Rest der Mahlzeit verlief in tiefem Schweigen.

Stauffer war ärgerlich und zugleich bedrückt. Er hatte Helenes Schwester nie gemocht und wußte, daß auch seine Frau früher keine sonderliche Sympathie für sie empfunden hatte. Was sollte ihnen nun die Hausgenossin, die keins von ihnen liebte?! Und es fiel ihm ein: Wie arm muß Helene sein, daß sie zu der ungeliebten Schwester flüchtet, sie zwischen sich und mich stellt!

Er seufzte tief, bedachte versöhnende Worte, die er nicht sagte, eine Aussprache, die er doch ängstlich mied. Alle möglichen Entschlüsse wirbelten in seinem Kopfe, aber er wußte schon genau, daß er keinen einzigen zur Ausführung bringen würde. Als er von Tisch aufstand, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, zögerte er einen Augenblick, wollte zum Abschied Helenes Hand küssen. Sie reichte ihm aber nur flüchtig die Finger, zog sie gleich wieder zurück und starrte mit ihrem eigensinnigen dunklen Krankenblick in die Ferne.

Der alte Steinacher war gestorben. Sein Tod regte die Gemüter nicht besonders auf. Fast siebzig war der sonderbare Kauz alt geworden, und niemand trauerte ihm nach, außer vielleicht seine alte Magd, obgleich die wohl eher zornig auf ihn war, weil er ihr nichts vermacht hatte. Nun jammerte und schalt sie: „Grad' den Tag zuvor hat er g'sagt: ‚Wally, morgen fahr' i zum Notär, da mach' i's richti. Dein Bett g'hört dir und der Schrank, der herunten steht, und 's Sparkassenbüchel mit vierhundertachtundsechzig Mark.' Und nacha in der Fruah find' i ihn toter im Bett. Grad' an Tag, wenn er noch g'lebt hätt', war er zum Notär g'fahr'n, und i hätt' mei bissel Sach' beinander g'habt und brauchat mi net z'sorg'n für meine alten Täg'! Grad' auf so oan oanzigen lumpeten Tag sollt's unserm Herrgott net z'sammkommen!"

Sie weinte über die armen, langen Jahre, die sie nun fast umsonst gearbeitet hatte, immer in der Hoffnung auf das eigne Bett, den Schrank und das Sparkassenbüchel. Dazwischen schimpfte sie auch etwas auf die Selbstsucht des Heimgegangenen, der den Gang zum „Notär" immer wieder verschoben hatte, und haderte mit dem Herrgott, daß er den Steinacher nicht um den einen Tag länger hatte leben lassen.

Die Leute im Dorfe hörten ihr zu und gaben ihr recht. Nur Stauffer lächelte, als die Geschichte mit dem gewollten und vereitelten Testament auch ihm zu Ohren kam. Er wußte ja genau, daß der Steinacher am nächsten Tage so wenig wie an allen vorhergegangenen oder künftigen zum „Notär" gefahren wäre.

Das Begräbnis war ganz einfach, fast ärmlich gewesen. Der Pfarrer hielt eine kurze Rede, in der er, auf die Moor- und Kräuterbäder anspielend, das uneigennützige, der Nächstenliebe gewidmete Lebenswerk des Toten pries, dem auch schwerer Kummer nicht erspart geblieben war. Bei dieser Stelle nickten die alten Leute, während die jungen verständnislos glotzten. Die Geschichte mit der Johanna war schon gar zu lange her. Drei Schaufeln Erde von gleichgültigen Händen nachgeworfen. Nun war der Steinacher begraben und konnte schlafen bis zum Jüngsten Tag.

Die Sache mit der Verlassenschaft lag ganz klar. Da die Steinacher-Johanna seit Jahren verschollen war, mußte sie natürlich durch einen gerichtlichen Aufruf in der Zeitung gesucht werden, aber als wirkliche Erben sah man schon heute die entfernten Verwandten, als künftigen Besitzer des Moorbades jedoch Jakob Huiras an. Sie wußten sogar schon, daß er es einem Pächter übergeben und auch ein Stück Geld in die alte Baracke hineinstecken würde; das hatte er dem Bürgermeister schon zugesagt. Ein Hausmaurer sollte die gröbsten Schäden im Mauerwerk ausbessern, der Dorfglaser die zerborstenen Fensterscheiben ersetzen, und auf eine neue Badewanne und ein Dutzend Handtücher sollte es auch nicht ankommen. Wahrscheinlich fände sich auch Verwendung für die alte Magd, die doch mit der Zurichtung der Kräuter und Bäder vertraut sei und den künftigen Pächter einweisen könne; auch sollte sie Bett und Schrank zu eigen haben, gerade als ob's der Steinacher schriftlich gemacht hätte. Alle fanden das sehr schön vom

Huiras, und auch die alte Magd jammerte und schimpfte etwas weniger, obwohl es ihr natürlich bitter leid war um das Sparkassenbüchel, das jetzt die Verwandten einsteckten; aber jeder, dem sie klagen wollte, wies sie ab.

„Sei stad, jetzt hast dein eignes Bett zum Kranksein und Sterben! Mehra braucht der Mensch net! Kannst von Glück sagen, daß der Huiras so noblig is und dir's schenkt. Schuldig is er dir ja nix."

Inzwischen war es wieder Sommer geworden, ein kühler regnerischer Frühsommer, der den Fremden nicht gerade Lust machte, die Unwohnlichkeit ländlicher Nester aufzusuchen. Auch bei den Huiras war's noch still; die jüngeren Söhne erwarteten noch in der Stadt die Quittung über die unzulänglichen Leistungen des laufenden Schuljahrs, von den verheirateten Töchtern sollte nur die Regierungsrätin in etwa drei Wochen erscheinen. Das Dirndlkostüm der andern hingegen würde dies Jahr im Schrank bleiben; sie sah im Hochsommer ihrer Niederkunft entgegen.

Auch in guten Jahren war der Fremdenverkehr um diese Zeit noch schwach. Später sausten wohl von der bayrischen wie von der österreichischen Seite her viele Autos durch Rottenbuch, in dem man noch vor kaum zehn Jahren den ersten Kraftwagen, der wegen einer Panne hier gehalten, wie höllisches Blendwerk angestaunt und ob seiner Farbe den „roten Teufel" genannt hatte. Jetzt war man an die Autos gewöhnt und schenkte ihnen weiter keine Aufmerksamkeit, als daß man den Pflasterzoll von ihnen forderte. In diesen regnerischen einsamen Frühsommermonaten aber war's doch eine hübsche Abwechslung, wenn solch ein ratterndes Gefährt fauchend heranstampfte und elegant vermummte Gestalten, die hinter ihren Brillen neugierig nach allen Seiten lugten, nach Österreich oder Bayern hintrug. So gafften sie denn auch eines Tags einem ungewöhnlich vornehmen und fast lautlos gleitenden Auto entgegen, das mit melodiösen Huppenrufen sein Nahen ankündigte und vor dem „Gasthof zur Post" hielt. Ein Herr und eine Dame stiegen aus, bestellten die besten Zimmer und wechselten etliche Worte auf französisch mit dem Chauffeur. Der Herr, der nicht mehr sehr jung war und eine Art Diplomaten- oder Juristenmappe vom Rücksitz langte, sagte zu der Dame auf deutsch: „Ich will lieber selbst nach Salzburg telephonieren, daß wir gut angekommen sind; der Chauffeur wird sich mit seinem mangelhaften Deutsch mit den hiesigen Postbeamten doch nicht recht verständigen können."

„Ach ja, das wäre sehr hübsch von Ihnen! Der Kommerzienrat ist ja immer so ängstlich, wenn ich ohne ihn Auto fahre!" sagte die Dame und trat in das Gastzimmer. Die Kellnerin wollte ihr den Weg nach den Fremdenzimmern weisen, aber sie fand ihn ganz von selbst, als wäre sie mit den Örtlichkeiten vertraut. Der Herr kam bald vom Postamt zurück, sagte zu der Dame: „Alles erledigt!" und fragte sie, ob sie sich nicht ein kleines Gabelfrühstück auf ihr Zimmer bringen lassen wolle. Das Stubenmädchen füllte gerade Wasser in die Waschkannen und legte Handtücher daneben hin; so konnte sie hören und erzählen, daß die Dame lächelnd entgegnet hatte: „Aufs Zimmer servieren? Nein, Herr Rechtsanwalt, so etwas kennt Rottenbuch nicht! Wir werden unten, im Herrenstübel, ein paar Eier oder Würstel oder bestenfalls saure Leber speisen und dann an unsre Geschäfte gehen. Ich möchte, wenn irgend möglich, abends wieder in Salzburg sein. Das ‚Hotel L'Europe' scheint mir doch wesentlich komfortabler als das hier. Also, bitte, gehen Sie voran ins Herrenstübel, gleich bei der Treppe links. Ich komme im Augenblick nach."

Als die Fremden dann beim Essen saßen, konnte man sehen, daß die Dame, die jetzt natürlich ohne Automantel und -mütze erschien, ein schlankes schwarzes Kleid trug und große Brillanten in den Ohren. Ihr köstlich frisiertes Haar glänzte auffallend blond, ihr Gesicht war weiß und rosig, obgleich ihm die Jugend fehlte, und der Duft eines parfümierten Bades schwebte leise um sie her. Als sie mit ihrer Mahlzeit fertig waren, wollte der Herr die Kellnerin nach dem Bürgermeisteramt fragen, aber die Dame unterbrach ihn: „Lassen Sie nur, ich weiß es noch, ich habe vorhin schon beim Hereinfahren gesehen, daß es immer noch in dem alten Hause von früher ist."

Sie standen auf, der Herr nahm seine Mappe und öffnete der Dame die Tür des Herrenstübels. Die Kellnerin, die ihnen nachspähte, sah, daß sie in das Haus traten, auf dem mit großen schwarzen Buchstaben stand: Gemeinde-Amt.



Am Nachmittag war das ganze Dorf bereits in heller Aufregung. Alle wußten es, flüsterten, staunten, schüttelten die Köpfe und schlugen die Hände zusammen. Hatte man je so etwas gedacht?! Hätte irgendein Mensch es für möglich gehalten?! War's denn auch wahr, wirklich wahr? Ja, ja, es war wirklich und wahrhaftig wahr, der Bürgermeister selbst mußte es bestätigen. Johanna Steinacher, die verlorene Tochter, von der alle gemeint hatten, daß sie längst auf der Straße oder im Spital zugrunde gegangen sei, Johanna Steinacher war, versehen mit allen Beweisstücken, heimgekehrt und trat ihr väterliches Erbteil an. Sie beabsichtigte natürlich nicht, das vermorschte Haus mit dem Torfstich zu behalten, sondern ließ vernehmen, daß sie wohl geneigt sei, es zu veräußern. Als sie das dem Bürgermeister sagte, spielte er verlegen mit einem Bleistift und meinte unsicher: „Eh' Sie kemma san, war halt ausg'macht, daß die Erben an den Posthalter verkaufen ..."

„An wen?"

„An den Huiras."

„Danke!" sagte Fräulein Steinacher und verließ das Gemeindeamt.

Sie ging in den Gasthof zurück, wo der Rechtsanwalt sie erwartete und ihr einen Brief überreichte, den soeben ein Livreediener gebracht hatte. Sie las, sagte: „Sehr gut!" und fuhr allein in ihrem Auto nach dem Schlößchen. Am nächsten Tage wiederholte sie ihren Besuch, diesmal in Begleitung des Rechtsanwalts, und vierundzwanzig Stunden später wußte man in Rottenbuch, daß das Moorbad in den Besitz des Barons übergegangen sei.

In Rottenbuch vernahm man es ziemlich gleichgültig, daß der Baron nun der Besitzer des Moorbades war. Der oder jener schüttelte wohl den Kopf, fragte sich ein wenig verwundert, was der neue Besitzer denn besonderes an der alten Baracke gefunden habe, daß er sie für teures Geld erstand. Der relativ hohe Kaufpreis — man munkelte von vierzig- bis fünfzigtausend Mark — beschäftigte die Gemüter am lebhaftesten; kein Mensch verstand, warum ein baufälliges Haus so viel wert sein sollte. Gerüchte wurden laut, der Baron beabsichtige ein großes Badehotel zu errichten, wurden aber nur mit dem mitleidigen Lächeln vernommen, das Rottenbuch seit vielen Jahren über das Moorbad hinlächelte. Für sie war und blieb es das Bauernbadl. Viele, ja die meisten bedauerten, daß nicht alles so gekommen war, wie man's längst abgeredet hatte. Der Huiras hätte das Badl wieder zusammengeflickt und sogar eine neue Badewanne und ein paar Dutzend neue Handtücher gestiftet. Ein nobler Mann, der Huiras! Fast wollte sie's kränken, daß ihm das Anwesen entgangen war, und wenn sie von dem Verkaufsvertrag zwischen der Johanna und dem Baron redeten, kam's ihnen vor, als sei der Posthalter um ein gutes Recht betrogen worden und sie mit ihm. Wäre das Moorbad an ihn gefallen, so hätten sie, ihre Kinder, Enkel und Urenkel ruhig da weiterbaden können, wenn Rheumatismus oder Gicht sie plagte, wie ihre Großväter und Väter gebadet hatten. Was tat's, wenn die Wasserröhren zerborsten waren, die Bäder unsauber und die Zimmerdecken voll Spinnweb?! So war man's gewohnt, so war's gut. Zudem hatte ja doch Huiras den Hausmaurer, Fensterscheiben, eine neue Badewanne und zwei Dutzend Handtücher versprochen, was wollte man noch mehr? Wahrhaftig, es wäre besser, wenn das Moorbad ihm gehörte statt dem andern! So sprachen sie wohl, dachten aber weiter nicht sonderlich darüber nach, denn schließlich ging sie alle das Moorbad nichts an. Nur von der Johanna redeten sie immer noch mit einem gewissen verbissenen Interesse, von ihrer plötzlichen Heimkehr, ihrem Erbrecht, vor allem aber von ihrem Nachthemd (das Stubenmädchen aus der „Post" hatte es ihnen heimlich gezeigt), das ganz aus Spitzen war und von rosafarbenen Bändern durchzogen. Das Moorbad aber stand da, öde, verlassen, und sah so übernächtig, so erschöpft aus, als wollte es jeden Augenblick in sich zusammensinken vor Müdigkeit und vor Scham über die eigne Verkommenheit. Nur die alte Wally hauste noch da, aber sie richtete keine Bäder und schlug keinen Banzen mehr an. Sie wartete, was der neue Herr verfügen würde, ob sie dableiben durfte oder mit ihrem eignen Bett, ihrem Schrank und ihrem Sparkassenbüchel — so nobel hatte die Johanna geschenkt! — eine neue Stelle suchen mußte.

Während das Moorbad so müde und beschämt dastand, daß es Mitleid einflößte,



plante man im Schloß schon seine glorreiche Verjüngung und Erhebung. Der Baron war zufrieden, wie er seit langem nicht mehr gewesen, und wenn er gleich seine Stimmungen stets beherrschte, so sah doch Otti, wie seine Augen glänzten und seine Mundwinkel ohne Anlaß fröhlich in die Höhe zuckten. Er ging durch seine Zimmer, summte oder pfiff leise vor sich hin, und wenn er sprach, war's immer, als redete er in einem kleinen, ganz kleinen Rausch.

Auch im Schloß wurde natürlich immer noch viel von Johanna gesprochen, von der Wendung, die ihr plötzliches Erscheinen bewirkt hatte. Der Baron sagte dann wohl lachend zu Otti und Andreas: „Kinder, ihr seid noch jung, lernt daraus wieder, wie töricht das Rechnen mit Möglichkeiten ist! Man soll im Leben eigentlich immer nur auf das Unmögliche rechnen, auf den Zufall! Jahr um Jahr habe ich mich doch mit dem alten Steinacher geplagt, habe mit ihm verhandelt, habe fast gebettelt, daß er mir die Baracke lassen soll, und ihm noch obendrein ein schönes Stück Geld geboten. Logisch wär's gewesen, er hätte mir's verkauft, aber nein! Es ging nicht logisch. Mit seinen verstiegenen Phrasen und seiner Scheu vor dem ‚Notär' hat er mich Jahr um Jahr an der Nase herumgeführt, bis über seinen Tod hinaus. Dann kam wieder ein Stück Logik, oder vielmehr es wäre gekommen, wenn Huiras das Moorbad erreicht hätte, aber die Logik behält nie recht! Ganz unlogisch, ganz plötzlich kommt dies Frauenzimmerchen in seinem Auto aus Salzburg dahergefahren, und alles sieht anders aus! Was ich jahrelang umworben habe, wird mir da in einer einzigen Stunde geschenkt!"

„Du hast dir's aber verdient, Papa, durch deine langen Bemühungen und durch die vielen Enttäuschungen, die du doch mit dieser Sache gehabt hast ..."

„Otti, du redest wie eine Spießbürgerin! Nichts hab' ich verdient, gar nichts, denn kein Mensch verdient etwas! Alles ist Geschenk! Alles nur Glück oder Ungerechtigkeit!"

Andreas sah seinen Schwiegervater erstaunt an, mußte aber doch lächeln. „Nun, Papa, geschenkt hat Ihnen die Johanna wohl nichts. Sie ist offenbar in Geldgeschäften recht erfahren, oder sie hat in ihrem Rechtsanwalt einen sehr schneidigen Berater. Mein Vater hätte den Erben noch nicht die Hälfte von dem bezahlt, was Sie der Person gaben."

Der Baron tat, als ob er verzweifelt die Hände ringen wollte. „André, André," — wenn er sehr gut gelaunt war, pflegte er den Namen seines Schwiegersohnes zu französisieren — „Sie sind genau so spießbürgerlich wie Ihre Frau! Ich glaube wirklich, Sie kränken sich, daß diese gewitzte Blondine mir vielleicht zehntausend Mark mehr abgeknöpft hat, als das Ding wert ist?!"

„Nein, ich kränke mich nicht, aber es tut mir immer leid, wenn Geld unnötig ausgegeben wird, auch wenn's nicht das meine ist."

„André, Sie großer Bourgeois, es ist Ihr Geld! Aber es wird nicht ausgegeben, sondern angelegt, und Sie werden die Zinsen ernten, wenn ich längst nicht mehr bin. Denn dann wird Rottenbuch ein erstklassiges Heilbad sein, und Sie werden das Gold mit Scheffeln einfassen! Euch beiden wird alles gehören, was ich erbaut und erdacht habe. Ich hoffe, ihr stiftet mir dann im Vestibül des Kurhauses eine Erinnerungstafel, auf der meine Verdienste verzeichnet stehen!"

Er hatte absichtlich mit einem Scherz geschlossen, denn er wollte keine feierliche oder gerührte Stimmung aufkommen lassen. Er wollte seinen kleinen fröhlichen Rausch ausgenießen, sagen, was ihm durch den Kopf ging, lachen, Pläne spinnen, in Entzückungen schwelgen, die sich in ferner Zeit zu Wirklichkeiten verwandeln sollten. Wenn er von dem Moorbad sprach, sagte er häufig „mein Moorbad", und das „mein" klang dann glücklich und stolz, als spräche er von einer geliebten Frau.

Otti und Andreas waren viel bei ihm in diesen Tagen. Er wollte sie gern um sich haben, und für die beiden war alles neu, was sie jetzt im Schloß sahen, spürten oder auch direkt aus seinem Munde vernahmen. Wohl hatten sie immer gewußt, daß er allerlei große Unternehmungen plante und ausführte, gewohnt war, mit Voraussetzungen und Summen zu rechnen, die andre überwältigt oder erschreckt hätten. Gewußt hatten sie's, aber nie aus der Nähe mit angesehen, nie die einzelnen Phasen des Werdens, Wollens und Gelingens so von Tag zu Tag miterlebt. Nur aus der Ferne hatten sie den Goldstrom rauschen hören, nur wie durch Schleier in phantastischen Um-



rissen erspäht, wie der Baron in fremden Ländern Wasserkräfte ausnutzte, Ölquellen bohrte, Schienenstränge spannte oder den Leib der Erde durchwühlen ließ nach Gold und Radium. Nur von Gelingen oder Mißlingen hatten sie gehört, jetzt aber sahen sie ihn zum erstenmal am Werk. Und sie beide, die verwöhnten Kinder des Besitzes, waren erstaunt und ergriffen von der fiebernden Tätigkeit, die den kleinen schmächtigen Mann jetzt ergriff, seinen Lebenswillen und seine Lebenskraft zu verzehnfachen schien.

Bald waren sie nicht mehr allein mit ihm. Architekten kamen, Ingenieure, Elektrotechniker. Auf allen Tischen lagen Baurisse, Zeichnungen für Gartenanlagen, Beleuchtungskörper und Innendekoration. Das Schloß glich kaum mehr einer ländlichen Villa, sondern einem friedlichen Feldlager, dessen Oberbefehlshaber der Baron war. Menschen kamen und gingen, stellten sich vor dem Moorbad auf, nahmen Maße ab, prüften den Boden, kritzelten Notizen und kehrten wieder ins Schloß zurück, wo der Baron, der inzwischen mit Kunstgewerblern und Tapezierern verhandelte, sie schon ungeduldig erwartete.

Andreas fragte ihn einmal: „Papa, machen Sie das alles allein, oder arbeitet auch fremdes Geld mit?“

„Nein, mein Sohn, diesmal bin ich allein. Es ist mein Spezialvergnügen, diese Sache zu machen. Wenn ich will, wird es mir immer ein leichtes sein, Hotel und Badeanstalt in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung oder auch in ein offenes Aktienunternehmen umzuwandeln. Vorläufig denk' ich aber gar nicht daran, ich will allein bauen, und es soll euch allein gehören. Aber, wie gesagt, wenn das Hotel erst steht, kann man immer noch tun, was man will.“

Und er entwarf vor dem Schwiegersohn dieselben glänzenden Zukunftsbilder wie damals vor Stauffer, und wie Stauffer war auch Andreas benommen und hingerissen von der Werbekraft, die aus den Worten des kleinen schmächtigen Mannes strömte.

Später dann, als er allein in seinem Arbeitszimmer saß und Gehörtem nachsann, kam eine gewisse Ernüchterung über ihn, die Empfindung, daß all die wunderbaren Dinge, die der Baron verhieß, eben gar zu wunderbar wären, um sich zu erfüllen. Vorsichtig wollte er zu Otti davon sprechen.

„Otti, meinst du nicht, daß dein Vater am Ende doch gar zu große Hoffnungen auf das Moorbad setzt?“

Sie lachte und meinte scherzhaft, den Baron kopierend: „Andreas, du bist wirklich ein Bourgeois!“

„Sei vernünftig, Otti! Sage, ist dein Vater bei all seinen Unternehmungen so optimistisch?“

Sie besann sich einen Augenblick. „Ich weiß es nicht. Er hat mich ja nie in seine Angelegenheiten eingeweiht. Aber ich glaube wohl, daß er immer so ist. Ich denke auch, daß man zu großen Unternehmungen so sein muß, so ... so ... Ich denke, man muß da eben unerschütterlich ans Gelingen glauben, darf den Mißerfolg gar nicht in Betracht ziehen, sonst verzettelt man sich mit lauter Wenn und Aber und erreicht nichts.“

„Vielleicht hast du recht.“

Er sagte es nicht nur, er glaubte es auch oder gab sich wenigstens Mühe, es zu glauben. Das war nicht ganz leicht für ihn, denn er war von anderm Blut als die Rasse seiner Frau, zur Vorsicht, zum langsamen Abwägen und noch langsameren Handeln geboren und erzogen. Sein Vater versteuerte wohl ein Einkommen wie ein Duodezfürst, aber deswegen stellten für die Huiras tausend Mark doch eine Summe vor, um die sich's wohl verlohnte zu reden und zu schachern, als hätten sie sie nie beisammen gesehen. Und wenn es einmal in der Brauerei oder in einer der Sägen bauliche Veränderungen gab, so wurden sie zwar tadellos bestellt und ausgeführt, aber man wandte doch Monate daran, um zu bedenken, zu überdenken und schließlich schwer, fast widerwillig zu einem Entschluß zu kommen. Im Vaterhause seiner Frau war das ganz anders. Hier sprang eine Idee auf, wurde alsbald beim Schopf gefaßt, beleuchtet, beguckt, rasch angenommen oder verworfen. Geld schien gar keine Rolle zu spielen. Der Baron rechnete mit Zehntausenden, mit Hunderttausenden, als wären's Kirschkerne, und wenn er Andreas gelegentlich von andern, auswärtigen Unternehmungen sprach, bei deren Finanzierung er geholfen hatte, so wurde dem jungen Huiras schwindelig zumute.

„Das Moorbad hier, das ist ja nur eine kleine Sache, quasi mein Privatvergnügen! Die großen Sachen, die wirklichen Geschäfte sehen anders aus, lieber Andreas, das dür-

fen Sie mir glauben! Das hier ist nur eine Spielerei, bei der ich mich ausruhe."

Otti strahlte vor Bewunderung, wenn ihr Vater so sprach, und Andreas kam sich neben den zwei begeisterungsfähigen, hoffnungsfrohen Menschen nüchtern und schwerfällig vor.

Seine Flitterwochen mit Otti waren längst vorbei, aber immer noch fragte er sie gern wie in den ersten verliebten Monaten: „Otti, warum hast du mich eigentlich geheiratet?"

Jedesmal entgegnete sie lächelnd: „Weil ich dich liebgehabt habe!"

Er machte eine ungeduldige Bewegung, sein Gesicht wurde düster und sein Blick dunkel. „Liebgehabt, liebgehabt, das ist ein dummes Wort! Das genügt doch nicht, um sich an einen Menschen fürs Leben zu binden!"

Sie lächelte immer noch, fand eine ihrer spielerischen Liebkosungen, die ihn zuweilen entzückten und zuweilen empörten. „Ei, lieber Bourgeois, hast du mich etwa geheiratet, weil du mich nicht liebgehabt hast?"

Er packte ihre Hände, riß sie jäh an sich und bedeckte ihre Augen mit Küssen. „Ich hab' dich geheiratet, weil ... weil du mir das Liebste auf der Welt bist ..."

Er ließ sie ebenso jäh aus den Armen, wie er sie genommen. Er wartete auf ein Wort, auf den Ausdruck eines Gefühls, auf irgend etwas Heißes, Ungestümes, etwas, was eine Antwort war auf sein Bekenntnis. Das kam aber nie. Sie trennten sich nach solchen Szenen mit ein paar Zärtlichkeiten oder mit einer scherzhaften Bemerkung, die Otti über seine Wildfanggewohnheiten machte. Jedesmal kam sich Andreas wie gefoppt vor. Es fehlte ihm wahrhaftig nicht an einem gewissen Selbstbewußtsein, und es lag nicht in seiner Art, psychologischen Spitzfindigkeiten nachzuhängen. Keine andre Frau hätte er gefragt und immer wieder gefragt, warum sie ihn zum Mann genommen, bei jeder andern hätte er ganz selbstverständlich geglaubt, daß sie in ihn, den schmucken, reichen Huiras, bis über beide Ohren verliebt war und blieb. Bei Otti war er's nicht, denn Otti brauchte nicht nach Geld zu fragen und hätte in der Gesellschaft, zu der sie gehörte, gewiß Männer gefunden, die ebensogut oder besser aussahen als er. Warum hatte sie ihn gewählt? Er verstand es nicht, und im letzten Winkel seines Herzens kratzte etwas wie Mißtrauen, wie Angst. Er wußte selber nicht, wem er mißtraute und wovor er Angst hatte, aber gerade in den Tagen, da das Schloß wie eingetaucht schien in Feiertagsstimmung, gerade in diesen Tagen hatte Andreas deutlicher als je zuvor die Empfindung, daß Otti eigentlich doch nicht so seine Frau war, wie er's einst geträumt und gedacht hatte.

— — — — — — — — — — — —

Pink, pink, pink, pink! schollen die Hammerklänge bis ans Dorf hin, dazwischen ein Krachen von abstürzenden Mauern, ein Rattern von fallenden Balken, Staubwolken, die von Schutt und zerbröckelnden Ziegeln aufsteigen.

Das alte Moorbad wird eingerissen.

Nur eine Handvoll Arbeiter ist am Werk, denn es braucht nicht gar viel, um das erschöpfte, beschämte Haus zum Einsturz zu bringen. Da Türen, Fenster und Dielen herausgerissen sind, dringt ekler Modergeruch hervor, der sich allen auf die Brust legt und selbst die Vorübergehenden beklemmt. Sie schütteln die Köpfe, wundern sich, daß man das früher nie bemerkt habe, meinen wohl auch: „Der alt' Steinacher hat d' Söll' verkehrt im Leib g'habt, daß er da so lang g'sund blieb'n is!"

Wie das alte Haus ungefähr dreiviertel abgerissen war, tat es einen langen Atemzug und stürzte zu Boden, als schäme es sich, daß an seinem verwüsteten greisen Leib noch so viel herumgefingert und herumgeschlagen würde. Ohne allzu lautes Poltern sank es in sich zusammen; die weißen Staubwolken, die um seine letzten Augenblicke herwehten, verhängten sein Sterben mit einem feinen Schleier. Erst als der sich wieder verzogen, sah man, daß vom Moorbad nur ein Trümmerhaufen geblieben war.

Als man mit den Räumungsarbeiten begann, sah man allerdings noch etwas andres und erschrak. Jetzt erst kam zutage, wie schwank der Grund war, auf dem das Haus gestanden hatte. Heimtückisch und langsam, dem Auge kaum wahrnehmbar, hatte das Moor das Haus stückweise eingeschluckt, still und gefräßig an ihm nagend, daß es immer tiefer in den schwarzen Grund einsank. Da wollte es alle, die das Moorbad gekannt hatten, wie nachträgliches Grauen anfallen und auch wie Mitleid, daß es nun zu Ende mit ihm war. So lange hatten sie's in



seiner düsteren Verkommenheit gesehen, daß sie jetzt, wenn sie den leeren Platz sahen, meinten, es fehle ihnen etwas Liebes. Und sie murrten ein wenig über die neue Zeit, die keinen Respekt vor der alten habe, und fanden, daß es doch schade um das Moorbad sei, schon gar, weil der Huiras es ausbessern lassen wollte und auch eine neue Badewanne und zwei Dutzend Handtücher versprochen hatte.

Ihrer fünf oder sechs aber murrten nicht, sondern machten vielmehr höchst vergnügte Gesichter. Das waren die Besitzer von Grundstücken, die an die Moorwiesen grenzten, und die mit dem Baron schon ein gutes Geschäft gemacht hatten. Das Areal des Moorbades wäre ja viel zu klein gewesen für den beabsichtigten Neubau, darum hatte der Baron, gleich nachdem der Kaufvertrag abgeschlossen war, die Eigentümer der Nachbarwiesen zu sich entboten und sie gefragt, was sie für den Quadratfuß verlangten. Sakra, das war ein nobler Herr! Sie nannten ihren Preis, den sie natürlich gleich aufs Herunterhandeln eingerichtet hatten, und bekamen mehr, als sie sich erhofften, denn der Baron sagte wohl, daß sie sehr teuer seien, handelte und drückte auch ein wenig, aber sie merkten gleich, daß er's nur der Form wegen tat, um nicht als dummer Kerl vor ihnen dazustehen. Und so zogen sie sehr bald mit einer netten Summe baren Geldes ab und staunten im stillen, daß man auch auf diese Art verkaufen und kaufen konnte. Von ihresgleichen und auch vom Huiras waren sie's anders gewohnt. Da redete und feilschte und stritt man um jedes Markstück halbe Stunden lang, schwur und fluchte, daß man vom Angebot nicht einen Pfennig nachließe, und war schließlich zufrieden, wenn der andre nur ein Viertel vom Preis herunterdrückte. Sakra, sakra, der Baron war ein nobler Herr! Außer den Grundstücksbesitzern kümmerten sich die Rottenbucher aber immer noch blutwenig um das, was kommen sollte. Sie lächelten geringschätzig, wenn sie von einem großen Hotel und einem Badehaus nach neuem Stil munkeln hörten. So dumm konnte doch kein Mensch sein, schönes Geld in den schwarzen Schlamm zu stecken, der schon das alte Moorbad zerfressen und eingeschluckt hatte!

Der Baron und seine Leute waren allerdings betroffen, als herauskam, wie morsch der Grund war, auf dem sie bauen wollten. Sie hatten natürlich mit schlechten Terrainverhältnissen gerechnet, mit Aufschüttung und Untermauerung, aber so verteufelt glitschig hatten sie's nicht gedacht. Nun, deshalb brauchte man aber den Mut noch nicht zu verlieren! Die Vorarbeiten würden eben länger dauern und mehr Geld kosten, das war alles. Der Baron regte den Gedanken an, ob man nicht bauen solle, wie das alte Venedig seine Paläste gebaut hatte: auf eingerammten Pfählen ein unverwüstliches Marmorfundament, das durch Zement unlöslich mit den Pfählen verbunden wurde. Der Gedanke war sehr schön, schien wegen des großen Holz- und Steinreichtums der Gegend nicht unausführbar, mußte aber aufgegeben werden, weil der Transport der Steineichen, die man aus Italien hätte kommen lassen müssen, doch zu kostspielig gewesen wäre.

Man blieb also bei der allgemein üblichen Beton- und Zementmethode, und der Baron rief alle Arbeitskräfte der Umgegend zusammen, um die Vorarbeiten zum Bau zu beginnen, denn er hatte seinen Architekten und überhaupt seinen Unternehmern zur Bedingung gemacht, daß alle Hände von Rottenbuch, die tüchtige Arbeit leisten wollten und konnten, sich bei dem Neubau fanden.

Da rückte das künftige Moorbad langsam in den Gesichtskreis der Leute von Rottenbuch; aus Gerüchten, Plänen und unklaren Vorstellungen trat es in die Wirklichkeit hinein, rief sie zur Arbeit auf und versprach ihnen Verdienst. Wie hätten sie da nicht kommen sollen?! Sie kamen denn auch, zuerst die Männer, die bis jetzt im Dorf oder über Land ihr Brot gesucht hatten und froh waren, daß sie jetzt für Monate hinaus nicht mehr zu sorgen brauchten, sondern an Ort und Stelle ihr Tagewerk verrichten konnten. Bald folgten ihnen die Weiber, denn es war ihnen gleich, ob sie den Rücken zum Kartoffellesen krumm bogen oder um den Männern Handlangerdienste zu leisten. Sie verdienten etliche Pfennige mehr, wenn sie Steine und Hotten schleppten, als wenn sie auf dem Feld arbeiteten, darum kamen sie gern und waren eifrig vom Morgen, bis der Abend sank.

Und manch einer, der bisher über das neue Moorbad geradeso geringschätzig gelächelt hatte wie über das alte, kam jetzt ins Nachdenken und sah ein, daß es da draußen ernst wurde. Der Krämer und der Schnei-



der, der Stricker und der Schuster ließen sich allerlei durch den Kopf gehen. Wenn da draußen wirklich ein großes Hotel stand, dann mußten doch auch viele Fremde kommen, reiche, verwöhnte Fremde, die Geld unter die Leute brachten. Unter ihnen gab es gewiß manche, die nicht im Hotel wohnen wollten oder keinen Platz mehr fanden, oder ... Der Krämer und der Schneider, der Schuster und der Stricker erinnerten sich mit einem Male, wie's zur Zeit der Fremdensaison drüben in den bayrischen und den österreichischen Weltbädern aussah und in Salzburg. Auch andern Rottenbucher Köpfen kam solche Erinnerung. Sie hatten noch keine bestimmten Pläne oder Vorstellungen von ihren künftigen Beziehungen zum neuen Moorbad, aber es gab jetzt doch manches „Vielleicht" oder „Es könnte sein", das sie früher nie erwogen hatten. Sie lächelten auch nicht mehr mitleidig, wenn von dem Neubau die Rede war, sondern sahen neugierig, widerwillig anerkennend, wie das Fundament nun fest in dem glitschigen Schlamm lag, wie in weitem Umkreis sich die Grundmauer langsam und bestimmt zu erheben begann. Sie verstanden nicht bis zuletzt, was des kleinen schmächtigen Mannes Wille da schuf und wollte, und ihr Zutrauen zu allem Neuen war gering, aber immerhin war dies Moorbad von morgen eine Erscheinung, mit der sie jetzt rechneten und rechnen mußten, etwas Fremdes, das ihnen so nahe und mächtig auf den Leib gerückt kam, daß sie's nicht mehr übersehen konnten. Noch war alles, wie es vor fünfzig, vor hundert Jahren gewesen, aber in allen Köpfen begann es zu schwirren, wie Maikäfer, die in ein enges Holzhäuschen eingesperrt sind. Noch war's keine Erkenntnis, sondern nur ihr schüchterner Dämmerschein, ein zages Ahnen, daß für Rottenbuch da draußen eine neue Zeit gehämmert wurde.

Früher als sie alle hatte einer das begriffen — Jakob Huiras. Der Zorn stieg ihm rot ins Gesicht, wenn er von dem Neubau hörte und spürte, was in den Köpfen schwirrte. Er ballte die Fäuste und hätte jeden einzelnen erwürgen mögen. Es kam ihm vor, als ob jeder einzelne mit Schuld trage an all dem Ärger und der Schmählichkeit, die er nun seit Monaten erlebte. Mit der Rückkehr der Johanna Steinacher hatte es begonnen. Noch heute drehte sich alles in ihm um, wenn er an diesen Tag dachte. Dieser Schlampen hatte ihm alles über den Haufen geworfen, was er seit Jahren gewollt, dies elende Bettelmädel, das er noch hatte barfuß laufen sehen, und das sich jetzt zum zweitenmal seinem Willen widersetzt hatte! So eine triumphierte über ihn, riß ihm weg, was schon so gut wie sein Eigen gewesen, und verschacherte es, als wäre er, Jakob Huiras, gar nicht vorhanden, an den hergelaufenen Fremden, den Baron! Nichts hatte dem Baron gehört als sein Haus und sein Garten; Wiesen und Äcker, Steinbruch, Sägen, Brauerei und Jagd — über alles war der Huiras Herr. Wie ein König hatte er bisher in Rottenbuch geherrscht. Er war der Maßstab für alles gewesen, der Richter und der Wohltäter in einer Person, der Kopf, der alles dachte, die Hand, die alles hielt und schenkte. Nun wuchs es da draußen mit weißen Mauern aus dem schwarzen Grund empor, und je höher es stieg, um so mehr verfinsterte es den Glanz, der bisher um die Huiras gefunkelt hatte, bis sie schließlich im Dämmer des Alltags standen und waren wie andre auch. Eine strahlende Zwingburg stieg da draußen auf; der letzte Stein, den sie ihr einfügten, war zugleich das Grabmal für die Größe der Huiras. Fremde würden ins Dorf strömen, fremde Ansichten, fremdes Geld. Die alte Genügsamkeit würde verschwinden, die Selbstverständlichkeit, mit der man sich dem Willen und dem Wort der Huiras gebeugt, hörte auf. Die fremden Einwanderer, ihre Wünsche und ihr Geld — das waren die künftigen Herren von Rottenbuch. Das war der Huiras Ende.

Wenn er zu seiner Frau über das künftige Bad sprechen wollte und über die Einbuße, mit der es sie bedrohte, fand er kein Gehör. Frau Huiras gönnte zwar der Schwiegertochter nicht, daß sie nun durch das Werk ihres Vaters vielleicht mehr sein sollte als nur Frau Huiras jun., aber sie lachte doch grell auf und warf dem Manne hin: „Dir g'schieht's grad' recht! Du hast dich dein lebelang nur an Weiber g'hängt, drum muß dir jetzt ein Weib so was antun!"

Er brüllte sie an, daß sie erschreckt aus dem Zimmer schlich, aber ihr Sinn gab nicht nach. Ihre Augen brannten leuchtender als sonst, und es strahlte von ihr wie gestillte



Rache. In allem, was geschehen war, sah sie die Hand Gottes, der sich endlich ihrer annahm und jahrelange Qual dem vergalt, der sie seinem Weib angetan hatte.

Andreas saß in seinem Bureau vor seinem großen Schreibtisch und sah die eingelaufenen Korrespondenzen durch. Er hielt gerade einen Prospekt über eine neue Schreibmaschine in der Hand, als sein Vater eintrat. Der alte Huiras kam selten ins Bureau, kümmerte sich lieber um Tatsächliches als um Schreibarbeit. Wenn er ins Bureau kam, so geschah es nur, um etwas mit dem Sohne zu besprechen oder etwas wie Oberaufsicht zu markieren. Andreas schob dem Vater eine Handvoll Briefe hin, die geschäftliche Anfragen und Aufträge enthielten, aber Jakob Huiras sah kaum hinein, sondern fixierte den Prospekt, auf dem er die Abbildung der Schreibmaschine erblickte.

„Willst dir net am End' noch so einen modernen Klapperkasten anschaffen?" fragte er ironisch.

„Natürlich will ich," entgegnete Andreas ruhig.

„Haha, möcht' wissen zu was! Für das bissel Schreiberei tut's doch wahrhaftig die Feder auch noch."

Andreas sagte nichts mehr, warf aber den Prospekt nicht, wie sein Vater erwartet hatte, in den Papierkorb, sondern kritzelte auf den Rand ein paar Bemerkungen und legte ihn in seine Brieftasche.

Der alte Huiras ärgerte sich. „Du bist jetzt auch schon so einer, dem nichts modern g'nug sein kann! Freilich, so ein Klapperkasten paßt gut zu der Kramuri, die du da 'rumstehen hast!"

Er wies mit einer verächtlichen Bewegung auf den Schreibtisch, wo unter allerlei nüchternen Schreibgeräten und Papieren das Tintenfaß aus dunkelirisierendem Glas auffiel, ein silbernes Lalique-Petschaft und eine alte Empireuhr aus dunklem Holz mit einigen Goldverzierungen — Geschenke, die Otti ihrem Manne zu Weihnachten oder zum Namenstag gemacht hatte. Sie nahmen sich seltsam aus in dem Gemach, das nur weiß getüncht und mit steifen veralteten Möbeln aus Kirschholz eingerichtet war.

Andreas überhörte die Bemerkung. „Ich fände es sehr vernünftig, wenn wir auch für unsre Buchhalter Schreibmaschinen hätten! Keine einzige große Firma läßt heutzutage noch mit der Hand schreiben —"

„Bei mir bleibt's, wie's is! Nach mein' Tod kannst du ja amal alles umkrempeln und no moderner sein als dein Herr Schwiegervater und deine Frau, die dir lauter solche Faxen in den Kopf setzen!"

„Wenn du glaubst, daß die jetzt nichts andres im Kopf haben als ein paar Schreibmaschinen, irrst du dich gewaltig!"

„Ja, ja, ja, ich weiß, die haben die größten Dinge von der Welt im Kopf! Die müssen bauen, wie's noch kein Mensch in Rottenbuch je gesehen hat. Die müssen überhaupt ganz was andres aus Rottenbuch machen, als es seit hundert und hundert Jahren war. Die spielen sich jetzt als die Herren auf! Wir, wir gehören jetzt zum alten Eisen und können uns begraben lassen!"

Andreas sah vor sich hin und antwortete erst nach einer Weile: „Das ist doch nicht zu leugnen, daß mit diesem neuen Hotel und dem neuen Bad ein großer Aufschwung in die ganze Gegend kommen wird!"

Jakob Huiras' Gesicht begann sich zu röten. Er stand dem Sohne gegenüber, der saß, und seine Finger klopften erregt auf die kleine Balustrade, die um den Schreibtisch lief. „Zu was brauchen wir einen Aufschwung?! Haben die Leute hier net immer satt zu essen gehabt und ein Dach überm Kopf?! Braucht der Mensch mehr? Nein, was er mehr hat, is von Überfluß. Bin ich ihnen net immer beigestanden und hab' geholfen an allen Ecken und Enden?! Tausende und Tausende hab' ich für sie hingeschmissen!"

„Gewiß, Vater, aber das alles steht auf einem andern Blatt! Hier handelt sich's einfach um eine Ausnutzung aller Möglichkeiten und eine Anspannung aller Kräfte —"

„Hör' mir auf mit die Sprüch' von deinem Schwiegervater und deiner Frau! Bist du denn ganz gottverlassen, daß du den Schaden gar net siehst, den sie da draußen anrichten?! Ausnutzung aller Kräfte, jawohl! Aber anders, ganz anders, als du daherredest! Die Leut' werden ihre Kräfte anspannen, um Geld herauszuschinden, sie werden die Fremden schamlos ausbeuteln wie in die großen Bäder, und alle gute alte Zucht und Zufriedenheit und Gottesfurcht wird zum Teufel gehen! Das ist der Aufschwung, den Rottenbuch nehmen wird!"



Fritz Hegenbart: Frauenbildnis.

(Tempera.)

Zu dem Aufsatz „Fritz Hegenbart“ von Arthur Roeßler.

Mit Erlaubnis des Buch- und Kunstverlags Karl Graeser & Cie., Wien.

Andreas widersprach, suchte dem Vater auseinanderzusetzen, daß er die Dinge einseitig und allzu pessimistisch betrachte. Er widersprach ohne Leidenschaftlichkeit, und seine Stimme klang etwas müde, so, als ob sie eine Überzeugung ausspräche, die in widerstreitenden Gefühlen wurzelte und darum ihrer selbst nicht ganz sicher war. Schließlich machte er seinen Vater auf den Vorteil aufmerksam, der der Brauerei aus dem neuen Unternehmen erwachsen würde, denn es war ja ganz selbstverständlich, daß das künftige Badehotel das Bier von den Huiras bezog. „Das wird doch einen ganz andern Absatz geben als die kleinen Gasthäuser hier herum, und darum mein' ich eben, wir sollten trachten, in unsern Betrieb allmählich einen größeren Zug hineinzubringen. Man kann ja gar nicht sagen, was da alles noch wird!"

Nun war er doch in seinem Element und hätte gern erzählt, wie er sich die Zukunft der Brauerei dachte. Es war lange schon sein Gedanke, die Brauerei aus dem Niveau des Dorfbieres herauszuheben und ganz langsam, aber ganz sicher in die Reihe der Brauereien zu rücken, die das große Exportgeschäft betreiben und neben Pschorr und Sedelmayer bestehen, wenn sie auch noch keinen Weltruf erlangt haben. Es gab mehr solche Brauereien, die noch vor zehn, fünfzehn Jahren nur im nächsten Umkreis Bier verschenkt hatten, und deren Marken jetzt schon im Auslande bekannt waren, ja, vielleicht sogar in deutschen Großstädten eigne Bierstuben besaßen. Auf seinen Auslandsreisen war ihm die erste Idee zu solchem Aufstieg gekommen; in der frischen, verwegenen Atmosphäre, die vom Schloß her in sein Haus wehte, hatte diese Idee sich zu bestimmten Plänen entwickelt, die er dem Vater gern mitgeteilt hätte.

Jakob Huiras aber winkte gleich beim ersten Wort ab. Nein, er hatte keine so großen Rosinen im Kopfe wie der Herr Baron. Er war ganz zufrieden mit seinen bäuerlichen Abnehmern, und er pfiff darauf, ob sie künftig im Badehotel Huiras-Bier ausschenken würden oder andres. Ja, ja, er pfiff darauf! Er hatte es doch, weiß Gott, nicht nötig, dem Herrn Baron ein Geschäft zu verdanken! Es war ihm auch ganz gleich, wenn die sich etwa das Bier aus München kommen ließen, ganz gleich. „Aber weißt, du, du bist zum Lachen! Man meint grad', man hört deinen Schwiegervater oder deine Frau, wenn man dich hört! Donnerwetter noch einmal, die hat dich am Schürzenbändel! Schämen tät' ich mich, so ein Lapp zu sein! Schau mich an," — er pflanzte sich breitspurig, mit gespreizten Beinen vor dem Sohne auf und bohrte die Fäuste in die Taschen seiner Joppe — „ich bin immerfort Herr in meinem Haus blieben und bin, wie ich deine Mutter g'heirat' hab', lang net das g'wesen, was du bist und was d' warst, wie d' den Zieraffen g'heirat' hast! Aber a Mann muß a Mann sein und net a Lapp!"

Andreas machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: Lassen wir das, wir werden uns doch nicht verständigen!

Jakob Huiras beharrte auch nicht weiter. Er hatte sich ein Stück Wut vom Herzen geredet und sah nun flüchtig die Briefe durch, die der Sohn ihm hingeschoben hatte. Dann ging er hinaus und warf die Tür hinter sich ins Schloß, daß sie dröhnte.

Andreas tat pflichtgemäß, was die Stunden von ihm forderten. Die Auseinandersetzung mit dem Vater — es gab jetzt oft ähnliche Auseinandersetzungen — hatte ihn verstimmt, aber er gönnte dieser Verstimmung nicht Raum, bis alle Arbeit erledigt war. Wenn er erst ins Nachdenken kam, verlor er sich in Betrachtungen und Ausblicken von so unerfreulicher Art, daß der Arbeitsgeist entflohen wäre.

Er hatte vorhin das neue Badehotel und den ganzen Anschauungskreis seines Schwiegervaters gegen den Vater verteidigt, als ob es seine eigne Sache wäre. Er hatte getan, als ob in allen Dingen zwischen ihm und dem Schloß das beste Einvernehmen bestände, und doch stand er allem, was seine Frau und ihren Vater bewegte, viel ferner, als die Huiras es dachten. In der ersten Zeit freilich, in der ersten Rauschstimmung des Barons war er in alles eingeweiht worden, hatten sie bei allem seine Ansicht hören wollen, war kaum ein Tag vergangen, an dem er nicht nach den Bureaustunden mit Otti zu seinem Schwiegervater gegangen war und dort mit ihnen bis in die Nacht hinein von dem neuen Unternehmen geredet hatte. Allmählich war das anders geworden. Langsam war er von ihnen und ihren neuen Lebensinteressen zurückgewichen, Tage, Wochen vergingen jetzt, ohne daß er das Schloß aufsuchte.

Er konnte Otti nicht sagen, warum er sich zurückzog und das Haus seines Schwiegervaters mied. Immer wieder nahm er sich vor, es ihr zu erklären oder wenigstens anzudeuten, aber immer wieder hielt ihm der Stolz die Hand vor den Mund. Er mied das Schloß, weil er jetzt einen dort getroffen hätte, dem er aus dem Wege ging; das war der künftige Badearzt, Doktor Stauffer. Andreas wußte sehr wohl, wie sie im Dorf über Stauffer und Anna sprachen, und darum verdroß es ihn, daß gerade Stauffer eine leitende Stellung bei dem neuen Unternehmen haben sollte, und verdroß ihn nicht minder, daß es ihn eigentlich gar nicht verdrießen durfte.

Es gab jetzt Tage, an denen Andreas seinen Hochzeitstag bereute. Welch eine törichte Idee von ihm, ein Mädchen zu wählen, das in einer fremden Welt wurzelte, darum nun und nimmer die Seine werden konnte! Wie anders könnte sein Leben sein, wenn er dem Vater gefolgt und eine der reichen Töchter des Landes geheiratet hätte, die nichts Besseres wollten, als die Frau des jungen Huiras werden. Er hätte jetzt ein Heim, in dem er der Herr, der Abgott war, eine Frau, die keine andern Interessen kannte als die seinen. Er würde jetzt fest vereint mit der eignen Familie das künftige Bad hassen, dürfte offen seine Abneigung gegen Stauffer zur Schau tragen. Vielleicht war die ganze Stellung, die die Huiras gegen das Bad nahmen, engherzig, ja, auf die Länge unmöglich, aber mochte das Gefühl, das sie beseelte, auch aus Borniertheit und Stumpfheit herkommen, so war es eben doch **ein** Gefühl, eine einzige starke Empfindung, die sie jetzt alle zusammenschloß. Er aber, der Sohn des Hauses, hatte sich mit seiner Heirat dem Hause und dem starken Gefühl der Zusammengehörigkeit entfremdet. Halb gehörte er den Huiras, halb den Tosleins.

Zwiespältig wie sein äußeres Sein sah's auch in seinem Inneren aus. Wenn er's auch dem Vater nicht zugestand, so wurmte es ihn doch, daß die Huiras nun nicht mehr die Ersten in Rottenbuch sein sollten. Wenn das neue Bad erst eröffnet war, würde er wirklich nicht mehr viel andres sein als der „Prinzgemahl“, wie Anna ihn immer öfter und immer lauter nannte. Es kam ihm vor, als ob er schon jetzt nicht viel mehr vorstelle. Er hatte eine Frau, die in einem andern Interessenkreis lebte, in einem Interessenkreis, der die Seinen bedrängte und den er doch, wenn auch widerwillig, anerkennen, ja bewundern mußte. Aber war das eine Ehe, in der Mann und Frau nicht miteinander, sondern auf verschiedenen Wegen nach verschiedenen Zielen gehen und sich nur zeitweise in freundlicher oder innerlich ertrotzter Anerkennung begegnen? War das eine Ehe, in der die Frau ganz selbstverständlich freundschaftlich mit einem Menschen verkehrte, dem er aus dem Wege ging? War das eine Ehe, in der das Herz der Frau an einem Unternehmen hing, dessen Vollendung den Mann und die Familie des Mannes empörte und bedrückte?

Andreas senkte den Kopf und bereute seinen Hochzeitstag. Alles Glück, das er je bei Otti gefunden, wäre ihm feil gewesen, wenn er jetzt hätte ein wirklicher Huiras sein und das neue Bad frank und frei hätte lassen dürfen.

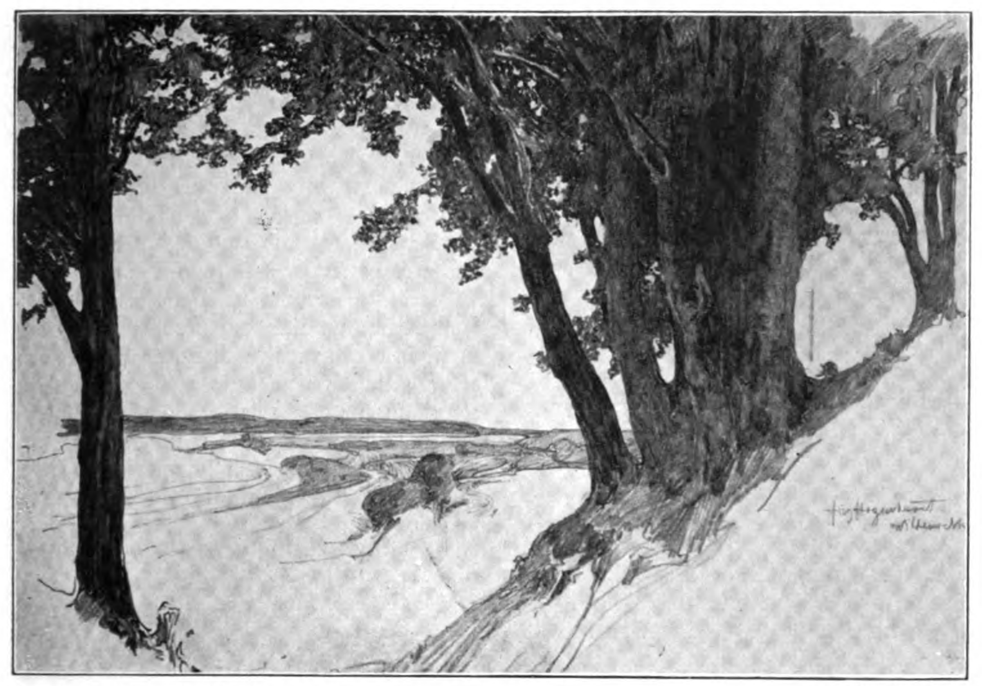
(Fortsetzung folgt.)

Weißt du — wo?

Weit — weit —
Hart an der Ewigkeit,
Über den Zeiten,
Ganz hinter Mitternacht,
Wo schaudernd schreiten
Füße der Geister sacht,
Wo gar kein Wald mehr
Und keine Wiese lacht,
Wo, dieses Lebens leer,
Schläft eines Ozeans Macht:
Dort winkt ein Streifen Strand,
Dort kreist die Sehnsucht mein,
Adlergleich, ganz allein,
Suchend nach Land.

Karl Ernst Knodt

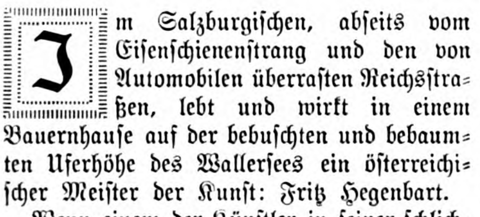




Fritz Hegenbart: Landschaft. Bleistiftzeichnung.

Fritz Hegenbart

Von Arthur Roeßler (Wien)



Im Salzburgischen, abseits vom Eisenschienenstrang und den von Automobilen überrasten Reichsstraßen, lebt und wirkt in einem Bauernhause auf der bebuschten und bebaumten Uferhöhe des Wallersees ein österreichischer Meister der Kunst: Fritz Hegenbart.

Wenn einem der Künstler in seiner schlichten Werkstatt federnden Schrittes entgegentritt, mittelgroß, ebenmäßig und kräftig gewachsen, mit seiner zur freundlichen Gelassenheit gebändigten Kraft, bewirkt er einfach durch sein bloßes Dasein den Eindruck ungewöhnlich ausgeglichener Durchbildung. Sein runder Kopf sitzt knapp und fest auf stämmigem Hals und breiten Schultern. Locker gewelltes blondes Haar läßt eine breite unverdüsterte Stirn frei, unter der zwei leuchtend blaugraue Augen durch blanke große kreisrunde Brillenkristalle seltsam belebt ausschauen und eine kräftig fleischige Nase vorragt. Das energisch geformte Kinn ist von einem kurzgeschorenen dichten Bart kräuselig umrahmt, das ganze Antlitz unverwittert voll und gebräunt. Der Künstler spricht, mit leicht heiserer Stimme, nach der Art einsamer und mit anstrengender Arbeit vielbeschäftigter Menschen meist wortkarg, in gleichsam gestanzten Sätzen, vermag aber, wenn auch nicht just schwätzschweifig, wie die Schwaben zu sagen pflegen, so doch redesam zu werden, wenn ihm der jeweilige Partner „zu Gesicht steht". Er überrascht dann durch die dialektfrei wohlgefügte und eigenartige Redeweise, die blumig durchwirkt ist mit kernigen Ausdrücken, drastischen Vergleichen und Einfällen voller Bildmäßigkeit. Er bedient sich keiner verschlissenen und abgegriffenen Klischeesätze, sondern prägt sich aus dem lebendigen Stoff der Sprache den zutreffenden Satz.

Der ganze Mann ist eine merkwürdige Verschmelzung von verfeinertster Empfindlichkeit und ungestümstem Temperament; er atmet Kraft, Gesundheit und Wahrhaftigkeit. Man merkt es ihm leicht an, daß es ihm mit der Kunst blutiger Ernst ist, im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt, daß er sein Blut, sein Hirn und seine Nerven daransetzt, daß die Kunst ihm Daseinszweck ist, daß er sie mit hingebungsvoller Inbrunst ausübt.

Hegenbarts Arbeiten ist kein Ausscheiden überschüssiger Energie, kein Abgleiten, Ausströmen von ästhetischen Lustgefühlen, sondern Kunstschaffen; der von einem regen und ge-



Fritz Hegenbart: Sommer. Radierung.

steigerten Bewußtsein sorgsam überwachte, ursprüngliche Gestaltungsdrang eines von Natur aus zur Kunstschöpfung ausersehenen und reichbemittelten Wesens besonderer Artung. Weilt man längere Zeit mit Hegenbart zusammen, merkt man, daß der ganze Mann mit Kraft, Ernst, Geist, Phantasie und Temperament ganz und gar gesättigt ist, mit einem „Schuß“ von Schmerz darin. Was erklärlich ist, denn das Werden und Wachsen verursacht vor allem Schmerz. „Nicht im Herbst, sondern im Frühling stirbt von den Pflanzen, was sterblich ist. Nur das Urgesunde und Wurzelechte hält den Werdeschmerz aus, aber Schmerz ist es immer, und hätten die Bäume Stimmen wie die Tiere, so hörten wir im Frühling ein Seufzen und Schreien, daß uns das Herz erblaßte!“ — wie einer einmal sagte, der „auch einer“ war. Die Arbeit, namentlich die künstlerische, hat eben bittere Wurzel, aber süße Frucht.

Und süß, nicht süßlich — man achte auf den Unterschied! — sind Hegenbarts Arbeitsfrüchte. Ich weiß, daß es für unmodern gilt und bespöttelt wird, wenn es sich einer beikommen läßt, sich imponieren zu lassen, aber ich bekenne trotzdem, daß mir Hegenbart imponiert. Mich stützt dabei die starke Zuversicht, daß unausweichlich — und vielleicht schon bald — die Zeit kommen wird, da er auch andern noch imponiert.

Fritz Hegenbart wurde 1864 zu Salzburg geboren. Seine Mutter entstammte einem dort seit langem ansässigen Geschlecht von Kaufherren, sein Vater war ein geborener Deutsch-Böhme und als Musiklehrer am Mozarteum tätig. 1865 wurde Hegenbarts Vater als Professor des Cellospiels an das Konservatorium in Prag berufen. Fritz besuchte in der alten Wenzelstadt an der Moldau das deutsche Gymnasium und hernach als Hospitant im Orchesterspiel das Konservatorium, absolvierte die Organistenschule und entwickelte sich zu einem Meister des Cellospiels, neben dem er auch das Klavierspiel pflegte. Sein Vater hatte ihn, trotzdem Fritz lieber Maler werden wollte, zum Musiker bestimmt. Nachdem er als Einjährig-Freiwilliger bei den Jägern in Prag gedient hatte und beim Militär zu bleiben drohte, wenn ihm nicht erlaubt würde, Maler zu werden, erhielt er von seinem Vater die Erlaubnis, die Akademie in Prag zu beziehen. Fritz Hegenbart studierte nun ein Jahr hindurch, es war dies 1886, in der Gipsklasse bei Professor Lhota. Anfang 1888 siedelte Hegenbart nach München zu Frank Kirchbach über, dem er, nach dessen Berufung an das Städelsche



Fritz Hegenbart: Freude. Radierung.



Fritz Hegenbart: Flugbereit. Radierung.

Institut, nach Frankfurt a. M. folgte. Erkrankt, mußte Hegenbart auf ärztliche Verordnung ein andres Klima aufsuchen, ein herberes, und so zog er zuerst in seine Geburtsstadt, dann nach München und schließlich nach Dinkelsbühl, wo er sich während zweier Jahre mit Landschaftsmalerei beschäftigte. In Dinkelsbühl lernte er seine Frau kennen. Mit seiner Gattin wieder nach München zurückgekehrt, machte er sich bald durch technisch virtuose Zeichnungen, Guaschen und Aquarelle einen angesehenen Namen und wurde als Lehrer an die Künstlerinnen-Akademie berufen. In dieser Stellung blieb er drei Jahre, dann schied er von ihr, um sich der Radierung zuzuwenden, in der er es bald zur Meisterschaft brachte.

Mit seinen späteren Arbeiten verglichen, wirken Hegenbarts künstlerische Anfänge, so gelungen sie an sich auch sind, durchaus nicht „verblüffend"; aber Vögel, die zu früh singen, hören bald wieder auf. Erst in der Radierung erhob er sich künstlerisch über das Niveau einfach tüchtiger Leistungen. Immerhin hätten schon aus dem, was ihm damals bei der Arbeit vom Werktisch fiel, so manche sich marktgängige Wertpapiere gemacht und Garten und Haus, Titel und Würden erwirtschaftet. Er jedoch verschmähte solches Tun, trotzdem ihn die äußeren Verhältnisse nicht vor der Sorge um den Erwerb für des Leibes Notdurft bewahrten. Hegenbart war es nie um Gelderwerb und dergleichen

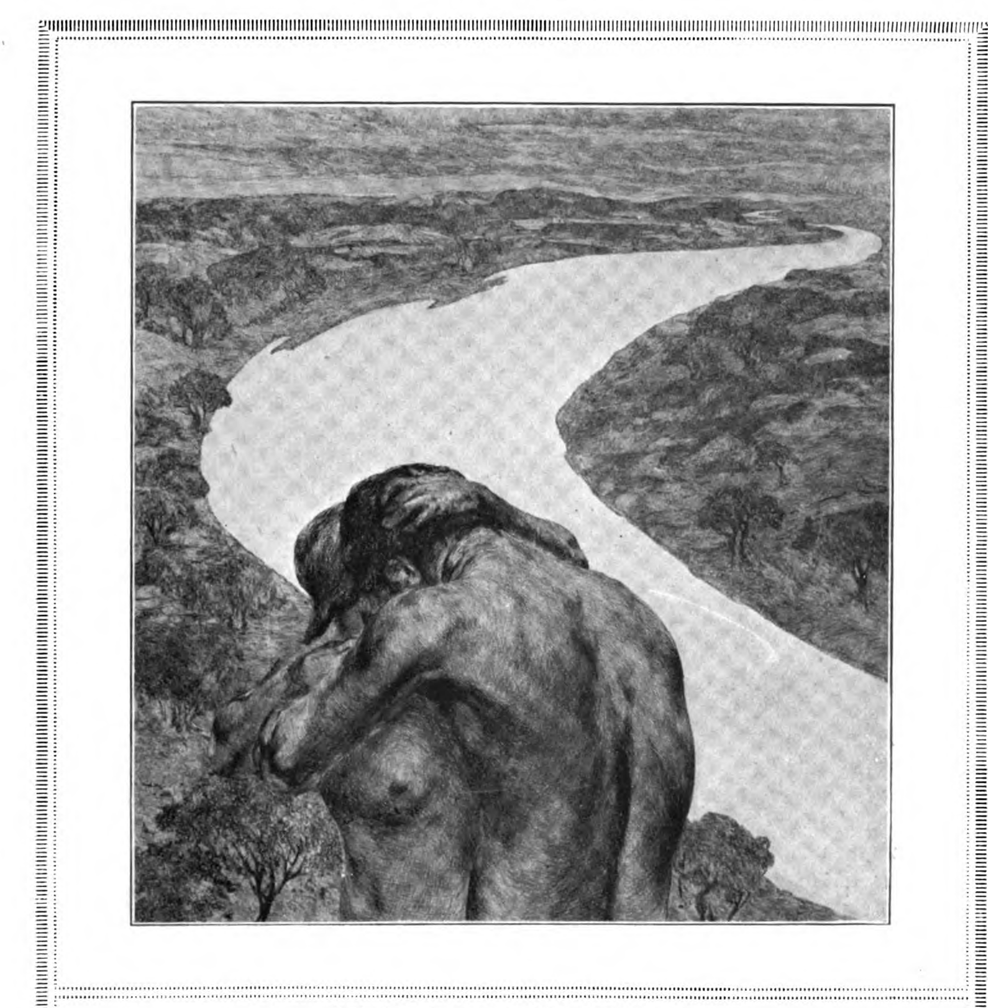
zu tun, sondern immer nur um Kunst. Er war immer schon ausgezeichnet durch den ungeheure Anforderungen an die seelische Kraft stellenden Willen, die Reife in sich abzuwarten. Er ließ die Keime aufwachsen mit inniger Liebe und Fürsorge für das Werdende. Er trieb die Knospen nicht willkürlich zur Blüte und Frucht, wartete vielmehr geduldig ihr Reifen ab. Nie verfiel er irgendwelchen unkünstlerischen Lockungen, und so fleckt ihm der Stempel des Gemeinen den Charakter nicht und nicht eins seiner Werke. Sein Wesen und seine Werke sind durchaus lauter, im schönsten Sinne dieses schönen alten Wortes.

Nun wir uns der Betrachtung seiner Radierungen zuwenden wollen, von denen auf diesen Seiten einige Stücke im Netzdruck verkleinert wiedergegeben sind, ist zu sagen, daß sie schon seit vielen Jahren neben den Radierungen Klingers zu den gehütetsten Beständen der europäischen Kupferstichkabinette gehören und von den sammelnden Liebhabern mit behutsamen Fingern sachte aus ihren Seidenpapierhüllen herausgehoben und mit Andacht und Entzücken auf ihre graphische Struktur hin durch die Lupe betrachtet werden. Die Kenner der graphischen Künste bemerken mit Überraschung und Freude, wie dies und jenes Blatt von Hegenbart „gemacht" ist. Erstaunt, ergötzt und bewundernd sehen die Kenner die Male der kalten Nadel, des kantigen Stichels, des facettierten Diamanten, des glatten Polierstahls und der ätzenden Säure in mannigfachen neuen Verbindungen angewandt und die köstlichen Wirkungen dieser sorgfältig ausgebildeten Technik. Hegenbart beherrscht das Handwerkliche der Radierung meisterlich, doch gilt ihm die virtuose Technik nur als Mittel zum Zweck. Er brachte zur Radiertechnik von Haus aus eine ungemein handliche Geschicklichkeit mit, brauchte demnach die Technik nicht erst mühsam zu erlernen, sondern sie nur zu verfeinern. Wie einer der handwerklich redlichen alten Meister ist auch Hegenbart als Radierer, wie als Künstler überhaupt, ein gewissenhafter und zähwillig ausdauernder Arbeiter, ein geschworener verachtungserfüllter Gegner des Zufälligen, der ungewollten Wirkung im Kunstwerk. „Es kann vorkommen, daß ein Plattenfehler ‚gut wirkt', daß Ätzlöcher wie schwebende Schwalben oder verschabte Flächen wie zerfließende Wolken aussehen — ich entferne aber solche von mir nicht beabsichtigte, zu-



Fritz Hegenbart: Mutter. Tempera.



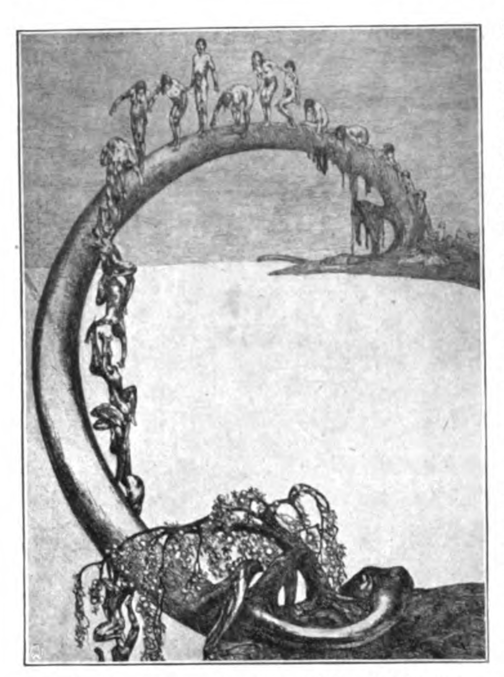


Fritz Hegenbart: Der Kuß. Radierung.

fällig sich ergebende ‚Wirkungen‘, und wenn ich deshalb auch die Platte ganz abschleifen und nochmals vom Anfang an neu radieren müßte. Ich verzichte auf den billigen Erfolg der Pseudoimpressionisten, die einen ‚Patzen‘ hocherfreut stehen lassen, weil er sich ‚gut macht‘, ich will unbeabsichtigte Wirkungen nicht ausnutzen.“ So bekannte er mir vor Jahren einmal mit einer Stimme voll ruhigen Zornes.

Daraus darf man jedoch nicht etwa folgern, daß Hegenbart den geschickten Techniker, den immer der sicheren Handhabung seiner Geräte gewissen Handwerker über den Empfinder und Erfinder stellt; im Gegenteil, Hegenbart wettert ingrimmig gegen alle Nur-Technikerei, das leere Virtuosentum ohne geistigen Inhalt und eigentlichen künstlerischen Kern. Freilich kann er dies gar leicht, denn er ist einer, der nicht nur von andern Phantasie verlangt, der selber Phantasie hat. Ein Blick auf die Abbildungen zu diesem Aufsatz wird das bestätigen.

1901 radierte Hegenbart seine ersten Blätter. Er fing, mit dem handwerklichen Material noch unvertraut, mit kleinen Blättern an, die, gegenständlich anmutig und schön, gleichwohl die bald nachher erreichte Höhe noch nicht ahnen lassen. Um so erstaunlicher sind die unmittelbar nachfolgenden Blätter in großem Plattenformat, wie „Ein Lied“, „Kunst und Mammon“, „Die Quelle des



Fritz Hegenbart: Goldene Äpfel. Radierung.

Unheils", „Flugbereit", das Schabkunstblatt „Die Quelle" und die herrliche „Flora", denn sie zeigen Hegenbart bereits auf der obersten Staffel meisterlicher Radiertechnik. Nach den ersten wagenden Versuchen, nachdem er die beiden ersten Kupferplatten verritzt hatte (ein andrer als er wäre allerdings mit dem Erreichten höchlichst zufrieden gewesen), gelang ihm Werk auf Werk. Wohin ihn die Künstlerlaune auch führen mochte, so seltsam seine Phantasie ihre Gebilde mitunter auch gaukeln ließ, so wunderlichen Schimären er oft nachging, so grausigen Ereignissen oder so schönen er in seiner Einbildung auch begegnete, nie verließ ihn die Kraft, all dem in meisterlich durchgeführter Form künstlerischen Ausdruck zu geben.

Hegenbart schafft seine Werke ohne unmittelbares Modell. Sein Verzicht auf das naturalistische Vorbild wird bedingt durch sein stets spielbereites Gedächtnis für die Fülle mannigfaltigster Erscheinungen. Wenn die Behauptung richtig ist, daß Phantasie das Ergebnis der Vererbung, daß sie verdichtete Volkserfahrung ist, dann hat sich in Hegenbarts Gedächtnis eine ungemein reiche Volkserfahrung aufgespeichert, denn er ist ein überaus Phantasievoller. Sein Werk ist aber deshalb nicht weniger wahr als das Werk eines die Naturerscheinung peinlich genau kopierenden Naturalisten, eher noch ist es wahrer, denn seinem Werke eignet die eingeborene Wahrheit des Kunstwerks. Und auf diese nur kommt es an. Welche Wahrheit wollte man sonst vom Kunstwerk begehren? Die Wahrheit des Alltags, des äußeren Anscheins, der Oberfläche? Das Kunstwerk bedarf zu seinem Bestande und Werte nur der Wahrheit des Stils, der ihm wesensgemäß innewohnenden Wahrheit, mag es nun der künstlerisch gestaltete Ausdruck eines Erlebnisses der Sinne oder des Geistes sein.

Hegenbart wertet als Künstler die Natur nur in ihrer Bedeutung als Rohmaterial für die Kunst; sie gilt ihm — ähnlich wie die Technik — nicht als Zweck, nur als Mittel zum Zweck. Daher trachtet er nicht nach der unbedingten photographisch getreuen Naturwiedergabe. Er arbeitet aus der Vorstellung heraus, aus einer riesigen Fülle von Erlebtem, Erlittenem, Genossenem, Erdachtem und Erfühltem, denn er ist, um mit Worten Dürers zu sprechen, innerlich voller Figur. Sein künstlerisches Werk, mag es sich als Zeichnung, Radierung, Gemälde oder Plastik darstellen, ist dem Wesen nach geistig gesteigerte Sehsinnlichkeit. Hegenbart ist der Meinung, daß Naturnachahmung, im Sinne der Naturalisten, etwas Äußerliches, Unkünstleri-



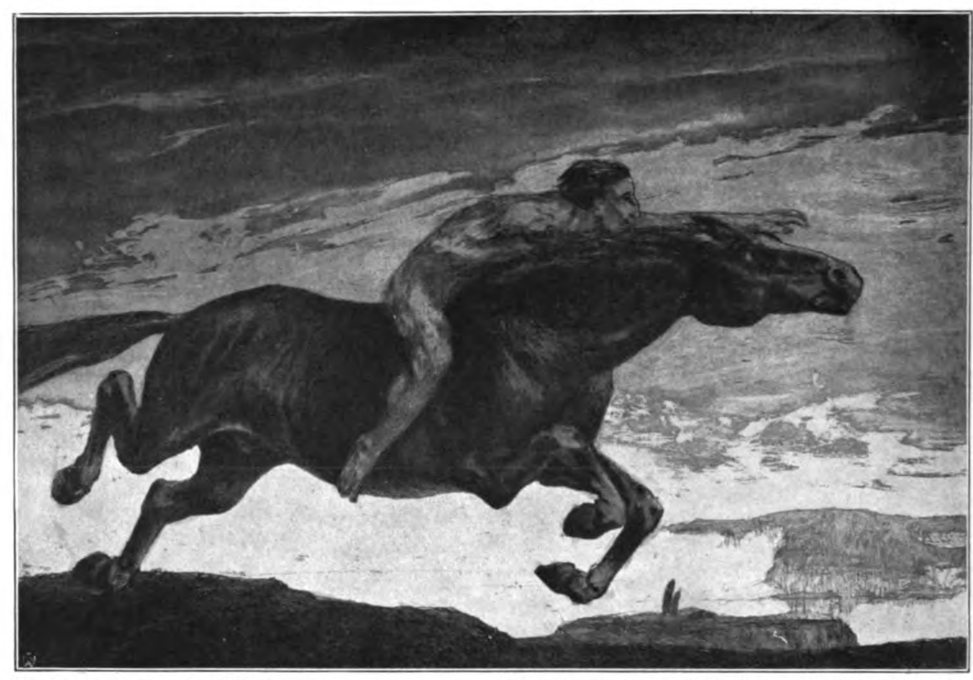
Fritz Hegenbart: Dekoratives Bildnis einer Dame. Tempera.



Fritz Hegenbart: Frühling. Großes dekoratives Temperagemälde.

sches, bloß Handwerkliches — Vorstellung dagegen etwas Innerliches und Künstlerisches ist. „Die Natur! Immer die Natur! Geist ist doch auch Natur!“ rief er einmal aus.

Verstand ich ihn damals recht, so meinte er das so: Wäre die Natur im künstlerischen Verstande vollkommen, brauchte sie nicht die Kunst zu ihrer Verklärung und Ergänzung. Denn nicht die Natur verschönert die Kunst, sondern die Kunst verschönert die Natur. Ein Gewittersturm auf dem freien Meer oder im felsigen Hochgebirge hat gewiß seine Erhabenheit und machtvolle Schönheit, aber Beethovens „Neunte“ ist doch noch — künstlerisch — schöner als der schönste Sturm. Das Gräsergewisper und Immengesumme einer unter prallem Sonnenlicht betäubenden Duft aushauchenden Sommerheide ist schön, schön ist das feierlich gemessene Raunen und Rauschen des Hochwaldes, schön ist das Gemurmel und Geplätscher des rinnenden Baches, aber schöner noch sind die Liedlaute eines Schubertschen Tonstückes. Es ist seit Urzeiten die Sehnsucht der Menschen auf Schöneres gerichtet, als die Natur zu bieten vermag, aber nur dem wahrhaften und großen Künstler ist es vom Schicksal verhängt, unter heißen Kämpfen dieses Schönere zu erringen und vor unsre Augen hinzustellen. Die Natur ist das Unbewußte, das erst im Künstler zum Bewußtsein gelangt und sich in seinem Werk in berückender Weise verkörpert. Lenau hat dies schon 1844 ausgesprochen, als er gestand: „Bei mir hat immer die Kunst den Sieg über die Natur davongetragen. Das Menschenwerk geht doch über alles! Ich lasse nämlich nicht gelten, daß das nicht auch von Gott ist. Ein Tizian — das macht einen unauslöschlichen Eindruck auf mich! — ein Tizian ist mir mehr als das schönste



Fritz Hegenbart: Vorwärts! Radierung aus dem Zyklus „Ein Lebenskanon“.

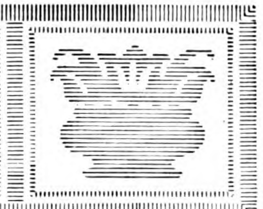
Alpental.“ Und das hat der „Naturdichter“ Lenau gesagt ... Ich meine, das gibt zu denken und macht begreiflich, daß ein späterer Ästhet behaupten konnte, der Naturalismus sei kein erstrebenswertes Ziel für den Künstler, vielmehr sei Künstlichkeit ein höheres, edleres und geistigeres Ziel.

Der Zug zum Großen, deutlich merkbar schon in gewissen seiner radierten Blätter, hat sich während der letzten Jahre in Hegenbart immer stärker fühlbar gemacht und in rascher Entwicklung über das dekorative Bild zur Monumentalmalerei geführt. Was Hans von Marées in verzehrenden Mühen heiß angestrebt, aber nie völlig erreicht hat: eine wahrhaft monumentale, nicht bloß dekorative Malerei, erzwang sich Hegenbart. Es war mir leider nicht vergönnt, schon hier einen Teil der Werke aus seiner letzten, kraftvollsten und künstlerisch bedeutungsvollsten Schaffensperiode in guten Reproduktionen zu zeigen, weil der etwas hartnäckige Künstler diese Arbeiten zugunsten einer in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichung in Buchform zurückhält. Es konnte sich aber an dieser Stelle auch gar nicht darum handeln, einen erschöpfenden Abriß über die Persönlichkeit und das ins Mächtige gediehene künstlerische Werk Fritz Hegenbarts zu geben, sondern nur darum, in skizzenhaften Strichen beide zu zeichnen, um das deutsche Publikum darauf hinzuweisen, daß ein Künstler, der sich mit bewunderungswürdiger Kraft über alle Widerwärtigkeiten hinweg zu genialer Meisterschaft durchrang, in aller Stille ein Werk vorbereitet, auf das stolz zu sein wir alle Ursache haben.

J. J. David schrieb einmal: „Ganz selten sind, die uns durch ein Leben geleiten, mit denen wir, nach unsern Kräften, immer gleichen Schritt halten möchten, die uns immer gleich freigebig aus der Fülle ihres Reichtums beschenken, Antwort auf unsre Fragen, Erquickung für unsre trüben und verlorenen Stunden bereithalten.“ Meister Fritz Hegenbart ist einer von diesen.

Hoffentlich wird man das in weiteren Kreisen nicht zu spät erst gewahr, denn der Versündigungen, der Versäumnisse bedeutenden Künstlern gegenüber gibt es in Deutschland und Österreich, namentlich in Österreich, wahrlich schon übergenug. Und Hegenbart ist nicht nur ein irgendwie bedeutender Künstler, er ist, wie es sich in seinen neuesten reifen Arbeiten kundgibt, einer von den Großen, die die Natur spärlich zählt — ein paar nur in hundert Jahren.





Friedrich von Flotow

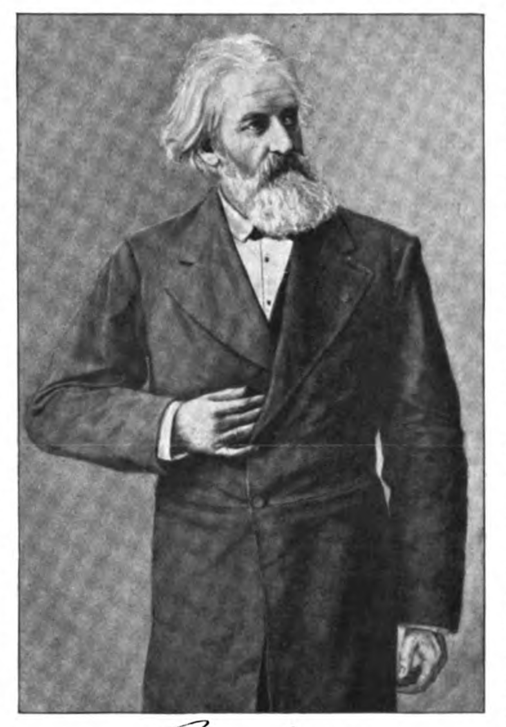
Zu seinem 100. Geburtstage (26. April 1812)

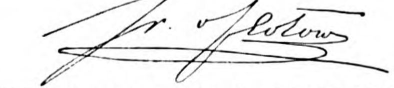
Von Dr. Edgar Istel (München)

Lady: Was ist das?
Nancy: Wie froh das klinget.
Tristan: Froh? Bah! Ungemein gemein!
Lady: Wie froh das klinget.
Tristan: Kann solch Volk so glücklich sein?
Lady: Glücklich, wer so harmlos singet.

Dieser Dialog, Flotows „Martha" entnommen, könnte ein Kunstgespräch zwischen einem Wagnerianer (Tristan!) und zwei Damen aus dem Publikum über Flotows Musik darstellen. „Ungemein gemein" findet so mancher, der nur in Tristan-Partituren zu Hause ist, Flotows einfach-gefällige, oft ja wohl auch wirklich etwas platte Musik; und doch: „Glücklich, wer so harmlos singet", glücklich, wem noch ein gefällig-melodisches Talent gegeben ward, das nicht unter dem Wust ultramoderner Harmonik und Instrumentation erstickt ist. Gewiß, „Martha" und „Stradella", Flotows viel, ja allzuviel gegebene kleine Meisterwerke, sie sind nicht Opern für die Unsterblichkeit, aber ihren Platz im Repertoire füllen sie durchaus nicht in Unehren aus, und wenn man sie einmal sorgfältiger einstudieren wollte und sie nicht immer als Lückenbüßer einschöbe, so könnten uns die komischen Partien darin eine Freude bereiten, die nur durch Flotows seichte Lyrik ein wenig getrübt wird. Wenn ein Komponist mit zwei Bühnenwerken schon bald siebzig Jahre sich auf den Theatern gehalten hat, dann muß diesen Werken doch eine unverwüstliche Kraft innewohnen, die wir bei unsern kurzlebigen Kapellmeister- und Artistenopern durchweg schmerzlich vermissen. Daß aber populäre Kunst nicht identisch mit schlechter Kunst sein muß, diese Weisheit sollte uns doch allmählich schon aus den Lortzingschen Werken aufgegangen sein.

Flotow ist gewiß kein Lortzing, kein ursprüngliches, naives Talent, dessen Lebensatmosphäre das Theater ist; aber der mecklenburgische Aristokrat, der in Paris seine Ausbildung erhielt und sich dort an Auber und Adam vornehmlich schulte, hatte doch den rechten Instinkt, als er zwei seiner Opernbücher einem ebenfalls am französischen Drama geschulten alten Praktikus anvertraute, der sich „W. Friedrich" nannte und in Wirklichkeit Friedrich Wilhelm Riese hieß, ein Sonderling, über dessen Leben sehr wenig bekannt geworden ist. Nur den beiden von Riese geschriebenen Libretti zu „Martha" und „Stradella" hat es Flotow eigentlich zu danken, daß er noch auf der Bühne lebt, während alle seine übrigen zahlreichen Opern schon längst in Vergessenheit geraten sind — ein Beweis mehr für die unleugbare Tatsache, daß ein gutes Libretto allein schon einen Opernerfolg verbürgt. Aber auch Flotows eignes Verdienst ist nicht gering: er verstand es, ohne Klügelei und Gelehrttuerei ein Füllhorn leichter, sangbarer Melodien über die beiden Textbücher zu streuen, Melodien, die weniger





(Mit Genehmigung von Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

durch Herzlichkeit als durch Anmut, Eleganz und rhythmische Lebendigkeit fesseln.

Berühmte Sänger liehen besonders den Tenorpartien des Stradella und Lyonel ihre Stimme, so daß die beiden Rollen für immer mit der Theatergeschichte des neunzehnten Jahrhunderts verknüpft sind. Wachtel und Götze vor allem feierten mit ihnen Triumphe, und noch immer sind die „Letzte Rose“ — übrigens ein irisches Volkslied — und der Hymnus an die Jungfrau Maria beliebte Zugstücke unsrer Tenoristen. Dankbare Rollen für die Sänger, populäre Wirkungen aufs Publikum — das sind die Elemente der liebenswürdigen Flotowschen Kunst, die sich zwar nie zu den erhabenen Höhen des Ideals emporschwingt, aber doch auch niemals in die Gosse hinabsteigt. Gute Mittelware, gangbar fürs große Publikum, schuf er, aber Mittelware, deren Qualität stark genug war, sich trotz aller Verdikte aus dem Lager exklusiver Musiker zu erhalten. Wenn zwei Werke, die das allerhöchste Mißfallen eines Wagner erregen konnten, dennoch trotz des überwältigenden Sieges dieses Meisters ihren festen Platz behaupten konnten, so will das nicht wenig heißen, und somit mag ein Eingehen auf die Lebensschicksale des Komponisten um die Zeit seines hundertsten Geburtstags gerechtfertigt sein — wie wenige Musiker sind doch an ihrem hundertsten Geburtstage im Volke noch lebendig!

Friedrich von Flotows Leben hat eine eingehende liebevolle Darstellung erfahren in einer von seiner Witwe geschriebenen Biographie (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1892), der wir die Haupttatsachen entnehmen.

Die Familie von Flotow, der unser Komponist entstammt, ist eins der ältesten Adelsgeschlechter Mecklenburgs; es ist wahrscheinlich mit Herzog Heinrich dem Löwen dorthin gekommen und leitet seinen Namen von der Stadt Blotho, unweit Minden in Westfalen, ab. Als gemeinschaftlicher Stammvater aller jetzt lebenden Glieder der Familie gilt Andreas von Flotow auf Stuer (1549 bis 1593), von dem an sich das Geschlecht in sechs Linien teilte. Der Komponist entstammt der vierten, sogenannten Kogeler oder Suckower Linie und wurde am 26. April 1812 auf Gut Teutendorf in Mecklenburg als Sohn des Rittmeisters Wilhelm von Flotow und dessen Gattin Sophie von Böckmann geboren. Beide Eltern waren musikalisch, doch setzte der Vater zunächst der Neigung seines Sohnes, sich zum Berufsmusiker auszubilden, starken Widerstand entgegen; erst durch das Zeugnis des Klarinettenvirtuosen Iwan Müller wurde dieser Widerstand gebrochen. Rittmeister von Flotow entschloß sich sogar, seinen Sohn nach Paris zur Ausbildung zu bringen, und erregte dadurch bei allen seinen standesbewußten Verwandten ungeheures Entsetzen. Einer der Oheime, ein ungemein adelsstolzer Gardehauptmann, erklärte sogar, daß sein Neffe nicht mehr für ihn existiere, wenn er seinem Namen wirklich die Schmach antäte, Musikant zu werden. Den nur zwei Jahre dauernden Studien bei Reicha und Pixis machte die Julirevolution 1830 bald ein Ende. Flotow kehrte nach Hause zurück und kam erst im Mai 1831 wieder nach Paris, das nun seine zweite Heimat wurde. Er verkehrte dort bald freundschaftlich mit den angesehensten Musikern: Adam, Auber, Meyerbeer, Halévy, Gounod, Rossini, Offenbach usw., und erwarb sich so eine Fülle von Kenntnissen und Beziehungen, die ihm bald nützlich werden sollten. Zunächst komponierte er eine Anzahl kleinerer Opern für Salonaufführungen, aber erst die Zusammenarbeit mit dem beliebten Komponisten Albert Grisar erschloß ihm die Theater, auf denen er mit „Le naufrage de Meduse“ seinen ersten entscheidenden Erfolg (gemeinsam mit Pilati) erlebte. Endlich gelang es ihm auch, aber erst im Jahre 1843, sich die Pariser Oper zu erschließen, und zwar mit der Komposition eines Aktes des Balletts „Lady Harriet ou la servante des Greenwich“, die Flotows Freund Saint-Georges gemeinsam mit Marzillier, dem damaligen Ballettmeister der Großen Oper, aus dem Vaudeville „La comtesse d'Egmont“ in ein Ballett umgewandelt hatte. Die Grundidee zu diesem Stoffe, aus dem später Riese das Libretto zu „Martha“ formte, stammt jedoch aus dem siebzehnten Jahrhundert und ist dem „Ballet des Chambrières à louer“ entnommen.

Wie es sich aber zugetragen hat, daß Flotow nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich ganz überraschend in Verbindung mit der Großen Oper kam, erzählt er selbst in Lewinskis „Vor den Kulissen“ folgendermaßen:

Eines Tags ließ mich mein Freund St. Georges zu sich rufen.

„Wollen Sie," empfing er mich, „einen Ballettakt für die Große Oper komponieren?"

„Ob ich will? Mit tausend Freuden!"

„Nun denn, das Ballett hat fünf Akte, die Arbeit eilt, und der Direktor muß sich drei Komponisten wählen. Zwei davon, Robert Burgmüller und Eduard Deldevez" (später Kapellmeister an der Großen Oper) „sind bereits designiert, als dritten habe ich Sie vorgeschlagen. Sie sind angenommen, wenn Sie sich verpflichten, binnen vier Wochen fertig zu sein."

Ich nahm alles an, erhielt den ersten Akt, eilte überglücklich zu Hause und brachte meine Arbeit zur bestimmten Zeit zustande.

Gelegentlich fragte ich St. Georges, wie es denn eigentlich ergangen sei, daß mir dies Glück gleichsam im Traume gekommen.

St. Georges, dem ich allerdings die Verantwortung der Wahrheit überlassen muß, erzählte mir nun, daß der Direktor der Großen Oper laut Kontrakt jährlich ein Ballett in drei Akten geben müsse. Er war damit im Rückstand. Es fehlte an einem Stern erster Größe; Fräulein A.,* seine erste Tänzerin, ein sehr schönes Mädchen, schien ihm nicht talentvoll genug, um mit ihr die ungeheuren Kosten eines neuen Balletts zu riskieren. Die junge Künstlerin, welche sich als einzige Solotänzerin am Theater wußte, hatte fest auf dies Ballett gehofft, um dadurch vielleicht ein Stern erster Größe zu werden.

Da erfährt sie eines Tags, der Direktor wolle wegen Unzulänglichkeit seiner ersten Ballerine bezüglich dieses neuen Balletts beim Ministerium um Aufschub einkommen. Diese Mißachtung ihres Talents brachte sie außer sich, sie fand Gelegenheit, sich beim Minister, dem Vorgesetzten des Direktors, zu beklagen. Dieser antwortete ihr, daß der Direktor nicht 100000 Frank ohne ein Talent erster Größe riskieren wolle.

Am andern Tage erschien ein Herr beim Direktor und proponierte ihm 100000 Frank, wenn er in kürzester Frist ein neues Ballett für Fräulein A. in Szene setzen wolle. Der Vorschlag wurde angenommen, und daher die Eile, die drei Komponisten, und die Möglichkeit meines Freundes St. Georges, mich unter den dreien einzuschieben. Das Ballett wurde gegeben und hatte einen recht hübschen Erfolg.

In späteren Jahren schlug ich den Stoff meinem Freunde W. Friedrich (F. W. Riese) zu einem Textbuch vor, und er schrieb mir die „Martha", mit welcher Oper ich bei meinen liebenswürdigen und nachsichtigen Wienern im Jahre 1847 meinen schönsten Erfolg hatte.

Hätte Fräulein A. nicht den Wunsch gehabt, ein neues Ballett zu tanzen, und hätte sie nicht durchaus als ein Stern erster Größe glänzen wollen — wer weiß, ob ich jemals die „Martha" komponiert hätte!

F. W. Riese, den Flotow in Paris kennen gelernt hatte, hatte ihm jedoch, bevor noch über „Martha" verhandelt wurde, ein Textbuch vorgeschlagen, dessen Stoff ihn so sehr ergriff, daß er dessen Komposition sofort vornahm. „Alessandro Stradella" entstand also in kurzer Frist, 1843/44. Mit poetischer Lizenz hat Riese die düsteren Vorgänge des Stoffes geschickt umgewandelt, so daß die Oper nicht mit dem Tode des tatsächlich im Jahre 1678 zu Genua meuchlings ermordeten Stradella schließt.

Durch Rieses Vermittlung gelangte „Stradella" am 30. Dezember 1844 in Hamburg zur Uraufführung und machte Flotows Namen mit einem Schlage berühmt.

Es folgte die Uraufführung von „Martha" in Wien am 25. November 1847. Beide Werke, besonders aber „Martha", verbreiteten sich schnell über Deutschland und drangen sogar erfolgreich ins Ausland. Auch Paris sah das Werk am 1. Februar 1858, wie Kruse in seiner ausgezeichneten Textbuchausgabe (bei Reclam) angibt. Von der Beliebtheit der Oper kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Wiener Hofoper bereits im April 1882 die fünfhundertste Aufführung des Werkes feiern konnte, wozu der greise Autor eingeladen war.

Bald darauf, am 24. Januar 1883, starb Flotow, der mit den zahlreichen nach der „Martha" geschaffenen Werken keinen dauernden Erfolg mehr zu erringen vermocht hatte. Er ist und bleibt für uns der Komponist der „Martha" und des „Stradella", zweier ungleicher Geschwister, von denen der ge-

* Gemeint ist Adèle Dumilâtre, die tatsächlich bald darauf ein Stern erster Größe wurde.



schmackvollere Theaterbesucher den feinkomischer Szenen nicht entbehrenden „Stradella" der süßlich-seichten „Martha" unbedingt vorziehen wird. Aber nicht nur als Komponist, über den man ja verschiedener Meinung sein kann, sondern auch als Mann und Mensch verdient Flotow ein ehrenvolles Gedenken, hat er doch namentlich in der kurzen Schweriner Intendantenzeit gezeigt, daß er Menschenwürde hoch über Standesvorurteile und höfischen Dünkel zu stellen wußte. Er verband deutsche Geradheit mit französischem Esprit und ritterlicher Courtoisie — eine Mischung, wie sie günstiger kaum gedacht werden kann, und so war er ein echter Edelmann im schönsten Sinne des Wortes, einer jener seltenen Männer, deren innerer Adel auch von dem willig anerkannt wird, dem das Adelsprädikat in der Kunst nichts zu sagen hat.

Trommeln im Garten

Mein Ältester, mein wilder Bengel, spielt
Im Garten: singend zieht er auf den Wegen
Und schlägt die Trommel, seine Kindertrommel,
Ernsthaft, als ging es einem Feind entgegen.
Das Sonnenlicht, das durch die Bäume gleitet,
Sacht um das Kind ein Netz von Strahlen breitet —
Und immer klingt es im Garten herum:
Terä terä — terum terum.

Was seh' ich plötzlich? Fern am Abendhimmel
Ein brennend Dorf — und von den nahen Hügeln
Rollt unaufhörlich der Kanonendonner.
Der Krieg vermag sein Roß nicht mehr zu zügeln,
Er rast dahin, auf kampfesmüde Heere
Wirft er — sein Auge flammt — die Todesspeere.
Doch immer noch tönt der Schlacht Gebrumm:
Terä terä — terum terum.

Und dort: auf hingetretnen Rübenfeldern
Stürmt eine Kompagnie zum Angriff an.
Kein Hauptmann mehr, kein Leutnant, der sie führt,
Ein Trommler trommelt nur der Schar voran,
Und in des Kalbfells schauerliche Lieder
Tropft ihm das Blut von wunder Stirne nieder
Und tanzt nun unter dem Schlegel herum:
Terä terä — terum terum.

Die Kugeln summen durch die dämmernden Lüfte,
Die Nacht wird kühl, die Sterne leuchten schon;
Da pfeift noch ein Schrapnell, sein Eisenregen
Mäht hin die Schar. Der Trommel letzter Ton
Verklingt, das Fell zersprang, die Erde trinkt
Das Blut des Trommlers, dem kein Tag mehr winkt.
Doch immer noch klingt ein leises Gesumm:
Terä terä — terum terum.

Wer weiß, mein Sohn, wenn du ein Mann geworden,
Ob dann nicht doch die Kriegsgewehre knattern
Und über dir in heißem Sommerwinde
Die langgeschonten Fahnen wieder flattern!
Vielleicht denkst du im wilden Lärm der Schlachten,
Wie glücklich dich die Kindertrommeln machten,
Als du noch spieltest mit Lärm und Gebrumm:
Terä terä — terum terum.

Karl Leopold Mayer






Die Lyrik der Freiheitskriege

Von Victor Klemperer

In Treitschkes Studien über „Fichte und die nationale Idee“ findet sich diese Betrachtung: „Was den Nachlebenden als das einfache Werk einer allgemeinen fraglosen Volksstimmung erscheint, das ist in Wahrheit erwachsen aus harten Kämpfen starker eigenwilliger Köpfe. Wie fremd stehen sie doch nebeneinander: unter den Staatsmännern Stein, der gläubige, der schroffe Aristokrat, und Hardenberg, der Jünger französischer Aufklärung, und Humboldt, der moderne Hellene, und Schön, der geniale Kantianer; unter den Soldaten die denkenden Militärs, die Scharnhorst und Clausewitz, denen die Kriegskunst als ein Teil der Staatswissenschaft erschien, und Blücher, dem der Schreibtisch Gift war, der eins nur verstand — den Feind zu schlagen, und York, der Mann der alten militärischen Schule, der Eiferer wider das Nattergezücht der Reformer; unter den Denkern und Künstlern neben Fichte Schleiermacher, dessen Milde jener als leichtsinnig und unsittlich verwirft, und Heinrich von Kleist, der als ein Dichter mit unmittelbarer Leidenschaft empfindet, was Fichte als Denker erkennt ... Einen Schüler Fichtes meinen wir zu hören, wenn dieser Kleist seinem König die Türme der Hauptstadt mit den stolzen Worten zeigt: ‚Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken, für beſſ're Güter in den Staub zu sinken.‘ Und er selber war es, der Fichte die höhnenden Worte ins Gesicht warf: ‚Setzet, ihr träft's mit eurer Kunst und zögt uns die Jugend nun zu Männern wie ihr: liebe Freunde, was wär's?‘ Wenn er seine Adler geschändet sah von den Fremden, wie mochte der stolze Offizier ertragen, daß dieser Schulmeister herantrat, die Nöte des Augenblicks durch die Erziehung des werdenden Geschlechts zu heilen? Und dennoch haben sie zusammengewirkt, die Männer, die sich befehdeten und schalten, einträchtig in dem Kampfe der Idee gegen das Interesse, der Idee des Volkstums wider das Interesse der nackten Gewalt.“

Ganz so scharf wie dem Geschichtsforscher wird sich dem Literarhistoriker das Mannigfaltige vom Allgemeinen nicht abheben. Da fallen mit Notwendigkeit drei Hemmungsgründe ins Gewicht. Einmal ist es den patriotischen Sängern durchweg nicht nur darum zu tun, ihr eignes Empfinden auszudrücken, vielmehr haben sie alle die Absicht der gleichen Wirkung, wollen eben das Volk tyrtäisch anfeuern und stellen deshalb ihre Persönlichkeit einigermaßen in den Hintergrund. Sodann ist es das Wesen aller Lyrik, und also auch der politischen, das Stoffliche wenn nicht zu verflüchtigen, so doch zu verschleiern. Es gibt Fanatiker der „reinen“ Lyrik, die das politische Gedicht ein für allemal gar nicht als lyrisches Erzeugnis gelten lassen, weil hier die völlige Auflösung des Stofflichen und Gedanklichen ins nur Empfundene unmöglich sei. Doch wohlgemerkt: ein wahrhaft leidenschaftlicher Mensch kann alles mit der Empfindung fassen und deshalb alles, wenn er ein Dichter ist, lyrisch meistern. Ich glaube, der Stoff des Lyrikers ist unbegrenzt; sein Stoff kann die Mathematik, kann die Politik sein. Er gibt dann eben nicht Mathematik und Politik selber, sondern, um mich eines von Rud. Haym auf Arndt angewandten Wortes im allgemeinen zu bedienen, „die Religion“ davon, das heißt das ins Religiöse erhobene Empfinden von dem tatsächlichen Gegenstande. In dieser höheren Sphäre machen sich dann die dem Materiellen anhaftenden Unterschiede weniger bemerkbar. Und endlich wird, wo das Politische ins Historische, das Lyrische ins Epische übergeht — also etwa in Gedichten auf die Schlacht bei Leipzig oder Blüchers Heldentaten — der gleiche Stoff zum Hervorstechen des Gemeinsamen gegenüber dem Trennenden führen. Dennoch aber bleibt auch in den Gedichten der Epoche die Mannigfaltigkeit der damaligen Zeitströmungen erkennbar, besonders wenn man sich bemüht, die Persönlichkeiten der Dichter aus ihren Versen herauszufinden.

In Schillers düster gestimmter Betrachtung des „neuen Jahrhunderts“ ist von Deutschland nicht die Rede. „Der Franke“, heißt es dort, „legt seinen ehrnen Degen in die Wage der Gerechtigkeit“, und „seine

Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus". Kein Wort von deutschem Tun. Dem Deutschen wird nur ein edler und bitterer Rat gegeben:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Unwillkürlich gedenkt man einer Märchengestalt, in der sich 1813 während des erbitterten Völkerkampfes ein landesverjagter, zum deutschen Dichter herangewachsener Franzose mit wehmütigem Humor abschilderte, des schattenlosen, das ist vaterlandslosen Peter Schlemihl. Auch Peter Schlemihl flüchtet in „heilig stille Räume" (wenn auch der Wissenschaft statt der Kunst). Peter Schlemihl ist das Sinnbild so ziemlich aller Deutschen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Sie hatten engumgrenzte, politisch mehr oder minder machtlose Vaterländchen, aber ein Vaterland, einen ausgewachsenen, tüchtigen, erfreulichen Schatten besaßen sie nicht; ja, selbst der Gedanke, einen solchen irgendwann einmal erwerben zu können, lag ihnen fern, und so gaben sie sich denn der Wissenschaft und der Kunst hin, machten aus der Not eine Tugend und fühlten sich als „Weltbürger", als Idealwesen also, die so wenig jemals existiert haben noch existieren können, wie etwa der „Normalmensch", von dem man bisweilen reden hört. Es mußte über sie alle erst die ganze Not der Fremdherrschaft hereinbrechen, es mußte erst der Kern ihrer vorher noch kaum empfundenen Eigenart bedroht sein, es mußten sich erst die Leichenhügel von Austerlitz und Jena auftürmen, ehe in den Deutschen der Begriff „Deutschland" Leben gewinnen konnte. Wenn jemals ein Mensch von politischen Gefühlen beseelt war, so doch sicherlich Schiller, der als Jüngling mit heißester Leidenschaft gegen jede Tyrannei kämpfte, als reifer Mann den schönsten Hymnus auf ein freies Staatswesen anstimmte. Aber dieses Staatswesen war die schweizerische Eidgenossenschaft, und als er ein Wort fand, das ebenso sittlich ist, wie es eine praktische Berechtigung hat, und das heute für jeden Deutschen eine Selbstverständlichkeit bedeutet, fügte er es in die Betrachtung mittelalterlich-französischer Zustände. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre" — das muß man in der „Jungfrau von Orleans" suchen. Eine deutsche Nation kannte der Dichter nicht, ahnte er nicht einmal. Was hätte dieser politisch nicht geringer als dichterisch veranlagte Mensch für die deutsche politische Sache werden können, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, ja, hätte er nur noch den Kanonendonner von Austerlitz gehört!

Aber ein andrer, manche sagen ein Größerer durchlebte die ganzen Werdejahre des deutschen Gedankens und fand kein Gefühl, kein Wort dafür: **Goethe**. Es wäre sinnlos, einem so ganz deutschen Dichter deshalb die Deutschheit absprechen zu wollen, auch hat er sich ja selber in einem im November 1813 mit Luden geführten Gespräch zum Deutschtum bekannt, hat von den „peinlichen Gefühlen" geredet, die ihm der Zustand der Deutschen erweckte, hat die Hingabe an Wissenschaft und Kunst jener Peinlichkeit gegenüber für einen Notbehelf erklärt, hat bestimmteste Hoffnungen für die deutsche Zukunft ausgesprochen. Aber für eine ferne Zukunft eben; von der Gegenwart, die doch so rüstig jene Zukunft vorbereitete — denn wie wäre Versailles ohne Leipzig denkbar —, hielt und hoffte er gar nichts, und so fand er auch kein rechtes Wort für sie. Nein, undeutsch war Goethe gewiß nicht, aber bis zur Blindheit und Taubheit unpolitisch. Das politische Lied klang ihm auch dann noch garstig, als es schon durch das Mitschwingen der reinsten und mächtigsten Volksleidenschaft zu einem wundervoll schönen geworden war.

So sind es nicht die großen Klassiker, die diese neue Seelenmelodie ihres Volkes in der Kunst zum Tönen gebracht haben. Das war einem schlichten, geistig viel enger begrenzten Manne als ihnen vorbehalten. **Ernst Moritz Arndt**, eine bescheidene Größe, sobald man den Dichter und Denker mißt, ist der Erste und Bedeutendste als politischer Schriftsteller und patriotischer Lyriker, ist der Lehrer all der vielen, die nach ihm das gleiche Gebiet betraten. Es ist typisch für so manchen Werdeprozeß jener Epoche, daß Arndt durchaus nicht als Patriot und gläubiger Christ begann. Am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf dem damals schwedischen Rügen geboren, wuchs er ganz als schwedischer Bürger und Kosmopolit auf. Er war auch dermaßen ein Anhänger des Rationalismus, daß er



Friedrich Fehr: Der Schellenbaumträger.

trotz einem völlig absolvierten theologischen Studium zur Übernahme einer Pfarre nicht zu bewegen war. Nach langem Zögern habilitierte er sich als Privatdozent der Geschichte an der schwedischen Universität Greifswald. Erst die Zeitereignisse machten ihn zum deutschen Patrioten und langsam, langsam zu dem schlicht-gläubigen Menschen, der aus Arndts besten Gedichten spricht.

Das Jahr 1801 bahnte diesen Umschwung in seinem Empfinden an. Er verlor damals nach kürzestem Eheglück die Gattin und stimmte ergreifende lyrische Klagen an. Eins dieser Gedichte aber handelt schon nicht mehr von seinem häuslichen Unglück allein. Es heißt „Klage um Liebe und Freiheit“:

> Die Freiheit auch ist dieses Jahr begraben,
> Um ihre Leiche krächzen fremde Raben ...
> Germania, mein herrlich Vaterland,
> Du Rächerin, wie liegest du verhöhnet ...

„Germania, mein Vaterland“. Der klarblickende Historiker sieht schon jetzt, was nach wenigen Jahren allen offenbar wurde: daß Deutschland verloren gehen muß, weil die Herrschsucht Napoleons schrankenlos ist und deutsche Ohnmacht ihr keine Schranke wird setzen können. Und da er also das deutsche Unglück herankommen sieht, fühlt sich der Mann der schwedischen Nationalität plötzlich als Deutscher, und nun gibt sich der in seinem Hause Vereinsamte an die allgemeine Sache des Vaterlandes hin. In seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ heißt es von diesem entscheidenden Wendepunkt: „... Der schwedische Partikularismus war nun mit einem Male tot, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andre Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.“ Aber noch ist der eben geborene Patriot nicht auch der flammende Dichter, der haßerfüllte Kämpfer gegen Napoleon. Erst die bittersten Erfahrungen der nächsten Jahre führen ihn zu der fanatischen Höhe des Franzosenhasses, der aus seinen gewaltigsten Versen strömt.

Der russische Feldzug kündigt sich an, und Arndt strebt, wie so mancher Patriot, nach Rußland. Die Aufforderung des geächteten Ministers Stein, der auf die Schriften des „kleinen Professors in Greifswald“, besonders wohl auf den „Geist der Zeit“ aufmerksam geworden, kommt seinem Wunsch entgegen. Nun sieht Arndt alle entsetzlichen Schrecken des russischen Feldzugs, und dieses Grauenvolle — „oh, könnte ein stolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttausenden weinen macht!“ — das erst vollendet, erklärt und berechtigt den unendlichen Haß des Mannes gegen Napoleon, das erst hebt den Dichter zu seiner Höhe. Als Privatsekretär und schriftstellerischer Helfer des genialsten Wiederaufrichters preußischer und somit im Kerne deutscher Größe durchlebt Arndt die Jahre der Befreiung. Jetzt geht Flugschrift um Flugschrift, Gedicht um Gedicht von ihm aus, und fast in jeder Zeile ist ein brausender Akkord zu vernehmen, ein Dreiklang aus innigster Vaterlandsliebe, festestem Gottvertrauen, unendlichem Haß gegen die Feinde. Arndt schlägt biblische Töne an, aber er kopiert nicht die Bibel, sondern empfindet selber biblisch. Nicht mehr für die Gebildeten allein schreibend, benutzt er oft die Form der besten deutschen Volkslieder; aber auch hier führt ihn sein eigenstes Empfinden zu solchem Verwerten, und so ist er auch hier kein bloßer Nachahmer. Anfangs kann er nur aufrütteln, nur anspornen. Nun heißt es nicht mehr bloß: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ Jetzt ruft er:

> Auf zur Rache, auf zur Rache!
> Erwache, edles Volk, erwache! ...
> Die Schandeketten brich entzwei!

Und höhnisch klingt es:

> Und hörst du nicht? und siehst du nicht?
> Und willst den Schimpf nicht fühlen?
> Und lässest den Franzosenwicht,
> Den Affen, mit dir spielen?

Dann kommen ergreifende Fragen, packende Antworten. „Wer ist ein Mann? Wer beten kann ...“ und das berühmte Fragelied, das so lange die deutsche Volkshymne sein sollte, bis es endlich durch die andre Antwort der Geschichte verdrängt wurde: „Was ist des Deutschen Vaterland? ... Das ganze Deutschland soll es sein!“ Und seine beste Weisheit, die er noch durch beinahe ein halbes düsteres Jahrhundert in immer neuen Formen wiederholte, und die man ihm endlich auf sein Denkmal in Bonn schrieb, erhält jetzt den schönsten Ausdruck:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Endlich aber darf der Leidenschaftliche auch Helden und Taten und Siege besingen. Da preist er denn den Blücher und den „Herrn Schill", der nun an den Franzosen gerächt wird, und den Kampf bei Lützen und vor allem die „Leipziger Schlacht". Das ist der Höhepunkt in Arndts Erleben und Dichten.

Nicht lange blieb Arndt der einzige Rufer im Streit. Aus zwei grundverschiedenen Lagern erhielt er reichlichen Zuzug. Ich möchte hier, abweichend von der üblichen literaturgeschichtlichen Darstellung, eine Reihe von Männern zusammenfassen, die den Schicksalen und dem Lebensalter nach wenig miteinander zu tun haben, und möchte von einer Gruppe der „Alten" sprechen, da das entscheidend Gemeinsame dieser Männer in ihrer Abhängigkeit von einer früheren Zeit, man könnte vielleicht enger umgrenzend sagen: in ihrer Abhängigkeit von Klopstock besteht. Die „Vaterländischen Gedichte" der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg beginnen mit dem noch ganz allgemein gehaltenen „Lied eines deutschen Knaben":

Mein Arm wird stark und groß mein Mut,
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter wert!

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand,
Ich stürb', o Vater, stolz wie du
Den Tod fürs Vaterland!

Der Knabe träumt von „mancher Türkenschlacht", vom Faustschlag, den er „dem Bassa zugedacht". Nun sorgen freilich die Zeitereignisse dafür, daß sich die Gedanken nicht mehr so allgemein auf das Erhabene, auf Freiheit, Vaterland, Krieg schlechthin richten, daß man sich fester auf den Boden der Gegenwart stellt, daß man aus dem irgendwo befindlichen Idealgermanien das jetzt zu bauende Deutschland, aus dem beliebigen Tyrannen den Kaiser der Franzosen macht. Aber ein andres, fast gefährlicheres Erbteil aus der Vergangenheit bleibt lebendig: man schleppt allzu häufig die schwerflüssige, fremdartige, um den Preis der Natürlichkeit feierliche Sprache des Meisters Klopstock mit sich. Das Stolbergsche Buch besingt derart den Rhein:

Du Grenze? Nein, nicht Grenze, du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend und hohes Gefühl und Freude!

Du deutscher Urart, mächtiger Rhein! Dein Strom
Ist groß und hehr, nicht rauschend dem Ohre, schnell
In stiller Eile, deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und sind unaufhaltsam ...

Und eine Betrachtung der französischen Revolution und Napoleons enthält die charakteristische Strophe:

Verduftet war die Würze des Mörderspiels,
Da schwoll empor er selber, die lebende —
Verzeih mir's, Muse! — Guillotine,
Schleppend zur Schlachtbank auf Heerschar Heerschar.

Charakteristisch nenne ich das, weil der Dichter die Muse zaghaft um Verzeihung bittet für das Vergehen, ein Ding bei seinem Namen genannt zu haben. Eine so zeitfremde Sprache konnte unmöglich volle Wirkung tun. Ja manchmal, wenn Form und Inhalt in allzu klaffendem Widerspruch standen, mußte sich aus solchem Gegensatz eine geradezu komische Wirkung statt der beabsichtigten ernsten ergeben. So richtete der preußische Jurist Staegemann, der als Dichter und Verwaltungsbeamter gleich eifrig für sein Vaterland gearbeitet hat, an die Hamburger die Aufforderung, ihre Hunde nach den französischen Bedrückern zu nennen. Dafür bediente er sich dieser Worte:

Und nur der Metzger nenne den Dänenhund
Beim Namen noch des Schergen, der dich zerfleischt,
Verwaistes Hamburg!

Fast noch schlimmer aber erscheint der formale Fehlgriff, wo man sich zu volkstümlichen Formen entschließt und — ihnen nicht gewachsen ist. Da drängt sich entweder der klassische Ballast ein — so spricht Staegemann in seinen schlichtesten Liedern auf Schill von „Phöbus' hoher Macht" und von „Flaccus' kühnen Oden" —, oder aber der Entschluß, der Zwang, volkstümlich zu wirken, wird sichtbar, und das gewollt Naive wirkt durchaus nicht naiv. In dieser Beziehung stehen



die „Wehrmannslieder" des jung verstorbenen Österreichers Heinrich Joseph von Collin obenan, der, als er den feierlichen Odenstil mit dem Volkston vertauschte, nicht immer scharf genug zwischen kindlich und kindisch unterschied. So singt er:

Franzens und Ludwigens Brüder
Sanken vor dem Throne nieder,
Schwuren: „In des Kampfes Hitze
Stehn wir an der Völker Spitze."
Schnell zur Tat sieht man sie eilen,
In die Völker sich verteilen.

Das klingt nach Jahrmarkts-Volksdichtung, von der jede Zeit Proben aufzuweisen hat, und die damals (in Ditfurths Historischen Volksliedern) für Schills Tod diesen Ausdruck fand:

Schill, sein Schnupftuch umgebunden,
Da schon blutete sein Fuß,
Kämpfte noch Dreiviertelstunden,
Tat noch manchen Hieb und Schuß.

Schill wollt' nicht mehr weichen weiter,
Bis ihm jagt' mit größtem Schmerz
Ein Holländer Küraßreuter
Gleich die Kugel durch das Herz ...

Die weitaus größeren Künstler, die weitaus besseren Kenner auch des echten Volkstons befanden sich bei einer andern Dichtergruppe, bei den Romantikern. Sie alle fühlten tiefdeutsch; aber freilich, aus dem lebendigen Anschauen der Gegenwart, aus eingeborenen politischen Instinkten war ihr deutsches Gefühl nicht erwachsen. Ich meine, es ist um die Deutschheit der Romantiker (im Anfang wenigstens) nicht so sehr viel anders bestellt als um ihren Katholizismus. Sie sind gewissermaßen nur indirekte Patrioten und indirekte Gläubige. Als völlige L'art-pour-l'art-Menschen finden sie das ihrem Kunstsinn Gemäße im deutschen Mittelalter: das Bunte, das Schwärmerisch-Innige, die Betonung des Gemüts vor dem Geist, die Hingabe an die Natur. Deutsches Kaisertum, scheint mir, nehmen sie genau wie den kunstgesättigten Katholizismus nur so mit hin, weil dies beides zum Kostüm des Mittelalters gehört, weil es stilgerecht ist. Dann allerdings, als die französische Überflutung das deutsche Wesen zu ersticken droht, als man die eigne Ohnmacht, die fremde Willkür körperhaft verspüren muß, dann besinnen sich die Romantiker darauf, daß, wer für deutsches Wesen schwärme, folgerichtig auch für die Erhaltung des Deutschtums, für deutsche Freiheit also, eintreten müsse. Und alle gehorchen sie auch dieser Pflicht. „Vielleicht sollte", schreibt Friedrich Schlegel 1806 an seinen Bruder August Wilhelm, „vielleicht sollte, solange unsre nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie ganz der Beredsamkeit weichen." Da machen denn die Romantiker wenigstens ihre Poesie „beredsam" und lassen sie kraftvoll für die deutsche Sache eintreten.

Friedrich Schlegel dichtet sein schönes „Gelübde":

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland! zu retten;
Wohlan, es gilt: du seist befreit!
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht länger soll die arge Tat,
Wahnwitz und Übermut, Verrat
In deinem Schoß sich betten.

Und als dann der Befreiungskampf gekommen, triumphiert er:

Leuchtend ob dem Eisgefilde
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluten im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen sie zum Himmel.

Achim von Arnim wird durch Schills Schicksal zu dem Racheschrei gedrängt:

Wenn für uns der Herrlichste gefallen,
Wofür leben wir in Schand',
Laßt die Feuerglocken schallen,
Zeigt der Liebe Brand,
Daß sie in der Glut der Rache
Ihm die Totenfeier mache.

Friedrich de la Motte-Fouqué, der selber mit in den Krieg zog, sang das Jägerlied:

Der Feind ist geschlagen,
Der Dörenberg siegt!
Wir Jäger, wir jagen,
Die Franzen verzagen,
Der Kaiser der Franzen,
Er stutzt und erliegt.

Aber viel origineller, viel mehr er selber ist er doch in den versonnenen Versen:

Auf dem Marsche

Nebel auf den Bergen
Spielt im Sonnenglanz,
Hohe Wälder bergen
Keck sich in die Schleier,
Schau'n dann wieder freier
Durch den luft'gen Tanz.



So, in Siegesahnung,
Steht die Zukunft da:
Hoher Taten Mahnung,
Ernste Todesgedanken,
Glückes vielfach Schwanken,
Alles fern und nah.

Laß die Nebel trügen!
Uns ist Trug ein Spott!
Trotzend allen Lügen
Brechen deutsche Streiter
Ihre Bahnen weiter,
Und das Ziel ist Gott.

Wie Fouqué zog auch **Eichendorff** mit in den Krieg; wie jener, fand auch er frische kriegerische Töne:

Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, übern Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein!

Aber das Verträumte überwog doch auch bei ihm und bei ihm erst recht. Und nicht die kriegerischen Klänge werden in mir rege, wenn ich Eichendorffs gedenke, sondern ganz andre:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Das ist es, was mir für Eichendorff und so für die ganze Romantik charakteristisch scheint: das Träumen und nicht das Wachsein, und weiter das Leben im räumlich und zeitlich Entfernten und nicht das Leben im Gegenwärtigen. Die unmittelbare vaterländische Lyrik, meine ich, haben die Romantiker sich abgerungen, ihr freies Selbst aber entfalteten sie — nun eben im Romantischen. Und wie man das Beste dort leistet, wo man am völligsten seinem Selbst gemäß schafft, so ist auch die beste Opfergabe der Romantiker an das Vaterland nicht ihre eigne Kriegslyrik, sondern das, was sie in der deutschen Vergangenheit fanden: die Sammlung der Volkslieder, „Des Knaben Wunderhorn", eine der schönsten Früchte der Romantik schlechthin.

Erfüllten sich die Romantiker derart nur pflichtgemäß mit den Forderungen der Zeit, so gaben sich zwei den romantischen Anschauungen nahestehende Dichter mit ganzer Seele der Gegenwart hin und wurden durch solche völlige Hingebung zu völligen Freiheitssängern. Der vorsichtige Ausdruck, sie hätten den romantischen Anschauungen nahegestanden, ist mit Bedacht gewählt worden, weil beide, freilich aus genau entgegengesetzten Gründen, nicht guterdings unter die Romantiker zu rechnen sind. Denn **Heinrich von Kleists** Genie ist ein zu gewaltiges, als daß ihm mit der Bezeichnung „Romantiker" auch nur annähernd recht geschähe. War er denn nicht auch Klassiker, war er nicht Naturalist, war er nicht ein Seelenmaler, der es mit aller psychologischen Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts aufnimmt? Nein, keine Formel schöpft den Reichtum dieses Dichters aus, den Goethe ins Dunkel stieß, weil er nur einen Gefühlsverwirrer in ihm sah. Und wiederum **Schenkendorfs** Dichtungen sind zwar romantisch gefärbt, entbehren aber doch allzusehr der Fülle und Tiefe, die manchen Romantiker auszeichnete. Man pflegt ihn so ohne weiteres neben Arndt zu setzen, höchstens mit dem Beiwort, er sei der „Weichere" gewesen. Nicht ganz mit Recht.

Maximilian Gottfried von Schenkendorf, den erst später seine Schwärmerei für Max Piccolomini dazu trieb, sich Max zu nennen, wurde am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren. Politische Anregungen hat sicherlich der junge Schenkendorf so wenig erhalten wie der junge Arndt. Er bezog sehr zeitig die Universität Königsberg und schlug hier so sehr über die Stränge, daß er auf einige Zeit in das Haus eines Landgeistlichen — man kann wohl sagen: verbannt wurde. Dort soll er die ersten politischen Anregungen empfangen haben; man belegt das mit den später entstandenen Versen:

Als Knabe hab' ich viel vernommen
Von ihrer hohen Würdigkeit,
Dem Jüngling war ein Ruf gekommen
Von ihrer Schmach und Niedrigkeit.

Da ging ich oft in Eichenhainen,
Zu suchen die versunkne Kraft,
Den Fall der Herrin zu beweinen,
Zu prüfen meines Armes Macht.

Da betet' ich, laß mich sie retten,
Du, welcher lenkt der Sterne Gang,
Mich laß zerbrechen ihre Ketten
Und sterben froh, wenn es gelang.

Aber, wie gesagt, das wurde erst gedichtet, als Schenkendorf bereits mitten im politischen Treiben stand. Was er zeitiger kennen lernte, war wohl nur jenes vorhin beschriebene romantische Gefühl der Deutschheit, und aus





Phot. Quidde & Müller, Berlin.

Max Slevogt: Bildnis des Herrn Kommerzienrats F.

diesem griff er auch nur eine Seite heraus, die er immer entschiedener ausbilden sollte: die Richtung auf das Katholische. Seine Schwärmerei galt mehr einer „volkstümlich germanisch-katholischen Kirche" als einem festgefügten deutschen Staat. Ein wirkliches politisches Interesse erwachte in ihm erst während des preußisch-französischen Krieges und steigerte sich bedeutend, als das Königspaar, vor dem Feinde flüchtend, nach Königsberg kam. Schenkendorf, damals Kammerreferendarius und bald dem Herrscherpaar vorgestellt, fand manches, was seinen romantischen Sinn aufs höchste erquickte. Einmal lebte die königliche Familie im Königsberger Schloß fast idyllisch mit der Familie des Landhofmeisters Auerswald zusammen, hielt sich in ihrem Unglück auch wohl weniger streng als sonst üblich vom „Volke" getrennt; sodann herrschte am Hofe durch den Einfluß der seltsamen Frau von Krüdener eine etwas mystisch gefärbte Frömmigkeit. Vor allem aber bemächtigte sich Schenkendorfs eine große Schwärmerei für die Königin Luise. Für Schenkendorf war Luise eine „Heilige"; sie hat er denn auch nach ihrem Tode durch eine Veranstaltung in der katholischen Kirche gefeiert, und ihren Gemahl nannte er damals einen „zum Martyrtum Erkorenen". Man nehme hinzu, was Schenkendorf später, als er für ein katholisches Kaiserreich eintritt, zu Preußens Rechtfertigung schreibt: „Preußen ist wahrhaftig das alte, frivole, französische, undeutsche, gottesleugnerische Preußen aus den Jahren 1740 bis 1805 nicht mehr. Preußen hat sich gereinigt von der alten Schuld." (Das Preußen Friedrichs des Großen undeutsch!) So wird man bei allem Respekt vor jedem persönlichen religiösen Empfinden doch nicht umhin können, in dieser Art des Katholisierens eine bedenkliche Verwirrung und Abschwächung des schlicht vaterländischen Empfindens zu sehen. Und dieses Überwuchern des süßlichen Katholisierens — nicht eines festen und starken Katholizismus etwa! — macht sich denn auch so peinlich breit in Schenkendorfs Versen und rückt sie weit ab von Arndts frommen Liedern. Wie bezeichnend ist es, daß in der Sammlung der eigentlichen Vaterlandslieder an erster Stelle das „Gebet bei der Gefangenschaft des Papstes" steht.

Doch ich habe bisher einseitig das minder Sympathische in Schenkendorfs Wesen betonen müssen, um seinen Abstand von Arndt herauszuheben. Es muß gesagt werden, daß dieser Schwärmer sich doch auch mehrfach als Mann und Dichter fester zu bewähren wußte. So trat er gelegentlich in Königsberg (als er mit der Verwaltung eines Magazins betraut war) den Franzosen mit großer Energie entgegen, so litt es ihn trotz seiner lahmen Hand nicht zu Hause, als der Freiheitskampf losbrach. Den Säbel um den Zivilrock geschnallt, ritt er bei Leipzig neben den Röderschen Kürassieren, und später tat er im Verwaltungswesen dem Vaterlande gute Dienste. Und so schlägt er denn auch in seinen Zeitgedichten bisweilen kraftvolle Töne an. Etwa in dem schönen Weckruf „An einen Herrn":

Bist noch immer nicht erwacht?
Und es hat so hell geklungen,
Stahl von Männerhand geschwungen
In der finstern Nacht —

oder in den bekannteren Versen auf Scharnhorst und Schill. Aber sein Allerschönstes leistet, gewissermaßen sein ideales Ich schildert er dort ab, wo er nicht zur Kraft sich aufrafft, sondern vom Weichlichen zum Zarten und Innigen aufsteigt.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine
Süßes Engelsbild ...

und:

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut! ...

Das sind die Töne, denen Schenkendorf sein Fortleben verdankt und zu Recht verdankt.

Der Leser, der erfahren hat, wie sich Schenkendorf des Genaueren das deutsche Kaiserreich dachte, sieht in dem Dichter vielleicht nicht mehr den Vertreter seiner eignen politischen Wünsche. Schallt es ihm aber aus Schenkendorfs Versen entgegen:

Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser!
Säumst du, schläfst du? Auf, erwache!
Komm zur Sühne, komm zur Rache ...

so begreift er, wie Rückert darauf kommen konnte, den „Schenkendorf, den Max" als „Kaiserherold" zu preisen. Man hat diesen Ehrentitel später an Geibel vergeben. Beiden Dichtern, die wohl nicht ohne einige Verwandtschaft sind, mag man das Schmuckwort getrost lassen — nur soll man sie nicht neben Arndt stellen, der mehr als Herold,

der Führer und Seher war. Wie sehr dieser Meister der Freiheitssänger über Schenkendorf hinausragte, das zeigte sich auch deutlich während der traurigen Zustände nach dem Kriege. Während Arndt aufs männlichste gegen den inneren Feind kämpfte, ließ der schwächere Schenkendorf das süße Engelsbild der Freiheit im Stich, weil er der Aufregung des inneren Kampfes nicht gewachsen war. Willig vertauschte er auf den Rat einer gläubigen Gattin die Leier des Freiheitssängers mit der „Davidsharfe". Sein früher Tod (am 11. Dezember 1817) bedeutete für die deutsche Literatur kaum noch einen Verlust.

Auch jener andre, dessen im Verein mit Schenkendorf gedacht wurde, auch **Heinrich von Kleist** legte „die Leier tränend aus den Händen", aber er tat es nicht, weil ihm ein Kampf zu schwer wurde, sondern weil er keine Möglichkeit des Kampfes sah und in der Untätigkeit erstickte, und er vertauschte die Leier mit keiner Davidsharfe, sondern mit der Pistole des Selbstmörders. Nicht Müdigkeit, nicht Schlaffheit haben ihn so weit gebracht, sondern tiefste Verzweiflung. Sooft man von Kleist redet, muß man auch sein trauriges Epitheton erwähnen: er war der unglücklichste Dichter Deutschlands. Nicht die ganze Fülle seines Unglücks, dem nur die Fülle seines Genies zu vergleichen ist, kann hier ausgebreitet werden, wohl aber gehört ein wesentlichster Teil davon in dies Thema. Kleist, einem alten preußischen Adelsgeschlecht entstammend, dessen Söhne immer Offiziersdienste getan hatten, war von vornherein ein leidenschaftlicher Patriot. Freilich, als er den Rheinfeldzug von 1793 mitmachte, fühlte er sich nicht wohl in seiner Uniform; ihn plagten Skrupel an der sittlichen Berechtigung des soldatischen Berufs, und so nahm er bald seinen Abschied und wandte sich der Wissenschaft, danach seiner spät erkannten Kunst zu. Dann, in den Jahren der Unterdrückung, erging es ihm wie Arndt; der Druck machte ihn hart, er wurde ein fürchterlicher Hasser. 1809 hätte er gern Kriegsdienste im österreichischen Heer genommen; aber Wagram vernichtete all seine patriotischen Hoffnungen. Auch nicht mit seiner Feder durfte er dem Vaterlande dienen. Die Zeitschriften „Phöbus" und „Berliner Abendblätter" führten ein kurzes Leben und konnten Politisches nur unter irgendeiner Maske bringen. Die Zeitschrift „Germania" ist gar nie ins Leben getreten, und erst lange nach dem Tode des Dichters hat man die dafür bestimmten Manuskripte veröffentlicht. Es war eins darunter, der „Katechismus der Deutschen", darin erklärte Kleist den französischen Kaiser „für einen verabscheuungswürdigen Menschen, für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht und den Engeln einst am Jüngsten Tage der Odem vergehen wird", für „einen der Hölle entstiegenen Vatermördergeist, der umherschleicht in den Tempeln der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist". Das ist der gleiche fanatische Ton, der aus der „Hermannsschlacht" vorbricht, diesem ebenso bewunderungswürdigen wie grauenhaften dramatischen Racheschrei. Und es ist mehr als begreiflich, daß dieses Stück, hinter dessen Vergangenheitsmaske auch der Blindeste das Heute (die ersehnte Gegenwart, meine ich) erkennen mußte — es ist vollkommen natürlich, daß die „Hermannsschlacht" unter der napoleonischen Herrschaft keine Bühne fand. Daß freilich Kleists Meisterwerk, das nicht minder patriotische, aber menschlichere Drama „Der Prinz von Homburg", das Schicksal der „Hermannsschlacht" teilte, ist weniger erklärlich. So sah sich denn der Dichter zur Wirkungslosigkeit verurteilt:

> Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
> Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt.

Die ganze Bitterkeit dieser Klage ermißt erst, wer hinzunimmt, daß dieser innerlich Zerrissene, da er so nirgend ein Echo für seine Kunst fand, an seiner Begabung zweifeln mußte. Zwischen Kleist und dem Erfolge des „Zerbrochenen Kruges" und der „Penthesilea" stand Goethe, zwischen Kleist und dem Erfolge der „Hermannsschlacht" und des „Prinzen von Homburg" stand die Not des Vaterlandes. Da glaubte dieser Mann, der ein vollkommenes Genie besaß, auch ihm sei nur eins der von der Hölle stammenden halben Talente zuteil geworden, und seines ihn fruchtlos dünkenden Lebens satt, warf er es am 21. November 1811, erst vierunddreißig Jahre alt, von sich.

Nur einen kleinen Teil dieses in Wahrheit so früchtereichen Schaffens macht die Lyrik



aus, und unter ihr wiederum ist der vaterländischen Poesie nur ein spärlicher Platz vergönnt. Aber diese paar politischen Gedichte enthalten derart den Extrakt des Kleistischen Denkens und Fühlens, daß sie dem Dichter für immer einen hervorragenden Platz auch unter den vaterländischen Lyrikern sichern. Ja, vielleicht ist die Chordichtung „Germania an ihre Kinder“ die schlechthin bedeutendste Schöpfung auf diesem Gebiete überhaupt. Die fünfte Strophe mag dem Leser das wohlbekannte Ganze im Gedächtnis auffrischen:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestaucht von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Chor:

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Vielleicht empfindet es dieser und jener als Widerspruch, daß ich hier immer wieder auf Arndt als sozusagen den „maëstro di color che sanno“ hinwies und nun einige Strophen eines andern Dichters für die hervorragendsten erkläre. Aber Arndts Überragen liegt doch in der Wucht und dem Umfassen seiner Gesamttätigkeit, sodann darin, daß er der Lehrer aller andern und so auch ganz offenbar des politischen Schriftstellers Kleist war. Da kann es seiner Meisterstellung keinen Abbruch tun, wenn ihm einer oder der andre seiner Jünger in ein oder dem andern Tone überlegen ist. Und so ist es denn auch keine Herabminderung Arndts, ja nicht einmal eine annähernde Vergleichung der Werke dieser beiden, wenn ich in Theodor Körners besten Strophen bisweilen ein stärkeres Jugendfeuer zu spüren vermeine als in Arndts Gedichten.

Sich von Kleists düsteren Schicksalen dem sonnigen Leben Körners zuzuwenden, ist fast eine Erlösung. Ist jener Deutschlands unseligster Dichter, so dieser ganz gewiß der glücklichste. Das beste, was einem Dichter zuteil werden kann, dauernder Nachruhm und — wohlgemerkt! — innerlich berechtigter, verdankt Körner einzig den deutschen Zeitereignissen. Für ihn wurde der Befreiungskrieg, ob er es auch selber nicht ahnte, und ob es auch manch unkluger Verehrer des liebenswürdigen Jünglings noch heute nicht wahr haben will, zum ganz persönlichen Befreier. Ein junger und unfertiger Mensch, belastet mit der unseligen Gabe des allzu raschen und allzu schmerzlosen Produzierens, verwirrt durch das Danaergeschenk eines allzu frühen und allzu großen Beifalls, hatte der glückliche Dichter und Bräutigam im Januar 1813 nach dem Erfolg seines „Zriny“ den Vertrag als k. k. Hofdichter unterschrieben, der ihn verpflichtete, jährlich „zwei große Stücke, wovon jedes einen Theaterabend ausfüllt“, dazu auch noch einige kleinere Dinge zu liefern. Wie traurig muß dem kritischen Betrachter eine schriftstellerische Zukunft erscheinen, die Körner im rosigsten Glanze sah. Noch war ja Körner ein Unfertiger, ein seinen großen dramatischen Aufgaben nicht entfernt Gewachsener, im günstigsten Falle ein liebenswürdiger, nicht allzu einsichtsvoller Nachbeter Schillers. Und nun wurde er kontraktlich zur eiligen massenhaften Weiterproduktion getrieben, wurde er wahrscheinlich durch den Beifall, den man dem anmutigen Jüngling bestimmt weiter gespendet hätte, gegen seine eigne Unzulänglichkeit abgestumpft. Da griff die Zeitgeschichte in dieses idyllische Schicksal und führte es auf kurzer glanzüberströmter Bahn zum heroischen Ende. Der Jünger Schillers kann gar nicht anders als leidenschaftlich freiheitsliebend und vaterländisch empfinden. Im März 1813 schreibt Körner seinen berühmten Brief an den Vater, in dem er seinen Entschluß ankündigt, Soldat zu werden: „Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen ...?“ Zwei Wochen später ist er schon Lützowscher Jäger, am 17. Juni wird er schwer verwundet, am 17. August steht er wieder unter den Waffen, am 25. wird er in einem kleinen Gefecht erschossen. Er ist kaum vierundzwanzig Jahre alt geworden. Diese letzten heroischen Monate nun betet er seinen Schiller nicht mehr nach — er lebt ihn nach, und so schafft er Eignes. Er schlägt sich nicht mehr mit Stoffen und



Charakteren herum, denen er nicht — vielleicht noch nicht — gewachsen ist, sondern gibt heißen Jünglingsempfindungen unmittelbaren lyrischen Ausdruck, und so schafft er in seiner Art Vollendetes. Und da er das Glück hat, das zu empfinden, was abertausend Herzen rings um ihn bewegt, so ist sein eigenstes und sein einziges künstlerisch vollendetes Werk, so ist „Leier und Schwert" zugleich ein Werk von größter zeitgeschichtlicher Bedeutung. Die Inhaltsangabe — wie er die Buben hinter dem Ofen schilt, wie er das Schwert als seine Braut preist, wie er in der Schlacht betet, wie die Lützowschen Jäger verherrlicht — sie darf man wohl sparen; denn frischeres Leben hat nicht ein Werk der Freiheitskriege bewahrt als die Verse Theodor Körners.

Ein Geringes nur der Popularität von „Leier und Schwert" möchte man endlich wohl einem andern, nicht minder wertvollen Werk der Freiheitskriege wünschen, das allzusehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. Gewöhnlich nennt man, wo die edelsten Häupter der deutschen Freiheitsdichtung gezählt werden, nur jene vier: Arndt und Schenkendorf, Kleist und Körner. Der Name **Rückert** läuft höchstens nebenher. Ja, Wilhelm Scherer meint ziemlich wegwerfend: „Friedrich Rückerts ‚Geharnischte Sonette' überwanden nicht einmal die Schwierigkeiten des Reimes." Gewiß, das ist buchstäblich richtig, aber dennoch so ungerecht wie irgend möglich. Es liegt eine gewisse unfreiwillige Komik darin, daß der junge Sprachforscher für seine ersten Poesien, die „Deutschen Gedichte" vom Jahre 1814, das Pseudonym Freimund Raimar wählte. Er hatte den Nachnamen aus dem Worte „Reimer" gebildet, so eine Kunst andeutend, die er später in hohem, ja verhängnisvoll hohem Maße besitzen sollte, noch aber tatsächlich nicht völlig besaß. Doch wer fragt bei den „Geharnischten Sonetten" viel nach der Glätte des Reimes, wen stört die gelegentliche Schwerfälligkeit der noch bisweilen täppisch unbeherrschten Form? Ich meine, niemand kann sich auf die Dauer der unerhörten Wucht entziehen, mit der diese Gedichte als Ganzes wirken; sie sind wahrhaftig geharnischt, sie rasseln und stampfen dröhnend einher. Und mächtig wie ihre Gestalt ist ihr Inhalt. Es sind Klagen, Aufrüttlungen, Ermutigungen von großer Gewalt:

Was schmiedst du, Schmied? — „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

Was schreibest, Dichter, du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Das ist bei eigner Sprachgewalt, die über alle Sprödigkeit der Form hinwegreißt, der gleiche Geist, der in Arndts Schriften lebt. Und Besseres weiß ich von einem Freiheitssänger nun einmal nicht zu sagen.





Königsberg: Münzplatz; links Schloß mit Haberturm.

Königsberg

Von Dr. Heinrich Spiero

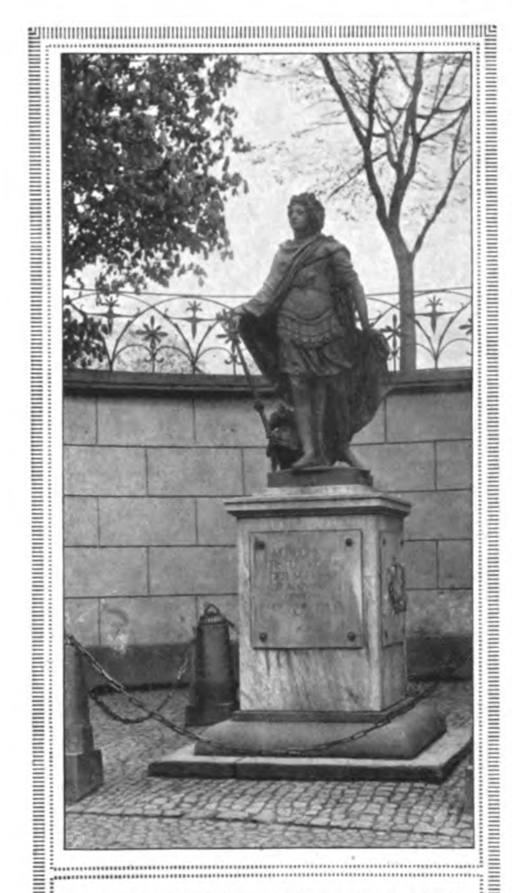
Mit vierzehn Abbildungen nach Aufnahmen der Hofphotographen Gottheil & Sohn in Königsberg



In einem der glänzendsten deutschen Gemälde des neunzehnten Jahrhunderts lebt eine historisch geweihte Stätte Königsbergs fort: die Kirche des Schlosses in Adolf Menzels Darstellung der Krönung König Wilhelms I. Umschreitet man ein andres Meisterwerk deutscher Kunst, das Denkmal Friedrichs des Großen von Rauch Unter den Linden zu Berlin, so findet man wiederum Königsberg in der Gestalt Immanuel Kants. Und als die Krönungsstadt preußischer Herrscher wie als die Stadt Immanuel Kants, auch wohl die Stadt der reinen Vernunft, stellt sich Königsberg im allgemeinen dem Gedächtnis dar — das sind die Zusammenhänge, die der Name der Stadt überall in Deutschland sofort in die Seele ruft. Und mindestens das erste, den Charakter der Krönungsstadt, tut Königsberg auch jedem, der es betritt, sofort dar: denn ob er nun die bergige Hauptstadt Ostpreußens von oben her oder von unten her, von dem Hauptbahnhof, betritt — immer wird ihn zuerst das Ordensschloß fesseln. Kommt man vom Bahnhof gegangen, so hat man die eine Ecke, den dicken grauen Turm mit dem Denkmal Wilhelms I. davor, lange schon als Augenpunkt vor sich, und unten auf dem Altstädtischen Kirchenplatz, wo Luthers Sohn Hans begraben liegt, erscheint dann der rote Turm der Schloßkirche wohl so, wie ihn Georg Reicke einmal geschaut hat:

Der Platz gebadet in ein Lichtermeer,
Vom Widerschein erhellt die volle Gasse,
Dahinter blind aufragend, altersschwer,
Des Ordensschlosses dämmergraue Masse,
Und drüber hoch in stille Lüfte steigend
Sein schlanker Turm, in letzter Sonne schweigend.

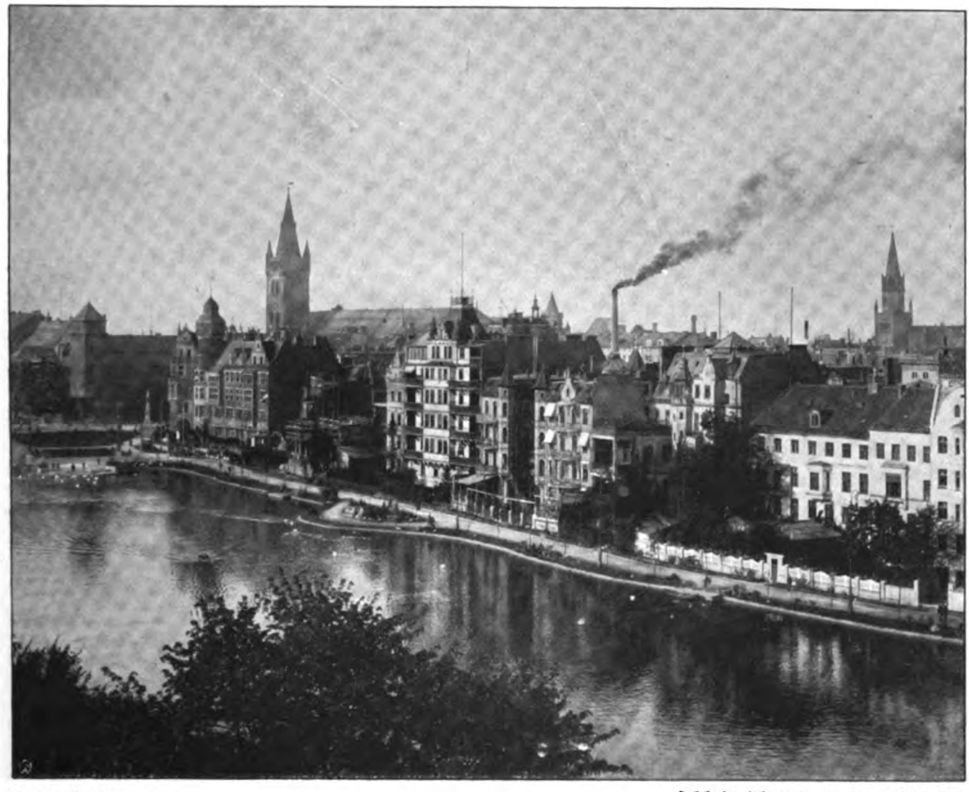
Noch schöner fast ist das Bild, wenn man an der Schloßgartenmauer entlang den sogenannten Danziger Keller, die eine Seite des Schloßberges, emporsteigt; dann kann man weit auf den Gesekusplatz zurücktreten und hat das breite graue Schloß mit dem vorgelagerten schmalen Garten voll alter Bäume, mit dem langen, dunklen Dache gerade vor sich, über das sich der spät erbaute Kirchturm reckt. Nur noch der Unterbau dieses Flügels und seine beiden Rundtürme stammen sicherlich aus der Ordenszeit — der rote Turm ist ein Werk des neunzehnten Jahrhunderts,


Königsberg: Denkmal König Friedrichs I.

auch äußerlich vollständig zu machen, steht dem Haupteingang der Burg gegenüber das schöne Denkmal Friedrichs I.; ein Werk Schlüters, von Jakobi gegossen, erhebt es sich in einer Flüsternische — wie oft haben wir um die Rillen der Nische herum auf dem Schulweg „telephoniert". Mit der echten Gebärde des prunkliebenden Erwerbers der Königskrone steht Friedrich zierlich, erhobenen Hauptes da.

Um das Schloß schrillt und schallt jetzt das vielfältige Leben einer Stadt, die nach der neuesten Volkszählung über 250000 Einwohner hat. Betritt man von Westen oder Osten den Schloßhof, so ist man auf dem viereckigen Platze fast immer mit sich und seinem Schatten allein, kann sich zurückträumen in die Zeit, da des zweiten blöden Herzogs unglückliche Gemahlin aus dem Wappenerker niedersah, oder in die Tage, da Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, hier die Huldigung hielt und von den gleichen schlichten, schönen Holzgalerien die Frauen der Schöppenmeister und Mälzenbrauer der drei Städte Königsberg herabschauten; unten aber murrten die Bürger über die Festsetzung des widerspenstigen Rohde, dessen starre Gestalt die gliedert sich aber dem Ganzen zu voller Harmonie ein. Wenn wir nun das Schloß umkreisen, so gehen wir immer wieder an Ordensbauten entlang: auch der achteckige Haberturm an der Nordostecke, vor dem ein schlichtes Denkmal Herzog Albrechts von Friedrich Reusch steht, ist noch Ordensbau, die Ostfront im wesentlichen aus der herzoglichen Zeit und der nach Südosten gelegene Flügel eine Anlage aus den Jahren des ersten preußischen Königs, von Joachim Ludwig Schultheiß von Unfried errichtet. Die ganze Südseite, die nach der Unterstadt hinweist, war früher verbaut, seit einigen Jahren ist sie freigelegt und mit einer prächtigen Terrasse versehen, an der man ein für seine Zeit sehr charakteristisches, bei Lebzeiten des Königs errichtetes Steinmonument Friedrich Wilhelms I. von Johann Heinrich Meißner wieder angebracht hat. Um das historische Bild


Königsberg: Kantdenkmal.



Königsberg: Schloßteichpromenade. Südseite.

ostpreußischen Erzähler der Gegenwart, so Ernst Wichert und Arthur Hobrecht, immer wieder beschäftigt hat. Jetzt weilt des Landes Herr selten hier, leer ist der riesige Moskowitersaal oben und leer der Hof unten, nur dann und wann steigt ein Gast zu der bei Tage geöffneten Weinstube des Blutgerichts hernieder, die in der ehemaligen Folterkammer des Schlosses seit langer Zeit in dunklen, von schwankendem Licht erhellten Räumen Einheimische und Fremde versammelt. Und von fern her, hinter den dicken Steinmauern gedämpft, erschallt Wagenrollen, vielleicht Militärmusik der großen Festungsstadt oder die Huppe eines Kraftwagens.

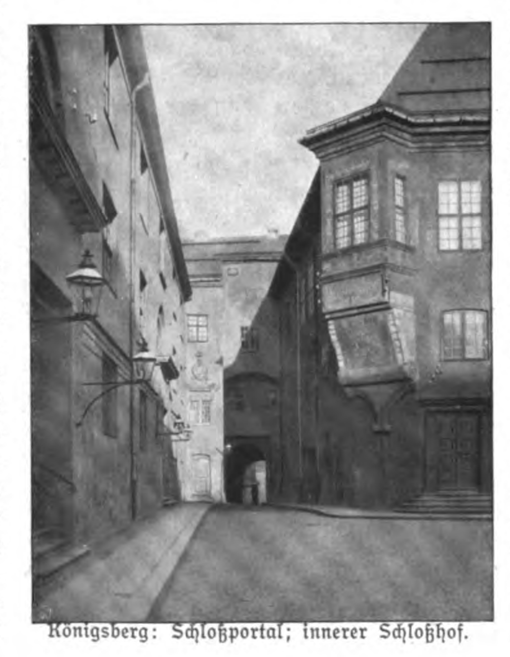
Immanuel Kant hat dicht am Schloß gewohnt, und vor zwanzig Jahren stand an alter Stelle noch das Häuschen, in dem er, der gern eine gute Tafel führte, die Freunde um seinen Tisch versammelte; jetzt ist es lange abgerissen, und zu spät ist nun die Scham darüber erwacht, daß man es damals nicht um ein verhältnismäßig Geringes erhalten hat. Auch der schöne, tiefe Garten, in den man vom Schlosse hinuntersah, ist zugebaut, und auf ihm erhebt sich ein großes Gebäude mit Geschäften und Wohnungen. Kants Denkmal aber steht, von der Meisterhand Rauchs gebildet, in schlichter Eindringlichkeit auf dem Königsgarten. Und der ist nun der zweite Stolz der Stadt — dieser schöne, rechteckige Platz mit seinem früher zu Paraden benutzten unbepflanzten Vorland und seiner grünen Hauptpartie, hinter der sich über einer feinen Säulenhalle der Bau der Universität erhebt. Gar nicht nordisch, zumal an Sommertagen, mutet dieser Fleck an, die durch Stüler erbaute Universität in ihrer reichen Backsteinrenaissance, vor ihr, von Blumen umgeben, das Reiterdenkmal Friedrich Wilhelms III. von August Kiß und in der Nähe das Theater mit dem eben errichteten Schillerdenkmal von Stanislaus Cauer — das alles wirkt heiter, frei, und der Eindruck des Liebenswürdigen, den dieser Teil der Stadt macht, steigert sich noch, wenn man weiterschreitend zur Schloßteichbrücke gelangt, die die beiden Ufer dieses Sees verbindet.

Der Schloßteich war früher von allen Seiten von Gärten und Häusern eingeschlossen;




Königsberg: Innerer Schloßhof; rechts Blutgericht.

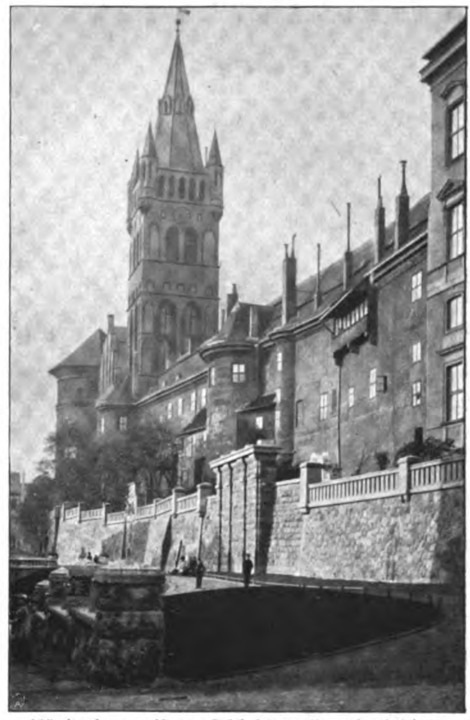
neuerdings hat man die Südseite freigelegt, ein altes, von dem Königsberger Lyriker Karl Bulcke („Ein altes Haus") fein geschildertes Gebäude abgebrochen und so den Haberturm des Schlosses von der Brücke her sichtbar gemacht. Das ist hübsch und wäre noch preisenswerter, wenn man nicht gleichzeitig nach links hin den Blick auf die wertvolle, in holländischem Stil errichtete deutsch-reformierte Burgkirche durch ein unförmliches Wohnhaus fast ganz zerstört hätte. Die kleine Promenade, die jetzt einen Teil des Teiches umläuft, war überflüssig; geradezu ein Jammer aber wäre es — und ich spreche da tausenden Königsbergern aus dem Herzen —, wenn nun einem keineswegs einwandfrei erwiesenen Verkehrsbedürfnis die alte, schlichte Fußgängerbrücke über den Schloßteich geopfert werden sollte. Ein Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für eine Fahrbrücke hat keine befriedigenden Ergebnisse gebracht, und so besteht eine schwache Hoffnung, daß man es beim alten läßt. Die neue Fahrbrücke könnte voraussichtlich niemals so gelegt werden, daß nicht das Bild von beiden Seiten her völlig zerstört würde. Jetzt gibt es kaum etwas Schöneres, als an einem warmen Sommertage in die grünen, an einem kalten Wintertage über schlittschuhlaufendes Volk hinweg in die weißen Gärten des Teiches zu schauen,


Königsberg: Schloßportal; innerer Schloßhof.

vom Schlosse her den See mit der schmalen Brücke zu überblicken oder von einem der öffentlichen Gärten am Norduser zur Stadt hinüberzusehen.

Aber ist dieses Königsberg überhaupt noch die Stadt Kants — trotz seinem Denkmal? Neue Häuser, breite Straßen, kaum etwas, das über fünfzig bis sechzig Jahre zurückginge, immer vom Schlosse selbst abgesehen. Wo finden wir das alte Königsberg?

Es ist noch vorhanden. Es zeigt sich freilich nicht in der stolzen Schönheit eines reichen Patriziats, die wir in Danzig bewundernd antreffen. Nur an wenigen Stellen sind uns alte Bürgerhäuser (ein sehr schönes in der Kneiphöfischen Langgasse) oder alte Adelshäuser (am Schloß, am Bergplatz, auf der Königstraße) erhalten. Aber wenn wir, sofern uns nicht die Erinnerungen der Kindheit leiten, mit einem ortskundigen Führer durch Gassen und Gäßchen zur Löbenichtschen St.-Barbara-Kirche emporsteigen, dann sind wir im alten Königsberg, dann wissen wir, wie die Stadt vor hundert Jahren aussah. Ein schlichtes Gotteshaus aus der Rokokozeit, rings darum ein unregelmäßiger Platz, von dem mehrere Gassen steil abfallen, niedrige Häuser, unter denen das hübsche Pfarrhaus auffällt, alles von jener nordischen Dürftigkeit, die diesen armen Nordosten überhaupt kennzeichnet. Kaum daß der Ziegelbau einer


Königsberg: Neue Schloßterrasse mit Schloß.

nahegelegenen Realschule das Bild ein wenig beeinträchtigt. Das ist altes Königsberg, das und der schmale Weg am Pregel entlang, längs des Bohlwerks, wo manche Gasse unter einem niederen Torbogen hindurch zur Stadt führt, wo der Fischmarkt noch so abgehalten wird wie vor hundert Jahren. Da ist noch das Königsberg Kants und das Königsberg des unsterblichen romantischen Erzählers E. T. A. Hoffmann. Wenn der Ostwind der russischen Steppe durch diese Gassen fuhr, um den Blauen Turm an der Honigbrücke, der einst die Verbrecher barg, um alte Häuser am kleinen Domplatz, deren Wolme oder Beischläge (die Vorbauten mit Treppen) noch erhalten sind, um das alte Universitätsgebäude, von dem noch ein Stück steht, dann empfing Hoffmann wohl phantastische Eindrücke, die er in seinen Dichtungen für immer festhielt. Hier am Pregel ist noch altes Klosterland, die Straßennamen Münchenhof, Bulatengasse beweisen das. Hier hat der wunderliche, tiefe Johann Georg Hamann, der „Magus aus Norden", gewohnt, ein biederer Beamter am Packhof, und weiter den Fluß entlang ist auf dem Poetensteig Simon Dach mit den Freunden spazieren gegangen.


Königsberg: Kaiser-Wilhelms-Platz mit Schloß.



Königsberg: Hundegatt.

Jetzt aber brauchen wir nur den Weg, das Bohlwerk entlang, unter den schattigen Bäumen des Junkergartens zu beenden, und ein neues Königsberg tut sich auf, nicht das militärische der Schloßwache und das akademische der Universität, sondern die Handelsstadt um Börse und Hafen. Die Börse ist äußerlich eine der schönsten in Deutschland, mit der einen Wand in den Pregel hineingebaut, ein Werk des Architekten Heinrich Müller. Und wenn man die breite Freitreppe hinabsteigt, so öffnet sich sofort der Blick auf den Pregel, dessen beide, die Stadt teilende Arme hier am Hundegatt zusammenfließen. Rechtshin zieht sich auf dem andern Ufer eine lange Speicherfront, sehr alte Bauten, zum Teil mit farbigem Holzbalkenwerk und spitzen Giebeln, und auf dem breiten Fluß vor ihnen liegen die Dampfer, die von Pillau aus durch den Seekanal des Frischen Haffs zur Stadt heraufgekommen sind:

Der Ruch von Teer und von Getreidesäcken
Strich mit dem Ostwind durch die Lastadie.
Die Spatzen kreischten, die aufs Pflaster schossen,
Wo goldne Körner von dem Dampfer her
Den Weg bis zu dem Niklasspeicher wiesen;
Rot von der Last der schweren Zentnersäcke,
In blauer Jacke und im Lappenschuh,
Mit gleichem Schritt und gleichem Zuruf ging
Die Schar der Träger langsam hin und her.

(Agnes Miegel.)

Dazwischen fahren die Fähren hin und zurück, und undeutlich erscheint im Hintergrund der Eisenbau der Eisenbahnbrücke. An andern Uferstellen wiederum lagern zuzeiten die großen Holzkähne der polnischen Getreideschiffer, der Dschimken, deren struppige Erscheinung in den alten Schafspelzen ein romantisches Element meiner Königsberger Kindheit wie der früherer Generationen gebildet hat.

Hier im Kneiphof der Unterstadt liegen auch das Rathaus und der Dom. Jenes bedeutet als Gebäude wenig, besitzt aber schöne alte Stuckdecken und einen in den letzten Jahren reichlich vermehrten Schatz von Kunstwerken, darunter die Büste Eduard Simsons von dem Königsberger Bildhauer Rudolf Siemering, dessen Modelle ein Museum der Stadt füllen. Diese Büste des großen Stadtsohnes, dessen Geburtshaus dem Rathause gegenübersteht, ist ein Geschenk des früheren Oberbürgermeisters Hermann Hoffmann, wäh-



Königsberg: Börse mit Hafen.

rend andre Gemälde und Kunstwerke neuerer Zeit im Rathaus zumeist einem der wenigen lebenden Ehrenbürger der Stadt, Walther Simon, verdankt werden, der der Jugend auch einen herrlichen Spielplatz geschenkt hat.

Ein Bauwerk von größerer, ja großer Bedeutung und wuchtiger Wirkung ist der Dom, weniger noch von außen her, wenn man sich auch der Gewalt der breiten Hauptfront mit dem einen spitzen Turm nicht entziehen kann. Im vierzehnten Jahrhundert erbaut, 1528 evangelisch geworden, hat das Gotteshaus dann mannigfache Abänderungen, Erneuerungen, Dachumbauten, zuletzt vor wenig Jahren eine umfassende innere und äußere Wiederherstellung erfahren. Der innere Raum mit seinen drei Schiffen wirkt gegen den schlichten roten Backstein des Äußeren, wie ihn fast alle Ordensbauten aufweisen, zunächst vielleicht ein wenig bunt mit der Pracht seiner Altäre und dem Reichtum seiner andern Einbauten. Im ganzen ist der Eindruck außerordentlich, zumal wenn die Kirche, deren Akustik vorzüglich ist, sich ganz füllt. Die neue Bemalung hebt den Reichtum der spätgotischen Kreuzgewölbe prächtig hervor, das Treppentürmchen in der Vorhalle, mehrere schmiedeeiserne Türen, der eigenartige Taufstein aus dem sechzehnten Jahrhundert fallen nach dem großen Eindruck des Ganzen besonders ins Auge.

Nach Osten schließt die Hauptkirche ein hoher Triumphbogen; hinter ihm liegt der Chor, der die Fürstengruft in sich birgt. Während im eigentlichen Chor eine lange Reihe von Mitgliedern des ostpreußischen Adels ruht, sind in der Fürstengruft Herzog Albrecht und seine Gemahlin, Kurfürst Georg Wilhelm, des Großen Kurfürsten Vater, und andre Mitglieder des brandenburgischen Hauses beigesetzt. Wohl schon bei Lebzeiten des ersten Herzogs, dessen Bildnis als Albertus von den Studenten der Albertina getragen wird, ist das riesige Grabmonument des Fürsten begonnen worden, das fast die ganze Ostwand der Gruft einnimmt.

Von außen zugänglich liegt hinter dem Chor die Ruhestätte Immanuel Kants, die Stoa Kantiana: sie schmücken Raffaels „Schule von Athen" in einer Kopie von Emil Neide und Kants Marmorbüste von Hagemann, in einer Nachbildung von Siemering; das Ori-

ginal steht jetzt in der Universität und eine zweite Nachbildung im Friedrichskollegium, dessen Schüler Kant gewesen ist. Der Stoa gegenüber erhebt sich (jetzt als Stadtbibliothek benutzt) der letzte Rest der alten Universität, des Collegii Albertini. Waren die Burg und die Stadt 1255 durch den Deutschen Orden gegründet worden, so stellt sich die Hochschule als eine dauernde Frucht der Säkularisation des Ordenslandes durch Albrecht von Brandenburg dar, damit zugleich als ein Kind der Reformation. 1544 ist die Universität an dieser Stelle errichtet worden; Georg Sabinus, Melanchthons Schwiegersohn, war ihr erster Rektor. Und in diesen dürftigen Räumen hat sie ihre erste Blüte, die Zeit Kants, wie die zweite, spätere, erlebt. Diese erfüllte die Jahrzehnte von 1830 bis 1860, und in ihr wirkten Männer wie die Theologen Kähler und der ältere Dorner, die Philosophen Herbart und Rosenkranz, die klassischen Philologen Lobeck und Lehrs, die Historiker Drumann, Johannes Voigt, F. W. Schubert und Ludwig Friedländer, der Jurist Simson, der Astronom Bessel, die Physiker Helmholtz und Franz Neumann, die Mathematiker Karl Gustav Jacobi und Richelot, die Anatomen K. F. Burdach und Karl Ernst von Baer, der Sprachforscher Peter von Bohlen, der Kunsthistoriker August Hagen. Eine Anzahl dieser Männer ist an dem 1862 eröffneten neuen Universitätsgebäude durch Steinmedaillons, Neumann durch ein Erzrelief verewigt worden. Dem damaligen Prorektor Rosenkranz zu Ehren wurde das neue Senatszimmer an der Decke mit Rosenkränzen geziert.

Wir überschreiten wiederum den Fluß.

> In meiner Stadt im Norden
> Stehn sieben Brücken grau und greis —

so hat Agnes Miegel einmal gesungen, und das stimmt mit ihren wie mit meinen Kindheitserinnerungen überein. Heute sind es der Pregelbrücken acht und alle in Eisen mit elektrischen Aufzügen zum Durchlassen der Schiffe erneuert, wie denn auch viele, früher sehr schmale und überaus schlecht gepflasterte Straßen in den letzten Jahren verbreitert und mit gutem Pflaster versehen worden sind. Leider hat die neuere Architektur der Stadt wenig dazu beigetragen, ihr Bild zu verschönen, und erst im Bereich der Vororte entfaltet sich jetzt eine geschmackvollere und persönlichere Bauweise. Daß man in Königsberg selbst eng beieinanderbauen mußte, war durch die Festung gefordert, deren Gelände nun an die



Königsberg: Pregel mit oberem Fischmarkt.



Königsberg: Oberer Fischmarkt.

Stadt aufgelassen worden ist, da der starke Fortsgürtel dem militärischen Zweck genügt. Hinter dieser Festung mit ihren Gräben, breiten Wällen und Kasematten lag und liegt trotz der Entfestigung die Stadt noch wie von allen Seiten wohlverwahrt und nur durch schmale und enge Durchlässe zugänglich. Unter Friedrich Wilhelm IV. errichtet, weisen die Tore und Türme eine hübsche Verbindung von kriegerischer Wucht mit zierlicher Romantik auf; einzelne Türme, die sich im Wasser spiegeln, wirken schön, und auch das eine oder das andre Tor, insbesondere das reiche Steindammer, wird hoffentlich für spätere Zeiten bestehen bleiben.

Die wohlhabenden Kaufleute sowohl wie die Professoren der Universität wohnten in früheren Jahrhunderten im Kneiphof — nahe der Langgasse liegt die Magistergasse —, jetzt sind zwar noch die Kontore unten, aber wie die Professoren mit der Universität nach oben gezogen sind, ist auch der größere Teil der wohlhabenden Bewohner in die oberen Stadtteile, den Steindamm, den Tragheim, abgewandert, wo man neue, bequemere Wohnhäuser baute als die hohen, schmalen und tiefen Gebäude des Kneiphofs oder der Altstädtischen Langgasse. Oben liegen auch die Anstalten der Universität, die zahlreichen Kliniken, das wertvolle Museum der Altertumsgesellschaft „Prussia," die gute, aber in ihren Räumen sehr beengte Gemäldegalerie und die Kunstakademie, die unter Ludwig Dettmanns kräftiger Leitung zu vollem Leben emporgeblüht ist. Wächst in der Unterstadt der Verkehr zumal gegen Mittag und gegen Abend durch den Großhandel, den großen Lastenverkehr und die Nähe des Hauptbahnhofs besonders an, so bieten in der Oberstadt die dem Schloß zunächst gelegenen Straßen, die Junkerstraße und die Französische Straße, zwischen halb sechs und halb acht Uhr das lebhafteste Bild, denn hier liegen die meisten Läden; bleibt die Unterstadt um diese Zeit den Herren vorbehalten, so trifft man hier die Damen der Stadt bei ihren Einkäufen. Im Verhältnis zur Größe Königsbergs ist der Verkehr überhaupt an vielen Stellen ungemein lebhaft, auch im Winter — trotz dem starken Ostwind, der sich an vielen Tagen sehr fühlbar macht und im Grunde, von den russischen Händlern der Börse abgesehen, fast als Einziges an die Nähe der Grenze gemahnt.

Denn Königsberg ist eine ganz und gar **deutsche** Stadt, in der man selbst das früher von Landleuten häufig gesprochene Litauische jetzt selten hört, und in der das Polnische ganz verschwunden ist. Nichts erinnert an die Weiträumigkeit slawischer Städte, und fast

unbewußt ist die Stadt unberührt geblieben von den nationalen Kämpfen, die andre ostdeutsche Landschaften und Städte immer wieder durchzumachen haben. Ein ungemein starkes Streben nach Bildung hat den Charakter Königsbergs als eines großen deutschen Kulturzentrums immer mehr verstärkt: außer der Universität und der Kunstakademie besitzt die Stadt fünf Gymnasien, ein Realgymnasium, zwei Oberrealschulen, zwei Realschulen, eine städtische höhere Töchterschule mit Frauenschule und Realgymnasium, eine Baugewerkschule und eine große Anzahl Mittelschulen. Neuerdings hat sie auch Handelshochschulkurse erhalten, die vom Staate, der Stadt und der Kaufmannschaft gemeinsam betrieben werden.

Die schier unvergleichliche Fülle bedeutender Männer in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, die hier geboren wurden oder als Söhne der Provinz Ostpreußen hier ihre beste Bildung fanden, zeugt für das geistige Niveau der Stadt: neben denen, die ich schon nannte, erwähne ich die Staatsmänner Nicolovius, Eduard Heinrich von Flottwell, Heinrich Theodor von Schön, dessen Gedächtnis ein Eisenobelisk vor der Kunstakademie festhält, Graf Friedrich Eulenburg und Robert von Keudell, die Politiker Jacoby und Hoverbeck, die Dichter und Schriftsteller Herder, Hippel, Zacharias Werner, Max von Schenkendorf, August von Heyden, Friedrich Albert Dulk, Alexander Jung, Wilhelm Jordan, August und Fanny Lewald, Eugen Reichel, Hermann Sudermann, Paul Schlenther, Georg Reicke, den großen Literatur-Reformator Gottsched, den Historiker Ferdinand Gregorovius, den Theologen Bernhard Weiß, den Physiker Gustav Kirchhoff, den Philologen Otto Hirschfeld, den Mathematiker David Hilbert, den Astronomen Friedrich Argelander, die Kantforscher Rudolf Reicke und Emil Arnoldt, den Marschall und Kriegshistoriker Colmar von der Goltz, den Schulmann Friedrich Ellendt, die Komponisten Johann Friedrich Reichardt, Hermann Götz, Otto Nicolai, Adolf Jensen, Heinrich Dorn und Konstanz Berneker, den Bildhauer Emil Hundrieser, die Maler Karl Hübner, Richard Friese, Karl Scherres, Benno Becker und Lovis Corinth, die Schauspieler Adalbert Matkowsky und Artur Kraußneck.

Nun ist die enge Stadt meiner Jugend weit geworden, und wo einst vom Festungsglacis her kahle Chausseen ins Land liefen, dehnen sich Vororte, andern benachbart, alle schon durch die elektrische Bahn mit der Stadt



Königsberg: Universität.



selbst verbunden. Die Hufen vor dem Steindammer Tore waren einst nur ein Ort des Vergnügens, wo sich in gemessenem Abstande von der Festung Kaffeegarten an Kaffeegarten reihte und dazwischen wohl ein paar freundliche Sommerwohnungen für Königsberger Familien bereitstanden. Jetzt breitet sich draußen neben einigen alten Vergnügungsorten ein schöner Tiergarten aus, dem sich ein Freiluftmuseum angliedern wird, und das ganze Gelände bis fast nach Juditten, Gottscheds Geburtsort, ist von neuen Straßen durchschnitten, an denen Landhäuser mit Gärten liegen. Luisenwahl, der einst von der Königin in den Unglücksjahren vielbesuchte Park, früher der Endpunkt der Hufen, liegt jetzt mitten in dem neuen Vorort. Und ähnlich hat sich vor dem Tragheimer Tor eine Kolonie entwickelt; vor dem Friedländer Tor unten nahe am Pregel steht der städtische Schlachthof, auch schon von Wohnungen umgeben, und das freundliche Dorf Ponarth, das Bogumil Goltz so liebte, ist jetzt ein Stadtteil mit wohl an 6000 Einwohnern geworden und gehört zu Königsberg.



Königsberg: Domkirche.

Der Ostseestrand, früher nur durch gefährliche Journalierenfahrten erreichbar, ist jetzt durch mehrere Eisenbahnlinien nahe an die Stadt gerückt und der schönste Teil der deutschen festländischen Ostseeküste rasch erreichbar. Der Zusammenhang mit dem Meere, der in der Stadt jedem fühlbar ist, ob sie auch noch mehrere Meilen davon abliegt, wird so immer aufs neue gestärkt: und das Meer ist freilich ihrer Schickungen bester Teil. Es befruchtet nicht nur ihren Handel, der wesentlich Seehandel zwischen Rußland und den Küstenplätzen der Ost- und Nordsee ist, es lebt auch in den Gedanken ihrer Bewohner und läßt sie nicht, auch wenn sie längst der Vaterstadt den Rücken haben kehren müssen. Wer auf die Töne aus der Tiefe zu lauschen weiß, der empfindet, wenn er Königsberg durchwandert, daß es gewiß in vielem noch — zu seinem Ruhme — die Stadt der reinen Vernunft ist; aber er fühlt unter dem Eindruck der farbigen Vergangenheit des Ordensschlosses und des Domes, an den Ufern und Gassen des Pregels zugleich den phantastischen Hauch einer fern dem alten Reich gelegenen deutschen Stadt, in die der russische Ostwind fährt. Und der Wanderer vermeint, wenn die Sonne hinter den Masten und Spieren des Hafens blinkt, rötlich in der kalten Winterluft, dann einen Hauch des freien Meeres zu spüren, der diese Stadt, die Heimat preußischer Freiheit aus schwerbedrängter Zeit, durchweht.

Frühlingsahnung

Es klingt ein heimliches Lachen
Aus toten Blättern empor:
Was will dir bange machen?
Was ficht dich an, du Tor?

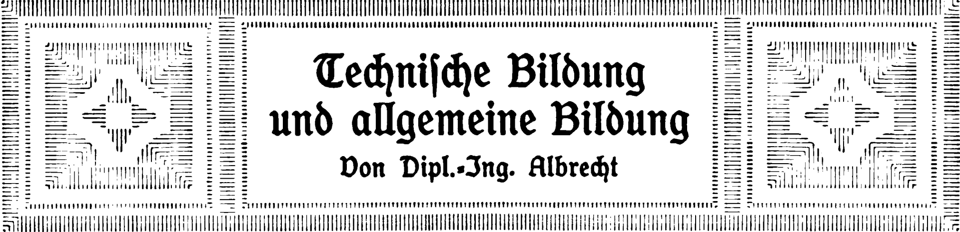
Noch rinnt in geheimen Adern
Des Lebens rotheißes Blut;
Noch loht unter Erdenquadern
Die uralte Schöpfungsglut;

Noch brennt hinter Nebelschleiern
Das Feuer des Sonnenballs;
Noch reigen in nächtlichen Feiern
Die Sterne des Weltenalls.

Und bald, bald kommt die Stunde,
Lawinen donnern ihr nach,
Da rufen mit tönendem Munde
Die Osterglocken der Runde
Die Blüten und Herzen wach.

Karl Bienenstein



Technische Bildung und allgemeine Bildung

Von Dipl.-Ing. Albrecht

Wenn man an das Deutschland vor hundert Jahren zurückdenkt, so erscheint die Entwicklung seines wirtschaftlichen Aufschwungs in den letzten Jahrzehnten kaum glaublich. Dieses Volk ohne nationales Selbstbewußtsein, bei dem alles „klassisch" sein mußte, sollte es in litteris et artibus etwas gelten, die Hochburg des Humanismus, die Pflegestätte der philosophischen Spekulation, schien nicht berufen, einmal in Handel und Industrie, diesen beiden Kindern des realsten Lebens, um die erste Stelle unter den Völkern ringen zu sollen. Nur an einzelnen Orten lebte noch etwas von dem alten Hansageist, der aber in den unruhigen Zeiten, des starken Schutzes entbehrend und gehemmt durch die vielen Zollgrenzen, nicht zur Blüte kommen konnte. Der glückliche Gedanke, durch internationale Ausstellungen einen unmittelbaren Vergleich der Leistungen der einzelnen Länder zu ermöglichen, zum erstenmal von England, dann von Frankreich ausgeführt, gab auch der deutschen Industrie eine starke Anregung, und nach dem großen politischen Aufschwung, der über den Norddeutschen Bund zum Deutschen Reiche führte, waren die äußeren Grundlagen für den heutigen Zustand des deutschen Wirtschaftslebens gegeben. Aber es waren nur erst die Grundlagen. Ob erst eine Konsolidierung der neuen Verhältnisse eintreten mußte, ob die leitenden Persönlichkeiten den sich anbahnenden Verhältnissen zu fremd gegenüberstanden, ob der Rückschlag der sogenannten Gründerperiode zu groß oder ob Technik und reale Wissenschaft noch nicht weit genug waren, sind Fragen, die sich in ihrem inneren Zusammenhange nicht in Kürze beantworten lassen. Es bleibt die Tatsache, daß der eigentliche Aufschwung erst zwanzig Jahre nach dem Kriege einsetzte, zuerst langsam, bis in den neunziger Jahren der erste Höhepunkt erreicht war, dem bald weitere, jeder neue über den vorhergehenden hinauswachsend, folgten, und jetzt befinden wir uns wieder fast auf dem Gipfel einer neuen Hochkonjunktur, die die vorige hoffentlich auch an Dauer und allgemeiner Solidität überragen wird. Es ist nicht mehr zu leugnen, daß Deutschland sich in der kurzen Zeit von zwanzig Jahren aus einem Agrar- zu einem Industriestaat allerersten Ranges entwickelt hat. Das wird auch durch die Beschäftigungsstatistiken der letzten Jahre bewiesen.

Ist nun die geistige Entwicklung diesem Umschwung ebenso schnell gefolgt, d. h. ist es der breiten Masse der Gebildeten schon zum Bewußtsein gekommen, daß die Industrie es ist, die die Vermögenswerte schafft und auf der unsre Machtstellung und unser Wirtschaftsleben beruht? Diese Frage muß leider verneint werden. Und so ist es auch zu erklären, daß zu der *allgemeinen* Bildung heute in Deutschland eine bestimmte Menge an *technischer* Bildung noch nicht gehört und auch dem jungen Manne, der die höhere Schule, selbst eine *Realschule* verläßt, nicht mitgegeben wird. Während sonst jede neue Erscheinungsform des Lebens und der Bevölkerung beobachtet und der Jugend in irgendeiner Weise nahegebracht wird, herrscht gegenüber der Technik und ihrer Bedeutung eine merkwürdige Gleichgültigkeit. Dabei ist doch ein Leben ohne die Technik undenkbar: die Kleidung, das Haus, die sogenannten modernen Einrichtungen, die Straßen- und Eisenbahnen, das Straßenpflaster, die Schutzmittel gegen Wind und Wetter, die Beleuchtung, die Schreibfeder, die billigen Bücher, die überhaupt erst eine Verbreitung der Ideen hervorragender Geister ermöglichen, alles das schafft die Technik; es ist in unserm Leben überhaupt nicht die geringste Tätigkeit denkbar, bei der wir ohne sie und die kompliziertesten Maschinen auskommen könnten. Und zwar handelt es sich bei alledem nicht um Einzelerzeugnisse einer mechanischen Fertigkeit, sondern auch bei dem einfachsten Ding fast stets um das Schlußprodukt einer langen Reihe von Versuchen, um das Erzeugnis einer Maschine, die selbst das Resultat höchster Wissenschaft und genialster Konstruktion ist. Aber welcher gebildete Nichtfachmann weiß bei einer Eisenbahnfahrt etwas von den thermischen Vorgängen in der Lokomotive, von der Wirkungsweise des Dampfes, von der Beanspruchung des Materials, von der Energie des Dampfes oder auch nur von seiner Führung in der Maschine? Wer weiß etwas vom Dampfkessel überhaupt und dem thermischen Wirkungsgrad der Kohle, dem Träger unsrer ganzen Kultur? Wer weiß etwas von der Erzeugung des Gases und des elektrischen Stromes, dessen wir uns täglich bedienen, von der Herstellung unsrer Kleidung, unsrer Zeitung, der Kunstdrucke, die in so vollendeter Weise unsre Zimmer schmücken? Welcher Laie kennt die Begriffe oder kann sie ganz erfassen: Kraft, Schwere, Masse, Energie im technischen Sinne, Beschleunigung, Dichte usw.? Wer ahnt auch nur die Unsumme von theoretischen Betrachtungen, wissenschaftlichen Untersuchungen und praktischen Versuchen, die das



Gerhard Schliepstein: Carmen.

Material so gestaltet haben, daß es im täglichen Leben verwendbar ist? Kaum einer!

Und wie wichtig wäre es doch, wenn uns die Schule etwas von diesen Dingen, wenn auch nur in den Grundlagen, mitgäbe, so daß wir nicht ratlos daständen, wenn wir unserm Jungen eine Lokomotive erklären sollen, anstatt daß wir die Befreiungsgesetze der Plebejer wörtlich auswendig lernen oder den Phantasien der Alten über ihre Götter bis in die nebensächlichsten und fragwürdigsten Geschichten nachgehen oder uns in der trockensten Weise mit dem Bestimmen von Pflanzen beschäftigen müssen, ohne dadurch in der Liebe zur Natur gefördert zu werden. Zur allgemeinen Bildung gehört es, die feinsten Unterschiede der Sekten zu kennen und eine Anzahl von Kirchenliedern mit ihren Verfassern und deren Lebenslauf zu wissen, zur allgemeinen Bildung gehört es, Venen und Arterien, Muskeln und Sehnen unterscheiden zu können, die meisten Rechtsverhältnisse, die Gerichtsordnung und die meisten Gesetze möglichst genau zu kennen, auch in der Philosophie nicht unbeschlagen zu sein, die Literatur Deutschlands und andrer Länder gut zu kennen und sich in der Kunst gut bewandert zu zeigen, aber es gehört nicht zur allgemeinen Bildung, etwas über die Herstellung des Eisens, geschweige denn über einen Hochofen und seine Wirkungsweise zu wissen, obwohl bei jedem Volke von einem kulturellen Aufschwung erst mit der Verwendung des Eisens gesprochen werden kann und für die Wertung der wirtschaftlichen Bedeutung eines Volkes seine Roheisenproduktion grundlegende Bedeutung hat. Spricht ein Angehöriger der alten, sogenannten „gelehrten" Berufe von seiner Tätigkeit und den Fragen, die ihn beruflich beschäftigen, so gilt derjenige als ein Banause, der nicht, in den Hauptsachen wenigstens, darüber orientiert ist. Tut dagegen dasselbe ein Angehöriger der technischen Berufe, so ist es „Fachsimpelei", die kein Interesse zu beanspruchen berechtigt ist. Eine Änderung dieser Auffassungen ist aber nicht zu erwarten, solange in der philologischen Staatsprüfung ein Prüfungsfach „Allgemeine Bildung" existiert, in dem Fragen gestellt werden wie: „Mit welchen Worten beginnt das dritte Kapitel von Wilhelm Meister?" oder „Welches Gedicht von Uhland handelt von Goethe, ohne daß dessen Name genannt wird?" Kann „allgemeine Bildung" im umfassenden Sinne überhaupt Gegenstand einer Prüfung sein? Und wenn, sollte sich für eine solche Prüfung nicht auch einmal die Frage eignen: „Wodurch ist die Schönheit einer modernen Brücke in Eisenkonstruktion bedingt?"

Unsre, die moderne Kultur ist eben nicht mehr die unsrer Großväter und Urgroßväter, und wenn die Schule diese ältere Kultur zu konservieren sucht, so steht sie nicht mehr oder, besser gesagt, noch nicht in unsrer Zeit. Neben die Kultur des geistigen Lebens ganz allgemein ist eine andre getreten, die sich hauptsächlich in den Erscheinungsformen des täglichen Lebens äußert. Und diese Kultur beruht in der Technik und ihrer ungeheuer vielseitigen Anwendung. Unbedingt ist dies bei der ästhetischen und hygienischen Seite unsrer Kultur der Fall. Nehmen wir unsrer Zeit alle Konsequenzen der modernen Technik, so bleibt der Zustand des ersten Mittelalters, das uns unsre romantische Veranlagung zwar als glänzend vorschweben läßt, das aber ästhetisch und hygienisch nach unsern Begriffen einfach ungeheuerlich gewesen sein muß. Ist doch der Gebrauch der Gabel auch im späten Mittelalter noch völlig unbekannt, und erst im letzten Jahrhundert ist sie zum täglichen und allgemeinen Gebrauchsgegenstand geworden, weil die Massenfabrikation jedem gestattete, sich diesen Luxus zu erlauben.

Und im engsten Zusammenhange mit der kulturellen steht die soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Technik, die noch nicht in das allgemeine Bewußtsein der Gebildeten übergegangen ist. Im Frühjahr 1910 hat Dr. jur. et phil. Kollmann im Niederrheinischen Bezirksverein Deutscher Ingenieure einen Vortrag über „Verwaltungsreform und technische Arbeit" gehalten, in dem gerade diese Bedeutung der Technik besonders hervorgehoben wird. Er sagt u. a.: „Kein Stand und keine Wissenschaft hat so viel mit wirtschaftlichen Dingen zu tun wie die Technik und der Ingenieur in seinem täglichen Beruf und in der Ausübung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Kein einziger Stand hat so viel Einfluß in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung wie der der Ingenieure. Wenn man die Techniker der früheren Jahrhunderte in ihren Leistungen mit den modernen Ingenieuren vergleicht, so ergibt sich ohne weiteres der weitgreifende Unterschied, daß die Techniker früherer Zeiten nicht wirtschaftlich arbeiten konnten, weil ihnen die wissenschaftliche Grundlage fehlte. Der große Unterschied gegen heute besteht darin, daß heute der gebildete Ingenieur jede Arbeit nach seiner Gewohnheit und nach der Arbeitsweise seiner Wissenschaft immer als eine wirtschaftliche Tätigkeit betrachtet. Es gibt kein modernes Ingenieurwerk, das nicht zugleich eine wirtschaftliche Tat wäre." Es ist vielleicht nicht jedem Laien ohne weiteres verständlich, was das heißt: „jedes moderne Ingenieurwerk ist eine wirtschaftliche Tat".

Zwei Beispiele, eine moderne Brücke und ein moderner Dampfer, werden das Wort erklären. Eine große Brücke ist in ihrer Gestaltung und Materialverteilung nicht ein Produkt der reinen Erfahrung. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß jeder Stab, jede Strebe in der Brücke verschieden abgepaßt sind, und zwar folgen von beiden Enden der Brücke aus immer die gleichen Stäbe. Von ihnen bestehen einzelne

nur aus Flachschienen, andre sind in jeder Richtung stark versteift, damit sie sich nicht durchbiegen können, d. h. die ersten werden auf Zug, die zweiten auf Druck beansprucht. Die Kräfte, die in den einzelnen Stäben auftreten können, sind aus so und so vielen, nach der Art der Brücke sich ergebenden Belastungsmöglichkeiten errechnet, und für die Abpassung jedes Stabes ist die größte in ihm auftretende errechnete Kraft maßgebend gewesen. Danach wird auch die Zahl der verbindenden Niete bestimmt. Die Wahl des Materials, aus dem die Brücke hergestellt wird, ist natürlich nicht gleichgültig, sondern es ist ein Flußeisen (so genannt nach der Art seiner Herstellung) von bestimmten Festigkeitseigenschaften gewählt, und bei der Abnahme des Materials wird durch eine Reihe von Proben nach bestimmten Vorschriften festgestellt, ob das Eisen auch tatsächlich diese Festigkeitseigenschaften hat. Erweist die Probe, daß das nicht der Fall ist, so wird die Teilquantität, aus der die Probe entnommen ist, verworfen, und es kann zur Zurückweisung des gesamten zu diesem Zwecke ausgewalzten Materials kommen. Die Wirtschaftlichkeit setzt nun hier auf dem betreffenden Walzwerk ein. Nur durch langjährige wissenschaftliche Untersuchungen ist es gelungen, ein Eisen so hoher Festigkeit herzustellen, und es ist bei der Erzeugung des Eisens eine fortwährende chemische Kontrolle nötig, ob seine Zusammensetzung so ist, wie sie sein muß, um diese Festigkeit zu erreichen. Hat ein Werk die Lieferung des Materials für eine solche Brücke übernommen, so kann eine Fehlproduktion mit allen ihren Folgen zu schweren Schädigungen des ganzen Werkes führen und damit zu unberechenbarem Schaden für die Werkangehörigen, den Ort, in dem es liegt, usw. Die Forderung an das Werk ist also: erstklassige Arbeit mit dem geringsten Aufwand an Mitteln und der intensivsten Ökonomie des Betriebes. Die Forderung an den Konstrukteur ist dagegen: größte Standfestigkeit der Brücke mit dem geringsten Aufwand an Material. Jede unangebrachte Materialanhäufung ist eine unnütze Geldverschwendung und unwirtschaftlich, aber jedes Zuwenig kann das ganze Bauwerk gefährden, denn wenn auch nur eine gedrückte Strebe nachgibt und sich verbiegt, so ist ein Einsturz der Brücke, zum mindesten ein Abtragen der Brücke unvermeidlich, wie der Einsturz der Brücke über den St. Lorenz bei Quebeck vor einigen Jahren gezeigt hat. Bei ihr hatten sich zwei gleiche Streben verbogen, weil sie falsch berechnet waren, und als die Brücke fast vollendet war, stürzte sie in den Fluß, riß eine Reihe von Menschen mit sich und begrub einen Wert von vielen Millionen unter ihren Trümmern. Man mache sich einmal diese Verantwortlichkeit dem Leben wie der Sache und dem Volksvermögen gegenüber klar, und man wird das Wort von der „wirtschaftlichen Tat“ verstehen.

Bei einem solchen Bauwerk ist die Wirtschaftlichkeit mit seiner Vollendung erschöpft, bei den meisten andern Ingenieurwerken ist aber schon in der Konstruktion die Wirtschaftlichkeit des späteren Betriebes zu beachten. Für die reine Bauausführung eines Dampfers z. B. gilt dasselbe wie für den Bau einer Brücke, aber die Art seines späteren Betriebes muß im Entwurf schon aufs genaueste berücksichtigt werden. Die Raumausnutzung ist außerordentlich wichtig, der Raum für die Maschinenanlage muß im richtigen wirtschaftlichen Verhältnis zum Laderaum, dieser wieder zu den Passagierräumen stehen, die Maschinenstärke ist der Form des Schiffes anzupassen und diese wieder der Geschwindigkeit, damit bei geringster Maschinenkraft die höchste Geschwindigkeit erreicht wird. Denn jeder Fehler in der Konstruktion führt zu unabsehbaren Verlusten, weil sich die Verluste in den langen Jahren, für die ein Schiff gebaut wird, immerfort addieren. Ist ein Schnelldampfer, wie dies meist der Fall ist, durch irgendwelche Verhältnisse gezwungen, zu einem bestimmten spätesten Zeitpunkt am Ziel einzutreffen, und würde hierzu infolge eines Konstruktionsfehlers die dauernde Mehrentwicklung von 2000 Pferdestärken nötig sein, so wäre das für die Reederei ein jährlicher Verlust von rund 100000 Mark, bei einer Lebensdauer des Dampfers von nur zwanzig Jahren also zwei Millionen Mark. Das sind direkte Verluste!

Doch welcher Gebildete, welcher Erzieher unsrer Zeit vertieft sich einmal in diese Fragen und ihre allgemeine Bedeutung? Jeder fürchtet die Mathematik in der Technik und vergißt darüber die wirtschaftliche Seite. Wer auch der Technik eine Ecke in seiner Allgemeinbildung gönnen will, braucht wahrhaftig keine Mathematik, er braucht nur ein offenes Auge für seine Zeit zu haben. „Niemand“, sagt Kollmann, „kann die Industrie und das Gewerbe von Grund aus verstehen, der nicht neben vielem andern auch ein gehöriges Maß von allgemeiner technischer Bildung hat! Gibt es jemand auf der Welt, der sagen könnte, er sei imstande dazu ohne technische Bildung?“ Und weiter: „Es ist nicht möglich, die moderne Entwicklung ohne technische Kenntnisse zu verstehen. Besonders für die Sozialpolitik ergibt sich die weitgreifende Bedeutung der Technik als sozialer Wissenschaft. Die Technik ist die einzige soziale Wissenschaft, die mit vollem Bewußtsein in das werktätige Leben eingreift, die jeden einzelnen Arbeiter nach der Fähigkeit, die ihm von der Natur gegeben ist, an die Stelle setzt, an die er gehört. Ihre soziale Leistung ist zweifellos der schönste Zweck der sozialen Wissenschaften.“ Kollmann widerspricht dann ganz energisch der weitverbreiteten Auffassung, daß die Maschine zu einem sittlichen Rückgang der Arbeiterwelt führe, und beweist an Beispielen, wie hohe Anforderungen auch die automatische Maschine an die

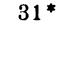
Intelligenz und Geisteskraft des Arbeiters stellt, weil sonst Ausschußware geliefert wird. Ganz besonders weist er auf die hohen Anforderungen hin, die der moderne Eisenbahndienst an die gesamte Arbeiterschaft stellt. So hat es sich 1903 bei den Versuchsfahrten auf der Militärbahn, bei denen Geschwindigkeiten über 200 km erreicht wurden, als unmöglich erwiesen, die Fahrer der elektrischen Motorwagen auch nur einige Stunden im Dienst zu belassen, da die erforderliche Dienstbereitschaft das Maß der menschlichen Kraft überstieg.

Das ist das Große in der sozialen Bedeutung der Technik, daß sie „die einzige soziale Wissenschaft ist, die nicht hinter dem praktischen Leben hinterherhinkt, sondern mit Bewußtsein in die umgebende Welt eingreift“. Mit vollem Bewußtsein und in der deutlichen Erkenntnis, daß daraus einst ein neuer Fortschritt entstehen muß, nimmt der Ingenieur Erfindungen und Entdeckungen auf, die, am Experimentiertisch gemacht, zunächst nur den Wert des wissenschaftlich Interessanten hatten. Aus der Hertzschen Entdeckung der Möglichkeit, elektrische Wellen durch die Luft zu übertragen, ist die drahtlose Telegraphie entstanden. Stephenson war sich bei der Konstruktion seiner Lokomotive der kulturellen Bedeutung seiner Erfindung wohl bewußt. Vor einiger Zeit ist die Synthese des Gummis gelungen. Es ist jetzt Sache des Ingenieurs, nicht der abstrakten Wissenschaft, sich der Sache anzunehmen, einen im großen Maßstabe verwendbaren Prozeß zur Herstellung von künstlichem Gummi zu suchen, damit die Massenfabrikation dieses kostbaren Stoffes einsetzen kann. Ja, oft steht Gelehrtenstube und Ingenieurarbeit im Gegensatz: Zeppelin ließ sich vor zehn Jahren durch das Gutachten der berühmtesten Physiker nicht beirren, als sie erklärten, es sei nach physikalischen Gesetzen ganz unmöglich, ein lenkbares Luftschiff zu konstruieren. In unermüdlicher Arbeit und Zähigkeit hat er eine Kulturtat geschaffen, deren Konsequenzen zurzeit noch gar nicht zu übersehen sind.

So birgt jeder technische Fortschritt auch einen Kulturfortschritt in sich, und die Kreise, die der Einfluß der Technik in unsrer modernen Kultur zieht, werden von Jahr zu Jahr größer. Einen besonders großen Einfluß beginnt die Technik auf unser Kunstempfinden und auf die Kunst selbst auszuüben, ganz abgesehen davon, daß es kaum ein größeres, in sich abgeschlosseneres Kunstwerk gibt als eine komplizierte Maschine, sei es eine große Kraftmaschine oder eine jener wunderbar organisierten und mit einem ungeheuren Aufwand von Geist und Scharfsinn erdachten Werkzeugmaschinen, die eine moderne Maschinenwerkstatt füllen, oder eine Rotationsdruckmaschine zur Herstellung unsrer täglichen Zeitung. Das Thema Technik und Kunst ist in den verflossenen Jahren ganz besonders liebevoll von dem bekannten Politiker Fr. Naumann in seinen geistvollen kurzen Aufsätzen behandelt. Die Technik hat durch ihre Formgebung in erster Linie die heutige Architektur ganz erheblich beeinflußt, und durch die Eisenkonstruktion sind Bauwerke von solcher Kühnheit der Linienführung möglich geworden, wie man sie früher nicht ausführen konnte. Ganz besonders erscheint der Eisenbetonbau berufen, direkt umwälzend auf die Bauformen einzuwirken.

Das ganze Kunstgewerbe hat durch die Technik eine stark wirkende Anregung und für seine Weiterentwicklung ungeahnte Perspektiven erhalten; und es gibt in der Tat schon Maler und Bildhauer, die ihre Vorwürfe aus der Industrie und ihren Werken nehmen, die das Kraftvolle, vereinigt mit dem Ästhetischen, in ihr erkannt haben. Der erste war, seiner Zeit weit voraus eilend, Adolf Menzel. Es ist ein Zeichen unsrer Zeit, daß wir in unsern Ausstellungen immer mehr Kunstwerken begegnen, die sich mit der Schönheit der technischen Arbeit und ihrer Erzeugnisse befassen. Konnte doch die Münchner „Jugend“ vor kurzem dadurch eins ihrer besten und wirkungsvollsten Hefte schaffen, daß sie sich mit Wort und Bild in den Dienst dieser Aufgabe stellte. Ja, es gibt schon Menschen, die eine eiserne Brücke schön finden, nicht wegen ihrer architektonischen Aufmachung mit zwecklosen und sinnwidrigen Brückentürmen und Portalen, sondern wegen der richtigen Verwendung des Materials, wegen der durch die Festigkeitseigenschaften des Materials bedingten klaren, natürlichen und einfachen Linienführung des Bauwerks. Es gibt schon Menschen, die mit hohem ästhetischem Genuß dem geräuschlosen Gange einer mächtigen Maschine zuschauen, die das Durchblasen einer Bessemerbirne und das Auswalzen eines Stahlblocks nicht mehr als ein amüsantes Schauspiel ansehen und den wunderbaren Dreiklang von ungeheurer Naturgewalt, von schaffender Energie und von dem alles zwingenden Menschengeist verstehen und empfinden können, die eine moderne Schnellzugsmaschine als die Kunstform, als ein Denkmal des Begriffs Schnelligkeit, vereint mit Kraft, erkennen, wie es schöner kein Bildhauer darstellen kann. Naumann sagt in seinem Aufsatz „Neue Schönheiten“ (s. „Form und Farbe“): „Ich sah die neuen Gebäude am Ring in Wien, den neuen Dom in Berlin, die Marmorkirche in Kopenhagen, das Schloß in Schwerin, die Kathedrale auf dem Montmartre, die neuen Warenhäuser und Galerien in Deutschland und Italien, und alles das und vieles mehr gebe ich für einen Aufenthalt im Frankfurter Bahnhof, für einen Anblick der Düsseldorfer Rheinbrücke und vor allem für einen Tag im Schatten des Eiffelturmes.“

Aber noch fehlt der breiten Masse der Gebildeten das Verständnis, noch ist ihnen der In-


31*



genieur eigentlich nur ein Handwerker. Nicht eher wird die neue Zeit von ihnen verstanden werden, als bis auch dem technischen Wissen ein Platz in dem eingeräumt wird, was man als gebildeter Mensch wissen muß. Hier setzt die Aufgabe der Schule ein, die doch nicht dazu da ist, ein bestimmtes Quantum Wissen zu vermitteln, sondern die die Jugend für das Leben vorbereiten soll. Dem Unterricht in der Bürgerkunde muß die Erörterung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen angegliedert, der Naturwissenschaft muß ein viel breiterer Raum gegeben werden. Und hier ist der Platz auch für die Erklärung der technischen Grundbegriffe, für die Erklärung einiger technisch besonders hervorragender Bauwerke, Maschinen usw. Die Schule würde durch solche Erweiterung ihres Unterrichts einen Lehrstoff von großem erzieherischem Wert gewinnen, denn nirgend sonst bietet sich die größte Konzentration in konkreterer Form dar als gerade in den Ingenieurwerken.

Aber alle diese Forderungen sind unerfüllbar, solange die Ausbildung des Lehrers hierfür unzulänglich ist. Es ist bezeichnend, daß man gerade unter den Philologen häufig die größte Verständnislosigkeit für diese Fragen findet. Es ist daher die Forderung unerläßlich, daß gerade auf den Universitäten diesen Fragen stärkeres Interesse entgegengebracht, daß für alle Studierenden ein Kolleg über Volkswirtschaft, aber nicht nur über die Geschichte der Volkswirtschaft, sondern über die Volkswirtschaft des modernen Lebens, pflichtmäßig gemacht werde, in dem auch das Verständnis für technische Fragen zu vertiefen ist. Dann wird auch die Prüfung in „Allgemeiner Bildung" das werden, was ihr Name besagt, dann wird der Gebildete nicht mehr staunend vor den Pyramiden stehen in dem Glauben, Meisterwerke der Technik bis auf den heutigen Tag vor sich zu haben, während an ihnen doch nur interessant ist, mit welchen Mitteln, aber auch mit wie viel Blut und Menschenleben diese Massen aufgetürmt werden konnten, und nicht mehr wird er achtlos an einer elektrischen Zentrale vorübergehen.

Doch die Zeit hat sich schon gewandelt. Von Jahr zu Jahr wächst das Bedürfnis der Gebildeten, die Lücken ihrer naturwissenschaftlichen und technischen Bildung auszufüllen, und in immer höherem Maße wird ihnen in leichtverständlicher Art Gelegenheit dazu geboten. Zeitschriften solches Inhalts, die noch vor zehn Jahren undenkbar waren, gibt es in Menge und in ausgezeichneter Form, und sie erscheinen in außerordentlichen Auflagen. „Die populäre Darstellung naturwissenschaftlicher und technischer Probleme", schreibt Erich Lilienthal (Berlin) in den „Dokumenten des Fortschritts", „beansprucht in allen Zeitungen und Zeitschriften von Jahr zu Jahr einen immer größeren Raum. Politik und Literatur waren früher so ziemlich ihr einziger Inhalt. Heute stehen die Sozialpolitik, die Naturwissenschaft, die Technik und all ihre Nachbargebiete mit der schönen Literatur auf einer Stufe. Ja, selbst ein großer Teil der bisher nur für ihre Fachblätter arbeitenden Gelehrten und Techniker beginnt heute beim großen Publikum fast ebenso bekannt zu werden, wie es früher nur die gutgehenden Leihbibliotheksschriftsteller waren. Die praktische Bedeutung der Wissenschaft und der Technik für das Dasein jedes Menschen ist derart überragend geworden, daß die Neugier des Laien, über diese Grundelemente seines täglichen Lebens unterrichtet zu werden, fast automatisch einen ganz neuen blühenden Zweig der Literatur erschaffen hat."

Möchte dieses bereits erwachte Interesse immer weiter um sich greifen und unserm Volke eine segensreiche Erweiterung seines allgemeinen Wissens bringen!

Die Braut

Am Bach bleib' ich stehn,
Da muß er von mir gehn,
Aber dann lauf ich zurück
Ein kleines Stück,
Weil er, wo der Weg sich wendet,
Mir die letzten Küsse sendet.

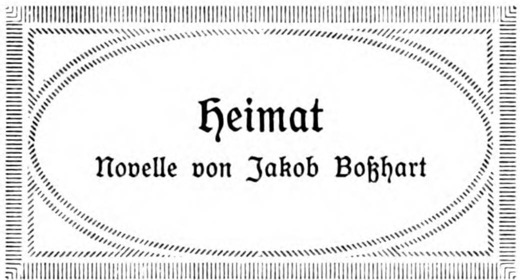
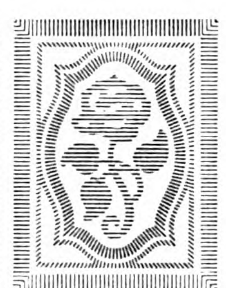
Rasch nun dem Wald entlang
Über den Buchengang.
Taucht er drüben hervor,
So wink' ich vom Gartentor,
Als sollte mein Tüchlein fliegen,
An seiner Brust zu liegen.

Dann steig' ich das Berglein hinauf,
Richte mich droben hoch auf
Gegen das Firmament. —
Ob er mich noch erkennt? —
Ich kenn' ihn an seinen Schritten,
Die hab' ich immer gern gelitten.

Erst dann im Kämmerlein
Fühl' ich mich ganz allein,
Stell' ins Fenster das Licht,
Aber wir sehen uns nicht.
Nur das Nachtvolk mit Summen und Rennen
Kommt herbei und läßt sich verbrennen.

Bernd Isemann



Heimat

Novelle von Jakob Boßhart

Ein enges Stübchen, wie es die Bauern sich oft neben der Wohnstube einrichten, um für den verborgensten Teil ihres Lebens einen Schlupfwinkel zu haben, wo sie sich mit ihren Gedanken einschließen und ihre spärlichen Briefe aufsetzen, wo sie in eichenem Wandschränkchen ihr Geld aufbewahren, wo auf einem Stuhl die Bibel für ungewöhnliche Stunden bereitliegt. In diesem Stübchen saß hemdärmelig der Tobelbauer Hans Schollenberger, von Gedanken schwer auf den Stuhl niedergedrückt und darauf festgehalten. Er fuhr sich mit den Fingern ab und zu mechanisch durch den Bart und starrte bald zu den sorgfältig geschlossenen Fenstern hinaus, bald auf einen Brief, der ausgebreitet auf dem abgegriffenen Tische lag.

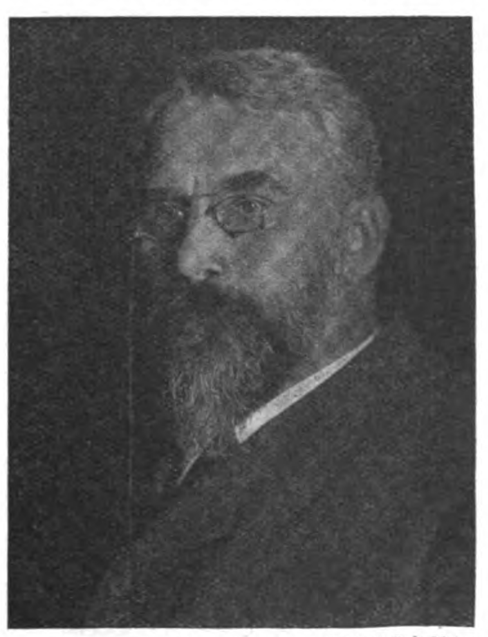
Er hatte den Brief drei-, viermal gelesen, und es war nicht aus Mangel an Verständnis, wenn sein Blick immer wieder zu ihm zurückkehrte. Seine Stirn glänzte von Schweiß, so sehr hatte ihm das Stück Papier zugesetzt.

Wie ein Versucher, wie Satan selber war es an ihn herangetreten, es hatte ihm mit Goldklang ins Ohr geläutet, die Habgier in ihm angefacht und gegen die Liebe zu seinem Boden gehetzt, in ihm einen Streit angezündet, der sein Innerstes aufwühlte.

In dem Briefe bot sich die Regierung an, den Tobelhof zu erwerben, und nannte einen Kaufpreis, der über alle Träume des Bauern weit hinaussprang. Den Zweck, den sie verfolgte, nannte sie nicht, aber er war kein Geheimnis. Seit langer Zeit hatte man davon gesprochen, den Hof in einen See zu verwandeln und so einen Kraftsammler für ein großes elektrisches Werk zu gewinnen. Der Bauer war also auf den Brief vorbereitet, wurde nun aber doch davon überrascht, ja erschreckt, denn wenn ein Gedanke, den man lange als Hirngespinst eingeschätzt und belächelt hat, plötzlich leibhaftig und greifbar sich vor einen hinstellt und einem unverwandt in die Augen glotzt, so wirkt er unheimlich wie ein Gespenst.

Der Tobelhof lag in einem einsamen, schluchtartigen Tal, rings von schwarzem Tannenwald überdunkelt. Das Haus, aus rotem Fachwerk gebaut, stand hart am Wildbach, der ungestüm vorbeiströmte und nach starken Regengüssen zum Fluß anschwoll. An das Haus lehnte sich, mit ihm wie zu einem Wesen verwachsen, ein mächtiger Nußbaum, und ringsum standen alte, von den rauhen Wintern knorrig und gichtisch gewordene Apfel-, Birn- und Zwetschenbäume. Weiterhin dehnten sich Matten und etwas Ackerland aus, magerer, geiziger Boden, der nichts umsonst gab und sich auch die kleinste Frucht mühsam abringen ließ. Ins freie Land hinab, das man hinter einem Einschnitt des Waldes ahnte, führte ein schmaler Fahrweg. Er lag mit dem dämonischen Bach in beständiger Fehde und war im Frühjahr nach der Schneeschmelze stets übel zugerichtet.

Den Tobelhof bewohnten seit Menschengedenken die Schollenberger, rechtschaffene, durch das Leben in



Phot. C. Ruf, Zürich.

Jakob Boßhart.

der Einsamkeit etwas schrullig gewordene, in sich gekehrte Bauern, die immer spät zum Heiraten kamen, weil sich nicht leicht ein Mädchen für den entlegenen Hof werben ließ, und die oft früh verwitweten, da nur die auf dem Hof Geborenen und Aufgewachsenen die langen strengen Winter, den rauhen Wind, der stets dem Bach entlang zog, das ewig gleiche Einerlei des Gehöftes und das wortkarge, kantige Wesen der Tobelhofleute auf die Dauer ertrugen.

Gewöhnlich befanden sich auf dem Hof auch eine oder zwei alte Jungfern, Schwestern des Bauern, die in der Einsamkeit sitzengeblieben, gleichsam von Natur und Liebe verschmäht und vergessen worden waren. Faßte ein Mädchen nicht früh den Entschluß, im Dorf oder in der Stadt Dienst zu suchen, so war ihm ein lediges Alter gewiß.

So war es auch zuletzt um den Hof bestellt. Hans Schollenberger, der Tobelhans, wie man ihn schlechtweg nannte, hatte seine Frau schon vor Jahren verloren und haushaltete nun mit seiner Schwester Grite und zwei Kindern, die wenig über zwanzig waren. Er konnte, wie er so saß, die drei durchs Fenster sehen; sie standen mit Hacken im Kartoffelacker, in einer Reihe, wandten keinen Blick vom Boden und ließen keine Silbe fallen; denn auf dem Tobelhof galt von alters her die Regel: Lange Arbeit, kurze Worte.

Der Tobelhans sah zu ihnen hinüber und überlegte, was sie wohl zu dem Briefe sagen würden. Soll ich den Handel überhaupt dem Familienrat vorlegen? fragte er sich. Es war nicht seine Art, sich von andern in seine Entscheidungen reden zu lassen, aber hier handelte es sich nicht nur um sein selbstwilliges Gutdünken, sondern um die Zukunft seiner Kinder, das fühlte er, und so entschloß er sich endlich, sie ins Vertrauen zu ziehen. Er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in seine Westentasche und ging dann auf den Acker, wo er sich wortlos mit seinem Gerät in die Reihe stellte. Eine geraume Weile vernahm man nichts als den kräftigen, mannigfaltigen Schlag der Hacken, die bald dumpf pochten, bald schrill aufschrien und schalten, je nachdem sie auf weichen Grund oder auf Steine trafen.

Endlich unterbrach Grite das Schweigen, ohne jedoch von der Arbeit aufzusehen: „Der Briefträger war da?"

„Ja," gab der Bauer zurück.

„Er muß einen langen Brief gebracht haben."

„Wieso?"

„Wenn man über eine Stunde daran zu lesen hat."

„Man kann auch an einem kurzen Brief lange lesen," entgegnete er bedeutsam.

„Selb schon," warf die Tochter Pauline ein, deren Nase sich vor Neugier am liebsten zu einem Karststiel ausgewachsen hätte; „selb schon, es kommt drauf an, wie man lesen kann."

Der Vater hatte für solchen Scherz heute kein Verständnis, er warf der Tochter einen strengen Blick zu und machte sich dann an der Scheidfurche in der Weise zu schaffen, daß er den andern den Rücken zukehrte. Das sollte heißen: Auf diese Art bringt ihr nichts heraus.

Wieder ließen die vier ihre Hacken reden, bis endlich Grite losbrach: „Mit dir ist's nicht mehr auszuhalten, du wirst jeden Tag wunderlicher und wüster! Schaffen kann man für dich, bis man lahm wird, aber ein gutes Wort gönnst du einem nicht! Man würde meinen, es kämen dir lauter Taler zwischen den Zähnen heraus."

Auf diese Weise ließ der Tobelhans schon eher mit sich reden, denn auf Zartheit des Ausdrucks gab er wenig, man mußte ihm zeigen, daß man auf seine Worte gespannt war, daß man nach ihm schaute, wie die Häuser nach dem Kirchturm, das stimmte ihn gütig.

„Nur immer grobhölzig!" knurrte er Grite an und fuhr dann nach einigem Räuspern fort: „Ihr verdient zwar nicht, daß man euch was sagt, aber gleichviel, kommt her und lest!"

Er zog das Papier aus der Tasche und reichte es seinem Sohn Heinrich, der den Inhalt etwas mühsam verkündete. Er las, wie er hackte. Als er zu Ende war, entstand eine große Stille; und als man sich zum Reden entschloß, hatte man sich in drei Lager geschieden. Die beiden Kinder standen eng zusammen, ihnen gegenüber postierte sich Grite, hoch an ihrer Hacke aufgerichtet, etwas abseits befand sich der Vater, unschlüssig, mit wem er sich verbünden sollte. Das war wie von ungefähr so gekommen.

Die Tochter sagte: „Das ist viel Geld! Achtundzwanzigtausend Franken!"



Der Sohn stimmte ihr zu: „Damit ließe sich anderswo etwas Schöneres kaufen."

„Was," rief Grite gereizt, „ist euch der Tobelhof nicht mehr gut genug?"

„Ruhig Blut," unterbrach sie der Tobelhans mit seiner tiefen Stimme, „die Sache will vernünftig überlegt sein."

„Ich brauche nicht zu überlegen," entgegnete Grite, „hier bin ich geboren, hier will ich sterben."

„Und ich will gerade nicht hier sterben!" lachte Pauline, die, ohne es merken zu lassen, von der Sehnsucht nach dem Manne geplagt wurde und dahin strebte, wo Menschen waren.

„Meinst du, es sei eine Schande, hier zu sterben?" erwiderte der Vater aus seinem dichten Bart hervor.

Heinrich dagegen sprach wie zu sich selber: „Ich hätte nie gedacht, daß wir für diese Einöde so viel Geld bekämen. Dafür kann man sogar am See ein Gut haben."

In Grite kochte es über: „Die Undankbarkeit! Eßt ihr denn das Brot nicht, das auf dem Tobelhof wächst? Und die Kartoffeln und Äpfel und Birnen? Wir, ich meine den Hans und mich, haben nun ein ganzes Leben lang auf dem Gut gerackert wie Tiere, jeder Fleck Erde ist in gutem Stand, jeder Winkel ausgenutzt, im Stall steht schönes Vieh, und das soll nun verkauft — nein, nicht verkauft, ersäuft soll es werden! Das kommt mir gottsträflich und sündhaft vor, und auf euer leichtfertiges Gerede möchte ich am liebsten mit dem Handrücken antworten." Die alte Jungfer war, wie sie das hervorstieß, auf die Zehen gestanden, um sich recht hochzurecken.

„Du hast recht, Grite," sagte der Bauer beschwichtigend, „und die Jungen haben auch recht. Alles Tuch hat zwei Seiten, man muß sehen, welche man herauskehrt. Doch nun rührt die Hacken wieder, mit Reden wird der Acker nicht sauber. Das Nachdenken soll euch nicht verwehrt sein."

Die Hacken gingen wieder auf und ab, aber nicht so einträchtig wie zuvor. Der Tobelhans arbeitete wie sonst, vielleicht etwas bedächtiger, Grite dagegen verdoppelte ihren Eifer und schien bei jedem Streich auf Steine zu treffen, während die Hacken der Jungen kraftlos, fast träumerisch ihr Werk taten und eher mit den Erdschollen spielten, als sie zerschlugen. Wozu sich mühen, da ja doch der Hof unter Wasser gesetzt wurde?

Nach dem Abendessen wurde der Brief wieder hervorgezogen, und nun prallten die Meinungen noch heftiger aufeinander. So ging es ein paar Wochen lang Tag für Tag. die ruhigen, schweigsamen Tobelhofleute waren auf einmal leidenschaftlich und beredt geworden, eine so ernste Frage war ihnen noch nie gestellt worden, alle waren sich bewußt, daß sie vor einer großen Wende standen und daß es um das Glück ging. Die Kinder hielten fest zusammen, wie aneinandergeschraubt, sprachen sich hinter Büschen und Hecken wie Verschwörer aus und verbanden sich trotzig gegen die Tante, die aus den hohen Tönen nicht mehr herauskam. Grite wurde von Tag zu Tag dürrer und spitzer, folgte dem Tobelhans überall nach, schwatzte wie eine Elster auf ihn los und fand zuweilen Worte, die einer Prophetin anständig gewesen wären. Der Bauer sprach am wenigsten, denn er litt am meisten unter der Schwere des Entschlusses, die Seelen der Schwester und der Kinder hausten in ihm vereinigt. Sein Gang war schleichend, seine Rede unsicher, sein Blick mißtrauisch geworden. Das viele Geld, die Aussicht auf einen fetten Hof und auf leichtere Arbeit lockten ihn weg; die Schollen aber, aus denen er herausgewachsen war, wurden zu Händen, die sich an seine Füße klammerten und ihn festhielten. Er ging zu Verwandten, die er da und dort im Lande hatte; alle rieten ihm, den Handel abzuschließen, er müßte nicht bei Sinnen sein, wenn er nicht zugriffe, erst später werde er einsehen, wie wohl es der Zufall mit ihm gemeint habe. Er hörte zu und dachte in seinem grauen Kopf: Ich mag's beschließen, wie ich will, es wird eine Wendung zum Schlimmen nehmen.

An einem Sonntagnachmittag kamen ein paar Gemeinderäte des Dorfes auf den Hof, sahen sich alles genau an und setzten sich dann zu dem Bauern in die Stube. Sie trugen alle dunkle Kleider und brachten breite schwarze Schatten herein. Ihre Gesichter aber glänzten vor Menschenfreundlichkeit. Was er zu tun gedenke, fragten sie ihn.

Der Tobelhans fuhr sich mit der Hand durch den Bart und schaute ins Unbestimmte; er hatte seine Antwort immer noch nicht bereit. Da er schwieg, ergriff Grite die Gelegenheit, ihr Herz auszuschütten; aber der Zorn kam ihr gleich so brockendick zum Hals heraus, daß sie fast daran erstickte und, um

nicht in Schluchzen und Geheul auszubrechen, die Stube verlassen mußte. Nun begannen die Gemeinderäte, von den Kindern mit hingeworfenen Worten, tiefen Atemzügen und sprechenden Bewegungen unterstützt, dem Tobelhans den Kopf einzurichten und die Schrauben anzuziehen; denn der Gemeinde lag viel am Zustandekommen des Kraftwerks.

„Dein Haus ist baufällig," sagten sie zu ihm, „seit hundert Jahren ist kein Flick und Fleck daran gemacht worden. Sieh nur den Stubenboden an, er ist fast durchgelaufen, und so ist die Treppe und alles, abgebraucht, morsch und schreit nach dem Zimmermann, dem Schreiner und Maurer. Du wirst ein paar tausend Franken an die Hütte wenden müssen. Ist es nicht schade um das teure Geld? Auch den Garten hättest du schon lang durch eine Mauer gegen den Bach schützen sollen; tust du's heuer nicht, so liegt er übers Jahr bei uns im Tal drunten. Denk' auch an deine Kinder; sollen's die nicht ein bißchen leichter haben als du? Sollen sie einmal sagen, wenn du längst unterm Boden bist: Wäre der Vater nicht so verriegelt gewesen, so lebten wir wie die Maus im Kornfeld! Und vergiß eins nicht: der Stausee ist beschlossen; gibst du dein Land nicht freiwillig, so kommt Zwang und Prozeß und Advokatengeschmeiß."

Das machte am meisten Eindruck auf ihn; er fühlte, daß der Handel sich nicht mehr abwenden ließ, daß alles Sträuben umsonst war, der Mut verließ ihn vor dem Kampf mit dem Unabwendbaren. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Prozeß geführt und empfand ein Grauen vor Advokaten. Und dann die Rücksicht auf die Kinder!

Als die Herren am Abend gingen, drückten sie ihm die Hand mit besonderer Wärme, und als sie im Walde waren, veränderten sich auf einmal ihre Stimmen, jedes ihrer Worte schien zu lachen. Sie hatten ihm einen Brief aufgesetzt, und er hatte ihn unterschrieben, der Hof war so viel wie verkauft. Man wollte die Abmachung vor Grite geheimhalten, aber die Kinder konnten ihre Freude nicht verbergen, noch am gleichen Abend platzte die Wahrheit heraus. Nun kehrte der Unfriede erst recht im Tobelhof ein, Grite spielte die Hintergangene, Aufgeopferte, nannte die andern Verräter und fand des Scheltens und Anklagens kein Ende. Alle wichen ihr aus, besonders der Bauer. Der Hof schien durch ihren Mund zu seinem Gewissen zu reden, er hörte das Wort Verräter so oft, daß es sich in seine Seele einfraß und ihn überall quälte und anklagte. Um den Vorwürfen auszuweichen, ging er nun fast täglich fort, schritt von Dorf zu Dorf und erkundigte sich nach käuflichen Gütern. Jeden Tag sah er sich ein andres an; keins wollte ihm gefallen, sie waren entweder zu groß oder zu klein, zu schlecht unterhalten oder zu stark zerstückelt, zu tief im Dorf drin oder zu nah an der Stadt und immer zu teuer. Saß er abends müde, verdrossen und wortkarg zu Hause am Tisch, so stichelte Grite: „Gelt! einen Hof verkaufen kann jeder Narr, wenn man aber einen kaufen will, darf man nicht Tobelhans heißen! Was gilt's, du kaufst noch den Speck bei den Mäusen!"

Endlich glaubte er in Nesselbach etwas Rechtes gefunden zu haben, drei Tage nacheinander brachte er auf dem Gute zu und schloß den Handel ab. Er meinte Freude in den Tobelhof zu bringen, aber die frohe Botschaft wurde mit kurzen, trockenen Aussprüchen entgegengenommen. Grite sagte: „Ich will den Kram erst selber sehen!" Heinrich brummte etwas vom See, und Pauline meinte schnippisch, man nenne die Nesselbacher „Mölche", der Vater habe sich da keinen hübschen Namen gekauft.

Tags darauf ging der Vater mit den Kindern nach Nesselbach und erlebte ein großes Mundverziehen und Nasenrümpfen. Pauline erklärte rundweg, sie ziehe nicht in das Nest, sie habe sich schon lange vorgenommen, in der Stadt einen Platz zu suchen, jetzt sei der Entschluß da. Als die drei mißmutig nach Hause kamen, empfing sie Grite mit geheimnisvoller Miene und führte sie in die Nebenstube, wo auf dem Tischchen Bankscheine und Goldstücke aufgeschichtet waren. Das Geld für den Hof war an dem Tage gebracht worden. Der Bauer überzählte es laut, die andern sahen ihm mit aufgerissenen Augen zu und zählten nach. Dann saßen sie lange einander schweigsam gegenüber und brüteten vor sich hin.

Grite sprach zuerst und setzte alle in Erstaunen. „Wer so viel Geld hat, ist ein Herr," sagte sie protzig. Seit der Bote dagewesen, hatte sie vor dem Geld gesessen, es von einer Hand in die andre gelegt, aufgeschichtet und wieder gezählt und sich daran



berauscht. „Hättest du nicht so früh losgeschlagen," fuhr sie spitzig fort, „sie hätten dir noch mehr gegeben; aber freilich, die Grite fragt man nie." Innerlich billigte sie nun den Handel, das Geld hatte sie umgestimmt.

„Wenn wir nur das Haus in Nesselbach nicht hätten!" warf Heinrich ein, und Pauline murmelte vor sich hin: „Hätt' ich doch meinen Teil von dem Geld! Wer das Geld hat, hat die Wahl!"

Der Tobelhans reichte jedem ein Goldstück als „Trinkgeld" und gab ihnen dann zu verstehen, daß er allein sein möchte.

Als sie gegangen waren, stieß er das Geld von sich und sagte dumpf: „Nun bin ich heimatlos." Ihm war, zum erstenmal verstehe er das Wort „Heimat". Er war aus dem Hof hervorgewachsen wie der Nußbaum neben dem Haus, wie das Korn aus dem Acker, wie das Gras aus der Wiese. All seine Kraft, all sein Denken und Tun, all sein Leben hatte er aus diesem Boden gezogen wie vor ihm sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater. Er gehörte zu diesem Boden und war ein Teil davon, die Trennung war eine Torheit, ein Verbrechen, eine Sünde gegen sein Leben.

Was konnte ihm Nesselbach sein! Das würde nie eine Heimat abgeben, das blieb totes Land. Mit dem Tobel verband ihn eine Art Verwandtschaft, der Hof hatte etwas wie eine Seele, und nun war diese Seele verkauft, dem Tode verschachert.

„Oh, daß ich den Handel einging!" seufzte er. „Ich hätte um meinen Hof streiten sollen, wie ein Volk für sein Land streitet, mit Nägeln und Zähnen, und ich habe mich übertölpeln lassen! Ich bin es nicht mehr wert, eine Heimat zu haben!"

Eine namenlose Reue erfaßte ihn; ihm war, er sei aus einem Rausch erwacht und merke, daß er im Unverstand dem Teufel seine Seele verkauft habe. Eine blinde Wut gegen die Regierung und die Gemeinderäte und ein Zorn gegen die Kinder, die ihn zu der Dummheit beredet hatten, wallten in ihm auf. Der Tobelhof breitete sich wie ein blühendes Paradies vor seinen Augen aus und hatte einen Mund und redete eindringlich auf ihn ein: Warum willst du mich ersäufen lassen? War ich dir nicht sechzig Jahre lang ein guter Freund? Habe ich dir nicht alles gegeben, was du brauchtest? Warum hast du auf mir Bäume gepflanzt und gute Reiser darauf gesetzt, um sie nun selber umzubringen? Warum hast du mich gepflegt, wenn ich nun nicht mehr tragen und dankbar sein soll?

Der Tobelhans schlief nicht in jener Nacht. Am Morgen packte er das Geld zusammen und schlich in aller Frühe davon, ohne zu sagen, was er vorhatte. Er ging zuerst nach Nesselbach, um den Kauf rückgängig zu machen. Aber der Verkäufer lachte ihm pfiffig ins Gesicht und meinte, das werde ihm wohl ein paar Banknoten kosten. Dann fuhr er in die Stadt und landete in einem Verwaltungsbureau, wo er in beweglichen abgerissenen Worten die Bitte vorbrachte, man möchte ihm seinen Hof lassen und das Geld zurücknehmen. Der Beamte lächelte ihn gutmütig an, rieb sich die Hände und drückte sein Bedauern aus. Ehe der Tobelhans sein Herz recht geleert hatte, stand er wieder auf der Straße und wußte selber nicht, wie er so schnell und glatt wieder herausgekommen war. Er ging langsam und planlos eine Gasse entlang, sah nichts und hörte nichts als den Tobelhof, der ihn auf seiner Reise in die Stadt begleitete und immer zu ihm sprach. Die Leute stießen ihn und traten ihm auf die Füße. Einer fauchte ihn endlich zornig an und nannte ihn einen Tölpel; da blickte er einen Augenblick aus sich heraus und entdeckte neben einer Haustür ein Schild, auf dem in großen Buchstaben angezeigt war, daß da ein Rechtsanwalt wohne. Das war ihm eine Erleuchtung. Er ging ein paar Minuten lang vor der Tür auf und ab und trat dann ein. Als er wieder herauskam, hatte er einen Freund gefunden, der ihn von dem Nesselbacher Gut befreien und alle Federn springen lassen wollte, um ihm den Tobelhof zu erhalten.

Es kam die aufregende Zeit der nutzlosen Verhandlungen und Prozesse. Der Tobelhof blieb verloren, von Nesselbach war ohne ein drückendes Reugeld nicht loszukommen, und so mußte der Tobelhans sich entschließen, die Suppe zu essen, die man ihm eingebrockt hatte. Er war unterdessen in den Ruf eines beschränkten, prozeßsüchtigen Menschen gekommen, und das drückte ihn. Schlimmer aber war das Gefühl, sein Lebensschiff im entscheidenden Augenblick schlecht gesteuert zu haben.



Es war Winter geworden, der Tobelhof lag tief im Schnee und war noch stiller und einsamer als sonst. Die Kinder waren fortgegangen. Wozu hätten sie noch bleiben sollen? Der Sohn arbeitete als Handlanger in einer Gießerei, die Tochter war in einer Wirtschaft als Magd angestellt worden, sie erhielten regelmäßig ihren Lohn, trugen, was sie davon entbehren konnten, auf die Sparkasse und schätzten sich glücklich, von dem langweiligen Hofe losgekommen zu sein. Im Frühjahr, wenn der Nesselbacher Hof bezogen werden mußte, wollten sie wieder zum Vater zurückkehren; so versprachen sie wenigstens. Der Tobelhans und Grite führten ein mürrisches, gedrücktes Dasein, es war zwischen ihnen kein Vertrauen, kein Band mehr, seit der Grund, der sie zusammengehalten hatte, nicht mehr ihnen gehörte.

Nach Neujahr begann rings um den Hof das Werk der Zerstörung, große Waldflächen wurden von fremden Arbeitern niedergelegt, unaufhörlich krachten die hundertjährigen Tannen zur Erde, ihre abgehackten braunen Wurzeln ragten hilflos aus der Erde hervor und streckten sich zum Himmel wie verstümmelte Arme. Oben am Geißkopf bohrte man den Berg an und sprengte mit Dynamit gewaltige Felsstücke los, die auf Schlitten zum Bach hinuntergefahren wurden, wo sie zur Staumauer aufgetürmt werden sollten. Die Sprengschüsse donnerten und widerhallten in der engen Waldschlucht wie übereinanderrollende Bergtrümmer.

Der Tobelbauer begleitete den Donner mit seinen grollenden Verwünschungen, er hatte keinen ruhigen Augenblick mehr, und wenn er die Äste der zu Boden sausenden Tannen aufschlagen und schmerzlich krachen hörte, meinte er das Brechen seiner eignen Rippen zu vernehmen.

Sobald der Frühling sich ankündigte, rückte ein ganzes Heer von Erdarbeitern und Maurern ein; es wurden Feldhütten erstellt, tiefe Gräben aufgeworfen, ein Gleis für eine Rollbahn angelegt, eine kleine Werkstatt gebaut. Das wurde dem Tobelbauern immer unerträglicher. Er erwartete den ersten März wie einen Tag der Erlösung: da mußte er den Hof, der ihm nun zur Hölle geworden war, verlassen, da konnte er sein neues Haus in Nesselbach beziehen. Er suchte in sich die Hoffnung aufzubauen, es werde nun doch noch gut enden, jeder Fleck Erde könne ja eine liebe Heimat werden. Sich so Mut einredend, raffte er seinen Hausrat zusammen und fuhr damit nach Nesselbach.

Aus der Stadt war der Sohn hergekommen, um zu helfen, aber nur für einen Tag, wie er gleich erklärte, er sei bis zum Sommer an seine Stelle gebunden, gab er vor. Pauline denke gar nicht mehr an die Rückkehr, es sei ihr in der Stadt wohl genug, und sie nehme an, niemand werde sich zwischen sie und ihr Glück stellen wollen. Das war ein harter Stoß für den Vater; was sollte er ohne die Kinder auf dem neuen Gute anfangen? Er zerrieb seinen Mißmut zwischen den Zähnen und richtete sich wortlos in dem neuen Heim ein.

Die Nachbarn ringsum sahen dem Hantieren aus ihren Scheunen oder durch ihre Fensterscheiben zu, neugierig, was für ein Fisch in ihren Teich geschwommen sei, mißtrauisch, er möchte ihr Wasser trüben.

Den Tobelbauern, dem bis jetzt nur die Bäume und die Sonne in die Stube geschaut hatten, beunruhigten diese stummen Gesichter und spähenden Augen, ein Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit kamen über ihn, er glaubte sich mitten unter Feinde versetzt.

Auch der Hausrat, der seit hundert und mehr Jahren im Tobelhof gestanden hatte, wollte nicht in die neuen Verhältnisse passen: die Schränke und Tische, Betten und Stühle standen fremd und ratlos da, das Vieh im Stall brüllte, alles, Lebendes und Totes, schien vom Heimweh ergriffen. Nur Grite merkte von alledem nichts, sie ging hin und her, schaffte und hantierte, wie sie noch gestern im Tobelhof hantiert hatte, und fühlte sich schon heimisch.

Der Tobelhans sollte sich in Nesselbach nie zu Hause fühlen. Es gibt Bäume, die sich nicht verpflanzen lassen. Er hatte bis jetzt gewirtschaftet, wie er es von seinem Vater und Großvater gelernt hatte, im Dorf dagegen war man vorgeschrittener, man arbeitete mit ihm unvertrauten Geräten, mit Mähmaschinen, Heuwendern, Sämaschinen, und belächelte den altväterischen neuen Nachbar mit seiner vorsintflutlichen Schwester. Hans Schollenberger, der im Tobelhof so fest auf seinem Acker gestanden hatte, der immer genau gewußt hatte, was zu tun war und wie es zu tun war, fühlte sich hier als unanstelligen Lehrbuben; er, der sich noch nie

um die Meinung eines Nachbarn hatte kümmern müssen, fand sich dem Lächeln und den Sticheleien des ganzen Dorfes preisgegeben.

Zu seinem Gut gehörte ein Stück Weinreben; er verstand vom Rebwerk nichts und überlegte, ob er es nicht fremden Händen anvertrauen sollte, obschon das seinem Stolz zugesetzt hätte. Aber Grite redete ihm das energisch aus dem Sinn, sie traue sich die Arbeit schon zu, habe den andern bereits einiges abgeguckt und werde damit fortfahren, er solle sie nur machen lassen. Er ließ ihr den Willen, und bald war sein Wingert eine Sehenswürdigkeit des Dorfes: einer machte den andern darauf aufmerksam, an Sonntagen lief das halbe Dorf hinaus, um das Wunder zu bestaunen, so viel war seit zehn Jahren im Dorfe nicht gelacht und gewitzelt worden. Grite erhielt den Kosenamen Reblaus.

Dazu kam der Kleinkrieg, der vom ersten Tage an gegen den Neueingesessenen geführt wurde: rasche Nadelstiche, die im Vorbeigehen versetzt wurden, Schikanen aller Art, gegen die er sich nicht wehren konnte, und die in ihm einen ohnmächtigen Groll entfachten, grobe Späße der Nachtbuben, die ihn in jeder Samstagnacht kränkten, ihm den Stoßkarren in den Bach warfen, den Kühen im Stall Maulkörbe anlegten, den altmodischen Pflug oder eine Egge an der Dorflinde aufhängten, damit sich am Sonntagmorgen jedermann an ihrer ungewöhnlichen Art ergötzen könne, und was ihnen die Phantasie sonst eingab.

Und das Gut selber: es blieb dem Tobelbauern fremd und unvertraut, immer verglich er es mit dem Tobelhof, immer verlor Nesselbach dabei. Im Tobel hatte er jeden Stein und Zweig gekannt und der Hof ihn, wie es ihm schien. Alles Land, alle Bäume und Büsche hatten sich dort dienstbar und freundlich an ihn und seine Wohnstätte herangedrängt, wie die Herde an den Hirten; stand er auf dem Rain neben dem Hause, so konnte er alles in einer Wendung überschauen und auch den entlegensten Winkel mit den Augen grüßen. Wie anders in Nesselbach! Da waren die Wiesen und Äcker wie vom Wolfe auseinandergesprengt, als schmale, kaum geduldete Streifen zwischen feindliches Land eingezwängt, ohne Zusammenhang und Band, überall Marksteine, die wie Polizisten dastanden und Beachtung heischten. Das Haus stand an der Hintergasse, an ein andres angelehnt, es hatte alle Freiheit und Selbständigkeit eingebüßt und duckte sich wie ein Knecht unter Knechten. Davor erhoben sich die hochmütigen Giebel der Hauptgasse und überwachten es mit scheelen Augen. Nein, der Tobelhans würde mit diesem Haus und diesen Feldern und dem, was daraufstand, nie Freundschaft schließen können, dazu war er zu alt. Jeder Tag, auch wenn er herzhaft begonnen hatte, ertrank in Mutlosigkeit.

Das schlimmste aber war, daß der Tobelhans von seinen Kindern ganz im Stich gelassen wurde. Heinrich war im Heuet für ein paar Tage ins Dorf gekommen und dann nach einer heftigen Auseinandersetzung wieder gegangen, Pauline ließ sich nie mehr blicken, aus Furcht, festgehalten zu werden. Beide waren in der Stadt von der Liebe umstrickt worden, wie es bei jungen Leuten, die zwanzig Jahre in der Einsamkeit gelebt und dann in ein großes Menschentreiben versetzt wurden, notwendig sich ereignen mußte. Diese Liebesverhältnisse wogen alle Mahnungen des Vaters und alle Gewissensbisse hundertmal auf. So waren die beiden auf bestem Wege, für immer im niedrigen Stadtvolk unterzugehen, das keinen Fleck Erde sein eigen nennt, dessen Welt die Wirtsstube, die öde Mietwohnung und die Fabrik ausmachen.

Der Tobelhans und Grite mußten sich den Sommer über fast zu Tode mühen, ohne doch mit aller Arbeit rechtzeitig zu Rande zu kommen. Ein Knechtlein, das man angestellt hatte, war nach ein paar Wochen davongelaufen, weil ihm der Dienst zu streng war.

Als sich dann im Herbst infolge der Überanstrengung bei Grite allerlei Gebresten einstellten, die ihre Gemütsart noch schartiger und kratziger machten, entschloß sich der Tobelhans, das Gut wieder zu verkaufen, um sich irgendwo ein kleineres zu erwerben. Grite hatte nach kurzem Sträuben ihre Einwilligung gegeben; denn nachdem sie erfahren hatte, daß sie unter dem Namen Reblaus im Dorf umgehe, hatte sie einen unversöhnlichen Haß auf alle „Mölche“ geworfen. Erleichtert verließen die beiden Nesselbach und mieteten sich vorläufig in einem leeren, halb verlotterten Hause ihres Heimatdorfes ein. Grite ging gleich folgenden Tags von Haus zu Haus, um sich nach Arbeit umzusehen: sie wollte, bis sie wieder etwas Eignes hätten, als Tagelöhnerin ihr Brot verdienen. Ihr

Bruder dagegen verkroch sich in seiner Stube, als müßte er sich nach dem mißlungenen Experiment vor aller Welt schämen.

Wie er sich so zum Müßiggang verurteilt hatte, erwachte in ihm eine unsägliche Sehnsucht nach dem Tobelhof und nach dem früheren Leben, und das Unrecht, das man ihm seiner Meinung nach zugefügt hatte, stellte sich riesengroß und immer schreiender vor ihm auf. Schon in Nesselbach waren seine Gedanken, sobald sie abkommen konnten, ins Tobel entflogen; jetzt, da ihm zum Sinnen unbeschränkte Zeit blieb, erschien ihm der Hof immer mehr in verklärtem Licht, wie in der magischen Beleuchtung eines Traumes. Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen wurde er zwischen Zorn und Sehnsucht hin und her getrieben, ohne daß er einen Ausweg zu finden vermochte. Stundenlang ging er in seiner Stube auf und ab mit geballten Fäusten, Selbstgespräche vor sich hermurmelnd.

Er fühlte wohl, daß er dabei innerlich zernagt wurde, aber er vermochte nichts dagegen. Auf Zureden der Schwester machte er ein paar Gänge, um ein neues Gütchen zu finden, dann gab er es auf; die Erfahrungen, die er in Nesselbach gemacht hatte, würden sich ja doch wiederholen, und einen Tobelhof würde er nie wiederfinden.

Einmal, als er es nicht mehr aushalten konnte, eilte er in die Stadt zu seinem Winkelagenten mit der Frage, ob denn gar nichts mehr zu machen sei. Er wußte ganz wohl, woran er war, aber er mußte wieder einmal sein Herz ausschütten, sich für einen Tag kopfüber in eine Selbsttäuschung hineinstürzen. Vom Agenten ging er in ein Wirtshaus, in dem er früher beim Besuch der Viehmärkte einzukehren pflegte, und wo er sicher war, ein paar Bauern und Fuhrleute anzutreffen, die geduldig genug waren, sein Unglück anzuhören, die bei seinen Reden unter ihren Schirmkappen und breiten Hüten hervor funkelnde Augen machten und mächtig ausspuckten, auch etwa mit den derben Fäusten auf den vom Bier klebrigen Tisch schlugen. Fast jedem von ihnen war auch irgend einmal irgendein Unrecht geschehen, das nun hier beim Bier oder Branntwein und unter den Zornausbrüchen des ihnen als friedfertig bekannten Tobelbauern wieder in ihnen zu brodeln begann. Wie überheizte Öfen hockten sie da, und Hans Schollenberger tat es wohl, das Feuer in ihnen zu schüren und so seine eigne Glut zu entladen. Von da an fand er den Weg ins Wirtshaus öfter.

War er allein zu Hause oder lag er schlaflos im Bett, so haderte es beständig in seiner Brust, dunkle Pläne stiegen vor ihm auf, verbrecherische, staatsgefährliche Gedanken. Er hatte einst vom Bauernkrieg gehört, er hatte Bilder gesehen, auf denen ein ganzes Volk mit Sensen, Karsten und Heugabeln auszog, entschlossen, irgend etwas Ungerades wieder gerade zu machen. Warum taten sich die Bauern nicht wieder zusammen wie einst, um sich an den Herren zu rächen? Sie waren doch die Mehrheit! Manchmal sah er sich an der Spitze einer solchen Schar; er wußte genau, wohin er sie zu führen hatte, und es bereitete ihm eine Art Wonne, in die Bajonette zu rennen oder sich vom Militär niederschießen zu lassen, das war doch ein Ende ohne Erniedrigung! Oder es kam ihm der Wunsch, eine ungeheure Wassersnot möchte über das Land hereinbrechen, den Tobelhof mit allen, die dort am Werk waren, fortspülen, das ganze Tal verwüsten und ihn selber wegschwemmen. Zur Arbeit wurde er immer unfähiger; der Wurm, der in ihm nagte, trieb ihn her und hin und immer wieder zum Wein. Und da er in den guten Wirtschaften keinen Anklang fand und manchmal Spott und Zurechtweisungen einstecken mußte, schlich er schließlich wie ein Schelm in die verborgenste, schmutzigste Kneipe des Dorfes, wo er sich fern von richtenden Blicken in Wein und Lärm betäubte. Seine Gesellschaft bildeten ein paar armselige Dorflumpen mit verwüsteten Gesichtern und abgestumpften Blicken, mit verwilderten Haaren, in denen Heu- und Strohhalme vom Nachtlager hängengeblieben waren, in Kleidern, aus denen Knie und Ellbogen schauten. Sie hörten ihm für ein paar Schnäpse gern zu, freuten sich über den neuen Bruder und begriffen nur nicht, daß einer mit ganzen Hosen sich zu ihnen setzte, und daß man beim Trinken so viel sprechen mochte.

Wenn der Tobelhans aus einem Rausch erwachte und seine Augen hell wurden, sah er seine Verkommenheit wohl ein, und dann legte sich das Heimweh nach seinem Hof mit doppeltem Gewicht auf ihn. Er hatte sich vorgenommen, den Tobelhof nicht mehr zu sehen; aber eines Tags, da ihm gar so elend zumute war, stieg er doch auf einem langen



Umweg über den Berg in sein Paradies hinauf, allen Leuten aus dem Wege gehend, als hätte er ein Verbrechen vor. Als er aus dem Walde heraustrat und den Hof zu seinen Füßen in Sommersonne und Mittagsglanz sah, krampfte sich seine Brust so schmerzhaft zusammen, daß er niedersitzen mußte.

Im Hause hatten sich Italiener eingenistet, vor den Fenstern, auf dem Gartenzaun, dem Brunnenstock, dem Holunderbusch, überall hingen schmutzige Kleider, am Bach knieten zwei Weiber auf einem Brett und wuschen Hemden und Strümpfe von allen möglichen Farben, viele Fensterscheiben waren zerschlagen und die Öffnungen mit Papier verklebt, das Scheunentor war verschwunden, vielleicht auf dem Herd verbrannt worden, die Hofreite war kotig wie eine Lehmgrube. Die Bäume seines Obstgartens waren verschwunden, und zwei Kerle waren eben daran, den Nußbaum, die Zierde und den Stolz des Hofes, zu fällen; der Bauer hörte deutlich das Singen der langen Waldsäge im Stamm. Wie munter sie klang! Wollte sie ihm absichtlich wehe tun?

Lange sah der Tobelhans unverwandt auf den Hof hinab, bis es schließlich wie ein Traum über ihn kam und er von all dem Hantieren und Zerstören nichts mehr hörte. Nur das wohlbekannte Rauschen des tätigen Baches, das er unten im Dorf schon so oft vermißt hatte, hielt sein Ohr gefangen und plauschte und plauderte zu ihm. Da begann sich bei der sanften, eintönigen Musik das Tal mit Bildern zu füllen, alles, was Hans Schollenberger auf dem Hof einst erlebt, stieg farbig und lebendig aus dem Boden auf, seine sechzig Jahre zogen in unzusammenhängender Gestaltung wie Stücke von leuchtenden Regenbogen an seinem Auge vorüber. Was Glück ist, war ihm früher bei der Eintönigkeit seines Tagewerks und der Gleichförmigkeit seines Denkens und Fühlens nie recht zum Bewußtsein gekommen, jetzt entdeckte er mit verwunderten Augen, daß ihm einst ganz wonnige, glückliche Zeiten beschieden waren. Seltsame, längst vergessene Erinnerungen wandelten leise über den Hof, legten sich in Wiese und Acker an die Sonne oder zogen sich in den Schatten der Erlenbüsche zurück. Dinge, die ihm früher nicht der Erwähnung wert geschienen, Nichtigkeiten und flüchtige Eindrücke hatten in irgendeinem Winkel seines Gedächtnisses geschlummert und geduldig auf die Zeit gewartet, da sie wieder ans Licht treten sollten. Und nun waren sie da, wie farbige Kindermärchen:

Es war an einem Frühlingstag, Hans hatte als Knabe an der jungen Sonne gesessen und aus gelbem Lehm eine Stube und einen Stall mit Menschen und Kühen gebildet, während seine Mutter im nahen Acker arbeitete. Er fühlte die Sonnenstrahlen, die ihn vor bald sechzig Jahren umschmeichelt hatten, jetzt noch durch die Kleider dringen und ihn behaglich bis ins Mark der Knochen erwärmen; er fühlte den kühlen feuchten Lehm an den Händen, sah ihn unter dem Druck der Finger Gestalt annehmen, bis dem Künstler auf einmal die freudige Erleuchtung kam, die zwei aneinandergeklebten Kügelchen von ungleicher Größe, die auf zwei festen Säulchen standen, seien das Ebenbild seines Vaters. Mit welchem Stolz stellte er sein Kunstwerk zu den Kühen in den Stall! Er sah die Mutter auf seinen Ruf herbeikommen und sich lächelnd über ihn und sein Werk bücken, er hörte sie mit guter Stimme sagen: „Wenn du nun noch machen kannst, daß der Vater die Kühe von selbst an einen Strick nimmt und hinausführt, und daß die Kühe Milch geben und muh machen, so bist du ein großer Hexenmeister!“ Drauf hatten sie einander mit glänzenden Augen angesehen und dann laut zusammen gelacht, und das Lachen der guten Frau, die sich auf dem Hof nie recht heimisch gefühlt hatte und nun längst zu Erde vermodert war, trieb dem alten Kerl beinahe das Wasser in die Augen. Und auf einmal wußte er auch wieder, wie es tat, wenn sie ihm mit der Hand durchs Haar fuhr, mit ihrer kleinen, von der Arbeit verunstalteten, rissigen Hand, die trotz ihrer Härte so weich streicheln konnte.

Dann schwebte ein Sonntagmorgen heran. Hans ritt auf dem Rücken eines gutmütigen Ochsen zwei-, dreimal ums Haus, vom Vater sorglich gehalten, und lachte halb vor Behagen, halb aus Verlegenheit, weil ihn auf seinem hohen Sitz doch etwas Furcht beschlich. Wie deutlich sah er den Tag vor sich: am Himmel weiße Wolken, deren Schatten für Augenblicke die Sonne auf dem Hof auslöschten; Mücken und Fliegen surrten in Schwärmen vom Boden auf, wenn der seltsame Reiter nahte, und brausten mit den Flügeln kräftig zusammen, von Sommer-



und Lebenslust erfüllt. Im Brunnentrog glitzerte das Wasser, das von der Röhre hoch hineinfiel, Spatzen badeten sich im Staub und schlugen die Flügel. Sonst große Sonntagsstille auf dem Hof, nur hier und da das Klirren einer Pfanne aus der Küche und hinter dem Haus ab und zu ein Hahnenschrei, der keck in den leuchtenden Sommertag fuhr, damit der Glanz auch Stimme hätte.

Das Leuchten ringsum weckte seine erste Kindererinnerung. Es war in der Zeit, da er kaum gehen konnte, er lag auf dem Rain im Schatten eines Schlehenbusches und war zum Überfluß noch von einem großen Schirm überdacht. Unten dehnte sich ein blühendes Lewatfeld aus, in dem Vater und Mutter gebückt standen und Unkraut ausjäteten. Das Bild des gelben glänzenden Ackers hatten seine Augen sechzig Jahre getreulich festgehalten. Warum? Es mußte ein freudiges Ereignis gewesen sein, denn Hans Schollenberger fühlte jetzt noch, wie damals etwas Weiches, sich leise Dehnendes ihm die Brust erfüllte. Hatte er da unter dem Schlehenstrauch zum erstenmal Farbe empfunden? Hatte der mächtige Goldglanz seine schlummernde Seele geweckt? Er stellte die Frage nicht, er dachte den Erinnerungen überhaupt nicht nach, er gab sich nur dem wonnigen Gefühl hin, das ihn damals durchsonnt und das bis zur Stunde wunderbar in ihm geschlummert hatte.

Nach dem goldenen Tag fiel ihm ein roter ein. Es war viel später, er mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Der Herbst lag in der Luft, und die Sonne hatte Mühe, tagsüber den schweren Tau vom Gras wegzutrinken. Der Buchenwald und alle Büsche und Hecken waren rot, das Laub der Birnbäume wie mit Wein übergossen. Auf dem Hof war damals eine ganz junge Magd, kaum drei Jahre älter als Hans. Sie hieß Rosine und trug stets ein rotes Tuch um den Kopf. Rosine und Hans sollten Äpfel auflesen, die der Nebel in der Nacht vom Baume gelöst hatte. Hans hatte seinen nichtsnutzigen Tag und fand es bequem, das Bücken dem Mädchen zu überlassen, sich im Gras auszustrecken und an einem Apfel zu kauen. Rosine aber verstand es nicht so, und als er ihr gar auf ihre Ermahnung hin eine lange Nase machte und sie ein faules Maidlein nannte, fuhr sie zornig auf ihn los, um sich Achtung zu verschaffen. Er setzte sich zur Wehr und bemerkte bald zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß er dem Mädchen gewachsen war. Sie hatten sich umschlungen und rangen miteinander, bis Rosine schließlich herausstieß, er solle aufhören, sie könne nicht mehr. Keuchend und erschlaffend beugte sie sich vornüber und lehnte den Kopf gegen seine Schulter. Er fühlte ihren Atem heiß und stoßweise an seinem Hals hinabstreichen und dachte: Sind die so schwach? Er wollte seinen Sieg ausnutzen, sie ins Gras werfen und dann recht tüchtig auslachen; aber wie er sie wieder fester fassen wollte, legte sie ihre Lippen behutsam, wie wenn er es nicht merken sollte, auf seinen Mund, küßte ihn leicht wie ein Windhauch und flüsterte: „Du Wüster!" Da ließ er sie los; er wollte sie ausschelten, fand aber kein rechtes Wort dazu und wußte nur, daß er auf das freche Ding recht böse war. Schweigsam sammelten sie die Äpfel in den Korb und suchten dann die Erwachsenen auf. Sie waren so fleißig an jenem Tage, daß sie gelobt und zu weiterem Wohlverhalten ermuntert wurden. Von da an wichen sie sich aus, das Zusammensein war ihnen unbehaglich, sie konnten sich nicht mehr gerade in die Augen sehen, nicht mehr miteinander sprechen. Kein Zweifel, sie waren sich spinnefeind geworden. Als Rosine ein Jahr später den Dienst verließ, redete Hans sich ein, er sei froh, daß das einfältige Geschöpf fortgegangen sei; aber er gewahrte plötzlich, daß der Hof seit ihrem Weggang ein andres Wesen angenommen hatte, und in der ersten Nacht fing er, ohne zu begreifen, wie es so kam, auf einmal so laut zu heulen an, daß die Mutter sich erhob und ängstlich fragte, was ihm sei. Er entschuldigte sich mit Zahnweh und nahm auf den Rat des Vaters, der auch erwacht war, einen tüchtigen Schluck Schnaps auf die Zähne, der ihm den Mund verbrannte und ihm so einen verständlichen Grund zum Weinen gab.

Nach der Vision der ersten Liebesmorgenröte kam die andre, die rechte. Seine Frau saß vor ihm wie damals, als er sie fragte, ob sie bei ihm bleiben wollte. Auch sie war als Magd ins Haus gekommen, ein Kind armer Leute unten im Land. Es war an einem Sonntag zwischen der Heu- und Kornernte, sie saßen sich gegenüber im Schatten eines Haselnußstrauches am Bach. Er sah



sie fast deutlicher als damals: sie hatte sich ein paar blaue Federn, die einem Häher aus dem Flügel gefallen waren, ins blonde Haar gesteckt. Sie war so zierlich und sauber wie eine dieser Federn. Als er ihre Hand ergriff und mühsam die schwere Frage vorbrachte, fing sie zu weinen an. Er wurde ganz verlegen und wollte sie aufrichten; da er keine Worte fand, streichelte er ihr das Haar. Sie ließ es ruhig geschehen und wurde still, sie war wie ein Kind. Dann sagte sie zu ihm: „Ich möchte schon bei dir bleiben, aber ich würde bald wieder gehen müssen; es vergeht keine Woche, daß ich nicht von einem Sarg oder von schwarzen Kirschen träume." Er hätte, um ihre Bedenken zu verscheuchen, sie gern recht tüchtig ausgelacht, aber er vermochte es nicht. Da umschlang und küßte er sie, bis sie lächelte und er feuchte Augen hatte. Die langjährige Angst, für den Hof die rechte Bäuerin nicht zu finden, war von ihm genommen, das hatte ihm das Wasser in die Augen getrieben.

So drangen die Bilder auf den Tobelbauern ein, erst die kleinen, bedeutungslosen, die wie Schmetterlinge farbig und leicht und flüchtig heranschwebten, dann die großen, die Schicksale bedeuteten, ein Hochzeitszug, ein Tauffest, eine Gräbt, eine Wassersnot, die ihm sein drittes Kind fortgeschwemmt hatte. Er verweilte bei allen mit Andacht, durchlebte, die ihm besonders lieb waren, zwei-, dreimal, und als ihm dann zu Sinn kam, daß man ihm seine Jugendwelt gestohlen hatte, daß er nun einen grauen runzligen Kopf habe und in seinen alten Tagen noch ins Trinken geraten sei, da wurde ihm namenlos traurig zumute.

Den ganzen Tag verträumte er oben am Waldrand über seinem Hof. Als er sich erhob, um zu gehen, sprang ihm etwas Schwarzes aus dem Wald entgegen; es war seine Hauskatze. Sie war auf dem Hof geblieben, unter die Jäger gegangen und nährte sich nun vom Raub. Sie schoß ihm gegen die Beine, rieb sich Backen und Ohren an seinen Schuhen und Waden und schnurrte zufrieden dazu. Er streichelte sie und lobte ihre Treue und Anhänglichkeit, er fand sie aber verwildert und verwahrlost und redete sie freundlich und teilnehmend an: „Wir gleichen einander, wir sind die einzigen, die dem Hof Treue halten, aber es geht uns schlecht, wir sind heruntergekommen, wir sind Lumpen geworden. Das soll nun anders werden, Peter, komm mit mir, ich trag' dich ins Dorf hinab, ich kann dich wohl brauchen, ich kann dann mit dir reden."

Sie war nicht gleicher Meinung; als er sie fassen wollte, entwischte sie ihm und floh in den Wald. Sobald sie sich in Sicherheit fühlte, wendete sie sich mit schlauer Miene nochmals um und miaute freundlich, wie zur Entschuldigung. Dann verschwand sie im Gestrüpp.

Von da an stieg der Tobelhans jeden Tag zu seinem Hof hinauf und ließ sich durch kein Wetter abhalten. Er verfolgte den Gang der Arbeiten oder saß sinnend hinter einem Busch oder Baum, wo ihn niemand beobachten konnte.

Mehr als zwei Jahre waren verstrichen, das Stauwerk war vollendet. Quer durch das Tobel zog sich eine breite Mauer, wie für die Ewigkeit zusammengefügt. Weiter unten, in die Schlucht verkrochen, stand das Maschinenhaus, von dem eine schwarze dicke Eisenröhre zu der Mauer hinaufführte.

Das alte Wohnhaus war abgebrochen, ein paar Mauern und der Kachelofen waren allein davon übriggeblieben; nur den Brunnen hatte man verschont, weil man seiner bis zuletzt bedurfte.

„Morgen wird mit dem Stauen begonnen," sagte der Ingenieur zum Tobelhans, „da werdet Ihr auch dabei sein wollen."

Dem Bauern trat der Schweiß auf die Stirn: „Was fang' ich an, wenn der Hof nicht mehr da ist, da geht das Elend erst recht an!"

Das unfreiwillige Wort war nicht für den Ingenieur bestimmt, er gab aber doch eine Antwort darauf und meinte recht witzig zu sein: „Da könnt Ihr auf dem Hof baden, Schollenberger. Das habt Ihr noch nicht oft getan!"

Der Tobelhans war nicht zu Späßen aufgelegt, eine heiße Wut kam über ihn, und er schrie den Spötter an: „Oh, wenn nur mein Bach so wild werden könnte wie ich, dann würde er das Mäuerchen da wegspülen und einen Schelm dazu, dann könnt' ich wieder einmal lachen!"

Der Ingenieur lächelte ihn kalt an und sagte überlegen: „So steht doch zusammen, Ihr und Euer Bach, dann wird es wohl klecken!"



Hans Schollenberger suchte nach einer Abfertigung, aber er war zu zornig, um denken zu können; er kehrte dem andern den Rücken und schritt mit geballten Fäusten zu den Ruinen seines Hauses hinüber. Er arbeitete sich zur Stube durch, zum Ofen, der mitten im Schutte stand und ihn kläglich anschaute. Keine der grünen zierlich gezeichneten Kacheln war ohne Schaden geblieben, die Messingknöpfe, die zu beiden Seiten an den Kanten emporstiegen, waren verschwunden, von Dieshänden abgerissen, die vordere Fläche war eingedrückt, so daß die Rauchgänge, die sich im Innern kunstvoll verschlangen, bloßgelegt waren. Der Ofen glich einem aufgerissenen Tierleib. Der Bauer legte die Hände an die Kacheln, an denen er sich so oft gewärmt hatte, und redete den Ofen wie einen Freund an: „Armer Kerl, sie gehen schlimm mit uns um, sie haben uns die Brust zerrissen, es sieht drin wüst aus."

Er verließ den Trümmerhaufen und ging zum Brunnen, der emsig wie sonst sein klares Wasser in den Steintrog goß, vergnügt dazu gurgelte und etwa im Übermut um sich spritzte. Der Bauer legte den Mund an die Röhre und trank einen starken Schluck; so gut hatte ihm das Wasser noch selten geschmeckt. „Du bist allzeit ein tugendhafter Brunnen gewesen," sagte er, „wie manchem hast du schon den Durst genommen! Nun hast du dein Werk getan, es wird nach dem Schollenberger keiner mehr von dir trinken. So tätig sein und nichts mehr tun dürfen!"

Langsam ging er weiter; er hatte sich vorgenommen, von jedem Acker und jeder Wiese Abschied zu nehmen, jedem wollte er noch ein freundliches Wort geben, danken für guten Ertrag und langjähriges Wohlverhalten, wie treue Knechte und Mägde wollte er sie entlassen. Es war Anfang Mai, die Wiesen blühten und glitzerten frühlingsfroh, im Baumgarten stand das Gras schon fußhoch, da und dort hatte es sich unter seiner eignen Schwere und Saftigkeit gelegt.

In acht Tagen könnte man den ersten Schnitt mähen, dachte Hans Schollenberger, und nun muß das gute junge Gras im Wasser ertrinken, und ich kann ihm nicht helfen. Jedes Blatt, jede Blüte, jede Wurzel muß sterben, sterben wie ein Mensch. So fiel es dem Bauern ein, und er überschaute die weiten Flächen und überlegte, wie viel Arbeit der Tod da habe.

Er kam an den Bach, wo ein von Bienen umschwärmter Schwarzdornbusch wie mit Schnee behangen über das Ufer ragte. Früher hatte er ihn nie beachtet, jetzt heftete sich sein Blick darauf, und er murmelte vor sich hin: „Auch der soll ersaufen." Er zog sein grobes Sackmesser aus der Tasche und schnitt ihn über den Wurzeln ab; so habe er einen leichteren Tod, meinte er. Hätte er eine Sense zur Hand gehabt, er würde dem Gras den gleichen Liebesdienst erwiesen haben.

Im Bach sah er ein paar Forellen pfeilschnell durch das Wasser schießen und sich unter der Böschung verbergen. „Versteckt euch nicht," rief er ihnen zu, „ihr seid jetzt die Meister hier! Wenn ich das Wasser ertrüge wie ihr, es sollte mich keiner vom Tobelhof vertreiben."

Die Nacht sank herab, als er allen seinen Feldern Lebewohl gesagt hatte. Gesenkten Hauptes machte er sich endlich davon, er hatte noch keinen schwereren Tag erlebt. Unten an der Mauer stieß er auf den Ingenieur, dessen Anblick ihm wieder die Galle auf die Zunge trieb, und er fragte ihn bissig, ob er die Fische auch ersäufen wolle. „Nein, nur Eure Grillen, Bauer," gab der andre schlagfertig zurück und behielt wie immer das letzte Wort. —

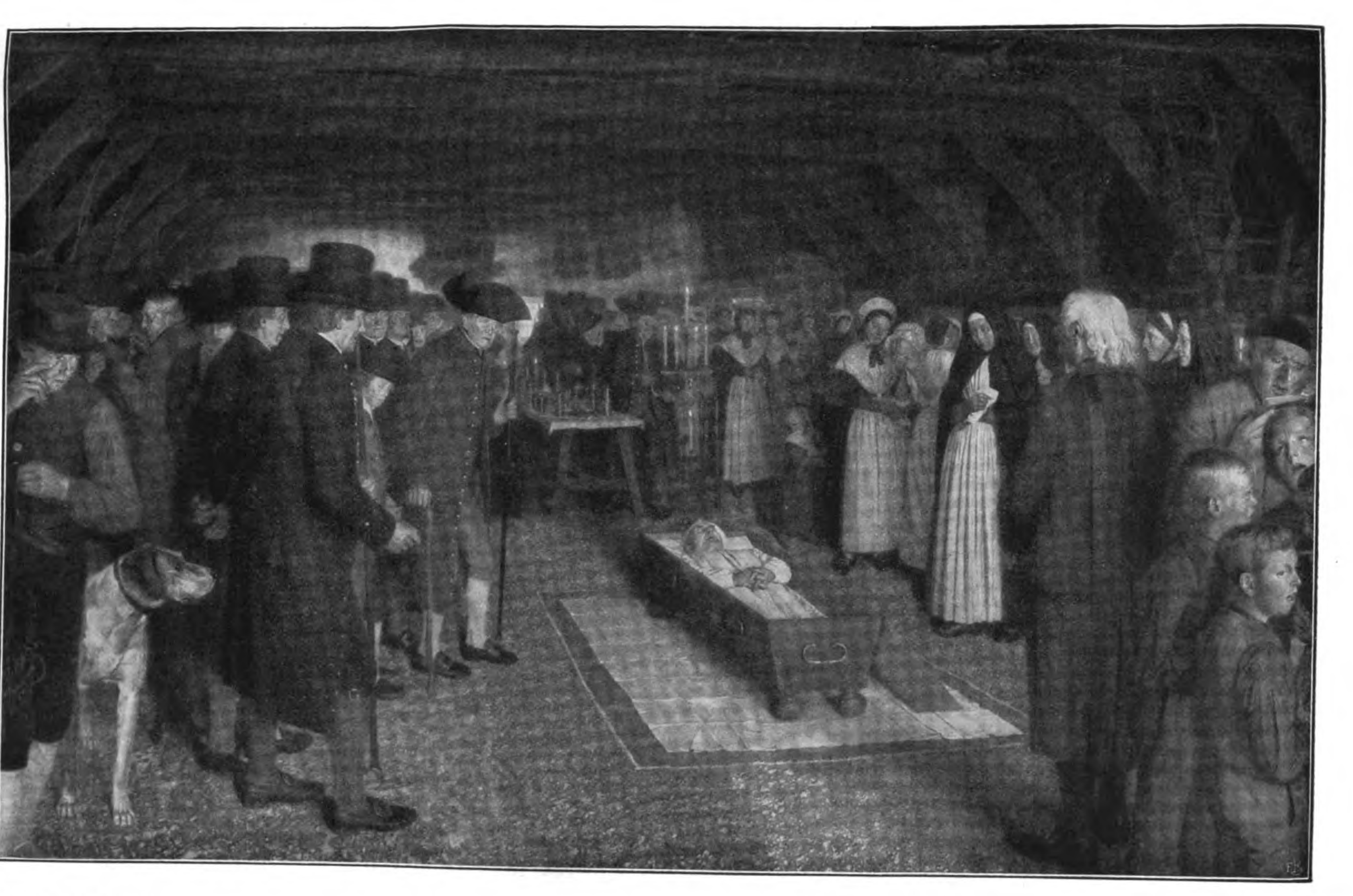
Vor Tagesgrauen trieb es den Bauern schon wieder hinaus und hinauf, wie es einen Sohn an das Sterbebett seines Vaters treibt. Er mußte seinen Hof sterben sehen.

Alles war noch in Ruhe, nur die Vögel sangen rings in Busch und Wald und erfüllten das ganze Tal mit ihrer ahnungslosen Lust. Eine Lerche stieg aus einem wüsten Acker hoch in die Luft, bis sie ins Sonnenlicht emportauchte, das oben schon durch den Äther flutete, aber noch nicht in die Schlucht eindrang.

Sie hat ihr Nest im Acker, dachte der Bauer und ging behutsam suchend auf dem Feld her und hin. Auf einmal schwirrte es vor seinen Füßen auf, es mußte das Weibchen sein, das auf der Brut gesessen hatte. Wirklich, unter einem Grasbusch lagen fünf nackte Vögelchen, die ihre Schalen kaum einen Tag verlassen hatten. Was sollte er damit anfangen? Das ist ein kurzes Leben, überlegte er, und etwas empörte sich in ihm.

Er löste das Nest sorgsam vom Boden los und bettete es, von den Alten verfolgt, oben am Wald ins Gras. Da erinnerte er





Bernhard Winter: Die letzte Ehre.

sich, daß die Vögel sich um eine Brut, die durch Menschenhände versetzt worden ist, nicht mehr kümmern, und er dachte: Nun werden sie verhungern; das ist schlimmer als ertrinken, wozu wollen wir auch immer den Herrgott spielen!

Die Arbeiter kamen aus ihren Baracken hervor und schlossen den Tiefablauf des Baches. Nun ging das Sterben an. Der Tobelbauer setzte sich auf den Rain, an den sich seine erste Jugenderinnerung knüpfte und von wo er alles übersehen konnte. Auf der Staumauer hockten oder lagen einige Italiener und plärrten ein Lied mit lang ausgehaltenen Schlußtönen. Es klang wie ein Grabgesang für den Hof.

Beim Tiefablauf bildete sich ein Teich, der langsam wie eine Schnecke mit ihren Hörnchen an der Staumauer heraufkletterte und mit dem Hinterteil behutsam in das alte Bachbett zurückschlich, allmählich da und dort über das Ufer kroch und sich in Wiesen und Felder hineinstahl.

Das wird ein langes Sterben, sagte sich der Tobelhans, der ein viel rascheres Anschwellen erwartet hatte, aber ich bleibe bei dir, mein guter Hof, bis es vorüber ist.

Den ganzen Tag saß er auf dem Rain und sah ein Stück Land nach dem andern in die Flut versinken. Schlich das Wasser in eine Wiese hinein, so grünte und blühte sie im Sonnenschein eine Weile noch üppiger und freudiger als zuvor, in Glück und Wohlergehen glänzte sie auf und hielt den Tod für einen Freund. Aber im Gras verborgen stieg das Wasser immer höher und höher, an Blättern, Stengeln und Halmen zu den Blütenkronen hinan, und dann kam die Tücke zum Vorschein: auf einmal war es aus, die Blüten- und Farbenpracht zum grauen Sumpf geworden, der Tod Herr des Angers geblieben. In den Glocken der Blumen ließen sich Käfer und trunkene Bienen und Hummeln fangen und erstickten. Über das Wasser schwebten weiße und gelbe Schmetterlinge, setzten sich etwa auf einen Halm, der noch hervorragte, und schienen sorglos aus der Todesflut zu trinken.

Gegen Abend geschah etwas Seltsames. Das Wasser hatte die Matte erreicht, die sich unten am Rain ausdehnte. Auf einmal wurde der Bauer durch eine rasche Bewegung aus seiner ruhigen Betrachtung herausgerissen, und als er schärfer hinsah, war es eine Maus, die ängstlich auf ihn zulief, bei seinem Anblick in noch größeren Schrecken geriet und wie ein Pfeil an ihm vorbeischoß. Hinter ihr brach eine ganze Schar aus dem Grase hervor und floß wie eine braune Welle den Rain hinauf, um sich in den Schollen des Ackerlandes zu verlieren.

Aufmerksam geworden, bemerkte der Bauer nun auch andres Getier. Ein Maulwurf vergrub sich, kaum der Flut entronnen, vor seinen Füßen pfeilschnell wieder in den Boden, während eine Blindschleiche und zwei Eidechsen weniger wasserscheu schienen, sich langsam verdrängen ließen und immer wieder zurückstrebten, als zöge der Sumpf und der Tod sie an. Ein Wiesel rettete sich in das Gemäuer des Hauses; es streckte neugierig bald da, bald dort den beweglichen Kopf mit den schwarzen Augen zwischen den Steinen hervor, bis es plötzlich in weitem Sprung herausfuhr, mit einer Maus im Maul zurückkehrte und dann verschwand.

Auf das größere Getier folgte das kleine. Schwärme von Heuschrecken, in die sich ein paar Grillen mischten, sprangen lustig vorüber, die Flucht schien ihnen ein Spiel; wie hätte das Wasser ihren Sprüngen folgen können? Einige von ihnen verzögerten sich und nagten, die Gefahr verachtend, an einem fetten Blatt oder Kraut. Anders war es den Goldkäfern zumute. Sie waren zu Tode erschreckt und krabbelten mit ängstlicher Eile der Höhe zu. Mit ihnen wetteiferten rote und schwarze Ameisen; viele von ihnen kletterten auf Grashalme und glaubten sich so für immer geborgen. Der Bauer empfand Lust, sie von dort zu vertreiben, aber er dachte: Wir Menschen retten uns ja auch manchmal auf einen Halm und dünken uns klug. Ich will nicht wieder den Herrgott spielen. Alles, was im Grase oder im Boden versteckt gewesen und gehaust hatte, verließ den untergehenden Hof, alle Kraft und Anstrengung auf das Leben gerichtet. Nur ein paar Singvögel flatterten klagend über die Wasserfläche, unter der ihre Brut lag, und schienen eher zum Sterben als zum Leben geneigt.

Als Hans Schollenberger all die Not und all die Leidensgefährten teilnehmend betrachtete, schlängelten sich zwei große Ringelnattern hintereinander heran, betrachteten ihn einen Augenblick mit ihren mißtrauischen kalten Augen, wie wenn sie in ihm den Urheber der



Sintflut vermuteten, und kehrten dann scheu zum Wasser zurück, durch das sie behende mit erhobenem Kopf davonschwammen.

Bei ihrem Blick war dem Bauern unheimlich geworden, und es erfaßte ihn inmitten des schleichenden, krabbelnden, geängstigten Ungeziefers etwas wie Furcht und Grausen. War er nicht der Schutzherr all dieser Geschöpfe gewesen, ihr Ernährer und Freund? Jetzt hatte er sie verkauft, heimatlos gemacht oder dem Tode überliefert, und er fühlte, daß sie ihm nun verfeindet waren, ihn als einen Verräter haßten.

Er stieg etwas weiter hinauf zu den Trümmern seines Hauses und legte sich, als die Dunkelheit hereingebrochen war, auf den Ofen, wie früher an kalten Winterabenden.

Er wollte sich zum Schlaf zwingen, um für einige Stunden Ruhe zu haben; aber da sah er mit geschlossenen Augen den bösen Blick der Nattern wieder, und wieder erfaßte ihn abergläubisches Grauen. Hausten nicht auch in diesem Gemäuer Geister, die einst gut und freundlich gewesen, jetzt aber rachsüchtig sein mußten, weil sie durch ihn ihre Ruhestätte verloren hatten? Seine Eltern und Großeltern, seine Frau und Ida, das ertrunkene Kind, schauten ihn aus dem Schutt traurig und vorwurfsvoll, fast bedrohlich an.

Ihre Bilder hatten nach ihrem leiblichen Tode im Hause weitergelebt, so hatte es ihm immer geschienen; wo sollten sie nun hingehen? Es blieb ihnen keine Ruhestätte mehr als das Grab, der öde Kirchhof, wo die Abgeschiedenen neben- und übereinander liegen, wie geklaftertes Holz. Und sie hatten den Hof so geliebt!

Hans Schollenberger richtete sich auf dem Ofen in die Höhe und sah um sich, jedes Ding scharf ins Auge fassend, damit ihm die Gespensterfurcht, die ihm heimlich anfing die Haare zu Berge zu stellen, vergehe. Da ging eben der Mond auf und spiegelte sich zum erstenmal in dem werdenden See. Der Anblick war für den Bauern so seltsam, neu und unfaßlich, daß ihm die Augen feucht wurden. Eine größere Rührung hatte er selbst an der Leiche seiner Frau nicht empfunden.

Wie er so saß und dem Mond zusah, der sein bleiches Gesicht im Wasser badete, berührte ihn etwas leicht den Rücken. Ihn schauderte, er erwartete nichts andres, als es werde ihn eine Geisterfaust im Nacken fassen und schütteln, ihm das Genick mit einem heftigen Ruck brechen. Da schlich es ihm vor die Augen, es war die Katze. Ein freudiger Ausruf entsprang seinen Lippen, nun war er nicht mehr allein, Geister überfallen nur die Einsamen. Er faßte das Tier mit kindlicher Freude und streichelte es, er nannte es seinen Freund und wußte, daß er von nun an kein lieberes Wesen mehr auf der Welt hatte. Er streckte sich wieder müde auf dem Ofen aus, öffnete vorn seinen Kittel und bereitete der Katze auf seiner Brust ein geschütztes Lager; sie sollte es warm haben in dieser traurigen Nacht. Dafür sollte sie ihn aber auch vor den Geistern schützen. Bald darauf schlief er ein.

Gegen Morgen kam ein Traum über ihn. Er sah seinen Vater und seinen Großvater unten am Bach auf dem Kies liegen, lang hingestreckt. Wie er sie anschaute und anreden wollte, verwandelten sie sich in Fische, in riesige Forellen mit glänzenden Schuppen und blutroten Punkten, aber mit menschlichen großen Augen, die von Zeit zu Zeit sich auf ihn richteten und mit den Wimpern schlugen. Sie schwammen in einem Tümpel umher, zogen verschlungene Kreise um sich und funkelten jedesmal in der Sonne, wenn sie sich auf die Seite drehten. Der Vater, der die glänzenderen Augen hatte, schwamm näher zu ihm heran und flüsterte wie ein Wässerlein, das über Kiesel rieselt: „Du mußt ein Fisch werden, Hansli, da ist man vor dem Ertrinken sicher!" Und während er das sprach, sprang er in großem, freudigem Schwung über das Wasser empor und wurde, wie er so flog, zu einem prächtigen Regenbogen, unter dem der Großvater langsam und selig dahinschwamm und leuchtende Kreise durchs Wasser zog. Der Anblick war so wonnig! Da aber schlich eine Schlange mit kalten, verschmitzten Augen heran, legte sich Hans Schollenberger um den Hals und zog so kräftig zu, daß ihm der Atem stockte. Er wachte auf, griff nach dem Hals und gewahrte, daß sich die Katze unter seinen Bart gelegt hatte. Er schleuderte sie weit von sich, von Entsetzen erfaßt. Wie ihm dann die Überlegung kam, bereute er sein rasches Tun und rief sie bei ihrem Namen. Der Ruf lockte sie wieder aus dem Gemäuer hervor, in das sie sich verkrochen hatte, aber sie grollte. Trotzig setzte sie sich auf eine Mauer und ließ sich nicht bewegen, näherzukommen; das gelbe Mondlicht leuch-

tete grün aus ihren weitgeöffneten, zornigen Augen zurück.

Langsam füllte sich das Wasserbecken, langsam ertrank der Hof. Der Bauer stand auf seinem Boden, bis ihn die steigende Flut vertrieb. Jedem Fleck Erde wollte er in dem Augenblick, da das Wasser sich darüber schloß, den letzten Gruß geben. Er knurrte und haderte nun nicht mehr, er wachte ja bei einem Sterbenden, da galt es, mitzuleiden und gute Gedanken zu fassen. Fast alle Arbeiter waren abgezogen; der Ingenieur, der nicht mehr viel zu tun hatte und sich langweilte, gesellte sich zuweilen zum Tobelhans, dessen Seelennot er allmählich begriff. Er schalt ihn mit gutgemeinten Worten aus; er redete ihm zu, er solle doch den Hof verlassen, das Stauen könne wochen-, monatelang dauern, bei dem unvernünftigen Abwarten werde er noch vollends von Sinnen kommen. Der Tobelhans hörte ihn an und ging dann wortlos dem Rand des Wassers entlang oder sah der Katze zu, die fliehendes Ungeziefer abfing und damit spielte. Sie hatte eine kurzweilige Zeit und ließ den Meister um ihre Gunst werben.

Aber die Tage verstrichen, ohne daß das Wasser große Fortschritte machte, denn das Becken weitete sich nach oben mächtig. Schon war eine Woche verstrichen, und noch stand die Hausruine im Trocknen. Der Bauer hatte die Mundvorräte, mit denen er sich versorgt hatte, aufgezehrt, und der Hunger bohrte in seinem Magen und begehrte auf. Der Ingenieur oder der Maschinenmeister hätten gern ihren Imbiß mit ihm geteilt, aber er war zu stolz, um etwas von ihnen anzunehmen; ins Dorf hinabsteigen wollte er auch nicht, das verbot ihm sein Eigensinn, er hatte sich ja versprochen, beim Hofe bis zuletzt auszuharren. Am siebenten Tage war es drückend heiß geworden, zum Hunger gesellte sich ein unbändiger Durst, und das Wasser, in den leeren Magen getrunken, verursachte Übelkeit. Hinter dem Walde hatte die Hitze eine mächtige Wolke aufgetrieben, die wie ein Schneeberg ins Tal hineinschaute, dann zusammenstürzte und sich schwarz färbte. Es war ein Gewitter im Anzuge, schon rollte es dumpf hinter dem Bergkamm.

Da kam die Feigheit über den Tobelhans. Wo sollte er sich vor dem Gewitter schützen? Wo die Regennacht zubringen? Wie sollte er dem Hunger noch länger widerstehen? Er hatte in seinem ganzen Leben nie länger als ein paar Stunden gehungert.

„Ich gehe ins Dorf," sagte er, sein Gewissen beschwichtigend, „verbringe dort die Nacht und bin am Morgen mit allem versehen wieder da. Für höhere Gewalt sind wir nicht verantwortlich."

Als er bei strömendem Regen nach Hause kam, empfing ihn die Schwester mit unfreundlichen Blicken und zänkischen Worten, denn sie wußte nicht, wo er die ganze Zeit gewesen war, und hätte bald angenommen, es sei ihm etwas zugestoßen. Die Unruhe, die sie ausgestanden hatte, ließ sie nun an ihm aus. Mißmutig trat Hans wieder in den Regen hinaus und ging auf dem kürzesten Wege ins Wirtshaus. Er aß sich satt und betrank sich dann so sinnlos, daß er erst nach drei Tagen wieder ins Tobel zurückkehren konnte.

Mit wüstem Kopf und schlechtem Gewissen, mit Ekel vor sich selber stieg er hinauf. Als er ankam, war das Becken gefüllt; eine gelbe Wasserfläche, auf der Äste und Baumstrünke schwammen, lag wüst über dem ganzen Hof, die schweren Gewitterregen der letzten Tage hatten den Bach wild gemacht, und er hatte hohe Schlammfluten in den neuen See geworfen. Vom Haus, von den Feldern und Wiesen war nichts mehr zu sehen, das war alles klaftertief versunken.

„Nun hab' ich ihn in seiner letzten Not doch noch verlassen, ich Saufaus!" knirschte der Bauer, als er erstaunt und traurig über das Wasser blickte.

Er ging dem Ufer entlang und stieß auf die Katze, die bekümmert auf ihn zukam und sich streicheln ließ. Ihre gute Zeit war vorbei, da und dort schwamm eine ertrunkene Maus oder ein Maulwurf auf dem Wasser oder lag, von Fliegen umschwärmt, am Ufer; das war alles, was von der jagdherrlichen Zeit übriggeblieben war. Hans Schollenberger deutete ihre Trauer anders und sagte, indem er sich zu ihr hinabbückte, um ihr mit der Hand den Rücken zu streicheln: „Du bist treuer als ich, du allein hast ausgehalten, das will ich an dir gutmachen. Ich habe für niemand mehr zu sorgen als für dich, die Kinder wollen nichts mehr von mir, und Grite braucht mich nicht, du aber hast mich nötig, du mußt wieder eine Heimat haben."



Er nahm die Katze auf den Arm und stieg, seinen Stolz überwindend, zum Maschinenhaus hinab. Dort fragte er, ob nicht für ihn und das Tier ein Stübchen übrig wäre, er wolle hierbleiben, bis sich das Wasser geklärt habe, es nehme ihn wunder, wie der See dann aussehe. Wie war er froh, daß sich ein unbenutzter Winkel fand.

Er verließ den See nicht mehr, stundenlang, halbe Tage lang saß er am Ufer und spähte in die Tiefe. Das Wasser klärte sich allmählich, das gelbe Schlammbecken wurde zum blauen Spiegel, in dem sich der Hügel und der Wald bis zum letzten Zweig und Wipfel abmalten, in dessen Tiefe weiße Wolken flossen und Weihe ihre stillen Kreise zogen. Und mitten in diesen bunten wechselnden Bildern ahnte der Blick gelbgefärbtes Mauerwerk, Büsche, die noch in Laub und Bluſt standen und sich schwer behangen zum Boden neigten, Wiesen, die noch mit dem Tode rangen und aus dem Schlamm Halme und Blattspitzen verzweifelt hinauf zu dem entrückten Lichte streckten. Auch der Steg, der das alte Bachbett überbrückte, war noch zu sehen. Wer mochte ihn gehen? Wolkenbilder? Wassergeister?

Dann und wann sprang ein Fisch aus der Flut empor, blitzte in der Sonne auf und warf einen Ring auf das Wasser, der bis zu den Ufern hinüberwuchs. Dann dachte der Bauer an seinen Vater und Großvater, die als Forellen in der Tiefe hausten und im Mondlicht goldene Bänder nach sich schleiften. Und es überfiel ihn eine große Traurigkeit und Sehnsucht nach den Tiefen, wo die Fische über seine Wiesen glitten oder von seinem Brunnen tranken. Wie mußte ihnen das Quellwasser schmecken mitten im See! Er sah sie mit ihren Mäulern gegen die Röhre stoßen, sich um den kühlen, schmackhaften Trank zanken und dann sich in neckischem Spiel verfolgen und tummeln.

Nach einiger Zeit wurde ein Kahn angeschafft, in dem ein Arbeiter vom Bach hereingeschwemmte Waldtrümmer, Wurzeln, Stämme, Äste herausfischte. Der Tobelhans erbot sich, ihm zu helfen, und guckte ihm das Rudern ab. Von da an sah man ihn oft an sonnigen Sommertagen mit eingelegten Rudern auf dem Wasser treiben, den Blick unverwandt in die Tiefe gerichtet, wo sein ganzer Lebensinhalt zwischen zitternden Spiegelbildern lag. Manchmal hatte er die Katze bei sich; sie saß auf dem breiten Hinterteil des Schiffchens und ließ sich das Fell von der Sonne erwärmen; zuweilen blickte sie, ein paar Minuten lang ihren Meister nachahmend, über den Rand ins Wasser und fuhr dann plötzlich, wie von Angst erfaßt, zurück.

Es war ein ununterbrochenes Traumleben, das der Bauer nun führte, keinen ließ er in sich hineinsehen, nichts trat ihm von seinem Innenleben über die Lippen, keine Klage, kein Vorwurf, kein Wort der Trauer oder der Sehnsucht. Nur an einem Herbsttage packte ihn das Leben noch einmal an und griff ihm tief in die Seele. Er hatte seit ein paar Tagen seine Katze vermißt und sie im Walde ringsum gesucht. Umsonst. Da, wie er früh am Morgen im Kahn über den See fuhr, sah er etwas Dunkles an der Oberfläche des Wassers treiben, und als er näher zusah, war es Peter. Die Jagd war vor einigen Tagen eröffnet worden. Ein Jäger hatte das Tier im Walde angetroffen, als Wilddieb erkannt und jagdrechtlich erschossen.

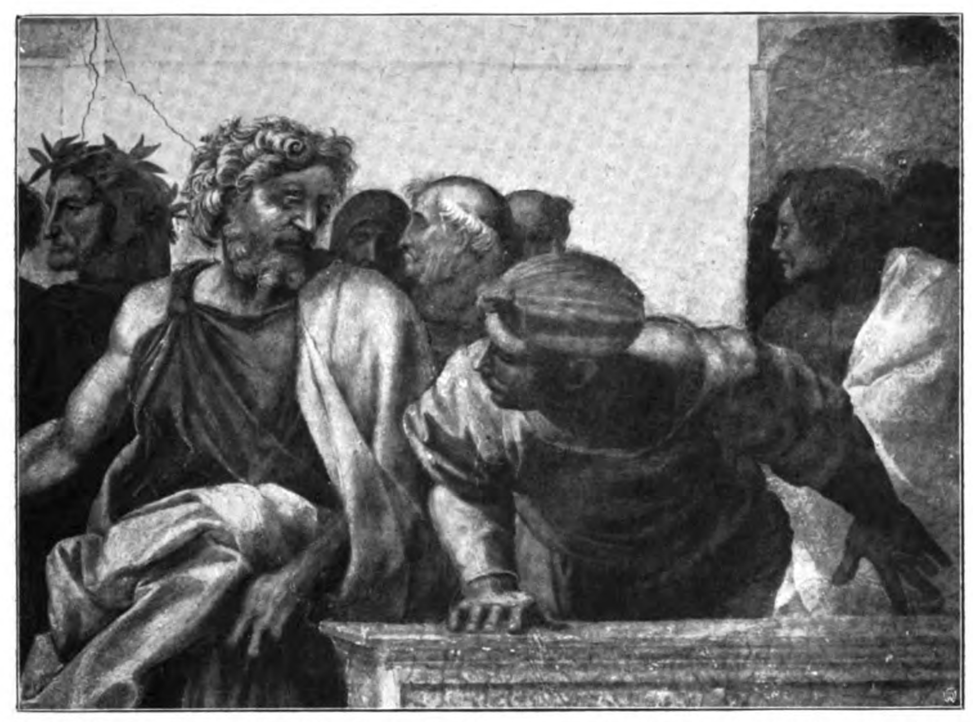
Hans Schollenberger zog seinen Freund aus dem Wasser und begrub ihn oben am Waldrand, dort, wo sie einander zum erstenmal als Heimatlose begegnet waren. Am Abend kehrte er nicht in seine Kammer zurück, und als der Maschinenmeister am Morgen nach der Schleuse sah, entdeckte er mitten auf dem Wasser den leeren Kahn, von braunem Laub umspielt, das der Herbstwind in der Nacht auf den See gestreut hatte. Der Tobelhans lag unten auf seinem Hof dicht neben dem Brunnen. Der Grund, aus dem er gewachsen war, hatte ihn heimgelockt.

Aus der Tiefe der Waldschlucht aber klingt nun Tag und Nacht eine wuchtige Weise, die Schlucht ist ein Riesenmund, der sein Lied in die Welt summt. Von weitem hört es der Wanderer, und der Wald singt mit. Es tönt fast übermenschlich, und wer es vernimmt, weiß, daß etwas Gewaltiges sich dort dreht und wälzt und schwingt. Es ist das Lied unsrer Zeit. Die alten Mühlen, ja die Sturzbäche verstummen davor, alle die alten festlichen Winkel ziehen ein Arbeitskleid an oder verschwinden wie der Tobelhof.



Friedrich von Amerling: Frauenbildnis.





Ausschnitt aus Raffaels „Disputa" mit dem Kopf des Savonarola (zwischen den Schultern der beiden vorderen Gestalten.)

Girolamo Savonarola in neuer Beleuchtung

Von Dr. Georg Biermann

Als Lorenzo der Prächtige den Lebensodem aushauchte, stand an seinem Sterbebette finster und unerbittlich der Prior von San Marco, Girolamo Savonarola. Zu früh für Italien, zu früh vor allem für den stolzen Flug, den seine Zeit eben begonnen hatte, mußte der Magnifico von der Bühne dieser Welt abtreten. Dräuend und schwer hing das Schicksal über der Arnostadt, wie dunkle Wolken, die nach einem licht- und farbenfrohen Sonnenuntergang am Firmament heraufziehen, um kommenden Gewittersturm zu künden. Der große Pan war tot. Wir müssen an Goethes Urteil denken, mit dem er im „Benvenuto Cellini" das Schicksal Savonarolas für das zur Geistesfreiheit erwachte Florenz umschreibt: „Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen und trübt pfäffisch die in dem Mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde. Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzos Tode die Stadt —"

Goethe hat als Dichter gesprochen, dem sich eine der köstlichsten Epochen in der Höhengeschichte der Menschheit zu lauteren Bildern verklärt hatte. Der Historiker wird ihm nur bedingt beipflichten können. Für die Tragödie des Florentiner Bußpredigers gibt nur die Geschichte, und zwar die politische, weniger die kulturelle, die Erklärung. Sie allein löst auch hier die letzten Rätsel einer viel erörterten Streitfrage, an der sich bis auf Leopold von Ranke viele hervorragende Gelehrte und Forscher beteiligt haben, ohne indes zu einer vollkommen klaren Anschauung von der eigentlichen Bedeutung Savonarolas und seiner geschichtlichen Stellung zu gelangen.

Wäre der Florentiner Mönch nur Bußprediger in einer nach den damaligen Begriffen der orthodoxen Kirche entsittlichten Zeit gewesen, so würde seine Stellung im Rahmen allgemeiner Kulturgeschichte leichter zu bestimmen sein. Aber der Prior von San Marco gehört zu jenen Gestalten, die

durch Verquickung von Politik und Moral den Kern ihres Wesens verdunkelt haben, so daß ihr Auftreten fast von selbst zu einseitigen Folgerungen verlocken mußte. So haben sich denn auch bereits in den ersten Jahrzehnten nach dem Tode Savonarolas die Widersprüche herausgebildet, die bis auf unsre Tage die Gestalt des Florentiner Mönchs nicht in ihrer vollen Klarheit begreifen lassen. Ganz abgesehen davon, daß man in ihm zu Unrecht einen Vorkämpfer reformatorischer Ideen im Sinne Luthers hat sehen wollen, ist besonders die Seite seiner Tätigkeit, die im ureigentlichen Sinne sein tragisches Leben bedingt hat, seine Stellung als Politiker und Staatsmann, durch die er folgenschwer in die Geschicke seines Landes eingegriffen hat, verdunkelt worden. Als Bußprediger schließt sich Savonarola einer Reihe ähnlicher Erscheinungen an, die gerade in der mittelalterlichen Geschichte Italiens so zahlreich gewesen sind: Johann von Vicenza, Arnold von Brescia sind wie Savonarola Beispiele jener bußpredigenden Kleriker, die das gleiche tragische Schicksal miteinander verbindet. Nicht allen freilich ist wie jenen drei genannten im gleichen Maße auch die Fülle von Macht beschieden gewesen, durch die sie dazu ausersehen waren, auch politisch in die Geschicke Italiens und Europas einzugreifen. Trotzdem aber wird die Tragik ihres Schicksals letzten Endes allein durch jene verhängnisvolle Verquickung von Religion und Politik bedingt. Daß sie den Ehrgeiz hatten, ihren moralisch-religiösen Ideen mit Hilfe der Politik zum Siege zu verhelfen, wurde ihr Verderben. Und auch das ist allen gemeinsam, daß ihr Auftreten in Zeiten fällt, die innerlich mit Zündstoff mehr als andre angefüllt waren. Ganz besonders fällt Savonarolas kurzes und folgenschweres Wirken mit den Jahren zusammen, wo Italien von neuem zum Brennpunkt der europäischen Politik geworden war, ähnlich wie im Zeitalter der Hohenstaufen. Um Italien dreht sich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erneut die Weltgeschichte. Auf den Besitz von Italien ist ebenso der Ehrgeiz Maximilians wie Karls VIII. von Frankreich, ja selbst des großen Ferdinand von Spanien gerichtet. Das Land ist der eigentliche Parisapfel in dem langen europäischen Weltkriege, der ungefähr gleichzeitig mit dem Auftreten Savonarolas beginnt. Neben der päpstlichen Gewalt ist vor allem Florenz das „Zünglein an der Wage", das die Geschicke der Völker im Gleichgewicht hält. In diese politische Lage hat Savonarola folgenschwer eingegriffen, das mußte ihm fast selbstverständlich zum Verhängnis werden. Wer in dem Mönch von San Marco, wie es die Forschung bis jetzt fast ausnahmslos getan hat, nur den Märtyrer seiner religiös-sittlichen Überzeugung hat sehen wollen, verkennt von vornherein den Kernpunkt der ganzen Frage und geht einseitig über die politische Seite dieses Problems hinweg.

Wie das Auftreten und der fast wunderbar anmutende Erfolg Savonarolas nur aus den allgemeinen Verhältnissen heraus seine Erklärung findet, so der Flammentod des überzeugungsvollen Priesters nur als die Folge seines politisch-staatsmännischen Wirkens. Alessandro Borgia, als Papst Alexander VI. genannt, dem Savonarola schließlich unterliegt, hat in der Person des Priors von San Marco nicht den Widersacher seiner päpstlichen Würde, sondern vielmehr den ärgsten Gegner seiner politischen Pläne, den hartnäckigen Freund Frankreichs aus dem Wege geräumt. Da seine Macht über den Mönch nur auf rein geistlichem Gebiete lag, so hat er zur Vernichtung seines Gegners die päpstliche Autorität gebrauchen müssen.

So ist Savonarola, rein äußerlich betrachtet, wohl als Opfer seiner religiösen Überzeugung gefallen. Dem tiefer forschenden Historiker verschließen sich damit aber nicht die wahren Ursachen seines Flammentodes, und es sei gleich hier gesagt, daß sich in diesem gegenseitigen Verzweiflungskampf jene Bestrebungen begegnen, die jahrelang das blühende Land Italien zu einem Schlachtfeld Europas gemacht haben: das Streben einerseits des Italieners nach nationaler Einigung, verkörpert in jener Epoche am deutlichsten in der Person Alessandro Borgias, der in der Hand seines Sohnes Cesare die zerrissenen Republiken und durch innern Zwiespalt geteilten Herrschaften Italiens zusammenzuschweißen sich müht, anderseits die antiitalienische, nicht nationale Politik, die von den Mächten des übrigen Europas, sei es vom deutschen Maximilian, dem französischen Karl VIII. oder gar dem spanischen Ferdinand, alles Heil erwartete, verkörpert am schärfsten in der politischen Stellung Savonarolas und seiner Absicht, sie zum Unheil von Italien

mit Hilfe seiner Predigermacht durchzusetzen. So ist auch in jenen Tagen der beginnenden neuen Zeit der alte Ruf der Welfen und Ghibellinen, der das ganze Mittelalter grausig erfüllt, nicht verstummt. In dem politischen Kampfe, den der Florentiner Mönch infolge seiner starren Anhänglichkeit an Frankreich heraufbeschwört, ertönt er eigentlich zum letztenmal in seiner ganzen Heftigkeit. Was später kommt, der „Sacco di Roma“ vom Jahr 1529, ist das letzte Ausklingen dieses gewaltigen Kampfesschreies, der nahezu sechshundert Jahre die italienische Erde durchzittert hat. In keiner Zeit vorher aber — sieht man vielleicht von den Kämpfen Barbarossas ab —, wie eben in jenen Jahren, wo Florenz zum Schauplatz jener schauervoll blutigen Tragödie wurde, ist anderseits der nationale Gedanke so lebendig gewesen. Man braucht nur an die Politik Alexanders VI., des verruchten Borgiapapstes, der nach der Seite hin nicht einmal der Sympathien entbehrt, oder an jenen herrlichsten der Päpste, Julius II. aus dem Hause della Rovere, zu erinnern, um dieses Streben in seiner vollen Bedeutung zu begreifen. Darüber kann heute kaum mehr ein Zweifel herrschen: Alexander VI. sowohl wie Julius II., der Gönner eines Michelangelo, sahen in der Einigung Italiens das Hauptziel ihrer Politik. Für Alexander VI. war Cesare Borgia, der päpstliche Sohn, das vornehmste Werkzeug, und in der Tat wäre ihm sein Streben vielleicht gelungen, wenn eben nicht die Gegnerschaft von Florenz gewesen wäre; Julius II., wohl die imposanteste Erscheinung der ganzen Renaissance, war Kirchenfürst und Feldherr in einer Person.*



Bildnis Savonarolas. Von Fra Bartolommeo. (Original im Kgl. Museum di San Marco in Florenz.)

Der gleiche Gedanke aber des national geeinten Italiens hat auch historiographisch einige Jahrzehnte später seinen unvergänglichen Ausdruck durch Machiavelli, den Lehrer aller großen Staatsmänner nach ihm, gefunden, der in diesem Sinne die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz geschrieben hat. Machiavelli verkörpert die Sehnsucht des echten Patrioten, die verlangend nach der einen eisengepanzerten Faust begehrt, die berufen wäre, alle jene kleinen Tyrannenherrschaften und Republiken in Stücke zu schlagen, um ein großes geeintes Italien, das endgültig das Joch der Barbaren abschütteln könnte, erstehen zu lassen. Machiavelli hat die Tragödie Savonarolas miterlebt, hat den Ruhm Cesare Borgias bewundert und sein plötzliches Ende beklagt, weil mit ihm seine vornehmste Hoffnung auf die politische Einigung dahinsank. Aus der gleichen Sehnsucht heraus hat er sich später in bitterer Entsagung freilich einem schwächlichen Sproß jener Medici angeschlossen, der das stolze Erbe eines Lorenzo nicht zu behaupten vermochte. Und doch war gerade Machiavelli der beste Patriot, den Italien zu seiner Zeit besessen, ein Einsamer freilich, dessen politische Spekulationen eine spätere Generation nicht mehr verstehen kann.

Der Moralprediger Savonarola, dem alle Biographen fast ausschließlich ihre Aufmerksamkeit schenken, bildet ein Kapitel für sich. Er wurde durch eine widerspruchsvolle Zeit begünstigt, die in ihrem stolzen Persönlichkeitskult dem natürlichen Rückschlag nur zu sehr die Wege bereitet hatte. Denn alle Wissenschaft des neu auflebenden Humanismus, all der wundervolle Glanz der Musen, denen an Lorenzos Tisch eine gastliche Einkehr bereitet war, die Pracht der neuerstandenen Kunst, in der die Antike verjüngt auflebt, zeigten doch nur die schimmernden Außenseiten des Lebens, hinter denen sich eine furcht-

* Man sehe daraufhin Gobineaus „Renaissance“, jene unvergleichlich schönen historischen Szenen, durch, wie fein er gerade die beiden Päpste in ihren politischen Rollen erfaßt hat.

bare sittliche Verkommenheit versteckt. Das prometheische Selbstgefühl jener Tage hatte mit dem Letzten gebrochen, das die Menschen noch an geheiligte Überlieferungen band. Der Nietzsche-Geist dieser Zeit konnte dem Volke, jener Durchschnittsmenge, die leider im Leben der Völker stets viel zu ausschlaggebend gewesen ist, nicht das ersetzen, was die mittelalterliche Kirche in ihren leichtverständlichen festgefügten Dogmengeboten gewährt und verheißen hatte, und vor allem konnte er nicht die Wunden des Volkes heilen, das, im Geiste Savonarolas gesprochen, von der göttlichen Züchtigung, von Kriegen, Pestilenz und innerer Zwietracht, heimgesucht war. Lorenzo de' Medici hatte versucht, genau so, wie es Machiavelli in seinem Buche vom „Fürsten" später empfiehlt, dem Volke durch rauschende Feste seine alte Gottheit, seine Freiheit, vergessen zu machen. Sein Fürstenhof in jenem trotzigen Palast an der heutigen Via Cavour in Florenz war verklärt vom Schaffen der Künstler, Literaten und Philosophen. Draußen auf der Gasse aber darbte das Volk, das von all dem Glanz nichts verstand, das sich resigniert dem Taumel des Karnevals in die Arme warf, ohne dabei seine tiefere Sehnsucht nach Freiheit und innerer Glückseligkeit zu vergessen.

Diesem Volke hat Savonarola seinen Gott wiedergegeben. Er fand das befreiende, erlösende Wort für die Masse. So erscheint auch sein staatsmännischer Triumph gegenüber dem prächtigen Lorenzo, an dessen Sterbelager er wie das Gespenst des Todes steht, beinahe selbstverständlich. Seine Predigten führten die Menschen zurück in die Arme der mittelalterlichen Kirche, so, wie sie ihm in ihrer hohen Unantastbarkeit vorschwebte. Nicht neue Gedanken hat Savonarola ausgesprochen, er ist der treueste Schüler des Thomas von Aquino, und seine Ansichten von der Heiligkeit mittelalterlicher Dogmatik sind so starr, wie sie nur je ein mittelalterlicher Mönch verstanden hat. Was ihn aber in seiner Zeit zum Prediger der Masse machte, war das Verständnis für die Seele des Volkes, das sich in unerklärlicher Angst vor einem geheimen Unheil, vor dem Einbruch der Deutschen und Franzosen, in dem es das kommende Gottesgericht sah, verzehrte. In seiner herben sittenreinen Strenge ist der Priester der verkörperte Gegensatz zu dem farbenfrohen, formenschönen Geist, durch den für uns die Renaissance Italiens verklärt ist. Wie der kalte Nachtwind, der die zarten Knospen des Frühlings bricht, mutet da seine Erscheinung an. Vor seinen verzückten Reden sinkt die neue Aphrodite, der man eben erst einen Tempel zu bauen begonnen, getroffen in den Staub. Und alle himmelstürmenden stolzen Ideen, die vom universalen Geist des an den Arnostrand verpflanzten neuen Athen getragen sind, können diesen fanatischen Worten des bleichen Mönches, der mit allen Schrecken des Jüngsten Gerichts und dem Schwerte Gottes droht, nicht standhalten. Gegen die wenigen geistig Auserwählten, die allein die hehre Schönheit antik verklärter Lebensanschauung innerlich zu verarbeiten imstande waren, steht darum die breite Masse des Volkes auf, die der Prior und Prediger von San Marco um sich schart. Der Sieg ist sein, solange nicht dasselbe Volk durch die sinnlose Politik des Mönches, die ihn Haut und Kragen kosten soll, eines Bessern belehrt wird. Gegen diese letzten Folgerungen, die Savonarolas Politik nach sich ziehen mußte, hilft auch all das Gute nicht, was er als Sittenprediger seiner Zeit durchaus gegeben hat. Er wird ein Opfer dieser verkehrten, frankreichfreundlichen Politik, gegen die Borgia seine auf nationale Einigung gerichteten Absichten auf den Schild erhebt.

Das ist die Tragödie Savonarolas, so, wie sie der Historiker sieht, der in den Quellen jener Zeit, den Tagebüchern der Höflinge, den Gesandtschaftsberichten der florentinischen Signoria geforscht hat. Das ist auch die Tragödie von Florenz, das die Folgen dieser unseligen Politik erst in jener denkwürdigen Belagerung von 1527 tragen muß, wo Michelangelo vergeblich gegen deutsche Horden Wälle und Bastionen auftürmt. Es ist endlich auch die Tragödie Italiens selbst, das in den politisch folgenschwersten Jahren der Macht des priesterlichen Beherrschers von Florenz unterliegt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Geschichte Savonarolas bisher nicht geschrieben worden, trotzdem es so allein möglich ist, der Bedeutung und dem Schicksal des Mönches wirklich nahezukommen. Pasquale Villaris Werk vornehmlich, auf das sich auch heute noch die Savonarola-Forschung leider viel zu sehr stützt, hat die Widersprüche in der Persönlichkeit Savonarolas nicht geklärt, und das letzte, abschließende Wort wird bei den vielfachen Parteiinteressen, die sich





Die Verbrennung des Savonarola auf der Piazza della Signoria in Florenz. Nach dem Gemälde eines unbekannten Florentiner Meisters des sechzehnten Jahrhunderts. (Original im Kgl. Museum di San Marco in Florenz.)

früh der Gestalt bemächtigt haben, so bald nicht gesprochen werden. Der Grundfehler der ganzen Savonarola-Literatur (nur Ranke macht eine Ausnahme) wurzelt darin, daß man über dem Prediger den Staatsmann durchgehend vergessen hat. Den Mönch aber gar zu einem italienischen Nationalhelden zu erheben, wie es Villari tut, ist ebenso verkehrt, wie in ihm einen der Vorläufer der Reformation zu erblicken.

Auch die eigentliche Kulturgeschichte der Renaissance hat ein eignes Kapitel für den Mönch von San Marco aufgespart, und der Geschichtschreiber der italienischen Kunst muß den vielfachen Einflüssen der Predigten dieses letzten mittelalterlichen Priesters einen inhaltschweren Absatz vorbehalten. Denn nirgend ist für uns heute noch das Wirken Savonarolas greifbarer zu fassen als gerade in der Wendung, die unter seinem Einfluß die italienische Kunst durchmacht, einer Wendung, die wir nicht beklagen dürfen. Denn Savonarolas Auftreten hat zweifellos zur Verinnerlichung der Kunst seiner Zeit beigetragen. Nie hat die Madonna mit ihrem Kinde den Menschen menschlich näher gestanden als in jenen Jahren, wo der unerschrockene Mönch in San Marco zum Preise der Gottesmutter seine Stimme erhob. Er hat diese Kunst, die auf dem gefährlichen Punkte stand, im Alltäglichen zu verflachen oder, wie wir es bei Botticelli erleben, unter dem Einfluß der Antike mit sich in innern Zwiespalt zu geraten, wie edles Gold im Feuer geläutert und mit dem Zauber jener tiefen Religiosität erfüllt, in der die volle Größe allgemeiner Menschlichkeit verborgen ruht, die von dem Begriff des Religiösen nicht zu trennen ist. Dieser Punkt berichtigt auch Goethes hartes Urteil, und wir dürfen es getrost aussprechen: der Kunst wäre die Frühreife antiker Lebensanschauungen zum

Verhängnis geworden, weil es nur wenige Auserwählte gab, die auf der geistigen Höhe standen, das Leben von Grund aus antikisch-neu aufzubauen, während das Volk dem Neuen völlig teilnahmlos gegenüberstand. Ja, man hat sogar die Vermutung ausgesprochen, daß selbst im Abendmahl Leonardos entfernt noch der Geist Savonarolas fortgewirkt habe, eine Vermutung, die in der Tat durch den rein sozialen Gehalt, der sich in dieser aus der herkömmlichen Abendmahlsauffassung so gänzlich herausfallenden Darstellung ausspricht, wohl bestätigt wird.

Savonarola entstammte einer vornehmen Familie in Ferrara, wo er im Jahre 1452 geboren wurde. Die Eltern des Knaben, der früh eine zum Grübeln neigende Natur offenbarte, standen zum Fürstenhof der Este in nahen Beziehungen. Ferrara war in der Zeit der Schauplatz grausiger Bürgerkämpfe, der Hof der Este das Abbild all jener kleinen Tyrannenherrschaften Italiens, über die nur die neuerstandene Kunst einen zarten Schimmer breitete, ohne die furchtbare sittliche Entartung verdecken zu können, von der das Leben der Zeit erfüllt ist. Im Jahre 1458 versammelte Pius II., der klassischste aller Päpste aus dem sienesischen Geschlecht der Piccolomini, in Ferrara ein allgemeines Konzil. Die Reise dieses Pius mutet an wie der Triumphzug des neuerstandenen Heidentums, eine Profanation der Kirche, die schon dem Knaben Savonarola grauenvoll zum Bewußtsein kommt, der zwölf Jahre später als Jüngling Zeuge jener blutigen Erbstreitigkeiten wird, durch die Ercole I. auf den Thron kommt. In einem seltsamen Gedicht von den Vulnera diligentis macht sich Savonarolas verzweifelter Seelenzustand Luft. Und so prosaisch es klingt — eine unglückliche Liebe zu einer jungen Florentinerin aus dem Hause Strozzi bringt ihn endgültig zu dem Entschluß, der Welt zu entsagen. In Bologna tritt er ins Dominikanerkloster ein. Ein politischer Konflikt zwischen dem päpstlichen Nepoten Girolamo Riario, dem Neffen des damaligen Papstes Sixtus IV., und Ferrara, wo Savonarola eben zu predigen begonnen hatte, treibt den Mönch nach Florenz. Girolamo Riario, der typische „Nepot", hatte nämlich versucht, sich im Jahre 1482 von Imola aus ein selbständiges Fürstentum zu gründen, was der Ehrgeiz fast aller päpstlichen Nepoten war, und war dabei mit Ferrara, das sich diesen Absichten widersetzte, in Streit geraten. Durch Lorenzos Einmischung entstand darauf eine für Sixtus IV. sehr bedrohliche Lage, der Florenz zur Strafe mit dem Interdikt belegte. Dies brachte nun Lorenzo von Medici auf den Gedanken einer Appellation an ein allgemeines Konzil gegenüber der päpstlichen Gewalt. Bedeutsam erscheint mir dabei für die spätere Richtung der Politik Savonarolas, daß es der König von Frankreich war, den Lorenzo um Schutz anrief. Denn das lenkte die Augen des jungen Mönches zum erstenmal auf Frankreich. Von dorther mußte der „neue Cyrus" kommen, der für die Sünden der Völker Rechenschaft fordern sollte.

Indes noch ehe sich Savonarolas stille Hoffnungen erfüllten, führte ihn der Weg von Florenz fort nach Oberitalien, wo er zuerst seine drei berühmten Thesen formulierte: Die Kirche wird gezüchtigt werden — und dann erneuert — und das wird bald sein. Man darf dabei das Wort von der Erneuerung der Kirche keineswegs auf das Auftreten Luthers deuten, dem widerspricht die ganze Dogmatik Savonarolas. Was diesem vorschwebte, war allein eine Erneuerung der Sitten und der kirchlichen Zucht im Geiste eines Thomas von Aquino. Die Zeit aber des wandernden Predigertums ist für Girolamo von vielbedeutenden Folgen gewesen, denn sie brachte ihn dem Volke nahe und lehrte ihn jenen Ton der Predigten, der ihm die Seele des Volkes, das tränenfeuchten Auges an seinen Lippen hängt, unversehens erobert. Entgegen den gelehrten Sophistereien, wie sie damals vornehmlich die Franziskaner auf der Kanzel liebten, packt des Mönches Stimme direkt ans Herz der Menschen. Er sieht hinein in das Leben des Alltags mit seiner Not, seiner tiefen innern Zerrissenheit, seinen furchtbaren Leiden. Das bringt ihn im Nu der Menge nahe, die sich nach Erlösung aus der schrecklichen Angst jener Zeit sehnt, wo unsichtbar bereits das Schwert des Krieges über den Völkern schwebte.

1490 beruft Lorenzo von Medici den bleichen Priester, dessen Züge, von der Hand Fra Bartolommeos überliefert, sich jedem unvergeßlich eingeprägt haben, der einmal eine stille Stunde in jenen reizvollen Klostergängen von San Marco verträumt hat, nach Florenz zurück. Und nun beginnt zuerst jener



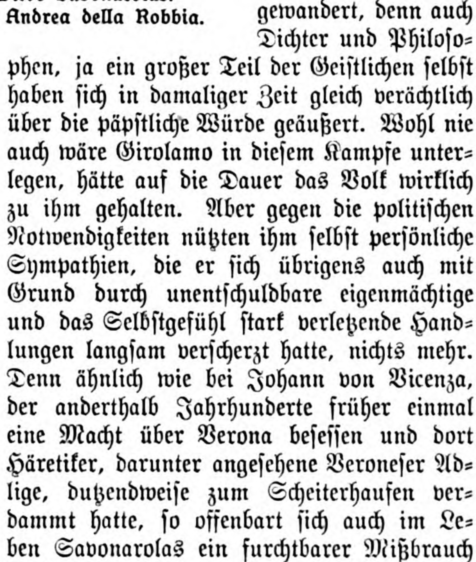
Kampf gegen das Haus Medici, der — man mag noch so sehr die rein moralische Seite betonen — doch schon stark politisch anmutet. Es ist ein Kampf um die eigentliche Herrschaft in Florenz. Immer heftiger werden die Anklagen des fanatischen Priesters, immer lauter und vernehmlicher wünscht er den französischen Krüppelkönig Karl VIII. herbei, von dem er alles Heil für sein Volk erwartet. Lorenzo merkt, wie die Zügel seiner Hand entwunden werden; er unterliegt. Auf dem Totenbette verweigert ihm der Mönch die Absolution.

Und dann kommt Karl VIII., der zwergenhafte Wüstling, durchzieht ohne jeden Schwertstreich im Triumph die italienische Halbinsel. Piero, Lorenzos des Prächtigen unfähiger Sohn, hat auf das Erbe seines Vaters verzichten müssen. Florenz erhält seine alte Freiheit zurück. Savonarola, der es inzwischen bis zum Prior gebracht hat, hält nach Karls Abzug in der Tat die Geschicke der Republik in Händen. Selbst in zeitgenössischen Schriften spricht man ihn bereits als das Haupt einer politischen Liga an. Er wirbt fortgesetzt für die Freundschaft Frankreichs, wirbt weiter für jenen kläglichen König Karl VIII., der als Bundesgenosse so jämmerlich auf seinem ersten italienischen Zuge versagt hatte. Prophetie und Fanatismus — das soll nicht verkannt werden — haben dem Prior den hellen politischen Scharfblick getrübt; aber anderseits wird doch die Parteistellung Savonarolas durchaus verständlich, wenn man an die nun anhebenden Zeitereignisse erinnert.



Medaille mit dem Bilde Savonarolas. Von einem Sohne des Andrea della Robbia.

Alessandro Borgia hatte 1492 den Stuhl Petri bestiegen. Er war der erklärte Feind Frankreichs und wollte in der Hand seines Sohnes Cesare die Fülle der weltlichen Macht über Italien vereinigen. Es hat ja eine Zeitlang auch geschienen, als ob dies Streben wirklich von Erfolg gekrönt sein sollte. Nicht nur, daß Glauben und Sitten den päpstlichen Herrscher von dem moralisch starken Florentiner Mönche trennten: unüberbrückbar erschien vor allem die Kluft ihrer politischen Gegensätze. Es ist ungemein interessant, die einzelnen Phasen in diesem nun beginnenden Kampfe durchzuleben. Er hebt an mit den persönlichen Beleidigungen, die Savonarola gegen den Papst schleudert, für die Borgia zunächst nur ein Weltverächterlächeln hat, zumal da sein Lebenswandel in der damaligen Zeit kaum so ungeheuerlich angemutet haben kann, da andre Fürsten nicht besser waren als er und das Bewußtsein von der päpstlichen Würde längst im Volke abhanden gekommen sein mußte. Hitzig wird der Kampf erst in dem Augenblick, als Alexander klar erkennt, wie an der Macht des Florenz beherrschenden Priesters seine eignen politischen Pläne, seine Absichten auf nationale Einigung scheitern müssen, solange eben noch Savonarola der eigentliche Macher der florentinischen Politik ist. Wohl nie wäre der Prior von San Marco allein seiner persönlichen Angriffe wegen auf den Scheiterhaufen gewandert, denn auch Dichter und Philosophen, ja ein großer Teil der Geistlichen selbst haben sich in damaliger Zeit gleich verächtlich über die päpstliche Würde geäußert. Wohl nie auch wäre Girolamo in diesem Kampfe unterlegen, hätte auf die Dauer das Volk wirklich zu ihm gehalten. Aber gegen die politischen Notwendigkeiten nützten ihm selbst persönliche Sympathien, die er sich übrigens auch mit Grund durch unentschuldbare eigenmächtige und das Selbstgefühl stark verletzende Handlungen langsam verscherzt hatte, nichts mehr. Denn ähnlich wie bei Johann von Vicenza, der anderthalb Jahrhunderte früher einmal eine Macht über Verona besessen und dort Häretiker, darunter angesehene Veroneser Adlige, dutzendweise zum Scheiterhaufen verdammt hatte, so offenbart sich auch im Leben Savonarolas ein furchtbarer Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt. Jene medi-



reische Verschwörung vom Jahre 1497, der durchaus auf Betreiben des Mönches mit Außerachtlassung der von ihm selbst geschaffenen Gesetze (Savonarola hatte der Republik eine neue Verfassung gegeben) einige der ersten Florentiner Adligen zum Opfer fielen, setzt einen Schandfleck auf das sonst makellose Priesterkleid des Priors. Sein eigentliches Verhängnis aber ist jener politische Standpunkt, den der Mönch gegenüber den Bestrebungen des gesamten übrigen Italien bewahrte; jener Standpunkt, der am schärfsten hervortritt, als das übrige Italien in der venezianischen Liga von 1495 im Bunde gegen Frankreich geeint erscheint und nur Florenz noch unter dem Einfluß des Priors zu dem schwachköpfigen Karl VIII. hält. Eine ähnliche politische Konstellation wiederholt sich übrigens in der Zeit, die unmittelbar dem Tode Savonarolas voraufgeht, noch einmal, immerhin ein Beweis, wie stark damals in Italien doch das nationale Bewußtsein lebendig war. Damals hatten die Florentiner zu wählen zwischen dem Besitz von Pisa und dem Frieden mit Borgia (Alexander VI.) auf der einen, der Person Savonarolas, den der Papst bereits der geistlichen Macht entkleidet hatte, auf der andern Seite. Dem kühl abwägenden Historiker erscheint dabei die Wahl, die getroffen werden mußte, wie selbstverständlich, um so mehr, wenn man der innern politischen Verhältnisse und der Parteiwirrnisse in der Arnorepublik gedenkt, wo die Feinde des Priesters täglich an Boden gewannen, zumal auch die Predigten auf die Dauer an Nachhaltigkeit verloren hatten und das ewige Dräuen mit dem Schwert Gottes schließlich auch seine religiös am tiefsten überzeugten Anhänger abstumpfen mußte.

Denn die ganze Stadt war von heftigem Zwiespalt erfüllt, der allein auf die Person Savonarolas zurückging. Karl VIII. beschäftigte sich bereits ernstlich mit einem neuen Zuge nach Italien, und Savonarola hoffte stärker als je davon den endgültigen Sieg seiner Politik. Alexander aber hatte seinerseits offen erklärt, auf Florenz beruhe in diesem Augenblick die Einheit von Italien. Er winkte bereits mit Versprechungen, die reeller schienen als die durch den haltlosen Franzosenkönig dargebotenen Versicherungen. Gewiß war aber auch nach den Jahren religiöser Selbstkasteiung, wo man dem Tand der Welt entsagt hatte, die Sehnsucht wieder wach geworden nach den Tagen des prächtigen Lorenzo. Der Reaktion war eine neue Reaktion gefolgt. So viel ist gewiß, bei aller Sympathie, die man der persönlichen Überzeugungstreue des Fratre schuldig ist, man kann den Borgiapapst wegen seines Vorgehens gegen den revolutionären Priester und Politiker nicht so sehr verdammen, wie es einseitige Geschichtschreiber getan haben. Wohl bleibt das Finale dieser Tragödie, das sich auf rein geistlichem Gebiet abspielt, der Prozeß, den man dem Mönch als einem Häretiker und Apostaten machte, eine Schmach für Alessandro Borgia; aber man darf doch nicht vergessen, daß dieser im Grunde **rein politische Kampf** notgedrungen auf dem rein geistlich-dogmatischen Felde zu Ende geführt werden mußte. Denn Borgia hatte Gewalt über den Florentiner Priester nur als Fürst der Kirche. Die freilich hat er in unentschuldbarer Weise mißbraucht. Am 23. Mai 1498 führte man einen Märtyrer auf den Scheiterhaufen, einen Märtyrer sittlicher, aber auch politischer Überzeugung. Hätte der Mönch keinen staatsmännischen Ehrgeiz und keine Herrschergelüste besessen, in jener Zeit, die den Sitten so allgemein hohnsprach, würde man ihn wegen seiner persönlichen Angriffe auf Borgia nie und nimmer verbrannt haben. Das darf der Kenner der Zeitgeschichte mit ziemlicher Sicherheit behaupten. Savonarola war im ursprünglichen Sinne ein Opfer seiner staatsmännischen Mission. Er hat für die Kurzsichtigkeit seines politischen Blickes so büßen müssen, wie es eben in den Umständen der Zeit begründet lag.

Das Kapitel ist damit nicht erschöpft. Die letzten Folgen der Tätigkeit Savonarolas zeigen sich erst viele Jahre später, als man das bittere Fazit jener unheilvollen Politik ziehen muß, die eigentlich erst im Sacco di Roma von 1529 ausklingt. So darf man es in der Tat als ein unheilvolles Verhängnis für die weiteren Geschicke Italiens ansprechen, das Savonarola zur kurzen Herrschaft über Florenz ausersehen hatte. Das zu erklären, würde zu weit führen, ebenso wie ich es mir versagen muß, auf die Lehren des Mönches näher einzugehen. Sie sind oft genug erörtert worden. Wer Näheres auch über die Phasen des politischen Werdeganges erfahren will, lese das schon erwähnte Buch von Villari nach, das nur im Hinblick

auf den grundsätzlichen Standpunkt seines Autors einige Vorsicht nötig macht. Ein vorzüglicher Beitrag ist der von Ranke: „Savonarola und die Florentinische Republik gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts" (Band 40/41 seiner Werke). Ranke deutet den hier ausgeführten politischen Standpunkt schon sehr greifbar an.

Die Erscheinung des Politikers und Predigers Savonarola aber tritt am schärfsten aus dem Rahmen seiner Zeit heraus bei einem Vergleich mit unserm deutschen Luther, der wirklich mit der Kraft seiner Persönlichkeit eine neue Epoche einleitet. Die Kluft, die Mittelalter und Neuzeit voneinander scheiden, trennt auch Savonarola von dem deutschen Reformator. Zwischen beiden gibt es kaum einen engeren Berührungspunkt. Luther, der allüberall sein Volk erkannt hat und ihm in seiner tiefen Sehnsucht entgegengekommen ist, eröffnet den wahren Kampf der Geistesfreiheit gegen das Prinzip der absoluten kirchlichen Gewalt. Savonarolas Geist ist dagegen am mittelalterlichen Dogmatismus gefesselt, seine Ausfälle gegen Rom sind politischer Natur und arten in einen persönlichen Kampf aus. Luther vermeidet bei seinem Reformationswerk beinahe ängstlich jedwede Politik. Seine Ideen sind machtvoll geläutert durch harten innern Kampf, und sie greifen gewaltig hinein in die Seele des deutschen Volkes, das dieser Persönlichkeit seit langem bedurfte.

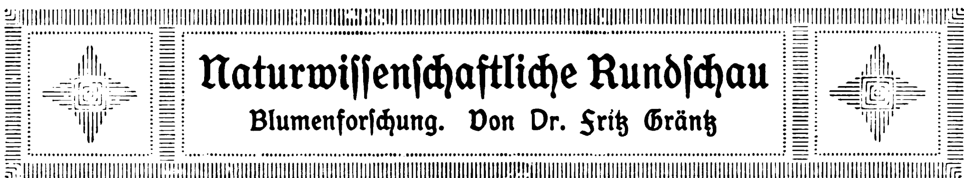
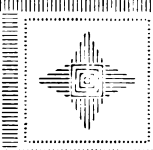
Erst an diesem Gegensatz erkennt man vollends das Bild des Florentiner Bußpredigers Girolamo Savonarola.

Drei Knabenwünsche

(Isländische Sage)

König Olaf, der später der Heilige war,
Saß einst beim Gelage in festlicher Schar.
Die jüngeren Brüder rief er heran
Und lachte: „Nun wünsche, wer wünschen kann!
Was möchtet ihr lustigen Königsknaben
Auf Erden am meisten und liebsten haben?"
„Land!" sagte Gunthorm.
„Wieviel Land?" fragte Olaf.
„So weit wir von hier bis zum Fjorde sehn,
Wo die zehn Gehöfte mit Äckern stehn."
„Nicht wenig!" sprach Olaf und wandte sich heiter
Zu Halfdan, dem nächsten: „Wünsche du weiter!"
„Kühe!" sagte Halfdan.
„Wieviele?" fragte Olaf.
„So viel, daß sie ständen ganz dicht gedrängt,
Wenn sie alle würden im Fjord getränkt."
„Schlau wie der Vater," sprach Olaf ernst;
„Halt an dich, daß du besitzen lernst.
Und nun komm, Harald, du Dreijahralt,
Hast auch schon Wünsche, der kaum erst lallt?"
„Leute!" sagte Harald.
„Wieviele?" staunte Olaf.
Der Männer stürmisches Lachen verschlang
Des Knaben Antwort, so hell sie klang.
„So viele, daß, wenn sie bei Tische säßen,
Sie all meines Bruders Kühe äßen
Zu einer Mahlzeit."

Margarete Sachse

Naturwissenschaftliche Rundschau

Blumenforschung. Von Dr. Fritz Gräntz

In der Blüte, der Vorbereitung zur Frucht, gipfelt das Leben der höheren Pflanze. In ihr breitet sie das verborgene Bildungsvermögen, das keinem ihrer Teile fehlt, vor den Augen der Kundigen und Unkundigen schön und deutlich, als offenes Geheimnis aus. Das Problem der Blüte sammelt, wie ein Brennglas die Strahlen, die Einzelrichtungen der Naturwissenschaft, von der einfachen, sich bescheidenden Formenbeschreibung an bis zu der deutenden Forschung, die Sinn und Zweck, Entstehung und Entwicklung, vergangenes und kommendes Schicksal erkennen will, und berührt sich in seinem Grunde mit den tiefsten Fragen der Philosophie und Ästhetik. Denn in der so ruhigen und doch so flüchtigen Erscheinung der Blume ist eine an Leidenschaft gemahnende Steigerung des Zustandes und der Verhältnisse vorhanden: innerlich, in einem Lebensmittelpunkt, um den alles andre sich aufbaut und bewegt, der geheime Vorgang der Befruchtung und der ersten Keimbildung, äußerlich ein wohlgeordnetes System von Gebilden, das meist mit zahllosen, durch Art und Herkommen bestimmten Variationen, mit einer Fülle absonderlicher, zuweilen, wie bei den Orchideen, fast märchenhaft phantastischer Gestalten auf das eine zielt, nämlich die beweglichen Kräfte der Außennatur jener inneren Befruchtung dienstbar zu machen.

Heute mutet es uns fremdartig an, wenn wir erfahren, wie lange Zeit die Menschen gebraucht haben, um auch nur einen wesentlichen Satz der stummen Blumenschrift zu entziffern. Jahrtausende hindurch haben sie die bunten und duftenden Gebilde betrachtet und geliebt, in Gärten gezogen, zum Schmuck gepflückt, als Gleichnisse besungen, Frucht von ihnen begehrt und geerntet. Und erst um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts hat ein Tübinger Professor, Camerarius, die geschlechtliche Natur der Blüte erkannt und gezeigt, daß Staubgefäße und Stempel zusammenwirken müssen, damit reife Samen im Fruchtknoten entstehen. Und noch vor hundert Jahren hat es pflanzenkundige Gelehrte gegeben, welche die Geschlechtlichkeit der Pflanze leugneten. Dann zeigte Amici 1823, wie sich das auf die Narbe des Stempels gelangte Blütenstaubkorn verändert, wie dort ein Faden aus ihm herauskeimt, der durch den Griffel zum Fruchtknoten wächst. Einige Jahre später konnte er beobachten, daß sich das untere Ende des Blütenstaubkeimes oder Pollenschlauches der Samenanlage im Fruchtknoten anschmiegt. Um die Mitte des Jahrhunderts gelang es, die Verschmelzung des Schlauchendes mit der in der Samenanlage verborgenen Eizelle, den Befruchtungsvorgang selbst, festzustellen. Das war ein bedeutungsvoller Fortschritt in der Erkenntnis der einheitlichen Natur. Denn es wurde eine wesentliche Übereinstimmung zwischen pflanzlicher und tierischer Befruchtung offenbar. Hier wie dort geht der entwicklungsfähige Keim aus der Vereinigung und Kernverschmelzung von zwei Zellen, der männlichen und der weiblichen, hervor. Die spätere botanische und zoologische Forschung hat diese Wesensübereinstimmung bestätigt, indem sie bis in feinste mikroskopische Einzelheiten hinein gleichartige Erscheinungen entdeckte. Strasburger, der noch heute auf dem Gebiete der Zellforschung emsig tätige Botaniker, hat einen hervorragenden Anteil an dieser Errungenschaft. Die beiden letzten Jahrzehnte brachten eine unerwartete neue Bestätigung, indem es gelang, die bei Bienen, Ameisen, Blattläusen und andern Tiergruppen schon bekannte Erscheinung der **Parthenogenese**, d. h. der Entwicklung des Embryos aus einer unbefruchteten Eizelle, beim Frauenmantel, beim Löwenzahn, beim Habichtskraut und einigen andern Pflanzenarten als Ausnahmefall nachzuweisen.

Auch das Wissen um jene merkwürdigen Einrichtungen, die für die der Befruchtung vorausgehende Bestäubung, die Übertragung des Blütenstaubes auf die Narbe, getroffen sind, ist noch nicht alt. Lag doch nichts näher als die Annahme, daß bei den Zwitterblüten, die männliche und weibliche Organe, Staubgefäße und Stempel, besitzen, der Blütenstaub immer aus dem Staubbeutel auf die Narbe der gleichen Blüte gelange, daß also **Selbstbestäubung** oder **Autogamie** stattfinde. Kölreuter, der die ersten Pflanzenbastarde willkürlich durch Kreuzung erzeugte, war auch der erste, der diese als Selbstverständlichkeit geltende Lehre von der Selbstbestäubung erschütterte, indem er auch bei Zwitterblüten den Wind und die Insekten als Bestäuber beobachtete und beschrieb. Berühmter noch wurde, wenn auch erst nach vielen Jahrzehnten des Vergessenseins, sein Erbe und Nachfolger in der Blumenkunde, Christian Konrad Sprengel. Ihn kann man den Vater der Blütenökologie nennen. Denn sein 1793 in Berlin erschienenes Buch „Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen" enthält bereits eine solche Fülle von Beobachtungen über die wechselweise Bestäubung durch Insekten und über fördernde und hemmende Eigenschaften der Blüten, daß die ganze folgende Forschung bis zur Gegenwart, soviel Neues auch Männer wie Darwin, Hermann Müller, Delpino, Hildebrand,

Knuth zutage förderten, doch nur als stattlicher Ausbau des von Sprengel gegründeten Gebäudes erscheint.

Vor kurzer Zeit hat der Hohenheimer Botaniker und Pflanzenökologe Kirchner in einem ansehnlichen, durch eigne Beobachtungen wertvollen Buche über „Blumen und Insekten" (Leipzig, Teubner, 1911) die interessantesten Beispiele ihrer gegenseitigen Anpassung und Abhängigkeit gesammelt und die daraus entspringenden theoretischen Fragen kurz behandelt. Ein älteres, neben den Quellenschriften sehr brauchbares und zuverlässiges Werk ist Loews „Einführung in die Blütenbiologie auf historischer Grundlage" (Berlin 1895). Von kleineren, nur wenige Arten leichtverständlich schildernden Schriften sei Worgitzkys Buch „Blütengeheimnisse, eine Blütenbiologie in Einzelbildern" (Leipzig, Teubner; 2. Aufl., 1910) genannt.

Greifen wir aus dem Reichtum, der sich in der noch immer unerschöpften Ökologie der Blüten offenbart, einige Tatsachen und Funde heraus und wählen wir solche, die, vom Nichtbotaniker seltener beachtet, oft untersucht oder neuerdings erst entdeckt worden sind, und die aus klaren Verhältnissen heraus einen Ausblick auf Wesen und Problem der Blüte öffnen. Da ist die auffallende, jede Befruchtung durch den eignen Pollen ausschließende Erscheinung der Selbststerilität, die zuerst Fritz Müller 1868 von einigen brasilianischen Orchideen beschrieb. Bei diesen wirken die Pollenkörner, wenn sie auf die Narbe der Blüte, der sie selbst entstammen, oder auf die Narbe einer Nachbarblüte desselben Stammes gelangen, wie Gift: ohne daß ein Pollenschlauch keimt, verfärben sich Narbe und Blütenstaub schwarz, und nach wenigen Tagen fällt die Blüte ab. Ähnliche Beispiele von Unfruchtbarkeit nach Selbstbestäubung berichten Hildebrand und Jost von unsern einheimischen, im zeitigen Frühjahr blühenden Lerchenspornarten. Diese Selbststerilität ist eins der zahlreichen Mittel der Blüten, die Befruchtung durch den eignen Pollen, die Inzucht, auszuschalten, deren weitverbreitete Schädlichkeit für die Samenbildung Darwin in seinem berühmten Werke über die Wirkungen der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreiche dargetan hat. Häufiger als die Selbststerilität ist, neben der Trennung der Geschlechter in verschiedene eingeschlechtige Blüten, die Dichogamie vieler Zwitterblüten. Das ist die schon von Sprengel gefundene Ungleichzeitigkeit in der Entwicklung der männlichen und der weiblichen Blütenorgane. So stäuben bei den Arten, die man protandrisch nennt, die Staubgefäße, noch ehe sich die Narbe gebildet hat oder empfängnisfähig geworden ist; bei andern, weniger häufigen, den protogynischen, eilt umgekehrt die Entwicklung der Stempel der Pollenbildung voraus. Selbstbestäubung ist in beiden Fällen ausgeschlossen. Schön ist eine protogynische Dichogamie bei unsrer um Weihnachten und später blühenden Christrose Helleborus niger zu sehen (Abbildung S. 404).

Man hat lange Zeit die Fremdbestäubung überschätzt, bis man einsah, daß ihr die Ausschließlichkeit, an die man sich zu glauben gewöhnt hatte, gar nicht zukommt, und daß die Autogamie eine wenn auch hinter der Allogamie oder Fremdbestäubung an Bedeutung weit zurückstehende, so doch sehr verbreitete Naturerscheinung ist. Wenn nun in den letzten Jahren vereinzelte übertreibende Stimmen laut wurden, die im Gegensatz zu den älteren Anschauungen die Autogamie gar als die allein vorteilhafte Bestäubungsart gelten lassen wollen, so haben wir ein kleines Beispiel des wissenschaftlichen Pendelschlags vor uns, der immer um die unsichtbare Linie der fortschreitenden Erkenntnis schwingt. Wir dürfen als sicher annehmen, daß in den meisten Fällen, wo Selbstbestäubung stattfindet, ermöglicht oder begünstigt durch den Zwittercharakter der Blüte, durch die gleichzeitige Reife oder auch durch besondere Bewegungen ihrer Geschlechtsorgane, dieser Vorgang eine Nebenrolle neben der Fremdbestäubung spielt und von deren Verwirklichung oder Nichtverwirklichung abhängt. So gibt es viele Arten, die, wenn der bestäubende Insektenbesuch ausbleibt, am Ende der Blütezeit noch die Möglichkeit haben, sich selbst zu bestäuben. Daß in insektenarmen Gebieten des Nordens oder mancher Gebirge die Zahl der autogamen Arten verhältnismäßig groß ist, läßt sich als einfache ökologische Beziehung verstehen. Warming, der dänische Ökologe und Pflanzengeograph, macht darauf aufmerksam, daß in Grönland, einem an Blumenbesuchern armen Lande, namentlich diejenigen Pflanzen auf Autogamie eingerichtet sind, die keinerlei ungeschlechtliche Vermehrung haben, für die also die Samenerzeugung eine Lebensnotwendigkeit ist, während die andern sich den Luxus einer Blumenausstattung für seltene und unsichere Gäste erlauben. Daneben gibt es freilich auch bei uns Arten, die, auf den geflügelten Besuch von vornherein verzichtend oder ihn verschmähend, regelmäßige Autogamie betreiben. Aber auch hier steht die Not dahinter. Denn es sind meist kurzlebige, kleinblütige Wesen, die nicht so lange auf die schönen Glücksfälle des Lebens warten können wie ihre bevorzugten bunten und schmuckreichen, langlebigeren Genossen.

Eine recht merkwürdige, neuerdings wieder viel untersuchte Form der Selbstbestäubung ist die sogenannte Kleistogamie. Sie vollzieht sich in Blüten, die sich gar nicht die Mühe des Aufblühens machen, sondern, oft unter Rückbildung einzelner Organe, im Knospenzustand geschlossen bleiben und doch reife Frucht und Samen ansetzen. Meist, wie beim Veilchen, beim Sauer-

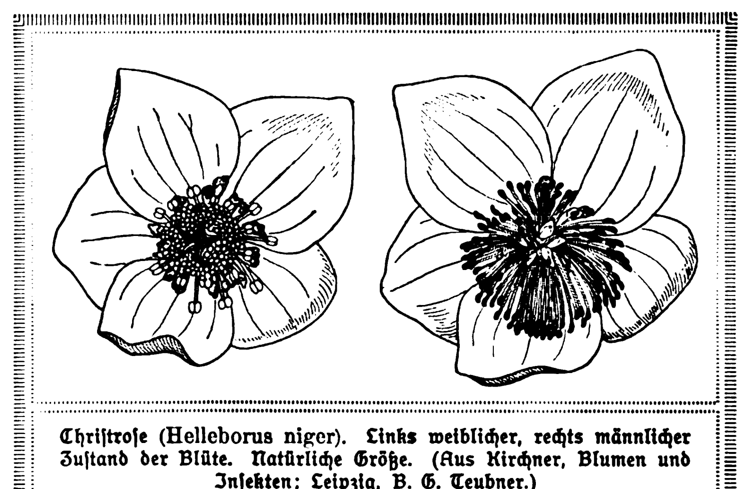


klee, bei der kleinen Taubnesselart Lamium amplexicaule (Abbild. S. 405), stehen sie neben oder zwischen geöffneten, dem Insektenbesuch angepaßten Geschwisterblüten. Doch sind auch einzelne Arten, besonders unter den Gräsern (verschiedene Gersterassen), bekannt, die nur solche knospenhafte und dennoch fruchtende Blüten tragen. Darwins Ansicht, daß die kleistogamen Blüten durch eine Entwicklungshemmung normaler Blüten entstehen, ist später durch genaue Untersuchungen Goebels bestätigt worden.

Eine verwirrende Menge von Gestalten, von den schlichtesten bis zu den abenteuerlichsten, umdrängt uns, wenn wir nun aus den immerhin noch einfacheren Verhältnissen der Autogamie in das Reich der Fremdbestäubung eintreten. Welche Erfindungskraft! Welche Schönheit, aufblühend aus Nutzen und Zweck und doch darüber hinausweisend! Da ist die Schar der Windblütler, der Anemophilen, die ihren Staub der bewegten Luft vertrauen, damit sie ihn andern, oft entfernten Artgenossen zutrage. Kaum der fünfte Teil der mitteleuropäischen blühenden Arten gehört ihnen an, doch nimmt ihre Zahl nach Norden zu. Aus unscheinbar gefärbten, duftlosen, kleinen und undeutlichen, aber dem Winde locker hingereichten Blüten geben sie alle, diese Gräser und Erlen und Kiefern und wie sie heißen mögen, die Millionen ihrer leichten Pollenzellen dem ungewissen Geschick preis. Es sind Verschwender, aber sie müssen es sein. Denn nur wenige dieser Zellen erreichen das Ziel. Da sind, wenn auch verschwindend an Zahl, Wasserblütler, Schneckenblütler und Milbenblütler; sogar Vögel und Fledermäuse werden in den Blumendienst fremder Landschaften einbezogen. Aber die allermeisten, annähernd vier Fünftel aller Blütenarten, gehören dem Riesenvolke der Entomophilen, der Insektenblütler an. Das ist die von Bienen und Hummeln, Faltern und Fliegen umschwirrte Blumenwelt unsrer Wiesen, Triften und Wälder, Berghöhen und Gärten, die lockende Welt des augenfälligen Schauwerks, des Duftes und des Nektars, der vollkommen angepaßten Form, der verschmitzten Verstecke, der heimlichen Mechanismen und Reizbewegungen, die Welt auch der Täuschung und des eigennützigen Betrugs.

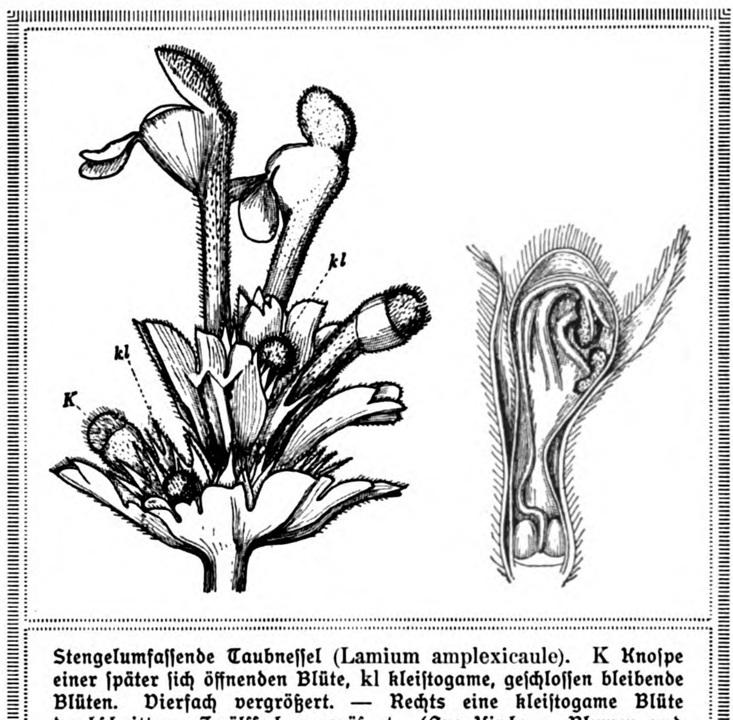
Es ist oft versucht worden, in diese alljährlich durch neue Entdeckungen anschwellende Fülle der Erscheinungen von ökologischen Gesichtspunkten aus eine gewisse Ordnung zu bringen. Soweit es sich dabei um große Gruppen handelt, gelingt die Ordnung sehr wohl. Sobald sich der ordnende Blick in die Einzeldinge verliert, gerät er in die Irrgänge der Ausnahmen und Zwischenstufen, bis er zuletzt an der Unteilbarkeit der lebenstrotzenden Natur haften bleibt. Sehen wir uns immerhin ein wenig in dieser seltsam anziehenden und verlockenden Welt um und suchen wir einzelne ihrer Eigenheiten festzuhalten.

Am übersichtlichsten zeigen die großen Pollenblumen, denen etwa zehn Prozent der deutschen Insektenblumenarten, darunter Mohn und Heckenrose, angehören, den Bestäubungsplan. Ohne Duft und Nektar, meist groß und leuchtend farbig, bieten sie den angelockten Bienen, Fliegen, Hummeln oder Käfern nur Blütenstaub, aber den in reichlicher Menge, als Lohn für ihren Bestäubungsdienst dar. Sie lassen sich mit vielen Nektarblumen, deren Nektar bei den einen frei zugänglich, bei den andern mehr oder minder versteckt liegt, in eine Gruppe stellen, die von Insekten verschiedener Ordnungen aufgesucht und bestäubt wird, weil sie keiner einzelnen Ordnung ausschließlich angepaßt ist. Auf höherer Stufe stehen die ausgeprägten Fliegenblumen, die Bienen-, Hummel- und Wespenblumen, die Tagfalter- und Nachtfalterblumen. Hier gibt es Fliegenfallen, wie beim Aronstab, und Bienenfallen, wie beim Frauenschuh. Hier finden wir Arten, wie die gelbe Schwertlilie, die für Hummeln und für Schwebefliegen deutlich unterschiedene Formen bildet. Hier treffen wir die vorzüglichsten Umwanderungs- und Anklammerungseinrichtungen für Bienen und Hummeln an. Hier ist das Gebiet jener verblüffenden Staubgefäßmaschinerien und Reiz-



Christrose (Helleborus niger). Links weiblicher, rechts männlicher Zustand der Blüte. Natürliche Größe. (Aus Kirchner, Blumen und Insekten; Leipzig, B. G. Teubner.)

bewegungen, vom Hebelwerk des Salbei und von den Schleuder- und Pumpwerken der Schmetterlingsblüten bis zu der Narbe der Gauklerblume, die jede Berührung mit einer Verschlußbewegung beantwortet, und bis zu den raffinierten Künsten ausländischer Orchideen. Tief in engen Röhren bergen die Falterblumen ihren Nektar, ihn jedem kurzrüsseligen Gaste verweigernd, aber mit starken Düften den feinen Geruchssinn der erwünschten Besucher reizend. Nelken und Taglilien, Frühlingsenzian und Phloxlocken Tagschmetterlinge herbei, während Türkenbund und Narzisse, nächtlich heller leuchtend und stärker duftend, auf langrüsselige Dämmerungs- und Nachtfalter warten. Wie weit die Anpassung an die Rüssellänge bestimmter Falter geht, zeigt eine madagassische Orchidee, deren nektarbergender Sporn 29 cm mißt.



Stengelumfassende Taubnessel (Lamium amplexicaule). **K Knospe einer später sich öffnenden Blüte, kl kleistogame, geschlossen bleibende Blüten. Vierfach vergrößert. — Rechts eine kleistogame Blüte durchschnitten. Zwölffach vergrößert. (Aus Kirchner, Blumen und Insekten; Leipzig, B. G. Teubner.)**

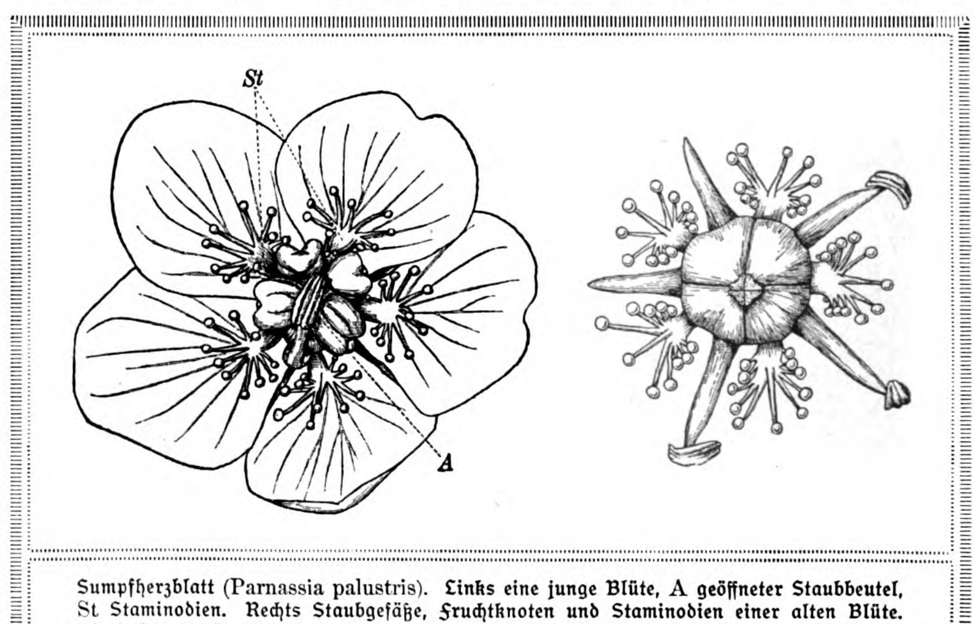
Pollen und Nektar sind nicht die einzigen Gegengaben, die von den auf Fremdbestäubung und Kreuzung angewiesenen Blumen für die Gäste bereitgehalten werden. Die gelben Blüten unsrer schönen Königskerzen bilden an den Staubfäden zahlreiche dünne, zuckerhaltige Haare aus, die man Futterhaare nennt, weil es nach Hermann Müllers Beobachtungen wahrscheinlich ist, daß sie von manchen Insekten, besonders Schwebefliegen, als Nahrung benutzt werden. Auch die Kesselfalle des Frauenschuhes hat innen solche Futterhaare und bietet sie den gefangenen Grabbienen dar, ehe diese den schwierigen Ausweg finden. Bei einigen fremden Orchideen kommen Futtergewebe in Form von Buckeln und Wärzchen vor, ja sogar von imitierten Pollen, als lockere, mehlartige Masse, die aus fast ganz getrennten Zellen besteht. Eigennütziger noch und sonderbarer sind die Täuschblumen, denen wir in der Gruppe der Fliegenblumen begegnen. Sie täuschen vielfach durch das lockende Äußere Nektar vor, den sie nicht oder doch in viel geringerem Maße besitzen, als es den Anschein hat, und kleine Zweiflügler, Fliegen und Mücken, deren Intelligenz sehr hinter der ihrer nahen Verwandten, der Hautflügler, der Bienen und Hummeln, zurücksteht, lassen sich immer von neuem betrügen und üben den Bestäubungsdienst aus. Zu diesen fragwürdigen Gestalten gehört die Einbeere, ein Frühlingsgewächs unsrer schattigen Laubwälder. Auch das Herzblatt, eine weißblühende Pflanze der Sümpfe und feuchten Wiesen, dürfen wir zu ihnen stellen. Von den zehn Staubblättern sind hier fünf zu sogenannten Staminodien umgewandelt, gelbgrünlichen, strahlenförmigen Gebilden mit ausgebreiteten Stieldrüsen. Diese Drüsen tragen glänzende Kugelköpfchen und täuschen Nektarien vor, ohne Nektar auszuscheiden; nur an ihrem Grunde findet sich ein wenig des süßen Saftes (Abbild. S. 406).

In der so unübersehbar gestaltenreichen Blumenwelt, die den Eindruck größter Plastizität mit dem des starren Festhaltens am endlich Erworbenen und Ererbten in rätselhafter Weise verbindet, sehen wir uns nicht umsonst nach Beispielen der Arbeitsteilung um, jenes Prinzips, das sich durch das ganze Naturleben, bis in seine geistigsten Verzweigungen, hindurchzieht. Am auffälligsten erscheint sie bei den Arten, die, wie die Korbblütler, ihre vielen kleinen Blüten zu Blütengesellschaften, Blumen „höherer Ordnung", zusammendrängen. Wir kennen hier zahlreiche Fälle — es sei die Kornblume erwähnt —,

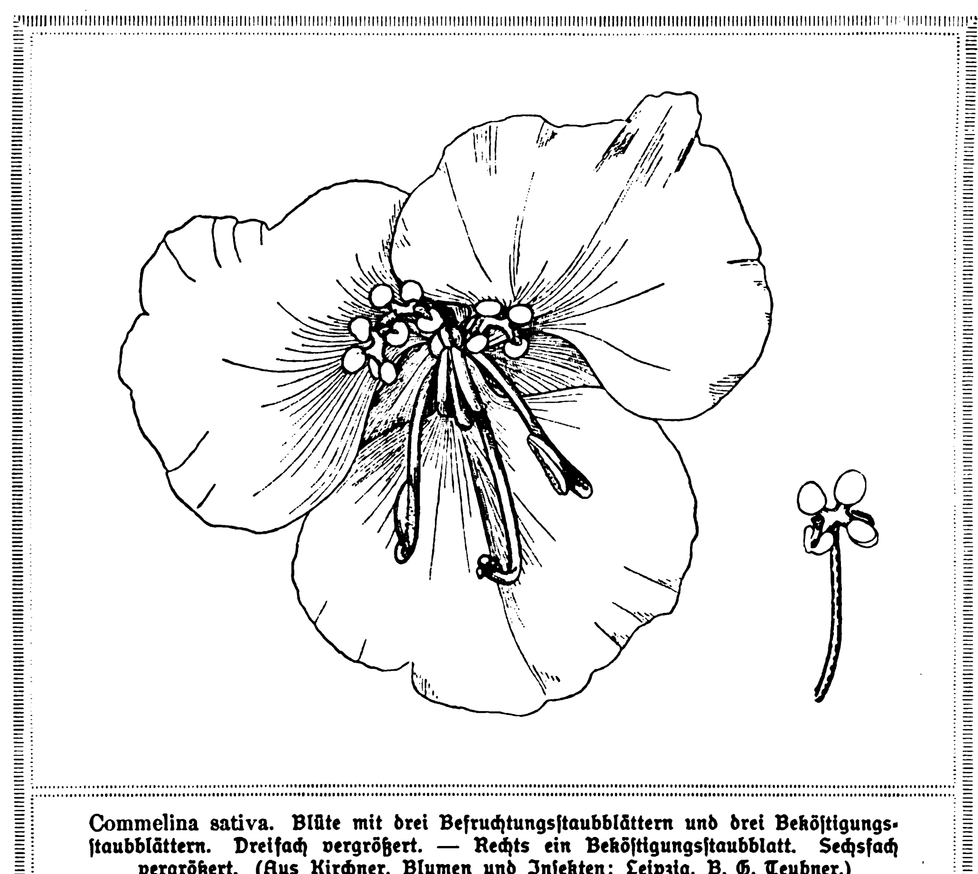
wo ein äußerer Kranz aus größeren, auffälligeren, aber geschlechtslosen und unfruchtbaren Blüten ganz den Dienst des Gepränges, die Lockarbeit übernommen hat, während die andern kleineren sich der Samenbildung widmen. Aber auch in den Einzelblüten finden wir oft genug eine Teilung der Arbeit innerhalb eines ursprünglich einheitlich angelegten Organs, etwa da, wo sich die einen Kronblätter zu Schauapparaten, andre zu Anflugsplätzen, wieder andre zu Nektarbehältern entwickeln. Seltener schon ist eine deutliche Differenzierung der Staubgefäße. So gibt es Blüten, wo neben den für die Bestäubung bestimmten männlichen Organen andre, durchaus abweichende Staubblätter stehen, deren Pollen nur als Gastgeschenk für die Besucher verwendet wird. Bei der fremden **Commelina sativa** (Abbild. S. 407) ist der Gegensatz in der Länge der Staubfäden und in der Bildung der Beutel so groß, daß man beim ersten Blick in die Blüte die drei Beköstigungsstaubblätter neben drei langen Befruchtungsstaubblättern wahrnimmt. Das Maß der Arbeitsteilung gewährt häufig einigen Anhalt, die höhere oder tiefere Entwicklungsstufe der Art oder des Organs zu bestimmen. Im einzelnen ist das mitunter ein schweres Unterfangen. Sicher ist, daß im Anpassungsbau der Blüten eine interessante Linie der **Vervollkommnung** vom Einfachen, über mancherlei tastende, halbgelungene Versuche hinweg, zum Vollendeten sichtbar wird.

Dürfen wir längst die Windblütigkeit als tiefere Stufe vor die Insektenblütigkeit stellen, so entsprechen unter den Insektenblumen wiederum die Pollenblumen einem niedrigeren Typus als die Nektarblumen mit ihrem ins Komplizierte sich steigernden Bauplan. Rückbildungen oder Rückkehr zu den einfacheren Sitten sind dabei hier, wie überall, zu bemerken. Gerade die in ihren Blüten so weit differenzierte Orchideenfamilie weist Gattungen und Arten auf, die sich, auf jede Kreuzung und die damit verbundenen Umständlichkeiten verzichtend, wieder der Autogamie zugewandt haben. In den Blüten des Weinstocks gewahren wir eine Rückbildung von der Nektarblütigkeit zur Pollenblütigkeit.

Reizvoll ist es, den **geographischen Zusammenhängen** in der Blütenökologie nachzugehen. Wer erfährt, daß in den Alpen mehr als drei Viertel aller Blumenbesucher Schmetterlinge sind, begreift den Reichtum an Falterblumen, der ein kleiner Charakterzug des Hochgebirges ist. Mit der Abnahme der Insekten wächst auch die Zahl der Windblütler nach Norden zu. Hat die deutsche Flora nach Kirchner 18,8 Prozent windblütige Arten, so hat die spitzbergische 37 Prozent. Doch auch bei uns sind die stürmischen, aber an Insekten armen Inseln besonders reich daran. Sind doch auf den Halligen nicht weniger als 47,3 Prozent aller blühenden Arten windblütig. Die Verbreitungsgrenzen gewisser Insektenarten decken sich annähernd mit denen bestimmter, einseitig an sie angepaßter Pflanzen. Ein solch enges geographisches Verhältnis waltet in manchen Ländern zwischen der Zaunwinde und dem Windenschwär-



Sumpfherzblatt (Parnassia palustris). Links eine junge Blüte, A geöffneter Staubbeutel, St Staminodien. Rechts Staubgefäße, Fruchtknoten und Staminodien einer alten Blüte. Vierfach vergrößert. (Aus Kirchner, Blumen und Insekten; Leipzig, B. G. Teubner.)



Commelina sativa. Blüte mit drei Befruchtungsstaubblättern und drei Beköstigungsstaubblättern. Dreifach vergrößert. — Rechts ein Beköstigungsstaubblatt. Sechsfach vergrößert. (Aus Kirchner, Blumen und Insekten; Leipzig, B. G. Teubner.)

mer ob, den wir auch bei uns zuweilen beobachten können, wenn er in der Dämmerung, auf schwirrenden Flügeln schwebend, den langen entrollten Saugrüssel in die lockende Röhre taucht. Sehr eigenartig sind die engen und vielfältigen Beziehungen, die zwischen den Blüten der Feigen und gewissen kleinen Gallwespen bestehen; sie sind in neuerer Zeit vom Grafen Solms und von P. Mayer wieder aufs genaueste studiert worden. Die Befruchtung der amerikanischen **Yucca filamentosa** ist durchaus von einer bestimmten Motte, der Yuccamotte, abhängig, und diese wiederum kann ohne die Yuccablüten nicht leben. Denn sie legt ihre Eier in die Fruchtknoten, wo sich dann die ausschlüpfenden Larven von den reifenden Samenanlagen nähren. Ja, sie sorgt für diese Samenreife zugunsten der Brut, indem sie, ein wunderlicher Sonderling ihres Geschlechts, mit eigens dazu gewachsenen Mundwerkzeugen willkürlich den Pollen von andern Yuccablüten sammelt und die Narbe der Brutherberge damit belegt, dem eignen Nachwuchs und der fremden Pflanze, die immer noch genug Samen für sich selbst übrigbehält, zugleich dienend.

Man hat oft seit Darwins Tagen viele der von den Blütenökologen gegebenen Deutungen, von denen hier nur wenige angeführt worden sind, bezweifelt. Einige mit Recht, die meisten sicherlich mit Unrecht. Mit Recht: denn es konnte, wie überall in der Forschung, so auch in diesem obendrein verführerischen Stoffgebiete, an Übertreibungen, voreiligen Verallgemeinerungen und Irrtümern nicht fehlen, und manche ökologische Erklärung von Blumenformen und Blumenzeichnungen mußte berichtigt oder fallen gelassen werden. Mit Unrecht, sobald man selbst verallgemeinerte: denn man richtet eine Lehre nicht, indem man ihre Gefahren aufdeckt; überdies vergaß man zumeist die wissenschaftliche Stütze der größeren Menge dieser Deutungen, die B l u m e n s t a t i s t i k, die auf unmittelbarer Beobachtung der Insektenbesuche beruht und in ausgedehnter und gründlichster Weise die Harmonie zwischen den Blüteneinrichtungen und den ihnen entsprechenden Gästen dargetan hat und immer wieder dartut, mag sie sich nun nach Hermann Müllers Vorbild besonders um die Rolle der Farben und übrigen Lockmittel oder mit MacLeod um

die Vorliebe einzelner Insektenklassen oder mit Robertson um die engen Beziehungen zwischen Blühphasen und Flugzeiten kümmern und dabei manche verrannte Gegnerschaften, so z. B. die Plateaus, der die Lockwirkung der Farben auf das Bienenauge leugnete, rasch aus dem Felde schlagen.

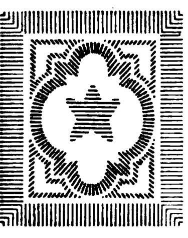
Schwerer schon ist einem allgemeineren Vorwurf zu begegnen, der von Zeit zu Zeit, bald leiser, bald lauter, die deutende Blütenökologie zu treffen oder wohl zu vernichten meint. Das ist der Vorwurf des Anthropomorphismus, der „menschenartigen" Betrachtung und Benennung der fremden Erscheinung. Er übersieht zunächst, in seiner allgemeinsten Form, die Grundtatsache, daß kein menschliches Denken und Sagen dem „anthropomorphen" Gewande entschlüpfen kann, ohne sich selbst aufzulösen. Wie oft liegt dem Vorwurf aber eine Verwechslung mit den überwundenen anthropozentrischen Anschauungen zugrunde, wie oft auch ein verhängnisvoller Mangel der Unterscheidung zwischen zwei Arten von Anthropomorphismus, die man die naive und die philosophische, die seichte und die tiefe nennen könnte. Jener seichte Anthropomorphismus, der, ohne Blick und Gedanken für das Problem der inneren Vielgestaltung des Lebens, mit jedem Worte, das er spricht, nichts irgendwie andres meint, als was ihm selbst in seinem engumgrenzten Bezirk geläufig ist, der nur von einem Sehen, einem Fühlen, einem Denken, nämlich dem eignen menschlichen, weiß, der soll immer, den Gedankenreichen fern, in seine naive Enge gebannt bleiben. Diesen tieferen aber, der sein Recht aus der Einheit alles Lebens nimmt, der aus der Not eine Tugend macht, der im fremden Organismus das rätselhaft Fremde und doch zugleich geheim Wesensähnliche, Verwandte, derselben Natur und ihren „Urphänomenen" Eingefügte erfaßt, wer dürfte diesen Anthropomorphismus meiden wollen, ohne sofort in das ödeste Schemenreich der Abstraktion unterzusinken? So aber verhält es sich mit der namengebenden Sprache der Lebensforschung, sofern sie nicht in jene geringere Art des Naturbetrachtens zurückfällt. Diese Sprache enthält, wenn wir trennen wollen, immer ein unwahres und ein wahres Element, weil sie nicht anders kann. So sehr sie selbst sich ihres unwahren Elements bewußt sein muß, so sehr tut ihr unrecht, wer das wahre Element übersieht. So verhält es sich aber auch, blicken wir in einen größeren Umkreis hinaus, mit der anthropomorphen Sprache des Dichters, wenn sie aus einem Bunde der Phantasie mit der wissenschaftlichen Erkenntnis herauswächst, wie in Maeterlincks Studie „Die Intelligenz der Blumen" (deutsche Übertragung; Jena, Diederichs, 1907). Nicht nur als Schmuckwerk einer sich selbst genießenden Wortkunst will sie gedeutet sein, sondern als Ausdruck des tieferen Anthropomorphismus, dem hier die unendlichen Verschiedenheiten in der Ahnung des einheitlichen Gesetzes aufgehen. Auch dem Forscher kann sie wertvoll werden, so weit ihr Reich von dem seinen abzuliegen scheint: sie weist ihn auf neue und künftige Probleme hin und läßt ihn, wenn er sie versteht, begriffliche Niederschläge aus jener flüssigen Welt hoffen, Erstarrungsformen, die er, der Gelehrte, zu trennen, zu prüfen und zu sammeln hat.

Es ist dankbar zu begrüßen, wenn einzelne Forscher alle ökologischen Deutungen und alle hier kaum berührten Fragen nach Entwicklungsantrieb und Zweckmäßigkeit bewußt beiseiteschieben und nach dem Beispiel der zoologischen Entwicklungsmechanik die Veränderungen, welche die wachsende und sich entfaltende Blüte durchmacht, physikalisch voneinander abzuleiten suchen. So verfährt Günthart in seinen „Prinzipien der physikalisch-kausalen Blütenbiologie in ihrer Anwendung auf Bau und Entstehung des Blütenapparates der Kruziferen" (Jena, Gustav Fischer, 1910). Er zeigt auf Grund ausgedehnter Untersuchungen, wie bei vielen Kreuzblüten die ihnen eigentümliche Drehung der Staubfäden schon in der Knospe durch mechanische Widerstände eingeleitet wird, wie infolge des Knospendruckes die wachsenden Staubgefäße in der noch geschlossenen Blüte sich krümmen müssen, wie die Streckung des Blütengrundes eine Folge des Fehlens zweier Staubgefäße ist, wie Blütenteile zu genauen Abgußformen andrer werden, wie die Gestalt des Stempelquerschnittes die Plastik der ganzen Blüte beeinflußt, und ähnliches mehr. Das ist von großem Wert, denn es lehrt wiederum erkennen, welch wichtige Rolle in der organischen Gestaltung den physikalischen Faktoren zugewiesen ist. Das Problem der Anpassung und der Zweckmäßigkeit wird dadurch freilich kaum gestreift, geschweige denn seiner Lösung näher gebracht. Und es bedeutet ein Steckenbleiben oder eine falsche Schätzung der Weglänge, wenn als letztes Ziel dieser Art der Beschreibung die Zurückführung aller Blütenmerkmale „auf die Gesetze der Physik" angesehen und erstrebt wird. Es wäre wohl zu wünschen, daß auch der wissenschaftliche Verstand des Gelehrten, der sich mit den Blumen befaßt, um mühsam Einzelheit an Einzelheit zu einer kausalen Kette zu fügen, darüber nicht ganz vergessen oder mißachten möchte, was diese Blumen den Denkern und Dichtern immer gewesen sind und sein werden: Rätselwesen, in deren zarten Kelchen das Naturgeheimnis schlummert.





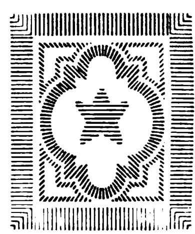
Aenderly Möller: Der Geburtstagstisch.



Der Jurist

Ein Wort zur Berufswahl

Von Dr. jur. Max Rudolf Senf



Pour mes fils, quand ils auront vingt ans.
Daudet (Sapho).

Als wieder einmal die Aprilsonne den letzten Schnee von den Feldern schmolz, wollte ein junger Bekannter von mir die Universität beziehen. Die Schule hatte ihm keine Schwierigkeiten bereitet, dazu verfügte er über einen gesunden Körper und das seelische Gleichgewicht eines Jünglings, dem weder der Kopf, noch das Herz, noch das sogenannte Milieu (die Verhältnisse zu Hause waren sehr „geordnet") zu einer Ahnung davon verholfen hatte, wie kompliziert das eigentlich werden kann, was man so schlechthin Leben nennt.

Zu mir hatte er besonderes Vertrauen und eine Zuneigung, die vielleicht unbewußt darin wurzelte, daß ich niemals der Versuchung unterlegen war, ihm meine Meinung über jene Gesundheit zu sagen, „bei der alle Philosophie aufhört". Wir pflegten uns über mehr äußerliche Dinge zu unterhalten, wobei ich allerdings — und zu meiner Freude nicht ohne Erfolg — bemüht war, den Sinn für Nuance und Stimmung zu wecken und wachzuhalten.

Heute jedoch sollte unser Gespräch wider Erwarten eine bedrohliche Wendung nehmen: Werner war mit der Nachricht zu mir gekommen, er wolle Jura studieren. Ich war gerade dabei, wieder einmal darüber nachzusinnen, wie quälend für den Richter im Strafprozeß doch oft Beweisfragen werden können: ich hatte am Vormittag einen wegen Beleidigung zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt, weil er etwas behauptet hatte, dessen Wahrheit zu guter Letzt unmöglich für erwiesen gelten konnte — und doch gab es dafür Imponderabilien, die mich beschweren wollten, weil sie nichts wogen.

„Du willst also Jura studieren," sagte ich und hatte unwillkürlich ein hübsches Bild vor Augen: Werner als eleganter Korpsstudent, wie er durch die Straßen der Universitätsstadt zieht mit seinen eleganten Kameraden. Doch was hat das Juristische mit einem Bilde von Reznicek zu tun! — es reizte mich, dem Jungen wenigstens klarzumachen, daß er keine Vorstellung von dem habe, was er beginnen wollte. Zuvor fragte ich aber noch: „Willst du denn auch Jurist werden?" Ich tat dies, weil ich mich auf eine Antwort freute, in welcher meine Diagnose gewissermaßen zu Fleisch und Blut werden mußte.

Werner sah mich erstaunt an und erwiderte: „Natürlich, wenn man Jura studiert, wird man doch auch Jurist!"

„Du irrst dich, niemand wird dadurch Jurist, daß er Jura studiert; das juristische Studium gibt dir, wenn du es ernst damit nimmst, nur das Handwerkszeug und daneben einige Direktiven über dessen Anwendung, aber die verstehst du im Grunde schon gar nicht, wenn du nicht bereits das mitbringst, was den Juristen schließlich macht: eine ganz bestimmte geistige und seelische Beschaffenheit.

„Es gibt Studenten, die werden sich darüber niemals klar: sind sie voll holden Leichtsinns und gut im Gelde, dann amüsieren sie sich wenigstens einige Semester lang, nachdem sie sehr bald eingesehen haben, daß die Beschäftigung mit dem positiven Rechtsstoff ihnen ‚fürchterlich' ist; sind sie dagegen gewissenhaft und arm, dann bringen sie ihre Studentenjahre in dem unwürdigen und niederdrückenden Streben danach hin, ihrem Gedächtnis etwas einzuverleiben, was für ihr Leben ganz wertlos sein wird, den ‚positiven Rechtsstoff' nämlich. Denn erreicht sie ihr Schicksal in Gestalt des ‚Examenspechs' wie ihre glücklicheren Studiengenossen nicht schon bei der ersten Prüfung, dann sicher bei der zweiten, und das tut noch weher und bedeutet oft wahre Tragik, wenn auch die Welt davon nicht viel merkt.

„Dabei ist jedoch das Examen nicht etwa der letzte Prüfstein. Wenn du Assessor geworden, aber doch im Grunde nie Jurist gewesen bist, dann erlebst du täglich in deinem Amte, milde gesagt, Unannehmlichkeiten. Es ist deshalb schon ganz nützlich, sich von vornherein darüber klar zu werden, welche Eigenschaften man haben muß, um als Jurist etwas leisten zu können."

Werner hatte sich an meinen Sessel gelehnt, und ich fühlte, daß er mir zuhören wollte; ich sah ihn an und mußte an Dorian Gray und an Lord Henrys Worte denken: „Beauty, real beauty ends, where an intellectual expression begins, intellect is in itself an exaggeration and destroys the harmony of any face."

„Weißt du auch, daß du ganz anders werden wirst," fuhr ich deshalb fort, „wenn in dir ein Sinn für das Juristische lebt und wach wird und dich mit fortreißt und nicht wieder losläßt?

„Der gewöhnliche glückliche Mensch hat eine Abneigung gegen alles Abstrakte; bist du Jurist, dann liebst du es, weil es einen Teil deiner Welt bedeutet; als Zivilrichter zum Beispiel kann es deine tägliche Aufgabe sein, dir den toten Inhalt der Akten zu einem lebendigen und folge-

richtigen Schauspiel zu gestalten und dabei dessen äußeren Gang an Begriffen, die dir das Prozeßrecht und dessen inneren Gehalt an Begriffen, die dir das materielle Recht an die Hand gibt, zu messen.

„Den konkreten Sinn abstrakter Worte aber stets richtig zu erkennen und umgekehrt die charakteristischen Erscheinungsformen konkreter Vorfälle in ihrem abstrakten Niederschlag, dem Begriffe, stets sicher wiederzufinden, kann nur bis zu einem gewissen Grade *erlernt werden*; niemals überhaupt läßt sich dagegen die Fähigkeit, welche jedem tüchtigen Juristen eigen sein muß, erst erwerben, auch bei den kompliziertesten Gedankengängen den kleinsten Fehler sofort instinktiv zu fühlen, unter allen Umständen versteckte logische Unrichtigkeiten zu wittern und nicht eher zu ruhen, als bis die einzelnen logischen Möglichkeiten klar und in ihren Beziehungen zueinander erschöpft sind.

„Verspürst du etwa die unwiderstehliche Neigung, bei schwerverständlichen Sätzen in der Mitte mit Lesen aufzuhören, oder liest du gar nur Worte und hast dabei doch die unerschütterliche Überzeugung, ihren Sinn zu besitzen, ohne ihn gefaßt zu haben, dann fehlt dir sicherlich jene erste Eigenschaft des Juristen, im Abstrakten zu Hause zu sein, dann studiere lieber nicht Jura."

Ich hielt inne; Werner trat vor mich hin und sagte errötend wie aus Freude über eine Entdeckung: „Jetzt weiß ich, warum der Jurist so kalt werden kann."

„Werden?" gab ich fragend zurück. „Die juristische Begabung bildet von Haus aus einen Gegensatz zu dem, was du vermutlich ‚Wärme' nennen willst, dem gefühlsmäßigen Anschauen der Dinge. „Der Gefühlsmensch besitzt zudem selten eine andre wichtige Eigenschaft, über die der Jurist, namentlich als Staatsanwalt, Untersuchungs- und Strafrichter, unbedingt verfügen muß: psychologische Veranlagung kurz gesagt.

„Als Kriminaljurist hast du es ununterbrochen mit der Menschenseele zu tun; sie kennen, heißt ihre Möglichkeiten übersehen, Empfindungsspezialist sein, psychische Entwicklungen begreifen und in Äußerlichkeiten den Inhalt und Charakter psychischen Lebens finden.

„Wer diese ‚psychologische Veranlagung' nicht hat, dem ist das Seelenleben der Menschen im Grunde ein Buch mit sieben Siegeln und muß es bleiben; denn die Anlage zu erwerben, ist ganz unmöglich, macht es doch schon Schwierigkeiten, kurz und bündig zu erklären, worin sie besteht: ‚Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!' ruft man deshalb am besten denen zu, die sich einbilden, etwa durch das Studium von Lehrbüchern zu Psychologen werden zu können. Gewiß, die Kenntnis dieser Bücher ist erforderlich, damit du mit System und Grundbegriffen bekannt wirst, doch kein Buch und kein Mensch wird dir je dazu verhelfen, daß du empfindest, wie ein bestimmter psychischer Zustand normaler oder pathologischer Natur sich auf Grund gegebener psychischer Faktoren entwickeln kann und muß (z. B. wie Variationen der sexuellen Neigung entstehen) und wo die Übergänge liegen, welche von einem Fühlen, Denken und Wollen, das jedem verständlich erscheint, zu Seelenzuständen hinführen, die in ihrer Kompliziertheit dem Nichtpsychologen völlig unbegreiflich sind.

„Du selbst bist hier das Maß aller Dinge, und die Selbstbeobachtung und Selbstanalyse sind der Spiegel, in dem du dich und damit ‚den Menschen überhaupt' immer wieder anders siehst.

„Daß diese Prozedur mit dem Gefühlsleben, ‚nenn's Herz, Glück, Liebe, Gott', nicht das geringste zu tun hat, wirst du vielleicht nun begreifen: das Gefühl ist ursprünglich, unwillkürlich, unbewußt; die Fähigkeit aber, Empfindungen zu konstruieren und mit ihnen zu rechnen, bedeutet verstandesmäßige Verarbeitung psychischer Erlebnisse. Die ‚psychologische Veranlagung' ist mit einem Worte Sinn für Empfindungsmathematik.

„Wenn du ‚sehr glücklich' bist, am ‚Stofflichen' genug hast und gar nicht merkst, daß du — verzeihe den Ausdruck — eigentlich ‚Gehirn' bist, dann fehlt dir dieser Sinn, dann studiere lieber nicht Jura."

Werner war aufgestanden und sah in den feuchtstrahlenden Vorfrühlingstag hinaus. Ich schwieg einen Augenblick; ich bereute fast, gesprochen zu haben, und wußte nicht gleich, weshalb mir der Junge leid tat.

Doch nun waren wir einmal bei der Sache, ich wollte sie nicht halb tun und fuhr fort: „Du kennst das Wort vielleicht nicht: ‚Ich bin von Gott dazu verdammt, ein Philosoph zu sein!', seine innere Wahrheit aber mußt du fühlen, wenn du die Eigenschaft besitzt, die jedem Juristen ferner bitter nötig ist, die ich ‚den Trieb nach letzten Gründen' nennen möchte.

„In der juristischen Praxis stehst du mitten im Leben: Charaktere, Schicksale, Ereignisse treten immer von neuem wieder an dich heran in einer bunten Mannigfaltigkeit, wie sie eben nur das tägliche Leben heute zeitigen kann: das Unwahrscheinlichste wird wahr, Tragik, Komik, Posse und auch ganz einfach Gemeinheit wirbeln durcheinander, und über alles sollst du urteilen, richten nach feststehenden Begriffen. Aber — stehen diese Begriffe wirklich so fest? Stößt du nicht auf Rätsel? Was ist denn eigentlich Verursachung, Schuld, Zurechnungsfähigkeit, Moral, Unmoral, Strafwürdigkeit, Strafbarkeit, Grund, Zweck und Sinn von Strafe und Bestrafung?

„Solange du dir nicht darüber und über vieles mehr ganz klar wirst, bist du nicht der Gott, der den Hammer schleudert, sondern der Ham-

mer selbst, der fällt. Fühlst du, wie verächtlich das ist?

„Aber weiter: im Rechtsleben muß das ‚richterliche Ermessen‘ eine sehr große Rolle spielen. Dieses unterscheidet sich von ‚menschlicher Willkür‘ dadurch, daß es nicht wie sie die Äußerung einer ‚unbefangenen‘ Seele darstellt, sondern eine Äußerung ist, die so und nicht anders sein kann, weil die Seele, der sie entsprang, auf Grund der Erfahrung durch Gedankenarbeit zur Klarheit über die letzten Inhalte alles Lebens gekommen ist und sich dadurch über die Schwankungen der Individualität tatsächlich erhebt.

„Willst du also deine Pflicht ganz erfüllen, dann mußt du dir diese Klarheit verschaffen und dazu vor allem auch in die Zusammenhänge eindringen, welche zwischen Recht und Wirtschaft bestehen und wirtschaftliche Probleme würdigen.

„Doch auch sonst kannst du ohne den Trieb und die Fähigkeit, letzte Fragen zu lösen, nicht auskommen: du wirst dir als Richter Gedanken darüber machen, warum der Begriff herrschen muß und wie weit seine Herrschaft reichen kann; du wirst vor der Macht deines eignen Ermessens erschreckend nach seiner Berechtigung forschen und zweifelnd erwägen, wie Fälle möglich sind, denen weder der Begriff noch das Ermessen ganz gerecht zu werden vermag.

„Wenn du dann nicht fähig bist, das Wesen dieser Fragen bis ins Innerste zu ergründen und dir aus der Klarheit, die du gewonnen hast, für alle Fälle die tröstliche Überzeugung einer zwingenden Notwendigkeit zu verschaffen, dann wirst du bald dir nicht mehr als Richter selbst, sondern als Richtschwert erscheinen, das ein unverständlicher Wille handhabt, und dieser Gedanke kann unerträglich werden und dir das Leben verbittern. Hast du daher jene instinktive Furcht vor letzten Gründen, wie sie oft frommen, ‚stillen‘ und genußfreudigen Menschen eigen ist, dann studiere lieber nicht Jura.

„Schon wieder der alte Refrain, denkst du, und ich fühle, daß er dir in seiner Eintönigkeit traurig erscheint, doch gleichwohl ist es besser, dies vorher zu empfinden als dann, wenn es schließlich zu spät ist, die Melodie nicht mehr aus dem Sinne zu verlieren: ‚Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann!‘ Drum setz dich zu mir und höre weiter: Das Bild, das ich dir von der ‚juristischen Veranlagung‘ entworfen habe, ist noch nicht vollständig. Drei Eigenschaften fehlen, die in einer gewissen Beziehung zu den bisher genannten stehen: Der Jurist muß schnell entschlossen sein.

„Es liegt in der Natur des Prozesses, namentlich des Strafprozesses, daß du dir in sehr kurzer Zeit, während der Verhandlung und während der Beratung, sei es unmittelbar oder durch den Vortrag eines Referenten, ein Urteil bilden, daß du zu einem Schluß kommen mußt. Dazu wirst du von vornherein nur imstande sein, wenn du im abstrakten Denken sehr zu Hause bist. Der schnelle Entschluß fußt auf der Fähigkeit, sich schnell Klarheit zu verschaffen, d. h. die einzelnen logischen Möglichkeiten sofort erschöpfend zu übersehen, zueinander in Beziehung zu setzen, zu sichten und zu werten.

„Hinzukommen aber muß das unbedingte Vertrauen auf die Exaktheit dieser Arbeit, oder, vielleicht besser gesagt, wegbleiben muß jedes zögernde Bedenken. Denn wenn dieses auch schließlich nicht die Richtigkeit des Resultats beeinträchtigen mag, so hält es doch dessen Feststellung auf, ja macht sie vielleicht unmöglich.

„Die Fähigkeit, schnell entschlossen zu sein, setzt daher intellektuelles Vermögen und geistige Elastizität voraus, bedeutet aber selbst nichts andres als Mut. Es hat nichts mit Unbesonnenheit und Überstürzung zu tun, sondern ist Unerschrockenheit vor Konsequenzen. Vielen gescheiten Menschen fehlt dieser Mut; sie taugen schlecht zum Juristen.

„Es klingt vielleicht harmlos, wenn ich dir jetzt als andre Eigenschaft nenne: Der Jurist muß unumschränkter Beherrscher des Ausdrucks sein. Und doch bedeutet dies sehr viel; es setzt die Anlage voraus, über welche von Haus aus nur wenige verfügen, ‚schon in jungen Jahren‘, wie Thomas Mann von Tonio Kröger berichtet, ‚alles sagen zu können‘.

„Du darfst mit dem Ausdruck ringen, aber du mußt ihn unbedingt meistern; wenn du nicht auch die kompliziertesten Gedankengänge so ausdrücken kannst, daß keiner darüber im Zweifel sein wird, das und nichts andres hast du gedacht, dann bist du als Jurist von problematischem Werte; denn in schwierigen Fällen werden deine Urteile und Beschlüsse stets mangelhaft sein und deine Plädoyers und die Entscheidungen, welche du verkündest, unklar wirken. Die Fälle aber, in denen du dich bei aller Begabung anstrengen mußt, für die darzustellenden Gedankenreihen die allein passenden Worte zu finden, weil es gilt, verwickelte logische Deduktionen klar oder charakteristische Stimmungen und Nuancen richtig ohne viele Worte herauszubringen, sind keineswegs selten.

„Zudem ist natürlich wünschenswert, daß du Sinn für Stil und Vortrag mitbringst; denn du erfüllst eine ästhetische Mission, wenn du es verstehst, dein Thema durch jene elasticità carezzevole des Ausdrucks und des gesprochenen Wortes zugleich schmackhaft zu machen.

„Besitzt du übrigens die ‚psychologische Veranlagung‘, von der ich vorhin sprach, dann verfügst du wahrscheinlich auch über eine Anlage für Form und Stil; denn jene vermittelt dir Klarheit auch über die Psyche der Sprache, und beide gedeihen nur, wenn du vom Gefühl nicht beherrscht wirst.



„Last, not least ist ein abgegriffener Ausdruck, aber er sagt in der Tat etwas Richtiges dazu, daß ich gerade als letzte Eigenschaft nun noch anführe: Der Jurist muß Haltung besitzen. ‚Haltung' — dieses Wort deckt übrigens nicht ganz den Begriff, doch ich kenne kein besseres für das, was ich sagen will:

„Du verkehrst in der Praxis mit Antragstellern aller Art; mit Parteien, Zeugen, Sachverständigen; Beschuldigten, Angeklagten, Verurteilten, Gefangenen; mit gebildeten und ungebildeten, anständigen und ‚dunklen' Menschen, mit Leuten, die nichts zu riskieren haben, und mit Leuten, bei denen viel oder alles auf dem Spiele steht; jeder aber, der an dich herantritt, sucht sich ganz unwillkürlich mit dem Gewicht seines Fühlens an deine Seele zu klammern.

„Das jedoch ist gefährlich; denn einmal schadet es jeder Verhandlung, weil es sie erschwert und sie persönlich gestalten will, und dann stellt es sich deiner Verpflichtung entgegen, über den Menschen hinwegzusehen und dich auch von dem mächtigsten Strudel auf dich einstürmender Gefühle nicht ergreifen zu lassen.

„Das Mittel dagegen ist die Haltung. Sie fußt auf der Klarheit über letzte Fragen — du wirst sie daher in Wahrheit nur gewinnen, wenn du besitzt, was ich vorhin ‚den Trieb nach letzten Gründen' nannte —, und sie ist ein Gemisch aus Sicherheit, Ruhe, Selbstbeherrschung, die aus dieser Klarheit fließen, und einem Etwas, das wie Güte oder Mitleid aussehen kann, tatsächlich aber den Trieb bedeutet, allem gerecht zu werden. Im Verkehr zeigt sich diese Haltung an jener Höflichkeit, ‚qui est inventée pour cacher un manque de cœur', wie La Rochefoucauld sagt.

„An ihr merkt schließlich jeder, daß alle Versuche, dich zu beeinflussen, unnütz sind, und durch sie lassen sich zudem viele unwillkürlich zu einer vernünftigen Art der Verhandlung bewegen. Damit aber bist du, wie es sein soll, Herr der Situation geworden und kannst erleben, wie Tränenströme, Befangenheit, Verstocktheit, Frechheit, Vertraulichkeit, Verschlagenheit, Redseligkeit an den Pfeilern dieser Höflichkeit zerschellen.

„Du wirst jetzt begreifen, wie wichtig jene Eigenschaft, die ich als Haltung bezeichnet habe, für den in der Praxis stehenden Juristen werden kann; wer wenig davon besitzt, oder wer gar hilf- und haltlos ist, ‚zu gut', wie man das im gewöhnlichen Leben zu nennen pflegt, der schadet der Sache und sich selbst und hat insoweit seinen Beruf verfehlt.

„Und nun noch eins, Werner: das Bild, das ich dir vom Juristen gezeichnet habe, ist zwar ein Idealbild, aber nicht etwa aus jener tatlosen, kummervoll-schmachtenden Sehnsucht nach dem Ideal heraus, wie sie dem Tschechoffschen Typus der Überflüssigen eigen ist, phantastisch gefärbt, du mußt es vielmehr verwirklichen können, willst du ein tüchtiger, überall verwendbarer Richter, Staatsanwalt oder auch Rechtsanwalt werden. — Jetzt weißt du Bescheid."

Wir hatten uns erhoben und schieden mit einem Händedruck. Ich fühlte, er würde keine Unbedachtsamkeit begehen und Jura studieren; er gehörte zwar nicht zu denen, die wie Tonio Krögers Freund ihr Hauptinteresse „Pferdebüchern" zuwenden müssen, aber ihm fehlte schon die Liebe zum Abstrakten.

Der Gast der Welt

Du bist der Gast der Welt. Ein großes Haus
Empfängt dich purpurn. Wundervoll umringt
Dich rasch der Schwarm der Diener und der Gäste.
Zur Tafel winkt der üppig Schmausenden
Dich eine Frau. Ihr Kleid ist roter Wein.
Dein Herz wird trunken.
Aber sieh! die Gäste
Verwandeln langsam schauerlich ihr Antlitz,
Dir wenden langsam all sich die Gesichter
Wie fremde Tiere zu, wie leise lauernd,
Und einer, schwarz, im Mantel, kommt und lächelt:
„Welchem von uns denn, Fremder, bist du Freund,
Daß du noch hier bist?" — lächelt ohne Lippen ...

Ernst Bertram



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Empfangshalle des Lyzeumklubs in der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf", mit den von Jarno Jessen geordneten Sammlungen deutscher Frauen.

Das Reich der Frau

XIII

Die Frau in Haus und Beruf und Deutscher Frauenkongreß

Von Jarno Jessen

Die Zeiten sind laut geworden, und auch die Frauen mußten lauter werden. Nur die Schwäche verbirgt sich hinter Prahlhanswesen, aber wirkliche Kraft redet durch die Leistung. Mit Einstimmigkeit wird heute ein bedeutender Erfolg der großen Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" anerkannt. Es ist eine goldene Medaille, die damit organisatorischem Talent und hervorragender Geschmackskultur verliehen wird. Aber die Voraussetzung für alles war die Leistung. Das große Publikum hat gelernt, doch wesentlicher ist es, daß auch die Eingeweihten vor überraschenden Erkenntnissen stehen. Vieles und Bedeutsames ist im stillen gereift, plötzlich scheinen die Kornfelder wie aus der flachen Hand gewachsen. Oberflächliche Beurteiler zucken die Achseln — das ist alles schon dagewesen, wo sind die neugeschaffenen Werte? Übelwollende versteifen sich auf eine feministische Kraftprobe.

Leicht ist es, die erste Art des Kritisierens zu widerlegen, denn irgendein nachdenklicher Spaziergang durch die Riesenschau der Ausstellungshallen zeigt uns auf Schritt und Tritt neu in Angriff genommene Arbeitsgebiete. Meist hat der Mann vorbildlich in ihnen gewirkt, aber es ist doch ein Erlebnis, daß heute die Frau das alles auch zu bewältigen vermag. Und wenn sie sich nicht ehrenvoll behauptete, hätte ein uferloser Dilettantismus nur seine Blößen schmählich enthüllt. Eine Probe auf das Exempel ist gemacht worden und restlos aufgegangen. Und wäre es denn nichts Neues, daß heute die Frau als Architektin und Wohnungsausstatterin, als Gärtnerin, Schaufensterdekorateurin und Orchesterdirigentin ernst genommen werden muß? Hat ihre Mitarbeit in

den Kolonien, in der sozialen Arbeit nicht bereits reife Früchte gezeitigt? Was ahnten die letzten Jahrzehnte von Ämtern wie die Hortleiterin, die Schulpflegerin, die Polizeidame, die Bibliothekarin, die wissenschaftliche Assistentin, die Wohnungsinspektorin! Die Frau im Universitätsstudium wie die dörfische Feldarbeiterstochter im Haushaltkursus der Wanderschule stellen zwei Gegenpole dar, die beide gleich wichtige Gradmesser des Kulturfortschritts bedeuten. Eine Fülle dieser Resultate konnte nur aus der straffen Organisation der Verbands- und Vereinstätigkeit hervorgehen. Disziplin, diese Zuchtmeisterin der Energien, beherrscht heute auch die Frauenwelt. Nur ein erstarkendes, nicht mehr das schwache Geschlecht konnte zu solchen Lebensäußerungen vordringen. Verlorene Liebesmühe scheint es, an die ein für allemal Übelwollenden Gegengründe zu verschwenden.

Wenn es möglich war, daß in der Ausstellung **eins** vergebens gesucht wurde, das **Herz der Frau**, so hatte eben der Wald die Bäume unsichtbar gemacht, die Triebfeder des Ganzen war nicht begriffen. Gerade dieses Werk wurde aus **Gemeinnützigkeitssinn** geboren. Die in ihrer Lebensstellung, in ihrem Beruf gesicherte Frau hatte es im Dienst der strebenden und ringenden Mitschwester geschaffen. Und nur eine krasse Oberflächlichkeit der Betrachtungsart konnte den goldenen Kern sozialer Betätigung im Jugendheim, in der Krankenpflege, in Wohlfahrtseinrichtungen, in dem vielverzweigten Organismus des Vaterländischen Frauenvereins und seiner Verbände vom Roten Kreuz übersehen.

Der praktische Verstand Hedwig Heyls hatte dank einer zufälligen Anregung aus den Kreisen der Großindustrie den Plan des Ganzen entworfen, und nur die tiefste Liebe zu ihrem Geschlecht vollendete seinen bewunderungswürdigen Ausbau. Sie wußte, daß ihr zuverlässige Mitarbeiterinnen zur Verfügung standen, und den Mut zur Tat gab der Ausspruch Friedrich Naumanns: „Für das Gelingen jedes Unternehmens ist es ausschlaggebend, daß der Oberführer die rechten Unterführer an ihren Platz stellt.“ Der schirmende Laubbaum wurde das Ausstellungswahrzeichen, und in der Festkantate, die zur Eröffnungsfeier in hundertstimmigem Chor brausend die Hallen durchklang, hieß es:

Wir stehen allgemeinsam!
Allgemeinsam, nicht in Waffen,
Doch in Mut und fester Treue.

Der bedeutende Erfolg der Ausstellung lag zweifellos in äußeren Vorzügen, in der Blumenfülle, den üppigen Melodien ihres Farbenorchesters, den reizvollen und abwechslungsreichen Schauobjekten. Aber der Frauenbewegung wäre ein schlechter Dienst durch die bloße Anwaltschaft des Ästhetizismus geleistet worden. Es galt, das Wirken der Frau in Haus und Beruf zu kennzeichnen. Alle Verbesserungen und Neuerungen innerhalb der Wirtschaftsführung, an denen sie selbst mitarbeitete und durch die sie neue Bildungsgänge in Stadt und Land einführte, mußten zur Anschauung kommen. Man wollte das Haus als wesentlichste Wirkungsstätte der Frau zeigen, aber zugleich die Zeitforderungen reden lassen, die mächtig an ihrer Sphäre sogen und auch sie hinaustrieben auf den lauten Lebensmarkt. Die Besucher dieser Ausstellung sollten die geweiteten Formen erkennen, in die die Frau von heute hineinwachsen mußte, die Leistungsfähigkeit allzulang geschonter, fast verkümmerter Verstandes- und Gemütskräfte. Alle Resultate einer Sichselbstentdeckung, vor allem die wie Bienenschwärme aufwirbelnden neuen Berufsarten, mußten deutlich gemacht werden. Und was sich hier lebensvoll umbildete und neu gestaltete, hatte möglichst fesselnde Formen angenommen. Man stand überrascht vor dem reichen Berufsregister, das sich der Auswahl der Tochter von heute darbietet.

Rückschauend sichten wir nun einige Eindrücke.

Ein Pavillon für **Jugendpflege** wurde in den Mittelpunkt der Ausstellung gerückt, und die Inschrift, die der Ruhestätte des Dichters mit dem wärmsten Menschenherzen zuerteilt wurde — cor corum — gebührte auch dieser Schöpfung. Hier handelte es sich nicht um die Kinder aus gehütetem Heim, sondern um den Liebesdienst an den Unbeschützten. Wo wirtschaftlicher Zwang, Krankheit oder andre Gründe den Organismus der Familie versagen lassen und der Nächstenliebe schwere Aufgaben zuerteilen, greifen die Wohlfahrtsanstalten ein, die hier Beispiele aus ihrem Betrieb zum Studium darboten. Der Verein „Mutter- und Kinderheim“, das Säuglingsheim Westend, das





Phot. Boedecker, Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Jugendbücherei.

Pestalozzi-Fröbel-Haus und das Charlottenburger Jugendheim hatten einen fesselnden sozialen Kursus vorbereitet. Wir schritten durch die ebenso praktisch wie liebevoll ausgestalteten Räume der Krippen und Horte, Säuglinge sahen wir sauber gebettet und verpflegt, sahen die für ältere Kinder ganz im Stil eines geordneten Familiensystems eingerichteten ansprechenden Räume, die Kindergarten- und Schularbeitszimmer. Pädagogische Weisheit des Einst und des Heute hatte zu solchen sozialen Errungenschaften zusammengewirkt, und was ausgestellt war, entsprach vorhandenen erprobten Einrichtungen. Das Modell einer kleinen Jugendbücherei bot bis in den Bilderwandschmuck, die Blumenvasen und vor allem in dem Büchermaterial, unter dem auch die „Lebensbücher der Jugend" vertreten waren, ein Kabinettstück ansprechender Zweckmäßigkeit. Es zeigte, wie die Volksbildung sich um die Jugend bemüht, während Vater und Mutter im Erwerbsfron des Alltags stehen.

Mit besonderer Anziehungskraft trat die Gärtnerei auf. Abgesehen von allen dekorativen Leistungen an der Fassade und innerhalb der Ausstellungshallen, bot diese Abteilung ein anziehendes, übersichtliches Bild des Lehrgangs in den vielen Fachschulen. Die Arbeit der modernen gebildeten Frau im Erwerbsgartenbau wie als angestellte Gärtnerin war zu beurteilen; das Auge erfreute sich an Erzeugnissen aus den Studienkursen und an selbständiger Berufstätigkeit. Hedwig Heyl hatte ursprünglich in Charlottenburg aus erziehlichen und ästhetischen Gesichtspunkten die erste Blumen- und Gartenbauschule eröffnet. Es war typisch für die Entwicklung unsers nationalen Lebens, daß sechs Jahre später Fräulein Dr. Elvira Castner durchaus aus praktischen und volkswirtschaftlichen Überlegungen ihre heute berühmte Obst- und Gartenbauschule in Marienfelde bei Berlin ins Leben rief. Dank ihren Erfolgen erschlossen sich die Königlichen Gartenschulen weiblichen Hospitantinnen, und eine Reihe privater Anstalten entstand in allen Teilen Deutschlands. Die Marienfelder Mutteranstalt mit ihren Wirtschafts- und Wohnbauten, ihren Treibhäusern, Baumschulen und Plantagenfeldern nach Frauenentwurf war im hübschen Modell zu studieren. Da lockten Gemüse und Früchte der verschiedenen Institute, die Mustergurke von 90 cm Länge,

der Prachtapfel von dreijähriger Dauerhaftigkeit. Die Binderinnen hatten sich in dekorativen Fruchtkränzen ausgezeichnet, die Gartenarchitektinnen durch Abbildungen von Park- und Gartenanlagen und durch eine gefällig konstruierte Balustrade für Topfgewächse. Sicher geschulte Handfertigkeit ließ sich auch sonst noch an Glaserarbeiten, Möbeln, Körben und Gebrauchsinstrumenten kontrollieren. Genug, man war immer angeregt und voller Sympathie für einen neuen Frauenberuf, in dem vorläufig die Nachfrage nach Arbeitskräften weit stärker ist als ihr Angebot.

Auch eine umfassende landwirtschaftliche Abteilung hatte es verstanden, die Aufmerksamkeit stark auf dieses Berufsgebiet für gebildete Frauen zu lenken. Hier wehte dem Beschauer ein gesunder Freiluftzug entgegen. Man sah den Erntekranz winken, Hühner und Ferkel in aller Fülligkeit, Karpfen im Teich, Käsebereitung in der Molkerei und die Imkerin beim Einsetzen der Waben. Einblick in das Wirken der Frauen im Bauernhof und Stall, beim Gemüsebau und der Nutztierhaltung, bei der Verwertung tierischer und pflanzlicher Produkte, in ländlicher Wohlfahrts- und Heimatpflege war



Phot. Boedecker, Berlin.
Die Frau in Haus und Beruf: Molkerei in Frauenschulen.

ebenfalls gegeben. Proben textilen Hausfrauenfleißes setzten lustige Farbenflecke in das an sich belebte Gesamtbild. Wanderkörbe für Wöchnerinnen und Säuglingspflege und Wanderbibliotheken verrieten die mütterliche Sorge der Gutsfrau für ihre Dörfler, und die ernste Vorbereitung auf alle diese Frauenpflichten ging aus dem Studium der Darbietungen unsrer „Wirtschaftlichen ländlichen Frauenschulen" hervor. Man konnte den Lehrgang künftiger Gutsherrinnen oder ihrer Stellvertreterinnen, der Betriebsleiterinnen in Anstalten der Wohlfahrtspflege, wirtschaftlicher Lehrerinnen und landwirtschaftlicher Beamtinnen einsehen, und wo nicht die Produkte selbst glänzendes Zeugnis ablegten, gewährten Modelle und Photographien erschöpfende Orientierung. Selbst die Anlage eines vollständigen Musterdorfes ganz im traulichen Lokalstil der niedersächsischen Ebene war von der bewährten Architektin Emilie Winkelmann ausgestellt. Überall wurde die bedeutsame Anteilnahme der Frau an landwirtschaftlicher Arbeit klar, und etwas wie Rousseausche Regungen zog leise durch die Gemüter der Stadtmenschen.

Ein paar Schritte weiter wurde die Ausstellung zum Werber für Deutschlands Überseepolitik. In der Gruppe „Die Frau in den Kolonien" entfalteten sich heimkünstlerische und fürsorgerische Instinkte. Der Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft hatte sich das Ziel gesteckt, die Lebensbedingungen in den Tropen, die Arbeitsentwicklung in den Siedlungen, das Wirken der Roten-Kreuz-Schwester oder der Missionszugehörigen und die Wohlfahrtseinrichtungen auf afrikanischem Boden zu verdeutlichen. Als Hauptinteressensphäre war hier Südwestafrika zum Schauplatz gewählt. Man stand vor den Holzkistenmöbeln und Eisenemailgeschirren im jungen Farmhaus, spürte den Odem lebendiger Entwicklungsfähigkeit in primitivster Verfassung. Der gleiche Eindruck vor den Korbmöbeln im Wohnraum der Oberschicht. Dort schmückten bereits die Geweihe selbsterlegter Vierfüßler die Wände und schöngezeichnete Pantherfelle oder Volkskunstleistungen der Neger Tisch und Diwan. Auch das Haustier, die Schildkröte, fehlte nicht auf dem Fußboden. Segnungen der Wissenschaft wurden in der Hospitalbaracke der Schlafkranken klar. Die Pflegeschwester studierte am Mikroskop den Erreger der



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Die Frau in der ländlichen Wohlfahrt.

schlimmen Seuche und waltete still ihres Helferamts an sauberen Betten. Wir sahen die schwarzen Diener als wohlgeschulte Hilfskräfte hier wie im Urwaldzeltlager ihren Pflichten obliegen. Nicht schönfärberisch, in realistischer Echtheit war alles gestaltet. Der Ernst des Lebens redete, aber zugleich die Freude, es kraftvoll eignen Forderungen anzupassen. Robinson-Erlebnisse mußten auch zur Sehnsucht weiblicher Beschauer werden, aber sie reizten mehr die echt weiblichen als die abenteuerlichen Instinkte.

Mit den Stimmensoli als Chanteclers-Gehege mischte sich das Dröhnen und Rasseln aus der Maschinenwelt des Oberstocks. Man ließ die bäurisch behagliche Alkoholfreie Gaststube zur Linken und das lustige Wirtshaus Zum grünen Baum zur Rechten, die leckeren Schüsseln „der Produzentin in der Stadt", all die Prachtschinken und Würste „der Produzentin auf dem Lande", die bürgerliche und die Arbeiterwohnung hinter sich und eilte empor. Dort hatte die Tyrannin der Werkstätten, die Maschine, ihr Reich aufgeschlagen, und aller Art technische Verfahren, das Spinnen und Weben, wurden offenkundig. Fabrikarbeiterinnen, Heimstubennäherinnen und Kostümmodistinnen wiesen die Phalanx der arbeitenden Frau. Hier lag der Reiz für das Auge im Entstehen der Dinge. Die vier größten Industriegruppen — das Bekleidungsfach, die Textilproduktion, die Nahrungs- und Genußmittelbranche und das Reinigungsgewerbe — gewährten interessante Einblicke in ihre Aufgaben. Wer geduldiger hinschaute, erkannte an Stichproben überall den fruchtbaren Zug der Neuzeit nach Qualitätsleistungen. Für die energische Bewegung zugunsten gründlich erlernter Frauenarbeit, die bereits in der modernen Handwerkergesetzgebung ihren Ausdruck fand, machte die Wirklichkeit erfolgreich Propaganda. Amüsant waren die Gesellen- und Meisterstücke neugebackener weiblicher Schuhmacher, Schmiede, Optiker und Töpfer. Auch in den dem Kunstgewerbe nah verwandten Handwerken — der Photographie und Buchbinderei, dem Juwelier-, Uhrmacher- und Holzschnitzergewerbe wie der Glasmalerei — behaupteten sich die weiblichen Vertreter in Ehren. Neuartiges hat sich überall herausgebildet. Es wird nach und nach ergänzend



Phot. Boedecker, Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Arbeitszimmer in den Tropen.

neben die Leistung des Mannes treten und endgültig beider Wertgehalt steigern helfen.

Das laute Leben verstummte bald beim Durchwandeln der Kojen, die dem ältesten und edelsten Frauenberuf, der Krankenpflege, überwiesen waren. Von dem imposanten Umfang ihrer Wirksamkeit sprachen die Abbildungen und Tabellen, die vielfältigen Trachten der katholischen Ordensschwestern. Mit Ehrfurcht erfüllte das Diakonissenwerk der evangelischen Kirche mit seinem Stab von zwanzigtausend Frauen und die junge Gründung einer jüdischen Schwesternschaft. Auch diese Welt enthüllte ihre Sonderbestrebungen in vielen Gemeinschaften weltlicher Pflegerinnen. Von der Vereinigung der Viktoriaschwestern bis in die letzte Stufe all dieser Entwicklung, der fast auf gewerkschaftlichen Grundlagen aufgebauten Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen, waren mit Geschick in Statistiken und Pflege-Utensilien Lebensbilder zusammengestellt. Man spürte den Mitgliedern der Vaterländischen Frauenvereine vom Roten Kreuz den Stolz ihrer Zugehörigkeit zu einem weltumfassenden Helferbund an. Sie hatten ihre Schau mit großer Liebe vorbereitet und entrollten ihr Arbeitsprogramm in einer Reihe von Abteilungen und in eigner Baracke. Der geographische Umfang ihrer Wirkungssphäre mußte wie der gewaltige Apparat ihrer Wohlfahrtseinrichtungen erstaunen. Die Entwicklung dieser riesigen Frauenorganisation, die heute eine halbe Million Mitglieder zählt, ließ sich von interessanten Dokumenten, Bildern und Modellen deutlich ablesen. Man sah die Verwirklichung der großen Ziele: Liebestätigkeit an den Patienten im Felde, Linderung außerordentlicher Notstände, Beseitigung und Verhütung wirtschaftlichen Unglücks. Ein lebendiger Eindruck von dem Wirken der Schwestern in China oder Afrika wie im Dienst vaterländischer Aufgaben wurde heimgetragen. Das Rote Kreuz prangte als Symbol gedeihlicher Arbeit über Darstellungen von Lungenheilstätten, Arbeitergärten, Horten und gewerblichen Schulen, wie über Frauenleistungen handarbeitlicher Art aus Zentren in Baden, Straßburg und Kassel, die den Stempel künstlerischer Vollendung an sich trugen.

Die „Soziale Arbeit“ an sich trat weit weniger günstig in die Erscheinung. Hier hatte an vielen Stellen die plastische Phantasie versagt. In Modellen von Heimen und Kindergärten, in Bildern von aller Art Bewahranstalten und Schulspeisungen wurde auch der breiten Masse ein Lehrkursus er-



Phot. Boedecker, Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Krankenzimmer in den Tropen.

teilt, aber die vielen vortrefflichen Statistiken konnten nur fachmäßig geschulte Besucher belehren. Dem Laien blieb es versagt, die erstaunliche Summe der in der Jugendfürsorge beschäftigten Frauen gegen die geringe Zahl der in kommunaler Armenpflege Eingestellten abzuwägen. Am erfolgreichsten appellierte die Gefangenenfürsorge durch eine ergreifende Bilderserie an die Aufmerksamkeit der Passanten.

Wer im Obergeschoß geduldig weiterforschte, traf noch mehreremal auf solche Regietriumphe. In jedem Sonderteil war eine Fülle unendlichen Fleißes aufgewendet. Welche Mühe verriet das Gebiet „Die Deutsche im Ausland“! Und „Die Ausländerin in Deutschland“ faßte in einer geistreich komponierten Puppengruppe ein Königreich in einer Nußschale zusammen. Gerade diese obere Region freilich setzte die Dauereintrittskarte voraus.

Unser praktisches Leben führt mit der „Frau in Handel und Verkehr“ so reichlich zusammen, daß die Ausstellung ihr Wirken in Kontoren und Warenhäusern, im Eisenbahn-, Post- und Telephonverkehr meist statistisch bot. Aus den Angaben der größten überhaupt existierenden Frauenberufsorganisation, des „Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte“, ergab sich ein in vielen Beziehungen bedeutender Aufschwung der letzten Jahre. Photographien ergänzten immer die Belehrung, und man hatte der Schaulust auch die Telephonistin am neuesten Vielfachumschalteschrank vorgeführt. Würdig behauptete sich der jüngst organisierte Frauenberuf der Bühnenkünstlerinnen in der wechselnden Schau. Hier half der Kinematograph Lebensgänge spiegeln und soziales Mitgefühl auslösen. Nach Ansicht der kleinen Szene „Im Rampenlicht“ ging man nachdenklich heim. Man beneidete nicht mehr, man bemitleidete.

Wer die dem Kapitel „Erziehung und Unterricht“ gewidmeten Räume auch nur mit bedächtiger Schnelle abschritt, empfand lebendigen Zeitgeist. Die Lehrerin war in ihren Aufgaben durch die ganze Arbeitsstufenleiter von der Kindergärtnerin bis zur Oberlehrerin charakterisiert. Mitgliederzahlen und Gehaltsverhältnisse, neue Ämter und Berufsgestaltungen wie Bildungsgelegenheiten fand man klar auf Tabellen. Wohlfahrtseinrichtungen waren möglichst verdeutlicht. Fesselnde Ausstellungsobjekte boten die mannigfachen Resultate des Handfertigkeitsunterrichts. Man spürte geistvollere Methoden des Lehrens und Lernens. Wie hat doch das Prinzip individuellen Schaffens und Erfindens frisches Öl auf die alten Lampen ge-

füllt! Im Bildungsallerheiligsten „Frauenstudium“ kam der Kenner der Statistik und tabellarischer Darstellungen vor allem zu seinem Recht. Nur die Naturwissenschaftlerin und die Medizinerin hatten Greifbares in Präparaten und Abgüssen geboten und damit zugleich den neuen Beruf der Laboratoriumsgehilfin gekennzeichnet.

Wie ein Garantieschein auf künftige Entwicklung wirkte das Schlußglied des Ganzen: die „Bildergalerie der großen Frauen der Vergangenheit“. Das weibliche Geschlecht des Heute neigte sich vor seinen hervorragenden Vorgängerinnen. Es betätigte damit in Goethes Sinne die Eigenschaft, auf die „alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei — die Ehrfurcht“. In keinem Teil der Ausstellung versagte der Eindruck zielbewußten Wollens; das absolute Fehlen des Unausgereiften war ihr größter Erfolg.

Noch stand man dieser eben erschlossenen Hochflut der Dinge, wie Watts symbolischer Kindmensch dem tosenden Ozean des Lebens, gegenüber, als der Deutsche Frauenkongreß eine ganze Woche hindurch seine Vortragsfülle auszuströmen begann. Man hatte das Greifbare noch nicht gefaßt und sollte Beziehungen und Schlußfolgerungen feststellen. So liefen die Fäden von hüben nach drüben sehr locker. Ausstellung und Kongreß bestanden trotz allem geistigen Zusammenhang nebeneinander. Es will nichts bedeuten, daß dem Eingeweihten der Kopf von längst bekannten Stoffen dröhnte, daß es unnütze Wiederholungen gab und daher „Güte oft im eignen Allzuviel erstarb“. Der sich bis zum Schluß steigernde Wettkampf Tausender um den Platz im Riesensaal bestätigte das vollkommene Gelingen auch dieser Frauenveranstaltung. Mancher wertvolle Gedanke konnte nur leicht angedeutet werden, manches Thema mußte als Problem verbleiben, aber Anregungen und Klärungen ergeben sich überall. Mit verstärkter Energie werden Reformen verfolgt werden, Gegensätze haben sich überbrückt, der Gesamtwille zur Höherentwicklung hat entschiedene Kräftigung erfahren. Nicht in der Art des mo-



Zander & Labisch, Berlin.

Die Frau in Haus u[illegible] als Seidenspinnerin.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Die Frau als Teppichweberin.

dernen Dramas, das meist nur an einer Stelle den literarischen Wertgehalt konzentriert, sondern wie das klassische Werk mit seinen Qualitätswerten in **jedem** Teil verlief dieser Frauenkongreß.

Er bot mehrfache Höhepunkte. Unvergeßlich bleibt der Abend, der in dem Nebeneinanderstehen der Vertreterinnen der drei Konfessionen Andachtsgefühle auslöste. Immer wurde das Arbeitsgebiet der Frau innerhalb der Kirche entwickelt. Verschiedenartige Historie und verschiedenartige Leistungen wurden gekennzeichnet. Aber an keiner Stelle verriet sich trotz aller Bekenntnistreue ein Versteifen auf das Alleinseligmachende. Eine „Notwendigkeit der Toleranz gegen das Erleben alles innerlich Echten" forderte die evangelische Rednerin. „Uns verbinden tausend Gemeinsamkeiten", sprach die Katholikin unter brausendem Beifall. „Es strebe jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen", so schloß die Jüdin.

Tiefstes Ergriffensein verbreitete sich auch während des Vortrags über die Bedeutung der Organisation für das berufliche und persönliche Leben der Frau. Durch alle Sachlichkeit der Referentin fiel mit bewegter Stimme plötzlich der Ausruf: „Wir sind nicht mehr allein!" Und wie mit einem Scheinwerfer leuchtete er in die Tragik der vielen schwer beraubten Frauenseelen, denen der Zusammenhalt mit den Kolleginnen Ersatz für alles heiß entbehrte Liebes- und Mutterglück bereiten muß. Es war ein Gipfel, als Professor Harnack ohne jeden Vorbehalt für das akademische Frauenstudium und die weibliche Dozentur eintrat. Er begegnete sich mit Helene Lange und Gertrud Bäumer wie mit einer Schlußrednerin in dem Wunsche einer endgültigen Ausschaltung des beständigen Hinweises auf das Echt-Weibliche. Auch er erkennt darin die Gefahr eines Zwanges zur Einseitigkeit, und zum geflügelten Wort ist bereits sein Ausspruch geworden: „Es ist ebenso töricht, beständig Mütterlichkeit von der Frau zu verlangen, wie wenn der Zoologe fürchten wollte, daß der Schmetterling seine Flügel verlieren könnte."

Auch durch den idealen Geist der Vorträge, die sich mit der Bedeutung der Frauenbewegung für das Verhältnis der Geschlechter befaßten, wurden die Gemüter stark bewegt. Zum erstenmal referierten die verschiedenen kirchlichen und weltlichen Organisationen nebeneinander über das Thema „Krankenpflege". Stark waren die Eindrücke von der Ausdehnung und Schwere dieser Berufsarbeit, und es wird sicher luftreinigend wir-

ken, wenn Mißstände, vor allem der der Arbeitsüberbürdung der Schwesternschaft, hier zur Sprache kamen, doch hätte jede gegnerische Schärfe auf diesem neutralen Boden vermieden werden müssen.

Empor trug noch einmal der Vortrag der ausgezeichneten Kongreßleiterin Dr. **Gertrud Bäumer**, die die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur zeichnete. Dem schöngeistigen Frauentyp der Klassikertage stellte sie die intellektuellere Frau des Heute gegenüber. „Wir müssen kindliche Reize preisgeben, alte Werte in eine neue Zeit tragen", war die Richtschnur, die sie mitgab. Und man empfand nur zuverlässige Wohlabgewogenheit, weil sie die Naivität des Herzens und die Sicherheit des Instinkts als die unzerstörbaren Uranlagen ihres Geschlechts voraussetzte.

Dieser Frauenkongreß erhielt seine Stempelung durch die Anlage seines Programms — „Hauswirtschaft" stand am Anfang und „Frauenstimmrecht" war an das Ende gesetzt. Die gemäßigte Frauenpartei hatte diesmal die Führerschaft, und sie bemühte sich sichtlich um gleiches Recht für alle. Im modernen Sinne wurde das Thema der Hauswirtschaft behandelt. Reformbedürftigkeit war die Grunderkenntnis, weil Umbildungen des lebendigen Lebens mitgelebt werden müssen, aber das **Haus** wurde als Kernpunkt aller Fraueninteressen betont. Auch bei dem die Gemüter stark erregenden Thema der Koedukation kennzeichnete sich dieser Geist. Stimmung zugunsten der Forderung äußerte sich von allen Seiten, aber eine Durchführung von Fall zu Fall wurde empfohlen. Den Zeitverhältnissen entsprechend war dem Kapitel Frauenberufe der breiteste Raum im Kongreßprogramm zugebilligt. Man fühlte, daß brennende Fragen für alle vorlagen. Gleichviel, ob es sich um die höheren Bildungsfächer, um Landwirtschaft, Theater, Kunstgewerbe, die Friseurin oder das Dienstmädchen handelte — einmütig standen alle Frauen zusammen in dem Rufe nach **Qualitätsarbeit**. Gründlichere Berufsvorbildung ist der Allgemeinwille, und das durch den Kongreß mächtig gehobene Solidaritätsgefühl der Frauen wird ihm zu nachdrücklicher Betätigung helfen. Auch in der Frage des **Frauenstimmrechts** ergaben sich keine Abweichungen in der Grundauffassung. Allgemeine Zustimmung lohnte den Ausspruch einer radikalen Rednerin: „Wir drängten uns zu Pflichten, nun gebt uns Rechte! Wir wollen aus dem Staat ein Heim machen."

Das Für und Wider der Parteien kann den tiefen Eindruck der Ausstellung und des Kongresses nicht abschwächen. Diese Früchte werden reifen. Der Kulturweg der deutschen Frau geht schrittweise vorwärts. Sie ist mit ihren höheren Zwecken erstaunlich schnell an Sachlichkeit und Selbstsicherheit gewachsen. Auch sie ist ausgerüstet, das Volk der Träumer zu einem Volk der Praktiker zu entwickeln.



Phot. Boedecker Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Die deutsche Frau im Auslande, nach der Zahl in entsprechend großen Figuren dargestellt.

Von links nach rechts: Schweden, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Norwegen, Niederlande, Frankreich, Dänemark, Österreich (die größte Figur), Ungarn, Belgien, Rußland, Großbritannien, Schweiz, Italien.







Ganz einfach Luise

Novelle von C. von Blanckenburg geb. von Bülow

I

Als Wilhelm von Binding sich verlobt hatte, erzählte er allen Menschen von seiner Braut. Sein gutes Gesicht strahlte dabei. Und jedesmal schloß er mit den Worten: „Aber das beste an ihr ist: sie heißt ganz einfach Luise." Die jetzt modernen Namen wie Waldtraut, Irmela, Edelgard haßte er nämlich. Und dann heiratete er sie und brachte sie in die Gegend.

Die Gegend freute sich auf sie. Das tut die Gegend immer, wenn etwas Neues in sie eintritt, denn manchmal langweilt sie sich, weil sie so vortrefflich ist. Wäre sie aus reiner Tugend vortrefflich, dann würde sie sich vielleicht nicht langweilen. Denn Tugend fühlt sich erhaben und sonnt sich in sich selbst; aber sie war hauptsächlich deshalb vortrefflich, diese Gegend, weil sie es nicht besser verstand, und darum gähnte sie manchmal.

Heute gähnte sie nicht. Sie war zu einem Geburtstagsfest in Ramberg versammelt und sah gespannt nach der Tür, wo eben Wilhelm von Binding seine junge Frau, sie leise am Arm fassend, in den Saal führte. Das war sie also!

Eine Stunde später trat Rittmeister Ernst Binding an seinen Vetter heran: „Deine Frau heißt ja gar nicht ganz einfach Luise, du törichter Wilhelm," sagte er, indem ein etwas sarkastisches Lächeln um seinen Mund spielte. Wilhelm sah ihn verständnislos an. Da kam ihm die kleine schwarze Frau von Heßbach zu Hilfe, die neben ihm gestanden und die Worte gehört hatte. Ganz fix, wie es ihre Art war, sagte sie: „Ihr Vetter meint, man könnte zum Beispiel auch sagen, Ihre Frau hat ein ganz einfaches weißes Mullkleid an; weil sie es aber trägt, ist es kein einfaches Mullkleid."

„Ach so —" sagte Wilhelm. Ganz verstand er die Sache nicht, aber doch beinahe.

Der Rittmeister schlug ihm lachend auf die Schulter: „Mach' dir keine Sorgen, alter Freund, sie ist jedenfalls ganz einfach — entzückend!" Dann bot er seiner neuen Cousine den Arm und führte sie in den Garten. Er wollte ihr die berühmten Koniferen zeigen, sagte er.

Luise legte zögernd ihre Hand auf seinen Arm und blickte über die Schulter hinweg zurück nach ihrem Manne. Ihre Augen hatten etwas wie der Himmel an einem schönen Septembermorgen. Ein leichter Nebelschleier lag darüber. Aber warte, wenn erst die Sonne durchbricht! Ihr Mann nickte ihr freundlich zu. Da wandte sie sich mit einem lächelnden Wort an den Vetter und ging mit ihm. Die Schleppe ihres weißen Mullkleides glitt langsam hinter ihr her die Treppe der Veranda hinunter.

— — — — — — — — — — — —

Das war vor acht Jahren gewesen. Heute war Luise von Binding schon ganz eingelebt in der Gegend. Niemand regte sich mehr auf, wenn sie in den Saal trat. Sie war eine gute brave Landfrau geworden, die treu für ihre Leute sorgte, ordentlich ihren Haushalt führte, im Herbst ihre Gänse schlachtete und ihre Gravensteiner Äpfel nach Berlin verkaufte. Sie hatte in den ersten Jahren ihrer Ehe einem Sohn das Leben geschenkt, dem sie die liebevollste Mutter war. Sie wurde von ihrem Manne auf den Händen getragen, und zum Dank dafür flocht sie feine goldene Fäden und wirkte sie zarte rosa und blaue Schattierungen in das Gewebe seines Alltagslebens. Sie tat das bewußt. Er aber genoß es unbewußt.

In ihren Augen war immer noch das Verschleierte, das auf die Sonne zu warten schien. Um ihren Mund lag ein feiner Zug, man wußte nicht, ob er vom Schmerz da hineingegraben war oder ob er einen starken Willen ausdrückte.

Manchmal stand Luise des Abends in ihrem Garten da oben, von wo aus man einen weiten Blick über den Fluß und das Tal hat, und wo man die blauen Wälder sehen kann, die so aussehen, als ob sie die



Sehnsucht verkörperten, und als ob man glücklich sein würde und sehnsuchtslos, wenn man sie einmal betreten dürfte. Und wenn man es dann erreicht hat und kommt hinein und geht auf den Waldwegen und sieht die blauen Glockenblumen blühen und hört die Wipfel der alten Fichten rauschen und flüstern, dann ist es wohl schön — ja, sehr schön — aber die Sehnsucht bleibt doch.

Ja, da stand Luise oft, und dann kam ihr Mann und legte den Arm um sie und sagte: „Komm herein, es wird kühl. Hoffentlich wird es morgen nicht regnen, ich will gern das letzte Heu einfahren."

„Ach nein," antwortete sie dann wohl, „die Sonne ging ganz rot unter, ich glaube, es wird schön," und sagte nie, daß sie nicht nach den Wolken ausgesehen und daran gedacht habe, ob es gutes Wetter würde, sondern daß sie nach den blauen Wäldern geschaut über das Tal hinüber und über den Fluß, und daß dort die Sehnsucht wohne.

Aber der Zug um ihren Mund wurde scharf dabei. Und der Mann küßte den Mund und merkte nichts davon.

In Ramberg, dort, wo damals Wilhelm von Binding seine Frau der Gegend vorgestellt hatte, gab's heute ein großes Diner. Es galt die Generalstabsoffiziere zu feiern, die in der Kreisstadt für mehrere Sommermonate stationiert waren, um topographische Aufnahmen zu machen. Ein Major und drei Leutnants. Man freute sich allgemein, daß man endlich mal ein paar Herren hatte, um die jungen Mädchen zu Tisch zu führen, denn abgesehen von einem gelegentlich sich auf Urlaub befindenden Leutnant oder einem auf das Amtsgericht verirrten Referendar gab es hier fast nie unverheiratete Tischherren für die jungen Damen.

Der Major von Christburg wurde Luise vorgestellt in dem Augenblick, ehe die Flügeltüren nach dem Eßsaal geöffnet wurden. „Ich habe die Ehre, Sie zu Tisch zu führen, meine gnädige Frau," sagte er und bot ihr den Arm. Es waren ganz alltägliche Worte, aber so, wie er sie aussprach, klangen sie wie eine Huldigung.

Dann saßen sie nebeneinander ein ganzes langes Mittagessen hindurch. Er sah ihr feines Profil und den dichten blonden Haarknoten in ihrem Nacken, und sie sah seine scharfgeschnittene Nase, seine starken dunklen Augenbrauen und seine graugrünen ernstblickenden Augen, und sie fragte sich, wie er innerlich sein möchte. Und er dachte: Welchen Duft würde sie wohl haben, wenn sie eine Blume wäre? Und er meinte, sie müsse Liane heißen. Aber als er sie nach ihrem Vornamen fragte, da sagte sie: „Luise."

Und dann — sie wußte es nachher ganz genau — sprachen sie vom Handküssen und den Sitten und Gebräuchen dabei. Und er behauptete, daß die Herren allen verheirateten Damen die Hand küßten, das sei eine ganz veraltete norddeutsche Sitte, und nirgend sonst in der Welt sei es Mode. Sie bestritt das und meinte, es stände außerdem jedem Manne gut, wenn er sich über die Hand einer Dame beuge, es sei ritterlich und schön. „Das ist mir ganz egal," meinte er darauf etwas scharf, „ich küsse nur der Frau die Hand, die ich besonders verehre." Und dann nach Tisch hatte er sie in den Salon zurückgeführt und ihr gesegnete Mahlzeit gewünscht. Hatte ihr dabei die Hand geschüttelt und diese Hand nicht geküßt. Um seine Mundwinkel hatte es dabei ironisch gezuckt. Sie war errötend zurückgetreten und hatte sich geärgert.

Abends fuhr Luise mit ihrem Manne im offenen Wagen nach Hause. Es war warm und sternklar, der Große Bär stand glitzernd vor ihnen, sie fuhren in gerader Richtung auf ihn zu. Der Nachtwind war lau und lind, er kam über die blühenden Roggenfelder gezogen und brachte an Duft und Zauber mit, was er unterwegs aufgesammelt hatte, um es um Luises Stirn zu fächeln. Sie hatte einen leichten Schleier um den Kopf geschlungen und sah ernst zum Großen Bären hinauf. „Er hat doch entschieden etwas Gravitätisches an sich," sagte sie zu ihrem Manne.

„Wer? Der Major von Christburg?"

Luise lachte hell auf. Der Nachtwind kam schnell und trug das Lachen hinunter zum Teich, wo es silbern in das ernste Gequake der Frösche hineinklang, um dann von dem flüsternden Schilf aufgenommen zu werden und darin zu ersterben. „Nein, der Große Bär!"

„Ach so! Was du auch immer für drollige Gedanken hast! Ich dachte nämlich gerade an den Major, er sagte, er wollte uns seinen Besuch machen. Da lud ich ihn zu morgen ein, er kann gleich einen Bock schie-

ßen, soll ja Jäger sein. Ich kannte übrigens seinen Bruder gut, er stand bei meinem Regiment."

„Ja?" sagte Luise gedehnt. „War der nett?"

„Oh, sehr! Findest du den Major etwa nicht nett?"

„Doch — nur er hat so etwas an sich, als ob er sehr hohe Ansprüche an die Menschen und an das Leben stellte."

„Jedenfalls macht er eine famose Karriere — sieht noch mächtig jung aus und ist schon Major."

„Ich glaube, er ist auch ziemlich überzeugt von seinem Wert."

Hiergegen hatte Wilhelm von Binding nichts einzuwenden. Durch die alten Linden schimmerte auch schon das Licht aus ihrem Hause, und der Große Bär wurde blaß und verschwand hinter dem hohen roten Ziegeldach.

Am andern Tage zog ein Gewitter auf, und der Bock konnte nicht geschossen werden.

Der Major war aber doch erschienen. Er hatte sich für die Zeit seines Aufenthalts in Wildenburg einen kleinen Wagen und einen flinken Fuchs gekauft, den er selbst lenkte, und kam gerade vor die Tür gefahren, als die ersten Regentropfen fielen.

„Mit dem Bock ist es heute nichts, aber meine Frau erwartet Sie." Damit führte Wilhelm ihn ins Haus.

Luise stand am Teetisch und goß gerade ihrem kleinen Werner die Milch ein, als Herr von Christburg eintrat. Es war ein hübsches Bild, wie sie sich über den blonden Knaben beugte, und der Major erfaßte es mit einem Aufblitzen seiner Augen.

Dann tranken sie Tee — ja, und dann saßen sie in Luises Salon, während es draußen leise weiterregnete. Wilhelm wurde abgerufen, weil der Inspektor ihn wegen eines auf dem Nebengut soeben verhagelten Roggenfeldes sprechen wollte, und sie waren beide allein.

Herr von Christburg rauchte eine Zigarette und sah nachdenklich die ihm gegenübersitzende Frau an. Er kannte viele Frauen, zu viele vielleicht, und er bemerkte, daß die Augen dieser Frau verschleiert waren.

„Sie sind nicht verheiratet?" fragte Luise unvermittelt.

„Nein."

„Wie schade!"

„Warum schade?"

Luise begegnete dieser Frage mit einer andern: „Und Ihre Mutter lebt nicht mehr?"

Ein Schatten ging über des Mannes Gesicht: „Nein, woraus schließen Sie das?"

„Ich dachte es mir, Sie sehen so aus, als ob Ihnen Frauenhände fehlten."

Der Major blickte betroffen an seinem Jagdanzug herunter. „Ist da irgendwo was kaputt?"

„Nein," sagte sie lächelnd, „es ist alles heil und ordentlich. Ich meinte etwas andres." Und leicht glitt sie hinüber auf ein andres Thema.

Was denkt die kleine Person sich eigentlich? dachte Herr von Christburg bei sich. Mir sollten Frauenhände fehlen? Und er sah im Geiste die vielen Hände vor sich, die alle in sein Leben irgendwie eingegriffen hatten: lange schmale und kleine energische und bräunlich harte, und er sah Luises Händen zu, die an einem roten Schal strickten, der wie ein feuriger Schein auf ihrem weißen Kleide lag, und er sah, daß es schöne und fleißige Hände waren, voll Leben und Kraft, aber Hände, durch die die Liebe noch nicht geflossen war. Und daher auch die Augen, dachte er weiter.

Es hatte aufgehört zu regnen, und Wilhelm Binding trat herein.

„Ich habe anspannen lassen, wollen Sie mitfahren auf das Vorwerk, um das verhagelte Feld zu besehen — und du auch, Luise? Es ist so schöne Luft jetzt."

„Ja, gern!" stimmte Herr von Christburg zu, und Luise stand auf und ließ das rote Strickzeug in den großen weißen Weidenkorb gleiten, der neben ihrem Platze stand.

Der Hausherr kutschierte selbst, sein Gast und seine Frau saßen hinter ihm im Wagen nebeneinander. So fuhren sie durch die dampfenden regennassen Felder. Die Gewitterwolken zogen langsam davon, am Horizont stand ein Regenbogen. Mit seinen leuchtenden Farben schien er aus der Erde emporzuwachsen und in den Himmel hineinzuragen, ein dauerndes Bindeglied zwischen beiden bildend, und doch war er nichts wie ein funkelnder Traum des sich brechenden Lichtes. Sinnend sahen die beiden Menschen, die sich erst so kurze Zeit kannten, dem wunderbaren Schauspiel zu, und sie hatten das Gefühl, als empfänden sie dasselbe.



„Wenn es auch keine Himmelsbrücke ist," fing Wolf von Christburg an, so als ob er ihre Gedanken weiterspönne, „es ist eine Brücke in die Tage der Kindheit hinüber und darum doch eine Himmelsbrücke, denn Himmel bedeutet doch dasselbe wie Paradies, nicht wahr?"

„Beinahe," nickte Luise.

„Jedenfalls ist es das einzige Paradies, das ich kenne oder an das ich glaube," fügte er leiser hinzu. „Wenn meine Mutter mit uns Kindern nach dem Regen am Fenster stand, dann zeigte sie uns voll Jubel den Regenbogen und sagte, die Engel gingen darauf spazieren, und wir — wir glaubten das."

„Ja, natürlich, das glaube ich heute noch," stimmte Luise eifrig bei. „Wozu sollte er auch sonst da sein? Wissen Sie, manche Sachen, die weiß ich natürlich genau, aber ich glaube sie nicht. So weiß ich, daß der Regenbogen irgendeine Spiegelung der Sonne ist, aber ich glaube es ganz einfach nicht. Ich glaube so viel, viel schönere Sachen. Und ich weiß, daß die Sterne da oben lauter Welten sind, unzählige, weit, weit abliegende wunderbare Körper, aber ich glaube nicht daran. Für mich sind es so viele Fenster, durch die ich in den Himmel blicken kann — und dann — denken Sie mal, wie schön es da sein muß — so hell und strahlend und glücklich!"

Herr von Christburg blickte sie betroffen an. „Ach!" sagte er nur.

Da wandte Wilhelm den Kopf: „Seht mal, da sind wir!" und er deutete mit der Peitsche auf das verwüstete Feld.

Lebhaft beugte Luise sich vor: „Ach, wie jammervoll das aussieht, Wilhelm! Der schöne Roggen! War es nicht gerade dein bester?"

„Ja, beinahe. Der Schlag am Walde war wohl noch etwas stärker, aber ein Jammer ist es drum! Zwölf Zentner hätte er gut gebracht. Ich denke, achtzig Prozent kann ich anmelden. Es wird sich kaum lohnen, ihn zu dreschen."

Langsam fuhr Herr von Binding an dem Roggenschlag entlang. Sie betrachteten die geknickten grünen Halme, die traurig und ergeben die Köpfe hängen ließen; der Blütenstaub war ihnen vom Regen abgeschlagen, und sie mußten verdorren, ohne Früchte getragen zu haben.

„Wie traurig ist doch alles, was in der Jugend verderben muß!" sagte Christburg ernst.

Luise nickte nur.

Dann fuhren sie nach Hause. Wilhelm sprach von seinen Feldern und erklärte seinem Gast die Fruchtfolge und verschiedene Art der Bearbeitung und Bestellung.

Luise sah dem Regenbogen zu, wie er langsam immer blasser wurde und dann ganz verschwand. Wie ein Traum von Glück und Liebe, der sich uns nur lockend zeigt, um in ein Nichts zu vergehen, so erschien er ihr.

Und Wolf von Christburg kam sehr oft nach Rodenwalde. Gegen Abend, wenn er seine schriftlichen Arbeiten beendet hatte, ließ er fast täglich seinen Fuchs anspannen und fuhr hinaus. Dann traf er sehr oft Luise, wie sie auf der Veranda saß. Um sie her blühten die roten Geranien und die blauen Lobelien, und sie blickte daraus hervor, fast selbst einer Blume ähnlich. Dann setzte er sich zu ihr und nahm ein Buch aus der Tasche und las ihr vor. Solche Bücher, wie sie sich bisher selten zu Luise verirrt hatten, weil niemand da war, der ihr die Titel genannt hätte. Sie lauschte mit hungrigem Ausdruck, wenn das, was er las, von den Wundern der Erde redete, oder wenn es sprühende Worte waren, in denen ein begeisterter Forscher die Fäden nachwies, die sich durch die Geschichte der Völker und Länder hinziehen, Fernabliegendes mit dem Neuesten und Nächsten verbindend, oder wenn er mit seiner volltönenden und wohllautenden Stimme Verse las, lyrische Gedichte von feinster Stimmung oder Balladen von tiefer Tragik, wie sie unsre modernen Dichter lieben. Auch Dramen brachte er ihr wohl und eröffnete ihr so das Verständnis für das Ringen unsrer Zeit mit ihren neugeschaffenen Werten und Idealen. Wenn er aber ein Buch mitgebracht hatte, in dem heilige Dinge ohne Ehrfurcht oder die tiefsten Geheimnisse des Menschenlebens ohne Scheu behandelt wurden, Bücher, die mit hinreißendem Schwung geschrieben, doch im Inneren krank und faul waren, dann geschah es wohl, daß sie leise aufstand, ihm das Buch aus der Hand nahm, es auf den Tisch legte und, ohne ein Wort zu sagen, hinunter in den Garten ging, wo ihr Knabe spielte und nach den weißen Schmetterlingen jagte.

Der Mann blieb dann sitzen und sah ihr nach, sah, wie sie ihren Jungen an die Hand nahm und mit ihm davonging zu seinen Kaninchen oder zu seinem Pony, und wie sie mit ihm scherzte und lachte. Und er fühlte sich ausgeschlossen und allein.

Sie war die wunderbarste Frau, die er bis jetzt kennen gelernt hatte, und er staunte oft über sie. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er kein weibliches Wesen so hoch gestellt, wie er begann Luise hochzustellen. Ja, er fing an, den Mann zu beneiden, dem sie gehörte, und er verstand es, daß Wilhelm von Binding seine Frau noch heute ebenso oder mehr liebte, wie er sie als Braut geliebt hatte, und daß er sich immer ungemütlich fühlte, wenn er zu Hause und Luise nicht bei ihm war. Nur seiner starken Tätigkeit in der Wirtschaft und seinen häufigen Fahrten in die Kreisstadt, wohin allerlei Ehrenämter, Vereine und Sitzungen ihn riesen, verdankten Herrn von Christburg und Luise ihre vielen gemeinsamen Lesestunden und ihre gelegentlichen weiten Spaziergänge, bei denen der kleine Werner allerdings fast immer seine Mutter begleitete.

Wenn Wilhelm dann nach Hause kam, war sein erster Gang zu seiner Frau, und es war jedesmal, als hätte er eine große Freude, wenn er sie wiedersah. Auch erzählte er ihr haarklein alles, was er erlebt hatte, sei es in der Wirtschaft, sei es in der Stadt. Und sie lauschte verständnisvoll mit klugen Augen und tat gute klare Fragen, die er gern und voll Eifer beantwortete.

„Und was habt ihr gemacht?“ fragte er, wenn er wie jetzt fast alle Tage seine Frau und Christburg zusammen fand.

„Wir? Wir haben gelesen und gesprochen.“

Und wenn der Gast des Abends fortgefahren war, dann sagte Luise wohl zu ihrem Manne: „Sieh mal, das ist doch ein Mensch, der sich die Mühe gibt, mit einer Frau zu sprechen. Die Herren hier in der Gegend nehmen uns Frauen alle nicht ernst. Das, wofür sie und wir uns wirklich interessieren, darüber reden sie nie mit uns, sie behandeln uns wie Kinder, mit denen man von ihren Puppen und Soldaten spricht. Du glaubst nicht, wie ermüdend das oft ist.“

Wilhelm hörte erstaunt zu. „Darüber hast du dich ja noch nie beklagt,“ meinte er.

„Nein, denn ich habe es wohl unbewußt empfunden, aber es ist mir noch nie recht klar geworden. Jetzt weiß ich erst, was es heißt, sich vernünftig mit einem Manne unterhalten.“

„So? Und mich rechnest du wohl gar nicht mit?“ Wilhelm sagte es zärtlich drohend und nahm Luise in die Arme.

„Ach, du lieber alter Bär, du bist doch kein Herr!“ antwortete sie und zupfte ihn am Ohrläppchen.

Er küßte sie zur Strafe, und als er sie dann losließ, strich sie ihm sanft mit der Hand über sein braunverbranntes liebes Gesicht.

„Meine Luise!“ Die Innigkeit, die er in diese zwei Worte zu legen verstand, rührte sie immer von neuem, und manchmal fiel es ihr dabei ein, wie er damals vor Jahren gesagt hatte: „Ganz einfach Luise“, als er von ihrem Namen sprach.

Ach, so ganz einfach schien es ihr gar nicht immer, „seine Luise“ zu sein. Sie hatte manchmal das Gefühl, als gäbe er ihr mehr, unendlich mehr als sie ihm, und das quälte sie. Sie war dann doppelt bemüht um ihn und suchte ihm das Leben zu erhellen, zu erleichtern und zu verschönen, so gut sie es verstand.

Ihre Wangen blühten in diesem Sommer, und ihre Augen leuchteten. Ja, es schien, als wolle der Nebel fallen, der sie verschleiert hielt. Mit sieghaftem Leuchten brach in ihnen die Sonne durch und traf die Menschen, die sie umgaben, mit warmem Schein. Und alle sagten: „Luise, wie wohl siehst du aus und so wunderhübsch!“ Und dann antwortete sie: „Ja, es geht mir auch sehr gut.“ Und die Menschen meinten, es sei ihr Körper, der so gesund und strahlend sei, und es war doch ihre Seele.

Ihre Seele, die zum erstenmal ganz erwachte und sich umsah auf der Welt und zum erstenmal sah, wie schön es auf Erden war. Zum allerersten mal ganz fühlte, wie gut Gott war, daß er alles so herrlich geschaffen. Die Blumen den Menschen zur Freude, nur zur Freude. Wenn man das bedachte, das war doch allein zum Jauchzen! Und den blauen Himmel und die hohen Bäume, die ihre Häupter so stolz erhoben und von da oben herabnickten, so, als ob sie es am besten wüßten, sie ganz allein. Was eigentlich? das wußten sie selbst nicht. Aber Luise wußte es — ja, daß es schön sei, das war es. Sie hatte es bisher nur nicht

gewußt, aber nun verstand sie es, weil sie sich verstanden fühlte bis ins Tiefste hinein, und weil ihr das Verständnis aufgetan war für so vieles, bisher nur Geahntes.

Und wenn sie jetzt manchmal des Abends da oben im Garten stand und nach den blauen Wäldern sah, dann dachte sie nicht mehr, daß die Sehnsucht dort wohne — nein, sie wußte gar nicht mehr, was Sehnsucht sei, sie lächelte manchmal und kam sich töricht vor, wenn es ihr einfiel, was sie früher gefühlt hatte. Ich war wohl krank, meinte sie zu sich selbst, aber jetzt — jetzt bin ich gesund.

Der Sommer schritt weiter. Man meinte ihn sehen zu können, wie er seine Arbeit tat im Vorübergehen. Hier hauchte er ein Kornfeld an, daß es sich um einen Schein gelber färbte, dort trieb er die Halme des Hafers in die Höhe und ließ sie lustig ihre kleinen Fahnen schwenken, über die Kartoffeln breitete er hellila Tücher, die wie Seide glänzten, und zwischen den ernsten, etwas mürrisch dreinschauenden Weizen steckte er rote lustige Mohnflammen und blaue Kornblumen, damit die Menschen nicht denken sollten, er sei nur ein Ernährer, der an das Essen allein denke. Der Weizen tat zwar so, als sei es ihm unangenehm, und hielt steif den Kopf in die Höhe, so, wie es heranwachsende Jungen manchmal tun, wenn ihre Mutter ihnen einen Kuß geben will, und andre Leute sind dabei. Er meinte, es schicke sich nicht für einen neuzeitlich bestellten und behackten Weizen, solch Unkraut in seiner Mitte zu dulden, und er tat, als sei er böse auf den Sommer.

Aber der Sommer ging weiter und lachte und nickte dem roten Mohn zu und sagte: Blühe du nur — nun erst recht; und sieh noch ein bißchen roter aus! Und der Mohn kniff sich in die Backen und bekam es wirklich fertig, obgleich es kaum möglich war.

Des Abends aber, wenn der Sommer schlief oder doch wenigstens sich ein bißchen ausruhte, bis die Sonne kam, dann flüsterte der Weizen leise mit dem Mohn und mit den Kornblumen und sagte: „Seid nicht böse, ich muß so tun, weil sonst darüber geredet wird. Ich mag euch doch sehr gern! Ihr seid so schön altmodisch, und das liebe ich!" Dann nickten die Blumen und kicherten, und der Sommer, der es im Halbschlummer gehört hatte, schmunzelte mitleidig verzeihend.

Dann kam die Ernte heran. Und die Sense, um mitleidlos das Starke, Reife mit dem Blühenden, Zarten zugleich abzumähen und dahinzuraffen.

Das ist ein Fest auf dem Lande, wenn es Erntezeit ist! Schön geschmückt, mit frohen Schritten wie zum Tanz ziehen die Leute hinaus zur heißen Erntearbeit, müde und trotzdem mit einem Lied auf den Lippen kehren sie abends heim. Als sei die Arbeit den langen sonnenschweren Tag hindurch nur ein kurzes Spiel schöner Kraftbetätigung, mehr um der Freude willen als des Erwerbes wegen geschehen, so schienen die Männer, die Burschen, die Frauen und die Mädchen dieses Tagewerk anzusehen.

Luise von Binding liebte es, besonders in der Erntezeit hinauszugehen in das Feld, den Leuten bei der Arbeit zuzusehen, sie mit einem gütigen Wort zu beglücken, sich eins mit ihnen fühlend in der Freude an dem schönen Getreide, an dem Gottessegen, wie das Volk es nennt, und an dem sie ihren Teil Gewinn haben so gut wie ihre Herrschaft.

Heute hatte sie, ihren Knaben an der Hand, ihren Mann hinausbegleitet. Es war ein wundervoller Julitag. Nur leise kam der Wind von der nicht zu fernen See her und brachte einen Hauch von Frische mit. Ermutigend strich er über die ihre Häupter tief senkenden Roggenhalme dahin.

Scharf schnitt der Ton der Sense durch die Luft, und raschelnd sank das trockene Getreide zu Boden.

Luise hatte sich an einer Roggenstiege auf eine Garbe gesetzt und betrachtete aufmerksam die Reihe der Mäher. Wilhelm stand neben ihr, und der junge Werner vergnügte sich damit, durch die Stiegen hindurchzukriechen, indem er wie ein kleiner Maulwurf am Ende derselben plötzlich fröhlich schreiend hervorgekrochen kam, nachdem er lange darin herumgekrabbelt war. Sein heller Sommeranzug wurde gerade nicht reiner davon, aber das Vergnügen war grenzenlos.

„Da kommt auch Christburg!" sagte Wilhelm und deutete auf den Major, der von der Landstraße aus querfeldein auf sie zugeschritten kam, während sein Wagen langsam dem Gute zufuhr.





Bertha Dörflein: Das blaue Sofa.

Sie nickte. Und als Herr von Christburg näherkam, meinte sie nur: „Er kann sich hier ja auch hinsetzen.“

„Ich sah Sie vom Wagen aus. Guten Tag! — Ach, welch köstlicher Sitz! Sie erlauben doch, meine gnädige Frau?“

Und Wilhelm von Binding sah belustigt zu, wie der Major es sich, an die Roggenstiege gelehnt, bequem machte und einen Seufzer der Behaglichkeit ausstieß, als nähme er in einem ledernen Klubsessel Platz. „Oh, Sie Sybarit!“ lächelte er, und dann schritt er seinen Schnittern wieder zu. Seine kräftige und doch schlanke Gestalt wirkte besonders vorteilhaft in der hellen Joppe, die er auf dem Felde trug.

Wolf von Christburg sah ihm nach. „Ein zu famoser vornehmer Kerl, Ihr Gemahl,“ sagte er langsam.

„Ja, natürlich.“ Luise sprach es halb, als bestätige sie etwas Selbstverständliches, halb überrascht.

„Ich meine nur so.“

Und dann schwiegen sie beide und sahen zu, wie die Leute, welche an das Ende des Feldes angekommen waren, zurückkehrten, um von neuem die Reihe hinunter mit dem Mähen zu beginnen.

„Es ist doch etwas Wundervolles um kraftvoll und geschickt ausgeführte Arbeit,“ sagte Christburg bewundernd. „Sehen Sie nur den Mann da, mit welchem Schwung er die Sense durch die starken Halme sausen läßt; es sieht aus, als könne er seine Kraft gar nicht lassen. Und das hübsche Mädchen dort, wie geschickt und gleichsam spielend sie die schweren Garben bindet, jede ihrer Bewegungen ist zweckmäßig und darum schön. Die ganze Schar der Leute, wie sie sich einander in die Hände arbeiten, nicht maschinenmäßig, nicht gedankenlos, sondern selbständig praktisch und mit dem ernsten, befriedigenden Bewußtsein, daß es das tägliche Brot ist für ihre Herrschaft, für sich und ihre Kinder; das Ganze hier wirkt wie ein Triumphzug der Arbeit.“

Christburg hatte sich in eine gewisse Begeisterung hineingesprochen. Luise hörte zu mit aufleuchtendem Blick. „Ja,“ sagte sie, „so empfinde ich es auch. Und darum liebe ich die Erntezeit. Sonst wird es mir oft schwer, den Leuten bei der Arbeit zuzusehen, wenn ich meinen Mann auf das Feld begleite. Es beschämt mich, daß sie so hart schaffen, während ich dabeistehe. Aber die Ernte, das ist ihnen wie eine Feier, und ich feire mit aus ganzer Seele!“

Nun kam Werner, warf sich neben sie nieder und lehnte seinen Kopf an ihre Knie. Sie zog die Handschuhe aus und strich dem Knaben langsam über das heiße Gesicht und die kurzgeschorenen Haare.

„So machte es meine Mutter auch, als ich klein war,“ sagte der Baron leise. „Sie war eine kluge und fromme Frau. Vor zehn Jahren starb sie nach schwerem Leiden. Ich habe sie sehr geliebt. Sie hat immer für mich gebetet.“

„Wissen Sie noch,“ antwortete Luise ernst, „als Sie zum erstenmal bei uns waren und ich zu Ihnen sagte, Ihnen fehlten Frauenhände?“

Christburg antwortete nicht. Eine düstere Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen. Er blickte auf Luises Hand, die auf dem Haupt des Knaben lag. Die Sonnenstrahlen brachen sich in ihrem Trauring, eine feine blaue Ader zog sich wie ein sehnsüchtiger Gedanke unter der weißen Haut hin. Christburg folgte ihr mit den Augen, und er dachte daran, daß er es einst geradezu abgelehnt hatte, diese Hand zu küssen.

Die junge Frau, die ihn nicht angeblickt hatte, sondern deren Augen in die Ferne sahen, als suchten sie da etwas, sprach langsam weiter: „Sie haben mir schon öfters von Ihrer Mutter erzählt, Herr von Christburg; soll ich Ihnen sagen, was mir dabei eingefallen ist?“

Er nickte.

„In unsrer Gegend gibt es eine Stelle im Walde, da hat früher mal ein Haus gestanden, und Menschen haben da gewohnt. Das Haus ist abgebrochen oder verfallen, und die, die hier gewohnt haben, sind fortgezogen. Aber man kann es noch erkennen, daß hier Menschen gehaust haben, denn es steht da ein Apfelbaum und ein paar Fliederbüsche. Und im Frühling duftet und blüht es hier mitten in der Wildnis. Die alten schwarzen Fichten aber und die hohen Eichen, die blicken sonderbar erstaunt auf diesen stillen blühenden Fleck zu ihren Füßen. So, kommt es mir vor, ist die Stelle in Ihrem Herzen, wo Ihre Mutter gelebt hat. Verlassen! Aber es ist noch nicht verblüht und verdorrt, was sie gepflanzt und gepflegt hat, wenn es ringsumher auch etwas wild und düster aussieht.“



Als Luise geendet, schwiegen sie beide lange. Der Mann hatte sich abgewandt.

Es war eine große Stille auf dem Felde, die Schnitter waren schon eine ganze Strecke weitergekommen. Ein Storch ging langsam, lautlos und hochbeinig zwischen den Stiegen einher und fing seinen Jungen Frösche zum Abendbrot. Die Sonne tat, als habe sie ihr Tagewerk vollbracht, und zog schon, schräg im Westen stehend, einen leichten Wolkenschleier über ihr Gesicht.

Luise erhob sich. „Es wird Zeit, Werner muß Abendbrot essen."

Auch wenn sie so unvermittelt etwas sagte, hatte es nie etwas Plötzliches an sich, sondern es war immer, als spönne sie an eben Gesprochenes an. So lag in ihrer Sprache dieselbe schöne Ruhe wie in ihren Bewegungen, und beides wirkte wohltuend auf ihre Umgebung. Ihr Begleiter war aufgesprungen, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein. Aber schon stand sie vor ihm groß und schlank; ihr leichtes hellblaues Sommerkleid floß an ihr herunter.

Wilhelm von Binding, der von weitem sah, daß sie aufbrechen wollten, kam näher und rief ihnen zu: „Geht nur nach Hause, ich will noch nach dem andern Schlage und sehen, was die Maschinen gemäht haben!"

So gingen sie denn.

„Ich pflücke dir Kornblumen, Mama!" rief Werner, als sie an den Weg kamen, wo der Weizen stand.

„Ja, tu das, das ist schön! — Die Kornblumen sind doch rechte Kinderblumen," wandte sich Luise an Wolf von Christburg. „Es ist wunderbar, daß man als Kind so viele Blumen noch gar nicht verstehen und darum nicht so lieben kann wie später, zum Beispiel die Rose nicht."

„Nein, aber Schlüsselblumen, Veilchen, Löwenmaul und Stiefmütterchen."

„Ja," sagte sie eifrig, „und dann die ganz merkwürdigen, sowie Kaiserkronen, in die die Bienen so tief hineinkriechen können wie in richtige kleine Stuben, und die so aussehen wie die stolzen Prinzessinnen mit langen roten Samtschleppen in den Märchenbüchern." Sie lachte hell auf. „Aber Kornblumen, so ein dickes dichtes Bukett, in das man das Gesicht hineinstecken kann, das nach Brot riecht und nach Sonne, das ging mir doch über alles."

„Und heute?" fragte er.

„Heute sind es mehr die Blumen, die ich damals nicht verstand: Rosen und rote Nelken, weiße Lilien und roter Mohn — ach, überhaupt alle, alle — nur recht viele!" Und sie lachte ihn an.

Ein Fußsteg führte durch den Weizen. Sie mußten einzeln gehen. Erst der Knabe, der die Blumen pflückte und ab und zu ein Endchen Trab lief, um die Zeit wieder einzuholen, dann die Frau, dann der Mann.

„Was haben Sie für einen schönen ebenmäßigen Gang!" sagte er ernst. Es war das erste Kompliment, das er ihr machte, seit sie sich kannten. Und er sah, daß das rote Blut ihr ins Gesicht stieg und den weißen Hals färbte. Er lächelte fein.

Das war vielleicht das größte Geheimnis seiner Macht über die Frauen, daß Wolf von Christburg ihnen nie Schmeicheleien sagte. In seinem ganzen Wesen ihnen gegenüber, in jeder Bewegung seines geschmeidigen, sehnigen Körpers lag eine Huldigung, die aber mehr dem ganzen Geschlecht zu gelten schien als der einzelnen Frau. Und darum, weil jede Frau infolgedessen instinktiv fühlte, er müsse auch an ausgesprochener Bewunderung ganz Seltenes leisten können, sehnte sie sich danach, sie von ihm zu hören, und war enttäuscht, wenn es fast nie dazu kam.

Luise ging es unbewußt ebenso.

Man hatte Herrn von Christburg schon manchmal gefragt, warum er diese Kargheit an sich habe. Und dann hatte er geantwortet: „Es liegt für mich etwas Plumpes darin, den Frauen direkt ins Gesicht sagen zu sollen, daß ich etwas gut oder schön an ihnen finde. Wenn sie es nicht von selbst bemerken, daß ich sie bewundere, kann ich ihnen nicht helfen. Außerdem: dem Durchschnitt der Weiber wird es oft genug gesagt; warum soll ich sie noch eitler machen? Und die Frauen, die für mich über dem Durchschnitt stehen, die wenigen, die ich wirklich verehre und liebe, die stehen mir so hoch, das Ideal, das ich mir von ihnen bilde, ist ein so hohes, daß wenn sie das Beste und Größte tun, was es auf Erden gibt, und wenn sie vollendet und ebenmäßig schön aussehen, sich kleiden und bewegen, dann ist es nur eben gerade gut und schön genug für das, was ich für sie empfinde, und für das Bild, das ich in meinem Inneren von ihnen habe."

Und unwillkürlich merkten die Frauen, mit denen er zusammen war, welche hohen An-



forderungen er in sittlicher und ästhetischer Beziehung an sie stellte, und die Zeit, die sie mit ihm verlebten, rechneten sie zu den guten und erziehlichen Zeiten ihres Lebens.

Luise hatte manchmal das Gefühl, als habe sie sich noch niemals so viel Mühe gegeben nach jeder Richtung hin, ihre Pflicht zu tun, sich so sorgfältig zu kleiden und in allem, was sie sagte, das Gute, das Edle und Wahre zu sagen wie jetzt.

Nur daß er für sich selbst, für seinen inneren Menschen manches gut genug fand, was er einer Frau nie vergeben hätte, das schmerzte sie oft, als sie ihn näher kennen lernte. Und daß er wohl leider von Gott sehr weit abgekommen war, das tat ihr in tiefster Seele weh. — —

Es war Abend geworden, das Essen war vorüber, und sie saßen alle drei auf der Veranda, die sich an der Gartenseite des Hauses lang hinzog. Da ließ Luise die beiden Männer allein und ging hinein, um mit ihrem Knaben zu beten. Die Fenster des Kinderzimmers waren weit geöffnet und gingen auf die Veranda hinaus. Laut tönte des Kindes Stimme, in die sich die weichen Töne der mitbetenden Mutter mischten, in die stille Nacht hinaus:

Hoch über allen Sternen,
Da wohnst du, Herr, mein Gott!
Dorthin werd' ich kommen,
Ich und alle Frommen,
Durch dein Blut und deinen Tod.
Aber wenn ich bete,
Recht von Herzen bete,
Bin ich schon bei dir!
Wenn ich meine Sünde
Durch dich überwinde,
Bin ich schon bei dir.
Vater, das ist Freude!
Doch die schönste Freude
Fängt im Himmel an.
Darauf will ich hoffen,
Laß ein Pförtlein offen,
Daß auch ich eingehen kann.

Als das Amen verklungen war, stand Wolf von Christburg auf und ging wortlos die Treppe hinunter in den dunklen Garten hinein.

Es war wohl eine halbe Stunde vergangen, als er wiederkam. „Ich habe meinen Wagen bestellt, er ist vorgefahren. Gute Nacht, gnädige Frau."

Luise reichte ihm die Hand. Sie hatte ihn fragen wollen, wo er so lange geblieben, aber seine Stimme hatte einen so merkwürdig entschlossenen rauhen Klang, da schwieg sie. Er aber nahm ihre Hand behutsam in die seine, beugte sich tief darüber und küßte sie, küßte sie zum erstenmal.

Luise zuckte fast unmerklich zusammen.

Wilhelm von Binding begleitete seinen Gast zum Wagen.

Luise stand auf der Veranda und sah zu den Sternen empor, von denen sie glaubte, daß es Fenster seien, Fenster in den Himmel. Aber obgleich sie das glaubte, denken tat sie in diesem Augenblick nicht daran.

Es vergingen einige Tage, ohne daß Herr von Christburg nach Rodenwalde kam; er hatte ein paar Einladungen in der Nachbarschaft angenommen und mußte auch auf einen Tag in dienstlichen Angelegenheiten nach Berlin reisen.

Den Tag, nachdem sie im Felde über die Blumen gesprochen hatten, bekam Luise einen großen Strauß von roten Nelken. Sie freute sich darüber im Gedanken an ihr Gespräch, und auch sonst. Das Gesunde, Kraftvolle, das von den würzigen Nelken ausging, liebte sie besonders. Rosen mit ihrem süßen Duft lassen immer eine Sehnsucht in unserm Herzen zurück, die von Nelken erfüllt wird.

Als Wolf von Christburg dann eines Tags gegen Abend wieder erschien, war ihr Mann zu einer Sitzung in die Kreisstadt gefahren; Werner war mit seiner Lehrerin in den Wald gegangen. Sie waren beide allein.

Luise hatte ein Buch gelesen, das Christburg ihr geraten. Ein modernes Buch, das die Anschauung vertrat, eine Ehe, welche nicht mehr durch wahre Liebe geadelt sei, müsse getrennt werden, da sie keine sittliche Gemeinschaft mehr darstelle. Die Frau in dem Buche liebte einen andern und ging darum von ihrem Manne fort zu dem Geliebten und mit ihm in die Welt hinaus. Diese Handlungsweise wurde als gerechtfertigt hingestellt. Luise war empört. Sie sprach das zu Christburg aus.

Er sah sie lange und ernst an, so, als prüfe er sie, ob sie stark genug sei, das, was er sagen wollte, zu hören. Dann sprach er langsam: „Die Ilse in der Geschichte, die liebt eben den andern, nicht ihren eignen Mann."

„Nun ja — aber —"

„Sie liebt ihn," sagte er noch einmal mit schwerer Betonung. „Wissen Sie wohl, was



das bedeutet, wenn ein Weib, ein reifes Weib, mit heißem Herzen und wachen Sinnen einen Mann liebt?"

Luise war leicht erblaßt, sie schwieg betroffen.

„Ich sage Ihnen," fuhr Christburg fort, „wenn ein Weib einen Mann wirklich liebt" — er betonte das „wirklich" stark — „und er, der Mann, will es mit seinem ganzen Wollen, dann wird sie ihm angehören, unter allen Umständen, denn — sie kann nicht anders." Er sprach es wie ein Wissender, dessen Überzeugung auf Erfahrung beruht.

Und das Wunderbare, Unerwartete geschah: Luise fühlte sich plötzlich einer der größten Fragen des Lebens in nackter Wirklichkeit gegenübergestellt, und mit weitgeöffneten Augen, nun ganz erblaßt, starrte sie ihn an. Dann sagte sie langsam: „Ja, das glaube ich auch." Es lag ein leises Zaudern in der Stimme, als ob sie ein „Aber" dahintersetzen, aber sich noch nicht dazu entschließen konnte.

Christburg setzte sich ganz gerade in seinen Sessel und betrachtete die Frau, die da mit weißem Gesicht vor ihm saß, zweifelhaft, wie ein Wunder.

„Ich will Ihnen sagen," fuhr Luise fort — ihre Worte kamen bald stockend, bald mit fliegender Hast, denn sie hatte über diese Dinge noch nie mit jemand gesprochen, auch mit ihrem Manne nicht — „ich habe einmal etwas erlebt, mit das Größte in meinem Leben."

Christburg horchte hoch auf. Sollte sie — diese Frau? Aber dann lächelte er unmerklich und gerührt. Nein, undenkbar!

„Es war der ‚Faust'!" sprach Luise weiter. „Er wurde wunderbar gegeben — ich hatte ihn noch nie gesehen! Da — da — wurde es mir klar, so furchtbar klar, was es für ein Schicksal ist, ein Weib zu sein! Weiter gar nichts vorläufig — nur der Umstand allein — ein Weib zu sein."

Christburg beugte sich vor. Was für Gedanken hinter diesen verschleierten Augen lebten! „Aber der Mann?" wandte er ein.

„Der Mann," fuhr sie fort und sah geradeaus, an ihm vorbei, als ob er gar nicht gesprochen hätte, „der Mann, wenn er sündigt, er tut es — aus Liebe — nun wohl — aber er erreicht dadurch das heißersehnte Glück. Die Frau aber — wenn sie fällt, sie gibt sich hin, um dem Geliebten das zu sein, was nur sie ihm sein kann, sie opfert sich, ihr Glück, ihre Zukunft, ihre Ehre in höchster Selbstlosigkeit. Sie sagt: Und wenn ich verderbe, so verderbe ich. Wenn er nur glücklich ist, was liegt an mir? Was er fordert, das muß sie tun, weil sie ihn liebt. Und darin liegt die furchtbare Tragik: ihrem innersten, wahrsten Sein nach wird sie besinnungslos aus dem schönsten, edelsten, selbstlosesten Gefühl heraus — der Liebe — die größte Sünde begehen. — Ist das nicht ein Unglück? Ein furchtbares Unglück?"

„Ja," sagte Christburg einfach, „aber dennoch —"

Sie unterbrach ihn: „Damals bin ich wochenlang unter dem Eindruck dieser Erkenntnis umhergegangen. Ich dachte immer: Wie gut, daß du glücklich verheiratet bist, und daß für dich persönlich solche Fragen nicht in Betracht kommen. Aber die andern armen Frauen und Mädchen alle, was sollen sie machen, was können sie dafür, daß sie als Weib geboren sind? Dahingegeben in die erbarmungslose Gefolgschaft der Liebe?" Leidenschaftlich hatte Luise gesprochen, so erregt, wie Christburg nie gedacht hatte, daß sie sein könne. „Und dann —" setzte sie nach einer Pause und mit weicher Stimme hinzu.

„Und dann?" wiederholte er, sie erregt ansehend.

„Dann fand ich einen Ausweg aus dieser Wirrnis. Die Tragik, ein Weib zu sein, bleibt wohl immer gleich groß; aber ihr Unglück, wenn die Frau einen Mann liebt, dem sie nicht gehören darf, kann nie zur Sünde werden, sie wird die Kraft finden, dem Manne zu widerstehen trotz allem — ja, trotz allem — wenn sie eine gläubige Christin ist."

Die letzten Worte hatte Luise kaum hörbar hervorgehaucht, so sehr widerstand es ihr, über ihr innerstes Seelenleben zu sprechen.

„Nein — verzeihen Sie, das glaube ich nicht!" sagte der Mann hart.

„Doch!" widersprach Luise fest.

„Nein — oder, wenn ihr das möglich war, dann hat sie den Mann eben nicht wirklich geliebt. Glauben Sie mir — ich weiß das besser." Es lag eine leise Ironie in seinem Tone.

Luise schüttelte traurig den Kopf. „Ich glaube," sprach sie mit fester Stimme weiter, und es klang fast, als spräche sie ihr Glau-

William Pape: Viktor Blüthgen.

bensbekenntnis in der Kirche, „ich glaube, daß, wenn man sein ganzes Leben lang versucht hat, in den Wegen Gottes zu wandeln, wenn man von Kindheit auf gewohnt ist, seine sittlichen Kräfte auf das höchste anzuspannen, so daß die Sünde in jeder Gestalt einem verabscheuungswürdig erscheint, wenn man alle Tage Gott bittet, einem in der Stunde der Versuchung beizustehen — dann glaube ich — dann glaube ich, daß er uns in der höchsten Not, gerade in solcher, in die wir eigentlich ohne unser Verschulden hineingeboren werden, helfen und uns daraus erretten wird — und das ist mein Trost geworden."

Wolf von Christburg sah aus, als könne er vieles darauf erwidern. Aber er schwieg und sah der Frau, die ihm gegenübersaß, ernst und lange in die Augen. Da sah er, daß in den Augen etwas Sieghaftes leuchtete, etwas, davor er unwillkürlich Ehrfurcht hatte, und das er nicht verstand. Er sah aber auch, daß der Nebelschleier, welcher ihren Blick bisher verhüllt hatte, ganz gefallen war. Und er stand auf und sagte: „So helfe Ihnen Gott, Frau Luise!" Er sagte es unwillkürlich, fast ohne es zu wollen.

Dann verließ er das Gemach.

Frau Lena von Asmuß fuhr mit der Klingelbahn, die bis zur Station Rodenwalde führte, am frühen Morgen durch das Land. Sie wollte ihre Cousine Luise Binding besuchen. Von früher Jugend an waren die beiden Frauen befreundet. Daß Lena einige Jahre älter war, schadete nichts. Sie war es nicht nur den Jahren, sondern auch der Erfahrung nach. Nur eine kurze Zeit glücklichster Ehe war ihr beschieden gewesen, dann starb ihr Mann. Das war nun schon einige Jahre her. Sie lebte den Winter in Berlin, den größten Teil des Frühlings und Sommers aber brachte sie in einem kleinen Badeort an der Ostsee, eigentlich einem Fischerdorf, zu. Und dann sahen Luise und sie sich oft.

Lena Asmuß war eine von den Frauen, die für viele Vertraute sind, ohne selbst ihr Vertrauen ebenso reichlich zu verschenken. Sie verstand die seltene Kunst, manches zu sehen, als sähe sie es nicht, sie konnte schweigen, wo manche, ja die meisten mit einem schnellen Wort in eine schwierige Sache hineingetappt wären, und sie gab ihren Rat nur dann, wenn er von ihr verlangt wurde. Und dieser Rat war fast immer klug. Vor allem hatte sie ein seltenes Verständnis für ihre Freunde und wußte, wie es ihnen ums Herz war, ohne daß sie es ihr erst lange auseinanderzusetzen brauchten.

Jetzt wollte sie Luise auf drei bis vier Tage besuchen. Sie sah aus dem Coupéfenster auf die sonnenbeschienenen Felder, während der Zug sich langsam vorwärtsschob. Überall wurde auf den Roggenschlägen eifrig eingefahren. Hier sah sie, wie die Burschen die Garben auf den Wagen luden, von einer Stiege zur andern ging es. Eine Lust war es, zu sehen, wie die schweren Bunde durch die Luft flogen, um da oben schnell und doch gleichmäßig verpackt zu werden; aber ehe der Wagen voll war, war der Zug schon vorüber, und auf dem nächsten Felde kam ihr ein schwankendes Fuder gerade entgegen. Der Knecht, der oben daraufsaß, hatte einen Blumenstrauß am Hut, und man konnte eine Sekunde lang sein lautes Pfeifen hören.

Dann wieder ging es durch Buchenwald. Ganz grün und schummerig wurde das Licht im Coupé, so hoch wölbten sich die Bäume hier. Im Vorüberfahren aber konnte man die Farnkräuter sehen, die an den kleinen Bächen standen und das Geheimnis des Waldes zu verdecken und zu hüten schienen, wozu die hohen Bäume, die in den H.mmel ragten und der Sonne ins Gesicht sahen, weder Zeit noch Lust hatten.

Man bog in eine kleine Stadt ein, von hinten natürlich, wie man immer die Städte zuerst zu sehen bekommt. Dabei erblickt man zwar manchen unschönen Hof und sieht in manches Küchenfenster hinein, aber auch viele kleine verschwiegene Gärten sieht man, in denen im Frühling die weißen Narzissen am Steige blühen und sich im Sommer die rote Feuerbohne um die Laube rankt.

Lena Asmuß sah das alles und dachte daran, wie ihre Cousine Luise ihr erzählt hatte, als sie zuerst in die Gegend gekommen sei, habe eine der Damen aus der Nachbarschaft zu ihr gesagt: „So, nun will ich Ihnen die ganze Gegend schildern." Und dann hatte sie angefangen, ihr die guten und schlechten Seiten jedes einzelnen Menschen in der Umgegend klarzumachen. „Mir war dabei gerade so zumute," hatte Luise nachher gesagt, „als ob man von hinten in

eine kleine Stadt hineinfährt und sieht das, was man eigentlich nicht sehen soll, zuerst. Statt die Häuser von vorn zu erblicken, wo alles glatt abgeputzt und mit schönen Fassaden verziert ist, und die Fenster sind blank geputzt, und man denkt, hier muß alles in bester Ordnung und Harmonie sein, sieht man manches Unerfreuliche und Häßliche. Schließlich findet man ja von selbst alles allmählich heraus, und das wäre für mich auch besser gewesen."

Ja, dachte Lena Asmuß, als sie nun gerade an einem Hof vorüberfuhren, wo auf einem Haufen Gemüll ein paar Krähen sich mit den Schnäbeln neidisch hackten, ja, da mag Luise recht gehabt haben.

Auf dem Bahnhof hatte man einige Minuten Aufenthalt, und zwei Herren stiegen ein. Es war ein großes Coupé, in welchem Lena saß, mit mehreren Abteilungen. Nachdem sie sich mit einem flüchtigen Blick überzeugt hatten, daß die Dame ihnen unbekannt sei, setzten sich die Herren an eins der andern Fenster und begannen unbekümmert ein Gespräch. Lena hörte mit halbem Ohr hin.

Als sie sich Rodenwalde näherten, fragte der eine der Hineingestiegenen: „Fängt hier nicht das Gut von Binding an?"

„Ja, kennen Sie ihn?"

„Flüchtig; aber man hört jetzt viel von ihm reden oder vielmehr von seiner Frau."

„Ach so, Sie meinen in bezug auf den Major von Christburg! Ja, das mag so eine Sache sein."

„Es scheint mir eine ziemlich schlimme Sache zu werden; alle Tage fast ist er draußen in Rodenwalde. Nun, und daß Herr von Binding viel fort und außerdem sehr eifrig in der Wirtschaft ist, das weiß jeder. Also — —"

„Na, wissen Sie," sagte der andre gemütlich, „etwas Schlimmes braucht darum doch nicht daraus zu werden, es kann auch eine gute Freundschaft sein. Als die Ulanen noch hier standen, da fuhr der Rittmeister Rothenbach jeden Tag hinaus nach Neuhof zu der schönen Frau von Veling. So regelmäßig tat er es, jeden Nachmittag, wenn der Dienst vorüber war, daß die Leute auf dem Felde ihre Uhr danach stellten und der eine zum andern sagte: ‚Is 't all fief?' — ‚Nee, hei is noch nich dörch!'"

Beide Herren lachten, und der Zug fuhr unter heftigem und energisch wichtigem Läuten in den kleinen Bahnhof von Rodenwalde ein, wo Lena von Asmuß ausstieg.

Als sie vom Bahnhof aus noch einmal nach dem eben verlassenen Coupé zurückblickte, sah sie die beiden Herren mit etwas verblüfften Gesichtern am Fenster stehen.

Luise holte sie ab. Durch die Kastanienallee schritten die beiden Frauen dem Hause zu. „Ich freue mich so, daß du gekommen bist, Lena," sagte Luise von Binding. „Nun wirst du auch den Major von Christburg kennen lernen. Ich bin so begierig, wie du ihn finden wirst!"

„Ja," erwiderte Lena kurz. „Kommt er oft zu euch?"

Einer Antwort wurde Luise durch ihren Mann überhoben, der zu Pferde den Damen entgegenkam und erfreut die Cousine begrüßte. Aber es war Lena vorgekommen, als sei Luise bei ihrer Frage leicht errötet.

Am Nachmittag zur Teestunde kam der Major. Als er Frau von Asmuß vorfand, wurde er verstimmt. Die bekannte Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen, er rührte in seiner Tasse herum und blieb stumm.

Herr von Binding schlug eine gemeinsame Pirschfahrt in den Wald vor. Aber noch war es zu früh, und man setzte sich wie gewöhnlich auf die Veranda. Die Herren rauchten, und die Damen sahen hübsch aus in ihren hellen Kleidern. Luise hatte ein neues an, auf das sie stolz war, und über das sie vom Major ein anerkennendes Wort im stillen erwartete.

„Dies geblümte Kleid steht Ihnen gar nicht," sagte dieser plötzlich, „und außerdem macht es da oben am Hals eine Falte."

Wilhelm lachte: „Was Sie auch immer auszusetzen haben! Ich finde das Kleid wunderhübsch, nicht wahr, Lena?"

Lena nickte. Mit einem schnellen Seitenblick hatte sie gesehen, daß in Luises Augen ein Schimmer wie von unterdrückten Tränen leuchtete. O weh! dachte sie nur.

Auch der Major hatte es gesehen, und er ärgerte sich wie heute über alles, was Luise anging. „Außerdem kann es ja Frau Luise auch ganz gleichgültig sein, ob ich ihr Kleid schön finde oder nicht," sagte er schroff.

Niemand antwortete.

„Aber natürlich, Sie ärgern sich, gnädige Frau. Warum müssen nur alle Frauen eitel



sein!" Und mit einem ungeduldigen Achselzucken schnippte er die Asche seiner Zigarre weit von sich über die Brüstung der Veranda in den Garten hinaus.

Luise sah ihn groß an. Warum wollte er sie durchaus verletzen?

Lena griff die Frage des Majors auf. „Sagen Sie lieber: Warum nicht? Eine gewisse Eitelkeit ist für die Frau so notwendig wie für den Mann. Und wenn die Männer nicht seit Jahrtausenden in der Frau die Eitelkeit gezüchtet hätten, wäre sie vielleicht gar nicht vorhanden. Ihr Männer macht die Frauen erst eitel, und dann fragt ihr: Warum seid ihr es? Ist das Logik?"

„Ich habe noch nie eine Frau eitel gemacht," gab Christburg ironisch zurück. „Ich finde, die wenigsten geben Anlaß dazu."

„Da mögen Sie recht haben," lachte Lena. „Aber, daß Sie gerade sehr höflich wären, Herr von Christburg, das kann man nicht behaupten."

Luise stand auf. „Komm, Lena, ich möchte noch mal in die Küche gehen, eh' wir fahren. Die Mamsell kocht heut' das Himbeergelee."

Düster blickte Christburg den Frauen nach.

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen vor der Tür. Luise hatte ihr Kleid mit einer hellen Bluse und einem kurzen Rock vertauscht.

„Nun, warum haben Sie das schöne neue Kleid ausgezogen?" fragte Wolf von Christburg, das Wort „schön" betonend.

„Es war mir zu lang für eine Waldfahrt. Ich werde doch wahrscheinlich aussteigen und Pilze pflücken."

Luise sprach kurz und abweisend und stieg zu ihrer Cousine in den Wagen. Die beiden Herren saßen vorn. Harmlos plauderte Lena, einsilbig antwortete Luise. Aber während sie so plauderte, stieg im Herzen der Frau von Asmuß ein heißes Angstgefühl auf und blieb darin haften. Sie fand die Freundin sehr verändert. Eine so große Gewalt hat er schon über sie! dachte sie voll Sorge.

Im Walde war eine große Stille. Die Sonne schien schräg durch die Stämme der Bäume und gab dem Walde das Geheimnisvolle, was er hat, wenn er nicht mehr sein Licht von oben bekommt, sondern von der Seite erhellt wird. Zuerst ging es durch Buchenforst. Die silberweißen Buchensäulen trugen stolz ihr grünes breites Blätterdach.

Der Laubwald ging in Kiefernwald über. Wie ernst sah es hier aus! Kein grüner Waldmeister verdeckte liebevoll den nackten Boden, und keine weißen Sternblümchen schlugen hier im Frühling andächtig die Augen auf. Nur trockene Fichtennadeln lagen dicht auf der Erde und schienen einzig und allein an ihren Beruf zu denken, den Wurzeln ihrer Erzeuger neue Nahrung zuzuführen. Wie verschüchterte Kinder, die sich ängstlich aneinanderschließen, standen hier und da kleine Gruppen von gelben Pfifferlingen beieinander und bildeten die einzig leuchtenden Farbengruppen in dem ernsten Bilde.

„So ist es doch auch mit den Menschen," sagte Luise ziemlich unvermittelt zu ihrer Nachbarin. „Die einen führen ein Leben, so wie die Buchen vorhin: alles ist grün und schön, reich und fröhlich. Und bei den andern sieht es wie hier im Kiefernwalde aus: ernst und streng. Sie dürfen nur an ihre Pflicht denken und an das tägliche Brot, dafür sie zu sorgen haben."

„Zu welcher der beiden Kategorien rechnen Sie sich denn, Frau Luise?" fragte der Major, den die Damen mit Binding in eine Unterhaltung vertieft geglaubt hatten.

„Augenblicklich zu der letzteren," gab Luise gleichgültig zurück, „denn wir werden jetzt aussteigen und, an das tägliche Brot denkend, Pilze pflücken; nicht wahr, Lena? Bitte, Wilhelm, halte an. Ich denke auch, ihr schießt den Bock lieber ohne uns und holt uns nachher hier wieder ab.

Als der Wagen mit den beiden Herren weitergefahren war, setzte Luise sich am Wegrande gegen eine alte Eiche, die hier knorrig und drohend als Wächter des Waldes hingestellt zu sein schien. Lena nahm erwartungsvoll neben ihr Platz. Sie dachte, jetzt würde die Frage kommen: Wie findest du Herrn von Christburg? Aber nichts dergleichen geschah. Luise hatte ihre Hände um die Knie geschlungen und sah ernst in die Zweige über sich.

„Sieh mal, ein Eichhörnchen!" sagte sie nach einer Weile.

Lena folgte ihren Blicken, und beide sahen den leichten Sprüngen des anmutigen Tierchens zu. Jetzt pflückte es eine Eichel.



„Ob sie schon reif sind?" Luise sagte es abwesend, als wären ihre Gedanken weit von hier.

„Wer weiß?" antwortete Lena ebenso.

Dann war es wieder still zwischen ihnen. Zwischen ihnen beiden gerade, die sich sonst so viel zu sagen wußten. Aber Lena wartete. Und Luise dachte gar nicht daran, daß Lena da war.

„Ach ja," sagte sie endlich, „wir wollten ja Pilze pflücken."

Lena von Asmuß war wieder abgereist. Sie hatte in ihrem Inneren lange überlegt, ob sie ihre Freundin warnen solle, ihr sagen: Du stehst an einem Abgrund! Aber dann hatte sie doch geschwiegen. Die Sache war ihrer Ansicht nach zu weit gediehen, sie mußte ihren Gang gehen, so oder so.

Lena wußte, daß wir alle unsre eignen Erfahrungen machen müssen. Sie hatte das an sich selbst erlebt und betonte es immer wieder andern gegenüber. Auch hatte sie das Gefühl, Luise jetzt zu warnen, das würde dem Anrufen eines Mondsüchtigen gleichkommen, der schlafwandelnd an dem Gesimse eines Hauses entlang geht. Nein, mochte sie allmählich selbst zu der Gewißheit erwachen, die ihr bevorstand, und dann den Kampf aufnehmen. Arme Luise!

So weit ab, wie Lena vielleicht dachte, war Luise nicht mehr von der Erkenntnis ihrer Liebe entfernt. Der Tag, an dem Christburg so wenig beherrscht seiner Ungeduld über die Anwesenheit der Cousine Ausdruck gegeben, war ihr wie ein Mahnruf gewesen. Sie lag die ganze Nacht schlaflos und versuchte sich Rechenschaft darüber zu geben, was das wunderbare Verhalten des Freundes und ihre eignen Gefühle dabei für einen Grund gehabt haben.

Klar war sie sich noch nicht über all das, was in ihr wogte und gärte, aber aufmerksam war sie geworden. Sie ging mit nachdenklichem Gesicht umher, wie jemand, der in sich hineinhorcht. Und Christburg, wenn er kam, sah das und verstand es — ach, so viel besser als sie selbst. In ihm war es ja selbst zur verzehrenden Glut geworden, das, was bei Luise langsam, aber unaufhaltsam in hellem heißem Schein aufzuleuchten begann. Wie es enden würde — er ahnte es nicht. So oder so — so dachte auch er. Und wagte doch nicht, sich klarzumachen, was er damit meine.

Wagte es vor allem nicht, wenn er an Luise und ihr Verhalten dabei dachte. Nur, daß er nie im Leben von ihr lassen könnte und würde, das fühlte er. Und war er nicht der Mann dazu, das durchzusetzen, was er wollte? —

Es war ein Regentag. Man konnte weder Hafer mähen noch Weizen einfahren, und im Garten ließen die Blumen ihre Köpfe hangen.

Im Zimmer stand ein Strauß von großen roten Mohnblumen. Sie waren schon gestern gepflückt und waren es müde, immer da zu stehen und prachtvoll auszusehen. Man merkte es ihnen an, daß sie sich bald anschicken würden, ihre Gewänder abzulegen und schlafen zu gehen. Sie ließen ab und zu ein rotes Blatt auf die Tischdecke fallen — lautlos.

„Ich denke, man muß für seine Handlungsweise einstehen und sich zu ihr bekennen, auch dann, wenn es sich später herausstellt, daß man lieber hätte anders handeln sollen." Christburg sagte dies zu Luise als Abschluß eines Gesprächs, das sie über ein eben gelesenes Stück von Ibsen geführt hatten. Vom kranken Gewissen hatte es gehandelt.

„Ich weiß doch nicht," gab sie zurück, „ob man das so hinstellen kann. In einigen Fällen — dann, wenn man nach seinem besten Wissen und nach reiflicher Überlegung gehandelt hat — wird man ja sagen dürfen: Ich konnte nicht anders, ich tat mein Bestes. Aber wie oft handelt man schnell und unbedacht, und dann: wie tausendfach wünscht man nachher, es anders gemacht zu haben, und hat — nun eben — ein schlechtes oder doch ein beschwertes Gewissen, und das ist ein so abscheuliches Gefühl."

Langsam lösten sich ein paar rote Blätter von den Mohnblumen und sanken hernieder — lautlos. Luise sah ihnen zu.

„Das ist ja eben das Falsche! Man darf kein schlechtes Gewissen haben. Wenn auch unüberlegt und ohne daß es einem direkt zum Bewußtsein kam, man handelte eben, weil man so handeln mußte aus der inneren Notwendigkeit heraus, die in uns gelegt ist. Und darum ist es eben richtig so gewesen, weil es unsrer Natur gemäß war."

„Ja, ja, das klingt ja alles ganz schön, aber in Wahrheit ist es anders. Man bereut doch eben oft das, was man getan hat — bereut es, ach, wie bitter!"



„Nein," fiel der Major hier scharf ein, „man darf nicht bereuen. Das ist schwach. Das mögen Memmen tun. Ich — ich habe noch nie in meinem ganzen Leben etwas bereut. Wozu auch?"

„Ach!" sagte Luise leise. Es klang, als habe ihr etwas sehr weh getan.

Und wieder fielen ein paar Mohnblätter schwer und langsam hernieder.

Betroffen blickte Herr von Christburg die junge Frau an. Hatte er sie verletzt?

Sie hatte eine Hand auf die Augen gelegt und schwieg.

„Was denken Sie?" fragte er, sich vorbeugend und leise ihre Hand fassend, die auf ihrem Schoße lag.

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Bitte, sagen Sie es mir, Luise, bitte!"

Da sah sie ihn an. „Ich dachte," sagte sie leise und wie gequält, „wie schrecklich das ist! Sie haben noch nie in Ihrem Leben etwas bereut, sagen Sie, noch nie Ihre Sünden bereut! Und für diese Ihre Sünden mit ist doch der Heiland am Kreuz gestorben." Ganz langsam und feierlich hatte sie die letzten Worte gesprochen, wie über sich selbst hinausgehoben; denn wie schwer es ihr wurde, solche Dinge zu sagen, das wußte nur sie allein.

Es war ganz still im Zimmer. Regungslos saßen die beiden Menschen. Wolf von Christburg hatte beide Hände vors Gesicht geschlagen bei Luises letzten Worten. Sie blickte ihn nicht an. Sie sah auf die roten Mohnblätter. Wie Blutstropfen fielen sie eins nach dem andern aus der hohen Vase herunter und lagen auf der hellen Decke wie ein roter Kranz.

Plötzlich richtete der Mann sich hoch auf. „Luise, wissen Sie noch, wie Sie einmal sagten, mir fehlten Frauenhände, die sich für mich falteten?"

Sie nickte nur.

„Wollen Sie Ihre Hände für mich falten? Ja? Dann beten Sie noch einmal das Lied, das Sie den Abend mit Werner beteten." Tief beschattete er sein Antlitz mit der Hand.

Da sprach Luise noch einmal:

„Hoch über allen Sternen,
Da wohnst du, Herr, mein Gott!" ...

Als sie geendet, wiederholte er die Schlußverse:

„Laß ein Pförtlein offen,
Daß auch ich eingehen kann."

Und seine Stimme zitterte dabei.

(Schluß folgt.)

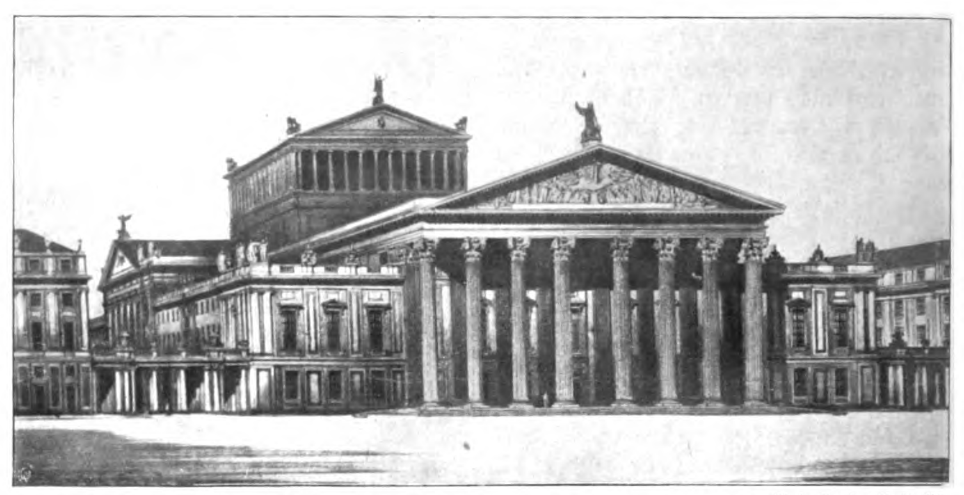
Hab' dich lieb

Aus dem kahlen Kirschenbaum,
Durch die dämmerhellen Läden,
Klingt in meinen Morgentraum
Einer Vogelstimme leise
Süßberedte Morgenweise;
Zart wie lichte Silberfäden
Kommt der Klang aus scheuer Seele,
Luft- und angstbeklemmter Kehle:
Hab' dich lieb ... so lieb ... so lieb ...
Hab' dich lieb ... so lieb ... so lieb ...

Halb dem schweren Traum entrissen,
Der mich schlug ins bange Joch,
Dehn' ich mich in meinen Kissen,
Schlafbefangen noch:
Doch gelehrig in der Brust
Sucht mein Herz in scheuer Lust
Nachzusingen,
Nachzuklingen
Süß und leise
Wie ein Glockenspiel die Weise:
Hab' dich lieb ... so lieb ... so lieb ...
Hab' dich lieb ... so lieb ... so lieb ...

Iven Kruse





Phot. Ed. Frankl, Neukölln.

Der Entwurf zu dem neuen Berliner Opernhause. Von Regierungsbaumeister Hans Grube.

Musikalische Rundschau

Opern und Konzerte

Von Dr. Georg Schünemann



enn in Deutschland jede neue komische Oper mit großer Spannung erwartet, wenn von allen Seiten auf einen größeren Ausbau dieser Literatur hingearbeitet wird, so hat das seine besonderen Gründe. Durch die lange Fremdherrschaft der Franzosen und Italiener, deren Operette und Opera buffa ein Jahrhundert hindurch die deutschen Bühnen überschwemmt hat, ist die Pflege der deutschen komischen Oper ins Hintertreffen geraten. Wohl hat die Literatur seit Mozarts Meisterwerken nationalen Charakter und Eigenart angenommen, wohl ist die Form weiter ausgebaut worden, doch in der Statistik der komischen Oper sind wir noch immer hinter dem Ausland zurückgeblieben. Es ist also mehr als Sensation und Verlegerpolitik, wenn die bedeutendste Musikkomödie unsrer Zeit, Richard Straußens „Rosenkavalier", monatelang die Musikwelt beschäftigt hat. Nun ist schon mehr als ein Jahr seit jener denkwürdigen Dresdner Premiere verstrichen. Die Oper ist an vielen Orten mit großem oder mäßigem Erfolg gegeben worden, aber erst die Berliner Aufführung hat den Sieg des „Rosenkavaliers" entschieden. Graf Hülsen hat dem Werk zu einer zweiten Premiere verholfen, die mit einem Enthusiasmus aufgenommen wurde, wie er sich sonst nur bei den Caruso-Gastspielen einzustellen pflegt.

Hoffmannsthals Text hat gewiß große Schwächen. Eine Verkleidungsposse, ein Durcheinander lustiger und burlesker Szenen mit reichen Lyrismen und pompöser Operntheatralik, ein redseliges literarisches Buch mit flüchtiger Motivierung der Handlung wird niemals den Ansprüchen genügen, die wir an eine moderne komische Oper stellen. Aber die Unmöglichkeiten der Situation, die Schwächen des Buches kommen dem Hörer kaum zum Bewußtsein. Straußens Kunst täuscht über alle kritischen Bedenken hinweg. Er umgibt die Szenen mit einer bald illustrierenden, bald die Stimmung vertiefenden Musik, mit einem Gewebe von Motiven und Charakteristiken, wie sie nur eine reiche Dichternatur entwerfen kann. Im musikalischen Teil liegt die Hauptwirkung der Oper und ihre geschichtliche Bedeutung. Strauß hat seinen symphonischen Stil auf eine motivische, orchestrale Plauderei eingestellt, die auch dann interessiert, wenn sich auf der Bühne die Redseligkeit Hoffmannsthalscher Prägung breit machte. In der Selbständigkeit der Orchestersprache, die die Wagnersche Leitmotivik noch weitet und umbildet, in dem Zurückgreifen auf geschlossene Formen und größere Ensemblesätze sehe ich das Neue und Zukunftsreiche des Werkes. Und wenn auch einige parodistische Partien und lokalkoloristische Übertreibungen stören, so bleibt der „Rosenkavalier" doch ein epochemachendes Stück in der Geschichte der Oper, ein Werk, von dem wir eine neue Richtung der dramatischen Musik datieren werden.

Ich hätte auf die Oper, die an dieser Stelle schon eingehend besprochen worden ist, nicht noch einmal zurückgegriffen, wenn nicht die Königliche Oper eine vollständige Neueinrichtung gebracht hätte, die an Vollkommenheit und künstlerischer Reife kaum überboten werden kann. Viele, die ihrem Urteil früher einen pessimistischen Anstrich gegeben hatten, erklärten, daß ihnen erst in Berlin das Verständnis für das Werk aufgegangen sei.

Eine stilistische Sicherheit und eine stimmungsvolle Einkleidung der Szenerie war erreicht worden, die die Uraufführung fast ganz in den Schatten stellte. Das Orchester spielte unter Dr. Mucks Leitung mit wundervoller Klangschönheit und mit einer solchen tonlichen Klarheit, daß der instrumentale Teil niemals die Stimmen deckte. Die Hauptpartien waren mit den besten Kräften der Königlichen Bühne besetzt. Frieda Hempel sang die Feldmarschallin, Lola Artôt de Padilla den Rosenkavalier, Claire Dux die Sophie. Bessere und trefflicher spielende Künstler kann sich Strauß für seine Oper kaum wünschen. Wie Fräulein Hempel die herrliche Schlußszene des ersten Aktes sang, wie Lola Artôt den kecken Rosenkavalier spielte, war bewundernswert. Und dann Herr Knüpfer als Baron Ochs von Lerchenau! Eine treffliche, köstliche Figur, ein tölpelhafter Don Juan, ein lustiger und dummpfiffiger Kavalier und ein prächtiger Draufgänger. Strauß hat die Partie von vornherein für Herrn Knüpfer geschrieben, dessen Leichtigkeit und Elastizität im Spiel und Gesang unvergleichlich sind.

Die gesamte Einstudierung und die in den goldenen Rahmen des Dix-huitième gekleidete Ausstattung bewiesen wieder einmal, was die Königliche Bühne in der Inszenierung einer großen Oper leisten kann.

Die Rosenkavalier-Premiere war das größte künstlerische Ereignis, das Hülsen in den letzten Jahren gebracht hat. Und wenn man weiß, daß die Königliche Oper bei großen Ausstattungsstücken mit den Kulissen auf die Straße wandern muß, um Platz zu schaffen, dann begreift man erst, welch erstaunliche Arbeit hinter einer so glänzenden Aufführung steckt. Aber auch diese bühnentechnischen Schwierigkeiten und räumlichen Beschränkungen werden wohl bald ein Ende nehmen. Der Neubau der Oper, der auf dem Grundstück des Krollschen Etablissements geplant wird, ist in greifbare Nähe gerückt, und wenn nicht in letzter Stunde noch Änderungen getroffen werden, dann wird wohl der Entwurf von Hans Grube, der in seiner Ruhe und Geschlossenheit an die Architektur Schinkels erinnert, in den nächsten Jahren ausgeführt werden.

Sehr fleißig waren in dieser Saison die Privatbühnen. Die Komische Oper, die jetzt unter der Direktion von Aurelie Chapman-Révy steht, hatte ihren größten Erfolg mit der Aufführung von Marschners „Vampyr". Man freute sich, daß wenigstens eine Berliner Bühne des genialen Romantikers gedachte, der einem Richard Wagner die Wege gebahnt hat. Leider blieb die Vorstellung dem Werke viel schuldig. Nur Herr Egenieff, der in der Titelrolle gastierte, führte seine Partie eindrucksvoll und charakteristisch durch. Die Komische Oper ist überhaupt merklich gealtert. An die Regieführung und Direktion Gregors erinnert in diesem Hause nichts mehr.

Kurz nach dem Weggang Hans Gregors, dessen Berliner Wirksamkeit dem gesamten Opernleben neue Impulse gegeben hatte, tauchte die Nachricht von einer neuen Operngründung auf. Aus privaten Mitteln sollte ein Opernhaus nach modernstem Zuschnitt gebaut werden, dessen Zepter dem Regisseur Gregors, Herrn Maximilian Moris, zugedacht war. Auch der Bau eines großen Opernhauses in Charlottenburg wurde kurz darauf beschlossen und die Arbeit von städtischer Seite gleich in Angriff genommen. Natürlich rechnen die Unternehmer mit dem Freiwerden der Wagnerschen Musikdramen. Man hofft noch immer darauf, daß die großen Opern Wagners überall ausverkaufte Häuser bringen werden. Die großen Schwierigkeiten, die gerade die Wagnersche Kunst der Inszenierung, dem Orchester und Personal bietet, werden kaum in Rechnung gestellt. Alle Privatbühnen glauben das leisten zu können, was Wagner in erster Linie fordert: eine bis ins kleinste Detail sorgfältig ausgearbeitete und mit den besten Sängern und Musikern besetzte Aufführung. Wagner rechnete schon beim Entwurf der Nibelungen mit besonderen Festspielbühnen, die alle erreichbaren Kräfte der Oper, Musik und Inszenierungskunst unter einer Führung einten. Doch ich will keine Zukunftsbilder des Berliner Opernbetriebes geben. Wir werden ja bald genug erleben, wie sich die Bühnen zweiter Ordnung an die großen Musikdramen heranwagen werden und wie das Gesamtkunstwerk Wagners zerstückelt wird ...

Von den Berliner Opernprojekten ist eins seiner Verwirklichung schnell entgegengegangen. Mitten im Berliner Westen, in der Nähe des Zoologischen Gartens, erstand in kurzer Zeit das neue Opernhaus des Herrn Maximilian Moris, und schon in dieser Saison konnte das Haus, das den recht unglücklich gewählten Namen Kurfürsten-Oper führt, seine Pforten öffnen. Es ist ein hübscher, stark dekorativ wirkender Bau, den die Architekten Nicolaus und Hildenbrand entworfen haben, ein Opernhaus, das mit seiner monumentalen, im Messelstil gehaltenen Hauptfassade und mit der wirkungsvollen, in Altgold und Grün gekleideten Innenarchitektur einen neuen Typ im Berliner Theaterbau darstellt. Bühne und Orchester entsprechen den größten Anforderungen der modernen Kunst. In diesem Neubau hat Direktor Moris das Erbe Gregors angetreten. Gleich die Eröffnungsvorstellung, die Einstudierung der „Lustigen Weiber von Windsor", war im Geiste des jetzigen Wiener Operndirektors gehalten. Die geschmackvolle Inszenierung, die entzückenden Beleuchtungseffekte und das ganze szenische Beiwerk zeigten den Schüler Gregors und den routinierten Regisseur,



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.
Szene aus dem „Rosenkavalier“ nach der Aufführung am Kgl. Opernhause in Berlin (Henke — Rothauser — Scheele — Müller — Artôt — Dux — Hoffmann).

der sein Publikum auf die beste Weise zu unterhalten weiß. Die Regie des Herrn Moris ist aber von übertriebenen Nuancen nicht frei. Er geht in seinen eingefügten szenischen Episoden häufig zu weit, so daß aus einer komischen Oper oft ein musikalisches Possenspiel wird. Nach meinem Gefühl stören szenische Nuancen, die das Interesse von der Handlung ablenken, die Einheit der Darstellung. Direktor Moris läßt z. B. das erste große Duett in Smetanas Oper „Die verkaufte Braut“, das die beiden Liebenden vereint und das den traulichen, liebenswürdigen Grundton der Liebesszenen zum erstenmal anklingen läßt, von einer Episode begleiten: eine Kartenlegerin tritt auf, die Mädchen drängen sich um die Alte, ein Gendarm kommt, ertappt das verbotene Spiel und führt die Alte ab, während das Duett der beiden Hauptfiguren, die wichtigste Szene des Aktes, seinen Fortgang nimmt. Das Beispiel zeigt die Art der Morisschen Inszenierung und auch die Gefahren dieser nuancenreichen, allzu lebendigen Bühnenwirkung. Auch die Bewegungen der Schauspieler, die fast jedes musikalische Motiv in ihrer Aktion widerspiegeln, sind häufig parodistisch oder übertrieben. Eine ruhigere, freiere Aktion würde lebensvoller wirken als einstudierte Gesten. Das Publikum findet aber an diesen Effekten viel Gefallen. Es amüsiert sich bei Smetana ebenso köstlich wie bei Nicolai, ja, es nimmt sogar eine Auffrischung der harmlosen Gounodschen Oper „Philemon und Baucis“, die mit ihrer fettigen Melodik getrost der Vergessenheit anheimfallen könnte, beifällig auf.

Den Haupttreffer spielte Direktor Moris mit der Premiere von Ermanno Wolf Ferraris dreiaktiger Oper „Der Schmuck der Madonna“ aus. Ein interessantes, aber ungleich gearbeitetes Werk, eine Oper, die die Verbindung von volkstümlichen Momenten mit der Realistik des modernen Dramas erstrebt, die ähnlich der Revolutionsoper der Franzosen und der veristischen Richtung der Jungitaliener einen Ausschnitt aus der Zeitgeschichte der Gegenwart gibt. Das Vagabundieren der Kamorristen, das Festgepränge der Prozession, Tanz und Spiel, Zeremonie und Volksleben in Neapel geben den Hintergrund des Dramas. Im Mittelpunkt steht die Geschichte des armen Mädchens, das den Liebenden (Genaro) zum Diebstahl an dem heiligen Bild der Madonna treibt, und das, mitschuldig geworden, von ihrem Geliebten (Rafaele) verstoßen wird. Bauerndramen pflegen in der Regel mit mehreren Mordtaten zu schließen. So auch hier. Die Geliebte

endet ihr Leben freiwillig, Genaro erfleht von der Madonna Vergebung und stößt sich in religiöser Verzückung das Messer in die Brust. Das ist mit wenigen Worten der Grundriß der Handlung, wie ihn der Komponist entworfen hat. In der Ausführung ist die Idee des Stückes wirkungslos geblieben. Das Buch ist mit musikalisch dankbaren Situationen überladen. Das szenische Beiwerk überwuchert den Kern der Handlung. Auch die Motivierung der Szenenfolge ist spröde geraten, so daß von einer straffen dramatischen Entwicklung kaum gesprochen werden kann. Wolf Ferrari hat sich in seiner Musik vor allem an die Milieuschilderung gehalten. Er gibt in hübschen Genreszenen ein getreues Abbild von italienischer Musikfreudigkeit, von der Volkskunst und der Gebrauchsmusik der Neapolitaner. Tanzstücke und eingestreute Lieder sind die Hauptstücke der Partitur. Dagegen versagt der Komponist an allen dramatisch wichtigen Stellen. Er wird überschwenglich und gefühlvoll in der Melodik, oder er kopiert die leidenschaftlichen Rhythmen der Jungitaliener, ohne eine tiefergehende Wirkung zu erreichen. Die Oper fand beim Publikum viel Beifall, allein die dramatischen Schwächen des Stückes können das Werk nur kurze Zeit auf dem Spielplan halten, ganz zu schweigen von der groben und derben Art, mit der katholische Riten auf die Szene gebracht werden. Wolf Ferrari hat mit der Abkehr von dem liebenswürdig-freundlichen Ton seiner früheren Werke keinen künstlerischen Gewinn erzielt. Daß aber Direktor Moris gleich darauf den Versuch machte, die große Ausstattungsoper „Quo vadis?“ von Jean Nouguès dem Spielplan einzuverleiben, war ein verfehltes Unternehmen. Das Spektakelstück, das den berühmten Roman von Sienkiewicz verarbeitet, wurde von den Zuhörern ostentativ abgelehnt. Am besten übergeht man die in grellen Farben gehaltene Bilderfolge und die lahme Musik mit Stillschweigen.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.
Knüpfer als Ochs von Lerchenau im „Rosenkavalier“.



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.
Frau Dux und Fräulein Artôt im „Rosenkavalier“.

Meine Rückschau auf die Berliner Opernpremieren hat mit einer Dissonanz geendet. Ich weiß, als Schlußakkord hört man solche Klänge nicht gern, aber man kann beim besten Willen den diesjährigen Opernbetrieb nicht in reine, klare Harmoniefolgen kleiden. Ein unruhiges Experimentieren in den verschiedensten musikdramatischen Richtungen, ein Suchen und Spähen nach Zugstücken, ein Herausstellen bewährter Werke in moderner Aufmachung — das war die Signatur der Opernsaison. Nirgend sah man ein festes, zielbewußtes Vorwärtsschreiten, nirgend ein reformatorisches Wirken. Wenn Graf Hülsen uns nicht eine vollendete Aufführung der Straußischen Musikkomödie geschenkt hätte, der Winter wäre künstlerisch ergebnislos geblieben.

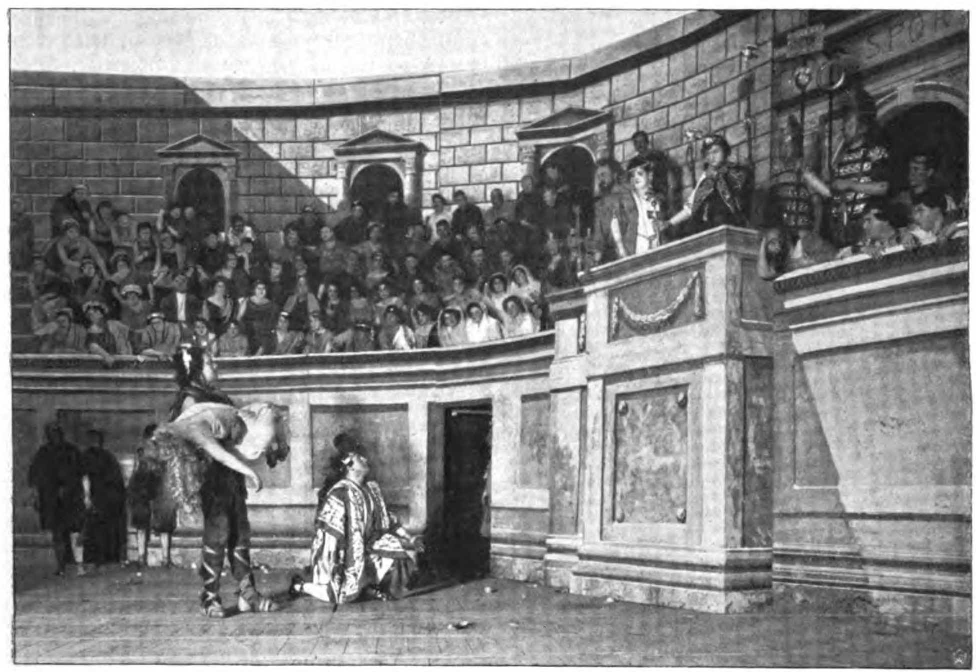
Das Konzertleben bewegte sich diesmal auf breiterer, festerer Basis als in früheren Jahren. Das ruhelose Hin und Her der Konzertveranstaltungen, das sich von den Konzertsälen Berlins, der internationalen Schaubühne der Virtuosen, Dirigenten und Sänger, nie wird trennen lassen, ist zwar geblieben, aber der Musikfreund, der nicht aus gesellschaftlichen Rücksichten, sondern aus künstlerischem Antrieb die Konzertsäle besucht, weiß, daß sich auch in Berlin die wahre große Kunst auf wenige Plätze konzentriert, daß sich unter hundert Konzertabenden nur eine kleine Zahl wirklich bedeutender Konzerte verbirgt. Es liegt in unsrer gesamten Musikentwicklung begründet, daß an die Stelle einer organisch sich weiterbildenden Musikkultur die Vielköpfigkeit und ein Zeitalter der Reproduktion getreten ist. Die Generation der Virtuosen, die schöpferisch tätig waren, die nur eigne Werke und Phantasien spielten, ist mit Spohr, Thalberg, Moscheles, um nur einige Namen zu nennen, gestorben. Eine andre entstand, jene, die nach Liszts Vorbild sich den Klassikern zuwandte und die mit „ihrem" Beethoven und Schumann umherreiste. Diese Epoche der Reproduktion, die in unsern Tagen das öffentliche Musikleben beherrscht, ist kulturell von großer Bedeutung. Sie fördert den Kunstsinn, bildet den Geschmack und vertieft die Kenntnis der Klassik. Aber man sollte nicht verlangen, daß jeder Klavierspieler, der Liszts oder Schumanns Werke verständig vorträgt, als Künstler bewundert wird. Nur der Musiker, der eigne Wege geht, der eine neue Stilistik, eine neue Kunstanschauung errungen hat, kann auf allgemeine Beachtung und auf kritische Würdigung seiner Kunst Anspruch erheben.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Egenieff in der Oper „Der Vampyr". (Komische Oper zu Berlin.)

Ein solcher selbstschöpferischer Musiker war Franz Liszt. Er hat der Kunstentwicklung und der musikalischen Kultur neue Bahnen gewiesen, er hat als Interpret und als Komponist Anregungen gegeben, deren Tragweite wir heute noch kaum zu übersehen vermögen. Seine Klaviermusik hat einen eignen Kompositionsstil und eine neue Technik geschaffen, seine symphonischen Dichtungen sind die Ausdrucksform der modernen Orchestermusik geworden, seine kirchlichen Werke haben eine Renaissance der katholischen Kirchenmusik in die Nähe gerückt — kurz, es gibt kaum ein Gebiet der modernen Kunstpflege, das dem großen Klavierspieler und Tonpoeten nicht vielfache Anregungen verdankt. Das hat unser Konzertleben in dieser Saison deutlich genug gezeigt. Alle bedeutenden Musiker ehrten Liszts hundertsten Geburtstag durch Aufführungen seiner Werke. Voran gingen die Klavierspieler, unter ihnen Ferruccio Busoni und Emil Sauer, die Liszts Klavierpoesien in vielen Konzertabenden spielten. Jener interessierte durch ein farbenreiches, fast orchestral gedachtes Spiel, dieser mehr durch großzügige, schwungvolle Gestaltung. Busoni gab allein sechs Lisztabende, an denen die klangfreudigen, geistvollen Klavierwerke des Meisters in herrlichen Farben vor den Hörern erstanden. Auch ein neues Stück Liszts stand auf seinem Programm, eine kürzlich gefundene Klavierphantasie über zwei Motive aus Mozarts „Figaro". Bei dieser Musik konnte man sich in die Stimmung hineindenken, die Liszt mit seinen freien Improvisationen am Klavier hervorrief. Es muß allen Hörern unvergeßlich geblieben sein, wie dieser wunderbare Poet Mozarts oder Schuberts Werke mit seiner feinen Klangornamentik umwob. In der Figaro-Phantasie ist uns eine Erinnerung an diese Stunden geblieben.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Szenenbild aus der Oper „Quo vadis?“ in der Kurfürsten-Oper zu Berlin.

Zu einem großen musikalischen Ereignis gestaltete sich das Konzert von Eugen d'Albert, der unter den Schülern Franz Liszts in unsern Tagen an erster Stelle steht. Nach vielen Jahren ließ sich der berühmte Komponist zum ersten Male wieder als Klaviervirtuose, als Beethoven- und Lisztinterpret, hören. Sein Spiel wurde zu einem künstlerischen Erlebnis. Wie er in Beethoven das Dämonische, Titanenhafte, dann wieder das Versonnene, Improvisatorische zum Ausdruck brachte, wie er im Lisztkonzert voller Schwung und virtuoser Kraft spielte, das waren Eindrücke, die mir unvergeßlich bleiben. Es steckt eine Größe des Stils, eine Kraft und Genialität der Anschauung, eine nachschaffende Selbständigkeit in seinem Spiel, die von keinem Virtuosen unsrer Tage erreicht wird. Ein schöpferischer Pianist wie d'Albert hat Verpflichtungen für das Musikleben der Gegenwart, und es wäre ewig schade, wenn d'Albert der Opernkomposition alle seine Kräfte widmen würde. Sein Vortrag wirkt in unsrer vielgeschäftigen Zeit wie eine Offenbarung, wie ein Zeichen aus jenen herrlichen Tagen, als Wagner den großen Beethovenaufsatz schrieb und Liszt als Lehrer einer Pianistengeneration wirkte.

Liszt war größer im Anregen als im Vollenden. Das zeigt sein Lebensweg, das zeigen seine Werke. Nur selten hat sich Liszt zu einem einheitlichen Kunstwerk aufraffen können. Seine Graner Messe und seine Choralmesse, die wir in herrlichen Aufführungen von der Singakademie und dem Philharmonischen Chor gehört haben, seine symphonischen Dichtungen und Symphonien, die Richard Strauß, Arthur Nikisch und Siegmund von Hausegger dirigierten, sind prächtige Musikstücke von schier unerschöpflicher Schönheit, aber keine vollendeten Leistungen, keine in sich geschlossenen Kunstwerke. Mich stört die äußerliche Haltung vieler Partien, die sinnfällige, auf französische Einflüsse deutende Nachzeichnung der dichterischen Vorlagen. Zu solchen Betrachtungen gab gerade die diesjährige Saison viel Gelegenheit, denn die Lisztsche Kunst stand überall im Mittelpunkt des Konzertlebens.

Noch ein zweiter Gedenktag klang in den Konzerten unsrer großen Orchestervereinigungen nach: der Todestag Gustav Mahlers. Mit Aufführungen der Mahlerschen Symphonien setzte die Saison ein, und mit einer Wiedergabe der letzten Arbeit des genialen Musikers wird der Konzertwinter verklingen. Mahlers Musik geht in der Form über alle Vorgänger hinaus. Er wollte das häufig gestellte Problem, ein abendfüllendes symphonisches Werk zu schreiben, lösen; er wollte der Entwicklung der Symphonie neue Ziele weisen. Seine Kunst, die in diesen Blättern schon charakterisiert ist, hat etwas Übertriebenes, Maßloses in der Technik wie in der Durchführung der Gedanken. Oft bleibt die Ausführung hinter der Idee zurück. Dann aber trifft man wieder



Phot. R. Dührkoop, Hamburg.
Siegmund von Hausegger.

auf Partien von einer herben Schönheit, auf eine schlichte, innige Melodik, die unmittelbar zum Herzen spricht. Ein großer Geist und eine hohe, ehrliche Kunstbegeisterung sprechen aus allen seinen Werken. Seine Symphonien werden leben, solange der Sinn für ein ideales, groß gedachtes Kunstschaffen noch nicht erstorben ist. —

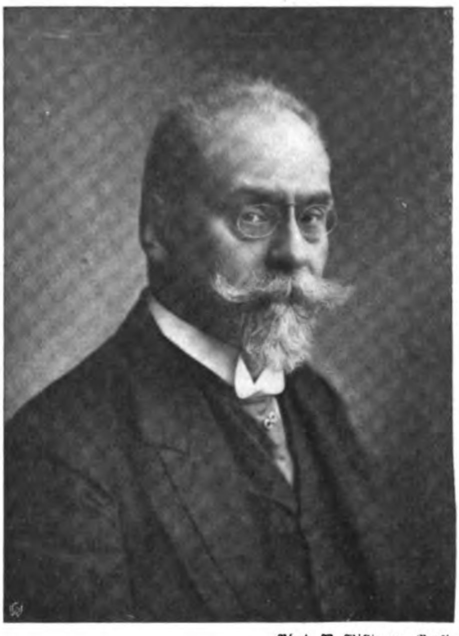
Von den vielen Neuheiten, die in dieser Saison gespielt wurden, nenne ich die „Natur-Symphonie“ von Siegmund von Hausegger an erster Stelle. Es ist ein eigenartiges, charaktervolles Musikstück, ein Werk, das die ideale Persönlichkeit Hauseggers und die hohe Kunstauffassung des Komponisten in hellstem Licht erscheinen läßt. Hausegger will in der Symphonie vom Werden und Vergehen alles Lebens erzählen, er will, in den Anblick der majestätischen Pracht des Hochgebirges versunken, die ewige Schöpferkraft der die Natur durchdringenden Gottheit besingen. Hausegger nimmt die musikalisch wirksamen Momente der Programmidee zum Ausgangspunkt einer groß angelegten Orchesterphantasie. Die Dämmerung in den Alpen, die Totenklage der starren Natur, der Todeszug der Schatten über den Aletschgletscher bilden den Hintergrund der Tondichtung, es ist das Fundament für den Ausdruck der eignen Anschauung, des eignen Empfindens. Die Musik gibt persönliche, intime Eindrücke, keine tonmalerischen Szenenfolgen. Hausegger hat die dichterische Idee seines Werkes mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführt. Behagliche Stimmungen, anmutig-liebenswürdige Partien wird man vergebens suchen. Gerade die großartige, herbe Zeichnung der Partitur, die so vielen Musikästheten arges Kopfzerbrechen bereitet hat, macht den Wert seiner Symphonik aus. Hier zeigt sich ein neuer Weg symphonischer Ausdruckskraft, ein neues Moment tondichterischer Gestaltung. Am schönsten klingen in der Symphonie die das chaotische Getriebe der Naturkräfte durchbrechenden Episoden, der Todeszug und die Totenklage. Aus solchen Stellen hören wohl auch jene Kritiker die große symphonische Ausdruckskraft Hauseggers heraus, die dem herrlichen Gesamtwerk ihre Ohren verschließen. Die Symphonie, die in Zürich und Hamburg ihre Feuerprobe bestanden hat, wurde in Berlin von Richard Strauß aufgeführt. Er schuf mit dem Orchester der Königlichen Kapelle eine herrliche, wundervolle Wiedergabe.

Hausegger hat auch in Berlin die großen Symphonieabende des Blüthner-Orchesters ins Leben gerufen, die zu einem wichtigen Faktor unsers Konzertlebens geworden sind. Er hält seinen Programmen alles Schablonenhafte, Schematische fern. Er bringt stets eine sachliche, künstlerisch gediegene Anordnung der gespielten Stücke. In der diesjährigen Saison galt sein Wirken der Münchner Schule. Braunfels' musikfreudiges, prächtig gearbeitetes Klavierkonzert und Hermann Bischoffs klare, fast leidenschaftslose D-Moll-Symphonie erlebten hier ihre Uraufführung. Aber weit über diese fortschrittliche Tendenz hinaus haben sich Hauseggers Konzerte durch ihre herrliche Ausführung Anerkennung verschafft. Es gibt wenige Musiker, die so temperamentvoll, klar und lebensvoll, so klangschön und gediegen dirigieren, aber es gibt kaum einen zweiten Orchesterleiter, der mit dem Berliner Blüthner-Orchester solche künstlerischen Leistungen zustande bringt wie Hausegger. Seine Direktion ist ein selbständiges Nachschaffen, ein auf programmatischen Ideen fußendes, musikalisches Gestalten, das an den größten Dirigenten der letzten Jahrzehnte, an Hans von Bülow, erinnert.

In den Nikisch- und Richard Strauß-Konzerten gab es noch einige interessante Stücke zu hören: Regers geistvolle Lustspielouvertüre und die in Mendelssohns Manier gehaltene F-Dur-Symphonie Rüfers; aber diese Arbeiten sind vorübergegangen, ohne bleibende Eindrücke zu hinterlassen. Auch das Oratorium „Die Tageszeiten“ von Friedrich E. Koch, ein im Schatten Josef Haydns entworfenes Chorwerk, vermochte nur auf Augenblicke zu fesseln.

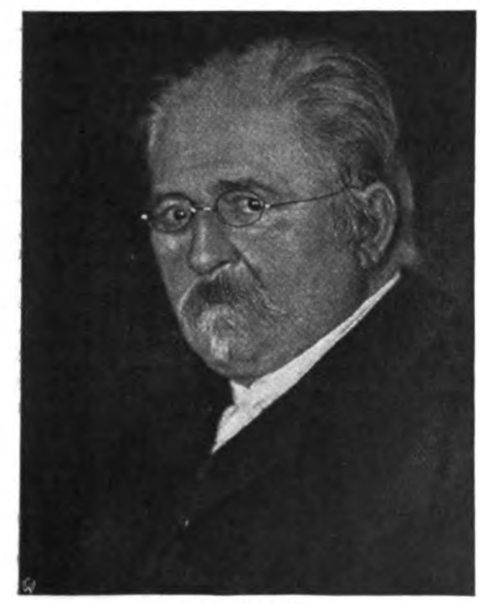
Dagegen wurde die von vielen Musikern ersehnte Gesamtaufführung des „Christus“ von Felix Dräseke, die ein Privatchor unter Bruno Kittels Leitung unternommen hatte, mit großem Beifall begrüßt. An drei Tagen wurde der Oratorien-

zyklus aufgeführt, der das Lebenswerk des Altmeisters Dräseke darstellt. Das Werk, das in den neunziger Jahren vollendet worden, soll ein Gegenstück zum Nibelungenring sein, eine Oratorientetralogie, die das gesamte Christusdrama umfaßt. Mit dieser Idee greift Dräseke auf ältere Muster zurück, doch übertrifft er seine Vorgänger durch die präzise Zusammenfassung der bildhaften Momente des Bibelworts. Aus freier Aneinanderreihung verschiedener Bibelstellen ergeben sich vier Teile der Oratorienfolge: „Die Geburt des Herrn" (Vorspiel), „Christi Weihe" mit Taufe und Versuchung als erstes Oratorium, „Christus als Prophet" als zweites, „Der Tod und Sieg des Herrn" als drittes Oratorium. Ein gewaltiges, viele Themen der Oratorium- und Passionsgeschichte zusammenfassendes Werk. In einem Vorwort zur Partitur hat der Komponist sein Ziel charakterisiert. Er will in seinem Werk die Eigenheit und Kraft Händels mit den Forderungen der Wagnerzeit verbinden und alle „epischen Bestandteile, die in neueren Oratorien mit den dramatischen vermischt worden sind, unbedingt vermeiden". Die Dichtung durchbricht diese Idee. Mit den Chören der „Gläubigen", der „Hohenpriester", der „Engel", „Jünger" und der „entgegenkommenden Juden" werden die Chöre Klopstockischen Angedenkens wieder heraufbeschworen. Auch das Fehlen des alten „Historikus" oder des „Evangelisten" bedingt von vornherein ein wenig anschauliches Bild. Der Schauplatz wechselt von einer Szene zur andern, so daß ohne Hilfe des Textes keinem Hörer die Situation klar wird. Das einfache Aneinanderfügen der Bibelworte, das unsichere Eingreifen der Chöre, die lose Motivierung der Szenenfolge geben dem Werk ein undramatisches Gepräge. Es ist mehr eine Folge lyrischer und epischer Szenen als ein in sich geschlossenes geistliches Musikdrama. Selbst dadurch, daß Christus, Johannes, Maria und Magdalena singend eingeführt sind, wird für ein dramatisches Oratorium wenig erreicht. Ja, das Erhabene, Göttliche, das Christi Worte in den klassischen Passionswerken kennzeichnet, wird zum Alltäglichen, zum Gewohnten, wenn die Christuspartie in den Vordergrund gerückt wird. Ich meine, das gestellte dramatische Ziel ist von Dräseke nicht erreicht worden. In jedem Oratorium Händels steckt mehr dramatisches Leben als in dem gesamten Mysterium.



Phot. W. Willinger, Berlin.

Felix Schmidt.



Felix Dräseke.

Das gleiche gilt von der Musik. Dräseke arbeitet mit Leitmotiven und moderner Ausdruckstechnik, er zitiert Wagners „Schwertmotiv", er schreibt Arien und Choraldurchführungen, Chöre und Instrumentalstücke, aber ein fest gefügter dramatischer Stil ist nicht durchgeführt. Es fehlt jede anschauliche Charakteristik. Johannes und Christus sind tonmalerisch nicht unterschieden, ebensowenig die „Kriegsleute" von den „Pharisäern" oder „Engeln". Darin liegt die Hauptschwäche des Werkes. Die Stücke reihen sich in gleicher Haltung, in der gleichen Faktur aneinander. Selbst bei den packendsten Stellen der Passion, die in Bachs Tonsprache unser Innerstes tief ergreifen, geht Dräseke mit gewohnten Wendungen über die Worte hinweg. Seine Musik ist zu gleichförmig, zu wenig bild-

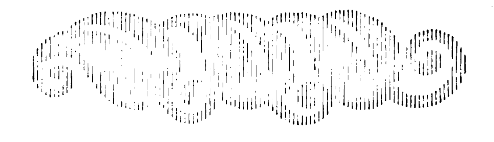
kräftig. Das Beste gibt Dräiecke in den Chorsätzen. Hier zeigt sich die Meisterhand des Komponisten, die gediegene, großzügige Satztechnik seiner Musik. Der Schlußchor und die Chöre des zweiten Oratoriums sind prächtige Arbeiten und Hauptstücke des gesamten Zyklus. Viele Chöre werden wohl ihren Weg in die Kirchenmusiken der Städte finden. Dagegen wird die gesamte Tetralogie wenig aufgeführt werden. Der gleichmäßige Fluß der Szenen und Arien ermüdet den Hörer. Es ist eine gediegene, von großem Idealismus zeugende Arbeit, aber kein Kunstwerk, das man neben die Werke Händels, Bachs oder Mendelssohns stellen kann.

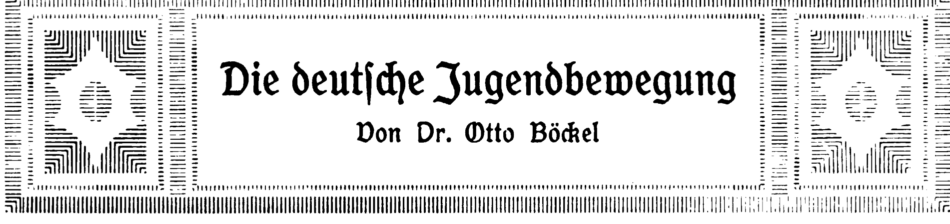
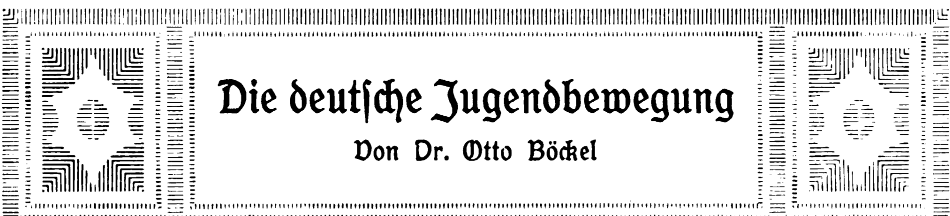
Im Mittelpunkt der Geschichte des Oratoriums steht trotz Dräsecke, Liszt und Koch noch immer das gewaltige geistliche Musikdrama Händels. Seine Oratorien sind nie vergessen worden. Sie haben den Anstoß zu der Gründung großer Chöre gegeben und sind neben Haydns Werken der Ausgangspunkt der deutschen Musikfeste geworden. Händels Oratorien gehören zum eisernen Bestand aller Chorvereine, und seine Werke üben noch in unsern Tagen eine mächtige, zu Herzen gehende Wirkung aus. Das zeigte erst kürzlich die Aufführung des „Judas Makkabäus", die der Philharmonische Chor in der historisch getreuen Einrichtung von Friedrich Chrysander veranstaltete. Das Hohelied von Kampf und Sieg, das mächtigste volkstümliche Oratorium Händels, wurde geradezu vollendet gesungen. Es war ein herrlicher, genußreicher Abend.

Auch unsre großen Männerchöre haben diesmal mancherlei Werke gebracht, die den Aufschwung der Männerchorliteratur deutlich widerspiegeln. Die Tage der Liedertafelei sind überwunden, und eine neue Zeit blüht aus der Pflege des Volksliedes und der großen Reform Friedrich Hegars hervor. Zu den schönsten Abenden, die uns die Männerchöre in diesem Winter brachten, zähle ich die Konzerte des Berliner Lehrergesangvereins. Der Verein, der kürzlich sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiern konnte, verdankt seine Bedeutung in erster Reihe dem Wirken von Prof. Felix Schmidt. Unter seiner Führung hat, wie man sich wohl erinnert, der Chor vor einigen Jahren beim Frankfurter Gesangswettstreit den Kaiserpreis errungen, unter seiner Führung hat sich der Verein aus kleinen Anfängen zu dem ersten Männerchor Berlins entwickelt. Selten wird man bei einem Chor auf eine ähnliche Klangschönheit, eine ähnliche Sicherheit und eine gesangliche Kultur treffen. —

Eine spätere Geschichtschreibung wird die musikalische Stilistik unsrer Zeit vielleicht eine Epoche des Übergangs nennen. Überall gibt es Ansätze zu einer neuen Ausdruckstechnik, zu neuen Klangwirkungen, die einer endgültigen Klärung harren. Am bestimmtesten haben bis jetzt die Neufranzosen ein eignes Stilmoment durchgesetzt: die Stimmungsmalerei in impressionistischer Manier. Ihre Kunst, die in der Technik die Quintenfolgen und die Ganztonleiter bevorzugt, ist einer feinen Pastellzeichnung zu vergleichen, einem in matten Farben gehaltenen Stimmungsbild. In Deutschland hat sich dieser französische Impressionismus, den am prägnantesten die Werke Claude Debussys repräsentieren, nicht durchgesetzt. Die Ansätze zu einer neuen Ausdruckstechnik gehen bei uns von andern Grundsätzen aus. Man versucht, die Chromatik und Diatonik der alten Kunst durch eine neuartige Polyphonie zu ersetzen.

Solche Versuche haben jüngst Ferruccio Busoni und Arnold Schönberg angestellt, Busoni in der „Turandot-Suite" und der „Berceuse élégiaque" für Orchester, Schönberg in seinem Streichquartett aus D-Moll und in seinen symphonischen Dichtungen. Ihre Technik ist im wesentlichen die gleiche. Die Stimmen werden den vorgezeichneten Weg geführt, unbekümmert um den jeweiligen vertikalen Zusammenklang. Es kommen die seltsamsten Harmonien und befremdende Auseinanderklänge zustande. C-Moll und A-Dur erklingen gleichzeitig, f und fis, c und cis zusammen. Eine Musik, die den Fachmann interessiert, die aber unsre Ohren erschreckt. Diese Technik der „Neutöner" schließt an eine alte Praxis an. Im Volkslied der Russen, in den Chören der a-cappella-Zeit und noch weiter zurück gibt es eine ähnliche regellose Verschiedenstimmigkeit, die man zum Unterschied von dem homophonen und polyphonen Satz „Heterophonie" genannt hat. Dieser Stil taucht jetzt in moderner, orchestraler Einkleidung wieder auf. Ob diese Experimente eine Zukunft haben werden, hängt von der künstlerischen Kraft der Komponisten ab. Vorläufig haben weder Busoni noch Schönberg uns etwas inhaltlich Bedeutendes in dieser Stilistik gebracht. Ein dürftiger Gedankengehalt kann nicht für harmonische Ungeheuerlichkeiten und krause Durcheinanderklänge entschädigen. Vielleicht bilden diese Versuche aber das Material, das ein größeres Genie im Anschluß an unsre organische Musikentwicklung verwerten und umgestalten wird.



Die deutsche Jugendbewegung

Von Dr. Otto Böckel

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Dies alte Wort findet in den letzten Jahren steigende Beachtung. Die Tatsache, daß zwischen der Entlassung aus der Schule und der Einberufung zum Militärdienst eine Lücke besteht, die nicht ausgefüllt ist, hat es der Sozialdemokratie leicht gemacht, gerade die schulentlassene Jugend in weiten Kreisen für ihre Jugendbestrebungen zu gewinnen. Daß darin eine Gefahr für den militärischen Geist unsers männlichen Nachwuchses liegt, wird niemand leugnen. Da gilt es also vorzubeugen und der deutschen Jugend ein Ideal zu geben, das ihr den Übergang von der Schulzeit zur Wehrzeit erleichtert.

Schon frühzeitig haben denn auch an dieser Stelle die Bestrebungen der „Jugendwehr" eingesetzt, einer Organisation, die nach militärischem Muster junge Leute auszubilden bestrebt ist. Die Jugendwehr ahmt das Soldatenwesen nach, sie stellt gewissermaßen eine Vorschule für das Militär dar, und ihre Mitglieder tragen sogar Uniform. Nun, frühzeitige militärische Ausbildung der Großstadtjugend ist schon deshalb kein Schaden, weil sich statistisch ein fortgesetztes Sinken in der Zahl der militärisch tauglichen Rekruten aus den Großstädten nachweisen läßt. So stellen Berlin 39, Hamburg 42, Bremen 65 Prozent an Rekruten, also weit unter ihrer numerischen Verpflichtung. Verfügte Deutschland heute nicht mehr über ländliche Schollenkraft, die den Ausfall an Rekruten deckte, so wäre es kaum imstande, sein Heer auf der notwendigen Präsenzstärke zu halten.

In Bayern haben ähnliche Jugendbestrebungen bereits größeren Erfolg aufzuweisen. In bayrischen Offizierskreisen hatte man lange schon erkannt, daß bei der kurzen Dienstzeit die Armee nur dann auf ihrer jetzigen Höhe erhalten werden kann, wenn durch Kräftigung der männlichen Jugend eine Besserung der Wehrkraft des Volkes und damit eine Besserung des Heeresersatzes erreicht wird. Vor allem aber möchte man dazu helfen, dem Jünglingsherzen wieder Begeisterung für die Heimat und für das große deutsche Vaterland einzupflanzen. Trotz der dienstlichen Überlastung haben sich Offiziere in genügender Zahl bereitgefunden, die als Mitglied der „Jugend-Wehrkraft-Vereine" in München und Augsburg Führer und Leiter von deren Veranstaltungen sind. Nicht weniger als fünfzig Offiziere sind als Führer tätig.

Von großer Bedeutung sind weiter die Jugend-Wandervereine, die sich selbst „Wandervogel" nennen. Es gibt zurzeit zwei Vereine dieses Namens: der „Alt-Wandervogel" und der „Wandervogel, deutscher Bund für Jugendwanderungen"; der ältere ist vor etwa fünfzehn Jahren von Steglitzer Gymnasiasten begründet worden. Die Bewegung hat also schon eine geraume Dauer hinter sich. Sie hat aber, wie alle Vereine, auch ihre kritische Periode gehabt, aus der sie zwar gespalten, aber geklärt hervorging. Augenblicklich berechtigt sie zu schönen Hoffnungen.

Der „Alt-Wandervogel" besteht hauptsächlich aus den Schülern höherer Schulen. Er hat auch außerhalb Berlins zahlreiche Ortsgruppen. Seine Bundesgeschäftsstelle befindet sich zurzeit in Göttingen.

Mehr in die Öffentlichkeit tritt der zweite, der jüngere „Wandervogel". Er will den Sinn für das Naturschöne, das Mitgefühl für alles Lebende wecken und der Jugend Gelegenheit geben, ihre deutsche Heimat und ihr Volk in ihrer ursprünglichen Eigenart kennen und lieben zu lernen; er will dazu beitragen, ein an Körper, Geist und Willen starkes und gesundes deutsches Geschlecht heranzubilden; er will das Wandern unter der Jugend deutscher Zunge fördern und diese all der Freuden und Erfahrungen teilhaftig machen, die aus der gesunden Bewegung durch die schöne Welt erwachsen: die Liebe zur Natur, zur Heimat und Tierwelt, zu Land und Volk und das Verständnis für seine Arbeit und seine Kunst. Diesem Zwecke dienen kleinere und größere (alkoholfreie) Wanderfahrten, auf denen größte Einfachheit herrscht, und die daher mit ganz geringen Kosten zu bestreiten sind. Dementsprechend erfreuen sich die Wanderungen starker Beteiligung, und der Geist, der die jungen Wanderer beseelt, ist der allerbeste.

Die Mitgliederzahl des Bundes beträgt zurzeit 20000 — eine stattliche Zahl. Entscheidender jedoch als die Mitgliederzahl ist der Geist, der in den jugendlichen Wanderern lebt. Schon das Leuchtwort (Motto) ihres Fahrtenblattes verspricht viel:

> Du fragst, was uns nottut, Freund,
> Und was uns fehlt? — Oh, so viel!
> Ideale vor allem wieder
> Und ein festes großes Ziel.

Wer so denkt, dem ist auch das Wandern kein bloßer Sport, sondern heilige, ernste Sache. In den Grundsätzen des Vereins ist festgelegt, daß nur „frische Buben und wackere Mädel von



guten Sitten" an Wanderfahrten sich beteiligen dürfen; alle Fahrten finden unter erfahrener Führung statt. Alkoholgenuß und Rauchen sind verboten; auf spartanische Lebensweise wird großes Gewicht gelegt. So werden die Wanderer frühzeitig abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt.

Die große Heerstraße der Fremdenkarawanen meidet der „Wandervogel". Er liebt die stillen, unentweihten Winkel seines Landes, wo der Wald noch Frische und Gesundheit atmet, wo der Landmann noch zufrieden von seiner ererbten Scholle lebt. Da lernen denn die Wandervögel Achtung vor jeder rechtschaffenen Arbeit, Menschenkenntnis und Bescheidenheit. Und je mehr sie wandern, desto mehr baut sich in ihnen wieder eine deutsche Heimat auf, Heimatsinn, Heimatliebe, die ihnen drinnen im Großstadtleben vielleicht schon verloren gegangen sind.

Höchst anerkennenswert ist das Bestreben begabter Wandervögel, auch ältere deutsche Volkslieder, die längst verstummt waren, wieder in den lebendigen Volksgesang zurückzuführen. So hat ein eifriger talentvoller Wandervogel, der sich Franz Ringler nennt, kürzlich zwölf alte deutsche Lieder des fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, zur Laute gesetzt, herausgegeben. Mögen diese Lieder, unsrer Vorfahren Freude und liebster Zeitvertreib, bald wieder frisch erklingen in deutschen Landen! Das deutsche Volkslied ist dem Wandervogel nicht sogleich in seiner schlichten Schönheit aufgegangen, erst allmählich hat es sich eingebürgert; nun aber, wo es Besitz ergriffen hat von den Seelen, nun steht es desto fester; die Erkenntnis hat obgesiegt, daß im Volkslied eine neue poetisch verklärte Welt für den Wandervogel entsteht. Ein Blick in das Liederbuch des Wandervogels, den „Zupfgeigen-Hansl", das bereits fünf Auflagen mit zusammen 27000 Exemplaren erlebt hat, zeigt uns, wie geschickt hier das Volkslied in Wort und Weise gepflegt wird. Anmutig belebt wird der Gesang der Wandervögel durch ihr Gitarren- und Lautenspiel. Das war eine für lange Zeit vergessene Kunst. Die Begleitung der gesungenen Lieder mit Gitarre und Laute klingt aber überaus lieblich. Auch erleichtert sie das Marschieren und ist schon deshalb fleißiger Pflege wert.

Doch ein Wandervogel lernt nicht nur Marschieren und Singen, er lernt auch die Karte lesen, Fahrpläne und Verkehrsgelegenheiten studieren, erfährt die Gangbarkeit des verschiedensten Geländes am eignen Leibe, lernt Hindernisse beurteilen und überwinden. Die Fertigkeiten des Lagerlebens sind ihm gleichfalls ganz geläufig, denn das Kochen übt [illegible] nur so nebenbei einmal, sondern täg[illegible] ist er bald mit dem Ausheben der Kochgräben vertraut, weiß sich Holz zu verschaffen und zuzurichten. Das Übernachten in Heu und Stroh bereitet ihn auf die Massenlager vor, und die vielen Horden, welche mit Zelt wandern, stehen in der Fertigkeit des Zeltaufschlagens den Soldaten kaum nach. Bei den Kriegsspielen wird der Wandervogel bald als Späher verwandt, bald als Posten, und recht viele von ihnen sind im Morsewinken geübt. Auch das Abfassen von Meldungen und Skizzen wird nicht vernachlässigt.

Auf diesem Gebiete berührt sich die Tätigkeit der „Wandervögel" vielfach mit dem Wirken der „Pfadfinder", organisierter junger Leute, die sich dem Kundschafterdienst, wie er im Kriege notwendig ist, mit Eifer und Erfolg widmen und mit ihren Leistungen bereits den Beifall militärischer Autoritäten, z. B. des Feldmarschalls Grafen Haeseler, gefunden haben.

Eine Zusammenfassung aller nationalen Jugendvereine beabsichtigt neuerdings Generalfeldmarschall von der Goltz in dem von ihm begründeten Bunde „Jung-Deutschland". Dieser Bund hat seinen Sitz in der Reichshauptstadt und bezweckt eine Förderung aller Jugendbestrebungen im vaterländischen Sinne, will die mannigfachen Vereinigungen dieser Art sammeln und auf ein großes, gemeinsames Ziel hinführen. Dabei soll jedoch alle Gleichmacherei vermieden werden, vielmehr sollen alle bestehenden Jugendpflegevereine möglichst ihre Eigenart und Selbständigkeit behalten, und nur eine gemeinsame Bundesleitung soll bestrebt sein, die Staatseinrichtungen nutzbar zu machen, eine zu große Zersplitterung zu vermeiden und geeignete Kräfte, besonders aus Armee und Schule, zur Mitarbeit heranzuziehen. Das Ziel des Bundes ist die Erziehung der Jugend, hauptsächlich der schulentlassenen, zur Wehrfähigkeit, Vorbereitung auf die Dienstzeit durch Kräftigung des Körpers und Verbreitung soldatischer, vaterländischer Gesinnung. Die rein militärtechnischen Fertigkeiten wie Exerzieren und Schießen sollen nicht betrieben werden, denn eine halbe oder falsche Ausbildung hat sich noch immer als schädlich erwiesen. Einmal gelernte Fehler sind schwer wieder zu beseitigen, und halbgedrillte Rekruten glauben oft alles schon zu können, während in Wirklichkeit ihre Leistungen nicht weit her sind. Dafür sollen andre Fertigkeiten allgemeiner Art in den Vordergrund treten, von denen Generalfeldmarschall von der Goltz nur das Fechten, das Lagerleben, den Gebrauch des Fernsprechers und das Kartenlesen erwähnt. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sich hier ein starkes vaterländisches Werk vorbereitet, ein Werk, dem man Glück und Gedeihen wünschen muß zum Wohle des Vaterlandes.





Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Walther Geffcken: Gruppenbild.



Figurinen von Alfred Roller für das alte Spiel von „Jedermann“. (Verlag von Jul. Bard in Berlin.)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Die Büchse der Pandora — Max Reinhardts erstes Jahrzehnt — Der Regisseur Europas — Rollers Figurinen für das alte Spiel von Jedermann — Die Passionsspiele in Erl — Der Feind und der Bruder — Margot kann mir gestohlen werden — Pierrots letztes Abenteuer — Alkestis und die Tanzmäuse — Max Burckhard — Spemanns Goldenes Theaterbuch.



Als der schlaue Sohn des Japetos dem neidischen Göttervater zum Trotz den Menschen auch die letzte Gabe der Gesittung, das Feuer, vom Himmel gestohlen hatte, sann der Donnerer auf Rache und Strafe. Hephäst, der kunstberühmte Schmied und Feuergott, mußte ihm das Scheinbild einer schönen Jungfrau fertigen, und alle Götter hatten dieser Pandora, der „Allbeschenkten“, ihre Mitgift zu spenden: Athene ein weißes, schimmerndes Gewand, einen wallenden Schleier, frische Blumen für ihr Haar und eine goldene, mit bunten Tiergestalten kostbar verzierte Binde für ihre Stirn; Hermes, der Götterbote, die Kunst verführerischer Rede; Aphrodite allen nur erdenklichen Liebreiz der Gestalt und der Glieder. Doch noch andre geheimnisvolle Gaben hatten ihr die Unsterblichen verliehen, die aber blieben einstweilen wohlverschlossen. Darauf führte Zeus die Jungfrau hernieder auf die Erde, und alle miteinander bewunderten die unvergleichliche Erscheinung. Pandora aber schritt zu Epimetheus, dem arglosen Bruder des Prometheus, und dieser Herr Nachbedacht verliebte sich trotz allen Warnungen so sinnlos in das mitgiftreiche Fräulein, daß er es vom Fleck weg heiratete. Da hatte er nun die Bescherung! Denn kaum zu Hause angekommen, schlug Pandora den Deckel von dem geheimnisvollen Gefäß zurück, und alsbald flatterten allerlei Übel, Gebresten und Widerlichkeiten daraus hervor und verbreiteten sich mit Windesschnelle über die ganze Erde. Nur eine Gabe, das einzige Gut, das die Büchse barg, war zu unterst auf dem Boden zurückgeblieben: ein zart geflügeltes Libellchen namens Elpis. Doch ehe auch dies den Weg ins Freie fand, rief Zeus: „Den Deckel zu, Pandora!“ Und so blieb drin für immer gefangen die — Hoffnung ...

Wie gleicht doch dieser heilig-unheiligen Büchse der Pandora unser gegenwärtiges Theater! So viel Jammervögel, Giftfliegen und Stechmücken auch daraus hervorflattern, so viel Qual, Elend, Unmut und Ekel sich daraus über die arme Menschheit ergießt, auf dem Grunde des göttlichen Gefäßes schlummert die Hoffnung — jeden Augenblick kann sie erwachen, den Deckel sprengen, und aus der armen Puppengestalt erlöst, kann der schönste, wunderbarste Schmetterling dem Licht der Sonne entgegenfliegen. Ach ja, wäre diese kleine Gefangene nicht, wir wären der ewigen Enttäuschungen, der zuchtlosen Irrungen und Wirrungen unsers Theaterlebens längst müde geworden. So hoffen wir mit Ibsens Nora immer wieder von neuem auf „das Wunderbare“. Irgendwo und irgendwann muß es sich doch begeben! Eine Weile, fast ein ganzes Jahrzehnt glaubten wir, der es uns bringen würde, hieße





Phot. H. Beckert, Oberaudorf a. J.

Das Taldorf Erl mit dem Kaisergebirge. Rechts von der Kirche, unterhalb des Berg- und Waldeinschnitts, das Spielhaus.

Max Reinhardt. Mit einer Jubelfreude, wie nur die kleine Elpis sie verleiht, liefen wir Herolde vor seinem Wagen einher, schmetterten mit Posaunenklang jeden seiner Erfolge ins Land und deckten seine Schwächen mit dem Mantel der Liebe. Nicht daß uns dieser hilfreiche Optimismus heute leid täte! Tausendmal besser mit den Zukunftgläubigen in die Weite stürmen als mit den mürrischen Schwarzsehern in dumpfen Winkeln hocken! Doch: hat das Jahr eine heiligende, so das Jahrzehnt eine fordernde, eine unerbittlich verpflichtende Kraft. Es will am Ende seiner Spanne nicht bloß einzelne Taten — daran fehlt es bei Reinhardt gewißlich nicht —, es will Ziel und Stil, Charakter und Idee sehen. Und danach sucht man bei dem Leiter des „Deutschen Theaters“ und der „Kammerspiele“ auch heute noch vergebens. Ja, seitdem er seinen Thespiskarren auf Räder und Kiel gesetzt hat, seit er aus einem Regisseur Berlins zu einem „Regisseur Europas“ geworden ist, vermißt man diese Zielbewußtheit in seinem Tun und Lassen mehr denn je. Auch wenn man ihm zugesteht, daß eine große und starke Theaterleitung auf die Dauer nicht die große und starke dramatische Produktion der Gegenwart entbehren kann, sieht man den bunten Teppich seiner dramaturgischen Leistungen mehr und mehr durch eine Unrast, durch Widersprüche, Urteilslosigkeiten und Geschmacksverwirrungen zerfetzt, die auch den Hoffnungsfreudigsten zaghaft machen müssen.

Bleiben wir nur bei dem Programm der letzten Monate! Da gab er im Zirkus einen Teil — nur einen Teil — der Orestie und bald darauf das alte naive Mysterienspiel von „Jedermann“; da fuhr er nach England und baute den Londonern, den man unter allen Großstädtern der Welt am wenigsten ein inneres Verhältnis zu einem künstlerischen Theater zutrauen darf, zur Christmas eine Pantomime größten Stils, ein unerhört bombastisches „Mirakel“ auf, darin 2000 Mann nach seinem Dirigentenstabe tanzten; da ließ er während seiner Abwesenheit die Szene zweier Häuser, von Kleists „Penthesilea“ abgesehen, mit Nichtigkeiten füllen; da sammelte er seine besten Fähigkeiten endlich wieder zu einer Meisterleistung in der Inszenierung des Shakespearischen „Viel Lärm um nichts“, verzettelte aber alsbald die ausgeruhten Kräfte von neuem in einem fremden Hause an einen platten Augen- und Ohrenschmarren wie Offenbachs „Schöne Helena“. Und abermals ließ er indessen der intim-erlesenen Bestimmung seines Kammerspielhauses mit Bagatellen französischer Schwankautoren und heimischer Pantomimenfexerei in die Parade fahren, ehe er — was am Ende noch zu den Aufgaben einer intimen Bühne für die „obersten Dreihundert“ gehört — das Buchdrama einer feinen, doch gänzlich abstrakten Intelligenz auf seine Bühnenmöglichkeit prüfte.

So bunt und wirr beieinander haben in ein und derselben Theaterleitung selten noch die heitern und die schwarzen Lose, die großen Anstrengungen und die kleinen Spielereien gelegen. Um sich zu vergegenwärtigen, wieviel liebevolle und gewissenhafte Arbeit in den Vorbereitungen zu dem „Alten Spiel von Jedermann“ steckt, das eben erst wieder Wien entzückt hat,

braucht man nur die siebzehn Figurinen zu betrachten, die Alfred Roller dafür geschaffen hat. Sie sind in einem höchst interessanten, nicht nur für die Theatergeschichte wichtigen Büchlein vereinigt, das Hugo von Hofmannsthal, der Dichter oder der Erneuerer des Textes, mit einer Rechenschaft über sein persönliches Verhältnis zu dem alten sakralen Stoff und mit wertvollen, schöngeschriebenen Bemerkungen über dessen Herkunft, Geschicke und neueste Gestaltung einleitet (Berlin, Julius Bard; geb. M. 1.50). Wir geben auf S. 449 eine Probe dieser Figurinenzeichnungen wieder, ein Blatt, das auch losgelöst von der sich doch schließlich freier bewegenden Aufführung seinen selbständigen künstlerischen Wert behält als eine bemerkenswerte Verschmelzung altdeutscher Derbheit mit neuzeitlicher Wiener Grazie. Dieses Bändchen scheint eine zusammenhängende Reihe von künstlerischen Materialsammlungen und positiven Rechenschaftsberichten über die Aufführungen des Deutschen Theaters einleiten zu sollen, wie denn auch hier schon zu den Figurinenblättern, den Schöpfungen der wegeweisenden Künstlerphantasie, reale Schauspielerbildnisse aus der Aufführung hinzutreten. Wir werden für die Fortsetzung solches Beginnens dankbar sein.

Läßt man das Spiel von Gottes Botschaft an Jedermann, von den Sünden seiner Fleisches- und Mammonsluft, von dem Kampf des Teufels mit den Engeln und von seiner am Ende doch glücklich errungenen Erlösung im Spiegel solcher Wiedererzählung noch einmal an sich vorüber-



Passionsspiel in Erl: Jesu Abschied von seiner Mutter. (Kaspar Pfisterer und Maria Mayrhofer.)



Passionsspiel in Erl: Judas mit den dreißig Silberlingen. (Georg Rainer.)

ziehen, so möchte man fast glauben, unter den vielen Plänen, die in Reinhardts unermüdlichem Kopfe kommen und gehen, sei für einen flüchtigen Augenblick auch der gewesen, den Berlinern oder den Norddeutschen überhaupt so etwas wie ein künstlerisch gehobenes Oberammergau zu schenken. Schwebte ihm wirklich dergleichen vor, so wird er aber bald zu der Einsicht gekommen sein, daß sich ein volkstümliches Passionsspiel, wie das bayrische Voralpendorf es hat, so leicht nicht in das Gebrause der Großstadt verpflanzen läßt, daß es außerhalb seiner angestammten Heimat immer nur eine vorübergehende, hastig geschlürfte Sensation bleiben wird. Schon irgendein andres Alpendorf als Passionsspielstätte an Oberammergaus Stelle zu setzen, sei es auch nur in den Jahren, wo sie an der Ammer nicht spielen, wird seine Schwierigkeiten haben. Für den kommenden Sommer macht die nordtirolische Gemeinde Erl Miene dazu, indem sie auf jahrhundertalte verbriefte Rechte pocht. Betrachtet man sich dies idyllische, doch malerisch vor der Wand des Wilden Kaisers hingelagerte Unterinntaler Dorf, so ist man zunächst von der Ähnlichkeit mit dem berühmten oberbayrischen Passionsspielort überrascht. Fast gehört es ja auch seiner Lage nach auf der schmalen Landzunge,

die sich von Kufstein aus weit ins bayrische Hochland vorschiebt, mehr nach Bayern als nach Tirol. Nur das Inntal trennt es von Bayern; die nächste bayrische Bahnstation Oberaudorf an der Rosenheim-Kufsteiner Linie ist nur dreiviertel Stunden entfernt. Dennoch liegt Erl weltabgeschieden und unbekannt auf dem weiten Plan; die paar Sommerfrischler und Wintersportleute, die hierherkommen, haben ihm noch nichts von seiner sauberen Frische genommen. Seine sechshundertsechzig Bewohner sind durchweg Bauern von jenem lebensfrohen, gesunden, stark bajuvarisch gemischten Schlag, wie man ihn im unteren Inntal meistens trifft. Ihre muntere Lebensart spiegelt sich auch in der Ortsphysiognomie wider: saubere Häuschen mit blitzenden Fenstern unter dem weitausladenden Dach, alle Fenstergesimse voll bunter Blumenstöcke, geschnitzte Söller, alte Sprüche voll Weisheit, aber auch voll derben Humors an den Mauern. Vor jeder Haustür eine Bank, die zum gemütlichen „Heimgart" einladet, zu jenem feierabendlichen nachbarlichen Plauderstündchen, das dies gesellige Volk nicht entbehren mag. Wie seine alten Sitten, so hat es sich auch die Erinnerung an seine alten religiösen Pflichten erhalten. Denn alle Passionsspiele gehen auf alte Dank- oder Sühnegelübde zurück und teilen ihre Ehrwürdigkeit mit Bibel und Bildstock. Das Erler Passionsspiel kann sich im Alter sogar mit dem Oberammergauer messen. Besitzt doch die Gemeinde noch heute eine ganze Reihe, zum Teil sehr alter Texte, die auf denselben Urpassion (der Süddeutsche sagt durchweg der Passion) von Sebastian Wild (1565) zurückgehen wie Oberammergaus ursprünglicher Text. Die ersten volkstümlichen Passionsdarstellungen in Erl sind aus dem siebzehnten Jahrhundert bezeugt. Nur die feindlichen Eingriffe Maria Theresias, Josefs II. und Montgelas' sowie wiederholte verheerende Dorfbrände im Spanisch-Österreichischen Erbfolgekrieg vermochten den frommen Brauch zu brechen. Doch schon in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts versuchte man es, ihn wiederaufzunehmen, und der Erler Pfarrkoadjutor Franz Angerer (gestorben 1877) ließ sich eine Erneuerung des alten Textes und eine Beseelung des bäuerlichen Spiels angelegen sein. Seit 1858 hatte Erl sein eignes, wenn auch höchst bescheidenes Theatergebäude; aber schon 1893 und vollends 1902, wo vierzehntausend Personen zum Besuch kamen, erwies es sich als viel zu klein, und so begannen die mutigen Erler 1908 mit dem Bau eines neuen Spielhauses, dessen Zuschauerraum fünfzehnhundert Personen faßt, und das nun in diesem Sommer eingeweiht werden soll. So kommt es, daß sich die Erler heuer zum ersten Male an ein größeres Publikum wenden und zu dessen Empfang, abgesehen von dem Neubau des Spielhauses, auch allerlei verkehrspolitische und gastliche Bequemlichkeiten geschaffen haben. Die Aufführungen beginnen am 12. Mai und enden mit



Passionsspiel in Erl: Der Hohe Rat.



Phot. Hans Böhm, Berlin.

Viktor Arnold (stehend) und Friedrich Bermann.

dem September; die Oberleitung liegt in den Händen des Schriftstellers und Ehrenbürgers von Erl Anton Dörrer, dessen regem Eifer für die Sache wir auch die Bilder verdanken, die wir hier noch vor Beginn der Spiele veröffentlichen.

Der Zickzack der Theaterlaunen führt uns aus dem Tiroler Alpendörfchen zurück nach Berlin, zu der einzigen dramatischen Neuheit von ernsteren literarischen Ansprüchen, die innerhalb der Märzwochen zu verzeichnen ist. Zwischen Mariä Verkündigung und Palmarum führten die Kammerspiele eine vieraktige Tragödie von Moritz Heimann auf, betitelt „Der Feind und der Bruder“. Es ist eins von den wortreichen, gedankenüberlasteten und reflexionsübersättigten Stücken, die den Referenten zur Kürze zwingen. Heimanns dramatische Absicht, verstehe ich ihn recht, schrickt vor den steilsten Pfaden, den höchsten Kränzen des tragischen Dramatikers nicht zurück: er möchte die Tragödie des sich gegen den staatlichen Gesamtwillen auflehnenden Einzelwillens, verkörpert in einer stolzen Venezianerin, der Witwe eines vielfach verdienten, aber von der Signoria krämerisch ungerecht behandelten Generals, innerlich verknüpfen und verketten mit der Tragödie der unbewußten Blutschande zwischen Bruder und Schwester, wie sie schuld- und mordzeugend aus einer jugendlichen Untreue emporwächst. Und aus diesem doppelt tragischen Bunde sollte dann ein grausig schönes Gemälde des Renaissance-Venedig mit seinen unter fein kultivierten Gebärden fieberhaft glühenden und wühlenden Leidenschaften heraufwachsen. Gelungen ist ihm aber weder das eine noch das andre. Die beiden Motive vermählen sich nicht, sondern laufen keuchenden Atems ratlos nebeneinander her, um sich nur gelegentlich einmal wie zufällig zu berühren. Dabei ist der hinter den Erscheinungen lauernden symbolistischen Gewolltheiten des Stückes noch gar nicht gedacht. „Der Feind und der Bruder“ — man hört schon aus dem gesuchten Titel, daß hier auf eine verborgene schicksalschwere Identität zwischen Freund und Feind, Fern und Nah, Gut und Böse gezielt wird. Der junge, weiche Tuzio Tuzi, mit dem Pallas Badoër ihrem herrischen Gemahl entflieht, ist ihr Halbbruder: ihr Freund, sofern er sie aus der eisigen Kralle ihres Gatten befreit, ihr Feind, sofern er ihr Blut in Sünde und Schuld, in Tod und Verderben treibt. „Du fremd Vertrautes!“ redet Pallas ihn einmal an. „Wer bist du? Ach, ich müßte verzweifeln, wenn ich dich in deinem Herzen lesen sollte:

— ich lese dich in meinem. Sei, wer du seist! Du bist ich. Du bist in mir noch mehr, als ich selbst in mir bin. Ohne dich bin ich entzweit in mir — ja, eins bin ich zwei, und zwei bin ich eins." So wenig wie hier, scheint Heimann sagen zu wollen, gibt es auch sonst Gegensätze und Verschiedenheiten in der Welt: was uns Bruder scheint, ist uns Feind, und was uns Feind dünkt, wird uns Bruder; wer in blühender Lebenslust sein Liebstes zu umarmen wähnt, sinkt, eh' er's sich versieht, in die Arme des Todes, des Vernichters ... Ein gefährliches Gedankenspiel für eine Dichtung, die so wie diese in dialektischer Abstraktheit befangen bleibt, der es so wenig gegeben ist, die schwankenden Gebilde ihres Verstandes aus dem bloß Gedachten ins Plastische, Sinnliche, Körperhafte hinüberzuführen, was allem andern voran die erste und oberste Forderung an den Dramatiker bleibt. Gewiß, eine feine, mit allen Extrakten der Kultur genährte Intelligenz ist hier am Werk; aber die Bühne stößt sie aus, sie will schöpferische Geister, die aus den Quellen der Mutter Erde trinken und ihr Ohr am Puls des lebendigen Lebens haben. Auch das Studium der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer), so viele reife gedankliche Schönheiten sie birgt, kann an dieser durch eine mühevolle Aufführung bestätigten Erkenntnis nichts ändern.

An derselben Stelle, wo diese bis zum letzten Diener und gemeinsten Fischerweib mit Philosophie mehr gestraften als begnadeten Menschen ihr schicksalschweres Dasein über die Bühne schleppen, trieben ein paar Tage zuvor zwei leichtherzige Franzosen ihr Wesen, die allenfalls auch im Residenz- oder Trianontheater Herberge hätten finden können. Man versteht nicht recht, wie sie zusammenkamen, Georges Courteline, der Verfasser des „Boubouroche", dieser lebenstrotzenden tragischen Posse, und Pierre Wolff, der Vater der hohlen Biscotte und der rührseligen Großvateridylle des „Großen Geheimnisses". Nun, bei dieser nur spärlich mit feineren Zügen durchsetzten Kleinigkeit soll man nicht lange nach der Paternité forschen ... „Margot kann mir gestohlen werden!" versichert ihr erster, schon etwas angejahrter Liebhaber, ein Egoist vom reinsten Wasser, tagtäglich und allstündlich, bis sein Freund, der Maler, Ernst damit macht. Nun erst glaubt die kleine Margot zu wissen, was Glück der Liebe ist. Oh, wie will sie's genießen! Wie will sie sich der Himmelsgabe würdig erweisen! Mag der „Bestohlene" — er rief den Dieb ja! — kommen und schelten, schimpfen, fluchen, drohen, bitten, betteln, flehen: sie denkt im Traum nicht daran, je wieder in den Kerker zu ihm zurückzukehren! Er kommt. Er schilt. Er flucht. Er droht. Er bettelt. Umsonst. Plötzlich aber läßt er ein Wort fallen, das sich anhört wie — Ehe. Hei! wie die kleine Margot, die doch als Priesterin der freien Liebe über solche antiquierten Legitimitäten weiß Gott erhaben sein sollte, vom Tische springt, ihrem Legitimen an Brust und Hals. Dem immanenten Humor dieser Seelenwandlung kann man sich nicht entziehen, wie auch sonst noch manch hübsche Wendung, manch schelmisch lächelnder Seitenblick auf menschliche Eitelkeiten und Gespreiztheiten in den zwei Akten ergötzt, während das Ganze für eine literarische Bühne zu wenig spezifisches Gewicht hat.

Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Ilka Grüning.

Den Abend zu füllen, hatte man Viktor Arnold, dem unter Reinhardts Regie sonst erstaunlich gereiften und disziplinierten Komiker des Deutschen Theaters, der auch der männlichen Hauptrolle des französischen Stückes seine gute Laune und seinen sicheren Takt geliehen hatte, vergönnt, eine Pantomime eigner Schöpfung hinzuzufügen. Da treibt ein Sohn, mit Wissen der armen vernachlässigten Mutter als elegante Kokotte verkleidet, mit der Lüsternheit des Vaters Schindluder, und „Pierrots letztes Abenteuer" endet damit, daß dieser, den Sohn endlich erkennend und vor seiner blinden Gier von Entsetzen gepackt, sich mit dem Brautschleier seiner Frau die Kehle zuschnürt. Den greisen Pierrot, ein Bravourstück für den Mimiker, spielte anfangs Bassermann und schwelgte nach Herzenslust in den jäh wechselnden, von der Musik Friedrich Bermanns unverfroren unterstriche-

nen Stimmungen dieses strangulierten Sünders; später nahm sich Arnold selbst seines Geschöpfes an und suchte die Tragik des Falles herauszuarbeiten, ohne aber den Zuschauern mehr als ein unbehagliches Grauen einzuflößen.

Zwei etwas verspätete Fastnachtsscherze, einer im Kleinen Theater unter den Linden, der andre mitten im Ibsenzyklus des Lessingtheaters, sollten den Berlinern doch ein klein wenig von den süddeutschen Karnevalsfreuden zu kosten geben. Über Gustav Wieds, des Dänen, dreizehn Momentbilder, nach einer zoologischen Marotte des „Helden", eines verkannten, aber trotzdem verrückten Dichtergenies, „Tanzmäuse" betitelt, darf und muß man sich kurz fassen, schon weil der Herr Dramatiker, den wir ja auch sonst als ziemlich skrupellosen literarischen Nihilisten kennen, sein Zepter mit resignierter Wurstigkeit in die Hände der Schauspieler gleiten läßt. Es scheint, als seien wir nicht mehr weit von der Wiederkehr des ja wohl vor hundertfünfzig Jahren durch die Neuberin und andre Theaterreformatoren überwundenen Stegreifspiels entfernt. So genügt es, zu wissen, daß hier wie die Tanzmäuse in der Dachkammer des philosophischen Dichters, so auch die Bilder unsers Lebens wild und wüst durcheinanderwirbeln. Das ist ein gefundenes Fressen für Regie und Komödiantentum. Am besten hat es in diesem Satyrspiel Ilka Grüning, die die Kunst der drastischen Maske aus dem Effeff versteht und an Fertigkeit der Verwandlung fast mit einem Svengali wetteifern darf. Doch auch die ulkigen Dekorationen von



Phot. Becker & Maaß, Berlin.
Ilka Grüning als Zimmervermieterin in den „Tanzmäusen".

Svend Gade lassen sich nicht lumpen. Wer wollte nicht lachen, wenn ein feister Vollmond mit rollenden Augen einem zärtlichen Liebespaar nachschielt, oder wenn gar ein schwärmerischer Dichter unter lautem Au! in die Stacheln eines auf die Kulisse gemalten Kaktustopfes greift.



Phot. Becker & Maaß, Berlin.
Ilka Grüning als Kapsa in Eberhard Königs „Alkestis".

Repräsentiert dies Satyrspiel aus Absalonia, der Hauptstadt des Königreichs Danazien, vortrefflich den immer zu Purzelbäumen geneigten Schalkshumor des Dänen, so bedeutet das mythologische Schelmenspiel „Alkestis" von Eberhard König, das das Lessingtheater stilgerecht glaubte in einer Mitternachtsvorstellung geben zu müssen, in dem ernsten Schaffen dieses mühevoll um eine idealistische Dramatik ringenden Dichters nicht mehr als einen Gelegenheitsulk, wie man ihn sich wohl zur Erholung, zur eignen Aufmunterung oder auch um sich selber zum besten zu haben, von der Leber schreibt. Ich fühle in diesem ausgelassenen Stück, das den Stellvertretertod der treu-biederen Alkestis für Admet, ihren Luftikus von Gatten, parodiert, den trotzigen Reaktionswillen gegen eine einseitige Blutmischung, eine Rache des überfasteten Humors gegen den ins Abstrakte geratenen Stoikerernst der heroischen Tragik. In Königs Novellistik ist schon seit längerer Zeit ein ähnlicher



Eberhard König.

Rückschlag zu spüren: der gesunde Menschenverstand, die gut bürgerliche Sittlichkeit rechnet da, z. B. in der vor anderthalb Jahren in diesen Heften veröffentlichten Weihnachts-Ateliergeschichte „O Tannenbaum", mit gewissen geistigen Boheme-Eitelkeiten ab; eine kraus verschnörkelte Romantik foppt ihre eignen phantastischen Verstiegenheiten. So etwas verrät gewöhnlich, wenn nicht gleich die Nähe der Genesung, so doch eine klärende Krisis. Aber freilich, ohne Gewaltsamkeiten geht es dabei selten ab. Auch die „Alkestis" protzt streckenweise allzu derb mit einer schnodderigen Krafthuberei. Doch verdankt das Stück diesem respektlosen, resoluten Zupacken auch manch lustige Situation und manch treffsichere Pointe. Namentlich der erste Aufzug, der seinen Schabernack mit dem antiken Chor treibt und Herrn Thanatos, den Tod, in Gestalt eines schnapsfreudigen, kahlköpfigen Exekutors mit Brille, Türkensäbel und schäbiger Aktenmappe seines Amtes walten läßt, erregte bei der nächtlichen Zuhörerschaft animierten Beifall. Noch einmal wieder aufgenommen wird diese behagliche Stimmung, wenn wir das Reich des Hades, wohin Alkestis entführt worden, als das getreue Abbild einer modernen Berlin-W-Pension mit Bureau und klappernder Schreibmaschine (Alekto als Tippmamsell!) wiedererkennen und erleben, wie es dem Befreier Herkules als teutschem Turnbruder mit Hipp-Hipp-Hurra ganz und gar nicht schwerfällt, das arme Opfer, das schon rechte hausmütterliche Sehnsucht nach Kuh und Kalb, Wurst und Waschküche empfindet, dem mürrischen Herbergsvater Hades wieder zu entreißen. Leider aber fällt der letzte Akt, die Heimkehr der Alkestis zu ihren Penaten und ihrem längst durch eine hübsche Sklavin getrösteten Herrn Gemahl, recht bös dagegen ab. Hier gleitet der derbe Witz, der nur dann und wann durch verhaltene Zärtlichkeit der wiedervereinigten Gatten übersonnt wird, oft in die Regionen Offenbachischer Banalität hinab, schon weil sich die ewig wiederkehrende Waffe des geflügelten, aber auch reichlich selbstgefälligen Wortwitzes mittlerweile abgestumpft hat. Möglich, daß auch das im Deutschen Theater, wo es den Schauspielern nicht verwehrt ist, ihren Komödiantenübermut zu tummeln, beträchtlich lustiger gewirkt hätte. Nimmt man das Buch (Berlin, Borngräber) zur Hand, so sieht man, wieviel Hübsches unter den Tisch gefallen ist, und ist von der Notwendigkeit all der grausamen Amputationen, die das Lessingtheater für gut befunden hat, nur selten überzeugt ... Wer aber nach der Lektüre dieses „Zwischenspiels" den echten, wahren Eberhard König kennen lernen möchte, dem sei das bei Reclam erschienene Renaissanceschauspiel „Don Ferrante" (Nr. 5217) empfohlen; das hier behandelte Thema: Geburt der sittlichen Tat aus der völligen Unbedingtheit heraus („Nicht Gott, nicht Menschen fürchten!") führt, gleich dem vor sechs Jahren bei Fleischel in Berlin erschienenen „Wielant", in den Kern dieses redlich ringenden Dichterwillens.

Mitte März hat Österreich und wir Reichsdeutschen mit ihm in Max Burckhard einen charaktervollen Vertreter modernen Schrifttums und eine markante Persönlichkeit des Theaterlebens verloren. Burckhard ist als Achtundfünfzigjähriger, also im besten Mannesalter gestorben: wenn seine Rolle als Theaterleiter auch wohl ausgespielt war, als Schriftsteller versprach er noch Tüchtiges zu leisten. Merkwürdig und nicht ohne einen Anflug von Abenteuerlichkeit war die Laufbahn dieses Wieners, dem alle Nachrufe der Blätter seine „geistige Zuständigkeit in der Kaiserstadt" bescheinigen. Früh als tüchtiger Jurist erkannt, kommt er als Adjunkt dank einer gründlichen philosophischen Bildung ins Unterrichtsministerium, rückt schnell zum Vizeministerialsekretär auf, habilitiert sich daneben als Privatdozent, schreibt ein ziemlich belangloses romantisches Epos und wacht eines Morgens als — Burgtheaterdirektor auf. Das lustige Quiproquo dieser Berufung ist oft erzählt worden. Wahrheit oder Dichtung? Jedenfalls eine hübsche Anekdote, die bei Thoma oder bei Burckhard selber stehen könnte. Der damalige — wir schreiben das Jahr 1890 — Generalintendant des Wiener

Hoftheaters, Baron Bésecny, war zugleich Gouverneur der Bodenkreditanstalt, außerdem aber auch ein ebenso eifriger Tarockspieler wie guter Musikkenner, haben sich doch die Theaterintendanten seit Jahr und Tag durch Vielseitigkeit auszeichnen müssen. Eines Tags im Café fragt er beim Kartengeben seinen Partner: „Ich bitt', Exzellenz, kannst du mir nicht einen guten Direktor rekommandieren?“ — „O ja, den Doktor Burckhard!“ Später stellte sich's heraus, daß der Empfehlende geglaubt hatte, es handle sich um einen Bankdirektor für die Kreditanstalt. Burckhard aber, der Sechsunddreißigjährige ohne alle theatralische Vorbildung, trat ins altberühmte Burgtheater: zuerst als artistischer Sekretär unter Sonnenthals provisorischer Leitung, bald aber als selbständiger Direktor. Wien hat das nie zu bereuen gehabt. Es gibt eben immer noch Posten, für die man nicht herangebildet werden kann, für die man geboren sein muß. Burckhard hat in der Tat als Burgtheaterdirektor sehr viel Bleibendes und Positives geleistet. Seine beiden Nachfolger, Berger sowohl, sein heimlicher Rivale schon 1890, wie Schlenther, haben ihm das bestätigt. Er hat der deutschen und österreichischen Moderne Eingang in das bis dahin nur architektonisch neue Haus verschafft, hat Hauptmann, Sudermann, Schnitzler, auch Ibsen — wozu damals an jener Stelle kein geringer Mut gehörte — dem Burgtheater zugeführt und hat eine Anzahl namhafter Schauspieler neu- oder zurückgewonnen, darunter Mitterwurzer und Kainz. Acht Jahre lang trotzten sein munteres Temperament, sein fröhliches Herz und seine robuste Draufgängernatur den administrativen Hemmungen und Ärgernissen, die sich bald auch ihm vor die Füße schoben. Dann wurde aus dem Burgtheaterdirektor ein Hofrat im Oberverwaltungsgericht. Doch ein Stück seines Herzens blieb dem Theater treu. Zunächst ging er unter die Rezensenten — zwei dicke Bände Theaterkritiken sind von ihm erschienen —, dann unter die Stückeschreiber. Seine Komödie „Die Bürgermeisterwahl“, ein derbes, etwas grobgeschnitztes Werk, sein „Rat Schrimpf“, eine unerschrockene Beamtensatire, und seine „Verfluchten Frauenzimmer“, alles amüsante Dialoge, aber keine rechten Theaterstücke, drangen auch nach Berlin; sein preisgekröntes Volksstück „'s Katherl“ blieb auf Österreich und Süddeutschland beschränkt, brachte es hier aber dank seinem urkräftigen Behagen und seiner gut traditionellen „Gefühlsamkeit“ zu längerdauerndem Erfolg. Auch Roman- und Novellenbücher rang Burckhards außergewöhnliche Arbeitskraft seinem juristischen Berufsdienst in stattlicher Zahl ab. Den meisten ist eine frische Munterkeit, eine aufrechte, mannhaft gerade Gesinnung, tapferer Haß gegen Heuchelei und Hinterhältigkeit eigen und noch ein Extrahaß gegen alles, was nach Klerikalismus und Bureaukratismus riecht. Burckhards letzte Novellensammlung, „Scala santa und zwölf andre wahre Geschichten“, ein Buch voller Lebens- und Menschenkenntnis, guter Laune und herzhaftem Humor, hat vor kurzem erst der junge Deutsch-Österreichische Verlag in Wien erscheinen lassen.



Phot. Ch. Scolik, Wien.

Max Burckhard.

Eine Büchernotiz zum Schluß: Spemanns Goldenes Buch des Theaters (Stuttgart, W. Spemann; geb. 8 M.) hat es zu einer neuen Auflage gebracht und bewährt sich in dieser neuen, mannigfach erweiterten und verbesserten Gestalt erst recht als Handbuch für alle Theaterfreunde, als das es von vornherein gedacht und angelegt war. Über die Praxis des Bühnenwesens, die Vorbereitung zur Bühnenlaufbahn, den Lehrgang des Schauspielers, die Entstehung eines Bühnenstücks erhält man hier Aufschlüsse von kundigen Leuten, die anderswo nur verstreut und noch dazu meistens recht steifgelehrsam zu finden sind. Doch auch das Historische und die Personalien von Schauspielern und Kritikergrößen fehlen nicht — genug, der neue Spemann ist ganz das Publikumsbuch, das er sein will, und trägt sein Gold gewiß nicht nur im Titel und auf der Einbanddecke.



Gerhard Schliepstein: Lesende Mädchen. (Porzellan.)

Von Kunst und Künstlern

Johannsen: Märkische Baumblüte — Fehr: Schellenbaumträger — Möller: Geburtstagstisch — Müller-Dachau: Dame in violettem Kleid — Dörflein: Das blaue Sofa — Amerling: Frauenbildnis — Slevogt: Bildnis des Kommerzienrats F. — Pape: Bildnis Viktor Blüthgens — Geffcken: Gruppenbild — Winter: Die letzte Ehre — Schliepstein: Carmen und zwei Schmuckfiguren — Zu den Feuerbachschen Gemälden im Märzheft

Dem jungen Frühling zu Ehren stellen wir an die Spitze des Heftes die „Märkische Baumblüte" von Theodor Johannsen, ein schlichtes, bescheidenes Bild, aber eins, in dem der ganze Zauber dieser Blütentage webt — so frisch und überzeugend hat der Künstler, ein Berliner, die nur allzu flüchtige Symphonie von Rot, Gelb, Weiß und Grün festzuhalten verstanden. Was dem Pariser Versailles, das ist dem Berliner Werder a. H. Von dorther, wo Obstgarten sich an Obstgarten reiht, stammt wohl auch dies Motiv, obwohl der Maler es verschmäht hat, den Schauplatz auch nur durch das geringste Merkmal der Stadt oder der Landschaft anzudeuten; nur Baumblüten in ihrer himmlisch zarten, jungfräulichen Schönheit wollte er malen, weiter nichts!

Der „Schellenbaumträger" des Karlsruher Malers Friedrich Fehr schafft diesem feinen zarten Auftakt einen männlich kräftigen Gegensatz. Worauf es diesem Bilde ankommt, sieht auch der Laie mit ein bißchen Kunstgefühl sofort: auf den koloristischen Zusammenklang der Farben. Es erscheint mit der sachlichen Ruhe seiner Haltung fast wie ein gewollter Protest gegen unsre landläufigen Militär- und Schlachtendarstellungen. Seit dem Jahre 1906 malt Fehr seine vom Durchschnitt so markant abweichenden Soldatenbilder. Und von vornherein ging er mit Bewußtsein darauf aus, die malerische, die koloristische Seite des militärischen Gebiets zu erfassen. Ist doch in unsern im allgemeinen so nüchternen Tagen die Uniform mit ihrem Drum und Dran ein Teil der spärlichen Farbenfröhlichkeit, die sich aus einer an Farben ungleich reicheren Zeit in unsern Alltag noch herübergerettet hat. Kein Wunder, daß den Künstlern z. B. Kürassiere in ihrem Weiß mit dem silbernen oder goldenen Helm und dem blanken, die Lichtreflexe lustig zurückwerfenden Harnisch so fesseln, oder auch die Totenkopfhusaren, deren düsteres Schwarz sich mit Weiß verbrämt, oder die Militärmusiker mit dem blitzenden Metall ihrer Instrumente, dem roten Haarbusch, den weißen Beinkleidern zu den tiefblauen Röcken und den silbernen „Schwalbennestern" daran. So wollen denn auch Fehrs Soldatenbilder nicht etwa wirken wie Modellstudien für Kostümkunde oder dergleichen, sondern fast ausschließlich, soweit dies ein Figurenbild überhaupt zuläßt, als koloristische Schöpfungen betrachtet werden. Hier, bei unserm „Schellen-

baumträger" zeigt sich Dunkelblau mit Rot, Weiß, Silber und Gold in einen Akkord vereinigt, der wiederum von der grauweißen Wand zusammengehalten wird. „Richtige" Schlachten- oder Gefechtsbilder sowie überhaupt militärische Sujets mit historischem Inhalt hat Fehr nie gemalt und wird sie auch nicht malen. In all seinen Bildern sucht er vielmehr die starke, männliche Form mit den feinsten Farbenklängen zu verbinden. So ist er auf diese seine „Soldaten-Motive" gekommen, eine künstlerische Spezialität, die außer ihm nur noch von ganz wenigen gepflegt wird. Freilich darf er sich dabei auf ein weltbekanntes Vorbild des französischen Impressionismus berufen. Manets „Erschießung des Kaisers Maximilian von Mexiko", das viel umstrittene, für eine halbe Million an die Kunsthalle in Mannheim verkaufte Bild, hat trotz seinem denkwürdigen historischen Inhalt seinen Wert ausschließlich in der koloristischen Idee: der Kaiser, wenn man von dem im Kolorit hervorragend schönen Kopf absieht, spielt samt seinen Begleitern ebenso wie die Volksmenge eine untergeordnete Rolle; worauf es dem Künstler ankam, sind die breiten, durch das leuchtende Weiß unterbrochenen Farbenflächen der feuernden Soldaten, die merkwürdigerweise französische Uniformen tragen. Der geschichtliche Vorgang selbst interessiert hier kaum noch; er tritt ganz zurück, weiter noch als in der bekannten „Übergabe von Breda" von Velazquez.

Fehr, ein Unterfranke von Geburt (geb. 24. Mai 1862 in Werneck bei Würzburg) kam 1878 auf die Münchener Akademie und studierte hier sechs Jahre hindurch hauptsächlich unter der Leitung des tüchtigen Lofftz. Dann war er fünf Jahre als Stipendiat in Italien, wo er sich in Venedig, an der Riviera, in Florenz, Rom und Capri mit Vorliebe der italienischen Landschaft mit Staffage zuwendete und dabei schon dem reinen Pleinair, wie es unter Uhde und Liebermann kultiviert wurde, huldigte. 1889 nach München zurückgekehrt, malte er dort fast zehn Jahre lang ausschließlich Figürliches. Aus jener Zeit stammen verschiedene das Ballett behandelnde Bilder, auch manche galante und idyllische Szenen aus der Empire- und Biedermeierzeit. Daneben verwaltete der Künstler eine Lehrstelle an der Schule des Münchner Künstlerinnenvereins, 1899 wurde er als Professor für die Malklasse der Akademie nach Karlsruhe berufen, wo er noch heute wirkt. In den dreizehn Jahren, die seitdem verflossen, hat er im engen Anschluß an seine Dachauer Freunde Dill und Langhammer außer seinen Soldatenbildern namentlich Landschaften, mit und ohne Figuren, gemalt. Alle seine Bilder zeichnen sich, nicht zuletzt dank einem liebevollen Studium der alten Meister, durch eine glänzende Koloristik, seinen künstlerischen Geschmack und echte malerische Kultur aus.

Aenderly Möllers „Geburtstagstisch" möchte ich ein „Gelegenheitsidyll in Farben" nennen. Nicht der Gedanke, eine mit Blumen und Geschenken überhäufte Festtafel zu malen, auch nicht zunächst die Absicht, ein farbiges Bravourstück zu bewältigen, hat bei diesem Bilde Pate gestanden, obwohl von all diesem etwas als künstlerisches Können in dem Bilde steckt — nein, was den Anstoß gegeben, war das Erlebnis, das ästhetische Entzücken des Augenblicks, die Freude an dem zufällig und überraschend Geschauten. Ihm selbst, verrät uns der Maler, war dieser Festtisch von lieber Hand aufgebaut; da bedankte er sich sozusagen, indem er dem Gebilde des Tages Dauer durch die Kunst verlieh. Möller — er lebt und schafft in Hamburg — hat sich auch sonst neben der Landschaft das Stilleben und Interieur als Lieblingsfeld erkoren. Und die stummen Dinge um uns, die stillen behaglichen Winkel im Hause, im Garten, in Feld und Wald hinter der Weltstadt haben hier einen Maler gefunden, der ihr „tönendes Schweigen" im Bilde zu vertonen weiß. Denn auch die Landschaft ist ihm mehr Idyll, poetisches Stimmungsbild im Sinne eines Lenau oder Storm als Naturpanorama, bewegte Formenwelt im Großen. „Zeitgemäß" kann man eine solche Art nicht nennen: die Mode geht andre Wege, und auch der Kunsthändler weiß sich mehr versprechende Objekte. Als ein „Stiller" schafft Möller deshalb in seiner Vaterstadt, wo er dereinst auf der Kunstgewerbeschule seine erste künstlerische Ausbildung genossen hat. Sucht man nach einem Kulturzusammenhang zwischen seinen Bildern und der Kunstgeschichte, so müßte man wohl die Meister von Barbizon und die Fontainebleauer Schule nennen. Lag es an seiner Auffassung oder mehr an seiner Technik, daß seine Bilder lange Jahre hindurch in Frankreich und England freundlichere Aufnahme fanden als in der Heimat? Erst in den letzten Jahren lenkten seine Stilleben auf den großen Ausstellungen — so dieses im Münchner Glaspalast — die Augen der Kunstfreunde in stärkerem Maße auf sich.

Auch Hans Müller-Dachaus „Dame in violettem Kleid" ist uns dort zuerst begegnet. Es beherrschte mit seiner sicheren Komposition und seiner ruhigen Flächenwirkung seine gesamte Umgebung und reizte uns als ein aller Wahrscheinlichkeit nach außergewöhnlich dankbares Stück, an ihm einmal die Leistungsfähigkeit des Vierfarbendrucks zu erproben. Und wir glauben, das Ergebnis dieser Übersetzung hat den Versuch belohnt. Hans Müller ist 1877 zu Hannover als Sohn des dortigen Oberregisseurs am Hoftheater geboren. Er besuchte die Akademie in Berlin, ging aber früh schon nach Dachau, der Künstlerkolonie bei München, und schloß sich hier hauptsächlich an Hölzel und Dill an. Dann folgten die paar üblichen Jahre in Paris, Studium bei



Lefebvre und auf der Akademie Julian, ein Jahr Italien mit dem Rompreis der Berliner Akademie; aber Dachau lockte immer wieder, und jetzt hält der Künstler schon seit zwölf Jahren dort und im nahen München eine Privatschule, die künftig auch im Sommer fortgesetzt werden soll. Daneben ist Hans Müller-Dachau seit dem Oktober vorigen Jahres Lehrer an der Großherzoglichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe und an der dortigen Malerinnenschule. Sein Hauptgebiet ist die Figur, das Bildnis und der Akt.

Es folgt nun in dem vollen Dutzend unsrer diesmaligen Einschaltbilder eine Reihe von Bildnissen: Einzel-, Gruppen- und Interieurbildnisse. Farbig ist davon nur das Werk einer Altonaer Malerin wiedergegeben: Bertha Dörfleins „Blaues Sofa". Hier glaubten wir das Wesentlichste des Bildes, die feinen koloristischen Reize, die Harmonie in Form und Farbe, eben nur durch die Farbe einigermaßen treffen zu können. Die Künstlerin, in Angelo Janks und Christian Landenbergers strenger Schule ausgebildet, bevorzugt das Interieurbildnis, das den Menschen in seiner gewohnten Umgebung erfaßt.

Friedrich von Amerlings Frauenbildnis, in Mattondruck nachgebildet, erneuert das Gedächtnis eines der angesehensten österreichischen Porträtmaler des neunzehnten Jahrhunderts (geboren zu Wien 1803, gestorben daselbst 1887). Ein Schüler des Engländers Lawrence und des Franzosen Vernet, errang Amerling seine ersten öffentlichen Erfolge in den dreißiger Jahren mit den Bildnissen des Erzherzogs Rudolf und des Kaisers selbst, der sich von ihm in vollem Ornat auf dem Thronsessel sitzend für die Galerie lothringischer Fürsten im Schlosse zu Laxenburg malen ließ. Die Lebenswahrheit und das frische, bisweilen sogar kecke Kolorit, das diese Bilder zeigten, blieben auch Amerlings weiteren Schöpfungen treu. So wurde er bald der gesuchteste Bildnismaler der Wiener Aristokratie, die bekanntlich in den vierziger Jahren an Glanz und Eleganz ihresgleichen suchte. Besonders die Damenwelt, der seine malerische Pose, sein exotisches Arrangement, die festliche Stimmung und die pikante Transparenz seiner Bilder schmeichelten, schenkte dem „Schönheitenmaler", dem Stieler Wiens, ihre Gunst. Über tausend Porträte verzeichnet sein Schaffen, darunter Fürst Friedrich Schwarzenberg, Fürst Khevenhüller, Graf Zichy, Grillparzer, Fürst Windischgrätz und mehrere Selbstbildnisse. Amerling war auch persönlich eine interessante Künstlererscheinung, namentlich, wenn man ihn, wie Hevesi bemerkt, in den sechziger Jahren in seinem alten „Mollardschlößchen" (Schloß Gumpendorf in der Mollardgasse) sah, das er ganz mit seinen Sammlungen angefüllt hatte. Noch in seinem letzten Lebensjahre, wo er in der Malerei eigentlich nicht mehr mitzählte, bereiste er ein großes Stück Welt, vom Nordkap bis nach Ägypten und Palästina, von Schottland bis nach Spanien.

Drei moderne Maler stellen wir mit Slevogts Bildnis des Kommerzienrats F. (aus der vorjährigen Sezession), Papes Porträt des Dichters Viktor Blüthgen und Geffckens Gruppenbildnis zusammen.

Max Slevogts Porträtkunst ist hier oft gewürdigt worden, zuletzt im Juliheft vorigen Jahres in dem Bericht über die Berliner Sezessionsausstellung. Auch das erst jetzt hier in Doppeltondruck wiedergegebene Bildnis des Hamburger Großbürgers in seiner ländlichen Umgebung wurde schon damals eine Meisterschöpfung eindringlichster Charakteristik und zugleich repräsentativer Haltung genannt. „Es muß", hieß es weiter, „etwas sehr Humanes in Slevogt sein, daß er mit größter Bereitwilligkeit auf die besonderen Gepflogenheiten der Menschen, die er malt, eingeht; er begnügt sich nicht damit, die Herren und Damen schlecht und recht zu konterfeien, sondern über jeden weiß er uns etwas zu erzählen, er führt uns in das Milieu der Personen mitten hinein, indem er im Grunde doch nichts tut, als daß er typische Haltungen bringt. Wir stehen nicht vor bemalten Leinwanden, sondern wir glauben in die Räume zu treten, in denen diese Menschen zu Hause sind und nach ihrer besonderen Art ihr Leben führen."

William Papes Blüthgen-Bildnis bitten wir als Vorläufer einer umfangreicheren Veröffentlichung aufzunehmen, die bald folgen, auch Farbiges bringen und sich dann näher mit dem vornehmlich durch seine zeitgenössischen Geschichtsbilder bekannt gewordenen Berliner Maler beschäftigen soll. Nahe an vierhundert hervorragende Persönlichkeiten hat Pape auf diesen Gemälden in Porträttreue festgehalten, was begreiflich erscheint, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß sich darunter Darstellungen bedeutsamer Reichstagssitzungen, festlicher Tage des Hohenzollernhauses, nationaler Trauerfeiern (Aufbahrung Kaiser Wilhelms I. im Dom), festlicher Sitzungen in der Akademie der Wissenschaften und in andern hohen Körperschaften befinden.

Walther Geffckens Gruppenbild zeigt uns diesen noch jungen Münchner Künstler, der in allen seinen abwechslungsreichen Bildern einen vornehmen Geschmack bewährt, von einer neuen Seite. Während sein Hauptinteresse eine Zeitlang der feinen Kultur des Rokokos galt, wobei er den farbigen Möglichkeiten der reichen und oft wunderlichen Kostüme immer neue Anregungen zu koloristischem Reiz abzugewinnen wußte, ohne zum oberflächlichen „Kostümmaler" zu werden, hat er sich neuerdings hauptsächlich dem Bildnis und Interieur zugewendet. Mit einem ganz bestimmten Ziel und künstlerischen Streben: er sucht die Persönlichkeit des Darzustellenden entweder absolut, d. h. von einem bestimmten



Hintergrund abgelöst, oder in ihrem Milieu zum Ausdruck zu bringen, stets unter Voraussetzung einer das ganze Bild beherrschenden koloristischen Idee. In diesem Sinne ist auch unser Gruppenbild gemalt. — Der Künstler, ein Sprößling der bekannten Hamburger Familie (geboren 1872), ist ein Schüler des Münchner Professors Heinrich Knirr, hat seine entscheidende Ausbildung aber in dreijährigem Pariser Studium unter Benjamin Constant und Jean Paul Laurens erfahren, ehe er sich dauernd in München niederließ.

Ausgeprägt niederdeutschen Charakter trägt das einzige Genrebild, das unser Heft enthält: Bernhard Winters „Letzte Ehre". Der Maler selbst ist Niederdeutscher von Geburt und innerstem Wesen. „Die Träume meiner Kindheit", schreibt er uns, „spielten sich noch zu einem großen Teil innerhalb einer uralten Bauernkultur ab, die einen jetzt schon fast märchenhaft anmutet und die doch so bitter ernst und wirklich war, wie in ihr die uralten Geschichten und Vertelltjes geglaubt und weitergegeben wurden, ehe die alten Sitten und Gebräuche unter dem Anhauch der alles nivellierenden neuen Zeit mehr und mehr verfielen." So schwand allmählich eine tausendjährige robuste Kultur, doch hielt sie sich am längsten im Bauernhause, besonders im niederdeutschen. Sie war im Grunde eigenkräftig und groß, und ihre Dauerwerte werden über unsre Zeit hinaus noch fortwirken. Einen dieser alten festwurzelnden Bräuche des niederdeutschen Stammes haben wir in der „Letzten Ehre" vor uns, von der anderswo nur ein matter Abglanz in dem Geleit des Toten zum Friedhof erhalten geblieben ist. In Winters Heimat hatte das, wenigstens zu seiner Jugendzeit, noch einen viel tieferen und volleren Gehalt. Der Tote hat sich nach Art seiner Väter ruhig schlafen gelegt in der Gewißheit, daß jeder einzelne von all denen, die ihm nahegestanden haben, durch die Feier einen unauslöschlichen Eindruck mitnehmen, daß er, der Abgerufene, in ihnen weiterleben werde und sie dabei als Nachlebende das Dasein seiner Seele empfinden werden. Wehe aber dem, der ihm die gebührende Ehre verweigert! Der Tote wird sich rächen und bis dahin im Grabe keine Ruhe finden ... In weitaus den meisten seiner Gemälde hat Winter seine Kunst und Kraft der Schilderung alter Bauernkultur seiner Heimat geschenkt. Auch er versuchte gleichsam, einer gestorbenen Kultur auf seine Art „die letzte Ehre" zu erweisen, unbekümmert darum, ob er von gewissen Kritikern als ein enger, rückwärtsgewandter Heimatkünstler gescholten wurde.



Gerhard Schliepstein: Mandolinenspielerin. (Alabaster.)

Die ersten künstlerischen Anregungen empfing der Knabe (geb. 1871 zu Neenbrok in Oldenburg) schon von seinem Vater, der ein halber Landwirt war, obgleich er ein Malergeschäft auf dem Lande betrieb und seine Gehilfen an Winterabenden fleißig zum Zeichnen anhielt. So gab es keine häuslichen Konflikte weiter, als der Sechzehnjährige nach Absolvierung der Oldenburger Oberrealschule auf die Akademie nach Dresden strebte. Rasch durchlief er sie und erhielt schon für sein erstes Bild, das „Testament", die damals höchste Auszeichnung, die Große silberne Medaille. Dennoch entsagte er bereits mit zwanzig Jahren der Akademie und wurde in Oldenburg ein „Abseiter". Die Enttäuschungen und Leiden eines solchen blieben ihm nicht erspart. Mit korrekter Bildnismalerei mußte er sich Jahr für Jahr so viel erwerben, daß er daneben in den kurzen Mußestunden die Bilder seiner Jugendträume, Darstellungen alter heimatlicher Kultur, die er von frühauf über alles liebte, malen konnte. Für manche dieser Bilder bekam er noch gerade zur rechten Zeit die richtigen Vorbilder an Menschen, Trachten, Hausrat und Umgebung zusammen. Die „Webestube" erwarb sich in Berlin die Kleine goldene Medaille; die figurenreiche „Bauernhochzeit" gelangte nach elfjähriger Wanderung von einer Ausstellung in die andre endlich in den Besitz der Bremer Kunsthalle. Gegenwärtig illustriert Winter den



„Jörn Uhl", wobei er versucht, Dithmarschen in einem seiner echtesten Teile zu schildern.

Ist dies alles auch zwar „nur Heimatkunst", so war dem Künstler für seine Motive doch stets das allgemein Menschliche entscheidend, soweit es künstlerisch in Betracht kommt. In einfacher Technik der Ölmalerei weiß Winter streng sachlich das Wesentliche zu erfassen und es in schlichter, ungekünstelter Einfachheit auszudrücken. Eine sichere Zeichenkunst hilft ihm dabei, die Form zu finden, die dem inneren Motiv entspricht. So ist auf unserm Bilde das Überwiegen der senkrechten Linien in den Figuren sowie die Haltung der Farben, Blau und Weiß, und die Klarheit der ruhigen Szene bemerkenswert.

Endlich geben wir die ersten Proben von der Kunst eines jungen niederdeutschen Bildhauers. Gerhart Schliepstein ist 1886 in Braunschweig geboren und hat seine Ausbildung auf der Akademie in Charlottenburg erhalten. Es sind Jugendwerke, die wir mitteilen; ihre Schwächen und Unselbständigkeiten werden den Lesern schwerlich verborgen bleiben, wenn auch in allen drei Stücken, der „Carmen" und den hier im Text abgebildeten Schmuckfiguren, ein dem Auge wohltuender Geschmack der Linie nicht verkannt werden soll. Das Beste, was wir dem strebsamen Künstler wünschen können, ist, daß es uns vergönnt sein möge, nach Jahr und Tag Reiferes, Eigenschöpferisches von ihm zu zeigen. F. D.

Zu den Feuerbachschen Gemälden im Märzheft

Unter den im Märzheft veröffentlichten drei unbekannten Gemälden Feuerbachs trägt auch der bei Seite 124 und 125 eingeheftete Knabenkopf das bekannte Monogramm aus A und F. Die Bezeichnung „Römischer Knabe" führt er schon länger, sie ist ihm nicht etwa erst für die Veröffentlichung gegeben worden. In der Tat würden sowohl die Farbengebung wie die biographisch-künstlerische Situation ihn in die frühen römischen Jahre Feuerbachs weisen, in die Zeit um 1859. Völlig paßte mir der Junge nicht in diese römischen Arbeiten, seine Einordnung erregte doch verschiedene Bedenken, und so wollte ich in meinem Begleittext für das Märzheft die Frage offen lassen, „ob dieser Kopf nicht möglicherweise gar auf Ferien in Deutschland gemalt worden ist" (S. 146). Ein bewußter Argwohn kam mir bei dem frischen, lebensvollen Bildnis aber nicht.

Jene milde Anzweiflung der Römerbürtigkeit hat nun rasch eine etwas beschämende Bestätigung gefunden. Eine in Augsburg wohnende Dame hatte die Güte, mir ihre einstige Photographie als kleines Mannheimer Mädchen zu senden, und wenn etwas auf der Welt sicher ist, so ist es die Benutzung dieses im Jahre 1879 gemachten Photos zum Modell für den „Römischen Knaben". Der übertragende Maler hat nur das feine Kleidchen in ein Hemd aus dem Volke verwandelt und die Augen nicht so schön herausgebracht oder herausbringen wollen, wie sie in der Photographie sind. Weiß man erst so viel, so fallen einzelne Schwächen des für sich genommen sehr ansprechenden Gemäldes stärker ins Gewicht, und der Treppenwitz des Betrachters bemerkt nun auch, daß der Blick des Jungen ganz die klassische Richtung aus den Sekunden des „Bitte, recht freundlich!" hat.

Die Augsburger Dame entdeckte sich mit nicht geringer Überraschung als Feuerbachsches Bild, und sie hatte auch sonst von einer derartigen Benutzung ihrer kindlichen Jugendphotographie nie etwas gewußt. Beiderseitige schleunige Nachforschungen, an denen sich auch der Besitzer des Gemäldes mit objektivstem Eifer beteiligte, ergaben bisher folgendes: daß der letzte erschließbare Vorbesitz des gemalten Kopfes gleichfalls nach Augsburg führt, was Zufall scheint, und daß seinerzeit der Mannheimer Photograph des kleinen Mädchens von seiner Aufnahme mehrere Vergrößerungen gemacht hat und daß eine davon im Oktober 1879 auf einer Fachausstellung in Nürnberg war.

Feuerbach war im Herbst 1879 in Nürnberg bei der dort wohnenden Mutter. Er reiste am 9. Oktober nach Venedig ab, wo er am 4. Januar 1880 gestorben ist. So bliebe — eine Faser von einem Strohhalm für gewalttätigen Hypothesensinn.

Diese Untersuchungen sind natürlich künftig detaillierter mitzuteilen. Es liegt mir aber daran, ohne Verzug zu warnen und persönlich aus dem moralischen Unbehagen herauszukommen, womit ich infolge jener Veröffentlichung des farbigen Faksimile und voraussichtlich auch infolge meines Textes nun weitere Gutgläubige des neuen Feuerbach sich erfreuen und ihn kunstgeschichtlich registrieren sehe.

Es existieren nach meiner Überzeugung „Feuerbachs", die bedenklich sind. Bildnisse, Studienköpfe; kein Wettbewerb mit Feuerbachschen Kompositionen, soweit ich als einzelner da sehen kann. Seit dem Erscheinen meiner Feuerbachmonographie sind mir eine Anzahl Bilder als für den Künstler in Betracht kommend zugänglich gemacht worden. In verschiedenen Fällen habe ich mich von der Zuweisung entweder nicht gut überzeugen können oder sie entschieden bestritten, wofür dann ja das Monogramm nur ein Grund mehr war. Etliche erschienen unverdächtig und sind auch zum Teil von andrer, autoritativster Seite als echt anerkannt worden.

26. März 1912. Ed. Heyck.



Literarische Rundschau

Rochus von Liliencron, Albert Träger und Wilhelm Münch — Richard Andree — Goethe — Was sollen unsre Jungen lesen?

Rochus von Liliencron, Albert Träger und Wilhelm Münch

Ein ungemein reiches Menschen- und Gelehrtenleben ist am 2. März d. J. in Koblenz zur Ruhe gegangen, als dort, auf Besuch bei seinem Schwiegersohn, dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der einundneunzigjährige **Rochus Freiherr von Liliencron** die Augen schloß. Drei Fakultäten, die theologische, die juristische und die philosophische, trauern an seinem Grabe, und zwei Spezialwissenschaften, die Musikgeschichte und die Germanistik, die sich sonst nur selten so eng Seite an Seite halten, streiten miteinander, welche von ihnen mehr an ihm verloren hat.

Vielleicht war es gerade diese eigen gesundene und eigen ausgebildete Vereinigung der beiden Disziplinen, die dem Gelehrten das individuelle Gesicht gab und die ihm allseitige Achtung, Verehrung und Bewunderung auch bei der jüngeren Schule der Germanisten sicherte, die doch sonst nur zu leicht gezwungen ist, über Vertreter der älteren Richtung den Stab zu brechen, allein deshalb, weil sie die neue historisch-philologische Methode nicht haben. Ich weiß nicht, ob der alte Liliencron, der am 8. Dezember 1820 zu Plön in Holstein geborene Sprößling einer erst nach dem Dreißigjährigen Kriege in den Reichsfreiherrnstand erhobenen bürgerlichen Familie, der anfangs der Theologie und der Jurisprudenz Beflissene, dann erst zum Studium der deutschen Sprache und Literatur Übergegangene, alle Gesetze der Lautlehre und historischen Grammatik kannte, aber für Metrik und Rhythmik respektierten ihn auch die revolutionärsten unter den jungen Umstürzlern als einen Gesetzgeber und Gewissensträger. Die Fähigkeiten des Germanisten und Musikkenners vereinigten sich in seiner **Liedforschung**, der wir sein fünfbändiges Monumentalwerk über die historischen Volkslieder der Deutschen vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert (1865 bis 1869) und zahlreiche gewichtige Einzelarbeiten aus verwandter Sphäre verdanken. Ja, Rochus von Liliencron ist es gewesen, der seine germanistischen Fachkollegen dazu angeleitet hat, den Ton, die Musik bei der Liedforschung als unentbehrliches Element zu erkennen und zu würdigen. Auf seine Jugend fiel noch ein warmer Strahl von der Freundschaftssonne der Brüder Grimm: an ihrem Teetisch in der Linkstraße stand immer ein Stuhl für ihn bereit, und seine Arbeit über den Minnesänger Neidhart von Reuental, den Begründer der höfischen Dorfpoesie, begrüßten die Meister mit Freude und Beifall. Mehr und mehr wurden dann, in Liliencrons Mannesalter, die Germanisten von den Musikern verdrängt: Männer wie Mendelssohn, Liszt, Reinecke zählten zu seinen Freunden, und der schöpferischen Musik brachte er, selbst ein vorzüglicher Klavierspieler, bis in sein hohes Alter ein so vorurteilsloses und weitherziges Interesse entgegen, daß in seinem Herzen neben Beethoven und Mozart auch die modernsten Impressionisten Platz fanden.

Doch damit ist nur ein bescheidener Ausschnitt aus Liliencrons Interessen- und Tätigkeitskreis umrissen. Mit seiner erstaunlichen Empfänglichkeit vertrug sich eine nicht minder erstaunliche Organisationsgabe. Das imponierendste Denkmal dieser ordnenden und gestaltenden Kraft, das er der Nachwelt hinterlassen, ist die unter den Auspizien der Münchner Historischen Kommission herausgegebene Allgemeine Deutsche Biographie. Sie ist in allem Wesentlichen sein Werk: er mit seiner beispiellosen Kunst der Menschenbehandlung hat die fast anderthalbtausend Gelehrten zusammengebracht und — was mehr heißen will — zusammengehalten, die diesen Riesenbau biographischer Forschung und Darstellung aufgeschichtet und dann, unter andrer Redaktion, in fünfunddreißigjähriger Arbeit zum glücklichen Ende geführt haben. Auch als Diplomat in den Diensten der schleswig-holsteinischen Regierung, als Intendant der Hofkapelle in Meiningen und als Vorsteher der dortigen Bibliothek hat er sich bewährt; noch als hoher Achtziger, nachdem er als Prälat und Propst



Phot. Erwin Raupp, Berlin.

Rochus Freiherr von Liliencron.

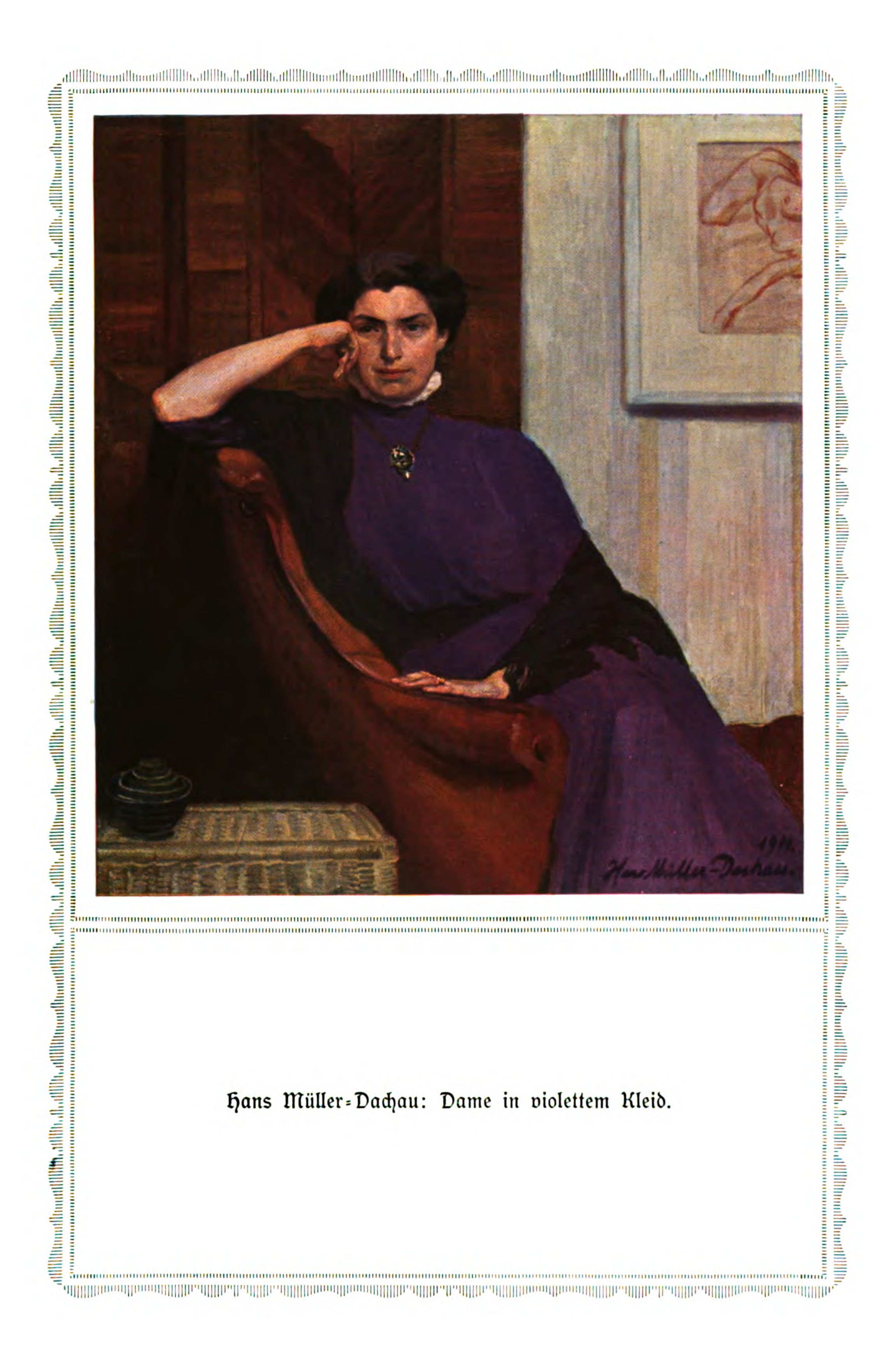
des St. Johannisklosters in Schleswig Gelegenheit gehabt hätte, das Otium cum dignitate zu lernen, übernahm er im Auftrage des Kaisers die historisch-kritische Sammlung deutscher Volkslieder — ein Unternehmen, an das ohne seine bahnbrechenden Arbeiten gar nicht zu denken gewesen wäre.

Fast höher noch als den Gelehrten rühmten alle, die sich seines Umgangs erfreuten, den Menschen Liliencron. Selbst sein Neffe Detlev, dem sonst vor „alten Perücken" leicht die lose Zunge durchging, ließ es an Respekt nicht fehlen, wenn er von dem „Onkel Rochus" sprach. Ein Gedenkredner nannte ihn einen „Virtuosen der Geselligkeit" und traf damit gut die ritterlich-weltmännischen Tugenden, die er aus einer schon entschwundenen Zeit in die unsrige herübergerettet hatte. Damit waren aber seine menschlichen Vorzüge bei weitem nicht erschöpft. Sein Bestes wurzelte im Herzen, in einem feinen und vornehmen Gemüt. Etwas von Goethischer Seelenanmut war sein eigen. Sie zeigte sich mehr noch als in den Novellen, die er 1903 hatte erscheinen lassen, in seinen Erinnerungen aus „Frohen Jugendtagen" (1902), am deutlichsten und schönsten aber in seiner reinen, man möchte sagen sachlichen Güte und seiner männlich gelassenen Festigkeit. Jeder, der ihm nahetrat und — das eine war identisch mit dem andern — irgendein geistiges Geschenk von ihm mitnahm, empfand dankbar und förderlich die Harmonie dieses Menschentums und den milde ausströmenden Reichtum einer heiter-bewegten, doch fest in sich selber ruhenden Persönlichkeit. —

Unter Märzenschauern, da „die kleinen Veilchen blauten beim hellen Finkenschlag", wie es in einem seiner Gedichte heißt, ist Albert Träger dahingegangen. Einundachtzig ist er geworden, und wenn es ihm auch ein freundliches Geschick noch wenige Wochen vor seinem Tode vergönnt hat, vom Präsidententisch des Reichstags die höchste parlamentarische Würde auszuüben, seine Zeit, die des politischen Kämpfers wie des einst viel gefeierten Dichters, war doch längst vor ihm ins Grab gesunken. Das haben auch die überschwenglichsten Nachrufe in den Tageszeitungen seiner Partei bald zürnend, bald wehmütig resigniert eingestehen müssen. Uns geht hier nicht der politisch gewiß vielfach verdiente Parteimann an, der ein wahrhafter Volksmann und ein unbeugsamer Freiheitsfechter war; wir wollen hier nur dem Dichter, dem Lyriker Träger ein Wort des Gedächtnisses widmen.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag sind Trägers Gedichte in achtzehnter Auflage erschienen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsanstalt), und diese Tatsache zeugt genugsam von dem Widerhall, den sie einst bei der Generation der fünfziger, sechziger, auch wohl noch siebziger Jahre gefunden haben. Es waren die Jahre, da der deutsche Liberalismus nicht bloß in der Politik die Führung unsers Lebens hatte, da die „Gartenlaube" das Blatt des deutschen Bürgerhauses war, da Ernst Keil, der von Träger selbst mehrmals besungene „Vater seiner Lieder", als der edelste „Offenbarer deutscher Geistesnahrung" gefeiert wurde. Blättern wir heute in Trägers fünftehalbhundert Seiten umfassendem Gedichtbande, so stoßen wir überall, gleichviel ob es Jugend- oder Altersgedichte, denen wir begegnen, auf die Ideale jener hochstrebenden, aber auch etwas sentimentalen Tage. Rührend und manchmal ergreifend, wie Träger nicht müde wird, die Mutterliebe, die Muttertreue und das entsagungswillige Mutterlos zu besingen; hübsch und anmutig, wenn er den Preis der „lieblich-holden Frauen" verkündet; oberflächlicher schon, wenn er immer wieder die Veilchen, die Nachtigallen und die Rosen beschwört, um Lust und Qual der Liebe zu schildern; selten beweglich, meistens rhetorisch nur, wenn er das Mitleid mit den Armen, den Enterbten des Glücks predigt, „die andre die Früchte ihres Fleißes verzehren sehen, die für des Reichen Haus die stolzen Quadern zusammengefügt haben". Aber ist diesem Poeten auch kaum je ein Gedicht, ein Lied gelungen, das wir noch heute, nach Storms strenger Definition der Lyrik als „individuellster Darstellung mit allgemeinstem Inhalt", einen lyrischen Edelstein nennen dürfen, so finden sich in Trägers Zeitgedichten, einem Nebenschößling der eigentlichen Lyrik, dem man wohl etwas mehr von Reflexion, Pathos und auch geläufiger, schlagkräftiger Phrase zugestehen darf, doch ein paar Stücke, die ihre patriotischen Verdienste nicht allzu teuer mit Opfern künstlerischer Werte erkaufen. Ähnlich wie der konservative Aristokrat Geibel in seinen „Heroldsrufen", nur ein gut Teil journalistischer und tribünenmäßiger, hat auch der Demokrat Träger mit seinen Strophen die wechselnden Phasen der deutschen Bewegung seit dem Ende der fünfziger Jahre mit all ihren Hoffnungen, Kämpfen, Enttäuschungen und Erfüllungen getreulich begleitet. Wie Geibel ruft er 1862 nach dem Reiter, der das ungeduldig scharrende Roß der Zeit zu meistern verstehe; begrüßt in den bescheidenen Anfängen der deutschen Flotte das erste Morgenrot der heiß ersehnten Einheit; fragt 1863, als die Fürsten in der dänischen Frage die Heere noch immer Gewehr bei Fuß stehen lassen: „Wann, wann marschieren wir gen Norden?", vergißt als unentwegter Demokrat aber auch nicht, neben dem einigen das freie Deutschland zu fordern mit dem deutschen Parlament an der Spitze: „Der deutsche Krieger hat das Werk begonnen, Vom deutschen Bürger sei es nun vollführt!" So durfte er, ein Troubadour und Vaterlandsänger in greisem Haar, an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage (12. Juni 1905) wohl von sich selber singen:





Hans Müller-Dachau: Dame in violettem Kleid.

Aber der Drang nach Freiheit und Recht
Und der kampfeslustige Mut im Gefecht
Haben sich nimmer gegeben ...
Diene mit unauslöschlicher Glut
Immer noch allem, was wahr und was gut,
Halte die Treue dem Schönen:
Wechseln die Zeiten das Ideal,
Von meiner Jugend leuchtendem Strahl
Kann ich mich nicht entwöhnen. —

Näher, persönlicher traf uns das plötzliche Hinscheiden des Geh. Regierungsrats Dr. Wilhelm Münch, des Professors der Pädagogik an der Universität Berlin. In ihm verloren wir einen treuen und wertvollen Mitarbeiter, dem diese Zeitschrift namentlich auf dem weit in die Menschheitsgeschichte hinausleuchtenden pädagogisch-philosophischen Zwischengebiete höchst interessante Beiträge verdankt. Wir erinnern namentlich an die Aufsätze „Väter und Söhne" (Heft 616) und „Die Lebensalter" (Heft 649), an die feinen Studien über die „Langeweile" (Heft 505) und die schwankenden Begriffe „Von menschlicher Schönheit" (Heft 536). Doch auch erzählende Beiträge konnten wir mehrmals von Münch veröffentlichen: als ersten das winterliche, von zartester Menschenliebe erfüllte Erinnerungsbild aus Davos „Die Sonne der Hoffnung" (Heft 592); zuletzt, erst im vorigen Heft, die „Hyazinthen", diese kleine ergreifende Geschichte der Muttertreue. Wie in diesen kleinen Geschichten, für die er selbst bescheiden die Bezeichnung Novellen ablehnte, so floß auch in seinen philosophischen Aufsätzen ein reicher Strom unmittelbaren Erlebens, und dieses persönliche Element der Erfahrung gab ihnen so viel Wärme und Überzeugungskraft. Dabei spürte man, freilich ohne jede Aufdringlichkeit, den tiefreligiösen Sinn, der auf dem Grunde all dieser Arbeiten lag. Münch hatte ihn als Erbgut der Erziehung wohl schon aus seinem Elternhause mitgebracht: er entstammte einer alteingesessenen Pastorenfamilie im Wetzlarer Kreise (geb. 23. Febr. 1843). Nach den Universitätsjahren in Bonn und Berlin, wo er philosophische mit theologischen Studien verband, versuchte er es kurze Zeit mit einer praktisch-theologischen Beschäftigung. Dann brach seine Lehrbegabung durch; er wirkte in Köln, Kleve und Barmen im höheren Schuldienst und siedelte 1888 als Provinzialschulrat nach Koblenz über. 1897 berief ihn die Berliner Universität mit dem Lehrauftrag für Pädagogik, und das Kultusministerium übertrug ihm einen Zweig der inneren Verwaltungsarbeit.

Münchs akademischer Vortrag wurde nicht gerade als „geistreich begeisternd" empfunden; etwas Abgemessenes, Zuwartendes und peinlich Ausgeglichenes lag in seinem Wesen. Er liebte und suchte diese ihm wohltuende Harmonie der Erscheinung auch an denen, mit denen er verkehrte und amtlich zu tun hatte, und man erzählt sich wohl, daß ein schlank und ebenmäßig gewachsener Kandidat mit hübschem hellem Gesicht es leichter hatte, bei ihm „durchzukommen", als ein von der Natur minder begünstigter. Es war das ein Ausfluß seines regen Schönheitssinnes, der sich auch in der Form seiner Bücher nicht verleugnet, weder in dem an Geschichtskenntnis und Freimut hervorragenden Buch über „Fürstenerziehung" (München, Beck) noch in der Sammlung „Zum deutschen Kultur- und Bildungsleben" (Berlin, Weidmann), der letzten Frucht seines aus Spekulation, Erleben und Erproben gemischten Denkens. Diese Essays vor allem, darunter Aufsätze über Kulturfortschritt und Gegenwart, das Glück der Kindheit, Schule und Eigenart der Schüler, Unterricht und Interesse, Schülertypen, den Begriff des Klassikers, die Seele der Reichshauptstadt, sind berufen, die reiche Anregungskraft dieses so gern über die Grenzen des eigentlichen pädagogischen Gebiets hinausspielenden Geistes in weitere Kreise zu tragen.

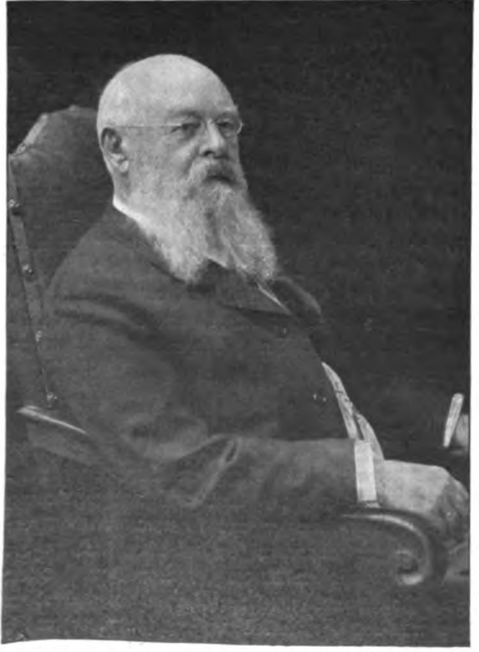
Auch die belletristischen Späne hat Münch in den letzten Jahren liebevoll zu sammeln begonnen: schon die Titel, die er ihnen gab: „Gestalten am Wege", „Anmerkungen zum Text des Lebens", „Allerlei Menschliches", betonen ihre gemeinsame Herkunft aus der lebendigen Erfahrung und die heiter aufgelöste Plauderkunst, mit der er ihre literarische Form behandelte. Für das kommende Jahr plante Münch die Herausgabe eines neuen Bandes solcher Studien und Skizzen, für den auch die „Hyazinthen" schon bestimmt waren; wir hoffen den Lesern daraus noch eine weitere Probe bieten zu können, um damit dem verehrten Manne zu vergönnen, aus eigner Lebenskraft noch einmal sein Gedächtnis vor ihnen zu erneuern. F. D.

Richard Andree

„War der Herr, den Sie mir vorhin vorstellten, vielleicht ..." — „Jawohl, Richard Andrees Handatlas." Aus langer Erfahrung heraus brauchte ich die Vollendung der Frage nicht abzuwarten, ich wußte, was da kommen würde. Es ist nicht zu bestreiten, daß gerade der Handatlas Andrees Namen in weitesten Kreisen bekannt, man darf ruhig sagen, populär gemacht hat. An sich wäre dagegen nichts einzuwenden, und doch liegt ein Vorwurf darin. Andree selbst empfand diese einseitige Betonung einer Arbeit, der er nicht einmal den ersten Platz unter seinen wissenschaftlichen Leistungen einräumte, als ein Unrecht. Wenn der Portier eines Hotels in Neapel den Namen Andrees eben nur mit dem Handatlas verband und demgemäß dem Herausgeber seine Verbeugung machte, so ist daran nichts Verwunderliches. Aber leider

war unter der überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten seines Heimatlandes selbst von seiner weiteren großen wissenschaftlichen Bedeutung wenig bekannt, oder sagen wir, es war kein Verständnis dafür vorhanden. Die Spezialisierung der wissenschaftlichen Fächer, die seit zwei Generationen stetig zunimmt, dämmt die allgemeine Bildung des einzelnen immer mehr ein. Und der materialistische Zug unsrer Zeit ist gern geneigt, die ideellen Werte reiner Wissenschaft zu übersehen. Richard Andree aber hat ein stilles schönes Gelehrtenleben gelebt, erhobenen Hauptes wandelte er seine eignen Wege, weitab von der breiten Heerstraße der alltäglichen Beamtenlaufbahn, selbständig als Forscher, selbständig als Mensch, und ein gütiges Geschick hat ihn am 22. Februar dieses Jahres mit einem sanften Tode begnadet.

Die bestimmende Richtschnur für seine spätere wissenschaftliche Tätigkeit hat dem in Braunschweig am 26. Februar 1835 geborenen Gelehrten (er war ein Sohn des Geographen und Publizisten Karl Andree) bereits die erste Stellung gegeben, die er im Alter von vierundzwanzig Jahren als Hüttenbeamter in Böhmen bekleidete. Hier, wo zwei Nationalitäten in Feindschaft gegeneinander standen, machte er seine ersten Studien auf dem Gebiete der Volkskunde („Tschechische Gänge", „Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen" u. a.). Auf einer Reise nach Schottland setzte er sie fort, und er hat sie weiter verfolgt und festgehalten bis ans Ende seiner Tage. Sie waren ihm Lebenszweck, alles übrige diente ihm nur zu ihrer Vertiefung. Er ging vom Speziellen zum Allgemeinen, und vom Allgemeinen wieder zum Speziellen.



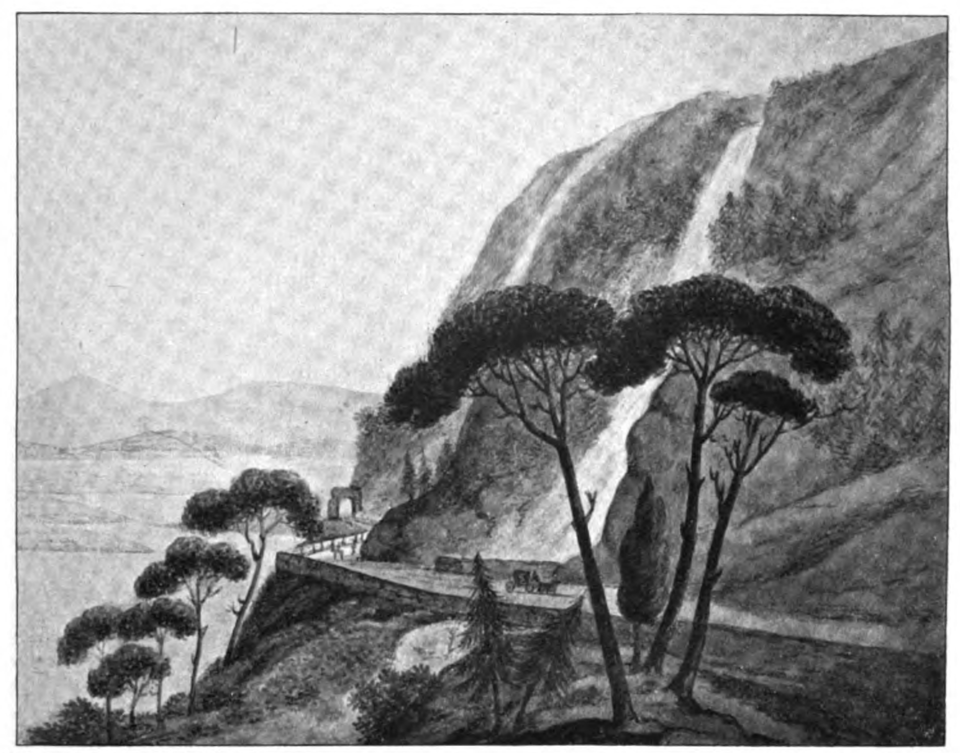
Phot. Atelier Elvira, München.

Richard Andree.

In Leipzig und Heidelberg beschäftigten ihn hauptsächlich geographische und ethnographische Studien. Die ganze Erde hatte sein Interesse, und er verharrte am liebsten dort, wo sich die Menschen noch im Naturzustande zeigten. Auch die alten Quellen zog er eifrig zu Rate. Dabei hat er es stets vermieden, durch vorgefaßte Meinungen oder romantische Ideen sich beeinflussen zu lassen. Oft genug ist er zum Warner geworden, wo allzu lebhafte Phantasie Einzelerscheinungen verallgemeinern und kulturelle Übertragungen und Zusammenhänge ohne zwingende Gründe konstruieren wollte. Gerade in dieser strengen Sachlichkeit auf den Bahnen einer jungen Wissenschaft, die für Seitensprünge so verlockend war, liegt eine Hauptbedeutung von Andrees Wirken. Sein grundlegendes und heute noch maßgebendes Werk „Ethnographische Parallelen und Vergleiche" (1878, neue Folge 1889) ist besonders in diesem Sinne zu bewerten. Wo er die Feder ansetzte, da brachte er auch neue, eigne und fördernde Ideen. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit seiner Studien erhellt aus seinen Publikationen jener Zeit: „Zur Volkskunde der Juden", „Die Metalle bei den Naturvölkern", „Ethnographische Karten", „Die Masken in der Völkerkunde", „Die Anthropophagie", „Die Flutsagen". 1891 übernahm er die Redaktion des von seinem Vater begründeten „Globus", und da er diese Tätigkeit mit größter Gewissenhaftigkeit ausübte, so wurde auch sie für ihn eine Quelle der Erweiterung seiner Kenntnisse. 1893 siedelte er in seine Vaterstadt über.

So hatte sich Richard Andree in jahrzehntelanger gründlicher Arbeit ein Wissen auf dem Gebiete der Völker- und der Volkskunde erworben, das, zumal bei seinem glänzenden Gedächtnis, universell genannt werden muß. Und mit solchem Wissen ausgerüstet, das ihm gestattete, über Stämme und Völker und Erdteile hin Beziehungen in den Regungen der Volksseele zu suchen und zu finden, trat er an die Bearbeitung seiner „Braunschweigischen Volkskunde" heran. Mit welcher Liebe! So sehr auch seine Interessen ins Weite gingen, mit seinem Herzen war er stets bei seinen Stammesgenossen, bei den Niedersachsen. Das fühlte auch der schlichte Landmann, das machte den sonst Vorsichtigen und Verschlossenen mitteilsam.

Der einseitigen Bevorzugung kunstgewerblich schöner und interessanter Gegenstände, die so häufig zu einem ganz falschen Bilde vergangener Zeiten führt, hat sich Andree bei seinen Forschungen und Sammlungen nie schuldig gemacht. Er wußte ganz genau, daß gerade in dem einfachen Haus- und Ackergerät die Bedeutung zur



Zeichnung von Goethe: Gegend bei Terni.

Erkenntnis der sozialen und ethnographischen Beziehungen zu suchen ist. Er übersah neben der Sache auch nicht den großen Wert der Bezeichnung, des Wortes. Beides aber, Wörter und Sachen, waren ihm die Wege, um in die Volksseele einzudringen. Was Wunder, daß bei solchem Forschungsernst, solcher weit ausgreifenden Untersuchung, die sich mit universellem Wissen und gefälliger Darstellung verband, das Resultat, seine „Braunschweigische Volkskunde", ein grundlegendes und für die Bearbeitung der Volkskunde andrer Gegenden vorbildliches Werk geworden ist! Diese Studien sind denn auch dem Städtischen Museum in Braunschweig, an dem er jahrelang in selbstlosester Weise mit Rat und Tat gewirkt und dem er letztwillig seine Bibliothek vermacht hat, in reichem Maße zugute gekommen.

Richard Andree hat sich bis in sein hohes Alter hinein volle geistige Frische und Regsamkeit bewahrt. Noch in München, wo er die letzten Jahre verlebte, entstanden außer vielen Rezensionen und kleineren wissenschaftlichen Beiträgen zwei größere Arbeiten: „Votive und Weihgaben" und „Ethnologische Betrachtungen über Hockerbestattung", die den Gelehrten auf voller Höhe zeigen.

In den Annalen deutscher Wissenschaft steht Andrees Name mit goldenen Lettern eingetragen, seine Freunde aber bewahren nicht nur dem anregenden Gelehrten, sondern auch dem freundlichen, liebenswürdigen Menschen ein treues Gedenken. Dr. Franz Fuhse.

Goethe

Seit langem hat die große Gemeinde der Goethefreunde nicht etwas so Gewichtiges, Gediegenes, Wertvolles und Kostbares empfangen wie die mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen illustrierte Ausgabe der Italienischen Reise, die mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums George von Graevenitz im Leipziger Inselverlage herausgibt. (Geb. 40 M.)

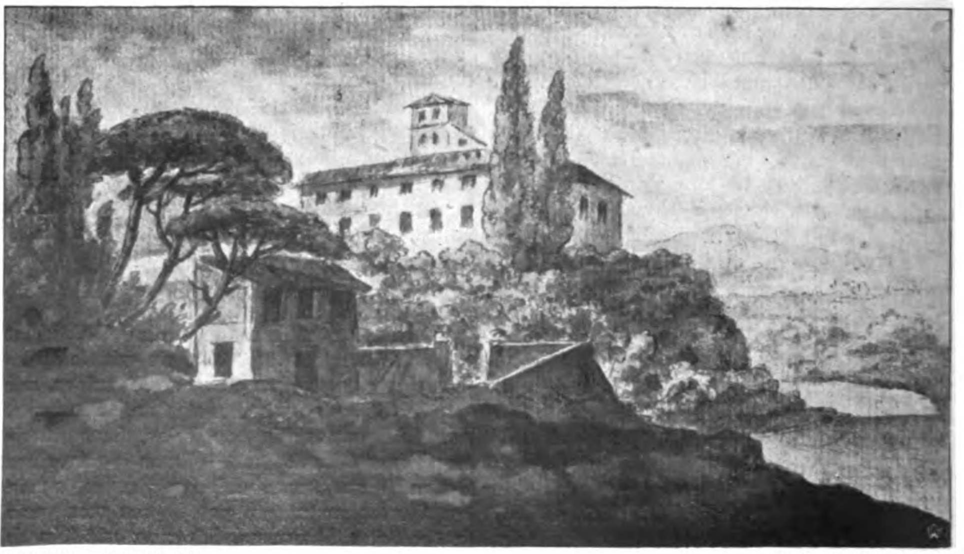
Schon von außen betrachtet stellt sich dieser Folioband als ein Hand und Auge erfreuendes Erzeugnis unsrer zur Ruhe und Sachlichkeit zurückgekehrten Buchkunst dar: ein mit klassizistischen Ornamenten schön gepreßter Lederrücken, wie Goethe selbst für seine Bibliothekwerke ihn liebte, zwei feste, mit kräftig gemasertem, bunt getupftem Papier beklebte Deckel — man glaubt einen Folianten aus dem Hause am Frauenplan in den Händen zu wiegen und ist von vornherein in der besten Stimmung, sich enger mit ihm zu befreunden. Dann schlägt man ihn auf und

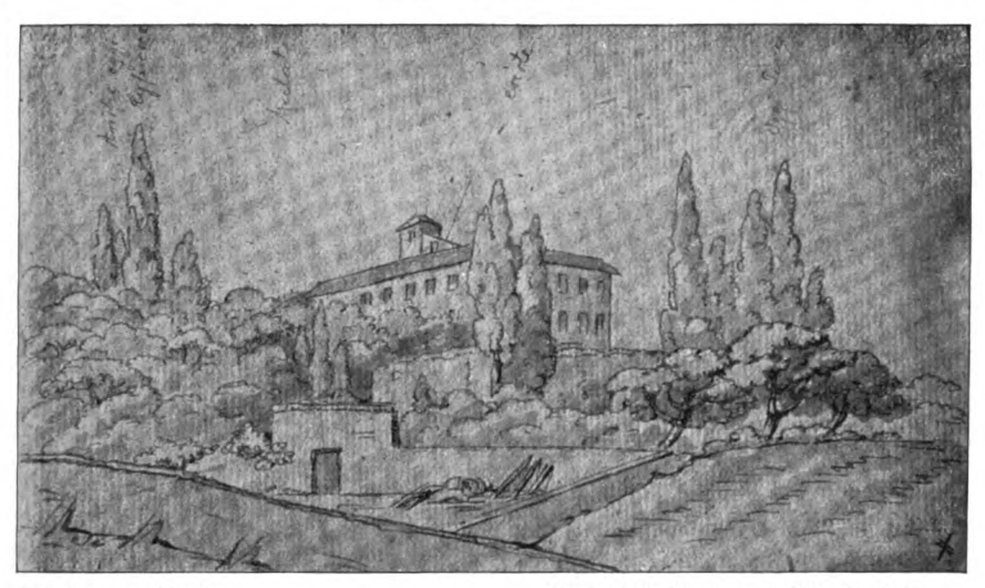


findet auch drinnen die festliche, edle Antiquatype wieder, die mit dem Geschmack der Zeit so eng verwandt ist und sich mit dem Inhalt und Stil dieses Buches noch ganz besonders gut verträgt. „Früh drei Uhr stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte": wie frisch und gleichsam neugeboren uns hier dieser wohlvertraute erste Satz des Goethischen Textes ansieht, wie man vom Papierformat, Druckspiegel und Schriftduktus unwiderstehlich schier zur weiteren Lektüre eingeladen wird!


Zeichnung von Goethe: Advokat Reccaini in Venedig.

Und dann die Bildertafeln! Goethe selbst plante im Jahre 1815 eine mit seinen Zeichnungen und Skizzen, aber zugleich auch mit denen seiner „Freunde und Kunstgenossen" illustrierte Ausgabe. Der Jenaer Roux sollte sie radieren oder in Aquatinta-Kupferstich wiedergeben; jetzt führt eine in der Reproduktionstechnik unendlich vorgeschrittene Zeit den als zu kostspielig bald wieder fallengelassenen Plan in Lichtdrucken aus, die den teuren Originalen sicher weit besser die Treue halten, als es der geübteste Stecher der Zeit vermocht hätte. Und immer hat man Text und dazugehörige Bilder dicht beieinander, so daß der Fluß und Genuß der Lektüre nirgend durch ärgerliches Blättern und Suchen unterbrochen zu werden braucht. Wie ganz anders, voller, heller und anschaulicher stehen nun auf einmal Goethes Wege, Goethes Eroberungen der landschaftlichen, volkskundlichen und künstlerischen Schönheiten des Landes vor uns! Wie geschlossen und harmonisch findet sich alles zu dem Kosmos einer lernend genießenden, erwerbend besitzenden Persönlichkeit zusammen! Eine Strecke lang begleiten Goethes Blätter allein die Darstellung, dann gesellen sich Ph. Hackert, Wilhelm Tischbein, Joh. G. Schütz, Heinr. Meyer, Angelika Kauffmann, Ch. Kniep, H. Lips, Fr. Bury, Alex. Trippel, M. Verschaffelt u. a. mit ausgeführteren und kunstgerechteren Darstellungen hinzu. Aber das Wichtigste und Beredteste bleibt uns doch von Anfang bis zu Ende das, was aus Goethes eigner Hand hervorgegangen ist. Ja, man muß sagen, daß er uns trotz oder gerade wegen seiner technischen Unvollkommenheiten heute „moderner" erscheint als seine das Handwerk beherrschenden Kunstfreunde. Wenn


Zeichnung von Goethe: Landgut Apollinare.



Zeichnung von Goethe: Landgut Apollinare von Villa Borghese aus.

Zeichnen Weglassen ist, so stehen die meisten seiner Blätter höher als die korrekten und penibeln der Tischbein, Kniep und Hackert, mag sich Goethe in seiner Eindrucks- und Anpassungsfähigkeit ihrem Einfluß auch oft allzu willig ergeben und ihnen zuliebe Eignes, Ursprüngliches nur zu leicht geopfert haben. Doch wir bringen ja — wenn auch nur in Netzätzungen nach den Photographien, nicht unmittelbar nach den Originalen — eine Anzahl Proben von den über anderthalbhundert Illustrationen. Mögen sie recht vielen das Verlangen nach dem dauernden Besitz des herrlichen Bandes erwecken; er wird ihnen bald ein Schatz und ein lieber, freigebiger Freund guter Stunden werden! —

Wer über Goethe und seine Zeit einen ersten, allgemein orientierenden Überblick gewinnen will, dem kann nichts Besseres empfohlen werden als das kleine Buch von Prof. Karl Alt (Leipzig, Quelle & Meyer; geb. M. 1.25). Es ist aus gründlichster Kenntnis aller hier auftauchender Probleme geschrieben, hatte aber schon durch seinen ursprünglichen Zweck, nämlich als Grundlage für eine Reihe von Vorträgen in den Jenaer Ferienkursen zu dienen, die Verpflichtung, dem weitschichtigen Stoff die äußerste Knappheit, Klarheit und Geschlossenheit der Darstellung zu geben.



Joh. G. Schütz: Skizze aus dem „Römischen Karneval".

Erinnern möchten wir noch an die drei von R. M. Meyer herausgegebenen und von Lechter so würdig-schön ausgestatteten Bände „Goethe und seine Freunde im Briefwechsel" (Berlin, Bondi). Goethes Briefe, die hier im Gegensatz zu andern Sammlungen nicht ihres Echos vom Empfänger her entbehren, sind mit großer Sicherheit und feinem Verständnis so zusammengestellt, daß wir ein umfassendes Bild der verschiedenartigen Beziehungen Goethes zu seinen Freunden wie auch des wechselnden Verkehrstons erhalten, dessen er sich bediente. Im ersten Bande steht der Briefwechsel mit der Mutter, der Schwester und den Leipziger, Straßburger und Wetzlarer Freunden im Mittelpunkt. Der zweite Band gilt in seinem Haupt-



Ph. Hackert: Bei Terracina.

teil den Briefen an Frau von Stein, die freilich durchweg der Antwort entbehren müssen. Der dritte Band fügt Arbeitsfreunde, Lebensgenossen, Künstler, Theaterleute, Dichter, Gelehrte, Fürsten und Staatsmänner hinzu, und ein besonders interessanter Abschnitt ist dem Briefwechsel des Meisters mit den literarischen Neulingen und jugendlichen Verehrern gewidmet. Die prächtige Ausgabe ist ein Schmuck für jede Goethebibliothek, die auf sich zu halten weiß.

Was sollen unsre Jungen lesen?

Vor zehn oder zwanzig Jahren hätte man auf die Frage, was unsre Jungen lesen sollen, nur eine unzureichende Antwort geben können. Es existierten wohl vereinzelte Verzeichnisse über Jugendliteratur, aber zuverlässig waren sie nicht, weil sie nicht auf Grund eingehender Prüfung aufgestellt waren; einzelne Männer hatten sich zwar die Mühe gegeben, zu prüfen, soweit das ein einzelner kann. Aber es fehlte an einem zielbewußten Zusammenarbeiten und an gewissenhafter Prüfung von Männern, die im verantwortungsvollen Erzieherberuf leben und schaffen und die Bedürfnisse der Jugend zu würdigen wissen und zugleich ein Urteil darüber haben, welche Bücher diesem Bedürfnis am besten entsprechen.

Es ist auf diesem Gebiet in dem letzten Jahrzehnt wesentlich besser geworden — man darf das zum Lobe fortschreitender Erziehungsarbeit kühn behaupten. Diejenigen, die an erster Stelle berufen sind, ihr Wort und ihr Urteil mit in die Wagschale zu werfen — die akademisch gebildeten Lehrer —, haben auch auf diesem Gebiet nähere Fühlung zur Erziehung unsrer Jugend und zu den Wünschen und Bedürfnissen des Elternhauses genommen; sie fühlen mehr als früher die ernste Pflicht, Berater der Familien in Fragen der Jugendlektüre zu sein, und sie sind dieser Pflicht in den letzten Jahren mit Ergebnissen nachgekommen, die als höchst erfreulich zu bezeichnen sind und die auch nach außen sich gezeigt haben in einer Weise, daß die Welt der Erziehung in Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus diesen Bestrebungen Anerkennung und Bewunderung gezollt hat.

Als die Brüsseler Weltausstellung im Werden war, erging an die deutschen Schulverwaltungen die Aufforderung, an dieser Ausstellung teilzunehmen. Das preußische Kultusministerium stellte sich gern mit voller Kraft zur Verfügung. Ich hatte die Freude, mitarbeiten zu dürfen, und gab die Anregung, in Brüssel eine Schulbücherei, eine Art Musterbibliothek für die deutsche Jugend auszustellen und damit in den weitesten Kreisen zu wirken für unsrer Jugend gesunde Lesenahrung. Der Direktor der Vierzehnten Realschule in Berlin Johannesson, der sich lange Jahre schon mit der Frage „Was sollen unsre Jungen

lesen?“ beschäftigt hatte, der also eine Autorität auf diesem Gebiete war, übernahm die Aufgabe, eine solche Musterbücherei zusammenzustellen. Es ist ihm das in meisterhafter Weise gelungen.

Trat man im Ausstellungsgebäude aus der Rotunde heraus, um die die deutsche Raumkunst und das Kunstgewerbe sich gruppierte, auf den Vorsprung, von dem nach beiden Seiten Treppen hinabführten nach der Unterrichtsausstellung, so fiel der Blick zur Linken sofort auf die stattliche Bibliothek, die Johannesson geschaffen hatte. Er hatte dahin gestrebt, nur die besten Bücher in diese Bibliothek einzureihen. Die Auswahl war aufs sorgsamste getroffen, um ein Arsenal von Geisteswaffen zu schaffen gegen alle Schundliteratur, die in den Kinderseelen eine unheilvolle, oft unheilbare Verwirrung anrichten kann. „Zusammenarbeiten von Schule und Haus“ stand gleichsam als Parole über dieser Sammlung, die auch in ihrem ästhetischen Charakter wertvoll war, da überall Beziehungen zu Kunst und Geschmack aufrechterhalten waren und alles auch äußerlich Minderwertige ausgeschlossen war. Ausgeschlossen war auch die Langeweile; denn wenn man unsre Jugend bei ihrer häuslichen Lektüre pedantisch behandelt und engherzig einschnürt, dann wendet sie sich von uns ab, bedankt sich für all die Schulmeisterei auch im Hause und sucht andre Quellen der Unterhaltung auf. Erzieherische Aufgaben im engeren, besser gesagt in dem engherzigen Sinne der moralisierenden Tendenzen lagen dieser Bibliothek fern. „Lebensbücher der Jugend“ waren hier ausgestellt, wie sie ja auch der Verlag dieser Monatshefte in der von Friedrich Düsel herausgegebenen Sammlung anstrebt. Kräftige Wirkung, reichliche Handlung, spannender und packender Stoff, gesunde Anregung der jugendlich regen Einbildungskraft — das wurde hier geboten.



Angelika Kauffmann: Die komische und die tragische Muse an Goethes Büste.



Wilhelm Tischbein: Selbstbildnis.

Der Wert dieser Bibliothek fand überall reiche Anerkennung. Der prüfenden Jury war gerade dieser Raum höchst interessant. In seiner Art stand er einzig da. Und die bequemen Sessel, die um die Studiertische dieses Raumes standen, waren schon in früher Morgenstunde von Damen und Herren — darunter viele Geistliche — beständig besetzt. Gerade die Geistlichen kargten am wenigsten mit ihrem Lobe. Und wie am Morgen, so am Tage. Wenn das oberflächlich schauende große Publikum hin und wider wogte durch die Ausstellungsräume, war dieser Bibliotheksraum ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht, wo eine stille Gemeinde saß, die mit eingehendem Eifer sich der Beantwortung der Frage widmete: Was sollen unsre Jungen lesen?

Zu der Ausstellung der Jugendbücher hatte Johannesson einen musterhaften Katalog zusammengestellt. Er war am Schluß der Ausstellung vergriffen; Wünsche nach ihm liefen aber beständig ein; es stellte sich als dringendes Be-



Ph. Hackert: Goethe sitzend.

dürfnis heraus, daß er neu gedruckt werde. Das geschah, aber in weiterer, freierer Bearbeitung unter dem Titel „Was sollen unsre Jungen lesen?* Manche Veränderung war an dem Buche vorgenommen; der Grundzug war derselbe geblieben. In allen Teilen war es gründlich gesichtet, in einigen erheblich vermehrt. Vom frühesten Kindesalter bis zum Abgang zur Universität weist es uns Nahrung nach; und auch für Erwachsene sind viele Bücher darin als lesenswert verzeichnet.

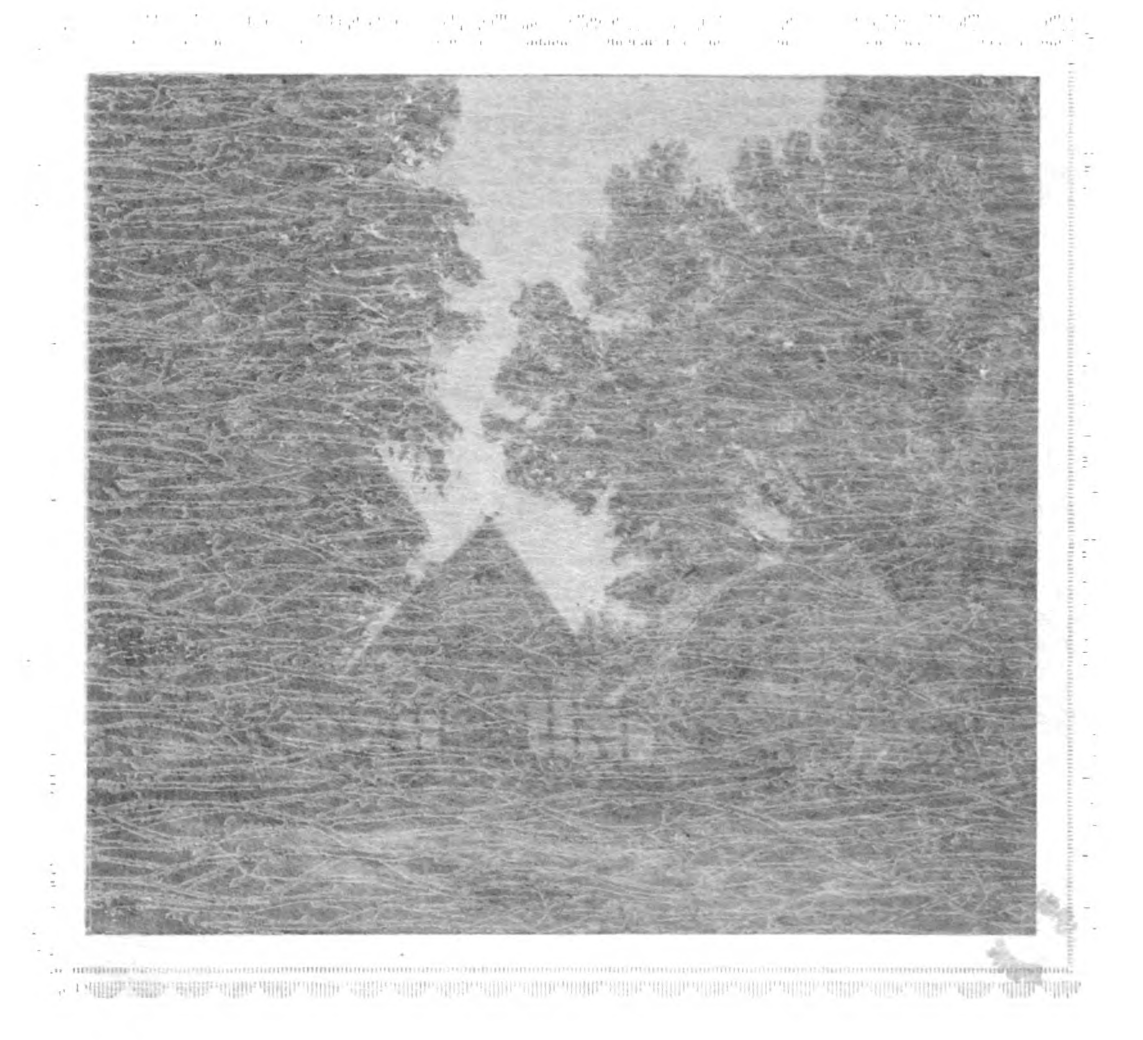
Wo es dienlich schien, sind den Büchertiteln auch kennzeichnende Anmerkungen beigegeben. Die Einleitung, die sich im Ausstellungskatalog mit nur wenigen Seiten begnügen mußte, legt nun in aller Ausführlichkeit die Grundsätze dar, nach denen die Auswahl getroffen wurde und nach denen Eltern und Lehrer wählen sollten. Um den Gebrauch zu erleichtern, ist ein nach den Verfassernamen geordnetes Inhaltsverzeichnis angehängt worden.

Lassen wir zum Schluß noch den Verfasser selbst sprechen: „Das Buch wendet sich vor allem an euch, ihr liebenden Mütter und ihr fürsorglichen Väter, die ihr im Glück eurer Kinder euer eignes Glück sucht, die ihr in hingebender Sorge bemüht seid, eure Lieblinge vor dem Bösen zu hüten und des Guten teilhaftig werden zu lassen. Es wendet sich an euch, ihr Lehrer der Jugend, die ihr euren Zöglingen mehr sein wollt als bloße Vermittler des Wissens, die ihr ihr geistiges und sittliches Wachstum auch über die Schulstunden zu leiten und zu fördern trachtet. Es wendet sich schließlich an die ehrenfesten Vertreter des deutschen Buchhandels, die das Vertrauen ihrer Kundschaft durch gewissenhaften und sachkundigen Rat zu rechtfertigen wünschen."

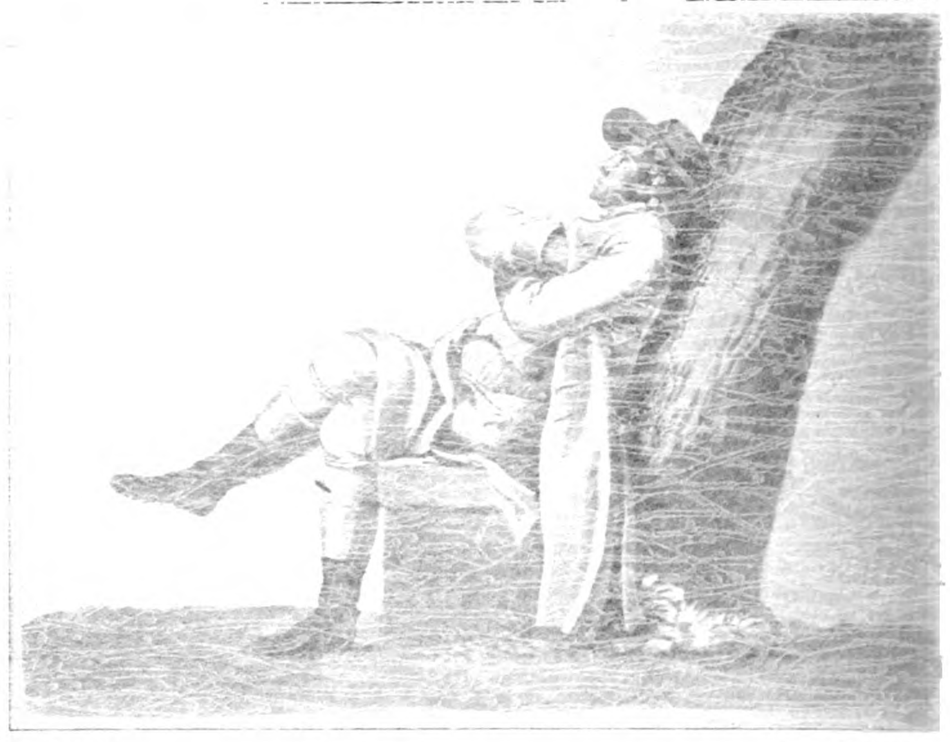
Ich kann dem Buche nur wünschen, daß es ein rechter Freund und Berater in vielen Familien werde, und ihm das Wort mitgeben: Die Lektüre ist ein verborgener, aber mächtiger Miterzieher, der leider vielfach unterschätzt und gröblich vernachlässigt wird. Adolf Matthias.

* Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler. Herausgeg. von Dr. Fritz Johannesson unter Mitwirkung von Oberlehrer Arthur Gebhard, Prof. Paul Johannesson, Prof. Dr. Felix Lampe, Oberlehrer Dr. Walter Schoenichen. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1911.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Artur Gutknecht-Nebra: [illegible]



Ph. Hackert: Goethe [illegible]

dürfnis heraus, daß er neu gedruckt werde. Das geschah, aber in weiterer, freierer Bearbeitung unter dem Titel „Was sollen unsre Jungen lesen?“* Manche Veränderung war an dem Buche vorgenommen; der Grundzug war derselbe geblieben. In allen Teilen war es gründlich gesichtet, in einigen erheblich vermehrt. Vom frühesten Kindesalter bis zum Abgang zur Universität weist es uns Nahrung nach; und auch für Erwachsene sind viele Bücher darin als lesenswert verzeichnet.

Wo es dienlich schien, sind den Büchertiteln auch kennzeichnende Anmerkungen beigegeben. Die Einleitung, [illegible] im Ausstellungskatalog mit nur wenigen [illegible] begnügen mußte, legt nun in aller [illegible] die Grundsätze dar, nach denen die [illegible] getroffen wurde und nach denen [illegible] Lehrer wählen sollten. Um den [illegible] erleichtern, ist ein nach den Verfassernamen geordnetes Inhaltsverzeichnis [illegible] gehängt worden.

Lassen wir zum Schluß noch den [illegible] selbst sprechen: „Das Buch wendet sich [illegible] an euch, ihr liebenden Mütter und [illegible] sorglichen Väter, die ihr im Glück eurer [illegible] euer eignes Glück sucht, die ihr in [illegible] Sorge bemüht seid, eure Lieblinge [illegible] Bösen zu hüten und des Guten [illegible] den zu lassen. Es wendet sich an euch, [illegible] rer der Jugend, die ihr etwas [illegible] sein wollt als bloße Vermittler des [illegible] ihr ihr geistiges und sittliches [illegible] über die Schulstunden zu leiten und [illegible] trachtet. Es wendet sich schließlich an [illegible] festen Vertreter des deutschen Buchhandels, [illegible] Vertrauen ihrer Kundschaft durch gewissenhaften und sachkundigen Rat zu rechtfertigen [illegible]

Ich kann dem Buche nur [illegible] ein rechter Freund und Berater in [illegible] milien werde, und ihm das Wort mitgeben: [illegible] Lektüre ist ein verborgener, aber mächtiger [illegible] erzieher, der leider vielfach unterschätzt und [illegible] lich vernachlässigt wird. Adolf [illegible]

* [illegible] für Eltern, Lehrer und Buchhändler. Herausgegeben [illegible] Dr. Fritz Johannesson unter Mitwirkung von [illegible] Prof. Paul [illegible] Dr. [illegible] Oberlehrer Dr. Walter [illegible] Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1911.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-[illegible]-Straße [illegible] Redaktionsvertretung und verantw. Redakteur für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX, [illegible] In Österreich-Ungarn für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den In[illegible] verantwortlich: [illegible] in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in [illegible]



Artur Gutknecht-Nebra: Oldenburgischer Bauernhof.

Westermanns Monatshefte

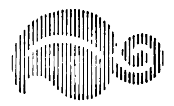


56. Jahrgang. 112. Band. 2. Teil
Juni 1912 bis August 1912

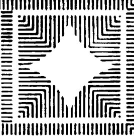
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig



Verzeichnis der Mitarbeiter





Inhalt des hundertzwölften Bandes

2. Teil. Juni 1912 bis August 1912

Namen- und Sachregister


Digitized by Google



Olive von Planta

Von Paul Heyse

Als der Medizinalrat eines Abends etwas früher als gewöhnlich bei seiner alten Freundin eintrat, fand er sie nicht wie sonst seiner harrend an dem kleinen Teetisch, ihre Häkelarbeit in den Händen. Das Wasser in dem silbernen Kesselchen brodelte und summte bereits, ohne daß sie darauf achtete, denn sie saß, den Rücken ihrem Gast zugekehrt, vor ihrem altmodischen Schreibsekretär aus Mahagoni, auf dessen zurückgeschlagener Platte ein Blechkasten stand voller Papiere und mit seidenen Bändern zusammengebundener Briefpakete. Einen dieser Briefe in Oktavformat, mit einer flüchtigen vergilbten Schrift beschrieben, hatte die kleine Frau soeben gelesen und war im Begriff, ihn in die Kassette zurückzulegen, als sie hinter sich sagen hörte: „Guten Abend, liebe Freundin! Lassen Sie sich nicht stören. Ich setze mich still auf meinen angestammten Platz und zünde mir mit Ihrer Erlaubnis eine Zigarre an.“

Die Professorin war aufgestanden, hatte sich freundlich nickend zu dem alten Freunde umgewendet und sagte mit einem leichten Seufzer: „Sie treffen mich in einer trüben Stimmung, teurer Freund. Alte Zeiten sind mir wieder aufgelebt, da ich in diesem Kasten etwas suchte, was ich nicht fand, und dafür fand, was ich nicht suchte, einen Brief, der sehr schmerzliche Erinnerungen geweckt hat. Und doch — aus diesem Blatt wie aus vielen andern der alten Tage weht mich ein Hauch jenes Idealismus an, dessen Schwinden Sie unsrer Zeit immer vorwerfen. In den dreißig Jahren, seit die Geschichte, die dieser Brief erzählt, sich zugetragen, hat sich gewiß vieles in unsrer Sitte und Gesinnung zum Schlimmeren geändert. Das Streben nach Erwerb und Genuß hat viele edleren Triebe in der Volksseele erstickt. Aber in dem, was das Mächtigste in dieser wunderlichen Welt ist, in der Liebe, hat sich nichts verändert, trotz alles Wechsels der Kultur; die ist so blind und zugleich hellsichtig geblieben und so eigensinnig auf das Durchsetzen ihres Willens bedacht wie je. Kommt einem doch keine Zeitung in die Hand, in der nicht eine oder ein paar ‚Liebestragödien‘ berichtet würden.“

„Gewiß,“ versetzte der alte Herr; „meist aber bestätigen solche Fälle meine Meinung. Die Menschen verachten das Leben, das ihnen schwere Pflichten auferlegt, und werfen es lieber weg, als daß sie auf irgendeinen Genuß verzichteten. Wie selten findet sich heute noch die reine ideale Wertherstimmung!“

„Das bestreite ich nicht, lieber Freund,“ sagte die Professorin. „Es gibt aber keine Statistik, die nachwiese, wann dies Ergreifen der Ultima ratio, wie Sie's einmal genannt haben, durch feige Schwäche oder

durch ein unheilbares Leiden, ein körperliches oder seelisches, verursacht wird; und wie niemand, der diesen Brief gelesen und die Umstände, unter denen er geschrieben wurde, erfahren hat, sich eines tragischen Mitgefühls wird erwehren können, so wird es sicherlich auch heute nicht an Menschen fehlen, die, wenn sie das ersehnte Beste nicht erlangen können, alle Surrogate verschmähen. Aber ich schwatze, statt Ihnen Ihren Tee zu geben, und das Wasser im Kessel mahnt mich schon lange an meine Pflicht."

Sie ging nach dem Teetisch und begann ihr hausfrauliches Geschäft, während er sich in dem Sessel gegenüber niederließ und eine Zigarre aus seinem alten abgegriffenen Etui zog. Er trug nie ein andres bei sich, weil die Freundin ihm dies vor zehn Jahren geschenkt hatte. Dann war wohl zehn Minuten lang eine Stille zwischen ihnen.

Endlich, nachdem sie die Tasse vor ihn hingestellt und selbst den Zucker hineingetan hatte, sagte er: „Der Brief, den Sie lasen, als ich eintrat, war von einer Freundin?"

„Das wäre mir die Schreiberin wohl geworden, wenn wir länger beisammen geblieben wären. Denn gleich in der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft gewann ich sie lieb, und das verstärkte sich bei jedem Wiederbegegnen. Doch, wie gesagt, wir wurden zu bald getrennt, so kam es nicht einmal zum Du zwischen uns und blieb bei einem herzlich sympathischen Verhältnis wie zwischen Ungleichaltrigen. Ich war vierzig Jahre alt, sie sechsundzwanzig, und sie nannte mich auch scherzweise ihr ‚Mütterchen'. Doch dergleichen war mir ja nicht neu. Ich habe, wie Sie wissen, von jeher die allerdings verantwortungsvolle Ehre gehabt, das Vertrauen junger Mädchen zu genießen. Du bist die geborene Beichtmutter, neckte mich mein Mann. Mit all ihren kleinen und großen Herzenswünschen kommen sie zu mir und sind überzeugt, ich werde raten und helfen können. Als ob ich eine sehr bewegte Vergangenheit hinter mir hätte und große Erfahrung in Liebessachen, da ich doch wohl hoffen darf, für eine anständige Frau zu gelten."

„Gewiß, liebste Freundin," warf der alte Herr lächelnd ein, „aber auch für eine sehr gütige, und bei alledem weiß jeder, der Sie kennt, daß Sie kein Philister sind."

„Ja, aber trotz alledem ist ein solches Seelsorgeramt eine verzweifelt schwere Sache, zumal da die meisten, die Rat brauchen, nur überhaupt ihr Herz zu erleichtern wünschen, übrigens aber schon genau wissen, was sie zu tun gedenken. Rate mir gut, doch rate nicht ab! Und sie haben auch recht. Am Ende weiß niemand genau, was ein andrer braucht, um nach seiner Fasson selig oder unselig zu werden, wenn er auch des wirklich rechten Weges in seinem dunklen Drange sich nicht bewußt sein mag. Jenes liebe Mädchen zum Beispiel, wenn ich Ihnen mehr von ihr erzählen soll — aber Sie müssen keine ungewöhnliche Geschichte erwarten, vielmehr eine jener alten, die ewig neu sind — so neu und so alt wie das ewig wahre Goethische Wort: Wer sich der Liebe ergab, hält er das Leben zu Rat?

„Nun, wie gesagt, es liegt dreißig Jahre zurück. Wir verlebten den Sommer in den bayrischen Vorbergen, da mein Mann infolge von Überarbeitung sich in einem neurasthenischen Zustand befand und seine Vorlesung für das Sommersemester hatte aussetzen müssen. Eine Münchner Freundin hatte uns eine Wohnung besorgt in Miesbach, einem Marktflecken an der Bahn nach Schliersee. Der Ort hat keine besonderen Reize, vielmehr sind die unansehnlichen Häuser so nebeneinandergestellt, als ob man absichtlich jede gefällige Gruppierung hätte vermeiden wollen. Aber die Umgegend, wenn auch ohne die ‚romantischen' Prospekte des Hochgebirges, ist in ihrem bescheidenen idyllischen Charakter sehr anziehend. Nach gewissen Waldspaziergängen unter herrlichen Bäumen und den Hügelwegen nach der Tegernseer Seite habe ich noch heut' an heißen Sommertagen ein lebhaftes Heimweh.

„Auch nach dem Hause und Garten, wo wir uns eingemietet hatten.

„Es lag oberhalb des Orts, fern von dem großen Gasthof und dem Marktgetriebe auf dem Platz davor, in einer grünen Abgeschiedenheit, wo die Nerven meines Mannes die beste Erholung finden konnten. Im Erdgeschoß wohnte die Besitzerin, die Witwe des Notars mit drei liebenswürdigen Töchtern, im oberen Stock wir mit unserm achtjährigen Luischen, da wir unsre Primaner und Untersekundaner vom Gymnasium nicht hatten fortnehmen können und sie erst in den Ferien erwarteten. Da führten wir das friedlichste Leben, mit allerlei Lektüre nichtjuristischen Inhalts, die ich endlich einmal

mit meinem Manne zusammen genießen konnte, wie er denn auch zur Musik einmal wieder Zeit fand. Er hatte sein Klavierspiel trotz großer Neigung dazu nicht sehr weit gebracht und wagte sich nur an Adagios. Aber zu den Lektionen, die er unserm Kinde gab, und zum Akkompagnieren unsrer Volksliedchen reichte seine Kunst aus, und wir hatten unendliches Vergnügen an unsern abendlichen Hauskonzerten, wenn wir vom weiten Herumschweifen heimkehrten. So kam es, daß wir auch andern Verkehr nicht entbehrten und mit keinem der Nachbarn Bekanntschaft machten.

„Hinter dem Hause ging es über eine kleine Wiese und dann bergan, durch Buschwerk und Gehölz, zu ein paar Gehöften, die auf der Höhe lagen, und einem etwas stattlicheren Landhaus, das der Besitzer an Münchner Familien zur Sommerfrische vermietete. Von den damaligen Bewohnern wußten wir nur, daß es ein freiherrliches Ehepaar war mit einer Nichte, die seit einigen Jahren in dem verwandten Hause lebte, da sie ihre Eltern verloren hatte.

„Dies Fräulein, das nicht mehr in der ersten Jugend stand, war mir wegen seiner Schönheit und des ernsten Blicks seiner schwarzen Augen schon öfters aufgefallen, wenn sie mit der Tante frühmorgens an unserm Hause vorüber zur Messe ging oder unten im Ort ihre Verwandten begleitete.

„Ihr Gesicht mit dem reichen blauschwarzen Haar hatte einen südlichen Schnitt, sie stammte ja aus Welschtirol; ihr Vater, ein Herr von Planta, saß auf einem alten Schlößchen zwischen Meran und Lana, und dort hatte der Münchner Freiherr die Schwester der Frau von Planta kennen gelernt und als seine Gattin nach München geführt. Auch diese Frau mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Aber ein Ausdruck von Härte und Verbitterung unterdrückte die Spuren davon, und auch die Züge ihres Gatten waren so kalt und steinern, daß man das junge Wesen beklagen mußte, das beständig unter diesen Augen lebte.

„All das erfuhren wir durch die Notarin. Bis es sich einmal fügte, daß es zu einer persönlichen Annäherung kam, wenigstens mit dem Fräulein, das den wohlklingenden Namen Olivia oder Olive von Planta führte.

„Es war unten im Ort. Ich kam gegen Mittag von einem weiten Streifzug zurück, auf dem mein Kind mich begleitet hatte. Da sahen wir die junge Dame uns entgegenkommen, ohne die Gesellschaft der Ihrigen.

„Sie ging, wie gewöhnlich, ohne Hut, den Kopf nur durch einen roten Sonnenschirm gegen die Strahlen der Mittagssonne geschützt. Ein leichtes grünliches Kleid umgab ihre schlanke, doch volle Gestalt, die schönen, nicht ganz kleinen Hände waren ohne Handschuhe und gleich den Wangen von einer sanften elfenbeinernen Blässe.

„Luischen, die von mir den Sinn für schöne Menschen überkommen hatte, stieß mich an, als sie die feine Gestalt sich nähern sah, und blieb stehen, sie mit Muße zu betrachten. Als sie das Fräulein dicht bei uns sah, nickte sie ihr zu, was die andre lächelnd erwiderte. Dann blieb auch sie stehen und wandte sich freundlich zu uns, dem Kinde die Hand bietend und nach seinem Namen fragend. Sie sagte mir dann auf Französisch ein paar Worte, wie hübsch sie die Kleine finde und wie sie ihr schon früher aufgefallen sei. Dann fuhr sie auf deutsch fort, ob ich ihr wohl erlaube, eine kleine Porträtskizze von meinem Töchterchen zu machen. Sie sei keine Malerin, habe auch nur wenig Zeichenunterricht gehabt, es mache ihr aber Vergnügen, die Gesichter von Menschen, die ihr gefielen, in ihrem Skizzenbuch zu verewigen. ‚Es dauert nicht lange und tut nicht weh,‘ sagte sie lächelnd zu dem Kinde, indem sie ihr das Haar streichelte. ‚Willst du also kommen, wenn Mama es erlaubt? Du weißt ja, wo ich wohne, im Haus droben auf dem Berge.‘

„Natürlich erlaubte ich's, und das Luischen strahlte vor Vergnügen, nun zu der schönen Dame gehen zu dürfen. So trennten wir uns diesmal rasch, und am nächsten Tage fand die Sitzung statt, von der meine Kleine hochbeglückt zu mir zurückkehrte. Sie konnte nicht genug erzählen, wie schön alles gewesen war, wie rasch die gute Tante das Bild gezeichnet und ihr dabei so viel erzählt habe von dem Lande über den Bergen drüben und den Lauben, die voll Trauben hingen, und den süßen Feigen und Granaten und Erdbeerbäumen, und dann habe sie ihr zwei große Orangen geschenkt und eine Schachtel voll Schokolade. Auch die alte Dame sei einmal hereingekommen, habe sie allerlei gefragt, aber gar nicht freundlich ausgesehen. Tante Olive aber habe mich grüßen und mir danken lassen, daß ich ihr



das kleine Fräulein — ja, so habe sie gesagt — hinaufgeschickt hätte.

„So war denn das Eis gebrochen, und schon am nächsten Tag folgte die Fortsetzung.

„Wir trafen uns wieder unten im Ort, diesmal aber holte sie mich ein, da wir denselben Weg hatten. Das Luischen war zu Hause geblieben, seine Klavierstunde beim Papa zu nehmen, also brauchte Fräulein Olive mir nicht wieder auf französisch zu sagen, wie liebenswürdig sie das Kind gefunden habe und wie sie überzeugt sei, es würde eine Schönheit werden. Nun, diese Prophezeiung ist nicht in Erfüllung gegangen, aber mit der Liebenswürdigkeit hat es, wie Sie ja bestätigen können, seine Richtigkeit behalten.

„Wir kamen nun gleich in ein so vertrautes Geplauder, als ob wir alte Bekannte gewesen wären. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr mein Bedauern auszusprechen, daß ich sie in keiner andern Gesellschaft sähe als der ihrer alten Angehörigen, die beide kränklich oder von irgendeinem Kummer bedrückt zu sein schienen. Da erlebte ich gleich wieder meine alte Bestimmung zur Beichtmutter.

„Die Augen gingen dem armen, holden Geschöpf über, als sie mir ohne Zögern gestand, wie richtig ich ihre Lage beurteilt hätte, wie das Leben im Hause ihrer Verwandten schwer auf ihr laste, da sie auch bei der Tante, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, kein Verständnis für all das fände, was ihrem Herzen ein Bedürfnis sei. Diese sei selbst freudlos, seit sie die Hoffnung, Kinder zu bekommen, aufgegeben, und habe nur einen Halt gefunden in strengen Religionsübungen, während ihr Gemahl seinen Tag mit allerlei wunderlichen genealogischen Forschungen über tirolische und österreichische Familien ausfülle, da er selbst aus dem Salzburgischen stamme und seine Frau nur zufällig bei einer Reise nach Meran kennen gelernt habe. Ihre, der Olive, Eltern seien von ganz andrer Gemütsart gewesen, der Vater leider verarmt, die Mutter vor drei Jahren bald nach ihrem Gatten gestorben, so daß es der verwaisten Tochter als eine Lebensrettung erschienen sei, im Hause des Onkels Aufnahme zu finden. ‚Und doch' — und hier konnte sie ihre Tränen kaum bezwingen —, ‚mir wäre besser gewesen, als Magd in einem Bauernhause unterzukommen, als dies vornehm enge und dunkle Leben zu teilen, wo ich mir wie lebendig begraben vorkomme. Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß ich undankbar sei und verkenne, wie gut sie es mit mir meinen — auf ihre Art. Sie sorgen ja für mein Seelenheil, wenn sie mich täglich in die Kirche führen; und wenn sie mir eifrig zureden, diesen und jenen Bewerber um meine Hand anzunehmen, gegen den ich eine tiefe Abneigung fühle, so haben sie nur mein vermeintliches Bestes im Auge. Und doch — lieber ginge ich betteln oder arbeitete im Tagelohn, als daß ich einem dieser Männer meine Hand gäbe, die ich nicht achten kann, noch weniger lieben. Sie glauben nicht, wieviel Geistes- und Herzensleere und Frivolität sich hinter guten Manieren verbirgt. Oh, verehrte Frau, was gäbe ich darum, daß ich eine bessere Erziehung gehabt, etwas gelernt hätte, womit ich jetzt mein Brot verdienen könnte! Ich weiß ja, meine Leute würden mich nie gutwillig fortlassen, aber bei Nacht und Nebel würde ich aus dem Hause fliehen, um irgendwo eine Stelle zu suchen, in irgendeinem Gewerbe, als Schneiderin, Lehrerin, Kindergärtnerin, nur um auf eignen Füßen zu stehen und nicht meine Gesinnungen verleugnen zu müssen aus Rücksicht auf die, bei denen ich das Gnadenbrot esse.'

Wie schwer es war, auf diesen Herzenserguß etwas zu erwidern, was nicht wie ein banaler, kaltherziger Trost klang, können Sie begreifen.

„Zum Glück aber wurde ich dieser Verpflichtung überhoben, da wir während unsers Gesprächs zu einem Hause gelangt waren, das die Aufmerksamkeit meiner Begleiterin auf sich zog.

„Nicht eigentlich das Haus, das so schmucklos und nüchtern dastand wie seine Nachbarn, nicht einmal einen Balkon hatte und über der Tür ein Schild trug mit der Inschrift ‚Schreinerei von Josef Brandmeier'. Rechts und links standen ein paar magere, verstaubte Lindenbäume, dahinter breitete sich ein verwahrlostes Gärtchen aus. An einem offenen Fenster des Erdgeschosses aber, dessen Breite von der Tischlerwerkstatt eingenommen war, saß ein junger Mann, ganz in seine Arbeit vertieft, so daß er auch nicht aufsah, als wir auf der Straße ihm gegenüber stehenblieben.

„Er mochte nicht älter als höchstens zwei- oder dreiundzwanzig sein, wenigstens hatte er über dem kräftigen roten Munde nur ein

zartes braunes Bärtchen und um das Kinn einen leichten Flaum. Das Gesicht unter dem dicken braunen Haarbusch war auffallend hübsch, die hellen Augen sehr ernsthaft, der Ausdruck der jugendlichen Züge wie von einem sinnigen Knaben, der mit einer Lieblingsarbeit beschäftigt ist. Um seine kräftigen Schultern hing ihm eine lose Jacke von grauer Leinwand, vorn offen, so daß der schlanke weiße Hals und der obere Teil der Brust frei blieben, da die heiße Sommerluft zum Fenster hereindrang. Tiefer in der Werkstatt sahen wir einen großen, grobknochigen Gesellen in Hemdärmeln an einem Brett hobeln, während ein Lehrbursche sich mit allerlei Gerät zu schaffen machte.

„Der schöne junge Mensch am Fenster aber hatte ein schwarzes Kästchen vor sich stehen, offenbar nach einem Renaissancemuster geschnitzt, dem er mit einem Polierholz den letzten Glanz zu geben bemüht war. Es nahm sich sehr hübsch aus, wie sorgsam er jeder Falte des Schnitzwerks nachging und über der Arbeit alles um sich her vergaß.

„Es konnte mir nicht entgehen, daß er auf meine Begleiterin einen lebhaften Eindruck machte, und um ihr den Anblick länger zu gönnen, redete ich den jungen Künstler an, fragte, ob er die kleine Truhe selbst geschnitzt habe und überhaupt schon Meister des Handwerks sei.

„Er sah zu uns auf, wie aus einem Traum aufgeweckt; ich bemerkte, daß ihm beim Anblick des schönen Fräuleins eine Röte ins Gesicht stieg, auch zog er das Hemd über der Brust zusammen und strich sich mit der Hand das Haar von der Stirn. Dann, in ganz gewandten Worten, ohne mehr als einen leichten Anklang des Dialekts, gab er Bescheid: noch sei er nur Obergeselle, sein Vater sei vor Jahr und Tag gestorben, während er noch auf der Wanderschaft gewesen, zuletzt in Nürnberg, wo er im Germanischen Museum das schöne alte Kästchen gesehen habe, von dem dies eine Kopie sei, leider nicht wie das Original in Ebenholz, sondern nur in schwarzgebeiztem Holz, wodurch es nicht die letzte Feinheit bekommen habe. Immerhin freue es ihn, es gemacht zu haben; er sei überhaupt Kunsttischler, zu der schweren Schreinerarbeit reichten seine Kräfte nicht ganz aus, da er einen Schaden am Fuße habe. In seiner Knabenzeit sei ihm einmal ein schweres Brett daraufgefallen.

„Das kam so nach und nach heraus auf meine wiederholten Fragen, wobei er die Augen nur auf mich gerichtet hielt. Im Sprechen sah man seine blanken Zähne unter dem Bärtchen blitzen, was ihm sehr gut stand.

„Ich wollte die Unterhaltung nun abbrechen, um ihn nicht länger zu stören, da sagte meine Begleiterin: ‚Möchten Sie das Kästchen verkaufen, so wüßte ich Ihnen einen Abnehmer dafür. Mein Onkel, Baron Werdenfels, der oben in dem Hause auf dem Arzberg wohnt, ist in Verlegenheit, was er seiner Frau zum Geburtstag schenken soll. Ich glaube sicher, es würde ihm gefallen. Wenn Sie daher die Güte hätten, es ihm zur Ansicht hinaufzubringen —‘

„Er besann sich einen Augenblick. Wir sahen, daß er mit sich kämpfte. Dann aber warf er das Haar zurück und sagte mit etwas stockender Stimme: ‚Es ist mir nicht möglich, gnädiges Fräulein, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich kann eine Arbeit, die ich gemacht habe, nicht selbst zum Kauf anbieten und, wenn er nicht zustande kommt, sie wieder heimtragen. Der Herr Baron geht wohl einmal hier vorbei. Wenn er das Kästchen anzusehen wünscht, werde ich mir eine Ehre daraus machen, es ihm zu zeigen.‘

„Die Reihe, zu erröten, war nun an Fräulein Olive. ‚Sie haben recht,‘ erwiderte sie kurz. ‚Ich werde es meinem Onkel sagen. Adieu!‘

„Sie wandte sich und ging weiter, und auch ich verabschiedete mich. Als ich sie eingeholt hatte, sagte ich: ‚Er hat seinen Stolz, der junge Künstler. Das gefällt mir an ihm.‘

„‚Mir auch,‘ erwiderte sie.

„‚Und wie gut er aussieht. Das wäre wieder ein Modell für Sie.‘

„Sie zuckte die Achseln. Dann sprachen wir von andern Dingen.

Zwei Tage vergingen, ohne daß wir uns wiedersahen.

„Am dritten Tage gegen Abend, als ich mich noch ein wenig für mich allein ergehen wollte — Luischen hatte Besuch von einer kleinen Spielgefährtin aus dem Orte —, stieg ich den Bergweg hinauf und dachte eben an das liebe Fräulein, das es mir sehr angetan hatte, als ich sie mir auf der halben Höhe entgegenkommen sah. Sie gestand mir mit herzlichem Ton, daß auch sie das Bedürfnis gefühlt habe, mich wiederzusehen.



Sie sei nur eben nicht frei gewesen, da die Tante unpäßlich geworden und sie dann nicht losgelassen habe, um ihr aus einem geistlichen Buche vorzulesen.

„So setzten wir uns wohlgemut auf ein wackliges Bänkchen am Wege, und da ich merkte, daß sie allerlei auf dem Herzen hatte, fing ich gleich davon an, wie es mit der kleinen Truhe noch weitergegangen sei.

„Sie wurde ein wenig rot. Alles sei ganz glatt gegangen, der Oheim habe gleich am andern Morgen sich nach der Schreinerwerkstatt aufgemacht, das kleine Werklein sehr nach seinem Geschmack und preiswürdig und auch an dem jungen Verfertiger Gefallen gefunden, so daß er ihn gebeten habe, doch einmal hinaufzukommen, einen alten Schrank anzusehen, ob er ihn der Mühe einer Restaurierung noch wert halte. Er wolle ihm dann die Arbeit übertragen, da er das Altertum dem Besitzer des Hauses abzukaufen und nach München mitzunehmen gedenke.

„Der junge Herr Stephan — so heiße er — sei denn auch andern Tags heraufgekommen mit einiger Beschwerde, da der eine Fuß durch jenes Unglück des Knaben stark verkürzt geblieben, übrigens ganz frisch und rüstig, nur eben schweren Arbeiten nicht mehr gewachsen. Die an dem Schrank bestehe aber nur in der Ergänzung abgebrochenen Zierwerks und einer der gewundenen Säulchen, die den Giebelaufsatz tragen, und es sei dazu nicht einmal nötig, das schwere Möbel in die Werkstatt hinunterzuschaffen, das Nötige ließe sich leicht unten vorbereiten und droben an Ort und Stelle einsetzen.

„‚Der Schrank steht in einem Garderobezimmer neben dem meinen‘, sagte Fräulein Olive. ‚Es machte sich daher von selbst, daß ich mit ihm ins Gespräch kam, und auf meine Fragen nach seinem Leben und Treiben erzählte er mir unbefangen, daß er sich nicht sehr glücklich fühle, teils weil er aus seiner Wanderzeit an freiere Verhältnisse gewöhnt sei, vor allem aber, weil in seinem Elternhause nun der Vater fehle, dessen zweite Frau aber, seine Stiefmutter, ihm unfreundlich gesinnt sei. Auch warte sie nur das Ende des Trauerjahrs ab, was in drei Wochen der Fall sein werde, um den bisherigen Obergesellen zu heiraten, der ihn geradezu hasse. Zwei junge Kinder seien auch noch im Haus, so daß seines Bleibens darin nicht länger sein könne.‘

„‚Was er denn anzufangen gedenke.‘

„‚Zunächst wolle er wieder nach Nürnberg gehen, wo ihm am wohlsten geworden sei. Selbständig ein Geschäft anzufangen, dazu fehlten ihm die Mittel. Das Haus unten sei mit Hypotheken belastet, das übrige Erbe mit andern Schulden, sein bißchen Muttergut, auf das er Anspruch habe, werde ihm von der Stiefmutter vorenthalten, und er bringe es nicht übers Herz, mit ihr darum zu prozessieren. So werde er bei seinem Nürnberger Meister wieder eintreten und keine andern Freuden im Leben haben, als etwas zu arbeiten, was ihm wohlgefalle.‘

„‚Nun, wagte ich ihn zu necken, auch an den hübschen Nürnberger Mädchen werde er wohl Gefallen finden. Gewiß habe er etwas Liebes dort zurückgelassen.‘

„‚Sie sind sehr im Irrtum, gnädiges Fräulein,‘ erwiderte er und sah trübselig vor sich nieder. ‚Ich habe nie mit Mädels etwas zu tun gehabt. Mit meinem Gebrechen hätt' ich auf Tanzböden und sonst unter flotten Gesellen eine traurige Figur gemacht, und bloß so aus Mitleiden geduldet zu werden, dazu war ich zu stolz. Glücklich zu werden ist eben nicht jedermann bestimmt.‘

„‚Das sagte der gute Mensch so entschieden, als ob er nie in einen Spiegel geschaut hätte.‘

„‚Dann, nachdem er das auszubessernde Schnitzwerk in sein Buch abgezeichnet und das Maß für das gewundene Säulchen genommen hatte, sah er zufällig durch die offene Tür in mein Zimmer hinein und erblickte das kleine Büchergestell, auf dem allerlei Bücher stehen, die ich mir für die Monate auf dem Lande mitgebracht hatte. Ob er sie ansehen dürfe? Er sei ein Büchernarr und habe von jeher alle freie Zeit aufs Lesen verwandt, zumal er nicht tanze und trinke, sagte er mit einem sehr hübschen Lächeln. Dann trat er herein, sah die Titel der Bücher durch, wobei herauskam, daß er von Schiller fast alles gelesen hatte, und nahm zuletzt eine illustrierte Kunstgeschichte in die Hand, in die er sich förmlich vertiefte. Als ich ihm vorschlug, sie ihm zu leihen, glänzte sein Gesicht vor Freude. Er werde das Buch gewiß sauber halten und danke mir tausendmal. Er wisse schon viel von dieser Geschichte, doch nichts recht im Zusammenhang.‘

„‚Dann kam die Tante herein, die er respektvoll begrüßte, doch keineswegs unter-



würfig. Er fühlte sich doch immer als eine Art Künstler. Die Tante hatte ein strenges Gesicht aufgesetzt, nickte ihm herablassend zu, mir aber sagte sie auf französisch, sie finde es sehr unpassend, daß der Tischlergesell in mein Zimmer gekommen sei. Ob der so viel Französisch verstand, weiß ich nicht; den Sinn der Worte mußte er jedenfalls der Tante an den unfreundlichen Augen ablesen, denn er empfahl sich sogleich, immer mit der freiesten Haltung und wie ein Mensch, der stets in der besten Gesellschaft verkehrt hat. Er ist eben ein sehr eigner Mensch, wie es in seinem Stande gewiß nur wenige gibt.'

Während sie mir das alles erzählte, hatte ich beständig ihr Gesicht betrachtet, das ganz verändert schien gegen früher — der etwas müde, gleichgültige Zug um den schönen Mund war verschwunden, die Augen hatten einen stillen Glanz bekommen, das ganze liebe Wesen war verjüngt. All das gab mir zu denken.

„,Nehmen Sie sich nur in acht, liebes Fräulein,' sagt' ich scherzend, da wir aufstanden, jedes zu den Seinigen zurückzukehren, ,die Sache ist gefährlich. Sie sind auf dem besten Wege, sich in den hübschen jungen Menschen, trotzdem er ein hinkender armer Teufel ist, zu verlieben. Sie kennen wohl das Volksliedchen:

War einst ein jung jung Zimmergesell,
Der hatte zu bauen ein Schloß,
Ein Schloß für den Markgrafen,
Von Gold und Marmelstein.

„,Nun, die Geschichte ging traurig zu Ende, darum ist es gut, sich beizeiten vorzusehen.'

„Sie lachte etwas gezwungen, das Blut schoß ihr aber ins Gesicht.

„,Wie können Sie denken, gnädige Frau! Ich habe Ihnen das erzählt, wie man eben ein altes Geschichtchen nach einer alten Melodie singt. Er und ich, zwei Menschen, die nicht besser daran sind als wie zwei Vögel auf dem Zweig. Und übrigens, selbst wenn ich ein kleines Faible für ihn hätte — zu so einem unwahrscheinlichen Roman gehören zwei, und gewiß denkt er an die erste beste Nürnbergerin mehr als an mich. Nein, gnädige Frau — aber ich bringe diese kalthöfliche Anrede nicht mehr über die Lippen. Wollen Sie mir gütigst erlauben, Sie zu nennen, wie ich meine geliebte Mutter genannt habe, die auch die einzige auf der Welt war, der ich alles vertraute, was ich erlebte: Mammina —?'

„Statt der Antwort schloß ich sie in die Arme und küßte sie herzlich. So gingen wir für diesmal auseinander.

„Wir fanden uns nun aber täglich zusammen, meist am Vormittag, wenn es meinem Manne schon zu heiß wurde, unser kühles Haus zu verlassen, und er dem Luischen Unterricht gab. Dann kam meine neue Adoptivtochter vom Berg herunter, und wir gingen zusammen den schönen Talweg nach Agatharied, nicht ohne vor der Schreinerei dem jungen Meister einen Gruß zuzurufen. Zu einem Gespräch mit ihm ließ ich's nicht kommen. Auch hielt ich ihn nicht auf, wenn er zuweilen an unserm Hause vorbeihinkte, um oben nach seinem Schrank zu sehen und die neugeschnitzten Stücke daran zu probieren. Auch Olive sprach mir nicht von ihm. Dagegen erzählte sie mir viel von ihrer Jugend.

„Sie war in ihrem zwanzigsten Jahr verlobt gewesen mit einem jungen österreichischen Offizier, der nach ihrer Schilderung in jeder Hinsicht ein Bild von einem adligen jungen Manne gewesen sein mußte. Auf einer gefährlichen Bergtour war er verunglückt. Noch jetzt konnte sie nicht davon sprechen, ohne daß Schmerz und Grauen sie überwältigten. ,Ich hatte ihn zu sehr geliebt, Mammina. Er war der erste Mann, der mich empfinden ließ, daß ich Weib war. Ich dachte, eine Seligkeit, wie ich sie durch seine Küsse gefühlt, werde mir nun ewig versagt sein. Wer mir später von Liebe sprach, erregte mir nur Abscheu. Ein Neffe meines Onkels hat sich in den Kopf gesetzt, mich zu seiner Frau zu machen. Lieber spränge ich in den tiefsten Abgrund, als daß ich in seine Arme sänke. Und doch, eine Sehnsucht ist in mir, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Die Jahre gehen dahin, und ich werde alt und grau werden und das Glück nie gekannt haben. Ihnen kann ich das sagen, denn obwohl Sie schon große Söhne haben, sind Sie noch jung und werden es immer bleiben und mich nicht darum verachten, weil ich offen heraussage, was Tausende in meiner Lage in ihrer Brust verschließen, da es von der kalten Welt als unsittlich gebrandmarkt wird.'

„Ich hatte das herzlichste Mitleiden mit dem lieben Kinde und sah wohl, was all



diesen Herzensergießungen zugrunde lag: die immer stärker anwachsende Neigung zu dem jungen Menschen unten in der Schreinerwerkstatt, die sie nur sich selbst noch nicht eingestehen wollte. Gerade weil sie nie mehr seinen Namen nannte, erkannte ich, wie ernst die Gefahr bereits geworden war. Und doch sah ich nicht ab, was daraus werden sollte. Daß sie überdies Gelegenheit genug hatte, ihre Leidenschaft zu nähren, wenn er oben arbeitete und trotz der strengen Tante die Tür nach ihrem Zimmer offen stand, konnte ich mir nicht verhehlen.

„Ich ließ es nicht an allgemeinen Trostworten fehlen, die aber nicht den geringsten Eindruck machten. Und eines Tags sollte ich erleben, daß es schon viel zu weit mit dem Fieber gekommen war, um es noch ‚besprechen' zu können.

Die Zeit, die der Onkel für seine Sommerfrische bestimmt hatte, ging zu Ende. In drei Tagen sollte in die Stadt zurückgekehrt werden. Bis dahin mußte auch die Arbeit an dem Schrank zu Ende kommen, obwohl der junge Meister alle möglichen Vorwände brauchte, sie noch hinauszuziehen.

„Mir und dem Luischen war die bevorstehende Trennung sehr betrüblich. Das Kind hatte sich's nicht nehmen lassen, für die liebe Tante noch eine kleine Handarbeit zu machen, die zur Not fertig wurde. Auch ich hatte natürlich für ein Andenken gesorgt, ein kleines Schmuckstück, das ich in dem Laden mit altertümlichem Bauernschmuck unten gefunden hatte. Luischen trug ihr beides hinauf und brachte mir dagegen die kleine Porträtskizze in einem einfachen Rähmchen, die natürlich kein Meisterwerk war, aber sehr ähnlich und mir große Freude machte. Wir hatten noch einen letzten Spaziergang miteinander für den nächsten Tag verabredet. Aber am Abend vorher, als ich allein in meinem Zimmer saß, ging plötzlich die Tür auf, und meine junge Freundin trat hastig ein.

„Ich sah sofort, daß sich etwas Aufregendes mit ihr ereignet hatte. Aber auf das, was geschehen war, war ich nicht gefaßt.

„Gleich nachdem mein Kind sie verlassen hatte, war Stephan gekommen, sich von dem Baron zu verabschieden, der sehr mit ihm zufrieden war und ihm noch einen Auftrag für eine neue Arbeit gegeben hatte, die er ihm in die Stadt nachliefern sollte. Dann hatte er um die Erlaubnis gebeten, auch dem gnädigen Fräulein Lebewohl zu sagen, was ihm selbst die alte Baronin nicht verweigern konnte.

„Darauf hatte er bei ihr angeklopft und war so schüchtern eingetreten, als überschritte er diese Schwelle zum erstenmal. Er sei sehr blaß gewesen, habe sich nicht weit in das Zimmer hineingewagt, wo sie, gleichfalls in großer Bewegung, gestanden habe, und endlich sei ein verworrenes Gestammel von seinen Lippen gekommen, wie leid es ihm tue, daß die schöne Zeit nun zu Ende sei, wieviel Dank er ihr schulde für alle unverdiente Güte — und daß er sie nie vergessen werde — und hier bringe er auch das Buch zurück, das sie ihm geliehen — und dann sei er verstummt und habe ihr das Buch in hilfloser Beklommenheit hingehalten.

„Sie habe sich mühsam, während er sprach, zu fassen gesucht und endlich gesagt, auch sie bedaure, nun fortgehen zu müssen, vielleicht aber komme sie im nächsten Jahr wieder — aber freilich, ihn werde sie dann wohl nicht mehr finden — das Buch aber möge er zum Andenken an sie behalten — und was sie sonst dergleichen noch vorbrachte, da ihr Herz von ganz anderm voll gewesen sei.

„Er habe sie angestarrt, als ob er ihre Worte nicht verstände, das Buch sei ihm plötzlich entfallen, doch statt es aufzuheben, habe er ihre Hand ergriffen und mit Küssen bedeckt. Sie selbst habe nicht gewußt, was sie tat, sondern die Hand ihm gelassen, die andre aber ihm auf die Schulter gelegt und, wie wenn sie zu sich selbst spräche, ‚Lieber Stephan!' geflüstert. Da habe er plötzlich ihre Hand losgelassen, aber mit beiden Armen sie heftig umschlungen und ihr Gesicht, Augen, Stirn und Mund wieder und wieder geküßt, wie in einem Rausch, wo er nicht wußte, was er tat.

„‚Und das schlimmste, Mammina,' hauchte sie — ‚oh, was werden Sie von mir denken! Ich habe mich ebenfalls vergessen und seine Küsse erwidert!'

„Wir schwiegen beide. Erst nach einiger Zeit sagte ich: ‚Was ich davon denken soll, teures Kind? Was ich von Anfang an gedacht habe: daß Sie an diesen jungen Mann ihr Herz verloren haben, und daß es ein Unglück für Sie beide sein wird, wenn Sie es nicht wieder zurückgewinnen. Aber Sie sollen ja morgen von hier fortgehen. Da ist noch Hoffnung.'



„‚Hoffnung, ihn zu vergessen?‘ rief sie leidenschaftlich. ‚Wie können Sie so sprechen! Zum erstenmal seit sechs Jahren hab' ich ja wieder gefühlt, was Glück ist, und nun soll ich hoffen, die Erinnerung daran möchte mir verschwinden? Oh, nachdem er fortgestürzt war — wie in einem seligen Traum hab' ich gesessen und immer vor mich hin gesagt:

Oh, dürft' ich fassen
Und halten ihn
Und küssen ihn,
So, wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Wer, der diese Worte liest oder hört, fühlt nicht mit dem armen Gretchen? Und ich sollte es für Sünde halten, so zu sprechen? Was hab' ich sonst, das es mir der Mühe wert machte, zu leben! Nein, Mammina, Sie haben ein gütiges Herz und haben mich lieb, Sie können nicht so grausam sein, mir die Seligkeit dieser Stunde zu mißgönnen!‘

„Sie brach in Tränen aus, ich hatte Mühe, sie zu beruhigen. Dann aber, indem sie ihre Augen trocknete: ‚Es ist noch nicht alles,‘ sagte sie. ‚Es kam noch eine Szene, die mich aus meinem kurzen Rausch von Glück herausriß.‘

„Und nun erzählte sie, daß sie sich habe entschuldigen lassen, wenn sie nicht zu Tisch komme, ihr sei nicht wohl. Gleich darauf sei der Onkel bei ihr eingetreten, der immer gütig zu ihr gewesen, trotz seiner äußeren Strenge und Härte, um sich zu erkundigen, was ihr fehle. Sie habe allerlei vorgeschützt, Kopfweh und eine schlaflose Nacht, und nur gebeten, sie ruhen zu lassen. Und da sei plötzlich angeklopft worden und der Lehrbub aus der Schreinerwerkstatt sei eingetreten, einen Brief in der Hand, den schicke der Herr Stephan an das gnädige Fräulein. Sie sei tödlich erschrocken, der Onkel aber, nachdem er den Jungen fortgeschickt, habe die Stirn gerunzelt und gesagt: ‚Stehst du mit dem Tischlergesellen in Korrespondenz?‘

„‚Ich war so furchtbar verwirrt,‘ sagte sie, ‚daß ich den Brief uneröffnet in der Hand hielt.‘ ‚Lies ihn nur,‘ sagte er, ‚ich dränge mich nicht in deine Privatangelegenheiten, wenn sie mich auch interessieren.‘ Dabei ging er im Zimmer hin und her und stellte sich endlich ans Fenster, während ich las. ‚Nun?‘ sagte er endlich. ‚Macht er dir wirklich eine Liebeserklärung? Er ist ja ein hübscher Bursche und traut sich wohl zu, sein Glück, das er bisher nur bei Dorfmädeln gehabt hat, auch einmal bei einer Baronesse versuchen zu können.‘

„‚Ich war ganz ruhig geworden. Nachdem ich den Brief gelesen, in dem er erst um Verzeihung bat, daß sein Herz ihn so weit fortgerissen, sagte er, wenn ich nicht hoch über ihm stünde, würde er, so arm und ohne Aussichten er sei, sich einen Mut fassen, zu fragen, ob ich die Seine werden wolle, da er gefühlt habe, daß auch ich ihm gut sei. Zwei, drei Jahre müsse er freilich noch warten, bis er mich heimführen könne, aber er werde es erreichen um diesen hohen Preis. Jetzt aber, da wir durch die Verhältnisse für immer getrennt seien, müsse er entsagen, so sehr sein Herz dabei blute, und er nehme Abschied für ewig und danke mir nur noch tausendmal für all die unverdiente Güte, und daß sie ihm zuteil geworden, werde das Licht in seinem dunklen Leben sein — und andre innige Worte mehr, doch keins, das nicht jedem adligen, hochgebildeten Menschen Ehre gemacht hätte, der einem Mädchen sein innerstes Herz ausschüttet.

„‚Du kannst den Brief lesen, Onkel, sagt' ich, wenn du den, der ihn geschrieben, kennen lernen willst, wie ich ihn kenne.

„‚Damit gab ich ihm das Blatt, er las es langsam, es schien auch auf ihn Eindruck zu machen. Dann faltete er es wieder zusammen und sagte: Und was wirst du antworten?

„‚Es hängt von dir ab, Onkel. Du hast mir gesagt, daß du mir eine Aussteuer geben wollest, wenn ich heiratete. Ich bin nun entschlossen, keinem andern Manne meine Hand zu reichen als Stephan. Wir sind beide ohne Vermögen. Wenn du aber dein gütiges Wort erfüllen willst —

„‚Liebes Kind, unterbrach er mich scheinbar ganz ruhig, du bist mündig und Herrin deiner Entschlüsse. Ist es dein Wunsch, Frau Olivia Brandmeier geborene von Planta zu werden, so kann und werde ich dich nicht daran hindern. Aber diese Heirat durch meine Zustimmung und die Bereitstellung der nötigen Mittel zu befördern, obwohl ich sie für eine unglaubliche Torheit, für die Ausgeburt eines phantastischen Mädchengehirns halte, kannst du mir nicht wohl zumuten. So! Hiermit habe ich dir meine wohlgemeinte väterliche Ansicht gesagt und wünsche sehr, nie wieder ein Wort davon zu hören. Addio und gute — Besserung!



„‚Damit ging er aus dem Zimmer, und ich blieb in der qualvollsten Ratlosigkeit allein, den ganzen Nachmittag. Bis ich mich entschloß, zu meiner einzigen Freundin, meiner geliebten Mammina, zu flüchten. Und da bin ich nun!‘

Ja, da war sie nun, und die Mammina war so ratlos wie sie, denn sie sah wohl, daß das Unheil seinen Gang gehen werde und durch den weisesten Rat nicht aufzuhalten sei. Eh' ich mich aber so weit besinnen konnte, um wenigstens Worte zu finden, die das Zutrauen des armen Kindes zu meinem guten Willen nicht enttäuschten, fuhr sie fort, mir ihre Not zu klagen.

„‚Ich würde mich keinen Augenblick besinnen,‘ rief sie, ‚mich in seine Arme zu werfen und ihm mein Leben hinzugeben, wenn ich nicht denken müßte, ihm nur eine Last zu sein. Aber ich kann und habe ja nichts, was ihm den Kampf ums Dasein erleichtern könnte, wenn ich seine Frau geworden wäre. Nichts hat man mich lernen lassen, womit ich helfen könnte, unser Brot zu verdienen, auch wenn ich mich als Magd verdingen wollte, und wer würde wohl ein Fräulein von Planta, das von seiner Familie weggelaufen, auch nur als Kinderwärterin annehmen! Die kleinen Ersparnisse von meinem Taschengeld wären bald verbraucht; was ich an Schmucksachen besitze, da es keine Perlen und Diamanten sind, reichte auch nicht weit, und dann müßte er über seine Kräfte arbeiten, um uns beide vor der ärgsten Not zu schützen. Und warten müssen, bis er irgendein Geschäft gründen könnte, zwei, drei Jahre, wie er schrieb — das brächte ich nicht übers Herz! Daran ging' ich zugrunde, würde alt und häßlich vor der Zeit, und er ist ja drei Jahre jünger als ich, seine Liebe würde vergehen und verwelken wie mein bißchen Schönheit, und wenn wir dann zusammenkämen, wär's nur noch ein trauriger Schatten von dem Glück, das wir einst geträumt hatten!‘

„Eine solche Verzweiflung klang aus ihren Worten, daß ich sah, es würde alles, was ich Vernünftiges erwidern könnte, unverstanden an ihrem Ohr vorbeigehen. Wie manche müssen länger als zwei, drei Jahre auf die Erfüllung ihrer Herzenswünsche warten, und wenn es eine tiefe und echte Liebe ist, genießen sie auch ein verspätetes Glück in vollen Zügen und mit desto innigerem Dank. Aber ich sah wohl, das arme Geschöpf war wie eine überreife Frucht, die nicht warten konnte, bis sie behutsam abgepflückt wird, sondern vom Winde abgeschüttelt zu Boden fällt. So gab ich ihr recht in allem, was sie dagegen einwendete, auf eine günstige Zukunftswendung zu rechnen. Nur das mußte sie mir fest versprechen, wenigstens eine kurze Zeit noch vergehen zu lassen, ehe sie einen Entschluß faßte, drei oder doch zwei Wochen. ‚Zeit bringt Rat, teuerstes Kind,‘ sagt' ich. ‚Auch ich will ernstlich mit mir zu Rate gehen, und Sie müssen mir geloben, was Sie auch beschließen, nichts zu tun, ohne mir's mitzuteilen. Im Augenblick bleibt nichts andres, als daß Sie das Buch, das Sie ihm geschenkt, er aber bei seiner eiligen Flucht zurückgelassen hat, ihm wieder zusenden, mit einem ganz kurzen Abschiedswort und dem Versprechen, ihm von München aus zu schreiben. Darauf geben Sie mir die Hand!‘

„Sie tat es zögernd, ich sah, wie schwer es sie ankam, und fiel mir dann weinend um den Hals, bis sie den Schritt meines Mannes draußen im Vorplatz hörte; da riß sie sich los und flüchtete aus dem Zimmer und in die Nacht hinaus, die inzwischen herangekommen war.

Daß ich eine schlechte Nacht hatte, können Sie denken. Ich war auch vor Tau und Tage schon auf, da ich wußte, daß sie mit dem Frühzug abreisen wollten, stand auf dem Balkon, als die kleine Karawane, drei Dienstleute voran, und der Wagen mit dem Gepäck von oben herunter und an unserm Hause vorbeikam. Auch das Luischen war früher als sonst aufgewacht und hatte darauf bestanden, angekleidet zu werden, um der guten Tante Olive noch ein paar Blumen zu bringen. Ich sah, wie meine arme Freundin in Tränen ausbrach, als sie das Kind umarmte. Mit mir wechselte sie nur einen schmerzlichen Blick. Das alte Paar sah an meinem Balkon vorbei, als ob niemand daraufstände.

„Ich begleitete sie in Gedanken nach der Bahn hinunter. Ob sie wohl bei der Schreinerei vorbeigeht, dacht' ich, und mit ihrem Freunde noch einen Blick wechselt? Ich kann nicht sagen, wie schwer die Sorge um das liebe Mädchen mir auf dem Herzen lag.



„Doch vertraute ich auf ihr Versprechen, nichts ohne mein Wissen zu unternehmen, hoffte auch im stillen, fern von ihm werde sie doch vielleicht zur Vernunft kommen und entsagen. Und so war ich ganz damit zufrieden, daß vierzehn Tage vergingen, ohne daß ich ein Lebenszeichen von ihr erhielt.

„Dann aber kam ein Brief, nicht von ihr, sondern von der Baronin Tante, der mich tödlich erschrocken machte.

„Nur wenige Zeilen, sehr steif und förmlich. Da sie wisse, daß ich mit ihrer Nichte in vertraulichem Verkehr gestanden, erlaube sie sich die Anfrage, ob ich von ihrem plötzlichen Verschwinden aus dem Hause ihrer Verwandten unterrichtet sei und sagen könne, wohin sie sich gewendet. Man vermute, sie sei mit jenem Schreinergesellen aus Miesbach zusammen entflohen und abenteure nun in der Welt umher. Die Polizei zu Hilfe zu rufen, hätten sie nicht über sich gebracht, um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden.

„Ich konnte nur antworten, ich sei im höchsten Grade überrascht, daß das Fräulein trotz ihres Versprechens, nichts ohne mein Wissen zu tun, den unheilvollen Entschluß gefaßt habe. Der junge Mann, den die Frau Baronin im Verdacht der Mittäterschaft halte, sei von Miesbach fortgegangen, angeblich, um in Nürnberg Arbeit zu suchen.

„So verhielt sich's in der Tat. Die Hochzeit seiner Stiefmutter hatte inzwischen stattgefunden, bei der er nicht zugegen sein wollte.

Ich war in größter Sorge und Unruhe, was das unglückliche Mädchen unternommen haben mochte. Ich sah sie auf dem Wege nach Amerika mit ihrem Geliebten und dort allen Nöten und Entbehrungen preisgegeben. Dann wieder in einer Nürnberger Dachkammer, wie eine Gefangene, da sie sich nur nachts auf die Straße getraute, aus Furcht, zufällig erkannt und zurückgebracht zu werden.

„Das Rätsel löste sich aber in einer ganz anderen, viel traurigeren Weise.

„Etwa drei Wochen, nachdem ich von meinem Beichtkind Abschied genommen, erhielt ich einen Brief, den ich mit Zittern öffnete, da das Kuvert die Handschrift trug, die ich von kleinen Zetteln her kannte, wenn sie mir irgend etwas mitzuteilen hatte und selbst nicht kommen konnte. Wie sehr mich der Inhalt erschüttern mußte, mögen Sie selbst beurteilen."

Die kleine Frau stand auf und ging nach dem Sekretär, wo die Blechkassette noch geöffnet stand, oben auf den übrigen Papieren der Brief, in dessen Lektüre die Professorin vorhin unterbrochen worden war. Sie nahm ihn wieder nnd reichte ihn dem alten Freunde, setzte sich dann auf ihren Platz und schloß die Augen, sich in die Zeit zurückträumend, in der dies Blatt beschrieben worden war.

Der Medizinalrat aber entfaltete den Brief und las:

„Meine teure, verehrte Freundin!

„Wenn dies Blatt in Ihre lieben Hände kommt, werden Sie der Schreiberin zunächst zürnen, daß sie ihr Versprechen nicht gehalten und über ihr Schicksal entschieden hat, ohne vorher Ihre Zustimmung zu erbitten. Da Sie diese aber niemals gegeben hätten, mein Entschluß jedoch unerschütterlich feststand, mußte ich Ihnen mein Wort brechen und hoffe, meine Mammina werde es mir verzeihen, wie alles andre, was Sie verstehen werden, nachdem Sie mich bis zu Ende angehört haben.

„Ich habe, sobald ich wieder in der Stadt war, klar erkannt, daß ein Fortleben in der alten Knechtschaft unmöglich war, ohne daß ich zugrunde ging. Die Luft im Hause war noch eisiger und herzbeklemmender geworden; Onkel hatte der Tante nicht verschwiegen, was ich ihm selbst gestanden hatte, und die kaltherzige Frau, ohne direkt davon zu reden, ließ es mich täglich und stündlich fühlen, daß ich in ihren Augen eine Verlorene, Entartete sei. Ja, auch dem Neffen, der sich wieder einfand und mich mit seiner verliebten Narrheit marterte, scheint man von meiner ‚Verirrung' während der Villeggiatur Andeutungen gemacht zu haben. Er neckte mich wenigstens auf die plumpeste Weise mit der Eroberung, die ich am Land gemacht, was ich freilich mit äußerster Verachtung von mir abgleiten ließ, während der Ekel vor diesem rohen Wicht mir das Herz abdrückte.

„Doch qualvoller als all das, was ich in der Nähe ertrug, war die Sehnsucht nach dem Fernen, die täglich wuchs und mich endlich zur Verzweiflung gebracht haben würde. Eine Wartezeit von zwei, drei Jahren, wie er geschrieben hatte? Nicht zwei, drei Monate hätte ich's ausgehalten, ohne sein Gesicht wiederzusehen, mein Herz an seiner Brust klopfen zu fühlen. Das schrieb ich ihm end-



lich, und daß ich mich auf Tod und Leben, auf Gnade und Ungnade zu ihm flüchten würde, obwohl ich fühlte, daß auch er vielleicht es mir als eine arge Zudringlichkeit verdenken möchte; ich sei aber eben so weit gebracht, daß ich nach keinem Gebot der Schicklichkeit mehr fragen könnte, da sich's um meine Selbsterhaltung handle.

„Umgehend kam die Antwort, er sehe in meiner Erklärung nichts andres als das Bekenntnis, wie über alles groß und stark meine Liebe sei, er danke mir aufs innigste und sei zu allem bereit, was ich vorschlagen würde zu unser beider Glück.

„Ich brauchte mich nicht lange zu bedenken. Jede Hoffnung, auf irgendeinem gesetzmäßigen Wege unser Ziel zu erreichen, hatte ich aufgegeben. Und doch mußte ich tun, was ich nicht lassen konnte, sollte ich nicht bis an mein Ende mir den Vorwurf machen, aus jämmerlicher Feigheit mein einziges Glück verscherzt zu haben.

„Also teilte ich ihm meinen Plan mit, daß ich mit dem Nachtzuge nach Rosenheim fahren und ihn dort treffen wolle. Bei meinen Leuten gab ich vor, mit einer Freundin eine Opernvorstellung zu besuchen und nachher sie zu ihren Eltern zu begleiten, so daß ich vor Mitternacht nicht heimkehren würde. Sie sollten daher nicht auf mich warten. Werden Sie es mir als Sünde anrechnen, Mammina, daß ich ohne jedes Dankgefühl das Haus verließ, in dem ich doch drei Jahre eine Art Heimat gefunden hatte? Ach, Sie wissen nicht, wie erniedrigend es ist, Menschen Dank schuldig zu sein, die man nicht lieben kann!

„Wie ich dann meinen Geliebten fand, wie sein Anblick mich alles vergessen machte, was hinter mir lag, davon will ich nichts sagen, da es ja unaussprechlich ist.

„Wir fuhren sogleich weiter, noch in nächtlichem Dunkel, da wir noch eine Strecke vor uns hatten bis zu der Stelle, wo ich mit ihm bleiben wollte. Zwischen Rosenheim und Endorf, der nächsten Station vor dem Chiemsee, liegt ein andrer, viel kleinerer See, der Simmsee. An dem war ich bei einem Ausflug nach Salzburg mit dem Onkel zweimal vorbeigefahren, auf dem Hin- und Rückweg, und jedesmal hatte er einen fast geisterhaften Eindruck auf mich gemacht. Denn er liegt ganz in dichten Wald eingebettet, nur durch dessen Lücken glänzt hin und wieder ein Stück von der glatten Spiegelfläche herauf, weit und breit aber ist keine menschliche Spur, kein Bauernhof oder ein andres Gebäude zu erblicken, als sei die Gegend ringsum verwunschen, oder der See hauche eine giftige Luft aus, die niemand atmen könne, ohne tot hinzusinken.

„Daraufhin aber wollte ich's wagen, wenn ich nur erst eine Stunde Glück genossen hätte. Es war uns aber freundlicher vom Himmel beschieden. Ja, wir fanden sogar ein Unterkommen weit über das, was wir zu hoffen gewagt, so daß ich etwas Lebensmittel zu den paar Unentbehrlichkeiten in meine Handtasche gesteckt hatte. Eine Mühle steht dort an dem einen Ende des Sees nahe am Ufer, daneben ein kleines Haus, darin die Müllersleute außer ihrer Wohnung und einer dürftigen Schenke ein Zimmer freihalten für unerwartete Nachtgäste. Das diente nun uns zur Unterkunft für die sieben Tage, die ich dort zuzubringen dachte.

„Oh, diese sieben Tage! Siebenmal sieben Jahre eines ruhigen Glücks, wie es Menschen erleben, die ohne Stürme in den Hafen der Ehe eingelaufen sind, können die Seligkeit nicht aufwiegen, die uns beiden armen Verirrten und Zukunftslosen beschieden war. Wie wir unter dem reinsten Himmel in diesen düsteren Wäldern uns ergingen, über deren Wipfel die Kette der hohen Berge gen Süden herübersah, unerreichbar, doch ohne unsre Sehnsucht zu erregen, da wir alles, was unser Herz begehrte, in der Nähe hatten. Und dann lagerten wir an einer besonnten Lichtung im hohen Grase und schwiegen oder plauderten — wovon? Von unsrer Liebe oder von dem, was wir unser Leben nannten, und das doch erst den Namen verdiente, seit wir uns gefunden hatten. O Mammina, welch ein herrlicher Mensch er ist! Unschuldig und heiter wie ein Kind, und dann wieder, als verstünde er alles wie der weiseste Mann. Sie werden lächeln, daß ich so von ihm schwärme, aber wenn Sie ihn kennten —

„Und eins noch erhöhte, wenn es dessen noch fähig war, unser Glück: der Gedanke, daß dahinter eine schwarze Hand laure, die den Becher uns von den Lippen reißen würde, eh' wir ihn bis auf die Neige geleert. Das fehlte dem ersten Menschenpaar, dem wir in unserm Waldparadiese uns vergleichen konn-

ten, da wir der Welt ringsum uns so entrückt fühlten, als sei sie überhaupt noch nicht vorhanden.

„Dann aber kam der siebente Tag, und so fest entschlossen ich war, daß er der letzte bleiben sollte — eines Schauers konnte ich mich nicht erwehren, wenn ich daran dachte, daß ich meinen Geliebten verlassen müßte.

„Ich faßte mir endlich ein Herz, mit ihm davon zu sprechen. Wir kehrten von einem herrlichen Spaziergang am Seeufer in unser kleines Stübchen zurück, wo die Hausfrau unser dürftiges Nachtessen auf den Tisch gestellt hatte. ‚Das ist nun unser Henkersmahl,' sagt' ich. ‚Morgen früh wachen wir zum letztenmal miteinander auf.'

„Er sah mich verständnislos an. Nun sagt' ich ihm alles, daß ich zurückbleiben würde, wenn er morgen ins Leben hinausginge, und daß er freudig an mich denken müsse, die ich ja allem Leid des Lebens entrückt sei, und sich daran trösten, wie glücklich ich durch seine Liebe geworden, und daß alles Höchste und Beste nur eine kurze Frist dauern könne, eben weil die niederen Mächte uns darum beneideten.

„Er hörte mir zu, wie wenn ich eine fremde Sprache spräche. Als er dann begriff, was ich meinte, ging ein Ausdruck von zornigem Staunen über sein edles Gesicht, und zum erstenmal sprach er in heftigem Ton zu mir: wie ich ihn so kränken könne, zu glauben, er könne sein Schicksal je von dem meinigen trennen, auch wenn meins trostlos wäre, er aber ginge einer Zukunft entgegen, die ihm herrliche Freuden verspräche — und solche Worte mehr, in denen ich die ganze Fülle und Stärke seiner Liebe erkannte und den Adel seiner ritterlichen Seele.

„Also gab ich nach, und wir wurden noch ganz heiter miteinander, wie wenn sich's um einen lustigen Ausflug handelte, den wir nach dieser unsrer letzten glücklichen Nacht morgen früh zu machen vorhätten. Wir freuten uns darauf, in dem kleinen Boot, das uns jeden Tag ein paar Stunden lang auf dem stillen See dahingetragen hatte, nun im Morgenrot unsre letzte Fahrt zu machen und, wenn wir nicht zurückkehrten, von niemand betrauert zu werden, da wir beide das einzige Menschenpaar auf der öden Erde seien.

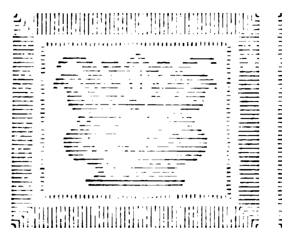
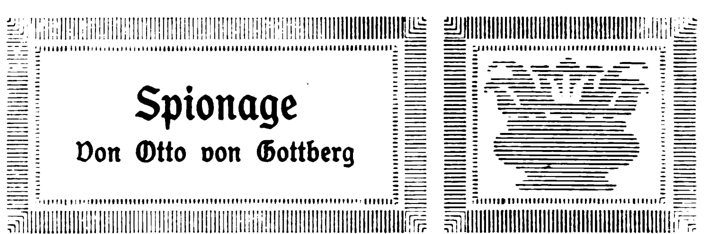
„Und doch, eine Seele wußte ich, der mein Schicksal nahegehen würde — die edle, gütige, mütterliche Frau, an die ich diesen langen Brief am späten Abend schreibe. Sie weiß nun alles von mir und wird es niemand verraten, auch wenn sie die fremden Menschen über mich und meine Tat lästern hört. Was liegt daran, wenn man mit seinem eignen Herzen einverstanden ist. Und so leb' wohl, verehrte, geliebte Mammina! Küsse das Luischen und denke ohne Kummer an Dein andres, aber überglückliches Kind Olive."

Der alte Herr hielt den Brief noch eine Weile in der Hand, nachdem er ihn zu Ende gelesen. Dann legte er ihn still auf den Tisch und sagte: „Haben Sie Dank, liebe Freundin, daß Sie mich das lesen ließen. Von allen, die, wie man heute sagt, in Schönheit starben, sind diese zwei gewiß die Heldenhaftesten gewesen. Was ist das Trauerspiel von Romeo und Julie, die einem tragischen Zufall zum Opfer fielen! Und diese beiden — in vollster Erkenntnis ihres Glücks, mit freiem Entschluß, um von ihrer Höhe nicht herabzusinken —"

Die kleine Frau hatte den Brief wieder an sich genommen und in die Kassette zurückgelegt, die sie nun verschloß. Dann wandte sie sich wieder zu ihm.

„Sie haben recht," sagte sie, „so empfand auch ich. Und so seltsam es klingen mag — als am andern Tag die Zeitung die Nachricht brachte, das Liebespaar, das eine Woche lang sich verborgen am Simmsee aufgehalten habe, sei von den Müllersleuten engumschlungen aus dem Uferschilf herausgefischt worden, auf den bleichen Gesichtern ein Ausdruck von Frieden und Glück, wie wenn sie nach einem Festtag eingeschlafen wären — da fühlte ich keinen Schmerz und weinte keine Träne, so nahe das holde Mädchen meinem Herzen gestanden hatte. Nur eine Stimmung, wie wenn ich eine hohe tragische Dichtung miterlebt hätte, ein Schicksal, das, wie der Dichter sagt, den Menschen zugleich erschüttert und erhebt. Sie hatten ja des Lebens Überfluß genossen, Unendliches in einer kurzen Spanne Zeit. Und sagt nicht das alte Wort: Wen die Götter lieben, der stirbt jung —?"



Spionage

Von Otto von Gottberg

Die jüngste Vernehmung von Landesverrätern vor dem Reichsgericht offenbarte, daß ein in Essen wohnender Ingenieur die Berliner Französische Botschaft gefragt hatte, ob er in den Dienst der französischen Spionage treten dürfe. Der seither Abgeurteilte war durch das Lesen von Berichten über Spionageprozesse auf den Gedanken gekommen, mit leichter Mühe Geld zu erwerben, und wir mögen überzeugt sein, daß die häufigen und notwendigen Erörterungen über Spionage Hunderte zu ähnlichen verbrecherischen Schritten veranlaßten, denn es ist eine leider nachweisbare Tatsache, daß der Deutsche um klingenden Lohn leichter für die fremde Spionage zu gewinnen ist als der Sohn andrer Nationen, mit alleiniger Ausnahme von Rußland.

Die Botschaft verwies den Ingenieur an einen jenseits der Reichsgrenzen in Brüssel wohnenden Agenten des französischen Nachrichtendienstes. Von ihm erhielt der Verräter Aufträge und, schon ehe er sie ausgeführt hatte, kleine Summen im Gesamtbetrage von fünfhundert Mark.

Jede Botschaft oder Legation ist auch eine Nachrichtenagentur, die auf mehr oder weniger loyale Art, durch Lektüre und geselligen Verkehr, aber manchmal auch gegen Bezahlung, zunächst politische Geheimnisse zu ergründen versucht. Um hinter militärische oder militärpolitische Geheimnisse zu kommen, hat sie einen soldatischen Kundschafter in der Person des Militärattachés. Bemerkt sei gleich, daß es unsern Militärattachés seit Jahr und Tag untersagt ist, solchen Neuigkeiten auf krummem, eines Ehrenmannes nicht würdigem Wege nachzugehen. Der in der fremden Hauptstadt tätige Offizier soll sehen, hören, lesen und auch im Verkehr mit andern Militärattachés und Offizieren des Fremdheeres Wünschenswertes erfahren. Er beobachtet die fremde Truppe bei Übungen und im Manöver, aber auch auf der Straße. Er ist immer im Dienst, und wenn er beim Gang durch die Pariser Straßen den gemeinen Mann seinen Unteroffizier in die Kneipe zerren sieht, gibt ihm das Schauspiel nicht minder zu denken und bei häufiger Wiederholung zu berichten als der Jubel der Bevölkerung beim Anblick des neuerdings wieder aufgelebten täglichen großen Zapfenstreichs mit Musik. Bilder der ersten Art dürften ihn veranlassen, in den Berichten, die er als der Botschaft koordinierter Offizier und militärischer Vertreter des Kriegsherrn direkt an die Person Seiner Majestät richtet, auf die Disziplin einzugehen. Das abendliche Schauspiel gestattet ein Betreten des militärpolitischen Gebiets und läßt durch die bekannten Begleiterscheinungen auf Vertiefung des Revanchegedankens schließen.

Im Manöver offenbart sich dem Attaché der Geist, die Taktik, der Ausbildungsgrad der Truppe, die Fähigkeit der Führer und die Verwendung der Waffen. Es ist sogar möglich, den Schleier von Geheimnissen zu lüften. Aber der Attaché muß Vorsicht walten lassen und so tun, als richte er die Augen nicht auf das neue Geschütz, neben dem er wie zufällig halten bleibt. Er wird beständig geführt und begleitet von einem Offizier, dessen Aufgabe es ist, ihm mancherlei zu verbergen. Es erfordert viel Takt, den Führer scheinbar von ungefähr, vielleicht während eines lebhaften Gesprächs oder beim Ausweichen vor einer Kavallerieattacke, dicht neben den geheimnisvollen neuen Feldtelegraphen zu bringen. Wenn der Führer dann zum Weiterreiten drängt, mag es vorkommen, daß der Attaché plötzlich absteigen muß, weil — sein Pferd sich einen Stein in den Huf trat.

Niemand denke, daß unser Pariser Attaché solche Listen überhaupt versuchen könne. Es hat viel Komisches, zu sehen, wie er auf dem Manöverfeld von einem Offizier begleitet und von einem zweiten aus dem Rücken überwacht wird. Das ganze Schwächegefühl der Franzosen, aber auch ihre unbegrenzte Hochachtung vor dem scharfen Blick des preußischen Generalstabsoffiziers offenbart sich dabei. Auch im Verkehr mit Offizieren des Fremdheeres ist für den Pariser Attaché nichts zu holen. Er wird „geschnitten“ aus den verschiedensten Gründen, obwohl die Her=



ren ihm mit zuvorkommendster, freilich recht eisiger Höflichkeit begegnen. Ein französischer Offizier, den man viel in seiner Gesellschaft sähe, käme bei den eignen Kameraden in Verdacht, und der Verkehr könnte den Militärbehörden nicht entgehen, weil der Attaché von Agenten auch überwacht wird, wenn er abends in der Brasserie sein Glas Bier nimmt. In Landen aber, deren mehr soldatisch und ritterlich denkende Offiziere auch im Gegner von morgen den Kameraden und Waffengefährten sehen können, fällt in Stunden der Geselligkeit manch für die Berichte wertvolles Wort, ja, der Attaché mag an gute Freunde offen die Frage richten: Wie machen Sie dies oder das? Bei uns ist man leider oft besonders freimütig. Der Sache ist es gewiß nicht dienlich, doch spricht es wenigstens für ritterlich soldatischen Geist.

Wertvolles kann der Attaché auch im Verkehr mit den von andern Mächten ausgeschickten Kameraden hören. Alle haben den Ehrgeiz, möglichst inhaltreiche Berichte in die Heimat zu schicken, und da vier Augen mehr als zwei sehen, tun sie sich häufig in Gruppen für gemeinsames Arbeiten zusammen. Der Russe mag mit dem Österreicher, der Japaner mit dem Engländer das Erfahrene austauschen. So bietet sich dem Gegner der Fremdmacht Gelegenheit, Dinge zu hören, die nur für das Ohr des Attachés einer verbündeten Macht bestimmt waren.

Neben den offiziell akkreditierten Kundschaftern entsenden manche Generalstäbe ins Ausland Offiziere, deren Missionen geheim sind. Sie können zwar in den Augen der Fremdmacht, auf deren Boden sie Nachrichten sammeln, doch nicht in den Augen ihrer Landsleute als Spione gelten. Unter oder neben ihnen arbeitet das große Heer bezahlter Agenten. Tiefste Verachtung, die denkbar schärfste Strafe und ganz ohne Zweifel Prügel von der Hand des Zuchthauswärters verdient der Agent oder Spion, der Landesverrat begeht. Dient er aber dem Vaterland, so ist er einfach eine — Notwendigkeit. Wir brauchen ihn zum Schutz vaterländischer Interessen mindestens für die Konterspionage, nämlich die Überwachung **fremder** Agenten.

Als Kundschafter sind häufig schon die zur Erlernung einer Fremdsprache ins Ausland beurlaubten Offiziere zu betrachten. Allein das Berufsinteresse wird sie verhindern, an einem Übungsplatz, einer Befestigung, einer militärischen Verladerampe mit geschlossenen Augen vorüberzugehen. Sie mögen sogar auf Befehl ihrer Vorgesetzten ganz bestimmte Aufgaben erfüllen oder ein besonderes Beobachtungsfeld bereisen. Die anglo-indische Heeresleitung beurlaubt alljährlich zehn Offiziere zum Erlernen des Russischen und gewährt ihnen Kilometer- und Tagegelder. Die Herren fahren nicht etwa alle nach Moskau oder Petersburg, sondern jeder in eine ihm zugewiesene bestimmte Zone des Zarenreichs. Dort soll er möglichst viele Ortschaften besuchen. Auf die Art seiner Mission deutet die Tatsache, daß er Briefe bei den Konsulaten abgeben darf. Von Petersburg trägt sie der sogenannte Königsbote — King's messenger — im Depeschenbeutel der Botschaft nach London.

Gottlob hören wir neuerdings oft von Spionen. Nur gefährlicher Unverstand kann darum von Spionenriecherei reden. Schon der fremde Offizier, der durch eine Zeitungsanzeige Pension mit Familienanschluß und Gelegenheit zum Erlernen der deutschen Sprache sucht, verdient unsre Aufmerksamkeit. Überrannt waren wir längst durch Geheimagenten fremder Mächte, aber namentlich in unsrer Armee pflegte man früher mit einem Lächeln der Geringschätzung auf Spione zu sehen. Im ruhigen Bewußtsein ihrer Stärke dachte sie Löcher, die fremde Augen und Finger in ihre Rüstung bohrten, in Stunden der Gefahr mit guten Waffen und Soldaten zu schließen. Das ist anders geworden, nicht zum wenigsten, weil die fremde Spionage sich nicht mehr auf Beobachtungen beschränkt, sondern auch die Niederlage ihres Gegners vorzubereiten versucht. Schließlich kann man die Stiche einzelner Mücken, aber nicht die von Schwärmen ertragen.

Aus mancherlei Ursachen ist das Spionieren innerhalb der Reichsgrenzen zu einer wahren Landplage geworden. Europas politische Lage und das kaum noch zu steigernde Wettrüsten haben im Wunsch nach Bereitschaft zum Schlagen einen dauernden Kriegszustand erzeugt. Die an mancher Landesgrenze getroffenen Vorkehrungen sind nicht mehr als Vorbereitungen zum Kriege, sondern als Maßregeln des Krieges zu betrachten. Auf gewisse Punkte hinter unsrer Westgrenze, auf Forts und Eisenbahnbrücken



sind französische Festungsgeschütze dauernd und mathematisch genau zum Schuß gerichtet. Es bedarf nur einer Handbewegung, um Europa vor Augen zu führen, daß es längst im Kriegszustand gelebt hat. Weiter hat der ostasiatische Krieg die Soldaten aller Heere vom Nutzen eines guten Nachrichtendienstes überzeugt. Als Meister der schwarzen Kunst des Spionierens wußten die Japaner alles über die Russen und hatten der geschickten Friedensarbeit ihrer Agenten manchen Erfolg auf den Schlachtfeldern zu danken. Endlich wies der Verlauf des Krieges nach, daß es vorteilhafter ist, den Gegner zu überfallen, als ihm den Krieg zu erklären. Seither leben der Auffassung, sich gegen einen Überfall schützen zu müssen, namentlich Großstaaten, die wohl planen, einen künftigen Feldzug mit dem Überfall einzuleiten. Erhöhte Kriegsbereitschaft, erhöhter Wert des Nachrichtendienstes in den Augen der Fachmänner, erhöhte Furcht vor Überfällen, gegen die man sich nur durch Beobachtungen im Lande des Gegners schützen kann, und erhöhte Neigung zu Überfällen, die durch Kundschafter vorbereitet werden müssen, haben der Spionage eine neue Blütezeit und ihren Agenten eine goldene Ernte gebracht. Aber wenn der Verdienst manchmal groß ist, die Gefahr der Entdeckung ist noch größer. Einem Landesverräter glaubt auch der Gegner nicht Treue halten zu brauchen, und namentlich Frankreich opfert seine fremden Spione häufig den Zwecken des Nachrichtendienstes. Ist ein deutschgeborener Agent des Pariser Generalstabes ausgequetscht, bis er nichts mehr zu verraten hat, dann muß ein französischer Aspirant auf die Laufbahn den Versuch machen, sich in Berlin einzuschmeicheln, indem er als angeblicher Verräter an seinem Vaterlande das Verbrechen des Deutschen aufdeckt. Darum sitzt der Spion ewig zwischen zwei Stühlen und schließlich hinter Gitterstäben.

Aber für ein Weilchen mag bei dem hohen Risiko das Handwerk auch hohe Einnahmen abwerfen. Der vielgenannte Wessel konnte eine gelegentliche Reise nach Monte Carlo unternehmen. In Brüssel bezahlt der „Lohn für Spionage“ für die Unterhaltung einer ganzen Agentur, die wie einst Wessel als ehrlicher Makler zwischen den Großstaaten steht und ohne engherzige politische Parteinahme ihre Beute nicht nur an den Meistbietenden, sondern an jedermann absetzt. Nebenbei unterhält in der Hauptstadt Belgiens auch der französische Generalstab jene Agentur, vor die der Essener Ingenieur beschieden wurde. Im Gespräch mit ihm stellten die neuen Brotgeber fest, daß er Bekannte in den Kruppschen Werken hatte. Darum erhielt er den Auftrag, dort Zeichnungen oder ganze Geschützteile, mindestens aber Kopien zu entwenden. Eine dem Reichsgericht vorliegende Preisliste verriet, wieviel Frankreich für einen Verschlußkopf, für eine Granate und ähnliches zahlt. Ehe der Ingenieur eine Lieferung machte, war er um 500 Frank Spesengelder reicher. So finden freiwillige Agenten von größerem oder geringerem Wert einen kleinen Verdienst oft schon, wenn sie nur eine bald der Allgemeinheit zugängliche Dienstvorschrift wenige Tage früher als der Buchhändler ins Kriegsministerium der Rue St. Dominique schicken.

Um Aspiranten auf die Spionenlaufbahn für ihre weitere Tätigkeit zu ermuntern, wird dort auch für Dinge von zweifelhaftem Wert bezahlt. Der Wissenshunger der Franzosen reckt die Hand nicht nur nach unsern Mobilmachungsplänen und in die stehenden oder schwimmenden Bastionen von Heer und Flotte. Er steckt die Nase in alle deutschen Fabriken, die für die bewaffnete Macht arbeiten, und schnüffelt durch die Augen von Pariser Bankiers in deutschen Banken, um zu erfahren, wie es um die finanzielle Rüstung des Reiches steht. Großen Wert soll der französische Generalstab auf Schilderungen von Charakter und Persönlichkeit höherer Generalstabsoffiziere sowie der Führer unsrer Armeekorps legen. Dabei zeigt sich wieder, daß Spionieren um Geldgewinn und redliches Kundschaften von Ehrenmännern oft die gleichen Aufgaben verrichten. Wenn englische und deutsche Admirale, die gemeinhin als sehr gute Freunde verkehren, zusammentreffen, mögen wir fest überzeugt sein, daß sie einander mit scharfen Augen Maß nehmen und sich fragen, wie der Kamerad unter der fremden Flagge einmal unter Feuer auf der Kommandobrücke des Flottenchefs stehen würde. Mit ähnlichen Gedanken betrachtet bei einem Diner oder bei einer Parade der Militärattaché die Generale der Fremdmacht. Auch die Persönlichkeit von Führern ist ein oft im voraus zu ergründender Faktor des Krieges. Wer einen General oder Admiral

Artur Gutknecht-Nebra: Herbstmorgen in der Eifel.



gut kennt, vermag manchmal zu sagen, ob er sich verblüffen läßt, ob er Zähigkeit, Vorsicht oder Wagemut hat.

Also das Beobachtungsfeld der fremden Generalstäbe ist so weit, daß sie der Agenten nicht genug haben können. Darum ist zu begreifen, daß der französische Offizier in Brüssel dem Essener Ingenieur sagte: „Wir zahlen, weil wir einen Versuch mit Ihnen machen müssen, aber wundern uns nicht, wenn wir wieder einmal hereinfallen." Unverständlicher schon ist es, daß es neben den bezahlten Kreaturen der Spionage Leute gibt, die ihr freiwillig, unter Verzicht auf Lohn, dienen. Der englische Anwalt, der neulich verurteilt wurde, war ein vermögender Mann. Als er im Sommer das Gespenst eines europäischen Krieges zu sehen glaubte, fuhr er nach Deutschland, um festzustellen, ob es Rüstungen mache. Vollgültiger Spion war er schon deshalb, weil er sich vor der Abreise mit den Militärbehörden in Verbindung gesetzt hatte.

Mit den erwähnten Kundschaftern und Agenten arbeitet der Nachrichtendienst eines Generalstabs durch Bureaus, die der Zentrale in der Hauptstadt unterstehen. Eingerichtet werden die Bureaus nahe der Grenze des zu beobachtenden Landes in Städten sowohl auf dem eignen wie auf neutralem Boden, damit sie von allen vier Windrichtungen aus ihre Agenten wie Patrouillen auf die Suche schicken können. Das vielleicht wichtigste französische Bureau wird in Belfort unterhalten. Sein Vorsteher war lange der letzthin unter Hinterlassung einer Schuld für Bonbons und Kuchen aus Glatz entwichene Hauptmann Lux. Klugheit und Geschick lassen sich ihm ebensowenig wie Wagemut absprechen. Das Nachprüfen der Angaben seiner Agenten übernahm er in Person. Unzähligemal weilte er als Kundschafter in Deutschland, ehe er ertappt wurde.

Die englische Admiralität unterhält als Hauptquartier der gegen Deutschland gerichteten Spionage ein Bureau in Kopenhagen. Ein zweites fliegendes Bureau läßt sich meist im holländischen Städtchen Dolfzyl nieder. Zürich, Antwerpen und, wie schon gesagt, Brüssel sind Nester der französischen Spionage. Die Gründe für das Vorschieben der Bureaus an die Grenze leuchten ein. Die ausgeschickten Agenten sollen mit der Beute, die eine geschickte Konterspionage ihnen sogar durch Diebstahl streitig machen kann, möglichst schnell über die Grenze zu einem urteilsfähigen Offizier kommen. Hat der Agent etwa Vorbereitungen für eine überraschende Mobilmachung gesehen, dann ist es wesentlich, daß ungesäumt ein Fachmann die Bedeutung der beobachteten Maßregeln beurteilen und Meldung an die Zentrale auf den Draht geben kann. Der erste vom Bureau ausgeschickte Agent ist gewöhnlich ein Landeskind, also Franzose. Seine Hauptaufgabe ist, sich Freunde, Helfer und Diener auf dem Beobachtungsfelde unter den Söhnen oder Töchtern des Landes zu werben. Ist das gelungen, dann erhalten gewöhnlich mehrere Spione den gleichen Auftrag, etwa Skizzen von einer Befestigung oder ihrer Bestückung zu bringen. Kontrolliert werden die Angaben schließlich noch durch einen Offizier. So sind bei uns immer fremde Offiziere unterwegs. Alljährlich fahren sie über deutsche Schienenstränge, zählen die Verladerampen, messen sie mit den Augen ab und suchen durch das Fenster nach unsern Gefahrpunkten, nämlich verwundbaren Stellen, die man wie Brücken und Tunnels sprengen kann, um den Aufmarsch zu stören. Gegen diese Art der Spionage, die jeder Geschäftsreisende mit offenen Augen versehen kann, gibt es keinen Schutz, und die große Hoffnung, die die Franzosen in ihr Flugzeug setzen, träumt davon, daß sie nach oder bei einer Mobilmachung plötzlich aufsteigen und losfahren werden, um die Brücken über Rhein und Weser durch Bombenwürfe zu zerstören. Gelänge das, so wäre uns mindestens für den Anfang unabsehbarer Schaden zugefügt. Doch die Spionage begnügt sich nicht mit Beobachtungen und Absichten. Sie legt fast im wahrsten Sinne des Wortes im Frieden schon die Minen, die auf ein Signal auffliegen sollen. Wir haben etwa tausend Gefahrpunkte längs der Schienen hinter unsrer Westgrenze, und die Eisenbahnabteilung des Generalstabs vermag nicht zu wissen, ob bei wenigstens fünfzig (zehn würde den Franzosen genügen) ein besoldeter Agent wohnt, der nach Eintreffen eines Befehls oder nach einem Blick in die Zeitung eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hat und sie erfüllen würde, weil seiner hoher Lohn wartet. Eine Million gäbe Frankreich für die Sprengung einer Rheinbrücke so gern wie für einen Blick in unsern großen Mobilmachungsplan.

Hier ist eine Achillesferse unsrer Landesverteidigung. Es wäre wohl ratsam, gewisse Gefahrpunkte zum Schutz gegen einen Überfall schon im Frieden militärisch zu bewachen. Überhaupt geschieht noch lange nicht genug, um den verhängnisvollen Folgen fremder Spionage vorzubeugen. Wenn unsre Militärbehörden einen Spion seine Beute — etwa den Plan eines Kriegsschiffes — in den Briefkasten werfen sehen, dürfen sie nicht wie in England oder Frankreich von der Post sofortige Auslieferung des Schreibens fordern. Ein Befehlshaber hat zunächst den Antrag beim Richter zu stellen, und wenn dieser die nötige Verfügung erlassen hat, liegt der Brief jenseit der Grenze längst in sicheren Händen. Zu wenig Aufmerksamkeit schenken wir auch freigebigen Herren aus England, die wie der verurteilte britische Rechtsanwalt Bekanntschaften an den Stammtischen unsrer Küstenstädte suchen. An Stammtischen wurde bei Freisekt die Bekanntschaft mit den treulosen Ingenieuren einer Privatwerft vermittelt. Wir bedürfen nicht nur reichlicher Mittel für eine gründliche Konterspionage, sondern auch freier Bahn für die überwachenden Militär- und Marinebehörden, mit der Erlaubnis, schalten und walten zu dürfen mit unbeschränkter Machtbefugnis, sobald sie durch In- oder Ausländer Interessen der Landesverteidigung bedroht sehen.

Jugend

Zwei Gedichte von Mia Forst

Der Jüngling

Wie seiner Glieder junge, straffe Sehnen,
Nun weich gelöst, in mattem Träumen rasten …
Die magern Arme, die den Diskus faßten,
Lernen, nach einem Weibe sich zu dehnen.

Die ganze junge Herbheit steht erschauernd
Vor einem Neuen, das die wilden, kühlen,
Die Knabenspiele ganz vergessen heißt.

Er sinnt, doch nicht um das Verlorne trauernd,
Ganz hingegeben diesem dumpfen Wühlen,
Das fremde Träume junger Mannheit weist.

Das Weib

Sie brennt danach, der weichen Arme Schlangen
Eng um sein schmales Schulterpaar zu pressen,
Ihr ganzes reifes Wissen zu vergessen.
Vielleicht, daß jenes scheu-geheime Bangen

Aus seinem Körper in den ihren rinnt,
Auch sie mit erster Qual und Lust durchschüttelt.
Sie steht erwartend in dem schweren Schweigen.

Sie sieht ihn an. Die Qual, die ihn durchrüttelt,
Ergreift auch sie. Die heißen Blicke neigen
Sich still. Sie steht, gebeugt wie er, und sinnt.





Georg Schuster-Woldan: Fragment aus dem Bilde „Der getreue Ekkehardt“. (1898.)

Ein Kindermaler der Gegenwart

Von Ernst Warburg

Mit zwölf Abbildungen nach Gemälden von Georg Schuster-Woldan (München)

Fast so lang und fast so wandlungsreich wie die Pfade der bildenden Kunst ist auch der Weg, den die Kinderdarstellung zurückgelegt hat. Ihr Antlitz verändert sich mit dem Geist der Zeiten und dem Charakter der Völker; ja, da Kind und Künstler von Anbeginn menschlicher Kultur noch durch engere Bande miteinander verbunden waren als durch den Zufall des Stabreims, spiegelt sich in den Kinderbildern feiner vielleicht als im Porträt der Landschaft und des erwachsenen Menschen Wesen und Wünschen der jeweiligen Kunst. Denken wir an gewisse Reliefs und Wandbilder der Ägypter, an den Dornauszieher des Kalamis, den Knaben mit der Gans des Boëthus von Chalcedon, an den römischen Knabenkopf im Berliner Museum, vergegenwärtigen wir uns die Bambinos der italienischen Renaissance, etwa bei den Robbia oder in den Kinderstudien Leonardos, suchen wir die geputzten Kindergestalten auf den Bildern des Barocks oder die puttenhaft spielenden auf denen des Rokokos, so finden wir die Feierlichkeit der Orientalen, die Schönheitsfreude und sinnliche Natürlichkeit der romanischen Völker, die gespreizte Würde und pomphafte Repräsentation des Barocks, die graziöse Zierlichkeit des Rokokos wieder. Mit der spätgeborenen Malerei der Engländer erst gewinnt die Kinderdarstellung individualistische Züge, wie ja die ganze englische Kunst von dem Persönlichkeitsbewußtsein ausgeht und im Porträt ihren Höhepunkt hat. „S. M. das Baby“ heißt es im englischen Leben, und dieser Wertschätzung des kommenden Geschlechts entsprechend wird auch auf den Gemälden der Reynolds, Gainsborough und Hoppner jedes junge Menschenwesen als ein vollgültiges Ganzes behandelt.

Die deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert geht andre Wege. Sie setzt das Kind sozusagen wieder in seine naiven Rechte ein. Von dem Wort William Wordsworths, wonach das Kind der Vater des Mannes, will ein Ludwig Richter so wenig wissen wie ein Moritz von Schwind — solche Verantwortlichkeitsbürde auf den zarten Schultern der Kleinen und Einfältigen war ganz



und gar nicht nach dem Sinn der deutschen Romantik. Paul Mohn, Oskar Pletsch und Hans Thoma sind diesen Spuren gefolgt, während Ludwig Knaus sich in seinen hessischen Großbauernburschen, in denen schon etwas von dem künftigen Dorfprotzen steckt, mehr dem englischen Beispiel zuneigt. Auch die Münchner Lenbach und Friedrich August Kaulbach spähen in ihren Kinderbildern gern nach der Vorausdeutung des kommenden reifen Menschentums. Lenbachs Kinder, hat man bald bemerkt, haben alle etwas Patrizierhaftes, es sind verwöhnte Sprößlinge aus kultivierten Häusern, die wissen, wie sehr sie sich in ihrer Erlesenheit von den Gassenbuben und Proletariermädeln unterscheiden; Kaulbachs Kindergestalten nun gar bedeuten nichts andres als die Miniaturausgabe seiner eleganten Frauen aus der Gesellschaft, die Freude an der Koketterie scheint ihnen allen schon in die Wiege gelegt zu sein.

Sie alle, die hier genannt worden, würden sich nun freilich mit Recht dagegen verwahren, schlechtweg als „Kindermaler" bezeichnet zu werden. Ihre Kinderbildnisse und Kinderdarstellungen sind immer nur ein Teil ihrer mehr oder weniger mannigfaltigen künstlerischen Betätigung. Die Kunstgeschichte kennt ausschließliche Tiermaler, sogar ausschließliche Katzen- und Hundemaler, wenn wir nicht irren; ist aber jemand erst Kindermaler geworden, so hat er mit der Entdeckung des Persönlichen und Seelischen auch schon die „Spezialität" so weit überwunden, daß er an dem einzelnen, immerhin beschränkten Sondergebiet nicht haften bleiben mag. So bekennt auch der Künstler, mit dessen Kinderbildnissen dieser Aufsatz sich schmückt, daß es das Ideal seiner reiferen Jahre geworden sei, einen Menschen, und besonders ein Kind, so auf die Leinwand zu bannen, wie sie sich nicht nur dem Auge, sondern der Seele darstellen, daß er sich zugleich aber bemühe, sie loszulösen vom Zufälligen und Vergänglichen und doch wahrhaftig zu bleiben, nicht mehr zu sagen, als man zu sagen hat, und doch das Gefühl zu erzeugen, daß hinter diesem Bilde die Sache weitergeht, daß dort erst die Welt liegt. Er verblendete sich nicht gegen die Gefahren, die sich da auftun, nämlich über die Natur hinauszuphantasieren und unsachlich zu werden. Aber mannigfache Erfahrungen und ein denkend geführtes Leben haben ihn gegen solche Einwendungen der eignen Zaghaftigkeit allmählich stark gemacht, und eher, als sklavisch an der schalen Wirklichkeit, an der bloßen naturalistischen Porträtähnlichkeit kleben zu bleiben, ist er entschlossen, den Vorwurf eines Phantasten und Idealisten auch weiter zu tragen.

Georg Schuster-Woldan begann seine Studien im Frühjahr 1884 an der Antikenschule der Stuttgarter Akademie. Schon als



Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Georg Schuster-Woldan: Der Rattenfänger. (1899.)

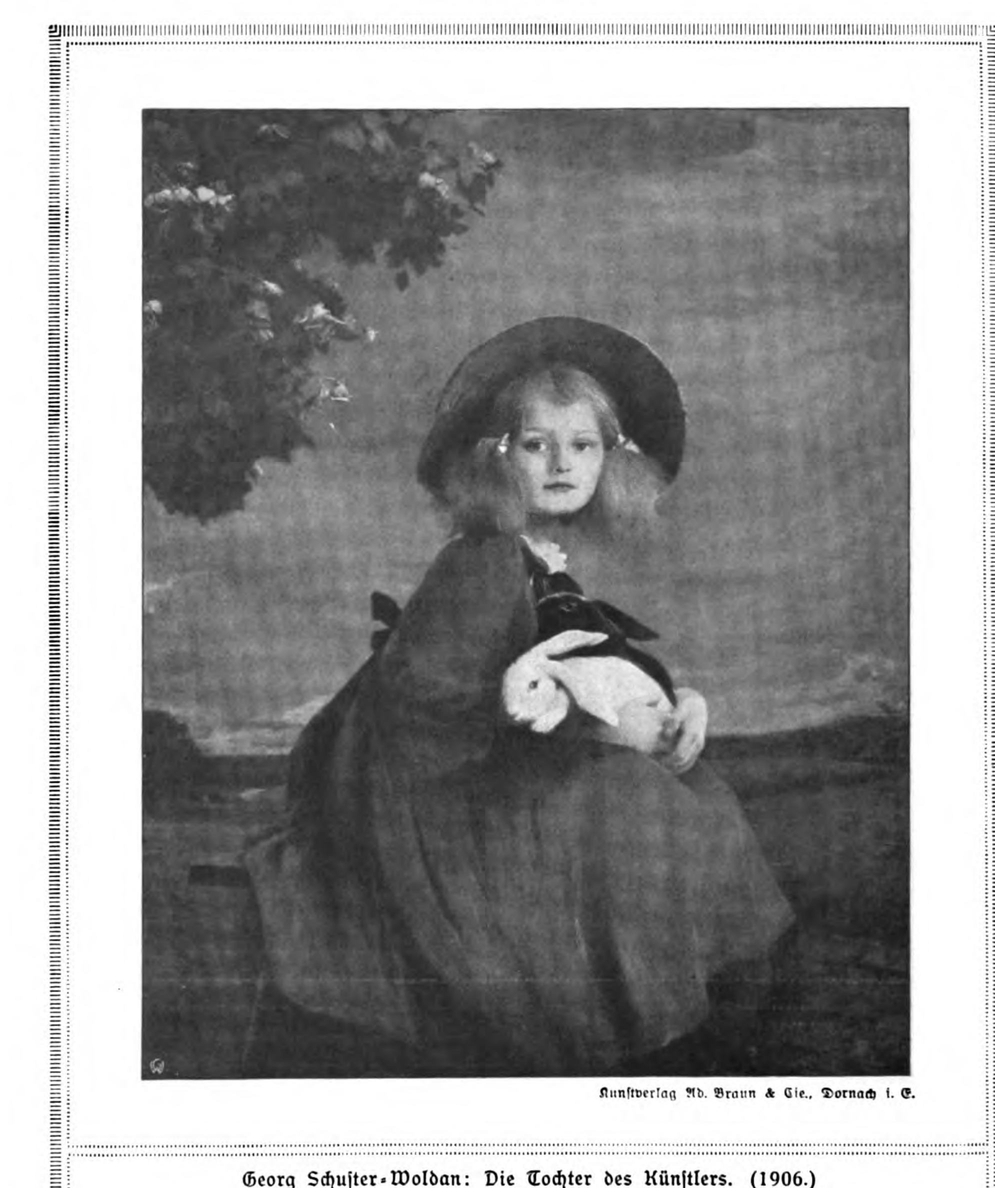
Knabe von fünf Jahren hatte er mit Eifer gezeichnet, nicht heimlich, sondern unter den Augen und dem Beifall seiner Angehörigen, war es doch der Lieblingswunsch des Vaters, daß der Junge Maler werden möge. Eins freilich stellte er als Vorbedingung auf: Das Abiturium des Gymnasiums darfst du dir nicht schenken! Gefällt es dir dann nicht als Künstler, oder wirft dich St. Lukas' Stier in den Sand, so kannst du dich immer noch auf das Roß oder den Esel der Wissenschaft schwingen. Alle Türen stehen dir offen, sogar Schuldirektor und Staatsminister kannst du werden! — Gut, der Sohn tat sich und dem Vater den Gefallen: in Liegnitz machte er das Examen und ging dann erst „auf Akademie".



Georg Schuster-Woldan: Klotilde von Derp. (1905.)

Doch was hatte er davon? Er durfte sich zwar mit den Grundlagen der „humanistischen Bildung" den meisten seiner Stuttgarter Studiengenossen voraus fühlen, konnte aber dieser Überlegenheit keineswegs froh werden. Der Gegensatz zu seinem bisherigen Leben war zu groß. Er fand zwar im Gips der Antikenklasse die alten Griechen und Römer wieder, auf die er eingepaukt war, und hätte sich ja in dieser Welt heimischer fühlen können als manch andrer — dafür mußte er aber täglich desto schmerzlicher empfinden, wie groß die Kluft ist zwischen künstlerischem Schauen und wissenschaftlich methodischem Denken, auf das seine Erziehung bis dahin gerichtet gewesen war. Bald fühlte er, daß es auf etwas ganz andres ankam. Es galt, die Frische des Auges zurückzuerobern, die der Knabe gehabt hatte; es galt, sich durch eigne Kraft und auf eignen Wegen zu den Quellen des Lebens und der Anschauung zurückzufinden. „Nie," bekennt der Künstler in Erinnerung an jene Tage, „nie habe ich mit so verzweifelter Energie gearbeitet wie in dieser ersten Zeit meiner Lehrjahre."

Sein Lehrer war ein Mann mit stolzem Namen. Er hieß Jakob Grünewald und war ein alter Herr der Cornelius-Schule, der kein Hehl daraus machte, daß er auf die naiven Bauernsöhne größere Hoffnungen setze als auf die absolvierten Lateiner — war er doch selbst ein Bauernsohn —, der in der Praxis seine Lehrmethode aber durchaus nicht darauf zuschnitt, die naive Anschauung zu fördern. Im Gegenteil, es wurde mit einer gewissen Pedanterie und nach einer Schablone gearbeitet, auf die die vorgeschrittenen Schüler der „Malklassen" mit Geringschätzung herabblickten. Trotz solchem Manierismus gab es bei diesem „Schulmeister" allerlei Positives und Tüchtiges zu lernen. Charakteristisch für seine Gründlichkeitsmethode war, daß er in den Kopf einer Venus den Backenknochen und das anatomische Gerüst hineinzeichnete, das dann durch Verreiben mit dem Daumen wieder versteckt wurde! So verliebt war er in diesen Kunstgriff, daß er



Kunstverlag Ad. Braun & Cie., Dornach i. E.

Georg Schuster-Woldan: Die Tochter des Künstlers. (1906.)

von der Übung einen merkwürdig großen Daumen bekommen hatte. Kein Wunder, daß diese Schule am Ende jedes Semesters eine beträchtliche Zahl „durchgeführter" Arbeiten ausstellen konnte, die sich freilich alle sehr ähnlich sahen, und über deren allzunahe Verwandtschaft auch die stolzen Erzeuger selten ein Lächeln unterdrücken konnten. Erst später erkannten sie trotz alledem den nicht zu verachtenden Wert dieses Drills, dieses Fertigmachens um jeden Preis.

In den Köpfen der jungen Generation jener Zeit wetterleuchtete es schon von dem Impressionismus unsrer Tage. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in dem aufgeweckten Schuster-Woldan etwas wie Empörung gegen den Stuttgarter Betrieb laut wurde, und daß er eines Tags den Entschluß faßte, diesem Treiben den Rücken zu kehren, um nach München zu gehen, „an der Quelle zu sein". Heute, von einer freieren Warte der Erkenntnis, begreift der Künstler jene Aufsässigkeit



Georg Schuster-Woldan: Mädchenbildnis. (1907.)

eigentlich nicht mehr recht. Vielmehr ist er geneigt zu glauben, daß er sich damals unter einer vortrefflichen Führung befunden habe, und als er sich letzthin mit Christian Landenberger, einem Kollegen jener Stuttgarter Zeit — dem Typ eines Impressionisten, wie es ihm scheint —, darüber unterhielt, begegnete er zu seinem Vergnügen derselben Überzeugung. Wo Eignes vorhanden ist, läßt es sich durch keine Pedanterie einer Schule verderben, es gewinnt nur. „Wie glücklich müßte ich mich schätzen," gesteht Schuster-Woldan heute, „wenn ich später im Leben Gelegenheit gefunden hätte, einem Lehrer zu begegnen, der mich das Handwerk der Malerei wirklich gelehrt hätte! Aber hier fehlte die Tradition ... Die Antikenklassen," fügt er hinzu, „sind seitdem als überwunden in Bann getan worden. Der junge Mensch wurde in der Tat zu früh vor die Werke eines Stils gestellt, die als Abschluß und letzte Frucht einer großen Entwicklung nur nach eignem Ringen mit der Natur verstanden werden können. Aber die Beschäfti-

gung mit der großen Überlieferung der Vergangenheit ganz zu eliminieren, war doch ein großer Fehler. Ach! diese Generation wollte alles aus sich selbst werden, nur da hinschauen, wo sie selbst Verwandtes erblickte."

Doch dies alles sind nachgeborene Gedanken, die erst dem reifen Manne und Künstler aufgingen. Der Zwanzigjährige machte sich über solche Dinge wenig Kopfzerbrechen. In den Stunden, die ihm das Schulstudium übrigließ, ging er mit dem Skizzenbuch durch die engen Straßen, die sich an den Bergen Stuttgarts hinaufziehen, und versuchte sich an Szenen, wie sie das bewegte Kinderleben dieser ärmeren Stadtteile in Hülle und Fülle beschert. Schon damals liebte er das Kind. Und er fand bei diesen skizzierenden Versuchen rasch die Leichtigkeit und Sorglosigkeit des Auges und der Hand wieder, die er schon als Knabe besessen, nachher aber fast wieder verloren hatte. Als er dann im Sommer 1885 in seiner schlesischen Heimat seine Schulkameraden wieder traf, die als flotte Studenten ihre Ferien genossen und allerlei Verbindungswesen betrieben, fühlte er wohl, wie anders und ungewiß die Wege waren, die er zu gehen hatte, und wie ernst die Beschäftigung mit der „heiteren" Kunst macht.

Dann, wie schon bemerkt, ging er nach München. Ein Kavalleristenjahr unterbrach die Kunststudien, aber „verloren" wird auch dieses Jahr nicht gewesen sein für einen, der früh gelernt hatte, wo er ging und stand, die Augen aufzutun und sich Form und Farbe von allem Gesehenen getreulich einzuprägen. Daneben zeichnete der junge Soldat unter Leitung eines Privatlehrers und versuchte auf eigne Faust malerischer zu arbeiten, als es ihm unter Jakob Grünewald, der darin mit seinem berühmten Namensvetter, dem Meister des Isenheimer Altars, so gar keine Verwandtschaft zeigte, vergönnt oder erlaubt gewesen war. Damals geschah es auch, daß Georgs um fünf Jahre jüngerer Bruder Raffael zu ihm übersiedelte, um sich durch die letzten Klassen eines Münchner Gymnasiums durchzuschlagen. Auch er entdeckte damals Talent und Liebe zur Kunst, und der Ältere setzte es bei den Eltern durch, daß ihm die Mühe des Abituriums erspart wurde, er also schon das Feuer seiner Jugendjahre auf dem Altar der Kunst entzünden konnte. Die Jüngeren haben es immer besser als die Älteren. Die Lebenswege der Brüder waren damit auf Jahre hinaus miteinander verbunden. In den Sommermonaten wanderten sie, das Skizzenbuch unterm Arm, gemeinsam durch die alten fränkischen Städte, machten gemeinsam ihre ersten Versuche mit der Farbe und traten schließlich sogar gemeinsam bei demselben Lehrer ein.

Dieser Lehrer war Frank Kirchbach, ein Bruder des Dichters Wolfgang Kirchbach, ein Mann, der damals mit seinen an die Pilotyschule anknüpfenden Bildern nicht geringes Aufsehen machte. Nament-



Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Georg Schuster-Woldan: Kinderbildnis. (1908.)

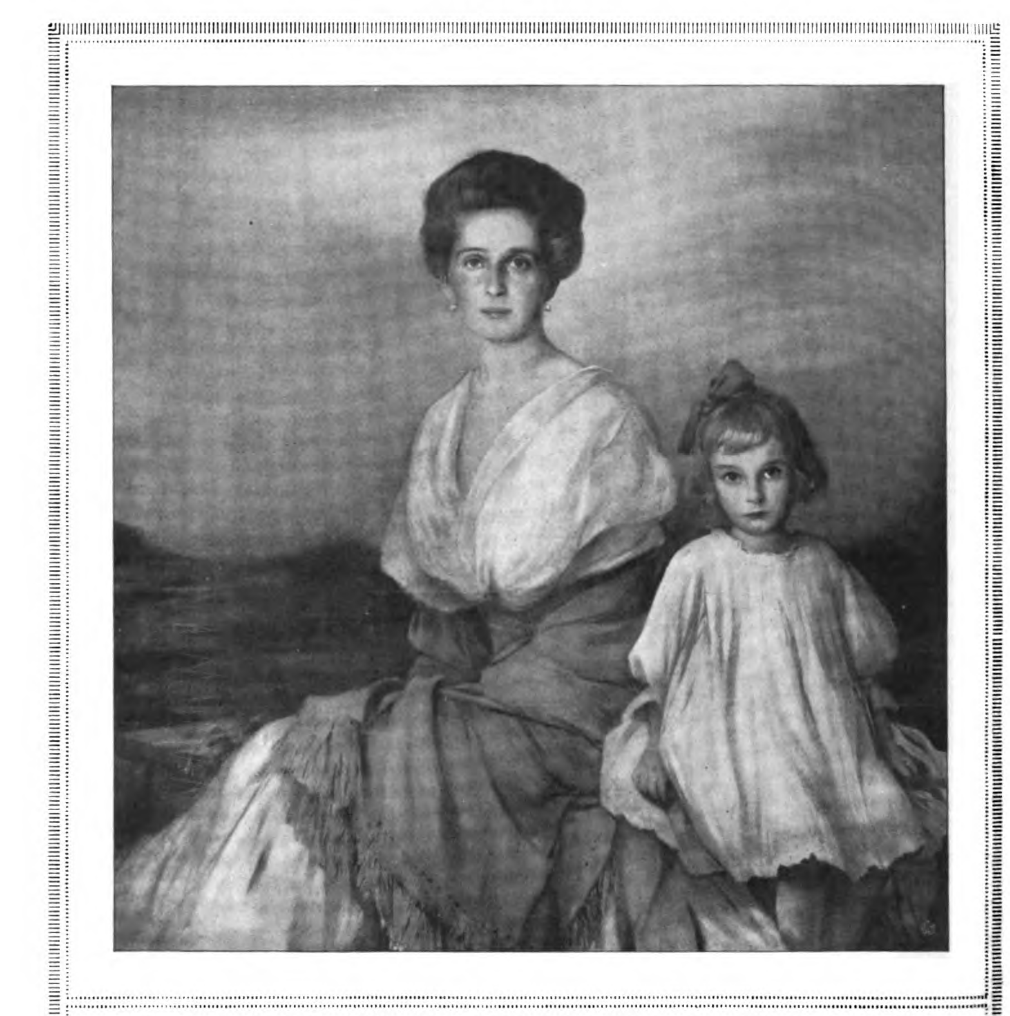
lich die Wandgemälde aus dem Nibelungenlied, mit denen er das Schloß Drachenburg bei Königswinter ausgeschmückt hatte, sowie sein Kolossalgemälde „Christus treibt die Wechsler aus dem Tempel" zeichneten sich durch Virtuosität des Kolorits und lebendige Charakteristik der einzelnen Figuren aus. Als er 1888 neben Henry Thode als Leiter des Städelschen Instituts nach Frankfurt a. M. berufen wurde, ließen sich die Brüder Schuster-Woldan verleiten, mitzugehen. Ein Gewinn war das für keinen der beiden. Dieses Frankfurter Intermezzo hat sie in ihrer Entwicklung eher gehemmt als vorwärtsgebracht. Obwohl glänzend versorgt, was Atelier und auch Modelle betraf — im Garten des Instituts wurde nach Modell im Freien gemalt —, blieben sie zum mindesten stehen, wo sie vorher schon waren. Der Grund dafür ist schwer zu erkennen. Vielleicht wäre es ihnen an einem andern Ort und unter andern Verhältnissen ebenso ergangen. Sicher aber ist, daß die Richtung und Malweise des Lehrers nichts mit dem zu tun hatte, was sich in ihnen entfalten wollte. Es war traurig anzusehen, wie Kirchbach nach und nach von seinen Münchner Mitläufern — im ganzen fünf, darunter auch der Österreicher Fritz Hegenbart — verlassen wurde. Einer der letzten, die gingen, war unser Georg; sein jüngerer Bruder war schon ein Jahr früher nach München zurückgekehrt, um noch einmal in der Akademie seine zeichnerischen Grundlagen zu bessern.



Phot. Jaeger & Goergen, München.

Georg Schuster-Woldan: Kinderbildnis. (1908.)

Beider Depression war damals nicht gering. Auch trennten sich von nun an ihre Wege und der Gang ihrer Entwicklung. Der Jüngere fand in Italien vor den Werken der Renaissance den fruchtbaren Ausgangspunkt für seinen Stil und seine im Grunde gleich seinem Bruder autodidaktisch gewonnene Technik. Wieviel Umwege dabei gemacht und wieviel Zeit darüber verloren wurde, kann man sich denken. Aber wie sollte man's anders machen? Es gab wohl vorzügliche Malschulen damals in München — eine der besten war die von Löfftz —, doch eine eigentliche Tradition des Handwerks existierte nicht. Da hatten es die Meister früherer Jahrhunderte besser gehabt, die von der Pike auf im Atelier ihrer Lehrer lernten. So tat denn auch Georg Schuster-Woldan, was die andern taten: er ließ sich von der Strömung treiben, die damals die gesamte künstlerische Jugend bewegte, und trat auch bald mit verschiedenen Bildern, Landschaften und Figuren im Freien, im Glaspalast an



Georg Schuster-Woldan: Bildnis der Frau von L. mit Kind. (1909.)

die Öffentlichkeit. Fritz von Uhde war damals der Führende. Seine Innigkeit und deutsche Tiefe hatten es unserm nun bald Dreißigjährigen angetan, und damals war es, daß er sich an einem größeren Phantasievorwurf versuchte, den ihm das Gemütsleben seiner Kinderjahre eingegeben hatte: St. Nikolaus und das Christkind schreiten durch eine Schneenacht. Dies wurde sozusagen sein erstes wirkliches und eignes „Bild" — was vorangegangen, war doch nur andern nachgestammelt gewesen. „Malen Sie doch in Gottes Namen das Reh weg," sagte ein erfahrener Kollege in der Ausstellung zu dem Künstler, „es verpatzt Ihnen ja die ganze Komposition!" Er hatte nur zu sehr recht. Im Übereifer, den dankbaren Stoff auszubeuten, hatte der Künstler naiv drauflosgemalt und war ins Illustrieren hineingeraten. Immerhin war es ihm doch zum ersten Male gelungen, ein koloristisches Stimmungsproblem zu lösen, und da ein gewisser Erfolg nicht ausblieb, wurde er ermutigt, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzugehen.

Auch darin prägte sich dieser Erfolg aus, daß Georg Schuster-Woldan seit jenem Jahre fast alljährlich als Juror bei der Glaspalast-Ausstellung tätig war. Und wenn diese Tätigkeit als solche auch wenig Freuden bringt, in seinem Leben und seiner Entwicklung hat sie doch eine nicht unbedeutende



Georg Schuster-Woldan: Kinderbildnis. (1910.)

Rolle gespielt, lernte er hierdurch doch viele hervorragende Meister kennen und gewann wertvolle Freunde. Vor allen Dingen aber erlangte er so engere Fühlung mit der zeitgenössischen Kunst selbst und schärfte durch die Kritik an andern auch die Kritik an seinen eignen Schöpfungen. Das aber schien ihm um so notwendiger, als er fühlte, wie seine Veranlagung zu einer naiven Art des Schaffens drängte, für die er ein Gegengewicht aus dem Intellekt brauchte. Das Ausstellungswesen, wie es uns heute geläufig, ja fast schon wieder fatal geworden ist, kam damals erst in Schwung und gewann mit seinen Bedingungen und Forderungen bald bestimmenden Einfluß auf die junge Malerei. Für eine Ausstellung zu malen, ein Bild von vornherein darauf zu berechnen, ja auf die Wirkung in einem bestimmten Saale und einer bestimmten Umgebung abzustimmen, empfand der junge Künstler bald als eine höchst reizvolle Aufgabe. Dabei drängten sich von Jahr zu Jahr mehr die neuen Richtungen und neuen Anregungen, Franzosen, Engländer, Schotten machten abwechselnd Schule, und auch die Malmoden, die Techniken wechselten in jagender Schnelligkeit. Die Gefahren, die sich dabei einstellten, liegen auf der Hand. Über ein Werk, das man noch gestern bewundert hatte, ging man schon heute zur Tagesordnung über. Manches Talent, das Tüchtiges

versprach und in beruhigterem Kreise zweifellos auch geleistet hätte, wurde durch diesen fieberhaften Wechsel zerschellt; andre schwammen, mehr oder weniger geschickt, mit all diesen Strömungen, verloren vielleicht das bißchen Eigne, das sie besessen hatten, lernten technisch aber mancherlei hinzu und wußten aus dem Geschmack der Zeit klug ihre Frucht zu ziehen.

Georg Schuster-Woldan war nicht biegsam genug, um einfach so mitzutun, sein Instinkt und wohl auch ein gereifteres Bewußtsein seiner selbst erregten in ihm einen passiven Widerstand. Er ließ sich wohl anregen, malte aber im Grunde doch „seinen Stiefel" weiter. Etwas andres machte ihm mehr zu schaffen. Wie es nicht anders sein konnte, führte das Ausstellungswesen zum Streben nach starker und dekorativer Wirkung. Manch einer mußte damals erkennen, wie seine Bilder, auch die großen Formate, in den Ausstellungen an Wirkung überraschend einbüßten. Auch Schuster-Woldan empfand das und bemühte sich nun, ihre Wirkung zu steigern. Doch jedes Jahr brachte ihm eine neue Enttäuschung, und endlich mußte er sich resigniert gestehen, daß es bei den vorhandenen Ausdrucksmitteln fast unmöglich war, mit der intimen Wirkung, die er nicht aufgeben mochte, zugleich auch eine dekorative zu erzielen.



Georg Schuster-Woldan: Knabe und Mädchen. (1911.)

Es entstanden in diesen neunziger Jahren eine Anzahl Bilder meist größeren Formats, deren Stoffe Schuster-Woldan der Vorstellungswelt seiner Kinderjahre entnahm: das Märchen vom Menschenfresser, der getreue Eckart, der Rattenfänger, die Heiligen drei Könige. Daneben aber — und in dieser gesuchten Gegensätzlichkeit spiegelt sich wiederum der künstlerische Überzeugungskonflikt, den der Maler damals durchzumachen hatte — schuf er aus klassischen Reminiszenzen heraus Bilder wie das „Largo", eine musikalische Impression, und „Die Frau am Meer", gewissermaßen als Rache für die romantischen Phantasien, die Besitz von ihm ergriffen hatten. Man bemerke wohl: in den meisten dieser Bilder hat Schuster-Woldan einen bestimmten und schon häufiger behandelten Vorwurf gewählt und befand sich damit trotz allen Stimmungsmomenten in der Auffassung von vornherein im Gegensatz zu der durchgehenden Geschmacksrichtung seiner Kollegen, die mehr und mehr alles Gegenständliche und Traditionelle verwarfen. Trumpf war damals der frisch und flott hingestrichene Ausschnitt aus der Natur, und wer es unternahm, mit dem Pinsel etwas erzählen oder gar „dichten" zu wollen, durfte nur dann allenfalls auf Anerkennung hoffen, wenn er sich wenigstens in Anschauung und Technik zu der Mode des Tages bequemte oder — Ausländer war. So war es wenigstens damals in München. Ich selbst erinnere mich aus meinen ersten Münchner Studentenjahren, wie spärlich in den Sälen der jungen Malergeneration Bilder mythologischen, historischen oder erzählenden Inhalts vertreten waren, und wie sorgsam man sich hütete, stand man doch einmal davor, sein heimliches Gefallen daran den andern zu verraten. Solche Bilder mochten Defregger und Kaulbach weitermalen, die junge Generation, im Hochgefühl einer neuen Zeit, lächelte über sie und die alten Meister, die

Brücke zu ihnen war ja doch abgebrochen, eine mißverstehende Nachfolge hatte alles „verpatzt“. Wo jene klar und tief gewesen, waren die Maler von gestern schwarz und schwer geworden. Man machte nun aus der Not einfach eine Tugend, und da man keine Tiefen mehr malen konnte, ließ man sie weg und verdammte sie. Aber trotz Talent und Kraft fehlten der jungen Malerei — jeder Tag lehrte es deutlicher — die Vorbedingungen zum Bleibenden, vor allem die souveräne Herrschaft über das Handwerk. Was verstand man denn im Grunde eigentlich unter den „neuen Ausdrucksmitteln“? Doch nichts andres als das rücksichtslose und ungenierte Hantieren auf der Leinwand unter dem einseitigen Gesichtspunkt der Fernwirkung. So ging es sprungweise bis zum Impressionismus unsrer Tage.



Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Georg Schuster-Woldan: Knabenbildnis. (1911.)

Schuster-Woldan fühlte es: wollte er sich nur einigermaßen selber treu bleiben, mußte er sich von dieser Bewegung lösen. Die Folge war, daß er sich bald genug, wenn auch nicht vereinsamt, so doch in eine wenig erfreuliche Mittelstellung gedrängt sah. Besonders fühlbar wurde ihm diese Situation durch die Behandlung der Presse, die ihn etwa so lobte, wie man einen braven mittelmäßigen Schüler lobt, und gerade das völlig ignorierte, worauf sein Hauptehrgeiz stand: die malerische Seite seiner Arbeiten. Es war immer ein koloristisches Problem gewesen, dessen Bewältigung ihn reizte; der Natureindruck war ihm das Ursprüngliche, dann erst folgte die Phantasie. Dies war nicht anders geworden, hatte sich im Gegenteil nur noch mehr ausgeprägt, seit sich der Künstler in den bayrischen Vorbergen ein Bauernhaus gekauft hatte und nun dort viele Monate hindurch in völliger Einsamkeit hauste oder mit der Büchse durch die Wälder streifte. Die koloristischen Stimmungen, die seine Bilder aus der damaligen Zeit beherrschen, sind fast alle im Freien erlebt: in den „Heiligen drei Königen“ eine braungoldene Masse, zum Blauweiß des Schnees in der Winternacht gestimmt; im „Eckart“ eine Symphonie in Rot, roter Mantel auf dem roten Waldboden, als Gegensatz hierzu das gebrochene kühle Weiß der Kindergruppe, auf der die Lichter der Waldesdämmerung spielen; im „Rattenfänger“ ein reicheres Bukett von Farben, in dem die weißen Flecken die kompositionelle Wirkung machen. Viel Zeit wurde an jede dieser Arbeiten gesetzt; ein eiliges Herunterschreiben, wie's andre junge Künstler übten, war die-

sem nicht gegeben, dazu fehlte ihm die Routine. Die äußere Technik unsrer modernen Malerei freilich wäre für die koloristische Seite seiner Aufgabe wohl geeignet gewesen, aber unzureichend für die intime Durchbildung, ohne die er bei seinen Stoffen nicht auskam. So rang er bei jedem Bilde von neuem mit dem Handwerk, mußte es sich für jeden Stoff besonders erobern und schloß endlich ab, nicht weil das Bild, sondern weil er selbst „fertig" war, d. h. tief unbefriedigt: die Vollendung, die er so heiß erstrebt hatte, war nicht erreicht, und von der starken Wirkung, die man mit einem bewußten Opfer der formalen Durchbildung erreichen kann, war auch nichts zu sehen.

Da kam dem halb schon Verzweifelnden als erster Bote der Genesung die Erkenntnis seiner Grenzen und die Notwendigkeit, sich zu vertiefen. Vollends zur Gesundung führte aber erst die Kur, die die alten Meister an Schuster-Woldan vornahmen. Man muß wissen: er hatte im Gegensatz zu seinem Bruder mit dem klassischen Vornamen in seinen jungen Jahren mit deren Werken so gut wie nichts anzufangen gewußt. Auch seine Reisen in Italien blieben für sein Schaffen ohne fruchtbaren Einfluß. Kaum daß Stil und Größe der Alten eine scheue, kühle Bewunderung in ihm zurückgelassen hatten. Alles und jedes, meinte er, müßte von der Natur erst selbständig erobert werden — getreu Meister Dürers Mahnung: Die Kunst steckt in der Natur; wer sie herauszureißen vermag, der hat sie. Jetzt aber wurde dieser einstmalige Verächter der alten Meister durch die bittere Erkenntnis seiner Grenzen von selbst in ein Verhältnis zu ihnen gelockt, und dieses Verhältnis gestaltete sich von Jahr zu Jahr inniger und bewußter. Und auch den wachsenden Segen davon spürte er deutlich, fühlte, wie er in der tosenden Sturmflut der modernen Erscheinungen gerade da Halt und Frieden fand, wo er einstmals kalt vorübergegangen war. Zunächst freilich war noch ein Tropfen Wermut in dem Becher: wie früher in den modernen Ausstellungen, so holte sich der „Schüler der Alten" seinen Katzenjammer jetzt in den Galerien. Dann aber wurde der Kopf klarer, der Schritt sicherer, der Gang zielgewisser und selbstbewußter. Der Mut zur Kritik und zur entschlossenen Ablehnung des seiner Art Fremden fand sich ein. Die schreiende Betonung der „künstlerischen Handschrift", die Pinselgymnastik, die Farbe ohne Form — gegen das alles lehnte sich der erstarkte Charakter des nunmehr in die Mitte der Dreißiger gekommenen auf, und er wußte jetzt bestimmt, daß es für ihn nur einen Weg gab: das Streben nach Verinnerlichung. Die Natur dieses Strebens aber forderte zugleich eine Beschränkung in der Wahl der Motive, die großen Leinwandflächen machten bescheideneren Vorwürfen Platz, und so wurde der frühere Maler ausgedehnter Märchen- und Sagenszenen von selbst zum Bildnis geführt, insbesondere zum **Kinderbildnis**.

Damit sind wir wieder dort angelangt, von wo wir in Anlehnung an ein Selbstbekenntnis des Künstlers ausgegangen sind, bei seinem Ideal, einen Menschen, vornehmlich ein Kind so auf die Leinwand zu bringen, wie sie sich nicht nur dem Auge, sondern der Seele darstellen, das Äußerliche und Zufällige untergehen zu lassen in dem Bedeutsamen und Bleibenden. Seine liebevollen Studien der Koloristik kamen ihm dabei trefflich zustatten. Denn wie die meisten Frauengesichter, so werden erst recht fast alle Kindergesichter vornehmlich durch ihren koloristischen Gehalt gekennzeichnet. Anfangs brauchte Schuster-Woldan für seine Kindermodelle noch allerhand genrehafte Requisiten: ein großes Malbuch, einen Sonnenschirm, eine Gitarre, ein weißes Kaninchen, ein Schaukelpferd, ein Rakett oder einen Blumenstrauß, dann tut es allein der natürlichste Gefährte des Kindes, die Puppe, und endlich können die Bildnisse auch dieser dekorativen Krücke entraten, um sich ganz frei und selbständig so zu geben, wie der oder die Porträtierte im Leben ist.

Wir möchten, bis hierher durch des Künstlers eigne Aufzeichnungen geleitet und beraten, es uns versagen, auch zu diesen Bildnissen noch pedantische Kommentare zu schreiben. Die Abbildungen sollen vielmehr für sich selbst reden. Und jeder mag daran nach seinem eignen Geschmack und Urteil nachprüfen, ob wir recht oder unrecht haben, wenn wir diesen heute achtundvierzig Jahre alten Künstler, der erst nach langem Irren und Sichmühen den ihm gemäßen Weg gefunden hat, zu den geschmackvollsten und feinsinnigsten Kindermalern zählen, die uns die Kunst der letzten Jahrzehnte vergönnt hat.




Aus Briefen J. V. Widmanns

Mitgeteilt von Alfred Beetschen

Josef Viktor Widmann gehörte zu den gewissenhaftesten Briefschreibern, die mir je begegnet sind.

Als ich noch in meiner Vaterstadt Bern weilte und meinen Studien oblag, die mich erst zur Musik, dann zur Journalistik führten, kam ich mit dem gefürchteten Kritiker des „Bund“, dessen sich auch äußerlich originell gebende Persönlichkeit jedem Kind bekannt war, verhältnismäßig wenig in Berührung. Erst später, als ich in St. Gallen, Basel und Zürich, später in Deutschland (München, Chemnitz, Berlin usw.) tätig war und anfangs der neunziger Jahre die Feuilletonredaktion der „Basler Nachrichten“, an welchem Blatt vorher auch Karl Spitteler eine Zeitlang tätig gewesen, innehatte, brachten kollegiale Interessen uns einander näher.

Aus diesen Jahren bewahre ich eine stattliche Anzahl Briefe und launige Karten vom Dichter der Maikäferkomödie, in denen das impulsive, seine ureigenste österreichische Heimat nicht verleugnende Naturell Widmanns mit greifbarer Deutlichkeit sich widerspiegelt. Wenn es zutrifft, wie unlängst im Berner „Bund“ behauptet worden, daß man das Andenken des Verstorbenen nicht pietätvoller ehren könne als mit der Veröffentlichung von Briefen aus seiner Feder, so möchte ich versuchen, hier das Meinige zu einer solchen Ehrung beizutragen. Daß dabei auch gelegentlich, mehr als mir lieb sein kann, vom Adressaten die Rede ist, läßt sich trotz Ausschaltung ausschließlich privater Angelegenheiten nicht ganz vermeiden. So möchte ich denn an dieser Stelle — vorläufig einmal — die zahlreichen Verehrer J. V. Widmanns besonders in solche Briefe aus seiner rastlosen Feder Einblicke tun lassen, in denen weniger von persönlichen als von literarischen und musikalischen Dingen die Rede ist, in allgemein interessierende Mitteilungen, in denen der Librettist von Hermann Götzens Oper „Der Widerspenstigen Zähmung“ sich vor dem jüngeren Kollegen über moderne Operntexte und dergleichen vernehmen läßt. Auch über Widmanns Beethovenschicksal, sein mit dem Alter zunehmendes hartnäckiges Gehörleiden, geben diese Blätter authentischen Aufschluß.

Daß auch Joh. Brahms gelegentlich erwähnt wird, wird niemand wundern, hat doch Brahms im Leben des Schweizer Poeten und „Bund“-Redakteurs keine kleine Freundesrolle gespielt.

So erhielt ich seinerzeit, als unser Briefwechsel noch in den Kinderschuhen steckte, von Widmann folgende Zuschrift:



Phot. E. Vollenweider, Bern.

J. V. Widmann.

Bern, 11. Dezember 1892.

Werter Herr!

Nun habe ich gestern doch eigens für Ihr projektiertes Buch ein Gedicht geschrieben, welches den Titel tragen soll: „Die Thunersonate von Johannes Brahms (Opus 100).“ Das Spiel dieser herrlichen, von Brahms in Thun komponierten Violinsonate gab mir das Gedicht ein, das durch lokales Kolorit vom See und den Bergen und durch die Beziehung auf die alten Minnesänger jener Gegend recht schweizerisch

und doch auch allgemein verständlich ist. Es hat elf sechszeilige Strophen, also sechsundsechzig Verse. Bis wann soll ich es Ihnen schicken? Und wann und bei welchem Verleger erscheint die Sammlung?* Könnte man allenfalls über dem Gedicht in Notenschrift ein kurzes Thema der Sonate (drei bis vier Takte) anbringen?

Mit freundlichem Gruß

Ihr J. V. Widmann.

Eine wenig heitere Stimmung spiegelt der nachstehende, vom 23. September 1896 datierte Brief wider, in dem der Dichter sein in bedauerlicher Weise überhandnehmendes Gehörleiden schildert:

Geehrter Herr Beetschen!

Vor meiner Bergreise war ich recht abgespannt und ließ daher manches freundliche Briefchen, so auch Ihre Postkarte, unbeantwortet. Jetzt befinde ich mich wohl und gekräftigt. Nur mit den Ohren steht es böse. Die Schwerhörigkeit nimmt zu. Daneben in bezug auf Musik eine Falschhörigkeit, die mich — wenigstens für diesen Winter und wahrscheinlich für immer — von allen Konzerten, Opern usw. ausschließt. Die mittleren Oktaven klingen mir durchweg einen Ton zu hoch, während die unterste und die Diskantlage einstweilen noch normal tönen. Ein Chor, ein Orchester bieten mir also nur noch ein scheußliches Chaos.

Schade, daß Sie nicht in Bern sind, ich würde Ihnen gern die Konzerte und Opernreferate übergeben haben, für die ich nicht leicht einen guten Berichterstatter finde. Meine gänzliche Unfähigkeit, Musik zu hören, entdeckte ich bei der Leichenfeier für meinen armen Enkel Ferdinand Vetter in der Aula des Gymnasiums. Man sang unter Munzingers Leitung Strophen aus Schumanns Requiem für Mignon; es soll sehr schön geklungen haben. Für mich war es ein abscheuliches Durcheinander und geradezu schmerzlich. Zum Glück beeinflußt dieses Übel — eine Tubaverengerung mit Trommelfellveränderungen — mein Totalbefinden nicht stark, doch meide ich, auch abgesehen von Musik, größere Versammlungen, habe daher den famosen General Booth* nicht sprechen gehört. Ihr Gedicht auf ihn hat selbstverständlich meinen größten Beifall; es hat ungemein kräftige Ausdrücke und einen flotten Zug.

Mit freundlichem Gruß, auch an Ihre liebe Frau, Ihr J. V. Widmann.

Kleine Aufmerksamkeiten, Mitteilungen von Dingen, die Widmanns eigne Werke betrafen und ihm eine gute Stunde bereiteten, fanden bei dem äußerst feinfühligen Kollegen ein sofortiges, dankbares Echo. So erhielt ich einmal folgende Zeilen von seiner Hand:

Bern, 13. Dezember 1895.

Werter Herr Beetschen!

Ihr fröhliches und reizendes Gedicht über den „Bin"** habe ich bei Tisch laut vorgelesen, so daß auch der Zeichner*** seine Freude daran hatte, wie auch meine andern Familiengenossen. Fände Poeterei immer ein solches Echo! Ich meine nicht, daß wir Poeten beanspruchen würden, den Reflex in so schönen Versen wiederzuerhalten, aber daß bei den Lesern solche Stimmung geweckt würde, das zu wissen wäre erfreulich. Haben Sie schönsten Dank für so gute Aufnahme der kleinen Dichtung. Und daß Sie nicht wie Faust in jedem Weib Helenen sehen, hätte Ihnen dieser

Dr. J. V. Widmann

auch ohne ausdrückliche Versicherung geglaubt, da Sie ja schon Ihre Helena glücklich eingeheimst haben, womit ich Sie weder zum Menelaus noch zum Paris machen will.

Mit bestem Gruß Ihr J. V. W.

Ott liegt seit Wochen krank.

Diese Postskriptumzeile läßt die Erinnerung in mir wachwerden, daß Widmann und Arnold Ott, der aus Schaffhausen stammende Verfasser des großen Schweizer-Festspiels „Karl der Kühne und die Eidgenossen", sich später leider persönlich entfremdet wurden. Sie, die zwei einzigen Schweizer Autoren, die bisher an der Bühne des Herzogs von Meiningen mit eignen Dramen zum Wort gelangt waren.

* Es handelte sich um die 1896 in Zürich bei Schröter erschienene Anthologie „Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung". Mit Beiträgen von O. J. Bierbaum, Karl Henckell u. a.

* Von der Heilsarmee. ** „Bin, der Schwärmer". Ein Idyll. (Ersch. 1895.) *** Der jüngere Sohn des Dichters, der Maler Fritz Widmann.

Georg Schuster-Woldan: Kinderbildnis.

Zu dem Aufsatz „Ein Kindermaler der Gegenwart“ von Ernst Warburg.

Widmann, der Dr. Otts hartkantige Persönlichkeit, wie er mir selbst mitteilte, als „Arzt" in seiner epischen Dichtung „Die Königsbraut" festgehalten hat, klagte wiederholt über die Nervosität des ihm im Tode vorangegangenen Kollegen. So schrieb er mir einmal: „Mich wundert nur, daß Ott nach mir fragte, da wir unsre Beziehungen aufgegeben haben. Verstehen Sie aber recht: ich habe nichts gegen Ott, als daß mir seine krankhafte Nervosität den persönlichen Umgang mit ihm auf die Dauer unmöglich macht. Es machte mich zuletzt ordentlich krank, mit ihm zu verkehren. Die Achtung aber vor seinem großen dramatischen Talent wird hierdurch nicht beeinflußt."

Meister Ott, seines Zeichens Augen- und Ohrenarzt, in Luzern wohnend, war nun allerdings mitunter seinen Freunden gegenüber recht freigebig mit „goldenen Rücksichtslosigkeiten" und nahm kein Blatt vor den Mund, so daß es zu begreifen ist, wenn der sensible und selbst von Nervosität nicht freie Dr. Widmann diesem oft allzu „urchig" sich gebenden Landsmann aus dem Wege gegangen ist. Ich selber habe unvergeßlich schöne Stunden mit Dr. Ott verlebt und hatte mich mit seiner bärbeißigen Eigenart schon so vertraut gemacht, daß ich es ihm nicht weiter übelnahm, wenn er mir gelegentlich eine „Kerl!" oder „Lieber Verslump!" überschriebene Postkarte schickte, deren Anrede mit dem übrigen Inhalt meist aufs ergötzlichste kontrastierte.

Aus dem Jahre 1894 bewahre ich folgende Zeilen, die Widmann mir nach Berlin geschrieben hat:

Werter Herr Beetschen!

Sie sind der erste, welcher mein „Jung und Alt" mit einer Rezension begrüßt hat (wenigstens, soweit mir bekannt). Und Sie haben es in einem sehr hübschen, liebenswürdigen Artikel getan, für den ich Ihnen herzlich danke. Es freute mich besonders, daß Sie das Nachspiel hervorhoben. Die darin waltende Resignation beruht übrigens weniger auf einem Gefühl des Alterns als der Überarbeitung. Die Bewältigung des literarischen Materials, das mir fortwährend zuströmt, fängt an, mich zu erschöpfen. Es ist einzig die Rücksicht auf zwei noch nicht selbständig gewordene Kinder, was mich noch bei der Redaktion zurückhält. Sonst würde ich mich jetzt auf ein stilles Dorf im Oberland* zurückziehen und den Rest meiner Jahre der Ausarbeitung von Entwürfen (auch dramatischen) widmen, zu denen der zerstreuende und aushöhlende Journalistenberuf mich kaum gelangen läßt.

Mit bestem Gruß

Ihr J. V. Widmann.

Über Operndichtungen läßt sich der erfolgreiche und feinsinnige Mitarbeiter des Komponisten Herm. Götz in den an mich gerichteten Briefen wiederholt vernehmen: „Daß Sie Operntexte schreiben wollen, scheint mir sehr vernünftig. Als Musiker und lyrischer Dichter sind Sie hierzu ganz besonders gut veranlagt. Es muß nur noch ein gewisser sicherer Blick fürs Dramatische und einiges praktisches Theatergeschick dazukommen. Hier fehlt es noch, sonst würden Sie nicht an C. F. Meyers ‚Richterin' und vollends an meinen ‚Redakteur' denken. Die ‚Richterin', wie großartig sie als Novelle ist, würde ein schwülstig romantisches und durchaus nicht zum Gesang einladendes Libretto abgeben;** sie hat zu dickflüssiges Blut in den Adern. In diesen letzten Jahreswochen drängt sich alles, und ich staune eigentlich, daß ich es möglich gemacht habe, in diesen arbeitsvollen Tagen diesen Brief an Sie zu schreiben. Grüßen Sie Spitteler, wenn Sie ihn in St. Gallen sehen.

In freundschaftlicher Gesinnung

J. V. Widmann."

Als ich mich einmal um eine Feuilletonredakteurstelle beworben und dazu auch J. V. Widmanns Empfehlung erhalten hatte, meinte er scherzend in einer Zuschrift vom 15. November 1892, so ein Posten sei nun allerdings keine Anstellung als lyrischer Harfner, wie David bei König Saul gehabt habe.

„Und doch", fuhr er fort, „ist sie das in gewissem Sinne. Wir **Feuilletonredakteure müssen mit unserm Saitenspiel dem Tyrannen Publikum die Grillen vertreiben, und daß es dafür gelegentlich den Spieß** nach uns wirft,

* Gemeint ist das Berner Oberland.

** C. F. Meyers „Richterin" ist meines Wissens zweimal als Oper bearbeitet worden. Allerdings mit einem Erfolg ziemlich negativer Art, so daß ich es nicht bereute, Widmanns Wink beherzigt und dem Drängen eines auf diesen Stoff versessenen Komponisten widerstanden zu haben.

wer wüßte das nicht! Das gäbe auch ein literarisches Gleichnis."

Zum Schluß noch ein Erinnerungsblatt aus Widmanns glücklichen Meininger Tagen:

Bern, den 17. November 1893.

Werter Herr Beetschen!

Wie freundlich von Ihnen, mir ein Glückwunschtelegramm zu schicken! Die Depesche reiste mir nach über Eisenach; in Meiningen bekam ich sie, wo ich bei dem mir so wohlgesinnten Herzog ein wenig ausruhte von dem Sturm, den mein Stück* in einem Teil der Berliner Presse gegen mich heraufbeschworen hatte.

Ich kann übrigens nicht behaupten, daß mich diese Angriffe stark aufgeregt hätten; stand ihnen doch — abgesehen von freundlichen Zeitungsstimmen — die sehr günstige Aufnahme gegenüber, die mein Stück beim Publikum fand und nun seither fast jeden Abend findet. Denn die Wiederholungen folgen sich sehr rasch; heute ist schon die fünfte. Ich hatte selbst nicht gehofft, daß die sehr kritischen Berliner so auf meine Intentionen eingehen würden, wie sie es im Theater tatsächlich taten. Und noch jetzt bin ich der Ansicht, daß mein Stück immerhin vor einem andern Publikum besser am Platze wäre; ich denke an etwas kleinere Städte, in denen sich der Mensch sein Gemütsleben harmloser bewahrt und weniger starke Reizungen sucht, daher auch für eine Poesie empfänglich bleibt, die mit milderen Mitteln zu wirken sucht. Natürlich müssen aber solche Städte gute Bühnen haben; daher werden die kleineren Hoftheater Deutschlands (Weimar z. B.) der richtigste Boden für mein Stück bleiben, das ja auch für ein solches Theater ursprünglich gedacht war.

Ich habe in Meiningen recht interessante Tage verlebt, indem gerade Paul Lindaus Stück „Der Andre" dort aufgeführt wurde und ich also diesen etwas abenteuerlichen Journalisten großen Stils einmal in der Nähe sah. Auch den sehr feingebildeten Erbprinzen, der deutsche Dramen ins Neugriechische übersetzt, und seine Gemahlin, die Schwester des deutschen Kaisers, persönlich kennen zu lernen, war mir natürlich angenehm. Andern Tags fuhr ich dann noch mit dem Herzog und seiner Gemahlin auf ihr schönes Schloß Altenstein, das überm nebelbedeckten Werratal sonnig dalag wie eine glückliche Insel.

In Basel wird mein Stück hoffentlich erst nach Neujahr drankommen. Ich könnte vor Neujahr nicht mehr zu den Proben, woran mir doch viel liegt, da ich gerade von Barnays Auffassung manches lernte. Er ließ den zweiten und dritten Akt in einem sehr raschen Tempo spielen, wodurch das Traumartige besser charakterisiert wird. Auch machte er ein paar geschickte Kürzungen. Sie sehen an der Ausführlichkeit dieser plaudernden Zeilen, wie sehr mich Ihr telegraphischer Gruß gefreut hat; denn eigentlich habe ich dermalen zum Korrespondieren keine Zeit.

Freundlich grüßend

Ihr J. V. Widmann.

* Das Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse".

Für J. V. Widmanns liebenswürdige Kollegialität in rein literarischen Angelegenheiten legen die folgenden Zeilen beredtes Zeugnis ab:

Bern, den 27. Januar 1895.

Werter Herr Beetschen!

Freundlichen Dank für den geschriebenen und den gedruckten Bericht über die Götzsche Oper.* In letzterem bedienen Sie sich einmal der Form „bevorstund". In meiner „Patrizierin"** (und früher) schrieb ich auch immer „stund" statt „stand". Da hoben zwei Rezensionen in deutschen Blättern diese Umlautform als veraltet, unmodern, nicht recht schriftdeutsch hervor. Ich wußte nun zwar, daß sie korrekt ist und so berechtigt wie „stand". Aber ich sagte mir: Wenn das große Deutschland diese Form als ungewöhnlich empfindet, so ist es doch ratsam, sie aufzugeben, obschon sie in der Schweiz gang und gäbe ist. An Ihrer Stelle würde ich sie ebenfalls aufgeben; für die Zeitung ist es zwar gleichgültig, aber, indem man es auch in den täglichen Artikeln sich abgewöhnt, braucht man dann bei Gedichten u. dgl. sich nicht erst Zwang anzutun. Nehmen Sie diesen Freundesrat in einer sehr kleinen Sache als Dankesbezeugung für Ihre freundlichen Mitteilungen.

Mit bestem Gruß

Ihr J. V. Widmann.

* Nach einer Neueinstudierung von „Der Widerspenstigen Zähmung" in Basel.

** Berner Novelle (neu erschienen bei A. Francke, Bern).



Die Herzogin von Armignak

Ballade von Rolf Brandt

Die Spätsommerwolken, die langsam gehn,
Gewaltig, grauweiß ob dem Schlosse stehn,
Wie ein Riesengeschick, das in Lüften webt,
Wie ein Grausen, davor noch ein Vorhang schwebt.

Des Herzogs Fuß, von Eisen umklirrt,
Auf des Teppichs Samt unhörbar wird —
Herzog Heinrich ritt aus dem Glanz der Schlacht,
Weil sein jüngster Fähnrich so frech gelacht,
Weil sein alter Hauptmann zur Seite spie,
Da als Feldgeschrei man „Frau Berta!" schrie — —
Der Herzog tritt in der Fraue Gemach,
Um zu hören mit eigenem Ohre die Schmach,
Er tritt an die Bettstatt im dämmernden Raum,
Da flüstert „Jeannot!" die Frau heiß im Traum.
Es klirrte die Rüstung. Er sprach kein Wort.
Sie fuhr aus den Laken. Da schritt er fort.

Im Hofe streifte die Dogge Ischdien,
Sprang freudig hoch zu des Herzogs Knien.
Das fröhliche Bellen ward winselndes Schrein.
„Dich würg' ich zuerst, du ließest ihn ein!"
Es dröhnte sein Ruf durch das Hoftor schwer:
„Hellebardiere und Leibschützen her!"

„Niemand verläßt dies Haus von Stund',
Er sei denn erdrosselt und starr wie der Hund.
Tritt jemand ein durch das eiserne Tor,
Fährt jach in die Brust ihm das Bolzenrohr.
Hauptmann, es gilt um Ehre und Sein:
Geht niemand hinaus, geht niemand hinein!
Hier an der Schwelle der Tod, wem es sei!
Nur die Herzogin geht vorüber hier frei.
Doch folgt eine Wache, und folgt ihr dicht,
Es stirbt, mit wem die Herzogin spricht.
Und stammelt sie selbst einen halben Laut,
Kameraden, wir sind im Felde ergraut,
Kameraden, ich war euch oft Freund in der Not,
Und zielt mir gut! Dann trifft sie der Tod!"

Ward weiß wie der Schnee in Dezembernacht
Frau Berta, als man ihr die Botschaft gebracht.
Sie rang die silbernen Hände sich wund
Und biß sich blutig den schönen Mund.



„Nun stirbt er! Marie, daß dies geschieht!
Er war wie ein atmendes Liebeslied.
Ich muß ihn retten, und was auch droht!
Wie warm ist das Leben, wie kalt ist der Tod!"

Sie schritt durchs Tor in den sinkenden Tag,
Der wie letzter Gruß auf dem Domturm lag.
Als mit sanftem Rauschen der Abend kam,
Lag sie betend auf Knien in Notre-Dame.
Ihr Herz war sündig, und was sie schrie,
Drang nicht zu den Ohren der güt'gen Marie.

Und wie sie sich wendet in Schmerzen zurück,
Da fühlt es Frau Berta wie brennenden Blick.
Das zwingt sie, das faßt sie, sie blickt nach der Wand,
Da lehnt rank am Pfeiler ein blühender Fant.
Und als sie ihn sieht mit auflebendem Sinn:
„So stirbt der für jenen!" zuckt's jäh durch sie hin.

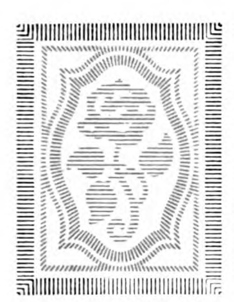
Ihr Blick brennt wie Küsse. Die Lippe bleibt stumm.
Ihr Schritt ist Versprechen. Sie wendet sich um.
Der Junker fühlt, wie sein Blut hell singt,
Wie fremde Süße die Glieder durchdringt,
Und er folgt ihr selig. Sie lächelt leis
Und denkt im Schreiten: „Das ist der Preis!"
Als sie bebend vor dem Palasttor steht,
Sie langsam das schöne Antlitz dreht.
Blick saugt sich in Blick. Da schreitet er vor,
Da klirrt der Bolzen der Wache am Tor.
Sein sonniges Auge sieht purpurne Nacht.
Ein letztes Grüßen ... sein Mund noch lacht:
„Du!"
        Wie seine Lippe im Tode blaßt,
Da hält ihn Frau Berta stark umfaßt.
„Ich liebe dich, dich in Not und Qual!"

Und ihr weißer Leib zuckt unter dem Stahl.

Der Herzog ritt zehn Rosse zuschand',
Zu entreiten dem Bild, das vor ihm stand.
Sein Heldenschwert trank nie Blut genug.
Das fühlte Burgund, das er zwölfmal schlug,
Doch im tollsten Schlachtrausch war es ihm nah,
Daß er Liebe bei Liebe gebettet sah.

Die Spätsommerwolken hat Nachtwind verweht,
Ein Sternenheer am Herbsthimmel steht.
Das leuchtet und flammt in himmlischer Huld ...
Im Ewigen löst sich auch Schicksal und Schuld.






Die Könige und die Kärrner

Roman von Carry Brachvogel

IV

Durch das Dorf glitt schon die Dämmerung auf müden Sohlen hin, aber droben auf den Höhen lag noch die Sonne, ließ die Wiesen hell erglänzen und warf bläulichen Dunst um die düsteren Häupter der Tannen und Föhren. Anna saß auf einer Bank, die einsam auf einer steilen Waldlichtung stand. Eine alte Buche spannte ihr Blätterdach hoch und breit darüber aus, eine rote Markierung und eine hölzerne Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger wiesen den Weg bergan, der über verstreut liegende Gehöfte und Einöden den Waldkamm überkletterte, um sich jenseits nach dem Tal zu senken. Die Markierung war verblaßt, die Holzhand von Sturm und Regen fast unkenntlich gemacht, und kein Mensch dachte daran, sie wieder aufzufrischen. Der Weg hier war längst überholt von einem neuen Sträßchen, das vor etwa zwei Jahren gebaut worden und weniger steil, aber reicher an Aussicht war als der alte Weg; so kamen immer weniger Leute, die die verblichene Markierung und die verwitterte Hand um Rat fragten. Jetzt gar, im Dämmerschein, konnte man hier der Einsamkeit sicher sein.

Darum saß Anna ruhig, fast behaglich und wartete auf Stauffer. Sie streckte die gekreuzten Beine weit vor, verschlang auf der Lehne die Arme hinter dem Kopf und schaute in den Himmel hinauf. Vor ihr lag ein breiter Sonnenstreif, aus den Zweigen der Buchen rief ein Vogel in kurzen Absätzen eine zärtliche Frage in den Wald hinein, und leise, zärtlich klang Antwort zurück.

Eine Weile genoß das Mädchen den Waldesfrieden. Sie öffnete und schloß abwechselnd die Augen, holte tief Atem und rekelte sich behaglich. Lange dauerte es nicht. Mit einem Ruck setzte sie sich gerade, zog die Uhr aus dem Gürtel, und ihr Gesicht wurde bö[se]. Um sechs Uhr wollte er kommen, und es waren jetzt schon zehn Minuten darüber. [S]ie steckte die Uhr wieder ein, ballte und spreizte ein paarmal die Finger, biß bald die Ober-, bald die Unterlippe. Das war jetzt eine Gewohnheit von ihm, sich immer zu verspäten, sie immer warten zu lassen, wo er doch wußte, daß sie es in den Tod haßte, warten zu müssen! Früher war das nie vorgekommen, im Gegenteil, da war er so überpünktlich gewesen, daß es immer aussah, als ob sie zu spät dran wäre. Jetzt aber, seit die Geschichte mit dem neuen Bad angefangen hatte, war er verwandelt. Immerfort lief er jetzt auf das Schloß oder kam davon her, hatte Besprechungen, Abmachungen, saß über Fachschriften und Broschüren, unternahm wohl auch kurze Reisen nach großen Bädern, um sich über solchen Betrieb genau zu informieren. Er vergaß jetzt wahrhaftig manchmal über Zukunftsplänen und Zukunftsarbeit, daß seine junge Geliebte auf ihn wartete.

Es war schon zwanzig Minuten über sechs, als er eilig, mit gerötetem Gesicht auf dem steilen Anstieg zur Bank erschien. Sobald er ihrer ansichtig wurde, schwenkte er grüßend und lachend den Hut.

Sie setzte sich steif auf und empfing ihn sehr ungnädig: „Du hast wohl geschlafen, mein Lieber? Oder bist du schwerhörig geworden, daß du die Uhr nicht mehr schlagen hörst?"

Er lief auf die Bank zu, warf Hut und Stock ins Gras, faßte die Hände des Mädchens und drückte sie an seine Brust. „Nicht böse sein, Schatz! Es ist scheußlich von mir, daß ich mich schon wieder verspätet habe, aber siehst du, es geht eben jetzt so. Gerad' um fünf Uhr läßt mich der Baron noch für einen Augenblick bitten; na, du weißt ja, daß solche Augenblicke immer eine Stunde dauern ..."

Sie zog ihre Hände zurück, kreuzte die Arme unter der Brust und sah, zwei Falten über der Nasenwurzel, mit bösem Blick geradeaus. „Meinetwegen hätt'st gleich bei ihm bleiben können!"

Er setzte sich neben sie, legte leise die Arme um ihre Schultern und ihre Brust. „Geh, Mäderl, sei lieb und mach' kein so zorniges Gesicht!"

„Ja, natürlich, ich werd' auch noch freundlich sein, wenn du mich wegen dem verflixten



Bad dasitzen und warten läßt! Das Bad und der Baron, der Baron und das Bad, was andres gibt's für dich überhaupt nicht mehr!"

Er hatte gar nicht auf ihre Worte geachtet, zog sie nur immer fester an sich. Sein rechter Arm lag um ihre Taille, mit der linken Hand ergriff er ihr Gesicht, hob es ein wenig zu sich empor, küßte ihren Mund leidenschaftlich, viele Male nacheinander.

Dann saßen sie wieder auf der Bank wie vernünftige Leute und redeten. Anna fragte, was der Baron gewollt habe, wie es überhaupt mit dem Bad ginge und noch dies und jenes, was in Beziehung stand zu Stauffers künftigem Amt. Sie tat solche Fragen, weil sie wußte, daß sie ihn freuten, aber der Ton, in dem sie sie stellte, war spitz, und man konnte ihm anmerken, daß er aus keinem guten Herzen kam. Stauffer aber merkte es nicht, denn er war ganz erfüllt von der verantwortungsvollen und reichen Tätigkeit, die seiner harrte und die seine Existenz in mehr als einer Hinsicht umgestalten sollte. Wie Anna jetzt fragte, ging ihm das Herz auf, und er erzählte mit leuchtenden Augen und einem köstlichen kleinen Zukunftsfieber, wie ganz anders sein Leben in ein oder zwei Jahren, sobald das Bad eröffnet war, sein würde. Sprach von der hübschen Doktorwohnung, die in einem Nebenflügel für ihn gebaut wurde, von dem ansehnlichen Fixum, das ihm der Baron bezahlen wollte, von den wundervollen therapeutischen Einrichtungen, die geplant waren und alles übertreffen sollten, was andre Moorbäder boten; und wie er dann Tag und Nacht Arbeit haben würde, Arbeit und immer wieder Arbeit. Der ganze Mensch strahlte, wenn er von diesem künftigen Tagewerk sprach.

Anna sah ihn an, und ihre Lippen fingen an zu zucken. Sie kreuzte die Arme wieder unter der Brust und sah geradeaus. In ihr bohrte und fraß der Huirasstolz, die Huirasangst. Bis jetzt war sie diesem Manne ein und alles gewesen, seine Liebste, seine Freude, der Zweck seines Lebens. Ihre Hand hatte ihm alles gegeben, und wie eine Gnade hatte er's betrachtet, daß diese Hand, die Hand einer Huiras, sich ihm so gnadenreich erwies. Jetzt trat noch etwas andres in das Leben dieses Mannes, etwas, das ihn von ihr fortleitete, sie beiseiteschob. Heute nur für Minuten, für Viertelstunden, morgen vielleicht noch länger, noch viel länger. Noch eine andre Hand als die ihre streckte sich jetzt diesem Manne schenkend entgegen, schenkte Dinge, die wohl nicht so süß waren wie die Liebe, aber eines Mannes Herz zufrieden und stolz machen, daß es die Liebe nicht mehr als den ersten und einzigen Wert achten mag. Klein und arm war Stauffer bisher vor ihr gestanden, nun kam der Baron und führte ihn an einen Platz, an dem er weithin sichtbar schaffen und sich betätigen durfte. Für den simplen Landarzt war Anna Huiras eine Fee gewesen; würde sie es auch für den Kurarzt eines großen Bades bleiben, dem elegante Mondänen in verführerischer Hilflosigkeit erschienen, ihn in den zartesten Geheimnissen ihres Körpers und ihrer Seele um Rat fragen würden? Anna hätte aufschreien mögen vor Zorn. Sie haßte das neue Bad, wie ihr Vater es haßte, denn wie ihr Vater fühlte sie, daß es ihnen allen die Quelle bedrohte, aus der ihr Wesen seine Kraft trank. Es war ihr eine Freude, von dem neuen Bad wegwerfend oder höhnisch zu sprechen, und mehr noch als früher reizte es sie, Stauffer so zu verletzen, zu quälen und zu demütigen.

Sie zuckte die Achseln, warf die Lippen auf: „Das kann ja erst nett werden, wenn die Herrlichkeit da draußen einmal losgeht! Wenn die überspannten Fürstinnen und Prinzessinnen ankommen! Da läßt du mich dann wahrscheinlich zwei Stunden lang warten oder brauchst überhaupt deine ganze Zeit für die verrückten Damen."

Ihr Ton verletzte ihn, aber er meinte dennoch eifernde Liebe darin zu spüren und sagte aufrichtig: „Anna, müssen wir denn jedesmal mit einer Szene auseinandergehen? Können wir denn gar nicht mehr beisammen sein, ohne zu streiten?"

„Ich hab' nicht ang'fangen."

„Gleichviel, wer angefangen hat! Fühlst du denn nicht auch, wie schrecklich es ist, daß zwei Menschen, die einander so liebhaben wie wir, nicht eher Ruhe geben können, bis sie den andern in Wut und Erbitterung gebracht haben?"

Sie lachte höhnisch auf, warf ihm die Worte scharf betont ins Gesicht, daß jedes einzelne stach wie spitze Schneekristalle: „Ich bin gar nicht wütend! Ich bin gar nicht erbittert! Aber du, du kommst ja außer Rand und Band, sobald man von deinem geheiligten Moorbad spricht! Bei jeder harm-



losen Bemerkung, die man macht, fährst du aus dem Häuschen! Eigentlich sollte man jetzt gar nichts andres mehr tun, als immerfort in Bewunderung vor dir und der ganzen verrückten Wirtschaft knien!"

„Anna, du weißt nicht mehr, was du redest. Ich rechne auch gar nicht mit dir und will mir's nicht merken. Aber eins merk' ich deutlich, hab' es noch immer bemerkt, sooft wir auf das Moorbad zu sprechen kommen: du mißgönnst mir das bißchen Glück, das ich da draußen finden soll."

Eine Sekunde lang schwieg sie, kam sich wie ertappt vor, wurde rot und verlegen, trumpfte dann aber gleich auf: „Ich mißgönn' dir das bissel Glück?! Du lieber Gott, ist's denn so was Großes? Ich stell' mir das gar nicht so schön vor, der Hanswurst zu sein für jeden, der zahlen kann —"

„Es gibt Schlimmeres!"

„So, zum Beispiel?"

„Der Hanswurst einer brutalen Frau zu sein!"

Sie sprang auf und funkelte ihn aus bösen Augen an. „Wenn ich dir zu brutal bin, dann brauchst dich nicht mehr um mich zu kümmern! Adieu!"

Ohne sich umzusehen, lief sie den steilen Weg flink hinunter, daß die Steinchen erschreckt vor ihrem zornigen Eilschritt beiseitesprangen. Einmal stolperte sie und wäre beinohe hingefallen, aber sie hielt sich noch, und bald war ihr blaues Kleid Stauffers Blick entschwunden.

Er blieb ruhig sitzen und sah ihr nach. Er hatte keinen Versuch gemacht, sie zurückzuhalten noch ihr beizuspringen, als sie strauchelte. Er wußte schon, daß sie morgen wieder da sein, daß morgen dieselbe Szene sich abspielen würde wie heute, wie gestern, wie an unzähligen Tagen. Er sah ihr nach, ohne Wunsch und ohne Groll; sie war, wie sie war, und wer sie so nicht nehmen konnte, der mußte sie lassen. Leise stieg es in ihm auf: „Könnt' ich sie doch endlich lassen!" Und gleich darauf fiel es ihn wie Erschrecken an, als ob die Erde für ihn ausgestorben wäre, wenn das blaue Mädchenkleid nicht mehr in sein Leben hineinflattern sollte.

Als der Sommer so hoch stand, daß er schon wieder ans Abwärtsschreiten denken mußte, und die Erntezeit begann, hatten Jakob und Andreas Huiras nochmals ein kurzes, aber heftiges Gespräch. Zum erstenmal spürten sie so etwas wie Leutenot, denn gar zu viele Hände waren beim Neubau oder dessen gärtnerischen Anlagen beschäftigt.

Andreas sagte: „Es hilft alles nichts, wir müssen die Löhne in die Höhe rücken, sonst bleibt uns das Getreide unter freiem Himmel liegen."

Jakob Huiras brauste aber gleich auf. Das könnte ihm gerade noch einfallen, den Leuten ohne jeden Grund das Geld in den Rachen zu werfen! Immer waren sie mit ihrem Lohn zufrieden gewesen, und jetzt auf einmal sollt's anders sein, nur weil der Malefizbaron besser zahlte! Kreuzhimmeldonnerwetter, er, Jakob Huiras, hatte es doch nicht nötig, sich von dem Vorschriften machen zu lassen!

Andreas zuckte schweigend die Achseln. Er fand diese Hin- und Herrederei überflüssig, denn man mußte jetzt Leute haben, gleichviel, ob sie ein paar Pfennig täglich mehr bekamen oder nicht. Er versuchte dem Vater vorzustellen, daß man die Leute wahrscheinlich immer noch billiger bekäme als der Baron, weil ihnen ja doch daran lag, nicht vorübergehend, sondern jahraus, jahrein im Ort beschäftigt zu sein, aber der Posthalter unterbrach ihn gleich grob.

„Natürlich, das hätt' ich mir ja denken können, daß du zu denen haltst! Grad' zum Lachen is, wie deine Frau dich einpapierlt hat. Gar kein Einsehen hast du mehr und kein' G'schäftssinn, und überhaupt — Ich aber, ich hab' mein' Kopf noch beisammen, und ich sag' dir, net ein Pfennig mehr wird bezahlt!"

„Und wer tut dann die Arbeit?"

Da rückte Jakob Huiras mit einem Plan heraus, den er schon vor Jahren gehabt und seitdem nie mehr völlig aus dem Sinn gelassen hatte. Die Böhmen ... Er wollte sich böhmische Arbeiter aus dem Österreichischen kommen lassen. Jenseit der Grenze, ganz dicht bei Rottenbuch, arbeiteten ihrer Hunderte auf den Feldern und bei Wegbauten. Sie waren genügsam und billig; waren sie erst da, konnte man der Einheimischen völlig entraten.

Andreas aber widersprach bestimmt: „Nein, das geht nicht!"

Huiras bekam einen roten Kopf. „So, warum geht's denn net?"

„Wir dürfen nicht fremdes Volk ins Land ziehen, solang' wir hier noch Arbeitskräfte finden können."



„Dürfen? Dürfen?" höhnte Huiras. „Wer will mir's denn verbieten?"

„Verbieten kann dir's natürlich niemand, aber der gesunde Menschenverstand muß dir doch sagen, daß das nicht geht. Abgesehen von allem andern hätten wir unter Umständen mehr Schererei als Nutzen davon. Weiß Gott, wo die Böhmaken herkommen und was sie einschleppen! Drüben in Österreich haben sie fast alle Jahr Scharlach oder Blattern."

„Laß dich doch net auslachen, das sind doch immer nur Gerüchte, die ausgesprengt werden, weil ihnen irgendwer die Fremdensaison verpatzen will."

Andreas zögerte einen Moment, ehe er das letzte sagte: „Wir dürfen's nicht, Vater, wir dürfen's der Leute wegen nicht! Das wär' vielleicht früher gegangen, aber jetzt — Unser Ansehen wär' völlig beim Teufel, wenn wir uns auf so was einlassen!"

Jakob Huiras schwieg. Sein Gesicht war blaurot vor Zorn, daß er um des Ansehens willen seines Herzens Grimm und Lust zügeln mußte, als wär' er irgendeiner.

Wieder lag des Winters festliche Helle über Rottenbuch. Gläubig, wie sie ihm ihre Saaten anvertrauten, gaben die Menschen ihm auch ihre Hoffnungen für das kommende Jahr, daß er sie gleich der Saat im Frühjahr zu neuem Leben erwecken sollte, wenn das Bad endlich vollendet stand und eröffnet wurde. Kühn oder weitausblickend waren ja die Ideen nicht, die diese Menschen beherrschten, aber jeder war jetzt doch schon ein bißchen verwachsen mit dem Bad, erwartete sich etwas von ihm und war darum auch bereit, ihm zuliebe dies und jenes zu tun, zu opfern und zu erwerben. Dem Schneider fiel's ein, daß seine Fremdenzimmer sauber getüncht werden müßten, der Schuster ließ über den Balkon der seinen ein leinenes Schutzdach spannen, und der Briefträger, der die beste Fremdenwohnung in ganz Rottenbuch hatte, erlaubte sogar, daß seine Frau zwei neue Betten kaufte in knallrotem Inlett und leidlich weich. Der Bürgermeister berief einmal eine Versammlung ein, in der lange beratschlagt wurde, ob nicht auch der Gemeinde dem erwarteten Fremdenstrom gegenüber neue und dankbare Aufgaben erwüchsen, und der Verschönerungsverein errichtete überall, wo drei Bäume standen oder ein Bächlein schlich, eine Bank: „V. V. R." Es war keine fieberhafte Tätigkeit, die das Dorf beherrschte, aber eine gute, stille Arbeitslust, die nun, da sie einmal erwacht war, mit hellen, steten Augen auf ihr Ziel blickte, fest und zäh an Gelingen und Lohn glaubte.

Doktor Stauffer war in diesem Winter zu Annas Verdruß weniger sportfreudig, weniger zu großen Ausflügen geneigt als früher. Er saß viel zu Hause, studierte allerlei, an das er lange nicht mehr gedacht, und war voll köstlicher Ungeduld. Schon jetzt schien ihm sein ganzes Leben verwandelt, gehoben, und wenn sein Erinnern zurückging über die zwei, drei Jahre, die er nun in Rottenbuch lebte, kamen sie ihm arm vor. Anna — das war der einzige Stern, der die Armut überglänzte und zeitweise vergessen ließ. Aber ist des reifen Mannes Leben denn nicht arm, wenn sein einzig Gut ein heißes und geliebtes Mädel ist? Erst jetzt, da ein neuer, reicher Wirkungskreis sich vor ihm auftat, wurde Stauffer recht inne, was ihm all die Jahre her gefehlt hatte. Konnte er auch im ganzen nicht über seine Praxis klagen, so mußte er sich doch gestehen, daß sie die Hoffnungen nicht erfüllte, die er einst auf sie gesetzt hatte. Die Krankheitsbilder waren nicht so abwechslungsreich, daß sie ihn sonderlich belehrt oder weitergebildet hätten, und der finanzielle Ertrag stand auch in keinem rechten Verhältnis zu den körperlichen und geistigen Anforderungen, die der Beruf eines Landarztes stellte. Nun würde das alles anders werden. Er würde eine interessante und ertragreiche Beschäftigung finden, die ihm nebenbei auch noch Gelegenheit bot, weiter voranzukommen und seinen Namen bekannt zu machen. Er war so dankbar, so froh über das, was ihm bevorstand, daß Annas bissige Ausfälle ihn kaum mehr störten, ihm nur ein Gefühl des Bedauerns ließen, daß sie aus Unverstand nicht an seinem Glück teilnehmen wollte.

Ja, das war überhaupt seltsam, das Mädchen hatte nicht mehr gar so viel Macht über ihn. Sein Wesen, sein Tag waren nicht mehr ausschließlich von ihr erfüllt. Wie so oft war auch hier die Arbeit die siegreiche Nebenbuhlerin des Weibes geworden, und manchmal, wenn Stauffer an dem Neubau vorüberging, dachte er lächelnd: Oh, du wundersames Bad, wie stark muß deine Heilkraft sein! Noch hat kein Tropfen deines



erdigen Wassers mich berührt, und schon hast du mir geholfen!

Eins nur war schlimm: er hatte jetzt keine Seele, die seine Freude mit ihm teilte. Helene, zu der ihn der erste Jubelsturm wie in alten Tagen getrieben hatte, schwand mehr und mehr dahin. Wenn sich ihr Ende auch noch nicht auf den Tag bestimmen ließ, so spürte man doch, daß der Tod in ihrem Gemach saß. Sie war nicht mehr so bewußt verschlossen gegen ihren Mann wie sonst, kroch nicht mehr so schamhaft in sich zurück. Es war, als ob die Dinge um sie her sie eigentlich nichts mehr angingen, und ihr dunkler Krankenblick war nicht mehr eigensinnig, sondern verloren, als ob er schon andre Welten erblickte. Stauffer sah mit wirklicher Betrübnis, wie sie sich langsam von allem abwendete und auflöste, jetzt gerade, da das Glück zu ihnen gekommen war, von dem er so gern einen Teil über ihr armes Leben hingebreitet hätte. Und da sie gehen wollte, erinnerte er sich, was für ein treuer, guter Lebenskamerad sie immer gewesen, und es war ihm, als müsse er noch einen letzten Sonnenfunken für sie einfangen, ein letztes Stückchen Heiterkeit für sie erhaschen.

„Wenn wir sie nur noch in die neue Wohnung bringen! Sie muß das noch alles sehen, muß noch ein bißchen all den Komfort und die Schönheit genießen, die wir im neuen Bad haben werden! Und es zerstreut sie dann auch, wenn sie von andern Menschen hört als immer nur den Rottenbucher Klatsch!"

Die Schwägerin nickte stumm. In ihren Augen stand immer noch der ehrliche Haß, aber es tat ihr doch wohl, daß der Schwager von dem Mädchen abzulassen schien. Sie sprach auch zuweilen davon im Flüsterton zu der Schwester, aber Helene lächelte nicht befreit, sondern wandte nur den Kopf von einer Seite zur andern, als könne sie keine Ruhe finden. Und lag sie endlich ruhig, so schien ihr verlorenes Auge nichts mehr von den Freuden und Leiden dieser Welt zu wissen.

Anna fühlte wohl, daß den Mann neben ihr jetzt noch ein andres beherrschte, und war voll Unmut. Lächerlich und anmaßend kam es ihr vor, daß er, der ihr bis jetzt wie ein Höriger zu eigen gewesen, nun leise von ihr abgleiten, etwas für sich haben wollte, was nicht Anna hieß und nicht Anna gehörte. Sie nahm all ihre Süße und all ihren Trotz zusammen, wollte ihn mit Küssen und Schmeicheleien wie an unzerreißbarer Kette halten. Wollte und konnte es doch nicht, denn immer war der Unmut stärker in ihr als die kluge Liebe. Wenn sie in Stauffers Mienen die frohe Erwartung der Zukunft las, oder wenn er gar davon sprach, stieg dumpfer Groll in ihr auf, daß ihre Züge finster wurden, Worte und Stimme härter. Sie konnte gar nicht höhnisch und verächtlich genug von dem neuen Bad reden und von allem, was in irgendeinem Zusammenhang damit stand. Stauffer ließ sich jetzt aber durch sie nicht mehr erniedrigen; er merkte wohl ihren Zorn, spürte das Feindliche in ihr, doch er lächelte darüber hin. Alles Gute und Starke seines Wesens war jetzt auf das Neue gerichtet, dessen weiße Mauern märchenhaft aus schwarzem Moorgrund aufgestiegen waren. Dort würde er alles entfalten, alles ausnutzen können, was in ihm lag. An diesen weißen Mauern zerschellten Annas Macht und Annas Roheit. Wenn nur erst der Winter vorüber wäre! Kein andrer war ihm je so lang erschienen wie dieser hier. Jetzt, da die Erfüllung so nahe stand, schien ihm die letzte Erwartung unerträglich. Wenn er an dem Neubau vorbeiging, dessen unfertiges Gemäuer der Schnee jetzt mit weißen Kapitellen und Simsen zierte, und das Todesschweigen umgab, legte sich's ihm wie ein Alp auf die Brust. Wenn nur erst der Winter vorbei wäre, diese schrecklichen Monate aufgezwungener Ruhe und Tatenlosigkeit! Wenn doch draußen auf dem Bauplatz endlich wieder das wimmelnde Leben beginnen könnte, das hämmerte, klopfte, schleppte, grub, rodete, um dem Werk, dessen Krönung sie alle ersehnten, endlich den Jubeltag zu bereiten! Und wie er war ganz Rottenbuch unruhig und trübe, daß der Winter so lange dauerte, und wartete sehnsüchtig auf den Frühling.

Endlich kam dann der Tag, an dem die Arbeiten auf dem Bau wieder aufgenommen werden konnten. Alle atmeten auf; wenn zwei sich begegneten und „Grüß Gott!" sagten, so war's, als ob jeder von ihnen an eine gute Ernte dächte, die sich in schweren Halmen bog.

In diesem Frühling voll Triebkraft und Fröhlichkeit schien nur einer stiller und hinfälliger als sonst — der Baron. Sein Gesicht sah jetzt oft grau aus, seine Gestalt noch schmächtiger, und er klagte öfters, daß



ihm alle Glieder wie zerschlagen seien, und daß er nachts schlecht schlafe.

Otti, die sich sehr um ihn ängstigte, suchte sich und ihn zu beruhigen: „Das ist die Reaktion, Papa! Du hast all die Monate her dich zu intensiv mit dem Moorbad beschäftigt. Die Arbeit, die du da geleistet hast, macht dir so schnell keiner nach. Aber jetzt rächen sich die Nerven und lassen aus. Du mußt den Arzt fragen, hörst du, Papa, so etwas darf man nicht anstehen lassen!“

Er lächelte trübe, glitt ihr mit der Hand über das Haar. „Du Kindskopf, der von Nerven plappert und an das Natürliche nicht denkt. Das sind nicht Nerven und ist nicht Reaktion, das ist das Alter!“

„Das Alter?! Papa, du bist doch kaum siebenundfünfzig, wie kannst du da von Alter reden?!“

„Kriegsjahre zählen doppelt. Kriegsjahre, wie ich sie gehabt habe, zählen noch mehr. Kind, du weißt nicht, was für ein Leben hinter mir liegt; dank' deinem Schöpfer, daß du's nicht weißt und hoffentlich auch nie erfährst!“

Otti sah ihn mit erschreckten Augen an, faßte flehend seine Hände: „Lieber, lieber Papa, ich habe solche Angst, wenn du so sprichst! Du mußt den Arzt fragen. Du mußt etwas für dich tun. Es ist unverantwortlich, daß du bis jetzt nie daran gedacht hast, und ich auch nie. Aber jetzt holen wir's nach, gelt?“

„Ja, ja, später, wenn das Bad fertig dasteht. Jetzt hab' ich keine Zeit dazu!“

Die Qual der letzten Erwartung machte ihn unruhiger als alle andern. Unablässig strich er um den Bau herum, fragte, drängte, trieb und war immer unzufrieden, daß man nicht rascher vorankam. Er sagte manchmal: „Es ist geradezu ein Unglück, wenn man nicht mit den Händen arbeiten kann, sondern nur mit dem Kopf! Ich gäbe was drum, wenn ich jetzt draußen mit Sand aufschütten oder Ziegel fahren könnte! Das wäre doch etwas Positives, etwas, was einen buchstäblichen Fortschritt bedeutet!“

„Papa, du hast doch alles ausgedacht ...“

„Ja, ja, ausgedacht hab' ich's; aber jetzt muß ich warten, bis die andern es ausführen, und das macht einen rasend vor Ungeduld! Und zu denken, daß man vielleicht umsonst wartet und das Ende doch nicht erlebt —“

Wenn er sah, wie solche Reden Otti beunruhigten, versuchte er wohl, sie durch einen Scherz vergessen zu machen, und meinte, bei ihm finge offenbar nicht das Alter, sondern eine neue Jugend an, denn Ungeduld und Tätigkeitsdrang seien ja ein Zeichen von Jugend. Seine Stimmungen wechselten jäh. Oft saß er halbe Tage lang apathisch da, starrte vor sich hin oder lag mit geschlossenen Augen im Lehnstuhl, während doch die zuckenden Wimpern verrieten, daß er wach war. Dann wieder riß er sich zusammen, trank schnell ein paar Glas Sekt und wurde wieder heiter, lebhaft und zukunftsfroh wie in alten Tagen. Schrieb und telegraphierte nach allen Himmelsrichtungen und lachte, wenn er den großen Packen Korrespondenz sah, den der Diener zur Post bringen mußte. Diese fröhliche Anspannung dauerte freilich nur so lange, wie der Sekt nachwirkte; war die Zauberkraft des Alkohols erloschen, sank der Baron wieder in Schwermut zurück.

„Es geht nicht mehr, Otti! Es ist doch das Alter! Das Moorbad, das ich den Rottenbuchern schenke, ist mein letztes Unternehmen. Ich hab' die Hetze satt. Künftighin leg' ich mein Geld in dreiprozentigen Reichsanleihen an und genieße mein Leben mit euch als beschaulicher Privatier.“

„Ja, das sollst du auch tun. Du hast wahrhaftig genug geleistet in deinem Leben. Aber jetzt tu mir die Liebe und konsultiere Doktor Stauffer.“

Zuerst wollte er nicht, aber sie bat so lange, bis er nachgab.

Stauffer kam, untersuchte den Baron, konnte aber zu Ottis großer Beruhigung keinerlei bedenkliche organische Veränderungen feststellen. Eine beginnende Arterienverkalkung sei allerdings vorhanden, aber sie biete nicht den geringsten Anlaß zu ernster Sorge. Nur sehr nervös scheine der Herr Baron, und die Schlaflosigkeit setze ihm arg zu, aber er sage, daß er schon seit Jahren an periodischer Schlaflosigkeit litte. „Der Herr Baron sagt mir auch, daß er nie Schlafmittel gebraucht hat, was sehr günstig ist. Hätte er irgendwelche Narkotika gebraucht, er wäre heute nicht mehr so gesund, wie er ist. Immerhin hab' ich ihm jetzt etwas Veronal verschrieben, weil ich glaube, daß die Nächte ohne Schlaf ihn mehr herunterbringen als etliche ziemlich harmlose Pulver. Er gehört ja nicht zu denen, die sich an solche Mittel gewöhnen; sobald er erst wieder schläft, hört er von selbst auf, sie zu nehmen.“

Otti dankte Stauffer und war beruhigt.

Der Baron nahm die Pulver, schlief, schalt aber am nächsten Morgen, daß er einen schweren, dumpfen Kopf habe, und schwor, daß er das Teufelszeug nicht mehr in die Hand, geschweige denn in den Mund nehmen wollte. „Da,“ sagte er halb ärgerlich, halb lachend zu seiner Tochter und zeigte ihr die Apothekenschachtel, in der noch acht oder zehn weiße Papierpäckchen lagen, „die werd' ich Stauffer schenken für das Krankenhaus! Zehn Stück, glaub' ich, sind noch da, damit kann er gerade zehn Menschen trottelhaft machen. Was mich betrifft, so zieh' ich meine solide Schlaflosigkeit vor.“

Otti lachte, meinte scherzend, daß man nichts verschwören sollte, und war zufrieden, daß ihr Vater heiter schien.

Einige Tage später reiste der Baron ziemlich plötzlich nach München ab. Otti war's gewohnt, daß er über diese plötzlichen Reisen nie Erklärungen gab; so genügte es ihr auch jetzt, daß er beiläufig sagte: „Ich habe ein wichtiges Telegramm bekommen, hoffe aber sicher, in drei bis vier Tagen zurückzusein.“

„Nimm mich mit, Papa!“ bat sie, denn mit einem Male wurde ihre Unruhe wieder wach. „Du bist jetzt immer so nervös, es ist besser, wenn du jemand um dich hast.“

Er wehrte hastig ab. Nein, nein, er hatte Geschäfte, mußte dazu allein sein.

Otti sagte nichts mehr, sie wollte ihn nicht durch Drängen erregen. Aber es war ihr bang ums Herz, als sie Abschied von ihm nahm, und auch er schien sich schwerer zu trennen als sonst, da er große Reisen nur wie einen Spaziergang betrachtet hatte. Er drückte die Tochter fest ans Herz, als wollte er sie nimmer von sich lassen, wandte sich im Wagen wieder und immer wieder zurück, um ihr zuzuwinken. Sie stand da, wehte ihm mit dem Taschentuch Grüße zu. Eine unerklärliche Angst war in ihr. Die Welt lag so schwer auf ihr, daß sie kaum mehr atmen konnte. Sie sprach mit Andreas von ihrem Vater. „Er ist ganz anders als sonst, ich bin in solcher Sorge um ihn!“

„Geh, bild' dir keine solchen Sachen ein! Einem Geschäftsmann gehen alle möglichen Dinge durch den Kopf, da ist er halt nicht einen Tag wie den andern. Und wenn der Mensch schließlich an die Sechzig ist, kommt allerlei. Aber deswegen braucht man sich keine Sorgen zu machen und keine Gespenster zu sehen.“

Er meinte es gut, aber die Angst ließ nicht von Otti ab. Bei jedem Klingelzeichen fuhr sie erschreckt zusammen; wenn sie den Postboten sah, hämmerte ihr das Herz, daß er eine Unglücksbotschaft bringen könne. Erst als der Abend des zweiten Tages sich neigte, wurde sie ruhiger, gestand ihrem Manne mit einem kleinen befreiten Lächeln zu, daß er doch wohl recht gehabt habe und viel klüger sei als sie. In der Nacht aber kam die Angst wieder. Otti wachte plötzlich auf, als ob jemand sie gerufen hätte. Sie fuhr empor, setzte sich gerade im Bett auf und horchte, die Augenlider noch schwer vom Schlaf, hinaus ins Dunkel, aus dem die Stimme gekommen war. Sie horchte so angestrengt, daß die Stirn sie schmerzte, aber nichts war zu vernehmen als das mächtige Blasen des Windes, der die Regentropfen an die Fenster schlug. Otti legte sich wieder hin und horchte auf den Wind. Sein Brausen klang unheimlich, als jage er Gespenster vor sich her. Otti meinte, das Herz müsse ihr zerspringen vor Sehnsucht und Angst. Sie begann zu weinen ohne wirklichen Grund, nur geschüttelt von einer unerklärlichen beklemmenden Furcht.

Andreas, den ihr Schluchzen aufweckte, war erschrocken, als er sie so sah. Wieder versuchte er ihr zuzureden, aber jetzt half es nichts. Sie weinte wie ein Kind und sagte immer wieder: „Der Papa ... Du wirst sehen, daß dem Papa etwas passiert ist!“ Er wickelte sie fest in ihre Decke und nahm sie in die Arme, als wäre sie ein Kind. Da schlief sie denn endlich wieder ein, anfangs noch im Schlaf bewußtlos schluchzend, bis endlich gegen Morgen ihre Atemzüge gleichmäßig und tief wurden. Andreas konnte mit der Frau im Arm zunächst nicht wieder einschlafen. Er nickte nur immer wieder für eine Viertelstunde ein und dachte dazwischen, wie seltsam doch Ottis Wesen sei. So nervös, so unberechenbar wie heute hatte er sie nie gesehen. Er grübelte ihrer rätselhaften Angst nach und fragte sich, ob es vielleicht wirklich Ahnungen gäbe, ob dem Baron am Ende doch etwas zugestoßen sei und er sich bei der Tochter „angemeldet“ habe. Im Dorf erzählten sie oft von derlei, aber er hatte nie daran geglaubt, und auch jetzt widersetzte sich sein gerader, natürlicher Sinn.

Schließlich sagte er sich, daß es einfache Frauennervosität sei, nichts weiter, und schlief darüber ein.

Als das Ehepaar erwachte, war es heller Tag; die Gespenster der Nacht hatten ihre Macht verloren. Otti beteuerte ihrem Manne, wie leid es ihr täte, daß sie ihn durch ihre Torheit um die Nachtruhe gebracht, und Andreas neckte sie ein wenig ob ihres kindischen Gehabens. Dann verließ er schnell das Haus, denn es war schon sehr spät geworden, und er liebte es, auf die Minute pünktlich im Bureau zu sein.

Gegen den Abend des dritten Tages kam der Baron zurück. Er meldete seine Rückkehr nie an, aber Otti sah den Wagen durch die Straße fahren, rief ihn an und sprang zu dem Vater hinein. Sie umarmte ihn stürmisch, lachte und weinte durcheinander, als wär's ein unerhofftes Glück, daß sie ihn wiedersah.

Der Baron zog die Stirn in Falten, er liebte heftige Gefühlsausbrüche nicht. Er umfaßte die Tochter, sagte mit leisem Verweis: „Otti, nimm dich doch ein wenig zusammen! Du tust ja gerade, als ob ich von den Toten auferstanden wäre!" Er drückte ihren Kopf an seine Schulter, so konnte sie nicht sehen, daß auch seine Augen naß waren. Dann saß sie mit ihm in seinem Arbeitszimmer, bereitete ihm den Tee und fühlte sich geborgen. Der Baron hatte sein Hausjacke an, über seine Füße lag eine dunkle Plüschdecke gebreitet, und er rauchte behaglich eine billige Zigarre, denn er war kein Tabakkenner und paffte eigentlich nur um der Rauchwolken willen, deren Ringelspiele ihm gefielen und seine Gedanken beruhigten. Otti fand, daß er besser aussähe als vor seiner Abreise. Sein Gesicht war ruhig und zart gefärbt, und seine Stimme hatte einen heiteren Klang.

„Ist in München alles gegangen, wie du gewollt hast?"

„Alles, Liebling, alles!"

Eine kleine Pause entstand. Dann erzählte Otti die Geschichte ihrer törichten Ängste und Vermutungen.

Der Baron schüttelte den Kopf. „Oh, törichte Otti! Glaubst du wirklich, ich würde dich mit Ahnungen und gespenstischen Weissagungen quälen, wenn mir je etwas zustieße? Nie, nie sollst du die Stunde meines Todes vorher ahnen! Denn wenn die Sterbenden im letzten Augenblick wirklich eine mystische, in die Ferne wirkende Kraft besitzen, dann will ich sie mit Gewalt bändigen, daß du auch nicht um eine Minute zu früh erfährst, was du erfahren mußt!" Da er sah, daß Otti sehr bewegt war, zwang er sich zu einem leichten Ton: „Übrigens denk' ich noch gar nicht ans Sterben! Hörst du? Ich denke noch gar nicht daran! Ich wäre sogar sehr unzufrieden, wenn ich jetzt fortmüßte. Ich habe hier noch allerlei zu tun. Wenn nur diese vermaledeite Schlaflosigkeit nicht wäre! Na, hoffentlich gibt sich das, wenn der Sommer kommt und der Bau vollendet ist. Der hat mich eigentlich um die Ruhe der letzten Jahre gebracht."

Sie sprachen noch lange über alle möglichen Dinge. Der Baron war so heiter, so ausgeglichen, daß Otti sich fast ein wenig schämte, wenn sie ihrer Ängste gedachte. Sie telephonierte an ihren Mann, daß sie zum Abendbrot bei ihrem Vater bliebe, fragte an, ob Andreas nicht auch käme. Andreas telephonierte zurück, daß er sie abholen wolle, sie solle nur die Stunde bestimmen.

„Um zehn Uhr. Ist dir das recht, Papa?"

„Spätestens zehn Uhr, eher früher. Ich bin sehr müde und will heute früh schlafen gehen!"

Als Andreas um halb zehn Uhr erschien, sah der Baron grau und außerordentlich abgespannt aus. Er gab sich auch gar keine Mühe, es zu verbergen, sondern meinte scherzend: „Ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war groß!" Er verabschiedete sich zärtlich von seinen Kindern, nahm ihnen das Versprechen ab, daß sie an einem der nächsten Tage, wenn er vollkommen ausgeruht sei, bei ihm zu Mittag speisen würden. Als Otti schon auf der Treppe war, rief er sie noch einmal zurück, umarmte sie, küßte ihr Augen, Mund und Hände: „Gut' Nacht! Gut' Nacht!"

Ehe sie sich noch recht besinnen oder ihn fragen konnte, schob er sie von sich weg, hinaus zu ihrem Mann. Das große Gittertor fiel schwer hinter ihnen zu.

Am nächsten Morgen fragte Otti telephonisch an, wie ihr Vater sich heute befinde. Der Kammerdiener erwiderte, daß der Herr Baron im ganzen eine gute Nacht gehabt habe. Anfangs sei der Herr Baron wohl etwas unruhig gewesen, denn man habe ihn immer im



Zimmer hin und her gehen, Schränke auf- und zumachen hören, und auch das Licht habe bis gegen Mitternacht gebrannt. Nachher aber sei alles ruhig und dunkel geworden, und jetzt schlafe der Herr Baron noch.

Gegen Mittag ging Otti nach dem Schloß, um selbst nach dem Vater zu sehen. Der Kammerdiener sah etwas hilflos und ängstlich aus. Er habe schon dreimal beim Herrn Baron geklopft, aber keine Antwort erhalten. Der Herr Baron schlafe immer noch, und das sei ja recht gut, aber so lange wie heute hätte der Herr Baron eben doch noch nie geschlafen.

Vor Ottis Augen wurde es für eine Sekunde schwarz. Mit zitternden Knien betrat sie das Schlafzimmer ihres Vaters, das noch völlig verdunkelt war. Sie blieb an der Tür stehen, rief halblaut „Papa!", dann noch einmal und wieder. Alles blieb stumm. Sie ging auf das breite Bett zu, tastete nach seiner Hand, nach seiner Stirn. Mit einem Aufschrei fuhr sie zurück — im Bett lag ein Toter.

Das waren Tage voll Aufregung, wie Andreas sie nie erlebt hatte. Der plötzliche Tod des Schwiegervaters ging ihm, der den Tod noch nie gesehen hatte, näher, als er selbst gemeint, und lud ihm außerdem noch eine Fülle von Besorgungen, Briefen und Verpflichtungen auf, denen er ganz allein gerecht werden mußte, denn Otti war am Sterbetage ihres Vaters von Herzkrämpfen befallen worden und lag noch jetzt so elend, daß sie nicht daran denken konnte, mit zur Beerdigung zu gehen. So hatte Andreas neben den trübseligen Alltäglichkeiten, die ein Sterbefall vor den Hinterbliebenen auftürmt, auch noch die Bängnis um seine Frau, die ihm jetzt in manchem hätte zur Seite stehen sollen. Er wußte ja so wenig Bescheid im Hause des Barons, daß er sich ganz albern vorkam, wenn ihn die Dienerschaft immer wieder um dies oder jenes befragte und er nicht recht Auskunft geben konnte. Otti aber, die alles gewußt hätte, konnte man nicht fragen.

Doch etwas andres wußte Andreas allein oder fast allein; im Sterbezimmer hatte er's erfahren. Fast zu gleicher Zeit mit ihm war Doktor Stauffer auf dem Schloß eingetroffen, und in dem schrecklichen Moment, da die beiden Männer erkennend an dem breiten Bett standen, dachte keiner von ihnen an Anna, sondern nur an den Toten. Stauffer stellte als Todesursache eine plötzliche Herzlähmung, wahrscheinlich infolge der Arterienverkalkung, fest. Wahrscheinlich, aber nicht ganz gewiß. Es war immerhin möglich, daß — Er zog das kleine Schubfach des Nachttischchens auf, suchte die Schachtel mit dem Veronalpulver. Er fand sie, nahm sie heraus, öffnete. Sie war leer. Und er wußte doch sicher, daß sie gestern noch zehn Stück enthalten hatte. Er legte die Schachtel auf ihren Platz zurück. Andreas' Blicke folgten gespannt seinem Tun und seinen Mienen. Die Blicke der zwei Männer trafen sich. Andreas tat angstvoll eine halblaute Frage. Stauffer zuckte die Achseln: „Man kann da nur vermuten, nichts Bestimmtes sagen oder gar verbürgen."

Andreas lag's wie ein Zentner auf der Brust. Er griff nach Stauffers Hand, wollte etwas sagen, fand nicht die rechten Worte, verhaspelte sich, drückte krampfhaft die Hand des Arztes. „Ich danke Ihnen vielmals — besonders wegen meiner Frau! Die darf's natürlich nie erfahren — und auch sonst niemand."

„Selbstverständlich nicht!" entgegnete Stauffer und füllte den Totenschein aus.

Das Leichenbegängnis des Barons gestaltete sich sehr feierlich. Da von „Selbstmord" nichts laut geworden, ja nicht einmal vermutet worden war, assistierte die Geistlichkeit und schilderte den Heimgegangenen als einen Mann, der weit über den Kreis seiner Familie hinaus für das allgemeine Wohl bedacht gewesen war. Ein unerforschlicher Ratschluß hatte ihn gerade in dem Augenblick abgerufen, da er seinen Mitbürgern eine neue Quelle des Wohlstandes erschließen wollte. Aber wenn er die Eröffnung des neuen Bades auch nicht sah, so würde sein Werk ihn doch überdauern und noch in späten Tagen Zeugnis ablegen, daß er mit seinem Pfunde zu wuchern verstanden, wie es dem Herrn gefällt. Das ganze Dorf war zum Begräbnis gekommen, der Sarg verschwand völlig unter der Fülle von Kränzen, mit denen hundert und aber hundert dankbare Hände ihn geschmückt hatten. Die Arbeiter, die beim Bau des Bades beschäftigt waren, standen gleich hinter der Familie Huiras als dichte Masse um das offene Grab her. Ihnen allen war ja der Tote viel mehr gewesen als den schwatzenden Weibern oder den Männern, die gewohnheitsmäßig zu jeder Beerdigung gingen. Ihnen allen hatte er Brot gegeben, hatte, da er sie



zu seinem Werk berief, ihren Blick ein wenig geweitet, sie an neue Dinge und neue Bedürfnisse gewöhnt. Sie waren keine Organisation, aber sie fühlten sich so, denn ihre Hände hatten das Haus gebaut, nach dem jetzt alle Hoffnungen Rottenbuchs gingen. Als der Pfarrer von dem Werke sprach, das den Toten überdauern sollte, sahen sie alle unwillkürlich auf Andreas, und die andern rundum taten's ihnen nach. Andreas blickte eine Sekunde lang über ihre stattliche Zahl hin und sah dann zu Boden. Er fühlte eine Verantwortung, die er nie begehrt hatte und die ihn bedrückte.

Auch von auswärts waren Trauergäste gekommen, keine Verwandten zwar, denn der Baron und Otti waren fast die letzten ihres Namens, aber allerlei Leute, die dem Toten in irgendeiner Weise nahegestanden hatten. Ernste Männer waren es mit angegrauten Scheiteln, energischen, verwegenen oder auch ermüdeten Zügen. Allen sah man die Großstadt und große Lebensgewohnheiten an; einer oder zwei von ihnen waren so stattlich und verströmten in ihren schwarzen seidengefütterten Leibröcken ein solches Parfüm eleganter Männlichkeit, daß Anna ärgerlich war über ihr stumpfes schwarzes Wollkleid, das sie gar nicht kleidete, und in dem sie eigentlich nur wie ein dralles Bauernmädchen aussah. Die Regierungsrätin wirkte neben ihr entschieden feiner und vorteilhafter, und die stattlichen Herren sahen auch während der Trauerrede immerfort auf die hübsche Frau hin, die den Ausschnitt eines schwarzen Gesellschaftskleides sehr geschickt und wirkungsvoll mit Trauerkrepp verhüllt trug. Die dritte Schwester fehlte; sie nährte immer noch das Kind und ließ sich daher nicht gern bei öffentlichen Gelegenheiten sehen. Auch Frau Huiras war gekommen, obschon sie es für anständiger gehalten hätte, in dieser Stunde neben der kranken Schwiegertochter zu sitzen. Aber Otti wollte niemand um sich haben. Erschöpft und verweint lag sie in ihrem Bett und fragte sich, warum der Mensch eigentlich Tage wie diesen überlebe und nicht einfach vor Schmerz sterbe.

Als die Beerdigung zu Ende war, traten die fremden Trauergäste zuerst auf den jungen Huiras, dann auf die übrige Familie zu, drückten allen die Hand und sagten mit künstlich gepreßter Stimme etliche nichtssagende Worte. Sie blickten den jungen Huiras ebenso erwartungsvoll an, wie die Arbeiter vorhin getan hatten, räusperten sich, schienen etwas auf dem Herzen zu haben, verschwiegen es aber und fragten, wann sie der Frau Gemahlin ihre Kondolenz abstatten dürften. Als Andreas entgegnete, daß seine Frau krank sei und keinen Besuch empfange, nickten sie bedeutungsvoll, räusperten sich wieder und verabschiedeten sich mit einem Händedruck und einem Blick, hinter dessen gemachter Herzlichkeit etwas zu lauern schien. Andreas merkte wohl, daß diese Männer noch etwas von ihm wollten, aber er war im Augenblick nur bestrebt, nach Hause, zu seiner Frau zu kommen, und dachte daher über seine Wahrnehmung nicht weiter nach. Es konnte sich ja doch nur um geschäftliche Dinge handeln, wahrscheinlich um Unternehmungen, die sie gemeinschaftlich mit dem Baron geplant oder begonnen hatten und die nun in der Luft hingen. Gut, darüber konnten sie sich ja auch brieflich bei ihm erkundigen. Er würde ihnen genau antworten, sobald er erst einen genauen Einblick in die Hinterlassenschaft getan hatte. Im Augenblick wußte er ja noch gar nichts, nicht einmal, ob ein Testament vorhanden war. Die Herren schrieben auch. Schrieben unmittelbar nach ihrer Rückkehr in die Stadt, so daß ihre Briefe schon zwei Tage nach dem Begräbnis bei Andreas anlangten. Sie kamen ihm so befremdlich vor, daß er sich zuerst gar nicht recht auskannte und sie gern Otti gezeigt hätte, die eben wieder aufgestanden war. Er scheute sich aber doch, schon heute den Schmerz der Frau mit Geschäftsangelegenheiten und Geldfragen zu stören; in den nächsten Tagen würde es sich ohnehin nicht mehr vermeiden lassen.

Immer mehr Briefe trafen ein. Briefe von Großbanken, von Maklern, von Rechtsanwälten, Briefe, in denen immer das gleiche stand. Andreas las sie, und seine Stirn wurde immer finsterer, seine Bestürzung immer größer. Es hätte jetzt gar keinen Sinn mehr gehabt, Otti zu fragen oder sich mit ihr zu besprechen. Hier nutzten bloße Worte nichts; keine Stunde durfte ungenutzt verstreichen, wenn man das Furchtbare verhindern oder wenigstens verhehlen wollte. Dem Vater mußte er sich offenbaren, seine Hilfe erbitten, ehe jeder Bengel in Rottenbuch ihm die Schande nachschrie, die aus allen diesen Briefen in unwiderleglichen Zahlen sprach.



Die beiden Huiras befanden sich in dem Bureau mit den altmodischen Kirschmöbeln. Andreas saß vor seinem Schreibtisch, hatte den Kopf in die Hand gestützt und die Augen gesenkt. Er sah blaß und verfallen aus, seinen Nächten fehlte der Schlaf. Er empfand die Enthüllung, die er seinem Vater jetzt machen sollte, demütigend, als müßte er eigne Schuld bekennen. Er begann zu sprechen, vermied es aber, den Vater, der sich einen steifen Armstuhl herbeigezogen hatte, dabei anzusehen. Der gebrechliche Sessel sah aus, als müßte er zusammenknicken unter der Last des schweren Mannes mit dem graublonden Schädel.

Aufmerksam lauschte Jakob Huiras den Worten des Sohnes. Eine Sekunde lang, ehe er völlig begriffen hatte, lag's wie ein dicker grauer Schleier über seinem Gesicht, daß es ohne Verständnis und Ausdruck glotzte. Dann aber strafften sich die Muskeln, das Blut trat ihm glührot in die Wangen, und in seinen wasserblauen stieren Augen funkelte es heimtückisch auf. Er schob die Briefe zur Seite, die Andreas ihm zur Prüfung des Tatbestandes hingelegt hatte, sprang auf und begann hastig im Zimmer auf und ab zu gehen. Er hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt, atmete heftig, um seinen Mund zuckte ein Grinsen. „Also, das ist eine nette Bescherung! Allerhand Hochachtung vor dem Herrn Baron, allerhand Hochachtung! Da hat er sich aufgeblasen und aufgespielt, daß man gemeint hat, er schüttelt die Millionen nur so aus dem Ärmel heraus! Was war unsereins denn noch gegen den?! Haha, a Bauer, a Brauer, a Nix! Er allein, er war der große Herr. Er hat alles verstanden, er hat alles g'macht. Unsereins war ja viel zu dumm, unsereins hat ja die großen Sprüch' net kapiert! Bauen hat er müssen wie a Fürst und die Leut' rabiat machen mit seine verruckten Ideen! Und nachher, kaum daß er unter der Erd' ist, kommt der Gerichtsvollzieher über die ganze Herrlichkeit! Hahahaha! Wer da net lacht, der kann überhaupt net lachen!" Mit blaurotem Gesicht und glänzenden Augen lachte er stoßweise sein wildes, triumphierendes Lachen. Unablässig ging er dabei im Zimmer auf und ab und befreite sich endlich von dem Groll, den er seit Jahren in sich aufgespeichert hatte. „Also, das muß ich sagen, das is a feine G'sellschaft! Die haben uns schön drankriegt, dich und mich. Mich auch, mich alten Ochsen! Da hat man wunder g'meint, was du für eine Partie machst, wie eine Prinzeß hat sich der Zieraff' aufg'spielt, grad' als ob's eine Gnad' wär', daß sie dich nimmt. Grad' als ob sie herunterg'stiegen wär'. Derweil is nix als die Tochter von an Bankrottierer, von an Schwindler, von an Lumpen ..."

In Andreas begann es zu gären. Er hielt das Silberpetschaft in der Hand, preßte es nervös bald an die Schläfen, bald tief in die Hand, als solle das kühle Metall die Hitze lindern, die in ihm aufstieg. Jakob Huiras aber, benommen von dem Sieg, den er endlich über den Baron errungen hatte, wollte nicht müde werden, die Unterlegenen, die ihn einst so schwer bedrängt hatten, zu verhöhnen und zu erniedrigen.

„Der Alte, das war a Gauner, aber die Tochter, die kann sich schon auch sehen lassen! Sakrament, das is a Gerissene! Die mögen schön mitananda g'lacht haben über dein' Dummheit —"

Das Silberpetschaft flog polternd in eine Ecke des Zimmers. „Das ist nicht wahr!" schrie Andreas. „Mein Schwiegervater hat Unglück gehabt, wahrscheinlich war er auch leichtsinnig! Aber ein Lump war er deswegen noch lange nicht! Ich tät' mich schämen, einem Toten so eine Nachred' zu halten! Und meine Frau laß mir ganz aus dem Spiel, hörst du, sonst hast du's mit mir zu tun! Ich leid's nicht, daß man gegen meine Frau was sagt!"

Jakob Huiras lachte wieder stoßweise sein wildes Lachen. Neben dem Triumph klang jetzt auch mitleidige Geringschätzung. Er stellte sich vor den Sohn hin, spreizte die Beine auseinander, vergrub die Hände in den Hosentaschen und wiegte den schweren Oberkörper vor- und rückwärts, während er sprach: „Du Lapp, begreifst denn noch immer net, daß alles, aber auch alles zwischen die zwei eine abgekartete G'schicht' g'wesen ist! Die waren lang schon kaput, viel länger, als wir uns haben träumen lassen. Da hat der Alte g'sagt: ‚Fang dir den reichen Huiras ein, nachher sitzt d' im warmen Nest, und es kann dir nie was g'schehen! Vergafft is er ja in dich, also tu ihm halt die Ehr' an und sag' ja.' So bist du zu deiner Frau gekommen und net anders."

„Das ist nicht wahr!" schrie Andreas wieder, heftiger als vorher und doch nicht ganz sicher.

Jakob Huiras hörte gar nicht auf den Sohn. Er ging wieder im Zimmer hin und her, atmete geräuschvoll und lachte dazwischen sein wildes, höhnisches Lachen. „Jawohl, und wie's dann Matthäi am letzten war, wie die Schwindelbagage nimmer aus noch ein g'wußt hat, nachher — Oder glaubst am End' auch noch, daß der wirklich an einer Herzlähmung g'storben is?! Hat dich die Frau so einpapierlt, daß d' net merkst oder net merken willst, wie der zugrund' 'ganga is?! Haha, net wie a ehrlicher Christenmensch, sondern wie a richtiger Lump. Und wenn's nach Recht und G'rechtigkeit ging, dann läg' dein sauberer Herr Schwiegervater net in einem geweihten Grab, sondern hinten im Winkel, wo die Verbrecher und Selbstmörder hing'hören."

Andreas biß die Lippen aufeinander und schwieg. Er war so voll Haß, daß er nicht reden konnte. Nur wußte er nicht, ob er seine Frau haßte oder seinen Vater.

Für bedächtige geschäftliche Auseinandersetzung war Jakob Huiras in dieser Stunde nicht mehr zu haben. Sein Kopf brannte wie im Rausch; mit erregter, fast fröhlicher Stimme sagte er Dinge, an die er selbst nicht glaubte, die er aber heute gern als Möglichkeiten, die einzigen Möglichkeiten ausspielte. Ho, es fiel ihm gar nicht ein, auch nur einen Pfennig für die Bagage auszugeben! Seinetwegen mochten die Gläubiger ruhig den Konkurs verhängen und die Hinterlassenschaft versteigern wie bei einem notigen Austrägler, der im Armenhaus zugrunde ging. Das würde der Bettelprinzeß, der Otti, gerade guttun, dann konnte sie einmal sehen, was sie waren und was die Huiras! Was gingen ihn, Jakob Huiras, die Liegenschaften an, die der Baron in der Stadt oder weiß Gott wo besessen hatte. Nichts, gar nichts. Und hier — hahaha! — hier sollten sie jetzt nur sehen, was sie an dem gehabt hatten! Jetzt sollte nur irgend so ein Güterjude das Moorbad und das Schlößl einsteigern. Ihm war's ja gleich! Er, er war ja den Rottenbuchern nicht mehr gut genug gewesen, obgleich er für das Moorbad eine neue Badewanne und zwei Dutzend Handtücher versprochen hatte! Nun hatten sie gar nichts, nun mochten sie selber sehen, wie's weiterging, ihn, Jakob Huiras, kümmerte nichts, was mit der Bagage zusammenhing.

Andreas wußte wohl, daß es damit nicht abgetan war. Er sagte: „Wir können doch nicht den Konkurs verhängen lassen und keinen Finger rühren! Wir müssen doch wenigstens den Versuch machen, die Sache so oder so zu rangieren!"

„Versuch's," sagte der Alte kurz.

„Allein kann ich da nichts machen, du mußt schon helfen! Die Leute müssen sehen, daß du hinter mir stehst ..."

„Aha, jetzt, wo der Karren im Dreck steckt, wär' der Jakob Huiras gut, um ihn 'rauszuziehen! Aber er mag halt net."

„Vater, es geht um unsern Namen!"

Da schlug Jakob Huiras mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte. Er sah so drohend und erschreckend aus, daß selbst der Sohn vor ihm zurückfuhr. „Um unsern Namen geht's, um unsern Namen?! Heiß' ich Doflein, bin ich ein Baron?! Nein, ich heiß' Huiras, Jakob Huiras, und bin nur ein Bierbrauer, wie's die Huiras immer waren! Ich bin der Jakob Huiras und hab' einen breiten Buckel und kann's schon aushalten, daß mein Sohn die Tochter von einem Bankrottierer geheiratet hat! Ich schon — ich! Ob die in der Stadt drin und bei G'richt den Namen deiner Frau 'rumziehen, dadrauf pfeif' ich! Ich bin der Jakob Huiras und bleib' der Jakob Huiras, und daß du in die Bagage 'neing'heirat' hast, das is a Pech, aber das kann mi net an! Auf meinem Namen hängt kein Stäuberl! Und wenn einer Courage hat, nacha soll er hergehen und mir sagen, daß er mich wegen der G'schicht geringer acht', dem leucht' ich heim! Dahier bin ich der Herr, und wenn einer sich muckst, schlag' ich ihm die Knochen zu Brei!"

Er reckte sich hoch auf, stand mit seiner massigen Gestalt wie in einer Lohe von Triumph und Gewalt. Die Huiras waren wieder obenauf und hielten Rottenbuch in der Hand.

Andreas sagte nichts mehr. Er merkte, daß man mit dem Vater heute nicht mehr verhandeln konnte, und wollte eine ruhigere Stunde abwarten, in der nicht das Temperament, sondern der klare Verstand zu Worte kam.

Verstimmt und wortkarg saß er mit Otti bei Tisch. Sie aßen und wechselten kaum etliche Reden. Die junge Frau sah in ihrem Trauerkleid dürftig und blaß aus, fast schon ein wenig verblüht. Es verdroß Andreas, daß sie immer noch ohne Rücksicht und Selbstbeherrschung nur ihrem Schmerz lebte. Die



finanzielle Katastrophe, die da hereingebrochen war und deren Folgen sie alle bedrohten, hatte ihr keine besondere Erschütterung verursacht. Andreas, der sich lange besonnen hatte, wie er es ihr schonend beibringen sollte, kam sich fast lächerlich vor, als er die Gleichgültigkeit sah, mit der sie ihn anhörte. Er dachte: Sie begreift es noch nicht ganz, begreift wohl überhaupt die Tragweite einer solchen Sache nicht! Aber es erkältete ihn doch, daß sie nicht einen Moment zu bedenken schien, was sie ihm, was sie seiner ganzen Familie durch ihren Vater antat, wenn auch ohne eigne Schuld. So gleichmütig sah sie's an, ob sie erbte oder nicht, als wäre sie wirklich eine Prinzeß, für die Geld nur ein gemeines Ding ist. Gar nichts schien sie von der Schande zu begreifen, die es bedeutete, wenn die Namen Doslein-Huiras nun bei Gericht und in Anwaltskanzleien herumgezogen wurden, und wenn die Rottenbucher hinter ihr herflüsterten: „Das ist die Tochter von dem Bankrottierer!"

Gleich Widerhaken saßen ihm die Worte des Vaters im Sinn: „Die waren lang schon kaput, viel länger, als wir's uns haben träumen lassen! Und deine Heirat haben die zwei miteinander abgekartet!" Er wehrte sich dagegen, schrie sich selber zu, wie vorhin dem Vater: „Es ist nicht wahr!", aber er kam nicht mehr los von ihnen, und je mehr er sich mühte, sie zu widerlegen oder auszutilgen, um so schmerzhafter rissen sie an seinem Stolz. Oh, nicht seine ganz persönliche Männereitelkeit, nicht seine Eigenliebe schrie in ihm jetzt auf, sondern der Stolz, der Huirasstolz, der sich nicht zum besten haben lassen wollte, und der sich empörte gegen den Bankrottierer und seine Tochter, die ihn listig auf den Leim gelockt und ihm jahrelang eine Komödie des Reichtums vorgespielt hatten. Dem Vater gegenüber hatte Andreas wohl nicht nur seine Frau verteidigt, sondern auch noch den Schwiegervater. Aber in seinem Inneren richtete er den Toten, wie Jakob Huiras es getan. Es bedrückte ihn, daß er, der älteste Sohn seines Hauses, der Familie diese Tochter zugeführt hatte, daß durch ihn zum erstenmal ihr Name mit in der Öffentlichkeit herumgezogen wurde. Ja, wenn er fest davon überzeugt gewesen wäre, daß Otti von alledem nichts gewußt hatte, daß diese Katastrophe über sie ebenso unerwartet hereingebrochen war wie über ihn, dann wär's eben ein Mißgeschick gewesen, nichts weiter, und er hätte es als seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit erachtet, seine Frau zu trösten, zu lieben und gegen jedermann zu verteidigen. Ottis ganzes Wesen aber bestärkte immer mehr den Verdacht, den sein Vater wachgerufen hatte. Immer mehr verrannte sich Andreas in die Überzeugung, daß er überlistet und ausgebeutet worden sei. Wär's anders — hätte Otti nicht entsetzt stehen müssen vor der Offenbarung, die ihr nach des Vaters Tode wurde? Hätte sie nicht verzweifelt fragen müssen, wann und wie das alles gekommen sei? Hätte sie nicht gedemütigt, beschämt vor ihm stehen müssen, dem sie nun nichts mitbrachte als einen befleckten Namen?

Sie selbst aber fragte nicht, war weder verzweifelt noch beschämt. Wenn Andreas ihr verhärmtes Gesicht sah und die fast kindische Gleichgültigkeit, mit der sie über alles wegging, was nicht der persönliche Verlust war, den sie beklagte, stieg ein dumpfer Groll in ihm auf und Verächtlichkeit daneben. Ohne Grund gab er ihr dann barsche Reden oder saß bei den Mahlzeiten mit verbissenem Gesicht stumm da. Und seine Empfindung, überlistet zu sein, wurde noch deutlicher, wenn die Frau gar nichts zu merken schien, sondern mit einer blassen Höflichkeit, die sie ihrem Schmerz mühsam abrang, immer wieder das Schweigen zu brechen versuchte, das er zwischen sich und sie breitete.

Eines Tags aber wachte Otti auf. Mit einem jähen Schreck, wie einer, der sich verschlafen hat: „Das Bad!? Um Gottes willen, Andreas, was wird aus dem Bad?"

Er zuckte die Achseln. „Wie soll ich das wissen?!"

„Ich bitte dich, sag' doch wenigstens, was du davon denkst! Du hast mir all die Zeit her so viel gesagt von Konkurs, Versteigerung, Liquidation und von allen möglichen andern Dingen, die ich gar nicht begriffen habe. Ich war noch zu gebrochen, zu elend. Aber jetzt, Andreas, jetzt nehm' ich mich zusammen, jetzt versteh' ich's dann schon. Aber nicht wahr, das kann nicht sein, daß aus dem Bad nichts wird? Irgend jemand, der es kauft, muß es doch fertigbauen, muß es doch einrichten, muß —" Sie konnte nicht weitersprechen, der Gedanke, daß nun ein Fremder ihres Vaters letztes Werk vollenden sollte, bewegte sie tief.



Andreas sah es, sein Mund zuckte spöttisch. „Muß?! Ich glaub' nicht, daß da jemand muß! Es kann ja sein, daß sich jemand findet, der die waghalsige Sach' zu Ende führt, aber sehr wahrscheinlich kommt's mir nicht vor."

Ihre Augen füllten sich mit Wasser, sie krampfte die Hände bittend ineinander. „Andreas, lieber Andreas, ich bitte dich, hilf mir! Laß mich nicht umsonst betteln, laß Vaters letztes Werk nicht zugrunde gehen! Er hat sich ja doch verblutet daran, er ist ja doch gestorben dafür!" Sie warf die Arme gegen die Wand, an der sie gerade stand, preßte den Kopf darauf und weinte laut.

„Ich kann dir da nicht helfen, du weißt doch, daß ich gar kein eignes Vermögen habe. Und wenn ich's hätt' — ich kann das Bad nicht kaufen."

Sie wandte sich jäh um; in ihrem heißen roten Gesicht leuchtete eine Hoffnung. „Aber dein Vater kann's ... Dein Vater ..." Sie stockte. Sie wußte von früher her, wie feindlich sich Jakob Huiras stets gegen das neue Moorbad gestellt hatte. Konnte sie erwarten, daß er vollenden sollte, was ihm in der Seele zuwider war? Sie raffte sich aber zusammen, wollte nicht kleinmütig sein, wenn es sich um das große Vermächtnis ihres Vaters handelte. Sie strich sich die verwirrten Haare aus der Stirn, begann wieder zu bitten: „Andreas, sprich doch mit deinem Vater! Dein Vater kann es machen, wenn er will. Dein Vater ist ja so reich!"

„Meinst du, er wär's geworden, wenn er sich auf solche Unternehmungen eingelassen hätte?!"

Sie schwieg. Sonst war es ihr so leicht geworden, den Mann zu bitten, ihm etwas abzuschmeicheln. Wie schwer wurde es ihr heute, wie namenlos schwer! Aber sie gab sich nicht nach. Sie bat ja nicht für sich, sondern für ihren Toten. Und wenn Andreas jetzt auch hart und spöttisch schien, so kannte sie ja seine Art, wußte, daß er oft Dinge sagte, die er gar nicht meinte. Sie flehte wieder: „Sprich mit deinem Vater, Andreas ..."

„Nein, nein, ich kann nicht, ich könnt's nicht verantworten, und er würde auch gar nicht auf mich hören!"

„Dann geh' ich selbst zu ihm!"

Sie wollte zur Tür hinaus, um Hut und Schleier zu holen.

Eine Regung von Mitleid stieg in Andreas auf, er hielt sie am Arm zurück. „Geh nicht zu ihm! Folg' mir und geh ihm jetzt aus dem Weg. Er ist nicht gut zu sprechen auf euch; er könnt' dir Dinge sagen, die du nicht gern hörst. Du weißt, wie er ist, und verdenken kann man's ihm jetzt nicht ..."

Otti stand regungslos, den Kopf gesenkt, die Schultern wie unter einer Last gekrümmt. Sie erfuhr heute zum erstenmal, was Geringschätzung ist. Und daß es gerade der eigne Mann war, durch den sie's erfuhr, schmerzte sie so sehr, daß sie selbst betroffen war, wie heftig sich dieser neue Schmerz neben den stilleren um den toten Vater drängte.

Nach einigen Wochen schon war über den Nachlaß des Barons entschieden. In einer bewegten Versammlung hatten sich die Gläubiger, unter denen sich auch einige Großbanken befanden, dahin geeinigt, von der Eröffnung des Konkurses abzusehen. Da der Nachlaß zum großen Teil aus Liegenschaften in aller Herren Ländern bestand, schien es ihnen ratsamer, die Sache friedlich abzuwickeln, das heißt, die Masse allmählich, in ruhiger Abwartung günstiger Konjunkturen flüssig zu machen und so die großen Kosten zu vermeiden, die aus einem Konkurs erwachsen würden. Otti hatte, dem juristischen Beirat ihres Mannes folgend, die Erbschaft nicht angetreten. Sie wußte natürlich gar nicht, was das hieß und welchen Vorteil sie davon haben konnte, sie tat es nur, weil ihr Mann es ausdrücklich wollte. Die Trauer um ihren Vater war zurückgedrängt von der Sorge um das Bad, die jetzt all ihre Gedanken erfüllte. Sie zitterte um das Bad, wie man um einen teuren Schwerkranken zittert. Und wie man um ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringen möchte, so wollte sie mit jedem ringen, der dies lebendige Vermächtnis ihres Vaters bedrohte. Ihre Aufgabe war es, sein letztes Werk zu vollenden. Der Vater starb ihr zum zweitenmal, wenn man es ihr zerstörte. Aber konnte jemand daran denken, es zu zerstören? Mußte nicht jeder, dem es in die Hände fiel, es vollenden, den großartigen Betrieb eröffnen? Otti, die rechte Tochter ihres Vaters, meinte, daß es gar nicht anders sein könne, aber doch zagte sie immer wieder, wenn Andreas auf ihre Fragen und Vermutungen nur die Achseln zuckte



oder sie mit ein paar geringschätzigen Worten abtat. Jedesmal hätte sie dann aufschreien mögen vor Schmerz und Zorn, aber jedesmal bezwang sie sich, gab sich Mühe, geschäftliche Dinge zu verstehen, von denen sie früher nichts gewußt hatte. Zuerst fragte sie ihren Mann, was all diese fremden Ausdrücke heißen und in sich schließen sollten. Aber er gab ihr nur widerwillig Auskunft, sagte wohl auch mit zweideutigem Lächeln: „Besinn dich nur ein bissel, Otti, dann fallt's dir schon wieder ein! Dein Vater hat doch jedenfalls oft mit dir über solche Sachen geredet ..."

„Nie, gar nie! Wozu braucht ich dich denn zu fragen, wenn ich's von ihm wüßte?"

„So, so, ich hab' halt g'meint ..."

Er sagte nicht, was er eigentlich gemeint habe, aber sein Ton war so spöttisch, daß sie mit keiner Frage mehr zu ihm kam. Zerrieben und zerquält von Warten und Aufregung, lebte sie durch die Tage hin, zitterte zu jeder Stunde, was wohl mit dem Bad geschehen werde. Das Schreckliche war eben, daß sie gar keine klare Vorstellung hatte, wie alles gehen würde. Am einfachsten wär's ja gewesen, wenn ihr Schwiegervater das Bad gekauft hätte, aber nach Andreas' geringschätziger Ablehnung durfte sie das nicht hoffen. Es würde also wohl unter der Hand von den Gläubigern verkauft werden, weiß Gott, an wen! Irgendeiner würde daherkommen, an ihres Vaters Statt befehlen, vielleicht in Ungeschick und Anmaßung alles vernichten, was er so klug und so großzügig ausgedacht hatte! Ihr Herz zitterte, wenn sie's dachte. Sie wartete und wartete und meinte schließlich, daß sie eigentlich ihr lebelang nichts andres getan hatte als warten und bangen. —

Jakob Huiras war nach München gefahren und kam nach etlichen Tagen sehr befriedigt zurück. Er hatte das Moorbad und das Schlößl gekauft, nicht einmal teuer gekauft, denn der Gläubigerausschuß war froh, daß sich so schnell ein zahlungsfähiger Käufer gerade für diese beiden Grundstücke fand, für die man die geringsten Hoffnungen gehegt hatte. Man war froh und bewunderte im stillen die Geldkraft dieses bäuerlich aussehenden Mannes, der nicht einmal Bankgeld aufnahm, sondern eine runde Summe in bar auf den Tisch legte für zwei Grundstücke, deren Wert sehr fragwürdig erschien.

Er aber lachte in sich hinein, als die Kaufverträge unterzeichnet waren. Nun konnte ihm kein Fremder mehr in sein Gehege kommen, nun war und blieb er der Herr von Rottenbuch für alle Zeit.

Da Otti von dem Kauf hörte, kam es wie Erleichterung über sie. So blieb ihres Vaters Gut doch gewissermaßen in der Familie, und wenn sie auch von ihrem Schwiegervater nicht allzuviel hoffte, so rechnete sie doch auf ihres Mannes Einsicht und Einfluß. Sie erinnerte sich, wie gern einst Andreas den Plänen und Ideen des Barons gelauscht hatte, und wollte es nicht Wort haben, daß er in der letzten Zeit ein ganz andrer geworden zu sein schien. Sie fragte: „Was plant nun dein Vater mit dem Bad?"

Er zuckte wieder die Achseln. „Ich weiß es nicht, vielleicht reißt er's ein ..."

Sie schrie auf: „Um Gottes willen, das ist doch nicht dein Ernst!"

Mit böser Freude sah er ihre Angst. „Ich sag' dir ja, daß ich's nicht weiß! Ich könnt' mir aber eigentlich nicht vorstellen, was er sonst damit sollte."

Mit fliegendem Atem begann sie da zu sprechen, ganz wie ihr Vater einst gesprochen hatte. Fast mit seinen Worten schilderte sie ihrem Manne die weittragende Bedeutung dieses Unternehmens, und ihre Augen glänzten, als sie von dem Aufschwung und Reichtum sprach, den es der ganzen Gegend verhieß. Und während sie sprach, dachte der Mann immer hartnäckiger: Mein Vater hat ganz recht. Sie hat von Anfang an alles gewußt — alles. Man hört's ja an jedem Wort, wie sie die Vertraute ihres Vaters war. Und ich, ich war eben der Gimpel.

Als sie zu Ende war, wartete sie gespannt auf seine Antwort. Er sagte aber nur: „Das ist nicht meine Sach', das geht den Vater an."

Da beschloß sie, selbst zu ihrem Schwiegervater zu gehen. Leicht wurde ihr der Gang nicht, denn sie war mit der Familie ihres Mannes nie warm geworden und hatte besonders immer gespürt, daß sie ihrem Schwiegervater nicht gefiel. Sie sagte sich aber, daß alle kleinen Empfindungen schweigen müßten vor der großen Frage ihres Lebens, über die jetzt allein Jakob Huiras zu entscheiden hatte. Sie nadelte ihren Hut fest, senkte den großen schwarzen Schleier über das Gesicht und war froh, daß so keiner auf der Straße ihre Miene sehen konnte.



Seit sie Trauer trug, hatte sie sich kaum je bei Tag auf der Straße gezeigt, war immer nur gegen Abend auf einsamen Wegen außerhalb des Dorfes gegangen. Die wenigen Menschen, die sie jetzt traf, erkannten sie zuerst gar nicht und sahen ihr erstaunt nach. Sie merkte es und war froh, daß der Schleier sie vor Neugier schützte.

Das Herz klopfte ihr ein wenig, als sie das Haus der Huiras betrat. Es war lange her, seit sie zuletzt den Fuß über diese Schwelle gesetzt; Frau Huiras und die Töchter begrüßten sie auch mit Überraschung.

„Otti, du kommst zu uns? Das muß man ja im Kalender rot anstreichen!" rief die Regierungsrätin lachend, ohne zu bedenken, wie schlecht ihre Heiterkeit zu dem Trauerkleid der Schwägerin paßte.

Anna blickte mit einer gewissen Genugtuung auf das blasse und schmal gewordene Gesicht Ottis: „Ich wär' gern öfters zu dir 'rausgekommen, aber du hast ja niemand haben wollen."

Otti dankte mit ein paar Worten für die scheinbare Teilnahme, die die Frauen ihr bewiesen und fragte, ob der Schwiegervater zu Hause sei. Frau Huiras sagte: „Er kommt jeden Augenblick, mußt halt solang mit uns vorliebnehmen."

So saßen sie ein wenig beisammen und redeten gleichgültige Dinge. Aber Otti spürte doch, daß sie jetzt noch ganz anders mit ihr waren als früher. Die Geringschätzung, die sie zuerst bei Andreas empfunden hatte, sprach hier aus jedem Blick, aus jeder scheinbar harmlosen Bemerkung oder Neckerei.

Dann ging sie hinüber in das Zimmer, von dessen Wänden die alten tüchtigen Huiras auf sie niedersahen. Jakob Huiras lag breit und behäbig in einem Armstuhl, rauchte eine Pfeife und lächelte, als Otti eintrat. Mit übertriebener Höflichkeit richtete er sich auf und bot ihr einen Stuhl an.

„Die Frau Schwiegertochter kommt zu mir, das is aber eine große Ehr'! Das muß doch schon was ganz Besonderes sein!"

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, groß und überschlank stand sie in dem schwarzen Kleid vor ihm da.

Er sah sie an und dachte verächtlich: Der Andreas muß rein blind g'wesen sein, wie er sich in die vergafft hat! So a armseligs Hascherl, wie die is! Dann ließ er von seinen persönlichen Erwägungen ab, nötigte Otti zum Niedersitzen, lehnte sich wieder breit zurück, paffte eine mächtige Rauchwolke und fragte: „Also, was möchst?"

Ihr Herz begann stärker zu klopfen. Seit sie dies Gemach betreten, fühlte sie die feindliche Stimmung fast wie ein körperliches Wesen. Sie kam sich so schwach, so verloren vor, daß sie am liebsten davongelaufen wäre, ohne ein Wort zu sagen. Aber sie durfte jetzt nicht feig sein, durfte nur an ihre Sache, an ihres Vaters Sache denken. Sie begann zögernd: „Du hast das Moorbad und das Schlößl gekauft?"

Er nickte.

„Ich muß dir sagen, wie froh ich darüber bin! Es wäre so schrecklich, wenn das Haus meines Vaters und das Bad, an dem er so sehr hing, in fremde Hände gekommen wäre. Ich danke dir vielmals, daß du das verhindert hast!"

„Deswegen brauchst mir net z'danken, das is net deinetwegen g'schehn!"

„Ja ... wenn auch ... es ist doch gut so. Und nun möcht' ich dich fragen, was du mit ihnen tust?"

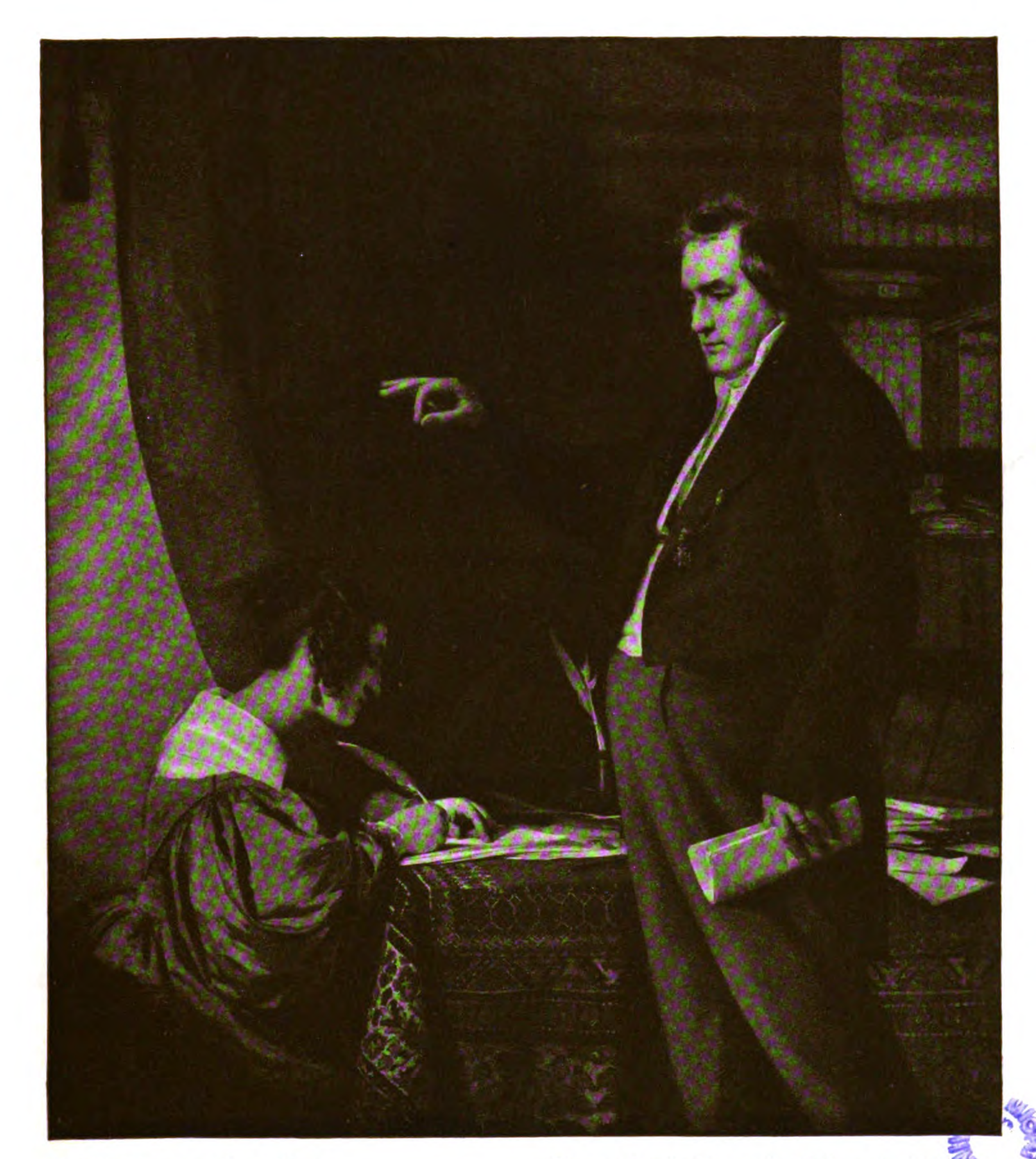
Er merkte wohl, mit welcher Angst sie an seiner Antwort hing, und darum ließ er sich Zeit. Paffte wieder ein oder zwei Züge, klopfte die Asche ab: „Ja, das ist so eine Sach' ... Das Schlößl bleibt, wie's is, da können meine Töchter drin wohnen, wenn s' im Sommer kommen. Bald d' Agath' amal all ihr kleine War' mitbringt, wird's bei uns so schon z'eng. Wenn der Andreas einen Buben hätt', tät' ich's dem schenken, aber so —" Er blickte spöttisch auf die schlanken Linien ihrer Gestalt.

Sie bezwang sich, fragte ruhig, obgleich es ihr ins Herz schnitt, daß nun den Huirastöchtern gehören sollte, was einst ihr und dem Vater lieb gewesen: „Und das Bad? Wie wird's jetzt mit dem Bad? Mein Vater hatte ja schon alles bis zuletzt ausgedacht und den Pachtvertrag mit dem Hotelier schon unterzeichnet. Übernimmst du das alles, wie er's hinterlassen?"

Jakob Huiras lachte auf. „Da müßt' ich ein Narr sein! Meinst, ich hätt' Lust, kaputt zu gehen wie dein Vater?!"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Dir kann das nicht passieren, du bist ja nicht in so vielen großen Unternehmungen, wie er war! Da hat man wohl einmal Unglück, es kommt einmal eine Stockung."





Friedrich von Amerling: Ignaz Rudolfs und Johanna Bischofs.

Er sah sie spöttisch an. „Schau, schau, wie du dich aufs Geschäft verstehst! Das hätt' man nur früher wissen sollen, dann wär' manches anders 'gangen und manches net g'schehn ...“

Sie wußte noch nicht, wo er hinauswollte, aber sie fühlte deutlich, daß er ihr mit Absicht harte Reden gab. Sie blickte vor sich nieder, knöpfte nervös ihre schwarzen Glacés auf und zu, wieder auf und wieder zu. Nach einer Weile sagte sie mit äußerster Anstrengung und vor Erregung leise: „Also ... das Bad ...“

„Ja so, das Bad! Ja, Kind, da weiß ich noch gar net, was i tu! Ich hab' ja Zeit, mir's zu überlegen, kein Mensch steht hinter mir, der mich drängt! Ist alles bar bezahlt auf Heller und Pfennig, da braucht man keine Angst haben und kann sich Zeit lassen. Natürlich hab' ich mir die Sach' schon ein bissel überlegt, und ich glaub' allaweil, ich lass' die ganze G'schicht' einreißen. Oder ich verkauf's auf Abbruch. Viel kommt ja net dabei 'raus, aber mit der G'schicht' bin ich halt reing'legt worden. Da is nix zu machen! Jetzt will ich nur sorgen, daß so was kein zweites Mal passiert und daß die Leut' net no'mal von an Planer an der Nas' rumg'führt werden.“

Jetzt bäumte sie sich auf. „So darfst du nicht von meinem Vater sprechen! Was mein Vater gewollt hat, war recht und gut, und niemals hat er wissentlich jemand in die Irre geführt. Wie das Unglück mit den Geldverlusten gekommen ist, weiß ich nicht. Das größte Unglück ist eben, daß er gerade jetzt gestorben ist. Hätt' er noch länger gelebt, wär' es sicher anders gegangen. Er hätte alles herausgerissen und durchgeführt bis zum Ende. Nur ein Jahr wenn er noch gelebt hätte ...“

„Ja, ja,“ sagte Jakob Huiras, „das kann schon sein. Aber, daß ich's net vergess', ich muß dir was zeigen —“ Er griff nach einem Zeitungsblatt, das zusammengefaltet auf dem Tische lag. „Das is mir in München drin in die Händ' g'fallen, da kannst sehen, daß Versteckspielen ganz überflüssig is, weil eh' schon jeder alles weiß. Für uns is ja recht angenehm, in der Weis' in die Blätter rumgezogen zu werden!“

Mit bebenden Fingern entfaltete sie das Blatt. Ein rot angestrichenes Entrefilet „Das Ende eines Spekulanten“ beschäftigte sich mit ihrem Vater, erzählte von den großen Unternehmungen, die dem Baron in früheren Jahren gelungen waren. „In der letzten Zeit aber wollte ihm nichts mehr recht glücken, hauptsächlich sein letztes Unternehmen — ein Kurhotel in einem kleinen bayrischen Gebirgsdorf — scheint seinen ohnehin erschütterten Finanzen den Rest gegeben zu haben. Wenige Tage vor seinem Ableben war er hier und versuchte vergeblich bei früheren Freunden und Geldgebern eine größere Summe für dies Unternehmen aufzubringen, auf das er die größten Hoffnungen setzte. Aber mehrere unrentable Gründungen, die er in den letzten Jahren gemacht, hatten den Glauben an ihn und seinen Stern erschüttert. Es heißt, daß er hier tagelang von einer Bank zur andern, von einem Finanzier zum andern ging, um sie für sein Unternehmen zu interessieren, aber überall verschlossene Türen fand. Müde und gebrochen kehrte er dann in seine Villa auf dem Lande zurück, wo ein plötzlicher Tod den seltsamen und hochbegabten Mann ereilte. Die Vermutung liegt nahe, daß der Baron mit eigner Hand ein Leben beendete, das ihm kein Glück mehr zu bringen schien. Der Verstorbene hinterläßt eine einzige Tochter, die mit dem ältesten Sohn eines reichen Brauers und Großgrundbesitzers in Rottenbuch verheiratet ist.“

Otti ließ das Blatt sinken. Blitzschnell jagten Erinnerungen durch ihren Kopf. Die Abreise ihres Vaters ... wie er sie gar nicht von sich lassen wollte ... die rätselhafte Angst jener Nacht ... seine Heimkehr und die seltsamen Worte, die er damals zu ihr gesprochen hatte ... Sie starrte ihren Schwiegervater entsetzt an. „Das — das hab' ich nicht gewußt —“

„Ja freilich, du hast nie was gewußt, gar nie!“

Und da sie ganz blaß und stumm saß, ohne zu widersprechen, übermannte ihn die Wut, und er schleuderte ihr alles ins Gesicht, was er Andreas gesagt hatte. Immer noch blieb sie stumm und mit entsetzten Augen, denn sie begriff gar nicht, was da über sie hinging.

„So, jetzt weißt, was ich von dir denk', und haltst dich danach! G'schehn is g'schehn, und wir können's schon aushalten, daß der Andreas a bettelarm's Mädel g'heirat' hat. Aber sie soll uns kein' Komödie vorspielen und net tun, als ob's a Prinzeß wär'.

Dem Andreas werden jetzt hoffentlich auch die Augen aufgehen, daß er endlich amal merken laßt, wer eigentlich bei ihm daheim Herr is! G'schehn is g'schehn, jatzt weißt aber wenigstens, wer du bist und wer wir san!“

Sie stand auf, sagte mit ruhigem Hohn: „Ja, das weiß ich schon und vergess' es nicht!“

Ohne Gruß verließ sie ihn.

Als sie draußen auf der Straße stand, mußte sie sich einen Augenblick an die Mauer lehnen, sonst wäre sie umgesunken. Dann raffte sie sich zusammen und schlug den Weg nach Hause ein. Nach drei Schritten schon kehrte sie um. Nein, sie konnte jetzt nicht im Zimmer sitzen, nicht mit Andreas sprechen. Sie mußte Bewegung haben und allein mit sich das neue Schrecknis bedenken, das diese Stunde ihr enthüllt hatte. Sie mußte erst ein wenig, ein klein wenig über die Roheit wegkommen, die sie eben erfahren hatte, ehe sie ihrem Manne sagte, was ihr begegnet war.

Sie ging die Straße entlang zum Dorf hinaus. In der Erregung hatte sie vergessen, den zurückgeschlagenen Schleier wieder herunterzuziehen. Da erkannten die Menschen sie, grüßten scheu und ernst. In dem verstörten jungen Frauengesicht, das gehetzt und gedemütigt aus dem Hause Huiras kam, meinte jeder das Antlitz der eignen Zukunft zu sehen.

Was wird mit dem Bad? Das war die große Frage, die jetzt ganz Rottenbuch beschäftigte. Über alles Tagewerk, alle Mühen, Sorgen und Enttäuschungen hinweg erscholl sie, zögernd zuerst, dann stark und stärker. Die Katastrophe, die es noch vor seiner Vollendung betroffen, hatte die Rottenbucher wie ein Blitzstrahl geschlagen, daß sie zuerst gelähmt, besinnungslos dastanden. Als sie wieder zu sich kamen, merkten sie zwar, daß sie noch ihre gesunden Glieder und ihren Verstand hatten, aber ein ungeheurer Katzenjammer lagerte über ihnen. Die Köpfe, in denen es vorher geschwirrt von Gedanken, Vorstellungen und Plänen, waren jetzt leer und nüchtern und berechneten jammernd die Unkosten, in die sie sich gestürzt hatten. Wozu hatte man nun Altanen gebaut, Zimmer getüncht, neue rote Betten gekauft? Wozu hatte der und jener sich sogar Geld ausgeliehen, um die für eine Badesaison nötigen Anschaffungen zu machen, wenn das Bad jetzt doch unter den Hammer und in weiß Gott welche Hände kam?! Warum hatten sie das alles getan, warum?! Sie begriffen sich selber nicht mehr recht, und jeder schämte sich ein wenig vor dem andern. Der langsam aufgeglühten Hoffnung folgte eine so gründliche Ernüchterung, daß es ihnen vorkam, als hätten sie alle in Fieberträumen gelegen und wären jetzt zur Wirklichkeit erwacht. Oder als wär' einer der Hexenmeister dagewesen, von denen die Großmütter der Greise noch gewußt hatten, unheimliche Spottgesellen, die die Dirnen auf der Gasse höhnten: „Wie, seht ihr denn nicht, daß da ein tiefes Wasser fließt?!“ Und die Dirnen, behext von einer unbekannten Macht, schürzten die Röcke bis hoch über die Knie und wateten ängstlich, als schritten sie statt über die brottrockene Straße durch tiefes Wasser, daß alle laut lachten, die es sahen.

So und nicht anders war's ihnen gegangen. Ein Hexenmeister war unter sie getreten, hatte ihnen den Sinn verwirrt und die Einbildungskraft besprochen, daß sie gemeint hatten, das schwarze Moor müsse sich für sie in Gold wandeln. Der Hexenmeister war tot, der Spuk zu Ende. Das Moor blieb Moor, dem keine Goldflocke zu entreißen war. Alles sah wieder aus wie früher. Man ging seinem Tagewerk nach, hatte sein Dach überm Kopfe, sein Stück Brot im Sack und weiter nichts. Wenn's ein gutes Jahr gab, dankte man dem lieben Herrgott, und wenn ein schlechtes kam, bettelte man beim Huiras. Es hatte nie etwas andres gegeben, würde nie etwas andres geben. Wenn nicht ein Wunder geschah, war der Huiras wieder Herr. Nie zuvor war ihnen seine Herrschaft drückend erschienen. Sie hatten es nicht anders gekannt und waren zufrieden gewesen; nun aber, da sie für kurze Zeit einen Traum von Selbständigkeit und steigender Wohlfahrt geträumt hatten, nun tat es weh, sich wieder ducken und alles von der einen Hand empfangen zu müssen.

Eine große, beklemmende Ruhe lag über dem Bad. Die Handwerksleute aus der Stadt waren wieder heimgekehrt, die Rottenbucher, die an dem Bau mitgeschafft hatten, lungerten müßig und verdrießlich umher, mußten froh sein, wenn sie wieder über Land karg bezahlte Arbeit fanden. Die Frauen, die so fleißig Ziegel und Mörtel geschleppt



hatten, schnitten wieder mit der Sichel das bißchen Gras auf ihrer Wiese oder klaubten Kartoffeln. Die neugebauten Altanen, die dicken roten Betten wurden von pauvren Sommergästen gemietet, für die man sich wahrhaftig nicht hätte in Unkosten zu stürzen brauchen. Überall wieder die alte Enge, die Mühsal und Begrenzung, aus der es kein Entrinnen gab.

Zuerst hatten sie noch gehofft. Der und jener aus der Umgegend, der etwas von industriellen Unternehmungen verstand, hatte noch gemeint: „Laßt nur den Kopf nicht hängen, das Bad muß doch ausgebaut werden! Tut's der Baron nicht mehr, so tut's ein andrer; ist's heut' nicht, so ist's in einem Jahr!" Gern hatten sie sich klarmachen lassen, daß man solch einen Bau, in den schon so viel hineingesteckt worden sei, doch nicht einfach stehen lassen könne wie einen alten Schuppen, und daß sich schon irgendein Privatmann oder eine Gesellschaft finden würde, die das Bad ausbaute und eröffnete.

Als dann der Huiras das Grundstück kaufte, wurden sie kleinlaut; sie wußten, wie ihm das neue Bad ein Dorn im Auge gewesen, und glaubten drum nicht recht, daß er, der neue Besitzer, die Pläne des alten verwirklichen würde. Aber ausbauen muß er doch, dachten sie, zu irgend etwas muß das Ding doch noch nutz werden! Alle Tage wurde nun ein andres Gerücht laut. Bald hieß es, die Gemeinde stünde in Unterhandlungen mit Huiras, um das Bad für das neue Schulhaus zu verwenden, dessen Bau schon lange beschlossen war; dann wieder, daß die englischen Fräulein dort eine Niederlassung gründen wollten. Nichts von alledem bewahrheitete sich. Kein Kaufvertrag wurde angefertigt, kein Polier erschien mit seinen Gesellen auf dem Bauplatz. Arbeiter, die früher dort geschafft hatten, gingen zum Huiras und baten demütig, daß er sie doch einstellen möge, wenn er draußen weiterbaue.

Er lachte kurz auf. „Wenn i weiterbau', stell' i euch alle miteinander ein, da kannst dich drauf verlassen! Aber a wengerl Geduld mußt hab'n und warten, bis i weiterbau'!"

Sie dankten und gingen. Sein Lachen hatte sie mißtrauisch gemacht.

„Er tragt's uns nach, daß wir beim Baron g'arbeit' hab'n," sagten sie zueinander.

Wenn nur endlich das Schicksal des neuen Bades entschieden gewesen wäre! Gleich einem lächerlichen Denkmal ihrer Vermessenheit und ihrer Demütigung stand es jetzt da, und wenn einer von ihnen daran vorüberging, gab's ihm einen Stich ins Herz, und er senkte den Blick, als ob er sich schämte. Bald mieden sie den Platz, als wär's eine üble Stätte, und der unfertige Bau ragte einsam in die Luft hinein. Der Wind jagte durch seine leeren Fensterhöhlen und seine gähnenden Torbogen, Sturm und Regen fraßen an ihm, daß schon da und dort leises Knistern und Bröckeln anhob. Wie eine Ruine war das Gemäuer anzusehen, und Ruinenlos schien ihm beschieden, noch ehe es Tage voll Größe und Glanz erlebt hatte.

Einer aber von ihnen war ärmer geworden als sie alle — Stauffer. Da ihm das Bad verloren ging, schien ihm alles verloren. Auf das Bad hatte er all seine Zukunftshoffnungen gesetzt, der Wirkungskreis, den es ihm bot, sollte der Ausgleich sein für ein verkrüppeltes Leben, das eingezwängt und gezerrt zwischen zwei Frauen dahinging. Die neue Tätigkeit hätte ihn unversehens von Anna gelöst und ihn wieder sich selbst zurückgegeben. In dem wohlausgefüllten Tage des Badearztes wäre keine Zeit geblieben für überflüssiges Grübeln, Streiten oder holden Müßiggang, der immer wieder auf neue Abwege leitete. Fest eingespannt wäre er gewesen, zufrieden, wenn ihm am Abend noch ein paar Stunden blieben, um aus Büchern zu lernen und Erholung zu schöpfen. Die Nachricht von der Brachlegung des Bades traf ihn wie ein Schlag, der ihn für einen Augenblick betäubte, ihm für lange hinaus den klaren Überblick benahm.

Kaum hatte er sich von dem ersten Schrecken erholt, begann er fieberig zu korrespondieren, sich überallhin zu melden, wo ein Arzt gesucht wurde. Im Tiefinneren wußte er zwar, daß dies alles keinen richtigen Zweck habe, da er doch unmöglich mit der verlöschenden Frau an eine Übersiedlung denken konnte; es tat ihm aber gut, neue Möglichkeiten zu erwägen und sich zu regen, als ob sich's in der Tat um eine Neubegründung seiner Existenz handeln sollte. Fort wollte er, fort um jeden Preis. Hier war ihm jetzt alles verleidet, alles verhaßt! Wenn er erst draußen war, würde er ein ganz andrer Mensch sein. Seine Nerven waren so fieberig gespannt, daß sie der beständigen Unruhe und Erwartung bedurften.



Die Briefe, die er schrieb und empfing, gaben ihm die Illusion einer bevorstehenden Umwälzung, und das beste war, daß er so immer etwas zu tun und zu denken hatte. Nur nicht ruhen, nur nicht ins Nachdenken kommen, wie alles war und wie alles sein könnte! Nur das nicht, denn das macht einen toll!

Eine ganze Weile belog er sich selbst mit diesen Korrespondenzen und Übersiedlungsplänen, führte eine Art Spiegelfechterei auf, bei der er zugleich Fechter und Publikum war, und deren geschickt geführtes Spiel ihn über die Unrast der ersten Enttäuschungen wegbrachte. Jäh, von heut' auf morgen, kam dann der Umschwung. Die angespannten Nerven versagten, das überhitzte Gehirn erschlaffte. Er sah auf seine wild emporgeschossenen Pläne zurück, als hörte er sie von einem andern, und fand sie töricht, unausführbar; er begriff das Fieber und die Schreibseligkeit dieser Tage nicht. Wozu denn all der Lärm, all das Fortdrängen und Sich-in-Neues-schicken-wollen? Hier war's doch gut, hier war er eingewöhnt, wußte, wie er dran war und hatte seine Ruhe!? Alles andre war doch lächerlich, vergebens.

Nun schlief er halbe Tage lang, und wenn er nicht schlief, saß er untätig umher und dachte nichts Rechtes. Der Krankenstand war just gering, auch holten die Rottenbucher den Arzt nur noch, wenn's ans Sterben ging. Wozu überflüssiges Geld ausgeben, da man doch immer nur das Nötigste einnahm?! Sie mißachteten nun auch Stauffer ein wenig, denn er gehörte ja doch zu dem Bad, das verkracht und verfallen dalag. Der Baron hatte ihn geschätzt, und darum war's besser, wenn man sich jetzt gerade fern von ihm hielt. Immer öfter holten sie wieder Meyerlein, obschon der sich jetzt auch am hellen Tage derart betrank, daß er nicht geradegehen konnte. Stauffer sah es und lachte. Kein gutes Lachen war es, sondern eins, das aus Herzweh und verschluckten Tränen herkam. Er lachte und pfiff; wenn er Meyerlein auf der Straße dahertorkeln sah, zog er tief den Hut und rief voll bitterer Selbstironie: „Guten Morgen, Herr Kollega!"

Pfeifend, trällernd ging er zu einer Bank, zu einem verschwiegenen Platz, wo Anna ihn erwartete. Die hatte ihn nun wieder ganz und gar, fester noch, als sie ihn je zuvor gehabt hatte. Nach dem Zusammenbruch hatte sie ihn wie eine Beute an sich gerissen, und wie ein Besiegter ertrug er willenlos die Sklaverei, in die sie ihn legte. Zuerst empfand er's gar nicht als Sklaverei. Zerfahren und enttäuscht, wie er war, taten ihm ihre Zärtlichkeiten, ihre Küsse, ihre streichelnden Hände wohl. Sie war jetzt sanfter, zartfühlender, als er sie sonst gekannt, ganz unabsichtlich war sie's, nur aus der Freude heraus, daß sie ihn völlig zurückerobert hatte, und auch, weil sie Mitleid mit ihm empfand.

In ruhigen Stunden befiel ihn oft eine tiefe Sehnsucht, fortzugehen aus Rottenbuch und nie wiederzukommen. Er dachte dann nicht mehr an irgendein andres kleines Nest oder auch eine große Stadt, sondern an das Meer. Als Schiffsarzt in fremde Länder segeln, tagelang nichts andres sehen als Himmel und Wasser, mußte das schön sein! Er hatte vor vielen Jahren, noch ehe er die Praxis begonnen, als Arzt auf einem Lloydschiff eine Reise nach Südamerika gemacht: nun wachten die Erinnerungen in ihm auf und zersprengten ihm fast die Brust vor Verlangen nach der großen Weite und der großen Stille. Oh, draußen auf dem Ozean schwimmen, fernab aller menschlichen Kleinlichkeit, vorübergehend nur an phantastischen Küsten landen bei seltsamen, primitiven Rassen, die nichts wissen von der Erschöpfung und der Pein einer raffinierten Kultur, und dann wieder aufs Schiff, immer neuen, goldglitzernden Ländern entgegen, in denen nicht mehr der Mensch die Hauptsache ist, sondern der wilde Reichtum des Bodens, die wilde Schönheit der Natur! Da vergäße man sich selber; was hier so wichtig schien, so wehe tat, würde da draußen winzig klein. Wäre er ein freier Mann, noch heute packte er seine Siebensachen und führe nach Hamburg.

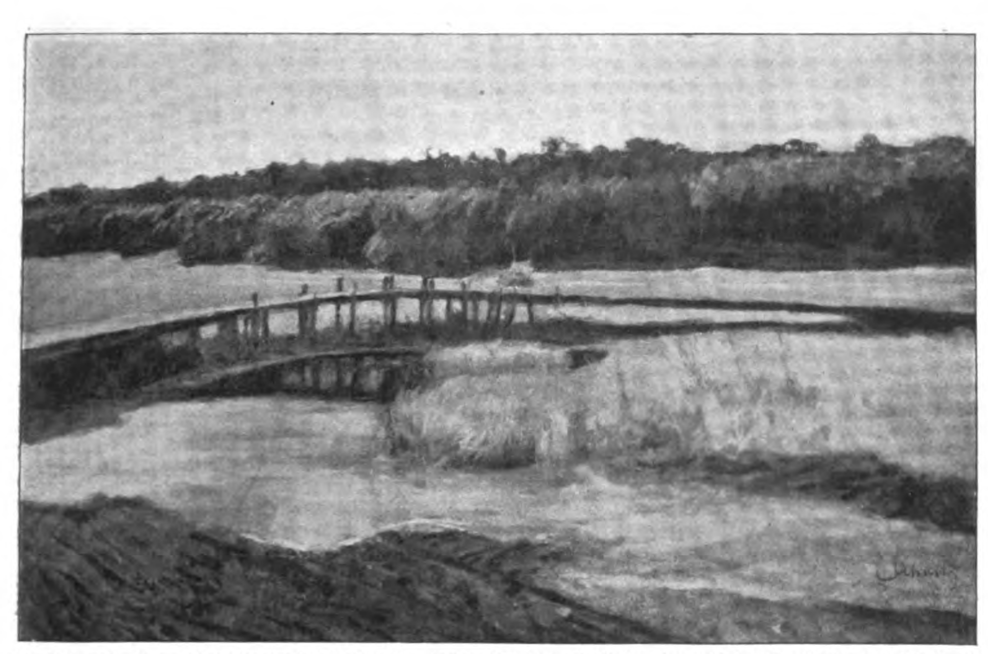
Zuweilen wurde die Sehnsucht so stark, daß er auch Anna davon sprach. Während er von den Entfernungen und Wundern redete, die er durchmessen wollte, horchte er gespannt, ob sie nicht aufschrie in Schrecken, daß sie ihn so verlieren könnte. Sie biß aber nur rasch drei-, viermal die Lippen, wie sie immer tat, wenn etwas sie erregte oder verdroß.

(Schluß folgt.)

Karl Schuch: Stilleben mit Käseglocke.

(Aus der letzten Pariser Zeit.)

Aus dem Besitz des Herrn H. in Magdeburg.



Karl Schuch: Steg bei Ferch am Schwielowsee. 1878. (Aus dem Besitz des Herrn Univ.-Prof. Meder, München.)

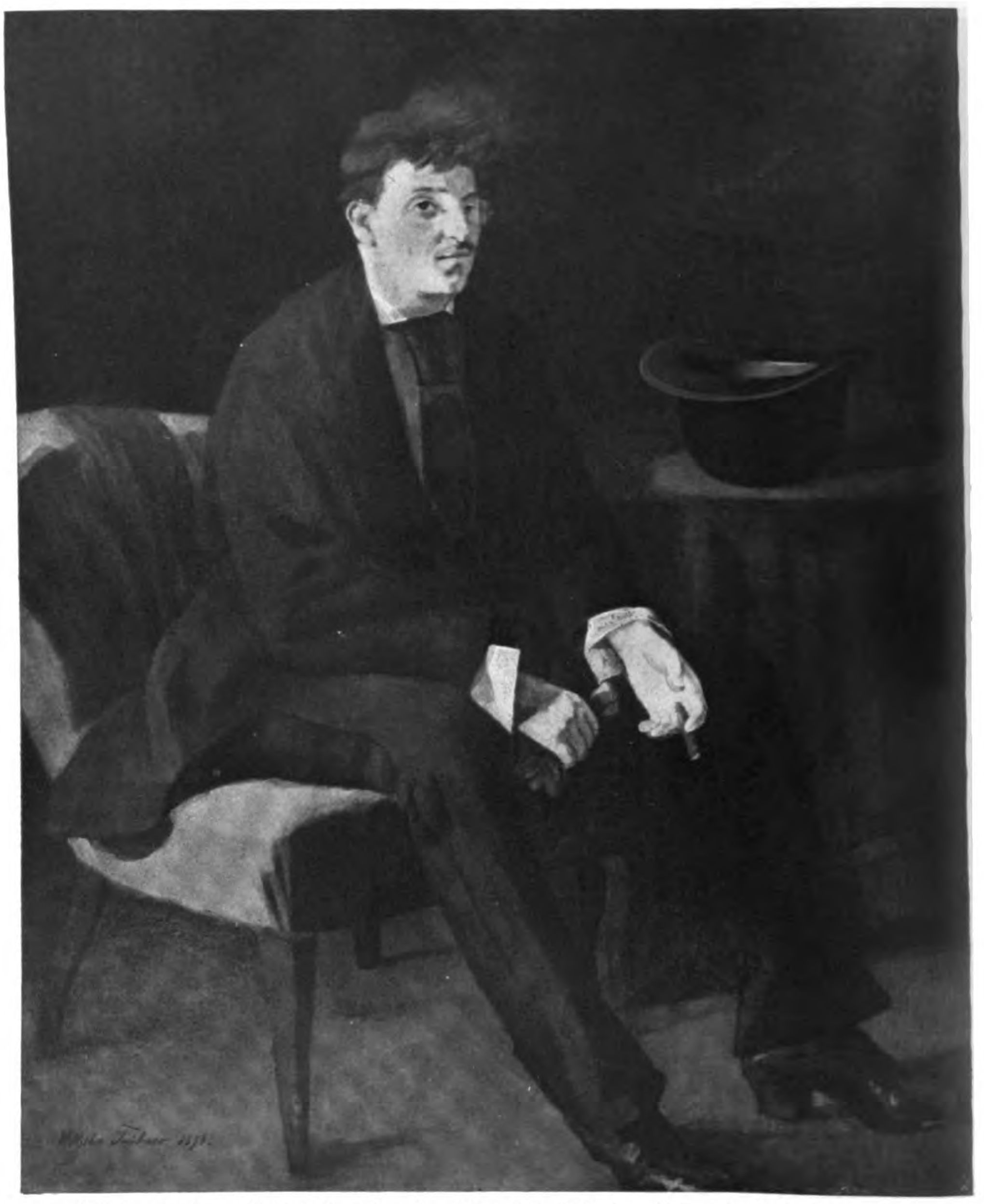
Karl Schuch (1846 bis 1903)

Von Dr. Walter Kaesbach

Über Schuch dürfte vielleicht nur Karl Hagemeister schreiben, der dreizehn Jahre mit diesem feinen, sympathischen Künstler gelebt hat. Mit diesem scheuen, sensiblen Menschen, der zeit seines Lebens die Öffentlichkeit mied und bis vor wenig Jahren nur einem kleinen Kreise verwandter Künstler bekannt war. Der, wäre er nicht von Haus aus vermögend gewesen, gehungert haben würde wie so viele unsrer besten Maler im neunzehnten Jahrhundert.

Bis zum Jahre 1905 weiß die Kunstliteratur nichts von dem Maler Schuch. Ein paar Daten, 1905 in Müller-Singers Künstlerlexikon erschienen, sind alles. 1905 brachte der Kunstsalon von Eduard Schulte in Berlin zwei Kollektivausstellungen. Zu der ersten schrieb der damals als Maler noch nicht entdeckte Karl Hagemeister eine kleine Biographie. Dann zeigte die Jahrhundertausstellung von 1906 acht Bilder, und dort erkannte man die hervorragende Bedeutung dieses Malers „aus dem Leiblkreis". Nachdem 1907 Wilhelm Trübner in seinem autobiographischen Versuch seine Erinnerungen an den Malergenossen bekannt gegeben, erschien 1908 der erste, ausschließlich Schuch gewidmete Aufsatz von Karl Hagemeister in der Zeitschrift „Kunst und Künstler". 1909 veröffentlichte der Wiener Arthur Roeßler eben-

Karl Schuch: Selbstbildnis. (Aus dem Besitz der Kaiserl. Staatsgalerie in Wien.)



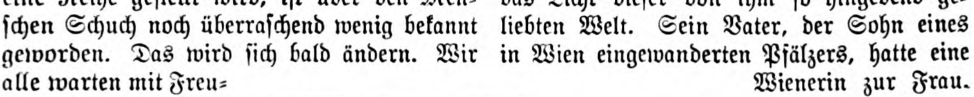
Wilhelm Trübner: Bildnis Karl Schuchs. (Aus dem Besitz der Nationalgalerie in Berlin.)

dort acht aufschlußreiche Briefe, aus denen in diesem Aufsatz eine Probe gegeben werden soll. Seitdem hat sich dank Trübner und der klugen Propaganda des von ihm beratenen Kunsthändlers Karl Haberstock in Berlin das Interesse für Schuch mächtig gehoben, und viel ist über ihn geschrieben worden. Wertvoll, vor allem für die Kenntnis des Malers Schuch, war ein Auszug aus seinem Tagebuch im diesjährigen Märzheft von „Kunst und Künstler". Eine feine Analyse seiner Kunst brachte endlich Karl Scheffler in seinem kritischen Führer durch die Nationalgalerie.

Trotz all diesen Veröffentlichungen, und nachdem der Malerruhm Schuchs gesichert dasteht, keines Anwalts mehr bedarf und er widerspruchslos mit Leibl und Trübner in



Karl Schuch: Buchenlandschaft aus der Umgebung Wiens. 1867. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)



eine Reihe gestellt wird, ist über den Menschen Schuch noch überraschend wenig bekannt geworden. Das wird sich bald ändern. Wir alle warten mit Freuden auf das Buch, das Karl Hagemeister über ihn schreibt und das hoffentlich bald erscheinen wird. Er besitzt die bestimmteste Kenntnis des Menschen und des Künstlers Schuch; achtzig Briefe und das Tagebuch sind in seinen Händen, er ist wie keiner berufen, der Biograph dieses lang Verkannten zu werden. Dieser Aufsatz will nur ein Versuch und ein Vorbote jenes Buches sein.

Karl Schuch: Bildnis des Malers Hagemeister. 1876. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

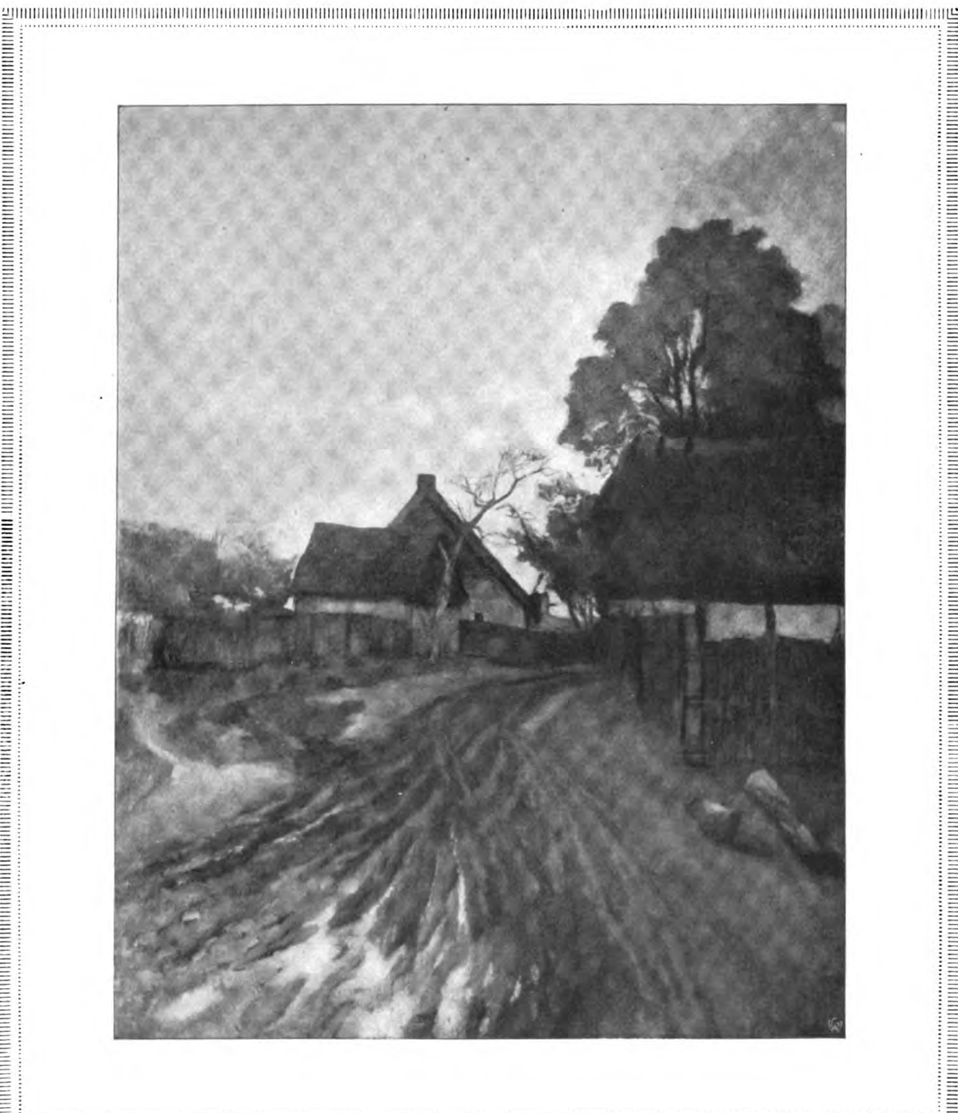
Karl Schuch erblickte am 30. September 1846 in Wien das Licht dieser von ihm so hingebend geliebten Welt. Sein Vater, der Sohn eines in Wien eingewanderten Pfälzers, hatte eine Wienerin zur Frau. Durch Einrichtung und Verkauf von Kaffeehäusern hatte er ein Vermögen gemacht. Seinen beiden Kindern, Sohn und Tochter, ließ er die sorgfältigste Erziehung zuteil werden, hielt ihnen die besten Hauslehrer und eine französische Gouvernante. Karl, von Natur nur scheinbar stark gebaut, litt wie seine Schwester, die schon 1868 starb, viel an Kopfschmerzen. Ob er schon früh Beweise seines Maltalents gegeben, ist nicht bekannt. 1865, mit neunzehn Jahren, nachdem er die

Realschule bis zur fünften Klasse besucht hatte, trat er in die Akademie der bildenden Künste in Wien ein, studierte im ersten Semester unter Karl Wurzinger, im zweiten unter Karl Mayer. Beide Künstler, Historienmaler natürlich, müssen prächtige Menschen und liberale, gewissenhafte Lehrer gewesen sein, beliebt bei Kollegen und Schülern. Was Schuch bewogen hat, schon nach einem Jahr aus der Akademie auszutreten, können wir nur vermuten, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er sich zeitlebens als Landschaftsmaler gefühlt hat. Von der Akademie weg begab er sich zu Ludwig Halauska, dem Landschaftsmaler, in die Lehre. Eine kluge Wahl! Schon so früh beweist der Künstler Schuch den feinen Instinkt, der ihm durch sein ganzes Leben den richtigen Weg gezeigt hat. Ludwig Halauska (1827 bis 1882), seit 1847 Maler, war kein genialer Neuerer wie Ferdinand Waldmüller, aber ein für seine Zeit überraschend feiner und selbständiger Landschafter. Auch er hatte die Akademie schnell wieder verlassen und sich als Autodidakt, vielleicht angeregt durch Waldmüller, den streitbaren Vorkämpfer des freien Studiums nach der Natur, selbständig ausgebildet. Zäh hielt er sein ganzes Leben hindurch an der Praxis fest, alle seine Studien vor der Natur zu malen, und es ist nur natürlich, daß er seinem klugen Schüler Schuch dieselbe Einsicht übermittelt hat. Auch technisch war Halauska durchaus berufen, der Lehrer eines Schuch zu sein. Seine Studien zeigen ihn frei vom Zwange akademischer Glätte. Sieht man das Original der frühen Landschaft Schuchs (S. 531 oben), die er 1867 noch als Schüler Halauskas gemalt hat, auf ihre Malweise hin an, so ist man nicht wenig überrascht, sie jener Technik nahestens verwandt zu finden, die so charakteristisch ist für Leibl und seinen Kreis. Wie die Stämme der jungen Buchen mit schmalbreitem, hartborstigem Pinsel in einander folgenden Tupfen ganz al prima mehr hingebürstet als zeichnend gemalt sind, das ist ganz die Technik, die von Leibl zuerst geübt, dann von Trübner aufs virtuoseste ausgebildet worden ist.

Bis 1868 blieb Schuch bei Halauska, dann ging er auf Reisen. Zuerst nach Italien.



Karl Schuch: Stilleben. 1872. (Aus dem Besitz der Nationalgalerie in Berlin.)



Karl Schuch: Haus in Ferch. 1878. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

Schon von Venedig aus kann er seinem Schul- und Jugendfreunde Julius Rettich in einem der eingangs erwähnten Briefe berichten: „Julius! Ich habe einen Charakter gefunden, das heißt Mut, Selbstvertrauen, Kraft, Energie — ein Mensch, der mit einer einzigen Hose, einzigem Rock, einzigem Hemd und mit zwölf Gulden im Sack von Bayern fort ist, und jetzt hie und da, der Notwendigkeit sich fügend, arbeitet, um Geld zu haben, Studien aber immer malt, sobald er nicht wüst lebt, voll Talent und Genialität — durch Italien sich schlägt, um dann in Paris zu studieren — erst zweiundzwanzig Jahre alt!“ Dieser leidenschaftliche Kunstjünger war kein andrer als der Architekt und spätere Maler Albert Lang, durch den Schuch zwei Jahre später nach München zu Trübner geführt werden sollte. Aus seinen Briefen geht hervor, mit welcher Intensität Schuch



Karl Schuch: Schmiede in Weßling. 1876. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

schon damals alle Bilder der ihn interessierenden Meister auf ihre Palette hin studierte. Sein schon erwähntes Tagebuch besteht zum größten Teil aus feinen, prägnanten koloristischen Analysen der in Galerien und Ausstellungen studierten Bilder. So erzog der Landschaftsmaler Schuch seine Augen, daß sie fähig wurden, an den einfachsten Objekten, an Äpfeln, toten Vögeln, diesen Reichtum an feinsten Farbentönen zu erleben, wie er so konzentriert und harmonisch zugleich kaum je von einem Maler zum Ausdruck gebracht worden ist.

Über Sizilien, Neapel folgte Schuch seinem neuen Freunde nach Rom. Schon damals fand auch er den Weg nach dem von Joh. Anton Koch der deutschen Romantik entdeckten Bergnest Olevano, wo er später seine köstlichen silberfarbigen Architekturen gemalt hat. So lieb gewann er diesen Ort, daß er 1873 zu der Summe reichlich mit beisteuerte, die den Prellerschüler Kanoldt in den Stand setzte, das Heiligtum deutsch-römischen Kunststrebens, die Serpentara, den Eichenwald von Olevano, für den deutschen Staat zu kaufen. 1869 finden wir den Reisefrohen in Brüssel. „Male ich jetzt doch nicht einmal, und das mag ich doch gern. Schauen, fühlen, leben — ist jetzt mein Tun“, schreibt er an seinen Freund nach Wien. 1870 ist er in Paris. Hier die Stelle aus seinem Brief, die geeignet ist, zu zeigen, ein wie feinsinniger, selbständig und sympathisch empfindender Mensch der vierundzwanzigjährige Schuch schon war. Braucht man doch auch nur den Kopf des Selbstbildnisses (S. 529 unten) zu betrachten, um vollauf bestätigt zu finden, was seine Worte bezeugen:

„Heimkehr! Wann ich einmal heimkehre, fragst Du! — Hab' ich denn eine andre Heimat als die Kunst? — Du meinst, ich müßte Wien lieben, wenn ich Paris liebe. Gewiß, ich liebe diese Stadt. Vergnügen macht es mir, wenn es mich nicht traurig macht, zu sehen, wie noch immer die Wälder und



Karl Schuch: Stilleben mit Äpfeln. 1882. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

Nebenhügel in die Stadt hineinwachsen, und wie sich über das rhythmisch gebaute Terrain abwechselnd ein eiserngrauer oder blumenblauer Himmel breitet und nach und nach zur samtigen Dunkelheit dämmert. Ich habe auch die eigenartige Luft gemerkt, von der ganz Wien umhüllt ist, diese erschlaffende Luft — und die kuriose Entdeckung gemacht, daß die einzelnen Bezirke ihr eignes Klima haben mit eignen Launen des Wetters. Mir ist auch das Merkwürdige aufgefallen, das man den Stil der Stadt nennen kann — einen Stil barocker Willkürlichkeit mit einer doch imponierenden Totalwirkung. Ich habe ihre bekannten und ihre verborgenen Reize genossen, weil sie verführerisch ist wie ein Weib, und mich eine Weile von ihrer persönlichen Stimmung weichwiegen lassen — und erinnere mich manches Mal gern daran. Aber — ich bin lieber in der Welt draußen — ich liebe ihre Bewohner gar nicht. Ich will in Wien nicht leben, weil ich dort nicht arbeiten kann. Im Vorbeifahren werde ich vielleicht hinkommen — dauernd dort bleiben, glaub' ich, das kann mir nur einfallen, wenn ich mich vernichtet und krank zum Sterben fühle — dann sucht ja jeder Bär seine Höhle, jeder Vogel sein Nest, jeder Hund seine Hütte — um zusammengerollt still und scheu zu verenden.

So weit ist's derweil noch nicht mit mir, noch fließt mein Blut brausend durch meine Adern und ergießt sich glühend rot in meine Arbeiten. Man wird es merken müssen, wenn ich sie jemals zeigen werde. Du kennst ja meine Ansicht darüber, wenn Du sie auch nicht billigst."

Ein Dokument edelsten Künstlermenschentums ist dieser Brief voll schöner und trauriger Aufschlüsse. „Wenn ich sie jemals zeigen werde" — nie hat er es getan. Jenseits vom Ausstellungsfieber hat er sein Leben lang im stillen mit unerschütterlicher Selbstkritik gemalt und gestrebt, er, der nur ein einziges Mal in seinem Leben ein Bild verkauft hat, an die Lotterie im Münchner

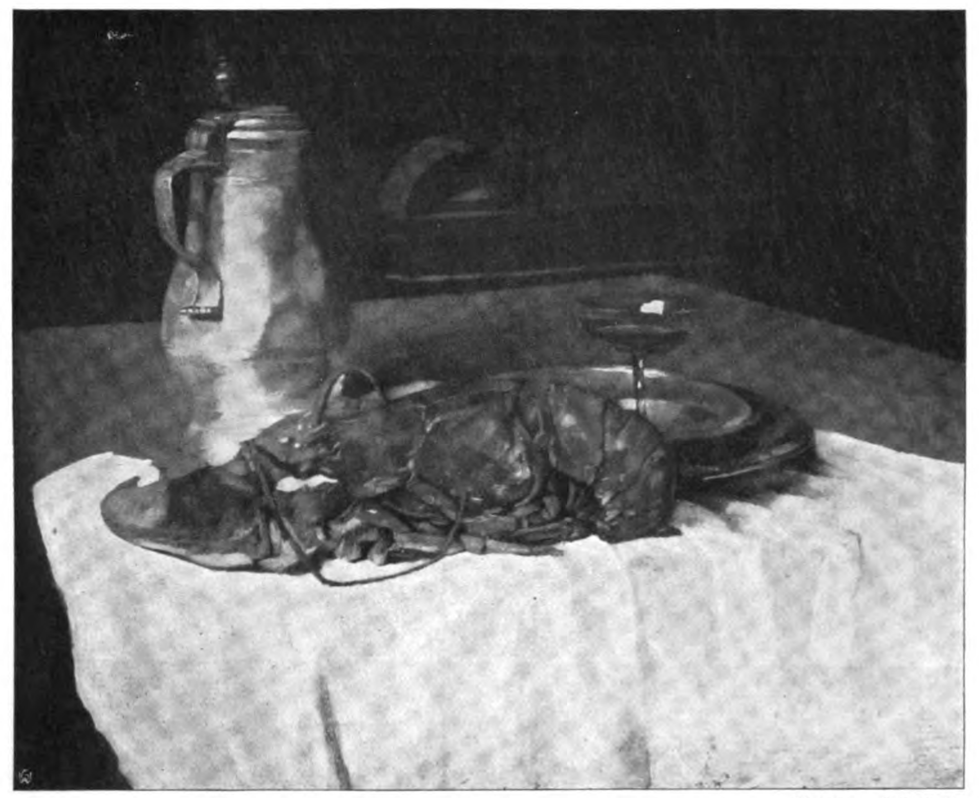
Kunstverein, der ungezählte fertige Bilder abschleifen ließ, um auf dieselbe Leinwand immer bessere zu malen. Wie ein Vorausahnen klingen die Worte von der Unmöglichkeit, anders als krank und nur um zu sterben „still und scheu" nach Wien zurückzukehren. Vierundzwanzig Jahre später sollten sie sich erfüllen.

Von Italien kam Schuch im Herbst 1870 mit Albert Lang, der Trübner von Karlsruhe her schon kannte, nach München. Das für den Künstler Schuch schicksalsreichste Geschehnis seines Lebens! Hier endlich fand er den wahren Wurzelgrund für den reifen Samen seiner Kunst. Hier, im innigsten Zusammenhalt mit den ihm wahlverwandten Künstlernaturen Trübner und Leibl, in einem Milieu, das geladen war mit der Leidenschaft für echte, aller Konvention abholde Malerei, hier fand der Künstler Schuch den Mut, sich selbst zu suchen, und die Kritik und die Anregung, die seiner Natur not tat. In seiner Selbstbiographie erzählt Trübner die Geschichte seiner Begegnung und seiner Freundschaft mit Schuch. Erzählt auch, wie Schuch es war, der ihn, den Canonschüler, zum Landschaftsmalen angeregt, der, als sie mit Lang zusammen im Sommer 1871 in Bernried am Starnberger See malten, auf einer seiner Jagden nach landschaftlichen Motiven Wilhelm Leibl kennen lernte und zu den Freunden nach Bernried brachte. Hier geschah es, daß Leibl den jungen Leuten riet, sich von der Akademie fernzuhalten, wo sie doch nichts lernen könnten, sich ein gemeinsames Atelier zu nehmen und selbständig zu arbeiten. Trübner, dessen Studien der angebetete Leibl, der Freund Courbets, besonders auszeichnete, war damals gerade zwanzig Jahre alt. Ein Jahr später schon schuf er Bilder, die zum reifsten und köstlichsten Besitz deutscher Kunst gehören, wie die Frau auf dem Kanapee in der Nationalgalerie.

Eine jener seltsamen Schicksalsfügungen war es, die wollte, daß der fünf Jahre ältere Schuch in diesem jungen Akademiker Trübner seinen eigentlichen Führer fand. Trübner, der genial und elementar produktiv



Karl Schuch: Stilleben mit Glas und Krügen. 1872. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)



Phot. Herm. Boll, Berlin.
Karl Schuch: Stilleben mit Hummer und Zinngeschirr. 1872. (Aus dem Besitz der Nationalgalerie in Berlin.)

Veranlagte, war das männlichere, robustere Naturell, eine Draufgängernatur, die erstaunlich früh zur Herrschaft über ihre Fähigkeiten gelangte. Schuch war sensibler und darum zögernder, der zarter und seelenvoller Empfindende, ein Gefühlsmensch durch und durch, der lange brauchte, um durch den Reichtum seines Erlebens hindurch den Weg zum eignen Schaffen zu finden. Darin und bei der Überwindung technischer Schwierigkeiten ihm behilflich zu sein, war Trübner der berufene Freund. Bis 1876, mit einjähriger Unterbrechung, als Trübner 1874/75 sein Jahr abdiente, dauerte diese für beide Künstler wert- und freudvolle Zeit des gemeinsamen Lernens und Reifens. Im Winter 1875/76 malte Trübner seines Freundes lebensgroßes Porträt (S. 530), das 1876 von der Ausstellungskommission in München zurückgewiesen, heute zu den Zierden der Nationalgalerie gehört. Damals malten auch Leibl und Hirth du Frênes Schuchs Porträt, und endlich malte er sich selbst.

Im Spätherbst 1876 verließ Schuch Trübner und München, und zusammen mit seinem 1873 gefundenen Freunde und Schützling Karl Hagemeister aus Werder a. H. — dieser selbst wird uns die köstliche Geschichte dieses Findens erzählen — zog er nach Venedig, um fortan unbeeinflußt, nur sich selbst und dem erkannten Ideal von guter Malerei getreu, im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Lande, zu arbeiten. Schon während Trübners Dienstzeit hatte Schuch mit Hagemeister zusammen große Studienreisen gemacht. Damals besuchte er von Brüssel aus die Galerien Hollands, und hier erlebte er vor der kleinen Architektur von Van der Meer van Delft in der Galerie Six die tiefste Beglückung und die schönste Bestätigung der Richtigkeit seines eignen Strebens. „Trotz Leibl, trotz der größten Modernen, trotz der größten Formate und Farbenwirkungen und Geschicklichkeiten — eine solche Arbeit hat doch keiner gemalt, d. h. so tief hat keiner mehr die Natur angesehen“, sagt er zu Hagemeister.



Karl Schuch: Stilleben mit Geflügel. 1885. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

Mit Schuchs Übersiedlung nach Venedig beginnt die Zeit seiner Meisterschaft. Stillleben im Winter, Landschaften und Architekturen im Sommer malend, hier und da ein Porträt (S. 531 unten), entstanden nun in immer gesteigerter Schönheit und Reife durch achtzehn arbeitsvolle Jahre die hundertfünfzig bis zweihundert Bilder, die wir von ihm besitzen, bis schwere Krankheit ihn neun Jahre vor seinem Tode zwang, Pinsel und Palette aus den Händen zu legen. Er starb in Wien in geistiger Umnachtung am 13. September 1903. Ein rührender und charakteristischer Zug dieser liebenswerten Künstlerpersönlichkeit war eine Klausel, die sich in seinem Testament fand. Sie be-



Karl Schuch: Blumenstrauß. (Aus dem Besitz des Herrn St. in Hannover.)

stimmte, daß alle Bilder, die er, seinerzeit vielleicht der einzige Käufer, von seinen Freunden Trübner, Thoma u. a. erworben hatte, nicht zu verkaufen, sondern an die Urheber zurückzugeben seien.

Vieles wäre noch zu berichten von Schuchs reichem Leben und Schaffen während der achtzehn Jahre seiner Meisterschaft. Von den sieben Wintern in Venedig, wo er in dem oberen Stock eines Hauses an der Calle del Traghetto, bei S. Gregorio, wohnte. Von den Jahren in Paris, wo er seine stärksten Bilder schuf, und wo er mit sicherem und feinem Urteil und einer erstaunlichen Selbstlosigkeit das neue Wollen einer neuen Zeit, das erste Werden des Impressionismus, studierte und genoß, von der Zeit, da Schuch auf Veranlassung des von seiner Heimat begeisterten Hagemeister durch drei Sommer hindurch in der nächsten Umgebung Berlins, in Ferch am Schwielowsee, eine Reihe seiner schönsten Landschaften gemalt hat. Die wertvollsten davon befinden sich heute in der Sammlung Eduard Schultes in Berlin.

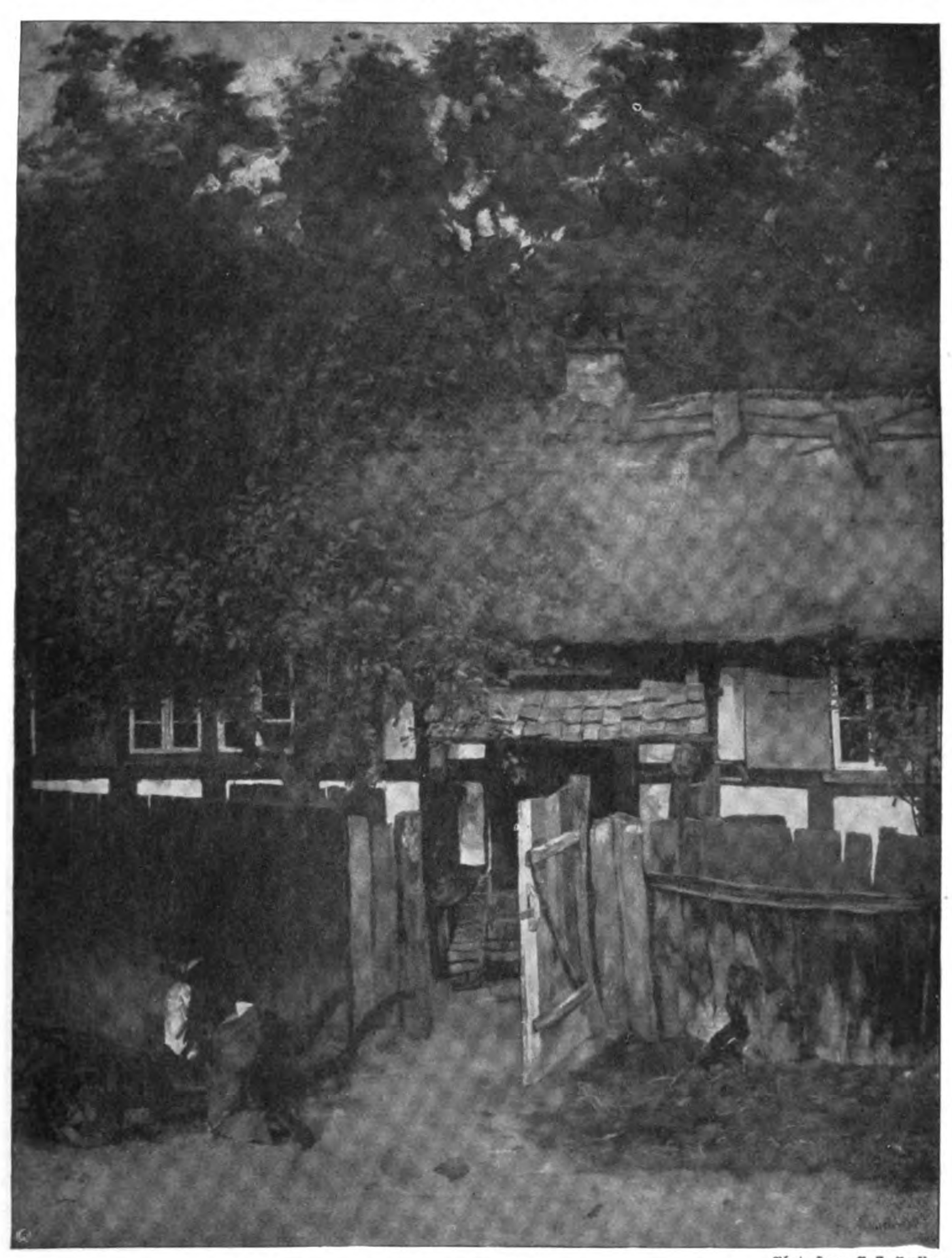
Leicht war es, die Eigenart, die restlos sympathische, ja bewundernswerte, des Menschen Schuch durch den einfachen Bericht des tatsächlichen Verlaufs seines Lebens fühlbar zu machen. Schwer, ja unmöglich ist es dagegen, den besonderen Charakter und die intime Schönheit seiner Werke durch Worte zu verdeutlichen. Diese Kunst ist wesentlich Tonmalerei. Ihr gegenüber, die jenseits vom an sich interessanten Gegenstand nur die rein malerische Schönheit der Wirklichkeit sucht, versagt beinahe die sonst so wertvolle Hilfe der Abbildungen. Die farbigen Reproduktionen nicht ausgenommen, geben sie wenig vom eigentlichen Gehalt seiner Kunst.

Da ist es ein besonderes Glück, daß Schuch selbst in einem Briefe, den Hagemeister in seinem Aufsatz bringt, den klarsten Aufschluß über die künstlerischen Absichten gibt, die ihn sowohl als Landschafter wie als Stillebenmaler geleitet haben.

„Meine früheren Stilleben", schreibt Schuch, „sind mir alle zu aufdringlich an Realität, es fehlt Distanz, Luft, die Dämmerung des Raums, meine Sachen sind alle bis an stärkste Lokalfarbe getrieben, woraus sich ein Widerspruch ergibt, denn die Lokalfarbe ist so genommen, als hätte man das Objekt unter der Nase, und durch Zeichnung und Perspektive, als stünd's doch in der Entfernung. Der Ton deutet letzteres auch an, aber die Lokalfarbe widerspricht und ist zu hart, zu laut. Was ist denn der Ton als die Modifikation, die die Lokalfarbe erleidet durch die zweifache Bedingung des Lichts und der Entfernung? Und doch Ton mit ganzer Kraft? Ein ganzer Unsinn, selbst im Atelier — denn diese Bedingungen sind immer da. Absolutes Licht und absolutes Dunkel ist der äußerste Ton, und beides vernichtet die Lokalfarbe und die Plastik. Daraus geht als logischer Schluß hervor: daß, wer in voller Kraft und Plausibilität malen will, notwendig den Ton ausschließt, und umgekehrt: wer Ton malen will, notwendig die Plastik und Lokalfarbe unterordnen muß. Ich denke, das ist klar; sollte aber meine Logik und Empfindung falsch sein, so will ich doch lieber mit Leibl, Trüb-



Karl Schuch: Enten. (Aus dem Besitz des Herrn Barons von F. in Libau.)



Phot. Herm. Boll, Berlin.

Karl Schuch: Ländliches Gehöft. (Aus dem Besitz der Nationalgalerie in Berlin.)

ner und den Alten irren als mit der neupreußischen Kunst und mit Gussow. Wollen die Leute bloß den plausibeln Schein der Natur malen, so sehe ich den Zweck ihres Malens nicht ein — ich begreife nicht, warum ich mir dann lieber nicht die Natur selbst ansehe —, darin läßt sich ja diese doch nicht erreichen, und wenn, so wäre gar kein Unterschied mehr zwischen Bild und Vorbild, zwischen Kunst und Natur, und mir bliebe weiter nichts zu bewundern übrig, als die Fertigkeit des Nachbildners. Und das sollte Kunst sein und der Maler ein Künstler? Nein, hier handelt es sich um etwas andres:



Karl Schuch: Stilleben mit Wildente. Aus der letzten Pariser Zeit. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

um das Begreifen der Natur und das Wiedergeben ihrer geistigen Wahrheiten, um das ‚Warum' der Erscheinung, das Hervorheben ihrer Gesetzlichkeit, und so sind Trübner, Leibl, Daubigny usw. Künstler, wenn sie die Eigenschaften des Lichts und des Tons studieren, und ein Gussow trotz aller Fertigkeit und Geschicklichkeit ein Affe der Natur. Für diese Art, das Hervorheben, Hervorsuchen der Gesetzlichkeit in den Erscheinungen, wird man aber keine Maschine erfinden, das wird immer der Geist besorgen müssen, und zwar der künstlerische Geist. Einerlei Licht und Luft ist der Ton, aber nicht einerlei Farbe, wie bei Vollon, diesem geschickten Lügner in Asphalt, und die Bedeutung des Tons ist die, daß er den Dingen das Materielle nimmt und nur die ätherische Essenz der Erscheinung festhält."

Die „ätherische Essenz der Erscheinung" im harmonischen Spiel der Farben aufgefangen, wobei das Zeichnerische, im Gegensatz zu Trübner, mehr zurücktritt, das ist die besondere Note der Schuchschen Interpretation des von Leibl zuerst gefühlten und verwirklichten Ideals.

Der zeitlichen Entwicklung nach gliedern sich die Schöpfungen Schuchs in drei Gruppen. Zur ersten gehört die Landschaft mit den jungen Buchen (S. 531 oben). Sie zeigt den Schüler Halauskas auf einem Wege, der ihn zur Aufnahme in den Leibl-Kreis berufen erscheinen läßt. Leider besitzen wir nicht genug von Schuchs Arbeiten aus dieser frühen Zeit, um die Entwicklung klar erkennen zu können. So viel läßt sich aber aus dem Erhaltenen ersehen, daß er zuerst mit feinem Pinsel und mit dünnen Farben Motive aus der Umgebung Wiens und aus den nahen Bergen malte. Geschickt gesehene Talausschnitte, Häuser am Berghang mit Blick ins Tal, Bäume am Waldteich: durchaus genießbare Bilder, aber noch ohne persönlichen Ausdruck. Am Ende ist er, sicher nicht gehemmt durch seinen Lehrer, zu Bildern wie den jungen Buchen gelangt, in denen zwar leise, aber doch schon vernehmlich eine ganz persönliche Note anklingt.



Karl Schuch: Stilleben mit Porreebündel. Aus der letzten Pariser Zeit. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

Zur zweiten Gruppe, entstanden in den Jahren des bewußten Suchens zusammen mit Trübner, gehören die auf den Seiten 532 bis 538 wiedergegebenen Stücke. Das sind die Bilder, die Schuch in dem mitgeteilten Brief als „Meine frühen Stilleben“ bezeichnet. Zu der dritten Gruppe, den Bildern aus den Jahren der höchsten Meisterschaft, gehören die auf den Seiten 539 bis 543 und oben auf S. 529 abgebildeten. Vergleicht man aus der zweiten und dritten Gruppe die Stilleben miteinander, so ist Unterschied und Entwicklung leicht ersichtlich. Im Hummerstilleben ist es der still-lebendige Klang, in den das trotz seines Reichtums an Nuancen wunderbar gedämpft wirkende Rot des Hummers mit dem Silbergrau des Zinns und dem Grauweiß der Tischdecke eingeht. Bei dem Geflügelstilleben ist es die schillernde Pracht, sind es die unabzählbaren Abstufungen von Goldbraun, Grau, Blau, Violett und Grün, die wie ein glühender Farbenduft das Auge beglücken und erregen. Bei dem Hummerstilleben ist neben dem Klang der Farbe das Bedeutsame die Prägnanz, mit der die Gegenstände dargestellt sind, und die klare Übersichtlichkeit des Raumes, in dem Licht und Tonspiel vor sich geht. Bei dem Geflügelstilleben ist der Raum nur notdürftig durch Tischplatte und Schatten angedeutet, die Form ist aufgelöst, aufgegangen gleichsam in dem üppigen Konzert der Töne. In diesem und in allen Werken Schuchs aus der späten venezianischen und der Pariser Zeit hat sich höchst gesteigerte Augensensibilität verbunden mit einer Freiheit der pastosen Technik — die nichts mehr von der Gebundenheit des Hummerstillebens hat — und einer Leidenschaft und Schönheit des seelischen Erlebens, die den Stillebenmaler Schuch, mehr noch als den Landschafter, in eine Reihe stellen mit den größten Malerkönnern des neunzehnten Jahrhunderts, ja, die ihn in manchen Werken über Leibl und Trübner hinausheben durch ihre nie geminderte Vornehmheit und ihre heitere Pracht.

Maiennacht

Allabend um Abend die Nachtigall
Zerschluchzet sich in Wonnen.
Im weißen Hemdchen der Blütenbaum
Weint leise und versonnen.

Und oben am Himmel steht heilig der Mond,
Prophetisch den Mantel gebreitet.
Mir ist, als würde mein Herz in der Brust
Zum Weltenraum geweitet.

Ergeben soll ich störriger Mann
Mich dem wunschlos seligen Glücke,
Damit der Mai mein Sorgengesicht
Gleichwie den Schlehdorn schmücke.

Fritz Philippi



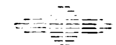
Gipfelbesteigung

Kaltdunkel ist der Morgen. Laternen schließen
Ein schwingendes, auf und nieder tanzendes Band,
An das wir gebunden sind. Bald ist des Gletschers Rand,
Der zuckerweiße, erreicht. In Abgründen fließen
Die donnernden Wässer; auf vielfachen Geleisen
Fährt Stein um Stein geschoben, gestoßen zu Tal.
Wir aber steigen, wir bohren Pickel und Eisen
Dem Berg in den Leib ... Der Tag erdämmert fahl.

Laß mich voraus, mein Freund! Ich schlinge dies Seil
Um dich; so sind wir beteilt mit einem Geschick.
Ich haue Stufen für dich: die springen steil,
Doch sicher den schwindelnden Grat empor. Mein Blick
Ist stark für dich: er merkt, wo die breitesten Spalten
Sich Brücken bauen und den Felsen der Trotz versagt.
Nur aufwärts! Nur wollen! Dein Wille kann dich halten,
Wo Welten stürzen ... Sieh, wie es rotgolden tagt!

Das jubelnde Auge empfängt den ersten Gruß
Des Sonnenballs wie ein Zeichen herrlicher Mächte,
Die mit uns verbrüdert sind — mit dem Menschengeschlechte —
Und uns zur Höhe helfen. Nun rührt mein Fuß
An das Gipfelkreuz, ich wende mich um und um —:
Ein Ozean von Bergen in drängender Flut
Bis dort, wo das wirkliche Meer im Blauen ruht!
Du, klopfendes Herz, sei wie meine Lippen stumm!

Hugo Wolf



Ein Bild

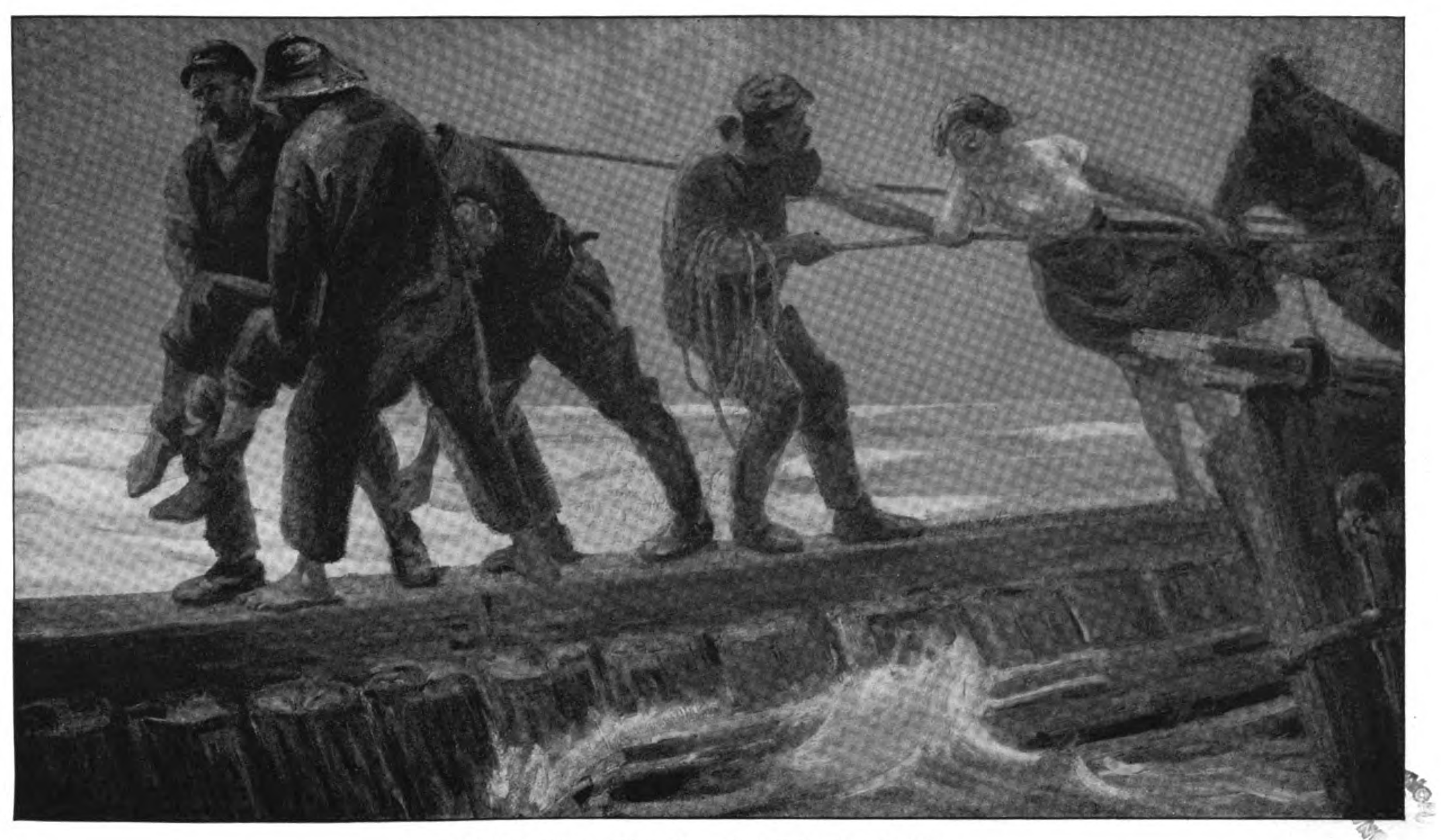
Nun schaukeln sich wieder Rosen
Im warmen Wind,
Auf sonnigen Gartenwegen
Spielt ein fröhliches Kind.

Sein Lachen durchbricht die Stille,
Die zwischen den Blumen ist,
'Grad' hat ein Sonnenstrahlchen
Den blonden Scheitel geküßt.

Es kommt ein Greis vorüber,
Der hat übers Gitter gesehn,
Er lächelt das Lächeln der Kindheit
Und zögert im Weitergehn.

Günther Pogge





Friedrich Klein-Chevalier: Heimkehr der Schiffer.

Der Automobilismus im internationalen Lichte

Von Dr. Theodor Kreuzkam

Die junge internationale Automobilindustrie hat die schwere Krisis, die vor etwa vier Jahren über sie hereingebrochen war, bereits seit geraumer Zeit überwunden. Die Ursachen für die zeitweilige Ungunst der Lage dieser Industrie waren in der Hauptsache die Vermehrung der Erzeugung und die Abnahme des Verbrauchs. Man hatte den Verbrauch überschätzt, und nachdem die erste Übersättigung des Marktes eingetreten war, konnte eine Stauung nicht ausbleiben. Erzeugung und Verbrauch mußten also wieder einander angepaßt, und es mußten neue Absatzmöglichkeiten gesucht werden, was sich für die deutsche Industrie noch dadurch wesentlich erschwerte, daß sie verhältnismäßig spät auf den Markt gekommen war. Dazu kam, daß Automobile und Automobilteile bei der Ausfuhr nach fremden Ländern außerordentlich hohen Zöllen unterliegen, während bei der Einfuhr nach Deutschland nur ein sehr niedriger Zoll erhoben wird. Dabei hatten sowohl in Deutschland als auch im Auslande die großen Automobilfabriken, angeregt durch die zeitweise äußerst rege Nachfrage nach Automobilen in früheren Jahren, ihre Betriebe erheblich erweitert.

Im Laufe der letzten Jahre hat der Verbrauch an Automobilen allmählich wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen. Diese Erscheinung hat sich nicht nur in den bisher veröffentlichten Abschlüssen von Automobilfabriken gezeigt, sondern prägt sich noch viel deutlicher in den Übersichten über die Erzeugung und die Ausfuhr der wichtigsten Länder, die Automobile herstellen, aus. Mit der allgemeinen Konjunktur hängt eine solche Industrie, die noch zum Teil Luxusindustrie ist, sehr eng zusammen. Aber natürlich trägt auch die zunehmende Verwendung von Last-Autos zur guten Entwicklung der Industrie bei; für die Verwendung von Last-Autos sprechen allerdings geschäftliche Gründe wesentlich mit.

Eine wie große Bedeutung der Automobilismus tatsächlich im Wirtschafts- und Verkehrsleben der verschiedenen Länder gewonnen hatte, war bis vor wenigen Jahren schwer zu sagen, da noch keine amtlichen Zählungen vorgenommen wurden und man daher allein auf Schätzungen angewiesen war. Nach einer Statistik über die Automobilfabriken in den wichtigsten Ländern aus dem Jahre 1906 gab es in Frankreich 205 Betriebe, in Amerika 111, in Italien 80, in England 62, in Deutschland 33, in Belgien 18, in Österreich-Ungarn 4, in der Schweiz gleichfalls 4 und in Spanien 2 Fabriken. Jetzt ist in fast allen bedeutenden Automobil-Ländern die amtliche Zählung durchgeführt worden; zuerst in Frankreich, dann in Großbritannien, später in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und seit 1907 auch in Deutschland.

Die Ziffern für diese Länder sind sehr interessant, und zwar müssen als wesensverwandt einerseits Frankreich und Deutschland, anderseits Großbritannien und die Vereinigten Staaten zusammengestellt werden. Dabei ergibt sich folgendes Bild:

Jahr	Zahl der Automobile	Zunahme der Automobile
	Frankreich	
1899	1672	—
1900	2997	1325
1901	5386	2389
1902	9207	3821
1903	12984	3777
1904	17107	4123
1905	21524	4417
1906	26262	4738
1907	31286	5024
1908	37586	6300
1909	42143	4557
1910	46114	3971
	Deutschland	
1907	10115	—
1908	14671	4556
1909	18547	3876
1910	24639	6092
	Großbritannien	
1902	5241	—
1903	9674	4433
1904	12611	2937
1905	16384	3773
1906	25944	9560
1907	40641	14697
1908	49912	9271
1909	60037	10125
1910	84841	24804
	Vereinigte Staaten	
1903	4018	—
1904	6551	2503
1905	9874	3323
1906	17042	7168
1907	39131	22089
1908	57363	18232
1909	79652	22289
1910	130000	50348

Welche außerordentliche Bedeutung die Herstellung und die Ausfuhr von Automobilen für das französische Wirtschaftsleben in den ersten Sta-

dien der Entwicklung des Automobilismus bis etwa zum Jahre 1906 erlangt hat, ist bekannt; betrug doch der Wert der französischen Automobilausfuhr im Jahre 1906 nicht weniger als 137856000 Frank. Eine Reihe von Momenten wirkte zusammen, um Frankreich die erste Stelle in der Automobilindustrie zu sichern. Wie kaum ein andres Fahrzeug war gerade das Automobil in seinen Erstlingsjahren fast ausschließlich ein Gegenstand des Luxus, und so konnte es nicht ausbleiben, daß dieser „Luxus- und Modeartikel“ in Frankreich einen besonders guten Boden fand. Als deshalb die ersten Wurzeln des Automobilismus einsetzten, da warf sich Frankreich mit allen Mitteln — unterstützt durch den Wagemut und kühnen Unternehmungsgeist einzelner kapitalkräftiger Männer — auf den Automobilbau. Die ersten Automobile waren aber die Personenwagen, und so wurde gerade dieser Zweig der modernen Automobilindustrie im Lande „des Geschmacks“ zu bemerkenswerter Ausbildung gebracht. Man gewöhnte sich bald daran, einen schicken Wagen nur aus Frankreich zu beziehen, denn dessen Herkunft allein gab die Gewähr dafür, ein „fashionables“ Automobil zu erhalten. Insbesondere fanden die leichten französischen Luxuswagen bei den reichen Sportsleuten aller Länder willkommene Aufnahme. Unter diesen Zuständen und Vorurteilen haben die übrigen Industrieländer, namentlich Deutschland und England, lange Zeit schwer zu leiden gehabt, denn aus diesen beiden Ländern wanderten jährlich viele Millionen nach Frankreich, ohne daß es der aufstrebenden heimischen Industrie möglich gewesen wäre, gegen den französischen Vorsprung und Wettbewerb erfolgreich anzukämpfen. Bis zum Jahre 1907 konnte Frankreich mit einiger Berechtigung als der „Automobilfabrikant der Welt“ bezeichnet werden.

Um die technische Ausbildung des Automobilwesens, namentlich um die Ausbildung des Nutzwagenbaues, hat sich der französische Automobilismus nicht viel gekümmert. Mit weitschauendem Blick erkannten deutsche und englische Fabrikanten die dadurch entstandene Lücke in der automobiltechnischen Entwicklung, und so warf man sich in diesen Ländern mit aller Energie auf den Nutzwagenbau und erreichte hierin in verhältnismäßig kurzer Zeit Erfolge, die eine Konkurrenz Frankreichs auf diesem Gebiete fast ausschlossen. Frankreich war zum Lande des Luxuswagens, Deutschland und England waren dagegen zu den Ländern des Nutzwagenbaues geworden. Freilich hat Frankreich, angespornt durch die Erfolge, die der Motoromnibusbau in Berlin und London erzielte, sich auch diesem Zweige der Automobiltechnik zugewandt, aber es ist hier wohl zu spät gekommen; die deutsche und die englische Industrie hatten bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. In Deutschland ist nun vielfach die Ansicht verbreitet, daß die Zunahme des Automobilwesens hier besonders stark gewesen sei. Unsre Übersichten zeigen aber, daß Deutschland von Großbritannien und den Vereinigten Staaten weit überflügelt ist, während es in der jährlichen Zunahme der Automobile mit Frankreich annähernd gleichen Schritt hält. Dabei sind uns unsre westlichen Nachbarn, die schon früher Automobile bauten als wir, in der Gesamtzahl dieser Gefährte noch immer fast um das Doppelte voraus.

Im Vergleich zu Frankreich und Deutschland ist die Zunahme der Automobile in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten sehr viel größer: auf den Britischen Inseln werden jährlich etwa drei- bis viermal mehr Automobile in Benutzung genommen als in Deutschland, und in den Vereinigten Staaten sogar etwa sechs- bis achtmal mehr. England ist erst verhältnismäßig spät in den Wettbewerb mit der großen kontinentalen Automobilindustrie eingetreten, obwohl es bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine blühende Automobilindustrie besaß. Ein engherziges Parlament setzte um die Mitte des letzten Jahrhunderts eine Bill durch, die die Geschwindigkeit der Kraftfahrzeuge derart niedrig hielt, daß es sich nur noch verlohnte, die geschaffenen Dampfwagen als Lastwagen, nicht aber als Personenwagen zu benutzen. Diese Bill wurde indes wieder aufgehoben, und nun gewann der Motoromnibus in London eine Ausdehnung wie in keiner andern Stadt der Welt. In den letzten Jahren hat aber auch die englische Motorwagenindustrie einen beträchtlichen Aufschwung genommen und sich zu einem der wichtigsten Industriezweige des Landes ausgestaltet. Das Hauptinteresse der englischen Fabrikanten war zunächst der Herstellung teurer Wagen zugewandt, dann aber auch solcher Wagen, die dem mittleren Besitz erschwinglich sind, und schließlich der Herstellung von Geschäftswagen; auf diese Weise ist ein fortgesetzter Aufschwung dieser Industrie erreicht worden.

Bei den Vereinigten Staaten springt die ununterbrochene gewaltige Entwicklung des Automobilismus ohne weiteres in die Augen. Sie setzt insbesondere mit der Überwindung der Finanzkrisis vom Ende des Jahres 1907 ein. Das gegenwärtig in den Automobilfabriken der Vereinigten Staaten angelegte Kapital soll sich auf etwa 1000 Millionen Mark belaufen, und die Erzeugungsfähigkeit soll rund 200000 Wagen erzielen, während die Zahl der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten im Gebrauch stehenden Automobile 150000 überschritten hat. Mit dieser Entwicklung gingen naturgemäß bedeutende Veränderungen in dem Herstellungsprozeß der Automobile Hand in Hand. Noch vor fünf Jahren konnte man nicht für 8000 bis 10000 Mark einen besonders dauerhaften Tourenwagen und

für 2600 bis 4800 Mark einen Wagen kleineren Typs von einiger Standfestigkeit erwerben. Die Automobilrennen jener Tage zeigten eine Kette von Unglücksfällen kleinerer und größerer Art an fast allen Teilen des Automobilmechanismus. Die letzten Rennen wiesen schon bedeutend günstigere Ergebnisse auf, was auf mannigfache Verbesserungen in der Güte der Wagen zurückzuführen ist, namentlich auf die Anwendung besonderer Stahlsorten und Legierungen, wie sie jetzt zur Herstellung solcher Automobilteile dienen, die große Steifheit in Verbindung mit möglichst leichtem Gewicht beanspruchen. Bei diesen Vorzügen sind die Preise für die Automobile kaum höher als vor sechs bis acht Jahren. Während in der ersten Zeit des Automobilgewerbes der Fabrikant notwendigerweise alle einzelnen Bestandteile des Automobils selbst herstellen mußte, gehören jetzt die Fabriken, die den größeren Teil der Zubehörstücke selbst erzeugen, schon zu den Ausnahmen, und gerade dieser nach und nach durchgeführten weitgehenden Arbeitsteilung ist die Vorzüglichkeit und Billigkeit der Automobile hauptsächlich zuzuschreiben. Freilich soll der Gewinn der Automobilfabrikanten gegenwärtig keineswegs übermäßig sein, sondern sich in bescheidenen Grenzen halten: bei einem 4000-Mark-Wagen wurde unlängst der Verdienst auf weniger als 400 Mark bemessen.

Anscheinend nimmt jetzt die Einführung des elektrischen Automobils in Amerika einen neuen Aufschwung. Der Grund dafür soll darin liegen, daß die elektrischen Zentralstationen, die bei eintretender Dunkelheit einem gewaltigen Bedarf an Elektrizität zu genügen haben und ihre Anlagen demgemäß einrichten müssen, bei Tage ihr Material nicht voll ausnutzen können und daher das größte Interesse daran haben, auch bei Tage ihren Absatz an Strom zu erhöhen. Den Tag über sind sie daher geneigt, ihren Überschuß zu billigen Preisen und unter günstigen Bedingungen an Automobil-Akkumulatoren abzugeben. Auch die Fabriken elektrisch betriebener Fahrzeuge haben sich zu einer Vereinigung zusammengetan und sich für eine Propaganda zugunsten des elektrischen Automobils entschieden. Um den Gebrauch der elektrischen Automobile zu erleichtern und zu fördern, haben die Fabriken ferner beschlossen, die einzelnen Teile zu „normalisieren“ und sie nach einem im wesentlichen einheitlichen Modell zu konstruieren, um alle Teile, wie Reifen, Akkumulatoren, Ladevorrichtungen usw., auswechselbar zu gestalten. Bei einer derartigen echt amerikanischen Betriebsweise wird die Entwicklung des Automobilgewerbes in Amerika wohl einer weiteren günstigen Entwicklung entgegengehen. Es kommt hinzu, daß Nordamerika im Verhältnis zum Flächeninhalt des Landes sehr viel schwächer besiedelt ist als das Deutsche Reich, und daß die Bevölkerungszahl der nordamerikanischen Union größer ist als in Deutschland. In Großbritannien ist aber die Bevölkerungszahl und der Flächeninhalt kleiner als in Deutschland. Der Grund dafür, daß in Deutschland und Frankreich sehr viel weniger neue Automobile in Benutzung genommen werden als in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten, ist wohl einmal auf den größeren Reichtum in den beiden angelsächsischen Ländern zurückzuführen. Ferner spielen sicherlich auch die schärferen behördlichen Vorschriften, die in Frankreich ebenso wie in Deutschland gegen den Automobilismus erlassen worden sind, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Endlich aber dient das Automobil in den englischsprechenden Ländern weit mehr dem Geschäftsleben als auf dem europäischen Kontinent: in England und Nordamerika wird es für zahllose geschäftliche Zwecke benutzt, für die in Frankreich und Deutschland noch immer andre Verkehrsmittel gebraucht werden.

Was die übrigen für die Automobilindustrie in Betracht kommenden Länder anlangt, so lagen die Verhältnisse in Italien früher überaus günstig: die unternehmungslustigen italienischen Großindustriellen machten — begünstigt durch hervorragende Siege bei Rennen und sonstige für die Werbetätigkeit verwertbare Sportereignisse sowie durch einen weitgehenden Bankkredit — schnelle Fortschritte; die Herstellung von Automobilen vergrößerte sich erheblich, auch die Ausfuhr steigerte sich teilweise merklich (im Jahre 1906 auf fünf Millionen Mark). Aber der Verbrauch im eignen Lande konnte nicht entfernt mit der vermehrten Erzeugung von Automobilen Schritt halten, und so machten sich die Folgen der Überproduktion bald in empfindlicher Weise fühlbar. Die vielen Fabriken (zur Zeit der höchsten Blüte dieses Industriezweiges rund 100 mit einem Kapital von einer halben Milliarde Lire) fanden auf die Dauer um so weniger lohnende Beschäftigung, als sich die Nachfrage immer nur auf die wenigen Marken beschränkte, deren Hersteller ihre Berühmtheit durch ungeheure Aufwendungen bei Rennen teuer, oft allzu teuer erkauft hatten. Die Zeit der wirtschaftlichen Krisis war deshalb für die italienische Automobilfabrikation ein besonders harter Schlag, namentlich für die neu errichteten Fabriken, die zum Teil von den Banken in schwebender Pein gelassen wurden und ihre von rosigen Hoffnungen begleiteten Betriebe einstellen mußten. Man hat berechnet, daß die Krisis in der italienischen Kraftwagenindustrie den daran beteiligten Kapitalisten einen Verlust von rund 200 Millionen Lire gebracht hat; auch die bekannten Firmen „Rapid“, „Aquita“, das „Fiat-Werk“ u. a. wurden davon betroffen. Seit Anfang 1909 hat sich indes wieder eine mäßige, ruhige Fortentwicklung dieser Industrie angebahnt, und die Ausfuhr hat sich merklich gehoben.

In einer Reihe von Staaten, in denen sich der Automobilbau nach und nach entwickelte, ist



die Ungunst der Verhältnisse weniger scharf in die Erscheinung getreten, so in Belgien, in Österreich-Ungarn und in der Schweiz.

In Deutschland, wo sich zunächst außer den Fabriken der Erfinder des modernen Automobils, Daimler und Benz, auch die älteren Fahrradfabriken wie Opel, Dürkopp, Adler usw. mit dem Automobilbau beschäftigten, befassen sich jetzt mehr als sechzig Fabriken mit diesem Industriezweige, und die mittelbar und unmittelbar darin angelegten Werte haben eine Milliarde längst überschritten. Darüber hinaus geben die Kraftfahrzeugindustrie wie die Pneumatikherstellung, die Herstellung der Automobilspezialstahle, der Karosseriebau usw. rund einer Million Menschen Lohn und Brot.

Die Zukunft des Automobilismus — davon ist man allgemein überzeugt — liegt sicher nicht in den großen Touren- und Luxuswagen, sondern in den Nutzwagen, d. h. in Motordroschken, Omnibussen, Geschäfts- und Lastwagen und in den sog. kleinen Volksautomobilen. Die Einführung und Verwendung von Motorwagen für die Zwecke der industriellen Waren- und Güterbeförderung ist in ständiger Zunahme begriffen. Allerdings geht diese Zunahme nur verhältnismäßig langsam vor sich, jedenfalls ist sie nicht im mindesten zu vergleichen mit der Schnelligkeit, mit der die Einführung der Luxus- und Sportautomobile erfolgt ist. Das hat seinen guten Grund: das Sport- und Luxusautomobil wurde aus persönlicher Neigung angeschafft, wobei nicht nach Anschaffungs- oder Betriebskosten und nicht nach der Wirtschaftlichkeit des Wagens gefragt wurde, sondern nur die Liebe für das neue und schneidige Motorfahrzeug maßgebend war. (Vgl. darüber den Aufsatz von Theodor Wolff „Aus der Praxis des Motorlastwagenbetriebes" in Nr. 41, Jahrg. 1910 der „Verkehrstechnischen Woche".) Solche persönliche oder sportliche Liebhaberei spielt aber bei der Einführung des Motorlastwagens keine Rolle; hier kommt für den Interessenten lediglich die Frage in Betracht, ob sich durch den Motorwagenbetrieb die Kosten der Lastenbeförderung gegenüber dem Pferdefuhrwerk verringern lassen, ob und welche praktischen Vorteile der Motorlastwagen dem industriellen Betriebsleiter bei der Waren- und Güterbeförderung bietet. Diese Frage ist noch immer nicht in bestimmter und allgemein gültiger Form zu beantworten, vielmehr gehen die Erfahrungen und Ergebnisse der verschiedenen Betriebe ziemlich weit auseinander. Während eine Reihe von Betrieben, allerdings erst nach jahrelangen und teilweise recht kostspieligen Versuchen, jetzt recht günstige Ergebnisse mit ihren Lastautomobilen erzielt haben, wurde von andern Firmen der Motorwagen wieder in die Ecke gestellt und zum Pferdefuhrwerk zurückgegangen, dem nunmehr ewige Treue geschworen ist.

Es liegen noch immer verhältnismäßig wenig praktische Erfahrungen über dieses so wichtige und zukunftsreiche Gebiet vor, und wo sie vorhanden sind, da kommen sie so gut wie gar nicht über den Kreis der Beteiligten hinaus. In vielen Fällen ist das Lastautomobil oder der sich dabei von selbst ergebende Lastautomobilzug dazu berufen, den Betrieb von Kleinbahnen zu ersetzen, und auch für die Heeresverwaltung hat das Lastautomobil großes Interesse, indem es in Krieg und Frieden im Fall der Not die Eisenbahn vertreten kann. Durch die staatliche Unterstützung, die den Käufern bestimmter Arten von Lastautomobilen gewährt wird, ist der Bau solcher Kraftfahrzeuge sehr gefördert worden, und die vom Kriegsministerium von Zeit zu Zeit unternommenen größeren Probefahrten sind dabei für die einzelnen Fabriken und besonders für die Käufer sehr lehrreich. Für die Entwicklung des Automobilismus bildet der Ausbau des öffentlichen Automobilverkehrswesens sowie die Verwendung der Kraftfahrzeuge zu militärischen, postalischen und ähnlichen Zwecken ein wichtiges Moment, weil dadurch der Industrie eine gewisse Stetigkeit des Bedarfs auch in schlechten Zeiten gewährleistet wird. Dazu kommt die weiter um sich greifende Verwendung der Automobilmotoren im Schiffbau und in der Luftschiffahrt. Alles in allem ist die Industrie mit guten Aussichten in den neuen Entwicklungsabschnitt eingetreten, und sie wird mit Vorsicht und Ruhe auch wohl etwaige wirtschaftliche Störungen überwinden.

Im Waldtal

Wo Wald und Welle rauschen
In grüner Sommerzeit,
Da rast' ich gern, zu lauschen
Dem Sang der Einsamkeit.

Wovon die Tannen raunen,
Rotkehlchen singt es laut,
Und flüsternd geht ein Staunen
Durch Baum und Busch und Kraut.

Die Wellen plaudern's weiter,
Bemooste Blöcke stehn
Und hören weisheitsheiter
Den Sang im Wind verwehn.

Gottfried Doehler






Rebekka Elkan

Novelle von Sophie Hoechstetter

Die Pegnitz ist kein schöner Fluß, obwohl sie durch das alte Nürnberg geht und man dort einst einen Dichterorden nach ihr benannte. Die Pegnitz wälzt sich unter steinernen Brücken, und dann fließt sie einen unlustigen Lauf hinunter nach der Judenstadt Fürth, wo sie an grauen Gassen vorbeischleicht, die morschen Mauern trüber Häuser feucht macht und ärmliche Stege über sich hat.

Ihr Lauf ist wie ein heimlicher, unguter Weg; draußen, hinter der Stadt, verbindet sie sich mit einem andern Fluß, und die beiden nehmen, als seien ihre Namen unehrlich geworden, einen dritten an.

Man steigt ein klein wenig auf zur Stadt Fürth von der Pegnitz her und kommt in den ältesten Teil der Siedlung. Es stehen Häuser mit vornehmen Giebeln aus fernen Tagen. Und die schöne Synagoge ist wie ein Tudorschloß der Ebene mit Umbauten und Höfen und Begrenzungsmauern — eine Festung des Glaubens aus dem östlichen Lande in der neuen Zeit. Und dann ist da ein Rathaus, gebaut nach einem Dogenpalast, das steht recht wunderlich da in dem fränkischen Ort. Seine eine Seite begrenzt eine kurze aufsteigende Straße, die heißt der Brandenburger, nach den Hohenzollern, die noch vor nicht viel mehr als hundert Jahren über das Land herrschten.

Genug der Erinnerungen. Spuren sind viele, um die Geschichte der Zeiten, das Werden von Kulturen zu fühlen in der alten Judenstadt, da man bei einer flüchtigen Wanderung durch ihr Gedränge von Häusern denkt, das Schicksal hätte hier schleichen gelernt und käme nie mehr als stolze, schöne Gestalt zu den Menschen.

Des Märzabends gelbe Helle war schon hinter dem Horizont gesunken, und frühe Dämmerung begrub die Stadt.

An einem Fensterladen des Hauses der Geschwister Elkan am Brandenburger, das die stolze Aussicht auf den nach der Judenstadt versetzten Dogenpalast hat, hing ein Zettel. Darauf stand unter dem gedruckten „Möblierte Wohnung zu vermieten" in Handschrift: Feiner Salon mit Kabinett. Ein junger Herr, schmal und sehr arisch aussehend, stand unschlüssig vor dem Zettel. Er warf noch einen Blick auf den Dogenpalast, dann trat er ein bei den Geschwistern Elkan. Es war eine Art Kontor, in das er kam. Jedoch saß darin eine Frau, die nähte.

Es war Fräulein Sabine Elkan, ein Teil der Geschwister Elkan. Sie mochte einige fünfzig Jahre alt sein und fiel dem Kommenden angenehm auf, weil sie richtige Zähne noch hatte und richtiges Haar.

Man wurde einig über den Salon mit dem Kabinett. Es standen gute alte Mahagonimöbel da aus den vierziger Jahren, mit kugelkeulenhaften Beinen, und ein Sofa, wie eine ins Breite gerissene Leier geformt, über die statt Saiten grüner Rips gespannt war.

Fräulein Sabine Elkan, klugäugig, mager und von raschen Gebärden, fragte den Fremden: „Und mit wem hab' ich die Ehre?"

„von Rosenkreutz," sagte der Fremde.

Fräulein Sabine Elkan verbarg sowohl Erstaunen als Freude über das adlige Epitheton. „Partikulier wohl, wenn ich fragen darf?" sagte sie fein.

Sei es, daß Herr von Rosenkreutz die Bedeutung des Wortes nicht verstand, sei es, daß er alle Fragen ein für allemal beenden wollte, er antwortete: „Ich bin Privatgelehrter und mache Studien über die Geschichte der französischen Refugiés in Franken. Von Erlangen aus hat man mich hierher gewiesen, weil ich von hier aus am bequemsten die alten dörflichen Siedlungen besuchen könnte. Ich werde einige Wochen bleiben und manchmal verreisen. Die Miete für einen Monat möchte ich im voraus bezahlen."

Fräulein Sabine Elkan nahm unter höflicher Ablehnung gern diese Bereitwilligkeit entgegen. Nach einigen schicklichen, durch die Situation gebotenen Gesprächen blieb sie noch stehen. Es drängte sie, dem neuen Mieter sofort eine Vergeltung für seine offenen Worte über Zwecke und Ziele seines hiesigen Aufenthalts zu geben.



„Wenn Sie verzeihen, Herr Baron — es trifft sich merkwürdig. In unser Haus kommt zum Mittagstisch — ich tu's seiner seligen Mutter zuliebe, die sich als einzelne Person hart genug getan hat — ein junger Mensch, man läßt ihn lernen auf'm Gymnasium. Er heißt Reneß und ist aus Wilhermsdorf —"

„Ah, aus Wilhermsdorf! Also ein Nachkomme der französischen Ansiedler?"

„Dasselbe wollt' ich sagen dem Herrn Baron. Der Konrad hat das stolze Wesen noch im Blute. Obwohl — es ist kein Grund. Hat keinen Vater gehabt — und eine bedauernswerte Mutter. Sie hat gespart für den Konrad. Er wohnt beim Herrn Lehrer in Burgfarrnbach — man hat sich angenommen des Jüngelchens. Wir tun's auch. Ist ein begabter Mensch, wird sein Glück machen, wenn er sich hält. Wenn der Hochmut ins richtige Gleis kommt, sag' ich immer. Wird die Ehre zu schätzen wissen, wenn ihn der Herr Baron empfängt."

„In ein paar Tagen lieber erst, ich bitte," sagte Rosenkreutz freundlich. „Ich habe zunächst sehr viel zu arbeiten."

„Es ist ruhig im Haus — mer is in Fürth, sag' ich oft — und es ist ruhig bei uns wie am Langen Tag."

Die elektrische Bahn klingelte draußen vorbei, ohne für Fräulein Sabine Elkan ihre Beteuerung abzuschwächen.

Fräulein Sabine verließ den neuen Mieter und begab sich in ein Hinterzimmer desselben Geschosses. Da saßen ihre Verwandten: ihre Tante, Frau Sarah Elkan geborene Scharlach, und ihre Nichte, die siebzehnjährige Rebekka Elkan.

Die Tante, eine hohe Sechzigerin, war, obwohl sie diese Titulatur nicht offiziell führte, eins der Klageweiber der Kultusgemeinde. Ihr angesehener Beruf bestand darin, durch einen Todesfall in Trauer versetzte Familien im Hersagen der Gebete, in den lauten Beteuerungen des Schmerzes zu unterstützen und abzulösen. Fräulein Sabine Elkans Beruf hingegen war, auf eine feine und kunstgerechte Art die „Sargenes" genannten Sterbekleider der Kultusmitglieder zu nähen. Sie lieferte auch dazu die allerschönste, oft wie Seide schimmernde Leinwand. Dies war durchaus kein trostloses Tun. Denn nur selten kam es vor, daß bei ihr ein Sargenes direkt für den Sarg bestellt wurde. Ein guter Jude hat sein Sargenes, sobald er ein erwachsenes Mitglied der Gemeinde ist, und trägt es jeden 10. Tischri (das ist Oktober) zum Versöhnungsfest. Desgleichen jede richtige Judenfrau. Zu ehrenvollem Lebensabschnitt, zu Mannbarkeit und Ehe wurden meist die Sargenen gefertigt.

Der Bruder, Hirsch Elkan, aber handelte in Vieh und Getreide, auch in Gütern, wenn er ein Bäuerlein weit genug in der Hand hatte. Stets hing eine Tabelle mit den Terminen der Ganten und Hypothekenkündigungen seines Bezirks im Kontor, und auch Fräulein Sabine verstand sich ein wenig auf die Sachen, denn „der Bruder" befand sich meist auf Geschäftsreisen in Gunzenhausen, in Feuchtwangen, Dinkelsbühl, Treuchtlingen, Roßstall, Leutershausen, Zirndorf und wie die kleinen Handelsplätze alle heißen.

Fräulein Sabine also kam zu ihren Anverwandten und machte die Angelegenheit mit dem neuen Mieter pro forma und aus Klugheit vor der Tante noch zu einer unentschiedenen. Denn die Tante war reizbar und mußte zum Schein die letzten Entschließungen in die Hand bekommen.

„Rebekkchen," sagte sie, „kannst gehen an die Luft. Kannst holen ein Paket Kerzen für fünfundsiebzig beim Schimmel. Is en Spaziergang und is billiger als beim Nachbar."

Rebekka Elkan stand still auf und ging aus dem Zimmer. Sie zog eine lose blaue Tuchjacke an und setzte eine kleine Mütze auf.

Auf dem Turm des Dogenpalastes war es sechs Uhr vorüber.

Rebekka Elkan hatte Eile.

Am Ende der Altstadt, wo die Straße hinaus nach Burgfarrnbach führt, machte sie Halt. Auf der Brücke stand ein junger Mensch mit einem Fahrrad. Er spähte in die Dunkelheit und kam dann rasch auf Rebekka Elkan zu. Es war eine stumme Begrüßung. Sie küßten einander, als wären sie lange getrennt gewesen, und doch hatten sie sich erst vor Stunden gesehen.

„Ich wußte, daß du kommst," sagte der junge Mensch in einem etwas pathetischen Tone. „Sieh, es sind immer so kurze Minuten, daß wir uns haben. Und darum habe ich dir all meine Pläne geschrieben. Nimm den Brief mit, lies ihn heute nacht.

Und für morgen mußt du dich freimachen. Ich bringe dir für morgen eine Einladung zum Kaffee mit nach Burgfarrnbach. Von der alten Base Horndasch. Die Tante Sabine wird es erlauben. Wir brechen früh auf angeblich zum Bahnhof, und ich begleite dich dann zu Fuß heim. Da können wir alles bereden."

Rebekka Elkan nahm ohne ein Zeichen von Erstaunen den dicken Brief. Sie schrieben einander öfter.

„Conny, mir ist so angst bei allem," sagte sie leise, mit einer etwas matten, dunklen Altstimme.

Conny Reneß sah sich vorsichtig um nach Menschen. Es war niemand um den Weg. Da beugte er sich wieder herunter und küßte den blassen Mund von Rebekka Elkan.

Es waren zwei schöne junge Leute. In ihren großen blauen, schmerzlichen Augen lag ein Flimmern. Sie liebte den Konrad Reneß. Und sein Jugenddrang ging zu dem schmalen, verschlossenen semitischen Mädchen. Niemand durfte davon wissen. Denn Christ und Jude gehörten nie zusammen nach der Anschauung ihrer Umwelt. Auch gehörte ein Mensch, der noch nicht ganz fertig mit dem Gymnasium war, nicht zu einem Mädchen.

Konrad Reneß beugte sich tiefer herab zu Rebekka Elkan. Seine Zärtlichkeit wurde leidenschaftlicher, er sagte abgerissene Worte zwischen seinen Küssen: „Warte nur — in ganz kurzer Zeit — ist es dann anders — alles wird anders." —

Rebekka Elkan eilte ihren Weg zurück. Sie saß dann, wie immer, mit der Tante und der Großtante beim Abendessen. Wie immer wurde geredet, dünkte es ihr. Hier sprach man immer dasselbe, auch wenn es über verschiedenste Ereignisse ging.

„Was werden sagen Farntrogs? Was soll sich denken Herr Apfelbaum?"

Sie merkte endlich, es galt dem christlichen Mieter, mit dem sich wider Erwarten die Tante Sarah nicht so rasch abgefunden hatte.

„Es ist wegen dem Konrad. Hab' ich dir nicht gesagt, der Herr Baron interessiert sich für die alten Eingewanderten?"

Sabine und Sarah tauschten einen Blick. Um den Konrad schwebte etwas, nur ihnen bekannt. Sie wußten wohl, wer sein Vater war. Daß ein Jude sich mit einer Christin vergangen — ein Elkan, der später in Amerika verschollen, das schuf dem Konrad die Teilnahme des Hauses Elkan. —

Rebekka Elkan hatte ihr eignes kleines Zimmer, das lag, isoliert von den andern, in der Mansarde nach vorn. Nur das christliche Weibsbild, wie der Onkel sagte, die Magd, schlief auch in diesem Geschoß.

Vom Turm des Dogenpalastes hatte es schon die Mitternacht geschlagen.

Da endlich konnte Rebekka den Brief des Konrad Reneß lesen. Er füllte viele Blätter, denn Konrads Buchstaben waren anspruchsvoll; sie schmiegten sich nicht in den Raum, sondern sie beherrschten ihn, wie Konrads Gedanken Raum und Umwelt beherrschen wollten.

„Rebekka," stand da, „meine geliebte und mutvolle Rebekka. Du weißt, daß ich das alles, was ist und was man mit mir vorhat, nicht ertragen kann. Ja, Du müßtest meinen Charakter und meinen Willen verachten, ertrüge ich es, daß man aus mir einen Menschen machen will, der in einer kleinen Beamtenlaufbahn seine Kräfte und seine Jugend knechtet.

Mein Plan ist der, daß ich nach Frankreich entfliehe, in das freie Land, das nicht nur die Wiege meiner Vorfahren, sondern auch mein geistiges Vaterland ist. Dort, wo man einst ein Napoleon, wo man noch heute als Mann aus dem Volke Minister werden kann, wird auch ein Platz für mich sein. Ein Vaterloser kommt in sein Vaterland. Frankreich ist heute das geistig freieste Land Europas, wenn nicht der Erde. Ich werde mich melden bei der Republik; ich werde Journalist werden, und wenn man dort, woher ich gekommen bin, über mich höhnt, so soll es sein, wie man über Heinrich Heine höhnt.

Meine Rebekka, ermiß das alles. Du hast meinen Aufsatz, den ich leider unter einem angenommenen Namen in die sozialistischen Hefte geben mußte, gelesen. Du weißt, was es Großes um die Freiheit und die Selbstbestimmung des Individuums ist. In Frankreich ist mein Platz. Ich beherrsche die Sprache. Es kann mir an nichts fehlen.

Und nun höre weiter: eine Trennung muß zwischen uns sein. Sie aber ist der großen Sehnsucht Mutterschoß. Und aus der großen Sehnsucht sind die größten Dinge der Welt geworden, denn alles große Tun



ward je und je aus der Liebe. Bliebe ich im Lande als ein Unberühmter, endlose Zeit des Wartens stände uns bevor. Wir wollen tapfer sein, Rebekka, wir wollen lieber einen kurzen heißen Schmerz tragen als das lange Verleugnen. Denn lange kann es nicht dauern, und ich bin in der Lage, Dich zu holen.

Du weißt, in den Osterferien, die dieses Jahr so früh fallen und fast mit Pesach zusammen, hat mich mein Kommilitone Hüßner zu seinen Eltern nach Würzburg eingeladen. Es ist schon abgemacht hier, daß ich hingehe über die ganzen vierzehn Tage. Jedoch dem Hüßner habe ich nur einen einzigen Tag versprochen und, da er mein Vertrauter nicht ist, ihm gesagt, ich wanderte dann durch den Spessart. Man wird mich also bis zum Schulanfang hier nicht vermissen, und wenn es dann geschieht, bin ich lange in Paris. Ich habe so viel Geld, daß ich eine kleine Zeit dort leben kann, bis ich zunächst an eine Redaktion komme als erste Etappe. Wohin ich Dir vorher postlagernd schreiben kann, das müssen wir noch verabreden.

Ich hätte noch über ein Jahr, bis ich mündig werde. Ich halte dieses Sein, diese ärmliche Existenz so lange nicht mehr aus. Und für unsre Zukunft läge nichts hinter dieser Zeit — nur wieder das Warten, das jahrelange Warten auf ein äußerlich so geringes Los.

Wir aber wollen uns dem Alltäglichen und dem Banalen nicht anheimgeben. Ich will das Ungewöhnliche, weil nur dieses das Große sein kann; ich will es für uns.

Und das elektrische Band einer schicksalsvollen Liebe wird uns verbinden auch über die Wunde einer für kurz notwendigen Trennung. Du wirst meine heiße Flamme spüren, dieses weiß ich; Du wirst mich nicht weniger fühlen, wie ich Dich nicht weniger fühlen werde in der Erwartung der Stunde, da wir uns für immer angehören können.

Conny.

Vergiß nicht, morgen Dein Halstuch anzuziehen, das wie meins ist, wir wollen es dann tauschen."

Rebekka Elkan saß in der Mansardenstube, die den Blick auf den Dogenpalast hatte. Die Mitternacht war vorüber. Von drüben aus den Gasthäusern „Zum Brandenburger Hof" und „Zu den heiligen drei Königen" drang noch Lärm.

Rebekka Elkan aber war diesem Gegenwärtigen weit entrückt.

Ihr Herz war erfüllt von dem, der so viel Mut hatte, nicht nur den Mut der stolzen Worte, von denen sie wohl glaubte, daß es des Konrads eigenste waren, sondern auch den Mut des Tuns. Sie war ein Kind dieser Stadt, aus der so viele Söhne von Handelshäusern nach Amerika gehen, freilich auf vorgezeichneter Bahn, in sicheren Geschäftsbeziehungen, mit Kreditbriefen und Verbindungen. Darum erschien es ihr nichts Fremdes oder Unerhörtes, daß man sein Glück in einem andern Lande mache, seine Existenz dort gründe.

Naheliegender war ihr das als dem Konrad Reneß ein solcher Plan an sich. Sie konnte es kaum herausfühlen, daß er fast betäubt war von der eignen Kühnheit des Entschlusses.

Die Semiten sind früher reif, sind früher Mann, früher Erwerbender. Es schien Rebekka Elkan ganz begreiflich, daß Conny nicht in den engen Verhältnissen des Dorfes, der Abhängigkeit, der kleinen Laufbahn bleiben wollte. Hatte er doch keine Familie, die für ihn sorgte, die ihm die Wege bereitete, die ihn hielt. Fremde, ihr ganz fern dem Erfassen stehende Menschen waren es, ein Schullehrer, eine alte befreundete Jungfer, die um Konrad dachten, die ihn eingliedern wollten in schmerzlich enge Verhältnisse. Vielleicht auch hoffen sie, es fänden sich Stipendien, Gönner, und es könne ein Pfarrer aus ihm werden — ein Pfarrer in irgendeinem der alten Dörfer da draußen im Lande, wo die Vertriebenen aus Frankreich einst Heimat gefunden.

Für Rebekka, die Jüdin, war mit diesen Gedanken nur die Ablehnung verknüpft.

Ja, Conny mußte gehen. Er ging ja heim, wenn er nach Paris ging, und es rührte ihre Seele irgendwo, daß er Frankreich auch sein geistiges Vaterland nannte.

In die Mansardenstube zu Rebekka Elkan kam das Schicksal geschritten und küßte sie auf den blassen Mund. Es kam und hatte die dunklen verschlossenen Züge des jungen Reneß, der für Rebekka Elkan allein ein Erschlossener war. Und sie sehnte sich nach des jungen Reneß heißen Lippen, und im Taumel der einsamen Nacht dachte sie, wie es

sein würde, wenn sie in die fremde große Stadt kam, von ihm erwartet, von seiner Wärme umfangen.

Die losen Blätter auf dem Tisch schufen Verheißungen und schufen kühne Geschehnisse — die kleine Stube weitete sich — und die Geräusche der alten Stadt waren in Rebekka Elkans Schlaf hinein wie ein Rauschen des großen Stromes, dem wir uns anvertrauen zur Fahrt nach dem Lande des Wunders.

Des Märzabends gelbe Helle brannte noch am Horizont, als Rebekka Elkan und Konrad Reneß das Dorf Burgfarrnbach hinter sich ließen und gegen Fürth zuwanderten. Und der kaum zwanzigjährige Abenteurer redete, unterstützt durch den Reiz seiner Stimme und seiner Erscheinung, von seinen fliegenden Plänen.

Still ging Rebekka Elkan neben ihm. Ihr waren die Worte nicht so gegeben.

Sie fühlte, während er sprach, vertieft in die Zeit zurück, da sie beide ihre Neigung füreinander erkannt hatten. Sie war lange böse auf ihn gewesen, auf seine herrische und rücksichtslose Art. Bis ein Augenblick es zeigte, daß er so zu ihr war, weil er meinte, sie möge ihn nicht.

Sonderbar, dachte Rebekka, nie hatte sie gefühlt von da an, daß er Christ war, ein Kind andern Glaubens und andrer Rasse.

Ein Gefühl war immer, als sei sein und ihr Blut schon lange in verwandtem Rhythmus gegangen, als gehörten sie, fern von allen andern Menschen, der gleichen Welt an.

Sie sah von der Seite auf den Conny, während er sprach. Etwas Dunkles und Unerklärliches hatte oft sein schönes Gesicht, das ein wenig an römische Formen erinnerte. Und er besaß eine stolze und freie Haltung, dünkte es Rebekka — über all seiner zeitlichen Gebundenheit in kleine Verhältnisse besaß er die. Er konnte einen schlechten Rock vom Dorfschneider tragen und irgendeine alte Mütze — es beeinträchtigte ihn kaum.

Auf der Burgfarrnbacher Straße war es einsam. Conny und Rebekka gingen Hand in Hand. Der Wind zauste ein wenig in Rebekkas Haaren.

„Das ist der Märzwind," sagte Conny, „der Frühlingswind, der die alten Dinge umwirft; und der Märzwind des Gedankens, der Anarchistenwind der individuellen Freiheit wird noch alle alten Gesetze und törichten Vorurteile umwerfen."

Das Mädchen aus dem festgefügten alten Judenhause schrak ein wenig zusammen.

Die Liebende aber sagte mit einem Lächeln, das eine kleine Überlegenheit besaß: „Unsre alten Dinge, Conny, ich glaube, kein Märzwind bläst sie fort."

Da nahm sie der junge Mensch in seine Arme, und die Heftigkeit seiner Küsse überrieselte sie.

Aufatmend gingen sie weiter.

Die Dunkelheit enger Gassen kam. Der Altstadt nächtige Häuser mit steilen Stirnen hatten etwas Drohendes in ihrer Unbeweglichkeit. Und über Rebekka Elkan kam wieder etwas wie Angst vor dem Leben, Angst vor der Zukunft, die aus allen Gleisen des Gewohnten, aus aller Sicherheit und allem Gefügten gerissen sein sollte.

Wie ein kleiner Schatten huschte Rebekka Elkan den letzten Weg allein nach dem Ziele.

Als Rebekka Elkan nach Hause kam, schon Vorwürfe fürchtend über die verspätete Heimkehr, fand sie nur die christliche Magd im Hause. Sie berichtete, daß sowohl die Tante als die Großtante in absehbarer Zeit nicht zurücksein würden, denn bei Grüntals läge die Großmutter „in den Zügen".

Rebekka Elkan fragte nicht weiter. Sie nickte nur. Die Großmutter Grüntal kannte sie gar gut. Sie war oft freundlich zu ihr gewesen, und nun sollte sie sterben.

Der Gedanke des Todes war Rebekka Elkan nun nichts Fremdes in diesem Augenblick. Weil Tod und Liebe Geschwister sind, und weil sie in Liebe ging, berührte sie die Mitteilung nicht wie ein Schrecken, eher als etwas Notwendiges.

Dann, wieder ganz zu sich selbst zurückkehrend, fühlte sie es als gut, daß Abendstunden vor ihr lagen, an denen sie nicht die Reden der Tanten hören mußte. So konnte sie unabgelenkt ihren Gedanken nachhängen.

Sie ging, noch ruhelos von den letzten Gesprächen mit Conny Reneß, in das Vorderzimmer des Hauses — in „die schöne Stube", wie man sie nannte. Dort standen die Möbel und Sachen, welche die Tanten nicht vermieteten, die sie aber auch nur ganz selten für sich benutzten.

Das Pesachgeschirr stand da in einem alten, sorgsam behüteten Barockschrank. Seine



Politur glänzte mit den Messingbeschlägen um die Wette; an den Wänden hingen alte Kupferstiche in glatten braunen Rahmen, und ein langes Sofa mit vielen Kissen war da, das sollte aus dem Deberndorfer Schloß stammen. In dem Schreibkasten, dessen gerollte Wand sich nur öffnete, wenn man einen verborgenen Federdruck kannte, verwahrten die Tanten ihre Familienpapiere. Der Onkel kam überhaupt fast nur zu Pesach herauf in dieses Zimmer, wenn das feierliche Essen war und er aus „dem Buch" die Errettung aus Ägypten vorlas.

Beim Anblick des Schrankes mit dem österlichen Geschirr kam Rebekka Elkan jäh zum Bewußtsein, daß Pesach und mit ihm in diesem Jahre auch das christliche Ostern sehr nahe war.

Und sie erschrak. Dann ging ja Conny.

Das erschütterte sie in seiner Nähe. Es war bisher noch vor ihr als ein Plan gelegen — die Bedenkung der nächsten Zeit.

Es klopfte an der Tür. Mechanisch und gleichgültig sagte Rebekka Elkan: „Herein!"

Und da stand ein fremder, großer Herr vor ihr. Die Gaslaterne am Hause erleuchtete einigermaßen das Zimmer.

„Fräulein Elkan?" sagte der Fremde.

„Ja, ich bin Rebekka Elkan."

„Ich bin der neue Mieter. Ist Ihre Tante nicht zu sprechen?"

Rebekka sagte, daß dies für heute ausgeschlossen wäre, aber ob sie nicht die Wünsche des Herrn von Rosenkreutz erfüllen könne.

Herr von Rosenkreutz, durch die sanfte Stimme der Rebekka aufmerksam geworden, sah sie interessiert an, und er fand, dieses Gesicht unter dem blauschwarzen, etwas gebauschten, lose aufgenommenen Haar erinnerte seltsam an die Jünglingsbilder des zweiten Ludwigs von Bayern. Wie kommt dies Mädchen hierher? dachte er.

Er nahm den gebotenen Sitzplatz an und sagte: „Ihre Tante — nicht wahr, Sie sind nicht ein Kind des Hauses? — erzählte mir, daß zu Ihnen öfter ein junger Mann käme, der hier in der Gegend beheimatet ist und von den französischen Refugiés abstammt?"

Rebekka erschrak einen Moment lang.

Herr von Rosenkreutz aber fuhr gleich fort: „Es ist ein gebildeter junger Mann, wie mir Ihre Tante sagte. Darum möchte ich ihn gern sprechen. Es ist, ich mache eine Arbeit für die französische Akademie über die Geschichte dieser Vertriebenen. Jedoch draußen auf den Dörfern fand ich kaum jemand, der mir Aufschlüsse geben konnte."

„Das kann gewiß Konrad Reneß," sagte Rebekka Elkan, nun unbefangen und mit einem gewissen Stolz. „Ich weiß zufällig, daß er sich für die alte Herkunft sehr interessiert hat. Es war einmal — vor langer Zeit — ein großer Brand in Wilhermsdorf. Da sind die Matrikeln verbrannt. Aber Konrad Reneß hat die Inschriften von alten Grabsteinen gesammelt im Lande; er hat bei alten Leuten gefragt, und seine Mutter hatte auch manche Aufzeichnungen —"

„Das ist gerade, was ich suche," sagte Rosenkreutz erfreut. „Und glauben Sie, Herr Reneß würde bereit sein, mir Einblicke in sein Material tun zu lassen?"

Ein Gedanke kam Rebekka Elkan. Wenn dieser fremde Herr, der von der französischen Akademie sprach und gewiß sehr gelehrt und vornehm war, doch vielleicht Conny irgendwie raten könnte. Sie sagte impulsiv: „Konrad Reneß wird gewiß sehr glücklich sein, wenn jemand Interesse an den Dingen nimmt, die ihm so nahegehen und die so wichtig sind. Hier ist niemand, der noch Teilnahme an diesen Vergangenheiten hat. Die Vertriebenen waren arm. Strumpfwirker und Seidensticker. Vielleicht lernten sie das erst in der Fremde. Sie konnten sich nicht höher bringen, sie hatten ja alles zurückgelassen. Auch die Sprache ist lange verwischt. Nur einzelne Worte haben sie noch, ein wenig Gallizismen, ähnlich wie wir Juden Talmudworte einfügen."

Herr von Rosenkreutz dachte, sie nimmt Anteil an dem jungen Reneß. Und vielleicht spricht sie ein wenig seine Sprache.

„Darf dann morgen, gegen den Abend, der Konrad Reneß seinen Besuch machen?" fragte sie.

Herr von Rosenkreutz nahm dankend an. „Herr Reneß kommt oft in Ihr Haus?"

Ein kleines Lächeln ging über Rebekkas bleiches Gesicht. „Viele Jahre schon. Er hat niemand Angehöriges, keine Verwandten, meine ich. Und er hat sich hier nie eingepaßt, obwohl er in dem Lande geboren ist."

Herr von Rosenkreutz bewunderte die Möbel des Raumes. Er wollte gern noch ein wenig mehr von dem Mädchen hören,



das ihm so seltsam aus der Umgebung zu fallen schien.

Er deutete auf eine gotische Truhe und fragte nach ihrer Bestimmung.

Da errötete Rebekka Elkan ein wenig. In dieser Truhe lagen die „Sargenen" ihrer beiden Tanten. Und am „Langen Tag" gingen sie damit über die Straße nach der „Schul", der Synagoge, bunte Theatermäntel über den Sterbehemden. Die Nachbarskinder pflegten alljährlich dieses Ereignis mit ihrer Teilnahme zu verfolgen, denn der Anblick bot sich nicht oft in der Stadt, und die sonst so unauffälligen Tanten gewährten ein sensationelles Bild.

Rebekka antwortete: „Hier haben wir das Ostergeschirr und andre Kultusdinge verwahrt." —

Als Herr von Rosenkreutz gegangen, fühlte Rebekka, es sei etwas Neues in ihr Zuständliches gekommen. Sie wollte sich freuen; denn wie gut war es, wenn Conny jemand fand, der einen feinen klügeren Anteil an seinen Dingen nehmen konnte als die Leute, die sich draußen in Burgfarrnbach um ihn bekümmerten. Dieser Herr war aus der „Welt", in die Conny strebte, es wurde wohl seine allererste Berührung mit der fernen Welt. Sie wollte sich freuen und konnte doch nicht. Es war ihr etwas im dunkelsten Gefühl, als könne aus dieser Begegnung Ungutes für Conny erwachsen. Und doch schien ihr selbst Herr von Rosenkreutz eine anziehende und bedeutungsvolle Erscheinung. Er war ganz anders als die Männer, die sie außer Conny kannte. Etwas Gütiges lag in seinem Wesen, trotzdem er es ja war, der mit einer Bitte gekommen. Die feinere Art, die ihn von ihrer Umwelt sonderte, fühlte Rebekka Elkan und empfand sie, mehr instinktiv als bewußt, als etwas Vertrautes.

Im Hintergrund von Rebekka Elkans Tagen war das langsame Dem-Tode-entgegengehen der Großmutter Grüntal, einer alten Freundin von Elkans. Im Hintergrund zog sich ein Sterben durch viele Tage und machte vielleicht eines andern Schicksal durch sein langes Zögern vor der letzten Pforte des Todes.

Wer am Sterben ist, soll an Gott und die Ewigkeit denken, und darum müssen bei den altgläubigen Juden die nahen Angehörigen aus dem Gesichtskreis dessen, den Erdendinge nun nicht mehr verwirren dürfen.

So brauchte man bei Grüntals Sabine und Frau Elkan. Durch Beruf und Freundschaft standen sie bereit zu diesem Dienst, die alte Frau Grüntal aus dem Leben zu geleiten und dann die tagelange Trauerklage um sie anzustimmen und durchzuführen.

Sie waren also fern von der Wohnung am Brandenburger, gegenüber dem Dogenpalast; sie waren unten in der Altstadt in einem barockgegiebelten Hause. Nur manchmal kam Fräulein Sabine auf einen Sprung herüber, nach Haus und Geschäften zu sehen, und manchmal kehrte der Onkel Elkan in seinem Hause ein, um rasch wieder nach Gunzenhausen, Dinkelsbühl, Heilsbronn, Treuchtlingen, Feuchtwangen, und wie die kleinen Handelsplätze alle heißen, zu eilen.

Desto ausgiebiger verweilte Conny Reneß nun im Hause am Brandenburger. Er war sowohl bei Rebekka Elkan als bei Herrn von Rosenkreutz, dem er behilflich sein konnte, und der ein Interesse an dem lebhaften und temperamentvollen Wesen und Verstand des jungen Reneß nahm. Hinter der Szene starb langsam eine alte Frau.

Und ihr langes, zögerndes Verharren vor der letzten Pforte des Todes schuf vielleicht ein andres Schicksal.

Denn Rebekka Elkan war so viel allein mit Conny Reneß, und er war so viel in dem Hause am Brandenburger, dessen beste Zimmer Herr von Rosenkreutz bewohnte. Das alles hätte nicht sein können, wäre die alte Großmutter Grüntal noch bei den Lebenden geblieben.

Die jüdischen Läden der Stadt wurden geschlossen. Ein scharfer Aprilwind hatte die Straßen reingefegt, die stechende grelle Sonne des Tages die Steine weißgebleicht. Ganz festlich und erwartungsvoll sah die Stadt Fürth aus.

Das Gymnasium hatte zu den Ferien geschlossen — vor Palmsonntag. Mit diesem Schluß fiel der Vorbeginn des Passahfestes zusammen. Rein und blank gescheuert stand das Haus am Brandenburger. Der Onkel Elkan saß in seiner Kammer und betete. Nichts störte ihn darin, an nichts nahm er teil. Abgesondert von allen äußeren Dingen hockte er und murmelte alte, vielleicht ihm selbst kaum klare Worte des Gebets.



Die Großmutter Grüntal war in den großen Frieden eingegangen. Nun „saß" die Frau Elkan dort; eine Woche mußte dort immerwährend ein Mensch sitzen und Gebete sprechen. Und man konnte die Großmutter Grüntal über das hohe Fest nicht aus dem Hause tun. Fräulein Sabine war heimgeeilt. Auf dem Tisch in der schönen Stube stand schon das alte österliche Geschirr — Haufen von Mazzen dabei, dem ungesäuerten Brot. Kerzen waren auf dem Sabbatleuchter, das Lamm briet in der Küche, und man roch einen brenzligen Geruch durch das Haus.

Rebekka Elkan stand auf der Treppe. Gestern abend hatte sie unten an der Pegnitz, an einem stillen, traurigen Platz, dort wo man immer im Schutze der Dämmerung oder des frühesten Morgens das Ostergeschirr im fließenden Wasser reinigte, den schweren, heißen Abschied von Conny Reneß genommen.

Jetzt war Conny oben bei Herrn von Rosenkreutz. Er hatte noch etwas zu bringen. Herr von Rosenkreutz war nicht zu Hause. Da hatte Conny gesagt, er müsse ihm dann etwas Schriftliches hinterlassen. Und Rebekka Elkan wartete auf der Treppe. Morgen früh reiste Conny nach Würzburg. Und diesen Abend, am Sabbateingang, durfte sie das Haus nicht mehr verlassen.

Ein Wort, eine Umarmung auf der Treppe, dies würde das Letzte sein.

Sie wartete. Ihr Herz schlug heftiger. Da kam Conny. Er war so bleich. Ja, er ging leise. Niemand sollte ihn hören, damit ihnen niemand die letzten Minuten raubte.

Conny sagte flüsternd: „Erwähne nicht, daß ich noch da war, ich will es lieber von Würzburg aus an ihn schreiben."

Rebekka nickte. Sie verstand keinen Sinn. Nein, sie würde natürlich nicht sagen, Conny war noch da, sie würde es den Tanten nicht sagen, daß er zum Abschied noch einmal gekommen.

Conny Reneß beugte sein bräunliches Gesicht zu Rebekka herab. „In drei Tagen bin ich in Paris. Ich schreibe dir postlagernd. Du weißt. Am Hauptpostamt in Nürnberg achtet niemand auf den Brief. Du darfst niemand sagen, wo ich bin, bis ich eine Stelle habe und selbst an den Kantor und den Rektor schreibe. Ja, du darfst auch nicht sagen, daß du von meinem Fortgehen weißt. Der Kantor erwartet nichts als eine Ankunftskarte von mir. Über vierzehn Tage habe ich Zeit. So lange darfst du nicht das geringste von mir verraten."

Seine Erregung teilte sich ihr in andrer Weise mit. Sie fühlte den Abschied brennend am Herzen.

Oben ging eine Tür.

Da küßte Conny Reneß noch einmal Rebekka auf den Mund, riß sich los und eilte über den kurzen Flur hinaus in die Dämmerung des österlichen Abends.

Es war nun Sabbatfeier. Man ging an den Nachmittagen spazieren. Der Onkel Elkan hatte einen steifen Hut ein wenig im Nacken sitzen, die Tante Sabine trug einen neuen Frühjahrsmantel, ganz nach der Mode. Rebekka mußte mit ihnen gehen — einmal den Weg nach der alten Feste hinaus, einmal gegen Nürnberg zu, an den Häusern der Reichen vorbei, der Glaubensbrüder, die auch da „promenierten" und am Schabbes den Gruß von Hirsch Elkan achtsamer erwiderten als sonst.

Rebekka ging mit und gab mechanisch Antworten. Immer kannten ihre Angehörigen sie nur freundlich zu ihnen. So war sie es auch jetzt, trotzdem ihre Gedanken weit sich wegwandten. Noch fühlte ihr Herz keine Leere durch Connys Fortgehen. Denn der Abschied hatte sie innerlich näher verbunden, als sonst der Tag es tat. Sie hatte eine feste Zuversicht, daß Conny sich durchsetzen würde, daß er alles erreichte. Denn er war eine von jenen Naturen, die das Vertrauen erwecken, sie werden sich behaupten. Daß er trotz all seiner Worte kein Verletzlicher war, wußte Rebekka gut. Nicht aber wußte sie, wie der zu handeln vermag, der kein Verletzlicher ist. Diese Erkenntnis liegt nicht bei sehr jungen Menschen.

Rebekka dachte: Einst kommen wir wieder. Aus Paris. Einst kommen wir wieder in diese Stadt. Und dann freuen sich die Tanten, wenn sie sich auch vorher über manches nicht freuen werden.

Die Abende saß Rebekka allein. Dann wurde ihre Sehnsucht wacher. Dann ging wohl ein Zittern über sie hin im Gedächtnis vergangener Stunden.

Sie begann an Conny zu schreiben. Aber da sie noch keine Adresse wußte und fürchtete, durch irgendeinen Zufall könne das



Papier an jemand kommen, der dann Connys Flucht erriet, verbrannte sie es wieder. Und wie „einst das Herz als Asche niederfällt", fielen ihre Liebesworte in kleine weißgraue Wolken zusammen.

Wieder saß Rebekka Elkan allein in der feiertäglichen Stube. Niemand außer ihr und Herrn von Rosenkreutz befand sich im Hause.

Da klopfte es, und Herr von Rosenkreutz trat ein. Er fragte nach der Tante Elkan. Rebekka mußte ihre Anwesenheit verneinen, die Tanten waren noch immer zur Totenfeier bei Grüntals.

„Und Herr Reneß macht eine Ferienreise, nicht wahr?" fragte Herr von Rosenkreutz.

„Er hat Ihnen noch nicht geschrieben?" fragte Rebekka Elkan dagegen, und sie erschrak zugleich vor ihrer Frage. Denn es kam ihr wieder ins Bewußtsein, daß sie ja jede der letzten Mitteilungen Connys verschweigen sollte.

Glücklicherweise legte Herr von Rosenkreutz keinen Belang auf Rebekkas unbedachte Worte. „Ihre Tante ist doch sicher morgen zu sprechen?" sagte er dann.

„Ich könnte sie holen lassen, wenn es dringend ist," antwortete Rebekka Elkan.

Herr von Rosenkreutz stand vor dem Barockschrank und hatte die Hand wie gedankenlos auf einer der gewundenen Säulen liegen. „Ich möchte doch fast darum bitten," sagte er dann, „denn heute wollte ich Fräulein Elkan gern noch sprechen. Herr Elkan ist auch nicht zu Hause?"

Nein, schon heute, am Tage nach dem hohen Fest, war der Onkel wieder zu seinen Geschäften in die kleinen fränkischen Orte geeilt.

Rebekka ging aus dem Zimmer und beauftragte die christliche Magd, hinunter zu Grüntals zu laufen. Sie fand, zurückgekehrt, Herrn von Rosenkreutz noch an dem Schrank stehen. Er sagte: „Nicht wahr, über das Fest sind doch gar keine fremden Leute zu Ihnen ins Haus oder ins Geschäft gekommen? Jedenfalls niemand hier nach oben."

„Hier nach oben? Nein," sagte Rebekka. „Nur ein paar Glaubensgenossen waren da, aber sie haben unten, in der Stube gegenüber dem Kontor, geschlafen. Und gegessen haben sie auch dort. Die Tanten nehmen sie nicht herauf in die Zimmer."

„Warum?" sagte Herr von Rosenkreutz. Es war mehr eine gedankenlose Frage.

„Es sind oft Polen, und sie sind nicht reinlich. Sie kommen doch von der Wanderschaft."

„Und feiern hier in der Stadt das Fest? Das interessiert mich, erzählen Sie mir —"

Rebekka fühlte eine kleine Wichtigkeit. Der Jude erzählt gern von seinen Sitten. Er liebt sie und freut sich, wenn Andersgläubige ein ernsteres Interesse daran nehmen.

„Mein Onkel hat doch sein Gewerbe draußen in den kleinen Orten," sagte sie. „Und da ist die Kultusgemeinde oft nicht vollzählig. Es müssen acht erwachsene Männer sein, wenn man in der Schul Pesach oder den Langen Tag feiern will. Oft wohnen nur fünf, sechs Männer an einem Ort und wollen doch Schul halten. Da bestellt man denn zum Feiertag die Betjuden — es sind alte Männer, die ohne festen Wohnsitz sind und durch das Land ziehen. Es kommen immer einige gegen Ostern und Herbst hierher zum Onkel und fragen, ob man sie draußen irgendwo braucht, weil er weiß, wo es nötig ist. Manches Jahr kommen zu viele, manches Jahr zu wenige. Heuer sind zwei gewesen, für die gab es kein Unterkommen. Da hat man sie hier behalten übers Fest."

„Sind es immer dieselben, die kommen?"

„Ich weiß es nicht so genau. Aber wenn es zu viele sind, behält der Onkel solche, die er schon kennt. Der Löwy Wittelshöfer war hier und der Herr Max."

„Herr Max — das ist wohl ein junger Mann, weil man nur seinen Vornamen sagt?"

„Nein. Ich weiß nur nicht, wie er sonst heißt. Er lebt immer so in der Gegend und hilft aus. Er versteht etwas von Altertümern. Der Onkel sagt, er kommt immer nur nach Fürth herein, weil er sich gern ein paar Tage in der Stadt aufhält."

Herr von Rosenkreutz wurde nachdenklich. Eigentlich kann ihn der Herr Max doch nicht interessieren, dachte Rebekka. Herr Max war eine höchst banale Erscheinung; er hatte nichts vom Pilger, der durch die Lande zog, er besaß nichts vom Schicksalsvollen des Heimatlosen, Herr Max stand jenseit jedes Ungewöhnlichen.

Die Tante Sabine kam ins Zimmer. Sie war rasch gegangen und „schnaufte" noch ein wenig, wofür sie sich vielmals entschuldigte.



„Es tut mir leid," sagte Herr von Rosenkreutz, „aber ich konnte nicht Zeit vergehen lassen. Sie wissen, daß ich am Mittag vor Ihrem Osterfest nach Erlangen gefahren bin und heute zurückgekehrt. Sie sagten mir, es würde niemand in mein Zimmer kommen, ich konnte es nicht abschließen, da am Vormittag noch nicht aufgeräumt war. Hat nun unterdessen das Zimmer jemand Fremdes betreten?"

Fräulein Sabine Elkan besaß einen raschen und guten Verstand. Sie sagte: „Ich will mich besinnen, einen Augenblick, Herr Baron — — Nein," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „ich weiß es ganz genau. Wir hatten im Hause viel zu tun — es war auch kein Fremder da, dieses ist sicher. Ich selbst habe in der Dämmerung das Zimmer abgeschlossen, nachdem die Magd aufgeräumt. Ich habe mich auch versichert, daß die Kommode, der Schreibtisch und der Schrank von Ihnen abgeschlossen waren. Der Zimmerschlüssel ist bei uns gewesen. Rebekka hat ihn erst heute der Magd gegeben, damit sie frisches Wasser ins Schlafzimmer bringen konnte."

Herr von Rosenkreutz nickte. Diese Darstellung war bedacht und zuverlässig. „Und am Freitag selbst — ich bin schon um elf Uhr vormittags abgereist, und Sie sagen, Sie haben das Zimmer erst in der Dämmerung aufräumen und abschließen lassen — war da ein Fremder im Hause?"

„Niemand," antwortete Fräulein Sabine Elkan rasch, „denn die Betjuden waren den Tag über bei Apfelbaums, haben auch dort gegessen und sind erst zum Nächtigen in die untere Stube gekommen."

Rebekka Elkan war ans Fenster getreten. Sie wußte, Conny war dagewesen. Er hatte auch für eine kleine Zeit, während sie wartete, das Zimmer des Herrn von Rosenkreutz betreten. Das durfte sie aber nicht sagen. Conny hatte es so dringend verlangt. Niemand sollte ja wissen, daß er noch einmal von ihr Abschied genommen.

„Rebekkchen" — hörte sie die Stimme der Tante —, „du warst doch den ganzen Tag zu Hause am Freitag. Ist gekommen kein fremder Mensch ins Haus. Wer sollte sein gekommen? Mer macht keine Geschäfte vorm Fest. Könnte höchstens sein gekommen eine Magd von Bekannten wegen Mazzes. Hat in der Küche zu tun, nicht bei uns in der Stube." Fräulein Elkan sprach den jüdischen Jargon, sobald sie mit Freunden oder einem der Ihrigen redete.

Rebekka Elkan wandte halb das Gesicht. Sie sagte: „Kein Fremder war im Hause." Sie log nicht mit den Worten. Aber sie wußte wohl, daß sie im Sinne all der Fragen log. Und nahm es auf sich.

Da sagte endlich Herr von Rosenkreutz: „Ich fragte nicht aus Neugier. Kommen Sie selbst, bitte, in mein Zimmer. Das alte Schloß an der rechten Schreibtischschublade ist aufgebrochen. Wohl mit einem Stemmeisen die Platte etwas gehoben."

Fräulein Sabine Elkan stieß einen Ruf des Schreckens aus. Sie folgte Herrn von Rosenkreutz hinüber in sein Zimmer. Wirklich, man sah den Eingriff eines Stemmeisens auf der Politur, man sah, daß die Platte etwas auf den Holzzargen stand.

„Fehlt etwas, Herr Baron?"

„Es fehlt mein Paß, es fehlt meine Matrikel an der Universität Erlangen, und es fehlen dreihundert Mark."

„Gott der Gerechte — und das in unserm Hause!" schrie Fräulein Sabine Elkan.

Fräulein Sabine Elkan hatte sich eingeschlossen. Sie brauchte die völlige Stille zum Nachdenken. Nochmals hatte sie Rebekka gefragt. Nochmals die christliche Magd. Es war kein Fremder ins Haus gekommen. Auch konnte man menschenunmöglich in einem Hause des Brandenburgers in Fürth zu irgendeiner Tag- oder Nachtstunde eine Leiter anlegen und, ohne die verschlossenen Fenster zu versehren, ins Zimmer steigen. Die christliche Magd war seit sechzehn Jahren im Hause. In ihren untadligen Lebenswandel hinein einen solchen Verdacht zu werfen, wäre Fräulein Sabine Elkan schlechthin eine Gemeinheit erschienen. Sie begriff, was es heißt, wenn ein altes Mensch sein Lebtag hat dienen müssen, um zu existieren, um langsam Mark zu Mark für einen kärglichen Altersfonds zu legen. Eines alten Dienstboten Ehre ist seine Ehrlichkeit. Fräulein Sabine Elkan hätte sich geschämt, auch nur den Gedanken des Verdachts gegen die alte Hanna aufkommen zu lassen. Dieses war erledigt, ohne in Frage zu kommen. Der Konrad, der Reneß, dachte sie flüchtig, Gott sei Dank, er hat sich verabschiedet am Donnerstag. Es blieben die zwei Betjuden, der

Wittelshöfer und der Herr Max. Gott möge uns bewahren, wenn es so weit wäre, daß am Schabbes, an Pesach ein rechtgläubiger Jude ein Geld anrührt. Und daß er gar noch ein fremdes Geld anrührt, es zu stehlen. Wie stände es um den alten Glauben, wenn so etwas an Pesach in der Stadt Fürth vorkommen könnte. Man müßte zweifeln, daß es noch Recht und Sitte auf Erden gäbe; keine Familie, keine Gemeinde konnte sich erinnern, daß seit Menschengedenken es passiert wäre, ein Jude hätte an Pesach fremdes Geld angerührt, um es zu stehlen.

Der Herr Max? Fräulein Sabine Elkans Gesicht verdüsterte sich. Der Herr Max war nie bei Kasse. Der richtige Schnorrer. Schon der leichtsinnige christliche Name! Ich tu' ihm unrecht, dachte sie. Und wenn es gewesen wäre, es dürfte nicht sein. Von der Schande dürfte kein Jude und kein Gojim je etwas erfahren.

Und Fräulein Sabine rechnete. Wie oft mußte sie liefern ein Sargenes, bis dreihundert Mark Profit herauskamen — heilige Erzväter, wie oft! Aber trotzdem reifte ein Entschluß bei Fräulein Sabine, und mit diesem Entschluß ging sie zu Herrn von Rosenkreutz. Der aber lehnte ab. Keineswegs solle Fräulein Elkan aufkommen für die dreihundert Mark. Er sähe ja, wie peinlich ihr die ganze Angelegenheit wäre. Nein, wenn sie es denn so dringend wünsche, wolle er die Polizei nicht verständigen. Jedoch einen Privatdetektiv müsse er beiziehen. Denn Paß und Matrikel seien Dinge, die jemand nur nähme, um sie zu mißbrauchen.

Dies beruhigte Fräulein Sabine einen Moment. Denn weder der alte Wittelshöfer noch der Herr Max würden sich als Studenten und als Barone Rosenkreutz ausgeben wollen. Dies stand außerhalb jeder Möglichkeit. Dann fiel ihr ein, diese wertlosen Papiere könnten von dem Diebe längst beseitigt sein, in der Eile sieht man dergleichen wohl nicht so genau an.

Es erschien noch am selben Tage aus Nürnberg ein wohlgekleideter Herr von einnehmenden Formen, bereit, im Hause Elkan den Sherlock Holmes zu spielen. Der Herr stellte fest, daß der Schreibtisch mit einem Stemmeisen eröffnet sei, einem schon früher benutzten Stemmeisen, denn es hatte keine glatte Fläche mehr gehabt. Er war, wie im stillen Fräulein Sabine, der Meinung, daß weder die Betjuden noch die alte Magd, noch die Elkans sich fürderhin Rosenkreutz nennen wollten und dazu Matrikel und Paß entwendet hatten.

Die Ledertasche des Herrn von Rosenkreutz hatte noch ein zweites Fach. In diesem lag ein Scheckbuch, lagen noch mehr Geldscheine. So weit hatte der Dieb gar nicht gesucht oder es gelassen. Die dreihundert Mark hatten zwischen Paß, Matrikel und einigen belanglosen Papieren gelegen. Obenauf der Paß.

Das Weitere war ungesichtet von dem Diebe mitgenommen und sicherlich das Geld als etwas Nebensächliches, aber doch Annehmbares.

„Wen haben Sie hier bei sich zu Besuch gesehen?" fragte der Detektiv. „Sind Sie denn sicher, daß an jenem Freitagmorgen die Dinge noch in der Mappe waren?"

Dies konnte Herr von Rosenkreutz nicht beschwören. Besuch aber hätte er nicht gehabt außer dem Gymnasiasten Reneß.

Der Detektiv notierte sich den Namen. Am andern Tage wußte der Detektiv, daß Reneß eine Ferienreise nach Würzburg gemacht zu seinem Klassengenossen. Und am Abend fuhr der Detektiv nach Würzburg.

In Rebekka Elkans Seele war kein Argwohn. Sie rechnete und wartete, bis sie nach Nürnberg konnte, den ersten postlagernden Brief von Conny zu holen. Erst morgen konnte einer da sein.

Seit zwei Tagen besann sich nun die Tante über den Dieb. Rebekka dachte: Wie kann man sich nur so besinnen! Es hat sich ein Einbrecher ins Haus geschlichen, sich über die Zeit, da noch jemand wach war, auf dem Boden versteckt, und des Morgens konnte er leicht einen Augenblick, da niemand um den Weg war, zum Entwischen finden. Alle Tage standen solche Dinge in der Zeitung, wenn man sie denn lesen wollte. Man sollte sich einen kleinen, braven Hund anschaffen, dachte Rebekka, wenn es plötzlich so unsicher in Fürth wurde. —

Der wohlgekleidete Herr, dessen Beruf Rebekka nicht kannte, war wieder bei Herrn von Rosenkreutz gewesen. Er hatte ihm die Nachricht gebracht, die Rebekka nicht erstaunt hätte, daß nämlich der junge Reneß sich nur einen Tag bei dem Klassengenossen in Würzburg aufgehalten. Sein weiteres Ziel



war eine Spessartwanderung. Nun, in acht Tagen begann das Gymnasium wieder, da würde man ja sehen. Der wohlgekleidete Herr hatte auch noch von einer bisher ganz unbeachteten Person, der Waschfrau des Herrn von Rosenkreutz, unauffällig erfahren, daß ihr an jenem Freitag, als sie plaudernd vor dem Hause am Brandenburger gestanden, der Herr Reneß, aus dem Hause kommend, begegnet war. Wieso er auf die Wäscherin und ihre Wissenschaft gekommen, blieb das Berufsgeheimnis des wohlgekleideten Herrn.

Es begab sich, daß Herr von Rosenkreutz das kleine Alleinsein mit Rebekka Elkan, welches er seit der Rückkehr des wohlgekleideten Herrn aus Würzburg suchte, fand. Der Tanten Tätigkeit im Hause Grüntal schien kein Ende zu nehmen. Sie waren wieder oder immer noch fort.

Rebekka hatte Auftrag, endlich an diesem Abend mit der christlichen Magd an die Pegnitz zu gehen, um das Ostergeschirr zu reinigen. Es muß dies nach mosaischem Gesetz in fließendem Wasser geschehen, und der rechtgläubige Jude verwechselt einen Fluß nicht mit einer Wasserleitung. Man tat dies am frühen Morgen oder im Schutze der Dämmerung, damit man nicht das Gespött von Ungläubigen oder Gassenkindern wurde. Denn die Pegnitz ist kein schöner Fluß und hat ein dunkles Wasser. Man mußte zu Hause natürlich alles nachwaschen. Man hing in einem großen Henkelkorb das aufgestapelte Geschirr von einer Planke aus, an der ein eiserner Haken war, in den Fluß. Wenn der Korb später etwas abgetropft hatte, trug man ihn heim. Das Tragen konnte die christliche Magd tun, das Hängen ins Wasser mußte durch einen Gläubigen geschehen. Vor dieser Arbeit aber wollte Rebekka nach Nürnberg fahren. Jetzt konnte ein Brief da sein, und wenn Rebekka mit der Ludwigsbahn fuhr, so brauchte sie zu diesem Ausflug vielleicht anderthalb Stunden. Die Tanten mußten es nicht wissen.

Der Herr von Rosenkreutz begann von dem Diebstahl zu sprechen. Rebekka war ein wenig unruhig, sie wollte doch nach Nürnberg fahren, und am liebsten um diese Zeit nach Tisch, wo sie oft einen Spaziergang machte, so daß also ihr Fortsein auch der alten Magd nicht auffiel. Bedachtsam sagte Herr von Rosenkreutz: „Ich würde nicht so viel Wert auf die Angelegenheit legen, wenn ich nicht dächte, daß es für den, der es getan hat, etwas sehr Schweres ist. Irgendein Mensch kommt leichtsinnig zu einem solchen Tun, und wenn es dann geschehen ist, erhält es plötzlich für ihn Gewicht als eine Schuld, deren er sich schämt, und von der er sich nicht mehr zu befreien weiß. Eine solche Sache kann dem, der sie tat, die Ruhe seines Gewissens auf lange Zeit rauben, wenn er nicht den Mut findet, sie durch ein Geständnis wieder auszulöschen."

Herr von Rosenkreutz hatte Rebekka Elkan nicht angesehen, während er sprach. Und auch bei seinem Weiterreden beobachtete er sie nicht.

„Sie finden es vielleicht wunderlich, daß ich so von der Sache spreche, aber wirklich, mich beschäftigt mehr der unbekannte Täter als mein Verlust dadurch. Man beurteilt ein solches Tun in den meisten Fällen zu hart. Ich finde, man kann nie wissen, ob über dem Menschen nicht ein momentaner Zwang, eine Art fremder Suggestion lag, die ihn zu etwas nötigt, das mit seinem sonstigen Charakter in gar keinem Zusammenhang steht. Ein solcher Mensch sollte sich einem andern anvertrauen, oder wer um sein Tun weiß, sollte ihm helfen, daß er sich ausspricht."

Nun sah Herr von Rosenkreutz Rebekka Elkan ins Gesicht. In Rebekka Elkans Zügen war jedoch nichts zu lesen als eine leichte Verwunderung.

Sie dachte, gestohlen ist gestohlen, und ein Dieb ist ein Dieb. Sie fand, daß Herr von Rosenkreutz wohl sehr gut sein müsse, er redete mit einer unbegreiflichen Nachsicht und war doch der Geschädigte.

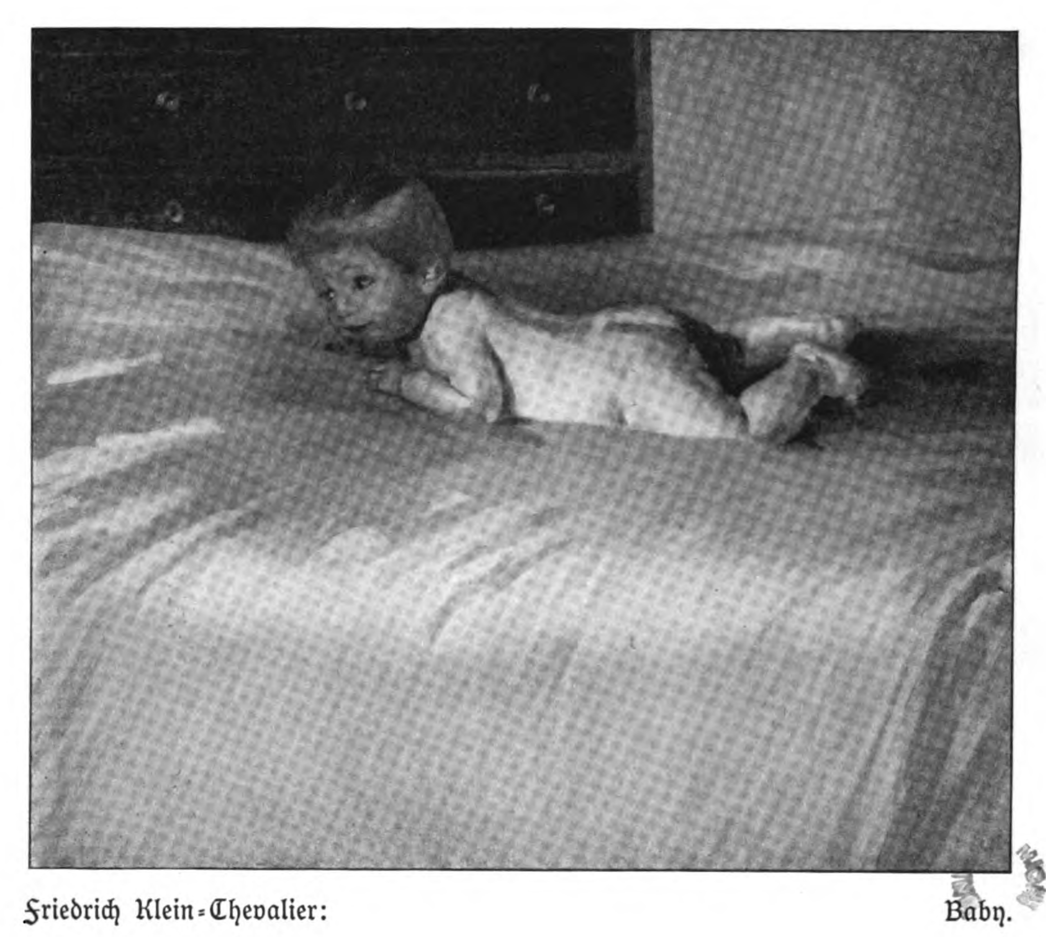
„Ich würde dem Menschen so gern sagen, daß sein Tun vergessen sein soll," fuhr Herr von Rosenkreutz fort. „Er kann nicht Herr seines Willens gewesen sein, und er leidet vielleicht jetzt in dem Gedanken, man hält ihn für schlecht. Und es gibt doch Menschen, die über solche Vorkommnisse ganz anders denken."

Rebekka Elkan wußte nichts zu antworten. Da ging Herr von Rosenkreutz. Ein wenig traurig ging er.

Rebekka Elkan fuhr nach Nürnberg. Sie wechselte die Bahnen und stand dann klopfenden Herzens vor dem Schalter der postlagernden Briefe.

Und nach einem peinvollen Warten, währenddessen sie dachte, jeder Mensch und insonderheit der Postbeamte müsse wissen, von





Friedrich Klein-Chevalier: Baby.

wem und woher sie einen Brief erwartete, wurde ihr der Brief gereicht. In fremd anmutender Schrift, die eine lateinische Type nachahmte, war er adressiert.

Rebekka Elkan fuhr nach Hause. Sie konnte den Brief nicht auf der Straße öffnen. Nicht in der Bahn. Sie wollte dazu in ihrem stillen Zimmer sein. —

Es waren halb irre Augen, die über den Brief von Conny Reneß hinsahen, denen sich einzelne Worte einprägten, ohne daß der Sinn ein lebendiger wurde: „Glück gehabt — einer vornehmen Dame auf der Bahn behilflich gewesen — von ihr eingeladen — Beziehungen — ich habe etwas über die Grenze benutzt und hier bei der Polizei, c'est la guerre — der struggle for life — lege es unauffällig ins Zimmer — unter Papiere —"

Irre Augen blickten auf diese Zeilen. Neben ihnen lag der Paß des Herrn von Rosenkreutz. Die Matrikel und die dreihundert Mark waren nicht dabei. Aber große Worte von großer Liebe, von großen Plänen und Zielen standen noch da.

Rebekka Elkan weinte nicht. Und wie sie vorher keinen Argwohn gehabt hatte, so hatte sie jetzt keinen Zweifel. Und wie sie — vor Stunden — die menschlich verstehenden Worte des Herrn von Rosenkreutz nicht verstanden hatte, so änderten sie auch jetzt nicht ihre Begriffe. Für seine großen Ziele und seine edlen Absichten hatte der Conny es nötig gehabt, Papiere und Geld eines Fremden zu stehlen. Was er nicht mehr brauchte, sandte er zurück.

Man verzeiht seinem Feinde. Man kann Nachsicht mit seinen Freunden haben. Und wer lange das Leben kennt, rechtet mit keinem mehr, der schwach und arm wird.

Aber ein junger Mensch überwindet nicht, wenn sein Halbgott zeigt, daß er nur ein Allzumenschlicher war.

In der Dämmerung ist es gewesen, da trug die Rebekka Elkan in das Zimmer des Herrn von Rosenkreutz einen Briefumschlag. In diesem lag der Paß und lag ein Zettel: „Das andre habe ich nicht. Das ist ein Unglück. Rebekka Elkan."

Und Rebekka Elkan ging, wie es verabredet war, mit Hanna, der christlichen Magd, hinunter hinter den alten Teil der Stadt Fürth, wo die Pegnitz fließt.

An dem düsteren Platz unter traurigen Bäumen, wo sie die letzte Aussprache mit Conny Reneß gehabt, dorthin ging sie, das österliche Geschirr den Vorschriften des Glaubens gemäß im fließenden Wasser zu reinigen.

Die alte Magd setzte den Korb am Ufer nieder.

„Ich trage ihn selbst heim," sagte Rebekka.

Und die Alte, die noch in der Stadt zu tun hatte, antwortete, sie wolle wiederkommen, falls sie eher fertig würde als Fräulein Rebekka.

Rebekka Elkan hing, allein gelassen, den Henkelkorb mit dem österlichen Geschirr an den eisernen Ring der Planke.

Das dunkle Wasser der Pegnitz gurgelte auf; es machte kleine Wellen im Anprall gegen den Korb.

Rebekka Elkan setzte sich auf die Planke. Sie war so müde, und sie fror so sehr. Ganz tief im Innersten fror sie, als könne sie nicht mehr warm werden. Sie dachte nichts. Etwas war tot, zerbrochen, beschmutzt. Man konnte nie mehr an Schönes, an Wahrheit glauben, wenn man das erfahren. Nein, gewiß nie mehr.

Sie wollte es Conny erzählen. Aber da war keine Verbindung zu ihm hin. Nichts. Alles tot und fern. Es gab im Ungesprochenen keine Brücke hinüber über solche Dinge.

Es gab keine Erklärung für das junge Herz von Rebekka Elkan, wenn man unehrlich gewesen. Das stand da wie ein Schreckensmal und ließ sich nicht auslöschen und nicht stürzen.

Und plötzlich dachte Rebekka Elkan: Wie kann ich wieder heim! Der fremde Herr weiß es nun. Wie soll ich ihm begegnen?

Und dann fiel ihr ein: er denkt, ich war es. Ja, aus ihren Zeilen mußte er das denken. Und dieses beruhigte sie. Ein schlechtes Judenmädchen, wird der fremde Herr denken, und dieses ist nicht so wichtig. Nicht so wichtig.

Sie saß eine Weile still und fast erleichtert. Man würde nun nicht auf Conny kommen; niemand dachte es von Conny.

Es wurde dunkler. Rebekka Elkan fröstelte immer mehr. Es ist kalt, wie im Herbst, dachte sie, wenn man nach dem Langen Tag hinausgeht und nach dem Monde sieht. Der Mond war nicht am Himmel an dem Vorfrühlingsabend. Der Wind rauschte in den Bäumen, als wäre er etwas Lebendiges.

Rebekka Elkan nahm ihr Halstuch fester zusammen; es war das des Conny, das er selbst getragen. Sie streichelte es unbewußt. Eine bange Mutlosigkeit kroch über sie, kam langsam und kam immer lähmender.

Wie sollte sie wieder heim? Was sollte sie sagen? Man würde sie fragen, woher sie das Papier hatte. Sie sollte dann lügen. Sie konnte das nicht, und sie konnte niemand in die Augen sehen. Nein, nicht wieder.

Und das Grauen vor den nächsten Stunden, den nächsten Menschen, den nächsten Tagen erfaßte sie. Es war kein Entschluß in ihr. Nur ein dumpfes Warten, als könne etwas kommen, sie von dem allem zu befreien.

Aber das kam nicht. Es kam nur die alte Magd. Aus der Ferne, oben an der Böschung, noch weit weg, sah Rebekka Elkan sie auftauchen.

Da wußte sie, sie konnte keinem Menschen mehr in die Augen sehen, und wußte — wie erlöst — sie mußte es auch nicht. Sie ging vor an den Rand der Planke, sie griff nach dem Korb, hob ihn und bog den Oberkörper vor —

Und der schwere Korb mit dem wassergefüllten Ostergeschirr zog die gleitende Gestalt der Rebekka Elkan mit sich hinunter in das dunkle Wasser des Flusses.

Man hat damals — es sind noch nicht viele Jahre seit dem Sterben Rebekka Elkans vergangen — sie noch in derselben Nacht gefunden.

Als der Herr von Rosenkreutz ihre armen Zeilen las, war sie schon tot.

Und der Herr von Rosenkreutz brauchte nicht die Bestätigung über die Flucht des Konrad Reneß, die ihm der wohlgekleidete Herr später brachte: der Herr von Rosenkreutz wußte aus Rebekka Elkans armen Zeilen von der Not, in die sie gekommen.

Er honorierte den wohlgekleideten Herrn und brauchte seine Dienste nicht weiter.

Und er sprach mit den Tanten von dem großen Unglück, daß Rebekka, in dem Willen, den Korb mit dem österlichen Geschirr festzuhalten, in den Wellen umgekommen war. Und die Tante Sabine nähte eine Sargenes für Rebekka, die so jung war, daß sie noch keins besaß.

Der Herr von Rosenkreutz schützte Geschäfte vor, daß er seine Wohnung nicht mehr benutzen könne, obwohl sie ihm noch eine Weile gehörte.

Er ertrug es nicht, noch in dem Hause aus und ein zu gehen, wo die arme Rebekka Elkan den großen Kummer zerbrochenen Jugendglücks gelebt.

Aber Herr von Rosenkreutz stand mit auf dem alten Judenkirchhof von Fürth, als man Rebekka Elkan begrub.

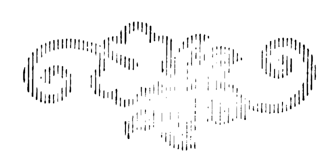
Ganz nahe den uralten, hoch aufgerichteten, zahllosen, einförmigen Totensteinen verschollener Generationen war ein kleiner Platz für Rebekka Elkan. Am Hügel liegt der Kirchhof; man sieht hinaus ins fränkische Wiesenland.

Der Herr von Rosenkreutz hatte die Hände voll Veilchen, und die legte er zu den Schollen. Es entstand eine kleine Bewegung unter den Umstehenden; dann kam ein Mann und nahm die Veilchen weg. Der Mann war höflich, er ging zu Herrn von Rosenkreutz und flüsterte, ein rechtgläubiger Jude dürfe keine Blumen bekommen im Tode. Da lächelte Herr von Rosenkreutz. Aber es war ein bitteres Lächeln, ein verzerrtes Lächeln. Nein, keine Blume hatte an diesem letzten Wege gestanden. Man ist immer sentimental — Rebekka Elkan hatte ihr steiles steinernes Schicksal gehabt — die Schuld eines andern, die armselige Schuld eines andern ward zum Tragischen erhöht durch ein Herz, das sie auf sich nahm und schweigend ging.

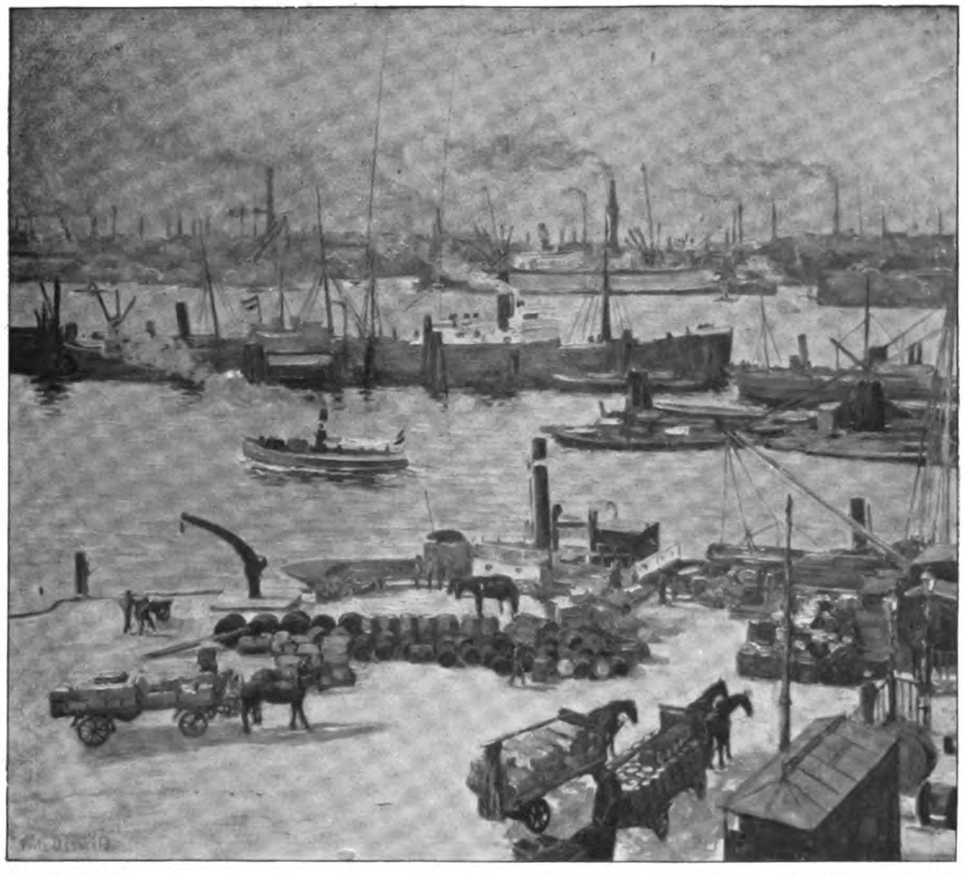
Die kleine Rebekka Elkan war tot. Von einer größeren wußte einer von denen, die hier an ihrem Grabe standen. Von einer größeren, die eine Entzauberung nicht hatte überleben mögen.

Die Juden murmelten ihre monotonen Gebete. Der Rabbiner sprach.

Herr von Rosenkreutz fror. Er wußte, noch lange würde er an Rebekka Elkan denken müssen, die keine Kompromisse gemacht hatte, wie wir es alle mit einem bitteren Lächeln lernen, gramvoll lernen. Noch lange würde er an Rebekka Elkan denken müssen.







Fritz Oßwald: Hamburger Hafen.

Stätten der Arbeit

(Ausstellung in der Galerie Arnold zu Dresden)

Von Gerhart Rosenhagen-Romint

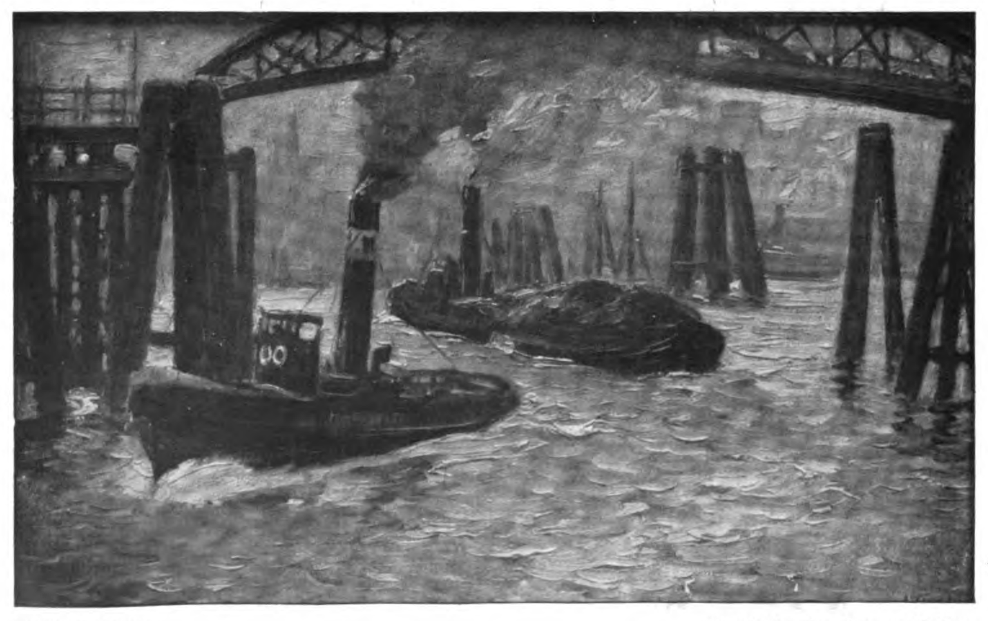
In einer Zeit, deren Physiognomie durch den Aufschwung und die Ausdehnung von Industrie und Technik bestimmt wird, ist es selbstverständlich, daß der Einfluß dieser beiden modernen Kulturfaktoren sich auch auf dem Gebiete der Kunst bemerkbar macht. Allerdings stellten sich noch bis zum letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts dem Bildner, der seinem Schaffen einen dem modernen Wirklichkeitsleben entsprechenden künstlerischen Ausdruck geben wollte, allerlei bedenkliche Hindernisse in den Weg. Die Berechtigung solcher Motive in der bildenden Kunst, die dem damals noch geltenden Schönheitsideal direkt entgegenzutreten schienen, wurde fast allgemein bestritten, obwohl Adolf Menzels „Eisenwalzwerk" bereits geschaffen war und Millet mit seinen stimmungsvollen Arbeitsbildern bewiesen hatte, daß auch die nüchterne Alltäglichkeit, die Arbeitsstätte und der arbeitende Mensch durch die Kunst in die Sphäre des nicht nur darstellungsberechtigten, sondern auch darstellungswerten Stoffes erhoben werden können.

Auch die Künstler selbst waren zu jener Zeit zum großen Teil noch nicht davon überzeugt, daß eine rauchende Esse, ein Fabrikgebäude, ein Baugerüst Dinge seien, die sich in der bildnerischen Transformation zu einem inneren Erlebnis gestalten lassen. Und selbst die meisterlichen Arbeiten eines Meunier fielen zunächst in eine Zeit, da der Durchschnittskünstler es als unter seiner Würde hielt, seine Fähigkeiten in den Dienst des Gewerbes und der Technik zu stellen. Danach ist es nicht schwer, sich vorzustellen, mit einem wie kargen Empfinden für die Schönheit des realen Lebens jene Künstler ausgestattet gewesen sein müssen.

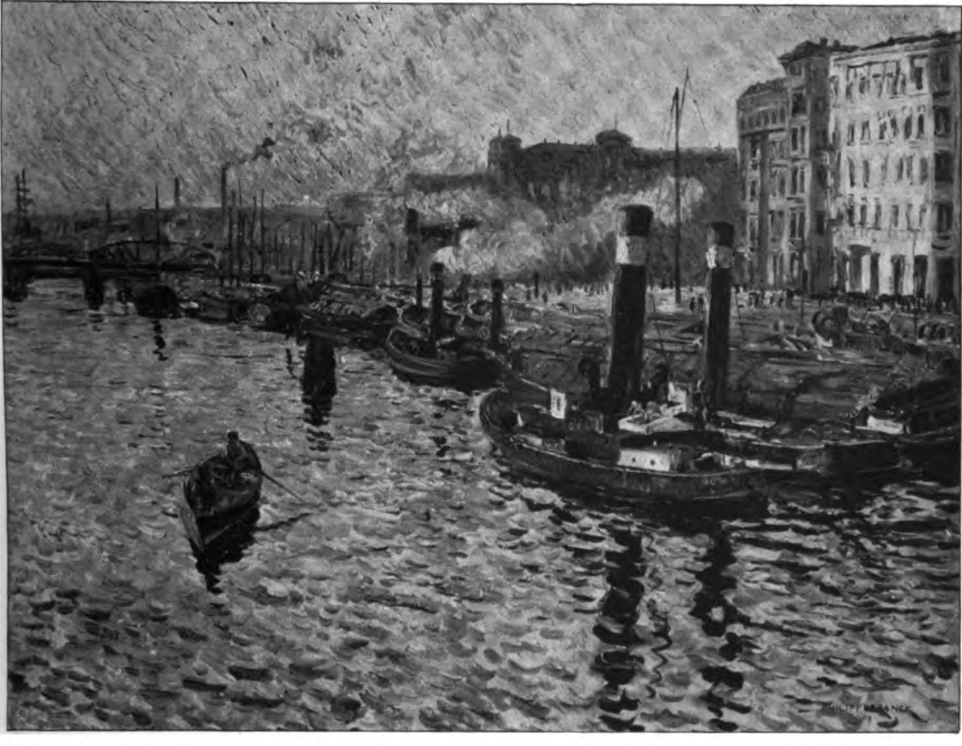


Leonhard Sandrock: Hamburger Kohlenträger.

Diese Zeiten sind, gottlob, vorüber. Wie das allgemeine soziale Gefühl heutzutage in der Arbeit den bedeutendsten Kulturfaktor der Völker erblickt, so hat sich auch der Künstler zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der fortwährend neue Kulturwerte schaf-

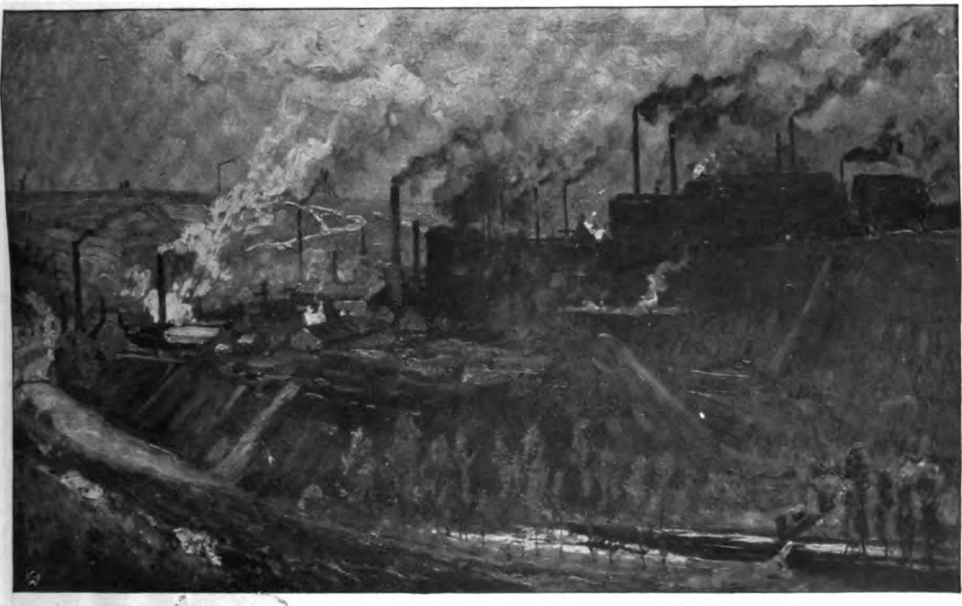


Willi Tiedjen: Abend im Hamburger Hafen.



Philipp Franck: **Dampferbollwerk.**

fende Arbeiter und sein Milieu mit vollem Recht in den Rahmen des künstlerischen Interesses gehören. Ja, der Künstler empfand sich allmählich selbst als Arbeiter und beteiligte sich willig und freudig an dem Hervorbringen gewerblicher und industrieller



Eugen Bracht: **Die Muldenhütten bei Freiberg i. Sa.**

Erzeugnisse, die er durch seinen Formen- und Farbensinn veredelte. Zugleich tauchten in den Kunstausstellungen überall Gemälde und Skulpturen auf, die das Thema von der menschlichen Arbeit behandelten, den Arbeiter in seinen verschiedenen Betätigungen schilderten und damit auf ein neues Gebiet des künstlerischen Schaffens überlenkten. Der früher so verachtete vierte Stand kam mit einem Male zu Ruhm und Ansehen; man suchte und fand das Ideal der Darstellung in der Wiedergabe kräftiger, eckiger, abgearbeiteter Körper, in der Betonung ihrer Deformationen, wie sie ein mühseliges, beschwerliches Dasein hervorgebracht hatte.



Gotthard Kuehl: Häuserabbruch.

Nur wenigen glückte es jedoch, den in schwerer Arbeit um das tägliche Brot ringenden Menschen so darzustellen, daß man vor dem Werk den Eindruck eines künstlerischen Erlebnisses gewann. Meistens war es so: man sah wohl das Porträt eines arbeitenden Menschen, sein Äußeres, nicht aber vermochte man auch seine Seele zu spüren. Und, um es gleich zu sagen, auch in der Ausstellung, die im Frühling dieses Jahres von dem bekannten Kunsthändler Gutbier in der Galerie Arnold zu Dresden unter dem Namen „Stätten der Arbeit“ veranstaltet wurde, waren nur wenige Bilder vorhanden, die etwas andres gaben als



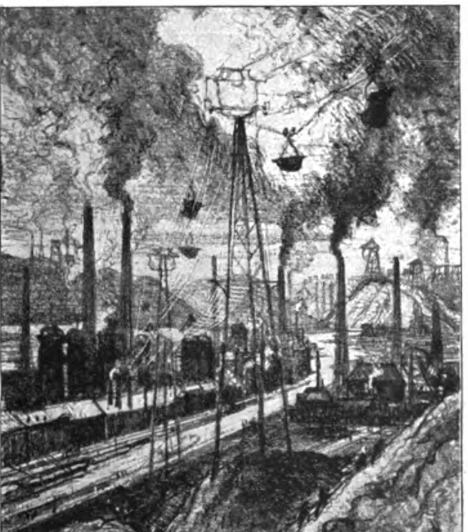
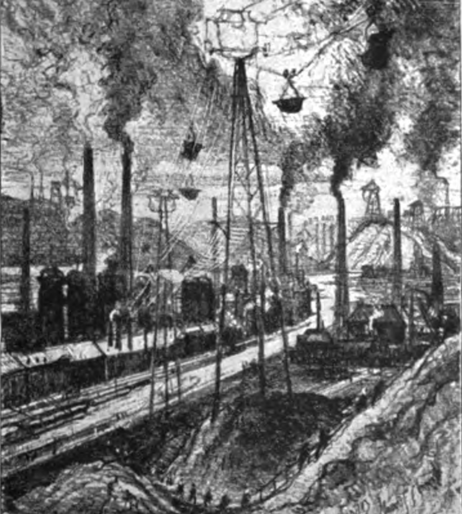
Ernst Richard Dietze: Elbkai.



Albert Gartmann: Hohlglashütte.

eine wortgetreue Kopie der nackten, unbeseelten Wirklichkeit. Daran mag allerdings vor allem der Umstand mit schuld sein, daß zum erstenmal versucht wurde, aus den verschiedenen deutschen Kunstzentren Werke herbeizuschaffen und zu einer geschlossenen Vorführung zu vereinigen, die das immerhin noch sehr neuartige Motiv des ruhelos pulsierenden Arbeitslebens in den großen technischen und industriellen Betrieben behandeln, die also nicht bloß die Arbeit in der Gestalt des einzelnen Arbeiters symbolisieren, sondern die Menschen bei der Ausübung ihrer gemeinschaftlichen Tätigkeit schildern.

Es war, zunächst einmal rein zeichnerisch genommen, eine stattliche Reihe von vortrefflichen Arbeiten eingeliefert worden, und auch malerisch hatten die meisten Künstler sich mit ihrem Thema vorzüglich abgefunden. Allein es fehlte in der Ausstellung an Werken, die überzeugend beweisen, daß dieser oder jener Künstler es verstanden hat, die Arbeitsstätte und den Arbeiter nicht bloß als einzelnes Darstellungsobjekt, sondern als etwas Typisches, durch den Geist der Kunst von augenblicklichen, vorübergehenden Zuständen Befreites zu erfassen.

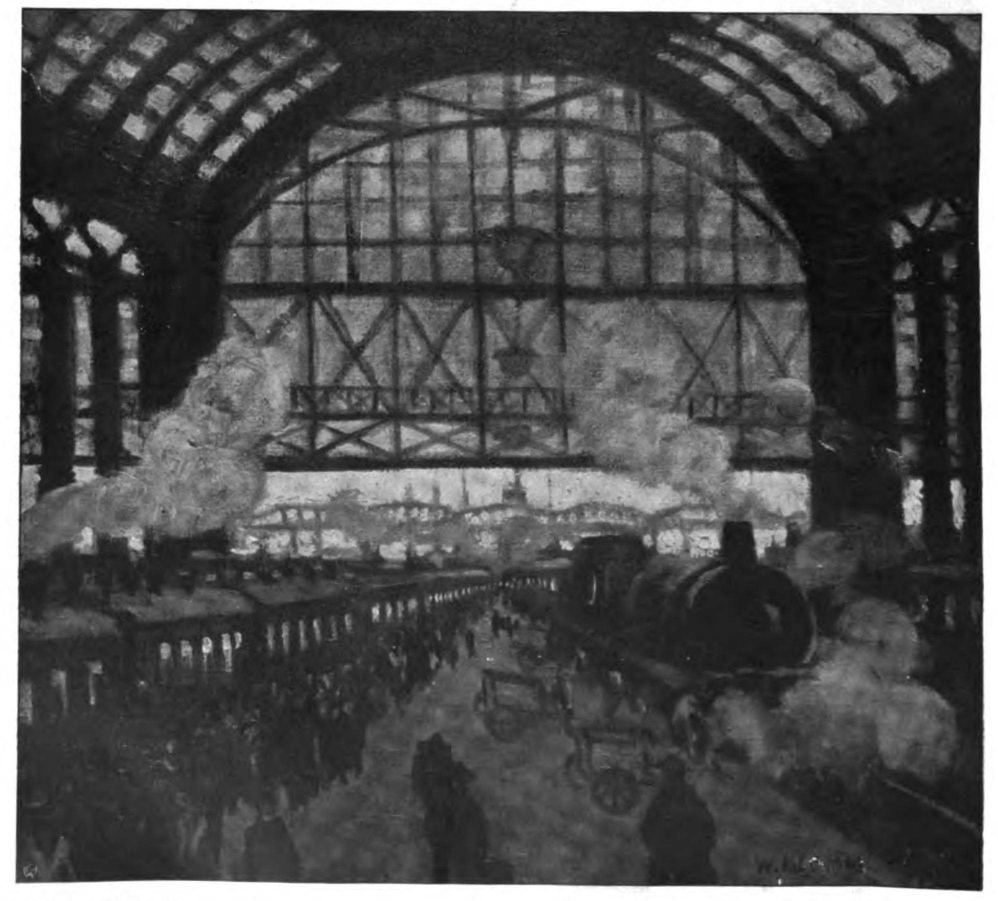



Joseph Pennell: Mühlen in Charleroi.

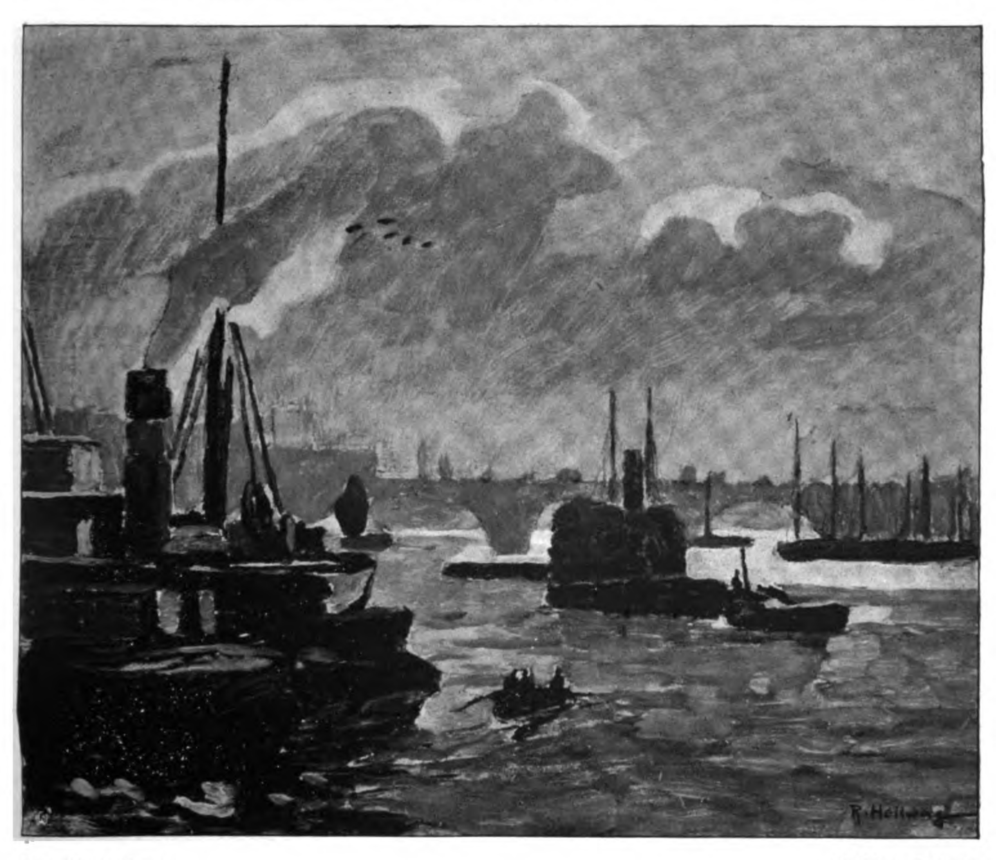
Denn es handelt sich doch im letzten Grunde nicht darum, einen Arbeiter zu sehen oder eine Arbeitsstätte, sondern den Arbeiter und die Arbeitsstätte. Wenn zum Beispiel Rud. Hellwag ein Bild ausstellte „Im Hafen von Mannheim“, ein Bild, das sich übrigens trotz gewissen Anklängen an

Ludwig Dill ausgezeichneter malerischer Qualitäten erfreut, so mußten wir uns mit dem Gedanken begnügen, daß es eben wahrscheinlich der Mannheimer Hafen sei, den der Künstler malte. Aber eine zutreffende Vorstellung von der spezifischen Eigenart des größten deutschen Binnenhafens gibt es leider nicht, denn nirgend verrät sich der soziologische Charakter der Gegend, aus der das Bild schöpft. Dem Künstler ist es augenscheinlich mehr darum zu tun gewesen, ein vornehmes, dekoratives Bild zu malen. Ebenso unzureichend ist dieser Charakter in den meisten andern Bildern ausgedrückt, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die ich aber mit Rücksicht auf das ernste, nach Wahrheit strebende Bemühen fast aller in der Ausstellung vertretenen Künstler und auch aus dem Grunde nicht einzeln aufführen will, weil es ganz und gar nicht die Tendenz dieses Aufsatzes ist, eine Kunstkritik zu geben.

Die Bedeutung der Ausstellung ist ja auch vor der Hand weniger in den gegenwärtigen Leistungen als in der Anregung zu suchen, die sie den Künstlern nach einer bestimmten Richtung für die Zukunft geben möchte. Als der Kunsthändler Gutbier, entflammt durch die wundervollen Zeichnungen und Radierungen des Engländers Muirhead Bone und lebhaft angeregt von den graphischen Arbeiten Joseph Pennells und Frank Brangwyns, die Idee zur Vereinigung von Bildern und Skulpturen faßte, die einen Einblick in die Stätten der Arbeit gewähren, war er sich der Schwierigkeit, von vornherein eine Ausstellung in völliger Übereinstimmung mit seinem Programm schaffen zu können, durchaus bewußt. Aber er war sich auch dessen bewußt, daß er mit dieser Ausstellung namentlich der jüngeren Künstlergeneration einen Weg zu Erfolgen eröffnen würde, die der älteren verschlossen blieben.



Walther Klemm: Hauptbahnhof in München.



Rudolf Hellwag: Auf der Themse.

Denn tatsächlich bieten die Stätten der Arbeit dem Auge des Bildners eine solche Fülle von malerischen Momenten, seinem künstlerischen Empfinden einen solchen Schatz von Ausdrucksmöglichkeiten, daß er dieses neue Gebiet direkt als eine Bereicherung seiner Domäne betrachten kann. Er dürfte sich nun allerdings nicht allein auf jene Stätten beschränken, in denen mit schwieligen Fäusten mechanische Arbeit verrichtet wird, sondern er müßte auch dem geistigen Arbeiter und der Stätte seines Wirkens Beachtung schenken. In der hier besprochenen Ausstellung befand sich nur ein einziger Maler, der den Begriff der Arbeit in diesem Sinne erweiterte, nämlich der Dresdner Robert Sterl, der mit einem in Farbe und Stimmung äußerst reizvollen Bilde „Musikprobe zum Rosenkavalier unter der Leitung Schuchs" den Beschauer aufrichtig erfreute.

Der menschliche Intellekt, der Fabriken, Dampfhämmer, Schiffswerften und Hochöfen schuf, hat seinen Stempel auch der Physiognomie der Landschaft aufgeprägt und sie seinem Willen entsprechend umgeformt. Er schuf aus wüsten, unkultivierten Strecken blühende Industriebezirke, fügte willkürlich in die von der Natur gezogenen Linien Schöpfungen ein, die, obgleich Eindringlinge, doch allmählich den Charakter der Gegend bestimmten. Die Natur mußte sich den Bedürfnissen des Menschen unterordnen und es sich gefallen lassen, daß ihr eigentliches Wesen von dem stärkeren Element, dem Kulturfortschritt, unterjocht wurde. So ist aus der Verbindung der Natur mit den Gebilden von Menschenhand ein Produkt hervorgegangen, das trotz den scheinbaren Gegensätzen sich zu einem organischen Ganzen entwickelt hat. Der Eigenart dieser Erscheinung künstlerisch gerecht zu werden, ist eine Aufgabe, deren Lösung noch auf Schwierigkeiten zu stoßen scheint. Joseph Pennell vor allem hat sie glänzend bewältigt, ebenso Eugen Bracht, Walter Klemm und Philipp Franck, Maler, denen es ein leichtes ist, den sozio-



Erich Büttner: Falzerinnen bei der Arbeit.

logischen Charakter einer Gegend bis ins letzte voll zu erfassen.

Aber nicht nur die landschaftliche Umgebung eines Fabrikbetriebes bildet in Gemeinschaft mit diesem ein besonderes, typisches Eindrucksmoment, auch die Interieure der industriellen Betriebe weisen in der Regel etwas ihnen allen Gemeinsames, durchaus Spezifisches auf. Immer herrscht eine eigne Atmosphäre in den Räumen, wo eine größere Anzahl von Menschen gemeinsam arbeitet. Nicht nur der Rhythmus der Bewegungen, auch die Stimmung, die über den Menschen lagert, die sich in den Fabriksälen, in den Kohlengruben usw. ausbreitet, ist von andrer Art, als man sie draußen in der Freiheit findet. Diese Tatsache muß dem Künstler, der sie darstellen will, gleichfalls Gegenstand eines liebevollen und eingehenden Studiums sein. In den meisten der ausgestellten Schöpfungen war ihr auch vollauf Berücksichtigung zuteil geworden. Ich erwähne hier namentlich die Bilder von **Erich Büttner**, der in kräftigen, kontrastreichen Farben einen „Buchbindersaal“ und „Falzerinnen bei der Arbeit“ malte, und den „Packsaal in einer Glanzseidefabrik“ von **Fritz Gärtner** als wohlgelungene Leistungen. Das Straßenarbeitsbild war durch **Gotthard Kuehl**, der einen Häuserabbruch in der Nähe der Kreuzkirche zu Dresden, und durch **Hans Meid**, der in sehr origineller Weise und mit feinsten malerischen Mitteln den „Hausabbruch bei Wertheim in Berlin“ zur Darstellung bringt, hervorragend vertreten. Leider hatten sich die Künstler die reizvollen malerischen Effekte, die das Warenhaus und der Automobilverkehr bieten, dieses Mal noch entgehen lassen.

Um so aufmerksamer sind sie der Entwicklung der Verkehrs= und Flugtechnik gefolgt, wofür besonders die famosen Zeichnungen des Berliners **Hans Baluschek** beredtes Zeugnis ablegen. Dieser Maler ist von jeher der berufene Interpret der stimmungsvollen künstlerischen Momente des Eisenbahnbetriebes gewesen. Er und der leider so früh verstorbene **Heinrich Pleuer**



Fritz Gärtner: Paaksaal in der Glanzseidenfabrik in Oberbruck.

haben uns durch ihre eindrucksvollen lebendigen Schilderungen der Romantik des Bahnhofslebens, der Streckenarbeit und der Maschinenhäuser eine Welt von Schönheit erschlossen, deren Existenz bisher so gut wie unbekannt war. Baluschek glänzte in der Ausstellung auch mit der Darstellung eines Luftschiffes, das sich im Fluge über eine mit rauchenden Schornsteinen besäte Industriegegend fortbewegt, und zeigte durch dieses Bild, wie ein an sich wenig malerischer Gegenstand, der außerdem von allen Beziehungen zu der ihn umgebenden Außenwelt losgelöst erscheint, gleichwohl einen künstlerisch abgerundeten Eindruck hervorbringen kann, indem die Kontraste richtig betont, das Format und die Stellung im Raume glücklich gewählt werden.

Solche Bilder beweisen aber zugleich, daß, wie in der Literatur, so auch in der bildenden Kunst die Entwicklungen des Zeitgeistes mitgemacht werden müssen, wenn anders der Künstler die Verbindung mit der Geschichte seiner Tage nicht verlieren, wenn er sich selbst noch als den berufenen Darsteller der Vorgänge innerhalb einer bestimmten Kulturepoche fühlen will. Es ist jetzt allgemein üblich, von dem Niedergang der Historienmalerei zu sprechen, und es gibt viele Leute, die behaupten, es würden überhaupt keine Historienbilder mehr geschaffen. Diese Meinung ist aber nur insofern zutreffend, als man allerdings den Geschmack für Historienbilder im Sinne eines Wilhelm von Kaulbach oder eines Piloty, ihrer Vorgänger und Nachfolger verloren, daß man sich von der Darstellung von Ereignissen aus längst vergangenen Tagen abgewendet hat. Das Leben der Gegenwart, das sich weder durch kriegerische noch durch romantische Episoden auszeichnet, bildet aber für den Literaten wie für den Künstler eine unversiegbare Quelle, aus der er fortwährend Anregung zu neuem Schaffen empfängt. Ist es nicht also ebenfalls Historienmalerei, wenn sich solche Anregungen in bildliche Darstellungen umsetzen? Und wenn der Künstler die Ereignisse und Probleme aufgreift, von denen die Welt, in



Rudolf Schramm-Zittau: Der Karlsplatz in München.

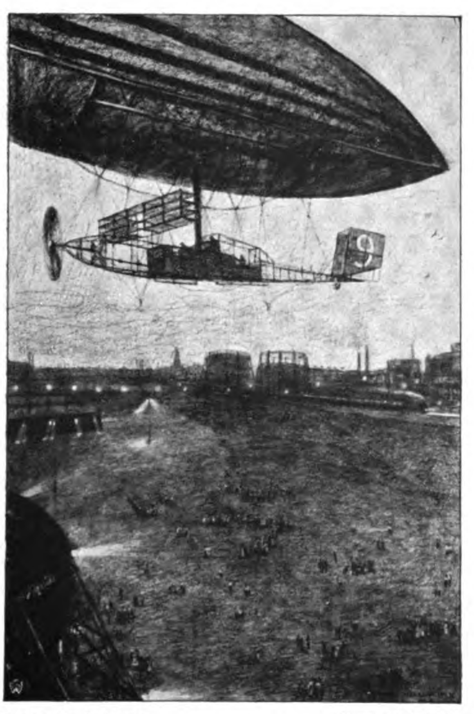
der er lebt, erfüllt ist, ist das nicht das gleiche, als ob uns durch die Kunst eine Anschauung von dem Leben und Treiben der antiken Welt, des Mittelalters oder der Renaissance vermittelt wird?

Unsre Zeit steht im Zeichen des Materialismus, einer nüchternen, verstandesmäßigen Auffassung des Lebens. Sie sieht das Große und Schöne nicht mehr in der äußeren Pose, sondern in der Ehrlichkeit der Empfindung und der Wahrheit des Ausdrucks. Auf diesem Wege ist sie zu der unbeschränkten Anerkennung der natürlichen Schönheit gelangt und hat dementsprechend auch die Gesetze des künstlerischen Schaffens und die Theorien der Kunstanschauung umgewandelt. So haben wir auch jetzt wieder in den Schöpfungen der Kunst und der Literatur nichts andres als Zeitdokumente zu erblicken, die in ihrer Gesamtheit die Geschichte der modernen Menschheit wiedergeben. Daß das wichtigste Kapitel in dieser Geschichte die Arbeit ist, und zwar Arbeit in jeder Form, hat von neuem die Gutbiersche Ausstellung bewiesen, in der die Künstler mit so lebendigen Worten von ihrer kulturellen Bedeutung erzählt haben. Spätere Jahre werden mehr und Reiferes bringen.

Angesichts solcher dem Zuge des modernen Lebens folgenden Leistungen drängt sich dem Beschauer unwillkürlich die Betrachtung auf, daß erst die ursprünglich so hartnäckig bekämpfte Bewegung, die nach neuen künstlerischen Darstellungsmöglichkeiten und im Zusammenhang damit nach neuen farbigen Ausdrucksmitteln trachtete, die hier erzielten Resultate ermöglichte. Ohne die phänomenale Bereicherung der Palette mit einem ungeahnten Reichtum von Farbennuancen, ohne die Anregungen, die von den Werken der Naturalisten und Impressionisten ausgingen, wären die deutschen Künstler niemals imstande gewesen, Bilder von einer solchen Natürlichkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks zu malen, daß sie einen wirklich vollendeten Eindruck von dem Wesen der Landschaft und den Äußerungen des menschlichen Daseins gewährten.

Selbst wenn sich der Geschmack ihrer Zeit auf ähnliche Darstellungen wie die in der Gutbierschen Ausstellung gezeigten erstreckt hätte, so wären doch weder ein Ludwig Richter noch ein Moritz von Schwind oder ein Böcklin mit den ihnen zu Gebote stehenden technischen Mitteln in der Lage gewesen, das

Äußere und Innere einer Fabrik, einen Hochofen, ein Bollwerk, den Arbeiter in der Kohlengrube, überhaupt ein von dem sozialen Geist der Gegenwart erfülltes Milieu so anschaulich, richtig und überzeugend zu schildern, wie unsre modernen Künstler es heute vermögen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ihren Werken eine geringere künstlerische Bedeutung innewohne als den Schöpfungen von heute. Sie entsprachen den künstlerischen Bedürfnissen der damaligen Periode, sind für diese charakteristisch und somit auch von bleibendem Wert.



Hans Baluschek: Das Luftschiff.

jener Ideale, von denen auch das Streben jeder Künstlergeneration beeinflußt wird. Das Ziel der modernen Malerei ist die Darstellung des Wirklichkeitslebens in seinen sämtlichen Erscheinungsformen, des von nervöser Hast und ruheloser Arbeit beschwerten Daseins der menschlichen Kreatur. Der Künstler muß dieses Leben an sich selbst erfahren, in ihm aufgehen, um ihm als Bildner gerecht zu werden. Sein Inneres muß mitvibrieren, damit sein Werk sich nicht nur auf eine objektive Schilderung der Tatsachen beschränkt, zur Illustration herabsinkt.

Der Fortschritt der Kultur bringt selbstverständlich immer neue Probleme hervor. Das Ringen um ihre Lösung bildet den Kern

Er muß im Geiste mitarbeiten an den Aufgaben der Neuzeit, muß sich bemühen, ihre imposanten Errungenschaften als ein eignes,



Frank Brangwyn: Beim Ausladen eines Dampfers.



Heinrich Pleuer: Feierabend.

persönliches Erlebnis zu empfinden. Der monumentale Hamburger Hafen, die deutschen Küstenstädte mit ihren ungeheuren Werftanlagen, ja, selbst die kleinen Bureaus, die heute kaum noch ohne Telephon und Schreibmaschine denkbar sind, deuten ihm symptomatisch an, welche Anforderungen an sein Können, an seine Entwicklungsfähigkeit gestellt werden. Daß er sich der Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit den modernen Zeitfaktoren bewußt ist, hat die Ausstellung zur Genüge erwiesen. Und wer dürfte nach den Erfolgen, die sie aufwies, nach der allgemeinen Anerkennung, die ihr zuteil geworden, noch daran zweifeln, daß unsre Künstlerschaft bereits auf dem Wege ist, nicht allein Herr und Meister der Situation zu werden, sondern auch einen neuen künstlerischen Stil aus der Taufe zu heben: das Arbeitsbild!

Heidegrab

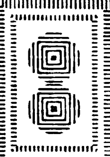
Ruh' ich vom Tagewerk einst aus,
Und muß ich gehn den letzten Gang,
Tragt auf die Heide mich hinaus,
Die ich im Liede oft besang.

Grabt mich dort still und einsam ein,
Wohin des Menschen Fuß nicht führt,
Legt auf den Hügel Stein an Stein,
Wie's mir, dem Heidesohn, gebührt.

Und pflanzet wilden Brombeerstrauch
Und Weißdorn rings um meine Gruft,
Singt noch ein Lied nach deutschem Brauch,
Dann geht, wohin der Tag euch ruft.

Eduard Reichel





Die Zukunft der Preise

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Julius Wolf (Breslau)

Nichts scheint der Möglichkeit einer Voraussage mehr hohnzusprechen als der Preis der Ware, der, unvorhergesehenen Schwankungen unterworfen, Käufer und Verkäufer von einem Tage auf den andern narrt und dessen Zufallscharakter von niemand geleugnet wird, ja, dessen Unbeständigkeit mit Händen zu greifen und jedem Kinde bekannt ist. Und doch gibt es gewisse „Gesetze des Preises" von höchster Wichtigkeit und unbestrittener Gültigkeit, und mit ihrer Hilfe ist der Volkswirt, wenn er auch die großen wirtschaftlichen Tatbestände dieser Welt beherrscht, sehr wohl in der Lage, den Laien einen Blick in die „Zukunft" tun zu lassen. Gern folge ich der Aufforderung, ihre „Moral", d. h. die Konsequenzen zu entwickeln, die sie für die kommende Gestaltung der Preise in ihrem Schoße tragen. Ausgegangen sei dabei von der Teuerung unsrer Tage, die die Gemüter nicht der Hausfrau allein, sondern auch des Erwerbers, dessen Mittel gegenüber den Anforderungen des Marktes immer mehr zusammenschrumpfen, in Aufregung hält. Was ist vorgegangen?

Der Preis aller Lebensmittel hat während der letzten Jahre eine Steigerung erfahren, die das in dieser Hinsicht „Gewohnte" weit hinter sich zu lassen scheint. Für Deutschland ist ermittelt, daß, wenn der Durchschnitt der Preise von 27 Waren 1879/88 mit 100 angesetzt wird, bereits das Preisniveau von 1909 111,65, das des Jahres 1911 118,95 und das des Januars 1912 125,85 war.

Von einigen politischen Parteien wird diese Entwicklung in erster Linie mit den Zöllen in Zusammenhang gebracht, d. h. diesen die Schuld an der Teuerung zugeschoben. Aber die Zölle haben bereits bestanden, als die Teuerung begann, und auch in Ländern ohne Zölle, wie in England, ist der Gang der Dinge kein wesentlich andrer gewesen. Will man in England den Stand der Preise 1904 mit 70 bezeichnen, so war er 1909 74 und 1911 genau 80. 1904 mit 100 angesetzt, wäre er 1909 106 und 1911 114,1 gewesen. Das Jahr 1912 hat in seinem Beginn auch dort dann eine weitere Steigerung um 2 bis 3 % gebracht.

Weniger kommt für diese Untersuchung in Betracht, auf welchen Gebieten der hohe Preisstand am meisten empfindlich wird. Aber es ist ja allgemein bekannt, daß die Hausfrau unsrer Tage ganz besonders durch die Teuerung des Fleisches sich getroffen fühlt. Indes hat gerade auf diesem Gebiete die Teuerung einen Rückgang erfahren. Wohl ist Rindfleisch bei uns nicht billiger geworden, doch hat das für die deutsche Volksernährung im Vordergrund stehende Schweinefleisch eine wesentliche Preisermäßigung zu verzeichnen.

Verfolgen wir die Durchschnittsziffern in jenem Lande, in dem man die Preisstatistik seit alters pflegt und wo infolgedessen die Daten bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts reichen, und wo sie auch, da das Land keine Zölle (außer Finanzzöllen) erhebt, in keiner Weise durch diese „verfälscht" sind — all das gilt für England! —, so gewahren wir, daß die Preisentwicklung seit der Zeit der letzten sechziger und ersten siebziger Jahre einen merkwürdigen „Bogen" beschrieben hat. Wenn der Durchschnittspreis heute in England (bei Bezifferung des Preises für 1904 mit 70) 82 oder etwas darüber ist, so ist er nämlich 1867/77 doch noch beträchtlich höher gewesen, nämlich 100, der Preis hat also damals durchschnittlich noch sehr wesentlich höher gestanden als heute. Das scheint der allgemeinen Annahme zu widersprechen und tut es auch; dieser „Widerspruch" beweist aber nichts, die Ziffer ist richtig; und wenn sie der „allgemeinen Annahme widerspricht", so beweist dies nur erstens, daß die Erinnerung die ungünstigen Zufälle des Lebens treuer als die günstigen notiert, und zweitens, daß die Erinnerung überhaupt nicht so weit zurückgeht wie die Statistik.

Daß der sogenannte Preisindex, d. h. der aus dem Preisniveau einer größeren Anzahl Waren gewonnene Durchschnitt, 1867/77 in der Tat bei den 100 stand, gegenüber den etwa 82 von heute, kann also keinem Zweifel unterliegen. Daraus geht aber hervor, daß die Steigerung der Preise von heute ihren Ausgang nimmt von einem Wellen-



tal, in welches wir nach dem Wellenberg von 1867/77 gelangt sein müssen. Der Preisstand, 1867/77 100, senkte sich bis auf 62 im Jahre 1895. Von da an begann der Aufstieg, unterbrochen, aber mit immer deutlicherer Begünstigung der höheren Ziffern, zu dem Hochstand von heute. 1895 war der Durchschnitt der Preise noch nicht $^{2}/_{3}$ jenes von 1867/77, aber auch heute ist er nur etwa $^{4}/_{5}$ so hoch.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn wir den Gründen dieser Entwicklung nachgehen, sie als erste uns auch etwas über die Zukunft sagen werden. Und dem ist in der Tat so. Welcherlei Umstände haben diese höchst merkwürdige Entwicklung, die also durch Ziffern des durchschnittlichen Preises wie 100 in den Jahren 1867/77, 62 im Jahre 1895, etwa 82 im Jahre 1912 bezeichnet ist, zuwege gebracht?

Der Volkswirt weiß, daß die Erwiderung auf diese Frage durch ein einziges Wort gegeben werden kann: Überseekonkurrenz.

Was will das besagen? Es spricht aus, daß der Tiefstand der Preise in den neunziger Jahren sich darauf zurückführt, daß ungefähr um diese Zeit die transozeanische, damals hauptsächlich nordamerikanische Konkurrenz zu größter Kraft gediehen war. Amerika, obschon bereits vor über vierhundert Jahren entdeckt, ist ungefähr zur Hälfte auch heute noch wirtschaftlich unaufgeschlossen. Das gilt von Südamerika, im besonderen von Brasilien mit Ausnahme der Küstenstriche und des äußersten Südens, und gilt für das Innere aller der Staaten, die dieses an natürlichem Reichtum überquellende Land nördlich und westlich im Halbkreis einsäumen: von Venezuela bis Bolivia und Paraguay. Wann das nördliche Südamerika aufgeschlossen werden wird, steht dahin. Auch die Aufschließung Nordamerikas erfolgte und erfolgt erst in unsern Tagen. Diese Aufschließung ergab aber einen zeitweise ungeheuren Überschuß der Produktion über den Bedarf zur Zeit, als — in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — die Bevölkerungsmasse der Produktion noch nicht gefolgt war. Der Export landwirtschaftlicher Produkte stand in den neunziger Jahren im Zenit; von ihnen her, die ja nicht bloß Nahrungsstoffe, sondern auch Rohstoffe für die Industrie, zumal Gespinststoffe — Baumwolle! — sind, ergab sich dann auch eine Senkung aller Preise. Denn billige Nahrungs- und Gespinststoffe wirken überallhin, „durchsetzen" die gesamte Volkswirtschaft, gestatten niedrigere Arbeitslöhne, niedrigere Mieten usw.

Darauf ist also im wesentlichen der Tiefstand der Preise in den neunziger Jahren zurückzuführen, und zwar größtenteils unmittelbar, insofern die „amerikanische Konkurrenz" vor allem den Preis der Lebensmittel sinken machte und damit ja auch jene Krise über die Landwirtschaft des europäischen Kontinents heraufbeschwor, die eine Anzahl Staaten, darunter Deutschland, durch Zollschranken abzuwehren suchten.

Die Aufschließung des nordamerikanischen Kontinents, die, wie gesagt, in großem Stile in den achtziger und neunziger Jahren einsetzte, ist jetzt zu einem ruhigeren Tempo übergegangen. Auch ist der gestiegenen Produktion der Nahrungsmittel und der Rohstoffe in der Union eine Vermehrung der Bevölkerung gefolgt, die den ans Ausland abtretbaren Überschuß zusammenschrumpfen ließ. Da dieses Ausland, d. h. Europa, aber auch seinerseits an Bevölkerung mächtig zunahm, würde selbst ein gleichbleibender und noch wachsender Exportüberschuß der Union auf den Kopf der europäischen Bevölkerung oder doch der Bevölkerung jener europäischen Staaten, die hauptsächlich auf die Bezüge aus Nordamerika angewiesen waren, leicht eine sinkende Quote ergeben haben. Wohl war in Europa als Gegenkraft die technische Hebung der eignen Landwirtschaft wirksam, die heute auf der gleichen Fläche sehr viel höhere Erträge hervorbringt als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Trotzdem beginnt sich eine gewisse Einengung des Nahrungsspielraums bemerkbar zu machen. Es wird immer fühlbarer, daß die wachsende Menschenmenge die Quote, die sich aus der landwirtschaftlichen Produktion für den Kopf ergibt, herabzusetzen geeignet ist.

In den Vereinigten Staaten ist die Vermehrung der Bevölkerung am stärksten gewesen. Geradezu in Sprüngen hat sie sich hier von Volkszählung zu Volkszählung zu immer größeren Mengen gehäuft, dank Einwanderung und Eigenzeugung. Zur Zeit der ersten Präsidentschaft Washingtons in dem für Europa auch sonst nicht gleichgültigen Jahre 1789 hatten die Vereinigten Staa-

Alice von Mengershausen: Rodlerin.

Pastell.



ten — damals freilich kleiner als heute! — noch lange nicht so viel Menschen wie heute das Königreich Sachsen. Während dieses gegenwärtig an die 4,9 Millionen Menschen zählt, hatten nämlich die Vereinigten Staaten 1790 3,9 Millionen; auch 1850 war die Zahl erst 23 Millionen, und selbst 1870 hatten sie mit 39 Millionen knapp so viel wie heute Preußen. 1880, wo die für Europa bedeutsame Entwicklung in den Vereinigten Staaten, d. h. die Aufschließung des Far West, anhebt und damit die landwirtschaftliche Konkurrenz des Kontinents zu für Europa bemerkbaren Dimensionen gedeiht, waren glücklich die 50 Millionen erreicht. 1900 waren die 75 Millionen überschritten. In dieser Zeit nun entfaltete die landwirtschaftliche Konkurrenz Amerikas ihre stärkste Kraft. Die Nahrungsmittelproduktion überholte die „Menschenproduktion", und erst seit 1900 kam die Bevölkerung wieder der Nahrungsmittelproduktion gegenüber ins Vordertreffen, d. h. ging ihre Vermehrung rascher als die der Nahrungsmittel- (und Rohstoff-) Produktion vor sich. Heute haben die Vereinigten Staaten (ohne die von ihnen abhängigen Gebiete) reichlich 95 Millionen Menschen, und in drei Jahren, 1915, werden sie sich gegen die Zeit von 1880 verdoppelt haben.

Die Zeit von 1900 bis 1910 bezeichnet also eine „Wendung". Der Weizenpreis ging in dieser Zeit in den Vereinigten Staaten von 80 Cent auf 98 Cent pro Bushel hinauf, der Haferpreis stieg von 27 auf 39 Cent, der Maispreis von 45 auf 57 Cent (durchweg Neuyorker Börsenpreise), und der Kartoffelpreis auf der Farm schnellte von 43 Cent auf nicht weniger als 1 Dollar 8 Cent, alles pro Bushel. Der Preis für Rindfleisch erhöhte sich in der gleichen Zeit (Neuyorker Börsenpreis) von 9 Dollar 73 Cent auf 18 Dollar pro Barrel und der von Schweinefleisch von 12 Dollar 48 Cent auf 22 Dollar, der von Butter (Ausfuhrpreis) von 14 Dollar 40 Cent auf 25 Dollar 20 Cent. Anderseits ging freilich der Preis von Roheisen während dieses Zeitraums stark zurück, doch vermochte er die Situation in keiner Weise zu retten.

Es sind Ausstrahlungen der hier gezeichneten Preisentwicklung, unter denen wir in Europa leiden. Dabei bleibt die Teuerung in Europa in vieler Hinsicht hinter der amerikanischen zurück, was namentlich dem Umstande zu danken ist, daß die Bevölkerungszahl in Europa lange nicht in den Dimensionen wie in den Vereinigten Staaten gestiegen ist. 1862/63 hatte Deutschland eine Bevölkerung von etwas über 38,6 Millionen, so viel wie die Vereinigten Staaten 1870. Während aber in diesen in der Zeit von 1870 auf 1910 die Bevölkerung auf über 92 Millionen stieg, ist sie in Deutschland in der um sieben Jahre längeren Periode nur auf 65 Millionen gewachsen.

Wohl läßt sich nicht sagen, daß die Reserven Nordamerikas sich bereits erschöpfen, es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die Bevölkerungsvermehrung dort ganz in den bisherigen Maßen weitergeht, aber doch erfolgt dort jetzt schon eine derartige gegenseitige Anpassung der Bevölkerung und der Produktion von Nahrungsmitteln, daß die Vereinigten Staaten als Rohstofflieferanten für Europa erstens immer weniger und zweitens nur zu steigenden Preisen in Betracht kommen.

Damit wäre eine erste wichtige Feststellung mit Bezug auf die kommende Preisgestaltung gemacht.

Den Vereinigten Staaten haben sich aber im Laufe der letzten Jahre als Exportländer landwirtschaftlicher Produkte jene zwei Staaten, welche das nördlichste und das südlichste Amerika repräsentieren, Kanada und Argentinien, zugesellt, und diese kommen angesichts des Umstandes, daß die Vereinigten Staaten ihre Produktion immer mehr für sich brauchen, für uns immer stärker in Betracht. Da ist es dann von großer Bedeutung, daß ihre Exportfähigkeit heute zwar im „Zenit" steht, wie jene der Vereinigten Staaten in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß aber auch hier nur zu bald die „Sonne" ihren Weg gen Abend nehmen wird. Was dann aber vom großen amerikanischen Kontinent als unaufgeschlossen übrigbleibt, ist tropisches Gebiet, ist jenes Südamerika des Nordens, das bei ungeheurer Produktionsfähigkeit größer ist als Europa mit Einschluß Rußlands und dessen unwirtlicher Nordosthälfte, ist aber eben kein Produktionsland für jene Stoffe, deren Preis die Kaufkraft unsrer Einkommen bestimmt.

Die Bevölkerung drängt also, das ergibt sich aus den bisherigen Darlegungen, dies- und jenseit des Atlantischen Ozeans immer mehr gegen den Nahrungsspielraum. Daraus entspringt aber eine Erhöhung der Preise



nicht darum allein, weil ein Hinauswachsen der Nachfrage über das Angebot selbstverständlich preissteigernd wirkt, sondern auch weil jenseit gewisser gar nicht weit gezogener Grenzen jede Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion höhere Kosten pro Einheit des Produkts bedingt.

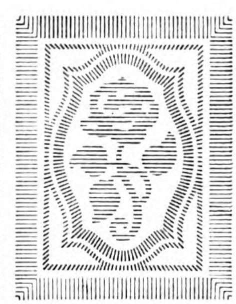
Sind wir also schon vermöge des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage und der Entwicklung der Produktionskosten für das Gebiet der landwirtschaftlichen Produktion in eine Periode länger gewährleisteter Preissteigerung eingetreten, so wird diese voraussichtlich noch durch die Verhältnisse der Geldstoffproduktion unterstützt. Der Geldstoff der Weltwirtschaft von heute ist bekanntlich das Gold. Seine Jahresproduktion hat im Jahre 1911 einen Wert von 2 Milliarden Mark erreicht, während sie 1901 erst 1100 Millionen und im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1890 lange keine 500 Millionen war. Binnen fünfundzwanzig Jahren hat sich also die Goldproduktion mehr als vervierfacht. Die der Volks- oder Weltwirtschaft zur Verfügung stehende Geldmenge ist aber von Einfluß auf den Preis in dem Sinne, daß unter sonst gleichen Umständen ein Mehr des Geldes höhere, ein Weniger niedrigere Preise schafft. Und soll auch gern zugegeben werden, daß nicht alles Gold dem Geldzweck dient, so erfährt doch das geförderte Gold eine Vermehrung für den Geldzweck dadurch, daß es zum größten Teil in die Banken wandert, um hier als Unterlage für die Ausgabe von Noten zum Vielfachen seines Betrages zu dienen. Berücksichtigt man schließlich, daß wir in unsern Tagen immer mehr lernen, Zahlungen auszuführen, ohne uns baren Geldes zu bedienen, so wird man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch von der Seite des Geldes her Tendenzen wirksam sind, die eher in die Richtung einer Steigerung als eines Sinkens der Preise weisen. Doch wird dies Steigen der Preise wohl durch ein Steigen der Einkommen wettgemacht werden.

Einkommen kürzend bleiben also die, ganz abgesehen von den Verhältnissen der Golderzeugung und Gelderſparung, auf dem Markte und bei den Produktionskosten der Waren in die Richtung der Teuerung steuernden Kräfte und Entwicklungen. Hier ist aber unsre Zeit versucht, die Hoffnung auf die technischen Verbesserungen zu setzen, die jenen ein Paroli bieten sollen!

Gelänge es, durch das Mittel solcher technischer Verbesserungen am Preise der industriellen Produkte so viel zu sparen, wie etwa am Preise landwirtschaftlicher Produkte zugesetzt wird, dann wäre in der Tat, was hier verloren, dort gewonnen. Indes kommt gegen diese Rechnung in Betracht, daß der weit größere Teil unsrer Ausgaben der Deckung des Bedürfnisses nach landwirtschaftlichen Produkten dient, das Plus hier durch ein Minus dort also schon darum keinen vollen Ausgleich findet. Und kommt weiter in Betracht, daß das Vertrauen in die kostensparende Wirkung der technischen Verbesserungen der Zukunft durchaus kein unbegrenztes sein darf.

Der Ausblick in die Zukunft wäre danach wenig erfreulich! Indes ist **ein** Faktor, wenigstens in unsern europäischen Kulturstaaten, wirksam, der als eine „Hemmungstendenz" sich den bisher nachgewiesenen, einer Steigerung der Preise allzu günstigen Erscheinungen gegenüberstellt. Das ist der Rückgang der Geburtenfrequenz und damit der Bevölkerungsvermehrung in unsern Tagen. Ein Faktum, das aus nationalen Gesichtspunkten, zumal denen der nationalen Wehrhaftigkeit, unerfreulich, doch aus dem Standpunkte der Versorgung der Menschheit mit Lebensmitteln und danach also aus sozialen Gesichtspunkten als wohltätig empfunden werden kann. Ein Mehreres darüber an dieser Stelle zu sagen, geht nicht an. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß jenes Sinken der Geburtenfrequenz zunächst noch ein geographisch begrenztes ist, nämlich für die Völker des europäischen Westens fast allein gilt, so daß es die Situation in ihrer Gesamtheit, die wirtschaftliche „Welt"-Lage, doch zu keiner andern zu machen vermag.

Mit dieser Prognose verträgt sich recht wohl, daß Jahre niedrigeren Preisstandes mit solchen höheren Standes abwechseln werden. An dieser Stelle sollte und konnte nur festgestellt werden, daß generell, d. h. im ganzen und großen, die Tendenz der Preise „nach oben" liegt. Die Wahrscheinlichkeit geht auf eine weitere Erhöhung der Preise auf dem Weltmarkt im Durchschnitt der kommenden Zeit.

Ganz einfach Luise

Novelle von C. von Blanckenburg geb. von Bülow

II (Schluß)

In Kampf und Qual und innerer Unruhe, in Schmerz und Seligkeit vergingen die nächsten Tage für Christburg und Luise. Es war, als flöhen sie beide die Gelegenheit, allein zusammen zu sein.

Der Major begleitete öfter als sonst Wilhelm von Binding aufs Feld und sprach mit ihm über Politik und Landwirtschaft. Wilhelm hatte das gern. Er schätzte Christburg hoch als klugen, verständigen, urteilsfähigen Mann.

Luise sah blaß aus, sie meinte, sie könne nicht schlafen.

„Was ist das nur mit dir?" fragte ihr Mann wohl und strich ihr zärtlich die Wangen. „Du warst doch so frisch den ganzen Sommer! Wenn es nicht bald besser wird, schicke ich dich mit Werner zu Lena nach Wiese."

Luise wandte sich dann ab und hoffte, es werde von selbst vorübergehen.

Mit ihren topographischen Aufnahmen in der Umgegend von Wildenhagen waren die Offiziere nun fertig. Sie begannen ihre Abschiedsbesuche zu machen. In einigen Tagen würden sie in ihre Garnisonen zurückkehren. Luise wußte das. Sie fühlte es jeden Augenblick am Tage.

Es war Abend. Werner war bereits zu Bett gegangen. Sein Vater war auf zwei Tage verreist. Luise stand da oben im Garten, wo man den Blick hat über den Fluß und das Tal bis zu den blauen Wäldern hin.

Eine weiße Bank gab es hier; „Luises Ruh" hatte Binding auf eine kleine Tafel schreiben lassen, die über dem Sitzplatz an einer Linde befestigt war.

Luise stand und sah der Sonne zu, die soeben golden hinter den blauen Wäldern versank. Es sah so aus, als nähmen sie sie in ihrem Schoße auf. Und wie ein Schmerz zog durch Luises Seele das Lied, das sie in ihrer Mädchenzeit so gern gesungen hatte:

Goldene Abendsonne,
Wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne
Deinen Glanz ich sehn.

Seht, sie ist geschieden,
Läßt uns in der Nacht,
Doch wir ruhn in Frieden,
Der im Himmel wacht!

Nun war sie ganz versunken, die Sonne, nur ein goldener Schein stand noch über dem Walde.

Luise schauerte zusammen. „Läßt uns in der Nacht", flüsterte sie halb unbewußt.

Da ertönten schnelle leichte Schritte hinter ihr. Sie sah sich nicht um. Sie fühlte es ja, wer da kam. Und sie wußte auch, daß ihre Stunde gekommen war.

Wolf von Christburg trat neben sie. Ganz still stand er und sah dem Abendgold zu, wie es langsam verging und erlosch, einem schwindenden Glücke gleich.

Endlich wandte Luise sich ihm zu. Hilfeflehend sah sie ihn an. Da begegnete sie dem heißen Blick seiner Augen.

„Luise!" sagte er nur.

Sie erbebte unter diesem Wort.

Er faßte ihre beiden Hände. „Du weißt doch, daß ich dich liebe. Und ich weiß, daß du mich liebst!" — Sie neigte still das Haupt, wie erdrückt von einer schweren Last. — „Und du mußt mein werden!" fügte er hinzu, als stelle er eine unumstößliche Tatsache fest.

Seine Züge trugen den Ausdruck eiserner Entschlossenheit. Er ließ ihre Hände los und faßte sie höher an den Armen, als ergreife er Besitz von ihr. Sie zuckte zusammen unter seinem Griff, machte aber keinen Versuch, sich zu befreien; sie war wie gelähmt.

Hungrig wartete er auf ein Wort von ihr.

Endlich ließ er sie los. Da sprach sie. Ohne es zu wissen, redete auch sie ihn mit du an. Als ob man in den Augenblicken, wo das Leben ohne alle Schranken gebietend

wirklich vor uns hintritt, du sagen müßte, wie zu Gott, der uns ins Herz blickt. „Ja, ich liebe dich," sagte sie, „Gott helfe mir!"

Ja — so war nun der Tag da, an dem Gott ihr helfen sollte.

Die Art, wie sie das sagte, raubte ihm für einen Augenblick die Besinnung. Es lag eine solche Kraft und solche Schwäche zugleich in diesem Bekenntnis, daß er hingerissen war. Er hatte das Gefühl, er müsse sie an sich reißen, und wagte doch nicht, sie zu berühren. Schwer atmend stand er vor ihr.

Sie ballte die Hände zu Fäusten, um sich Kraft und Halt zu geben. „Ja, Wolf — und nun kommt das Ende. Es war schön — und ich danke dir."

„Das Ende, und du dankst mir!? Nein, Luise, ich danke dir, du Holde, Süße — und dies ist der Anfang! Der Anfang von unserm herrlichen, seligen Glück. Denn mein sollst du von heute an sein — mein eigen, Luise — Luise!"

Jauchzend hatte er die letzten Worte hervorgestoßen, ihre Hände ergriffen und sie an die Lippen gedrückt.

„Ach nein, Wolf!" flüsterte sie. „Laß doch, laß — das ist ja undenkbar — unmöglich, du redest im Wahnsinn — mein Mann, mein Kind!"

„Was geht's mich an? Mir gehörst du, denn mich liebst du, und ich liebe dich! Kannst du gegen die Liebe? Denkst du, daß du das kannst, gegen meine Liebe!?" Er lachte. „Sieh mich an, Luise," sagte er befehlend.

Da hob sie die Augen. Und wie sie in die seinen blickte, da hielt er ihre Seele fest, herrisch, sie meisternd, sie mit sich fortreißend in den Glutstrom seiner Liebe. Es sprang das über von seiner Seele, von seinen Sinnen in ihre Seele, in ihre Sinne, das Unerklärliche, das Feuer der Leidenschaft, das unser ganzes Sein erfüllt und uns zur Seligkeit emporträgt oder uns zur Hölle verdammt.

Luise stand wie gebannt. In ihrer Seele wogte es. Ihre Gedanken sammelten sich in einem Wort, das sie nicht hätte aussprechen können, das aber brennend in ihr schrie als einziges, was sie in diesem Augenblick empfand: Nur einmal, nur einmal laß mich die Wonne der Welt von deinen Lippen trinken — nur einmal!

Da hielt es Christburg nicht länger, er machte eine Bewegung, als wollte er sie in die Arme schließen. „Meine Luise!" sagte er leise und leidenschaftlich. „Meine Luise!"

„Ach!" Mit einem Wehlaut entglitt sie seinen Armen, sank vor der weißen Bank in die Knie und barg ihr Gesicht in beiden Händen.

„Meine Luise" — so sagte Wilhelm, ihr Mann. Was war sie im Begriff gewesen zu tun? Ihre Ehre, seine Ehre wollte sie vergessen?! Wie ein Blitz kam ihr bei dem einen Wort diese Erkenntnis. „Gott im Himmel wacht" — Mein Gott, mein Gott, so hilf mir doch!

Düster und unentschlossen blickte Wolf von Christburg auf das Weib zu seinen Füßen. Endlich faßte er sie leise an die Schulter. „Luise — steh auf!" Sie rührte sich nicht. „Luise, erbarme dich, dies geht doch nicht, bitte — bitte, steh auf, Luise!"

Da ließ sie sich von ihm emporhelfen und auf die Bank niedergleiten.

Er erschrak vor der Veränderung, die in diesen kurzen Augenblicken in ihrem Gesicht vorgegangen war.

„Ich kann nicht die Ihre werden, Wolf!"

„Du mußt!"

„Nein, Wolf, es wäre Sünde — und ich kann das nicht — ich — ich könnte dann nicht weiterleben!"

„Was heißt Sünde? Liebe ist nie Sünde, Liebe ist immer gut. Nun gar deine Liebe, sie würde mich zum Heiligen machen, Luise!"

„Ach, Wolf, zu Heiligen kann nur Gott uns machen!"

„Mich nicht — nur du!" sagte er dumpf.

Es war dunkel geworden. Über dem Fluß stiegen weiße Nebel auf. Wie Gespenster streckten sie schleierumwehte Arme in die Luft, drohend, beängstigend. Am Himmel blitzten die ersten Sterne auf. Sie standen so hoch, zu ihnen konnten die Nebelarme nicht hinaufreichen.

Luise hatte die Hände fest gefaltet und blickte zu den Sternen empor. Wolf konnte im Dämmerlicht ihre nach oben gerichteten Augen erkennen. In ihrem weißen Antlitz leuchteten sie wie die Sterne dort oben, die sie zu grüßen schienen.

Er hatte das Gefühl, als entglitte sie ihm mehr und mehr, und alles in ihm bäumte sich gegen diese Erkenntnis auf. In namenloser Angst, überwältigt von seiner Leiden-



schaft und doch im Bann gehalten durch die zarte Würde ihrer Weiblichkeit, lehnte er den Kopf gegen ihre Schulter. „Luise, ich sterbe, ich vergehe, wenn du nicht mein wirst! Ich kann nicht leben ohne dich! Hab' Erbarmen!"

Und war es vorher das eigne Empfinden gewesen, das Luise zu ihm hinzwang mit elementarer Gewalt — jetzt war es das Gefühl, das hinreißende, beseligende: Ich — ich kann ihn erlösen, ich kann ihn beglücken, ich — nur ich allein!, das sie zu ihm hindrängte an sein Herz, in seine Arme.

Er sah ihr Zögern, sah ihr Hinneigen; er umfaßte ihre Gestalt — da riß sie sich empor.

„Ich darf ja nicht, ich darf ja nicht! O Wolf, laß mich, laß mich gehen!" Sie stand vor ihm, schwer atmend, zu Tode erschöpft; sie rang die Hände: „Ich kann nicht mehr!"

Schnell wie der Blitz war er aufgesprungen und stand neben ihr. Fassungslos sah er sie an. „Oh, bitte!" sagte er und gab ihr den Weg frei.

Sie zögerte. „Wolf — zürnen Sie mir?" fragte sie angstvoll.

„Zürnen? — O nein — nur ich hatte mich geirrt, bitter geirrt! Ich Narr! Ich dachte, Sie wären ein Weib, das lieben könnte — lieben in sich selbstvergessender Hingabe, wie nur rechte Liebe es kann. Aber — nichts, nichts können Sie — einen rasend machen, ja — und dann — —" Er knirschte mit den Zähnen.

Sie fand keine Antwort hierauf. Stumm wandte sie sich und ging dem Hause zu, schwankenden Ganges wie eine Kranke.

Im Salon brannte die Lampe. Ein aufgeschlagenes Bilderbuch Werners lag auf dem Tische: der Stephansturm, wie er Stroh trägt, um Feuer zu löschen. Luise vergaß das Bild nie. Sie ließ sich schwer in einen Sessel fallen.

Es war totenstill in dem Gemach, die Tür nach der Veranda stand offen, der Sommerabend blickte bange herein.

Nach einer Weile hörte sie Christburgs Schritte, er ging um das Haus, um seinen Wagen zu bestellen. Dann war wieder alles ruhig. Er wird doch nicht so fortfahren ohne Abschied? Luises Herz stand still.

Nein, da kam er, vorn in der Halle hörte sie ihn mit dem Diener reden. Er trat ein — er trat vor sie hin. Wie groß er war! „Leben Sie wohl, gnädige Frau," sagte er rauh.

Sie antwortete nicht, gab ihm auch nicht die Hand; sie sah ihn nur an.

„Was soll das noch?" fragte er gleichgültig.

Da sprang sie auf. „So sollen Sie nicht von mir gehen, Wolf! Das soll nicht das Ende sein — unsrer — unsrer schönen Zeit!"

Er lachte höhnisch auf.

„Wollen Sie nicht gut sein, wollen wir nicht in Frieden scheiden, Wolf?"

„Ich kann nicht!" gab er zurück. „Es ist aus, alles aus!"

Da trat der Diener ein. Er meldete den Wagen.

Wortlos nahm Wolf Luises beide Hände und drückte sie an seine Augen und an seine Lippen.

„Gott mit Ihnen allezeit!" flüsterte Luise kaum hörbar.

Dann ging er. An der Tür wandte er sich noch einmal um, erfaßte noch einmal ihre Gestalt mit seinen Blicken und war hinaus.

Luise blieb mitten im Zimmer stehen. Sie stand noch da, als der Diener kam, um die Lampe zu löschen.

Da ging sie in ihr Schlafgemach und fiel auf ihr Bett.

„Läßt mich in der Nacht" — das war der einzige Gedanke, den sie fassen konnte.

Und nur wie ein Echo ganz in der Ferne, jenseit der Grenze ihres Bewußtseins, schien das Wort zu stehen: „Der im Himmel wacht!"

Ich werde zu Lena fahren, dachte Luise, als sie nach kurzem, unruhigem Morgenschlaf erwachte. Wilhelm würde erst am nächsten Mittag zurückkehren, und bis dahin konnte sie zurück sein. Der kleine Werner war heute zu einem Kindergeburtstag in der Nachbarschaft eingeladen und sollte schon vor Tisch mit seiner Lehrerin dorthinfahren.

Ja — zu Lena! Das dachten alle ihre Freunde, wenn sie etwas Schweres erlebten: Ich will zu Lena gehen.

Luise bestellte telephonisch einen Wagen auf den Bahnhof der kleinen Stadt, von wo aus man noch etwa eine Stunde bis nach Wiese fuhr. Um zehn Uhr war sie auf der



Station. Der ihr schon bekannte alte Lohnkutscher hielt auf dem Platz hinter dem Bahnhofsgebäude.

Bald ließen sie die Stadt hinter sich. Luise holte tief Atem. Es war, als könne man hier schon das Meer riechen.

So weit das Auge reichte, erstreckten sich Wiesen und Koppeln, auf denen Tag und Nacht Kühe und Pferde weiden. Gemächlich strebte der Fluß durch das grüne Land dem Meere zu. Windmühlen bewachten ernst und schützend seinen Lauf.

Luise liebte den Weg nach Wiese. Immer hatte sie ein angenehm erwartungsvolles Gefühl gehabt, wenn sie ihn gefahren war.

Heute sah sie sich um, als führe sie durch ein fremdes Land.

Es gibt keine richtige Dorfstraße in Wiese. Hin und her liegen die Häuser am sandigen Fahrweg oder an kleinen festgetretenen Fußsteigen, die so etwas verschwiegen Lautloses an sich haben. Fischerhäuser sind es noch meist, mit tief herunterreichendem Strohdach und den Pferdeköpfen am Giebel. Lena Asmuß hatte sich ein solches Haus gekauft und ausgebaut. Die große Tür stand weit offen, als Luise vorfuhr. Die Sonne schien in die Tenne, auf die alle Türen mündeten. Lena stand an einem Tisch mitten auf der Tenne und ordnete einen großen Strauß blühenden Heidekrauts in einem altertümlichen irdenen Gefäß.

Erstaunt und erfreut kam sie Luise entgegen.

„Guten Tag, Lena, ich komme auf einen Tag zu dir."

Luise sagte es mit ruhiger Stimme. Lena, die sie umarmt hatte, ließ ihre beiden Arme sinken und sah sie fragend und erschrocken an.

„Ja, Lena!" Und dann legte Luise ihre Wange an Lenas weiches braunes Haar und fing unaufhaltsam und bitterlich an zu weinen. Es waren die ersten Tränen, die sie vergoß.

Lena ließ sie ruhig weinen und strich nur leise und weich mit der Hand über ihren Arm.

Dann faßte sich Luise gewaltsam und sagte: „Gehst du nicht zum Baden, Lena?"

„Ja, kommst du mit? Das ist gut. Aber erst mußt du etwas essen." Sie sagte es ganz geschäftsmäßig. Und Luise aß, was sie ihr brachte. Sie war es so gewohnt, das zu tun, was Lena sagte.

Dann gingen sie zusammen nach der Badeanstalt, über die Brücke, über den Fluß, durch den Wald, und Luise schwieg. Und Lena fragte nicht. Luise hätte auch gar nicht gewußt, was sie hätte sagen sollen. Ihr war, als tappe sie sich im Dunkeln einen unbekannten gefährlichen Weg entlang. Lena war da — ja, das war gut. Aber sprechen konnte man nicht. Lena wußte ja auch von selbst Bescheid.

Das Meer lag blau und ruhig da. Nur ganz vorn am Ufer stieß es mit seinen kleinen Wellen an den Strand, so wie Kinder beim Sprechen mit der Zunge anstoßen. Luise setzte sich in den Sand, während ihre Cousine badete, und sah dem Meere zu.

Dann erhob sie sich mühsam und ging der Freundin entgegen, die, ihr langes schönes Haar im Winde trocknen lassend, auf sie zukam. Sie gingen zusammen nach Hause zurück.

Nach einem frühen Mittagsmahl legte Lena Luise auf ihr eignes Bett und freute sich, als sie nach einiger Zeit eine fest und tief Schlafende vorfand.

Nach dem Tee gingen sie in den Wald. Ganz tief hinein. Ganz weit, weitab von allen Menschen. Nur das Meer hörte man in der Ferne brausen.

Die beiden jungen Frauen hatten lange geschwiegen, dann begann Luise zu sprechen. Ganz langsam und schwerfällig, wie es sonst nie ihre Art war. „Erinnerst du dich, Lena, wie du mal ‚Effi Briest' von Fontane gelesen hattest?"

„Ja."

„Da schriebst du mir darüber. Du sagtest, es habe dich so ergriffen, wie einfach und folgerichtig das Buch geschrieben sei, so ganz ohne alles Beiwerk. Nur die Tatsachen reden, und darum ist es so ergreifend."

„Ja, ich weiß es noch gut," stimmte Lena bei. „Das imponiert mir überhaupt so an Fontane, wie er es zu zeigen versteht, daß die Schuld immer ihre Strafe oder ihre Vergeltung nach sich zieht. Das ist doch auch im Leben so. Mir fällt oft die eiserne Konsequenz auf, mit der sich dieses Gesetz täglich vor unsern Augen vollzieht, und ich wundre mich, wie die Menschen es manchmal fertigbringen, Gott zu bitten, er solle das, was sie böse oder schlecht gemacht haben, gut oder ungeschehen machen. Wie kann er das? Er ist ein Gott der Ordnung und der



Gerechtigkeit. Er kann nicht handeln gegen seine eignen Gesetze."

„Aber doch auch ein Gott der Gnade," erwiderte Luise leise.

„Gewiß, aber das hat hiermit nichts zu tun. Gnade ist etwas, was sich nur auf das Verhältnis der Seele zu Gott bezieht. Mit den äußeren Umständen, mit den selbstverständlichen Folgen unsrer Handlungsweise hat sie nichts zu tun."

„Du bist so streng, Lena."

„Nein, Liebling, gar nicht. Sieh mal, im Guten ist es ebenso. Oder hast du noch nie bemerkt, wie viele Liebe die Menschen ernten, die Liebe zu säen verstehen?"

„Ja, du zum Beispiel, Lena!"

„Kleines Schaf!" gab Lena zärtlich zurück. „Red' keinen Unsinn."

„Ich möchte noch mal von Effi Briest sagen," begann Luise nach einer Pause stokkend. „Glaubst du, daß es richtig gewesen wäre, wenn Effi ihrem Manne gesagt hätte, daß sie ihm untreu war?"

„Ja, das glaube ich."

„Dann wäre die Geschichte vielleicht ganz anders geworden."

„Wahrscheinlich."

„Hältst du Untreue nicht in der Tat, sondern in Gedanken auch schon für Untreue, Lena?"

„Ich fürchte doch wohl, mein Liebes."

„Arme Effi Briest!" Und Luise seufzte tief und schwer.

Lange saßen die Freundinnen noch abends am Strande und sahen dem Monde zu, wie er über das Meer hinstrich mit silbernen Strahlen, und sahen dem Licht des Leuchtturms zu, wie es bald hell aufleuchtete, bald in der Dunkelheit versank, wie eine Hoffnung, die stets neu erstrahlt und doch immer wieder erlischt, und Luise sammelte in dieser Stille Kraft und Mut für den Kampf, der ihr bevorstand.

Als sie am andern Morgen früh abfuhr und ihre Cousine zum Abschied umarmte, sagte sie nur: „Ich werde es Wilhelm sagen, Lena." Und ehe Lena antworten konnte, war sie fort.

Wie sie es im stillen erwartet hatte, fand Luise zu Hause einen Brief des Majors von Christburg vor; einen Brief, in dem er sie bat, ihrem Gemahl in seinem Namen Lebewohl zu sagen, da er genötigt sei, noch an diesem Tage nach Berlin zurückzukehren. Zum Schluß schrieb er: „Ich weiß nicht, was ich noch in der Welt soll. Ich bin so alt geworden. Mein letzter Traum von Glück und Jugend ist erloschen. Und zu wissen, daß es noch Glück und Jugend gibt, das ist hart. Nur für mich nicht mehr. Also, es ist nun aus. Und wenn Sie hören, daß ich gestorben bin, Luise, das ist dann das nächste und das letzte, das Sie daran erinnern wird, daß ich war, daß ich mit heißer, ganzer, glühender Seele w a r

Ihr Wolf."

Luise zerriß den Brief in lauter kleine Stücke. Ruhelos irrte sie im Hause und Garten umher. Ihr Mann kehrte heim und wunderte sich, daß sie so blaß aussähe, und wunderte sich noch mehr, als sie ihm sagte, sie sei auf einen Tag in Wiese bei Lena gewesen.

Nach dem Abendessen, als er auf seinem Lehnstuhl saß und sich anschickte, die Zeitung zu lesen, da es heute draußen kühl und windig war, trat seine Frau zu ihm. „Ich möchte dir etwas sagen, Wilhelm," begann sie mit seltsam bewegter, heiserer Stimme.

„Ja, mein Liebchen, und so feierlich?" Er nahm zärtlich ihre Hand in die seine und sah sie von unten herauf erwartungsvoll an.

„Herr von Christburg war gestern hier, als du fort warst, und er läßt dir Lebewohl sagen; er ist — er mußte schon früher, als er dachte, zurück nach Berlin."

„Nanu, der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich!" Mit fröhlichem Lachen sagte es Wilhelm und warf seine Zeitung auf den Tisch. Da plötzlich fiel ihm etwas auf im Gesicht seiner Frau, worauf er vorher nicht geachtet hatte, so etwas Starres, Verzweifeltes. Erschrocken und ganz verständnislos sah er sie an. „Was ist denn los?" fragte er stockend.

Luise machte ihre Hand frei von seinen sie noch umschließenden Fingern, sie strich sich wie hilflos über Stirn und Augen. Sie konnte nicht sprechen, sie wußte nicht, wie sie das hätte anfangen sollen.

„Luise!" schrie Wilhelm nun, und es war, als käme eine Ahnung von dem, was geschehen war, über ihn. Er sprang auf und sah ihr entsetzt in die Augen.



„Ja, Wilhelm!" Das war alles, was sie sagen konnte, und sie blickte ihn dabei so todestraurig an. Dann schlug sie beide Hände vor das Gesicht, und es entstand eine große Stille in dem Gemach.

Endlich brach Wilhelm das Schweigen: „Was soll das heißen? Ich verstehe dich nicht! Sag' es mir ordentlich, Luise, warum ist der Major so schnell und ohne Abschied abgereist?"

„Weil — weil er mich liebt, Wilhelm."

„Und du?"

„Ich liebe ihn auch."

Wilhelm von Binding fiel in seinen Sessel zurück, als ob er vom Blitz erschlagen wäre. „Du — Luise — aber du bist doch meine Frau!"

„Ja, Wilhelm."

„Und trotzdem?" Er erhob sich mühsam. „Aber so etwas gibt es doch nicht bei anständigen Leuten. Kommt der Mensch hierher alle Tage — alle Tage, ißt an meinem Tisch, fährt in meinen Wald — schießt meine Böcke, tut so, als ob er mein Freund sei — und stiehlt mir meine Frau! Ist der Kerl verrückt? Wo ist der Mensch? Ich schlage ihn tot, ich erschieße ihn wie einen tollen Hund, wo ich ihn finde!" Und mit geballten Fäusten stand der Mann vor der leichenblassen, aber nun ganz ruhigen Frau.

„Wilhelm!" bat sie und legte eine Hand auf seinen Arm.

Er zuckte zurück vor ihrer Berührung.

„So, wie du denkst, ist es ja gar nicht. Das ist so gekommen, wir wußten es nicht wie. Erst vor einigen Tagen — plötzlich ist es mir klar geworden. Und dann —"

„Und dann?"

„Dann kam er eben vorgestern und sagte es mir, und da nahmen wir Abschied — und nun ist es aus."

Wilhelm sah sie unsicher an, als fürchte er sich, eine Frage zu tun. Aber er ermannte sich. Er ergriff ihre beiden Hände an den Handgelenken; ganz fest hielt er sie. „Luise — du — du bist — du hast — doch nicht vergessen, daß —" Er konnte nicht die Worte finden, um das Undenkbare, Unmögliche auszusprechen.

„Nein, Wilhelm," sagte sie einfach.

„Er hat dich doch nicht geküßt, Luise?"

„Nein, Wilhelm," sagte sie wieder ebenso.

„Gott sei Dank! Das hätte ich nicht ertragen." Er setzte sich nieder und beschattete sein Gesicht mit der Hand.

Plötzlich sah sie, daß er weinte. Sie stürzte neben ihm in die Knie. „Wilhelm!" sagte sie flehend.

„Daß er mir deine Liebe gestohlen hat! Mein Bestes, mein Schönstes, mein Süßestes, was ich hatte."

„Er hat sie dir nicht gestohlen, Wilhelm. Ich liebe dich ebenso, wie ich dich immer geliebt habe."

„Was soll das heißen?" stöhnte er.

„Sieh mal," sagte Luise innig und traurig, „meine Liebe zu dir, die sitzt ganz tief in meinem Herzen, ebenso wie die zu Werner, an der kann nichts rütteln. Dies ist so wie etwas Fremdes, Neues, Wunderbares in mein Leben gekommen, ich wußte gar nicht, daß es so etwas überhaupt gäbe. Es ist nichts Schlechtes, denn mir ist so, als ob ich besser dadurch geworden wäre und reifer; ich kann dir das nicht so erklären. Aber ich weiß, daß man nicht so an einen andern Mann denken darf, wenn man verheiratet ist, und darum muß ich dagegen kämpfen."

Regungslos hatte Wilhelm ihr zugehört. „Bitte, steh doch auf und setze dich," sagte er gequält.

Sie gehorchte wortlos. Sie sah, wie er litt. Und ihr Herz brannte in namenlosem Weh. Der andre, wie hatte er gelitten — und dieser nun auch! Ach, und sie war daran schuld!

„Nun muß ich mich doch mit ihm schießen," sagte Wilhelm endlich rauh.

Sie setzte sich ganz gerade hin und faltete die Hände. Hierauf hatte sie gewartet. „Aber warum?" sagte sie nur.

„So," gab er höhnisch zurück, „das läßt sich wohl ein anständiger Kerl gefallen, daß so ein — so ein —" Er konnte nicht weitersprechen, der Zorn übermannte ihn.

„Wilhelm — wenn du mir das antätest — so ein Skandal, so ein Geklatsche, wie dann entstehen würde — um meinen — um deinen Namen! Ja, wenn wirklich etwas geschehen wäre — etwas, was nur durch Blut abgewaschen werden könnte — aber so — nur um eines Gefühls willen —"

Wilhelm zuckte zusammen.

„Ja, wenn du das tätest, dann könntest du ebensogut hingehen und allen Leuten sagen: Meine Frau ist eine Ehebrecherin. Willst du das?"

„Nein," sagte der Mann matt. — „Ich werde es mir noch überlegen," setzte er nach einer Weile hinzu.



Und wieder trat eine Stille ein.

Dann sagte Luise: „Wilhelm, du weißt doch, meine Mutter, du weißt, wie du sie geliebt und verehrt hast."

„Ja, sie — sie war eine Heilige!"

„Ja, und als ich noch ein ganz junges Mädchen war, da kam einmal das Gespräch darauf, daß es manchmal vorkäme, daß eine verheiratete Frau einen andern Mann liebe — ja, und da sagte meine Mutter — ich weiß es noch wie heute —: ‚Das muß man überwinden, es kann ja geschehen — es ist ein großes Unglück, und es ist sehr schwer, dagegen zu kämpfen, aber ich weiß es aus Erfahrung, es geht mit Gottes Hilfe.' Dies waren genau ihre Worte: ‚es geht mit Gottes Hilfe'."

„Deine Mutter?" sagte Wilhelm zweifelnd.

„Ja, meine Mutter. Es machte mir einen unauslöschlichen Eindruck. Ich habe nie erfahren, wer der Mann gewesen ist. Vielleicht hätte sie es mir später gesagt, aber sie starb ja so früh."

„Ja," sagte Wilhelm nur.

Aber Luise fühlte, dies war der erste Trostesstrahl, der in sein Herz fiel.

„Was soll aber nun werden?" sagte der Mann nach einer Pause.

„Ich will mir Mühe geben, Wilhelm — und —"

„Ach, Mühe! Ich will keine Liebe mit Mühe!" Er trat ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus.

Luise sah, wie seine Schultern bebten. Sie stand mitten im Zimmer, ratlos. Sie fühlte, daß sie schwankte, und sie wußte nicht weiter in ihrer bitteren Seelennot. „Wilhelm," schluchzte sie, „hilf mir doch!" Und beide Arme streckte sie nach ihm aus. „Wenn du so willst, was soll ich dann machen?"

Im Nu war er bei ihr und fing sie in seinen Armen auf. Sein ritterliches warmes Herz, seine tiefe weiche Güte siegten über seine Empörung, seinen verletzten Stolz und seine verwundete Liebe.

„Ach, Luise," kam es aus tiefster Seele, „warum hast du mir das getan?"

Sie konnte nicht antworten. Ein wildes Schluchzen schüttelte ihren zarten Körper. Er hielt sie ganz fest und ließ sie weinen.

Dann nahm sie seine Rechte und drückte ihre Lippen darauf: „Vergib mir, Wilhelm," sagte sie ganz gebrochen.

Er aber hob sie auf und trug sie auf seinen Armen in ihr Schlafzimmer und ließ sie auf ihr Lager nieder.

Dann verließ er sie.

Als die Sonne aufging, schloß er die Haustür auf und ging ins Feld hinaus.

Luise blieb den ganzen Tag zu Bett im verdunkelten Zimmer. Die starken nervösen Kopfschmerzen, an denen sie manchmal litt, machten ihr heute jede Tätigkeit, ja selbst das Denken unmöglich. Sie lag wie zerschlagen in halb abwesendem Zustande bis zum Abend. Dann wurde es besser. Sie ließ die Fenster öffnen, die Abendluft strömte herein, und sie konnte von ihrem Bett aus sehen, wie die Blätter der großen Linden leise hin und her zitterten.

Wilhelm trat herein. „Geht es dir besser?"

„Ja."

„Ich möchte mit dir sprechen, wenn es dich nicht zu sehr aufregt."

Luise preßte ihre kalten Hände ineinander und sah ihn groß und flehend an. „Ja, bitte," sagte sie matt.

Er setzte sich.

„Ich bekam heute einen Brief von Yrsch. Du weißt, er hat jetzt das Majorat geerbt und ist sehr reich. Er hat eine Jagd in Norwegen gepachtet: Elche. Er ladet mich ein für vier Wochen, mit ihm zu jagen. So in einer kleinen Jagdhütte mit ihm zu wohnen, ganz einsam in den Bergen. Ich möchte — ich werde die Einladung annehmen. Es ist ja nicht sehr passend, jetzt gerade in der Wirtschaft, aber das hilft nichts. Ich — ich muß fort — ich ersticke hier. Und — so gar keinen Menschen — nur der gute Kerl, der Yrsch, und sonst nur die Einsamkeit — ja, das kann ich vielleicht aushalten."

„Ja," sagte Luise erwartungsvoll und angstvoll.

„Und du — ich denke, du gehst am besten nach Wiese mit Werner und Fräulein Keller. Ich habe schon mit Lena telephoniert, sie besorgt dir eine Wohnung nahe der ihren. Es wird jetzt ja schon leer in Wiese."

„Ja," sagte Luise ebenso wie vorhin. „Und —"

„Und in vier Wochen kommen wir wieder nach Hause." Er stockte und blickte düster vor sich auf den Boden. „Und dann — werden wir ja sehen, wie wir uns ein=



richten. Irgendwie muß so etwas Zerrissenes doch wieder zusammenzuflicken gehen. War allerdings in meinem Leben nie für geflicktes Zeug, aber —"

Leise und tastend streckte Luise ihre Hand aus und suchte die seine, als fühlte sie nach einem Halt. Er nahm die Hand. In sanftem Druck hielt er ein paar Sekunden die kalten zarten Finger in seiner warmen kraftvollen Rechten. Wie ein Strom von Trost und Stärke floß es aus dieser Hand auf Luise über. Es wird so viel von Frauenhänden gesprochen, von Händen, die die Falten auf der Stirn des Mannes glätten und ihm den Schweiß trocknen, die den Kranken pflegen und den Verwundeten verbinden. Aber was für eine Kraft und Stärkung von der Hand eines guten, edlen Mannes ausgeht, davon ist selten die Rede. Und doch, man braucht sie nur anzusehen, und man denkt, gar so arg könne es doch nicht sein auf der Welt, und — ja, wenn diese Hand einem manchmal hülfe, dann möchte man wohl mutig vorwärtsgehen auf dem schweren Wege.

Wilhelm erhob sich. „Gute Nacht — und lebe wohl, Luise! Morgen früh um sechs Uhr reise ich. Ich werde dich nicht mehr stören. Du fährst dann wohl morgen nachmittag nach Wiese oder übermorgen, wenn du dich frisch genug dazu fühlst. Wenn ich an Ort und Stelle bin, gebe ich dir Nachricht und teile dir meine Adresse mit. Schreib dann auch mal, wie es dir und dem Jungen geht. Adieu!" Gewohnheitsmäßig führte er ihre Hand an seine Lippen.

„Lebe wohl, Wilhelm!" flüsterte Luise kaum hörbar.

Sie blieb allein und fühlte, daß es Augenblicke gibt, die fast schwerer scheinen als der Tod. Und sie empfand es zum erstenmal mit tiefem Weh, daß das Leid, das wir selbst über uns heraufbeschwören, das durch eigne Schuld über uns und die Unsern kommt, so unendlich viel schwerer zu tragen ist als das von Gott geschickte, das stets einen Tropfen heilenden Balsams in sich trägt.

In Wiese fing der Herbst an, sich breitzumachen. Man merkte das dort früher als im Lande drinnen. Nicht nur, daß er mit den ersten Septembertagen begann, das leuchtende Rot der Heide auszulöschen und dafür den im Kiefernwalde hin und her verstreuten Birken die kleinen zackigen grünen Blätter in goldene Flämmchen zu verwandeln — nein, auch an den Häusern war es zu merken, daß der Sommer vorüber war.

Die Bauern und Fischer zogen aus den engen Räumen in der Scheune oder auf dem Boden, die sie während der warmen Monate innegehabt, wieder zurück in ihre behaglichen Zimmer, wo die Bank um die Wände hinläuft, wie eine ständige Einladung zur Gemütlichkeit, wo unter der niedrigen Decke die altertümlichen Teller und Krüge und die von den seefahrenden Männern und Söhnen mitgebrachten ausländischen Tassen auf dem Sims träumen, und wo der merkwürdig grünlich-braune alte Kachelofen warme Dämmerstunden für den Winter verspricht. In den Holzlauben vor den Haustüren aber, wo man sonst die Berliner Familien ihren Morgenkaffee trinken sah, waren landwirtschaftliche Maschinen, leere Fässer und Kisten zur winterlichen Ruhe aufgespeichert. Nur wenige Badegäste sah man noch in ihren Strandkörben sitzen oder im Walde spazierengehen, und nur einige junge Malerinnen aus der Großstadt saßen hier und da auf ihren Feldstühlchen und zeichneten eifrig die Windmühle am Fluß, die Düne mit der niederhängenden alten Kiefer oder eins der Fischerhäuschen mit den verwitterten Pferdeköpfen am Giebel, die so erstaunt die neue Welt betrachten.

Selbst der alte Baron, dessen charakteristische Gestalt zu den Eigentümlichkeiten von Wiese gehörte, rüstete zum Aufbruch, nachdem er auch während dieses Sommers trotz seinen achtzig Jahren täglich stundenlang geangelt hatte.

Luise empfand die Stille und Einsamkeit als große Wohltat. Sie konnte sich noch nicht zurechtfinden. Sie rang mit sich, mit ihrem Herzen, mit ihrer Liebe. Sie kämpfte den schweren Kampf, den die kämpfen, die ein Gefühl, ein Empfinden bezwingen müssen, das an sich gut, rein und edel, erst durch die Verhältnisse zum Unrecht und zur Sünde wird.

Lena Asmuß ließ die Freundin viel allein. Sie sah die Wunde in Luises Herzen bluten in heißen Strömen, und sie hielt es für besser, sie in der Stille ausbluten zu lassen, als viel daran zu rühren.

So saß denn Luise stundenlang am Meer oder oben auf den Dünen und blickte in die

Weite, während die Septembersonne schien und der Welt den herbstlichen Duft verlieh, der die Ferne geheimnisvoll macht und dem beginnenden Sterben der Natur etwas Festliches gibt. Manchmal hatte sie das Gefühl, als könne es so nicht weitergehen. Als müsse irgend etwas geschehen, um sie aus dem halb traumhaften Zustand, in dem sie sich befand, herauszureißen. Und dann zwang sie sich zu langen ermüdenden Wanderungen, zu weiten Spaziergängen im Walde, die Dünen auf und ab ohne Weg und Steg. Und um nicht immer mit ihren Gedanken allein zu sein, nahm sie dazu oft ihren Jungen mit.

So auch heute.

Sie waren über eine Stunde gegangen. Die geebneten Wege, an denen hier und da eine Bank zum Sitzen einlud, hatten sie verlassen. Der kleine Werner hatte ein Körbchen mit und pflückte die letzten Preiselbeeren, die wie kleine verstreute Korallen unter den grünen Blättern hervorleuchteten.

Luise war warm geworden. Es war mühsam, die hier mit niedrigen Kiefern und mancherlei Buschwerk bewachsenen Dünen auf und ab zu klettern. Sie ließ sich auf einen Baumstamm nieder, um zu ruhen. Das Kind suchte weiter nach Beeren. Ab und zu rief es seiner Mutter eine Bemerkung zu, die diese zerstreut beantwortete. Dann verstummte die helle Stimme. Luise blieb allein. Von fernher rauschte das Meer und hielt mit dem leisen Säuseln in den Wipfeln der Kiefern Zwiesprache. Zu ihren Füßen sah die junge Frau eine kleine gelbe Pilzfamilie sich kräftig aus dem Moos hervorarbeiten. Und wie mit einem Blitzstrahl stand jener Abend vor ihrer Seele, an dem sie mit Lena und Christburg zusammen pirschen gefahren war. Und sie rief sich jedes Wort und jeden Blick zurück, den sie und Wolf an jenem Tage gewechselt, und all die widersprechenden Gefühle, die sie damals bestürmt, gingen noch einmal qualvoll durch ihre Seele.

Endlich schrak sie auf. Ein Raubvogel flog mit schwerem Flügelschlag über ihrem Haupt dahin und ließ sich auf einer Fichte nieder. Sie strich mit der Hand über die Augen und blickte sich um.

Wo war das Kind?

„Werner," rief sie, „komm, wir müssen nach Hause gehen!" Aber niemand antwortete.

„Werner — Werner!" rief sie von neuem.

Beunruhigt verließ der Vogel seinen Platz, stieß einen Schrei aus und schwang sich in die blaue Luft hinauf.

Luise war bei dem Vogelruf zusammengefahren. Bedeutete ihr das Unglück?

Laut und angstvoll begann sie nun nach ihrem Jungen zu rufen und lief in der Richtung vorwärts, in der sie zuletzt seine Stimme gehört zu haben meinte. Auf und ab, auf und ab eilte sie; eine Düne sah aus wie die andre; jedesmal, wenn sie eine Anhöhe erklommen hatte, hoffte sie unten das Kind zu erblicken, aber immer vergebens.

Sie wußte, so ging es meilenweit am Meer entlang, ohne menschliche Wohnung, ohne Weg und Steg. Sie hatte schon manchmal mit Lena darüber gesprochen, wie leicht man sich hier verlieren könnte.

Und nun irrte ihr Junge da ganz allein umher. Er war ein kleiner tapferer Bursche, aber es begann zu dunkeln. Wie, wenn die Nacht hereinbräche, ohne daß sie ihn fände? Mußte er sich nicht eine schwere Erkältung zuziehen, wenn er in seinem dünnen Anzug dem kalten Nebel und der Feuchtigkeit einer pommerschen Septembernacht ausgesetzt sein würde? Konnte er nicht gar den Tod davon haben, wenn er allein im Walde bleiben mußte die lange dunkle Nacht hindurch?

Luise brach der Angstschweiß aus.

Mein Gott, mein Gott, ihr einziges Kind! Statt sich um ihn zu kümmern, hatte sie fruchtlosen Träumereien nachgehangen. Wie mit Zentnerlast fiel ihr dieser Gedanke auf die Seele. Nannte sie das ein Kämpfen gegen ihre Liebe, daß sie da saß und stundenlang an Christburg dachte, statt ihre Pflicht zu tun? Würde Gott sie dafür strafen, indem er es zuließ, daß dem Kinde etwas geschah? Würde er ihn ihr vielleicht nehmen, ihn sterben lassen durch ihre Schuld? Ihren Sohn, ihren einzigen Sohn?

Und — mein Gott, was würde Wilhelm sagen, was würde er tun, wenn dem Jungen etwas zustieße? Liebte er ihn nicht mit der ganzen Zärtlichkeit seines warmen Herzens, sah er nicht mit Stolz in ihm den Erben seines Namens, seines Besitzes?

Nicht vor die Augen würde sie ihm zu treten wagen ohne das Kind.

Und wieder begann sie mit schon heiser werdender Stimme zu rufen: „Werner! Werner!"

Manchmal tat ihr Herz einen schnellen Schlag, sie glaubte ganz leise den Ton seiner Stimme zu hören, seine Gestalt in der Dämmerung an einen Baum gelehnt zu erkennen. Aber dann war es doch wieder nichts, und trostlos irrte sie weiter.

Da endlich, wie ein Lichtstrahl vom Himmel, fiel es ihr ein, das Kind könne, dem Rauschen des Meeres folgend, an den Strand gelaufen sein, wie sie es schon manchmal bei ihren früheren Gängen zusammen getan hatten. Und sie folgte der Eingebung. Durch diesen Hoffnungsschimmer neu belebt, vergaß sie ihre tödliche Ermüdung.

Hinauf, hinab ging es über die Dünen, hindurch durch die dichte Heide und die rankenden Kräuter und Moose, näher und näher ertönte das Rauschen des Meeres in gleichmäßigem, beruhigendem Takt.

Da endlich — gottlob! — sie hatte die letzte Düne erreicht; sie sah das Meer sich dehnen — weit, weit im Abendschein.

Einige rosa Wölkchen, die der Sonne nachblickten, standen am Horizont und küßten die See. Sie achtete nicht darauf.

Angstvoll spähten ihre schmerzenden Augen den Strand entlang, nach links, nach rechts, nichts, nichts zu sehen! Herr im Himmel!

Aber doch, ihr Auge gewöhnte sich an das helle Licht hier draußen nach der Dämmerung des Waldes.

Da — da — ganz vorn nach Wiese zu, da war eine kleine Gestalt. Sie ging dem Dorfe zu.

Luise flog den Strand entlang. War er es wirklich? Ja — ja, jetzt erkannte sie ihn. Müde setzte er seine kleinen Beinchen vorwärts, die Mütze hatte er verloren.

„Werner!" rief sie jetzt laut, und wieder: „Werner!"

Da hörte er sie. Er wandte sich um. „Mama!" schrie er und lief geradeaus in ihre Arme.

Da hatte sie ihn wieder.

In heißen Tränen löste sich die Spannung, die ihr Herz die letzte bange Stunde umklammert gehalten. Die Tränen fielen nieder auf des Knaben blondes Haar.

„Mama, wein' doch nicht! Ich hab' erst immerzu nach dir gerufen und dich gesucht, und dann bin ich ans Meer gelaufen. Du mußt doch nicht weinen, Mama!" Und er wischte ängstlich mit seinen kleinen Fingern an den Augen der Mutter herum.

Ach, er wußte nicht, daß mit diesen Tränen mehr weggewaschen wurde als die Angst um sein Verschwinden, daß Tränen manchmal dazu dienen, Augen und Herzen klar zu machen — klar, damit man sehen kann, wohin man gehen soll und was Gott von einem verlangt.

Als Luise am Abend dieses Tages am Bett ihres schlafenden Knaben stand, da faltete sie ihre Hände fest, und ihre Lippen preßten sich wie in eisernem Entschluß zusammen.

„Mit Gottes Hilfe", so hatte ihre Mutter einst gesagt. Ja, konnte Gott helfen, wenn man selbst nicht mit ganzer Kraft wollte?

Und was tat die Gegend? Die Gegend tat zunächst das, was sie immer tut, wenn sie an einem Hause etwas auszusetzen hat. Sie sprach von Bindings als von den „guten Rodenwaldern".

„Die guten Rodenwalder! Das kommt davon!" Oder: „Die guten Rodenwalder! Das konnte man sich denken!"

Sie meinten es nicht böse damit. Nein, diese Gegend war überhaupt nicht böse. Sie sagte nur das, was schließlich jede Gegend gesagt hätte.

Nun sollten Bindings bald zurückkehren, und man besprach ernsthaft den Fall: was wohl an der ganzen Geschichte daran sei, wie weit es gekommen wäre?

„Nu, ich weiß nicht," sagte die kleine Frau von Heßbach, „warum soll sich die arme Luise Binding nicht ein bißchen die Cour machen lassen? Dazu heiratet man doch schließlich, damit man das endlich mal in Ruhe und Gemütlichkeit tun kann."

Alle lachten, denn jeder wußte, was für eine musterhafte Gattin und Mutter Frau von Heßbach war, und daß es nur Ausgelassenheit war, wenn sie so sprach.

„Ja, aber Courmachen und Courmachen ist zweierlei," meinte die Gräfin Bärwald mit ernstem Kopfschütteln.

Doch Frau von Heßbach nahm ihre Freundin in Schutz; sie plusterte sich auf wie ein wohlgenährter Spatz und wiegte ihren leicht zur Korpulenz neigenden Körper auf und nieder: „Spazieren ist sie mit ihm gegangen, was ist da weiter? Ich bin neugierig, wann ich alt und dick genug sein werde, um mit einem Herrn allein spazierengehen zu können, ohne daß darüber geredet wird."



„Nun, gnädige Frau, mir genügt's!" sagte Baron Fersen, der einzige Junggesell der Gegend, indem er sie spitzbübisch lächelnd ansah.

„Ach, Sie!" Und Frau von Heßbach schnitt ihm eine kleine Grimasse.

„Ich habe neulich etwas gelesen," begann eine der andern Damen — sie hatte meistens gerade irgend etwas gelesen, und alle lächelten — „es war da in London ein Buch herausgekommen, ein böses Buch, das viel Schaden st.ften konnte. Da gingen einige Leute aus der Gesellschaft zu Kön:g Eduard und fragten ihn, was dagegen zu machen sei. Und er gab zur Antwort: ‚Don't talk about it.' Die Leute befolgten den Rat, und bald wurde das Buch nicht mehr gelesen, und es war auch gar nicht mehr die Rede davon. Also, ich denke — nicht wahr, wir alle haben Bindings lieb — und sollte da wirklich etwas vorgefallen sein, so ist es schwer genug für sie. Also, helfen wir ihnen, indem wir gar nicht darüber sprechen."

„Na, schön!" sagte der Vassendorfer. Er war der Ansicht, daß das meiste Unglück und Elend im Leben durch zu vieles Sprechen veranlaßt würde. „Haben Sie in diesem Jahre viele Gravensteiner?" wandte er sich mit seinem bekannten freundlichen Lächeln an Frau von Heßbach, neben der er saß.

— — — — — — — — — — — —

Luise hatte einen Brief von Wilhelm erhalten, in dem er seine Ankunft in Rodenwalde für die nächsten Tage anmeldete und sie bat, dann auch zu Hause zu sein. Es war ihm gut ergangen, er hatte einiges Jagdglück gehabt, und die Eigentümlichkeiten der Landschaft und des Lebens im hohen Norden hatten ihn interessiert und ihm wohlgetan. Mit innerem Beben dachte Luise an das Wiedersehen und daran, wie ihr weiteres gemeinsames Leben sich gestalten würde. Sie hatte sich in letzter Zeit etwas erholt. Ihre Haltung war straffer geworden, und in ihren Bewegungen sprach sich eine wiederkehrende Energie aus. Ihre Augen hatten oft etwas Starres, wenn sie in die Weite blickten, als suchten sie dort etwas — nicht mehr das Unbestimmte, das in den blauen Wäldern wohnt, sondern etwas Bestimmtes, heiß Begehrtes. Aber dann ging es plötzlich wie mit einem Ruck über ihre Züge. Die Linien um den Mund wurden tiefer, und in ihre Augen trat etwas Strenges, fast Hartes, etwas, das man früher nie in ihnen geahnt hatte.

Der letzte Tag in Wiese war gekommen. Es hatte mehrere Tage ein heftiger Sturm geherrscht. Luise hatte in den Nächten lange wach gelegen und auf das Heulen des Windes und auf das Tosen der Brandung gelauscht, darauf gelauscht, so, wie man es nur dann tut, wenn es denselben Ton zu haben scheint wie das Stürmen in der eignen Brust.

Nun war es stiller geworden. Luise und Lena wollten einen letzten Spaziergang machen am einsamen Strand entlang. Als sie an den Fluß kamen, der zugleich den kleinen Hafen des Ortes bildete, sahen sie, wie die Fischer ihre Netze ordneten, die sie, nachdem man tagelang nicht hatte hinausfahren können, nun von der hohen See heimgeholt hatten. Es wäre ein reicher Fang geworden, wenn er rechtzeitig hätte geborgen werden können. Aber nun war es zu spät. Eine nach der andern warfen die Fischer die toten Flundern, die an den zahlreichen Angelhaken sich festgebissen hatten, in den Fluß. Traurige Arbeit — nutzlose Mühe! Nutzloses Sterben der Kreatur! Mit einem Seufzer wandte Luise sich ab. Grau lag die See.

„Nun ist die Zeit der Ruhe für mich vorüber, Lena," begann Luise langsam und eintönig zu sprechen.

„So? War es eine Zeit der Ruhe?"

„Nein, Lena, du hast recht. Es war eine Zeit des Kampfes, wie es jetzt wohl all meine Zeit sein wird! Du glaubst nicht, wie schwer und unmöglich es mir erscheint, je zum Siege zu gelangen!"

„Doch, ich glaube es!"

„Mir ist manchmal, als müsse ich ersticken, als müsse ich rasend, wahnsinnig werden, wenn ich nicht einen Ton von Wolf hören, ihn nicht einmal wiedersehen kann. Ich ringe mir die Hände wund, ich beiße mir die Lippen blutig! Und dann peinigt mich auch der Gedanke: Was wird aus seiner Seele? Und die Vorstellung quält mich. Und nun kann ich nichts mehr für ihn tun — nichts, nichts!"

„Du hilfst vielleicht doch seiner Seele, ohne daß du es weißt, Luise."

Aber verzweifelt schüttelte Luise den Kopf. „Das glaube ich nicht! Und ach — nun kommt Wilhelm wieder — ich fürchte mich so davor! Wie soll nun alles werden, Lena!"

„Mein armes Kind!" sagte Lena Asmuß nur ganz einfach. Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Du mußt viel arbeiten, Luise, immerzu, im Hause, im Dorf, im Garten, mit Werner, mit den Leuten, mit dem Kopf, mit dem Herzen, mit den Händen. Du lebst ja auf dem Lande, du hast ein großes, reiches Feld vor dir. Dafür sei dankbar. Nicht jede hat es so gut!"

„Ja, Lena," sagte Luise warm.

„Und — wie ich ihn kenne — Wilhelm wird dir helfen."

Ein glühendes Rot ergoß sich über Luises blasses Antlitz. Sie schwieg. Nach einer Weile stand sie still und legte den Arm um die Freundin. „Ich danke dir so sehr für alles, was du in dieser Zeit an mir getan hast, Lena," sagte sie innig. „Wie kommt es nur, daß du immer verstehst und immer weißt, wie es einem ums Herz ist, ohne daß man es dir zu sagen braucht, und dadurch allein ein Trost bist!?"

„Ach, mein Liebchen, bin ich das? Ich will dir sagen, vielleicht liegt es daran, daß ich weiß, was es heißt, ein Weh zu tragen. Jean Paul hat einmal gesagt: ‚Wenn man einen einzigen großen Schmerz tief empfunden hat, so versteht man alle andern Leiden.' Siehst du, und das ist auch ein Segen des Leids!"

„Auch ein Segen des Leids!" wiederholte Luise leise.

Weiter wurde nichts gesprochen auf diesem letzten Gang in Wiese.

Und die Zeit ging hin. Äußerlich war in Rodenwalde alles, wie es früher war. Nur daß Luise nie mehr da oben im Garten stand, wo man über den Fluß und das Tal nach den blauen Wäldern sah. Sie träumte nie mehr. Sie schaffte und arbeitete von früh bis spät. Und noch eins war anders geworden. Sie hatte durch Christburg gelernt zu lesen. Ihr Geist verlangte nach ernster Kost, und sie befriedigte dies Verlangen. Ihr Mann verstand das und versuchte ihre Interessen zu teilen. Abends bei der Lampe saßen sie zusammen, und Wilhelm las ihr vor. Auch Reisen machte er mit ihr, und Luise sah und hörte viel Schönes.

Ja, Lena hatte recht behalten: Wilhelm war seinem Weibe zu Hilfe gekommen.

Als er damals aus Norwegen heimkehrte, da waren in seinem Antlitz auch Linien und Furchen gewesen, die man früher nicht darin gewahrt hatte. Aber in seinen Augen leuchtete eine mit wundervoller Güte gepaarte Entschlossenheit.

Nur einmal noch hatte er mit Luise von der traurigen Sache gesprochen, dann war sie für ihn abgetan. „Ich habe da oben in der tiefen Einsamkeit Zeit und Ruhe gehabt, über alles nachzudenken," hatte er gesagt, „und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß ich mit Schuld trage an dem Leid, das über uns gekommen ist. Ich habe zu sehr in meiner eignen Welt gelebt und nicht bedacht, daß die feinere und sensiblere Seele der Frau andrer Nahrung bedarf als die des ganz in seinem Beruf aufgehenden Mannes. Und dann hätte ich dich nicht so viel mit — mit dem andern allein lassen dürfen. Wer ein so kostbares Kleinod sein eigen nennt, sollte es besser zu hüten wissen. Und nun wollen wir ein neues Leben zu führen versuchen, nicht wahr, Luise?"

„Ja, Wilhelm," hatte sie nur gesagt und ihn dabei angesehen. Und mit der Erinnerung an diesen einen Blick bewaffnet, hatten sie beide ihr tägliches Leben neu begonnen. Wieviel Dornen ein jedes auf seinem Wege fand, wie oft eins dem andern innerlich zitternd auswich, um nicht zu verletzen, wieviel Qual sie erlitten — wer will es ausdenken und aussagen!

Sie schwiegen beide darüber sich selbst und andern gegenüber.

Luises Antlitz gewann allmählich den Ausdruck, den die Menschen haben, deren Nächte anders sind als ihre Tage. Das, was aus ihren Zügen sprach, das, was gleichsam hinter ihrem Gesicht lag, das konnte nicht seinen Ursprung finden in ihrem täglichen Leben mit seinen aus den vielen Kleinigkeiten bestehenden Pflichten einer Landfrau. Nein, das holte sie aus der Tiefe und aus der Höhe. Das fand sie im Dunkel, in der tiefen Stille der Nacht, wo sie ihrem Geist erlaubte, bis ins Wesenlose zu schweifen, und wo sie versuchte, ihr Inneres mit ihrem äußeren Leben in Einklang zu bringen und die Ideale, die sie immer bewußter vor sich sah, ins Wirkliche zu übersetzen. So hätte man über ihr Gesicht das schreiben können, was über der Tür eines alten Bauernhauses stehen soll: „In mir ist mehr!"

Ja, in ihr war „mehr".



Und ihr Mann sah diese unsichtbare Inschrift, und seine Achtung vor ihr wuchs. Und ihr Knabe kannte nichts Schöneres und Höheres als seine Mutter. Die andern Menschen, mit denen sie zusammentraf, aber fühlten, daß eine Kraft von ihr ausging. Jene Kraft, die denen innewohnt, die sich nicht vom Schicksal zwingen lassen, sondern die es meistern.

Allmählich zogen sich feine weiße Fäden durch das herrliche Aschblond ihres Haares. Wilhelm von Binding sah das zum erstenmal, als sie an der Wand seines Hauses stand und die großblumigen Klematis betrachtete, die sie hier gepflanzt hatte, die einen tiefblau, so geheimnisvoll wunderbar wie eine dunkle Sommernacht, und die andern lichtweiß, so verheißungsvoll leuchtend wie der junge Morgen.

„Sieh mal, ein Taggesicht und ein Nachtgesicht," wandte sie sich an ihren Mann und nahm je eine von den Blüten zwischen ihre weißen Finger.

Aber Wilhelm sah die Blumen nicht an. Nur die Frau betrachtete er, die für ihn die Blume der Blumen war und blieb. „Luise, du bekommst ja weiße Haare," sagte er erschrocken.

„Nun ja," gab sie lächelnd zurück, „wir werden eben alt, Wilhelm!"

„Du nicht!" Und mit aufleuchtendem Blick nahm er ihre zarte Gestalt in sich auf, wie sie da in der Sonne vor ihm stand. Eine heiße Zärtlichkeitswelle quoll in seinem Herzen empor und überflutete ihn. „Hast du mich lieb?" fragte er plötzlich, wie unwillkürlich. So hatte er all die Jahre nicht zu ihr gesprochen, seit jenem Tage nicht.

Und mit warmer, inniger Herzlichkeit erwiderte sie seinen Blick. „Ja, sehr!" sagte sie einfach.

„Meine Luise!"

Zum erstenmal nannte er sie wieder so. Tränen der Freude traten ihr in die Augen. Sanft schmiegte sie ihre Wange in seine Hand. Also nicht umsonst gekämpft und gerungen: seine Liebe wenigstens war gerettet. Mit scheuem Flügelschlag, wie ein Schmetterling, dem nach kalten Regentagen wieder die Sonne scheint, so flog sie auf Luise zu. Sie fing sie ein und barg sie an ihrem Busen. — —

Es war im Winter darauf.

Luise hatte eine schwere Influenza durchgemacht, und der Arzt hatte ihr einen Aufenthalt in wärmerer Luft angeraten. So war Wilhelm auf einige Wochen mit ihr nach Montreux gegangen. Sie konnten jetzt ohnehin gut von zu Hause fort, da Werner sich seit vorigem Jahr auf dem Gymnasium in der nächsten Stadt befand.

Luise genoß die schöne Natur und die herrliche Luft in vollen Zügen. Auch das Ausruhen von allen Pflichten, das Erholen des Gewissens tat ihr wohl. Sie ließ ihre Seele Fuß fassen auf den höchsten Schneegipfeln der Berge und von da aus Umschau halten über die Welt unter sich, ließ sie sich strecken in den so nahe scheinenden Himmel über sich. Und sie empfand, daß wir alle es nötig haben, uns ab und zu auf solche Höhen zu schwingen, um das rechte Augenmaß für die Dinge dieser Welt und die der Ewigkeit zu erlangen.

An einem besonders schönen Sonnenmorgen ging Luise langsam am See hin. Ihr Mann hatte eine Partie nach Caux unternommen. Sie hatte ihn nicht begleitet, da ihr größere Touren vorläufig noch verboten waren. So folgte sie denn mit den Augen den Möwen, die ihr Spiel mit den kleinen schaumgekrönten Wellen zu treiben schienen, und den rötlichen Segeln der Fischerboote, die wie träumerische Gedanken über die blaue Fläche des Sees dahinglitten.

Sie hatte auf einer der Bänke Platz genommen, um etwas zu ruhen, als eine Gestalt an ihr vorüberschritt und, sie plötzlich erkennend, stehenblieb. Es war Christburg.

Sie war tief erblaßt, und die Erregung nahm ihr zuerst die Sprache. Dann kehrte das Blut in ihre Wangen zurück.

Einen Augenblick sahen sie sich sprachlos an. Dann lüftete Christburg den Hut. „Luise!" sagte er.

Sie reichte ihm beide Hände: „Wie schön, daß wir uns noch einmal wiedersehen! Ich habe mir das immer gewünscht," sagte sie einfach, so, als lägen nicht Jahre und Welten zwischen ihrem letzten Zusammensein. Sie wies mit der Hand auf den Platz neben sich.

„Ich warte hier auf das Dampfschiff," begann er unvermittelt. Und als wisse er nicht recht, was er sagte: „Ich will über Genf nach Paris fahren."

„Ja?" sagte sie nur.



„Ich stehe jetzt im Westen, Sie haben das vielleicht gelesen?"

„Ja," sagte sie wieder nur.

Da schwieg er auch.

Sie betrachtete ihn. Sein Haar war fast weiß; nur der Schnurrbart war dunkel geblieben. Seine Augen blickten noch schärfer und herrischer als sonst. Aber sie hatten einen Ausdruck daneben, einen Blick, der nach innen sah. Den hatten sie früher nicht.

„Wie geht es Ihnen?" fragte sie nach einer Pause weich.

„Danke, gut." Dann sah er sie an, und etwas in ihren Augen zwang ihn, fortzufahren: „Zuerst damals — sehr schlecht. Ich raste, ich tobte. Ich verfluchte die ganze Welt, ich wollte mir das Leben nehmen; aber ein Etwas hielt mich davon zurück — das waren Ihre Augen, Luise. Und dann — dann wurde ich ein ganz miserabler Kerl, ich lebte so, wie ich noch nie gelebt hatte, ich dachte: Nun gut, wenn sie es so haben will — meinetwegen. Ich bin beinahe draufgegangen, innerlich, Luise — körperlich auch."

Luise schloß wie in heißem Schmerz die Augen.

„Und dann — dann konnte ich nicht mehr so leben. Ich hatte doch immer noch die Stelle im Herzen von meiner Mutter her — Sie wissen, die Waldstelle — und dann die — die — wo Ihr Bild stand, Luise. Mit einem düsteren Vorhang hatte ich es zwar verhängt, aber es war da. Und da betrat ich eines Tags den stillen Raum — ich schlug den Vorhang zurück — und da — kehrte ich um. Da lernte ich denn auch einsehen und verstehen, daß Sie damals recht gehabt haben. Es war hart, ja! Aber was sollte aus uns Männern werden, wenn es nicht doch noch solche — Frauen gäbe wie Sie, Luise!"

„Gott sei Dank!" sagte Luise nur. „Gott sei Dank! — Ach, nun bin ich ganz glücklich!" fügte sie nach einer Pause hinzu. Und sie schlug beide Hände vors Gesicht.

„Wissen Sie noch," begann der Mann wieder zu sprechen, „wie Sie damals das Lied beteten?"

Sie nickte.

„Ich habe es nicht ganz behalten. Nur den Anfang und das Ende: ‚Hoch über allen Sternen, da wohnst du, Herr, mein Gott‘ und ‚Laß ein Pförtlein offen, daß auch ich eingehen kann‘. Und an diesen beiden Gedanken habe ich mich emporgezogen. Es ist nicht viel, fürchte ich, aber es hält mich."

„Ja," sagte Luise innig, „wie schön!"

Man hörte den Ruf des Dampfschiffes; es war schon nah — so nah wie das Schicksal, wenn es uns an die Hand nimmt und von da fortführt, wo wir doch für immer zu Hause zu sein meinen.

„Noch ein Wort von Ihnen, schnell, Luise, bitte: wie geht es Ihnen?"

„Jetzt auch ganz im Frieden und sehr gut," gab sie zurück, und ihre Augen sahen ihn an mit einem Licht, aus dem er erkennen konnte, wie auch sie gelitten und wie auch sie gesiegt hatte.

Vom Schiffe her ertönte das Abfahrtszeichen. Es war der letzte Augenblick.

„Leb' wohl, Luise!" Und er küßte ihre Hände.

„Gott mit Ihnen!"

Dann war er fort. Luise saß mit gefalteten Händen und sah dem Schiffe nach, bis es ihren Blicken entschwand.

— — — — — — — — — — — —

Der nächste Sommer brachte den Vetter Ernst Binding zu längerem Urlaub nach Rodenwalde. Er saß mit Wilhelm auf der Veranda. Luise trat zu den beiden Männern. In der Hand hielt sie einen großen Strauß von blühenden Lindenzweigen. Mit geschickten Fingern entfernte sie die grünen Blätter, jedes einzeln von den Zweigen, so daß nur die zarten gelblichgrünen duftenden Blüten übrigblieben.

„Aber, Luise," fragte der Vetter, „warum pflückst du all die armen Blätter ab?"

„Ja, sieh mal," gab sie zur Antwort, „sie stören die Harmonie. Wie weich, wie schön, wie einheitlich sieht jetzt dieser Strauß aus! Nicht wahr?"

Und sie nahm die Vase, in der sie die Blütenzweige geordnet hatte, in ihre beiden Hände und hielt sie hoch in die Höhe; dann ging sie mit ihren leichten schwebenden Schritten ins Haus.

„Ja, ja, Luise!" sagte ihr Mann leise lächelnd, als sie gegangen war.

„Weißt du, Wilhelm," wandte Ernst von Binding sich jetzt an seinen Vetter, so, als habe er soeben eine wichtige Entdeckung gemacht, „sie heißt noch immer nicht ‚ganz einfach Luise‘!"



Alice von Mengershausen: Knabenbildnis.

Pastell.



Phot. M. Brünner, Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Halle mit Schaufensterdekorationen und Modeausstellung.

Das Reich der Frau

XIV

Von Felix Poppenberg

„Der gedeckte Tisch" bei Friedmann & Weber — Die Repräsentationstafel und das intime Tischlein deck dich; Blumen- und Fruchtstücke; Genrebildtische — Bilder aus der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" — Geschmacksverwaltung und Inszenierung — Interieure — Angewandte Kunst im Schaufenster — Modenschau — Kleinkünste

Ein dekoratives Ausstattungsstück in vierunddreißig Verwandlungen spielte sich im Monat der Feste und des Karnevals in den Kunstsalons von Friedmann & Weber ab. Sein Thema war das gesellige Zusammensein beim „lecker bereiteten Mahle", und es galt, ihm das „Tischlein deck dich" herzurichten. Mannigfache Variationen ließen sich dabei erleben und wechselnde Temperamente der Regisseure und Regisseurinnen, von denen übrigens nur wenige dem Berufskreis der angewandten Kunst zugehörten und die Mehrzahl eine Gastrolle mit ihren häuslich-gesellschaftlichen Gewohnheiten gab.

Durch dieses Überwiegen der amateurhaften, aus der Praxis des Lebens entnommenen Tischinszenierung ließ sich klarer und anschaulicher ein kleines Spiegelbild unsrer geselligen Kultur gewinnen. Und da ist das charakteristische Merkmal, daß das Motiv der langen Prunktafel, wie sie noch das Ideal der vorigen Generation war, nicht mehr als lockende Aufgabe erscheint. Das Offizielle und Repräsentative, das für seine notwendigen Veranstaltungen die traditionelle Form bewahrt, tritt in diesem Reigen frei gewählter Lieblingstouren zurück gegen die um so viel reizvolleren Spielarten der intimen Tafelrunde im Kreis, der nicht weniger als die Zahl der Grazien und nicht mehr als die Zahl der Musen umfassen soll. Ein gutes Zeichen scheint das für die Individualisierung unsrer Verkehrsformen, für die Entwicklung vom Massenschmaus vulgo Abfütterung zu einem menschlich-persönlicher gestimmten Beieinander, vom Es-Dur des geräuschvollen Monstre-Orchesters zur intimen Kammermusik. Und auch die großen vielköpfigen Diners lösen sich heute in Einzelgruppen an kleinen Tischen auf, die mit ihren farbigen Lämpchen zwar nicht mehr

voll der Grandezza der an Rats- und Gerichtszimmer gemahnenden Hufeisentafel wirken, dafür aber phantastisch-kokett, redoutenhaft flimmern, Wahrzeichen einer Zeit, die, mit des alten Fontane Wort gesprochen, keinen Sinn für Feierlichkeit hat.

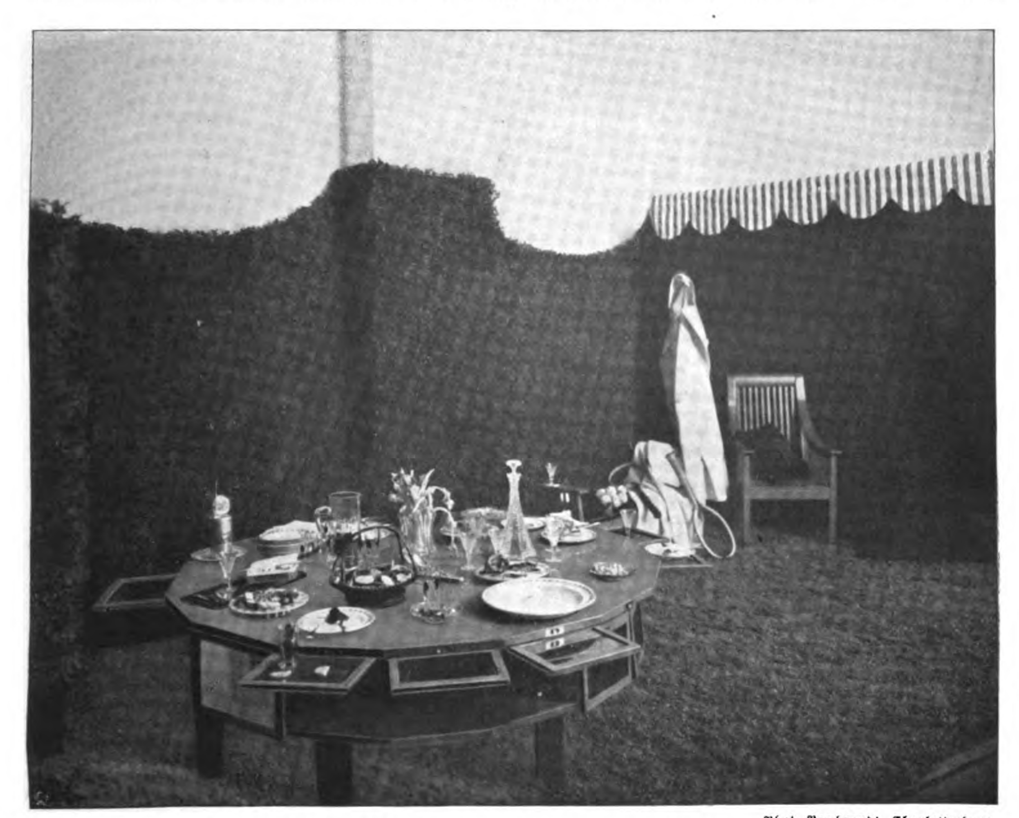
Sehr bezeichnend scheint es dabei, daß die Beispiele größerer repräsentativ aufgebauter Langtische retrospektiver Art, museumhaft sind. Die beiden Tische der Kgl. Kopenhagener und der Kgl. Berliner Porzellanmanufaktur benutzen nämlich den „gedeckten Tisch" nur als Gelegenheit zur Schaustellung von seltenem kostbarem Gerät. Die Kgl. Porzellanmanufaktur zeigt einmal wieder Gruppen aus dem berühmten Aufsatz-Triomfo: „Huldigung der Völker vor Katharina", einem Geschenk Friedrichs des Großen für die russische Kaiserin, und dazu das graziöse Kurlandgeschirr mit den durchbrochenen Tellerrändern. Und die gekrönte Kopenhagenerin breitet ihr Service „Flora danica" aus, das in Unterglasurmalerei auf dem Fond der Platten und Teller heimische Pflanzen und Kräuter, „ausgegraben mit allen Würzelein", weist, und das eigentlich, trotz der Kunst in dieser naturalistischen Darstellung, mehr als ein naturgeschichtliches Anschauungsexempel sich sehen lassen kann denn als ein eßästhetisches Gebrauchsgerät. Als solches wird es mit seiner gemalten vegetarisch-obligaten Beilage von jedem schlichten weißen Teller, der in Bescheidenheit und neutral seinen Fond als unbeschriebenes Blatt der Speise darbietet, geschlagen werden, ebenso wie auch das weiße Kristallglas, das seine Koloristik durch den Wein empfängt, lauterer ist als das eingefärbte und in seinem Ton festgelegte.

Freier und mit lebenserfüllterer Stimmung bedienen sich zwei Tische edlen Porzellanschmucks. Beide wählen weißglasiertes Nymphenburg. Ernst Friedmann stellt in die Mitte seines ovalen, ganz licht gehaltenen Tisches einen weißen Pfau, der auf lila Seidengrund im Kranz von Goldlack seine langhinwippende Schleppe trägt, vielleicht die geschmackvollendetste Komposition der Ausstellung, und der Graf Montgelas pflanzt



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Der gedeckte Tisch: Soupertisch in einem vornehmen Landhaus. Von der Frau Prinzessin August Wilhelm von Preußen.



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Der gedeckte Tisch: Frühstück beim Tennis. Von Frau Cucuel-Tscheuschner.

in das Zentrum seines kleinen Rundtisches einen üppig schwellenden Rosentuff und bettet in sein blühendes Dickicht Weidwerksgruppen von Jägern, Hund und Wild zur Parole des „Souper de chasse".

Farbensymphonien spielen andre Tischensembles. Besonders prangend das Landhausfrühstück von Ina von Kardorff zwischen hellen Wänden, von gemalten Girlanden umzogen, mit dem Kreis der buntgeblümten Cretonnesessel um den schimmernden Tisch (übrigens ein Motiv aus Max Reinhardts Speisezimmer), den Früchtestilleben, die an Cézanne erinnern, und der sanften, darüber schwebenden Rundlampe, verhüllt vom mattseidenen, blumenumzogenen Jupon.

Blaue und rote Anemonen, dicht geschart wie auf einer römischen Frühlingswiese, bilden eine Schmuckleiste für den Tisch von Franziska Bruck, und aus ihr heraus wächst der mit geschnitztem und dumpf getöntem Traubenornament verzierte Schaft einer Baldachinlampe, die aus breitrampigem Zelt ihren magischen Schein heruntergießt.

Gelb und grün erklingt eine zwitschernde Schalmeienweise von dem Tisch der Prinzessin August Wilhelm von Preußen. Seine Zierlichkeit steht in dem etwas tändlerischen Boudoir von Walser. Eine Spitzendecke auf grünseidenem Untergrund, in die Schwebefalter inkrustiert sind, bedeckt sie, und ein grünes „Suivez-moi"-Band flattert darüber hin. Im Fond ruht ein ovalgeschweifter Sprossenkorb, aus dem gelbe Tulpen quellen.

Eine Sondergruppe bilden genrehafte Inszenierungen, die meist nur spielerig und gewollt witzig sind oder „familientraulich" (z. B. das in Pantoffelgemütlichkeit plätschernde Stilleben „Großvaters siebzigster Geburtstag"). Immerhin ein gelungener Miniaturbühnenausschnitt ist das Tennismilieu von Frau Cucuel-Tscheuschner auf grünem Rasen mit Heckenwänden und Laube, umherliegenden Sportrequisiten, dem niedrigen Rundtisch mit den praktisch herunterklappbaren Glastabletten, um den sich die Gesellschaft zum Frühstück im Freien lagert.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Der gedeckte Tisch: Nymphenburger Tisch. Von Ernst Friedmann (i. Fa. Hohenzollern-Kunstgewerbehaus Friedmann & Weber).

Nach diesen leichten Rondos drei wuchtig-gediegene Tonarten. Die eine rustikal: der schwedische Jagdlunch auf blankgescheuerter, mit Tannenreisern bestreuter Eichenplatte, bestellt mit festem Zinngerät und kräftig-farbenfroher Fayence. Die zweite patrizisch: der mächtige runde Polisandertisch von Frau von Mendelssohn-Bartholdy, ohne Bedeckung in der selbstbewußten Schönheit des samttiefen dunklen Holztons, von dem sich klingend das Silber des Services mit dem Spiegelfond der Teller und dem Schimmer der Gläser in Orgelpfeifenreihe sowie der sprießende Flieder aus der bunten Chinavase abhebt.

Bei aller Distinktion erscheint diese ungedeckte Variation des „gedeckten Tisches" doch etwas frostig, vollkommener wirkt auf blühendem Batist und Spitzen das edle Silbergerät Emil Lettrés, das hier schon früher beschrieben, und das in feiner Auswahl von Richard C. F. Schulz für einen Teetisch vereinigt wurde, in einer dekorativen Ecke mit altenglischem Mobiliar, vor einem grün-goldenen gestickten Morris-Wandbehang.

Das „Reich der Frau", von dem wir in diesen Blättern nur druckerschwärzlich und mit Worten kleine Abbilder und Ausschnitte geben, breitete sich jüngst in Anschauungsfülle, vielgestaltig und provinzenreich in den Hallen am Zoo aus. Die Ausstellung der Frau in Haus und Beruf hatte da ihr Lager aufgeschlagen, und wir, die an dieser Stelle vom Geschmack und vom Schmuck des Lebens sprechen — die soziologische Seite hat die Leserin von einer kundigen Feder schon besonders behandelt gefunden —, bemerken vor allem, wie lebendig die Inszenierung dieser großen Veranstaltung gelang.

Die Regisseurinnen Fia Wille und Else Oppler-Legband hatten mit Sinn und Kunst die mannigfachen Teile räumlich zu einem Organismus komponiert und ihm ein lebendiges Kleid gewirkt. An eine festliche Gartenstadt dachte man bei diesen weißen Kiosken, polygonen Pavillons und Rundtempeln, die in grünen Rasenbeeten lagen und von Blumenständen umblüht waren.

Die angewandte Kunst in der Frauenhand kam hier zu dekorativer Erscheinung. Nicht



Phot. E. Frankl, Berlin.

Der gedeckte Tisch: Abendtafel. Von Franziska Bruck.

minder aber auch die Kunst des Anwendens. In dieser Regie war das Lockende und zum Schauen Anregende die Art der Darbietung. Nicht allein die Objekte der Ausstellung interessierten, sondern wie sie Glieder und zum Schmuck dienende Requisiten eines Gan=



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Der gedeckte Tisch: Frühstück im Landhaus. Von Frau Ina von Kardorff.



Phot. Boedecker, Berlin.

Die Frau in Haus und Beruf: Abendkleider aus den letzten achtzig Jahren. Entworfen und ausgeführt von den leitenden Direktricen des Hauses Spitzer.

zen wurden. Da war z. B. die Gruppe: Die Frau als Sammlerin. Das Gebiet war nicht in langweilig aneinandergereihten Schränken vorgeführt, vielmehr wurden die Bibelots und Raritäten in ihren zierlichen Vitrinen und eingebauten Wandkästen das natürliche Ornament und der selbstverständliche, stolz repräsentierende Raumschmuck der feingegliederten Empfangshalle des Lyzeumklubs. Jarno Jessen hat Auslese und Anordnung dieser Gruppe verwaltet, die in schönen Stücken die sammlerischen Lieblingsneigungen der Frauen zu Porzellan, Spitzen, Fächern, Miniaturen, Japonnerien zeigte, aber auch Ethnographisches und Archäalogisches. Eine besondere Kuriosität bildete dabei die Fingerhutkollektion der Baronin von Schey mit ihren Kleinkunstwerken aus Gold, Silber, Email, Porzellan. Und bei den Porzellanexemplaren fiel als charakteristisch auf, wie die Motive der Fassen mit Devisen, verschlungenen Namen, Genreszenen streublümchenweise auf diesen Däumlingen wiederkehren.

Und auch die Interieure, die das Wirken der Frau als Innenarchitektin vorführten, lagen nicht in unfruchtbarer Schönheit da, auch sie wurden dienstbar gemacht, sie betätigten ihren Beruf innerhalb des Lebensbetriebes der Ausstellung und bestätigten damit ihre Zweckmäßigkeit.

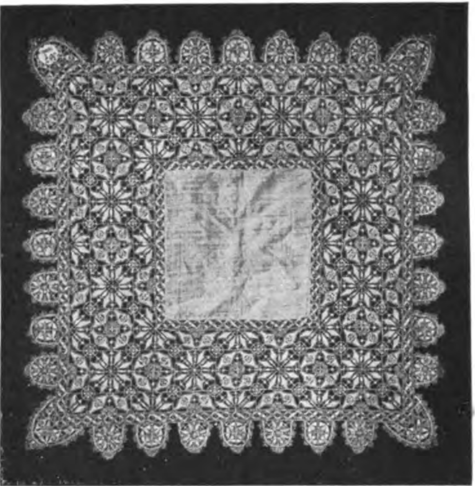
So gab das „Redaktionszimmer" den gemäßen Rahmen für die Gruppe: Die Frau in der Presse, und stand der Pressekommission zur Verfügung. Elisabeth von Baczko hatte es entworfen mit grauen Möbeln auf grünen Wänden, die durch breite Leistenbänder mit schwarzen Perlstäben gegliedert werden. Der Raum war als das Zentrum eines Hauskörpers gedacht, er hatte Deckenoberlicht und keine Fenster, wodurch sich große Wandflächen ergaben, die der Ausstellung von Porträten deutscher Journalistinnen dienten.

Der Bibliotheksraum von Frau Oppler-Legband hatte zum Inhalt das literarische Werk der Frau in seiner Bücherei von zweitausend Bänden. Der Studiocharakter des Zimmers kam voll und ernst heraus, ohne dabei zu schwer zu wirken. Glücklich ward das Bedrückende des „Bücherhaufs bis ans hohe Gewölb hinauf" vermieden. In halber Höhe umzogen Regale die Wände, sie bildeten ein Paneel, auf dem Schaugerät aufgestellt war, und ihre strenge Geradheit ward angenehm und mildernd unterbrochen durch eingebaute Vitrinenbuchten, hinter deren facettierten Scheiben zwischen Seiden apartes

Bric-à-brac zu koloristischen Stilleben sich ordnete.

Ergänzend umfaßte der Musiksalon von Frau Cucuel-Tscheuschner das gesamte Wirken der Frau auf musikalischem Gebiet in dem Material, das in den schönen Notenschränken mit ihren praktischen Aufklappfächern untergebracht wurde: Kompositionen, musikhistorische und pädagogische Arbeiten, Zeitschriften, Programme, statistische Tabellen.

Das Zimmer empfing durch seine Tönung in Schwarz und Blaulila einen tiefen, fast mystischen Farbenakkord und weckte Andacht zum Klang. Die hieratische Starrheit der steilen Sessel mit ihren pyramidenförmig ansteigenden Rückenlehnen, das Notturno der samtdunklen Wände belebte sich grazil durch zierliches japanisches Gitterwerk. Die anmutigen Aussägemuster in ihren wechselnden Verschleifungen und Verkreuzungen paßten sich als Panneauxfüllungen in die Wand, sie rahmten als Pfostenleisten und Supraporten die Türen ein, und sie bildeten in den Kassetten der Decke Laternenkästen mit weißer Seide hinterspannt, aus denen Schleierlicht herniederrieselte voll Turandotmagie.



Phot. Boedecker, Berlin.
Die Frau in Haus und Beruf: Geklöppeltes Reticellamuster der Kgl. Sächsischen Muster-Klöppelschule.



Phot. Boedecker, Berlin.
Die Frau in Haus und Beruf: Schlesische Spitzenkunst.

Es schlossen sich an ein vornehmes ruhevolles Speisezimmer in Polisanderholz mit Einlagen von Fia Wille und ein Schlafzimmer von Elisabeth von Hahn, das in seiner Farbenstimmung der weißen Möbel, des breiten lichten Lagers unter dem grünen Zelt, der freistehenden polygonen Hutvitrine Reize hatte, das sich aber seine Wirkung verdarb durch die hölzernen, schwarz abgesetzten Schwanenhälse, die als Verstrebungs- und Verbindungsglieder wenig geeignet für das sachlich konstruktive Mobiliar verwendet wurden.

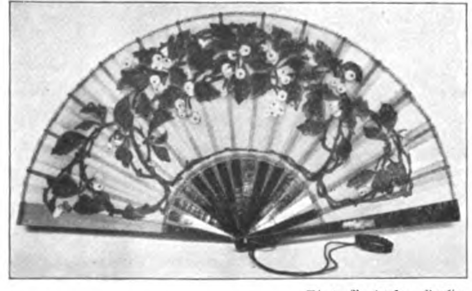
Ihren sicheren koloristischen Geschmack erwies aber dieselbe dekorative Künstlerin in ihren erlesenen Schaufenster-Inszenierungen. Sie ließ zwischen samtdunklen Wänden orange, blaue, champagnefarbige Stoffe herabrieseln, von weichem Oberlicht hinter abblendender Glasdecke übergossen, eine Whistlersche Symphonie. Oder sie stellte einen Buddha aus düsterer Bronze zwischen silbrig gestickte Paravents, auf denen sich Schimmerblütenzweige verästen. Figurinen gruppierte sie in Interieuren und zeigte die Wechselwirkung der Kostümstoffe und der Raumstimmung. Und dies Ausstattungsstück gab ein gutes


Phot. Boedecker, Berlin.
Die Frau in Haus und Beruf: Metallstickereien von Else Wislizenus.

Beispiel dafür, wie das großstädtische Schaufenster geschmackerziehende Mission übernehmen kann.

Ein anregendes Modentheater spielte in einem andern Schauraum, dem Spitzerschen Pavillon. Man sah hier an Mannequins eine retrospektive Ausstellung der Trachten des neunzehnten Jahrhunderts: eine Staatsrobe von 1830 mit Stuartkragenflügel an den Schultern, goldgesticktem Atlaskleid und einer blauen Courschleppe mit Goldpalmetten und hermelinverbrämtem Rand. Um 1850 gaukelt ein Rosafalbelkleid mit Lambrequinraffung, von Blumengirlanden und Florbändern aufgebunden, dazu eine langspitzige blaßrosa Schnebbentaille, und um die Ohren der Schönen pendeln Pfropfenzieherlocken. 1870 regiert die Krinoline, sie stolziert weiß mit lila und grünen Girlanden, die Korsage ist grün geschnürt, und breitwölbig bauschen sich Hüften und Environs mit dem Ehrgeiz der Venus Kalipygos. 1890 bringt Samtkeulenärmel, aufgeblasen wie Pneumatiks. Und nach diesen Perioden, deren Ziel es scheint, den Frauenkörper über seine Ufer treten zu lassen, dann die Mode unsrer Tage, die Mode der Hüftenlosen, der schlanken Linie, des schmalen Schreitens, als wären die Knöchel mit jenen goldenen Ketten gefesselt, die von den Propheten des alten Bundes als Werkzeug der Eitelkeit mit so schwerem Fluch belegt wurden. Ein Wickelkleid aus Silber- und Goldschmelz vertritt die Mode von 1812, und aus der Frisur ragt, einem Brillantköcher entwachsend, ein wehender Reiher.

In den Abteilungen der Kleinkünste traf man manches Bekannte aus der Fächer- und der Spitzenausstellung wieder. Sehr schön bestellt war die Abteilung für Kissen und Stickerei. Eine prangende Farbenlust schwang sich hier aus. Nicht nur die matten, verlöschenden Morbidezza-Nuancen, auch die strotzende Fülle und Kraft harmonischer Buntheit blühte hier, und solcher Mut zur Farbenfreude und die Sicherheit, lebhaft ohne Grellheit zu werden, hatte gewiß die Anregung der gesund-leibhaftigen Volkskunst — die auch in diesem Rahmen nicht fehlte — gegeben. Man freute sich, unter den Deutschen als Gast Florence Jessie Hoesel zu begrüßen, diese delikateste Nadelkünstlerin, die ein so hingebungsvolles Naturgefühl mit dem sichersten Takt


Phot. Boedecker, Berlin.
Die Frau in Haus und Beruf: Fächer von Margarete Erler.

für die Ausdrucksbedingungen des Materials verbindet und ihre Motive der Landschaft, Hügel und Täler, das Hängegezweig der Birken und Trauerweiden, den blumengestickten Plan, so natürlich und zwanglos künstlerisch umsetzt in die Sprache der Nadel und der Fäden.

Eine Enttäuschung bereitete der Stand für Porzellan, Keramik, Glas. Von wenigen Ausnahmen der Überlaufglasuren abgesehen, herrschte hier das Gegenbeispiel schlimmster Art vor, mißfarbene, spielerige, blümelnde Tändeldekore, mäßige Basarware, als wäre eine Schreckenskammer beabsichtigt gewesen.

In den Schmuckschreinen sah man gute, wenn auch nicht originelle Kompositionen aus grauem Silber und Email oder Halbedelsteinen. Nordische Anregungen ließen sich dabei merken. Einen schönen, in letzter Zeit vernachlässigten Stoff hat sich Sophie Luise Schlieder neu entdeckt, den gelben rauchigen Bernstein. Sie verarbeitet ihn zu Messer- und Gabelgriffen, zu Schirmschaften, Petschaftstielen, Korkenknöpfen, Hutnadelknäufen, Nagelpolierbügeln.

So in allem spürte man am Ende doch etwas von jenem Naturell der Frauen, das nach Goethe „so nah mit Kunst verwandt“.

XV

Die wiedererwachte Silhouette

Von Johannes Schattingen



Am Boden kniend, die Arme galant geöffnet, ein eleganter junger Kavalier des Ancien régime in Eskarpins und Seidenstrümpfen, Jabot und Spitzenmanschetten — in zärtlicher Attitüde zu ihm herniederschwebend, kaum dem weit aufgerissenen leckeren Schnabel der wandelnden Schere entronnen, eine graziöse Schöne in Reifrock und Spitzengewölk, die zierliche Lorgnette in der Linken, während die Rechte kokett den Saum des Kleides hebt: in dieser Szene hat die Künstlerin des Plakats, mit dem das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus von Friedmann & Weber in Berlin im jungen Frühling dieses Jahres zur Silhouettenausstellung einlud, trefflich Heimat, Geburtszeit und Kulturstil dessen





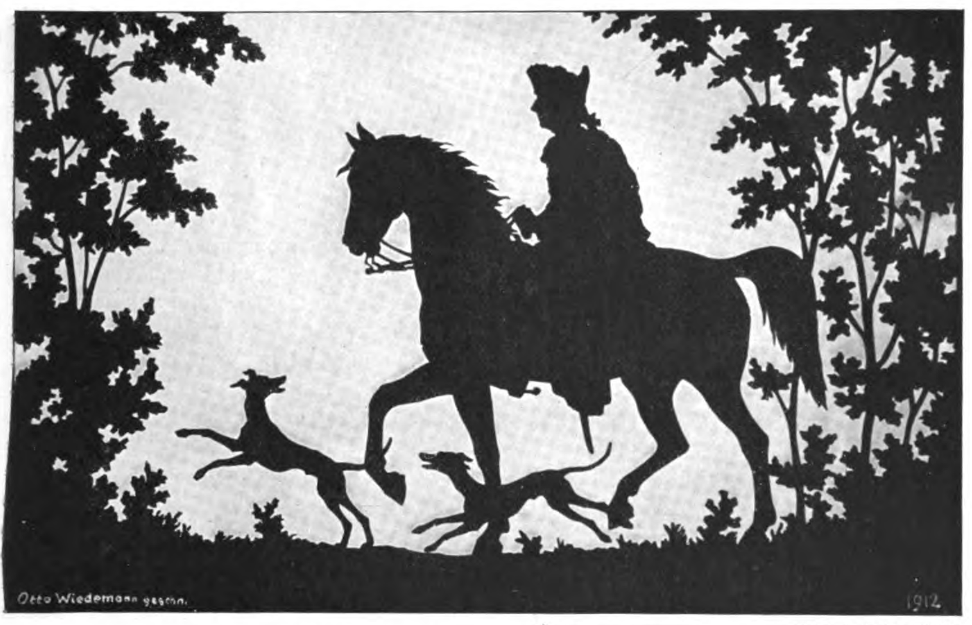
Phot. E. Salter, Berlin.
Prinz Friedrich Leopold von Preußen (Sohn): Florinde.

angedeutet, was wir meinen, wenn wir heute von Silhouetten reden. Schon im Altertum mag man die Kunst gekannt und geübt, im Mittelalter sie wieder aufgenommen und variiert haben, aber ihren Siegeszug durch die Welt begann sie erst mit dem, der ihr den Namen geliehen hat: mit Mr. Etienne de Silhouette, dem gestrengen Finanzminister Ludwigs XV. (1709 bis 1767). Gleich allem, was dieser arg verschriene Geizkragen propagandierte, war auch sie ein Kind der Sparsamkeit: sie sollte aus den üppigen Boudoirs die rosigen Schäferszenen Watteaus, Paters, Lancrets und Fragonards mit ihren sanft blühenden Frühlingsfarben verdrängen und, lange vor der Guillotine, dem allzu bunten Kunst- und Liebesgetändel den Lebensfaden abschneiden. Es gelang ihr über Erwarten schnell. „Seither", schrieb Mercier in seiner Lasterschilderung „Tableau de Paris" von 1781, „erschien alles à la Silhouette." Das will heißen: aus den Salons, aus der Tracht, aus den Bildern selbst schwindet die Farbe, „die Wände bleichen", um mit Julius Leisching, dem kundigen Biographen der Silhouette, zu reden, „Gold und Weiß wird Trumpf, und die schöne Sinnenlust der Farbe flieht in die Miniatur. Doch nicht jeder kann sich ihrer erfreuen. An die Stelle der aristokratischen Miniatur, der letzten Erbschaft fröhlicher Rokokozeit in scheinbar unverwelklicher Liebe und Schönheit, tritt der demokratisch ernste Schattenriß, das richtige Spiegelbild eines von Krieg und Armut gepeinigten freudlosen Geschlechts. Ein Vorläufer der Photographie, wird der Schattenriß, aus schwarzem oder weißem Papier geschnitten, gemalt oder gestochen, zum volkstümlichen Porträtisten der Biedermeierzeit."

Der Biedermeierzeit! Das erklärt, warum und wodurch gerade jetzt die Kunst der Schere wieder mit erfrischter Daseinslust mitten unter uns auflebt. Mit den birkenen Servanten, zitzkattunenen Sofas und geblümten Vorhängen der Biedermeierjahre, die zum Protzengeschmack einen so rührend bescheidenen Gegensatz bilden, kommt auch die Silhouette wieder zu Ansehen und Ehren. Im Verborgenen hat sie ja immer weitergeblüht. Philipp Otto Runge in Hamburg und Andersen in Kopenhagen, auch Schwind und Mörike haben sich und andre mit ihr vergnügt, nachdem sie zur Schiller- und Goethezeit in Deutschland ihre Triumphe als intime oder — man denke an Lavater — gar als wissenschaftlich zugespitzte Porträt-



Phot. Zander & Labisch, Berlin.
Carlos Tips: In der Bar.



Phot. E. Salter, Berlin.

Otto Wiedemann: Friedrich der Große.

kunst gefeiert hatte; Fr. X. Geiger in Wien, Graf Pocci in München, Karl Fröhlich und sein Schüler Konewka in Berlin haben sich halb spielend, halb ernsthaft ihrer angenommen, und in unsern Tagen sind Heinrich Wolff in Königsberg, Johanna Beckmann in Berlin, Otto Böhler in Wien, Henri Rivière in Paris auf den Plan getreten, um — jeder mit einer Spezialität — der alten Tradition neue Lebenskraft einzuflößen.

Da schien es der deutschen Sammler- und Organisationsfreude wieder einmal an der Zeit, den Reichtum zu sichten und ihn leuchten zu lassen vor den Leuten. Schon vor Jahr und Tag hatte Wien im Kunstsalon von Heller seine Silhouettenausstellung, und bald darauf, 1906 oder 1907, folgte in Berlin der Kunstsalon von Werckmeister. In diesen beiden Veranstaltungen herrschte aber stark noch die historische Silhouette vor, das Moderne wurde als Einsprengsel gleichsam nur so mitgenommen und mehr als Kuriosität denn als ernsthaftes Erzeugnis einer ernsthaften Betätigung von Folge und Zukunft betrachtet. Das hat sich mittlerweile gründlich geändert. Es war die große Überraschung der Ausstellung im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus, daß sie sich ganz auf ihre eigne Zeit verließ, nur zeitgenössische Arbeiten zeigte und dabei doch eine erstaunliche Fülle, Mannigfaltigkeit und Initiative an den Tag brachte.

„Dilettantenzeitvertreib" höre ich sagen. Und in der Tat, es war manches darunter, das diesen Namen — verdient. Denn vergessen wir doch nicht, welch guten redlichen Sinn der Name „Dilettant" ursprünglich hatte: die Renaissance verstand unter ihm einen kunstbegeisterten, zur Selbsttätigkeit gedrängten Schwärmer, der in allen feinen Entzückungen der Anempfindung schwelgt. Hierher gehören die mannigfachen, so schön von Geschmack, Geist, Witz und lebendigem Interesse zeugenden Schnitzeleien der fürstlichen Herrschaften, aber auch mancher bürgerlichen Hand, die da — ohne weitere Trennung oder Auszeichnung — mitten zwischen den streng künstlerischen zu sehen waren. Die Freude am diskret beseelten Spiel muß der Schwarzkunst noch ganz besonders eingeboren sein. Gibt es etwas Leiseres, etwas, das weniger aufdringlich, weniger anspruchsvoll und leichter zu verbergen wäre, wenn Unberufene das Tete-a-tete mit dem stummen Instrument stören wollen? Hätte Kronprinz Friedrich Silhouetten geschnitten statt Flöte geblasen, vielleicht hätte keines rauhen Vaters Hand ihn aus seinem Jugendparadies vertrieben. Es ist doch wohl etwas von seinem Blute, das sich in den künstlerischen Lieb-



Phot. E. Salter, Berlin.
Gabi Möschl: Empfang.

habereien der jungen Prinzen August Wilhelm und Friedrich Leopold sowie unsrer Prinzessin Viktoria Luise regt.

Doch die Führung — und das war weiter bezeichnend für diese fein komponierte Ausstellung — behaupteten mit Recht die bewußten und verantwortungsbereiten Künstler. Die sich allein an das Porträt hielten, waren von den Dilettanten am schwersten zu unterscheiden: diese Kunst hat eine so weit ausgebreitete Tradition schon aus der klassischen Zeit her, daß sich aus dem guten, geschmackvollen Durchschnitt der Leistungen nur selten einmal Individualitäten von Rang und Charakter wie Otto Böhler mit seinen wohlbekannten Musikersilhouetten herausheben. Bei den andern, die sich an Fröhlich und Konewka anlehnen, kommen Erfindungsgabe, Witz, Sicherheit des Blicks und der Hand schon eher zu ihrem Rechte. Ihre Melodien sind die der Romantik, bald zierlicher, bald kräftiger variiert. Namentlich Johanna Beckmann, die von inniger Naturempfindung beseelte Virtuosin des aufs feinste verästelten Gräser- und Rankenwerks — wir haben ja hier wiederholt Proben ihrer Kunst gezeigt — darf als ihren Ahnherrn den Meister der Pflanzensilhouetten, Philipp Otto Runge, verehren. Ein männliches Gegenstück zu ihrer manchmal überzarten Scherenkunst, die „der Menschheit Schnitzel kräuselt“, stellt der Königsberger Professor Heinrich Wolff dar. Deutlicher und glaubhafter als andre, bei denen die Konturen nicht immer nach dem Schnitt der Schere wirken, sagen seine Silhouetten: Wir sind nicht etwa vorgezeichnet, wir sind aus freier Hand ohne Hilfsmittel geschnitten! Man erkennt das am besten daran, daß bei allen Wolffschen Stücken die „Ausschnitte“, die von der Schere geschaffenen Löcher das formbildende Prinzip abgeben; seine perspektivischen Landschaften sind wohl das Vollendetste in seiner Art. Doch ist mit diesen zwei Typen die künstlerische Nachkommenschaft Fröhlich-Konewkas bei weitem nicht erschöpft. Denn hierher gehört auch der Berliner Otto Wiedemann, der Kinder und Tiere, Fuhrwerke, Zirkusszenen und Sport bevorzugt, und der Münchner Rolf Winkler, der, auch wo er auf farbige



Phot. Zander & Labisch, Berlin.
Dorothee Bock von Wülfingen: Hilde Wangel.



Phot. E. Salter, Berlin.
Marthe Landsberger: Der verwunschene Prinz. (Dreiteiliger Lichtschirm.)

Tönung des Hintergrundes verzichtet, das Feinste und Delikateste gibt, Stücke, auch in den schwierigen Landschaften von einer Kultur und Qualität, daß man wohl daran denken darf, ihn später einmal zum Gegenstand eines eignen Aufsatzes zu machen.

Waltet bei diesen und andern Silhouettenschneidern noch die Tradition aus der Genre- und Geschichtsmalerei vor, so haben sich andre vom modernen Plakat mit seiner kontrastschweren Flächenwirkung anregen lassen. Was das Plakat, seinem Zweck entsprechend, durch Wucht und Energie erzielt, das übersetzt der zierlichere Scherenschnitt in das Feine und Zartere: die Reduktion der Erscheinungen auf das Wesentliche ihrer Form. Hier waltet größere Kühnheit, Freiheit und Selbstherrlichkeit, das Kleinliche und allzu Zierliche wird gemieden, der starke Umriß, die kecke Unterbrechung, mit einem Wort der impressionistische Wurf dominiert, wie denn auch die Stoffe oft aus dem modernen Gesellschaftsleben mit seinen pikanten, kapriziösen Momentbildern gewonnen werden. Die Blätter von Carlo Tips sind gute Beispiele dieser Gruppe.

Doch die Silhouette, einmal wieder flügge geworden, mag sich mit der altererbten, streng gebundenen Technik nicht begnügen. Sie strebt über die bloßen Formenreize hinaus auch farbige Wirkungen an. Fraglich, ob ihr das zum Heil ausschlagen wird, ob das statt eines Fortschritts nicht schon wieder das erste Anzeichen der Dekadenz bedeutet. Freilich, dagewesen ist auch das längst. Schon im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts malte oder zeichnete man mit allen Mitteln der modellierenden Malerei Straßen, Wege, Häuserfronten u. dgl. und setzte erst in sie hinein nachträglich die silhouettierten Gestalten — eine Vermischung der Stile, die sich schon damals als nicht ungefährlich erwies. Jetzt ist man darin vorsichtiger, abgemessener und geschmacksicherer geworden, man sucht die



Phot. E. Salter, Berlin.
Marie Margarete Behrens: Geburtstagskaffee. (Tablett.)

Farben delikater aufeinander abzustimmen, aber die Auflösung der Silhouette ist hier sowenig zu verkennen wie die der Plastik in polychrom bemalten Bildwerken. Böhler soll der erste gewesen sein, der durch übereinandergeklebte Lagen geschnittenen farbigen Papiers seinen Gestalten und Gruppen landschaftliche Prospekte zu geben wußte. Was er noch diskret in gedämpften neutralen Tönen hielt, übersetzten andre keck und verwegen, wie das moderne Künstlergeschlecht nun mal ist, in krasse Kontrastfarben und verpflanzten es aus dem Hintergrund auf die Gestalten selbst. Man sah da in der Ausstellung Beweise einer raffinierten Geschicklichkeit, aber auch arge Entgleisungen des Geschmacks. Sogar als Unterrichtsgegenstand auf Kunstgewerbeschulen, z. B. in Hamburg, hat sich diese farbige Silhouetten-Klebearbeit schon eingebürgert. Solche Hantierung mag den Sinn für Farbe und Form bilden helfen, eine gewisse Unvornehmheit wird sie schwerlich überwinden lernen, und die willkürliche Verquickung der Stile und Techniken wird dem feiner und sauberer Empfindenden immer eine Störung des künstlerischen Gesamteindrucks bedeuten, wie denn auch die Ausstellung, nachdem sie einmal B gesagt hatte, mit solcher Verachtung der natürlichen Schranken tief in das Abc hineinglitt und von der Silhouette unversehens in das Plakat geriet.

Ihrer Anregungskraft freilich tut das keinen Abbruch. Im Gegenteil, es ist noch immer klärend und förderlich gewesen, auch die Grenzen einer Kunst zu erkennen und sich durch ihre Ausschweifungen an die Gebote ihres Wesens und Charakters mahnen zu lassen.

Du weintest, Mutter!

Und wieder einmal war ich bös gewesen
Und stand nun stumm und schuldbewußt vor dir.
Du schwiegst. Doch konnt' ich dir im Auge lesen:
„Warum — warum, Kind, tatst du solches mir?"

Du sprachst kein Wort. Doch eine Träne rollte
Ganz leise rinnend über dein Gesicht.
Den Schmerz, den mir dein Mund verschweigen wollte,
Verschwieg mir doch jetzt deine Träne nicht.

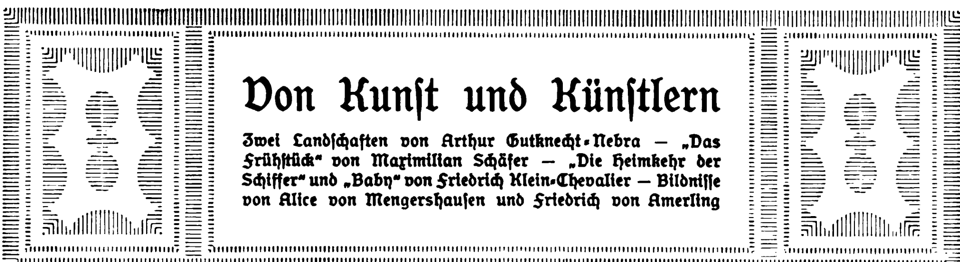
Die Träne, die mir all dein Leid erzählte,
Fiel jäh herab auf meine Knabenhand.
Kein brennend Feuer, das mich jemals quälte,
Hat mich so glühend heiß wie die gebrannt!

Da mußt' ich wiederum mein Haupt begraben
Wie schon so manches Mal in deinem Schoß,
Und aus der leidgepreßten Brust des Knaben
Rang sich der Reue laute Klage los. —

Vergessen hab' ich manche gute Lehre,
Viel neues Leid hat längst mein Herz versteint ...
Doch immer brennt mich noch die alte Zähre,
Die du im Kummer einst um mich geweint.

Ludwig Nüdling






Von Kunst und Künstlern

Zwei Landschaften von Arthur Gutknecht-Nebra — „Das Frühstück" von Maximilian Schäfer — „Die Heimkehr der Schiffer" und „Baby" von Friedrich Klein-Chevalier — Bildnisse von Alice von Mengershausen und Friedrich von Amerling

Wer sich mit nur ein wenig Liebe in die beiden von uns farbig wiedergegebenen Landschaften von Arthur Gutknecht-Nebra vertieft, wird die intuitiv erfaßte Naturstimmung fühlen, aus der heraus sie entstanden sind. Man spürt: dieser Künstler sieht seine Bilder nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus, die Konzeption ist blitzartig da und fertig, sobald irgendein besonderes Beieinander farbiger Flecken sein Empfinden erregt. Nur schwer wird der Laie den Gedanken los, es müsse bei der Entstehung eines Bildes irgendein literarisches Interesse oder ein novellistischer Zweck mitgespielt haben. Und doch wird der Geist des echten Malers entscheidend von solchen Nebendingen niemals in Tätigkeit gesetzt; was ihn in Schwingung bringt, sind rätselhafte, geheimnisvolle Kräfte, die in ihm verborgen liegen, und die nun ihren ebenso rätselhaften wie geheimnisvollen Anruf aus dem Stück Natur erhalten, das sich da zufällig vor dem Auge des Künstlers ausbreitet.

Suche ich nach einem Vorbild, nach einer geistigen Verwandtschaft aus der Kunst, in deren Nähe diese Bilder vielleicht gestellt oder womit sie doch von fern verglichen werden könnten, so fällt mir Ruisdael ein, er mit seiner einsamgroßen Auffassung einer Landschaft, mit seiner tiefen, schwermutsvollen Poesie und seinem innigen Sicheinfühlen in die unendlich große und reiche Natur. Ich weiß, und der Künstler gewiß noch mehr, daß dies nur ein ragendes Ideal ist, das sich da aufpflanzt, ein Meister- und Musterbild, das er weder erreichen kann noch will, denn als Kind seiner Zeit liegt ihm doch noch einiges andre am Herzen als dem Holländer des siebzehnten Jahrhunderts, jene modernen — ja, wir sagen ja nun mal: Fortschritte der Auffassung und der Technik, als da sind genaue Beobachtung des Lichts und der Luft und das größere theoretische Wissen vom Wesen der Farbe. Ein hohes Ziel, ein ungeheures Pensum, das er sich vorgenommen hat — wird er Kraft genug haben, es zu bewältigen?

Früh und gebieterisch genug hat sich der Trieb zur Kunst in ihm geregt. Schon als Junge von sechs Jahren fing er an, selbständig dies und jenes, Gedachtes und Geschautes bunt durcheinander im Bilde festzuhalten. Sein Vater war Forstmann, und so verlebte er seine Jugend fernab vom Stadtgetriebe in inniger Berührung mit der Natur. Noch entsinnt er sich deutlich einer kleinen Episode aus frühem Kindesalter. Sein Vater hatte ihm einen Mistelzweig aus dem Walde mitgebracht. Kaum war der Knabe allein, so band er diesen Zweig über eine Ecke des Ofens, so daß eine Art von Laube entstand. Und unter diese Laube gekauert, mit einem Bleistift und Vaters altem Notizbuch ausgerüstet, erdachte er sich nun ein Märchen, aber nicht, um es in Worten aufzuzeichnen — so weit war er in der Kunst des Abc noch gar nicht vorgedrungen —, sondern um die romantischen Ereignisse dieses Märchens in Bildern auszudrücken. So entstand auf den leeren Blättern des Notizbuches allmählich eine ganze Serie von Zeichnungen, die, wenn nicht den Beifall, so doch die Verwunderung der Familie erregten. Doch aus Verwunderung wurde Respekt, als sich dieses Zeichentalent im Laufe der Jahre immer deutlicher und kräftiger ausprägte, und so schickte der Vater den Sechzehnjährigen in Gottes Namen auf die Akademie nach Leipzig. Hier erlernte er denn nun gründlich die verschiedenen Techniken der Zeichenkunst, gleichzeitig aber auch die Lithographie. Doch kaum hatte er ein Jahr diesen Studien obgelegen, da starb der Vater, und für die Familie brachen trübe, sorgenschwere Zeiten an. Zwar erhielt der junge, so offensichtlich begabte Kunstschüler von verschiedenen Seiten Stipendien, die es ihm ermöglichten, den Akademiebesuch noch zwei Jahre fortzusetzen, nach Ablauf dieser Frist jedoch mußte er sich notgedrungen einen Broterwerb suchen. Da gab es keine lange Wahl. Eine Ansichtskartenfabrik engagierte ihn mit dem Auftrage, ihr im Jahre so und so viele Vorlagen für ihre Industrie zu liefern. Die Fron — der übrigens Gutknecht-Nebra keine bösen Worte nachsagt, denn er hat manches Gute dabei gelernt, und den Spender des lieben Brotes soll man nicht schmähen, wenn es einem nachher auch noch so gut geht —, sagen wir also lieber: dieser Dienst an einem einträglichen Kunstgewerbe dauerte acht volle Jahre, und als er aufhörte, hatte der Künstler einen Batzen Geld im Beutel, mit dem sich der Kunst schon eine Weile nach idealen Grundsätzen dienen ließ.

Mit seinen in der sommerlichen Urlaubszeit entstandenen Studien ging der Maler also zu Professor Eugen Bracht in Dresden und bat um Rat und Hilfe. Bracht bewies sich auch hier als der uneigennützige Helfer und Förderer, als



der er einer ganzen Künstlergeneration zur Seite gestanden hat. Kurz entschlossen nahm er den Schüler in sein Meisteratelier für Landschaftsmalerei auf. Doch allzulange dauerte die Herrlichkeit nicht. Der Geldbeutel schrumpfte bald bedenklich zusammen, und eines Tags hieß es zu den Fleischtöpfen der Ansichtskartenfabrik zurückkehren. Doch der höhere Ehrgeiz war einmal geweckt, und er ließ so bald nicht wieder los. Schon nach kurzer Zeit veranstaltete Gutknecht-Nebra in einem Leipziger Kunstsalon eine Ausstellung seiner Arbeiten, die durch Beifall aus der Presse wie aus dem Publikum belohnt wurde. Ja, es fanden sich kunstsinnige Menschen, die sich für diesen Künstler auch mit tätiger Hilfe einsetzten, so daß er nun ganz wieder seiner reinen und hohen Kunst leben konnte. Jetzt verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin und studierte noch zwei Jahre lang an der Charlottenburger Akademie unter Professor Kallmorgens Leitung. In den beiden letzten Jahren weilte er über Sommer am Chiemsee, wo Professor Julius Exter sein Lehrer im Malen nach dem nackten Modell wurde. Gerade dieser Kursus hat ihn nach seinem Empfinden beträchtlich weitergebracht. Verstimmte ihn in seinen früheren Gemälden oft noch eine gewisse Trübung und Luftlosigkeit der Töne, so brachte ihn Exters geistreiches und mit größter Konsequenz ausgearbeitetes System der analytischen Zerlegung der Farbe darüber hinweg und führte ihn zu der Verwendung weniger, aber reiner Pigmente, die nun seinen künstlerischen Absichten erst die volle angemessene Ausdruckskraft zu verbürgen scheint.

Maximilian Schäfer, dessen Gemälde „Frühstück" wir gleichfalls in Vierfarbendruck wiedergeben, ist unsern Lesern kein Unbekannter mehr: erst vor Jahresfrist (Februarheft 1911) haben wir sein delikates „Schlafzimmer der Herzogin" gebracht. Schäfer ist geborener Berliner (geb. 1851). Er hat seinen ersten künstlerischen Unterricht an derselben Berliner Akademie genossen, an der er jetzt als Lehrer tätig ist, verdankt aber seine entscheidende Ausbildung in den Jahren 1874 bis 1878 dem damals in Weimar lehrenden belgischen Maler Alexander Struys. Als Nachfolger Warthmüllers zum Leiter der Berliner Stillebenmalklasse berufen, entfaltete Schäfer nicht bloß eine fruchtbare Lehrtätigkeit, sondern ist auch der Schöpfer einer ganz eigenartigen Studiensammlung geworden, wie sie in solcher Vollkommenheit wohl kaum eine andre Akademie zu bieten vermag. Es ist dies eine lange Flucht von Interieurateliers, angefüllt mit dem kuriosen Hausrat, den der emsige Sammler für sich und seine Lehrzwecke aus den verschiedensten Stilperioden und Gegenden zusammengebracht hat. Seinen eignen Stilleben- und Interieurbildern sind diese Studienkabinette oft unmittelbar zugute gekommen, wie gewiß auch das „Frühstück" sich dort Anregung und Requisiten geholt hat. Das Gemälde, zuerst auf der vorjährigen Großen Berliner Kunstausstellung hervorgetreten, ist inzwischen von der Ausstellungskommission für den preußischen Staat angekauft worden.

Zum ersten Male zeigen wir in diesem Hefte etwas von den Schöpfungen des Malers Friedrich Klein-Chevalier. Wir müssen uns da eigentlich selbst einer Unterlassungssünde zeihen, denn verdient hätte es dieser vielseitige und entwicklungsreiche Künstler längst. Aber markant und eigenartig ist er doch eigentlich erst in den letzten Jahren hervorgetreten. „Seine neue Kunst", sagt Max Oeser in der vergangenes Jahr bei Keller in Frankfurt a. M. erschienenen Monographie, „steht seiner früheren fast bruchartig gegenüber. Gebrochen hat er mit vielem Wesenlosen, Äußerlichen; gebrochen hat er auch mit einer nur allzu sicher und ruhig arbeitenden und die Dinge mehr überlegen von oben herab behandelnden Art. Was man an seiner Kunst als kühl empfand, verschwand. Plötzlich vom Elementaren der Natur erfaßt, fand er sich in seiner ursprünglichen Eigenart, und ein Feuerstrom neugeweckter Empfindungen ergoß sich in seine Schöpfungen." Dabei ist der Künstler dem Ideal seiner Jugend, der ihm aus der Tradition Düsseldorfs als Aufgabe vererbten Neubelebung der Monumentalmalerei, nicht untreu geworden. Peter Janssen war dort in Düsseldorf Klein-Chevaliers wirksamster, mit seinem Einfluß fast allzulang nachwirkender Lehrer. Figurenreiche Monumentalbilder wie die „Einweihung des Niederwalddenkmals" für den Rathaussaal zu München-Gladbach und „Austreibung der Hamburger Armen durch die Franzosen unter Napoleon I." — um nur zwei aus einer ganzen Reihe zu nennen — kämpfen gegen die Kälte der Allegorie und der bloßen Repräsentation durch kräftige Betonung bald des Landschaftlichen, bald des Realistisch-Volkstümlichen an; ja, einmal, in einem Entwurf für Essen, erregte die freie Sinnenfröhlichkeit, die hier nach Art Janssens in den nackten Gestalten herrschte, sogar Anstoß und öffentliches „Ärgernis". Mehr und mehr wandte der Künstler sich dann dem modernen Leben der Arbeit zu, nachdem er in Einzelbildnissen — darunter viele zeitgeschichtliche Persönlichkeiten — seine Technik und Koloristik ausgebildet und auf einer Italienreise die Versuche zum Formalistischen glücklich überwunden hatte. Das Elementare und Großzügige, das er suchte, fand er vor allem an den Küsten des nordischen Meeres. Das Meer in seiner gewaltigen Macht und Wirkung auf den Menschen zu schildern, wurde ihm jetzt zu einer neuen Aufgabe, der er alles Kleinliche und Genrehafte fernzuhalten



Maximilian Schaefer: Das Frühstück.

suchte. Überall war es das Elementare, Naturgewaltige, worauf er die Kunst seiner Komposition und seiner malerischen Koloristik spannte, und es kann nicht wundernehmen, wenn auch diese Küsten- und Seestücke, darunter die von uns abgebildete „Heimkehr der Schiffer“, allmählich wieder zum Monumentalen hinaufstrebten. Auch das große für die Berliner Handelshochschule gemalte Bildnis des Kaisers (in Marineuniform) nimmt schon an dieser Hinneigung zum Monumental-Stilisierten teil, mehr noch die beiden Wandgemälde für Stolp, die das bunte bewegte Treiben auf dem Fischmarkt und die Arbeit im Hafen von Stolpmünde lebens- und wirklichkeitsgetreu, doch keineswegs naturalistisch schildern. Aber neben solchen ins Große gehenden Arbeiten wurde auch das intime Staffeleibild nicht vernachlässigt. Dafür ist das „Baby“ ein Beweis, das sich mit seiner frischen Naivität in dem Berliner Atelier des Künstlers — Klein-Chevalier ist jetzt dauernd nach Berlin übergesiedelt — neben den umfangreicheren und repräsentativeren Bildern, auch neben dem neuesten Werk, der statiösen „Einweihung des Kreiskrankenhauses zu Stolp“ (mit der Figur der Kaiserin im Mittelpunkt), wohl zu behaupten weiß.

Unserm Grundsatz getreu, neben den Werken anerkannter Meister von Zeit zu Zeit auch Arbeiten jüngerer, noch in der Entwicklung begriffener Künstler zu zeigen, geben wir ferner zwei Bildnisse der Celler Malerin Alice von Mengershausen wieder. Ihre Stärke liegt in Frauen- und Kinderbildnissen, denen fast allen eine liebenswürdige Natürlichkeit und eine offenbar durch ernste psychologische Studien erzielte Intimität der Auffassung nachgerühmt werden darf. Die „Rodlerin“ ist ein Pastell, eine wohltuende, erquickende Harmonie in Rot und Weiß. Fast bedauern wir, daß wir gerade dieses Bild nicht farbig nachbilden konnten. Doch soll dafür in einem der nächsten Hefte ein Doppelbildnis („Mutter mit Kind“) entschädigen, ein koloristisch kaum minder gelungenes Werk.

Von dem Wiener Bildnismaler Friedrich von Amerling haben die Leser schon im vorausgegangenen Heft ein Blatt gesehen und bei der Gelegenheit etwas über seinen Lebensgang und seine künstlerische Bedeutung gehört. Leider ist über die beiden Dargestellten des hier wiedergegebenen Bildes nichts weiter bekannt, als daß es Persönlichkeiten aus der Wiener Gesellschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren. F. D.

Titanic

Du Riesenschiff, versunken im Atlant:
Ein strahlend Wunderwerk von Menschenhand
Und schon ein Schatten, ohne Grenzen groß
Zum Himmel ragend aus dem Meeresschoß!
Wer trieb zum Kampf auf des Verderbens Spur
Dich gegen die titanische Natur,
Bis sie vom Nacken, den ihr keiner bog,
Den Tod geschüttelt, der dich niederzog? —
Nicht Seemannstod im wütenden Orkan!
Hold deiner Brautfahrt lag der Ozean! —
Und doch — wie Wogendonner dröhnt's einher:
„All unsre Lieb' und Hoffnung schlug das Meer!
All unsre Treue, die nicht wankt und bricht!“
Und rüttelnd widerhallt's: „Wir sterben nicht!“ --
Zwei Länder legen Wurzeln um das Grab,
Ein Doppelbaum, der ihm die Blüte gab,
Und breiten schwarzen, schweren Trauerruhm
Auf stolzer Männer freies Heldentum.
Der Schiffer aber, der noch heut' erbleicht,
Wenn Hollands Geisterschiff vorüberstreicht,
Sieht rein und fluchlos der „Titanic“ Planken,
Dank ihren Tausend, die mit ihr versanken.
Und hört, und schlägt ein Kreuz dabei, von fern,
Als zitterte die Stille Stern an Stern,
Vom lichtumfloss'nen Bord den Kirchenchor
Und das Kommando: „Frau'n und Kinder vor!“
Und sieht, erhoben hoch vom Meeresgrunde,
Alt-Englands Flagge wehn zur Sternenrunde,
Ein Volk um sie geschlossen, tatbereit
Auf ihren Ruf: „Zeigt, daß ihr Briten seid!“ —
Und grüßend stammelt er, ihr zugekehrt:
„Das treue Schiff! Es war der Flagge wert!“

Irene von Schellander



Literarische Rundschau

Harriet Beecher-Stowe — Geschichtsbilder und Denkwürdigkeiten — Lyrisches — Literarische Notizen

Harriet Beecher-Stowe
(geboren 14. Mai 1812)

An einem Jubiläum der amerikanischen Literatur, das in die zweite Maiwoche dieses Jahres fällt, nehmen auch wir Deutsche teil: vor hundert Jahren kam zu Lichfield in Connecticut die Verfasserin des Romans „Onkel Toms Hütte" zur Welt. Will man den literarischen und kulturhistorischen Erfolg dieses Buches messen, so muß man schon an Goethes „Werther", der eine ganze Generation entflammte, oder an Beaumarchais' „Figaro" denken, der die Französische Revolution einläutete. Bereits dreißig Jahre vor dem Erscheinen dieser Geschichte — sie trat zuerst, seit dem Juni 1851, im Feuilleton der „National Era" an die Öffentlichkeit — waren in Amerika hochherzige, tiefgebildete und reichbegabte Geister am Werke, durch das dichterische Wort für die Abolition der Sklaverei zu kämpfen, und was sie ihrem Volke und der Welt zu sagen hatten, verhallte gewiß nicht ungehört. Wie weit aber blieb alles, was ein Benjamin Lundy, ein William Lloyd Garrison, ein Whittier und eine Lydia Maria Child geschrieben hatten, hinter der Wirkung dieses einen Buches der Harriet Beecher-Stowe zurück, das in Amerika während eines Jahres 120 Auflagen mit 300 000 Exemplaren erlebte!

In England war der Erfolg kaum geringer. Allein in London wurden an einem einzigen Tage nicht weniger als 60 000 Exemplare abgesetzt. Und von hier aus, nicht von Amerika, trat das Buch seinen Siegeszug durch die Welt an. Einen Nachhall seiner Wirkung haben wir alle wohl noch an uns selber gespürt: wenn nicht im Original, so las doch die Jugend von 1870 und 1880 in einer Bearbeitung „Onkel Toms Hütte" so gewiß wie den Robinson und den Lederstrumpf. In alle Sprachen der Welt wurde das Buch übersetzt, und nicht bloß das Volk und die Jugend, nein, auch hervorragende Schriftsteller teilten die Begeisterung der Massen, die es so reichlich erntete. Kingsley und Dickens begrüßten es mit tiefstem Interesse und höchster Bewunderung, George Sand schrieb als Einleitung einer französischen Ausgabe eine feinsinnige Würdigung des Werkes, die noch heute ihren Wert behauptet.

Doch fehlte es auch nicht an Kritikern, die Wasser in den Wein des Enthusiasmus gossen. Thomas Carlyle urteilte am absprechendsten. „Ein armes verrücktes Frauenzimmer" nannte er die Verfasserin, „das ein Buch voll erbärmlichem Unsinn geschrieben hat." Andre hatten bald allerlei gewichtige Einwendungen gegen den literarischen Wert des Romans. Sie vermißten die Einheit der Erzählung, schalten ihn in seiner unaufhörlichen raschen Folge von Bildern und Szenen verwirrend, in seiner Charakteristik des schwarzen Helden schönfärberisch und sprachen ihm als einem offensichtlichen Tendenzwerk jeden höheren künstlerischen Wert ab.

Um so unbestrittener war seine praktisch ethische Wirkung. Kein Gesetzgeber, kein Staatsmann, kein Millionär hat zur Abschaffung der Sklaverei in Amerika so viel beigetragen wie „Onkel Toms Hütte", ja, man darf sagen, daß dies Buch mit zur Ursache des amerikanischen Bürgerkrieges zwischen den Süd- und Nordstaaten geworden ist. „Wenn mein Kind meiner Aufsicht nicht mehr bedarf, dann will ich ein Buch schreiben, das das Gewissen der Nation aufrüttelt", hatte die Tochter des presbyterianischen Geistlichen Lyman Beecher, die Schwester des berühmtesten amerikanischen Predigers des neunzehnten Jahrhunderts, Harry Ward Beechers, und Gattin des kalvinistischen Theologieprofessors Calwin F. Stowe in Brunswick im Staate Maine eines Tags ausgerufen, als sie von neuen Greueltaten gegen das Leben armer Sklaven hörte, und dieses zuversichtliche Wort einer für ihre hohe Aufgabe glühenden Frau hat sich über alles Erwarten erfüllt. Ist je ein Buch zu einer lebendigen Tat geworden, so dieses.

Harriet Beecher-Stowe hat nach „Onkel Toms Hütte" noch eine ganze Reihe größerer und kleinerer Geschichten von ähnlicher humanitärer Tendenz geschrieben; keine jedoch, auch das an Storms und Kellers Kunst gemahnende feinpsychologische Idyll „Des Pastors Liebeswerben" nicht, reichte auch nur entfernt an den Erfolg ihrer Geschichte von 1850 heran, obgleich sich ihre dichterischen Gaben seitdem nicht unbeträchtlich vertieft hatten. Ein Beweis dafür, wie vorteilhaft die Stimmung und Gesinnung der Zeit dem Fortkommen jenes Romans gewesen war. Da konnte es nicht fehlen, daß mit diesem günstigen Winde allmählich auch das Interesse und die Wertschätzung des Werkes einschlief. Mehr und mehr spähte man durch die menschenfreundliche Tendenz hindurch auf die künstlerischen Eigenschaften des Romans, und so viel Echtes und Schönes an Gefühlskraft, an realistischer Schilderungs- und seelenkundiger Charakterisierungskunst man ihm lassen mußte, im ganzen fand ein nüchterneres Geschlecht die Rührung doch mit gar zu billigen Mitteln erkauft und wendete sich von der „Weichlichkeit" dieser tränenseligen Weltanschauung mehr mitleidig lächelnd als innerlich ergriffen ab. Um



den Umschwung in der Schätzung des Buches vollzumachen, kam das Erwachen des Rassenbewußtseins hinzu, insbesondere die gänzlich veränderte Betrachtung der Negerfrage, die heute in Nordamerika herrscht. So ist kaum noch darauf zu hoffen, daß der Ruhm von „Onkel Toms Hütte" und mit ihm der Beecher-Stowes einmal wieder aufleben wird. Doch — wir beklagen so ausgiebig die Künstler, denen Ehre, Ruhm und Lohn erst nach ihrem Hinscheiden zuteil geworden sind, warum sollen wir eine Schriftstellerin nicht noch hundert Jahre nach ihrem Tode glücklich preisen, weil sie das alles so reichlich schon zu ihren Lebzeiten genossen hat. F. D.

Geschichtsbilder und Denkwürdigkeiten

Seit Mommsens „Römischer Geschichte" hat wohl keine größere historische Darstellung aus der Geschichte des Altertums so viel Aufsehen gemacht und so schnell Anklang gefunden wie Guglielmo Ferreros „Größe und Niedergang Roms", ein Werk, das jetzt in sechs Bänden auch in der deutschen Ausgabe abgeschlossen vorliegt (Stuttgart, Jul. Hofmann; geb. je 5 M.). Die Strenge des ernsten Forschers verbindet sich hier mit dem Geschmack und der Darstellungsgabe eines Künstlers, der alte, längst vergangene Zeiten zu blühendem Leben zu wecken weiß. Daß man manches Kapitel fast feuilletonistisch nennen könnte, bedeutet für dies Werk ebensowenig einen Vorwurf wie für das Mommsens, der sich auch nicht scheute, mit den Augen eines modernen Menschen und mit der eleganten Feder eines geistreichen Schriftstellers an seinen Stoff heranzutreten. Als Italiener hat der Verfasser den Vorzug und das Recht, mit Enthusiasmus und Empfindung auch da nicht zu sparen, wo der Deutsche sich kühler verhalten muß. Dabei bleibt seine Sprache auch auf den Höhepunkten der Begeisterung durchsichtig klar, und die Fülle seiner Ideen, die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und das Feuer seiner Dialektik finden immer einen leichtverständlichen Ausdruck. Es soll noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß Bd. 3 und 4 die von Mommsen überschlagenen Epochen behandeln, und daß der letzte Band ein Namen- und Sachregister für alle sechs Bände enthält.

Liebhaber der antik-römischen Literatur haben bald bemerkt, daß die Abschnitte über Lukrez, Catull, Virgil, die Dramatiker des augusteischen Zeitalters, die Elegiker, Ovid und namentlich auch über Horaz, die sich in Fereros Werk finden, Kabinettstücke intimster Literaturcharakteristik darstellen. So ist der Wunsch lebendig geworden, diese Abschnitte gesondert zu erhalten; mancher, hieß es, dem das sechsbändige Werk zu teuer oder zu umfangreich, werde diesen die Kultur widerspiegelnden Dichterbildnissen, sobald sie in ein eignes Buch zusammengefaßt seien, freudig seine Bibliothek öffnen. Der Verlag ist diesem Wunsche entgegengekommen; in einem Markbande liegen jene Dichterbildnisse jetzt gesammelt vor. Das Unternehmen, scheinbar so uneigennützig, wird sich lohnen: uns sollte es nicht wundern, wenn gerade diese Auszüge zu einem Werber für das Gesamtwerk werden würden.

Die illustrierten Charakterbilder aus der Weltgeschichte, die seit einigen Jahren bei Kirchheim & Ko. in Mainz erscheinen und in erster Linie für die katholische Welt bestimmt sind, haben mittlerweile zwei Ergänzungen aus der mittelalterlichen Geschichte erfahren: Prof. Pfeilschifter entwirft ein Lebensbild Theoderichs des Großen, des Ostgotenkönigs, und fügt in seine Darstellung an Bildermaterial wohl alles ein, was in diesen Kreis gehört und geeignet ist, ihn vor unsern Augen zu beleben; Prof. Endres gibt in seinem „Thomas von Aquin" eine Monographie aus dem Zeitalter der Hochscholastik, die durch das bekannte Breve des Papstes vom Januar 1904 fast eine aktuelle Bedeutung erhalten hat, wie denn auch sie aus der bildenden Kunst alles herbeizieht, was zur Veranschaulichung dieser seit einem halben Jahrhundert (Biographie von Werner) nicht mehr selbständig behandelten Epoche dienen kann. Jeder dieser reich illustrierten Bände kostet gebunden 4 M. In derselben Sammlung gibt Franz Kampers eine Monographie Karls des Großen, die, auf universalhistorischer Grundlage aufgebaut, ihren Hauptehrgeiz darin sucht, die heute als gesichert geltenden Ergebnisse ausgedehnter Einzelforschungen in knapper, doch persönlich gefärbter Darstellung den Gebildeten zugänglich zu machen.

Eine wohlgelungene Darstellung des Mittelalters findet sich in der von Prof. Jul. von Pflugk-Harttung herausgegebenen „Ullsteinschen Weltgeschichte" (Berlin, Ullstein & Ko.). Sie ruht auf dem Gedanken, daß Mittelalter und Neuzeit eine unlösliche Einheit bilden, eben die Geschichte unsrer europäischen Kultur, die in eins betrachtet werden muß, will man sie ganz erfassen. Nirgend vielleicht hat sich die bisherige Vernachlässigung des Mittelalters so gerächt wie im mangelnden Verständnis der slawischen Geschichte. Der Rassenkampf auf dem Balkan hat seine Wurzeln in Vorgängen der früheren Jahrhunderte. Die großserbischen Bestrebungen so gut wie das Königreich Bulgarien sind aus mittelalterlichen Traditionen entstanden. Ebenso Rußland und Polen, der Kampf der Tschechen und Deutschen in Böhmen, das ungarische Problem und die meisten andern Streitfragen Osteuropas. Überall läßt hier die Darstellung Brückners („Eintritt der Slawen in die Weltgeschichte"), dem wir ja bereits eine gute



Geschichte der russischen Literatur verdanken, die wirklichen Zusammenhänge in neuem, überraschendem Lichte sehen. — Auch in der Geschichte Mitteleuropas finden wir bei schärferer Beobachtung mittelalterliche Gedanken noch heutzutage mächtig. Die englische Verfassung ist in den Kämpfen des dreizehnten Jahrhunderts geschaffen worden. Etwa zur selben Zeit das moderne Frankreich. Die bodenständige deutsche Kultur ist das Werk unsers Bürgertums seit 1200. Sie hat Gutenberg, Dürer, Luther erst möglich gemacht. Als Stein nach 1806 das gedemütigte Preußen wieder aufzurichten suchte, griff er auf die mittelalterliche Städteverfassung zurück. Der Wunsch nach einer deutschen Flotte wurde durch nichts so genährt als durch die Erinnerung an die Seeherrschaft der Hansa. Diese Gedanken und Beziehungen hat Prof. **Friedensburg** in einem Beitrag „Ausgang des Mittelalters" klar herausgearbeitet. Die Hauptmacht der damaligen Zeit, die katholische Kirche, schildert Prof. **Kaufmann** in dem Abschnitt „Kaisertum und Papsttum". Die gewaltigen Persönlichkeiten, welche den Kampf zwischen Kirche und Staat ausfochten, treten uns da ungewöhnlich plastisch vor Augen. Auch in diesem Bande wird der Text durch die Illustrationen glücklich ergänzt. Die mittelalterliche Kultur ist in der Kunst am größten gewesen; nur auf diesem Gebiete kann man ihr volles Verständnis erreichen. An die spätrömische Architektur und an die byzantinische Mosaikkunst schließen sich die Werke der karolingischen und ottonischen Renaissance, die deutsche, französische und niederländische Kunst der späteren Zeit, aber auch die wenig bekannten, doch oft nicht unbedeutenden Leistungen der Slawenwelt.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert, der Zeit unsrer nationalen Glaubenskämpfe, bekommen wir ein paar wichtige Selbstbiographien in neuen bequemen Ausgaben: zunächst das „**Memorialbuch**" des **Hans von Schweinichen**, des schlesischen Ritters und Zeitgenossen Götzens von Berlichingen, einen äußerst wertvollen Beitrag zur Sittengeschichte des derben sechzehnten Jahrhunderts. Engelbert Hegaur hat es, gekürzt und geglättet, bei Langen in München neu an den Tag gegeben (geb. 6 M.). Drei Selbstbiographien aus derselben Zeit vereinigt das Buch „**Vom Aufgang neuer Zeit**", das in Mörikes Verlag zu München eine Sammlung von Selbstbiographien eröffnet („Erlebnis und Bekenntnis"; geb. 2 M.). Es sind die beiden Basler **Thomas** und **Felix Platter**, die hier aus dem mächtig bewegten Geistesdrange ihrer Zeit zu uns sprechen, und zu ihnen findet sich als dritter, gleichfalls ein Vorkämpfer des neuen Glaubens, der leidenschaftliche französische **Ritter d'Aubigné**, Hugenotte und Großvater der Maintenon, der aus dem sicheren Hafen seines Alters auf ein wildes, abenteuerreiches Leben zurückblickt.

Von neuen und alten Lebensbildern aus der Zeit Friedrichs des Großen war in den Tagen seiner 200jährigen Geburtstagsfeier ausführlicher die Rede. Hier nur ein paar Nachträge. Da kehrt zunächst in neuer, wohlfeiler Volksausgabe **Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen"** wieder, die schon deshalb nicht ganz veralten kann, weil Meister Menzel mit 400 Illustrationen seine geistreichen Randbemerkungen dazu gezeichnet hat (Leipzig, Herm. Mendelssohn).

Neben Kuglers Buch stehen schon seit einer Reihe von Jahren die **Denkwürdigkeiten aus Friedrichs des Großen Leben**, wie sie **Georg Winter**, der Direktor des Stadtsarchivs zu Magdeburg, in zwei Bänden nach Friedrichs eignen Aufzeichnungen in Briefen, Tagebüchern, Geschichtswerken komponiert hat (Leipzig, Grunow; geb. 12 M.). Alles Wichtige aus dem Tages- und Seelenleben Friedrichs haben wir hier in gut geordneter Form beisammen. Sodann legt uns der Leipziger Inselverlag die **Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth**, der Schwester Friedrichs, in einer neuen deutschen Ausgabe vor, die unmittelbar auf das französische Original zurückgreift und zur Klärung der sich hier auftuenden, noch immer nicht klipp und klar entschiedenen historischen Probleme die Paralleldarstellung der gleichen Geschehnisse aus der Feder Friedrichs sowie eine Auswahl aus dem Briefwechsel der Markgräfin mit Voltaire beigibt (2 Bände mit 3 Bildnissen in Heliogravüre; geb. 14 M.).

Wie sich schon vor einiger Zeit für ein Lebensbild des **Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein** die Staatsarchive sowie die in der Familie geführten Tage- und Erinnerungsbücher der Darstellung Gebauers geöffnet hatten (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. M. 6.75), so hat sich dieses neue reichhaltige Material jetzt auch **Hans Schulz** für seine Biographie des **Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein** (ebenda) zunutze machen dürfen, der uns Deutschen namentlich wert ist als Mäzen Schillers und Urgroßvater unsrer Kaiserin, der aber auch als Persönlichkeit für sich genommen diese eingehende und liebevolle Darstellung vollauf verdient.

Große Geschichts- und idyllische Kulturgemälde aus der Zeit von 1741 bis 1822 begegnen sich in den von E. Stollreither herausgegebenen Lebenserinnerungen des Münchner Galeriedirektors **Joh. Chr. von Mannlich**, eines „**Deutschen Malers und Hofmannes**" (Berlin, Mittler; geh. M. 10.50). Lange stand Mannlich mitten im Treiben seiner Zeit. Wie aus der Vogelperspektive schauen wir hinein in das Paris vor der Revolution, ins ewige Rom, in die glänzenden, nach Versailler Art gebildeten Hofhaltungen von Mannheim und Zweibrücken. Wir machen Bekanntschaft mit den Philosophen des sterbenden



achtzehnten Jahrhunderts, mit Grimm, Diderot, Rousseau, den Modemalern Boucher, Greuze, Fragonard, Vernet, Mengs, Hackert u. a. Wir treffen Josef I., Napoleon, der in München einzieht, den Kurfürsten Karl Theodor, den kunstsinnigen Christian IV. den verschwenderischen Bauherrn Karl II. August und den leutseligen „Vater Max" von Bayern. Doch auch die politischen und diplomatischen Machenschaften aus Anlaß der bayrischen Erbfolge lernen wir kennen, die kriegerischen Ereignisse in der Pfalz während der Revolutionszeit, die Plünderungen der Galerien durch die Kommissäre Napoleons und der Rheinarmee sowie endlich und hauptsächlich die Entstehung der weltberühmten Münchner Kunstschätze.

Wie immer ist die Napoleon-Literatur auch in diesem Jahre, ja in diesem, da seit dem russischen Feldzug hundert Jahre vergangen, erst recht, mit vollen Batterien aufgefahren. Persönliches bringt das bisher unbekannte Tagebuch des Arztes Hudson Lowe, das sich mit dem „Sterbenden Napoleon" beschäftigt — kein erquickliches Buch, denn die medizinischen Bulletins und Notizen muten den Nerven viel zu, aber eine wichtige Quelle für die Geschichte des Korsen (Berlin, E. Reiß).

Hat Napoleon gelebt? So fragt sich Friedr. M. Kircheisen in einem amüsant geschriebenen Buche (Stuttgart, Lutz; geh. 3 M.). Schon zu Lebzeiten Napoleons, vollends aber kurze Zeit nach seinem Tode sind allerlei mystische Prophezeiungen über ihn erschienen, ferner eine ganze Masse von Schriften, die „beweisen" wollten, „Er" sei auf St. Helena nicht gestorben, sondern von der Insel entwichen, um als türkischer General ein ruhmreiches Leben weiterzuführen. Schließlich tauchte sogar ein Opus auf, das den Nachweis versuchte, daß Napoleon nie gelebt, sondern nur in der Einbildung der Menschen existiert habe. Diese sonderbare Literatur schildert, prüft, nacherzählt und kritisiert Kircheisen. Es sind ganz ergötzliche Sachen darunter, wie z. B. der Bericht über Napoleons Flucht von St. Helena mit Hilfe eines Luftballons, eine Erzählung von Napoleons Flucht und späteren Kriegstaten in türkischen Diensten usw. Das Buch, von einer historisch-literarischen Studie eingeleitet, bildet den ersten Band einer „Bibliothek des Absonderlichen", herausgegeben von Hanns Heinz Ewers und Heinrich Conrad.

Ein in jeder Beziehung großzügiges Werk verspricht Rudolf Friedrichs vierbändige Geschichte der Befreiungskriege zu werden (Berlin, Mittler & Sohn). Galt der erste Band dem Frühjahrsfeldzuge von 1813, so der zweite allein dem Herbstfeldzug desselben Jahres (geb. 5 M.). Doch diese Ausführlichkeit kommt nicht etwa Detailschilderungen zugute; vielmehr richtet der Verfasser sein Hauptaugenmerk immer auf die inneren Zusammenhänge der Ereignisse, auf das stete, gerade hier so hochinteressante Ineinandergreifen von Politik und Kriegsführung und auf die Charaktere der führenden und entscheidenden Persönlichkeiten. Dem gediegenen Inhalt entspricht die Ausstattung. Neben nicht weniger als elf den Text erläuternden unübertrefflichen mehrfarbigen Steindruckkarten sind auch diesem Bande Bildnisse hervorragender Staatsmänner und Heerführer jener Zeit beigegeben, nach wertvollen historischen Vorlagen in vollendeter Ausführung auf mattem Kunstdruckpapier.

Eine Auswahl aus Gneisenaus Briefen und Denkschriften hat Wilh. Capelle in die von ihm begründete Sammlung „Deutsche Charakterköpfe" aufgenommen (mit 16 Bildertafeln; Leipzig, Teubner; geb. M. 2.50) und damit das Gedächtnis des Helden von Kolberg, des hohen Genius der schlesischen Armee von 1813, des Organisators der preußischen Wehrmacht in Zügen und Farben erneuert, die um so lebendiger wirken, als sie ja alle unmittelbar aus der Zeit und der Person des Helden selbst entnommen sind. In derselben Sammlung ist in Auswahl J. Nettelbecks unverwüstliche Selbstbiographie erschienen (geb. 2 M.), ein lautres Zeugnis der Erhebung nach dem Zusammenbruch von Jena, und Prof. Sell hat eine Auslese aus W. von Humboldts Briefen gegeben, um ihn als Genossen der deutschen Klassiker, Denker und Gelehrten, aber auch als Staatsmann zu zeichnen.

Eine gute Arndt-Biographie, die in knapper und doch gründlicher und warmherziger Darstellung allen Seiten dieses in literarischer, wissenschaftlicher und politischer Tätigkeit gleich mannhaften Charakters gerecht wird, kommt von Paul Meinhold. Sie ist mit vier Bildern und einer Handschriftprobe in der Sammlung „Geisteshelden" erschienen (58. Band; Berlin, E. Hofmann & Ko.; geb. M. 3.20).

Die Lebenserinnerungen des Generalleutnants Karl von Wedel, herausgegeben von Curt Troeger (Berlin, Mittler; geb. 3 M.), setzen schon mit dem Jahre 1796 ein, mit dem Augenblick, wo Wedel, kaum dreizehn Jahre alt, nach damaliger Sitte als Gefreite-Korporal in das von seinem Vater geführte Infanterie-Regiment von Kalckstein Nr. 5 in Magdeburg eintrat; allgemeines historisches Interesse gewinnen sie aber erst mit der Schilderung des Feldzuges von 1806, in dem Wedel bei Auerstädt kämpfte, und den Bildern vom Rückzuge der geschlagenen Truppen nach Magdeburg, wo er Zeuge der wenig rühmlichen Festungsübergabe wurde. Jedoch gelang es ihm, in Verkleidung aus der Stadt zu entkommen und unter Gefahren und nach langen Irrfahrten über Hamburg, wo er Blücher begrüßte, mitten im Winter Memel zu erreichen. Im Hauptquartier seines Onkels, des Generals von Bennigsen, nahm er sodann an den kriegerischen Unternehmungen von 1807 teil und erlebte im Gefolge Friedrich Wilhelms III. die schmerz-

lichen Tage von Tilsit. Wie die Darstellung dieser großen geschichtlichen Begebenheiten, so fesseln auch die Abschnitte der Memoiren, die von Wedels persönlichen Geschicken, seiner frühen Bekanntschaft mit dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Zuge Schills, der Rückkehr des Königspaares nach Berlin und dem Tode der Königin Luise berichten.

Die deutsche Geistesgeschichte der napoleonischen Tage kennt nur wenige Persönlichkeiten, die auf ihre Zeit so mannigfach, tief und so nachhaltig eingewirkt haben wie Josef Görres. Etwas Prophetisches haftet an seiner Persönlichkeit. Denn in keiner seiner vielfältigen Eigenschaften und Begabungen hat er so starken Einfluß geübt wie als Künder hoher ethischer Ideale der Politik: sein Wort war ein Schwert des Kampfes, eine Wage der Gerechtigkeit und eine Palme des Friedens. Und gerade seine Schriften sind so schnell in Vergessenheit geraten! Schon Reichensperger und neuerdings Martin Spahn sind diesem Rätsel nachgegangen. Nun lenkt die Gegenwart, die so manchen Gedanken und Gestalten der romantischen Vergangenheit wieder zu ihrem Recht verhilft, den Blick auch auf den, der der Romantik Einzug am volltönendsten begrüßte, wird sich bewußt, daß wir nicht zu reich sind und nicht reich genug sein können, um einen Görres zu entbehren, der nicht einer Partei, sondern einem ganzen Volke gehört. Der geschichtliche Abstand, der uns heute schon von Görres trennt, gibt uns die nötige Ruhe und Sachlichkeit, diesem Manne näherzutreten, ihn einzureihen in die Schar der großen Erzieher des deutschen Volkes. So ist der Zeitpunkt gekommen für eine neue Ausgabe seiner Werke und Briefe. Sie erscheint bei Kösel in Kempten in zwei Bänden (herausgegeben von Dr. Wilh. Schellenberg) und enthält alles heute noch Wichtige und Wirkenswürdige.

Das Leben des Freiherrn Max von Gagern (1810 bis 1889) schildert und würdigt Ludwig von Pastor, der Biograph Janssens und Reichenspergers, in einem starken Bande (Kempten, Kösel; geb. 8 M.) und liefert damit einen wichtigen Beitrag zu der politischen und kirchlichen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts; ihm ist zugute gekommen, daß er während Gagerns letzten Lebensjahren in Wien noch persönlichen Verkehr mit ihm pflegen und manche seiner Aufzeichnungen oder Diktate unmittelbar benutzen konnte. Führt schon die Schilderung des ersten deutschen Kulturkampfes von 1837 — Gagern war damals ein Siebenundzwanzigjähriger — mitten in das politische Gewoge der Zeit, so erreicht die Darstellung ihren Höhepunkt doch erst mit dem Sturmjahr 1848, da Gagern als Führer einer verspäteten Gesandtschaft der südwestdeutschen Mittelstaaten Friedrich Wilhelm IV. zur Annahme der deutschen Kaiserkrone zu bestimmen suchte. Diese hier zum ersten Male in ihren Einzelheiten geschilderten Vorgänge gehen fast wörtlich auf ein Diktat Gagerns selbst zurück. Von kaum geringerem Interesse sind die Ausführungen über das Frankfurter Parlament und die Entwicklung der deutschen Frage in den sechziger Jahren, zu deren überraschender Entscheidung Gagern als „großdeutscher Fanatiker der Staatskanzlei", wie Sybel ihn nennt, nicht wenig beigetragen hat. Für den Katholiken besonders interessant sind die Darstellungen von Gagerns „Rückkehr zur Kirche" sowie seiner regen Teilnahme an allen katholischen Bestrebungen, zumal in seinen letzten Lebensjahren.

In neuer, durchgesehener und ergänzter Auflage kommt Wilhelm Maurenbrechers „Gründung des Deutschen Reiches 1859 bis 1871" zu uns (4. Aufl.; Leipzig, Pfeffer; geb. M. 5.50). Der Marburger Professor W. Busch hat das Buch mit Hilfe neuen Quellenmaterials bearbeitet und mit den für diese Zeit so zahlreichen neuen Forschungen in Einklang gesetzt. So haben wir in verjüngter Gestalt wieder ein Werk, das man seiner festen vaterländischen Gesinnung und seiner edlen Sprache wegen besonders gern in den Händen der heranwachsenden Jugend sieht.

Karl Lamprecht hat nicht weniger als vier ganze Bände seiner Deutschen Geschichte der neuesten Zeit vorbehalten, und so geteilt die Urteile über das Gesamtwerk noch immer sind: darin scheinen sie einig, daß diese letzten Bände weitaus das Interessanteste und Originellste darin darstellen. Was die Zugkraft des Werkes begründet und wachsend immer noch erhöht hat, die Fülle der Ideen und das Temperament der Darstellung, das nimmt in diesen Bänden vollends die Führung. Das Hauptcharakterzeichen der Lamprechtschen Geschichte, nämlich die entscheidende Betonung des Wirtschaftslebens als einer geschichtlichen Großmacht, bildet das Fundament, auf dem Lamprecht baut; von hier aus sucht er die Gesamtkultur unsers Volkes zur Darstellung zu bringen. Zur Soziologie gehört ihm aber auch Literatur, Kunst und Gesellschaftsleben, und dieses Zusammenschauen aller Bildungsmächte, die an der Entwicklung unsers Volkes gebaut haben, ist es, was seinem Werke das eigne Gesicht und den bleibenden Wert gibt, mögen die Fachgelehrten mit Recht an den Einzelforschungen und der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit noch so viel aussetzen. Das Werk ist jetzt mit dem Bande, der die Bibliographie und das Register enthält, vollständig (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung).

Eine neue Mecklenburgische Geschichte, die sich an die bekannte von Ernst Boll anlehnt, empfangen wir von Dr. Hans Witte, dem Archivar am Schweriner Hauptarchiv (Wismar, Hinstorff). Das auf fachwissenschaftlicher Grundlage beruhende, aber in rund herausgearbeiteter, allgemeinverständlicher Form gehaltene Werk, von dem bisher der erste Band (Urzeit bis zum ausgehenden Mittelalter) vorliegt, steht schon des-

halb ohne Konkurrenz da, weil die Bücher von Wedemeier, Quade und Raabe zu weit zurückliegen und daher veraltet sind und die bei Süßerott seit einigen Jahren erscheinende Mecklenburgische Geschichte nur Einzeldarstellungen bringt, die überall Lücken offen lassen. H. L.

Lyrisches

„Erdenenge und Weltenweiten" nennt Fritz Erdner eine umfangreiche Sammlung seiner Gedichte, die im Verlage von Fritz Eckardt in Leipzig erschienen ist. Wir haben unsern Lesern im Laufe der Jahre eine größere Anzahl Proben von Erdners Lyrik vorführen dürfen. Einige davon finden wir in diese Sammlung aufgenommen. So erinnern wir uns bei ihrer Lektüre an das fromme Gebet „Mein Töchterlein" (Septemberheft 1909) oder an die weisheitsvolle Symbolik der „Nachreise" (Oktoberheft 1908) und freuen uns, diese köstlichen Stücke nunmehr im anmutigen Reigen zahlreicher Geschwister schreiten zu sehen. Erdners Kunst ist recht eigentlich eine Haus- und Herzpoesie. Wohl schweift sie gelegentlich in Weltenweiten und rastet unter dem allüberschattenden Baume der Menschheit, aber recht heimisch ist sie doch in Erdenenge, in Haus und Garten, in Wald und Feld. Wohl hat der Dichter „der Schönheit Haus in goldener Brunst" geschaut, aber er siedelt nicht darin, sondern Weib und Kind ziehen ihn in ihren nicht minder heiligen Bezirk. Ab und zu möchte ihn noch die große Welt zum rauschenden Lebensfest locken, aber das Traumlachen seines Töchterleins hält den mitternächtigen Grübler in den Kerkerräumen, wo Gottes Engel goldene Netze wirken. Er fühlt die harte Fron seines Amtes, aber auch aus ihr quillt ihm Poesie, und mit gesundem Humor und ein wenig Selbstironie weiß er den ungebundenen Poeten und den gestrengen Scholarchen zu vereinigen. Frieden, Stille, Selbstbeschränkung, das sind die Güter, an denen das Herz dieses Dichters vor allen andern hängt, nicht in asketischem Sinne, denn er ist ein fröhliches Weltkind, und nichts liegt ihm ferner als ein trübsinniges Verzichten, aber er will bewußt genießen und weiß, daß man die köstlichsten Weine nicht in großen, lärmenden Gesellschaften trinkt. Der Humor Erdners zeigt sich am erquickendsten in seinen Kinderliedern und halb balladenhaften Gedichten wie „Osterzauber" und „Wandlung", die mit unbefangener Sinnlichkeit ein paar Episoden aus der alten Geschichte von Hans und Grete neu gestalten. Trocken und fast pedantisch wirkt im Gegensatz hierzu die in feierlichen Distichen aufmarschierende „Einquartierung" mit der an die Dorfschönen gerichteten ernsten Mahnung vor dem zweierlei Tuch. Auch auf dem Gebiete der historischen Ballade tummelt sich Erdners Kunst: höchst wirkungsvoll ist der „Fasching von Prag", der Tanz Friedrichs mit Maria Theresia, oder die Schachpartie zwischen Ibrahim Pascha und Moltke. Hart ans Geschmacklose dagegen streift die Erzählung von dem sterbenden Lehrer, der sich mit Mühe bis zum 1. April am Leben erhält, um mit heldenhafter Willenskraft seiner Frau die erhöhte Pension zu retten. Vielfach erinnert Erdner an Mörike, so in den liebenswürdigen Dichtungen in antikem Maß und ganz deutlich in dem „Paradisus magistri", einem Abkömmling des Cleversulzbacher Turmhahns, vor allem aber in der Grundstimmung seiner poetischen Lebensanschauung, die den Herrgott im Himmel um das holde Bescheiden bittet, das in der Mitten von Freuden und Leiden liegt.

Dem neuen lyrischen Bande von Franz Karl Ginzkey „Balladen und neue Lieder" (Leipzig, Staackmann) geben die Balladen aus dem alten Wien das Gepräge, die über ein Drittel des von Alfred Keller zierlich ausgeschmückten Büchleins einnehmen. Ginzkey, dessen „Geschichte einer stillen Frau" allen unsern Lesern im Gedächtnis sein wird (in Buchform erschienen ebenda; geb. M. 4.50), behandelt hier mit keckem Humor und in volkstümlicher Derbheit eine Reihe von altwienerischen Schwankstoffen, den lustigen Simon Gnu, der mit dem Gottseibeiuns um die Seligkeit alle neune schiebt, den lieben Augustin, der mit seinem „Weaner Hamur" die schwarze Pest vertreibt, den trunkenen Totengräber Peter Klaus, dem die erzürnten Knochenmänner seine Freveltat heimzahlen; auch Prinz Eugen, der edle Ritter, fehlt nicht, und die Klosterpförtnerin Annemarie gesellt sich hinzu, die weltsehnsüchtige Jungfrau, deren Dienst die Mutter Gottes versieht und die Gottfried Keller in seinen „Sieben Legenden" Beatrix genannt hat. Die Krone unter diesen Balladen verdient ohne Zweifel der Schwank von Pater Abraham a Santa Clara, der einen hahnebüchenen Kanzelwitz des alten Augustiners in einer Weise erzählt, daß auch das ohrenzarteste Frauenzimmer seine Freude daran haben kann, und diesen Scherz, durchaus im Sinne des ehrenwerten und im Grunde trotz aller Possen ernsthaften Predigers, zum Bedeutungsvollen emporhebt. Neben solchen genrehaft-humoristischen Stücken stehen andre wie die grausige Ballade von Herrn Prack von Asch, und auch heroische Töne melden sich, wie etwa in den Strophen auf den Adler Konradins. Freilich nähert sich dieses Gedicht schon der reinen Stimmungslyrik, die unter dem Titel „Nachdenkliches Intermezzo" das zweite Drittel des Bandes füllt und auch den dritten Teil, der die ernsten Balladen bringt, mit blühenden Ranken durchwindet. — Das Charakteristikum von Ginzkeys Lyrik ist die Betrachtung. Es kommt hier nicht zu einem hellen Aufjauch-



zen der Lust oder zu einem schmerzdurchzitterten Klagelied, sondern diese Gedichte tragen gedämpfte Farben. Sie haben nichts von der Ursprünglichkeit des Gefühls eingebüßt, aber es ist doch, als läge jener zarte Schleier darübergebreitet, der uns an einer morgenfrühen Landschaft so entzückt. Hervorragende Proben dieser Kunst haben unsre Leser kennen gelernt. Von der religiös gefärbten Kontemplation des Dichters zeuge die „Betrachtung“:

Meiner Jugend stilles Tal
Liegt schon weit, es liegt schon weit,
Doch der Traum „es war einmal“
Tröstet meine Einsamkeit.

Wie an einer Perlenschnur
Sind die Tage mir gereiht.
Nicht das Heute lächelt nur,
Mild auch glänzt Vergangenheit.

Jeder Strom, hinab ins Land
Fließend durch die Fremde weit,
Weiß noch, wo die Wiege stand
Seiner Quelleneinsamkeit.

Vor- und rückwärts sollst du spähn,
Seele, über deine Zeit,
Wo dir Quell und Mündung stehn:
Dunkelheit und Ewigkeit.

In zweiter, vermehrter Auflage sind die Gedichte von Anna Klie erschienen, der anmutigen Lyrikerin, die unsre Leser ebenfalls aus ihrer Mitarbeit an den „Monatsheften“ kennen (Braunschweig, Benno Goeritz). Anna Klie pflegt eine sanghafte, bewegliche Lyrik, die den Stempel des Erlebnisses an der Stirn trägt. Besonders unter den zahlreichen Mädchenliedern finden sich viele, die durch die Frische ihrer Empfindung, durch hellen Humor und durch tiefes Gefühl das Herz des Lesers erfreuen. Beeinträchtigt wird der Eindruck der Sammlung leider durch eine Anzahl von Stücken, die nicht zu voller Reife gediehen sind. Doch wird man dafür durch Lieder entschädigt, die eine tiefe und reine Naturstimmung atmen, wie etwa der Anfang des Gedichtes „Sommerabend“

Es rührt sich keine Ähre
Im weiten, stillen Feld —
Oh, daß wie einst ich wäre
Dir wandernd zugesellt!

Da schweigend wir durchschritten
Der Halme Meer voll Ruh',
Sanft tat sich's auf inmitten
Und leise wogend zu ...

Erwähnt sei, daß von derselben Verfasserin ein Bändchen Märchen und Skizzen unter dem Titel „Goldene Flügel“ erschienen ist (Heckner, Wolfenbüttel). Auch in diesen, von Andersen stark beeinflußten Prosadichtungen ist Anna Klie Lyrikerin, und nur in den humoristisch gefärbten Stücken, wie z. B. dem „unzufriedenen Peter“, erzielte sie schärfer ausgeprägte novellistische Wirkungen.

Aus, wie er selbst schreibt, unzulänglichen und vom Buchhandel zurückgezogenen Jugendgedichten hat Alexander von Bernus eine beschränkte Anzahl ausgewählt, „die ganz getragen und gestaltet sind und einen ungewohnten Ton verlauten lassen“. Sie sind unter dem Titel „Vorabend“ bei H. Hohmann in Darmstadt in 100 numerierten Exemplaren erschienen. Im ganzen enthält der dünne Band 20 Gedichte, von denen in der Tat jedes einzelne eine hochgesteigerte Technik und ein außerordentlich verfeinertes Gefühl für Stimmungen, Farben, Töne verrät. Vor unsern Sinnen zieht bei der Lektüre eine Reihe seltsam unbestimmter Bilder von eigentümlichem Reiz vorüber. Es ist uns, als sähen wir im Abenddämmer Elfen auf einer nebelbrauenden Wiese tanzen. Jetzt glauben wir die seltsame Vision zu fassen, dann verschwimmt sie wieder, um in andrer Gestalt neu aufzutauchen. Die Gedichte von Bernus gehen oft in Schleiern einher, und man mag ihre Vermummtheit tadeln. Aber nicht selten taucht doch eins daraus empor, klar, schlicht und ergreifend:

Laß uns in die herbstlich kühlen
Welkgewordnen Tage schaun
Und den Frühling in uns fühlen
Und das tröstliche Vertraun!

Laß aus spät erblühten blinden
Blumen an dem Felsenhang
Uns zwei herbe Kränze winden
Für den winterlichen Gang!

Dergleichen versöhnt mit manchen Wunderlichkeiten, die uns sonst befremden mögen. P. W.

Literarische Notizen

In der Anweisung, die Friedrich Wilhelm I. den Erziehern des Kronprinzen gab, tat er vieles von dem damals Geläufigen kurz und verächtlich ab, um statt dessen kategorisch zu befehlen: „Aber die Rechenkunst, die Mathematik, die Artillerie, die Ökonomie aus dem Fundament erlernen!“ Für Ökonomie würden wir heute Volkswirtschaft sagen, und kein König braucht erst noch seine Stimme zu erheben, um uns deren Wert zu Gemüte zu führen. Wer wohl ein Werk nehmen, das diese noch junge, doch ach! mit so viel Dornen und Disteln umhegte Wissenschaft in ihren wichtigsten Erkenntnissen allgemeinverständlich und praktisch darstellt? Auf solche Frage wäre in der Tat bis vor kurzem eine bündige Antwort schwer gewesen, jetzt, seit wenigen Monaten, dürfen wir sie mit einem Büchertitel geben: „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft“ von Julius Wolf, demselben Breslauer Gelehrten, der für dieses Heft den Aufsatz

über die „Zukunft der Preise" geschrieben hat (Leipzig, A. Deichert; geh. M. 6.50). Wolf hat sein Buch den Technikern gewidmet, „die zusammen mit werk- und wagefreudigen Unternehmern, dank dem Arbeitsfleiß der Millionen, den Reichtum unsrer Tage in der Frist weniger Geschlechterfolgen schufen". Also ein Buch für alle die, zu denen, nach dem Widerhall zu schließen, der Aufsatz von Albrecht über „Technische und allgemeine Bildung" so überzeugend und ermunternd gesprochen hat. Selten ist in Deutschland ein streng wissenschaftliches Buch geschrieben worden, das dem praktischen Leben so nahe Auge in Auge sieht, ihm so lebendig fördernd zu dienen weiß wie dieses von Prof. Julius Wolf.

*

Die Jahressupplemente von **Meyers Großem Konversationslexikon** haben sich seit der 6. Auflage des Werkes immer mehr zu **Jahrbüchern** ausgebildet, die im Anschluß an die 20 Bände des Grundwerkes, aber auch ohne diese benutzbar und verständlich, die Geschichts- und Kulturereignisse des öffentlichen Lebens sowie die Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und Literatur darstellen. In einem Umfange von 1000 Seiten ist jetzt der dritte dieser Ergänzungsbände erschienen (Leipzig, Bibliographisches Institut), und wieder stellt er der Umsicht und dem Geschick der Redaktion ein glänzendes Zeugnis aus. Die Illustrationen verlassen mehr und mehr den Standpunkt einer bloßen Texterläuterung, um auch für sich selber (Bildnisse, Nachbildungen von Kunstwerken u. a.) zu sprechen. Besonders aber sei hervorgehoben, daß sich die Darstellung in diesen nicht so sehr zur Kürze verurteilten Jahresbänden einer ansprechenden, gut und leicht lesbaren literarischen Form befleißigt und von dem früher wohl als etwas „kahl" empfundenen Stil der Statistik erfolgreich zur belebten Schilderung und farbigen Charakteristik hinstrebt.

*

Der Literarische Ratgeber des Dürerbundes, in dessen Auftrag herausgegeben von Ferdinand Avenarius, wirbt in neuer Ausgabe (von 1912) um fleißige Leser und Benutzer. Er verdient diese praktische Belohnung schon deshalb, weil er sich, vielen ähnlichen kunst- und literaturerzieherischen Arbeiten voran, einer positiven, unmittelbar lebendigen Aufgabe unterzieht: die Lektüre des einzelnen zu lenken, ihn zum Gehaltvollen auf dem Büchermarkt hinzuleiten und ihn umgekehrt an all dem ohne Zeitverlust, Enttäuschung und Ärger vorüberzuführen, was ihm nichts Wertvolles zu geben hat. Wir Redakteure schulden diesem Ratgeber und Gehilfen noch einen besonderen Dank: er nimmt uns von der kritischen, d. h. sondernden Arbeit, die wir eigentlich für jede literarische Jahresernte zu leisten hätten, ein groß Stück Arbeit ab; wir dürfen an ihn getrost alle die verweisen, die einen zuverlässigen Berater für ihre Lektüre suchen, auch die andern, die von Amts wegen Vereinsbibliotheken, Lesezirkel u. dgl. zu verwalten oder neu einzurichten haben. Nach anderthalbjähriger, von allen Seiten her bewirkter Neubearbeitung ist der „Ratgeber" jetzt von Grund auf neu geworden: er zählt 250 statt 170 Seiten, hat manche neue Abteilung bekommen (z. B. Pädagogische Literatur), seine alten sind neu geschrieben oder doch Zeile für Zeile durchgeprüft und verbessert worden. Wer sich ein eignes Haus baut, läßt sich zunächst den Grundriß dafür zeichnen; wer sich eine nicht vom Zufall zusammengestoppelte, sondern überlegt und charaktervoll aufgebaute Bücherei schaffen will, sei es auch erst in Jahr und Tag, der lege sich zuerst und vor allem diesen Ratgeber zur Hand.

*

Der hier zuerst veröffentlichte Roman „Im Zwiespalt" von **Georg von der Gabelentz** ist jetzt neubearbeitet unter dem Titel „**Das glückhafte Schiff**" bei Staackmann in Leipzig als geschmackvoll und gediegen ausgestattetes Buch herausgekommen.

Gleichzeitig hat **Heinrich Lilienfein** seinen ebenfalls zuerst in diesen Monatsheften abgedruckten Roman „**Die große Stille**" in Buchform bei Cotta in Stuttgart erscheinen lassen, also in einem Verlage, der diesen jungen, vielversprechenden Romandichter in eine seinem feinen und abgeklärten Wesen verwandte literarische Nachbarschaft führt.

Bei Staackmann liegt ferner **Hans Harts** frohe Rokokogeschichte vom Rhein „**Kupidos Bote**" in Buchausgabe vor. Die Leser werden diese graziöse, feinhumoristische und dabei von einem würzigen Hauch der alten versunkenen Zeit umspielte Erzählung aus dem Septemberheft 1910 gewiß noch in angenehmster Erinnerung haben, und wenn wir ihnen nun sagen, daß die Buchausgabe sich in ihrer Ausstattung, vor allem in dem Buchschmuck und in den vier Vollbildern von Marquis F. von Bayros dem literarischen Cachet vortrefflich anpaßt, so werden sie wissen, was sie jungen Mädchen, lieblichen Bräuten, hübschen Nichten und angebeteten Cousinen, aber auch ernsten Leutchen, die aus den Jugendlocken schon herausgewachsen sind, sich aber noch ihren Herzensfrohsinn bewahrt haben, als Angebinde schenken können. Sie werden Ehre damit einlegen und Freude bereiten.



Phot. Louis Held, Weimar.

Die Schauspielszene im „Hamlet". Nach der am Shakespeare-Tage im Weimarer Hoftheater veranstalteten vereinfachten Aufführung.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Der vereinfachte Hamlet in Weimar — Molières „George Dandin" im Deutschen Theater zu Berlin — „Das dritte Reich", eine Nietzschetragödie von Paul Friedrich — Frank Wedekind in der „Werkstatt der Werdenden" — Zwei Jubilare: Siegwart Friedmann und Arthur Schnitzler

eimar hat wieder einmal gegen Berlin sein Panier aufgeworfen. Man muß an die Zeit denken, da Goethe gegen den Natürlichkeitsdrang der norddeutschen Schauspielkunst seine auf Harmonie und Stil ausgehenden „Regeln für Schauspieler" niederschrieb und damit sichtbar das Manifest der Weimarischen Schule aufpflanzte. Heute scheint es fast, als seien die Rollen vertauscht. Berlin, meint man, ist durch den „Regieprunk" Max Reinhardts zum Herold einer Ausstattungssucht geworden, die sich hauptsächlich an die schönheitsfreudigen Sinne wendet, und Weimar, konnte man in den Berichten über den diesjährigen Shakespeare-Tag lesen, hat sich durch die Aufführung des „vereinfachten Hamlet" zum Vorkämpfer einer geistigen, ganz auf das Wort des Dichters gerichteten Regieschlichtheit gemacht, die uns eine Gesundung der dramatischen Kunst von allerlei gefährlichen Irrungen und Gebresten verspricht.

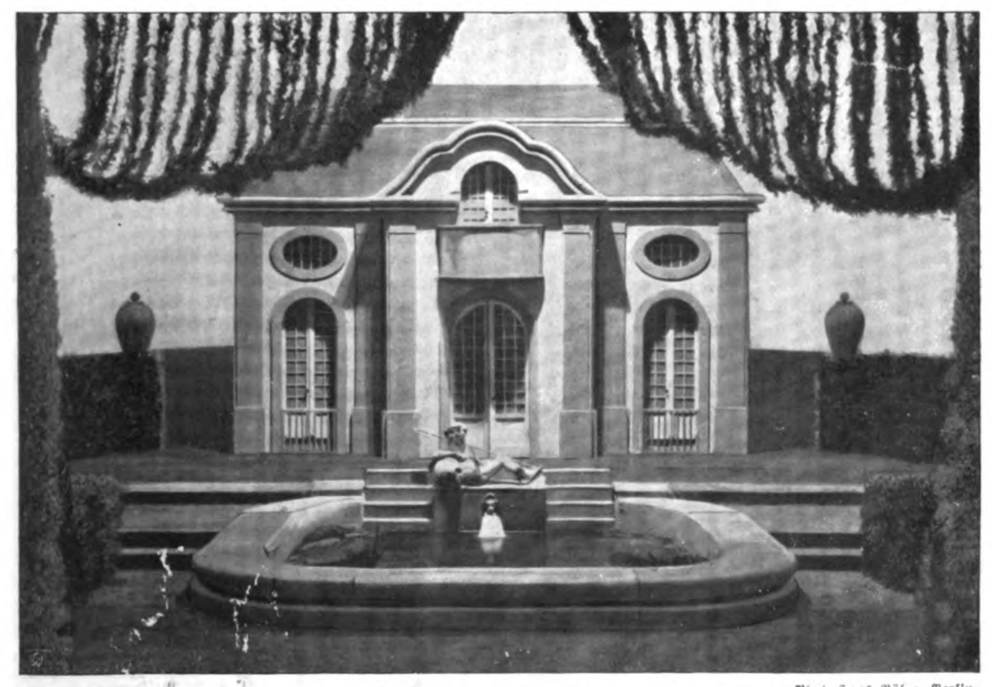
Ohne dramaturgische Vorgeschichte ist natürlich auch dieser weimarische Hamlet nicht auf die Bretterwelt gekommen. Seinen Urahnen darf er vielleicht in der englischen Originalaufführung zu des Dichters Zeiten, seinen deutschen Ahnherrn sicherlich in der von Genée, Savits und Lautenschläger ins Leben gerufenen Münchner Shakespeare-Bühne sehen. Auch sie schon befolgte den löblichen Ehrgeiz, das Wort des Dichters auf Kosten der Außenwelt, in der sich die Vorgänge abspielen, in möglichst unangetasteter Vollständigkeit zu seinem geistigen Rechte kommen zu lassen. Der Apparat der Bühne war so einfach wie möglich. Der Zuschauer saß vor einer zweigeteilten Bühne, deren hinterer Teil über das Niveau des Vorderteils um ein paar Stufen erhöht war und durch einen Vorhang im Nu von ihm getrennt werden konnte; Stoffgehänge rundeten die Szene ab und begrenzten sie nach den Seiten zu. So war es möglich, die Vorgänge des Dramas, genau wie sie im Buche stan-

den, ohne Zeitverlust einander folgen zu lassen: während vorn gespielt wurde, ließ sich der folgende Auftritt rückwärts vorbereiten, und wenn es nötig erschien, konnte man zu gleicher Zeit auch von beiden Teilen der Bühne Gebrauch machen. Es war der „Lear", an dem man damals, vor dreiundzwanzig Jahren diese Theorie erprobte; Sturm und Nebel, Regen und Gewitter der Heidenacht hatten von dem Experiment nicht zurückschrecken können.

Seitdem sind ähnliche Reformen — alle, auch die Reliefbühne des Münchner Künstlertheaters, mehr oder weniger von jenem ersten Versuch abhängig — vielfach unternommen worden und haben ihre Anhänger gefunden, um so mehr, je augenscheinlicher die andre, die sinnlichen Elemente der Dichtung betonende Richtung den Erfolg beim Publikum für sich hatte.

Von all diesen Versuchen kommt die am 22. April im Weimarer Hoftheater zu Ehren der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft veranstaltete „Hamlet"-Aufführung, inszeniert von Paul Linsemann, der Münchner Shakespeare-Bühne von 1889 am nächsten. „Die Vorderbühne", so beschreibt Schlenther die szenische Einrichtung, „schließt ein sandfarbener Vorhang ab, der bald aufgeht, bald zufällt. Dann geht es in der ganzen Bühnenlänge einige Stufen empor auf die Hinterbühne, die ein himmelblauer Vorhang abschließt. An dessen Stelle tritt ein blauer Himmel in Szenen, die im Freien spielen. Aber auch die Terrasse in Helsingör, die Ebene in Dänemark, wo Hamlet den Fortinbras beobachtet, und Opheliens Grab sind von Portieren umgeben." Zwischen diesen Tuchen und ohne irgendwelche Dekorationen spielte sich nun freilich des Dichters Werk in lückenloser Folge mit nur ganz wenigen Kürzungen ab, und die Herzen der Philologen, die da im Zuschauerraum pochten, werden an solchem „Sieg des Wortes über das äußerliche mechanische Beiwerk" ihre helle Freude gehabt haben. Ob auch die andern? Nach den Zeitungsberichten scheint das zweifelhaft, und wenn ich mir die weimarischen Schauspieler mitsamt dem Hamlet-Darsteller Staegemann von der Hofbühne in Berlin zwischen diesen kahlen, stumpfen Stoffgehängen vorstelle, so glaube ich nicht einmal, daß die Schauspielkunst davon profitiert hat. Mit der Höhe der Draperien — und hier wuchsen sie, nach dem auf Seite 618 wiedergegebenen Szenenbild zu urteilen, ins ungeheure — sowie mit dem Mangel an Requisiten wachsen auch die Ansprüche an die Darstellungs-, vor allem an die Redekunst der Schauspieler.

Warum gerade Shakespeare, dieser König einer handlungserfüllten, mit allen eingeborenen Reizen gesättigten Szene, zu der Ehre solcher puritanischen Versuche kommt, ist schwer einzusehen. Gewisse dramatische Dichtungen Goethes, von den Neueren Maeterlinck, Verhaeren oder Stucken würden sich besser dazu eignen. Je mehr ein Drama sich vom Boden der Wirklichkeit loslöst,



Phot. Hans Böhm, Berlin.

Szenenbild von Ernst Stern zu Molières „George Dandin" im Deutschen Theater zu Berlin.





Phot. Hans Böhm, Berlin.

Viktor Arnold (George Dandin) und die zwei Schäferinnen in Molières „George Dandin".

um ins Übersinnliche emporzuschweifen, desto berechtigter mag dieser Verzicht auf alle Ausstattung sein. Für solche Stücke ist er denn auch in Berlin, dieser vermeintlichen Hochburg geilen Ausstattungsprunkes, längst geübt worden. Reinhardt selbst war es, vielleicht angeregt durch das Münchner Künstlertheater und wider seine eigne persönliche Neigung, der ähnliche strenge Enthaltsamkeit mehr als einmal bewiesen hat. Ein guter Regisseur wird von Fall zu Fall entscheiden, was sich hier, was sich dort empfiehlt. Sein Kompaß dabei wird immer die innerliche Melodie des Werkes selbst sein müssen; alles Verallgemeinern, jede Prinzipienreiterei durch Dick und Dünn ist vom Übel.

Wie die Fürsprecher einer äußersten szenischen Bescheidenheit bei Shakespeare gern auf die „Hahnengrube", das „O von Holz" hinweisen, drauf der Dichter des „Heinrich V." sein „unwürdiges Gerüst" aufschlagen mußte, so bei Molière auf die simple Nüchternheit, deren sich das französische Theater von jeher bei der Aufführung seiner Stücke befleißigt habe. „Ein französisches Auditorium", sagt Sidney Lee, der englische Shakespeareforscher, in seiner Schrift „Shakespeare und die moderne Bühne" (übersetzt von Jocza Savits; München, Max Engl), „würde es geradezu für eine Entweihung halten, aus einem Molièreschen Werk ein Ausstattungsstück zu machen. Die Franzosen haben sonst einen entwickelten Sinn für zierlichen Schmuck und Prunk, der den Engländern ziemlich fremd ist, aber ihr Verfahren Molière gegenüber gibt uns einen deutlichen Beweis dafür, daß ihr künstlerischer Sinn richtiger i[illegible] als der unsre."

Nun, [illegible] war weniger nüchtern. Wir [illegible] aus der entzückten Schilderung eines französischen Hofmannes, wie bunt und lustig seine tragische Posse von „George Dandin" oder dem „Beschämten Ehemann" mit Schäferspiel, Gesang und Tanz aufgeputzt war, als sie am 18. Juli 1668 im Park von Versailles zur Feier des Friedens von Aachen vor einer glänzenden Gesellschaft zum ersten Male aufgeführt wurde. Überkommen sind uns nur ein paar dürftige Brocken dieser „Einlagen", aber wenn es erlaubt ist, jene ausführliche Schilderung der Aufführung zu Hilfe zu nehmen, so mußte es die Phantasie eines Theatermannes wie Reinhardt wohl reizen, das Spiel jenes Sommertages vor zweihundertfünfzig Jahren möglichst genau so wieder lebendig werden zu lassen, wie es sich den Gästen des Sonnenkönigs präsentiert, ja, wie der Dichter selbst, obgleich damals gerade durch ein häusliches Ungemach auf den Tod verwundet, es in guter Schauspielerlaune inszeniert hatte. Man weiß ja: mit Schauspielerstücken hat sich Reinhardt von jeher besonders gut gestanden. Da fühlte er sich offenbar von einer geheimen Sympathie angesprochen, von einer resoluten Freude am Theater und einem Zugeständnis freier Bewegung, wie er sie so leicht in keinem rein literarisch konzipierten Werke fand. Je größer der Spielraum, den ihm das Wort des Dichters gönnte,



Phot. Hans Böhm, Berlin.

Paul Biensfeldt (Lubin) und Johanna Terwin (Zofe Claudine) in Molières „George Dandin".

desto voller die Kränze, die sich Phantasie, Witz und Stimmungskraft seiner Inszenierungskunst holten.

Wer sich daran erinnert, braucht nicht erst lange zu fragen, was ihn an dem „George Dandin“ reizte. Die eigentliche Handlung dieses Stückes, das dreimal gefoppte und übertölpelte Hahnreitum des Bauern Dandin, der sich in einer schwachen Stunde zu einer adligen Heirat verstiegen hat, mitsamt dem bißchen gelinder Satire auf das galante Preziösentum der dünkelhaft gespreizten Aristokratie ist so dürftig, daß für einen Anspruchsvolleren weder tragisch noch komisch viel dabei zu holen scheint. Doch da waren die Schäferszenen, die dies armselige Gerippe von Handlung girlandenartig umranken — wie mußte alles an zu blühen und zu glühen, zu glänzen und zu flammen fangen, wenn es gelang, diese liebeseligen Schäkereien der Cloris und Climene, Tirsis und Philen mit der süß lockenden Lullyschen Musik wieder in Aktion zu setzen!

Ein Pedant, wer die Freude eines Theatermannes an der Auferweckung solcher verschütteter Preziosen nicht versteht! Aber drohte nicht gleich auch die Gefahr, daß unter dem Geflimmer solcher koketter Kostbarkeiten die leise durchscheinende Tragik des armen George Dandin nun vollends verblassen würde? Im Gegenteil, beschwichtigte sich Reinhardt, ich hebe und betone sie dadurch! Und wirklich, er brachte das Kunststück zuwege, auf dem tändelnden Hintergrunde die vereinsamte, verlorene und verlassene Seele des bäuerlichen Mesaliierten, des fremden Gastes unter all den üppigen und satten Kavalieren und Damen des Hofes erst recht bitter wehklagend erscheinen zu lassen. Fraglich, ob das der Absicht des Schauspieler-Dichters entspricht. Die Molière-Forscher machen es wahrscheinlich, daß er so viel Entsagung und demütigen Gehorsam besaß, um den Launen seines Brotherrn eben nur das vorzusetzen, was dieser für sein eignes Vergnügen und den Zeitvertreib seiner Gäste forderte: einen unterhaltsamen Spaß, bei dem sie auf Kosten eines armen, tief unter ihnen stehenden Teufels nach Herzenslust lachen konnten. Aber wie es Nester gibt, aus denen ganz andre Vögel schlüpfen, als die darin gebrütet haben, so gibt es auch Dichtungen, aus denen sich die Zeit einen andern Sinn holt, als der Augenblick ihrer Entstehung scheinbar hineingelegt hat. So geht es mit dem „George Dandin“. Der Gedanke, daß wir es hier mit einer hinter der Maske der Komödie versteckten Tragödie zu tun haben, will sich nicht zum Schweigen bringen lassen, und in den Striemen, die der düpierte, ja obendrein noch geprügelte Ehemann davonträgt, glauben wir immer wieder die Wundmale des schmachbedeckten, gramvollen und haßerfüllten Dichters erkennen zu müssen. Während nun aber bisher das Theater dies **Entweder** — Oder respektiert, sich entweder für die **Komödie** oder für die Tragödie entschieden hatte, war Reinhardt als erster so verwegen, beides zu gleicher Zeit neben- und durcheinander zu wollen. Er gab dies alles, Einzelschicksal und Schäferszenen, dem Element zurück, aus dem es gekommen war, der Atmosphäre des Spiels und Scheins, er gönnte den Gesängen und Tänzen der Zwischenspiele, dem Stück im Stücke, reichlich so viel Raum und Zeit wie dem Stück selber und ließ den Helden dieses „Lustspiels“ statt im realistischen Bauernkittel im pluderhosigen Pierrotkostüm mit kreidig geschminktem Angesicht spielen.



Phot. Hans Böhm, Berlin.

Alexander Moissi als Schäfer Tirsis in Molières „George Dandin“.

Er kannte auch diesmal seine Berliner. Nichts schmeichelt einem großstädtisch-blasierten Publikum mehr, als wenn man ihm das Geschenk verhüllt darbringt und es seiner Intelligenz überläßt, durch die Häute an den süßen oder bitteren Kern zu kommen. Alles Schlichte, Klare und Durchsichtige steht bei diesen Leuten schlecht im Kurse; sie wollen zu wittern, zu ahnen, zu raten, zu entdecken haben, sie wollen die Distanz gewahrt sehen und auf das wohlige Gefühl ihrer Überlegenheit nicht verzichten. So ward George Dandin zum bitteren Narren, zum melancholischen



Phot. Hugo Leo Held, Charlottenburg.

Siegwart Friedmann, der Siebzigjährige.

Bajazzo, der hinter dem Lachen nur halb seine Trauer verbirgt, zum frierenden Toms, der sein zuckendes Herz zwischen den Händen preßt; aber auch die Schäfer und Schäferinnen behielten all ihre bunten Bänder und flatternden Schleifen, ja, eine mit geschickten Einfällen begnadete Regie machte den Karpfenteich, um den sich ihre eingebildeten Freuden und Leiden bewegen, zum szenischen Mittelpunkt des Ganzen. Jeder andre wäre an diesem herausfordernden Kontrast von Ernst und Tändelei, Posse und Tragödie gescheitert, Reinhardt mit seinem spielenden Reichtum an Tönen und Farben holte sich aus solcher Gewagtheit einen neuen glänzenden Theatererfolg. So etwa mögen die aristokratischen Teilnehmer jenes Versailler Gartenfestes, geputzte Damen und Herren, diese bunten Szenen erlebt haben; so konnten aber auch die oberen Zehntausend aus der Millionenstadt von 1912 sich daran delektieren, zumal wenn noch hinzukam, daß Viktor Arnold, der Komiker, den tragischen Helden mit dem schmerzlich zuckenden Munde und dem tränenfeuchten Blick, und Alexander Moissi, der Romeo und Hamlet dieser Bühne, einen melancholisch tanzenden und singenden Schäfer gab.

Daß in dieser „Dramatischen Rundschau" jetzt so viel von Regie und Regisseuren, so wenig von neuen Dramatikern und ihren Dramen die Rede, ist wohl der deutlichste Beweis für den produktiven Tiefstand der Zeit. Nicht nur, wenn die Könige bauen, erst recht, wenn sie feiern, haben die Kärrner zu tun. Und es kann einem wirklich bange werden, sieht man die Mittel der Kunst tagtäglich mehr Selbstzweck werden. Eine Weile hoffte man, das neuromantische Drama werde der Bühne aus der Patsche helfen. Aber es hat versagt, sich kaum als lebensfähig erwiesen, so sehr es die Sprechkunst und den poetischen Stil verfeinert und die Aufgaben der Inszenierung aus der bloßen realistischen Echtheit zu musikalischer Stimmung und malerischer Bildwirkung hinübergeleitet hat. Wo aber blieb das neue, als lebendig empfundene Problem? Wo blieb der starke, auch geistig bedeutende Held? Denn es ward ohne weiteres als ausgemacht angenommen, daß unsrer Zeit nicht eine rohe Tatnatur, sondern nur eine schöpferische Gedankenkraft als Tragödienheld Tieferes zu sagen habe. Für die dramatische Rehabilitierung dieses ideellen Helden setzt sich seit Jahren eine kleine Minderheit von Neu-Idealisten ein, ohne daß sie bisher bei den praktischen Theaterleuten große Gegenliebe gefunden hätte. So hat auch Paul Friedrich mit seiner Nietzsche-Tragödie unter die gastlichen Fittiche der Richard-Wagner-Gesellschaft flüchten müssen, um dieses sein fünfaktiges Schauspiel „Das dritte Reich" endlich einmal auf der Bühne zu sehen (Buchausgabe im Xenienverlag zu Leipzig).

Friedrich knüpft bewußt an den symbolischen Idealrealismus an, den Ibsen in seiner mittleren Periode, in der gewaltigen Menschheitstrilogie „Peer Gynt", „Brand" und „Kaiser und Galiläer", vertreten hat, und er ergreift als innere Idee und Zentralproblem unsrer Zeit den Individualismus in seiner Stellung zur Umwelt und zu den letzten Dingen. „Ein solcher Held unsrer Tragödie," erklärt er, „der Prometheus des atheistischen Menschvergottungszeitalters, ist der Denker von Sils-Maria: Nietzsche, der Philosoph der einsamen Höhen." Ein kühnes Unterfangen, ein derartiges „Helden"-Drama als praktische Antwort auf die theoretische Frage nach der Zukunft des großen Dramas auszuspielen! Man darf sich nicht wundern, wenn der Versuch Versuch geblieben ist. Zwar ist es dem Dichter gelungen, die Gestalt des Philosophen einigermaßen plastisch und glaubhaft zu machen, sie auch nur das sprechen zu lassen, was man aus dem Munde einer so bedeutenden geistigen Persönlichkeit allenfalls zu ertragen vermag, wie denn das Werk überhaupt von einer gründlichen Kenntnis, ich möchte sagen von einem inneren Wiedererleben der Nietzschischen Gedankenwelt zeugt. Das ist gewiß eine erfreuliche Mitgift für ein dramatisches Zeit-, Kultur- und Lebensbild, ähnlich wie sie Gobineau aus der Renaissance entworfen hat, zu wenig aber für ein sich von innen her zur zwingenden Tragik entwickelndes Drama. Dies zu gestalten, hat denn auch Friedrich ganz

und gar nicht vermocht. Seine fünf Aufzüge, mehr monologisch als dialogisch gehalten, reihen ein paar lose verbundene Bilder aus Nietzsches Leben, zumal aus dessen kritischen Wendepunkten, aneinander: seinen Enthusiasmus für Wagners Baireuth-Idee, seine Trennung von dem Meister, als er an Ort und Stelle erlebt, was praktisch aus dieser Idee wird und wie sie auf die Menschen wirkt, die wachsende Einsamkeit des „Übermenschen" im bayrischen Wald und in Sils-Maria, das Auftauchen der verhängnisvollen Wahnidee vom Doppel-Ich und endlich das Hereinbrechen der Geistesnacht in der Hochgebirgslandschaft der Bernina, wo er schon vor den Pforten des „dritten Reiches", einer Freistätte des naturbefreiten, geläuterten und gehobenen Menschenwillens, zu stehen glaubt. Eine innere Verknüpfung, eine folgerichtige Entwicklung dieser Stadien läßt sich trotz den reichlichen philosophischen Expektorationen, die dem Philosophen vergönnt sind, nicht entdecken. Auch hat der mit einer starken, geistig eindrucksvollen Sprache begabte Dichter nicht den Stilausgleich zwischen den alltäglich-realistischen und den transzendentalen Elementen gefunden, die er hart nebeneinandersetzt: wo schwäbelnde Packer, eine betuliche Wirtin, ulkig-bissige Journalisten, fremdsprachlich parlierende Engländer und Franzosen auftreten, erträgt man nur schwer das leibhaftige Erscheinen des „Lebens" in Gestalt eines schönen, aber doch etwas ballettmäßig aufgeputzten Mädchens und die wiederholten Auftritte des nur allzu beredten „Fremden", unter dem man sich Nietzsches (hier elektrisch beleuchtetes) Doppel-Ich vorzustellen hat. Gewiß, Paul Friedrichs ernstes redliches Ringen um das neue tragische Ideendrama hat sich in einer Weise offenbart, der man den Respekt nicht versagen soll; die lebendige Bühne aber wird auf diesem Felde nicht das ernten, was sie zu ihrer Regeneration bedarf.

Daß dies Werk just unter dem Schutze der Wagner-Gesellschaft an die Öffentlichkeit trat, zeugt von der uneigennützigen Vorurteilslosigkeit dieser Vereinigung, deren erlauchter Namenspatron doch gerade keine Heroenrolle in dem Stücke spielt. Doch — fragen solche frondierenden Kunst- und Literaturgesellschaften manchmal überhaupt danach, womit sie das Programm ihrer Ideale füllen? Die „Werkstatt der Werdenden", ein Bund junger Leute beiderlei Geschlechts, der „den Versuch unternimmt, unter Hintansetzung aller materiellen Interessen aus besten Kräften für fremde und eigne Ideale einzutreten", erhebt — Wedekind auf ihren Schild. Wenigstens war die vor geladenem und streng kontrolliertem Publikum veranstaltete Aufführung des Wedekindschen Einakters „Tod und Teufel" das einzige Erkennbare, worum es sich bei diesem ganzen kaffeekränzchenhaft dilettantischen Brimborium allenfalls lohnte. Doch blieb die Aufführung so tief unter aller Kritik, daß man dem Dichter, der hier in grotesker Form und nicht ohne stark karikaturenhafte Züge ein bitterernstes Thema des Geschlechtslebens aufgreift, einen üblen Dienst erweisen würde, wollte man es nach der Mißgestalt, in der es da vor uns hintrat, zu würdigen versuchen. Noch ist es von der Zensur für öffentliche Aufführung an einem öffentlichen Theater verboten; aber lange wird sich dieses Verbot einem so grimmigen Ernst, wie ihn Wedekind auch hier vertritt, nicht aufrechterhalten lassen, wenigstens nicht, wenn sich die schlüpfrigen und lüsternen Kokotten-Stücke gewisser Theater weiterhin des gnädigen Wohlwollens eben derselben Zensurbehörde erfreuen. Dann erst werden wir über diesen Einakter aus dem „Totentanz", der dem konzessionierten „Sinnengenuß" mit schneidender Schärfe ins fahle Antlitz leuchtet, eingehender zu reden haben. Ernst, wie sein blutiger Ernst es von einer ernsten Zeitschrift fordert.


Phot. Atelier d'Ora, Wien.
Arthur Schnitzler, der Fünfzigjährige.

Zwei Jubilare, denen das deutsche Theater manchen Dank schuldig ist, grüßen wir an dieser Stelle, indem wir ihre neuesten Bildnisse veröffentlichen: am 25. April ward Siegwart Friedmann siebzig, am 15. Mai Arthur Schnitzler fünfzig Jahre alt.

Beide sind Österreicher und haben aus ihrer Heimat die spezifische Prägung ihres Wesens mit-



gebracht, aber das hat ihrer Wirkung in Deutschland, besonders in Norddeutschland, keinen Abbruch getan. Ja, Friedmann, der Schüler Dawisons, der gediegene Charakterspieler der Laubischen Schule, wurde sogar der entscheidende Förderer und Verwirklicher jenes Schauspielersozietätsplans, der 1883 das Deutsche Theater in Berlin ins Leben rief, die Bühne also, die dann Jahrzehnte lang mit Recht als der berufenste und vollendetste Träger norddeutscher Schauspielkunst galt. Friedmann spielte in der historisch denkwürdigen Eröffnungsvorstellung vom 29. September 1883 den Wurm in Schillers „Kabale und Liebe", später den Vansen im „Egmont" und den Isolani im „Wallenstein". Doch schon zu Anfang der neunziger Jahre zog er sich von der Bühne zurück, um hinfort nur noch gelegentlich diese oder jene Gastspielrolle — so 1905 im Königlichen Schauspielhause zu Berlin Richard III. und den Dusterer in Anzengrubers „G'wissenswurm" — zu geben und eine Weile der von Max Reinhardt begründeten Schauspielschule des Deutschen Theaters seine Dienste als Lehrer zu widmen. Immer mit redlichem Ernst der Sache hingegeben, hat Friedmann weniger als manch andrer seines Berufs und seiner Bedeutung von sich reden gemacht, jedoch nie verhehlt, daß er ein Mann der alten Schule war, einer, dem die schauspielerische Rolle und ihre Möglichkeiten obenan standen. Er hat gezeigt, daß man auch so eine Persönlichkeit sein kann und das Menschliche, das immer den letzten Ausschlag gibt, nicht zu vernachlässigen braucht. Daß er von seinem Tuskulum in Blasewitz die jüngsten Wandlungen unsers modernen Theaters nur mit ernsten Bedenken beobachtet, wird keinen verwundern. Erst vor kurzem hat er seine Warnerstimme gegen die Verherrlichung der „Herren Regisseure und Kapellmeister" erhoben, sowie gegen die „moderne Ausstattungs-Neurasthenie", die im Begriffe sei, „die große Menschendarstellungskunst total zu verschlingen". Daß aber gut Komödie gespielt werde, sei und bleibe doch die Hauptsache! „Die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes", fährt er fort, „verschuldet geradezu die erschreckende Formlosigkeit und den Stilmangel unsers heutigen Schauspielerdurchschnitts. Durch den Mangel an Führung und Überwachung geraten viele Darsteller in Willkür, Verwilderung oder Verflachung, die in geschmacklose, häßliche Sonderbarkeiten ausarten und so allen künstlerischen Grundsätzen ins Gesicht schlagen. Wir haben jedoch eine höhere Aufgabe: des Dichters große Gedanken und Gestalten so zu verkörpern, daß sie dem Publikum in bester, edelster Form klar werden." Das sind Worte, die wahrlich nicht nach Greisenhaftigkeit schmecken!

Arthur Schnitzlers unermüdetes Schaffen steht so deutlich und lebendig im hellen Licht des Tages, daß es einer Würdigung an dieser Stelle nicht bedarf. Auch sind die Grundlinien seiner literarischen Struktur noch dieselben wie damals, als hier (Bd. 97, S. 686 ff.) der tief in die Probleme seiner Dichtungen eindringende Aufsatz von Dr. Helene Herrmann erschien. Was wir kritisch gegen ihn und seine Art auf dem Herzen haben, finden wir zu sagen Jahr für Jahr bei der Aufführung seiner neuen dramatischen Arbeiten Gelegenheit; um so eher mag es uns vergönnt sein, jenseit der Kritik einmal wieder an den unbestreitbaren Zeit- und Kulturwert seiner Schöpfungen zu erinnern, an den Witz und Geschmack, an die Grazie und den sicheren, selbstbewußten Kunstverstand, an den Bildungs- und Stimmungsreichtum und an die Schätze „neuer Psychologie", die sie vor uns ausbreiten und die ihnen das Interesse auch bei der neuen Generation noch eine gute Weile verbürgen. So leidenschaftliche Bekenntnisdichter und Stimmungskünstler, wie der Dramatiker des „Anatol", der „Liebelei", der „Lebendigen Stunden", des „Schleiers der Beatrice" und des „Einsamen Weges", wie der Romandichter der „Frau Bertha Garlan" und des „Weges ins Freie" einer ist, haben mehr als einem Geschlecht etwas zu sagen; ja, manches von dem, was uns heute in Skepsis, Ironie und Schwermut zu tief fast verhüllt und verkapselt scheint, wird erst vor den Augen und Seelen der Kommenden völlig seine Kelche öffnen. Manchmal hat es uns wohl gelinde verwundern wollen, daß dieser mit all seinen Fasern in Wien wurzelnde Dichter der leisen Töne und verschleierten Gefühle, die doch ständig um das bange Thema vom „Tod und Leben" spielend kreisen, neben dem ganz und gar anders gearteten Hauptmann zu den Getreuesten der Brahmschen Bühne gehört; dann aber sind wir uns immer bald wieder bewußt geworden, daß es hinter allen romantischen Schleiern und Spielermasken doch stets warmblütige Menschheitsdinge sind, die ihn bewegen, und daß er seelisch reife Menschendarsteller braucht, um auf der Bühne Gestalt werden zu sehen, was er scheinbar ganz still für sich und doch zugleich merkwürdig bühnengerecht — ein Arzt auch als Dichter — erlauscht, erforscht, erkannt und „einbekannt" hat. Poeten seines Schlages sind mit ihrem Können und Leisten an die Tage der Jugend nicht gebunden; erst der „Mann von fünfzig Jahren" wird vielleicht ganz mit dem eins und einig werden, wozu ihn Wesen und Gaben locken.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Elisabeth,

Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Farbige Wachsplastik von Martin Schauß.



Band: 112. II Juli 1912

Die Musik in der neueren bildenden Kunst

Von Dr. Valentin Scherer

In der Geschichte aller Zeiten und Völker spielt die Musik und deren Einfluß auf den Menschen eine gewaltige Rolle. Mag sich der Mensch noch auf einer primitiven Kulturstufe befinden und mit seinen einfachen Instrumenten oft nur erst Geräusche hervorbringen, oder mag er wie der moderne Europäer ein feines und geschultes Ohr für eine große Zahl im Klange verschiedener und doch zu einer harmonischen Einheit sich verschmelzender Einzelinstrumente besitzen, denen er eine Fülle schönster Töne entlockt, immer gilt sein Grundstreben dem gleichen Zwecke: die Bewegung seines innersten Gefühls durch den Ton zum Ausdruck zu bringen. Wie hoch schon die Vergangenheit den wohltuenden Einfluß der Musik zu schätzen wußte, das zeigt nichts besser als die antike Sage von Orpheus, der die wilden Tiere mit seinem Gesang besänftigte und sogar den unerbittlichen Fürsten der Unterwelt rührte.

Kein Wunder, daß man sich bestrebte, die Wirkung dessen, was man beim Anhören der Musik empfand, auch äußerlich im Bilde festzuhalten. Schon in der alten Kunst begegnen uns häufig solche Darstellungen, und bereits in der antiken Vorstellung finden wir die beiden Wege, die die bildliche Wiedergabe der Musik einschlägt. Auf der einen Seite ist es die Personifikation der Musik, die in den mannigfachsten Auffassungen des Gottes Apollo ihren Ausdruck findet. Auf der andern Seite werden die Spieler eines Instruments allein oder zugleich mit ihrer Wirkung auf die Umgebung veranschaulicht, wie wir dies auf Vasenbildern, Mosaiken und Reliefs mit der Darstellung des Orpheus inmitten von Tieren oder etwa in der Wiedergabe von Flötenspielerinnen beobachten können. Auch die mittelalterliche Kunst beschäftigt sich nach diesen beiden Richtungen hin mit der Musik, nur daß für den christlichen Gedankenkreis an die Stelle des heidnischen Gottes eine Persönlichkeit aus der Legende treten mußte. Es ist die heilige Cäcilia als Vertreterin der von Gott inspirierten Musikpflege. Neben ihr aber steht Frau Musika, in der das Mittelalter durch die ihm geläufige Form der Allegorie den weltlichen Teil der Musik versinnbildlicht, und die sie häufig in direkten Gegensatz zur geistlichen Musik setzt.

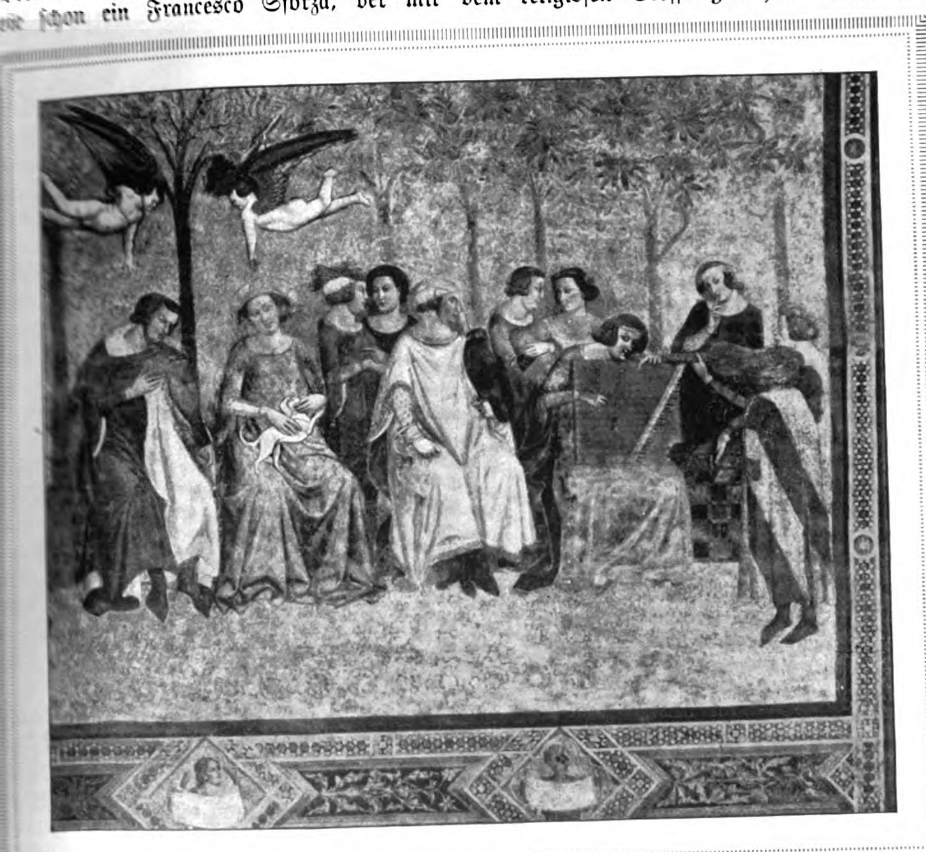
Dieser Gedanke zieht sich auch noch durch die späteren Zeiten, da in der Renaissance der menschliche Geist und die künstlerische Betätigung freier und damit ausdrucksfähiger geworden waren. Auf der Grenze dieser Perioden steht das große Fresko im Kamposanto zu Pisa, auf dem die furchtbare Gestalt des Todes — ein Nachklang der großen Pest, die im Jahre 1348 das ganze Abendland mit



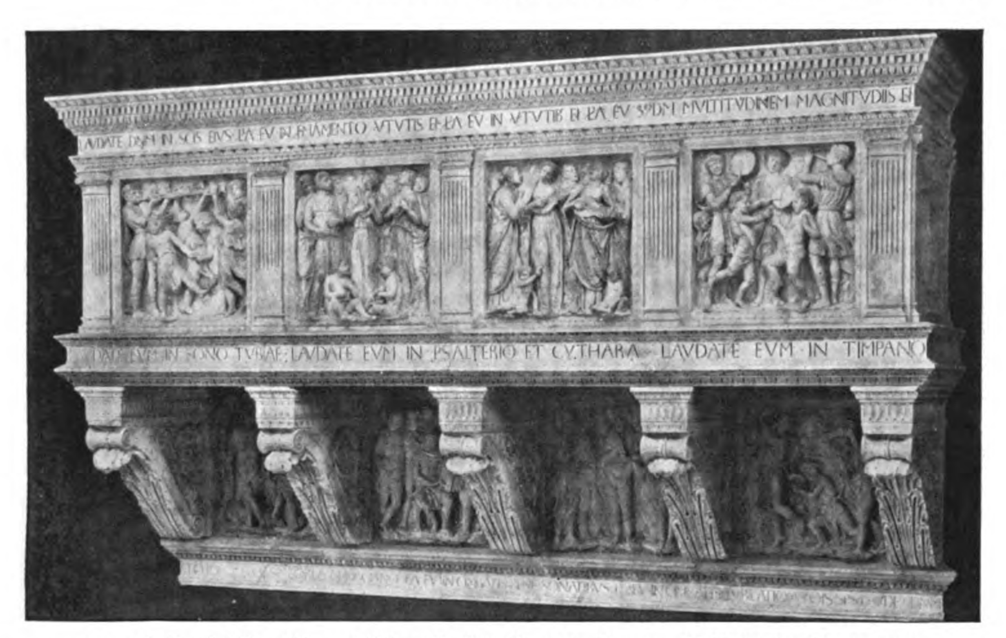
ihren Schrecken heimsuchte — ihre reiche Ernte hält. Trotz dem Entsetzen, das sie verbreitet, sehen wir auf einem Teile des Gemäldes eine heitere Gesellschaft (s. die untenstehende Abbildung), die sich in einem Garten an den weltlichen Freuden und zumeist an der Musik ergötzt. Nur das Diesseits und den Augenblick genießen diese Menschen, und die Musik muß ihnen dazu dienen, ihre Freude zu erhöhen.

Allmählich aber tritt der Gegensatz zwischen Weltlichem und Geistlichem zurück, und die Darstellung der Musik bezweckt nur noch, deren innern Gehalt und zugleich deren Wirkung auf die Menschen zu erschöpfen. Dies hat seinen Grund sicherlich in der immer stärker hervortretenden Pflege der Musik selbst, die ebenfalls zuerst wieder in Italien auf[illegible] [illegible] uns dann aber gerade auch bei den nordischen Völkern begegnet. Wir hören, wie schon ein Francesco Sforza, der mit seinem Ränkespiel ganz Italien verwirrte, eine weithin berühmte Kapelle besaß. Wir erfahren frühzeitig von venezianischen Musikaufführungen und sehen, wie im sechzehnten Jahrhundert durch niederländische Tonkünstler das musikalische Leben in Italien wieder bereichert und vertieft wird. Bis dann der Norden, insbesondere Deutschland, seit dem siebzehnten Jahrhundert immer mehr die Führung auf dem Gebiete der Musik übernimmt. Ein gegenseitiges wechselreiches Geben und Empfangen, eine ständige Verfeinerung und Bereicherung des musikalischen Könnens und Empfindens tritt jetzt ein. Diese Beziehungen finden auch in der bildenden Kunst ihren vollen Niederschlag, indem sie die Darstellung dieser stets wachsenden und sich vervollkommnenden Kunst mit ihren fortgeschrittenen Mitteln im Bilde zu lösen sucht.

Wohl bleibt auch der Zusammenhang mit dem religiösen Stoffe gewahrt. Aber wie



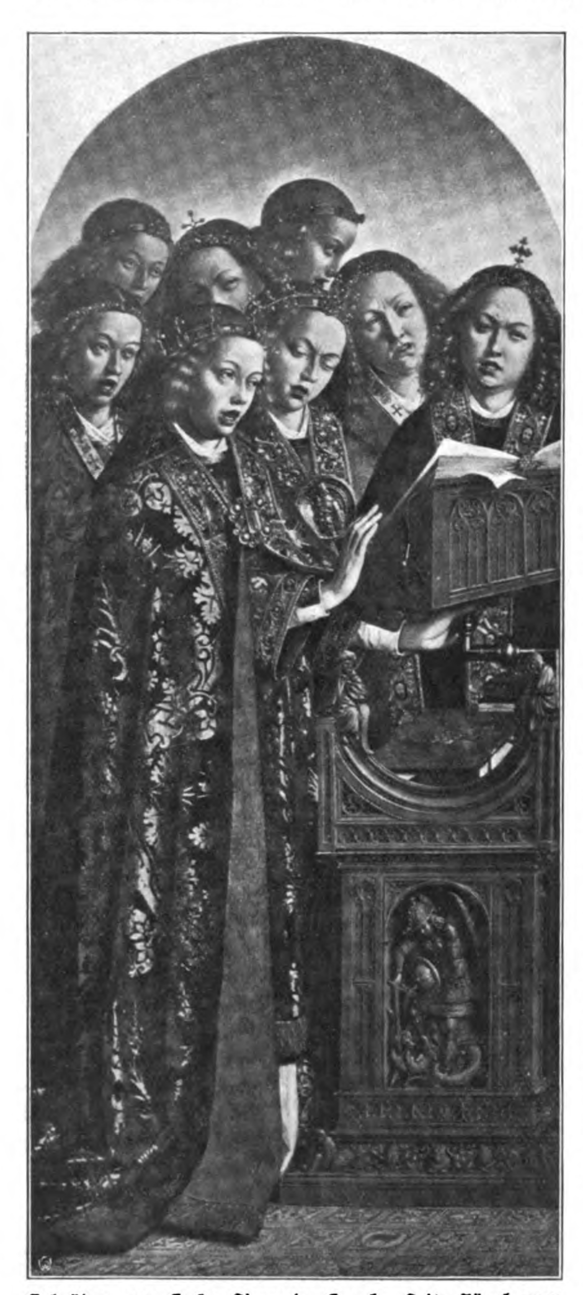
Ausschnitt aus dem Fresko „Triumph des Todes" von Orcagna im Kamposanto zu Pisa.



Luca della Robbia: Sängertribüne für den Dom zu Florenz. (Jetzt in der Domopera.)

in den gesamten Problemen der Kunst, so dient er auch hierbei oft nur als ein äußerer Vorwurf, hinter dem sich die freie Wiedergabe eines eignen und neuen Motivs äußert, das, den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend, noch keine selbständige Stellung einnehmen darf. Aber gerade hier wagt sich das Genrehafte frühzeitig hervor, um sich bald völlig vom Religiösen zu trennen und seine eignen Wege zu gehen. Das sehen wir in den Reliefs mit musizierenden Putten, die Donatello in den vierziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts für den großen Altar von Sant Antonio zu Padua geschaffen hat. Die verschiedensten Instrumente werden hier, jedes auf einer gesonderten Platte, behandelt. Eifrig sind die reizenden Kinder bei ihrem Werke, ähnlich wie dies derselbe Künstler auch in den kleinen Rundfiguren am Taufbrunnen zu Siena ausgeführt hatte. Was die munteren und teilweise übermütigen Kinder vornehmen, was ihnen nur ein heiteres Spiel ist, das wird auf der Sängertribüne, die Luca della Robbia in den Jahren 1431—37 für den Dom zu Florenz arbeitete, zur würdigen Beschäftigung (s. die Abbildung oben). Auch Donatello hatte eine solche Sängertribüne verfertigt und hier, noch weniger durch einen religiösen Gedanken gehemmt, nur die frohe und lustige Wirkung der Musik auf seine tanzenden Kinderscharen wiedergegeben. Anders die gereifteren Knaben Robbias. Sie sind sich des Ernstes der Situation — ist es doch ein geheiligter Ort, an dem sie ihre Pflicht ausüben — völlig bewußt, und nur nebensächlich treten kleinere halb spielende Gestalten hervor. Die übrigen handhaben ihre verschiedenen Instrumente, gruppenweise geordnet, mit ruhigem Eifer. Ein volles Orchester ist es, das sich auf den vier Vorderplatten zusammengefunden hat, während an den beiden Seiten der Gesang verkörpert wird. In ruhiger Haltung, in fein abgewogener Komposition sind ihre Gestalten dem Raume eingefügt, anmutig und feierlich zugleich ist der Eindruck, den sie ausüben. So mochten die Musikanten selbst ausgesehen haben, die an hohen Festtagen von diesem Ort aus ihre frommen Weisen zur Erbauung der Andächtigen und zugleich zum Lobe Gottes ertönen ließen.

Fast zu derselben Zeit, in der dies Werk entstanden ist, hat uns der Niederländer Jan van Eyck eine ähnliche Situation auf seinem Genter Altar vergegenwärtigt. Zwei Flügel dieses wunderbaren Werkes, auf dem sich zum erstenmal der ganze Realismus und die hohe Vollendung der niederländischen Kunst äußern, stellen uns, in diesen religiösen Zusammenhang eingefügt, die musikalische Verherrlichung des geheimnisvollen Vorgangs dar, der sich im Mittelbilde abspielt. Eine



Gebrüder van Eyck: Singende Engel. Seitenflügel vom Genter Altar. (Im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin. — Mit Genehmigung der Groteschen Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

in wundervollen Brokatstoff gekleidete weibliche Figur hat vor der Orgel Platz genommen und einen Akkord angeschlagen. Für die um sie stehenden Musikanten ist eine Pause eingetreten, ihre Instrumente ruhen. Um so lebhafter aber ist die Wirksamkeit der Sänger auf dem andern Flügel (s. die nebenstehende Abbildung). Aus dem großen Notenbuche, das auf einem reich geschnitzten Lesepulte liegt, lesen sie ihre Stelle ab. Man sieht es den Gesichtern an, wie emsig jeder einzelne bei seiner Sache ist und wie kräftig die fröhlichen Stimmen erschallen. Voll erklingt der Ton aus dem weitgeöffneten Munde des einen; mit einer gewissen Anstrengung, die sich deutlich in den vielen Falten des Gesichts äußert, erledigt ein andrer seine Aufgabe; unschwer vermag man hieraus die verschiedenen Lagen der Stimmen zu erkennen. Liegt auch ein gewisser Gegensatz in den beiden Flügeln, von denen der eine die volle Tätigkeit, der andre mehr die Ruhe eines Akkordes verdeutlicht, so klingen sie doch zusammen zu einer großen Harmonie, die dem Preise des Lammes gilt. Zu dieser Feierlichkeit dient auch die ganze Umgebung, der kostbare Stoff der Gewänder, das wertvolle Geschmeide, dienen die schönen Gestalten selbst, die, wenngleich mit größter Naturwahrheit erfaßt, doch aus der Sphäre des Weltlichen herauszuragen scheinen.

Sind es hier Wesen, die, wenngleich ihnen das äußere Symbol der Flügel fehlt, doch mehr als himmlische denn als irdische Chorknaben wirken, so versetzen uns völlig in die Region des Himmlischen die zur Verherrlichung eines göttlichen Vorgangs so häufig angewendeten musizierenden Engelfiguren, die sich auf zahlreichen Gemälden finden. Teils, daß sie wie bei Fra Angelico auf dem Rahmen eines Bildes erscheinen, teils daß sie wie bei Melozzo da Forli oder wie bei Correggio die Himmelfahrt Christi oder Mariä mit ihrem Spiel begleiten und in den himmlischen Freudenchor mit einstimmen. Auch verlassen sie ihre jenseitige Heimat, um auf der Erde ihre Musik erschallen zu lassen. Meist sind sie dann um die im Stall zu Bethlehem befindliche oder auf der Flucht ausruhende heilige Familie gruppiert oder um die Gottesmutter geschart und huldigen durch ihre Weisen ihr und dem Christus-

kinde. Am sinnigsten und reifsten haben dieses Thema die Venezianer in ihren Existenzbildern behandelt, wie das Carpaccios Darstellung Christi im Tempel (s. die nebenstehende Abbildung) und die mannigfachen thronenden Madonnen Giovanni Bellinis zeigen. Der ruhige Ernst der an den Stufen des Thrones sitzenden Engelfiguren, die ganz in ihr Spiel vertieft sind, stellt eine harmonische Verbindung zwischen dem Göttlichen und der Wirklichkeit dar. Es ist keine laute, stürmische Musik, sondern es sind feine Klänge, wie sie zu der würdevollen Situation allein passen können.

Auch die deutsche Kunst, namentlich die der kölnischen Schule, hat dies Motiv der die Gottesmutter durch ihr Spiel verherrlichenden Engel gern verwendet. Daneben aber sucht sie in frohen Wirklichkeitsgedanken auch durch irdische Kräfte das Loblied des Göttlichen anzustimmen, wie etwa auf einem Blatte der Randzeichnungen, die Albrecht Dürer für das Gebetbuch Kaiser Maximilians angefertigt hatte. In freiem Anschluß an den Text hat der Künstler hier diesen durch einzelne Szenen zu versinnbildlichen gesucht, daneben aber seinem reichen Gestaltungsdrang die Zügel schießen lassen. In allerlei phantastische Tiere, munteres Pflanzen- und Blattgewirr laufen die feinen mit der Feder gezogenen Linien oft aus und zeigen eine unversiegliche Kraft der schöpferischen Phantasie. Zweimal begegnet uns unter diesen köstlichen Gebilden die Musik. Einmal versinnbildlicht sie durch den flöteblasenden Fuchs, der durch sein Spiel die Hühner an sich lockt, die verführerische Lust der Welt, das andre Mal aber hat eine ganze Kapelle das Te Deum laudamus angestimmt (s. die Abbildung unten). Es sind Musikanten, wie sie den Nürnberger


Vittore Carpaccio: Darstellung Christi im Tempel. (In der Akademie zu Venedig.)

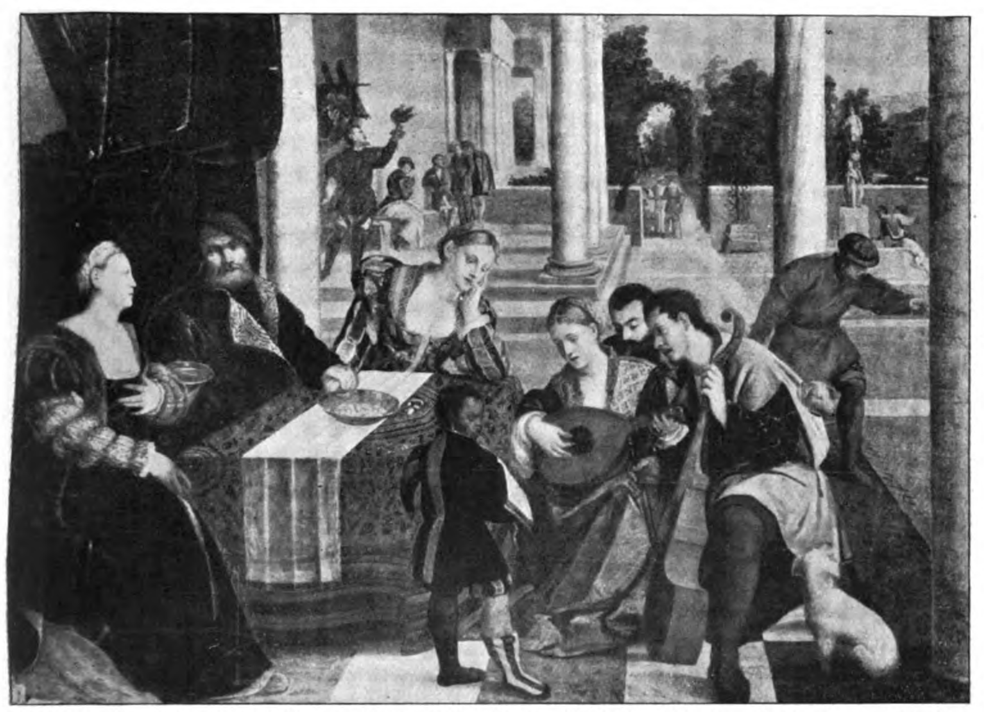

Albrecht Dürer: Randzeichnung zum Gebetbuch Kaiser Maximilians.

Ratsherren bei festlichen Schmausereien, bei Kaiserbesuchen oder sonstigen Gelegenheiten aufspielen mochten. Sie verfügen nicht über feine, wohlabgetönte Saiteninstrumente. Desto lauter aber mag ihr Spiel erklingen: die Posaunen erschallen, die Pauken wirbeln zum Preise der durch das Lied verherrlichten Allmacht Gottes. Mit irdischen Mitteln drückt diese Schar dem überirdischen Gott ihre Verehrung aus. Nichts hebt sie über die bodenständige Wirklichkeit in eine höhere Sphäre; nur noch größer und intensiver ist die Freude, mit der alle zusammenwirken, und die sich unwillkürlich auch dem Beschauer bei der Betrachtung dieses reizvollen Blattes mitteilt.

Um so himmlischer und erhabener ist der Kreis, in welchen uns das etwa gleichzeitig entstandene Gemälde der heiligen Cäcilia von Raffael versetzt (s. die untenstehende Abbildung). Die irdische Musik ist verklungen, die Handorgel, auf der die Heilige gespielt hat, scheint ihren Händen zu entsinken, zerstreut am Boden liegen einzelne musikalische Instrumente. Die Melodie aber, die vielleicht noch eben der Orgel entströmt war, ist von einem Chor von Engeln aufgenommen worden und ertönt jetzt als himmlische Weise in unerreichter Schönheit weiter. Mit erhobenem Antlitz in höchster Verzückung lauscht die Schutzheilige der Musik den Klängen, die sie erweckt hat und deren Wirkung sich der heiligen Versammlung mitteilt. Am stärksten ergriffen ist neben Cäcilia der heilige Paulus, den die Töne in tiefstes Nachdenken versinken lassen. Auch die andern Heiligen sind innerlich bewegt von dieser himmlischen Vision, die nichts mehr von dieser Welt an sich hat. Nur eine durch das Gefäß in der Hand als Magdalena charakterisierte weibliche Figur scheint noch die Beziehungen zur Wirklichkeit herzustellen. Sie hat ihr volles Antlitz dem Beschauer zugewendet und blickt ihn mit großen Augen an, aus denen doch wieder die Ekstase hervorleuchtet. Ein edelschöner Kopf, wie er später, nur noch mehr vergeistigt, in der Sixtinischen Madonna wiederkehrt. Mit der Vollendung der Renaissancekunst hat so auch die Verherrlichung der in der heiligen Cäcilia verkörperten geistlichen Musik ihren erhabensten Ausdruck gefunden. Es war unmöglich, diesen noch zu übertreffen, und so wird dieses Gemälde, bei dem auch die großzügige in edlen Kontrasten wirkende Komposition, sowie die fein abgestimmte Farbenwirkung mit dem seelischen Ausdruck wetteifert, stets auch den Beschauer in die ideale Welt, die hier geschildert ist, zu versetzen vermögen.

Aber nicht nur zur Verherrlichung des christlichen Ge=

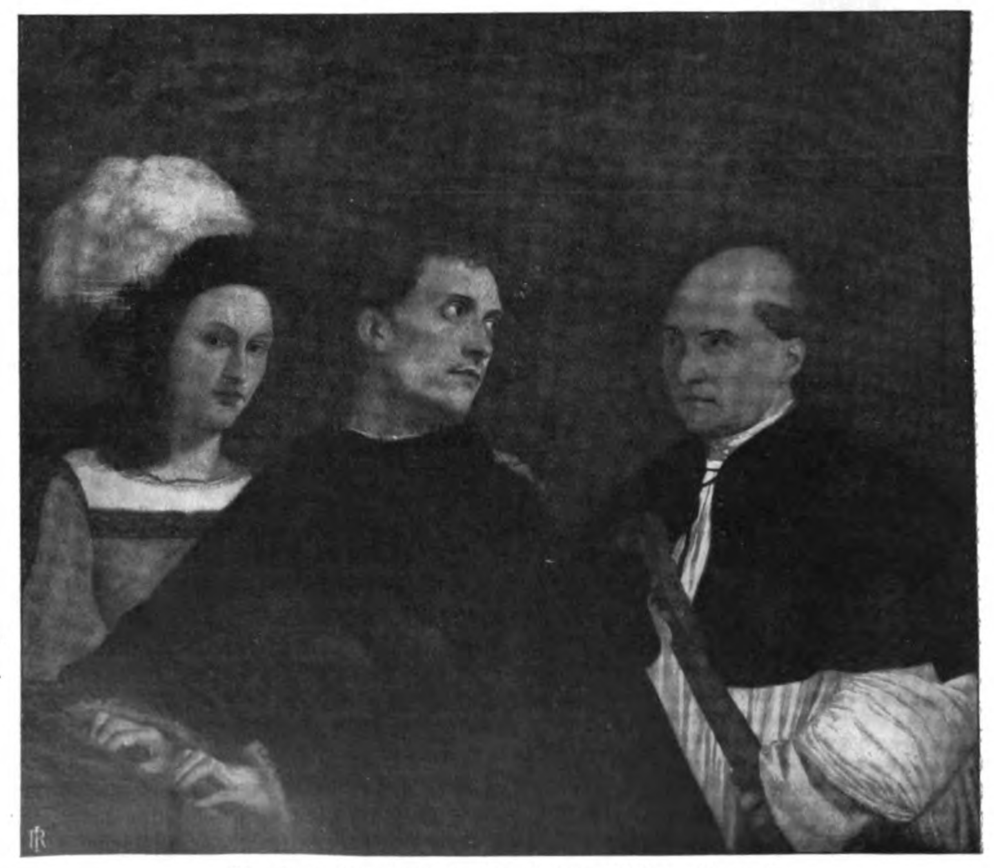
Raffael: Die heilige Cäcilia. (In der Pinakothek zu Bologna.)



Bonifazio Veronese: Ausschnitt aus dem „Gastmahl des Reichen“. (In der Akademie zu Venedig.)

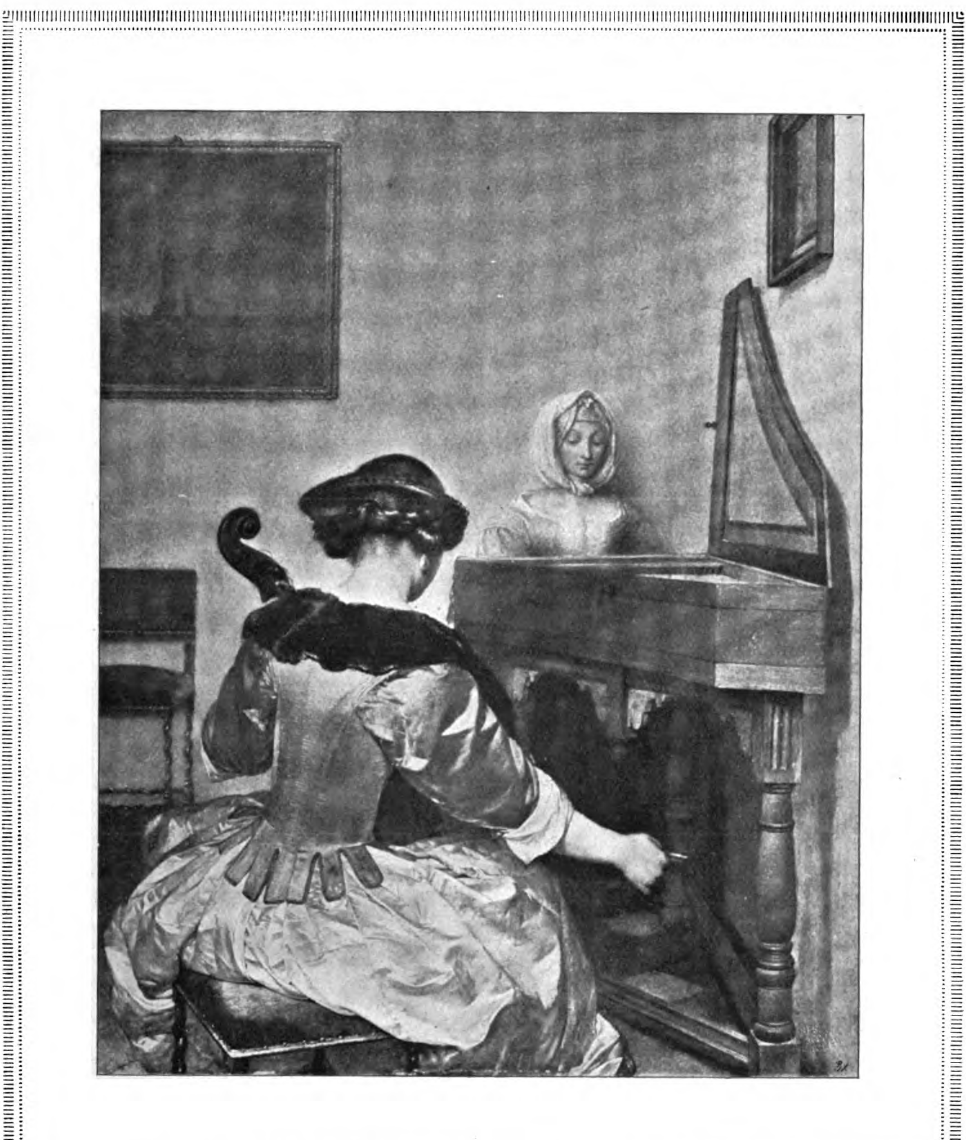
dankens sollte die Musik dienen. Wir sahen, wie sie schon frühzeitig auch zur Versinnbildlichung der weltlichen Freuden benutzt wurde. Wie sie in den heiteren Gärten ertönte, so erklang sie auch beim fröhlichen Mahle. Ungezwungen erscheint sie nach dieser Seite hin im Zusammenhang mit dem biblischen Stoff in dem Gastmahl des Herodes, das zugleich der Musik ihre Schwester, den Tanz, hinzufügt. Als nicht spezifische Darstellung der Musik dürfen wir diese Szenen hier übergehen, obwohl sie uns in der bildenden Kunst jener Tage recht häufig begegnen. Zudem ist hierbei der Tanz der jugendlich schönen Salome das eigentlich Wesentliche und die Musik nur noch die Begleiterscheinung. Dagegen wird sie, zumal in der Form des Zusammenspiels mehrerer Instrumente, bei einem andern Gastmahl stärker in den Vordergrund gerückt, obwohl der biblische Stoff als solcher hierzu keine Veranlassung bietet. Es ist die Hochzeit zu Kana, die unter der Hand der prunkliebenden Venezianer zur Schilderung üppiger, durch edle Pracht verherrlichter Schmausereien wurde. Gerade dem Venezianer aber durfte hierbei die Musik nicht fehlen. Noch heute macht es auf den Besucher Venedigs einen unbeschreiblichen Eindruck, wenn er am Abend durch die Lagunen fährt und über die stillen Wasserflächen die Töne eines Liedes, begleitet von weichen Saiteninstrumenten, schmeichelnd an sein Ohr klingen. Es ist, als ob sich hier die Musik mit der Stadt und ihrem merkwürdigen Zauber zu einer unlöslichen Einheit verschmolzen habe, und als ob hier die bildende Kunst und die des Tones noch inniger als an andern Orten einen Bund geschlossen hätten. Das äußert sich schon in den Engeln, die wir am Throne der Gottesmutter kennen lernten. Das offenbart sich stärker da, wo die Musik mehr in das Profane eindringt, bis sie, völlig losgelöst vom Religiösen, als selbständiger Faktor auftritt und die venezianische Malerei der Renaissance so zugleich für die Wiedergabe der weltlichen Musik den höchsten Ausdruck findet. Den biblischen Schmausereien schließen sich rein weltliche an, wie etwa das Gastmahl von Bonifazio Veronese (s. die Abbildung oben), auf dem ein Trio zur Tafel aufspielt. Eine prächtige Frauengestalt spielt die Laute, der sich, von zwei Männern gehandhabt, das Cello und ein Blasinstrument gesellt. Auch die Noten sind nicht vergessen und werden von einem der in Venedig so häufigen Mohrenknaben gehalten. Wenngleich

nur als Teil eines ganzen Gemäldes gedacht, nimmt dieses Konzert doch eine völlig selbständige Stellung in Anspruch und kann ohne weiteres als eine gesonderte Darstellung der Musik aufgefaßt werden. Es war von hier nur noch ein Schritt zu der von irgendeinem Zusammenhang vollständig losgelösten reinen Wiedergabe der Musik im Bilde. Auch dieser Schritt war schon zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Venedig durch den Maler geschehen, der die wunderbarste Tiefe und Innerlichkeit mit dem höchsten malerischen Können vereinigte. Noch heute nimmt das Konzert von Giorgione (s. die untenstehende Abbildung) unter den kostbaren Gemälden, die der Palazzo Pitti zu Florenz birgt, einen der hervorragendsten Plätze ein. Wie bei Raffaels Cäcilia sind die Menschen hier durch die Töne in weite Fernen entrückt und doch eng miteinander verbunden; aber es sind keine Heiligen mehr, die auf eine göttliche Musik lauschen, sondern Männer, die ganz unter der Wirkung eines musikalischen Erlebnisses stehen. Das Cello ist verstummt, und die Hand, die es vor kurzem noch gemeistert hat, ruht auf der Schulter des Clavichordspielers. Dieser hat einen Akkord gegriffen, und beide scheinen den Tönen zu lauschen. Aber während das Antlitz des einen ruhige Freundlichkeit und gelassenen Genuß ausdrückt, hat der Spielende den Kopf gewendet, und der Blick des asketischen Antlitzes schweift in weite Welten, als eile er den verhallenden Tönen auf ihrem unsichtbaren Wege nach, und als wolle er deren rätselhaftes Geheimnis ergründen. Wer so den Zauber höchsten musikalischen Erlebens im Bilde festzuhalten verstand, der durfte es wagen, ihn in selbständiger Darstellung, losgelöst von dem Apparat biblischer Erzählung, aber auch losgelöst von der Sphäre des Überirdischen, zu behandeln. Er hätte auch die einen gewissen Kontrast bildende reichgekleidete Jünglingsgestalt auf dem Bilde entbehren können, deren teilnahmlose Ruhe



Giorgione: Das Konzert. (Im Palazzo Pitti zu Florenz.)





Gerard Terborch: Das Konzert. (Im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin.)

nicht recht zu der Stimmung der beiden Männer zu passen scheint, wenn wir nicht darin etwa das gewünschte Porträt des Auftraggebers zu erblicken haben.

Die Schilderung der Musik aber als selbständige Darstellung begegnet uns in der Folgezeit immer häufiger. Sie hängt ebenso mit der Freude am Genre wie mit der immer größer werdenden Bedeutung und Vervollständigung des musikalischen Könnens zusammen. Es ist natürlich, daß sich gerade nach der genrehaften Auffassung die holländische Kunst dieses Themas mit besonderem Erfolge annahm. Teils werden die Spieler einzelner Instrumente vorgeführt, wie etwa durch Terborchs Lautenspielerin, teils das Zusammenwirken mehrerer Instrumente, wie durch des gleichen Künstlers Konzert (s. die Abbildung oben). Auch hier begegnen uns die nämlichen Instrumente wie bei Giorgione,

nur daß beide Spieler in Tätigkeit sind. Aber welcher Unterschied in der Auffassung der Persönlichkeiten und der Situation! Schon die Anordnung der Figuren ist merkwürdig genug. Ganz im Hintergrund sitzt an dem senkrecht nach vorn stehenden Spinett die eine Spielerin, fast eingeklemmt zwischen der Wand und dem vor ihr befindlichen Instrument. Völlig im Vordergrund, dem Beschauer den Rücken zukehrend, streicht die Cellistin die Saiten. Von ihrem Antlitz ist nichts zu sehen, und auch in dem ihrer Partnerin gewahren wir keine größere Gemütsbewegung. Um so feiner aber und genauer sind alle Nebensächlichkeiten und die Farben selbst behandelt. Man glaubt förmlich die Seide der kostbaren Gewänder knistern zu hören, so delikat und peinlich ist alles gemalt. Und vornehm und fein sind auch die Bewegungen der Cellospielerin, auf die es hauptsächlich dem Künstler angekommen zu sein scheint. Wenngleich wir von dem seelischen Eindruck der Musik auf die Spieler selbst nichts beobachten können, so offenbart das Bild doch einen intimen Reiz, den wir nicht nur der Feinmalerei, sondern auch der Wirkung zuschreiben dürfen, die wir im Gedanken an die unsichtbare Macht der Töne empfinden. Die Zeiten, in denen ein solches Werk entstand, der künstlerische Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts, waren anders als in der Renaissance, und die Monumentalität und Erhabenheit des Ausdrucks, die wir bei einem Giorgione finden, mußte der bevorzugteren Kabinettmalerei weichen. Die Größe des Gefühls wurde, wo es sich zu äußern suchte, leicht zur empfindsamen Schwärmerei, wie das auch die Cäcilienbilder, die in jener musikfrohen Zeit durchaus nicht selten sind, beweisen.

Immer mehr aber hatte sich im Gebiete der Musik der Deutsche zur führenden und ausschlaggebenden Stellung emporgearbeitet. Es war ganz natürlich, daß dem auch die bildende Kunst folgte, nachdem sie im neunzehnten Jahrhundert ihre eigne Selbständigkeit wiedergefunden hatte. Es ist kein Zufall, wenn eine der eigentümlichsten Verherrlichungen der Musik aus der Zeit der romantischen Malerei stammt. War es doch die Romantik, die von Anfang an der Musik einen Ehrenplatz einräumte. Wie es in den Liedern der romantischen Dichter von Tönen klingt und singt, so entdeckt auch die romantische Musik neue und wunderbare Tiefen, denen sie zauberhafte Melodien zu entlocken weiß, und versteht auch die Malerei diese klingende und singende Pracht festzuhalten.

Besonders war es Moritz von Schwind, der, selbst ein begeisterter Freund der Musik, diese wiederholt zum Vorwurf seiner Kompositionen benutzte. Sei es, daß er seine Freunde singend oder ein Instrument spielend darstellt, sei es, daß er in mittelalterlichem Gewande die Stadtmusikanten an einer Burg vorüberziehen läßt, oder daß er den ganzen Gehalt eines Tonwerks und damit der Musik selbst in seinem „Symphonie“ betitelten Bilde (Abbild. S. 635) zu erschöpfen sucht. Der Entwurf, im Jahre 1849 entstanden, hat zur Grundlage den Gedanken an eine Beethovensche Phantasie. Architektonisch wie der Bau eines symphonischen Tonstücks ist auch die Komposition des Bildes aufgebaut, wobei für die Hauptszenen Einzelheiten aus dem Leben der Künstlerin benutzt sind. Dazu aber tritt eine aus der reichen Phantasie des Malers geschöpfte Fülle von Gestalten, die das Ganze umranken und gewissermaßen die durch die Töne ausgelösten Empfindungen des Hörers im Bilde verkörpern. Die ganze Natur ist erwacht, ein lebendiges Treiben, heiter und ernst, wie es den einzelnen musikalischen Sätzen entspricht, entfaltet sich allerorten, und Phantasie und Wirklichkeit reichen sich in glücklichster Weise die Hand. Wie das Ganze einer bestimmten Begebenheit seinen Ursprung verdankt, so treten auch in den Hauptszenen die Freunde des Künstlers als handelnde Personen auf. Am originellsten in der Orchesterprobe, die den Eingang zu dem Werke bildet. Hier findet sich Franz Lachner als Dirigent, Schubert und der Sänger Vogl zusammen in einer Ecke stehend, während Schwind selber der Klavierspielerin die Noten umblättert. Voll köstlichen Humors sind die einzelnen Musiker, in denen der Künstler zugleich, wie er selbst schrieb, die Instrumente, die sie handhaben, verdeutlichen wollte. Erst drei Jahre später ist der Entwurf, den Schwind als eine Art Wanddekoration für ein Musikzimmer gedacht hatte, als Gemälde für den König Otto von Griechenland ausgeführt worden. Wenngleich aus einem nachweisbaren äußeren Anlaß entstanden und im Gedanken an eine bestimmte musikalische Komposition ausgeführt, redet es doch beredt



Moritz von Schwind: Die Symphonie. (In der Neuen Pinakothek zu München.)

und lebendig von der ganzen umfassenden Wirkung und Gewalt der Musik selbst.

Einen historischen Vorgang, nur nicht aus der eignen Gegenwart, sondern aus der Zeit, die ihm so geläufig war, schildert auch Menzel in seinem bekannten „Flötenkonzert". Der Musiksalon des Schlosses zu Sanssouci ist festlich erleuchtet, eine erlesene Gesellschaft hat sich zusammengefunden. Während die übrigen Instrumente ruhen, bläst der König eine Solostelle auf der Flöte, nur vom Klavier begleitet. Alles lauscht voller Teilnahme dem Spiel des Monarchen. Am bewegtesten ist die auf einem Sofa sitzende Schwester Wilhelmine und der alte Quanz, der als Lehrer Friedrichs dem Spiel seines Zöglings zugleich auch kritisch zu folgen scheint. Wenngleich wir überall auf dem Bilde historischen Persönlichkeiten begegnen, die samt der genau behandelten räumlichen Umgebung unser volles Interesse beanspruchen, so ist es doch wieder der Zauber der Musik, der als einheitliche Grundstimmung das Ganze zusammenhält. Vorzüglich hat der Künstler diese Stimmung festgehalten, und wir glauben eine jener verschnörkelten und doch so ansprechenden Weisen zu hören, wie sie jene Zeit liebte, die zugleich der weichen und doch etwas eintönigen Flöte einen heute längst nicht mehr in gleicher Weise bevorzugten Platz eingeräumt hatte.

In eine andre, uns schon bekannte Welt versetzt uns Anselm Feuerbach mit seinem heute in der Nationalgalerie befindlichen „Konzert" (s. Einschaltbild). Wieder umgibt die Luft des Südens dieses Bild. Eine in Venedig konzertierende kleine Kapelle hat dem Künstler hierzu die äußere Veranlassung gegeben. Aber wie er sich für seine Figuren keiner Modelle bediente, so ist auch alles Zufällige hier vermieden und die Situation selbst über das Alltägliche hinaus gesteigert. Auf die monumentale Absicht weisen schon die überlebensgroßen Gestalten selbst und die architektonische Umrahmung hin, die durch eine jener auf den venezianischen Madonnenbildern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beliebte Hallenarchitektur gebildet wird. In schlichter Einfachheit sind die Gestalten gruppiert. Zwei imposante, ganz von vorn gesehene Frauen beherrschen den Vordergrund und damit das ganze Ge-



Arnold Böcklin: Seetingeltangel. (Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)





L. Balestrieri: Beethoven. (Nach einer Radierung aus dem Verlage von Richard Bong in Berlin.)

mälde. Ruhig blickt die Geigerin geradeaus, aber nicht auf dem Beschauer ruht ihr Auge, sondern es scheint den Tönen zu folgen; in sich vertieft, ganz nur dem Spiel hingegeben, hat die Mandolinenspielerin ihr Haupt gesenkt. Dahinter gewahrt man, als bildeten sie für die in diesen Frauen ausgedrückte Melodie den Grundton, die zweite Geigerin und die Cellistin, prächtige, aber im gedämpften Schatten der Halle stehende Gestalten, die einen wirkungsvollen Kontrast zu jenen bilden. Edel und erhaben wie die ganze Gruppe, monumental wie die Umrahmung und Komposition ist auch die prächtige Gewandung der Frauen gedacht. In großzügigen Falten umfließen die kostbaren Stoffe die Figuren, folgen sie den ruhigen Bewegungen der einfachen Stellungen. Ein gehaltener Ernst, eine tiefe, feierliche Ruhe geht von dem Werke aus. Wie leise Schwermut liegt es über diesen Menschen, als seien sie nicht für die Heiterkeit und den Frohsinn des Lebens bestimmt. Und tragisch war, wie das Schicksal des Künstlers, so auch dasjenige der Musikanten, die die erste Veranlassung zu dem Gedanken dieses Bildes waren. Als sie von einem nächtlichen Konzert heimkehrten, wurde ihre Gondel von einem Dampfer überrannt, und alle vier fanden den Tod in den Wellen. Feuerbach selbst war von diesem Unglück tief ergriffen und vermochte es nicht, die letzte Hand an das Gemälde zu legen. Man wird es aber keinen Zufall nennen dürfen, daß es der gleichen Umgebung entstammte, die für die bildliche Darstellung der Musik schon einmal die vollendetste und edelste Lösung in Giorgiones „Konzert“ gefunden hatte. Der geheimnisvolle musikalische Zauber der Stadt mußte auf den Künstler um so tiefer wirken, als er selber von inniger Liebe zur Musik ergriffen war und sich in diesem innern Verhältnis zu ihr sein deutsches Wesen offenbarte und auslebte.

Immer wieder begegnet uns bei den modernen deutschen Künstlern dieses innere Verhältnis zwischen ihrer Kunst und der Musik. In schlichtester und doch zugleich ergreifender Weise hat es Hans Thoma in seinem allbekannten „Mondscheingeiger“ festgehalten. Nächtliche Stille umhüllt Haus und Garten. Ein Jüngling sitzt in dieser friedlichen Natur und läßt die gedämpften Weisen seiner Geige erklingen, während das Mondlicht ihn und sein Instrument mit mildem Glanze überflutet. Alles atmet tiefen, geheimnisvollen Frieden und doch wieder jene unstillbare Sehnsucht, die im Herzen des Menschen seine besten und edelsten Kräfte wach hält. Was hier eine so einfache und doch wirkungsvolle Sprache redet, das wird Max Klinger zur rauschenden Allegorie. Wiederholt hat der Künstler in seinen Radierungen der Musik seine Huldigung dargebracht, sei es, daß er die Eindrücke bestimmter Werke festzuhalten oder, wie in dem Titelbilde zu Brahmsschen Liedern, einen mehr allgemeinen Gedanken auszudrücken sucht. An den Ufern des Meeres, auf einer Terrasse entlockt ein Jüngling dem Flügel machtvolle Akkorde, inspiriert durch eine hinter ihm segnend die Arme ausbreitende Frauengestalt. Aus dem Meere ist

eine mächtige, reichverzierte Harfe emporgetaucht, und die Töne des Klaviers finden ihren Widerhall durch die Akkorde, die Meerjungfrauen ihr entlocken. Der Zypressenhain und das antike Bauwerk im Hintergrunde, die Wogen des Meeres und das Gestade vertiefen den mächtigen Grundton, der in diesen Akkorden angeschlagen ist. Die Fabelwesen, mit denen der antike Mensch die Natur belebte, werden durch die Töne gleichsam wieder neu erweckt. Und wie Klinger, so dienen sie auch Arnold Böcklin dazu, die Musik zu verherrlichen. Auch ihm vermählt sie sich dabei aufs engste mit der Natur selbst. Es ist der Zauber einer nach neuen Gestalten drängenden Phantasie, die gerade durch die dem innern Gefühlsleben keine Schranken setzende Musik stets aufs neue Nahrung und Anregung empfängt. In der Quellnymphe, die, an das hohe Felsgestade gelehnt, die Harfe erklingen läßt, schildert er in feierlichster Weise den engen Zusammenhang zwischen Natur und Musik. Völlig anders geartet ist das „Seetingeltangel" (Abbildung S. 636). Hier ist alles ins Humoristische, ja Groteske verwandelt. Es kann keine erhebende Weise sein, die der fettwanstige Triton der Harfe entlockt, und ebensowenig ist sein Gesang und der der Meerjungfrauen von besonderer Harmonie. Aber köstlich ist die ungeschlachte Schwerfälligkeit dieser Fabelwesen wiedergegeben, und sie wird noch erhöht durch den Gegensatz, in dem ihre aus vollster Begeisterung stammende Absicht mit der Wirkung ihres Tuns steht.

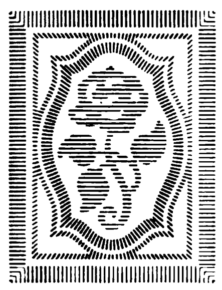
Aber hiermit ist zugleich auch die Grenze dessen erreicht, was die eine Kunst über die andre auszusagen vermag. Und so eigentümlich uns die Klingerschen und Böcklinschen Darstellungen auch anmuten, den wahren und höchsten Gehalt der Musik können wir in ihnen doch nicht versinnbildlicht sehen. Ihn finden wir auch nicht in Bildern, welche, wie das seinerzeit vielbesprochene Werk von Balestieri (Abbild. S. 637), uns den Eindruck eines Musikstückes auf eine moderne Gesellschaft schildern wollen. Die Wirkung, die hier versucht ist, hat mit der wahren Stimmung hohen musikalischen Erlebens nichts mehr zu tun. Dekadente, nervöse und überreizte Menschen suchen hier nicht den musikalischen Tönen zu folgen, sondern, durch sie angeregt, sich zu verquälen und zu zergrübeln. Um so lieber wird man sich von solchen unbefriedigenden Darstellungen denen zuwenden, durch welche in alter und neuer Zeit die Hoheit und Macht der Musik auch im Bilde zu uns spricht und ihren vollen Ausdruck gefunden hat.

Im Abendlicht

Heut' glaube ich, daß ich an dir erstarkt;
Und gestern glaubt' ich mich von dir zerbrochen.
Wie einer Ware auf des Lebens Markt
Hab' ich mir Wert und Unwert zugesprochen.
Und alle Qual, die zwischenhin geflutet,
Hat ausgeblutet.
Heut' dünkt es mich, als könnte ich verstehen,
Daß auch Geliebte nur vorübergehen,
Daß auch das Tiefste, das geschehen mag,
Sich wandeln muß — wie jeder Erdentag.
Als käm' ein Tag, an dem ich still gestählt,
Durch der Erinn'rung tiefen Garten gehe
Und horche, was der Wind von dir erzählt,
Und mit dem Wunsch die Abendfärbung sehe:
Was mir von dir und jener Zeit gelassen,
Es möchte so im weichen Licht verblassen.

Dora Stieler






Die Könige und die Kärrner

Roman von Carry Brachvogel

V (Schluß)

Pink, pink, pink, pink! scholl der Klang der Hämmer wieder durchs Dorf. Auf dem Bauplatz des neuen Bades regte sich's geschäftig wie in früheren guten Tagen. Männer stiegen auf Gerüste und schwankende Leitern, Frauen fuhren Karren mit Steinen. Holzfuhrwerke zum Ziegelaufladen standen da, von gehämmertem Gemäuer stiegen Staubwolken oder fielen Steinblöcke polternd zu Boden.

Das neue Bad wurde abgebrochen. Auf seinem Fundament wollte Huiras ein Badl erstehen lassen, wie er sich's immer gedacht hatte: eins, das dem alten glich und bäuerlichen Bedürfnissen entsprach. Statt der einen neuen Badewanne mußte er nun freilich zwei schenken, auch sonst in das Ding Geld hineinstecken, das man leicht hätte sparen können, wenn das alte Moorbad stehengeblieben wäre. Aber der Schwindler, der Baron, hatte eben nicht Ruhe gegeben, bis das ganze alte Haus vernichtet war, hatte sogar die Möbel an die alte Wab' und etliche Dorfarmen verschenkt. Was half's jetzt, sich über die Freigebigkeit zu ärgern, die dem Huiras manchen Hunderter kosten würde! Dahin war dahin, und der Posthalter mußte in den Säckel greifen. Er tat's, ohne allzuviel zu murren. Die paar tausend Mark, die er für seinen Neubau dranwendete, spielten keine Rolle neben dem Siegesgefühl, das ihn erfüllte. Für die paar ärmlichen Zimmer und die Gaststube des künftigen Bades würde er die Einrichtung beim Tändler kaufen, und die Arbeiter, die jetzt den alten Bau einrissen, hatte er billig genug. Tag für Tag ging er hinaus und überzeugte sich, wie Stück für Stück des Gemäuers fiel, das einst einer Zwingburg für die Macht der Huiras geglichen hatte. Wenn er sah, wie es dahinschwand, lachte er, daß sein starkes Gesicht sich rötete und er mit doppelter Lust zum Frühschoppen in den „Hirschen" ging.

Mit dunklen Augen und dunklen Herzen sahen die Rottenbucher nach dem Bau und nach dem Huiras. Kein einziger von ihnen allen half mit an dem Zerstörungswerk, denn Huiras hatte endlich einen Gedanken verwirklicht, den er schon seit vielen Jahren geliebkost: er hatte einen Trupp böhmischer Arbeiter über die Grenze kommen lassen. Deswegen war er doch nicht wortbrüchig geworden, denn er hatte den Rottenbuchern die Einstellung ja nur für den Fall versprochen, daß er ausbauen würde. Vorerst aber riß er nieder, und es war wohl ausgesonnen, daß er's mit fremden Händen tat. Er vergaß es den Rottenbuchern nicht so schnell, daß sie sich einst von ihm weg dem Baron zugewendet hatten. Daß sie arbeiteten, wo sie gerade Arbeit fanden, das war natürlich, aber daß sie ihm, dem Huiras, auf Grund dieser neuen Arbeit so etwas wie Leutenot bereitet und seine Löhne in die Höhe gedrückt hatten, das verzieh er ihnen nicht. Auch hatte er wohl gemerkt, wie sie in der letzten Zeit Gedanken und Pläne gehegt, die sie von ihm und ihrer Hörigkeit fort zu größerer Selbständigkeit, ja Wohlfahrt führen sollten. Zornig hatte er's mit angesehen, wie sie ihre Häuser tünchten, Altanen bauten, Betten kauften, um sich neue Einnahmequellen zu erschließen, die nicht von ihm kamen, mit denen er nichts zu tun hatte. All die Jahre her hatte der Zorn über das Neue, das überall um ihn her sich regen wollte, in ihm genistet; nun aber, da er wieder der Herr war, holte er weit aus und gedachte alles zu strafen, was sich je gegen ihn erhoben. Das erste war, daß er das Bad niederriß, in dem all ihre Hoffnungen eingebaut lagen. Eine Weile hatte er überlegt, was sie wohl härter träfe: wenn sie es mit eignen Händen vernichten mußten, oder wenn er sie überhaupt völlig ausschloß und die Fremdlinge herrief. Nach einiger Überlegung entschloß er sich für die Böhmen. Da konnten die Rottenbucher gleich sehen, daß er sich nicht spotten ließ, und daß es mit den gewaltsam emporgeschraubten Löhnen zu Ende sei. Später, wenn das Gemäuer eingerissen war und der kleine



Neubau begann, konnte man vielleicht wieder einheimische Kräfte einstellen. Wenn sie dann geduckt und bettelnd zu ihm kamen, mochten sie die Böhmen wieder ablösen, mochten erkennen, daß er nicht unversöhnlich war, sondern nach verdienter Strafe auch Verzeihung gewährte. Vorerst aber sollten sie aus der Anwesenheit der Böhmen lernen, daß er ihrer nicht bedurfte, und daß nicht *sie* die Herren von Rottenbuch waren.

Andreas, den der Vater freilich gar nicht um Rat fragte, versuchte noch einmal, sich gegen die Einführung fremder Arbeiter aufzulehnen.

Huiras schnitt ihm gleich das Wort ab: „Erstens wart' gefälligst, bis ich dich um deine Ansicht frag', und zweitens sind die Gründ', die du angibst, für mich Pfifferling! Was die Rottenbucher von mir denken, is mir wurscht, und ob die Böhmen böses Blut machen oder net, auch. Mich hat auch kein Mensch g'fragt, ob ich mich über den Schwindler und seine Plän' gift', drum frag' ich jetzt auch kein' Menschen. Das böse Blut vergeht schon, wenn die Not sie erst zwackt, und dann werden s' eing'sehn haben, daß ich nur ihr Bestes will, und daß s' net jedem Gauner glauben und nachlaufen sollen!"

Da sah Andreas, daß er nichts ausrichten konnte, und schwieg. Er fühlte sich dem Vater gegenüber jetzt unsicher und ging Streitigkeiten aus dem Wege, damit ihm nicht abermals das Wort „Deine Bettelprinzeß" entgegenflog.

Täglich wuchs sein Groll gegen die Frau, um derentwillen er still und geduckt sein mußte. Was ihm sein Vater damals über Otti und den Baron gesagt hatte, war ihm nicht mehr aus dem Sinn gegangen, und mit selbstquälerischem Eifer stöberte er Erinnerungen auf, reihte sie zusammen, bis sie schließlich ein Bild gaben, dessen Wahrheit unwiderleglich schien. Wie Otti stets an ihrem Vater gehangen ... Wie sie sich mit ihm in seinem Interessenkreis abgesondert und für ihn, Andreas, nur ein Lächeln oder ein paar verspielte Zärtlichkeiten gehabt ... Wie sie damals durchaus nicht reisen wollte, „weil Papa leidend war". Andreas lachte innerlich voll Hohn. Leidend?! Das kannte man schon. Wahrscheinlich ging ihm damals schon das Wasser an den Kragen, und sie fürchtete eine Katastrophe, wenn sie ihn allein ließe. Dann der große Enthusiasmus mit dem Bad, von dem sie sich offenbar die Rettung versprochen hatten. Dann die Ängste Ottis, als der Baron nach München fuhr ... Die Nacht, in der sie, von Tränen und rätselhaftem Grauen geschüttelt, keinen Schlaf finden konnte, bis ihr Mann sie in die Arme nahm wie ein Kind ... Andreas schlug sich mit der Faust gegen die Stirn. Was für ein Narr war er doch gewesen, daß er nichts gemerkt hatte, gar nichts, bis der Vater ihm endlich den Star stach! Der Jähzorn fiel ihn an. Er hätte alles um sich her zerreißen mögen, weil diese Frau ihn überlistet hatte und ihn auch noch in eine schiefe, demütigende Situation in seiner Familie hineinzwang.

Otti, versunken in den Schmerz um ihren Vater, hatte es zuerst kaum geachtet, daß ihr Mann kälter gegen sie wurde. Als die ersten heißen Tränen versiegt waren und sie sich wieder auf ihr eignes Leben besinnen wollte, war der Auftritt mit Jakob Huiras gekommen — das Zeitungsblatt mit der schrecklichen Notiz. Da hatte sie wieder nur dem Toten gehört; durch Tag und Nächte hindurch sah sie ihren Vater verzweifelt von einer Tür zur andern laufen, wie einen armseligen Bettler, dem keiner auftut. Gegen die Qualen dieses Bildes kam ihr der große, reine Schmerz, den sie zuerst empfunden hatte, warm und schön vor. Sie dachte zuweilen: Ich werde nie mehr im Leben froh werden können. Immerfort werde ich denken müssen, wie arm und verzweifelt Papa in seinen letzten Tagen umherirrte, und wie er allein war, mutterseelenallein.

Doch sie war jung, und ihr Gedächtnis war jung, so daß jeder Tag mit sanfter Hand darüber hinstreichen, alte Zeichen verwischen und neue erstehen lassen konnte. Aus Trauer und Erinnerung wollte sie zurückkehren zu sich selbst, wollte langsam das ruhige Leben von früher wieder aufnehmen — da merkte sie, daß sie einsam geworden war. Andreas, der sie sonst mit Zärtlichkeiten überhäuft und wie seinen Augenstern gehütet hatte, Andreas ging kühl und fremd neben ihr, mit dem verdrießlichen Gesicht und der spröden Verschlossenheit, die er sonst wohl den Huiras, nie aber seiner Frau gezeigt hatte. Otti dachte: Er kann's nicht verwinden, daß ich keine reiche Erbin bin! Das ist traurig für mich, aber ich muß



Phot. F. Hanfstaengl, München.

Anselm Feuerbach: Das Konzert.

Zu dem Aufsatz „Die Musik in der neueren bildenden Kunst“ von Dr. Valentin Scherer.

Geduld mit ihm haben, denn aus sich heraus ist er nicht so! Die Familie hetzt ihn, vor allem sein Vater.

Sie versuchte, den Mann zurückzugewinnen. Sie bezwang Trauer und Erinnerung, die doch immer noch auf sie eindringen wollten, zeigte ihrem Manne stets ein zufriedenes Gesicht, war zuvorkommend gegen ihn, fragte ihn wohl auch nach seinen Geschäften. Er gab kurze Antworten, und sein Gesicht blieb finster. Alle Liebe, alle Zärtlichkeit, die er früher für sie gehabt, schienen erloschen. Da nahm sie sich vor, ihn zu fragen, was er eigentlich gegen sie habe, und ob ihn der Verlust ihrer Erbschaft wirklich so schwer bedrücke, daß sie nun eine freudlose Ehe führen müßten. Immer wieder nahm sie sich's vor und verschob doch wieder die Aussprache von einem Tag zum andern, weil sie sein hartes Gesicht fürchtete und seinen Jähzorn. Schließlich wurde diese Aussprache dann durch ein äußeres, an sich unscheinbares Ereignis herbeigeführt.

In etwa acht Tagen war Jakob Huiras' Namenstag. Das war jedesmal ein großes Familienfest mit Blumen, Gratulationen und Wein. Am Abend braute Anna dann stets eine Bowle, deren Rezept ihr Geheimnis war. Spät in der Nacht erst ging die Familie auseinander und legte sich mit heißen, angenehm benebelten Köpfen schlafen. Auch Otti hatte selbstverständlich immer an dem Familienfest teilgenommen, nachdem sie schon am Morgen ihrem Schwiegervater einen Blumenstrauß gebracht hatte, den der Gärtner des Barons binden mußte.

Einige Tage vor dem Fest sagte Andreas kurz zu seiner Frau: „Vergiß nicht, daß der Vater übermorgen Namenstag hat. Schau' dich nach Blumen um, um elf Uhr gehen wir zum Gratulieren!“

Otti entgegnete: „Da mußt du schon allein gehen, denn ich betrete das Haus deines Vaters nie mehr!“

„Was soll denn das heißen, was hat's denn da gegeben?!“

Sein Vater hatte ihm wohl in großen Umrissen die Szene mit der Schwiegertochter geschildert, aber doch klug verschwiegen, wie er sie gedemütigt und in ihren besten Gefühlen beleidigt hatte. Otti aber verschwieg nichts, Wort für Wort berichtete sie ihrem Manne, was sich zwischen ihr und Jakob Huiras zugetragen habe.

„Und darum geh' ich nicht mehr hin. Ich lasse meinen Vater nicht beleidigen und mich auch nicht!“

Andreas war innerlich empört über die Roheit seines Vaters, mochte ihn aber der Frau doch nicht preisgeben und versuchte, ihn zu entschuldigen. Rede und Gegenrede ging, die Köpfe wurden immer heißer, die Meinungen immer verbissener.

Schließlich schrie Otti außer sich: „Hör' auf, hör' auf! Ich brauch' das alles nicht zu hören, was du da sagst und vorsuchst. Ich will jetzt nur eins wissen: Hältst du zu mir oder zu deinem Vater?“ Ihre Augen funkelten, ihr schmächtiger Körper bebte vor Erregung.

Andreas sah sie an, er wußte, daß seine Antwort eine Entscheidung bedeutete. Noch wich er ihr aus: „Hast du nicht auch immer zu deinem Vater gehalten?“

„Mein Vater hat dich nie beleidigt!“

„Und wir haben euch nie betrogen!“

Da war's heraus. Otti sah ihn entsetzt, doch ohne völlig zu verstehen, an.

„Betrogen? Wann hab' ich euch betrogen?!“

Andreas schwieg.

Sie fragte noch einmal: „Wann hab' ich euch betrogen?“

Es brach aus ihm hervor, wie eine lang zurückgestaute trübe Woge. Mit dem Zorn, den sie gefürchtet, warf er ihr alles ins Gesicht, des Vaters aufreizende Worte und die eignen vergifteten Erinnerungen. Sie schrie laut, griff sich an den Kopf, versuchte aufgeregt, mühsam Zusammenhänge suchend, das Hirngespinst zu zerreißen, das böser Wille und Wahn gewoben hatte. Andreas tobte weiter: „Der Papa ... der Papa ... der Papa ... weiter hat man nichts von dir gehört. Der Papa war dein A und dein O! Ich, ich war nur der Gimpel, der euch auf den Leim gegangen ist, und den ihr ausgelacht habt, weil er nichts gemerkt hat. Und da verlangst du noch, daß ich zu dir halte!“

Da fiel ihr eins ein, das sie für unwiderleglich hielt, und triumphierend warf sie's ihm zu: „Du Narr, wenn das alles so wäre, wenn ich gewußt hätte, wie's um meinen Vater stand, dann hätt' ich ihn doch nicht verkommen lassen, ohne euch um Hilfe anzubetteln! Dann wär' ich doch vor dir und deinem Vater auf den Knien gerutscht,

damit ihr ihm helft! Siehst du denn das nicht ein?!"

Er sah's nicht ein. „Zu so was bist du zu g'scheit! Du hast schon gewußt, daß mein Vater zu so was kein Geld hergibt!"

„Und da meinst du, ich wär' lieber still gewesen und hätt' meinen Vater im Elend gelassen, nur damit ich ein paar Tage länger von euch gut behandelt werde?! Oh, du Narr, du erbärmlicher Narr!" Sie trat jetzt dicht vor ihn hin, ihr Gesicht war verzerrt, und in ihrer Stimme schwirrte ein metallischer Klang, den er nie zuvor gehört hatte. „Weißt du, was ich getan hätte, wenn alles so wäre, wie du sagst? Ich wär' doch auf den Knien vor euch gerutscht und hätt' gebettelt, daß ihr ihm helft! Und wenn ihr nicht geholfen hättet, so wär' ich zu ihm gelaufen und wär' bei ihm geblieben in Schande und Not, und wenn er's gewollt hätte, dann wär' ich mit ihm gestorben! Mich reut ja jetzt jeder Tag, den ich mit dir gelebt habe, und nie, nie werd' ich mir's verzeihen, daß er so allein war in seinen letzten armen Tagen, und ich bin derweil noch in eurem *verfluchten Reichtum* gesessen!" Tränen überschütteten ihr erhitztes Gesicht. „Könnt' ich ihn doch herausgraben! Könnt' ich ihn doch für eine einzige Stunde haben, daß ich ihn um Verzeihung bitte, weil er zuletzt so ganz allein war! Für die eine Stunde gäb' ich all die Jahre mit dir, denn ich halte zu ihm, hörst du's, ich halte immer noch zu ihm, weil er so einer war, zu dem man halten muß, über alles hinaus! Ihr, ihr sitzt da in eurem *verfluchten Reichtum*, aber ich möchte wohl sehen, wer zu euch stünde in der Stunde der Not!"

Von diesem Tag an sprachen sie kein Wort mehr miteinander. Andreas ging allein, um seinem Vater zu gratulieren, und entschuldigte Otti mit ein paar ungeschickten Worten. Die Huiras lächelten, dachten sich ihr Teil und sahen den Zwist gern, der das Ehepaar trennte und ihnen den Sohn zurückgab. Otti streifte derweil planlos, den Kopf von tobenden Gedanken erfüllt, über Wiesen und Waldwege hin. Sie hörte das Pink, pink, pink! der Hämmer, sah, wie ihres Vaters Werk zerschlagen wurde. Da kam sie zum Entschluß.

Am Morgen nach der Namenstagsfeier saß Andreas etwas übernächtig beim Frühstück. Er frühstückte jetzt immer allein, Otti kam erst, wenn sie hörte, daß er fort war. Sein Kopf war ein bißchen schwer; ohne sonderliches Interesse sah er die wenigen Privatbriefe und die Zeitung an, die eingelaufen waren. Er war sehr erstaunt, als mit einem Male die Tür aufging und seine Frau eintrat. Sie war nicht, wie sonst um diese Stunde, im Morgenrock, sondern hatte sich schon sorgfältig ihre Diademfrisur aufgesteckt und ihr Trauerkleid angezogen. Er wollte ihr einen Stuhl zurechtrücken, aber sie wehrte mit einer kleinen Geste ab, blieb mit hängenden Armen vor ihm stehen: „Ich habe eine Bitte an dich. Ich möchte für einige Zeit nach Siebenbrunn übersiedeln ... zunächst wenigstens ... hoffentlich hast du nichts dagegen einzuwenden?"

Er fragte nichts. Er wußte gleich, daß dies „zunächst wenigstens" die Tennung bedeutete. Er entgegnete: „Tu, was du willst, mir soll's recht sein!"

Da fuhr Otti noch am selben Tage nach Siebenbrunn.

Im Hause Huiras war das Staunen groß, als sie Ottis Abreise erfuhren. Hinter dem Staunen saß eine Schadenfreude, die sie kaum hehlen konnten. Anna zuckte geringschätzig die Achseln und sagte rasch: „Die hat wohl recht, daß sie nach Siebenbrunn geht. Hier hat sie ja doch verspielt und vertan!"

Sie waren nun eifrig um Andreas bemüht, um ihm seine Einsamkeit, die vorläufig noch Strohwitwerschaft hieß, zu verkürzen. Fast jeden Abend holten sie ihn aus seiner stillgewordenen Wohnung herüber in ihren lauten Kreis. Da wurde geschwatzt und gelacht, und Anna braute noch einmal ihre berühmte Bowle. Alle waren sehr vergnügt. Jakob Huiras, dem die Bowle schon leicht zu Kopfe gestiegen war, erfüllte das Zimmer mit seinem stoßartigen geräuschvollen Lachen. Die Töchter saßen mit glänzenden Augen und erzählten törichte Sachen, denen nur die Weinlaune einen heiteren Sinn gab. Dazwischen renommierten die zwei jungen Söhne, die eben in Ferien zu Hause waren, mit Internatsstreichen und Auskneifereien auf Redouten. Nur Frau Huiras und Andreas waren ziemlich still, dieser weil er jetzt erst merkte, wie er dieser Unterhaltung und Heiterkeit entwöhnt war. Da Anna sah, daß Andreas nicht recht mitging, sprang sie schließlich auf, holte ihre Zither und begann Schnadahüpfeln zu singen, harmlose zuerst,

dann kecke, verwegene. Ihre Stimme taugte nichts, aber sie trug hübsch vor und verstand zu jodeln. Die Schwestern sangen den Refrain mit, die Buben taten ihnen nach, und unversehens mischte auch Jakob Huiras einen fürchterlichen Bierbaß unter die jungen Stimmen. Da mußten alle lachen, sogar seine Frau, er nahm's aber gar nicht übel und brüllte unverdrossen weiter.

„Also, Andreas, sei nicht so fad und mach' halt auch amal den Mund auf! Als Prinzgemahl hast jetzt ja Ferien, jetzt darfst doch lustig sein wie ein andrer Mensch auch!" rief ihm Anna zu und schmetterte ihm ein Liedel gerade ins Gesicht hinein. Da lachte er jäh und überlaut und sang mit, was sie vorsang. Zum Schluß räumten die Töchter in einer tollen Laune Tische und Stühle beiseite und begannen mit Brüdern und Vater Walzer und Galopp zu tanzen.

„Mordsfidel war's," sagte die Regierungsrätin, als sie sich spät in der Nacht trennten.

„Ja, wirklich mordsfidel ist's bei euch," bestätigte Andreas.

Langsam ging er nach Hause. Er sah angeregt aus und trällerte noch im Dahingehen ein kleines Lied. Oben bei ihm lag alles im Dunkel. Er zündete kein Licht an, fand auch so den Weg nach seinem Zimmer. Da ließ er sich in einen Armstuhl fallen, der am Fenster stand, stützte den Kopf in die Hand und versank in leises Dämmern. Nach einer halben Stunde etwa fuhr er mit einem Ruck auf, und da war's ihm, als sei der ganze Abend nur ein dummer Traum gewesen, als sei sein Leben jetzt überhaupt nur ein dummer Traum, aus dem eine schlanke Frau mit einer blonden Diademfrisur ihn erwecken müßte.

Der Herbst ging durch die Lande. Rotes Laub trug er im Haar, und seine Hände schlangen zu schwermütigem Spiel weiße Fäden durch die Luft. Inbrünstig umfingen die Menschen das scheidende Jahr, dessen bunte Schönheit schon einen leisen Sterbehauch ausströmte.

Doktor Stauffer stand auf dem Balkon, auf dem sonst Helenes Krankenstuhl gestanden hatte, und blickte hinüber zu den Bergen, die phantastisch und goldflimmernd aufstiegen, als behüteten sie ein Sagenreich. Er war ernst und weich gestimmt. Er fühlte sich vereinsamt in dem großen Haus, das Helene, wenn auch nicht mit Heiterkeit, so doch mit den vielfältigen und selbstverständlichen Ansprüchen einer Kranken erfüllt hatte. Gleich nach dem Begräbnis hatten die Schwägerin und Gretl ihn verlassen; nun hauste er mit einer alten Magd, die ihn ungeschickt und lieblos bediente. Überall fehlte Helene; wieviel sie ihm, dem Haus trotz ihrer Hinfälligkeit gewesen, spürte er erst jetzt, da er sie für immer verloren hatte. Früher war es ihm oft unerträglich erschienen, daß die Augen der zwei Frauen ihm überall nachgingen, jetzt fröstelte er, weil ihm niemand mehr in Liebe und Eifersucht nachsah; ja, er mußte selbst darüber lachen, sogar um den ehrlichen Haß der Schwägerin war's ihm zuweilen leid.

Er stand da, sah auf die Berge, und eine alte Sehnsucht wurde wieder in ihm wach. Da jauchzte sein Inneres hoch auf, und er breitete die Arme aus in einem Gefühl, das er seit Jahren nicht mehr gekannt hatte und das ihn jetzt mit fast erschreckender Macht überflutete: Frei sein ... frei ... gänzlich frei!

Nun war's an der Zeit, seinen Plan zur Wirklichkeit zu machen. Nun mußte er heraus aus dem ärmlichen Beruf des Landarztes, in dem ein Mensch wie er doch sein besseres Teil verscherzte und verlor. Heraus aus der Bauernmisere und der Bauernenge, zurück in die Stadt oder irgendwohin, wo sich ein weiterer Spielraum für die Kräfte öffnete. Dort wollte er alles vergessen, was er in Rottenbuch an Leid und Liebe erfahren. Alles? Wirklich alles? Da wußte er, daß er nicht Vorsätze gefaßt, sondern nur ins Blaue hinein geträumt hatte. Es gab für ihn kein Leben mehr ohne Anna. Aber es gab, es mußte ein Leben geben mit Anna, unlöslich mit ihr verbunden für alle Zeit. Er lachte glückselig auf, strich sich über die Stirn, als könne er's nicht fassen, daß für ihn nun alles möglich und erreichbar war. Die Sachen lagen ja ganz einfach: nach dem Trauerjahr wurde Anna seine Frau. Sie gingen dann fort, oder vielleicht auch ging er schon früher weg und baute irgendwo das Nest, in dem er sie sehnsuchtsvoll erwartete. Der alte Huiras würde natürlich Schwierigkeiten machen, vielleicht seine Einwilligung versagen. Aber was fragten sie nach dem alten Huiras? Anna und er — wenn die sich nur verstanden, mochte die ganze übrige Welt Zetermordio schreien, sie

beide lachten nur und kümmerten sich um nichts. Er schrieb an Anna ein paar Zeilen, daß er ihr etwas Wichtiges sagen müsse, und daß er sie an einer kleinen Station, an der nur die Bummelzüge hielten, nachmittags erwarte. Sie hatten sich dort schon oft getroffen, weil der ganze Ort eigentlich nur aus ein paar Hütten, einem Gasthaus und einer abseitsliegenden Fabrik bestand und niemand sie dort kannte oder beachtete.

Der Tag war klar und kühl. Anna trug über ihrem Dirndlkostüm eine weiße Golfjacke und schalt ein wenig, daß man sich jetzt bei dieser ungemütlichen Temperatur noch in so ungemütlichen Nestern träfe, wo man nicht einmal behaglich sitzen und guten Kaffee trinken könne. Jetzt müsse man nach Salzburg fahren oder sonst irgendwohin, wo's ein bißchen gemütlich und komfortabel sei.

Stauffer sagte: „Wir müssen jetzt einmal ernsthaft reden, Anna, und dazu ist ein Kaffeehaus doch wohl nicht der richtige Ort!“

Sie sagte nichts, biß nervös die Unterlippe. Seit dem Tode Helenes war sie unruhig und wachsam. Wenn sie damals auch über die Seereise, die er träumte, gespottet hatte: „Du machst halt gern Pläne“, so fürchtete sie doch, daß er jetzt, in der Freiheit, seinen Plan wahr machen und sie verlassen könnte. Immerhin horchte sie heimlich, ob nicht irgendein Wort, eine Äußerung fiel, die auf Trennung hindeutete.

Sie gingen an Düngerhaufen vorbei, über Pfützen von Jauche, durch feuchte Wiesen, bis sie in dem verwahrlosten Gasthaus anlangten. Das war eigentlich nur eine Schenke für Fuhrleute oder eine Einkehr für die Bauern, die am Sonntag Kegel schieben wollten. Ein paar Bäume standen da, unter ihnen hölzerne Bänke und Tische, etwas weiter zurück eine Art Laube, von dürftigem Wein umklettert, wiederum mit zwei Bänken ohne Lehnen und einem langen Tisch dazwischen. Etwas Trauriges, Niederdrückendes lag in dem kühlen, matten Tag und dieser ärmlichen Umgebung.

Stauffer begann zu sprechen, Anna spielte nervös mit ihren silbernen Halsketten oder mit den Quasten ihrer Golfjacke. Wie sie hörte, daß er vom Fortgehen sprach, wechselte sie die Farbe, sagte aber kein Wort. Nun kam er auf die Heirat. Sie wurde blaß, schloß die Augen, hörte schweigend, was der Mann neben ihr sprach. Seit langem hatte sie diesen Augenblick kommen sehen, hatte ihn gewünscht und gefürchtet zugleich, hatte versucht, den Gedanken an ihn zu verbannen, und war nun doch dem tiefen Zwiespalt verfallen, aus dem sie keinen Ausweg sah. Der Mann neben ihr sprach in zärtlichen Worten von Liebe und Heirat, und ihr Herz sprach wie er. Aber über die Stimme ihres Herzens erhob sich eine andre, die ihr leidenschaftlich zuraunte: „Tu's nicht, tu's nicht!“ Verstand? Überlegung? Selbsterhaltungstrieb? Sie wußte es nicht. Sie wußte nur, daß der Mann neben ihr sie zum Schicksal der Alltagsfrau führen wollte, und das wollte sie nicht, konnte sie ihrem ganzen Wesen nach nicht wollen. Sie liebte ihn, gewiß, wäre auch bereit gewesen, ihn all ihr Leben lang zu lieben, aber sie schrak zurück bei der Vorstellung, daß sie, wenn sie erst ja gesagt, sein Geschöpf werden müßte, seine Art, die seine Gedanken dachte, seinem Willen gehorchte und vergaß, daß sie einst eine Huiras gewesen. Sie dachte an ihre Schwestern, wie die in ihren Ehen müde, trotzig geworden, und wie ihnen eigentlich nur wohl war, wenn sie im Sommer heimkamen nach Rottenbuch. Rottenbuch und Siebenbrunn, das waren die zwei Ziele, die's für die Huiras gab. In Rottenbuch lebten sie, und in Siebenbrunn starben sie; wer sie aus diesem Erdreich grub, riß die Wurzeln ihres Seins ab, daß sie nur noch vegetierten, kein rechtes blutwarmes Dasein mehr führen konnten. Sie war eine Huiras, wollte eine Huiras bleiben, der Mann aber neben ihr stellte ihr mit zärtlichen Worten vor, wie schön es sein würde, wenn sie endlich ganz zueinander gehörten, wenn all die unsauberen Heimlichkeiten aufhörten und sie sich zueinander mit erhobenen Stirnen bekennen durften.

„Aber der Vater gibt's nie zu, gar nie! Das weißt du doch, daß er seit der G'schichte mit dem Bad einen großen Zorn auf alle hat, die damit was zu tun gehabt haben.“

„Wenn er's nicht zugibt, heiraten wir eben ohne seine Einwilligung.“

„Das geht doch nicht, ich kann doch nicht hier in dem kleinen Nest in Feindschaft mit dem Vater leben!“

„Von hier ist ja auch gar nicht die Rede. Wir wollen ja doch fort!“

„Du willst fort? Ich nicht!“ Sie schrie es wie gehetzt von Angst.



Er deutete ihr Widerstreben falsch. Er meinte, es sei richtige Frauenzagheit, die den Widerstand der Familie, die Fahrt ins Ungewisse scheue. Die kleine Angst erschien ihm rührend an dem Mädchen, das er sonst so stark und unbekümmert kannte, so daß er einlenkte: „Weißt du, was sich schließlich auch machen ließe? Ich gehe einstweilen allein fort, und sobald ich etwas Sicheres habe, hole ich dich nach!“

„Ja, das wär' gar nicht übel ...“

Sie sah ihn an. Ihr Gesicht erhellte sich, ihre Augen lächelten. Gott sei Dank, daß ihm das eingefallen war! Sie rückte näher zu ihm hin, lehnte den Kopf an seine Schulter, spielte mit seinen Fingern. Ja, das war eine gute Idee von ihm. Er sollte nur fortgehen, damit sie recht bald für immer vereint sein konnten. Es würde ihm ja gar nicht schwerfallen, eine gute Stellung zu erringen. Ein so gescheiter Mensch wie er ... Sie war plötzlich sehr nachgiebig gestimmt, sagte ihm Liebes und Schmeichelhaftes und drängte ihn sanft zur Abreise. Ganz ohne Sorgen tat sie es, denn sie wußte genau, daß er sich nicht so leicht entschließen würde, sich von ihr zu trennen. Und Zeit gewonnen, schien ihr alles gewonnen.

Ihn verstimmte es ein wenig, daß sie nicht gleich sein Los mit ihm teilen wollte. Eine alte Erinnerung stieg in ihm auf — der hübsche Forstgehilfe, mit dem Anna geschnäbelt hatte, als Stauffer nach Rottenbuch kam. Der junge Mensch war längst aus der Gegend fort, aber Stauffer sah ihn jetzt deutlich vor sich, wie er damals mit erhitztem Gesicht und feindseligem Blick durch Hecken und Gestrüpp gelaufen war, während Anna lächelnd dem neuen Mann entgegenging. Er dachte trotzig: Nein, ich nicht, mir wird sie's nicht so machen, ich bin kein dummer Junge, dem man von heute auf morgen den Abschied gibt. Er dachte es und zitterte doch schon vor dem Augenblick, da er beschämt und gedemütigt von ihr fortschleichen würde, weil sie nach den offenen Armen eines andern drängte.

Es dämmerte kaum, da stand Anna auf, knöpfte die Golfjacke ein und erklärte, daß sie heim müsse. Die Huiras erwarteten noch heute Logierbesuch für längere Zeit: eine weitläufige Verwandte, die eigentlich gar nicht mehr mit ihnen verwandt war. Wär' sie nicht ein schönes Mädchen mit einem Batzen Geld gewesen, so hätte sich Jakob Huiras wahrscheinlich nie auf das Blutsband besonnen oder berufen, so aber —

„Weißt, die wird für den Andreas eing'laden! Ich bin neugierig, ob sie ihm g'fallt; mir hat s' nicht g'fallen, wie ich s' das letztemal g'sehen hab'. Aber der Andreas ist ja jetzt vor dem Vater so klein wie noch nie.“

Sie lachte wieder, und Stauffer lachte mit ihr, ohne daß er die Geschichte mit der Cousine heiter oder lächerlich fand. Was waren die Huiras doch für eine beneidenswerte Rasse! Sie kannten keine Gefühle, keine Gefühlssubtilitäten, nur Begier. Sie kannten keine Ausschließlichkeit, keine Treue. Sie verließen jeden, der nur für eine Stunde die Augen von ihnen wandte. Kaum etliche Wochen war's her, daß die junge Frau Huiras fort war, und schon dachte der Alte daran, den Sohn einer andern zu vermählen. Und es war zehn gegen eins zu wetten, daß der Sohn keinen oder nur schwachen Widerstand leisten würde.

Stauffer wußte jetzt ganz bestimmt, daß er Rottenbuch nie oder nur mit Anna verlassen würde.

Die Cousine, wie sie im Hause Huiras genannt wurde, war groß und üppig und lachte fast den ganzen Tag. Sie lachte ohne jeden Grund, nur um zu lachen, weil sich da in ihren Wangen zwei reizende Grübchen bildeten und in dem heiteren Mund die schönsten Zähne sichtbar wurden. Sie hatte braune runde Augen, mit denen sie Andreas bewundernd ansah, um sie schnell zu senken, sobald er den Blick auf sie richtete. Ihre Art, sich zu kleiden und zu benehmen, war etwas kleinstädtisch, sie stand an Gewandtheit hinter Anna und deren Schwestern zurück. Jakob Huiras war aber ganz entzückt von ihr, tätschelte sie väterlich auf die festen Schultern oder den drallen Oberarm.

Die Augen seiner Frau brannten, wenn sie's sah, aber sie durfte nicht viel sagen. Jakob Huiras behauptete, daß man der künftigen Schwiegertochter freundlich begegnen müsse und sie nicht von vornherein kopfscheu machen dürfe.

Frau Huiras schlug die Hände zusammen, da sie's hörte. „Mann, bist denn ganz gottverlassen, der Andreas is' ja doch noch net amal g'schieden!“



„Des kommt schon noch."

„Und wenn er auch g'schieden is, kann er doch nimmer heiraten. Kein Pfarrer tät' ihn kopulieren!"

„Nachher laßt's der Pfarrer bleiben, und er heirat' nur am Standesamt!"

Frau Huiras war sprachlos. Solange sie dachte, hatte es in Rottenbuch noch keinen Menschen gegeben, der sich mit der Ziviltrauung begnügt und sie nicht als bloße Formalität angesehen hätte.

Auch Jakob Huiras hatte immer so gedacht, und alle Huiras hatten ja in ihrem Testament die Kirche mit Schenkungen reich bedacht, zum Zeichen, daß sie ihr treue und gläubige Söhne gewesen. Jetzt aber dachte Jakob Huiras anders. Er lachte seine Frau aus. „Nacha is halt mein Sohn der erste, bei dem sie's sehen. Sakrament, ich will doch schauen, ob mir einer was dreinz'reden hat! Hat mir der Pfarrer etwa g'holfen, wie die Schwindelbagage ang'fangen hat, hier alles zu verpatzen und umzukehren und die Leut' rabiat zu machen?! Jawohl, mäuserlstill is er g'wesen und hat nachher dem alten Gauner noch eine schöne Grabred' g'halten. Und wegen dem soll der Andreas nimmer heiraten, und ich soll von mei'm ältesten Buben keine Enkel hab'n?! Das könnt' mir grad' einfallen! Wenn ihnen so viel dran liegt, daß sie ihren Segen dazu geben, dann können s' in Rom ja die Ehe lösen."

„Des gibt's doch net," jammerte Frau Huiras.

„Des gibt's schon!" schrie er. „Des gibt's für Prinzen und Prinzessinnen, warum net also auch für mi? Wenn's so weit is, lass' ich dem Pfarrer die Wahl, und was er tut, is mir recht. Aber der Andreas heirat' wieder, dadrauf geb' ich dir mein Wort!"

Vorerst kümmerte sich Andreas nicht um das Mädchen, das ihm der Vater zudachte. Ihr ganzes Wesen war viel zu verschieden von Otti, als daß es Eindruck auf ihn gemacht hätte. Allmählich aber schmeichelte es ihm doch, wenn die runden braunen Augen immer voll Bewunderung auf ihn sahen, und das ewige Lachen, das ihm zuerst auf die Nerven gefallen war, wollte ihm jetzt schon reizend vorkommen. Jakob Huiras sah's, lachte und freute sich auf die Zeit, da die dralle Schwiegertochter in Rottenbuch wirtschaften würde.

Von heut' auf morgen aber sprang Andreas' Laune um. Er sah das Mädchen kaum mehr an, und wenn sie lachte, schnitt er ein Gesicht, als risse ihm einer an den Nerven. Unter der Hand erkundigte er sich auch, ob sie nicht bald wieder abreise.

Der Posthalter stierte verständnislos und begriff den Sohn nicht: „Weiß Gott, der hat allaweil noch das Beinerhäuserl im Kopf!" sagte er und kniff die Cousine in die roten Backen, daß sie gurrend aufschrie und gar nicht bemerkte, wie Frau Huiras' schwarze Feueraugen mit unheimlichem Flimmern auf den Mann und die roten Backen des Mädchens sahen.

Mit Andreas verhielt es sich aber so: ein Brief aus Siebenbrunn war gekommen, der erste seit Ottis Abreise. Sie schrieb, daß sie zu Anfang des Winters auf unbestimmte Zeit nach München gehen wollte, wo eine entfernte Verwandte von ihr eine große Fremdenpension hielt. Jetzt sei dort kein Zimmer frei, sonst wäre sie gleich hin, aber nach der großen Saison wollte die Verwandte sie gern aufnehmen. Sie schrieb ganz sachlich, ohne irgendwelche Gefühlsäußerung, ohne anzudeuten, was sie für die Zukunft plante.

„Ich hoffe, Du hast gegen meine Übersiedlung nach München nichts einzuwenden; alles weitere wird sich finden. Aber nach Rottenbuch geh' ich nicht mehr zurück. Es steht Dir ganz frei, wegen böswilliger Verlassung die Scheidung einzuleiten."

Andreas kannte die Verwandte nicht, aber Otti hatte ihm öfters von ihr erzählt. Es war eine Frau, die sich nach schweren Schicksalsschlägen mit ungewöhnlicher Energie zu einer selbständigen, geachteten Existenz durchgerungen und natürlich auch moderne Ideen über alle Frauenfragen hatte. Er konnte sich schon denken, warum Otti gerade diese Frau aufsuchte und warum diese Frau sie gütig aufnahm. In diesem Hause würde Otti rebellische Gedanken haben und in der Tat verkörpert sehen. Sie würde sehen, daß eine Frau nicht nur von den Gnaden des Mannes zu leben braucht, daß sie ein Recht auf eigne Empfindung, eigne Würde und eigne Arbeit hat. Die Frau, die sich zur Selbständigkeit durchgerungen hatte, würde Otti nicht zur Heimkehr bewegen, sondern im Gegenteil sie aufstacheln, den Nacken zu steifen und dem Manne zu trotzen. In der großen Stadt,



in der jeder Tag neue Gedanken und neue Möglichkeiten aufspülte, würde Otti sich von allem befreien, was Rottenbuch hieß und war, und die Existenz moderner Arbeitsfrauen anstreben, die Andreas aus eigner Anschauung nicht kannte, die seiner Männlichkeit aber häßlich und unnatürlich erschien.

Der Brief hatte ihn zuerst völlig konsterniert. Er wußte gar nicht, ob er überhaupt antworten oder nicht lieber Otti gleich kurzweg befehlen sollte, heimzukehren. Er besann sich, was zu tun sei, und schrieb schließlich ungefähr dasselbe, was er ihr damals gesagt hatte: „Tu, was du willst, mir soll's recht sein!"

Dann hörte er nichts mehr aus Siebenbrunn.

Dreimal in dieser Woche war Doktor Meyerlein in die Quartiere der Böhmen geholt worden. Die hausten vor dem Dorf draußen als Schlafburschen bei Taglöhnern und in etlichen halbverfallenen Hütten, die früher, ehe das neue Krankenhaus dastand, als Krankenbaracken galten, für den Fall, daß irgendeine Epidemie über Rottenbuch käme. Diese ganze Sache mit den Krankenbaracken war aber immer eine Formsache gewesen, denn kein Mensch im Dorf wußte sich mehr einer Epidemie zu erinnern. Nur vom Hörensagen wußten sie, daß in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Cholera auf ihrem Zug durch Europa auch hier Station gemacht hatte; das war seit mittelalterlichen Pestzeiten die erste und letzte Seuche in Rottenbuch gewesen. Diese Krankenbaracken, die der Gemeinde gehörten, hätten in wirklichem Notfall nicht den allereinfachsten Ansprüchen der Hygiene oder der Krankenpflege genügt; seit das neue Krankenhaus dastand, waren sie vollständig wertlos, wurden bald um ein bißchen Geld vermietet, bald unentgeltlich an Gemeindearme gegeben. Als die Böhmen kamen, wollte niemand die fremde Gesellschaft im Hause haben, keiner gab ihnen Unterkunft. Huiras wußte wohl, daß es nicht nur Abscheu gegen die Fremden, sondern auch Auflehnung gegen ihn war, wenn die Rottenbucher den Böhmen die Häuser versperrten, und es verdroß ihn, daß er die Widerspenstigen nicht zwingen konnte. Die Rottenbucher Bürger konnte er nun freilich nicht vergewaltigen, aber die Taglöhner, die ihm unterstanden, zwang er, Platz für seine Böhmen zu schaffen, und die Gemeinde überließ ihnen auf seine Fürsprache die verwahrlosten Krankenbaracken gegen geringes Entgelt. Der Bürgermeister hatte zwar zuerst gezögert, denn er kannte die Stimmung im Dorf und fürchtete für seine Popularität, wenn er dem Huiras nachgab. In der Gemeindesitzung hatte es zuerst auch rote Köpfe und grobe, sehr mutige Reden gegeben, die aber, als es zum Beschluß kam, zusehends sanfter und weniger mutig klangen. Schließlich entschied man sich, die Baracken an die Böhmen zu vermieten. Warum sollte man's auch nicht tun. Der Huiras war jetzt wieder obenauf, und mehr denn je lag es im Interesse der Gemeinde, sich nicht mit ihm zu verfeinden.

Da hauste denn nun die fremde Gesellschaft in Enge und Verlotterung. Ihrer sechs und acht schliefen in einem Raum, der kaum für vier reichte, und vor dem Brodem, der aus den elenden Fenstern oder den schmierigen Kochtöpfen drang, hielt sich jeder, der vorüberging, die Nase zu. Die Taglöhner, bei denen einzelne von ihnen wohnten, konnten nicht genug erzählen von der Armseligkeit und dem Schmutz ihrer Schlafgänger; alles brauchte man ihnen freilich nicht zu glauben, denn die verächtliche Feindseligkeit gegen die Böhmen war bei ihnen, denen man sie ins Haus gezwungen, noch größer als im Dorf drin, wo sie wenigstens nicht unter einem Dach mit der fremden Gesellschaft leben mußten. Einen Schlafburschen waren sie nun freilich losgeworden. Der hatte sich neulich mit Fieber und schmerzenden Gliedern hingelegt, und Meyerlein, den sie schließlich, als es nicht besser wurde, holten, hatte ihn schnell und ohne Aufsehen über die Grenze spediert, ins Salzburger Krankenhaus. Zu was der hiesigen Gemeinde auch noch Krankenkosten für das fremde Gesindel aufbürden! Mit den zwei andern Kranken, die drüben in den Baracken lagen, ging's leider nicht so glatt. Sie waren nicht mehr transportfähig und mußten schon bleiben, wo sie waren. Sie hätten Fieber und wahrscheinlich eine Art Masern, meinte Meyerlein, wenn einer der Taglöhner ihn etwa fragte, was freilich kaum vorkam. Er vermahnte sie, nicht zu den Kranken zu gehen, was ohnehin keinem von ihnen eingefallen wäre, und lobte das böhmische blatternarbige Weib, das sich freiwillig



zur Pflege anbot. Er unterwies sie oberflächlich im Nötigsten, sagte ihr, daß sie niemand hereinlassen, zu niemand gehen und besonders keinem Menschen von den Kranken sprechen solle; sie verstand ihn zwar nicht ganz, nickte aber und schien zuverlässig. Da war er zufrieden, dachte, daß alles ginge, wie der Huiras es wollte, und torkelte vergnügt zu seinem Abendschoppen.

Im Dorf erfuhren sie kaum etwas von dem Treiben in den Baracken; und wenn ab und zu etwas davon hergeflattert kam, so hatten sie jetzt gar keinen Sinn dafür. Sie rüsteten in der Hauptstraße für den Jahrmarkt, der alljährlich um diese Zeit stattfand, und da hatten sie alle Hände voll zu tun. Wohl kamen allerlei fremde Händler und fremdes Volk zu dem Jahrmarkt gezogen, Leiterwagen, unter deren rundem, prallem Leinendach gewöhnliches Porzellan fest verpackt lag oder blankes braunes, blaues und graues Emailgeschirr, auf das die Hausfrauen der Umgegend sehnsüchtig das ganze Jahr warteten. Auch der Groschenstand kam, an dem man für zehn Pfennig die schönsten Dinge der Welt kaufen konnte, und das Kasperltheater und ein Karussell, ein Karussell mit allem Komfort der Neuzeit, wo die Jugend Rottenbuchs nicht etwa nur auf Pferden, sondern auch auf Schwänen, Schweinen und sonstigem Getier reiten konnte. Aber die Hauptsache des Jahrmarkts blieben doch die Rottenbucher Geschäftsleute, für die der Jahrmarkt einen goldenen Tag bedeutete. Jeder von ihnen zimmerte sich in der Hauptstraße eine Bude zurecht, behängte sie mit blauen oder roten Tüchern, bekränzte sie vielleicht mit ein wenig Taxusgrün und stapelte die Waren aus dem Laden verlockend auf, um möglichst viele Käufer heranzuziehen, die aus Einöden, Weilern und Dörfern zum Jahrmarkt herkamen. Die Straße hallte wider von Gehämmer und Gesäge; Planken, Leisten und Nägel lagen umher, und die Menschen, die da schafften, sahen heiterer aus als seit langer Zeit und hofften wieder, wenn's auch nur die Hoffnung auf einen guten Tageserlös war.

Das Wetter war ihnen hold. Am Morgen war's zwar empfindlich kalt und so neblig, daß die Gegend ganz flach schien, aber dann kam die Sonne und freute sich ersichtlich über die Geschäftigkeit in der Budenstraße, denn sie blieb immerfort da und schien so warm, daß die Wirte schmunzelten, weil der allgemeine Durst schon viel früher einsetzte, als sie gerechnet hatten. Den ganzen Tag über war die Budenstraße schwarz von Bauern und Bäuerinnen, die bedächtig auf und ab stapften, jedes Stück, das sie kaufen wollten, erst lange angafften, betasteten, nach allen Seiten probierten, bis sie unter unartikulierten Gesprächen, Feilschen und Drücken schließlich ihren Handel abschlossen. Aber so viel Zeit auch mit jedem einzelnen Käufer draufging, sie machten doch alle gute Geschäfte. An der Schießbude knallte es in einem fort, der Glückshafen hatte kaum Lose genug für all die begehrenden Hände, die Lebkuchen und bunten Schaumbäckereien, die der einheimische Konditor ausstellte, waren weg, als bekäme man sie umsonst; um das Porzellan und das Emailgeschirr standen die Hausfrauen in hellen Haufen, und die größte Anziehung, die es alljährlich hier gab, die schwärzlichen Würstel aus Pferdefleisch, waren ausverkauft, noch ehe die Glocke Mittag läutete. Sogar ein paar Fahrräder ältesten Systems, schwerfällig wie Lokomotiven, die der Schlosser, weiß Gott wo, eingetauscht und „auf neu" hergerichtet hatte, wurden von einem mutigen Bauern für sich und die verkehrslustige Ehehälfte erworben. Aber auch geistige Bedürfnisse fanden hier Ausdruck und Sättigung: kleine Heiligenbilder in Goldrahmen gingen reißend ab wie die Marienkalender, die am Morgen zu großen Stößen geschichtet lagen. Am Abend ging's dann erst hoch her. Da begann die Dudelmusik des Karussells zu spielen, und der Hanswurst lud mit halsbrecherischen Sprüngen und Witzen zum Besuch des Kasperltheaters ein.

Anna ging Arm in Arm mit der Cousine zwischen den Buden hin und her. Sie schwatzten und kreischten beide, aber sie waren trotzdem nicht sehr vergnügt, weil sie eben allein, ohne männlichen Begleiter waren. Das ärgerte sie, denn es war nun einmal hergebracht, daß die Mädchen des Dorfes vom Verehrer oder vom Freier auf den Jahrmarkt geführt wurden, und daß er ihnen hier kaufte, was ihnen gefiel. Stauffer hatte sich hartnäckig geweigert, mitzukommen. Nur im allerersten Jahr hatte Anna ihn dahingebracht, daß er sie begleitete, später nie mehr. Die Cousine aber maulte, daß der Vetter Andreas sich gar nicht blicken ließ,



trotzdem er versprochen hatte, zu kommen. Als die Mädchen ein paarmal hin und her geschlendert waren, kam er auch wirklich, sah aber ganz zerstreut aus, so daß Anna gleich halblaut zu der Cousine sagte: „Du, den wollen wir bald wieder anbringen, der hat sein' faden Tag!"

Er kaufte etliche Lebkuchen und Zuckertüten, lachte gezwungen über die süßen Verse und Herzen, die auf die Lebkuchen gespritzt waren, und ließ dann die beiden Mädchen ziemlich unmotiviert allein stehen.

Anna schlug vor, daß sie nach Hause gehen wollten. „Aber heut' abend, paß auf, heut' abend wird's sein! Heut' abend wird getanzt im ‚Reiter' und im ‚Engel' und vielleicht auch in der ‚Blauen Gans'! Das ist immer das Allerschönste vom ganzen Jahrmarkt, die Tanzerei am Abend, die ganze Nacht hindurch."

Die Cousine wollte ein wenig die Großstädterin herauskehren und fragte, ob Frau Huiras als Ballmutter mitginge.

Anna lachte hellauf. „Also, du solltest schon wirklich den Andreas heiraten, du bist schon fast grad' so fad wie er! Zu was braucht's denn hier eine Ballmutter! Jeder weiß doch, wer wir sind, und wir wissen von jedem Burschen, wer er ist! Ich möcht' keinem raten, sich was 'rauszunehmen; dem tät' ich schön heimleuchten auch ohne Ballmutter! Du und ich, wir gehen zusammen, und der Andreas kommt und sonst noch allerlei Bekannte, und da wird's mordsfidel, paß nur auf!"

Die Cousine war's zufrieden. Annas Unbekümmertheit hatte ihr vom ersten Tage an mächtig imponiert. Sie lachte jetzt ohne Grund, nur um der Grübchen willen, und erkundigte sich nach den Tänzern. Da Anna mit großem Sachverständnis die Tanzkunst der Burschen rundum rühmte, wollte auch sie so tun, als ob sie besonders viel davon verstünde. „Weißt, ich mein', die Böhmen müßten noch besser tanzen als die Burschen hier. Sie sind doch so g'schmach und so wild und überhaupt ... Böhmen ..."

„Das kann schon sein, aber unsre Burschen lassen sie nicht zum Tanzen zu. Das ist dumm, aber sie tun's einmal nicht. Es heißt, daß die Böhmen heut' abend im ‚Husaren' Tanzmusik haben, da wär's ganz schön hinzugehen, aber der Vater will's nicht. Er sagt, man soll sich nicht gar zu gemein mit der fremden Bande machen."

„Da hat er wohl recht," meinte die Cousine altklug.

Anna warf den Kopf zurück und entgegnete nichts. Das Verbot allein genügte, um ihre Neugier zu reizen und ihren Widerspruch rege zu machen.

Abends ging's dann in allen Wirtshäusern hoch her. In den holzgetäfelten Gaststuben saßen die Männer eng zusammengedrängt in einer Atmosphäre von Knaster, Ledergeruch und menschlicher Ausdünstung, daß die Luft dick war zum Schneiden. Bataillone von Maßkrügen rückten an, Haufen von Würsten und G'selchtem. Je mehr sie aßen und tranken, um so stumpfsinniger wurden sie, um so wohliger war ihnen zumute. Vom ersten Stock her, wo der Tanzsaal oder auch nur das große Gastzimmer lag, ertönte Fiedelmusik, dröhnte der Boden vom rhythmischen Aufschlagen tanzender Nagelschuhe. Dort oben vergnügte sich die junge Welt. Um die Eingangstür hatten sie eine grüne Girlande geschlungen, von der niederen Decke hingen etliche große übelriechende Petroleumlampen mit braunen Blechschirmen, unter denen die rötliche Flamme verschlafen vorglänzte. An der einen Längswand standen etliche Tische und Stühle, und in einer Ecke hockten zwei Geiger in Hemdsärmeln. Die Lust war hier alles, die Lust am Tanz, an der eignen Beweglichkeit, Kraft, Jugend und Sinnlichkeit. Unermüdlich drehten die Burschen in der kurzen Wichs mit den Grobg'nagelten die drallen Dirnen umher, daß ihre dunklen Röcke wie Glocken schwangen und die buntseidenen Brusttücher zitterten, weil der Atem so rasch flog. Sie drehten und schwenkten das Mädel, verloren es scheinbar im Tanz, um es aufs neue zu haschen, stampften, klatschten, brüllten dazu, daß Unbefangene hätten denken müssen, hier ging's um Leben und Tod, nicht um Lust und Tanz.

Auch war gekommen oder kam, was Rottenbuch an Honoratioren aufzuweisen hatte. Der Apotheker und die zwei Postadjunkten drehten sich enthusiastisch im Tanz, während ältere Herren nur eine Weile zusahen, vielleicht auch ein oder zwei Runden riskierten und dann wieder verschwanden. Hier wurde weniger gegessen als drunten, aber nicht weniger getrunken, nur machte das Bier die Jungen nicht stumpfsinnig, sondern erst recht tanzwütig, daß manch einer die Kellnerin, wenn sie ihre zwölf Maßkrüge abgesetzt hatte,



packte und herumwirbelte, daß sie angstvoll nach ihrer Ledertasche griff, damit ihr nicht bei der tollen Fahrt das ganze Geld heraus- und im Saal herumsprang.

Anna und die Cousine gingen von Arm zu Arm. Am Anfang hatten die Burschen zwar ein wenig großmäulig getan und gemeint, den Huiras-Mädeln sollt' man's einmal zeigen, was man von ihrem Alten hielt, und wie man's ihm verübelte, daß er die fremden Arbeiter hergezügelt habe. Sitzen lassen sollt' man sie und tun, als gingen sie einen nichts an. So hatten sie geredet. Als aber dann die beiden Mädchen erschienen, in hellen Sommerkleidern mit durchsichtigen Blusen, und die Gesichter voll Tanzlust, da war alles Gerede vergessen. Sie flogen von einem zum andern, und die Burschen wußten nicht recht, wer ihnen besser gefiel, ob die Anna oder die andre mit ihren runden blanken Augen, ihren roten Backen und ihrem gurrenden Lachen, dem die zwei Grübchen folgten. Aber die Anna, ja, das war eben die Anna! Sie war nicht mehr so frisch wie früher; wenn sie ruhig war, hatte ihr Gesicht schon mitunter einen harten Zug, und ihre Haut sah ein wenig verblüht aus. Aber wenn man sie tanzen sah, ging einem das Herz im Leibe auf. Das ganze Mädel schien nur auf den Tanz gestellt, jede Muskel geschwellt, jede Ader erfüllt, jeder Blick durchglänzt vom seligen Rhythmus des Tanzes. Da sie tanzte, wurde ihre Gestalt weich und biegsam, fand Bewegungen, Gesten voll reizender Koketterie, die ihr sonst ganz fremd waren. Sie trug ein kurzes weißes Kleid, darüber um die Schultern gelegt ein hellrotes Schleiertuch mit flitterbenähten Kanten, das sie im Tanze bald fest um sich zog, bald leise schwenkte, bald im Wirbel weithin flattern ließ, daß es heiß und grell aufleuchtete wie ein Fanal des Lebens.

Stauffer, der nicht tanzte, stand da und sah ihr nach. Eifersucht hatte ihn hierhergehetzt, Eifersucht hetzte ihn seit Wochen umher. Er beargwöhnte sie jetzt immer, sie konnte tun und lassen, was sie wollte. Als sie ihn gebeten, mit zum Tanz zu gehen, war sein erster Gedanke gewesen: Wen trifft sie dort? Als sie aber, da er sich zuerst weigerte, nicht weiter in ihn drang, ward seine Unruhe nur noch größer. Der Gedanke schien ihm unerträglich, sie eine Nacht mit diesen heißen, wilden, später auch halb berauschten Burschen durchtanzen zu lassen. So war er, ohne daß sie's gedacht hatte, gekommen und sah dem wirbelnden Treiben zu.

Es mochte auf Mitternacht gehen, da sagte Anna plötzlich zu ihm: „Du, jetzt möcht' ich ein bissel zu den Böhmen gehen! Ich möcht' fürs Leben gern wissen, wie die tanzen und wie's bei denen zugeht!"

Er wehrte ab. Das war ja Unsinn, jetzt, mitten in der Nacht, den einen Tanzboden zu verlassen, um den andern aufzusuchen. Noch dazu diese frechen, schmierigen Kerle, mit denen doch keiner etwas zu tun haben wollte. Aber gerade das reizte sie. Sie wollte den Bann brechen, der über den Böhmen lag, weil's ihr gefiel, die andern kopfscheu zu machen, und weil ihr Vater es verboten hatte.

Da Stauffer noch immer widerlegte und widersprach, zog sie ihr rotes Tuch fest um sich und sah ihn herausfordernd an: „Also, wenn du nicht willst, dann bleib da, dann geh' ich allein!"

„Aber, Anna, nimm doch Vernunft an! Du kannst doch nicht im Ernst daran denken, zu diesem Gesindel zu gehen!"

„Gesindel? Die sind nicht mehr und nicht weniger Gesindel wie die Leut' hier!"

„Sag' das nicht! Hier kennst du jeden Menschen, und jeder kennt und respektiert dich. Das hergelaufene Zeug da draußen aber, weiß Gott, was das ist! Die können im Zuchthaus gesessen haben, und du weißt nichts davon. Es ist schon eine Schande, daß dein Vater sie hergezogen hat. Aber es wäre unerhört, wenn du zu ihnen gehen wolltest, als gehörten sie zu Rottenbuch!"

„Es sind Leut' von meinem Vater!"

„Die er aus Bosheit hat kommen lassen und morgen wieder abschleudert, wenn's ihm paßt! Nein, Anna, du darfst da nicht hingehen, du gehörst da nicht hin!"

„Ich weiß schon selber, wo ich hingehör'!" sagte sie trotzig und biß die Unterlippe.

Er zuckte die Achseln und sagte nichts mehr.

Ein Bursche kam und holte sie zum Tanzen. Sie flog dahin, mit ihm zuerst, dann mit einem zweiten, einem dritten.

Stauffer sah ihr nach und meinte, sie hätte die Böhmen vergessen. Aber sie kam atemlos zurück: „So, jetzt gehen wir!"

„Und deine Cousine?"

„Ach, die! Die braucht doch gar nichts davon zu wissen!"



Noch einmal versuchte Stauffer, sie zum Bleiben zu bewegen. Statt aller Antwort sagte sie nur „Gut' Nacht!" und schob sich durch das Gewühl der tanzenden Paare zum Saal hinaus. Da ging er doch mit ihr, denn viel weniger noch als hier hätte er sie bei der fremden Gesellschaft allein lassen mögen.

In einem kleinen Beisel, kaum zehn Schritt entfernt, saßen die Böhmen beisammen. Sie hatten das niedrige, verräucherte Gastzimmer ausgeräumt, so daß Raum zum Tanzen war, wenn auch nicht gar zuviel. Nicht nur die Arbeiter vom Bau waren gekommen, sondern sie hatten auch noch Besuch mitgebracht, Landsleute, die aus dem Österreichischen hergefahren waren, um den Jahrmarkt zu besuchen. Wie draußen in den Baracken, so waren sie auch hier wie Heringe zusammengepferchț; die Tanzenden hatten kaum Raum, sich zu drehen und zu wiegen, stießen immer wieder an Herumstehende und Dahockende an. Ganz anders sah's hier aus als auf dem Tanzboden im „Reiter", von dem Anna herkam. Nichts von der rotbäckigen, lachenden, wilden Fröhlichkeit, von dem Stampfen und Juchzen und dem Sichaustoben im Drehen und Rasen. Nicht der Tanz, die Musik war hier alles. Ein paar von ihnen spielten Mundharmonika, fremde, schwermütige Weisen, in denen es weh und betörend zugleich zitterte. Mit leidenschaftlichem Ausdruck lauschten die dunklen breitknochigen Gesichter der andern. In ihre kleinen blitzenden Augen trat ein seltsamer Ausdruck äußerster Hingebung, überschwenglichster Ekstase. Sie sangen halblaut mit, wiegten die Oberkörper im Takt, vergruben, überwältigt von unbestimmter Empfindung, die Köpfe in ihre bebenden Hände. Still tanzten die Paare, mit einer Leidenschaftlichkeit, die so tief war, daß sie jedes äußere Ausdrucksmittel scheute, nichts wollte, nichts konnte, als stumm auflodern und stumm in der Umschließung des andern erlöschen. Sie aßen nichts, und sie tranken wenig. Wenn die Musik verstummte, redeten sie gestikulierend, laut und heftig in ihrer fremden Sprache aufeinander ein, lachten zuweilen, daß ihre dunklen Gesichter hell und beinahe schön wurden. Sie waren verlumpt angezogen, aber nicht ohne malerischen Reiz; besonders ein paar junge Dinger sahen apart aus mit grellfarbigen Tüchern, die sie ums tiefschwarze Haar gebunden hatten, und mit langen Ketten von Glasperlen und Münzen, die sie um die schlanken blaßgelben Hälse trugen. Als Anna eintrat, schauten alle auf. Die Musik verstummte, Schweigen lag rings umher. Sie kannten Anna wohl, aber sie verstanden nicht, was sie bei ihnen wollte. Sie waren's gewohnt, jedem, der gerade ihr Herr war, so unterwürfig zu begegnen, daß es ihnen nie eingefallen wäre, die Huirastochter als ihresgleichen zu betrachten. Sie näherten sich ihr so demütig, daß Anna am liebsten gelacht hätte; sie wollten ihr die Hände küssen, die jungen Dinger sogar die Säume des roten Schleiertuchs. Lachend zog sie's ihnen weg, wehrte alles ab, was ehrerbietig und unterwürfig war. Sie ließ die Blicke umhergehen, sah die Gesichter, auf denen noch der Abglanz verflogener Inbrunst lag, und fragte übermütig: „Seid's ihr immer so langweilig?" Dann klatschte sie in die Hände, riß ihr Schleiertuch um sich her, als wolle sie sich die Arme freihalten: „Also, Kinder, jetzt wollen wir amal lustig sein! Spielt einmal einen lustigen, feschen Walzer, damit ich seh', ob ihr grad' so gut tanzen könnt wie unsre Leut' hier!"

Leise und sehnsüchtig, wie Anna ihn nie zuvor gehört, erklang da der Donauwalzer, und die Paare wiegten sich, als wären sie durch Silberfäden mit den Klängen verbunden. Nicht sich selber tanzten sie, nicht ihre eigne Jugend, Lust und Sinnlichkeit, nein, sie tanzten den Klang, den Rhythmus, die Seele und den Gott selber, der aus diesen Tönen sprach.

Anna stand allein, nur Stauffer war bei ihr. Keiner der Burschen hier hatte den Mut, sie zu holen. Sie dachten, die Huirastochter sei gekommen, um ein Schauspiel zu haben, sonst nichts.

Nach ein paar Minuten sagte Stauffer zu ihr: „Nun hast du deinen Willen gehabt und deine Neugier gestillt. Laß uns gehen."

Sie sagte nichts, wartete noch ein paar Augenblicke, ging dann über den Saal weg zu einem schlanken Burschen, dem eine breite rote Schmarre über die linke Wange lief, daß sein junges, keckes Gesicht ganz kriegerisch aussah. Gleich als sie eintrat, war er ihr aufgefallen, weil seine Augen ihr so seltsam entgegenbrannten. Jetzt stand sie vor ihm: „Ich möchte tanzen, tanz' mit mir!



Die andern sind so dumm und trauen sich nicht!"

Er sagte nichts, sah sie nur verzehrend an, nahm sie in die Arme und glitt mit ihr dahin. Wie ein Fanal des Lebens wehte das rote Schleiertuch um das Paar her.

Das Beispiel des jungen Burschen mit der Schmarre hatte den andern Mut gemacht. Sie wagten sich jetzt heran, baten in gebrochenem Deutsch um einen Tanz, so daß Anna bald wieder von einem Arm zum andern ging. Immer wieder aber lag sie an der Brust des jungen Menschen mit dem kecken Gesicht und der roten Schmarre. Der war kein gewöhnlicher Arbeiter wie die andern, sondern ein Mechaniker, der nur zum Besuch seiner Landsleute und zum Jahrmarkt aus Salzburg gekommen war. Er sprach ganz geläufig Deutsch und wußte allerlei lustiges Zeug zu erzählen, wenn sie ein wenig rasteten, um zu verschnaufen. Stauffer wurde unruhig. Er sah, wie die Augen der beiden ineinandergingen, wie ihre Gesichter beim Tanz sich näherten, wie Anna sich an ihn schmiegte, wie er, wenn er neben ihr stand, unversehens mit den Fingern ihr Kleid streifte, ihre Hand. Der Doktor sah sie an, alte Erinnerungen wachten in ihm auf. Er lächelte bitter. Da schwebte sie auch schon wieder mit dem jungen Menschen dahin; glühend leuchtete ihr Schleiertuch gleich einem Fanal des Lebens.

Als der Tanz zu Ende war, packte Stauffer ihre Hand: „Komm, es ist Zeit, zu gehen!"

Sie lachte ihn aus.

Er preßte ihre Hand fester, sagte drohend: „Du gehst jetzt mit mir, augenblicklich und ohne Widerrede!"

Sie war über diesen Ton so erstaunt, daß sie einen Augenblick die Antwort vergaß. Dann riß sie ihre Hand los, warf die Lippen auf und den Kopf zurück: „Ich lass' mich nicht kommandieren, merk' dir das! Mir g'fällt's hier, und darum bleib' ich da. Und wenn's dir nicht g'fällt, dann kannst ja gehen, ich halt' dich nicht!"

„Wenn du jetzt nicht gleich mitgehst, dann --"

„Was dann?"

„Dann ist es fertig zwischen uns, dann siehst du mich nie mehr!"

„Gut' Nacht, schlaf deine schlechte Laune aus!" rief sie spöttisch und lief dem jungen Burschen entgegen, der mit ausgestreckten Händen auf sie zukam. Bald waren sie im Tanz verloren.

Das war das letzte, was Stauffer an diesem Abend von ihr sah, denn kaum daß sie die Hand des Burschen ergriffen hatte, ging er. So erfuhr er auch nichts von dem kleinen Begebnis, das sich etwa eine halbe Stunde später zutrug und die Festfreude ein wenig störte. Mitten im Tanz nämlich wurde der junge Bursche leichenblaß, taumelte und mußte sich an die Wand lehnen, sonst wäre er umgesunken. Es dauerte nur ein paar Minuten, dann war's vorüber, und er tanzte flott mit Anna weiter. Das Richtige war's aber doch nicht mehr. Die Glieder waren ihm schwer, und sein Gesicht wurde bald rot, bald weiß. Als er zuletzt noch heftiges Nasenbluten bekam, war's klar, daß er sich überanstrengt hatte und nun besser tat, stillzusitzen. Oder noch besser, er fuhr jetzt gleich statt erst morgen früh nach Salzburg zurück. Um halb zwei Uhr ging ein Zug, das war gescheiter, statt bis sechs Uhr zu warten. Anna verließ noch vor ihm die fremde Gesellschaft. Er war der einzige, der ihr gefallen hatte; wenn er nun marode umhersaß und in einer Stunde heimfuhr, hatte sie bei den Böhmen nichts mehr zu suchen. Sie wünschte ihm gute Besserung und ging. Es war ihr auch nicht ganz wohl wegen Stauffer. Sie spähte mit scharfen Augen überall umher, ob er nicht hinter einem Baum oder einem Haustor auf sie wartete, um sie zuerst zu schelten und dann versöhnt zu küssen, aber er war nicht zu erblicken. Sicher war er schon voll Zorn nach Hause gegangen oder zurückgekehrt in den „Reiter", um sie bei der Cousine zu verklagen.

Sie stürmte die Treppe hinauf in den Tanzsaal des „Reiter". Es war alles wie vorher, nur die Luft noch dicker, der Lärm noch größer. Die Cousine drehte sich immer noch im Walzer wie vorhin, da Anna fortgegangen war. In einer Pause sprach Anna mit ihr, horchte scharf auf, fand aber gleich heraus, daß die Cousine ihre Abwesenheit gar nicht bemerkt hatte. Da atmete sie auf und warf sich mit neuer Lust in das Tanzgewühl. Ein verschlafener Hahn holte gerade zum ersten Morgenschrei aus, als sie endlich ihre Kerze löschte, den Kopf noch benommen vom Geigenklang, vom Tanz und vom heißen Atem der Männer.

Im Dorfe ging ein Wispern um, ein Flüstern und Bangen. Laut trauten sie sich's nicht zu sagen, weil das Wort zu schrecklich war, aber sie wußten es doch. Die Lippen wollten es nicht nennen, aber die Angst schrie es laut aus ihren Augen heraus. Der wußte es, und jener hatte es gehört, der eine bejahte es bestimmt, der andre hob stumm die Achseln. Etliche versuchten zwar, es wegzureden, es zu beschönigen und die Bängnis zu verlachen; aber man konnte ihnen anmerken, daß ihr Unglaube nicht gar fest saß. Ganz Bestimmtes wußte freilich keiner, so viel Mühe sie sich auch gaben, es auszukundschaften. Manche von ihnen gingen zu diesem Zweck unter einem nichtigen Vorwand in Doktor Stauffers Sprechstunde, holten ihn aus oder fragten direkt, erfuhren aber nur, daß er nicht gescheiter war als sie. Seit Tagen schon, ja vielleicht sogar schon seit zwei Wochen war er zu keinem Rottenbucher mehr geholt worden, sondern nur immer über Land gefahren, oder hatte allerlei gleichgültiges und ungefährliches Zeug in der Sprechstunde erledigt. Wenn das Schreckliche wirklich im Dorfe war, so kannte er's nur vom Hörensagen, nicht aus eigner Anschauung. Er riet aber den Leuten, mit ihren Fragen zum Bezirksarzt zu gehen.

Auch der Bezirksarzt wußte von nichts. Ihm war keine verdächtige Erkrankung gemeldet worden, also gab es wohl auch keine. So sagte er wenigstens den Leuten, um sie nicht völlig kopfscheu zu machen, nahm sich aber doch vor, dem Doktor Meyerlein schärfer auf die Finger zu sehen. Auch die andern hätten den Meyerlein gern gefragt, aber so viel Mühe sie sich auch gaben, sie konnten ihn nie zu Rede und Antwort erwischen. Der alte Trunkenbold entwickelte eine erstaunliche Fertigkeit im Weghuschen, im Sich-nicht-finden-lassen. Sogar ins Wirtshaus kam er nicht mehr, um den Fragen aus dem Wege zu gehen; er ließ sich das Bier jetzt ins Haus holen. So wollte das Wispern und Flüstern und Bangen nicht verstummen, wurde mit jedem Tage stärker und lauter. In den Krankenbaracken war das Gespenst zuerst aufgetaucht, dann hatte es in den Häusern gespukt, wo die Schlafburschen lagen, nun sprang es mit unheimlicher Eile ins Dorf hinein, schob Grauen vor sich her und zog Grauen nach. Schon zeigten sie sich mit angstbleichen Gesichtern diese Tür und jene, an die seine verpestete Hand gepocht hatte. Die wenigen, die versucht hatten, die Angst fortzulachen, saßen jetzt stumm, mit Zügen, die der Schreck verzerrte. Als dann auch die Anna Huiras sich legte und der Posthalter selbst, schlotternd vor Sorge, mit zerrauftem Haar und blutunterlaufenen Augen zu Stauffer rannte, ihn zu der Tochter zu holen, da war kein Leugnen und kein Halten mehr.

In Rottenbuch waren die schwarzen Blattern ausgebrochen.

Da scholl es wie ein einziger grauser Schrei durch das Dorf, ein Schrei, der aber alsbald erstickt wurde in der Wolke von Angst und Sorge, die nun um Rottenbuch her geballt lag und es abschloß von der Welt, daß es nichts mehr wußte als Krankheit und Tod. Selbstverständlich hatte der Bezirksarzt, als Stauffer den ersten Blatternfall meldete, alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Ausbreitung der Seuche zu verhindern. Impfstoff war in großen Mengen aus der Stadt gekommen, öffentliche Bekanntmachungen belehrten, welche Symptome verdächtig seien, und wie man sich während dieser schweren Zeit sowohl den Gesunden wie den Kranken gegenüber zu verhalten habe. Die Leute standen, lasen's und begriffen's doch nicht recht, weil sie sich nicht mehr auskannten vor Schrecken und Not. Es kam ja auch alles zu spät; allzulange war der Giftstoff unbemerkt, geflissentlich verhehlt, von einem zum andern getragen worden. In jedem dritten Hause lag ein Kranker, in jedem sechsten ein Toter. Als das Schiedumglöckl für den ersten sein Gewimmer anfing, da weinten alle, als wär' ihnen ein teurer Mensch gestorben, und es war doch nur ein Austrägler gewesen, der keinem mehr zu Freude oder Nutzen gelebt hatte. In der Nacht aber, die dem Begräbnis folgte, zog eine Rotte junger Burschen vor das Haus des Huiras und warf ihm unter Gröhlen und Fauchen die Fenster ein.

Das war aber auch die letzte Gemeinsamkeit, die sie nach außen hin verband. Nun mied jeder den andern, denn jeder fürchtete im andern oder in sich selber den Todbringer. Die sonst die besten Freunde waren, gingen in weitem Bogen aneinander vorbei; wenn sie etliche angstvolle Fragen wechselten, so geschah's über eine Distanz von fünf Schritt hinweg. Die Wirtshäuser waren ver-



ödet, in den Kaufläden tat sich die Tür kaum mehr auf und zu. Nur in der Apotheke ging die Klingel Tag und Nacht; und wer kam, hatte ein vom Gram zerstörtes Gesicht und nickte stumm den andern zu, die geradeso zerstört aussahen. Überall roch es nach Karbol und Lysol, und die Hauptstraße war mit Stroh dick beschüttet, damit das Schüttern und Knarren der Lastfuhrwerke die Kranken nicht stören sollte. Wo einer lag, hatten sie auch auf die Schwelle Stroh geschüttet und die Verpestung des Hauses mit einem schwarzen Kreuz auf der weißen Mauer kenntlich gemacht. Wie eine Gasse des Todes sah die sonst so fröhliche Straße aus mit diesem zertretenen Stroh, den schwarzen Kreuzen und dem betäubenden Geruch, der überall hervordrang. Schattenhaft huschten die Menschen hin und her, blickten scheu um sich, ob das Gespenst nicht um die nächste Ecke bog, eilten heim, als wäre dort Schutz, und zitterten doch, ob nicht seine Fußspur sie im zertretenen Stroh auf der eignen Schwelle erwartete. Und immer wieder hob das Schiedumglöckl sein Wimmern an, und wenn es begann, sahen sich die Menschen entsetzt in die Augen und fragten stumm: Wem wird's morgen läuten, mir oder dir?

Über dem Hause Huiras lag es wie ein Bann, der es ausschloß von jeder Gemeinschaft mit den andern. Denn das wußten sie wohl: ganz Rottenbuch war eins in Not und Trauer und eins im Haß gegen sie. Sie hatten die Böhmen hergezogen, sie hatten Meyerlein angehalten, die ersten Erkrankungen zu vertuschen, sie hatten die Häuser verpestet, Menschen getötet, Familien zerrissen. Lang verhehlter, zu Gift gegorener Groll kehrte sich gegen sie.

Jakob Huiras hatte wohl dunkel geahnt, daß sie gegen ihn standen, aber alles begriff er doch erst, als die erste Fensterscheibe seines Hauses splitternd zerkrachte, dann die zweite, die dritte, bis schließlich das Pflaster und die Fußböden mit gläsernen Scherben bedeckt waren. Was damals in ihm vorging, hat er nie einem Menschen verraten, aber wenn Feuerwaffen zur Hand gewesen wären, hätte er, ohne sich zu besinnen, auf die fauchende Rotte schießen lassen, bis sie Ruhe gab. So schritt er nur mit blutrotem Kopf zum Gesinde hinunter, ließ die zwei Eingänge des Hauses fest verrammeln und stellte Knechte dahinter auf, neben denen frischgeschliffene Sensen und Beile lagen. So verging die Nacht. Am nächsten Morgen wandte er sich telegraphisch an das Bezirksamt, daß es ihm Polizeiwachen schicken sollte zur Sicherheit seines Hauses und seines Lebens.

Die Schutzleute kamen, zogen aber bald wieder ab, denn alles blieb ruhig. Der Glaser setzte die Fensterscheiben wieder ein, keine Hand erhob sich, um sie abermals zu zerstören. Jakob Huiras setzte trotzdem keinen Fuß mehr aus dem Hause; mit den Glasscheiben seiner Fenster war etwas zersplittert, was ihm mehr gegolten hatte als Leben und Sterben. Mit verzerrtem Gesicht, die Fäuste in den Hosentaschen geballt, ging er schweren Schrittes durch die Zimmer hin und her, warf sich dann wieder in einen Sessel, stierte vor sich hin und plapperte leise abgerissene Worte, machte Gesten, die keiner verstand.

Seine Frau wollte sich ihm nähern, ihm zureden, erfahren, was eigentlich mit ihm sei, aber er wies sie heftig zurück. Er sah wieder den Triumph, die gesättigte Rache in ihren unheimlichen Augen, und ihm graute davor. Er schrie sie an, was sie denn immer um ihn herumzuschleichen habe, ob sie denn überhaupt eine Mutter sei, daß sie jetzt etwas andres denke als Anna. Marsch, fort ins Krankenzimmer, da gehöre sie jetzt hin!

Frau Huiras klopfte ans Krankenzimmer und bat um Einlaß, aber die Krankenschwester, die hier waltete, tat ihr nicht auf. Stauffer hatte befohlen, die Isolierung streng durchzuführen, und hoffte, da die Lymphe bei allen Huiras ihre Wirkung tat, die übrige Familie vor Ansteckung zu schützen. Er schärfte der Krankenschwester bedingungslosen Gehorsam ein, denn es gebrach ihm an Zeit, Anordnungen öfters zu wiederholen oder bei dem einzelnen länger zu bleiben, als unbedingt nötig war. In allen Häusern mit dem Kreuz warteten sie ja auf ihn, nur auf ihn, von Meyerlein wollte sich jetzt keiner mehr anrühren lassen. Er war von früh bis spät, zuweilen noch die halbe Nacht auf den Beinen und spürte, daß er bald am Ende seiner Kräfte angelangt sein würde, wenn es nicht gelang, die Seuche zu erwürgen. Aber immer aufs neue wimmerte das Schiedumglöckl die Straße entlang, und immer noch ging Jakob Huiras mit dröhnenden Schritten



durch die Zimmer oder stierte mit abgerissenen Worten und Gesten vor sich hin. Zuweilen ballte er die Faust und schleuderte sie wild gegen den unsichtbaren Feind da draußen, vor dem er sich nicht mehr auf die Straße wagte. Die Tochter lag ihm todkrank. Das Fieber stieg immer noch, ihr Gesicht glich einer einzigen Eiterblase. Das wußten die da draußen, aber keinem war's leid um das junge Geschöpf, um das junge Gesicht. Alle frohlockten, daß die Sünde des Vaters an der Tochter heimgesucht wurde. Jakob Huiras fröstelte. Er verbarg das Gesicht in die Hände, Gedanken gingen ihm durch den Kopf, die er nie zuvor gedacht hatte. Verstohlen sah die Frau seine Schwäche, und ihre Augen brannten in dunklem Feuer. Aus der Ferne umgab sie den Mann mit der hündischen Ergebenheit, die sie stets für ihn gehabt hatte; wenn er sie ungeduldig abwies und lieber wieder allein vor sich hinstierte, lächelte sie wie eine Siegerin.

Einen tragikomischen Auftritt hatte es noch mit der hübschen Cousine gegeben, die immer um der Grübchen willen lachte. Wie irrsinnig vor Angst hatte sich das Mädchen gebärdet, als Anna sich legte; hatte sich auf den Boden geworfen, geweint, geschrien und alle Heiligen angefleht, daß sie sie schützen sollten. Wie sie ging und stand, wollte sie fortlaufen auf den Bahnhof, nach Hause. Mit größter Mühe nur konnten sie sie bis gegen Abend halten, wo ihre Abreise unbemerkt blieb. Andreas brachte sie im geschlossenen Wagen zur Bahn, nicht durch die Hauptstraße, sondern auf Umwegen, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Zitternd und verweint saß sie neben ihm. Sie betete einen Rosenkranz nach dem andern ab, versprach der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Maria-Plain, wenn sie ihr Schutz vor der schrecklichen Krankheit gewähren wollte. Als der Zug hielt, sprang sie hastig hinein, nahm sich nicht einmal mehr Zeit, Lebewohl oder einen Gruß für Anna zu sagen. Alles war vergessen in der gierigen Angst um das eigne Leben.

Andreas sah ihr nach und lächelte bitter. War die armselig und glücklich zugleich! In solchen Tagen nichts andres denken als „ich“ und immer wieder „ich“, das war beinahe beneidenswert. Dann fiel ihm ein, daß sein Vater die kleine Gans da gern als Schwiegertochter im Hause gehabt hätte, da mußte er beinahe lachen, obgleich ihm wahrhaftig nicht heiter zumute war. Die Tage, die jetzt über Rottenbuch lagen, rieben ihn auf, erdrückten ihn fast mit einem Verantwortungsgefühl, das täglich schwerer auf seinen Schultern lag. Während der Vater haderte, innerlich wütete und am liebsten alles um sich her zerrissen hätte, fühlte sich der Sohn schuldig oder wenigstens mitschuldig an dem Elend, das hereingebrochen war. Hätte er doch damals stärkeren Widerstand geleistet, als sein Vater die Böhmen herzog! Nie hätten die Böhmen kommen dürfen, gar nie. Mit allen Mitteln hätte er, Andreas, den Vater beeinflussen oder auch ihm trotzen müssen, aber niemals hätte er zugeben dürfen, daß Jakob Huiras den Einheimischen Brot wegnahm, um es Fremden zu geben! So klar war ihm das heute alles, warum nur war's damals anders gewesen?! Warum hatte es ihn gefreut, daß die Hände der Fremden einrissen, was sein Schwiegervater gebaut hatte, was seiner Frau und allen ringsum teuer war? Warum hatte sein Gerechtigkeitsgefühl nicht so laut und eindringlich gesprochen wie heute und den Huirasstolz, die Huirasanmaßung übertönt!? Weil seine Eitelkeit verletzt war, seine dumme Männer- und Gatteneitelkeit, weil es ihn verdrossen hatte, daß er statt einer Millionenerbin ein armes Mädel geheiratet hatte. Um solcher Erbärmlichkeiten willen ging jetzt das große Sterben um. Reue kam zu spät. Immer wieder wimmerte das Schiedumglöckl die Straße entlang, und jedesmal kam's ihn wie Verzweiflung an, daß er es hören mußte und nicht helfen konnte. Unbekümmert ging er auf die Straße, unter Menschen, er fürchtete nichts, gar nichts. Ach ja, fast hätte es ihm wohlgetan, wenn ihm einer laut und brutal ins Gesicht geschleudert hätte: „Ihr seid an allem schuld, dein Vater und du!“ Keiner tat's, denn keiner trug so heftigen Groll gegen ihn. Er war wohl ein Huiras, ja, aber nicht der Huiras, den sie haßten. Der saß in seinem Hause und ließ sich nicht blicken. Von dem Sohn, der ruhig über die Straße ging und den Kranken nachfragte, wollten sie nichts, nichts im Bösen und nichts im Guten. Sie kannten ihn kaum, hatten ihn nie mit Ehrfurcht betrachtet und sahen ihn darum heute gleichgültig an wie irgendeinen.

Stauffer war nun wirklich außerstande, die sich mehrenden Fälle allein zu bewältigen.



Der Bezirksarzt wandte sich um Hilfsärzte nach der Stadt, und so rückte Rottenbuch auf einmal in den Vordergrund allgemeinen Interesses. Die Zeitungen brachten Berichte mit der fettgedruckten Überschrift: „Die Blatternepidemie in Rottenbuch", die Regierung wurde aufmerksam, ordnete besondere Maßregeln, eine Art Quarantäne für den Verkehr mit Rottenbuch an. Nur wenige Züge, die unbedingt nötig waren, hielten jetzt in Rottenbuch, die meisten sausten ohne Aufenthalt durch. Neugierig und gruselnd blickten die Fahrgäste aus den rauchumwehten Fensterscheiben auf den verpesteten Ort.

Das Leben ging aber trotzdem seinen Gang weiter und forderte von den Menschen, daß sie es nicht vergessen und seinen alltäglichen Forderungen nachkommen sollten. So mußte denn Andreas auch eines Tags zur Bahn, um einer Ladung nachzufragen, die sich verspätet hatte. Während er bei den Beamten herumredete und fragte, fuhr gerade ein Zug von München ein. Unwillkürlich dachte Andreas zwischen seine Ladung hinein, wie zwecklos es doch sei, daß dieser Zug hier hielt. Wer sollte jetzt wohl aus der sicheren, gesunden Stadt nach dem Blatternnest kommen? Als er fertig war und durch den Wartesaal den Ausgang nach der Straße nahm, hielt er einen Augenblick an, als traute er seinen Augen nicht. Beim Stationsdiener, der immer das Gepäck besorgte, stand eine schlanke schwarze Frauengestalt mit hochgekämmtem blondem Haar. Er blieb drei Schritte von ihr weg stehen, rief erschreckt ihren Namen.

Sie hob den Kopf, errötete ein wenig, ging zu ihm hin: „Ich bin wieder da, Andreas, weil ... weil ..."

„Um Gottes willen, Otti, reise so schnell wie möglich wieder ab! Du weißt ja nicht, was hier ist!"

„Ich weiß es schon, deswegen bin ich ja gekommen!"

Er sah zu Boden. Es stürmte und wogte in ihm, aber hier war nicht der Ort, um von persönlichen Empfindungen zu reden. Er sagte nur: „Fürchtest du dich denn nicht? Es ist eine schreckliche Krankheit, und es will gar nicht besser werden!"

„Ich fürchte mich nicht! Ich bin hier daheim gewesen in schönen Tagen, da werd' ich doch nicht davonlaufen, wenn die schlechten kommen!"

Er nahm ihre Hand, drückte die schmalen Finger erst an sein Herz, dann an seinen Mund. Schweigend gingen sie nach ihrem Hause. Es wäre ihnen unmöglich gewesen, jetzt von dem zu sprechen, was hinter ihnen lag. Das mochte später vielleicht geschehen, wenn alles um sie her wieder hell und heiter war. Jetzt galt es nur, an die andern zu denken und wie man helfen konnte.

Aus der Stadt waren drei Ärzte mit einem Stab von Krankenpflegerinnen gekommen. Gleich hinter ihnen her fuhr ein Landauer, in dem vier Herren saßen mit ältlichen, klugen Gesichtern. Die Regierung schickte sie, um an Ort und Stelle diese seltsam auftauchende Epidemie zu beobachten, ihren Ursprung und Verlauf genau auszukundschaften. Obwohl Jakob Huiras keinen Fuß aus dem Hause setzte, erfuhr er doch, wer die Herren waren und was sie wollten. Ein Brief aus Ansbach hatte ihre Ankunft prophezeit, ein Brief, in dem der Regierungsrat von Kortum alle Entrüstung verstrahlte, deren seine wohltemperierte Seele fähig war. Unter anderm stand da: „Du wirst begreifen, daß unter den seltsamen Verhältnissen, die sich durch Dein Verschulden herausgebildet haben, ich weder meine Frau noch meine Kinder in absehbarer Zeit zu Euch schicken werde. Ein Beamter, der sich bewußt ist, dem Staate stets treu gedient zu haben, muß jede Gemeinschaft mit einem Hause meiden, das in peinlichster Weise die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich gezogen hat. Ich darf Dir ferner nicht verschweigen, daß auch mein Schwager Freyberg ganz meiner Meinung ist. Er schrieb mir erst vorgestern, daß er empört sei über Dein Verhalten bezüglich der böhmischen Arbeiter, das wohl geeignet erscheint, die ganze Familie bloßzustellen, auch wenn sie nicht Deinen Namen trägt ..." Als er's gelesen, erblaßte Jakob Huiras für einen Augenblick, hatte das Gefühl, als zöge man ihm den Boden unter den Füßen weg. Gleich aber setzte er sich wieder in trotzige Positur, meinte wegwerfend, die Herren sollten nur kommen, denen werde er schon heimleuchten.

Sie kamen aber zunächst gar nicht zu ihm. Sie fuhren aufs Bürgermeisteramt und hatten eine lange Unterredung mit dem Bürgermeister, dann eine noch längere mit dem Bezirksarzt, und schließlich, da dieser sie an Stauffer wies, ließen sie den Arzt zu sich





Fernand Schultz-Wettel: Elsässische Bäuerinnen am Prozessionswege.

bitten. Die Herren waren in der „Post" abgestiegen, dort erwarteten sie Stauffer, der erst spät abends kam, abgehetzt von Krankenbesuchen und müde, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Die Herren hatten die kleine Gaststube für sich reservieren lassen. Sie nötigten Stauffer, ein paar Glas Wein zur Belebung zu trinken, dann begann er zu sprechen, und aufmerksam hörten die Herren zu. Wie sie so dasaßen in dem holzgetäfelten Stübchen, unter der gemütlichen Hängelampe, an dem halbabgedeckten Tisch, vor den gefüllten Weingläsern, nahmen sie sich beinahe wie ein behagliches Genrebild aus. Was aber da geredet und erlauscht wurde, war weder behaglich noch erfreulich, denn es war die Geschichte eines Menschen, der viel gewollt und nichts erreicht hat, weil ihm im letzten Augenblick ein heimtückischer Riese alles zerschlug, was er je gebaut und gehofft hatte. Ganz wenig, nur am Anfang, sprach Stauffer von sich: wie er nach Rottenbuch gekommen, wie er das alte Moorbad zuerst gesehen, und wie er bald erkannt hatte, daß Huiras, scheinbar hilfreich und gütig, überall der Hemmschuh, der Würger war. Dann sprach er von dem verstorbenen Baron, von seinen Plänen, seiner Großzügigkeit und seinem jähen Fall. Er sprach von den Hoffnungen, die sich in Rottenbuch ans Licht gewagt, mit dem neuen Moorbad in die Höhe gewachsen waren, und die Huiras verhöhnt und niedergerissen hatte. Je länger er sprach, um so aufmerksamer wurden die Herren, um so mehr wuchs ihre Sympathie für diesen Landarzt, der Kämpfe gefochten, Demütigungen, Enttäuschungen erlitten hatte, die er nicht in Worten malte, aber deren Widerschein ergreifend zwischen seinen Worten hervortrat. Ihm aber ging es seltsam, da er diesen Fremden die Brust öffnete. Dinge kamen da zutage, die er längst gestorben gewähnt, so daß er mit Staunen und Rührung sah, was noch in ihm lebte, ohne daß er des geachtet hätte. Da er sich offenbarte, merkte er erst, daß die geheimen Fäden seines Herzens immer noch zitternd zu dem versunkenen Moorbad hinliefen, zu der großen Arbeit, die ihm einst verheißen und dann zugrunde gerichtet worden war. Immer leidenschaftlicher, immer bitterer und heißer strömte seine Rede, uralte Qualen aufspülend, die er selber vergessen hatte und die nun aufs neue brannten. Die Herren um ihn her vergaßen zu trinken und zu rauchen. Sie konnten sich wohl vorstellen, was einer hinter sich hat, wenn er sich jahrelang mit Bauerndummheit, Bauernhochmut und Bauernreichtum abraufen muß.

Es war spät in der Nacht, als Stauffer erschöpft schwieg und sich von den Herren verabschiedete. Sie drückten ihm die Hand, alle empfanden Hochachtung für ihn. Der eine von ihnen, der Ministerialrat aus dem Gesundheitsamt, sagte: „Wir sprechen uns noch, Herr Doktor! Morgen aber wollen wir zunächst einmal Herrn Jakob Huiras unsern Besuch machen!"

Huiras trat trotzig und protzig vor sie hin, als sie ihm gemeldet wurden, aber wohl war ihm nicht zumute. Sie saßen auch gar nicht lange bei ihm, da wurde er zusehends kleiner, und als sie gingen, hätte kein Mensch mehr den früheren Posthalter erkannt, der's gewohnt war, herumzuschreien und herumzukommandieren und seinen Willen als Gesetz über alle andern aufzustellen.

Die Herren hatten dann noch eine Unterredung mit Andreas, der sie auf ihren Wunsch auch auf den verlassenen Bauplatz des Moorbades führte.

Am Abend dieses Tages ließen sie Stauffer abermals zu sich kommen, und der Ministerialrat aus dem Gesundheitsamt sagte ihm freundlich: „Das Moorbad wird gebaut, da gebe ich Ihnen mein Wort drauf. Der junge Huiras scheint ja soweit ein ganz vernünftiger Mensch zu sein, und außerdem werden wir vom Gesundheitsamt und von der Regierung jetzt die Augen offen halten, daß hier nicht mehr gewissenlos ein einzelner den Bodenreichtum verwirtschaftet, den Aufschwung eines Ortes untergräbt und schließlich gar noch Seuchen hereinzieht. Verlassen Sie sich auf mich, das Moorbad wird gebaut, und Sie werden der leitende Arzt, das ist schon so gut wie abgemacht!"

Sie schüttelten ihm wieder alle die Hand, diesmal zum Abschied, denn sie fuhren noch in der Nacht nach der Stadt zurück. Stauffer aber war's zumute, als sei alles von ihm abgewaschen, was die letzten Jahre Bitteres und Schmutziges an ihn hingespült hatten. Er kam sich vor, als wäre er ein ganz junger Mensch und könne noch einmal sein Leben ganz von vorn anfangen. In diesem Glücksgefühl ging er mit klopfendem Herzen durch den verpesteten Ort nach Hause und merkte



nicht, daß ihm das Gespenst nachschlich. Während er dahinging, träumte er erregt von einer hellen, arbeitsreichen Zukunft, in der für Anna kein Platz war.

Zwei Tage später legte er sich. Sein Arzt wußte gleich, daß es schlimm mit ihm stand, denn Stauffers Herz war ganz verbraucht, unfähig, hohem Fieber standzuhalten. Er lag meist in unruhigem Halbschlummer, sprach unzusammenhängende Worte, deren Sinn aber immer wieder auf die letzte freudige Botschaft hinführte, die ihm zuteil geworden war. Mitunter wurde das Bewußtsein auch ganz klar, und dann versuchte er wohl, von der Zukunft zu reden, von dem Moorbad, und wie er nun wieder dafür studieren und arbeiten wolle. Er war aber viel zu schwach, um alles sagen zu können, was in ihm war; das Fieber kam auch schnell wieder und tilgte das Bewußtsein aus. Als er wieder einmal aufwachte, sah er neben seinem Bett die junge Frau Huiras. Der behandelnde Arzt wußte, daß sie und ihr Mann zu allen Kranken gingen, und hatte ihr darum den Eintritt nicht gewehrt. Sie war tief erschüttert, als sie Stauffer so wiedersah; sie beherrschte sich aber und sprach ihm lächelnd von Besserung und von künftigen frohen Tagen.

Solang er krank lag, fragte er nie nach Anna. Nur in den Fieberphantasien war ihm der Name etliche Male auf die Lippen gekommen, doch nicht wie etwas Süßes, sondern verquickt mit einer hetzenden Vorstellung, denn sein Gesicht drückte dann immer Angst aus, und er murmelte, daß er fort wolle, weit fort, und daß sie doch endlich von ihm lassen solle.

Am fünften Tag erreichte das Fieber seinen Höhepunkt. Der Kranke war von Hitze fast verdorrt, und das Herz hämmerte in unregelmäßigen Zwischenräumen. Man ließ ihn Äther und Kampfer einatmen, aber die Reizmittel konnten das Leben nur fristen, nicht mehr erhalten. Mittags wurde er sehr unruhig, fuhr unablässig mit den Händen auf der Decke hin und her und phantasierte von einer Reise, die er morgen antreten müsse. Der Arzt und die Wärterin nickten sich zu; sie wußten, was die unruhig tastenden Hände und die Reisephantasien zu bedeuten hatten. Er starb auch wirklich am nächsten Tage, fast um dieselbe Stunde, die er im Fieber genannt hatte. Er war der letzte, für den das Schiedumglöckl läutete. Nach ihm erlosch die Seuche.

Vor dem Hause Huiras stand die große schwarze Kutsche. Eingespannt stand sie und wartete auf die Herrschaft. Der Kutscher stand daneben, bei den Pferden, klopfte ihnen die Hälse, sah da und dort ein wenig nach, ob an dem alten Rumpelkasten auch alles in Ordnung war. Ein großer Koffer war hinten aufgeschnallt, ein Knecht trug Handtaschen und Decken herbei. Das übrige Gepäck war schon vorgestern mit dem Frachtwagen abgegangen. Was da in der Kutsche mitfuhr, enthielt nur die notwendigen Dinge, die eine Familie bis zum letzten Tage der Abreise braucht. Jakob Huiras verließ heute Rottenbuch und siedelte nach Siebenbrunn über — für immer.

Das war alles ganz schnell gegangen. Schon als die Herren von der Regierung eintrafen, dachte sich der Posthalter, daß er in Rottenbuch verspielt und vertan habe. Nach ihrer Abreise hatte er übergeben. Nur Siebenbrunn und sein beträchtliches Barvermögen behielt er sich vor. Alles andre ging in die Hände des ältesten Sohnes über. Noch am selben Abend teilte Andreas dem Bürgermeister mit, daß er im Frühjahr mit dem Neubau des Moorbades beginnen werde. Es war vorläufig nicht ganz so großartig geplant, wie der verstorbene Baron gemeint hatte, keinesfalls aber sollte es ein Bauernbadl werden, sondern ein modernes Unternehmen, das sich großen Bädern an die Seite stellen konnte und, soweit menschliche Berechnung zutraf, dem Orte großen Fremdenzufluß und steigende Einnahmequellen versprach.

Als Jakob Huiras hörte, was der Sohn plante, lachte er hellauf, sagte aber nichts. Der Junge war jetzt Herr hier, er, der Alte, ging nach Siebenbrunn.

Im Hause herrschte die Unordnung, die frostige Ungemütlichkeit, das Hin und Her, die jeder Abreise vorangehen. Draußen lag ein milder, nasser Winternachmittag. Den vorigen Tag und den Vormittag hatte es in dichten, großen Flocken geschneit, so daß es eine Weile aussah, als wolle die Erde schon ihren Winterpelz anziehen. Heute aber war das blendende Weiß in bräunliche Wasserlachen verwandelt, der Himmel durchsichtig



grau, und im Westen zitterte es gelb darüber hin wie verschüttetes Gold.

Jakob Huiras saß zum letztenmal in seinem Zimmer, von dessen Wänden die Bilder der alten tüchtigen Huiras auf ihn niederblickten. Er sah grau und gedunsen aus, und seine stieren blauen Augen waren fahl geworden. Er saß da, den Kopf hintübergelehnt, starrte zur Decke empor und hatte das Gefühl, als ob alles um ihn her aus den Fugen gegangen wäre. Draußen sprach Frau Huiras mit dem Sohne, der gekommen war, um die Seinen an die Bahn zu begleiten. Während sie redete, ging die Frau mit leisen Schritten ab und zu, um noch dies zu holen, jenes zurechtzustellen und die Mägde zu ermahnen, was man vielleicht noch nachschicken sollte. Das unheimliche Feuer ihrer schwarzen Augen war einem siegreichen Glanz gewichen. Ein heiß ersehntes Ziel war endlich erreicht — sie gingen heim nach Siebenbrunn. Wie im Triumph schleppte sie den Mann nach dem düsteren Hause in der Ebene, darin alte Gespenster und alte Gesetze spukten, und wo die Huiras hingingen, um zu sterben. In dem verfallenen Hofe, wo man noch die Löcher des herausgerissenen Kruzifixes sah, mochte nun auch Jakob Huiras vierzigmal am Tage von rechts nach links und dann von links nach rechts gehen, bis er tiefsinnig wurde. Oder auch mochte er die paar Knechte anherrschen und ausschinden, daß sie noch nach seinem Tode von ihm sprachen, aber nach Siebenbrunn mußte er. Nach Siebenbrunn, wo er ihr verfallen war, ihr allein gehörte, bis sich eins von ihnen in Reih' und Glied neben die andern Huiras schlafen legte.

Mit ihren leisen Schritten und ihren siegreichen Augen trat sie jetzt zu ihm hin, legte ihm die Hand auf die Schulter: „Vater, 's ist Zeit, wir versäumen sonst den Zug!"

Er schüttelte die Hand unwillig ab, blieb noch einen Augenblick sitzen, als könnte er sich nicht losreißen. Sprang dann mit plötzlichem Entschluß auf: „Komm!"

Mit raschen, jähen Schritten, den Kopf trotzig erhoben, ging er zum letztenmal die Treppe des Rottenbucher Hauses herunter. Er sah, daß die Kutsche geschlossen war, und wollte den Kutscher anschreien, daß er sie aufschlagen sollte. Er mochte nicht davonfahren wie einer, der Angst hat und sich versteckt. Die Frau aber mahnte leise: „Das geht nicht wegen der Anna. Die Anna darf in keine Zugluft kommen!"

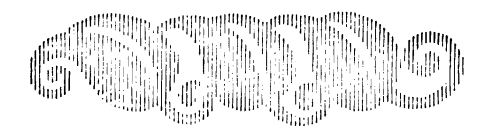
„Ja so, die Anna!"

Da trat sie auch schon aus dem Hause. Sie trug einen breitrandigen Hut und darüber einen dichten Schleier, der ihre Züge verdeckte, denn noch war ihr Gesicht zerrissen von frischen roten Narben; aber das würde sich mit der Zeit geben, sagte der Arzt. Sie ging langsam und vorsichtig; wie der Vater jetzt etwas zu ihr sagte, beugte sie den Kopf lauschend dicht zu ihm hin. Sie war schwerhörig geworden. Wenn man den Arzt fragte, ob sich das auch geben würde, zuckte er die Achseln.

Als die Frauen und Jakob Huiras saßen, wollte Andreas auch einsteigen, aber der Vater wehrte schroff ab: „Das braucht's net, bleib nur da und lass' dir's gut gehen! Behüt' Gott!"

Der Wagenschlag fiel zu, die Pferde zogen an. Das Gefährt kam nur langsam auf dem durchweichten Wege vorwärts. Jakob Huiras saß straff aufgerichtet, als erwartete er einen Angriff oder eine Beleidigung. Es war aber kaum jemand auf der Straße, und die wenigen, die gingen oder vor die Tür traten, sahen nur erstaunt dem Wagen nach. Das verschüttete Gold des westlichen Himmels hatte sich in ein höllisch Schwefelgelb verwandelt. Langsam kroch die Kutsche dahin, kletterte mühselig den Berg zum Bahnhof hinan. Wie sie oben war, hieb der Kutscher auf die Pferde ein, daß sie weit ausgriffen. Gespenstisch war es anzusehen, wie das große dunkle Gefährt immer tiefer in das höllische Schwefelgelb hineinjagte.

Andreas hatte dem Wagen nachgeschaut, solange noch ein Pünktchen davon sichtbar blieb. Nun ging er langsam und nachdenklich seiner Frau entgegen, die vom Friedhof kam, wo sie die Gräber ihres Vaters und Stauffers mit Tannenkränzen geschmückt hatte.







Die deutschen Großbanken

Von Paul Rettig



Bis Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war der gesamte Kreditverkehr mit Ausnahme weniger Zettelbanken in der Hand von Privatbankiers. Bei den überaus bescheidenen Ansprüchen, die Handel und Industrie stellten, genügten sie den Bedürfnissen vollkommen. Erst als aus dem Agrarstaat mehr und mehr ein Industriestaat wurde, ward der Ruf nach größeren Kreditinstituten laut, die in der Lage wären, auch größere Risikos zu übernehmen. Insbesondere der Ausbau des Eisenbahnwesens und der damit verknüpfte Aufschwung infolge großer Materialbeschaffung erforderte mächtige Kapitalien. Maschinenfabriken, Eisen- und Hüttenwerke entstanden, die, vielfach als Aktiengesellschaften gegründet, gleichfalls mit großen Kapitalien finanziert werden mußten. Soweit der Staat die Bauten selbst in die Hand nahm, waren Staats- oder Kommunalanleihen nötig, Geschäfte, die gleichfalls aus dem Rahmen derjenigen der Privatbankiers herausfielen. So drängte alles zur Gründung großer Kreditunternehmungen, und es entstanden in den fünfziger Jahren in Berlin die Direktion der Diskontogesellschaft und die Berliner Handelsgesellschaft und in Darmstadt die Bank für Handel und Industrie. Anregend wirkte damals auch das Beispiel der Gebrüder Pereirer, die mit dem Pariser Crédit mobilier ein Finanzinstitut großen Stils für das Fonds-, Aktien- und Emissionsgeschäft gründeten.

In Preußen war es Gustav von Mevissen, der durch die Umwandlung der Privatfirma Abraham Schaaffhausen 1848 das erste preußische Kreditinstitut, den A. Schaaffhausenschen Bankverein, gründete. Mevissen wollte insbesondere die Industrie anregen, und so gründete er mit Hilfe des genannten Instituts 1852 als erste industrielle Gesellschaft größeren Stils den Hörder Bergwerks- und Hüttenverein, der später eine führende Stellung in den Bergwerksunternehmungen eingenommen hat.

Mevissen genügte aber bald das kleine Aktienkapital des A. Schaaffhausenschen Bankvereins (etwas über 5 Millionen Taler) nicht, der Erfolg des Crédit mobilier in Paris verlockte ihn zu einer neuen, größeren Bankgründung in Frankfurt a. M. Der Frankfurter Senat konnte sich aber nicht entschließen, die Erlaubnis zur Gründung eines solchen Instituts in seinen Mauern zu geben. So ging Mevissen nach Darmstadt und gründete in Gemeinschaft mit dem Kölner Bankier Oppenheim 1853 die Bank für Handel und Industrie mit einem Kapital von 25 Millionen Gulden. Als Vorbild und Muster diente das schon genannte Pariser Institut.

Nachdem David Hansemann die Leitung der Preußischen Bank niedergelegt hatte, gründete er 1851 zunächst als Kreditgesellschaft die Diskontogesellschaft in Berlin, die erst 1856 in die jetzige Form der Kommanditgesellschaft auf Aktien mit einem Kapital von 10 Millionen Talern umgewandelt wurde. 1856 wurde die Berliner Handelsgesellschaft in Berlin gegründet.

Als Banken größeren Stils blieben diese bis Anfang der siebziger Jahre allein. Man muß anerkennen, daß sie sich um die industrielle Entwicklung Deutschlands in hohem Maße verdient gemacht haben, daß sie in der Pflege und Organisation des Kundengeschäfts gute Fortschritte machten und große industrielle und kommunale Finanzoperationen mit Geschick und gutem Erfolg zu Ende geführt haben.

1870 setzte wieder eine Epoche von Bankgründungen ein, Instituten, die in der Folge gleichfalls zu wichtigen Faktoren im deutschen Wirtschaftsleben werden sollten. Es wurde in Berlin die Deutsche Bank mit 15 Millionen Mark Kapital und die Kommerz- und Diskontobank in Hamburg mit 30 Millionen Mark Kapital gegründet. 1872 erfolgte die Gründung der Dresdner Bank zu Dresden mit 24 Millionen Mark und 1881 die der Nationalbank für Deutschland in Berlin mit 45 Millionen Mark Kapital.

Jetzt ist es insbesondere die Deutsche Bank, welche dem deutschen Bankwesen die Wege gezeigt hat und die außerdem als erste unter den Banken ihre Geschäftstätigkeit auf die Förderung und Erleichterung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den übrigen europäischen Ländern ausgedehnt hat. Das fiel um so mehr ins Gewicht, als sich der deutsche Handel im Auslande bis dahin fast ausschließlich der englischen Vermittlung bedienen mußte. Der Deutschen Bank ist es durch ihr zielbewußtes Vorgehen gelungen, der deutschen Valuta und dem deutschen Akzept eine der Nation würdige Stellung auf dem Weltmarkte zu sichern. Dies führte in der Folge zu Gründungen von Filialen im Auslande (London, Konstantinopel usw.) und später zur Errichtung besonderer Überseebanken. So hat die Deutsche Bank insbesondere auch dem deutschen Handel in der Levante einen festen Rückhalt gegeben und bei neuen Verkehrsunternehmungen dem deutschen Kapital einen erheblichen Anteil verschafft. Es sei nur an die Ana-





Elisabeth Justus: Aus unserm Garten.

tolische Eisenbahn erinnert sowie an die Bagdadbahn, die nunmehr rüstig ihrem Ziele zustrebt, berufen, die ältesten Kulturländer der Welt neuem Aufblühen entgegenzuführen.

Als erstes Institut ist es auch die Deutsche Bank gewesen, die durch Errichtung von Depositenkassen zur Pflege des Depositenverkehrs überging, aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß die Depositengelder für die Bank ein billiges Betriebskapital bilden, anderseits durch die Depositenkassen ein großer Kundenkreis und leichtere Absatzmöglichkeit eigner Emissionen geschaffen wird. Depositen sind bare Gelder, die den Banken mit der Bedingung täglicher oder kurzfristiger Rückzahlbarkeit übergeben werden, und welche von den Banken zu einem geringen Zinssatze verzinst werden. Das Depositengeschäft wird heute von allen Großbanken mit Ausnahme der Berliner Handelsgesellschaft, die bisher keine Depositenkassen unterhält, in hervorragendem Maße betrieben, so daß es sich zu einem besonderen Merkmal der Großbanken herausgebildet hat. Es ist erklärlich, daß das Publikum bei der Bequemlichkeit der überall zu findenden Depositenkassen diese gern benutzt; so belief sich die Summe der Depositen bei den Berliner Großbanken allein Ende 1910 auf 1565,91 Millionen Mark.

Im Interesse der Sicherheit und schnellen Rückzahlbarkeit der Depositen ist es eigentlich nötig, daß die einkommenden Gelder von den Banken auch wieder kurzfristig angelegt werden, d. h. in Dreimonatswechseln, die auch vor ihrer Fälligkeit jederzeit wieder zu Geld gemacht werden können. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die gesamte Depositensumme einer Bank gleichzeitig zurückverlangt werden wird, zudem verfügen die Banken in ihren eignen Effektenbeständen immer über einen erheblichen Teil leicht realisierbarer Werte, so daß es unbedenklich ist, wenn ein Teil dieser Gelder in langfristigen nutzbringenden Krediten Verwendung findet. Die Bestrebungen zur gesetzlichen Regelung des Depositenwesens haben bisher keine feste Form angenommen. Im allgemeinen hält man diese für überflüssig, wie das auch die Bank-Enquetekommission gelegentlich ihrer Beratungen anerkannt hat, da unsre Großbanken durch ihre Geschäftsgebarung an und für sich genügende Sicherheit bieten. In diesem Sinne veröffentlichen die Banken auch seit einiger Zeit Zweimonatsbilanzen, die über die Entwicklung und den Stand der Geschäfte Aufschluß geben. Zudem muß berücksichtigt werden, daß eine Gesetzgebung in dieser Richtung bei der engen Verquickung des Depositen- und Kreditverkehrs auf die wirtschaftliche Entwicklung der Banken erheblich hemmend einwirken würde.

Die Kapitalskonzentration im Bankgewerbe hat ihren Ursprung in den gleichen vorangegangenen Bestrebungen in der Industrie. Gleich wie es vielen Werken der Kleinindustrie nicht mehr möglich war, die intensive Wirtschaft der großen Unternehmungen durchzuführen, so sind auch die kleinen Privatbankiers und Banken nicht mehr in der Lage, die steigenden Anforderungen des Kredits zu befriedigen. Als natürliche Folgeerscheinung gingen sie in Großbanken über oder wurden in Filialen dieser Banken umgewandelt. Nicht selten ist es auch, daß sich die Aktien größerer Provinzbanken fast ausschließlich in den Tresors der Großbanken befinden oder aber, daß Tochtergesellschaften gegründet werden. Die Großbank kann bei diesen Unternehmungen Kontrolle und Einfluß ausüben, ohne daß diesen Instituten alle Freiheit in ihrer geschäftlichen Entwicklung genommen wird.

Es ist so im Laufe des letzten Jahrzehnts erreicht worden, das sich die Kapitalmassen in den Händen weniger Berliner Großbanken konzentriert haben. Verfügten doch die Berliner Banken Ende 1910 allein über ein eignes Kapital einschl. Reserven von 1566,36 Millionen Mark. Bei den Konzentrationsbestrebungen handelt es sich weiter im wesentlichen um die Ausschaltung der Konkurrenz und um die Gewinnung neuer Beziehungen zur Industrie. Inwieweit auch solche Konzentration, d. h. die Ausschaltung jeglicher Konkurrenz, unter Umständen gefährlich werden kann, beweist der vorgekommene Fall, daß bei Ausschreibung einer Stadtanleihe nur eine einzige Offerte von sämtlichen Großbanken vereint abgegeben wurde. Das ist allerdings eine seltene Erscheinung, die aber in der Folge sehr zum Nachteil der geldsuchenden Institutionen wirken muß. Man sieht jedenfalls daraus, daß die Anhäufung solcher starker Kapitalmassen unter Umständen nach zwei verschiedenen Richtungen wirken kann.

Außerordentlich wichtig ist die Stellung der Banken zur Industrie; ja, sie ist von ganz besonderer volkswirtschaftlicher Bedeutung. Zur Gründung großer Unternehmungen gehört vor allen Dingen Geld, und da sind es die Banken, welche durch die Gewährung von Kontokorrentkrediten die Möglichkeit solcher Gründungen gewährleisten. Später ist es dann ihre Aufgabe, die Aktien solcher Unternehmungen in den Verkehr, d. h. an die Börse zu bringen und durch die Sicherheit, die sie selbst bieten, den Gesellschaften gleichfalls eine gesicherte Kreditbasis zu geben. So entstanden in den fünfziger Jahren die ersten größeren Eisenbahnen, später industrielle Werke, und heute gibt es wohl kein industrielles Unternehmen von Bedeutung, das nicht durch die Großbanken finanziert worden ist. Daß es hier und da auch einmal eine verfehlte Gründung gibt, ist ganz natürlich, aber man muß anerkennen, daß die schnelle Entwicklung unsrer heimischen Industrie zum größten Teil auf die Tätigkeit unsrer Banken zurückzuführen ist, die es verstanden haben, die überall nutzlos und





zinslos liegenden Gelder an sich zu ziehen und sie der industriellen Entwicklung nutzbar zu machen. Eine volkswirtschaftliche Großtat, die nicht zu verkennen ist.

Durch die enge Verquickung der Industrie mit den Banken gewinnt allerdings der Einfluß des einzelnen Aktionärs nicht. Gleichwie die industriellen Gesellschaften, so schicken auch die Großbanken Vertreter in den Aufsichtsrat ihr befreundeter Gesellschaften, die naturgemäß auf deren Entwicklung einen großen Einfluß gewinnen. Die Verbindung mit der Industrie ist immer enger geworden, und in der Hand der Bankdirektoren laufen schließlich die wichtigsten, die finanziellen Fäden der Unternehmungen zusammen. Es darf auch nicht verkannt werden, daß es nur den Banken oder Bankkonsortien möglich ist, momentan nicht florierende Unternehmungen durch ihre Mittel so lange zu stützen, bis sie wieder einer gesunden Entwicklung entgegengehen. Wie manche Gesellschaft ist so vor dem Untergang bewahrt worden.

Und nicht nur die Pflege des industriellen Kredits, sondern auch die des Kommunal- und Staatskredits gehört in den Geschäftskreis der Banken. Unsre Preußischen und Reichsanleihen sind sämtlich von einem Bankkonsortium finanziert worden, dem sämtliche Banken unter Führung der Seehandlung oder Reichsbank angehören. Nicht vergessen sei die Beteiligung der Großbanken beim Abschluß ausländischer Anleihen, die wieder Lieferungen der deutschen Industrie nach sich ziehen. Um nur einen Fall hervorzuheben: was wäre Serbien heute ohne deutsches Kapital und ohne den Einfluß deutschen Finanzgeistes bei Schaffung und Durchführung der serbischen Monopolverwaltung, die aus ihren Einnahmen den Besitzern serbischer Anleihen die Zinszahlung garantiert!?

Mehr und mehr machen so die Großbanken ihren Einfluß auch im Auslande geltend, in den letzten Jahren auch besonders durch Gründung von Kolonialbanken in unsern bisher arg vernachlässigten Kolonien. Die Banken sollen auch hier Geldumlauf und Kredit schaffen und organisieren, eine Einrichtung, die für die weitere Entwicklung unsrer Kolonien von nicht zu unterschätzender volkswirtschaftlicher Bedeutung sein wird.

Die Geschäfte der Banken zerfallen wesentlich in zwei Arten, die Aktivgeschäfte, bei denen die Banken Kredit geben, und die Passivgeschäfte, bei welchen sie Kredit nehmen. Im ersten Falle sind sie Gläubiger, im zweiten Schuldner. Auch die Kreditoren, d. h. die der Bank zur Verwaltung übergebenen Gelder, bilden eine weitere Verstärkung ihrer Betriebsmittel, da sie ohne weiteres für jede Finanztransaktion zur Verfügung stehen. Im besonderen ist es natürlich wichtig, daß die Banken bei der Kreditgewährung und allen Geschäften, die sie machen, stets auf möglichste Liquidität bedacht sind, d. h. daß sie jederzeit allen an sie herantretenden Ansprüchen gewachsen sind. In der Anlage ihrer Stahlkammern mit eingebauten Tresors, den Safes, bieten sie dem Publikum gegen eine geringe Gebühr die Möglichkeit, Wertpapiere, Schmucksachen, Dokumente usw. unter eignem Verschluß diebes- und feuersicher aufzubewahren.

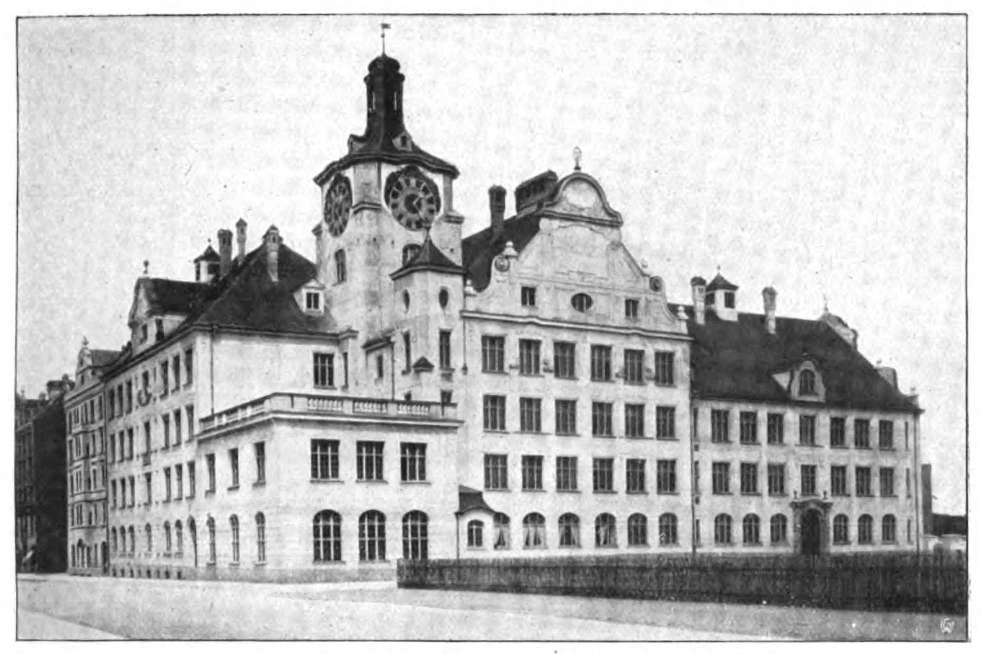
Als vornehmste Tätigkeit der Banken neben dem Kreditverkehr muß doch immer noch die der Organisation des Zahlungsverkehrs bezeichnet werden. Durch Einbürgerung des Scheckverkehrs und Benutzung des Giroverkehrs der Reichsbank werden Millionen barer Auszahlungen erspart, die sonst dem Kreditverkehr entzogen würden. Mit großer Beharrlichkeit arbeiten die Banken auch auf diesem Gebiete, und man muß anerkennen, daß in der letzten Zeit unverkennbare Erfolge erzielt worden sind. Die Bereitstellung großer Barsummen zu Zahlungszwecken wird dadurch unnötig, und wir nähern uns der englischen Praxis, die dieses System sehr zum Vorteil der gesamten Volkswirtschaft schon lange übt.

Ihrer juristischen Form nach sind die Großbanken heute zum größten Teil Aktiengesellschaften, einige wenige Kommanditgesellschaften auf Aktien. Sie unterstehen als solche den Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs, das alles Notwendige zur Sicherheit der Aktionäre und der Gläubiger, über die Institution der Gesellschaft, die Generalversammlung, die Publizität usw. festgesetzt hat. Zur Sicherheit der Deponenten von Wertpapieren usw. ist im Jahre 1896 das Gesetz betreffend die Pflichten der Kaufleute bei Aufbewahrung fremder Wertpapiere erlassen worden. So ist vom Staate alles Erdenkliche getan worden, um für die Sicherheit der Aktionäre und Gläubiger zu sorgen, wie auch um ihnen gesetzliche Handhaben zur Sicherstellung dieser Forderungen zu geben.

Für das Publikum sind die Banken die Vermittler der Geschäfte an der Börse, des Ankaufs und Verkaufs von Wertpapieren und Wechseln, sie geben Geld gegen Lombardierung von Waren und Wechseln und gewähren der Börsenspekulation die Reportgelder zur Abwicklung der Ultimogeschäfte.

So erfüllen die Banken zwei Zwecke. Einerseits haben sie als rein kapitalistische Gesellschaften das Bestreben, eine möglichst hohe Verzinsung ihrer Aktien oder Anteile herauszuwirtschaften, anderseits dienen sie der volkswirtschaftlichen Aufgabe des Kredit- und Zahlungsausgleichverkehrs. Das Steigen der Umsätze zu Milliarden und die Erzielung von Millionengewinnen geben den praktischen Beweis für die nützliche Tätigkeit der Banken, und sie sind heute mehr denn je die Triebfeder der praktischen ökonomischen Betätigung der gesamten Industrie und des Handels im In- und Auslande.





Schule an der Weilerstraße. (Architekt: Professor Hocheder.)

Münchner Baukunst im letzten Jahrzehnt

Von Gustav Levering

I

Die deutsche Baukunst befindet sich gegenwärtig in einer Epoche machtvoller Entwicklung. Neue Aufgaben, die das vielgestaltige moderne Leben dem Baumeister stellt, erfordern neue Ausdrucksformen, deren Schönheit vor allem in ihrer Zweckmäßigkeit gefunden wird. Nicht mehr durch prunkende Fassaden sucht der Architekt seine Wirkungen zu erzielen, sondern durch eine Formensprache, die die innere Bestimmung eines Gebäudes auch im Äußeren deutlich erkennbar zum Ausdruck bringt. Daher das Zurücktreten des ornamentalen Schmucks vor einer reicheren Gliederung, sowohl im Grundriß als im Aufbau und in der Silhouette. Unterstützt wird der Baumeister in diesem Streben durch die neuen, ihm von einer fortgeschrittenen Technik gebotenen Baumittel, die kühner gestaltete Konstruktionen als bisher gestatten und dadurch Bauformen ermöglichen, die die lastende Schwere des Materials aufzuheben scheinen. Noch ist das Ringen des Architekten um eine neue Formensprache nicht abgeschlossen; aber es bewegt sich einem neuen Stil entgegen, der bestimmt ist, dem Geist und der Eigenart unsrer Zeit erschöpfenden Ausdruck zu geben.

In keiner Stadt Deutschlands hat sich dies Ringen um neue Bauformen wohl in so übersichtlicher und zugleich erfolgreicher Weise abgespielt wie in München. Hier sind auch die Vorbedingungen für solche Bestrebungen in besonders günstiger Weise gegeben, vor allem in einer weit zurückreichenden Tradition. Haben doch schon vor Jahrhunderten die baulustigen Wittelsbacher ihre Hauptstadt mit einer großen Zahl herrlicher Bauten geschmückt, von denen viele noch heute als Musterbeispiele gelten können. Der Aufschwung des Münchner Bürgertums im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert rief einen ganz eigenartigen bodenständigen Stil, den Münchner Barockstil, hervor, der noch jetzt den Charakter der Altstadt vorwiegend bestimmt. Dann folgten die „klassischen" Bauten Ludwigs I. Diesem Aufstieg mußte ein Rückschlag folgen. Den Tiefstand seiner Baukunst erlebte München in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als die Staatsbauten in öder Einförmigkeit errichtet wurden, die Stadt keinerlei Initiative zeigte und die bürgerliche Bautätigkeit fast ganz daniederlag.

Erst nach dem Kriegsjahre 1870, als sich das öffentliche Leben auf allen Gebieten mäch-

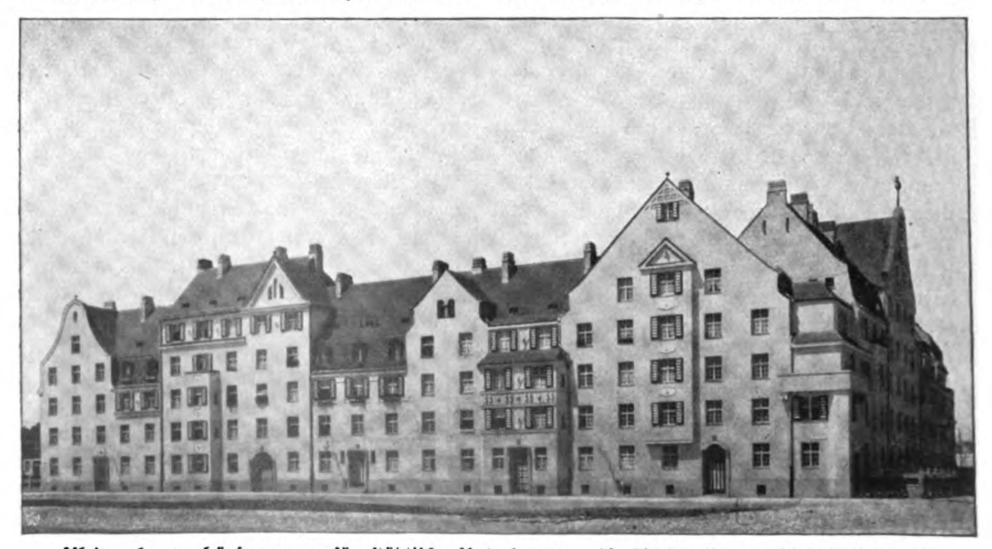


tig hob, setzte auch die Baukunst in München wieder zu neuem Aufschwung ein. Aus dem Künstlerkreis trat damals als eine der markantesten Persönlichkeiten ein junger Architekt hervor: Gabriel Seidl, unser heutiger Altmeister echt deutscher Baukunst. Im Jahre 1876, auf der ersten Münchner Gewerbeausstellung, führte Seidl ein von ihm entworfenes einfaches, aber höchst eigenartiges altdeutsches Zimmer vor, das allgemein Bewunderung fand und den jungen Baumeister plötzlich zum berühmten Manne machte.

Von diesem Augenblick datiert die Neugeburt der Münchner Baukunst, die seitdem keinen Rückgang mehr erfahren hat. In Seidls bald darauf entstehenden Bauten, dem „Deutschen Haus" am Lenbachplatz, dem Wohnhaus der Seidlschen Familie in der Marsstraße und andern, entwickelte er die von ihm selbst gepflanzten Keime einer heimatlichen bürgerlichen Bauweise weiter. Sie zeigen schon alle die Eigenschaften, die dem Meister später zu so hohem Ruhm verhalfen: den Sinn für das schöne Maß und für edle Schlichtheit, die souveräne Beherrschung aller Stilformen, vor allem des heimischen Barocks, durch dessen originelle Behandlung er eine neue, bodenständige Kunst schuf. Seidl verstand es, die alten Stilarten mit neuem Leben zu erfüllen und sie den modernen Bedürfnissen und Aufgaben entsprechend umzugestalten. Das starke Schönheitsgefühl, das ihm innewohnt, adelt alle seine Werke; die Stimmung, die er ihnen einzuflößen versteht, umgibt sie mit einem Hauch von Poesie. Mit Recht hat man Seidl den Dichter unter den Architekten genannt.

Seidls Ruf drang rasch über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus. Von allen Seiten kamen die Aufträge, besonders vom Rhein; hier hat er in vielen Städten eine große Zahl bedeutender Bauten errichtet: Kirchen und Rathäuser, Schlösser, Villen und einfache Bürgerhäuser; aber der Schauplatz seiner ruhmvollsten Tätigkeit blieb doch München. Hier folgten sich die großen Bauten Schlag auf Schlag. Die weihevolle St. Annakirche im romanischen Stil, die Villa Lenbach, die wie ein italienisches Märchen anmutet und doch so echt deutsch ist, das palastähnliche Künstlerheim Friedr. Aug. von Kaulbachs, das Palais des Grafen von Moy, vor allem aber das Künstlerhaus mit seinem wunderbaren Festsaal und schließlich Seidls Meisterwerk, das Nationalmuseum. Wie dieses an der Wende zweier Jahrhunderte stehende herrliche Bauwerk einen Mark- und Eckstein an dem aufwärtsstrebenden Weg der neuen Münchner Baukunst bildet, so wurde es gewissermaßen zum Piedestal ihres weiteren glänzenden Aufschwungs im neuen Jahrhundert.

Eine Stadt, die eine wohlorganisierte technische Hochschule besitzt, ist in bezug auf Architektur andern Städten gegenüber besonders günstig gestellt. In dieser bevorzugten Lage befindet sich München. Dozenten wie Friedr. von Thiersch, der alle Stile meistert,



Kleinwohnungshäusergruppe für städtische Unterbeamte. (Architekt: Baurat Robert Rehlen.)

wie August Thiersch, der ausgezeichnete Kenner der antiken Stile, wie Heinrich von Schmidt, der unübertroffene Lehrmeister der mittelalterlichen Stile, wie Paul Pfann, der das schwierige Kapitel der Ornamentik meisterhaft beherrscht, wie Hocheder, der seine Schüler in geistreicher Weise in die bürgerliche Baukunst einführt, wie Macenseffy, der das heikle Thema der Baukonstruktionen, und wie Zummerspach, der das Fach der landwirtschaftlichen Bauten ebenso gewandt vom künstlerischen wie vom praktischen Standpunkt aus doziert — das sind Lehrkräfte, wie sie nicht jedes Polytechnikum aufzuweisen hat. Eine ihrer ausgezeichnetsten Kräfte gewann die Hochschule vor kurzem durch die Berufung Dr. Theodor Fischers, der schon ein Jahrzehnt früher in München am städtischen Bauamt eine umfassende Tätigkeit entfaltet hatte, dann an die Hochschule in Stuttgart berufen wurde und heute wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt ist. Aus den Hörsälen der Münchner Hochschule sind in den letzten Jahrzehnten eine Reihe bedeutender Architekten hervorgegangen, die durch ihr reiches Wissen und Können, vor allem aber durch die großzügigen und modernen Ideen, die sie von hier aus in das praktische Leben trugen, einen wesentlichen, ja oft entscheidenden Einfluß auf den Entwicklungsgang der Münchner Baukunst ausübten. Aber auch andre Städte Deutschlands haben Nutzen aus den glänzenden Ergebnissen der Münchner Hochschule gezogen: eine Anzahl hervorragender jüngerer Kräfte, die hier ihre Studien vollendeten, wie Martin Dülfer, Germain Bestelmeyer, wirken heute als hochgeschätzte Lehrer an andern deutschen Hochschulen. —



Westlicher Friedhof. Ansicht des Mittelbaues gegen die Straße. (Architekt: Baurat Dr.-Ing. Grässel.)

Für die Gestaltung des architektonischen Bildes jeder größeren Stadt ist die Organisation ihres Bauwesens von größter Bedeutung. In München darf sie als mustergültig bezeichnet werden. Das ausführende Organ ist das Stadtbauamt. An seiner Spitze steht ein ausgezeichneter Architekt, Oberbaurat Schwiening, der auch in Verwaltungsfragen große Erfahrung besitzt. Er versteht es vortrefflich, den bürgerlichen Kollegien gegenüber die künstlerischen Interessen der baulichen Entwicklung Münchens zu vertreten. Um die Wende des Jahrhunderts war es ein Dreigestirn hervorragender Künstler, die als Leiter der Hochbauabteilungen des Stadtbauamts eine gründliche Wandlung in der bis dahin etwas nüchtern gehandhabten städtischen Bautätigkeit bewirkten: die Bauräte Hocheder und Fischer, die jetzt, wie erwähnt, als Professoren an der Hochschule wirken,

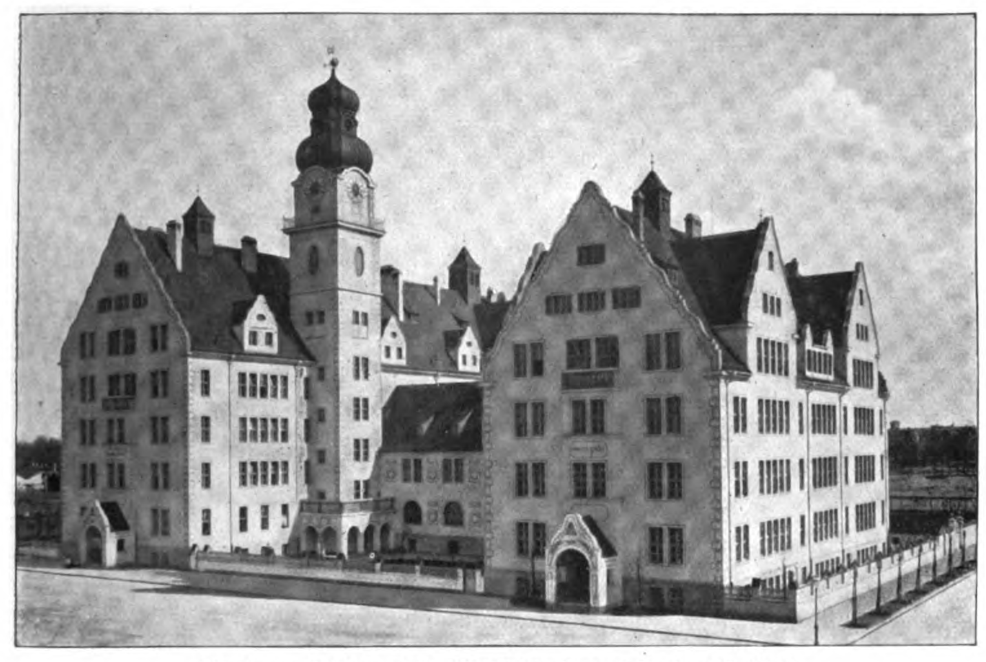


Städtisches Waisenhaus. Hauptansicht vom Kanal aus gesehen. (Architekt: Baurat Dr.-Ing. Gräßel.)

und Baurat Hanns Gräßel, der noch heute am Stadtbauamt eine umfassende Tätigkeit ausübt.

Die seit einem Vierteljahrhundert überraschend schnell anwachsende Einwohnerzahl Münchens erfordert fortgesetzt die Errichtung neuer Volksschulgebäude. Früher wurden diese Bauten fast ausschließlich im hergebrachten Kasernenstil oder im konventionellen italienischen Palaststil ausgeführt, ohne daß ihre Bestimmung als Schulen im Äußeren zu erkennen war. Hocheder war es, der hier geradezu revolutionär eingriff: er brach gründlich mit dem pompösen Fassadenstil, schuf seine Baupläne aus dem inneren Bedürfnis heraus und gliederte die Baumassen in mannigfach gestaltete Gruppen. Ein vorzügliches Mittel hierzu gewann er dadurch, daß er die Turnsäle, die man bis dahin gewöhnlich in die Höfe versteckt hatte, als ein äußerst wirkungsvolles Bauglied keck an die Straße stellte. Der erste Bau Hocheders dieser Art war die Schule an der Kolumbusstraße; schon sie bot ein gänzlich verändertes Bild gegen die bisher gewohnten Schulgebäude. In einer Reihe weiterer Schulbauten, die im Laufe weniger Jahre entstanden, setzte er die neue Bauweise in steigender Entwicklung fort, bis sie ihre höchste Ausbildung in der Schule an der Weilerstraße (Abbild. S. 663) erreichte, die nun den geradezu vollendeten Typus eines modernen Schulgebäudes darstellt. Diesen Bau konnte der Meister nicht mehr selbst zu Ende führen, da er inzwischen an die Hochschule berufen worden war. In den äußeren Formen knüpft Hocheder gern an das Barock an, wodurch seine Bauten sich so überaus harmonisch in das allgemeine Straßenbild Münchens einfügen.

Hocheders Nachfolger am Stadtbauamt, Baurat Rehlen, führte die von seinem Vorgänger eingeschlagene Richtung erfolgreich weiter. Die von ihm errichteten Schulgebäude, namentlich sein neuestes an der Albrechtstraße, zeigen klare Grundrisse, zweckmäßige Gliederung und gefällige Formen. Rehlen hat im Dienste der Stadt zahlreiche Bauten errichtet; einer der interessantesten darunter ist das mächtige Hauptfeuerhaus in der Blumenstraße mit großräumiger Geräthalle, die sich in sechs weiten Torbogen gegen die Straße öffnet. Der ausgedehnte Bau für städtische Unterbeamte (Abbild. S. 664), den Rehlen an der Dreimühlenstraße errichtete, zeigt den Weg, wie dem empfindlichen Mangel an Kleinwohnungen in München in wirksamer Weise abgeholfen werden kann. Trotz den bei solchen Bauten fast ganz fehlenden dekorativen Elementen bietet er durch die geschickte Gruppierung der einzelnen Bauteile einen recht erfreulichen Anblick in jener sonst etwas vernachlässigten Stadtgegend.



Schule am Gotzingerplatz. (Architekt: Baurat Dr.-Ing. Grässel.)

Eins der wichtigsten Erfordernisse einer sich mächtig ausdehnenden Stadt ist die Aufstellung eines allgemeinen Bebauungsplans. Ein solcher fehlte in München vor nicht allzulanger Zeit noch vollständig. Erst auf die Anregung des Zivilingenieurs Heilmann, des Gründers der großen Baufirma Heilmann & Littmann, entschloß sich der Magistrat zur Einrichtung eines „Bureaus für Stadterweiterung", zu dessen erstem Vorstand der damalige Bauamtmann Dr. Theodor Fischer ernannt wurde. Er arbeitete im Laufe mehrerer Jahre den großzügigen und genial angelegten „Generallinienplan" aus, welcher heute die Grundlage für die ganze Bauentwickelung des „größeren" München bildet.

Der Plan teilt das ganze Gebiet der Isarniederung und ihrer Höhenränder in ein Netz von Plätzen und Straßen, das keineswegs schablonenmäßig mit dem Lineal gezogen ist, sondern in überaus abwechslungsreicher Gestalt sowohl den hygienischen wie den Verkehrs- und den Schönheitsbedürfnissen gerecht wird und für die Ausdehnug der Stadt auf lange Zeit hinaus genügen wird. Als Chef einer der Hochbauabteilungen führte Fischer, obwohl er nur kurze Zeit dem Stadtbauamt angehörte, eine Anzahl bedeutender städtischer Bauten aus, vorwiegend Schulgebäude, unter denen die Baugruppe der höheren Töchterschule und der Fortbildungsschule an der Luisenstraße und die Volksschule am Elisabethenplatz die hervorragendsten sind. Indem auch er in einigen Stücken den Anregungen Hocheders folgte, ging er doch in der Hauptsache eigne Wege, vor allem in der originellen Gestaltung seiner Bauten und in den dekorativen Teilen, bei denen er geflissentlich die Anklänge an das Barock vermied. Fischers Bauten fanden nicht immer den ungeteilten Beifall der meist aus Laienelementen bestehenden bürgerlichen Kollegien; ihre fortgesetzten Nörgeleien mögen mitbestimmend gewesen sein für den Entschluß dieses ausgezeichneten Baumeisters, einem Ruf als Professor an das Polytechnikum in Stuttgart Folge zu leisten.

Fischers Nachfolger am Stadtbauamt, Baurat Bertsch, hat sich ein bedeutendes Verdienst durch die Ausarbeitung der Pläne für den im Jahre 1907 angelegten großen Ausstellungspark der Stadt oberhalb der Theresienwiese erworben. Die Ausstellungshallen dieser großartigen Anlage sind sein eigenstes Werk; sie haben durch ihre gediegene Schönheit allgemeine Bewunderung gefunden und sich durch ihre Zweckmäßigkeit bei der großen

Ausstellung „München 1908" und in den folgenden Jahren vortrefflich bewährt. Vor allem der riesenhafte Festhallenbau, der für große Veranstaltungen ganz hervorragend geeignet ist und sich einer vortrefflichen Akustik erfreut. In dieser Halle, die mehr als dreitausend Zuschauer faßt und noch einem Heer Mitwirkender auf Bühne und Arena Raum zu freiester Bewegung gewährt, fanden die von Max Reinhardt inszenierten Volksaufführungen der Ödipustragödie statt, die so großes Aufsehen machten und ihren Weg durch ganz Deutschland, später sogar durch Europa nahmen. Im letzten Jahre wurde hier die große Orestestrilogie und als Satyrspiel dazu Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" aufgeführt.

An der Spitze einer weiteren Hochbauabteilung des Bauamts steht der ebenso geschickte wie erfahrene Architekt Baurat Schachner. Er hat das Stadtbild durch zahlreiche zweckmäßig und künstlerisch durchgeführte Bauten bereichert. Sein Meisterwerk ist das ausgedehnte Krankenhaus in Schwabing, das mit den fünfzehnhundert Kranken, die es zu fassen vermag, zu den größten in Deutschland gehört. Es ist nach ganz modernen Grundsätzen erbaut und mit den neuesten technischen Einrichtungen versehen. Indem es das Pavillon- mit dem Korridorsystem vereinigt, bewahrt es die Vorteile der Einzelbauten und gibt zugleich die Möglichkeit, die Kranken in kleinere Zimmer mit einem bis höchstens zwölf Betten verteilen zu können, was den Anforderungen der Humanität und einer individuellen Krankenbehandlung am besten entspricht. Eine für das rauhe Klima Münchens besonders zweckmäßige Einrichtung sind die heizbaren, mit Liegehallen versehenen Verbindungsgänge, die es den Kranken und Ärzten ermöglichen, nach allen Teilen des großen Komplexes zu gelangen, ohne ins Freie treten zu müssen. Ausgedehnte gärtnerische Anlagen mit reizenden Gartenhäuschen dienen den Rekonvaleszenten zur Erholung. Die am Kölner Platz gelegenen Verwaltungsgebäude, unter denen sich ein behaglich eingerichtetes Ärztekasino und ein klosterartiger Bau für die Krankenschwestern befinden, machen im Verein mit der stattlichen Anstaltskirche trotz ihrer Einfachheit einen freundlichen und zugleich imposanten Eindruck.



Das Stadtbauamt. Ansicht vom „Thal" aus. (Architekt: Baurat Dr.-Ing. Grässel.)

Die umfassendste Tätigkeit am Münchner Stadtbauamt entfaltete Baurat Gräßel. Er hat während seines fünfundzwanzigjährigen Wirkens von allen städtischen Baumeistern unzweifelhaft den tiefsten Einfluß auf die neuere Gestalt Münchens ausgeübt. Gräßel ist auf das innigste mit dem Bauwesen der Stadt verwachsen: er kennt ihre Eigenart und ihre baulichen Bedürfnisse auf das genaueste und versteht es wunderbar, seine Bauten dem Stadtbild harmonisch einzugliedern. Ein großes Verdienst erwarb sich Gräßel durch die Reform der Münchner Friedhöfe, die bis zu seinem Eingreifen einen ästhetisch wenig befriedigenden Eindruck machten. Er setzte den Beschluß durch, daß an Stelle der alten in der Stadt liegenden Gottesäcker weit außerhalb der Stadt in jeder der vier Himmelsrichtungen ein neuer Friedhof angelegt wurde. Es kam dabei neben hygienischen und Verwaltungsfragen vor allem darauf an, den Gebäuden für die feierlichen Handlungen einen monumentalen Charakter zu geben. Gräßel griff dabei mit Vorliebe auf den altchristlichen Stil zurück.



Die Ruffinihäuser. (Architekt: Prof. Dr.-Ing. Gabriel von Seidl.)

Mit dem östlichen Friedhof wurde begonnen. Der sich breit hinlagernde Gebäudekomplex dieser Anlage ist harmonisch gruppiert. Die alles beherrschende Mitte nimmt der Kuppelbau der Aussegnungshalle ein; mit ihr durch imposante Säulengänge verbunden, erstrecken sich nach beiden Seiten die übrigen Gebäude. Durch einen von dorischen Säulen getragenen Portikus betritt man den mit gärtnerischen Anlagen, Bassins und Mausoleen geschmückten Vorplatz, der zu dem eigentlichen Gräberfeld hinleitet. Die zweite Friedhofsanlage erfolgte im Norden der Stadt. Hier ist der Anklang an die altchristliche Kunst noch stärker betont. Eine weitere künstlerische Steigerung zeigen die Bauten des westlichen Friedhofs (Abbild. S. 665). Der Aufbau ergibt prächtige malerische Gruppen, deren Mittelpunkt die schöne, auf sechzehn Marmorsäulen ruhende Trauerversammlungshalle bildet. Die originellste Friedhofsschöpfung Gräßels ist aber unstreitig der südliche Friedhof. Hier schlug der Baumeister ganz neue Wege ein. Wenn seine andern Kirchhöfe mehr oder weniger den italienischen Campi Santi gleichen, so zeigt der „Waldfriedhof" einen ausgesprochenen deutschen Charakter. Inmitten eines herrlichen Waldes, dessen alte, hochstämmige Bäume einen natürlichen Dom bilden, liegt dieser einzigartige Gottesacker. Die Baulichkeiten sind hier, da sie mit der Erhabenheit der Natur nicht wetteifern können und wollen, ganz schlicht gehalten. In den Lichtungen des Waldes liegen die Grabfelder. Über dem



Haus des Hofantiquars Böhler in der Briennerstraße. (Architekt: Prof. Dr.-Ing. Gabriel von Seidl.)

ganzen, weit ausgedehnten Friedhof ruht eine unvergleichlich ernste und poesievolle Stimmung. Die Friedhofsanlagen in München haben Grässels Namen in ganz Deutschland bekannt gemacht und finden, den örtlichen Verhältnissen angepaßt, vielfach Nachahmung.

Ein andrer Teil der Tätigkeit Grässels liegt auf dem Gebiet der städtischen Wohltätigkeitsbauten. Hier ist vor allem der Neubau des Waisenhauses (Abbild. S. 666) zu nennen. Gegenüber dem Nymphenburger Schloß erhebt sich dieser monumentale Bau. In seinen Schmuckformen ist er reicher gestaltet, als es für seine ernste Bestimmung passend erscheinen könnte. Die Nähe des herrlichen Barockschlosses, dessen Gegenstück er bildet, forderte aber eine reichere Gestaltung in verwandten Stilformen. Dennoch ist die abwechslungsreiche Gliederung seiner Bauteile lediglich durch die Bedürfnisse bedingt. Die Inneneinrichtung ist darauf berechnet, eine anheimelnde und trauliche Stimmung zu erwecken. Dies erreicht Grässel hauptsächlich durch freundliche Farbentöne, die er bei seinen Bauten überhaupt sehr liebt und durch deren virtuose Anwendung er geradezu epochemachend auf eine künstlerische Entwicklung des Malergewerbes in München eingewirkt hat. Seinen Anregungen sind die „Ausstellungen bemalter Wohnräume" zu danken, die die Vereinigung Münchner Dekorationsmaler in den letzten Jahren veranstaltete. Sie haben zur Hebung des Kunsthandwerks nicht wenig beigetragen und in andern Städten Deutschlands, z. B. in Hamburg, Nachahmung gefunden. In nächster Nähe des Waisenhauses, am Dom-Pedro-Platz, liegt das Heiliggeistspital; hier ist fast jeder dekorative Schmuck vermieden. Trotzdem wirkt dieser Bau durch seine großzügigen Verhältnisse als ein Monumentalbau von großer Schönheit und Vornehmheit. Das Innere des dreigeschossigen Baues ist schlicht, wirkt aber durch seine heitere Farbenstimmung traulich und anheimelnd; besonders freundlich sind die Zimmer der Pfründner, wozu namentlich der hier mit Liebe gepflegte Blumenschmuck beiträgt; reicher ausgestattet sind nur das Hauptportal, die Haupttreppe, die Speise- und Unterhaltungsräume und die



Speisesaal im Hause des Freiherrn von Schrenk-Notzing. (Architekt: Prof. Dr.-Ing. Gabriel von Seidl.)

Kirche, in die in Höhe der einzelnen Stockwerke Emporen eingebaut sind, um den alten Leuten beim Besuch des Gottesdienstes das Treppensteigen zu ersparen.

Am Dom-Pedro-Platz, der durch die Bauten Grässels zu einem der anmutigsten Plätze Münchens geworden ist, liegt noch ein drittes, gleichfalls von ihm errichtetes interessantes Gebäude, die Dom-Pedro-Schule. Damit kommen wir auf ein neues Gebiet der Wirksamkeit Grässels, auf seine Schulhausbauten. Grässel entwickelte diese im Laufe der Jahre zu einer Vollkommenheit, die, man kann sagen, für ganz Deutschland und darüber hinaus vorbildlich geworden ist. Wie bei seinen übrigen Bauten, geht Grässel auch hier nicht von einem bestimmten Stil aus, sondern von dem Streben, das zu schaffende Bauwerk möglichst praktisch und zweckmäßig zu gestalten; hierdurch entsteht dann wie von selbst die künstlerische Durchbildung der äußeren Gestalt. Ein vorzügliches Beispiel dafür bietet die Volksschule in Laim. Die baupolizeilichen Vorschriften, welche hier eine durchgängig dreistöckige Anlage verboten, trugen absichtslos zu einer außerordentlich glücklichen Gliederung des Baues bei, indem von der niedrig gehaltenen Turnsaalterrasse über die zweigeschossigen Nebenfronten zu dem dreistöckigen Mittelbau und dem alles überragenden Turm eine höchst wirkungsvolle Steigerung erzielt wurde. Das darauffolgende Schulgebäude an der Riedlerstraße ist durch seine einfache, aber edle Gestaltung vielleicht der schönste Schulbau Grässels. Die höchste Vollkommenheit erreichte er aber in seiner neuesten Schulhausbaugruppe, der Volksschule am Gotzingerplatz (Abbild. S. 667). An ihr ist die überraschend einfache Lösung einer verwickelten Bauaufgabe zu bewundern; es waren vier Schulen, zwei katholische und zwei protestantische, in diesem Bau zu vereinigen. Grässel errichtete zwei parallel zueinander liegende Trakte, von denen der für die beiden katholischen Schulen dreistöckig, der für die protestantischen Schulen, der geringeren Kinderzahl wegen, nur zweigeschossig gehalten ist. Indem er diese beiden Bauten durch einen niedrigen, die vier Turnsäle fassenden Zwischenbau verband und alle Bauteile durch einen imposanten Turm zusammenfaßte, erreichte er eine Gruppierung von großer Schönheit und Zweckmäßigkeit.

Von den zahlreichen andern Bauten Grässels sei hier nur noch der Neubau des Stadtbau-

amts (Abbild. S. 668) erwähnt, durch den er dieser wichtigen städtischen Behörde eine ebenso praktische wie künstlerisch schöne Heimstätte schuf.

Grässels vielseitige und für München so überaus ersprießliche Tätigkeit fand durch reiche Ehrungen die ihr gebührende Anerkennung. Er gehört einer großen Zahl wissenschaftlicher Institute als Ehrenmitglied an, unter andern der bayrischen Akademie der Künste; der Prinzregent berief ihn in die Monumentalbau-Kommission; mehrere Hochschulen suchten ihn als Lehrkraft zu gewinnen; die Technische Hochschule in Darmstadt ernannte ihn zum Ehrendoktor-Ingenieur. Doch damit noch nicht genug: der Kaiser wünschte Grässel an die Spitze des Kunstgewerbemuseums in Berlin zu berufen, und Hamburg bot ihm die Stelle als Staatsbaumeister an. Alle diese Berufungen aber lehnte Grässel ab, da er seiner Vaterstadt nicht untreu werden wollte.

Nicht alle städtischen Bauten sind von Baumeistern des Stadtbauamts ausgeführt; viele von ihnen wurden auf dem Wege der Submission oder der Preiskonkurrenz vergeben. Unter diesen Bauten ist ohne Zweifel das neue Rathaus das bedeutendste. Sein Erbauer, der Altmeister der Gotik Professor Georg von Hauberisser, hat auch schon den vor fast vierzig Jahren vollendeten älteren Teil des Rathauses geschaffen. Das schnelle Anwachsen Münchens machte einen Erweiterungsbau zur unbedingten Notwendigkeit. Dieser mächtige Neubau lehnt sich organisch an den älteren Teil, so daß heute das Münchner Rathaus mit seiner reichgeschmückten gotischen Fassade die ganze Nordseite des Marienplatzes einnimmt. Das neue Rathaus darf wohl das populärste Gebäude Münchens genannt werden, wozu namentlich die in den hohen Turm eingebaute kunstreiche Uhr mit ihrem Glockenspiel, dem figurenreichen Ritterturnier und dem volkstümlichen Schäfflertanz beiträgt.

In der glänzenden Bauentwicklung Münchens im letzten Jahrzehnt spielen naturgemäß die Privatbauten eine große, ja ausschlaggebende Rolle. Unmöglich, alle die Baumeister zu nennen, die hierin um die Palme ringen! Es muß genügen, einige der markantesten Persönlichkeiten hervorzuheben. Auch auf dem Gebiet der Privatbauten darf Gabriel von Seidl wohl an erster Stelle genannt werden. Wie bei seinen Monumentalbauten, treten auch an diesen alle die früher gerühmten Vorzüge hervor; gerade an ihnen weiß er die Eigenschaften zu betätigen, die seinen Schöpfungen den intimen Reiz und die poesievolle Stimmung verleihen. Da sind vor allem die „Ruffinihäu=



Vestibül der Kgl. Bayrischen Bank. (Architekt: Prof. Albert Schmid.)



Die Galerie Heinemann und das Gebäude der München-Aachener Feuerversicherungsgesellschaft am Lenbachplatz. (Architekt: Prof. Emanuel von Seidl.)

ser" (Abbild. S. 669), eine Gruppe von Geschäftshäusern an einem der belebtesten Plätze der Altstadt. Wie ausgezeichnet passen diese Bauten in ihre altertümliche Umgebung hinein, und wie heben sie doch wieder die ganze Gegend durch ihre schmuckvolle Erscheinung aus dem Alltäglichen heraus! Und wie anregend wirkt ein solches Beispiel auf die übrige Bautätigkeit! In solcher Nachbarschaft kann kein trivialer Bau entstehen. In der Tat ergeben die in ihrer Nähe ausgeführten zahlreichen Neu- und Umbauten ein Straßenbild, so reich und harmonisch gestaltet, wie es wohl selten im Inneren einer Altstadt gefunden wird. Wenden wir uns nach einer andern Stadtgegend, in die vornehme Briennerstraße! Hier hat Seidl in die Umgebung der aus der Zeit des Klassizismus stammenden distinguierten Privathäuser ein Geschäftshaus, das des bekannten Altertumhändlers Böhler (Abbild. S. 670) gesetzt. Mit seinen entfernt an den Stil Louis XVI. anklingenden Formen paßt es ganz vortrefflich in seine Umgebung und wirkt doch in seinem ganzen Aufbau durch und durch modern. Nicht weit davon, in der vornehmen Max-Josef-Straße, steht das palastähnliche Wohnhaus des Freiherrn von Schrenk-Notzing (Abbild. S. 671). Hier hat Seidl auf beschränktem Raum einen Bau errichtet, der, obwohl er an Höhe die Nachbarhäuser kaum erreicht, durch seine ausgesuchte Eleganz die ganze Umgebung beherrscht.

Der Erbauer der herrlichen Lukaskirche in München, Professor Albert Schmid, ist hauptsächlich durch seine Bankbauten über München hinaus bekannt geworden. In München selbst ist neben der Lukaskirche der Bau der Königlichen Bank seine bedeutendste Schöpfung. Sie wurde in zwei durch ein Jahrzehnt voneinander getrennten Bauperioden errichtet, der umfassende Erweiterungsbau im Jahre 1910. Die Innenausgestaltung der beiden organisch miteinander verbundenen Bauteile gilt mit Recht als eine bautechnische Leistung ersten Ranges. Die beiden als Schalterräume für das Publikum dienenden Lichthöfe, von denen der mit vierzehn Marmorsäulen geschmückte neue Hof einem antiken Peristyl gleicht, sind durch den ebenfalls in eine Säulenstellung

aufgelösten Querbau so innig miteinander vereinigt, daß sie einen einzigen, durch die ganze Länge des Gebäudes gehenden lichterfüllten Raum bilden. Ihn umgeben in vorzüglicher Anordnung die Bureau- und Direktionsräume; sie sind nur an der Straßenseite unterbrochen durch das mit einer Marmorarkade und der Büste des Prinzregenten geschmückte Vestibül (Abbild. S. 672), in dem eine monumentale dreiflügelige Treppe aus rotem Marmor zu den Bankräumen emporführt. In der Wahl der Außenarchitektur war der Baumeister durch die Formen des älteren Baues gebunden; es ist ihm aber vortrefflich gelungen, beide Teile so einheitlich zu verbinden, daß sie wie aus einem Guß erscheinen. Die in Haustein ausgeführte Fassade präsentiert sich mit ihrem säulengeschmückten Mittelrisalit, ihren hohen Fensterreihen und den abgerundeten Ecken als ein hervorragender Schmuck der an schönen Bauten, namentlich aus der Rokokozeit, reichen Promenadenstraße.

Auch Professor Friedrich von Thiersch hat sich in einer Reihe bedeutender Privatbauten betätigt. Der interessanteste scheint mir der in der neuesten Zeit entstandene Erweiterungsbau des ebenfalls von ihm errichteten Geschäftspalastes der weltbekannten Kunsthandlung von Bernheimer zu sein. Er zeigt in seinem einfachen, aber gediegenen Aufbau, der malerischen und abwechslungsreichen Gestaltung der Höfe, vor allem aber in der praktischen Raumverteilung und der künstlerischen Ausstattung der Innenräume, unter denen der Gobelinsaal durch seine Größe und seine vornehme neutrale Dekoration auffällt, die vielseitige Virtuosität des bewährten Meisters.

Ebenbürtig neben Gabriel von Seidl steht sein jüngerer Bruder Emanuel von Seidl, dessen vielseitige Tätigkeit sich über ganz Deutschland, ja darüber hinaus erstreckt. Anfangs in enger Verbindung mit seinem Bruder, schlug er bald eigne Wege ein. Seidl hat sich, obwohl ebenfalls vom Barock ausgehend, immer mehr zum durchaus modernen Künstler entwickelt, der sich auf den mannigfachsten Gebieten mit gleicher Virtuosität bewegt und jede Aufgabe ihrer Eigenart entsprechend erfaßt und durchführt. Er liebt das Prächtige und Repräsentative in der Architektur, liebt kontrastreiche Farbengebung in den Innenräumen. Der streng von ihm durchgeführte Grundsatz, nur nach dem Zweckbedürfnis zu bauen, läßt ihn aber stets mit



Hauptrestauration im Ausstellungspark. (Architekt: Prof. Emanuel von Seidl.)



Waldrestauration im Hellabrunner Tierpark. (Architekt: Prof. Emanuel von Seidl.)

Sicherheit das rechte Maß treffen. Er betrachtet jede Bauaufgabe zuerst vom Gesichtspunkt der Umgebung aus, wie wir an seinen städtischen Bauten, z. B. an seinem prachtvollen Wohnhaus am Bavariaring und noch besser an der Galerie Heinemann und der anstoßenden Versicherungsbank (Abbild. S. 673) beobachten können, die beide ganz auf den davorliegenden Wittelsbacher Brunnen mit seinen gärtnerischen Anlagen abgestimmt sind; vor allem aber an seinen zahlreichen Landhäusern in der Nähe Münchens. Sie sind mit ihrer Umgebung auf das innigste verwachsen. Die Rücksicht auf die Natur geht oft so weit, daß z. B. eine schöne Baumgruppe in der Nähe die Gestalt des Aufbaues beeinflussen kann; daher auch die häufig starkbewegte Gliederung des Aufrisses, die aber durch Zentralisierung unter einem einheitlichen Dach stets wieder streng zusammengefaßt wird. Das Ideal eines vornehmen bürgerlichen Landsitzes ist Seidls eigne Besitzung in Murnau, vielleicht seine liebevollste und intimste Schöpfung. Auch das Schloß Seeleiten und das Jagdhaus des Rittmeisters Brey in demselben idyllischen Ort am Staffelsee sind vorbildliche Heimstätten zur Pflege behaglicher Lebenskultur, während das Haus des Komponisten Richard Strauß in Garmisch in seiner glänzenden Ausgestaltung mehr den Charakter einer städtischen Villa trägt.

Eine von Seidl in neuerer Zeit mit Vorliebe gepflegte Spezialität sind seine Ausstellungsbauten. Die schon erwähnte Galerie Heinemann und „Brakls moderne Kunsthandlung“ in der Goethestraße können in ihrer vornehmen und künstlerischen Durchführung als Musterbeispiele für Privatausstellungsbauten gelten. Und wer kennt nicht den entzückenden Bau der Hauptrestauration (Abbild. S. 674) im Münchner Ausstellungspark, zu dessen glanzvollem äußerem Aufbau und fein abgewogener Innenarchitektur der vor ihm liegende Festplatz mit seinen Fontänen und plastischen Werken den effektvollen Auftakt bildet! Ein Juwel unter Seidls Ausstellungsbauten bildete das „Deutsche Haus“ auf der Weltausstellung 1910 in Brüssel, das von den Angehörigen aller Nationen bewundert wurde und das zu dem dort von Deutschland errungenen vollen Erfolg nicht wenig beitrug. Zu den liebenswürdigsten Schöpfungen Emanuel von Seidls gehört endlich die Waldrestauration (Abbild. S. 675) im Hellabrunner Tierpark bei München. Sie bildet — lauschig in herrlichen alten Baumbestand eingebettet — einen der Hauptanziehungspunkte des jungen, in schönster Entwicklung begriffenen zoologischen Gartens, dessen Entstehung vornehmlich der energischen Agitation Emanuel von Seidls zu verdanken ist.




Das andre Leben

Drama in einem Akt von Ernst Heilborn

Personen: Oberst Rintelen. Oberleutnant Hartung. Stabsarzt Nolden. Kriegsgerichtsrat Heydebrandt. Frau Leutnant Lucie Becker. Kruse, Bursche bei Becker. Minna, Mädchen bei Becker.
Ort der Handlung: Rostock. **Zeit:** Gegenwart.

Wohnung des Leutnants Becker. Zimmer mit Erkerausbau rechts seitlich im Hintergrunde. Vor dem Erker führt eine Wendeltreppe in ein oberes Stockwerk. Rechts vorn das Fenster. Im Hintergrunde rechts Tür; desgleichen links hinten. Links vorn ein großer Danziger Schrank. Dahinter eine Chaiselongue mit kleinem Luthertisch. Rechts vorn, freistehend, der Schreibtisch. Von der Decke herab eine Messingkrone mit Wachslichtern. Antike Einrichtung in dunklem Eichen. Dunkelfarbige Tapete. Lederüberzüge.

I

Oberst. Kruse.

(Das Zimmer ist dunkel. Zu Füßen der Chaiselongue, für den Zuschauer unsichtbar, der entseelte Körper Beckers.)

Oberst (im Eintreten mit Kruse durch die Tür im Hintergrunde. Er trägt Mütze und Mantel, darunter die graue Pekesche. Er wird sich später beim Lesen einer Brille bedienen). Licht! Man sieht nicht!

Kruse (zündet die Messing-Schiebelampe auf dem Schreibtisch an).

Oberst (an die Leiche herantretend und zurückschaudernd). Was wissen diese jungen Leute vom Leben, um es so leichterhand von sich zu werfen! (Zu Kruse:) Es liegt zweifellos Selbstmord vor?

Kruse (macht ein bejahendes Zeichen in militärischer Haltung).

Oberst. Sie haben ihn noch lebend angetroffen?

Kruse (bejaht).

Oberst. Die Herren vom Kriegsgericht und der Herr Stabsarzt sind benachrichtigt?

Kruse. Zu Befehl, Herr Oberst.

Oberst. Die Frau Leutnant ist nicht anwesend? — Sie wissen, wo sie sich aufhält?

Kruse. Die gnädige Frau ist nach Warnemünde gefahren. Es wird da in der Reunion Theater gespielt. Sie hat heute Probe.

Oberst. Sie haben sie von dem traurigen Begebnis in Kenntnis gesetzt? — Wie haben Sie das gemacht?

Kruse. Ich bin zum Herrn Pfarrer Diderichs gegangen, der den Herrn Leutnant getraut hat, und habe ihn gebeten, es der Gnädigen mitzuteilen.

Oberst. Es werden also Stunden vergehen, bis sie hier eintrifft?

Kruse. Ich habe dem Herrn Pfarrer ein Auto besorgt.

Oberst. Das haben Sie gut gemacht. — Sie sind der Kruse, der neulich wegen Wachvergehens bestraft werden mußte?

Kruse. Das war Kruse I. Ich bin Kruse III.

Oberst (Mantel und Mütze ablegend). Ja so.

II

Oberst. Kruse. Hartung.

Oberst (weist die dienstliche Meldung Hartungs zurück und reicht ihm die Hand. An die Leiche herantretend). Und sich zu sagen, daß eine arme junge Frau in diesem Augenblick nicht einmal weiß, was ihr widerfahren ist! Es wäre wirklich gut, wenn wir Männer manchmal mehr an unsre Frauen dächten. Aber kommen Sie, wir heben ihn auf. So daliegen soll er mir nicht.

Hartung. Wenn Herr Oberst gütigst gestatten — ich glaube, wir dürfen die Lage des Körpers nicht ändern, bevor der Herr Stabsarzt seine Untersuchung vorgenommen hat.

Oberst. Da haben Sie recht. Es ist nur — man möchte den Ausgeglittenen irgendwie aufhelfen! Und zu denen gehört er ja wohl ... Sie denken nicht, als Freund Carlsens: Dem da ist recht geschehen?

Hartung. Gewiß nicht, Herr Oberst.

Oberst. Ich habe das auch nicht anders von Ihnen erwartet.

Hartung. Was hülfe es auch dem Toten, wenn er wüßte, daß ihm sein Mörder nachgefolgt ist?

Oberst. Sprechen Sie nicht von Mörder! Ich muß Ihnen das ernstlich untersagen. Es war ein völlig einwandfreies Duell, in dem Ihr Freund Carlsen gegen unsern Kameraden, der nun auch tot daliegt, gefallen ist. Das Ehrengericht war angerufen worden, es hatte gesprochen. Wir Soldaten haben die Pflicht, mit unserm Leben für

unsre Taten einzustehen. Schlimm genug, wenn unsre Taten uns alsdann richten. — Nun ja, Sie standen Carlsen nahe! Schon gut. Ich weiß auch, was Sie sagen wollen. Ich weiß auch: sich manchmal vergessen, heißt manchmal, sich doppelt treu sein.

Hartung. Wir waren Freunde.

Oberst. Sie wohnten zusammen? Man sagt, Sie setzen die aeronautischen Versuche Carlsens fort?

Hartung. Es ist da nicht viel fortzusetzen. Was er anstrebte, ist heute bereits überholt. Nur vielleicht in der einen oder andern Beziehung —

Oberst. Ich bin überzeugt, er ließ sein Werk in guten Händen. Aber sagen Sie mir das eine: wie kam ein stiller, fleißiger Mann, der Ihr Freund Carlsen doch war, dazu, die Braut seines Kameraden zu küssen! Ich habe das nie verstanden. Im Rausch? Im Übermut?

Hartung. Das gewiß nicht, Herr Oberst.

Oberst. Ja, hat er diese arme Frau geliebt?

Hartung. Es war wohl mehr als Liebe.

Oberst. Lassen Sie's ruhig bei Liebe bewenden. Die Liebe reicht noch immer aus, uns Männer, und nicht einmal die schlechtesten unter uns, zugrunde zu richten.

Hartung. Es war etwas andres, als was man so nennt. Es war — wie ein Wieder-ganz-jung-werden. Er fing an, frühmorgens vor dem Dienst zur Messe zu gehen — Herr Oberst wissen, daß er einer katholischen Kölner Patrizierfamilie entstammte —, und als ich ihn einmal darüber zur Rede stellte, sagte er mit seinem Lachen: „Man muß Ihm dankbar sein!" Bis dahin hatte er nur seiner Arbeit gelebt, und Erfolg hatte ihm die nicht viel gebracht. Nun boten ihm Herr Oberst, was er sich immer gewünscht hatte, das Kommando zur Luftschifferabteilung an. Er schlug es aus. Er meinte, Glück sei mehr als Erfolg, auch mehr als Leistung.

Oberst. Ja, dachte er denn nicht daran, daß sie mit einem andern verlobt war?

Hartung. Nein, daran dachte er nie.

Oberst. Und Sie — Sie müssen es ihm doch ins Bewußtsein gerufen haben!

Hartung. Das wohl, und des öfteren. Er hatte darauf nur sein „Es ist ja so gleichgültig."

Oberst. Aber dieser Kuß, den er Frau Becker gab — war es nicht auf dem Nachhausewege von einem Kasinofest? Sollte da nicht doch der Wein, die lustige Stimmung ein übriges dazu getan haben?

Hartung. Ich denke, es geschah in völliger Selbstvergessenheit.

Oberst. Wie lange ist das alles her?

Hartung. Es muß etwa ein Jahr darüber vergangen sein. Es war im Herbst. Ich erinnere mich noch, wie die Bö mit Regenschauern durch die Strandkiefern fuhr, als wir uns zum Duell hinausbegaben. Carlsen sagte ...

Oberst. Sie glauben doch nicht etwa, diese arme junge Frau habe seine Liebe erwidert?

Hartung. Das gewiß nicht, Herr Oberst. Sie hätte sonst ihrem Bräutigam schwerlich von dem Vorkommnis gesprochen, und vieles wäre uns erspart geblieben.

Oberst. Sie haben inzwischen an andre Kameraden Anschluß gefunden?

Hartung. Sie sind mir alle wert, Herr Oberst.

Oberst. Ein Soldat hat kein Recht, sich vereinsamt zu fühlen! Sehen Sie, mir ist es auch nicht leichtgefallen, als ich hierher versetzt worden bin. Zuerst aus dem Generalstab in die Front und dann auch aus meinem Thüringen fort — das Korn steht da anders. Man geht ja auch hier zwischen Getreidefeldern, aber es ist nicht das. Es fehlt — der Überfluß. Dann sind da die Berge mit ihren Wäldern — am schönsten freilich die ganz kahlen Hügel. Die Linie macht es. Schließlich sind auch die Menschen zugänglicher und gebildeter, und vielleicht ist beides eins. Ja, was ich sagen wollte: der Soldat hat eben einfach kein Recht, sich vereinsamt zu fühlen.

Hartung. Es ist nur, daß ich an Carlsen viel verloren habe.

Oberst. Um so weniger Bitterkeit ist in dem Verlust. Sehen Sie, Ihr Freund, der lebt, zum mindesten in Ihnen. (An die Leiche herantretend.) Der Arme hier scheint wirklich tot. — Sie werden wieder sagen, es darf nicht sein, aber ich werde es auf meine Verantwortung nehmen. Ich will ihm die Augen schließen. Es ist genug, daß wir beide da hineingesehen haben. Man sollte keinem Menschen in die letzten Qualen blicken.

III

Oberst. Kruse. Hartung. Nolden.

Nolden. Ich habe mich verspätet. Ich war bei der Arbeit.



Oberst. Wir sind hier alle zu spät gekommen.

Nolden. Im Grunde ist's ja immer ziemlich so weit, wenn sie unsereinen rufen. Es macht dabei wirklich nicht viel aus, daß er die Courtoisie hat, uns meist um ein paar Stunden den Vortritt zu lassen.

Hartung. Wer, Herr Stabsarzt?

Nolden. Der Oberkollege, der Generalarzt, Seine Exzellenz der Tod. — Wer hat ihm die Augen geschlossen?

Oberst. Ich glaubte das auf meine Verantwortung nehmen zu dürfen.

Nolden. Vorgesetzte können alles verantworten, sogar eine Portion Menschlichkeit. Es liegt unzweifelhaft Selbstmord vor.

Oberst. Ja, lieber Freund, das wußten wir auch ohne dich.

Nolden (leise). Wir sind im Dienst! Herr Oberst haben angenommen, daß Selbstmord vorliegt. Diese Annahme bestätigt sich.

Oberst. Nun, dann können wir ihn jetzt wohl aufheben.

Nolden. Ja, fassen Sie mit an, meine Herren. Wir wollen es ihm bequem machen.

Oberst. Die Toten sind ohnedies anspruchslose Leute.

Nolden. Darüber kann man verschiedener Ansicht sein ... O ja, so werden wir alle eines Tags auf dem Rücken schwimmend ans Ufer getrieben.

Hartung. Herr Stabsarzt nehmen doch also wenigstens an, daß es ein Ufer gibt?

Nolden. Ich nehme gar nichts an. Ich glaube gar nichts. Oder vielmehr, ich glaube an die kleine Wunde in der Brust, da, wo das Herz sitzt! — Im übrigen ist unser Geschäft hier beendet?

Oberst. Es fängt erst an. Wir warten auf den Kriegsgerichtsrat.

Nolden. Warten wir also! Nehmen Sie's mir nicht übel, aber Warten ist eigentlich die militärische Beschäftigung schlechthin. Erst hab' ich mich jahrelang gedulden dürfen, hierher versetzt zu werden, wo doch wenigstens einiges wissenschaftliche Material zu finden ist — nun warte ich hier.

Oberst. Man merkt's Ihnen an, lieber Freund, Sie haben Ihre Arbeit verlassen, aber Ihre Arbeit hat Sie noch nicht verlassen.

Nolden. Ach was, Arbeit! Nennen wir es doch ehrlich: wissenschaftliches Gallenfieber. Und nachgerade büßt auch das an Illusionskraft ein. Man hört allgemach auf zu delirieren.

Oberst. Doktor, Doktor, so kenne ich Sie kaum! Sie scheinen es doch nicht verwinden zu können, daß unser armer Kamerad da Ihrer Kunst so gründlich zuvorgekommen ist.

Nolden. „Kunst" und „Arbeit" — wie Sie das sagen! Wissen Sie, was daran ist? Man hat in der Jugend seine Netze ausgeworfen, flickt als Mann daran herum, und alles, was sich drin fängt, ist schließlich ein Fisch wie der da. (Er bemüht sich von neuem um den Körper des Toten.)

Oberst (zu Hartung). Sie halten es für möglich, daß Becker das Duell mit Carlsen schwergenommen haben könnte?

Hartung. Nein, Herr Oberst.

Oberst. Sie sagen das mit großer Bestimmtheit.

Hartung. Kurz nachher fand ein Liebesmahl statt. Becker führte da das große Wort und hat mit seinem Duell geradezu renommiert. Er prahlte und lachte.

Oberst. Hatte er etwa zuviel getrunken?

Hartung. Es schien so.

Oberst. Neigte er überhaupt dazu?

Hartung. Ich habe es sonst nicht beobachtet.

Oberst. Jedenfalls ist das häßlich. Man hätte es ihm nicht durchgehen lassen sollen.

Hartung. Ich selbst habe ihm nachher Vorhaltungen gemacht.

Oberst. Sie, Leutnant Hartung?

Hartung. Es fiel mir schwer. Er wußte ja, ich war Carlsens Freund. Es lag mir trotzdem ob als älterem Kameraden. Wir standen damals in derselben Kompagnie.

Oberst. Hm! Und wie nahm er's auf?

Hartung. Ich entsinne mich des Vorgangs deutlich; all das konnte ja naturgemäß nicht ohne Eindruck auf mich bleiben. Er hörte mir scheinbar erstaunt zu und meinte dann völlig dienstlich: „Wenn ich derartiges gesagt habe, dann habe ich mich sehr falsch benommen." Damit konnte ich mich zufriedengeben.

Oberst. Das klingt seltsam.

Hartung. Das war auch meine Empfindung, Herr Oberst. Ich war darauf gefaßt gewesen, daß Becker mir schroff entgegnen würde; ich hatte sogar die äußersten Konsequenzen in Rechnung gezogen; denn Becker war sehr heikel in Ehrensachen. Er nahm aber die Angelegenheit rein dienstlich.

Oberst. Ihr Urteil also?

Hartung. Ich habe darüber nachgedacht — ich konnte ja wohl nicht umhin — ich bin mir selbst nicht klar geworden.

Nolden (der bislang noch eine Untersuchung der Wunde vorgenommen). Wir verlieren in ihm einen tüchtigen Offizier?

Oberst. Er tat seine Pflicht.

Nolden. Mit diesem höchsten Lob pflegt man leider die unterste Grenze der Leistungsfähigkeit zu ziehen.

Oberst. Er hielt sich. Er ist uns von der Kadettenanstalt ins Regiment gekommen, und, nun ja, auf seinem Abgangszeugnis stand in allen Fächern „Genügend". Das hat nicht gerade etwas Verführerisches. Als Adjutant war er nicht recht brauchbar, mit dem Examen zur Kriegsakademie ist er gescheitert. Damit ist wohl alles gesagt.

Nolden. Also der Durchschnittsleutnant. Die Kriegswissenschaft hat hier wenigstens keinen Verlust zu beklagen.

Oberst. Um so bitterer ist die Empfindung. Sagen Sie, was Sie wollen: wenn man älter wird, ist es einem um jeden leid, und um die Nichtssagenden doppelt.

Nolden. Jedenfalls ist der Selbstmord um so erstaunlicher. Er war doch, soviel ich weiß, jung verheiratet, lebte in leidlich glücklicher Ehe und in rangierten Verhältnissen? Aus einer so geschmackvollen Wohnung zieht man eigentlich nicht aus, ohne daß der Wirt einem kündigt.

Oberst. Sie bringen mich da auf einen Gedanken. Sollten etwa alte Schulden auf ihm gelastet haben?

Hartung. Ich glaube, das ist nicht anzunehmen, Herr Oberst.

Oberst. Sie wissen Näheres?

Hartung. Er war unter uns Kameraden dafür bekannt, daß er sich mit sehr wenigem einzurichten wußte. Sein Vater ist Hauptmann a. D. und Hilfsarbeiter im Statistischen Amt; das sagt schon, daß da kein Vermögen vorhanden sein kann. Er hatte sich aber seinen kleinen Zuschuß sehr peinlich eingeteilt, wurde auch von Zeit zu Zeit von seiner Schwester unterstützt.

Oberst. Von seiner Schwester? Ah so, er hatte eine verheiratete Schwester?

IV

Oberst. Kruse. Hartung. Nolden. Heydebrandt.

Heydebrandt. Ich beklage das traurige Vorkommnis aufs tiefste, das uns hier zusammenführt. (An die Leiche herantretend.) Wieder einer, der sich des Rocks seines Königs nicht würdig erwiesen hat.

Oberst. Vergessen wir nicht ganz, daß es Figuren gibt, zu denen der Rock schlecht paßt.

Nolden. O ja, er soll manchmal hierherum etwas drücken.

Heydebrandt. Ich sehe, wir sind vollzählig, meine Herren. An die Arbeit, also! Vielleicht können wir den Schreibtisch umsetzen, dann finden wir alle Platz daran. Sehr freundlich. Danke sehr, meine Herren! (Der Schreibtisch ist mit der Längsseite der Chaiselongue zugekehrt.) Sie sind der Bursche des — Verstorbenen? Na, da machen Sie mal vor allen Dingen Licht. Wozu hängt denn das Ding da? (Die Lichter der Messingkrone werden angezündet. — Ein Buch vom Schreibtisch aufgreifend:) Geijerstams „Komödie der Ehe"? Auch eine merkwürdige Lektüre für einen Offizier.

Oberst (lächelnd). Es ist ja nicht gesagt, daß unser armer Kamerad das Buch gelesen hat.

Nolden. So etwas gehört immer der Frau Gemahlin.

Heydebrandt. Um so schlimmer. — Es liegt zweifellos Selbstmord vor? Man ahnt die Beweggründe?

Oberst. Sie sehen uns völlig ratlos.

Heydebrandt. Nun, das werden wir bald genug haben! Herr Oberst wollen uns Auskunft über den Charakter des — Verstorbenen geben?

Oberst. Er war kein sonderlich befähigter Offizier, aber Anlaß zu irgendwelcher Klage bot er nie. Er war uns ein lieber Kamerad.

Heydebrandt. Hatte er etwa gewisse Neigungen?

Hartung. Das scheint mir völlig ausgeschlossen. Er wäre sonst für seine Braut nicht derart eingetreten. Ich habe keine Ursache, ihn sonderlich zu lieben, aber ich glaube mein Zeugnis dafür ablegen zu müssen, daß er ein durchaus reiner Charakter war.

Heydebrandt. Ja, richtig, das Duell! Ich entsinne mich. Oberleutnant Carlsen war sein Gegner; und fiel. Nun, wie er sich da benommen hat, das spricht für ihn. — Er wird also Schulden gehabt haben!

Oberst. Ich selbst brachte vorhin die Rede darauf. Ich muß denn also feststellen, daß mir, als seinem Regimentskommandeur, nie etwas darüber zu Ohren gekommen ist.

Heydebrandt. Weiß einer der Herren etwas über seine häuslichen Verhältnisse?



Hartung. Sein Vater hat den Dienst früh quittieren müssen. Der bescheidene Zuschuß ist denn auch öfters ausgeblieben. Becker wußte sich trotzdem einzurichten und war deshalb besonders geachtet.

Oberst. Das hör' ich gern von meinen Offizieren.

Heydebrandt. Verzeihung, das klingt sehr schön — aber daß ein Leutnant mit seiner Gage auskommt, ist doch wohl ausgeschlossen.

Hartung. Er erhielt ab und zu Unterstützungen von seiner Schwester. Becker sprach nicht darüber, und ich entsinne mich nur eines einzigen Falles, wo er sich dessen gerühmt hat; wir wußten es trotzdem.

Heydebrandt. Er hatte eine verheiratete Schwester?

Hartung. Nein, Fräulein Becker ist unvermählt.

Heydebrandt. Ja, woher hat sie denn das Geld?

Hartung. Sie führt ihrem Oheim die Wirtschaft.

Heydebrandt. Eine unverheiratete Dame einem unverheirateten Herrn?

Hartung. Ich glaube, es liegt kein Grund vor, Ungünstiges anzunehmen, wenn ich auch zugebe, daß die unsicheren Verhältnisse dazu beigetragen haben mögen, Becker empfindlich und reizbar zu machen.

Heydebrandt. Sie werden uns schon erlauben, Herr Leutnant, uns unser eignes Urteil zu bilden. Ich frage: Wie verhält es sich mit dem „Herrn Oheim"?

Hartung. Der Herr ist Unterstaatssekretär im Kultusministerium.

Heydebrandt. Das ändert natürlich die Sachlage.

Oberst. Sie sagten, bei **einer** Gelegenheit habe sich Becker der Unterstützungen seitens seiner Schwester gerühmt. Wann war das?

Hartung. Bei demselben Liebesmahl, bei dem er mit dem Duell geprahlt.

Heydebrandt. Ganz richtig. Ich habe sogar selbst etwas davon aufgefangen. Der Sekt war mit ihm durchgegangen.

Oberst. Das gibt uns zu denken, da er sonst enthaltsam war.

Heydebrandt. Es ging den Abend etwas scharf her, Herr Oberst.

Oberst. Sie haben ihn dann zur Rede gestellt; wir sprachen bereits darüber. Hatten Sie etwa den Eindruck, als wäre Becker über sein eignes Benehmen erstaunt gewesen?

Hartung. Es schien beinahe so, Herr Oberst.

Heydebrandt. Bleiben wir bei der Sache, meine Herren! Becker hat dann geheiratet. Nun, das Duell mit Carlsen spricht nicht gerade für die Frau. Über ein junges Mädchen, das sich von einem Kameraden ihres Bräutigams küssen läßt, weiß man ja wohl Bescheid.

Oberst. Frau Becker ist eine Dame, der ich jede Hochachtung zolle. Ihr Benehmen damals war nicht nur einwandfrei, es hatte etwas menschlich Achtunggebietendes. Ich weiß natürlich nicht, ob die Ehe, die sie miteinander führten, eine gute war, aber ich bin überzeugt, Frau Becker hätte es verdient, mit ihrem Manne glücklich zu werden. Vergessen wir nicht ganz, daß sie in jedem Augenblick vor uns stehen kann und daß ihr — Hartes widerfahren ist.

Heydebrandt. Das gewiß, Herr Oberst. Nur war sie dafür bekannt, ihren Wunsch, unter die Haube zu kommen, etwas wahllos zur Schau zu tragen.

Oberst. Daran mögen die schwierigen Verhältnisse schuld gewesen sein.

Heydebrandt. Man sagt ihr aber nach, daß sie wohlhabend ist.

Oberst. Das mag sich in der Tat so verhalten.

Heydebrandt. Herr Oberst sprachen aber von schwierigen häuslichen Verhältnissen ...?

Nolden. Auch im trüben Wasser sollen sich Goldfische finden ...

Oberst. Ihr Vater gilt als ein etwas — harter Geschäftsmann. Er soll allerdings durch seinen Getreidehandel viel zusammengebracht haben, aber ... Nun, soweit er in unsern Kreisen verkehrte, hat er sich einwandfrei benommen. Die Mutter — hat etwas Lautes. Sie fällt einem auf die Nerven. Und wenn Frauen so werden, fragt man ja wohl, was der Mann an ihnen verschuldet hat. Wie dem auch sei: vielleicht war es des Schicksal der Mutter, was in Frau Becker das Verlangen steigerte, aus ihrem Elternhaus herauszukommen, nun denn also, zu heiraten.

Heydebrandt. Dabei war sie eine verwöhnte junge Dame —

Nolden (sich im Zimmer umsehend). Jedenfalls hat sie Sinn für Kultur. Das ist unverzeihlich.



Heydebrandt. Und man meint, Becker hätte keine Schulden gehabt? Brachte keine aus seiner Junggesellenzeit und den unsicheren pekuniären Verhältnissen mit? Der Herr Schwiegervater — Sie sagen selbst: ein harter Geschäftsmann — hat ihn so ausgiebig unterstützt, daß er das Leben, an das seine Frau gewöhnt war, führen konnte?

Oberst. Ich kann nur wiederholen: von etwaigen Schulden Beckers ist mir nie etwas zu Ohren gekommen.

Heydebrandt. Waren ihm irgendwelche fremden Gelder anvertraut?

Oberst. Welcherart sollte das gewesen sein?

Heydebrandt. Infolge eines Ehrenamts, das er bekleidete? Den Herren ist nichts bekannt?

Hartung. Becker war allerdings mit der Kasinoverwaltung betraut —

Heydebrandt. Da haben wir's!

Hartung. Aber ich halte es für gänzlich ausgeschlossen —

Heydebrandt. Macht Ihnen alle Ehre, Herr Leutnant. Im übrigen ersuche ich Sie, sofort eine Revision der Kasinokasse vorzunehmen.

Oberst. Aber wir brauchen Herrn Leutnant Hartung hier zum Protokollieren.

Hartung. Ich könnte die Kassenrevision vielleicht telephonisch anordnen?

Oberst. Wenn Sie wirklich Wert darauf legen?

Heydebrandt. Das tu' ich.

Hartung. Ist Telephon im Hause?

Kruse. Zu Befehl, Herr Leutnant.

V

Oberst. Kruse. Nolden. Heydebrandt.

Heydebrandt. Meine Herren, ich denke, ich sehe jetzt klar. So 'n Menschenschicksal ist ja leider meist ein verdammt einfacher Fall. Ich resümiere: Wir haben da einen jungen Leutnant, mit einem häuslichen Zuschuß, der sehr knapp bemessen ist, manchmal ganz ausbleibt. Seine Schwester ist genötigt, dem Oheim die Wirtschaft zu führen, wogegen nichts einzuwenden ist. Wir haben nicht den geringsten Anlaß, an der Ehrbarkeit des Mädchens zu zweifeln: es handelt sich hier um einen hochgestellten Beamten. Sie ermöglicht Ersparnisse; gut; der Herr Unterstaatssekretär wird es sich nicht haben nehmen lassen, des öfteren aus seiner Kasse hinzuzutun; noch besser. Aber, meine Herren, viel ist es nicht, was auf die Weise zusammenkommt — der junge Leutnant macht Schulden, er muß Schulden machen. Sie mögen sich nicht sehr hoch belaufen haben, dem Herrn Regimentskommandeur kommt deshalb nichts davon zu Ohren. Für Becker aber bedeutet es trotzdem viel, er sieht sich nach einer reichen Partie um. Ein junges Mädchen, wie er sie braucht, steht sozusagen auf dem Markte. Die Verlobung findet statt. Ich will gewiß nichts gegen die Dame sagen — Herr Oberst sind eben erst höchst ritterlich für sie eingetreten —: die Ansprüche sind aber größer als die Mittel. Der Leutnant hat natürlich dem Schwiegervater seine Schulden verschwiegen. Der smarte alte Herr gibt weniger her, als er in Aussicht gestellt hatte. Die Gläubiger drängen. Da — ist die Kasinokasse. Man entnimmt ihr selbstverständlich nur, was man sehr bald ersetzen zu können glaubt ...

VI

Oberst. Kruse. Nolden. Heydebrandt. Hartung.

Hartung. Melde gehorsamst, daß Befehl ausgeführt ist.

Oberst. Danke Ihnen, mein lieber Hartung.

Heydebrandt. Wir schreiten nunmehr zur Vernehmung des Burschen. Sie heißen Kruse, sind evangelisch, und geboren — wann?

Kruse. Am 30. November 1888.

Heydebrandt. Seit wann sind Sie Bursche beim Herrn Leutnant?

Kruse. Bald ist's ein Jahr.

Heydebrandt. Ihre Berufsstellung im Zivilleben?

Kruse. Beim Strandamt in Warnemünde.

Oberst. Wie sind Sie da so jung hineingekommen?

Kruse. Sie brauchen da auch junge Leute, Herr Oberst.

Oberst. Wozu?

Kruse. Wenn's stürmt.

Oberst. Wieso haben Sie da nicht bei der Marine gedient?

Kruse. Ich wollte lieber zum Landheer.

Oberst. Und warum das?

Kruse (schweigt).

Oberst. Nun —?

Kruse. Ich häng' an dem Leben auf See.

Heydebrandt. Na, darum hätten Sie doch erst recht zur Marine gehen sollen!

Oberst (zu Nolden). Jalousement épris de son idéal!

Nolden. Plein de mépris pour le nôtre.

Heydebrandt. Nun geben Sie uns mal gefälligst Auskunft darüber, wie sich die Dinge hier abgespielt haben. Sie hörten einen Knall —?

Kruse. Den hört' ich.

Heydebrandt. Und gingen an die Tür und — Sie reden jetzt, oder ich öffne Ihnen die Zähne.

Kruse. Ich ging an die Tür, und die war verschlossen. Ich klopfte an, da rührte sich nichts. Ich klopfte wieder an — es blieb alles still. Als ich zum drittenmal anklopf' — schreit da jemand —

Oberst. Wer schreit?

Kruse. Das weiß ich nicht.

Heydebrandt. Na, wahrscheinlich doch der Herr Leutnant! Nun also?

Kruse. Da hab' ich die Tür aufgebrochen.

Heydebrandt. Und fanden den Herrn Leutnant noch am Leben?

Kruse. Er röchelte wohl noch.

Heydebrandt. Hat er Ihnen etwas gesagt?

Kruse. Gesprochen hat er nicht mehr.

Heydebrandt. Und Sie? Sie werden doch nicht stumm dabeigestanden haben?

Kruse. Ich hab' gemeint, daß es nun wohl Zeit sei, an unsern Herrn Jesus zu denken.

Heydebrandt. Na ja, das war schön von Ihnen. Und er hat nichts darauf erwidert?

Kruse. Angesehen hat er mich ... Dann kamen noch ein paar Zuckungen, und dann war's vorüber.

Heydebrandt. Sie sind dann aus eigner Initiative, meine, äh, aus sich heraus, zum Herrn Oberst gegangen?

Kruse. Zu Befehl.

Heydebrandt. Nun also, da haben Sie sich ja ganz verständig benommen. — Sie wissen, weshalb der Herr Leutnant Hand an sich gelegt hat?

Kruse. Nein.

Heydebrandt. Sie haben aber irgendeine Vermutung?

Kruse. Nein.

Heydebrandt. Sie müssen sich doch irgend etwas gedacht haben, als Sie Ihren Leutnant in seinem Blut da vor sich sahen?

Kruse. Nein.

Heydebrandt. Stumpfe Gesellschaft das! Da kann einer sterben und verderben, und unter den dicken Schädeln rührt sich nichts.

Nolden. Es wird ihnen vielleicht weniger leicht gemacht als uns, dem Leben Wert beizumessen.

Heydebrandt. Es fiel Ihnen auf, oder Sie wußten, daß der Herr Leutnant Schulden hatte?

Kruse. Nein.

Heydebrandt. Es kamen öfters Leute, äh, Zivilisten, die nicht vorgelassen wurden?

Kruse. Nein.

Heydebrandt. Es wurden Rechnungen gebracht, die der Herr Leutnant nicht bezahlen konnte?

Kruse. Nein.

Heydebrandt. Der Herr Leutnant sagte manchmal zu seiner Frau, daß er für ihre Ausgaben nicht aufkommen könne?

Kruse. Nein.

Oberst (nach einer Pause). Sie haben doch selbst Sorgen kennen gelernt; vielleicht war eins, das Sie liebhatten, krank; vielleicht war Not im Hause; nicht wahr, da hatten Sie das Gefühl, als müßten Sie sich zusammenreißen, dem Schweren, das da auf Ihnen lag, Widerstand zu bieten. Sie kennen das so gut wie jeder andre! Nun frage ich Sie: Ist es Ihnen nie aufgefallen, daß etwas Schweres auf Ihrem Leutnant lastete; daß er sich dagegen zur Wehr setzte; daß er unterlag?

Kruse (schweigt).

Oberst. Sie hatten Ihren Leutnant frühmorgens zu wecken. Wie fanden Sie ihn da?

Kruse. Es fiel manchmal nicht leicht, den Herrn Leutnant herauszuklopfen.

Oberst. Auch in der letzten Zeit?

Kruse. Letzthin war der Herr Leutnant meist schon auf.

Oberst. Er schlief mit seiner Frau zusammen?

Kruse. Seit dem Manöver nicht mehr.

Oberst. Warum führte er die Änderung wohl ein?

Kruse. Damit die Gnädige nicht früh gestört würde.

Oberst. Er hatte also sein Zimmer für sich. Und da hörten Sie ihn denn nachts manchmal auf und ab schreiten?

Kruse (verstockt). Ich hab' geschlafen.

Oberst. Nun wohl. — Ihr Leutnant ging gern zum Dienst?



Kruse. Zu Befehl, Herr Oberst.

Oberst. Er sagte aber auch manchmal, daß er übermüdet sei; daß es ihm jetzt eben schwerfalle; daß er heut' nicht aufgelegt sei?

Kruse. Das kam auch vor, Herr Oberst.

Oberst. Wie drückte er sich dabei wohl aus. Die Worte will ich wissen. (Da Kruse schweigt:) Nun? Ich verlange Antwort.

Kruse. Er sagte wohl: „Auf dem Pferd geht's in die Kaserne, und auf dem Esel wieder hinaus."

Oberst (zu Nolden). Geistreicher, als ich es ihm zugetraut hätte!

Hartung. Gestatten Herr Oberst: das Wort stammt nicht von Becker, es geht auf meinen Freund Carlsen zurück.

Oberst. Auf Carlsen? Hm! Hatte Ihr Leutnant noch ähnliche Redewendungen?

Kruse. Er sagte wohl beim Anziehen (gespannt auf Hartung blickend): „Man knöpft sich die Uniform fest zu und hat, eh' man's versieht, die Harlekinsjacke an."

Oberst. Hatte er das auch von Ihrem Freund Carlsen?

Hartung. Allerdings, Herr Oberst.

Oberst. Das ist doch seltsam! — Im Grunde hatte Ihr Leutnant also eine Abneigung gegen den Dienst. Galt das allen dienstlichen Verrichtungen in gleichem Maße, oder fielen ihm bestimmte Pflichten besonders schwer?

Kruse (schweigt).

Oberst. Besinnen Sie sich! Wann fielen Äußerungen wie die eben erwähnten? Nun? Vielleicht vor der Instruktionsstunde?

Kruse. Wenn's zum Schießen hinausging.

Oberst. Was sagte er da?

Kruse. Es sei, als müsse man in einen Käfig zu wilden Tieren.

Oberst. Das klingt wiederum etwas seltsam aus dem Munde eines meiner Offiziere.

Nolden. Das sind die Nerven. Wie? Unsre Leutnants überarbeiten sich!

Heydebrandt. Es ist unwürdig!

Oberst. Die Ehe war eine glückliche, ich meine, Sie hatten den Eindruck, Ihr Leutnant lebe froh und zufrieden mit seiner jungen Frau?

Kruse. Zu Befehl, Herr Oberst.

Oberst. Bis in die letzten Tage hinein?

Kruse. Zu Befehl, Herr Oberst.

Oberst. Es fiel nie ein Streit vor? Besinnen Sie sich wohl! Sie können auf Ihre Aussage vereidigt werden.

Kruse. Ein einziges Mal —

Oberst. Trug sich was zu?

Kruse. Daß der Herr Leutnant hart mit seiner Frau sprach.

Oberst. Was sagte er da?

Kruse. Ich hab' nicht gehorcht.

Heydebrandt. Sie müssen doch etwas gehört haben, Mann, wenn Sie solche Behauptung aufstellen.

Kruse. Ich ging hinaus und schloß die Türen hinter mir.

Heydebrandt. Na, da gibt es wohl ein einfacheres Mittel, dahinterzukommen. Es ist doch ein Mädchen hier im Hause? Rufen Sie mir das Mädchen!

VII

Oberst. Nolden. Heydebrandt. Hartung. Kruse. Minna.

Heydebrandt. Sie heißen?

Minna. Minna Kutschner.

Heydebrandt. Seit wann sind Sie hier in Stellung?

Minna. Seit die Herrschaft geheiratet hat.

Heydebrandt. Was können Sie uns über das Zusammenleben der beiden sagen?

Minna. Da ist nichts zu sagen. Das war, wie das so ist.

Heydebrandt. Sie lebten also glücklich miteinander?

Minna (wirft einen ängstlichen Blick auf den Toten und schweigt).

Heydebrandt. Geben Sie Auskunft! Sie sind verpflichtet, alles zu sagen, was Sie wissen!

Minna. Ja, warum sollen sie denn nicht glücklich gewesen sein?

Oberst. Nun — wenn sich ein junges Paar nach der Hochzeit zusammenfindet, nicht wahr, da gibt's viel Übermut und Zärtlichkeit und Scherzen? War das so?

Minna. Ja, das mag wohl so gewesen sein.

Oberst. Aber dabei blieb's nicht?

Minna. Nein, das mag wohl nicht so geblieben sein.

Oberst. Und wer trug Ihrer Meinung nach die Schuld daran?

Minna (mit geängstigtem Blick auf den Toten). Das kann ich hier nicht sagen.

Oberst. Weil unser armer toter Kamerad da liegt? Sie werden sich doch nicht vor einem Gestorbenen fürchten?

Minna. Er war nicht gut zu ihr.



Oberst. Wie haben Sie das bemerkt?

Minna. Immer hatt' er's mit seinen Launen.

Oberst. Und dann hat er die junge Frau gequält?

Minna (mit demselben ängstlichen Blick). Ich habe nichts gesagt. Ich weiß nichts.

Heydebrandt. Es kam einmal zu einer erregten Szene, und es sind dabei harte Worte gefallen. Wissen Sie sich darauf zu besinnen?

Minna. Nun ja doch.

Heydebrandt. Haben Sie etwas von dem gehört, was da gesprochen wurde?

Minna. Nein.

Heydebrandt. Wieso nicht?

Minna. Herr Kruse sagte, wir täten besser daran, in die Küche zu gehen, wo nichts zu hören war.

Oberst. Sie haben natürlich trotzdem einzelne Worte aufgefangen, bevor Sie sich hinter begaben. Besinnen Sie sich einmal!

Minna (in Angst und mit Kichern). Er hat gesagt, es würde eins nicht geküßt, wenn es nicht geküßt sein wollte.

Oberst (zu Hartung). Das kann sich doch nur auf Carlsen bezogen haben? — (Zu Minna:) Hatten Sie den Eindruck, daß Leutnant Becker auf seine Frau eifersüchtig war?

Minna. Das wird er ja wohl auch gewesen sein.

Oberst. Hatte er etwa Grund dazu?

Minna. Da kennen Sie unsre Gnädige nicht!

Oberst. Und doch eifersüchtig? Und Sie wissen nicht, auf wen?

Minna. Herr Kruse meint, (kichernd:) er sei auf den Toten eifersüchtig gewesen.

Oberst. Nun, Kruse, verhält sich das so?

Kruse (nach einigem Zögern). Jawohl, Herr Oberst.

Oberst. Hat er etwa seiner Frau von dieser — seltsamen — Eifersucht gesprochen?

Kruse. Nein, Herr Oberst.

Oberst. Woher wollen Sie das wissen?

Kruse. War seine Art nicht.

Oberst. Gut; das will ich Ihnen glauben. Ihnen gegenüber aber hat er seiner Eifersucht auf den Toten Ausdruck gegeben. Was sagte er wohl bei solcher Gelegenheit?

Kruse. „Mit den Lebenden", meinte er, „kann man schon fertig werden, mit den Toten nicht."

Heydebrandt (zu Minna). Wann war es wohl, daß sich der Zwist, von dem Sie da sprachen, abgespielt hat?

Minna. Bevor der Herr ins Manöver ging.

Heydebrandt. Das wäre etwa vor drei Monaten gewesen. Und nachher?

Minna. Nachher ist der Herr immer so — eigen gewesen.

Heydebrandt. Was wollen Sie damit sagen?

Minna. Er ist ja wohl jedem Menschen ausgewichen.

Heydebrandt. Haben Sie beobachtet, daß es ihm manchmal schwerfiel, Rechnungen zu bezahlen?

Minna. Nein; davon weiß ich nichts.

Heydebrandt. Es ist gut. Sie können gehen.

VIII

Oberst. Heydebrandt. Nolden. Hartung. Kruse.

Heydebrandt. Meine Herren! Man erzählt uns hier von Eifersucht auf einen Toten, und damit soll ja wohl auf den im Duell gegen Becker gefallenen Oberleutnant Carlsen gedeutet sein. Sie werden das ebenso bewerten wie ich, als den üblichen Dienstbotenklatsch. Hintertreppenromantik. Sie haben aber auch gehört — und darauf kommt es mir an — auch das Mädchen bekundet: von drängenden Gläubigern weiß sie nichts! Natürlich; der Gläubiger wird sich wohl nicht gemeldet haben. Der stille Gläubiger, meine Herren, war — die Kasinokasse.

Nolden. Woher aber die doch offenbaren ehelichen Zerwürfnisse?

Heydebrandt. Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde!

Oberst (fordert die Herren mit einer Handbewegung auf, das Zimmer zu verlassen, da Frau Lucie, auf den Pfarrer gestützt, in der offenen Tür erschienen ist. Heydebrandt zögert, der Aufforderung zu willfahren). Kommen Sie, Herr Kriegsgerichtsrat!

(Alle ab durch die Tür links.)

IX

Lucie. (Allein.)

Lucie. (Sie verabschiedet stumm den Pfarrer. Sie stürzt zu dem Leichnam und prallt zurück. Sie steht mit weitgeöffneten Augen und gefalteten Händen da. Sie sinkt in die Knie und beginnt leidenschaftlich zu schluchzen. Sie steht mit sichtlicher Energie wieder auf, legt Hut und Mantel ab und sieht sich im Zimmer



um, als wäre es ihr völlig fremd. Sie tritt an den Toten heran und schüttelt traurig den Kopf:) Es ist nicht meine Schuld — — Ich wollte, ich wäre auch so weit ... (Mit plötzlichem Aufschrei und zurücktaumelnd:) Blut! — — Kein Blut! Ich will kein Blut sehen! Es soll kein Blut fließen! (Wie aus einer irren Erinnerung heraus und ganz leise:) Es soll kein Blut fließen ...? (Sie geht bis in die entfernteste Ecke des Zimmers, sinkt auf einen Stuhl nieder und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen:) Das mußtest du mir antun! Das hab' ich um dich verdient! (Entsetzen und Neugierde treiben sie wieder zu dem Toten hin:) Wie Kurt. Mitten in die Brust ...

X

Lucie. Oberst.

Oberst. Ich finde Sie so schwer getroffen, daß ich nur bitten kann: gönnen Sie mir ein wenig Recht auf Anteilnahme. (Er reicht ihr beide Hände, die sie nicht ergreift. Er führt sie zu einem Stuhl.)

Lucie (ist erneut in Tränen ausgebrochen).

Oberst. Fühlen Sie sich schon stark genug, uns auf ein paar Fragen Auskunft zu geben?

Lucie (macht ein verneinendes Zeichen).

Oberst. Nicht wahr, wenn Sie jetzt zurückdenken — es fällt Ihnen manches auf, worauf Sie bislang kein Gewicht legten: etwas Seltsames im Benehmen Ihres Herrn Gemahls?

Lucie. Er war krank ...

Oberst. Gewiß; und mag unter einer jener Krankheiten gelitten haben, für die es keinen Namen gibt. Aber erinnern Sie sich, wann derartiges zuerst in Erscheinung trat? War irgendein äußerer Anlaß?

Lucie. Wohl bei der Beerdigung der Schwester meiner Mutter. Ich hatte sie lieb. Ich hatte ... ich hatte so vieles ... lieb ...

Oberst. Und wann mag das gewesen sein?

Lucie. Ich bin müde!

Oberst. Denken Sie trotzdem einen Augenblick nach.

Lucie. Wir waren kaum ein Vierteljahr verheiratet.

Oberst. Darüber sind also jetzt dreiviertel Jahr vergangen. Und was fiel Ihnen da auf?

Lucie. Daß er es schwer nahm! Wir waren nach Hause gekommen — ich litt an dem Tage selbst, aber das war etwas andres —, er brach völlig erschöpft zusammen.

Oberst. So daß es Sie erschreckte?

Lucie. Er hatte sie kaum gekannt.

Oberst. Äußerte er sich irgendwie?

Lucie. Er sagte nur immer, es sei zu furchtbar; zu furchtbar sei es ... Aber lassen Sie mich! Ich bin müde ... Er meinte —

Oberst. Ja, was meinte er?

Lucie. Wir sprachen über den Verlauf der Feier, und er regte sich über die Unsitte auf, Erde auf den Sarg hinabzuwerfen.

Oberst. Merkwürdig! Mich dünkte es immer ein schöner Brauch.

Lucie. Aber da er doch krank war! Er meinte, es sei, als wolle man sie zum Schweigen bringen ...

Oberst. Sie dachten dabei an sein Duell mit Carlsen?

Lucie. Das tat ich.

Oberst. Und sprachen es aus?

Lucie. Und sprach es aus.

Oberst. Er erwiderte darauf?

Lucie. Dem sei nur sein Recht geschehen. (Sie steht auf, tritt an den Leichnam heran und betrachtet ihn.) Er hat später milder über Carlsen geurteilt.

Oberst. So daß Sie den Eindruck gewannen, er bereute das Duell?

Lucie. Nein, das nicht. O nein, das tat er nicht. — Er sagte immer, er selbst habe so verfahren müssen.

Oberst. Die Tat ist, was der Täter von ihr hält ... Auch hatte er leider recht. Aber Sie, liebe gnädige Frau — war es wirklich notwendig, daß Sie Ihrem Verlobten Mitteilung davon machten, daß Carlsen Sie geküßt hatte — auf dem Heimweg von einem Fest, auf dem man übermütig gewesen — in einem Gefühlsausbruch, der vielleicht nur übermäßiger Bewunderung entsprang?

Lucie (schweigt).

Oberst. Ich will Ihnen gewiß nicht wehe tun, aber ich bin überzeugt, Sie machten es heut' anders.

Lucie. Geradeso handelte ich; geradeso wie damals!

Oberst. Sehen Sie, wir, die wir in der großen militärischen Organisation mitten drinstehen —: das ist wie ein Räderwerk; was da hineingezogen wird, wird weitergetrieben und fortgerissen und, wenn es sein muß, zermalmt. Das arbeitet wie eine Maschine



und mit toter Kraft. Nun glauben Sie mir, der immer bemüht war, das Menschliche menschlich zu sehen: Sie taten besser daran, das Geheimnis vor Ihrem Verlobten zu wahren und diesen feindlichen Mechanismus nicht in Bewegung zu setzen. Ist es denn ein gar so großes Verbrechen, wenn sich ein Mann zu einer Frau hingezogen fühlt und seine Lippen einmal auf ihre Hand oder ihren Mund drückt?

Lucie. Es war ein Verbrechen.

Oberst. Aber wenn er sich von Ihnen geliebt glaubte —?

Lucie. Er hatte kein Recht, das zu glauben! (Auf den Toten deutend:) Ihn hab' ich geliebt, niemand als nur ihn!

Oberst. Sein Tun will mir trotzdem nicht gar so verbrecherisch erscheinen.

Lucie. Nein, das sehen Sie nicht ein. Das wird wohl kein Mann begreifen.

Oberst. Dann hätte ja aber auch er es nicht verstanden, ich meine Ihren Verlobten?

Lucie. Der? Nein; wenn er mich verstanden hätte ...

Oberst. Wäre was geschehen?

Lucie. Dann wäre vieles anders geworden.

Oberst. Sie wußten aber, daß er eifersüchtig war!

Lucie. Er war nicht eifersüchtig.

Oberst. Verzeihen Sie mir, aber in diesem Punkte muß ich Ihnen widersprechen. Wir haben vorhin den Burschen und das Mädchen gehört, und beide haben übereinstimmend bekundet, Ihr Herr Gemahl habe Ihnen mit Eifersüchteleien zugesetzt.

Lucie. Was fragen Sie mich, wenn Sie es besser wissen?

Oberst. Wie sehr Sie mich verkennen, Kind! Aber glauben Sie mir: jetzt tun Sie nicht nur mir, jetzt tun Sie auch sich selber unrecht.

Lucie. Wenn mein Mann eifersüchtig war, so wurde er es erst viel später. Aber wozu das alles? Da sehen Sie doch hin! (Auf den Toten deutend:) Da sehen Sie doch hin!

Oberst (nach einer Pause). Sie sagten: später. War das etwa um dieselbe Zeit, als Ihnen sein sonderbares Benehmen in andrer Hinsicht — ich denke an die Beerdigung Ihrer Verwandten — auffiel?

Lucie. Ja, damals war es auch.

Oberst. Und wie äußerte sich seine Eifersucht?

Lucie. Irgendwo ... auf der Straße ... ich sollte einem Vorübergehenden nachgeblickt haben ... Ich bin ja eine Dirne! Nicht wahr, ich bin eine Dirne!

Oberst. Liebe gnädige Frau — aber so beruhigen Sie sich doch. Wir wissen es ja: er war krank. — Nahm die Eifersucht etwa später bestimmten Ausdruck an?

Lucie. Es ist zu häßlich! Es ist zu häßlich!

Oberst. Sprechen Sie trotzdem. Vertrauen Sie mir. Ich mißkenne Sie nicht.

Lucie. Er meinte, ich sei in Leutnant Hartung verliebt.

Oberst. In unsern Hartung? Und natürlich war nicht der geringste Anlaß dazu vorhanden!

Lucie (zuckt die Achseln).

Oberst. Sollte er nicht nur deshalb auf Hartung verfallen sein, weil der Carlsens Freund war?

Lucie. Aber er hatte doch noch weniger Grund, auf Carlsen eifersüchtig zu sein! Den hatte ich ihm ja ausgeliefert.

Oberst. Ja, das hatten Sie wohl getan ... Und er blieb bis zuletzt auf Hartung eifersüchtig?

Lucie. Nein; auch das nicht. Auch das verlor sich wieder.

Oberst. Woher wollen Sie das wissen?

Lucie. Er hat mich geradezu gezwungen, Hartung zu küssen. Im Scherz natürlich. Auf dem Gartenfest, das Ihre Frau Gemahlin gab — beim Pfänderspiel — es hätte sich leicht umgehen lassen — er wollte es so.

Oberst. Sollte das nicht gerade aus Eifersucht geschehen sein?

Lucie. Aus Eifersucht?

Oberst. Wir haben dem nicht nachzuforschen. Ihm saß die Krankheit wohl im Herzen und tief genug. Davor hat sich unsre Wissenschaft zu bescheiden. — Sie erlauben mir nun, daß ich die Herren rufe? Es gilt nur ein paar Fragen, die Sie innerlich schwerlich berühren werden. (Im Hinausgehen:) Doch ließ sich Ihre Ehe glücklich an?

Lucie. Wir waren glücklich miteinander. (Mit starkem Gefühlsumschlag:) Wie kann man mit einem Menschen glücklich sein, der einen andern ermordet hat!

Oberst. Es war ein Duell, gnädige Frau, in dem Carlsen fiel.



XII

Lucie. Oberst. Hartung. Nolden. Heydebrandt. Kruse.

(Die Herren haben wieder am Schreibtisch Platz genommen.)

Heydebrandt. Sie wissen, gnädige Frau, was Ihren Herrn Gemahl zu dem unseligen Schritt getrieben hat?

Lucie. Nein.

Heydebrandt. Sie haben einen Verdacht — eine Vermutung?

Lucie. Keinen.

Heydebrandt. Es ist Ihnen bekannt, daß er Schulden hatte — sich in Zahlungsschwierigkeiten befand?

Lucie. Auch das —? Nein, davon hab' ich nie etwas gehört. Das hielt ich für ausgeschlossen.

Heydebrandt. Er teilte seine Sorgen also nicht mit Ihnen? Er hatte auch sonst keinen Vertrauten?

Lucie. Meines Wissens nicht.

Heydebrandt. Er muß sich doch zu irgend jemand ausgesprochen haben?

Lucie. Dann noch am ehesten zu Kruse.

Heydebrandt. Wer ist Kruse? Der Bursche? Nun, das wollen wir denn doch lieber nicht annehmen.

Oberst. Spräche es wirklich so sehr gegen ihn? Ich weiß nicht. Es mag sich unter so besonderen Umständen ein besonderes Verhältnis ausgebildet haben.

Lucie. Er war ihm wie ein guter Freund.

Heydebrandt. Wer —? Ah, natürlich der Herr Leutnant dem Füsilier?

Oberst. Ich habe Sie anders verstanden.

Lucie (zuckt die Achseln).

Heydebrandt. Nun, den Burschen haben wir ja bereits vernommen. Der ist abgetan. War Ihr Herr Gemahl eine religiöse Natur?

Lucie. Nein. Das heißt —

Oberst. Das heißt —?

Lucie. Er ist eine Zeitlang allsonntäglich zur Kirche gegangen und bestand dann auch darauf, daß ein Gebet bei Tisch gesprochen wurde.

Heydebrandt. Und das verwunderte Sie?

Lucie. Ja, das verwunderte mich.

Oberst. Weshalb, liebe Frau Becker?

Lucie. Weil er sich früher sehr anders geäußert hatte.

Oberst. Er hielt aber bis zuletzt daran fest?

Lucie. Nein; er gab es ebenso willkürlich wieder auf.

XIII

Lucie. Oberst. Hartung. Nolden. Heydebrandt. Kruse. Minna.

Minna. Herr Oberleutnant Hartung wird am Telephon gewünscht.

Heydebrandt. Aha, nun werden wir es ja erfahren!

Hartung. Die Herren gestatten? — Ich komme.

XIV

Lucie. Oberst. Heydebrandt. Nolden. Kruse.

Heydebrandt. Wir fahren inzwischen fort. Hatte Ihr Herr Gemahl etwa die Gewohnheit, mit Waffen zu spielen, so daß man an einen unglücklichen Zufall denken dürfte?

Lucie. Nein.

Heydebrandt. Sie weisen das mit großer Bestimmtheit von sich?

Lucie. Er hatte einen Abscheu davor.

Oberst. Denken Sie dabei an einen bestimmten Vorfall?

Lucie. Auch das.

Oberst. Dürfen wir hören?

Lucie. Es war hier in der Nähe ein Einbruch verübt worden —

Heydebrandt. Ich entsinne mich; das war bei dem Juwelier gleich nebenan.

Lucie. Ich bat ihn — wir schliefen damals noch zusammen —, nachts den Revolver herauszulegen. Er weigerte sich entschieden, das zu tun.

Oberst. Gab er einen Grund dafür an?

Lucie. Er sagte: „Man denkt die Waffen zu führen, und sie führen uns.“

Oberst. Derartig Seltsames haben wir hier schon einmal gehört.

Heydebrandt. War es dieser Revolver?

Lucie (schreit bei dem Anblick der Waffe auf).

XV

Lucie. Oberst. Heydebrandt. Nolden. Kruse. Hartung.

Hartung. Melde gehorsamst: Bericht erhalten. Die Kassenführung ist nicht ohne weiteres zu übersehen.

Heydebrandt. Na also!

Kruse (aufschreiend). Das ist nicht wahr!

Heydebrandt. Wie? Das ist ja geradezu unerhört! Ich werde Ihre Bestrafung beantragen.

Oberst. Vielleicht hat uns der Mann noch etwas zu sagen ... Nun, Kruse?



Kruse. Es ist nur — es ist nur — der Herr Leutnant konnte in letzter Zeit nicht mehr allein sein. Und abends, wenn die Frau Leutnant ausgegangen war —

Lucie. Wir spielten Theater. Immer mußt' ich Theater spielen ...

Oberst. Und abends, wenn er allein war —

Kruse. Hat er nach mir gerufen. Immer um jede Kleinigkeit hat er nach mir gerufen —

Heydebrandt. Natürlich, sobald ihr etwas tun sollt, wird's euch zuviel.

Kruse. Ich hab's gern getan. Aber unser Herr Leutnant —

Oberst. Nun —?

Kruse. Das ist nun schon seit Wochen. Da hat's ihn nicht mehr gehalten. Immer hab' ich bei ihm sein müssen, immer. Und war immer ein Vorwand, daß ich nur bei ihm bliebe. Und bin bei ihm gewesen, und dann — dann hat er's gehört —

Oberst. Was hat er gehört?

Kruse. Es waren Geräusche. Wie sie so sind. Er aber ist aufgefahren und hat aufgeschrien, denn — (auf den dunklen Erker weisend) von dort hörte er's kommen. Und wieder — darüber ist noch keine Woche vergangen — ich hab' hinausgehen müssen — hör' ich den Schrei — und ich stürz' ins Zimmer zurück — und der Herr Leutnant steht da und ist selbst wie ein Toter, und hat beide Arme ausgestreckt — und wie er mich gewahr wird: „Machen Sie Licht! Ich befehle Ihnen, Licht zu machen!" — Und wie ich hinaus will, die Lampe zu holen: „Hier sollen Sie bleiben! Ich befehle Ihnen, daß Sie bei mir bleiben!" — Ich zünd' also die eine von den Kerzen an und steh' da — er rührt sich nicht und blickt geradeaus — dahinüber blickt er — und seine Lippen fangen an sich zu bewegen — und er spricht, und ich hör', daß er sagt, den Stuhl da — den Stuhl soll ich ihm holen — er befiehlt mir's — es ist ein dienstlicher Befehl, sagt er. Und ich geh' und bring' ihm den Stuhl, und er blickt mir nach und greift nach dem Stuhl und — lacht. Sagt: „Ja, das ist der Stuhl. Nun hat er den nicht mehr. Hat ihn hergeben müssen." Und lacht und lacht, und die Augen treten ihm aus den Höhlen, und die Lippen sind blau — und lacht und lacht — —

Oberst (nach langem Schweigen). Etwas davon war in seinen Augen.

Nolden. Er fühlte sich offenbar irgendwie schuldig ...

Hartung. Er war es.

Oberst. Um Gottes willen — liebe Frau Becker —!

Lucie (wie erwachend). So befehlen Sie ihm doch, daß er mir Antwort gibt!

Oberst. Sie meinen —?

Lucie. Ich fragte Kruse —

Kruse. Gnädige Frau haben mich nichts gefragt.

Lucie. Nicht gefragt? Nicht? Es ist auch nicht mehr nötig. Jetzt begreif' ich.

Heydebrandt. Sie wären sich jetzt klar darüber, was Ihren Herrn Gemahl in den Tod getrieben hat?

Lucie. Er hat wohl gewußt, was ich nicht gewußt habe.

Hartung. Ich glaube Sie zu verstehen. Das Duell war ihm ein Vorwand, Carlsen aus der Welt zu räumen, weil er wußte, daß Sie —

Lucie. Ja; ich habe Ihren Freund liebgehabt. Vom ersten Tage an — und wollt' es mir nicht gestehen — den Abend, als er mich an sich riß — und wollt' es nicht wahr haben — und suchte Schutz, und suchte Schutz vergeblich — Was sehen Sie mich an? Was ist da noch zu verstecken? Ich hab' ihn liebgehabt.

Hartung. Aber Ihr Herr Gemahl, bei dem Sie Schutz suchten —?

Lucie. Der hat ihn getötet ...

Hartung. Und nachher —? Ich bitte Sie, sprechen Sie! Bedenken Sie, daß mein armer Freund —

Lucie. Ihn hat er getötet. — Wir konnten das nicht totmachen, was in uns war.

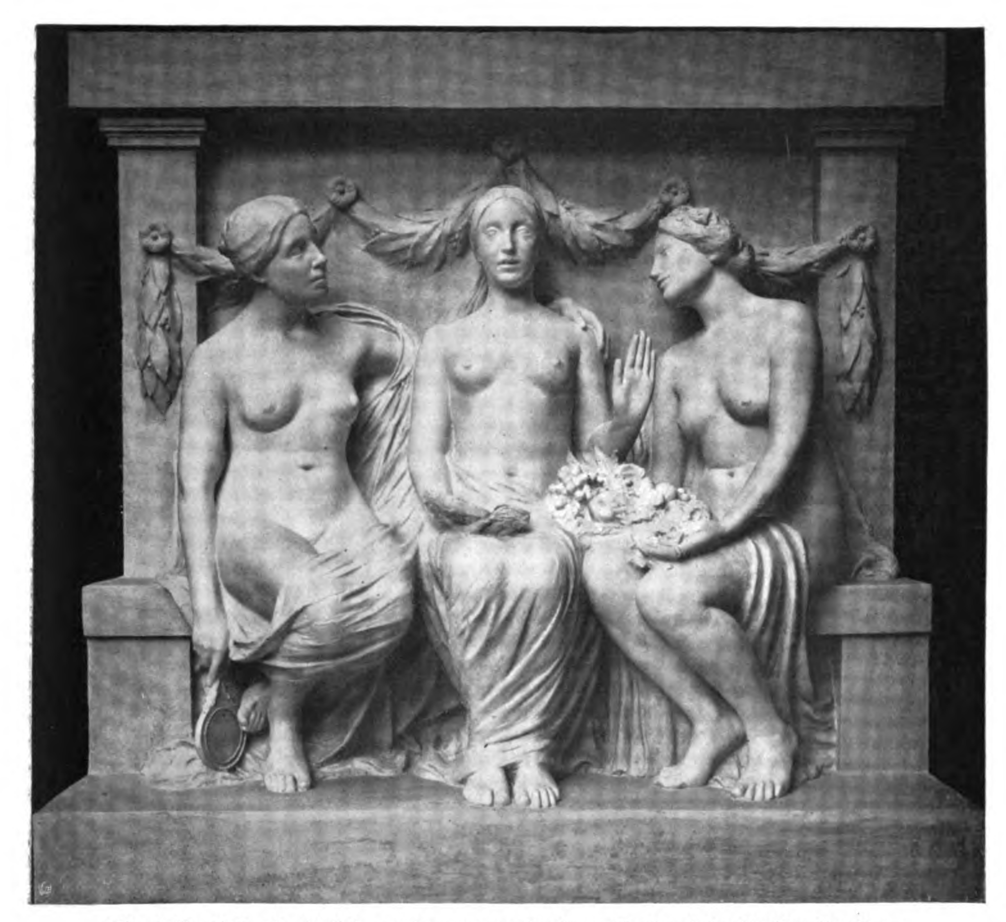
Hartung (leise). — als lebtest du wieder!

Heydebrandt. Ich bitte Sie, gnädige Frau, Sie vergessen sich! Bedenken Sie, was Sie sagen! Hier an dieser Stätte!

Lucie. Ich hab' mich lange genug dagegen zur Wehr gesetzt. Ich hab' mich meiner Liebe jetzt nicht mehr zu schämen.

Hartung. Haben Sie Dank! Haben Sie Dank für das Wort!

Lucie. Jetzt, da ich's weiß, muß ich es auch bekennen. Und jetzt — — ich darf ihm treu sein!



Albert Bartholomé: Relief von dem neuen Rousseau-Denkmal im Pariser Pantheon. Enthüllung: 28. Juni 1912.

Rousseaus Erziehungslehre

Ein Gedenkwort zu seinem zweihundertsten Geburtstage (28. Juni 1912)

Von Paul Hoche



Wenn wir auch in Deutschland in diesen Tagen Rousseaus gedenken, so geschieht es nicht nur, weil dieser Mann, alles in allem genommen, ein hervorragender Vertreter der Aufklärung in Frankreich gewesen ist, sondern weil ihm besonders in der Geschichte der Pädagogik eine wichtige Stelle gebührt, und weil er auf dem Erziehungsgebiet in Deutschland eine ebenso nachhaltige Wirkung wie in seinem Heimatlande Frankreich ausgeübt hat.

Wenngleich Rousseaus Leben nicht ohne Einfluß auf seine Schriften gewesen ist — wer z. B. seine köstlichen Ergüsse über sein glückliches, weltabgeschiedenes Dasein auf jener Petersinsel im Bieler See gelesen hat, weiß, wie schwärmerisch er die Natur liebte —, so liegt doch in diesem seinem Leben nicht die Hauptbedeutung. Ja, wenn man ihn als Pädagogen würdigt — und als solcher hat er doch das Größte erreicht —, läßt sich sogar mit Leichtigkeit feststellen, daß zwischen Leben und Lehre dieses Mannes durchaus keine Harmonie herrschte. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er, der im „Emil" der Welt den Idealmenschen zeigen wollte, seine eignen, in wilder Ehe geborenen Kinder im Findelhause aufziehen ließ. Theorie und Praxis im Erziehungsgeschäft zu vereinen, dazu war er überhaupt nicht imstande. Von seinen praktischen Erziehungsversuchen gesteht er selber: „Solange alles gut ging und ich sah, daß meine Sorge und Mühe Frucht brachte, so lange war ich ein Engel; aber ich war ein Teufel, wenn es schlecht ging. Verstanden meine Zöglinge mich nicht, so war ich außer mir; zeigten sie Bosheit, so hätte ich sie gern umgebracht. Ich durchschaute meine Zöglinge sehr gut, aber was half mir's, das Böse zu sehen, ohne mich auf dessen Heilung zu

verstehen.“ Nein, in seinem Leben liegt zwar viel Unglück, viel Vergiftung, Zerrissenheit, Ermüdung, Irrtum und Krankheit, aber nichts besonders Großes, um deswillen wir noch heute Anlaß hätten, seiner zu gedenken.

Rousseaus Bedeutung liegt einzig und allein in seinen Schriften, und das gilt wieder noch in erhöhtem Maße, wenn wir ihn als Pädagogen werten. In Betracht kommt hier eigentlich nur sein „Emil“, jener wunderliche, glänzend geschriebene Erziehungsroman, in dem hohe, unvergängliche Ideen mit verkehrten Grundanschauungen nebeneinander hergehen, der einen Erfolg hatte wie kein Erziehungsbuch vor- oder nachher, der die Geister in leidenschaftlicher Erregung schied, der auf Befehl der Regierung durch Henkershand verbrannt wurde, dessen Ideen aber einen Kant und Schiller aufs höchste begeisterten. Wenn heute das Interesse für die Kindererziehung in weiten Kreisen gestiegen ist, so hat jenes Buch des Franzosen beträchtlich dazu beigetragen.

Zwei Begriffe sind es, die Rouessau, wie in manchen seiner übrigen Schriften, so besonders auch im „Emil“, in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt: sie heißen Natur und Kultur. In seiner bekannten preisgekrönten Erstlingsschrift hatte er ja die sonderbar klingende Behauptung aufgestellt, daß „die Künste und Wissenschaften nicht zur Besserung der Sitten beigetragen hätten“. Verwandte Gedanken tauchen auch im „Emil“ vielfach auf. Der junge Held soll vollständig in und mit der Natur aufwachsen, möglichst unberührt von allem, was menschliche Kultur heißt. Das Buch beginnt sofort mit diesem seinem eigentlichen Thema: „Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen.“ In der Welt hat der Dichter nur diese Entartung, nämlich Unnatur gefunden. Auch in der Erziehung herrschen Künstelei, Verschrobenheit, überhaupt Unnatur vor. Auf diesem Wege kann die Menschheit seiner Meinung nach nicht besser werden. Da beschließt er in seiner Zurückgezogenheit von Montmorency, die große Frage zu lösen, wie ein neues, ein besseres Menschengeschlecht zu erziehen sei, und der Gedanke leuchtet hell wie eine Eingebung in ihm auf: Nur auf dem Wege der Natur!

Emil soll der erste dieses neuen Geschlechts sein. Seine Seele ist von Natur gut, und sie wird es bleiben, wenn der Erzieher alles das fernhält, was an verderblichen Einflüssen der menschlichen Gesellschaft und Kultur auf das Kind einwirkt. Die erste Tätigkeit des Erziehers ist also mehr negativ als positiv, nämlich bewahrend, behütend, abwehrend. Was sich entwickeln soll, das ist das rein Menschliche ohne Rücksicht auf einen bestimmten Stand und Beruf. „Leben ist die Kunst, die ich ihm beibringen will ... es heißt: fähig sein, sich als Mensch zu erhalten, die Schläge des Schicksals zu ertragen, dem Reichtum und der Armut zu trotzen, wenn es sein muß, auf Islands Gletschern oder auf den glühenden Felsen von Malta zu leben.“ Nur eine Autorität muß der Zögling zunächst anerkennen, das ist die Natur.

Fast ausschließlich gut ist, was Rousseau über die Erziehung im Säuglingsalter zu sagen hat. Mit Recht wendet er sich gegen die Verziehung des kleinen Kindes durch Verzärtelung in körperlicher Beziehung, durch Übersättigung mit Genüssen, durch Verfrühung in der gesamten Bildung. Mit eindringlicher Stimme ruft er die alte ewige Wahrheit aus: „Keine Mutter — kein Kind!“, und schärft den Frauen das Gewissen, die irgendeine andre Sache, oft die nichtigste, über das Erziehungsgeschäft stellen. „Oh, daß doch die Weiber wieder einmal Mütter würden!“

Im Knabenalter bis zu zwölf Jahren wird die sittliche Bildung am besten dadurch gefördert, daß der Zögling von den Lastern der Menschen ferngehalten wird. Also wieder Verhütungspädagogik! Da es ja in der Seele des Kindes nichts Verkehrtes gibt, nur Gutes, so muß es sich dann auch gut entwickeln. Von willkürlichen Strafen, von der strengen Zucht des Erziehers darf keine Rede sein. Es gibt nur einen Zwang, den das Kind kennen lernen darf, unter den es sich fügen lernen muß, das ist der der Natur, die Abhängigkeit von den Dingen.

Die Natur ist auch wieder das Buch, das den Knaben leiblich und geistig bilden soll; so vollendet soll er dadurch werden, daß er den „Verstand eines Weisen mit der Kraft eines Athleten“ in sich vereinen wird. Welches Ziel sich der Dichter in der körperlichen Erziehung setzt, zeigen die Worte: „Wäre es möglich, müßte er fliegen können wie ein Adler und feuerfest sein wie ein Salamander.“ In der Weise, wie er die intellektuelle Bildung erreichen will, berührt er sich mit Lockes Erfahrungspsychologie. Von der Anschauung, von der Erfahrung soll der Zögling allgemach zum selbsterworbenen Urteil hinaufsteigen. Bezeichnend sind Rousseaus Worte: „Er lerne die Wissenschaft nicht, sondern er erfinde sie.“ Von wirklichen Büchern lerne er nur den Robinson kennen, der ihm zum Ideal eines Naturmenschen werden wird.

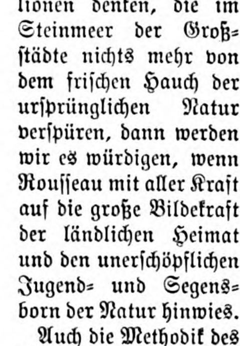
So wird Emil heranwachsen, nur auf sich selber bauend, mit keinen Irrtümern und Lastern als den unvermeidlichen — ein Naturkind, das verständig, gesund und glücklich gelebt hat. Als Jüngling tritt er in die menschliche Gesellschaft ein; in ihr und besonders in der Geschichte soll er die Menschen kennen und verstehen lernen. „In seinem fünfzehnten Jahre wußte Emil noch nicht, daß er eine Seele habe.“ Jetzt erst soll er mit den Grundwahrheiten der Religion bekannt gemacht werden, und seiner eignen Wahl



bleibt es überlassen, welcher Konfession er sich zuwenden will.

Unterdessen ist auch Emils künftige Lebensgefährtin in derselben Weise wie der Jüngling herangereift, und beide schließen den glücklichen Bund fürs Leben.

Wenn wir zu einer Beurteilung der Rousseauschen Pädagogik übergehen, so können wir ihr weder restlose Anerkennung zollen, noch sie unterschätzen, wie es häufig geschehen ist. Der „Emil" ist auch insofern ein recht wunderliches Buch, als in ihm neben ewigen großen Wahrheiten starke Irrtümer stehen. Goethe nannte das Buch das Naturevangelium der Erziehung, und in vieler Beziehung verdient es diesen Ehrennamen durchaus. Wie recht hatte Rousseau, gegen die herrschende Unnatur in der Erziehung einmal energisch zu Felde zu ziehen! Wie nötig wäre es, daß auch heute wieder manchmal ein solcher Rousseau aufstände und mit derselben Macht des Wortes die Sünden gegen die Natur strafte! Kein Pädagoge vor dem Verfasser des „Emil" hat wie dieser die eingeborenen, natürlichen, unveräußerlichen Rechte des Kindes betont, ja sie gleichsam, wie später Diesterweg bemerkte, erst entdeckt. Millionen von Kindern hat Rousseau vielleicht die Mutter wiedergegeben. In diesem Punkte berührt sich der französische Pädagoge mit Ibsen, wenn dieser sagt: „Die Frauen werden die Menschheitsfrage lösen, als Mütter müssen sie es tun."

J. J. Rousseau.

Auch die Ziele, die sich Rousseau stellt, enthalten zum Teil recht beherzigenswerte Gedanken. Der Mensch soll für das wirkliche Leben erzogen werden; die Erziehung muß die Ausbildung aller vorhandenen Anlagen erstreben! Mit der Vorherrschaft der alten Sprachen soll deshalb gebrochen werden, dagegen soll der Mensch die Dinge seiner Umgebung gründlich kennen lernen, Sach- und besonders Naturkenntnisse sollen an die Stelle des Wortwissens treten. Das Kind soll schon in der Jugend so erzogen werden, daß es später seinen Platz im Leben einmal gut ausfüllen kann. Ist es das nicht gerade, was wir heute so oft noch vermissen: die Rücksicht der Erziehung auf spätere Lebenstüchtigkeit? Daß der Harmonie des Menschentums etwas fehlt, daß geradezu die Basis für den vollkommenen Menschen mangelt, wenn Sinne, Leib und Seele verkümmern, das hat man heute wieder mehr als je erkannt; denn sonst ließe es sich nicht erklären, daß man die heutigen Bildungseinseitigkeiten — der ausgeprägte Intellektualismus unsrer Tage — durch eine erhöhte Körperkultur wieder auszugleichen sucht. Was wir heute aus der Not der Zeit heraus gezwungen tun, das hat Rousseau einst als ein selbstverständliches Ideal gezeichnet. Von ganz besonderem Werte war es auch, daß er den aufwachsenden Menschen so innig in der Natur verankern wollte. Die Unnatur, die er damals besonders in den höheren Gesellschaftskreisen fand, ließ ihm die Rückkehr zur Natur als einziges Heilmittel erscheinen. Wenn wir sehen, wie heute eine Falsch- und Überkultur sich breitmacht und unendliche Werte im Menschen vernichtet, wenn wir an die Millionen denken, die im Steinmeer der Großstädte nichts mehr von dem frischen Hauch der ursprünglichen Natur verspüren, dann werden wir es würdigen, wenn Rousseau mit aller Kraft auf die große Bildekraft der ländlichen Heimat und den unerschöpflichen Jugend- und Segensborn der Natur hinwies.

Auch die Methodik des Unterrichts hat durch Rousseau reiche Anregung, ja, man möchte sagen, eine völlige Umwandlung erfahren. Dem Mechanismus jener Zeit hat er eigentlich den Garaus gemacht. Was heute die Pädagogik als methodische Kardinalsätze anerkennt, das hat Rousseau mit einer für seine Zeit ganz überraschenden Klarheit ausgesprochen und im einzelnen auch am Beispiel Emils gezeigt. Nicht Worte, sondern Sachen! Damit verdammte er den Verbalismus seiner Zeit. Der Unterricht muß von der Anschauung ausgehen — damit nahm er vorweg, was wir seit Pestalozzi als oberste didaktische Weisheit anerkennen: die Anschauung ist das Fundament aller Erkenntnis! Wenn wir heute fordern, daß der Schüler bei jedem Unterricht so viel wie möglich selbsttätig sein müsse, so folgen wir damit nur Rousseaus Forderungen. Auch die heutigen Ziele des Arbeitsunterrichts lassen sich mit Leichtigkeit auf die im „Emil" niedergelegten Gedanken zurückführen.

Wenn wir so sehen, wie Rousseau in vieler Beziehung wirklich ein kühner und erfolgreicher Pfadfinder auf dem weiten Erziehungsgebiet gewesen ist, so soll und kann es sein Verdienst nicht schmälern, wenn wir bei objektiver Betrach-

tung auch die offenbaren Verkehrtheiten erkennen, die seinem Buche anhaften.

Einer der wichtigsten, aber entschieden irrtümlichen Obersätze seiner Pädagogik liegt gleich im Anfang seines Buches vor uns. Der Mensch ist ursprünglich gut, er entartet nur unter den Einflüssen seiner Mitmenschen. Mit dieser den Erfahrungen durchaus widersprechenden Prämisse von der ursprünglichen Güte im jungen Menschenherzen gelangt Rousseau natürlich zu falschen Folgerungen. Wenn das Böse als wirksame Macht nicht vorhanden ist, dann hätte Rousseau allerdings recht, wenn er verlangt, das ganze, was in der sittlichen Bildung zu geschehen habe, bestehe darin, zu verhindern, daß etwas geschieht. Dann hat er recht, wenn er meint, der menschlichen Autorität, des Zwanges bedürfe es in der Erziehung gar nicht. Diese Grundvoraussetzungen hat die Erfahrung längst als völlig falsch erwiesen. Die Erziehung muß mit dem angeborenen Bösen ebenso wie mit dem Guten rechnen. Wie wahr das ist, zeigt ja die heute von vielen neuen Pädagogen geforderte Freiheits- und Individualpädagogik. Warum haben wir eine erhöhte Jugendpflege nötig, warum läßt unsre Jugend in sittlicher Beziehung so viel zu wünschen übrig? Nicht allein, aber zum Teil deshalb, weil man heute in der Pädagogik der „Auslebetheorie" so sehr huldigt. Wir sind mit Rousseau darin einig, daß Moralpredigten am unrechten Ort, Tyrannei und finstere mönchische Zucht vom Übel seien, daß der Jugend ihr sonniges Kindheitsparadies gewahrt werden muß, verlangen aber ebenso mit Entschiedenheit, daß sich die Individualität der Kinder nach den Forderungen einer vernünftigen sittlichen, vom Erzieher ausgehenden Willenszucht entwickeln muß.

Ganz entschieden einseitig geurteilt ist es, wenn Rousseau jede menschliche Kultur als ein auf den Zögling verderblich einwirkendes Übel ansieht. Jede echte, gute Kultur kann nur segensreich wirken und das Kind emporheben, und wir können nur wünschen, daß das Kind recht in sie hineinwachse. Wir halten jede gute Kultur deshalb für einen fördernden, still aber sicher wirkenden Miterzieher des jungen Menschen. Aber selbst wenn Rousseau recht hätte, so wäre sein Gedanke, das Kind den menschlichen Einflüssen fernzuhalten, doch recht belanglos; denn es wäre ja eine offenbare Utopie, den Menschen bis in seine reiferen Jahre in der völligen Weltabgeschiedenheit aufzuziehen. Und wäre selbst die Möglichkeit einer solchen Erziehung gegeben, so müßte der Jüngling doch später einmal in die Welt eintreten und wäre ihren tausendfachen Einwirkungen dann hilflos preisgegeben.

Es hört sich wohl schön an, wenn verlangt wird, Emil solle zunächst nur zum Menschen erzogen werden. Aber ist es in unsrer Welt, unter den Verhältnissen, in denen unsre Jugend nun einmal aufwächst, möglich, so rücksichtslos zu erziehen? Ganz sicher nein. Die an und für sich vernünftige Idee, das vorhandene gute Menschliche im Zögling nach Möglichkeit zu entfalten, ist bei Rousseau eben ins Extrem getrieben und wird zuletzt zur absurden Phantasterei.

Ein Irrtum ist es auch, wenn der Erzieher des Emil meint, die höheren Anlagen schlummerten in den Kinderjahren noch, und es wäre die Bildung zur Religion beispielsweise in dieser Zeit noch unnötig und unmöglich. Auch hier braucht wieder nur auf die Erfahrung hingewiesen werden, die dem französischen Pädagogen völlig unrecht gibt. Es liegt ein gewisser Widerspruch in seiner Zeichnung des menschlichen Idealbildes, wenn er Gemüt und Phantasie — auch die Phantasie, die doch den Lebensnerv des Kindes ausmacht — in der Erziehung so völlig unberücksichtigt läßt.

In eine arge Utopie verfällt Rousseau auch, wenn er die gesamte Erziehung des Zöglings in die Hände eines Hauslehrers, eines Erziehungsmeisters legt. Abgesehen davon, daß das eine etwas kostspielige Erziehung ist, den Ausdruck nicht nur buchstäblich genommen, wird die Familienerziehung vollständig ausgeschaltet. Diese ist und bleibt aber das Natürliche, das Gegebene, wenigstens für die Masse der Menschheit. Auch in diesem Punkte zeigt es sich wieder, wie wenig Anregungen aus dem Leben des Dichterpädagogen in seine Lehre übergegangen sind.

Überhaupt muß Rousseaus Pädagogik danach mit gewürdigt werden, daß sie nur als Gedankengebäude besteht. Wäre dieser Mann nicht nur als Schriftsteller tätig gewesen, sondern hätte er seine Ideen auch praktisch zu erproben gesucht, so hätte er wohl in manchen Dingen seine Meinung gründlich geändert. Aber so blieb er auch in seiner pädagogischen Lehre der wunderliche Mensch, als den wir ihn aus seiner Lebensführung kennen.

In Deutschland hat er die Pädagogik vielleicht mit am meisten beeinflußt. In dem Fahrwasser seiner Gedanken segelten hier bald die Männer, die unter dem Namen Philanthropen bekannt geworden sind, und die der voraufgehenden pietistischen Richtung eines Francke und Spener mit ihrer Erziehung für den Himmel die Gedanken der Aufklärungsperiode mit dem Ziele der irdischen Glückseligkeit gegenübersetzten. Auf Rousseauschen Ideen fußend, gingen aber die deutschen Pädagogen insofern weiter, als sie ausnahmslos auch praktisch tätig waren und das Utopistische in der Lehre des geistreichen Franzosen beiseiteließen.



Karl Schmoll von Eisenwerth: Weiße Rosen.

Von der Großen Berliner Kunstausstellung
im Sommer 1912.




Kleine Baumeister

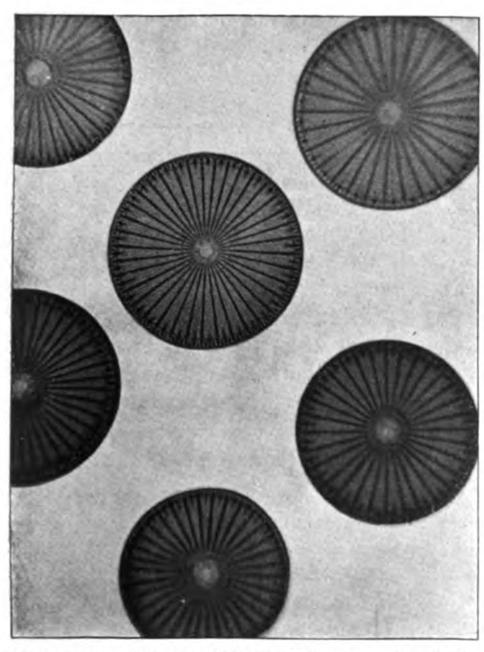
Ein Kapitel aus der Wunderwelt des Mikroskops von K. Diederichs (Eutin)

Mit 16 Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers

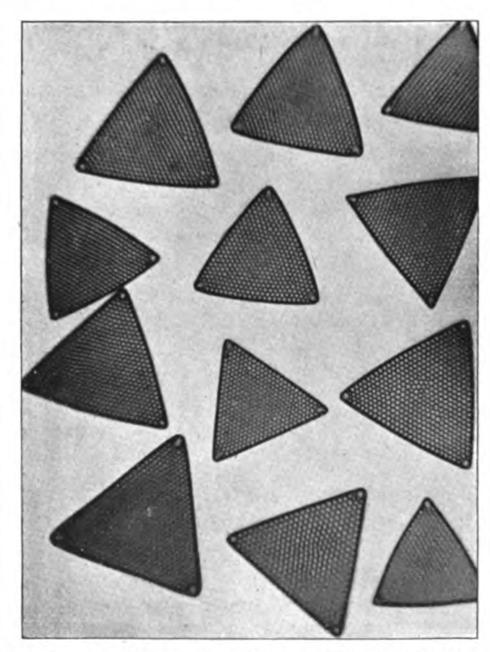
„Der Welten kleinste ist auch wunderbar und groß, und aus dem Kleinen bauen sich die Welten" — diese Worte stehen in der sächsischen Kreisstadt Delitzsch am Geburtshause Christian Gottfried Ehrenbergs, des Altmeisters der Infusorienkunde. Und in der Tat weitet sich auf wunderbare Weise der Blick für die großen Zusammenhänge des Weltalls, wenn man sich in die wechselvolle Lebensgeschichte jener unzähligen kleinen einzelligen Urwesen vertieft, die Ernst Haeckel unter dem Namen der Protisten zusammengefaßt hat.

Durch einen Zufall wurde der Naturforscher Ehrenberg im Jahre 1836 auf diese winzigen Lebewesen aufmerksam: es kam ihm nämlich die sogenannte Franzensbader Kieselgur in die Hände, und bei genauerer mikroskopischer Untersuchung erkannte er, daß diese feinerdige, zu großen Klumpen geballte Masse aus zahllosen Resten winziger Pflänzchen bestand. Es handelte sich hier um die unvergänglichen Kieselgerüstchen abgestorbener Algen, der sogenannten Diatomeen oder Kieselpanzeralgen. Ehrenberg untersuchte nun im Laufe der Zeit noch zahlreiche Erdarten aus aller Herren Ländern und wurde alsbald zu seinem Erstaunen gewahr, daß viele nichts andres sind als nahezu reine Ansammlungen solcher unvergänglichen Protistenreste. Diese Entdeckung Ehrenbergs haben dann seine Nachfolger weiter verfolgt und ausgebaut, und allmählich trat immer deutlicher zutage, welche wichtige Rolle jenen fossilen Resten, wie sie der von Ehrenberg zuerst untersuchte Franzensbader Ton birgt, als Schichtenbildnern unsrer Erdrinde zukommt.

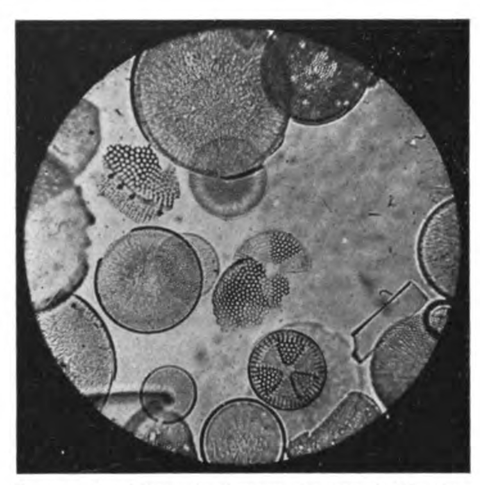
Um einen Begriff von dieser Wunderwelt zu bekommen, die in dem toten Stein, dem grauen Staub zu unsern Füßen sich lebendig offenbart, wollen wir zunächst die Dia-



Diatomeen: Arachnoidiscus Ehrenbergii. Fossil aus Kalifornien. 100 mal vergrößert.

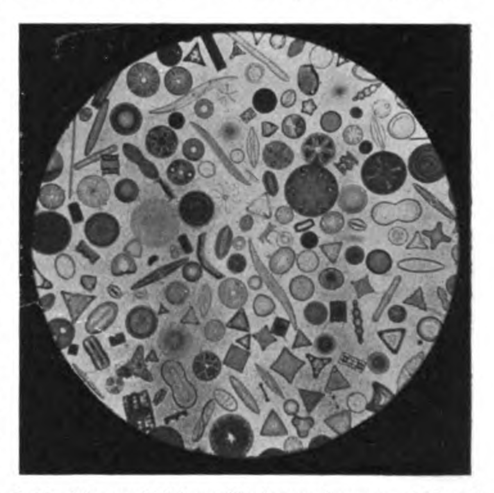


Diatomeen: Triceratium favus. Aus der Nordsee. 100 mal vergrößert.



Sogenannte eßbare Diatomeenerde von Nottingham (Amerika.) 200 mal vergrößert.

tomeen etwas näher betrachten. Wie bereits der Name „Kieselpanzeralgen" andeutet, besitzen diese Urpflänzchen eine Hülle aus reiner Kieselsäure, die nahezu unvergänglich ist. Dieser Diatomeenpanzer nun gehört zu den anziehendsten mikroskopischen Objekten. Zahlreiche feine Kanälchen, wunderbar zierliche Rippen, Leisten und Knoten schmücken die zarten Glasschälchen, die man in ihrer Feinheit und Regelmäßigkeit wohl herrlichen Kunstwerken vergleichen darf. Hinzu kommt ein unübersehbarer Formenreichtum, der fast keine Grenzen zu kennen scheint, denn viele tausendmal hat die formlose Pflanzenzelle neue Formen aus sich herauskristallisiert. Der Bau dieser Diatomeen ist höchst einfach, ihr Körper hat den morphologischen Wert einer Zelle, und dieses unscheinbare pflanzliche Leben scheidet zum Schutze und zur Stütze eine starre Zellhaut aus, die aus zwei, mit ihren Öffnungen gegeneinandergekehrten Hälften besteht, welche sich wie Deckel und Unterteil einer Schachtel zueinander verhalten. In dieser Zellhaut ist das Protoplasma eingebettet. Alle Diatomeen sind winzig kleine Gebilde, die weit unterhalb unsrer Sehgrenze liegen. Dem unbewaffneten Auge werden sie erst bemerkbar, wenn ihrer viele Millionen neben- und übereinanderliegen. Der Verbreitungsbezirk der Kieselalgen ist ungeheuer groß; ihr Lebenselement ist das Wasser, sowohl das süße wie das salzige. Jedes Gewässer, vom kleinsten Tümpel bis zum unendlichen Meer, beherbergt sie in unzähligen Massen, ja, selbst mäßig feuchte Erde genügt für ihr Gedeihen. Mit Hilfe ihrer schönen Schale, die nicht selten durch allerlei seltsame Anhängsel besonders dafür eingerichtet ist, durchsetzen sie schwebend das Wasser. Ihre Lebensmasse aber, das Protoplasma, stirbt ab, und die feinen Kieselskelette sinken gleich einem beständigen geheimnisvollen Kieselregen auf den Grund der Gewässer, um hier im Verlaufe von Jahrtausenden einen dicken weichen Teppich zu bilden. Die Wasser aus jenen längst verklungenen Zeiten sind verrauscht, jene unvergänglichen Ablagerungen an ihrem Grunde jedoch überdauern sie alle.



Zahlreiche verschiedene Diatomeenformen. 125 mal vergrößert.

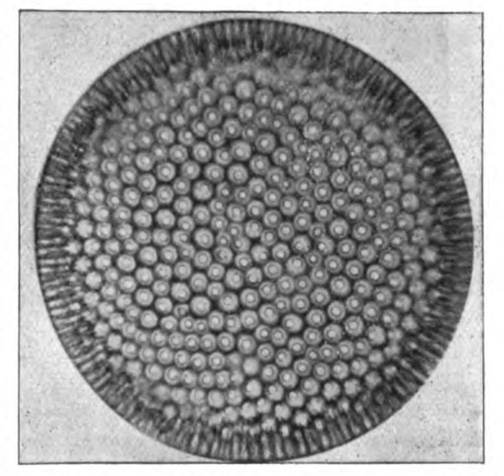


Diatomeenerde von Berlin. 150 mal vergrößert.

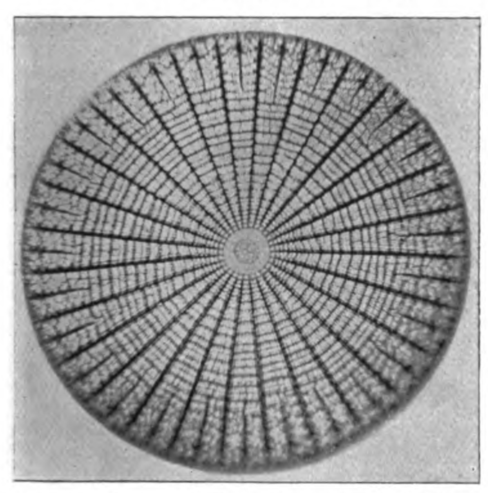
Die Forscher haben bewiesen, daß tatsächlich alle jene mächtigen diluvialen und ter-

tiären Erdschichten, die man als Bergmehl, Tripel, Kieselgur u. a. bezeichnet, nichts weiter sind als fossile übereinandergehäufte Kieselpanzer von Diatomeen. So kommen z. B. die Bergmehle — lockere, staubartige Erden von weißgrauer oder gelber Farbe — an den verschiedensten Stellen der Erde vor, bei uns in Deutschland hauptsächlich in der Lüneburger Heide. Am stärksten haben sich jedoch solche vorweltliche Diatomeenreste in Amerika angesammelt. Dort gibt es Kieselgurlager von ungeheurer Ausdehnung und Mächtigkeit.

Alle diese Fundstellen werden zu industriellen Zwecken nach allen Regeln der Kunst bergmännisch abgebaut, denn die Diatomeenerden eignen sich vorzüglich zur Herstellung



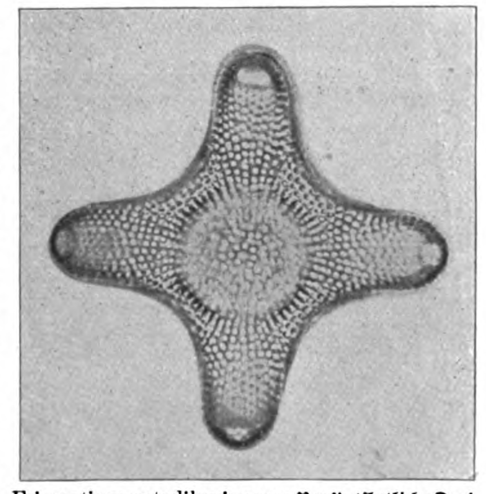
Coscinodiscus robustus: **Kräftig durchlöcherte Siebalge. Fossil aus St. Monica, Kalifornien. 300 mal vergrößert.**



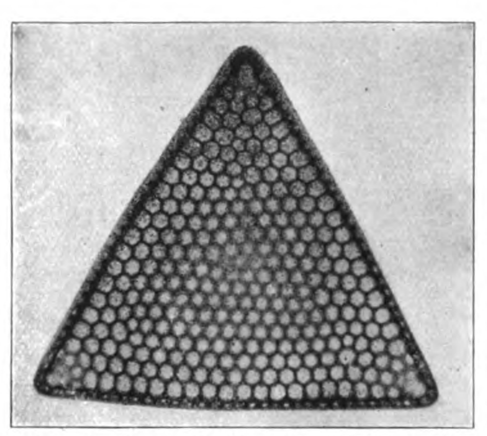
Arachnoidiscus ornatus: **Spinnenweb-Scheibenalge. Aus den chinesischen Gewässern. 300 mal vergrößert.**

von Glas und Steingut. Das hat man früh erkannt: schon im Jahre 1790 wurde die Kieselgur von Santafiora zur Bereitung von Ziegeln gebraucht. Ferner finden diese Erden ausgedehnte Verwendung in der Farben- und Papierfabrikation, und selbst zur Herstellung des furchtbarsten Zerstörungsmittels unsrer Zeit: im Jahre 1867 bereitete Alfred Nobel durch Vermengung des Nitroglyzerins mit Diatomeenerde das Dynamit. Die Erdmehle, jene berühmten eßbaren Erden verschiedener Völker, die beispielsweise aus Schweden alljährlich in ganzen Wagenladungen ausgeführt werden, wie auch die aus den ältesten kulturgeschichtlichen Nachrichten bekannten Brotsteine der Chinesen, die in Hungerjahren als Nahrung dienen — sie alle bestehen lediglich aus den Kieselpanzern der Diatomeen.

Aber nicht allein lockere Erdmassen verdanken diesen Urpflänzchen ihre Entstehung, sondern auch feste Gesteinarten sind daraus aufgebaut. Aus dem Schlamme, welcher sich am Grunde der Meere angesammelt hat, und der, wie gesagt, zum weitaus größten Teil aus abgestorbenen Protistenresten besteht, sind die meisten geschichteten Gesteine hervorgegangen. So sind z. B. alle die sogenannten Polier- und Saugschiefer, wie wir sie in den Braunkohlengebirgen Böhmens,



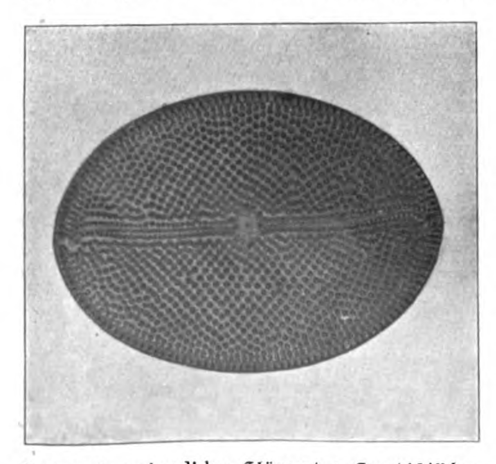
Friceratium antediluvianum: **Vorsintflutliche Dreihornalge. Aus dem Golf von Neapel. 300 mal vergrößert.**



Triceratium favus: Dreihornalge. Aus der Nordsee. 300 mal vergrößert.

etwa bei Bilin, treffen, reine Ablagerungen äußerst winziger Kieselalgen. Ebenso ist der alluviale Tonboden, auf dem unsre Reichshauptstadt steht, wie auch der Untergrund von Königsberg nichts andres als riesenhafte Anhäufung solcher glasheller Kieselzellen.

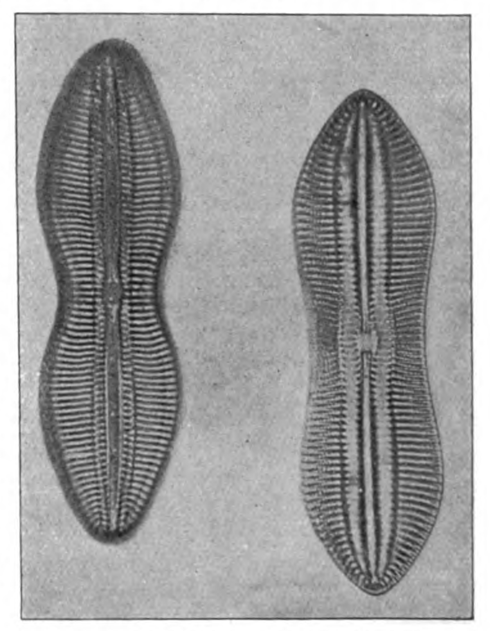
Weit imposanter noch als die Werke der Urpflanzen sind diejenigen der Urtiere. Die zahlreichen Tiefsee-Expeditionen der letzten Jahrzehnte haben auf Grund genauer Lotungen bewiesen, daß die ungeheuren Meerestiefen nicht einfache Mulden sind, sondern daß sich auf dem Meeresboden ganz ebenso wie auf der Erdoberfläche durch Schrumpfungsvorgänge zahlreiche Furchen und Rillen gebildet haben. Steile Berge, enge Täler und jähe Abstürze freilich gibt es auf dem Meeresboden, sobald man von der Küste weit genug entfernt ist und von den Korallengebieten



Orthoneis splendida: Glänzendes Geradschiffchen-fossil aus Ungarn. 350 mal vergrößert.

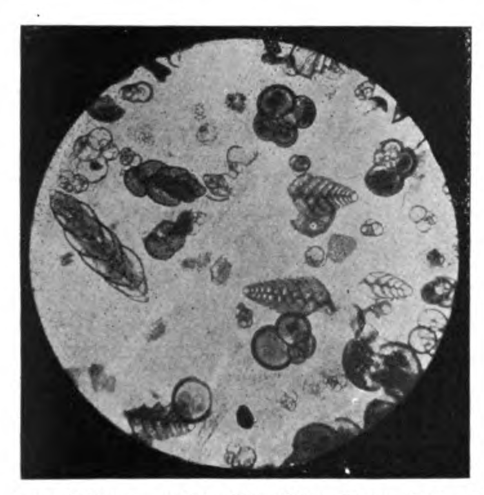
absieht, nicht. Die unschätzbare Länge der Zeit hat mit ununterbrochen niederrieselnden Sinkstoffen alle schroffen Übergänge wie mit einem Teppich überdeckt. Über die Zusammensetzung dieser Stoffe haben die zahlreichen Grundproben, welche die Tiefsee-Expeditionen, namentlich die englische des „Challenger“ und die deutsche der „Valdivia“, an das Tageslicht gebracht haben, nähere Auskunft gegeben, und merkwürdige Dinge sind da heraufgestiegen aus den Wassern der Tiefe.

Je weiter man sich von den Küsten entfernt, desto schneller verschwindet der Schutt, der dem Meeresgrunde beständig in großer Menge durch Flüsse zugeführt wird, und an



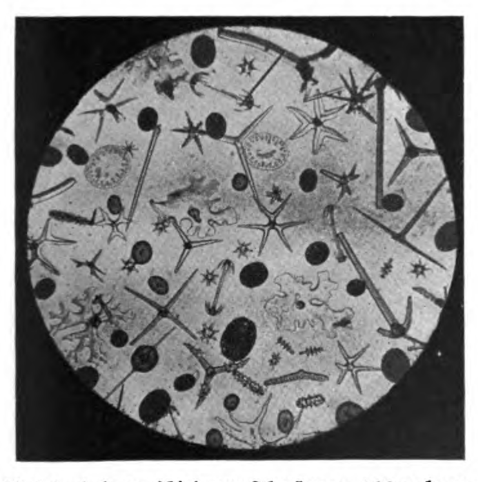
Navicula gemmata: Edelsteinschiffchen. Aus dem Golf von Neapel. Navicula pandura: Pandurasschiffchen. 300 mal vergrößert.

seine Stelle tritt ein fein in Ablagerungen geschichteter Schlamm, über dessen Natur uns das Mikroskop Aufschluß gibt. Betrachtet man zum Beispiel eine solche Bodenprobe aus dem Atlantischen Ozean im Kleinseher, so findet man, daß der dort weitverbreitete gelbliche klebrige Schlamm aus unzähligen sehr zierlichen Gehäusen gebildet wird, die Schneckenschälchen und Ammonshörnern täuschend gleichen. Es sind die Schalen von Foraminiferen oder Kammerlingen, winzigen, nur aus einer einzigen Zelle bestehenden Urtieren, die während ihres Lebens



Foraminiferen aus dem Atlantischen Ozean. 125 mal vergrößert.

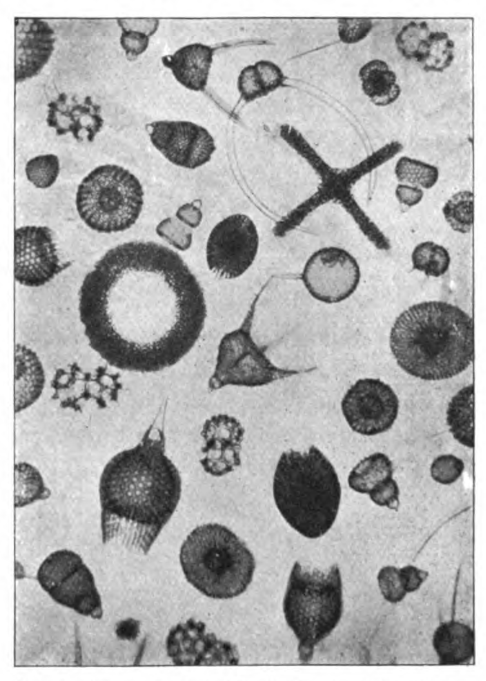
imstande sind, den im Meerwasser gelösten Kalk in sich aufzunehmen und auf ihrer Oberfläche in Gestalt von zierlichen Gehäusen wieder auszuscheiden. Die Lebensmasse, das Protoplasma dieser Urtiere stirbt ab, und ihre Schalen sinken langsam auf den Meeresgrund. Besonders eine Gattung, die sogenannten Globigerinen aus der großen Familie der Kammerlinge, hat mit ihren Schalen großen Anteil an der Bildung dieses Bodensatzes. Wie ungeheuer die Zahl dieser Kammerlinge ist, beweist die Tatsache, daß man nach möglichst genauer Zählung 225000 Schälchen in einem einzigen Kubikzentimeter Ozeanschlamm gefunden hat. Dieser Foraminiferenschlamm bedeckt schätzungsweise zwei



Kieselnadeln verschiedener Schwämme. 100 mal vergrößert.

Fünftel des heutigen Meeresbodens, im Atlantischen Ozean allein 128 Millionen Quadratkilometer. Über eine Tiefe von 5000 m aber reicht er nicht hinaus.

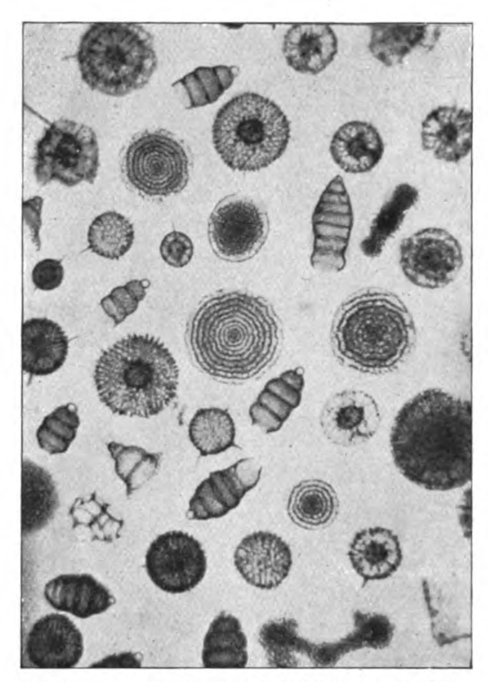
Dem weißen Kalkteppich dieser Urtiere verdankt unsre heutige Schreibkreide ihren Ursprung. In der Epoche der Erdentwicklung, die man die Kreidezeit nennt, waren die heutigen Kreidefelsen Rügens und Englands nichts andres als Globigerinenschlamm. Jahrtausendelang haben sich die Ablagerungen der Kalkschälchen auf dem einstigen Meeresboden angesammelt, und der ungeheure Wasserdruck, der auf diesen großen



Radiolarien von Jeremié auf Haiti. 250 mal vergrößert.

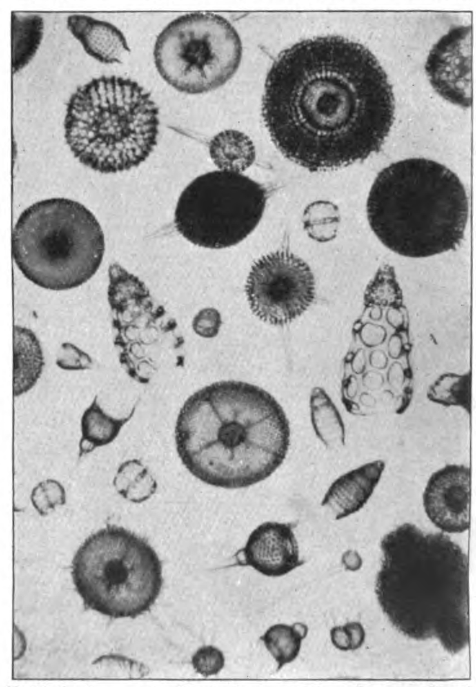
Tiefen liegt, hat sie fest zusammengepreßt und verkittet. Spätere Bewegungen und Störungen der Erdrinde haben den alten Meeresboden dann trockengelegt und die weißen Berge und Inseln aufgetürmt.

In je größere Meerestiefen man hinabdringt, desto mehr nimmt allmählich der Foraminiferenschlamm ab, meist ist er schon bald nach Überschreitung der 4000-m-Grenze zu Ende, und wahrscheinlich ist es der ungeheure Druck neben dem beständig zunehmenden Kohlensäuregehalt des Wassers in diesen Gaurisankarschlünden, die vereint jene



Radiolarien von Licata auf Sizilien. 250mal vergrößert.

Kalkschälchen auflösen, wie etwa heißes Wasser ein Stück Zucker. Wenn nun auch kein Globigerinenschutt dort unten liegt, Schlamm ist trotzdem in großer Menge vorhanden, und zwar besteht er in diesen Regionen aus den abgestorbenen Resten einer andern Urtierart, aus den Kieselpanzern der Radiolarien. Im Atlantischen Ozean freilich fehlt dieser Schlamm fast gänzlich, dagegen bedeckt er im Westen und in der Mitte des Großen Ozeans in einer Tiefe von 4000 bis 7000 m ungeheure Strecken des Meeresbodens. Die Radiolarien sind nur in der Tiefsee lebende einzellige Urtiere, die sich ein Stützgerüst aus demselben Material wie die Diatomeen bilden, nämlich aus reiner Kieselsäure. Zu Milliarden bevölkerten sie von Anbeginn die Tiefenzonen der Meere, und nach dem Tode des Weichkörpers sinken die unverweslichen Kieselskelette auf den Boden. Jedes einzelne Körnchen, erst bei starker mikroskopischer Vergrößerung zu unterscheiden, erweist sich als ein Kieselgebilde von wunderbarer Schönheit. Und welch ungeheurer Formenreichtum bei Urtieren von so einfacher Grundorganisation! Über viertausendmal hat sich das Zellklümpchen in immer neue prächtige Formen gezwängt. Der zarte Körper dieser Tierchen wird durch Kieselstrahlen, die vom Inneren ausgehen, getragen und im Wasser in der Schwebe gehalten. Innere und äußere Kapseln stützen diese Strahlenbündel und schaffen so entzückende Kunstformen tausenderlei Art. Man glaubt wirklich die Herrlichkeiten eines versunkenen Schatzes zu sehen: blitzende Schilde mit Strahlen und Dornen, prunkende Ordenssterne, Malteserkreuze, Rauten und Dreiecke wechseln mit wunderlichen Sarazenenhelmen, silbernen Kronen, Sternen und durchbrochenen Kugeln ab. Welch unerhörte Mengen dieser winzigen Geschöpfe müssen das Meerwasser erfüllt haben und noch erfüllen, um jene gewaltigen Lager in der Tiefe aufzubauen! So bestehen zum Beispiel die Mergelfelsen der Antilleninsel Barbados und ganze Gebirgszüge Haitis aus nahezu reinen Ablagerungen von Radiolarienskeletten. Also schon damals, in der Miozänzeit der Erde, haben die Radiolarien ganz so wie heute ihre Schälchen als Meeresschlamm abgelagert und in der Folge langsam zu Fels verhärtet. Durch vulkanische Katastrophen ist dann dieser Wunderfels als Gebirge hoch über den Spiegel des Ozeans heraufgehoben worden.



Radiolarien von Barbados. 250mal vergrößert.



Hugo van der Goes: Ausschnitt aus dem Portinari-Altar. (Original in den Uffizien zu Florenz.)

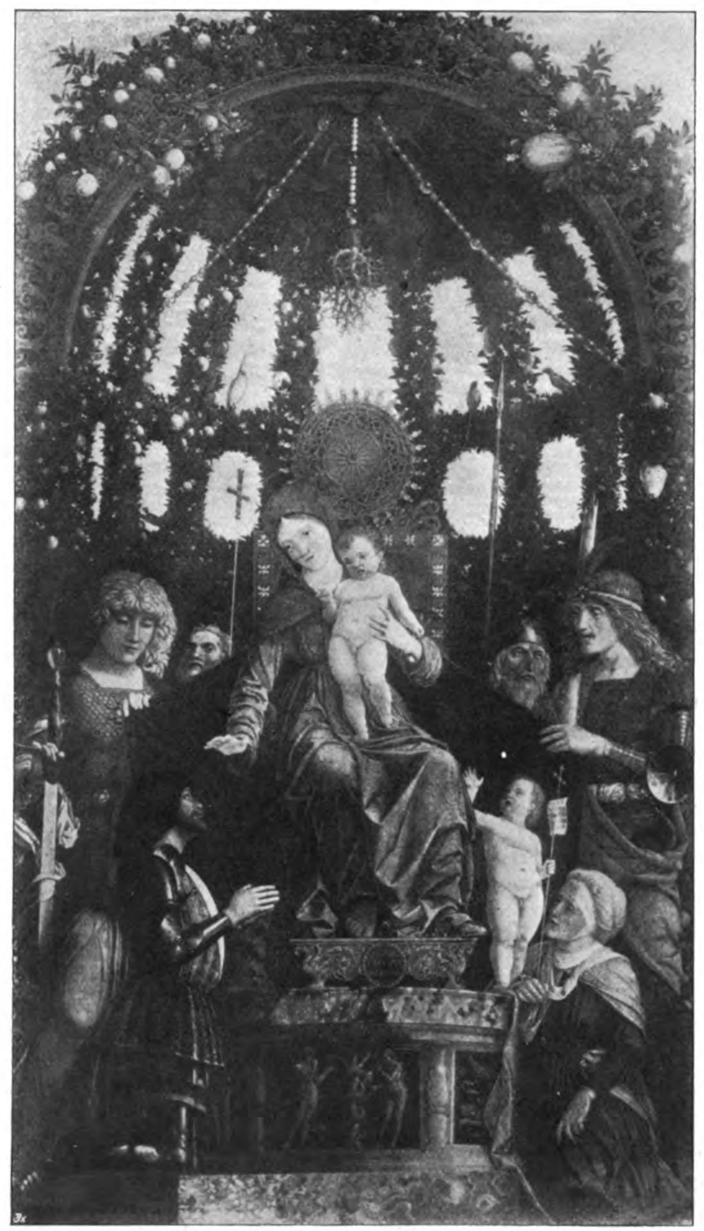
Das Blumenstück

Von Wilhelm Waetzoldt

An den Stilleben in unsern Museen und Ausstellungen geht das große Publikum meistens rasch vorüber. Stilleben gelten — so kann man oft hören — als langweilig. Ja, für manche ist das Stilleben nur ein Nebengebiet der Malerei, auf dem sich besonders gern die Dilettanten tummeln. Die malerische Wiedergabe mehr oder weniger eßbarer Dinge pflegt in den Wohnungen ins Speisezimmer verwiesen zu werden, also dahin, wo man am seltensten mit Augenfreuden rechnet. Und doch ist das Stilleben eine der Lieblingsaufgaben der modernen Kunst geworden. Gerade das, was der Laie ihm vorwirft: die inhaltliche Bedeutungslosigkeit, macht es dem Künstler der Gegenwart wert. Bietet ihm doch die „Nature morte" am ehesten eine Gewähr dafür, daß der Bildbetrachter nicht durch ein literarisches oder gar nur anekdotisches Interesse von der Form- und Farbenwirkung, vom „Wie" der Darstellung abgezogen wird.

Geschichtlich betrachtet ist das Stilleben eine der jüngsten Stoffprovinzen der Malerei. Es hat lange gedauert, ehe es sich — im siebzehnten Jahrhundert — als eine selbständige Bildgattung aus dem Historien- und Genrebild losgelöst hat. Verkappt gleichsam war es ja schon lange überall da vorhanden, wo das Gefühl von der malerischen Gleichberechtigung alles Sichtbaren den Maler für die „tote" wie die lebende Natur die gleiche Liebe empfinden ließ. Die bisher ungeschriebene Geschichte des Stillebens läßt sich am leichtesten überblicken, wenn man sich darauf beschränkt, das Auf und Ab der malerischen Interessen an einem seiner Themen, zum Beispiel am Blumenstück, abzulesen.

In der italienischen Malerei fallen die Anfänge des Blumenstücks ungefähr mit denen des Bildnisses zusammen. Während aber die Bildnismalerei sich rasch von der Gebundenheit an das sakrale und profane Historienbild freimacht, dienen stillebenhafte Elemente der malerischen Belebung des Vor-



Mantegna: Madonna della Vittoria. (Original im Louvre zu Paris.)

szene hinüber. Auch versagt er es sich nicht, der heiligen Anna einen ganzen Früchte-Giardinetto in die Wochenstube tragen zu lassen. Lilien, Lorbeer- und Orangenbäume schließen die Hintergründe stiller Madonnenbilder Botticellis, seine Frühlingsgöttin trägt Rosengürtel und Blütenkranz. Im offenen Fenster des Mädchenzimmers der heiligen Ursula von Carpaccio stehen venezianische Blumentöpfe. Aus der alten Vorstellung der Maria im mystischen Garten entwickelt Mantegna das herrliche Motiv der in einer Blumenlaube thronenden Madonna (s. die nebenstehende Abbildung). Unter der Hand Leonardos wird aus Blatt und Blüte Botanik; zart und doch fest gehen Rötel und Feder dem organischen Bau der Pflanze nach, wie sein Seziermesser dem System der Muskeln und Sehnen (Abbild. S. 701). Eine einzige flüchtige Handbewegung — so im Vorüberrauschen — muß dem Gott-Vater Michelangelos genügen, um der wüsten und leeren Erde ein farnkrautartiges kümmerliches Gewächs zu entlocken: die Vegetation. Wer würde aber auch Blumen in Michelangelos Werkstatt erwarten? Wie eine Allegorie der Fruchtbarkeit hebt Tizians junge Tochter die Fruchtschale uns entgegen, und ebenso leicht verständlich ist die „Blumensprache“ dargebotener Veilchen und Rosen in der Hand einer galanten Schönen.

der- und Hintergrundes; sie bleiben ein Beiwerk. Der unbefangene und allseitig um sich greifende Wirklichkeitssinn des Quattrocentos freut sich der ersten Blumenstücke im Andachtsbild. Schon Taddeo Gaddi hatte die Gartenstadt Florenz für die Malerei entdeckt. Ghirlandajos Sachlichkeit nimmt unbefangen die häusliche Augenweide gefüllter Blumenvasen in den Ernst der Abendmahls-

Es scheint, als habe der Blumenaufbau, das „Bukett“, dem baumeisterlichen Sinne



Leonardo da Vinci: Blumenstudie. Federzeichnung. (Paris, Louvre.)

der italienischen Künstler wohlgetan. Dagegen bevorzugt seit der Wiesenpracht des Genter Altars das niederländische Naturgefühl die Blume als Individuum. Hugo van der Goes stellt den Tonkrug mit Iris und Feuerlilien und das Glas mit Akelei zwischen lose Veilchen auf den Estrich neben das strampelnde Christkind, obwohl er das Bild für eine Florentiner Kirche malt (Abbild. S. 699). In den Verkündigungsbildern der Rogier van der Weyden, Memling und Gerard David leuchtet die symbolische weiße

Lilie in schöngeformter Vase. Wie „Buntblümeleinpoesie“ höfischer Lyrik klingt es, wenn des oberrheinischen Meisters „Maria in den Erdbeeren“ thront, wenn Meister Wilhelm von Köln die „Madonna mit der Erbsenblüte“ malt. Und dann umbauen gar Stefan Lochner (Abbild. S. 702) und Martin Schongauer den Sitz der Lieben Frau mit einem ganzen Rosenhag, und Cranachs Heilige Familie rastet auf der Flucht im Grünen unter einer bemoosten Edeltanne. Dieselbe Freude am Sehen in Ausschnitten und die gleiche Ehrfurcht vor jeder vegetabilischen Sonderexistenz führten unserm Albrecht Dürer die Hand, als er aus der Ameisenperspektive Schafgarbe, Wegerich und die zahlreichen Grasarten des „Rasenstücks“ mit unendlicher Zartheit durchbildete (Abbild. S. 703).

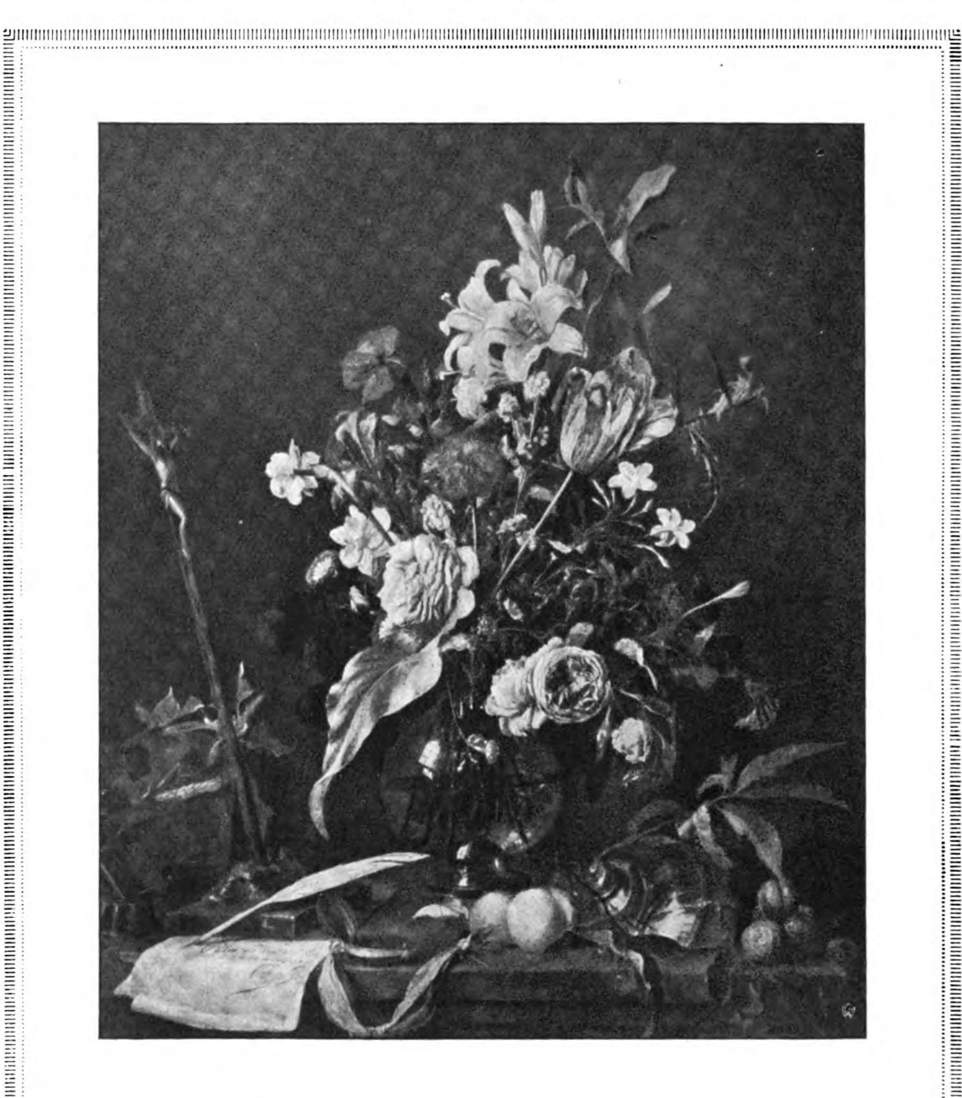


Stefan Lochner: Madonna im Rosenhag. (Original im Museum zu Köln.)



Albrecht Dürer: Großes Rasenstück. Aquarell. (Wien, Albertina.)

Blumen hatte man also — das sehen wir aus den wenigen genannten Beispielen — schon seit zwei Jahrhunderten gemalt, ehe es „Blumenmaler“ gab. Es ist wohl kein Zweifel, daß das Aufkommen dieser Spezialisten im siebzehnten Jahrhundert mit der bekannten Blumenleidenschaft der Holländer zusammenhängt. Jetzt porträtieren die beiden de Heem (Abbild. S. 704) edle und kostbare Blumenindividuen, und die erfahrenen Augen der Blumenzüchter wachen über der gärtnerischen Zuverlässigkeit der Bilder eines Justus und Jan van Huysum (Abbild. S. 705). „Sie empfingen“ — sagt Goethe von den holländischen Blumenmalern — „die Gegenstände von Blumenliebhabern, sie vereinigten sich mit ihnen über den Wert derselben und stellten sie in dem vollsten ästhetischen Glanze dar. Wie nur Licht und Schatten, Farbenwechsel und Widerschein irgend spielen woll-



Jan Davidsz de Heem: Blumenstück mit Beiwerk. (Original in der alten Pinakothek zu München.)

ten, ließ sich hier kunstreich und unerschöpflich nachbilden. Diese Werke haben den großen Vorteil, daß sie den sinnlichen Genuß vollkommen befriedigen. Blumen und Blüten sprechen dem Auge zu, Früchte dem Gaumen, und das beiderseitige Behagen scheint sich im Geruch aufzulösen."

Die Blume hat in der Phantasie Rembrandts nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Sein Stillebenbedürfnis befriedigt sich an Gestein und Geschmeide, Pelzwerk und Waffen, an Büchern und — zu monumentaler Auffassung gesteigert — am geschlachteten Ochsen. Wenn Saskia uns eine Nelke entgegenstreckt, so gedenken wir des altvertrauten Liebessymbols, das uns aus zahlreichen Bildern, vom „Mann mit der Nelke" an bis zu des jüngeren Holbein Hans Gyße, bekannt ist. Als aber Rembrandt einmal ein junges Mädchen als „Flora" ausstaffierte, schlang er ihr anteillos ein Allerweltsgewächs um die Haarflechten und füllte ihr Kleid mit



J. van Huysum: Blumenstrauß und Vogelnest. (Original in der Dresdner Gemäldegalerie.)

irgend etwas Blumigem. Ihm war scheinbar die Gartenfreude des Rubens fremd, und nichts zog seine vom Leben arg zerzauste Seele zum Blühenden und Duftenden hin. **Rubens aber kann nicht sein ohne die schwelgerische Pracht** der Sommerblumen; ein Gefühl innerer Verwandtschaft gleichsam verbindet seine Malerei mit allem Satten, Reifen, Bunten, Glühenden in der Natur. Mit **welcher** Wonne greifen die Kinderhände in **den Früchtekranz!** Wenn es aber gilt, um das Madonnenbild den Blumenkranz zu malen oder die „Statue der Natur" von den Grazien schmücken zu lassen, so ruft er den Spezialisten Jan Breughel zu Hilfe.

Seitdem das Blumenstück in der holländischen Kunst zu einer selbständigen Bildgattung geworden ist, verschwindet es nicht wieder aus der Geschichte der Malerei. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eifert der Frankfurter Abraham Mignon mit handwerklichem Geschick David

de Heem nach. Der Rokokomalerei Frankreichs bedeuten Blumen so viel oder so wenig wie Landschaften: sie dienen als Schmuck und Hintergrund arkadischer Szenen. Nicht in der Natur, vielmehr in den Dekorationen der Schäferspiele finden sich ihre Vorbilder. Der schwere Blumenkranz belgischer Barockmaler ist zur zarten Ranke der drei Grazien Nattiers, die holländische bildfüllende Blumenvase ist zum Blumenkörbchen der „Musette" Bouchers geworden. Eine zweite Blütezeit der Stillebenmalerei hebt dann mit Chardin an, dem Liebling unsrer Impressionisten. Über Courbets vom Blut des Rubens genährte Blumenstücke führt der Weg zu Manet. In seiner Olympia spielt der Strauß, den die Negerin der nackten Frau bietet, noch die Rolle eines „Farbenbuketts", das an dieser Stelle von der koloristischen Bildkomposition gefordert wird. Allmählich tritt an die Stelle stillebenhafter Elemente das selbständige Stilleben. Nun



Philipp Otto Runge: Pflanzensilhouetten.

entstehen jene Bilder von unglaublicher Frische der Anschauung, Lockerheit des Vortrags und Schönheit der Farbengebung, wie das Spargelbündel und der Fliederstrauß, aus dem ein ganzer Frühling duftet. Aber die Entwicklungslinie der modernen französischen Kunst führt noch einen Schritt weiter: die Freude am optischen Erlebnis, die Manet und seinen Zeitgenossen den Pinsel führte, wird abgelöst durch das Pathos, mit dem ein Cézanne und van Gogh in den Farben ein Mittel des Ausdrucks ihres leidenschaftlichen Temperaments suchen. Die Stimmungswerte der Farben, in Goethes Terminologie ihr „Sinnlich-Sittliches", werden wieder entdeckt, und das scheinbar so lyrisch-weiche Thema des Blumenstücks führt, etwa in van Goghs Sonnenblumen, zu Lösungen von ergreifender Stärke und Schlichtheit.

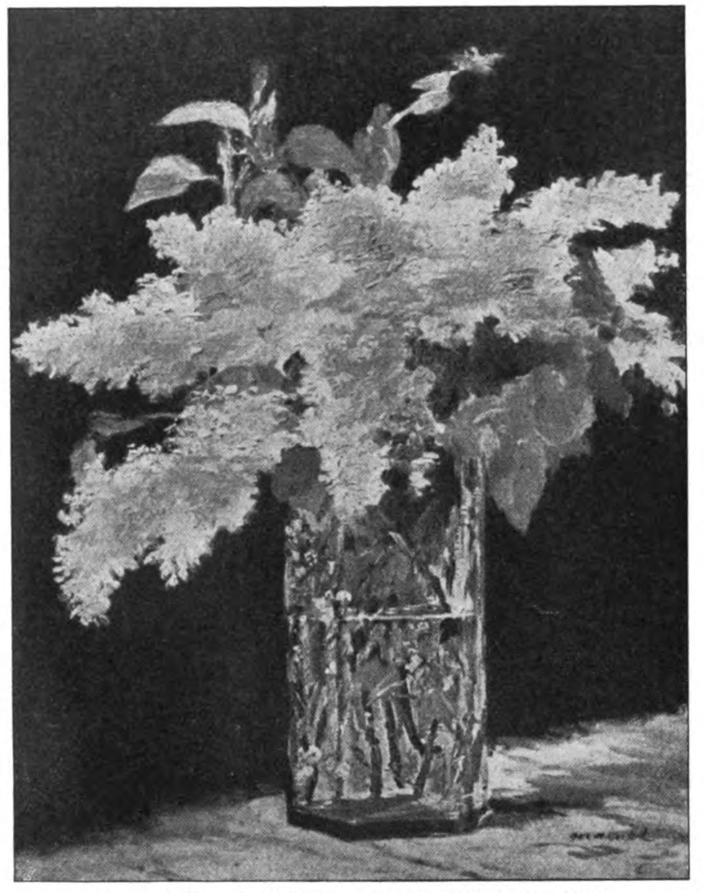
In Deutschland setzte das neunzehnte Jahrhundert mit einem der größten Blumenmaler ein, mit Philipp Otto Runge. Seine Schere fühlt den Wuchs jeder Blumenindividualität bis in die letzte feine Biegung eines Blütenblattes durch (s. die nebenstehende Abbildung), und sein Pinsel hält Form und Farbe mit einer wunderbaren Energie der inneren Vorstellung fest. Die malerischen Schönheiten seines nur in Fragmenten erhaltenen Hauptwerkes, der „Tageszeiten", büßen nichts dadurch ein, daß wir heute übersehen können, wie es bis ins kleinste Motiv hinein eine Darstellung des Weltalls im Sinne der mystischen Kosmologie Jakob Böhmes werden sollte, in der auch Lilie und Rose als geheimnisvolle Symbole ihren Platz finden. In Menzels Kunst hat die Blume eine ebenso geringe Rolle gespielt wie in seinem Leben die Liebe — wen wollte das wundern? Böcklin dagegen, der Maler toskanischer Frühlingswiesen und der Tulpenreihen vor der Gartenlaube der beiden Alten, konnte sich selbst das Bildnis Gottfried Kellers nicht ohne einen Blumenstrauß denken, keineswegs weil der Dichter etwa Blühendes um sich zu sehen gewohnt gewesen wäre, vielmehr weil die Phantasie des Malers nur so das poetische Element anzudeuten wußte. Einer solchen stimmungsvollen Bedeutung der Blume gehen die Impressionisten aus dem Wege. Ihnen kann ein blühendes Gewächs nichts andres sein als eine Augenweide, Inhalt eines optischen Erlebnisses, das nicht erst einer Rechtferti-



Karl Schuch: Blumenstück. (Aus dem Besitz der Nationalgalerie in Berlin.)

gung und Vertiefung von der Gemütsseite her bedarf. Diese malerische Gesinnung ist die gleiche in Frankreich wie in Deutschland, bei Manet (Abbild. S. 708) wie bei Karl Schuch (s. die Abbildung oben), und sie verbindet sich in den wahrhaft großen Künstlern dieser Richtung mit derselben Aufrichtigkeit der Arbeit, die für uns bei Menzel beispielsweise so außer Frage steht.

Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so mehr scheint eine charakteristische Tendenz über das Blumenstück — wie übrigens auch über das Bildnis — Herr zu werden. Der malerische Stil zerstört die individuelle Form der Erscheinungen. Wir erleben das merkwürdige Schauspiel, daß im Zeitalter einer individualistischen Ethik die Dinge ihrer Persönlichkeit beraubt werden, sobald sich die künstlerische Gestaltung ihrer bemächtigt. Die Blume soll nicht mehr botanisch analysierbares Gewächs von bestimmter Form und Farbe, sie soll nur Form und Farbe sein.



Edouard Manet: Blühender Fliederstrauß in der Vase.

leuchtende Beieinander, etwa der Farben eines Glasfensters, bei Gelegenheit eines Straußes blühender Kresse. Wenn aber die Beobachtung nicht trügt, so scheint es, als ob das Pendel den höchsten Punkt durchmessen hat und wir den Ausschlag nach der Gegenseite zu erwarten haben. Deutlich machen sich Zeichen der Sehnsucht zur Monumentalität bemerkbar. Und diese Stilwandlung, in deren Mitte wir stehen, erstreckt sich auch auf das kleine Sondergebiet des Blumenstücks. Da ist die Gruppe von Stillebenmalern, die sozusagen Einzel- und Gruppenbildnisse von Blumen malen, mit wohlerwogenen Vorder- und Hintergründen; da ist ein andrer Künstlerkreis, den neben der künstlichen Zusammenordnung von Blumen zum Strauß das natürliche, gewachsene Beieinander im Beet oder auf freier Wiese als Stillebenthema lockt, der eine eigentümliche Verschmelzung von Landschaft und Blumenstück anstrebt. Wohin der Weg der Entwicklung führt, läßt sich noch nicht klar erkennen, erschöpft sind aber jedenfalls alle die Wirkungsmöglichkeiten, die das Blumenstück dem Maler bietet, noch lange nicht.

Das Dekorative, sei es linearer, sei es koloristischer Natur, verdrängt das Organische. Entweder nähern die kunstgewerblichen Begabungen junger Maler (E. R. Weiß beispielsweise) das Blumenstück dem ornamentalen Flächenschmuck, oder sie entwickeln (wir nennen Robert Breyer und verweisen auf das farbige Einschaltbild dieses Heftes) das

Über meiner Heimat hängt die Sonne ...

Vor dem Fenster hing die Frühlingssonne.
Als ich noch ein Kind war, sah ich meiner
Mutter zu, als sie die Fenster putzte,
Zog mich hoch an ihrem Rocke, streckte
Mich voll Neugier auf den Zeh'n und sagte:
„Mutter, putz' die Sonne spiegelblank!" —

Und seit jenen Tagen hängt die Sonne
Funkelnd über meiner lieben Heimat;
Denn die Mutter hat sie blank geputzt.

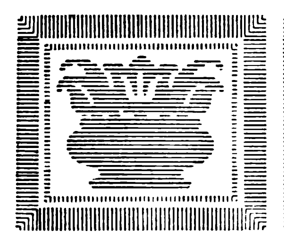
Gottfried Kölwel



Robert Breyer: Blumenstück.

Zu dem Aufsatz „Das Blumenstück“ von Wilhelm Waetzoldt.







Die Malatesta

Novelle von Paul Steinmüller

I

An einem Juniabend kam ich aus der Kroll-Oper. Nach der stickigen Hitze des Saales war die wundervolle Nachtluft eine Erquickung; ich schlenderte am Tiergarten in der Richtung der Zelten entlang. Der Duft der Akazien senkte sich wie eine Wolke zur Erde, liebende Paare gingen und standen im Schatten der Büsche umher, und aus einem der Gärten am Wasser drangen die Klänge der Militärmusik. Wodans Abschied spielte sie. Ich stand still und lauschte hinüber. Da war sie, die schmerzlich süße Melodie der Worte: Der diese Liebe mir ins Herz gesenkt! Und während ich langsam den Zelten zuschritt, um besser hören zu können, zerriß plötzlich ein Schrei die schöne Stille, ein kurzer zorniger Schrei, in dem sich menschliche Leidenschaft Luft macht. Ich hielt erschrocken inne. Auch die Menschen in meiner Nähe horchten auf, dann, wie von Grauen gepackt, liefen sie dahin, woher der Schrei gedrungen war. Und unbekümmert um Liebe und Leid spielte das Orchester seine schmeichelnde Weise weiter ...

Ich weiß noch heute nicht, was in meiner Nähe unter den alten Bäumen des Tiergartens vor sich ging. Aber in meiner Erinnerung tauchte ein Erlebnis auf, das ich vor einem Menschenalter als junger Volontär hatte. Von den Menschen, unter denen ich damals wanderte, lebte kaum einer noch; in Leben und Liebe, in stolze Pläne und große Hoffnungen hatte der Jähzorn hineingeblasen, und nichts, nichts hatte ihm standgehalten.

Wie war es doch gekommen? Im „Deutschen Haus“, dem ersten Gasthaus der Kreisstadt, waren die Landherren zum Kaisergeburtstagsessen versammelt. Es war ein Viertel nach drei Uhr. Man stand in Gruppen um die geschmückte Tafel, der Kapellmeister auf seiner hölzernen Galerie hatte die Noten an die Musikanten ausgeteilt und klimperte auf seiner Geige, der Wirt erschien mit fragender Miene unter der Tür, wurde aber durch eine beschwichtigende Bewegung des Landrats veranlaßt, sich wieder zurückzuziehen. Dieser, ein kleiner Mann mit kränklichem Gesicht, bot einen seltsamen Anblick. Eine nervöse Unruhe ließ ihn die Uhr ziehen und wieder einstecken. Sobald aber sein Kinnbart einige Male durch die rechte Hand geglitten war, hatte er vergessen, was er auf dem Zifferblatt gelesen hatte, und er zog die Uhr aufs neue. Dabei war er bemüht, das verbindliche Lächeln festzuhalten, mit dem er den Vortrag eines Kreiseingesessenen anhörte. Plötzlich löste sich aus einer Gruppe eine Uniform; ihr Träger ging direkt auf den Landrat zu und fragte so laut, daß man es durch den ganzen Saal hörte: „Auf wen warten wir eigentlich mit dem Essen, Herr Hassensprung?“

Der Landrat zog wieder die Uhr und war in sichtlicher Verlegenheit. Aber in diesem Augenblick ertönte von der Straße herauf der Hufschlag eines flotten Gespanns. Einer der Herren trat an das Fenster, das wegen der lauen Märzluft geöffnet war, sah hinaus und sagte dann gleichsam als Antwort auf die Frage, die alle gehört hatten: „Nun, Gott sei Dank! Da kommen sie ja, die Letzows!“

Man atmete auf, weil das unbehagliche Warten beendet war, nicht zum wenigsten der Landrat, der jetzt einer unangenehmen Erörterung entging. Die Letzows kamen die Treppe herauf, der Kellner öffnete die Tür und — da ereignete sich etwas Seltsames. Der Musikmeister droben, der erst zu beginnen hatte, sobald die Suppe aufgetragen wurde, klopfte auf sein Pult, und eine schmetternde Fanfare setzte ein, als die drei Verspäteten den Saal betraten. Einige Herren sahen ärgerlich zu dem Kapellmeister hinauf, andre lächelten nachsichtig; aber der feierliche Aufzug war nicht mehr zu ändern, und die Letzows schienen wohl zufrieden damit. Zuerst trat der Alte ein, eine große Gestalt mit weißem Kopf- und Barthaar. Er zog die hellen Lederhandschuhe von den Fingern und begrüßte die Zunächststehenden lächelnd. Sein Sohn Erich war zurückhaltender; man hielt ihn für hochmütig und liebte ihn nicht. Vielleicht war sein Äußeres daran mitschuldig: dicke schwarze, über der Nasen-

wurzel verwachsene Brauen, unter denen schielende Augen lagen. Sein stechender Blick tat keinem wohl. Dagegen war sein Vetter Axel, der Regierungsassessor, der seit seinem dritten Jahre verwaist und im Hause seines Onkels erzogen war, helläugig, blond und von gewinnender Freundlichkeit.

„Entschuldigen Sie, meine Herren," sagte der Alte, „daß ich Sie warten ließ. Der Schwedenweg ist bei diesem Tauwetter gar nicht zu passieren. Gottlob, daß wir die Chaussee bekommen!"

Die Herren nickten und erwiderten nichts. Sie wußten, daß Letzow es gern vermied, mit seinem alten Widersacher und Nachbar Herrn von Adlung zusammenzutreffen. Aber der war doch jetzt längst hier. Es war eben eine närrische Ansicht des Alten, für vornehm zu gelten, wenn er als letzter erschien.

Das Festmahl verlief wie immer: anfangs etwas steif, dann nach Kaiserhoch und der ersten Flasche Rotwein lebhafter, zuletzt ein wenig geräuschvoll und unordentlich. Und da, wo die Letzows saßen, in der Mitte und an jedem Flügel der hufeisenförmig aufgestellten Tafel waren besondere Brennpunkte der Unterhaltung, die sich hier über den gewöhnlichen Klatsch erhob. Der Alte war ein gewiegter Kapitalist, über dessen Finanzgenie man hinter seinem Rücken witzelte, von dem man sich jedoch gern bei solcher Gelegenheit Fingerzeige geben ließ; er wußte, daß man begierig aufhorchte, wenn er sprach, und redete mit einer sicheren Ruhe. Erich behandelte sein Lieblingsthema, die vorbildliche Wirtschaftsführung der Engländer, von der unsre Landwirte lernen müßten. Patriotische Einwendungen ließ er nicht gelten, und die ihm zuhörten, dachten, daß es leicht sei, so zu wirtschaften, wenn man auf dem Letzowschen Reichtum fußte; aber was er sagte, war einleuchtend, und überdies, er war drüben gewesen und hatte etwas gelernt. Der Assessor unterhielt seinen Kreis auf die liebenswürdigste Weise, erzählte Schnurren aus seiner Studentenzeit und von seinem Aufenthalt in München, wo er viel mit Künstlern verkehrt hatte. Seine Späße fanden allgemeinen Beifall, und da er von Gebieten sprach, die den meisten fremd waren, galt er als der Klügste von den dreien und hatte freies Wort. Ein Pächter, der eifrig der Flasche zusprach, unterbrach ihn einmal: „Ist es wahr, Herr Assessor, daß Sie sich mit dem reichen Fräulein Walter verlobt haben?"

„Sie wollen eine Gelegenheit haben, mit mir anzustoßen, Verehrtester!" sagte Axel verbindlich. „Reichen Sie Ihr Glas her. Es könnte immerhin möglich sein. Also auf die Zukunft!"

Und nun stießen alle mit ihm an und waren überzeugt, daß Axel Letzow einmal einen famosen Landrat abgeben werde.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, standen die Herren noch beisammen, aber das war nur ein Vorwand, um mit Anstand davonzukommen. Die meisten schauten nach den Spieltischen aus, die von den Kellnern am Ende des Saales aufgestellt wurden, einige zogen sich zu einem Trunk in das Honoratiorenzimmer zurück. Es waren das Männer, die einander verstanden und der gezwungenen Tischunterhaltung müde waren; jetzt konnten sie sprechen, was sie wollten, denn die unberufenen Horcher blieben draußen. Die Letzows verabschiedeten sich. Sie hätten noch allerlei Besorgung zu machen, und der Assessor wollte nach Stettin fahren.

Im Honoratiorenzimmer besprach man die Neuigkeiten des Kreises, den Chausseebau, den Saatenstand und die Wahlen. Plötzlich, als eine allgemeine Stille eingetreten war, fragte der alte Baron Triebsen laut: „Ich habe noch eine Frage an Sie, lieber Landrat, auf dem Herzen. Warum warten wir eigentlich jetzt schon ein paarmal mit dem Essen auf den Friedrichshorster? Er weiß so gut wie wir alle, daß ein Viertel nach drei angerichtet ist, und sein heutiger Einzug mit Pauken und Trompeten war doch wirklich ein wenig stark."

„Ein Versehen des Stadtmusikus, Herr Baron!" sagte Hassensprung.

„Gewiß. Aber warum warten wir auf ihn?"

Der Landrat strich seinen schönen Bart und sagte: „Es ist doch besser, wenn wir erst anfangen, sobald alle da sind."

„Dann müßten wir auch auf den Doktor warten, der nie zur rechten Zeit da sein kann," sagte einer, und Triebsen ergänzte: „Jawohl. Und außerdem scheint es mir, als lege der Friedrichshorster Wert darauf, als letzter zu erscheinen. Da möchte ich doch betonen, daß wir uns besser an die hergebrachte Ordnung halten: Wer nicht pünktlich ist, mag seine Suppe kalt löffeln."



„Aber Herr Baron!“ sagte der Landrat kopfschüttelnd. „Eine Absichtlichkeit im Zuspätkommen der Herren ist mir wirklich noch nicht aufgefallen. Letzow nimmt doch bestimmte Rücksichten.“

„Auf mich?“ fragte Herr von Adlung, der Nachbar von Friedrichshorst. „Nun, ich muß gestehen, auch ich treffe ungern mit ihm auf der Landstraße zusammen, und da meine Oldenburger nicht so schnell sind wie seine Jucker, so fahre ich so früh vom Hofe, daß er immer noch pünktlich hier sein kann.“

„Sehr wohl,“ entgegnete Hassensprung. „Aber, wie gesagt, eine Absicht traue ich Letzow nicht zu. Mein Gott, ja, ich gestehe gern, daß ich als Beamter Rücksichten nehmen muß. Das wissen Sie ja auch, allzu scharf macht schartig. Nun, und die Letzows sind doch angesehene Leute. Ihre Freigebigkeit hat uns den Bau der Kreisstraße überhaupt erst ermöglicht, und in Volz, dem Gut des Assessors, stiftet der Alte jetzt aus eignen Mitteln eine Kirche. Außerdem — aber davon später. Ich kann Ihnen nur verraten, daß wir von diesen schwerreichen Leuten noch allerlei erwarten können.“

„Die Jungen sollen ja auch wohl großartig heiraten, der eine in eine reiche, der andre in eine feudale Familie?“ rief jemand.

„Mögen Sie ihnen das verdenken?“ fragte der Landrat.

„Nein!“ sagte der alte Triebsen und schwenkte die Hand. „Ihre Familienverhältnisse mögen sie regeln, wie sie wollen. Aber unter uns muß es doch einmal gesagt werden, ihr Herren: die Vorherrschaft dieser pommerschen Malatesta ist für uns kein Gewinn. Im Gegenteil, ganz im Gegenteil!“

„Was meinen Sie mit Malatesta, Baron?“ fragte Hassensprung, aber der Baron, der als sehr belesen galt, winkte ab: „Ich habe genug gesagt.“

„Was ist das mit der Kirche in Volz?“ fragte Adlung.

„Wohl eine Art Sühnekapelle,“ erwiderte Triebsen für den Landrat. „Sie wissen doch ...!“

Ein seit kurzem ansässiger Herr sagte nach einer Weile peinlichsten Schweigens: „Erzählen Sie doch, Herr Baron, was hat es eigentlich mit diesen Letzows auf sich? Man redet von ihnen wie von allen, aber doch mit einem leisen Beigeschmack im Tone, daß man aufhorcht, weil man glaubt, es stecke was dahinter.“

„So, das haben Sie also auch gemerkt!“ sagte Triebsen. „Ja, ja, es kann nicht verborgen bleiben; so etwas dringt durch wie Wasser, das durch die Tonwand sickert. Man versucht, den Krug zu verkleistern, es nutzt nichts.“

„Was dringt denn durch, Herr Baron?“ fragte der Landrat. „Sie machen da Andeutungen, die Sie wirklich verpflichten, uns alles zu sagen. Ich habe auch allerlei munkeln hören, aber was hört man nicht! Sie aber scheinen etwas Wirkliches erlebt zu haben, und ich wäre Ihnen dankbar, mir zu festem Grund in diesem Gerede über die Letzows zu verhelfen.“

„Allerdings habe ich etwas erlebt,“ sagte der alte Herr, „aber ich müßte, um das zu erzählen, weiter ausholen.“ Dabei sah er sich im Kreise um, ob da keiner säße, der ihm unzuverlässig schien; sein Blick ruhte lange prüfend auf dem Volontär von Volkshagen.

„Ist sicher,“ sagte Adlung.

Der Baron nickte. „Ja, meine Herren, Sie haben mich da in eine üble Lage gebracht,“ fing er an. „Ich spreche ungern von andern, wenn sie nicht zugegen sind. Und besonders in diesem Falle. Aber da ich nun einmal meine Behauptung aufgestellt habe, sehe ich ein, daß ich Ihnen den Beweis schuldig bin, das heißt, ich kann Ihnen nur die Erklärung für meine mangelnde Sympathie geben. Ob Sie mich verstehen, ist ein ander Ding. Es gibt eben verschieden gestimmte Naturen, und ich verlange nicht, daß jemand so empfindet wie ich.

„Die Letzows stammen aus Mecklenburg, sind aber vom Rhein zu uns gekommen, wo sie heute noch an Bergwerken und Fabriken stark beteiligt sein sollen. Der Großvater unsers Alten soll seinen Reichtum den Kriegen Napoleons verdanken. Der Fouragehandel war damals sehr einträglich. Die bösen Zungen erzählten früher Dinge, die stark nach Rheinbündlerei schmeckten. Aber das ist mir gleichgültig, und schließlich sind im Fundament jedes Reichtums zweifelhafte Steine. Was ich sagen will, ist, daß den Letzows schon damals ein heilloses Erbteil im Blute steckte, ein unbezwinglicher Jähzorn. Der Großvater Letzow hatte einen Schwager, der ihm im Geschäft brav geholfen hatte, aber



nicht daran dachte, das Erworbene zu erhalten. Es kam deshalb zwischen den beiden zum Streit und endlich zu Tätlichkeiten, und bei einer solchen Gelegenheit soll der Schwager auf dem Platze geblieben sein. Ich sage: soll, meine Herren. Der Vater unsers Alten, der bald darauf hierherkam und für seine beiden Söhne die schönsten Güter des Kreises, Friedrichshorst und Volz, kaufte, soll auf seinem Sterbebett die alte Schandtat erzählt haben. Vielleicht ist es Sage; was ich erlebte, spricht immerhin für die Möglichkeit dieser Annahme. Wenn es wahr ist, steckte das Grauen vor dieser Tat dem Vater in den Gliedern. Ich weiß nicht, daß man ihm eine Gewalttätigkeit vorzuwerfen hätte. Er wollte um jeden Preis hier, wo er als Neuling etwas mißtrauisch angesehen wurde, festen Fuß fassen, und ein brennender Ehrgeiz, die blühendste Wirtschaft im Kreise zu haben, hielt auch wohl den Stachel seines Blutes in Ruhe. Und, alles was recht ist, meine Herren, was die Letzows anpackten, das gedieh. Das sah man so recht, als unser alter Letzow und sein Bruder ans Ruder kamen. Gewiß, die metallene Reserve half ihnen, Dinge auszuführen, von denen wir die Hände lassen müssen; aber sie sind Menschen, die den Blick für das Große und für das Kleine haben und Sachen Werte abgewinnen, an denen wir seit Menschengedenken achtlos vorübergehen.

„Den Ehrgeiz hatten also der Alte und sein Bruder vom Vater geerbt. Und sie verstanden aufzutreten, gaben großartige Gesellschaften und Jagden und machten ein Haus, dem die bescheidene Gattin unsers Alten — übrigens eine kluge Frau, vor der ich tief meinen Hut ziehe — vortrefflich vorstand. Trotzdem, man ging nicht gern hin. Ich sprach mit andern darüber; keiner war sich über das Warum recht klar, aber das unbehagliche Gefühl blieb. Die beiden Männer waren unberechenbar. Sie konnten zuweilen harten Widerspruch vertragen, dann wieder reizte sie ein Wort zu heftigen Äußerungen. Und das nicht nur beim Spiel. Genug, man fürchtete bei ihnen beständig den Sprung aus dem Dunkel und hatte, wenn man mit ihnen redete, gewissermaßen immer die Türklinke in der Hand. Dann begann man sich auch allerlei, besonders von dem Volzer, zu erzählen. Eine Magd hatte ihm eine dreiste Antwort gegeben, er schlug sie halb tot, so daß man sie ihm unter den Händen fortziehen mußte. Ein Schäfer hatte ihn bestohlen und sich dann aus dem Staube gemacht. Während er solche beständig vorkommenden Dinge für gewöhnlich gar nicht schwernahm, geriet er dieses Mal in eine unverständliche Wut. Er setzte Himmel und Hölle in Bewegung, daß der Mensch aufs härteste bestraft wurde, und damit nicht genug, als der Schäfer seine Strafe verbüßt hatte und auf den Hof kam, seine Sachen zu holen — na, was sich da auf der Kuhstalldiele zwischen Herrn und Knecht abspielte, weiß keiner. Jedenfalls wurde der Schäfer mit schweren Verletzungen in das Krankenhaus eingeliefert, wo er hinsiechte und endlich starb.

„Vielleicht hätte man dem Volzer daraufhin doch den Prozeß gemacht; da geschah das, was ich erlebte.

„Wir waren bei dem Oberförster Klinghammer zur Jagd gewesen und saßen nach dem Essen beieinander. Die Gebrüder Letzow waren auch da. Nun waren die Abende bei dem alten Junggesellen so reizvoll wie nirgend, er sprudelte von lustigen Einfällen, und nie habe ich, ausgenommen dieses Mal, dort eine Mißstimmung erlebt. Um einer geringfügigen Ursache willen gerieten die Brüder in Streit; im Umsehen schlug die Flamme des Zanks lichterloh empor und wurde von beiden Seiten durch kränkende Worte genährt. Einige versuchten zu vermitteln, hielten sich aber bald fern, denn das fressende Feuer drohte überzuspringen, und ich verdachte es keinem, wenn er, anstatt zu retten, achtgab, daß das Unheil nicht auch ihn faßte. Der arme Klinghammer litt am meisten.

„Nun wissen Sie ja, meine Herren, daß solche peinlichen Lagen eintreten können, und nun erst gar, wenn gezecht ist und der Jähzorn auf der Lauer liegt. Aber man hat doch Mittel, den Zeugen das Ärgste zu ersparen. Die fehlten den Letzows. Ich will damit nicht sagen, daß sie keine gute Erziehung von Haus aus genossen hätten; aber sie hatten nicht Selbstzucht genug, ihr außerordentliches Temperament zu zähmen. Die Leute sagten von ihnen, wenn sie so ins Zeug gingen: Der rote Funke springt ihnen ins Auge. Und wirklich, an dem Abend sah ich ihn, diesen uralten Kainshaß, der nur in Blut zu kühlen ist.



„Schließlich gelang es uns, die beiden, deren Streit kein Ende fand, so weit zu beruhigen, daß sie an den Aufbruch dachten. Klinghammer und ich gingen mit ihnen hinaus und halfen ihnen auf den Phaethon unsers Letzow. Stumm, mit verbissenen Mienen stiegen sie auf. Der Friedrichshorster nahm die Leine und grüßte, dann hieb er auf die Pferde ein, daß die erschreckten Tiere jäh ansprangen und der Kutscher, der noch nicht saß, fast abgestürzt wäre.

„‚Ich danke meinem Schöpfer, daß ich die Fahrt nicht mitmachen muß,‘ sagte Klinghammer, und dann gingen wir in das Haus.

„Was nun geschehen, weiß kein Mensch. Letzow sagte, die Gäule seien durchgegangen. Der Kutscher war so verstört, daß auf seine Aussage verzichtet werden mußte; draußen im Ausbau von Volz lebt er noch heute als Trottel. Der dritte war ein stummer Mann. Die Brüder, so denke ich mir, werden ihren Streit fortgesetzt haben, und der Friedrichshorster hat in seinem Groll den Pferden die Peitsche gegeben, bis er die Führung verlor. Andre meinten sogar, bei der Brücke über den Schwedengraben habe er einen Sturz herbeigeführt. Genug, später abfahrende Gäste stießen auf einen wüsten Knäuel von Pferden, Menschen, Wagenresten; die Gäule waren des Henkers, von den andern fuhren sie den Volzer als Toten, den Friedrichshorster als einen Besinnungslosen davon.

„Als der Friedrichshorster sah, was er angerichtet hatte, war er zerknirscht. Er fühlte wohl die Zurückhaltung, der er auf Schritt und Tritt begegnete; denn was er auch sagte, die jenen Auftritt bei Klinghammer erlebt hatten, sahen das Ende der Geschichte auf andre Art gekommen. Schlimmer war das, was ihm sein Gewissen vorhielt, die Erinnerung an jene Nacht und die Furcht, daß sich jenes üble Erbteil seiner Familie auch auf die Nachkommen übertragen könne. Das sind Mächte, die den härtesten Nacken beugen können. Er bezwang seinen Jähzorn, und um des Himmels Gnade zu verdienen — nehme ich an —, begann er eine großartige Wohltätigkeit zu üben. Er gab Gelder für Stiftungen, erzog seinen Neffen Axel sorgfältiger als seinen eignen Sohn und baute Straßen und Kapellen.

„Sehen Sie, meine Herren, das ist alles lobenswert, und ich schätze den Mann darum hoch. Aber ihn nun deshalb feiern und ihm besonderen Vorrang einräumen, halte ich für unrichtig. Was er tut, gehört auf die Abrechnung, die er mit seinem Herrgott hat, und er muß wissen, wie lange seine Buße dauern soll. Wir aber tun gut, uns nicht dazwischenzudrängen und mit Rücksichten seinen Ehrgeiz zu füttern, die er weder beanspruchen will noch kann.“

Im Kreis der Hörer wurde kein Laut vernommen, als Triebsen geendet hatte. Nach einer Pause stand Herr von Adlung auf und reichte dem Alten die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung, Triebsen,“ sagte er. „Ich habe die Geschichte auch gehört, natürlich entstellt und weniger menschlich, als Sie sie wiedergaben. Neuerdings macht Letzow Anstrengungen, den alten Groll, der zwischen uns Nachbarn herrscht, beizulegen. So, wie Sie ihn schildern, verliert sein hochfahrendes Wesen, oder man beurteilt es milder. Ich will es mir doch überlegen, ob ich ihm nicht wieder die Hand reichen soll. Und nun auf Wiedersehen, ihr Herren. Meine Tochter kommt heute von München heim. Da muß ich doch auf dem Bahnhof sein!“

Das Leben, das auf dem Bahnhof der kleinen Stadt gegen acht Uhr des Abends einschlief, regte sich drei Stunden später noch einmal für kurze Zeit, wenn der Nachtzug aus Berlin einlief. Er brachte diesen oder jenen Reisenden, der am frühen Morgen von hier aus ins Land wollte; selten nahm er Fahrgäste bis an das Endziel mit. Als der verschlafene Hilfsbeamte auf das Glockenzeichen erschien und die Laternen des Bahnsteigs anzündete, sah er drei Herren, die offenbar den Zug benutzen wollten; er trat neugierig näher, fuhr aber dann hastig mit der Hand an seine Mütze. Er taxierte den Wert der Leute nach der Höhe der Trinkgelder, die sie gaben, und die Herren Letzow waren als äußerst freigebig bekannt.

Der alte Letzow ging mit seinen beiden Begleitern den Bahnsteig entlang. „Wir wissen nicht, wann wir dich wiedersehen, Axel?“ fragte er. „Nun, bleibe so lange, als du mußt. Volz ist in guten Händen, und ich arbeite hier für dich. Die Hauptsache ist, Verbindungen zu schaffen; ich glaube, ich bin auf bestem Wege.“

„Ich danke dir, lieber Onkel,“ sagte Axel. „Du sorgst in einer Weise für mich, die mich beschämt.“



„Das ist meine Pflicht," entgegnete der Alte. „Übrigens wirst du selbst genug Konnexionen haben, wenn du mit den Walters verschwägert bist. Sie haben Einfluß und werden ihren Stolz dareinsetzen, ihren Verwandten als Landrat unsers Kreises zu sehen, wenn der kränkliche Hassensprung sich zurückzieht. Wie ist das? Willst du von Stettin aus schreiben?"

„Ja," sagte Axel. Er blieb stehen und bohrte die Spitze seines Schirms zwischen das Pflaster. „Aber glaubst du wirklich, daß es guttut, hier auf den Landrat loszusteuern? Es ist ein geheimer Widerstand da; nicht gegen meine Person, sondern gegen den Namen Letzow überhaupt. Ich will ihn nicht bemerken, aber er drängt sich mir auf."

„Neid, nichts als Neid," sagte Letzow. „Man merkt es, daß wir blühen und gedeihen, das stört ihr Behagen."

„Es muß dir doch Freude machen, über diese beschränkte Gesellschaft zu regieren, Axel!" mischte sich jetzt Erich ins Gespräch. „Das steckt in seinem alten Schlendrian und weiß nicht, daß die Welt fortschreitet. Ich glaube, sie hielten mich für verrückt, als ich ihnen etwas von den Wundern der englischen Viehzucht erzählte. Wenn du hier Landrat bist, laß sie meinethalben in ihrer Einfalt stecken, aber hilf uns, daß wir die Arme freibekommen."

Den Bahnsteig betraten jetzt zwei andre Herren, die der Beamte mehr vertraulich als höflich begrüßte. Der Volkshagener, auf dessen Hof sich in jeder Woche der Kornhändler, der zugleich sein Bankier war, zeigte, hatte keinen rechten Kredit mehr.

„Das ist ja Adlung und sein Volontär," sagte Letzow. „Entschuldigt mich einen Augenblick; ich will ihm doch noch guten Abend sagen." Und er schritt schnell hinter den beiden her und begrüßte sie.

„Was bedeutet das?" fragte Axel. „Montecchi und Capuletti schließen Freundschaft?"

„Papa plant irgendeinen Staatsstreich, und dabei wird ihm der alte Groll zwischen drüben und hüben im Wege sein," sagte Erich. „Der Adlung benahm sich zuletzt etwas kindisch und behauptete, wir lockten ihm seine Fasanen fort, weil wir in der Nähe der Grenze eine Fütterung aufgestellt hatten. Vielleicht will Papa auch die nachbarlichen Verhältnisse gar nicht bessern, sondern nur für dich Stimmung machen. Adlung und Triebsen sind befreundet, und Triebsen hat im Kreistag das große Wort."

„Wenn nur Papa seine Absichten nicht zu sehr durchblicken läßt!" entgegnete Axel.

In diesem Augenblick fuhr der Zug ein. Letzow reichte seinem Nachbar die Hand, trat zurück und geleitete Axel an den Wagen. Ihm war plötzlich noch etwas eingefallen, was er mit dem Neffen zu besprechen hatte.

Die Tür eines Abteils wurde geöffnet, und eine junge Dame stieg aus. Sie sah sich suchend um und stürzte dann Adlung in die Arme, den sie auf Mund und Wangen küßte. „Vater, da bin ich wieder!" rief sie jauchzend. Sie stand gerade im rötlichen Lichtschein der Laterne; ihr Haar, das sich während der Fahrt etwas gelockert hatte, drängte in weichen Locken um Stirn und Schläfe, und in dem von der Aufregung geröteten Gesicht stand ein Paar schwärmerischer Augen.

Der Vater sah sie liebevoll an und küßte ihr beide Hände. „Wie schön, daß ich dich wiederhabe, Felicitas!" sagte er. „Du hast dich sehr verändert und siehst deiner Mutter ähnlich. Aber darf ich dir unsern Volontär, Herrn Werner, vorstellen, dem die Überraschung, wie ich merke, ganz und gar den Mund geschlossen hat?"

Das junge Mädchen reichte Werner die Hand und wollte ihm einige verbindliche Worte sagen, aber der Schaffner trat ungeduldig herbei und bedeutete den Herrschaften, daß der Zug nur eine Minute Aufenthalt habe. Aus dem geöffneten Abteil reichte man das zurückgebliebene Gepäck, Felicitas wandte sich hastig um, es in Empfang zu nehmen; dabei entglitt ihr der Schirm, und ehe Werner, der sich mit einem Kofferchen und dem andern Gepäck belud, ihn aufheben konnte, war Erich Letzow herzugetreten, hatte ihn ergriffen und reichte ihn dem Fräulein mit einer tiefen Verbeugung dar. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Die Letzows standen und winkten dem Davonfahrenden nach, Adlung führte seine Tochter zum Wagen.

„Wer war das?" fragte Erich seinen Vater, als die beiden den Bahnhof verließen.

„Die junge Dame? Nun, Felicitas Adlung, denk' ich. Er sagte wenigstens, daß er seine Tochter erwarte."

Sie schwiegen beide, als sie durch die Nacht nach Hause fuhren. Der Himmel hatte

seine Sternenpracht aufgetan und funkelte über ihnen; aber nur der Junge hatte ein Auge für den himmlischen Glanz. Er, der immer an seinen Plänen baute, wenn er nicht beschäftigt war, und deshalb beim Fahren und Reiten nie Gesellschaft suchte, er rechnete heute ein seltsames Exempel: das Alter des Sterns, der vor ihm in bläulichem Schimmer stand. Er dachte vergleichungsweise an sein Alter, an das Alter des Hauses Letzow und der Menschen überhaupt; aber das alles wollte nicht reichen, um die Zeit zu erreichen, während der jene Welt droben schon flimmerte, und alles erschien ihm winzig und nichtig. Wie kam er heute nur auf so phantastische Gedanken? Der Wein? Die Gesellschaft? Nein, er trank wenig, und andre Menschen regten ihn nicht an, weil er sich ihnen meist überlegen dünkte. Plötzlich sah er das Bild des Mädchens vor sich, neben dem er unlängst gestanden. Was hatte sie für feine Glieder, und wie schön machten sich unter dem dunklen Haar die blauen Augen! Sie hatten denselben Glanz wie der Stern. Er schalt sich einen Narren und beschwor das Mädchenbild doch wieder und fuhr erschrocken auf, als sein Vater fragte: „Hat sie dir eigentlich gefallen?“

„Wer, Papa?“ fragte er beinahe rauh.

„Felicitas von Adlung.“

„Wie kann ich einen Menschen beurteilen, den ich nur einen Augenblick lang sah!“

„Du hast recht, Erich,“ nickte der Alte. „Ich frage dich auch nur, weil ich wissen will, ob du mich begleiten willst, wenn ich nächstens Besuch auf Volkshagen mache.“

Nun fuhr Erich doch in die Höhe, aber da er sich auf seine Selbstbeherrschung etwas zugute tat, sagte er mit erzwungener Ruhe: „Du hast mich durch plötzliche Schachzüge schon oft überrascht, Papa, aber noch nie so wie jetzt. Was beabsichtigst du eigentlich?“

Der Alte schwieg eine Weile, dann näherte er sich dem Sohn, damit der Kutscher nichts hören sollte, und sagte leise: „Ich habe daran gedacht, daß Axel Volz allein bewirtschaften will, wenn er Landrat wird. Dann säßest du auf Friedrichshorst. Und ich? Soll ich ins Altenteil gehen? Ich fühle mich noch jung genug, etwas vor mich zu bringen. Wir müssen also daran denken, unsern Besitz zu vergrößern. Volkshagen würde ihn vorzüglich arrondieren.“

„Rätsel über Rätsel!“ sagte Erich erregt. „Wie soll denn Volkshagen an uns kommen?“

„Ruhig, mein Sohn, und leise! Fritz tut immer, als ob er schläft, und hört doch wie ein Luchs. Auf sehr natürliche Weise kann der alte Herrensitz an uns kommen. Adlung ist außerordentlich verschuldet, das weiß ich bestimmt. Er ist so weit, daß er nach einem Strohhalm greifen würde, der ihm Rettung verspricht; er wird daher auch meine Hand nicht verschmähen, wenn ich — wenn du sie ihm reichst.“

Erich blieb stumm; nur der trappelnde Hufschlag der Pferde klang durch die Nacht.

„Wunderbar, wie nahe er jetzt zu sein scheint!“ sagte der Sohn endlich.

„Wer?“

„Der Stern dort vor uns.“

Der Alte schüttelte den Kopf. Er verstand den Jungen nicht. Eine prächtige Aussicht zeigte er ihm, und der redete von Sternen.

Volkshagen war einer der ältesten Rittersitze des Kreises. Abseits vom Wirtschaftshof in verwildertem Park lag das mächtige Schloß, ein Bau aus der Zeit des Barocks, der nur zu einem Teil bewohnt wurde, und auf dessen großer, durch zwei Stockwerk reichender Diele beständig eine feuchte Grabgewölbekälte lag. Für seine Erhaltung war lange nichts getan. Der Bewurf bröckelte ab, die Dachziegel waren schadhaft, das Holzwerk hing morsch im Gemäuer. Diesen Bau beschatteten alte Bäume, und blühendes Gebüsch versperrte oft die Seitenwege.

Das alles sah Felicitas an einem Maimorgen. Der Verfall erschreckte sie, und sie dachte nach, ob der Anblick vor ihrem Weggang derselbe gewesen war, oder ob ihr Gefühl sich inmitten schöner Anlagen und Paläste verfeinert hatte. Jedenfalls mußte hier Änderung geschaffen werden.

Die Aussicht, daß sie berufen sein solle, etwas für das Haus ihrer Väter zu tun, erhellte ihr Gesicht. Sie trat in das Schloß, sprang leichtfüßig die dunkle Eichentreppe hinauf und erschien gleich darauf wieder, um sich an den Frühstückstisch zwischen ihren Vater und Werner zu setzen. Sie trug einen Strom frischer Luft in das dunkle Zimmer und frohe Laune unter die schweigsamen Männer.



„Wo ist meine kleine lustige Meise denn so zeitig schon herumgeflattert?“ fragte Adlung.

„Die Meise hat die Grenzen abgesucht,“ erwiderte sie. „Hinten am Bruch war ich, wo jetzt endlich die Wege trocken geworden sind. Wie ist der Hopfen dort gewachsen! Dicht wie eine Mauer liegt er auf der Hecke, die beinahe ganz von ihm erstickt ist. Und auch das Loch ist überwuchert, das ich mir einmal vor Jahren hineingeschnitten hatte. Du warst damals sehr böse, weil du dachtest, die Friedrichshorster könnten durchkriechen.“

„Das ist lange her,“ sagte Adlung.

„Und eine Begegnung hatte ich dahinten, eine ganz seltsame Begegnung!“ Sie legte Messer und Gabel aus der Hand und lachte. Das Lachen klang wie der Ton heller Glocken. „Ich stehe unter einer Erle und sehe dem Buchfink zu, der auf einem Ast sitzt und singt. Die Federn am Halse des Tierchens sträubten sich, und es drehte lustig den Kopf mit den blanken Perlenaugen. Plötzlich fliegt es fort, und hinter mir sagt jemand: ‚Guten Morgen!‘ Ich drehe mich um, da steht jenseit der Hecke ein Herr, der sich verbeugt, derselbe, der mir bei meiner Ankunft auf dem Bahnhof den Schirm aufgehoben hatte: Erich Letzow.“ Sie sah ihren Vater an, was der wohl dazu sagte, aber der blickte auf seinen Teller, ohne eine Miene zu verändern. „Er fing sofort ein Gespräch an,“ fuhr sie fort, „und wir haben uns recht gut unterhalten. Ich glaube, er ist sehr klug; ich habe jedenfalls viel in der Viertelstunde gelernt. Schade, daß er nicht so gut aussieht wie sein Vetter Axel.“

„Kennst du den auch?“ fragte Adlung.

„Gewiß, lange schon! Er verkehrte in München bei uns. Anfangs hielten wir uns etwas zurück, denn wir dachten daran, daß du und sein Onkel verfeindet waren. Aber Margot meinte schließlich, es sei nicht nötig, daß wir die Geschichte des alten Familiengrolls vor die Münchner Gesellschaft trügen, und behandelte ihn dann durchaus wie en famille. Übrigens ist er ein liebenswürdiger Mensch.“

Adlung seufzte leise und schob seinen Teller zurück. „Margot hat recht getan!“ sagte er.

„Er spielt ausgezeichnet Klavier,“ fuhr Felicitas fort, „und ich verdanke es seiner Anregung, daß ich meine Übungen wieder aufnahm. Wir haben dann oft vierhändig gespielt, bis er München verließ.“

Sie sprach langsamer als gewöhnlich und sah dabei den Vater an. Der nickte gewohnheitsmäßig zu ihren Worten und blickte auf den goldenen Kringel, den die Sonne auf das Tischtuch zeichnete; er hatte gar nicht zugehört und saß da, wie er jetzt häufig saß, so, als lausche er in weite Fernen. Ging ihn denn das so wenig an, daß er gar keine Teilnahme zeigte? Ihr Auge ruhte prüfend auf ihm. Er war sehr gealtert, die Haut auf Hals und Wangen gelb und schlaff, das Haar an den Schläfen grau, und die Linien um den Mund tief und scharf. Es spannte sich plötzlich die Angst in ihrer Brust; sie sah durch den Raum, als bedrücke der sie, und dann auf Herrn Werner, der ernst vor sich hinblickte. Es war da etwas zwischen ihnen dreien, etwas Schreckliches, das sich nicht mit Händen greifen ließ, und daß ihr, weil sie es nur ahnte und nicht kannte, fürchterlich erschien.

Adlung in seiner Vergessenheit fiel das Schweigen plötzlich auf; er richtete sich empor und versuchte zu scherzen: „Ei, ei, Herr Werner, wo ist Ihr Unterhaltungstalent?“ Und nun fragte er nach Dingen, die weitab von dem bisher geführten Gespräch lagen. Felicitas merkte die Absicht und bemühte sich, heiter zu sein, aber sie war froh, als man aufstand. Sie begab sich auf ihr Zimmer, und gleich darauf klang ihr Spiel durch das stille Haus.

Etwas später ging Werner über die Diele. Er hörte die traurige Melodie und blieb stehen; dann stieg er nach oben. Als er den oberen Flur betrat, brach das Spiel plötzlich ab, die Tür zu Felicitas' Zimmer wurde geöffnet, und sie trat heraus. Er wollte grüßend an ihr vorüber, aber sie hielt ihn mit einer Handbewegung an. „Ich wollte Sie sprechen,“ sagte sie etwas schüchtern. „Sagen Sie mir, was fehlt meinem Vater? Er hat sich gegen früher verändert. Glauben Sie, daß er krank ist?“

„Nein,“ sagte Werner. Er sah das Mädchen, das zwar zwanzig Jahre zählte und doch noch ein sorgloses Kind schien, prüfend an, ob er ihr anvertrauen durfte, was er wußte.

„Aber was fehlt ihm?“

„Er hat vielleicht Sorgen, gnädiges Fräulein,“ antwortete er leichthin. „Sie, die



Sie auf dem Lande aufgewachsen sind, wissen, daß allerlei Zufälle die Stimmung trüben. Wir hatten einen harten Winter, der Weizen ist verdorben."

„Ernste Sorgen? Ich möchte ihm so gern helfen!"

Ein Strom von Mitleid floß durch das Herz des Mannes. Wie konnten diese kleinen Hände sich gegen das Verhängnis stemmen, das unabwendbar näherrückte! Er konnte nicht an sich halten und erzählte ihr, was er wußte.

Mehr und mehr sank ihr bei seinen Worten der Mut. Es war so gar kein Weg da, den sie hätte gehen können. Sie sah die freudlose Straße bis zu Ende; da wäre es schon ein Glück gewesen, sich nur irgendwie zu betätigen, anstatt still und abwartend wie ein angebundenes Tier sich zermalmen zu lassen ...

Das, was ihr von jetzt an als Glück erschien, sollte ihr werden.

Ein häßlicher Sturm, der Blüten und junge Früchte zerstörte, fuhr einige Wochen später über das Land; er ging bei Tag und bei Nacht und verwüstete, was in seinem Wege lag. Felicitas konnte nicht schlafen; sie stand auf, schob die Gardinen voneinander und sah durch das Fenster in den Park. Die starken Bäume bogen sich hin und her, das Laub der Silberpappeln brauste wie die Brandung des Meeres, und graues Gewölk, hinter dem der halbe Mond stand, jagte über den Himmel. Endlich legte sie sich wieder nieder und schaute in das Dunkel. Es war noch etwas andres als der Sturm, das sie ängstete, der Schall von Tritten im Treppenhaus, der, als der Anprall des Windes nachließ, an ihr Ohr gedrungen war. Sollte es wahr sein, daß das Bild der Dame unten im Flur in bewegten Nächten aus dem Rahmen steige und umginge? Jetzt hörte sie es wieder; sie fuhr empor, zündete das Licht an und verließ das Zimmer. Das Dunkel lag unten auf der Diele wie ein schwarzes Ungetüm, dessen feuchter Atem nach der kleinen Flamme leckte und sie zu ersticken drohte. Und zwischen den hohen Mauern ein beängstigendes Schweigen. Felicitas lehnte sich über die Brüstung und hielt das Licht in weit ausgestrecktem Arm. Sie sah in dem dämmerigen Schein das Bild, sie glaubte das weißgepuderte Haar und die grellen Augen der Frau, von der keiner wußte, wer sie war, zu erkennen. Also kein Spuk! Aber die Kühle flog in Schauern über ihren Leib; sie wollte gerade wieder ihr Lager aufsuchen, als sie hörte, wie sich unten eine Tür öffnete.

Zuerst glitt der matte Schein eines Lichts über die Fliesen des Fußbodens, dann sah sie ihren Vater. Mit schleppenden Schritten, nur notdürftig bekleidet, ging er über die Diele und schützte mit der flachen Hand das Licht. Ein starker Windstoß fuhr gegen das Haus, so daß die Dachschindel kreischten und polterten. Er blieb lauschend stehen und sah auf; sein Gesicht war fahl. Das kam vielleicht von der Beleuchtung; aber sie sah die tiefen Furchen um seinen Mund, und das zerwühlte Haar schien gebleicht zu sein. Ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte, irrte er weiter, blieb unschlüssig vor einer Tür stehen, ging zu einer zweiten und verschwand hinter dieser. Jetzt erwachte sie aus ihrer Starre. Sie entsann sich, das Geräusch der Tritte schon häufig im Halbschlaf gehört zu haben, und wußte jetzt, daß ihr Vater nächtens durch das Schloß wanderte, weil ihn die Sorge nicht zur Ruhe kommen ließ. Sie lief in das Zimmer zurück, warf einen Mantel über und ging ihm nach.

Er stand mitten im Zimmer, sah in die Flamme und schien gar nicht überrascht zu sein, als Felicitas eintrat. Dann kam ihm zum Bewußtsein, daß seine Tochter ihn in unordentlichem Aufzug sehe. „Aber, Kind, was willst denn du?" fragte er und strich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er alle Spuren seines Kampfes da fortwischen.

Sie trat zu ihm, stellte ihren Leuchter auf den Tisch und legte beide Arme um seinen Hals. „Ich will dir tragen helfen, lieber Vater!" sagte sie.

„Du, Kind? Weißt du denn, was mich drückt?"

Sie nickte zwei-, dreimal und sah ihm ernst in die Augen. Die Tränen wollten mit Gewalt hervor, sie hielt an sich und preßte die Zähne aufeinander. „Ich weiß. Es steht schlecht um Volkshagen."

„Ach, wenn das alles wäre!"

„Was ist noch, Vater?"

Er wehrte ab, aber sie ließ nicht nach mit Bitten. Es war ein zähes Ringen



zwischen Scham und Sorge, aber sie war die Stärkere; sie drängte den Vater in einen Stuhl und lag vor ihm auf den Knien. Da mußte er es sagen.

„Es ging immer mehr zurück, Felicitas. Als ich Volkshagen übernahm, schmiedete ich mir schon die Kette an den Fuß, die mein Großvater getragen. Und die Zeiten wurden nicht besser. Jetzt bin ich am Ende. Euer mütterliches Erbteil ist euch sicher, Felicitas. Margot hat ihr Teil, das deine ist auch festgelegt. Aber welche Schande, wenn ich als Bettler von hier fortgehe!"

„Was ich habe, gehört dir," rief sie leuchtenden Auges. „Nimm es!"

Er strich gerührt über ihr Haar: „Lieb' Kind! Nie würde ich das tun. Kein Wort mehr davon!"

„Du mußt!" rief sie. „Ich kann doch mein Eigentum verschenken, und ich gebe es dir."

„Nein," sagte er, „noch kannst du nicht darüber verfügen, und bis du es darfst, hat sich hier alles entschieden. Übrigens, in dem Abgrund, der hier klafft, würde es lautlos verschwinden."

„Kein Weg?" sagte sie und ließ müde den Kopf sinken.

„Doch! Ein Weg ist da. Aber — ich darf ihn nicht gehen. Das ist das Ärgste."

„Nenn ihn mir, Vater," sagte sie. Aber er wollte nicht, und jetzt begann wieder das stumme Ringen. Was sollte er tun? Er war der zermürbte Mann, sie hoffnungsstark und jung; er mußte nachgeben und sagte ihr also endlich, daß Letzow bereit sei, ihm zu helfen, aber der Preis sei ihre Hand.

Felicitas hielt ihr Gesicht in beiden Händen, der Vater sollte nicht sehen, wie ihr die Röte vom Nacken herauf in die Stirn stieg, aber er hörte ihr mühsames Atmen.

„So, nun habe ich dir den Willen getan und alles gesagt," schloß er. „Mir ist jetzt leicht ums Herz. Und nun höre, daß ich nie dareinwilligen werde."

Sie hob den Kopf und sah ihn an, und es war ein scheues Lächeln in ihren Augen: „Auch dann nicht, wenn ich will, wenn ich wirklich gern will?"

„Was heißt das: gern? Gern und aus freiem Willen?" sagte er und war erstaunt, daß sie ernsthaft nickte.

„Ich täte es auch dann, wenn es kein Opfer wäre," sagte sie.

Er schüttelte immer aufs neue den Kopf, während er auf sie einsprach. Die Letzows? Und sie wisse wohl nicht, welches Erbteil die Familie mit sich trüge. Und wenn es noch Axel wäre! Aber der sei seit einigen Tagen verlobt.

Axel verlobt? — Sie fühlte, wie alles Helle ihres Inneren erlosch, aber sie hielt das Lächeln auf ihrem Gesicht fest, obgleich sie der gewaltsame Zwang schmerzte. Aber — nur nichts merken lassen! „Ja, ja, Vater, ich will! Du kannst es glauben, ich will. Und nicht nur deinetwegen!"

Und Adlung redete sich ein: Sie will ja! Er sah sie nicht mehr an, er hörte nur die Stimmen, die von außen und von innen auf ihn einsprachen. Sein Widerstand war zuletzt so matt, daß er selbst ihn kaum noch spürte. Und der Gedanke war verlockend: Alles sollte bleiben wie bisher, nur die Sorge ginge fort, der schreckliche Druck auf dem Herzen sollte weichen, er würde wieder ruhig schlafen können. Und seine Tochter trüge den Namen Letzow? Eine Stimme der letzten Warnung regte sich jetzt doch in ihm. Aber die Zeiten hatten sich geändert: nicht der Grundherr, der stundenlang über sein Gebiet trabte, sondern der fixe Rechner in der Industrie regierte die Welt. Und schließlich, Felicitas wollte es ja. Sie lag vor ihm auf den Knien, sah ihn mit fieberig glänzenden Augen an und sagte es mit trockenen Lippen immer wieder: „Ich will! Ja, ich will!"

Der Friedrichshorster Wirtschaftshof war ein Muster peinlichster Ordnung. Jedes Gerät hatte den Platz, der ihm bestimmt war, und es sah aus, als könne es nur da stehen; die Ackerwagen waren in einer Reihe aufgefahren, und in Stapeln sorgfältig geschichtet lagen die Nutz- und Brennhölzer. Am Ende des Hofes stand das Herrenhaus langgestreckt und niedrig und blendendweiß getüncht, so daß man aus jedem Fenster den Hof und was auf ihm vorging übersehen konnte. Die Kastanien, Rotdornbäume und Koniferen, die den Hof schmückten, waren so gepflanzt, daß sie nicht den Ausblick hinderten.

Frau Letzow oder, wie sie sich gern nennen ließ, Madame Letzow, saß hinter ihrem Nähtisch am Fenster und hielt eine Arbeit in den Händen, wie man sie denn eigentlich



nie ohne irgendeine Frauenarbeit sitzen sah. Sie war klein und von gebückter Gestalt; seit Erichs Geburt hatte sie meist gekränkelt, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Vor den Augen trug sie eine stählerne Brille und auf dem Scheitel ein schwarzes Spitzenhäubchen. Schön war an der Frau nichts als die schmale weiße Hand, aber sie sah sehr anziehend aus: kluge Augen, die jedem, der mit ihr sprach, bis auf den Grund sahen, und neben der Energie ein Schein von Güte. Man wußte, daß Letzow sie um ihres Geldes willen geheiratet hatte, aber sie besaß noch einen Schatz. Obgleich sie sich wenig außerhalb ihrer Zimmer und des Gartens sehen ließ, war sie von allem, was um sie her geschah, unterrichtet und lenkte von ihrem Platz aus den Hausstand mit einer ruhigen Sicherheit, um die sie manche Frau beneidete.

Letzow, die Hände auf dem Rücken, ging im Zimmer auf und ab. Er trug Reitstiefel, und die Sporen daran klirrten leise. Er sah sehr zufrieden aus, blieb zuweilen vor einem der hell polierten Möbel stehen, betrachtete wohlgefällig die Furnierung und ging dann weiter. „Ich bin sehr froh, Helene!" sagte er plötzlich.

Die Frau nickte, sah aber nicht auf.

„Es geht uns doch eigentlich alles nach Wunsch," fuhr er fort. „Beide Jungen sind tüchtige Männer geworden, Axel steuert auf den Landrat los, Erich wird als Wirt noch einmal von sich reden machen. Und jetzt die Verlobungen! Auf unserm Hause ruht Segen. Ich verdanke dir sehr viel, Helene!" Er streichelte gerührt ihren Arm.

Seine Frau sah ihn ernst an, ließ sich aber in ihrer Arbeit nicht unterbrechen. Von Liebe war nie zwischen ihnen die Rede gewesen. Einer hatte den andern stillschweigend geachtet. Die Leute im Lande nannten das eine glückliche Ehe.

„Warum antwortest du nichts?" fragte der Mann.

„Ich will deine Freude nicht stören," antwortete sie.

„Immer noch die alte Sorge, Helene?" Sein Gesicht verdunkelte sich, und als sie auch jetzt nichts erwiderte, zuckte er die Schultern und nahm seinen Rundgang wieder auf.

„Du kannst die Marmortafel beim Steinmetz bestellen," sagte sie nach einer Weile. „Ich habe den Bibelspruch ausgewählt."

Er nahm den Zettel, den sie ihm reichte. „Das ist ja schön. Ich danke dir. Wie heißt er denn? Hier steht nur 1. Johannes 3, 15. Ich bin nicht so bibelkundig, um die Stelle auswendig zu wissen."

„Ich glaubte, du wolltest nur die Stellenangabe einmeißeln lassen," sagte sie. „Der Spruch heißt: Wer seinen Bruder haßt, der ist ein Totschläger, und ihr wißt, daß ein Totschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend."

Das Papier zitterte in seiner Hand, und er sah sie starr an. „Helene, den Spruch kann ich in meiner Kirche nicht anbringen lassen."

„Du hast mir die Wahl anheimgestellt, und ich habe diesen für den passenden gehalten," sagte sie.

Der Zorn stieg in ihm hoch, sein Gesicht wurde rot, und er atmete schwer; aber sie wußte, wie dem zu begegnen war: sie sah ihn ruhig, freundlich über die Ränder der Brille an.

„Aber, Helene, bedenke doch!" sagte er. Wie viele werden kommen, um sich die Volzer Kirche anzusehen, und was ist an Klatsch über mich nicht in der Leute Mäuler! Wenn sie das lesen, werden die alten Dinge alle wieder lebendig."

„Um wessentwillen baust du die Kirche, Adolf, um deinetwillen oder für die Leute?" fragte sie ruhig und legte ihre Arbeit zusammen. „Wir haben nie davon gesprochen, aber ich weiß es auch ohne das: du willst Ruhe haben. Wenn du hoffst, sie auf diese Weise zu bekommen, gut, ich bin's zufrieden, denn ich wünsche dir nichts mehr als das. Daß sich der Gott, der uns alle richtet, dadurch versöhnen läßt, glaube ich freilich nicht. Aber das ist deine Sache. Soll also dieser Bau eine Art Buße sein, dann vollführe sie ganz und frage nicht nach den Leuten."

„Ich glaubte nicht, daß du meine Buße noch verschärfen wolltest, indem du mir dies grausame Wort aussuchst," sagte er finster.

„An dich dachte ich dabei gar nicht," sagte sie ruhig, „nur an die Kinder. Ihnen kann die Volzer Kirche eine Mahnung sein, sich zu bezähmen; und wenn sie sonntäglich von ihrem Stuhl aus den Hinweis auf die Folgen einer bösen Leidenschaft erblicken, werden sie vor dieser vielleicht bewahrt. Nur mit Rücksicht auf Erich und Axel hieß ich deinen Kirchbau gut und wählte den Spruch."

„Was redest du immer von ihnen!" erwiderte er. „Die beiden sind im besten Einvernehmen und werden es bleiben!"

Die Frau faltete die Hände im Schoß und sah durch das Fenster. „Daß ich doch auch diesen starken Glauben an die Zukunft hätte!"

„Helene," erwiderte er, „ich habe deine Klugheit immer geschätzt, ich dachte nicht, daß du so abergläubisch sein könntest."

„Du sorgst in deiner Weise für den Bestand unsers Hauses, ich in der meinen." Und plötzlich stand sie auf und trat dicht vor ihn; ihre gekrümmte Gestalt richtete sich auf. „Ich sage dir, Adolf, mit erhobenen Händen stehe ich auf der Lauer, das Unheil abzuwenden, wenn es hereinbrechen will. Du kennst mich länger als dreißig Jahre und weißt, ich bin klar und ruhig, aber die Furcht nimmt mir kein Mensch und die Gewißheit auch nicht, daß alle eure stolzen Pläne wie Kartenhäuser fallen, wenn die alte Leidenschaft noch einmal in unserm Hause aufstände."

„Was du nur denkst!" murmelte er. „Was du nur denkst!"

„Und du bist auch nicht frei davon," sagte sie.

Er wandte sich ab. „Wer könnte das ganz vergessen, was ich erlebte? Aber für die Söhne ... nein, Helene, da fürchte ich nichts. Doch wenn du es so ansiehst, können wir die Spruchstelle ja auch auf die Tafel setzen." Er nickte ihr zu und wollte eben das Zimmer verlassen, als er flüchtig durch das Fenster sah. „Es kommt Besuch!" sagte er.

„Das ist doch Axel," erwiderte sie, nachdem sie sich vergewissert hatte.

„Wahrhaftig!" setzte er hinzu. „Aber wie kann der hier sein?"

Der Wagen war inzwischen um das Rasenrondell, das vor dem Hause lag, gefahren; ehe er hielt, stieg Axel schon ab.

„Guten Tag, Onkel!" sagte er ohne weitere Förmlichkeiten und dem Alten die erstaunten Worte abschneidend. „Entschuldige, ich habe nur wenig Zeit und möchte dich kurz sprechen."

Letzow begriff, daß irgend etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse und trat voran. In dem Zimmer sah Madame Letzow bald auf die dampfenden Pferde, bald auf ihren Mann, der erwartungsvoll nach der offenen Tür schaute, während Axel draußen seinen Mantel ablegte. Endlich trat Axel ein, küßte der Tante die Hand und blieb mitten im Zimmer stehen. „Ich habe mich auf vierundzwanzig Stunden freigemacht, um eine Frage an dich zu richten, Onkel. Ist das wirklich wahr, daß Erich sich mit Felicitas Adlung verlobt hat?"

„Du hast die Anzeige bekommen? Ja, dann weißt du doch alles!"

„Nicht alles. Von wem ist das ausgegangen?"

„Sage mal, Axel, willst du dich nicht setzen?" fragte Letzow. „Ich verstehe nicht recht, was du meinst."

„Danke, ich stehe lieber," sagte der Assessor.

Letzow wußte nicht, was er sagen sollte. Dieser besonnene, liebenswürdige Mensch platzte herein, stellte unbegreifliche Fragen und zeigte sich beinahe unhöflich. „Von wem das ausging? Nun, die jungen Leute mögen sich gern. Das kommt doch bei Nachbarskindern vor," sagte er.

„Jawohl," entgegnete Axel, „es wäre aber in unserm Falle wohl kaum vorgekommen, wenn du die Hand nicht im Spiele gehabt hättest. Nicht wahr, du hast diese Verlobung eingeleitet, wie du es mit meiner getan hast?"

Letzow wußte nicht, auf was Axel zielte. Aber vor seiner Frau konnte er die Frage nur ohne Winkelzüge beantworten. Er fühlte, daß sie ihn beobachtete.

„Das habe ich allerdings," sagte er mit Haltung. „Du, Axel, mußtest durch eine Heirat dein Vermögen vergrößern; ich habe für dich wie für meinen eignen Sohn auf Volz gewirtschaftet, aber du hast durch dein Studium viel verbraucht. Erich hat fast ausschließlich verdient, er konnte sich den Luxus einer armen Frau gestatten, um so mehr, wenn er sich dadurch einer alten vornehmen Familie verschwägerte. So habe ich kalkuliert. Du kannst das, wenn du es von unserm Familienstandpunkt aus übersiehst, doch wohl kaum tadeln."

„Für mich handelt es sich weder um Familienrücksicht noch um mein Vermögen, sondern um weit mehr," sagte Axel.

Jetzt sah Letzow klar; die Ahnung einer Gefahr, die er in seiner Rechnung übersehen, dämmerte in seinem Kopfe auf.

„Mein lieber Junge!" sagte er. „Ja, ja, ich entsinne mich, daß du mir etwas von eurem Verkehr in München sagtest, als du zurückkehrtest. Aber deine Verlobung ..."



„Geschah lediglich mit Rücksicht auf dich!“ rief der Assessor. „Ich klopfte damals auf den Busch, wollte wissen, ob es für mich etwas zu hoffen gab. Mit aller Gewalt wehrtest du ab: Die alte Feindschaft! Dein Haß stand wie eine Mauer zwischen hüben und drüben. Da zog ich mich zurück; ich wollte verzichten. Jetzt aber sehe ich ein, daß du schon damals dich mit dem Gedanken trugst, den alten Groll zu begraben. Warum hast du mich hintergangen?“

An seinen Worten war nicht zu rühren, Letzow fühlte sich eingeengt; aber er sah ein, daß er seine Absichten vertreten mußte. „Ich hielt dich für klug genug, zu erkennen, daß ich dein Bestes wollte,“ sagte er kühl.

„Mein Bestes?“ fragte Axel. „Nun ja, was du das Beste nennst. Es gibt eben Dinge im Menschen, von denen du nichts ahnst, und in dieser Unkenntnis hast du mich um das Höchste und Schönste im Leben gebracht. Trotzdem bitte ich dich: laß mich von jetzt ab meinen Weg allein gehen. Ich bin Manns genug, ihn mir zu wählen. Den ersten Schritt habe ich bereits getan“ — er streckte seine linke Hand aus —: „die Verlobung mit Fräulein Walter habe ich aufgelöst.“

Der Alte wurde blaß; alles, was in ihm während des Gesprächs sich geregt hatte, empörte sich jetzt. Daß Axel ihn kränkte, hätte er hingenommen, daß er ihm die höchste Aufgabe seines Lebens, die Erhaltung der Größe seines Hauses, antastete, das brachte ihn auf. Und dann die Scham, der Ärger, daß die Leute über ihn reden würden und Axel seine Zukunft gefährdete! „Schäme dich, mir und den Walters das anzutun!“ rief er.

Axel richtete sich in die Höhe und sah seinen Pflegevater so drohend an, daß dieser zurückwich. Die beiden Männer, die nie anders als liebevoll miteinander verkehrt hatten, standen sich gegenüber, als seien sie zum Letzten entschlossen. Da trat die alte Dame, deren Anwesenheit sie fast vergessen hatten, zwischen sie und legte ihre Hände auf Axels Schulter. „Was höre ich nur!“ sagte sie. „Ihr streitet euch? Geh, Adolf, und laß mich mit Axel allein.“ Und als ihr Mann zögerte, wiederholte sie: „Geh! Geh!“

Letzow fürchtete, er könne sich etwas vergeben, aber er sah, wie ihre Lippen vor Angst zitterten, und erkannte, daß er, wenn er blieb, dahin geraten möchte, wo er keinen Rückweg fand. Er warf den Kopf in den Nacken und ging. Als sich hinter ihm die Tür geschlossen hatte, nahm seine Frau Axels Hand und zog ihn neben sich auf das Sofa.

„Entschuldige, Tante! Ich vergaß, daß du da warst,“ sagte er.

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Mein Sohn, darauf kommt es ja gar nicht an,“ sagte sie. „Aber dich hast du vergessen, dich!“

„Ja, auch mich!“ rief er, und es schien, als breche die Heftigkeit, die er mühsam bemeistert, erst jetzt gewaltsam durch. „Aber du ahnst nicht, was ich schon heruntergewürgt habe. Stillschweigend und ohne mit der Wimper zu zucken, Tante! Immer dieses Gängeln und Rücksichtnehmen auf das Familieninteresse, immer dies Zurückdrängen persönlicher Wünsche. Da sammelt sich hier drinnen etwas an, was einmal mit Gewalt herauswill, und das ist jetzt geschehen.“

„Gut, es ist geschehen,“ sagte sie; „aber nun ist's vorbei, Axel, nicht wahr?“

„Nein!“ sagte er hart. „Darüber kann ich nicht hinweg!“

„Es ist nicht das erstemal, daß ich einen klugen und starken Mann sagen höre: Ich kann nicht! Was kannst du nicht, Axel?“

Er hatte erwartet, daß sie mit milden Überredungskünsten auf ihn einwirken werde, und sah nun verwundert auf, als er ihren ruhigen, aber strengen Ton hörte. Er entsann sich, wie er einmal einen dummen Jungenstreich gemacht und sich hartnäckig geweigert hatte, die Wahrheit einzugestehen; da hatte dieser Ton ihn eingeschüchtert und die Tante ihm sein Geheimnis entrissen. „Ich kann mich ferner nicht blindlings in Onkels Wünsche fügen, und ich kann das Mädchen, das mir aufgenötigt wurde, nicht heiraten,“ sagte er.

„Das wird billigerweise niemand von dir verlangen,“ engegnete sie. „Aber eins verlange ich von dir, Axel, und das sollst du mir jetzt versprechen: keinen Groll! Vergiß, was heute hier vorgefallen ist. Die Zukunft gehört dir.“

Er sah sie mißtrauisch an. Gehörte sie auch zu denen, die um des Namens der Letzows willen Opfer forderten? „Man kann nicht vergessen, wenn man auch möchte,“ sagte er.

Da nahm sie seine Hände in die ihren. „Ich will dir erklären, was ich meine,“ sagte

sie. „Du weißt, daß deine Mutter eine Woche nach deiner Geburt starb. Als sie fühlte, daß es zu Ende mit ihr ging, ließ sie mich an ihr Bett rufen und sagte: ‚Helene, ich glaube, du wirst für ihn sorgen, und er wird es bei dir so gut haben, als ob ich da wäre. Aber du weißt: die Gefahr! Wenn die Stunde kommt, dann verlaß ihn nicht.' Axel, die Stunde ist jetzt da, und ich warne dich!"

„Welche Gefahr meinst du, Tante?" fragte er.

„Die, in der ihr alle seid, ihr Letzows. Weißt du, was man sich von deinem Vater erzählt? Weißt du, wie er umkam? Nein, es sind keine losen Geschwätze, mein lieber Sohn; Schuld über Schuld ist gehäuft. Soll das denn gar kein Ende nehmen?" Sie schüttelte jammervoll den Kopf. „In euch allen ist eine Leidenschaft, und so klug ihr auch rechnet, und so stark ihr gegen alles auftretet, was von außen kommt, diese Leidenschaft ist stärker als ihr. Ich habe oft darüber nachgedacht: Haß ist in allen Menschen, jedermanns Hand wider jedermann. Und der Haß treibt seine Ableger: Neid und Eifersucht, Selbstsucht und Jähzorn. Aber man bekommt diese wilden Tiere doch in die Hand und bändigt sie, nur ihr bringt es nicht fertig, nur ihr seid gegen den schlimmsten Feind in euch schwach wie die Kinder. Mein Mann ist es gewesen; ich zittre vor der Stunde, da Erich sich bewähren soll, nur deiner war ich sicher, Axel. Nicht wahr, du enttäuschst mich nicht, mein Sohn?"

„Wie klug du bist, Tante!" murmelte er und küßte ihre Hand; aber sie zog sie ihm schnell von den Lippen.

„Versprich mir, daß du über dich wachen willst, Axel! Denk an deine Mutter!"

„Ich will es tun," sagte er feierlich. „Du sollst dich meinethalben nicht beunruhigen!"

„Es ist gut," erwiderte die alte Dame. „Ich habe dein Wort, und ich vertraue dir."

Er stand auf, denn er fühlte, daß sie nach diesem nicht mehr von andern Dingen reden konnten. „Ich möchte Onkel heute nicht mehr aufsuchen," sagte er. „Sprich du mit ihm, daß er bei unserm Wiedersehen nicht mehr auf die heutigen Erörterungen zurückkommt." —

Sie stand am Fenster und sah ihn abfahren, nickte, als er den Hut zog, und winkte ihm zu. Sie hatte die Funken ausgetreten. Für dieses Mal hatte es keine Not; aber wie würde es das nächste Mal ablaufen? Plötzlich löste sich alle Spannung in ihr, sie wandte sich in das Zimmer zurück und weinte bitterlich.

(Schluß folgt.)

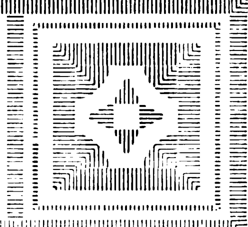
Mein Dörfchen

Träumt ruhefroh —
Verrat' nicht, wo —
Ein Dorf in einem grünen Grund.
Hat einen Pfarrer, kürbisrund,
Mit einem Kirchlein, holzgedeckt.
Hat eine Schule, ganz versteckt
In einem Garten. Schwarzberockt,
Die Brille auf der Stirne, hockt
Auf seinem Pult der Küstersmann,
Erzählt vom Lande Kanaan.
Hat — leichtlich zählst drei Dutzend du! —
Insassen, Kätner und dazu
Noch Bauern, ganze zehn an Zahl.
Mit einem zimmergroßen Saal —
Ich hätt' es dir verschwiegen gern! —
Ein Wirtshaus auch: Zum goldnen Stern.
Hat Kiefernwälder, meilenweit,
Ein Flüßchen und ein Feldgebreit.
Lägst du mit deiner letzten Stund'
Und sähst es an — du wärst gesund.

Daß ich das Dorf dir auserzählt,
Hätt' meine Seele drauf verschworen
Und merke nun beschämt, es fehlt
Von seinen Honoratioren
Der Förstersmann mit seinen Hunden,
Mit Juno und mit Pharao.
Da bleib' es halberzählt! Verriet ich, wo
Es träumt, und hättest du's gefunden,
Riefst Menschen du — wer weiß? — zuhauf
Und wecktest mir mein Dörfchen auf.

Hans Franck



Vogel und Eisenbahn

Eine zoologisch-technische Plauderei

Von Professor Dr. Martin Braeß

Schließlich geht alles, wenn's sein muß. Gewöhnung — das ist die Hauptsache. Der Droschkengaul gewöhnt sich an den glatten Asphalt und an die blitzschnellen Automobile, der Teckel an Beißkorb und Leine, der Tertianer an Bier und Tabak, der Tourist an das Gewicht seines Rucksacks und der scheue Vogel an — den brausenden Eisenbahnzug. Gewöhnung — nur darauf kommt's an.

Ein schwarzweißes Vögelchen, das auf dem Bahndamm gar zierlich einhertrippelt. Es sucht und pickt bald hier, bald dort zwischen den Schienen, rennt eilig über den Steinschotter, weilt einen Augenblick auf jeder Schwelle, den langen Schwanz auf und ab wippend, wirft sich mit zweisilbigem Lockton voll Übermut in die Luft und „begeht" dann wieder die Strecke, gleich dem Bahnwärter, mit dem es gut Freund ist.

Donnernd braust der Schnellzug heran. Das Bachstelzlein fürchtet sich nicht. In bogigem Flug weicht es dem Ungetüm aus, ein winziges Stück nur. Am Wassergraben, der den Bahndamm begleitet, rennt es dahin; hier begrüßt es sein Weibchen, das gleichfalls der Kerfenjagd obliegt. „Ziuwiß! ziuwiß!" ... da sind sie schon wieder oben auf der Strecke mitten zwischen den Gleisen. Ihr Heim ist nicht fern. Wo der Zug in dem Tunnel verschwand, da steht das Nestchen verborgen in einer Lücke zwischen den Bruchsteinen, genau mitten über dem Eingang. Die sechs Jungen in dem sicheren Versteck schreckt die Pfeiferei nicht im geringsten, und wenn der dicke Rauch das Nestchen umhüllt, duckt sich schnell jedes Köpfchen; die dunkle Wolke ist bald wieder verschwunden.

Noch ein paar Tage, dann werden die Kleinen hinter den Eltern auf dem Bahndamm einherrennen, und ich wette, im kommenden Frühjahr siedelt sich jedes mit seinem Gatten wieder im Schutze der Eisenbahn an. Das Keuchen und Pusten der Lokomotive, das Ächzen und Stampfen der Räder, das Klirren und Rasseln der eisernen Brücke ist ihnen bekannte Musik; der qualmende Schornstein, die Feuergarbe, die dem schwarzen Ungeheuer zu nächtlicher Stunde entsteigt, die glühenden Riesenaugen: das alles gehört ja zum Dasein, genau wie Feld, Wald, Wiese und Wasser, wie Bremsen und Fliegen, wie Regen und Sonnenschein, wie das Wärterhäuschen mit seinen Signalglocken. Vom ersten Augenblick ihres Lebens an sind die Vögel daran gewöhnt — es war niemals anders.

Wenn irgendeiner unsrer gefiederten Freunde den Namen „Eisenbahnvogel" verdient, so ist es die Bachstelze. Ich möchte wissen, wieviel tausend Pärchen dieser reizenden Vögel auf den Stationen, auf freier Strecke, an den Wärter- und Signalhäuschen nur einer einzigen größeren Eisenbahnlinie in Deutschland Jahr für Jahr brüten. Hier in dem Bahneinschnitt, der durch den Felsen führt, gleich zwei Nester, kaum 5 m voneinander entfernt, und gegenüber in einem Spalt noch ein drittes; dort die steinerne Brücke, die den Zug hoch über dem Talgrund an die andre Lehne hinüberführt, beherbergt in mehr als einem Mauerloch die Kinderstube des Vogels, und selbst die eisernen Brücken haben geschützte Winkel genug, die einem brütlustigen Bachstelzenpärchen willkommen sind. Es rasselt und knattert, es zittert und knarrt gar unheimlich, wenn der Zug zwischen den Eisengittern dahinbraust; aber die schlanken Träger stehen fest, und das leichte Vogelnestchen tragen sie auch noch. Hier eine Wohnung im Kellergeschoß — „Souterrain" heißt man's in Deutschland; die Höhlung unter der Schiene, wo der Regen den Kies weggespült hat, bietet trefflichen Schutz. Nur keine Angst, wenn's in regelmäßiger Wiederholung täglich mehrmals donnert und braust, daß einem Hören und Sehen vergeht; ein paar Sekunden, dann ist alles vorbei.

Dort am Eingang zur Station die Vertiefung unter der Unterlagsplatte der Weiche beherbergt gleichfalls ein Nest. Andre Pärchen ziehen wieder eine Wohnung im Hochparterre vor, wie sie die Schwellenhaufen und die aufgestapelten Eisenschienen bereithalten. Und dann der Bahnhof selbst. Das Stationsgebäude, die vielen Schuppen mit ihren vorstehenden Dächern, Gesimsen und Dachrinnen, der ausrangierte Gepäckwagen, der jetzt ein seßhaftes Leben führt, seit man ihm die Räder genommen hat, die offene Bude, in der sich die Weichen- und Signalhebel befinden, und auch das kleine stille Häuschen, das niemals fehlt, mit dem Spalt zwischen dem Dach und den fensterlosen Wänden, mit den beiden Eingängen an den Schmalseiten und der doppelten Aufschrift: wahrhaftig, auf seinen Bahnhöfen, besonders auf den kleinen Haltestellen, bietet der Mensch der zutraulichen Bachstelze so mannigfaltige Gelegenheit zum Nestbau, daß von Wohnungsnot nicht die Rede sein kann. Ein Flußlauf oder wenigstens ein Graben, der die Tagwässer aufnimmt und ableitet, fehlt auch fast

nirgend. Warum sollte sich also die Bachstelze nicht wohlfühlen? Die Telegraphendrähte stören sie gar nicht; in leichtem Schwunge wippt das Vöglein über sie weg, sitzt auch mit Vorliebe oben auf den Trägern und überschaut von der Höhe die Strecke. Kommt dann ein Zug, so begleitet das saubere Grisettchen den guten Bekannten sehr gern ein Stückchen in wellenförmigem Flug — plötzlich ist's weg, einer Bremse nach, die den Weg kreuzte.

Ein „Eisenbahner", ebenfalls von Beruf, ist auch unser munteres Rotschwänzchen. Der Bahnwärter kennt es genau. Wenn er im dämmernden Morgen um zwei oder um drei Uhr aus seinem bescheidenen Häuschen zum frühen Dienst heraustritt, da begrüßt ihn der kleine Kobold: Sieh, ich bin auch schon auf meinem Posten! Von dem Dachfirst oder vom Rand des Kamins, von der Telegraphenstange oder von der in die Luft ragenden Schranke singt er sein seltsam klirrendes Liedchen. Keine Station, kein größerer Bahnhof, wo unser Hausrötel fehlte. Wer ein Ohr hat, auch den feineren Stimmen der Natur zu lauschen, der wird aus all dem Lärm des menschlichen Treibens am Bahnhof, wo immer es sei, die zwei schnurrigen Strophen des Hausrotschwänzchens heraushören, und das Persönchen des Sängers wird er auch bald entdecken.

Es ist bekannt, wie sich unser Hausfreund bisweilen die seltsamsten Plätze zur Aufzucht seiner Jungen aussucht: die Hängelampe im Gartenhaus, eine leere Konservenbüchse in einer Kantine, einen Pantoffel, der am Staket hängengeblieben ist — vielleicht hatte ihn jemand im Übereifer des Gefechts von sich geworfen —, ein altes Ofenrohr auf einem Schutthaufen usw. Das hübscheste habe ich einst auf einer ganz kleinen Station in Ungarn gesehen; dort hatte sich ein Hausrotschwänzchen den Briefkasten zur Wochenstube eingerichtet. „Mehr Junge sind drin als jemals Briefe oder Karten", sagte mir lachend der Vorsteher. Sein tierfreundliches Herz hatte dafür Sorge getragen, daß eine in der benachbarten Fensteröffnung stehende Pappschachtel den Briefkasten so lange vertrat, bis dieser seinem ursprünglichen Berufe wieder nachgehen konnte. Aber die niedlichste Geschichte hat sich auf der kleinen Strecke Greiz-Neumark abgespielt. Auf dem Bahnhofe der reußischen Residenz stand längere Zeit ein Personenwagen beschäftigungslos. Ein Hausrötelpärchen hatte sich hier angesiedelt. Schon fütterte es seit mehreren Tagen seine Jungen, da mußte der Wagen in den Lokalzug eingestellt werden, der täglich sechsmal nach Neumark und wieder zurück fährt. Dem Personal und den Reisenden bot sich nun das allerliebste Schauspiel, wie die treuen Vogeleltern jeden Zug die 13,8 km lange Strecke begleiteten, wobei die Tierchen während des Aufenthalts auf den Zwischenstationen fleißig fütterten. Von allen Beobachtern dieses Idylls behütet, kamen die Jungen glücklich aus. Die tägliche Reise von reichlich 165 km ist den kleinen Dunenbällchen ganz gut bekommen — nicht nur Eisenbahnvögel, sondern „Zugvögel" in einer gewiß ungewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes.

Man hat die ackerbautreibenden Ländereien — so weit das Auge reicht, Feld und immer nur Feld — Kultursteppen genannt. Etwas vom einförmigen Steppencharakter, ja noch mehr, etwas Wüstenartiges, kommt aber auch den Eisenbahnen zu mit ihren beschotterten Strecken und ihren großen planierten Plätzen an den Stationen, wo zwischen dem Kies kein grünes Hälmchen gedeiht. Dieser steinige, pflanzenleere Grund ist namentlich zwei kleinen Vögeln willkommen: der Haubenlerche und dem Steinschmätzer. Die Haubenlerche kennt gewiß jeder, der in der Nähe eines Bahnhofs wohnt. Der Platz an den Güterschuppen, wo Heu- und Getreidevorräte verladen werden, ist ohne die angenehme Erscheinung der emsig hin und her trippelnden Haubenlerchen gar nicht denkbar, im Sommer sowohl wie natürlich im Winter erst recht. Ihre wohlklingenden pfeifenden Lockrufe und ihr ansprechendes Liedchen machen jedem Naturfreund diese Vögelchen lieb. Bei dem Volke geht die Rede, im Jahre 1813 seien die Haubenlerchen mit den Russen ins Land gekommen, und gewiß ist etwas Wahres an der Sache. Denn die bei uns heimatberechtigten Haubenlerchen werden in strengen Wintern durch einen sehr starken Zuzug von Osten her vermehrt; auch besteht gar kein Zweifel, daß die Haubenlerchen ursprünglich Steppenbewohner waren. Sie lieben offenes Gelände, trockenen unfruchtbaren Sandboden, Exerzier- und Schießplätze, Sandgruben, Chausseen und namentlich auch die Eisenbahnen. Unmittelbar an den Gleisen habe ich schon oft ihr Nestchen gefunden.

Der graue Steinschmätzer ist vielleicht weniger bekannt; denn manche Gegend beherbergt ihn selten, während er anderswo mit zu den häufigsten Vögeln gehört. Er siedelt sich besonders gern an den Landstraßen an, wo er mit Vorliebe von einem Steinhaufen zum andern niedrig über dem Boden hinflattert. Oder er belebt die dürren Kahlschläge der sandigen Heide; in den Lücken der Holzstöße zieht er hier seine Brut auf. In neuerer Zeit hat sich das schmucke Vöglein gleichfalls mit der Eisenbahn recht vertraut gemacht. Wo Schwellenhaufen auf oder neben dem Bahnkörper liegen, da sieht der Steinschmätzer einen freundlichen Wink des Menschen, hier sich Hütten zu bauen — ach, wie übel wird's ihm oftmals gelohnt! Mit dem Ausbessern der Strecke kann man ja nicht warten, bis die Jungen dem Nest entflogen sind, und bei dem Transport des Holzes fragt auch niemand danach, ob es den Vögeln jetzt paßt. Ich habe



Auguste Renoir: Selbstbildnis.

Zu dem Aufsatz „Die bildenden Künste“ von Dr. Paul Kautzsch.

in den letzten Jahren oft vom Zug aus den schwarzweißen Vogel gesehen. Er sitzt gern ganz aufrecht auf den Kilometersteinen am Rande des Bahnkörpers; dann streicht er hurtig dicht am Boden dahin, wobei sein schwarz und weiß gezeichneter Schwanz im Verein mit dem schneeweißen Bürzel hell aufleuchtet — ein Stück Papier, das der Wind längs der Gleise hinflattern läßt.

Aber auch Freibrütern vermag die Eisenbahn eine Menge sicherer Fleckchen zum Bau der luftigen Kinderwiege zu gewähren. Denn wenn man die Eisenbahndämme mit Weiden und anderm Buschwerk bepflanzt, um so den Böschungen Festigkeit zu geben und Rutschungen zu verhüten, wenn man ferner an gewissen Stellen, um den Bahnkörper vor Schneeverwehungen zu bewahren, die oberen Ränder der Strecke mit Weißdorn- oder Fichtenhecken einfaßt, so vermag unser wichtigstes Verkehrsmittel, das ja leider so manches Stückchen Natur unbarmherzig vernichten muß, liebliches, frohes Leben um sich zu sammeln. Die Sache ist längst erprobt. Schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konnte der Betriebsinspektor der Gera-Eichichter-Bahn nachweisen, daß an dieser 77 km langen Strecke eine große Anzahl Vogelarten in den neben der Bahn hinziehenden Weißdornhecken brüteten. Die Gesamtlänge der Hecken betrug 20½ km, und genaue Ermittlungen ergaben 701 Stück Vogelnester, also ein Nest auf durchschnittlich 29,2 m — gewiß ein schöner Erfolg! Die Mehrzahl der Nester gehörte dem *Hänfling* an; aber auch unsre Grasmückenarten, besonders *Dorn-, Zaun- und Gartengrasmücke*, brüteten in den Hecken und an den mit Korbweiden und anderm Gebüsch bepflanzten Böschungen. Als Bodenbrüter hatten sich *Goldammern* eingefunden, während die höheren Sträucher mit *Neuntöter- und Finkennestern* reichlich besetzt waren.

In dankenswerter Weise hat bald nach diesen erfreulichen Erfahrungen der preußische Eisenbahnminister Anweisungen erlassen, die Bahndämme zu bepflanzen, mit der ausgesprochenen Absicht, der hartbedrängten Vogelwelt unter dem Schutze der Eisenbahnbeamten ein sicheres Asyl zu schaffen. Auch von den Bahnverwaltungen Bayerns, Badens u. a. sind neuerdings ähnliche Verordnungen ergangen, so daß sich die kahlen Böschungen der Bahnlinien immer mehr mit freundlichem Grün schmücken und froher Vogelgesang mit dem schrillen Pfiff und dem Keuchen und Pusten der Lokomotiven abwechselt. Aber viel mehr könnte in dieser Richtung noch getan werden. Das Königreich Sachsen z. B. hat 3300 km Eisenbahn. Wenn nur der zehnte Teil davon dem Vogelschutz dienstbar gemacht würde, die Zahl der Vogelbruten würde sich erheblich vermehren. Besonders scheinen mir unsre Schmalspurbahnen hierzu geeignet. Statt den letzten Strunk abzuhacken, sollte man gerade auf die Anpflanzung der Bahndämme bedacht sein. Besonders wichtig erscheinen uns die Verordnungen, nach denen die Schere vom März an bis zum September den Hecken und Gehölzen neben dem Bahndamm fernbleiben muß. In ungestörter Ruhe können nun hier unsre lieblichen Kleinvögel ihre beiden Bruten aufziehen, und sie machen, wie ich mich überzeugt habe, von Jahr zu Jahr mehr Gebrauch davon.

Nur noch ein Beispiel aus jüngster Zeit. In einer solchen Hecke, unfern eines größeren Dorfes, wo sich ringsum unübersehbare Felder dehnten, nur stellenweise von einem kleinen Gehölz unterbrochen, fand ich in ganz kurzen Zwischenräumen Nest an Nest, an einer Stelle vierzehn Stück auf etwa 100 m Länge. Erst ein Amselnest, daneben den viel sorgfältigeren Bau der Singdrossel, hier des Buchfinks reizendes Nestchen, und dann die Kinderstuben seiner Vettern Grünling und Hänfling; unter Grasbüscheln versteckt hatte sich ein Rotkehlchen seine Wohnung eingerichtet. Unser Hausspatz war natürlich auch vertreten und auch mein schmucker Freund mit dem furchtbaren Namen „Neuntöter", und so ging's weiter: Insekten- und Körnerfresser in schönstem Verein. Sie haben sämtlich, wie ich mich überzeugte, ihre Bruten ausgebracht. Wenn sie's verständen, würden sie ihrer Hüterin, der Eisenbahn, noch extra ein Danklied singen. Wahrhaftig, eine Fülle von Schönheit und Lieblichkeit ergießt sich alljährlich aus diesen Eisenbahnhecken über unsre Fluren, wie wir's dem „poesiefeindlichen" Verkehrsmittel niemals zugetraut hätten.

Mitunter lassen sich unmittelbar neben dem Bahndamm auch noch andre Vögel häuslich nieder, an die wir bei dem Wort „Eisenbahnvögel" wohl zuallerletzt gedacht haben würden. Ich meine besonders die quecksilbern beweglichen und geschwätzigen *Teich- und Schilfrohrsänger*, ferner das *schwarze Wasserhuhn* mit der weißen Blässe, das *grünfüßige Teichhühnchen* und andre. Der Bahnbau schafft ja, besonders in ebenen Gegenden, wo zur Gewinnung des Materials für den Damm der Boden oft auf beiden Seiten ausgeschachtet werden muß, für die genannten wasserliebenden Vögel nicht selten geeignetes Terrain. Die Ausschachtungen, oft über viele tausend Quadratmeter ausgedehnt, füllen sich allmählich mit Wasser; Schilf, Rohr, Weiden siedeln sich an, und so entsteht schließlich ein Heim, das den Rohrsängern ebenso zusagt wie den genannten und noch andern rallenartigen Vögeln. Diese Tatsache ist vom Standpunkte des Naturschutzes aus um so höher zu schätzen, als die Daseinsbedingungen für die gefiederten Wasser- und Sumpfbewohner infolge der fortschreitenden Entwässerung des Bodens sich von Jahr zu Jahr schwieriger gestalten. Wenn der

Nachtschnellzug auf freier Strecke hielt und die meisten meiner Mitreisenden über den unerwünschten Aufenthalt schimpften, da habe ich schon oft dem lustigen Konzert der nimmermüden Rohrsänger gelauscht, die hier unmittelbar neben der Strecke ihre „Schilflieder" sangen, ein Quodlibet schnarrender, pfeifender, fast quiekender Töne, und wenn dann die Frösche mit ihrem Quarren noch einfielen, war's eine Lust, und viel zu früh machte der Pfiff der Lokomotive dem nächtlichen Spuk plötzlich ein Ende.

In neuester Zeit sind die Eisenbahnen des blutigsten Massenmordes an der Vogelwelt angeklagt worden; eine Tageszeitung nach der andern brachte die wohl ursprünglich aus Amerika, dann aber auch aus unserm Reichsland stammenden Schreckensnachrichten. Jeder nächtliche Schnellzug, so hieß es, vernichte viele Vögel: Lerchen, Wachteln, Finkenvögel, Eulen und andre. Nicht schnell genug könnten die überraschten Geschöpfe dem Ungeheuer ausweichen, ja manche Vögel flögen, von den funkelnden Augen der Lokomotive ähnlich wie von dem Licht der Leuchttürme mit magischer Macht angezogen, freiwillig in ihr Verderben. Am Morgen müsse man die Maschine oftmals von vielen auf diese Weise ums Leben gekommenen Vögeln reinigen. Hieran wurden nun Berechnungen angeknüpft, indem man die Zahl der nächtlichen Schnellzüge Europas mit einer willkürlich angenommenen Zahl der gemordeten Vögel und dies Produkt wieder mit 365 multiplizierte, und es ergab sich eine so enorm hohe Ziffer der Jahr für Jahr von der Eisenbahn geforderten Opfer, daß der Naturfreund alle Freude an unserm wichtigsten Verkehrsmittel verlieren konnte. Zum Glück ist es nicht halb so schlimm. Gewiß, es kommt oft genug vor, daß ein Vogel von den Rädern des Zuges zermalmt wird, überfährt doch auch das Automobil unter Umständen mal einen Kleinvogel so gut wie Hühner und Gänse, und es ist immerhin denkbar, daß selbst eine größere Anzahl wandernder Vögel, wenn es das Unglück will, der Eisenbahn zum Opfer fällt; aber jenen Mitteilungen von dem Vogelmassenmord durch die Schnellzüge — Tag für Tag unzählige Tote und Verwundete — steht die Übertreibung an der Stirn geschrieben.

Viel größeres Unheil richten die Telegraphendrähte an. Ich habe manchen Vogel, der sich sein Köpfchen eingerannt hatte oder mit zerbrochenem Flügel am Boden lag, unter den Drähten aufgelesen, allerdings weniger an der Eisenbahn als an Telephondrähten, welche die Straßen begleiten, namentlich wenn diese durch den Wald führen: Vögel aller Art von der Größe des Eichelhähers bis herunter zu den kleinsten Finken. Sogar die gewandten Schwalben, die doch mit den Telephondrähten, ihren liebsten Sitzplätzchen am Abend, wenn sie gemütlich Zwiesprach halten, ganz vertraut sind, hat das Unglück oftmals ereilt. In letzter Zeit sind aber die Klagen, daß die Drähte den Vögeln das Leben kosten, immer seltener geworden, und es scheint sich die Vermutung zu bestätigen, die K. Th. Liebe schon vor sechsunddreißig Jahren aussprach, daß sich nämlich die Vögel mit der Zeit an die unheilvollen Drähte gewöhnen und ihnen instinktiv ausweichen würden. Seine Voraussage gründete sich auf die Erfahrung, daß man viel mehr alte als junge Rebhühner unter den Eisenbahndrähten tot oder schwerverletzt auffand.

Daß in jüngster Zeit der Vogelwelt in den Leitungen der „Überlandzentralen" eine neue Gefahr erstanden ist, wollen wir nur nebenbei erwähnen, da diese Frage noch nicht spruchreif ist; die Ansichten hierüber gehen weit auseinander. Es hängt dies offenbar mit der verschiedenen Entfernung von Draht zu Draht, dem Abstand der Isolatoren vom Maste, mit der Konstruktion der Fangbügel sowie des Schutznetzes zusammen, kurz mit der Bauart, die nicht bei allen Stromleitungen gleich ist. Dem Elektrotechniker erwächst die unabweisbare Pflicht, die Gefahren für die Vögel möglichst zu beseitigen.

Aber auf einen Feind, der mit der Eisenbahn freilich nur in sehr lockerer Verbindung steht, möchte ich zum Schluß noch hinweisen, auf eine besondere Spezialität unsrer Hauskatze, „Bahnwärterkatze" will ich sie nennen. Fast keinem der kleinen Häuschen an freier Strecke fehlt unsre Mäusevertilgerin. Doch leider: meist finden Hidigeigei und Frau Miez mehr Geschmack an zartem Wildgeflügel als am Haarwild. Meist treiben sie sich den ganzen Tag am Waldrand, auf Feld und Wiese, an Hecken, im Buschwerk umher, sie entfernen sich oft sehr weit von der Strecke, und die Fläche rings um das Bahnwärterhaus, die sie unsicher machen, hat nicht selten einen sehr großen Radius. Früher zogen die Vögel hier ungestört ihre Brut auf, heute hat mit der Eisenbahn die räubernde Katze ihren Weg auch in diese Gebiete gefunden. Wie ich soeben erfahre, haben verschiedene Eisenbahndirektionen Preußens einzelne Beamte nach Seebach gesandt, damit sie dort auf der Vogelschutzstation des Freiherrn von Berlepsch über alle Fragen des praktischen Vogelschutzes eingehend unterrichtet werden. Ich glaube, sie werden mir zustimmen, wenn ich darauf aufmerksam mache, die „Bahnwärterkatze" ja nicht aus dem Auge zu lassen. Wenn man die Vögel zu Gaste lädt, daß sie ihr Heim bei uns aufschlagen, muß man auch für ihren Schutz sorgen, denn das Gastrecht ist heilig.





Max Liebermann: Korso auf dem Monte Pincio. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin.)
Von der Ausstellung der Berliner Sezession Sommer 1912.

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart. Von Dr. Paul Kautzsch

Die Renoir-Ausstellung und die Ausstellung der Berliner Sezession vom Sommer 1912

Die Renoir-Ausstellung bei Cassirer ist für manchen Kunstfreund, dem es bisher noch nicht vergönnt war, französische Malerei in ihrer Heimat zu studieren, ein kleines Erlebnis gewesen. Deutschlands Besitz an guten Werken von bahnbrechenden Meistern der neueren französischen Kunst ist ja leider überhaupt noch so gering. Wäre der viel zu früh verstorbene Hugo von Tschudi nicht in Berlin und München so mannhaft dafür eingetreten, ja fast zum Märtyrer seiner Erkenntnis geworden, hätten nicht, vielfach durch ihn gewonnen, einige Privatsammler sich diesem Gebiete zugewandt, es stünde schlimm um die Aussichten unsrer Museen, die Versäumnis früherer Tage wieder wettzumachen. Heute sind gute Bilder der älteren französischen Impressionisten für unsre öffentlichen Sammlungen kaum mehr zu erschwingen. Das ist beklagenswert, nicht nur wegen der Lücke in der geschichtlichen Entwicklungsreihe, sondern — und nicht minder — wegen des Ausfalls an Genuß und Anregung für unsre Liebhaber und Künstler. Um so mehr sind wir unsern Kunstsalons zu Dank verpflichtet, wenn sie hier in die Lücke treten und — oft gewiß mit erheblichen materiellen



Auguste Renoir: Auf der Terrasse.

Opfern und ohne direkten Erfolg — Ausstellungen veranstalten, die uns wenigstens eine Vorstellung von den führenden französischen Meistern zu vermitteln vermögen.

Renoir ist vom dreizehnten bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre Porzellanmaler gewesen. Darin beruht sein Geheimnis. Die Farben der Porzellanmalerei, Rot und Blau, unvermischt auf weißen Grund gebrannt, das sind auch seine Farben. Wie Email glänzen sie in ihrer Reinheit. Davon kommt er nie ganz los. Die Farbe als Materie schon soll wirken, nicht erst die Mischung der Farbfleckchen im Auge.



Auguste Renoir: Mädchen mit Katze.

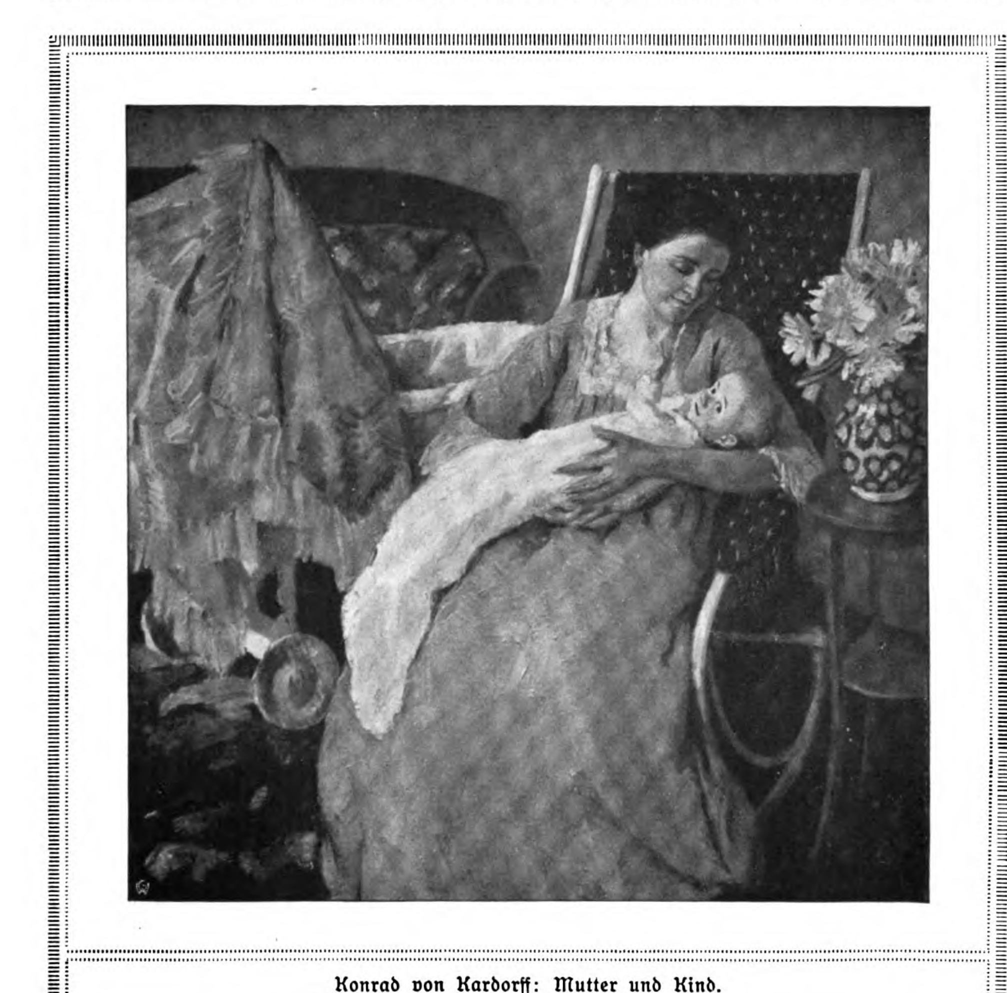
Renoir wird gemeinhin zu den Impressionisten gerechnet. Nicht durchaus mit Recht. Auf der einen Seite verbinden ihn starke Fäden mit der Kunst des Dix-huitième, auf der andern zieht es ihn immer wieder zur festen plastischen Form. Ja, man hat die Frage aufwerfen können, ob nicht in ihm ein Bildhauer verloren gegangen sei. Diese Frage scheint uns müßig, aber daß man sie aufwerfen konnte, ist bezeichnend für die Stellung des Künstlers zum Impressionismus. Von den Genossen seiner Jugend, von Delacroix, Manet und Monet, Sisley und Pissarro, hat er sich immer weiter entfernt, und schließlich fand er Anschluß bei Ingres. Führten sie aber ihr Prinzip in Licht oder Farbe, jeder auf seinem Gebiet, bis zur letzten Konsequenz, so blieb Renoir durch seine Vorbildung, seine Liebe zur reinen Farbe, zur Festigkeit des Ganzen vor der Überspannung des Prinzips bewahrt. Gewiß verdankt er jenen manche Anregung, aber mit keinem von ihnen konnte oder wollte er auf dessen Sondergebiet konkurrieren. Er hatte seines für sich, und das war und blieb eben der Schmelz der reinen Farbe.



Auguste Renoir: In der Loge.



Auguste Renoir: Die Tasse Tee.



Konrad von Kardorff: Mutter und Kind.

Es ist immer ein Wagnis, ungebrochene Farben so rein nebeneinanderzusetzen, ohne daß sie grell und hart im Bilde stehen und dieses auseinanderfallen lassen. Renoir gebrauchte starke Kontraste, um sie zusammenzuhalten. Es ist kein Zufall, wenn seine porträtierten Personen so oft am Piano oder an einem schwarzen Tischchen sitzen, wenn sie schwarze Kleidung tragen. Der kräftige Gegensatz von Schwarz und Weiß bindet die Farben. Das Schwarz ist auch nicht etwa tot, es ist immer noch Farbe, ein tiefes glänzendes Blauschwarz, und im übrigen muß man sich die Bilder ganz hell vorstellen. Den nächsten Ton in der Skala bildet ein leuchtendes Blau. Auf ihm beruht zum größten Teil die Wirkung in dem berühmten „Mädchen mit Katze", zumal wenn es, wie hier in dem Sessel, wohl einem Atelierstück, mit dem durch blaue Reflexe assimilierten Weinrot zusammentrifft. Daneben tritt dann oft noch ein wenig Grün und Gelb auf, um die Wirkung der Hauptfarben durch den Kontrast zu steigern. Wo sie aber auftreten, sind sie an einzelne Stellen zusammengezogen: in den Hutblumen, einem Bukett, dem beliebten Sträußchen an der Brust, in der Musterung der Tapete. Renoir ist ein Meister stofflicher Charakteristik; namentlich in Weiß vermag er den Unterschied verschiedener Stoffe wie kaum ein andrer nachzuahmen. Man beachte daraufhin auf dem Bilde „In der Loge" das Nebeneinander der dänischen Lederhandschuhe mit dem Notenblatt, der Seidenpapiermanschette des Buketts und dem Fleisch des

Armes; da ist die Unterscheidung der Stoffe ganz glänzend gelungen! Und endlich: die Farben sind außerordentlich fein vertrieben, nirgend entdeckt der Beschauer Konturen- oder Schattenstriche, ganz allmählich geschehen die Übergänge. Das saubere Hantieren des Porzellanmalers mit den Farben hat unser Meister nicht wieder verlernt.

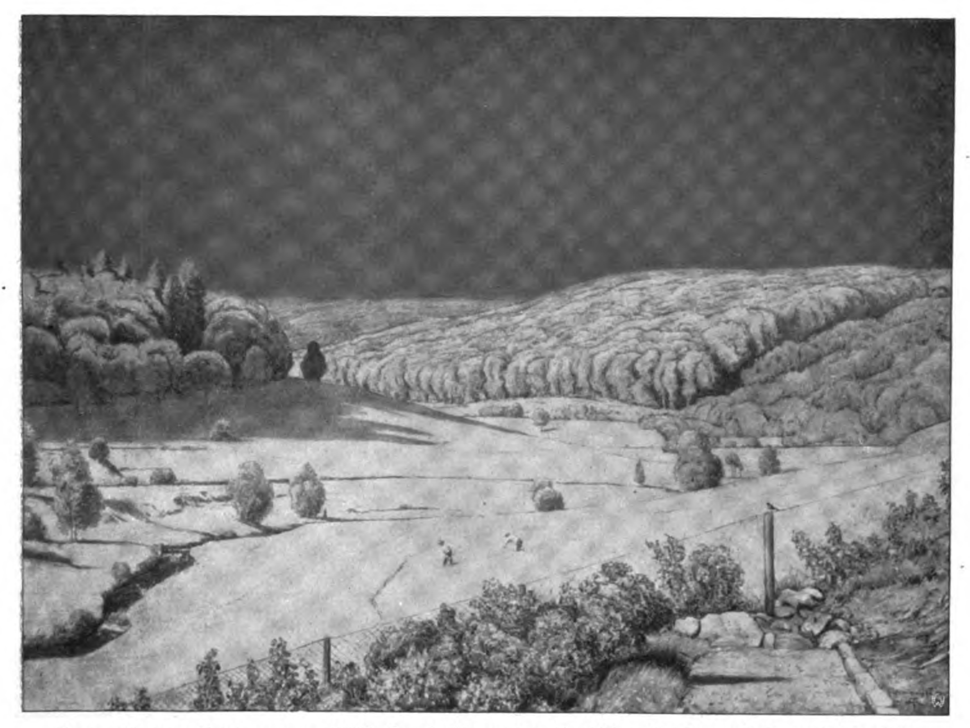
Man kann es sich heute kaum noch vorstellen, daß diese Bilder bei ihrem Erscheinen Widerspruch fanden. Da muß man sich vergegenwärtigen, daß Renoir sie schon in den siebziger und achtziger Jahren malte. Von dem trüben graugrünen „Galerieton" der üblichen Bilder jener Zeit stechen sie freilich erheblich ab, etwa wie die Böcklins. Und dann überraschte das Naive der Auffassung. Begabt mit einem gesunden Naturalismus, verschmähte er die Rezepte der Historien- und Genremalerei. Wie er die Natur vor sich sah, so malte er sie, ja, er konnte nicht malen, ohne seinen Gegenstand vor sich zu haben. Nicht die Natur im Sinne von Landschaft, Landschaftsmaler ist er nicht gewesen, er sah sie nur als Folie für den Menschen. Sein eigentlichstes Gebiet ist das ein wenig genrehaft aufgefaßte Porträt. Besonders der Frau, den Pariser kleinen Mädchen gilt seine Liebe. Renoirs Frauentypus prägt sich bald ein: unter dem krausen, etwas wolligen Haar, das in „Ponys" die niedrige Stirn so ziemlich verdeckt, sitzt das fast runde Gesichtchen mit dunklen, wie feucht schimmernden, meist nur halb geöffneten Augen. Die Augenbrauen und das schmale, aber sehr kräftige Mündchen scheinen „gemalt" zu sein. Die Nase mit feingeschwungenen Flügeln ist sonst ziemlich unbedeutend. Was uns für diese Persönchen so einnimmt, das ist ihr französischer Scharm, vor allem die reizende Naivität und Anspruchslosigkeit ihres Auftretens. Deshalb sind die Bilder der Kinder gerade die besten.

Neben der Naivität fesselt dann die Natürlichkeit der Erscheinungen. Von Komposition darf man bei Renoir eigentlich gar nicht sprechen, sie ist meist absolut ungewollt, wie sie sich gerade zufällig ergab, hielt er sie fest. Und dann das sprühende Leben in seinen Gestalten! Man glaubt das Vibrieren



Theo von Brockhusen: Gartenlokal. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin.)





Hans Thoma: Junimorgen. (Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.)

der atmenden Körper zu spüren, selbst unter der Kleidung das An- und Abschwellen der Muskeln zu fühlen. Das rührt daher, daß der Künstler alle festen Konturlinien vermeidet, ganz allmählich geht ein Körper in den andern über. So wird der Eindruck eines in ständiger Bewegung befindlichen Gegenstandes erzielt, dessen Begrenzungslinien im Raum man auch nicht bestimmt anzugeben vermag. Die Figuren sind für Renoir, wie gesagt, die Hauptsache in seinen Gemälden; sie nehmen einen ziemlich bestimmt zu begrenzenden Raum darin ein. Von ihrer Umgebung gibt er andeutend nur so viel, als das Auge beim Fixieren eines Punktes der Hauptpartie noch eben gewahr werden kann. Deshalb wirken seine landschaftlichen Hintergründe, für sich gesehen, oft so verschwommen. Sieht man nicht auf sie selbst hin, dann gewinnen sie erst Leben. Hier bleibt er noch Impressionist.

Das gilt alles vom jungen Renoir, bis in die Mitte der achtziger Jahre. Unter den einundvierzig Bildern aus der Sammlung Durand-Ruel, die bei Cassirer ausgestellt waren, stammten aber über die Hälfte aus späteren, den letzten Jahren. Mit diesen kann ich mich trotz Meier-Graefe und seiner Nachfolge nicht befreunden. Es sind zumeist aufgedunsene Akte mit stark vortretendem Untergesicht, in einer gleichmäßigen, unangenehm süßlich erscheinenden rosa Fleischfarbe gemalt, ohne jede plastische Modellierung. Wollen andre das Höchste Renoirscher Kunst darin erkennen, das Hindurchringen zur reinen Form, vermögen wir sie nur als die altersschwachen Leistungen des einundsiebzigjährigen, schwer von der Gicht geplagten Meisters gelten zu lassen. Unsre Vorstellung von Renoirscher Malerei soll sich auf die immer noch jugendfrischen Gemälde seiner Frühzeit gründen.

Mit großer Spannung sah man der Eröffnung der diesjährigen Berliner Sezessionsausstellung entgegen. Schon vor der Eröffnung hatten merkwürdige Erscheinungen in den Zeitungen gespukt: „Der blaue Reiter" mit einer von der Zeitschrift „Der Sturm" veranstalteten Ausstellung, die Futuristen, die „Brücke" bei Gurlitt. Was würde uns nun die Sezession nebst den zu Gaste geladenen Kubisten zu sagen haben? Die Spannung ist einer leichten Enttäuschung

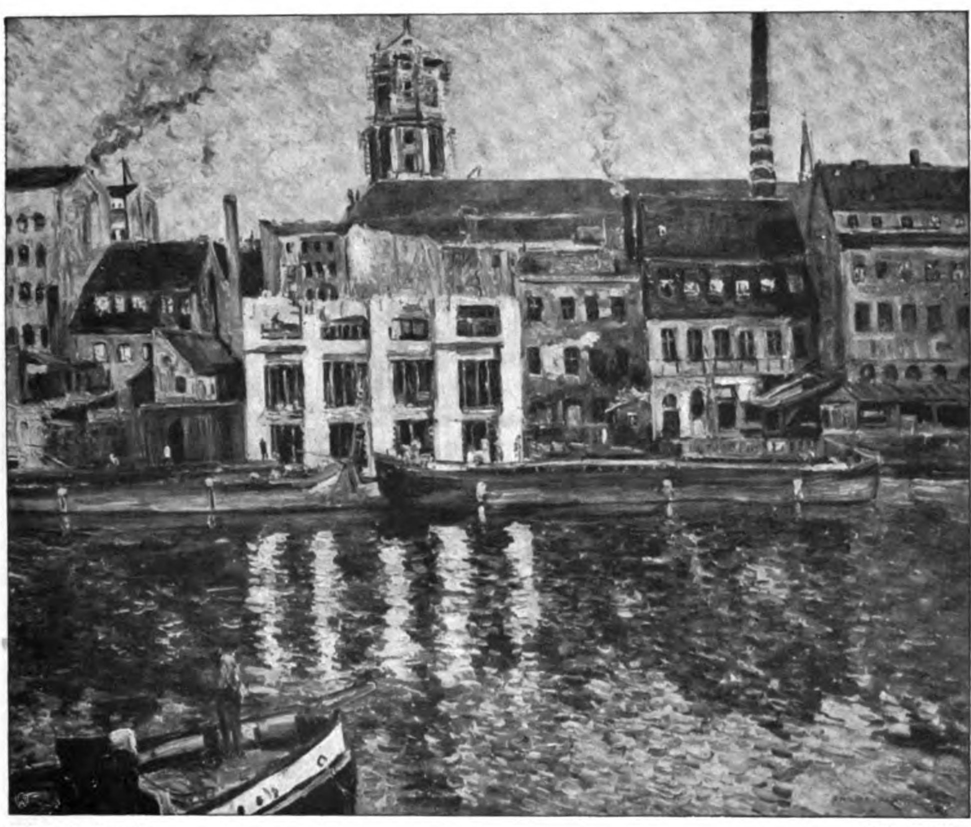


Leopold Graf von Kalckreuth: Auf dem Balkon.

gewichen: die Gäste und der junge Nachwuchs haben so ziemlich versagt. Die kubistische Zerlegung aller Dinge in geometrische Figuren, wie sie Pablo Picasso und nach ihm Auguste Herbin betreiben, ist schließlich doch nur eine Spielerei, die im besten Falle gute Farbenzusammenstellungen ergeben kann. Die Schönheit der Linie und Raumwirkung geht in diesen harten Gebilden völlig verloren. Auch zu Max Pechstein, der gleichzeitig im Salon Gurlitt mit der Münchner „Brücke" eine größere Anzahl von Werken ausstellte, habe ich bisher noch kein Verhältnis finden können. Unter absichtlichem Verzicht auf jeden Wohllaut der Form und Modellierung malt er meist Akte in Gelb, mit Blau und Rot unvermittelt zusammengestellt. Die Bilder wirken wohl durch die eigensinnige Kraft von Linie und Farbe, aber ein angenehmes Gefühl vermögen sie im Beschauer nicht auszulösen.

Die blutigen Geschmacklosigkeiten eines Max Oppenheimer, Leo Michelson, E. G. Jaeger übergehen wir besser. Wenn solche Dinge schon gemalt werden, müssen sie denn auch ausgestellt sein? Freilich, Rembrandt hat auch eine Anatomie gemalt, aber — anders! Diesen Bildern wie auch einer Anzahl von andern jungen Künstlern liegt wohl nur die Absicht zugrunde, die öffentliche Aufmerksamkeit um jeden Preis auf sich zu ziehen. Der Wert von Fertigem kommt ihnen noch nicht zu. Für sie entschädigen uns nun in hohem Maße die reifen Werke der älteren Meister der Sezession.

Voran geht Leibl mit dem Bildnis einer Frau in silbergrauem, schwarzgestreiftem Kleid auf neutralem grauem Grund, der nur durch ein kleines Familienwappen in der rechten oberen Ecke belebt wird. In dem Kopf mit seiner Scheitelfrisur und dem Häubchen, in den Oberarmen und den Streifen des Kleides spricht die Senkrechte sehr stark. Die mögliche Härte der Streifen ist durch eine zarte Fältelung des Stoffes fein vermieden, sie erscheinen so verschieden breit und leicht bewegt. Zu ihnen bieten die Unterarme und der Gürtel ein horizontales Gegengewicht. Das präzise Gesicht in seiner äußersten Beschränkung auf das Wesentliche sowie die



Philipp Franck: **Alt-Berlin.**

geistreiche Behandlung des weißen Spitzenbesatzes an Hals und Armen verleiht dem Bilde einen prickelnden Reiz. In der monumentalen Einfachheit seiner Erscheinung und wieder in dem Raffinement der Darstellungsmittel kommt dieser Leibl einem guten Holbein, seinem Vorbild, sehr nahe.

Von dem ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden weilenden Jozef Israëls war ein holländisches Dorfidyll ausgestellt, eine Frau mit Kind in dem dichtbelaubten Garten vor einem Hause sitzend, wundervoll in dem zarten Duft der feuchten holländischen Atmosphäre.

Der Ehrenpräsident der Sezession, Max Liebermann, hatte drei Werke gesandt. Zunächst ein Herrenbildnis von streng geschlossenem Umriß und energischem Ausdruck, wozu auch der angezogene linke Arm und die geballten Hände mit beitragen, fast etwas bismarckisch anmutend. Sodann Oude Fink, eins der bekannten Reiterbilder am Strande, und endlich die hier auf S. 727 abgebildete Skizze zu dem Korso auf dem Monte Pincio, glänzend in der Wiedergabe der bewegten Menschenmasse, der Rosse und Räder. Gerade solche Skizzen beweisen immer aufs neue die eminente Sicherheit unsers Meisters in der Zeichnung.

Lovis Corinth war noch besser vertreten, da die Kunsthalle zu Hamburg zwei bereits in ihrem Besitz befindliche Werke hergeliehen hatte, den „Blick auf die Elbe bei Altona" und „Aus Hagenbecks Tierpark", ein äußerst treffendes Porträt des alten Hagenbeck mit einem Seelöwen, der schlüpfrig naß dem Wasser entstiegen ist, vor dem wildromantischen Hintergrund des Tierparks mit Wasser und Felsen, auf denen Eisbären sitzen. An neueren Arbeiten waren noch vorhanden die „Tändelei" einer Mutter mit ihrem Kind auf dem Lager, von einer bei Corinth seltenen Zartheit in Form und Farbe, auf Grauweiß mit wenig Rot abgestimmt, die sparsamen Lichter genial aufgesetzt. Das Bild ist wohl dazu angetan, dem Meister neue Freunde zuzuführen unter solchen, die sich bisher durch seine oft etwas brutale Art

noch abgestoßen gefühlt haben. Anspruchsvoller tritt sein Hymnus auf Michelangelo auf, ein ganz breit und virtuos behandeltes Blumenstück mit dem Gipsabguß eines der Sklaven. Ist auch die Anordnung einer solchen Blumenmenge, das Zusammenhalten der verschiedenen roten Töne in Rosen, Mohn, Feuerlilien, ihre Steigerung durch kontrastfarbene andre Blüten und Blattwerk ein Meisterwerk, so wirkt die Technik, gerade im Gegensatz zu der zarten Substanz der Blumen, doch ein wenig derb. Besser am Platze ist sie wieder in dem letzten Werk, der Skizze zu einem mecklenburgischen Viehhirten vor ganz hohem Horizont. Etwas behaglich Humoristisches liegt über dieser Erscheinung, trotz aller eckigen Plumpheit ihrer Gestalt und Struppigkeit ihres Aufzuges, bis hinab zum Hunde. Glänzend beobachtet ist das schwere, steife Gehen des Mannes und sein gutmütiges Gesicht mit den rot entzündeten Augen.



Max Beckmann: Bildnis des Herrn H. R. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin.)

Neben einer so starken Kraft haben es andre, zartere Talente schwer, zur Geltung zu kommen. Hans Baluschek gelang es durch das große Format seiner „Eisengießerei“. Die Komposition mit den beiden schräg in das Bild hineingeführten Reihen der Arbeiter, begleitet von den Laufschienen an der Decke, wirkt nicht recht frei. Besser ist die farbige Beschaffenheit des Bildes: das Sprühen des goldgelben flüssigen Metalls, doppelt glänzend durch die eingestreuten blauen Kontrastfleckchen, die lila Flammen, der rote Widerschein an den Arbeitern, die blauen Schattenreflexe an ihren Rücken, alles das bietet einen prächtigen Farbenakkord. Auch ein schwieriges Lichtproblem war hier gestellt: der Wettstreit des trüb durch die vergitterten Fenster einfallenden Tageslichts mit des Flammenstoßes Geleucht in der Mitte und, im helleren Nebenraum, mit der Bogenlampe und der roten Laterne. Aber wie geschickt hat es der Künstler zu lösen verstanden! Über dem ganzen Bilde lagert die Stimmung des schweren Kampfes von Menschengeist und Menschenkraft mit den Elementen, der schließlich doch zum Siege führt. Das deutet symbolisch der Kran im Hintergrund an, der spielend leicht eine mächtige Last hebt.

George Mosson hat drei Blumenstilleben geschickt, frisch und lebendig in der Farbe und architektonisch fest im Aufbau.

Von Karl Walser war nur ein kleines Bildchen aus dem Westen Berlins zu sehen, dem er jetzt seine Kunst mit Vorliebe zuwendet, einfach „Kirche in Berlin“ genannt. Auf den ersten Blick äußerst bescheiden und anspruchslos, offenbart es bei näherem Zusehen doch sehr feine malerische Qualitäten. Schon der Standpunkt ist recht geschickt gewählt: Links sieht man eben noch die Ecke eines Hauses, von rechts schiebt sich die Kirche mit dem Turm in das Bild hinein, während im Hintergrund die Eckhäuser andrer Straßenzüge zusammentreten. So entsteht zwischen den angegebenen vier Punkten in der Mitte des Bildes ein freier Platz, der durch die unbelaubten Äste der Bäume und Staffage, wie eine Trambahn, ausgefüllt wird. Die Turmuhr zeigt auf sechs, die Schaufenster der Läden sind bereits erleuchtet, noch herrscht aber ein wenig Tageslicht. Die Straßen spiegeln vor Feuchtigkeit. Das ganze Bild ist ungemein sauber und detailliert ausgeführt, in einer soliden Technik, wie man

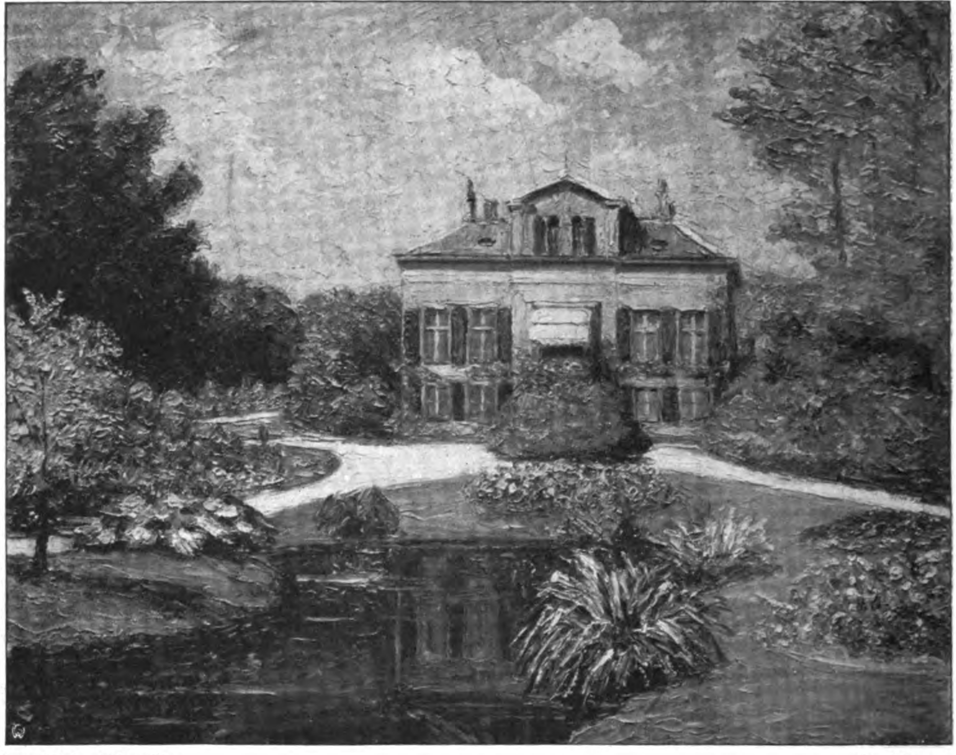


Fritz Rhein: **Bildnis im Freien.**

sie heute nur noch selten findet, und nicht zum Schaden des künstlerischen Gehalts.

Robert Breyer gibt neben zwei typischen Stilleben mit Gläsern noch das hier als Einschaltbild gezeigte Gesellschaftsstück „Nach Tisch", eine Verbindung von Porträt mit Stilleben. Die dort gewählten ungebrochenen Farben kehren auch hier wieder: das charakteristische Gelb in den Chrysanthemen und Äpfeln, Blau in den Aufschlägen des dunkelvioletten Kleides, Blaugrün in der Vase. Etwas kühl wirken diese Bilder infolge des fast vollständigen Fehlens von Rot, das hier ganz dunkel nur im Wein und an den Äpfeln vorkommt. In der Charakterisierung der Stoffe und in der Gesamtkomposition scheint uns für diesen sympathischen Künstler das letzte Ziel noch nicht erreicht zu sein.

Konrad von Kardorff lehnt sich in dem Bildnis des Professors Rosenheim ziemlich eng an Liebermann an. Andre Wege geht er in dem Idyll häuslichen Glückes „Mutter und Kind" (S. 729). Hier wagt er starke, ungebrochene Farben nebeneinander zu setzen: himmelblau im Kleid neben den leuchtend roten, schwarzweiß punktierten Bezugstoff des Schaukelstuhls. Das Sofa ist bunt geblümt. Den weiß bis rosa Deckchen des Kinderwagens halten die gleichfarbigen Tulpen in blauer Vase das Gegengewicht. Als Grundakkord liegt unter dem Ganzen ein schwarzer, grün und rot geblümter Teppich. Da auch alle Schatten nur in dunkleren Tönen derselben Farbe gegeben sind, besitzt das Bild eine unglaubliche Leuchtkraft, vielleicht etwas zum Schaden der räumlichen Wirkung: es



Leo Klein-Diepold: Landhaus.

ist nicht genug Luft zwischen den Dingen. Die Vorliebe des Künstlers für starke Kontraste in den Farben macht sich auch in seinem „Gartenrestaurant in Wieck“ geltend. Nur scheint uns das künstlerische Erlebnis hier weniger ursprünglich zu sein; namentlich die Staffage wirkt wie vom Photographen gestellt. Dagegen ist die Stimmung eines heißen Sommertags mit einer kühlen Rast unter schattigen Bäumen ausgezeichnet erfaßt und wiedergegeben.

Noch stärker gewollt sind die Landschaften Theo von Brockhusens, von deren kräftigsten Stücken wir hier leider keine Probe geben können. Denn es ist schwer und wenig dankbar, von so pastosen Malereien durch farblose Abbildungen eine Anschauung zu vermitteln. So mag das „Gartenlokal“ (S. 730) wenigstens für eine Vorstellung dessen sorgen, was Brockhusen will und anstrebt. Er behandelt die Farbe als eine klebrige Masse, etwa wie Honig, er knetet sie und zieht Fäden damit, immer fett auftragend. Dazu tritt dann noch die geradezu blendende Leuchtkraft seines Blau und Grün sowie der hellen Lichter, so daß man seine Bilder nur aus großer Entfernung betrachten kann. Auf die Form des einzelnen geht er infolgedessen kaum ein, und wo er sie gibt, wie etwa in den Bäumen des Vordergrundes, wirkt sie leicht etwas unorganisch. Was er geben will, sind die großen Linien in der Landschaft, Bergrücken und Waldränder. Die roten Dächer der Dörfer erscheinen dazwischen nur als kleine Fleckchen, der Kontrastwirkung halber; daß sie von Häusern getragen werden, kommt dem Beschauer nicht zum Bewußtsein.

An diese Berliner Führer der Sezession schließen sich zunächst noch einige auswärtige bekannte Maler an. Da ist Meister Hans Thoma mit dem „Junimorgen“ (S. 731). Auch ihn reizt das Sichineinanderschieben der Bergrücken und der Waldstücke, der blaue Dunst, der an diesem strahlenden Sommertage auf der Landschaft liegt. Er vergißt aber auch nicht, mit größter Sorgfalt alle Details des Vordergrundes zu registrieren bis zu den Blumen im Garten und dem Vöglein auf dem Zaun. Da ist ferner Wilhelm Trübner mit zwei Ansichten des Starnberger Sees, sehr dünn gemalt,



Leo Klein-Diepold: Blick in den Park.

und mit dem Interieur eines Fremdenlogis ebendort in seiner ganzen Buntheit, doch farbig gut zusammengehalten. Weiter Leopold Graf von Kalckreuth mit dem anmutigen Bildnis der Frau T. in blauem Kleid auf hellgrünem Grund, bezaubernd im Ausdruck (s. Einschaltbild), und mit dem Blick von seinem Landsitz über Balkon, Park und Wiesental, stark farbig und doch ruhig in der Wirkung (S. 732). Von dem Stuttgarter Bernhard Pankok hatte die Kunsthalle zu Hamburg das Bildnis des Herrn Edmund Siemens hergeliehen, als psychologische Arbeit eine ganz hervorragende Leistung. Schade nur, daß der äußerst farbenprächtige Teppich neben der schwarzen Kleidung den Blick fast zu sehr ablenkt. In dieser letzten Beziehung gerade entgegengesetzt, also sehr einheitlich, wirkt das ganz auf Graugrün abgestimmte Porträt des Malers F. K. von dem Dresdner Karl Lange. Auch der nachdenkliche Ausdruck des Dargestellten scheint sehr gut getroffen zu sein.

Aus Dresden hatte sonst nur noch Robert Sterl mehrere seiner typischen Arbeiterbilder gesandt, zumeist jedoch als Skizzen.

Von jüngeren Talenten wollen wir, um den Leser nicht zu sehr zu ermüden, nur einige nennen. Max Beckmann bietet in dem Bildnis des Herrn H. R. (S. 734) den Beweis sicheren Fortschreitens. Die Haltung des Dargestellten ist vornehm, fast etwas überlegen; der Langweiligkeit des Kostüms arbeitet die Neigung des Künstlers, alles eckig zu gestalten, wirksam entgegen. Die große Amazonenschlacht scheint auf den ersten Blick unentwirrbar; hat man aber erst einmal die im Kreise angelegte Komposition durchschaut, beginnt sich das Chaos zu lösen, und es treten Partien von höchster malerischer Kraft zutage. Nur ein wenig mehr Wagemut in der Farbe möchte man dem Künstler noch wünschen; sie ist etwas trübe und stumpf.

Von dem immer sympathischen Fritz Rhein gefiel uns besonders das kleine Blumenstück, Feuerlilien mit Schneeballen vor blaugrünem Grund, wegen der kräftigen und doch angenehmen Farberscheinung. Das Bildnis der Gräfin S. schien uns farbig dagegen noch nicht ganz geglückt, und auch in dem Bildnis im Freien (S. 735) sind noch

tote Stellen geblieben. Der Abstimmung auf Braun und Grün lag ein guter Gedanke zugrunde; er ist nur nicht konsequent genug durchgeführt worden.

Philipp Franck hat in seinen badenden Jungen zu einem dankbaren Thema gegriffen. Die hellen Körper mit den leuchtend roten Badehosen, die flackernden Lichter in dem blauschimmernden Wasser, die flimmernde Luft draußen auf dem See müssen eigentlich immer wirken, zumal wenn die Bewegungen der Körper so natürlich und sicher dargestellt werden wie hier. Das Können dieses Künstlers zeigt aber auch sein andres Bild, ein Ausschnitt aus Alt-Berlin, schon 1909 entstanden, sorgfältig gezeichnet und bestimmt in der Farbe (S. 733).

Eine zu schwierige Aufgabe hatte sich dagegen Martin Brandenburg gestellt mit der Erscheinung des Auferstandenen im Kreise der Jünger (S. 738). So etwas kann vielleicht überhaupt nur ein ganz großer, mit stärkster intuitiver Phantasie ausgerüsteter Künstler darstellen. Das dumpfe, angstvolle und bekümmerte Hinbrüten der Jünger, denen ihr Meister genommen ward, wird noch ziemlich glaubhaft gemacht, aber die erschrockenen Gesichter wirken grimassenhaft, die zusammengekrampften Hände ein wenig karikiert. Der Kopf Christi ist gar über die Maske nicht hinausgekommen. Befremdend erscheint auch das Liniengefühl des Künstlers, namentlich in der übertriebenen Muskulatur: auf flache kleine Bogen sind lange bauchige Formen aufgesetzt. Besser gelang die Unterordnung der Farben unter den bläulichen Gesamtton des dunklen Raumes, das Blau und Grün der Gewänder ist davon fast aufgesogen.

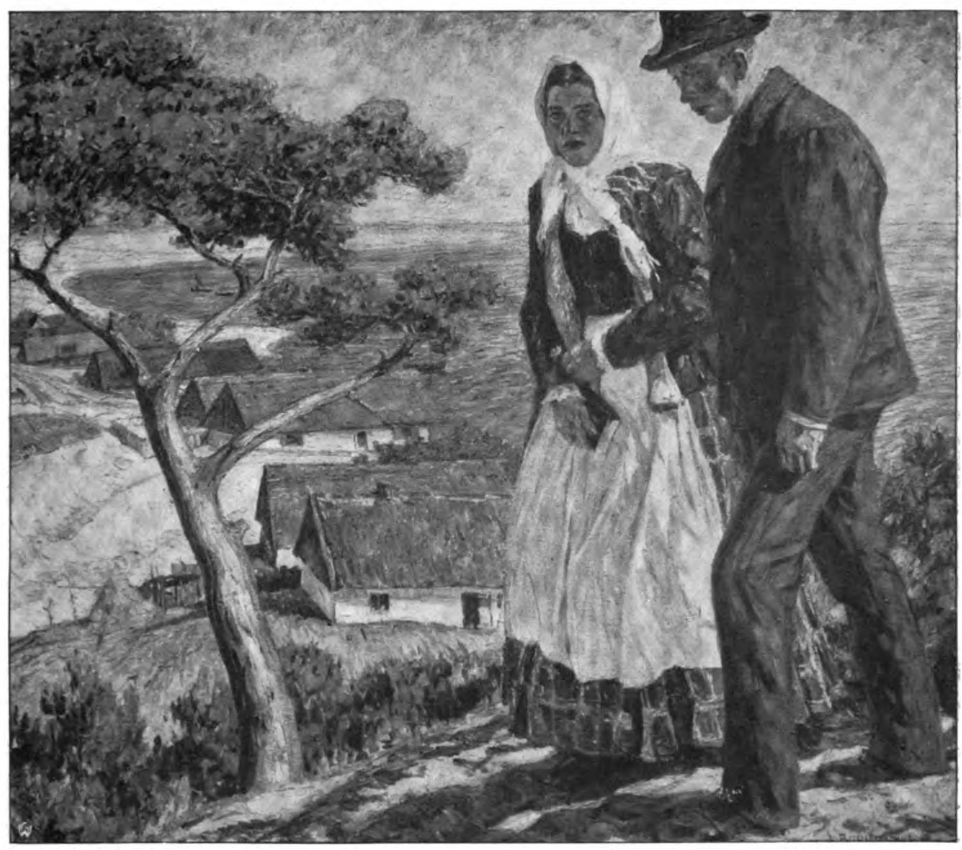
An Landschaften wäre zu erwähnen Leo Klein-Diepolds „Landhaus", fest im Aufbau und trotz ziemlich breiter Technik doch sehr detailliert ausgeführt. Dieselben Vorzüge weist der „Blick in den Park" auf, durch heiße, dichte, unbewegte Luft hindurch gesehen. Interessant an dem Bild ist namentlich, daß das Sonnenlicht schräg von hinten einfällt. Der große Baum in der Mitte hebt sich so deutlich vom Hintergrund ab. (S. 736 u. 737.)

Verwandt in der Erscheinung wirkt die Hofgärtnerei von Karl Klimsch und eine Gärtnerei in Bahrenfeld von Hermann Bruck in pointillistischer Manier. Otto Hettner ist mit mehreren seiner italienischen Landschaften gut vertreten. Seine Art, die Farben in kleinen Rechtecken nebeneinanderzusetzen, wird auch von Wilhelm Lategahn befolgt. Übertrieben hat dieses Prinzip der Nymwegener Jan Toorop, der die Recht-



Martin Brandenburg: Christus erscheint den Jüngern.





Ernst Bischoff-Culm: Auf dem Heimweg.

ecke schon so groß macht, daß sie die Bildwirkung zerreißen. Waldemar Röslers Landschaften sind mir ein wenig zu unbestimmt in Form und Farbe, besonders neben denen Brockhusens, mit welchen sie unglücklicherweise in einem Raum zusammen hängen. Wenn sich Ulrich Hübner, wie in seinen Hafenbildern aus Travemünde und Lübeck, allmählich noch weiter von jenem schmutzig-lila Ton freimacht, werden wir von ihm noch sehr Gutes zu erwarten haben. Das beweist auch seine Kirche in Travemünde. Endlich sind noch die beiden Straßenbilder aus Karlsbad von Emil Orlik bemerkenswert und E. R. Weiß mit ein paar Bildchen aus Baden-Baden in einem Rosa, das fast ein wenig süßlich im Ton ist. Kräftiger in der Farbe wirkt ein kleines Stillleben von Herbstblumen und Früchten. Weiß bietet auch einen Übergang zur Figurenmalerei in seinem „Adam". Ich kann mir ja nicht denken, daß dieser Vater des Menschengeschlechts eine so zarte rosa Hautfarbe besessen hat; aber das ist schließlich nur ein Streit um den Namen, als Akt verdient das Bild jedenfalls volle Beachtung. Bei dieser Gelegenheit können wir Hodlers weiblichen Rückenakt mit erwähnen, auf weißem Grund neben roten Tulpen. Er bietet kaum Neues, ist vielmehr nur eine Variante des oft behandelten Gegenstandes. Viel Kraft verraten die beiden Gemälde Bischoff-Culms „Holzsammlerinnen am Meer" und „Auf dem Heimweg" (S. 739), schon durch den großen Maßstab der Figuren, aber auch die noch etwas dekorativ wirkende Farbe. Die Gestalten sind übrigens recht gut bewegt. Wie ein moderner Giorgione wirkt das Liebespaar von Eugen Spiro. Die Farben der Akte und der blauvioletten und gelbgrünen Gewänder sind zwar sehr stark abgetönt, gehen aber dadurch um so besser zusammen. Das ganze Gefüge des Bildes ist außerordentlich fest und geschlossen.

Mit Interieuren war Heinrich Hübner auf dem Plan. Sein Vorbild ist offenbar



Richard Engelmann: Drei Grazien. Marmor.

der Delfter Vermeer. Aber dessen Duft und Schmelz in der Farbe erreicht Hübner hier nicht; die Bilder wirken leicht hart und zu bunt, auch merkt man ihnen das Absichtliche des Arrangements an, sie gemahnen an Innendekoration oder Raumkunst. Der ihnen zugrunde liegende Gedanke ist aber gut und gesund und wird auch noch zu vollkommeneren Leistungen führen. Der Vollständigkeit halber möge endlich auch eines Tiermalers Erwähnung geschehen: Emil Pottners, der in seinen Skizzen von Elstern eine außerordentliche Sicherheit im Erfassen der momentanen Bewegung der Vögel bekundet. Man wird auf diesem Wege noch viel Gutes von ihm erwarten dürfen.

Plastische Bildwerke waren auf der Ausstellung verhältnismäßig nur wenig vorhanden, wenigstens wenn man von den kleinen Bronzen absieht. An solchen seien eine Gruppe Pinguine von August Gaul, ein Eselreiter und ein junger Ziegenbock von August Kraus und der Ungarische Stier von Louis Tuaillon genannt. An den größeren Werken fiel zum Teil ein absichtliches Archaisieren unangenehm auf, namentlich in den Köpfen. Die Menschen unsrer Zeit empfinden nun einmal anders als die alten Babylonier oder Ägypter oder Griechen des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Mit den glotzenden Augen und plumpen Gliedern vermögen wir, rein ästhetisch betrachtend, nichts mehr anzufangen, weil wir schon Feineres gesehen haben. Für uns bedeutet dieses Archaisieren einen Rückschritt, und der Weg der Kunst ist bisher sonst noch immer vorwärtsgegangen in Zeiten künstlerischer Kraft, zu stetiger weiterer Vervollkommnung und Verfeinerung des Empfindens und des Ausdrucksvermögens. So ist das bewußte Zurückgreifen auf das Primitive, unter Verleugnung der inzwischen gemachten Fortschritte, für uns ein Zeichen der Schwäche, der müden Resignation.

Einige gesunde Arbeiten bleiben aber doch noch zu erwähnen. Da ist zunächst Richard



Ernst Barlach: Wüstenprediger.



Georg Kolbe: Tänzerin. Bronze.

Engelmann mit den „Drei Grazien", einem anmutigen, schön geschlossenen Werk, sodann Karl Albiker mit zwei gutbewegten Gipsfigürchen und der Trauernden, einer sitzenden Frau mit erhobenen Armen in Bronze. Ohne die Erklärung würde die Armbewegung freilich schwerlich verstanden, aber die Figur ist sehr gut durchgeführt, gleichfalls Wilhelm Gerstels „Sechzehnjährige" in Gips und Hermann Hallers sitzendes Mädchen, obwohl der Kopf auch einen etwas primitiven Ausdruck trägt. Albert Comes bietet in seiner Gipsfigur eines Jünglings Gutes, der Belgier Minne in der Halbfigur eines alten Mannes in Bronze bei sehr eingehender Detailbehandlung aller der Falten und Runzeln des eingefallenen Körpers. Richard Langers stehendes Mädchen in Bronze verdient ebenfalls erwähnt zu werden, obwohl die Antike darin stark anklingt. Tina Haim ließ der Steinbüste der Frau Dr. K. H. eine sehr eingehende Oberflächenbehandlung zuteil werden, die sich in der schönen Glätte und Einheitlichkeit des Ganzen wohl belohnt gemacht hat.

Neue Bahnen wandelt Ernst Barlach, bekannt durch seine so charakteristisch erfaßten und flächig modellierten Porzellanfiguren, nun als Holzschnitzer. Die zweiteilige „Vision" eines Schlafenden geht doch wohl über die der Plastik gesteckten Grenzen hinaus, wenn auch der Künstler bei seiner äußersten Vereinfachung der Formen gewiß das erste Anrecht darauf hätte, einen unbestimmten Traum in Wirklichkeit umzusetzen. Und rein als Form genommen sind die beiden Gestalten, namentlich der Schlafende, ganz vortrefflich. Gleich charakteristisch ist der fanatische „Wüstenprediger" mit seinen geballten Fäusten und dem eifernden Munde.

Etwas geradezu Vollkommenes hat Georg Kolbe in seinen beiden Bronzen erreicht, in dem überschlanken Somalneger und der Tänzerin. Diese Arbeit ist ganz wundervoll. Die Figur ist in leichter Drehung begriffen, Füße und Kopf gehen voran, der Oberkörper mit den ausgebreiteten Armen folgt allmählich nach. Etwas Schwebendes hat diese Stellung; man darf vielleicht daran erinnern, daß der Künstler von der Malerei herkommt, wo ihn Farbe und gemalte Luft unterstützten. Aber dann diese entzückenden Linien und Formen, das prachtvolle An- und Abschwellen der Muskelpartien, das feine Gefühl für die Bewegung in den gekrümmten Flächen! Sogar die Patina, das Schmerzenskind der Bronzebildner, ist einmal gut gelungen. So finden sich in dieser Statue alle Faktoren zu einem Kunstwerk ersten Ranges vereinigt.

Alles in allem: Aufbrausende Ansätze, Fortschritte von Werdenden, reife Kunstwerke. Im Gegensatz zu andern sensationslüsternen Berichten möchten wir daher behaupten, daß der Durchschnittswert der Sezession ganz normal in langsamer, aber stetiger Fortentwicklung begriffen ist.

In einer Juninacht

Verstummt der Tag und Tagesschwall.
Die ganze Welt dünkt mich ein Traum.
Nur eine wache Nachtigall
Schlägt schluchzend in dem Blütenbaum.

Ein Heimweh nimmt mich an der Hand:
Mein Weh sieht einen Weg von fern
Ins Heim, das wie ein goldner Brand
Am Himmel leuchtet, Stern an Stern.

Karl Ernst Knodt



Das deutsche Südpolarschiff „Gauß“ zu Beginn des Sommers.

Die Eroberung des Südpols

Von Prof. Otto Baschin

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen der Deutschen Südpolarexpedition auf dem Schiff „Gauß“ (1901 bis 1903)

Die Geschichte der Südpolarforschung beginnt im sechzehnten Jahrhundert mit der Suche nach einem unbekannten Südland, der „Terra australis incognita“, die auf den Karten des Altertums und des Mittelalters einen großen Teil der südlichen Erdhälfte einnahm. Aber je weiter man südwärts kam, um so deutlicher erwies sich das gesuchte Land als ein Fabelgebilde, und vergeblich blieb das Bemühen, seine Küsten zu erreichen. Allerdings wagte man damals auch nicht allzuweit vorzudringen; bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam man über die Südspitze Amerikas nicht weit hinaus.

Der erste, der sich in die unbekannten und bei dem damaligen Zustande der Schiffahrtskunde noch recht gefährlichen Gewässer der eigentlichen Südpolarzone hineinwagte, war der britische Kapitän James Cook, der als einer der größten Seefahrer aller Zeiten zu betrachten ist und mehr als jeder andre dazu beigetragen hat, die Verteilung von Wasser und Land auf der Oberfläche unsers Planeten zu ergründen. Auf der zweiten seiner drei weltumspannenden Seereisen passierte er am 17. Januar 1773 zum erstenmal den Südpolarkreis, kam am 30. Januar 1774 bis 71 Grad 10 Minuten südlicher Breite und näherte sich damit dem Südpol bis auf eine Entfernung von 2100 km. Rings um die Erde herum setzte er darauf die Untersuchung der südlichen Ozeane fort, wobei er wiederholt in die Südpolarzone vordrang, ohne jedoch das gesuchte Land zu finden. Ihm vor allen andern gebührt also das Verdienst, der Hypothese von der „Terra australis incognita“ endgültig den Garaus gemacht zu haben. Cook begnügte sich aber nicht mit dieser tatsächlichen Feststellung, sondern warnte ausdrücklich davor, weiterhin Zeit, Kraft und Geld an eine so unfruchtbare Aufgabe, wie es die Suche nach dem Südpolarlande sei, zu verschwenden, so daß es bei der wohlerworbenen Autorität, deren er sich in wissenschaftlichen Kreisen wie unter den Seefahrern erfreute, nicht wundernehmen kann, daß diese erste wirkliche Südpolarexpedition für lange Zeit die einzige blieb, schon weil ein derartig absprechendes Urteil natürlich lähmend auf spätere Forschungsprojekte wirken mußte.



Der Reichtum des Südpolarmeeres an Walen, See-Elefanten und andern Robbenarten, den Cook nachgewiesen hatte, lenkte jedoch die Aufmerksamkeit kaufmännischer Kreise auf die große wirtschaftliche Bedeutung der antarktischen Region, und es wiederholte sich daher hier derselbe Vorgang, der schon zwei Jahrhunderte früher im Nordpolargebiet eine Verschiebung in den Zielen der Polarforschung bewirkt hatte. Fangexpeditionen, die unter den wertvollen Pelz- und Trantieren verheerend wirkten, traten an die Stelle der Entdeckungsfahrten und heimsten reichen Gewinn ein. Nur eine Forschungsexpedition ist aus den folgenden Jahrzehnten zu verzeichnen. Sie wurde auf zwei russischen Korvetten unter dem Kommando F. G. von Bellingshausens unternommen und entdeckte am 22. Januar 1821 das erste Land in der Südpolarzone, die kleine, nach Peter I. benannte Insel südlich vom Stillen Ozean. Von den zahlreichen Fangexpeditionen gelang es einer englischen unter der Führung von J. Weddell, südlich des Atlantischen Ozeans am 20. Februar 1823 bis 74 Grad 15 Minuten zu gelangen, dem Südpol also noch 344 km näher zu kommen als Cook neunundvierzig Jahre vorher. Andre Fangschiffe sichteten im Laufe der folgenden Jahre zu wiederholten Malen und an verschiedenen Stellen in der Nähe des Südpolarkreises Land, ohne es jedoch zu erreichen. Immer unergiebiger wurde nun in der Folgezeit der Fang der Robben und Wale, weil die Fangschiffer in rücksichtslosester Weise blutige Verheerungen unter diesen wehrlosen Tieren anrichteten, so daß auch die letzte Triebfeder, die das Interesse für die Südpolarforschung jahrzehntelang wach gehalten hatte, zu erlöschen drohte.

Aber der für die Geschichte der Entdeckungen typische Vorgang, daß die treibenden Kräfte in anscheinend regelloser Folge abwechseln, und daß neu auftauchende Probleme besonders auf die geographische Forschung in den Polargebieten belebend wirken, bewahrheitete sich jetzt von neuem. Die im Jahre 1831 erfolgte Entdeckung des magnetischen Nordpols durch J. C. Roß hatte die Gemüter damals mächtig erregt und die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Bedeutung hingelenkt, welche dem Erdmagnetismus für die Schiffahrtskunde zukommt. Wenige Jahre später wies dann der Göttinger Physiker K. F. Gauß in überzeugender Weise nach, daß man die Abweichung der Kompaßnadel von der Nordrichtung für jede Stelle des Ozeans durch Rechnung zu ermitteln vermag, wenn einige zuverlässige Messungen der erdmagnetischen Elemente in der Nähe des magnetischen Südpols angestellt werden könnten. Diesen Punkt zu erreichen, war daher das Ziel von drei großen Expeditionen, die um das Jahr 1840 mehrere Jahre hindurch wissenschaftliche Untersuchungen im Südpolargebiet ausführten. Der Franzose J. S. C. Dumont d'Urville, der Amerikaner C. Wilkes und der Engländer J. C. Roß, die zusammen über neun Schiffe verfügten, teilen sich in den Ruhm, dieser Epoche der Südpolarforschung durch die erzielten glänzenden Erfolge eine klassische Bedeutung verliehen zu haben. Die wichtigsten Resultate hatte Roß aufzuweisen, der in dem Süd-Viktoria-Land das größte Landgebiet entdeckte, das uns bis jetzt im hohen Süden bekannt geworden ist, der außerdem bei 78 Grad 10 Minuten dem Südpol bis auf 1320 km nahekam und dort, im äußersten Süden, jene rätselhafte, 700 km lange hohe Eismauer des sogenannten Barriere-Eises fand, dessen wahre Natur zu entschleiern auch bis heute noch nicht völlig gelungen ist.

Man sollte meinen, daß derartige Erfolge im höchsten Grade anfeuernd auf die weitere Forschung eingewirkt haben müßten, und daß jetzt ein Wetteifer unter den verschiedenen Nationen entstanden wäre, die zahlreichen antarktischen Probleme, welche jene ruhmvolle Epoche aufgerollt hatte, ihrer Lösung zuzuführen. Aber die englische Nation, die in erster Linie dazu berufen gewesen wäre, setzte alle ihre Kräfte an die Aufsuchung der verschollenen Nordpolarexpedition unter Sir John Franklin, und das negative Resultat, das diese zahlreichen, mit einem Kostenaufwande von mehr als 25 Millionen Mark ins Werk gesetzten Hilfsexpeditionen aufzuweisen hatten, wirkte im höchsten Grade entmutigend und ließ das Interesse für polare Unternehmungen auf den Nullpunkt sinken.

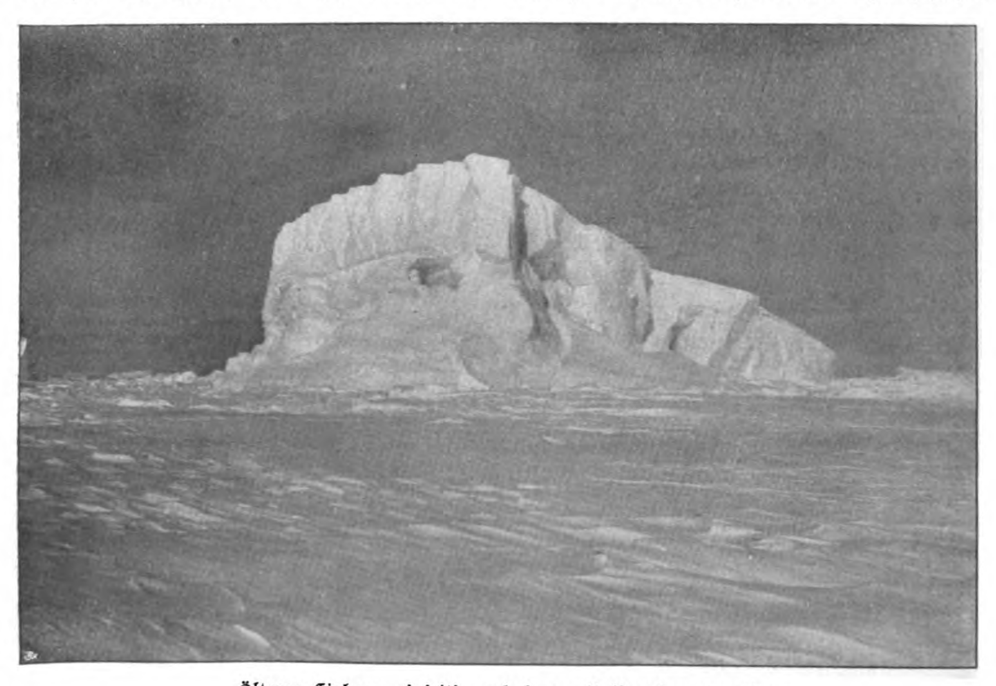
Jahrzehntelang stockte die Südpolarforschung völlig, so große Mühe sich auch ideal gesinnte Männer, vor allem der deutsche Geophysiker Georg Neumayer, um ihre Wiederbelebung gaben. Der einzige Erfolg seiner unermüdlichen Agitation bestand darin, daß die „Challenger", jenes englische For-



schungsschiff, das in den Jahren 1872 bis 1876 wesentlich zu ozeanographischen Zwecken eine Weltumseglung ausführte, südlich des Indischen Ozeans in einer bis dahin noch nie besuchten Gegend einen Vorstoß über den Südpolarkreis hinaus vornahm, den sie am 16. Februar 1874 als erstes Dampfschiff passierte.

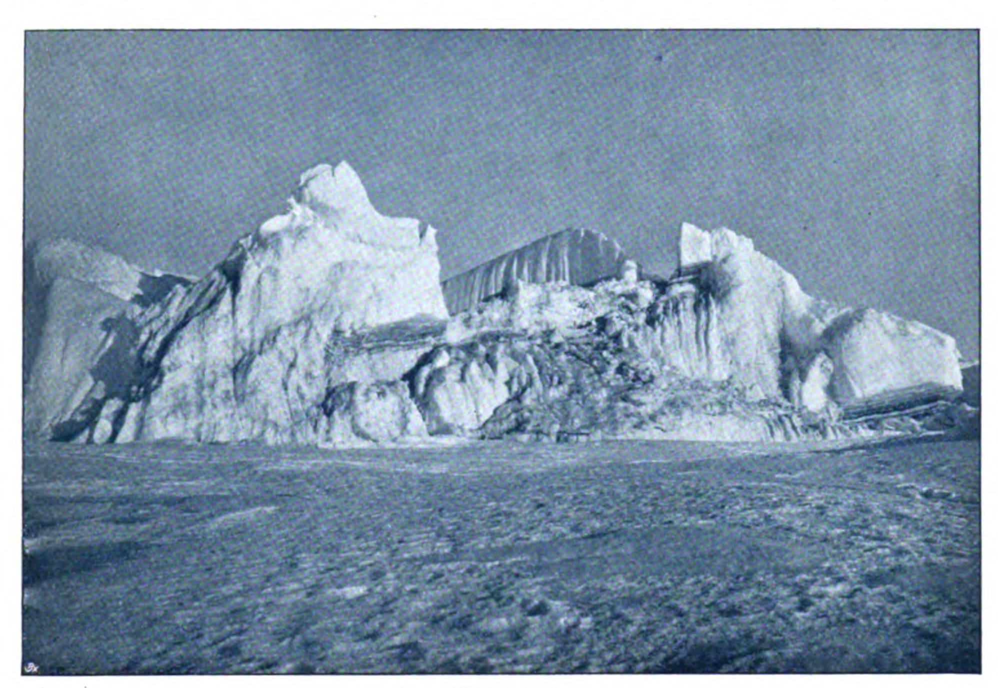
Wohl drangen deutsche, schottische und norwegische Fangschiffe in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gelegentlich bis an den Rand des Südpolarlandes vor und bereicherten unsre Kenntnis von dessen abgelegenen Küsten durch wertvolle Beiträge; aber die kaufmännischen Zwecke dieser Unternehmungen standen doch zu sehr im Vordergrunde, als daß die günstigen Gelegenheiten zur Erforschung der völlig unbekannten Länder hätten ausgenutzt werden können. Erwähnt zu werden aber verdient, daß ein an Bord eines dieser Schiffe befindlicher junger norwegischer Naturforscher, C. E. Borchgrevink, bei Kap Adare in Süd-Viktoria-Land am 23. Januar 1895 eine Landung ausführte und mit berechtigtem Stolz als erster Mensch seinen Fuß auf den Südpolarkontinent setzen konnte.

Die erste rein wissenschaftliche Expedition, die seit den Zeiten von Roß wieder eingehende Untersuchungen im Südpolargebiet vornahm, war eine belgische unter der Leitung von A. de Gerlache. Sie fuhr im Januar 1898 nach dem südlich von Amerika gelegenen Grahamland, um dessen Westküste zu erforschen. Man konnte die Umrisse des größtenteils noch ganz unbekannten Landes kartieren, geriet aber bald in einen Packeisgürtel, der das Schiff „Belgica" mit eisigen Fesseln umschloß und die Expedition zu einer unfreiwilligen Überwinterung, der ersten in der Südpolarregion, zwang. Das Mißgeschick erwies sich jedoch als eine vom wissenschaftlichen Standpunkt aus höchst willkommene Fügung, denn es gab die Möglichkeit, endlich einmal meteorologische, erdmagnetische und andre Messungen ein volles Jahr lang fortzusetzen und der Menschheit die erste zuverlässige Kunde von den Schrecken des antarktischen Winters zu bringen. Dieser Überwinterung im Südpolarmeer folgte bereits ein Jahr darauf die erste Überwinterung auf dem Polarlande. Borchgrevink führte sie bei Kap Adare aus, um im folgenden Sommer jene von Roß im äußersten Süden gesehene Eismauer aufzusuchen. Er stellte fest, daß es sich um den im Meer endenden Steilabbruch einer gewaltigen Eistafel handelt, auf welcher er mit Schneeschuhen



Älterer Eisberg, einseitig gehoben, mit Brandungsgrotten.





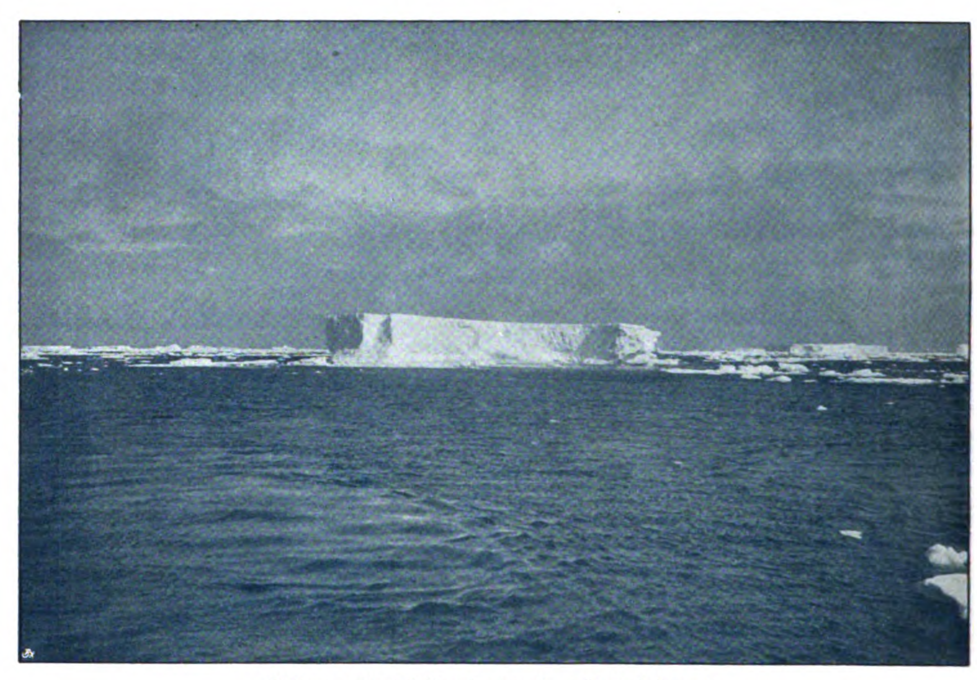
Verwitterter Eisberg.

ohne Schwierigkeit nach Süden vordringen und den von Roß 1842 erreichten südlichsten Punkt noch um 74 km überholen konnte.

Inzwischen hatten die Anschauungen, die 1882 bis 1883 eine internationale Erforschung der Nordpolarregion veranlaßt hatten, immer weiter an Boden gewonnen. Sie gipfelten in der Überzeugung, daß die Erweiterung der räumlichen Kenntnis durch Einzelexpeditionen nicht so wichtig sei wie eine Erforschung der allgemeinen physikalischen Verhältnisse der Polargebiete, die sich nur durch gemeinschaftliches und gleichzeitiges Arbeiten mehrerer Expeditionen nach vereinbartem Schema und gleichen Methoden erzielen läßt.

Die zahlreichen Anregungen, die schon früher nach dieser Richtung erfolgt waren, verdichteten sich unter dem Eindruck der Erfolge von Borchgrevink und de Gerlache immer mehr zu einem festen Plane, der schließlich seinen bestimmten Ausdruck und seine letzte Fassung auf dem 1899 in Berlin tagenden Internationalen Geographenkongreß fand. Professor Erich von Drygalski, der erwählte und berufene Leiter der Deutschen Südpolarexpedition, verstand es, auf diesem Kongreß die Vorteile einer internationalen Kooperation so überzeugend darzutun und wissenschaftlich zu begründen, daß auch andre Nationen sich zur Mitarbeit bereit erklärten und eine allseitig befriedigende Verständigung über das wissenschaftliche Zusammenwirken sowohl wie über die räumliche Teilung der Arbeitsgebiete erzielt wurde. Das Resultat war die Aussendung einer deutschen, einer englischen und einer schwedischen Südpolarexpedition sowie die Schaffung eines Netzes meteorologischer und magnetischer Beobachtungsstationen, das zur Zeit der Wirksamkeit jener drei Expeditionen in einer bis dahin nie zuvor erreichten Ausdehnung die ganze südliche Erdhälfte umspannte.

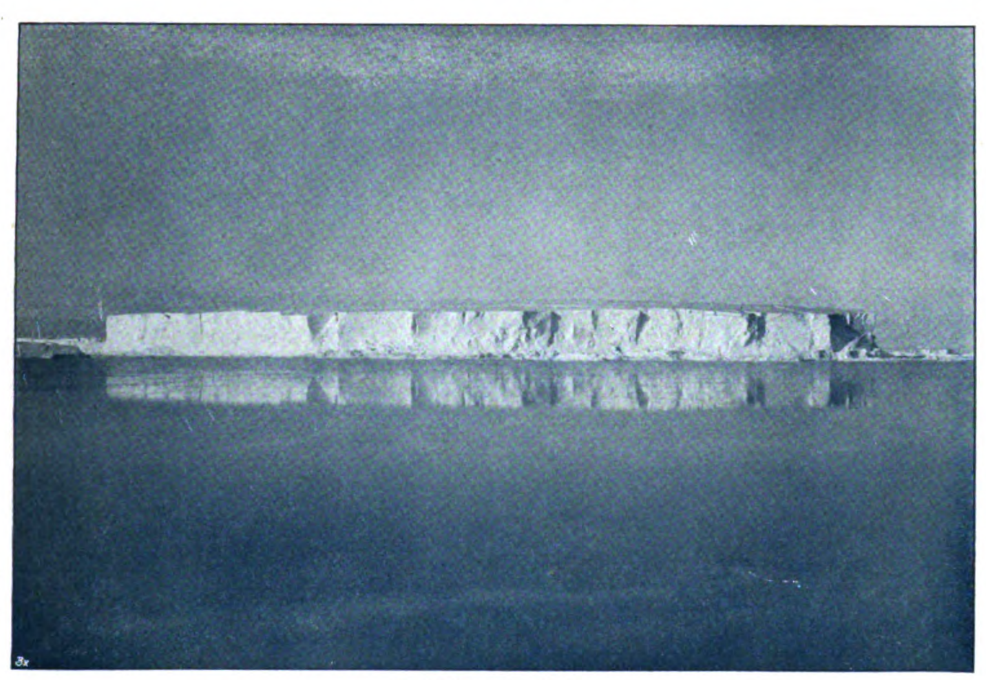
Die deutsche Expedition trat unter der Leitung von Drygalski im August 1901 auf dem Schiff „Gauß" die Ausreise an, richtete eine Zweigstation auf dem Kerguelen-Archipel im südlichen Indischen Ozean ein und drang von dort aus südwärts in ein bis dahin ganz unbekanntes Gebiet der Südpolarregion vor. Im Februar wurde ein völlig unter Eis begrabenes Land, die Kaiser-Wilhelms-II.-Küste, entdeckt, gleichzeitig aber auch die „Gauß" vom Eise blockiert, noch ehe sie die Küste erreichen konnte. So war man gezwungen, in dieser einzigartigen Lage im eisbedeckten, hier fast 400 m tiefen



Eisberg und Scholleneis vor dem Inlandeisrand.

Meer zu überwintern, so daß zum erstenmal in der Geschichte der Südpolarforschung geophysikalische Messungen und biologische Beobachtungen aller Art fast ein volles Jahr lang an derselben Stelle des Südpolarmeeres ausgeführt werden konnten, während die „Belgica“ bei ihrer Überwinterung im Eise treibend einen Weg von mehreren hundert Kilometern zurückgelegt hatte. Die beigefügten Bilder, sämtlich Originalaufnahmen der Deutschen Südpolarexpedition, die uns für diesen Aufsatz von Herrn Professor von Drygalski freundlichst zur Verfügung gestellt sind, geben besser als jede Beschreibung eine anschauliche Vorstellung von der Natur der Antarktis und ihrer eigenartigen Lebewelt, als deren typischste Vertreter die Pinguine, jene grotesken Schwimmvögel, gelten können, deren gravitätisches Gebaren eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit für alle Besucher der Südpolarregion bildet.

Auf den Schlittenreisen gelang es den Teilnehmern der Expedition, als einzige Stelle eisfreien Landes den 370 m hohen, aus vulkanischem Gestein aufgebauten Gaußberg zu entdecken, dessen geographische Lage am Rande des Südpolarkontinents ihn zu einem der interessantesten Punkte stempelt, die wir auf der Erde kennen. Man überblickt vom Gipfel des Gaußberges aus gerade die Zone, in welcher das blanke Inlandeis, das nach Süden hin sich Tausende von Kilometern weit erstreckt und vermutlich bis über den Südpol hinaus den ganzen Südpolarkontinent gleich einem flachen Schilde bedeckt, in das Meer einmündet. Nach den am Gaußberg vorgenommenen Messungen schiebt sich dieser Eispanzer monatlich etwa um 10 m nordwärts vor, und schließlich kommt der äußerste Saum des auf dem Lande gebildeten Eises zum Schwimmen. Eine die ganze Dicke durchsetzende Spalte löst schließlich einen Teil von der festen Eismasse los, der nun als Eisberg in der für das Südpolargebiet charakteristischen Kastenform davonschwimmt und oft durch die Meeresströmungen bis in niedrige Breiten nordwärts getrieben wird, wo er allmählich abschmilzt. Da von den Eisbergen jedoch nur etwa ein Siebentel aus dem Wasser herausragt und daher der untermeerische Teil dieser schwimmenden Kolosse gelegentlich mehrere hundert Meter tief unter den Wasserspiegel hinabreicht, so „stranden“ größere Berge leicht auf dem Meeresgrunde, wenn dieser nur in geringer Tiefe liegt. Dann haben die zerstörenden Kräfte der Atmosphäre und die Brandungswelle des Meeres reichlich Zeit, die regelmäßige Tafelform um-



Tafelförmiger Eisberg.

zugestalten, und so sehen wir mitunter alte verwitterte Eisberge, die verfallenen Ruinen gleichen, und an denen sich die Wirkung der Meeresbrandung in der Ausbildung von Strandlinien und Grotten, diejenige der atmosphärischen Agentien in Spalten und Schmelzrinnen erkennen läßt. Alle Eisberge aber sind im Winter zusammengekittet durch die größeren und kleineren, unter sich ebenfalls wieder zusammengefrorenen Schollen des Meereises, von dessen wirklicher Zusammensetzung man sich erst jetzt ein zutreffendes Bild machen kann, nachdem es der Deutschen Südpolarexpedition gelungen ist, vom Luftballon aus eine photographische Aufnahme dieser eigentümlichen Szenerie zustande zu bringen. Es würde den Rahmen unsrer Ausführungen weit überschreiten, wenn wir versuchen wollten, alle Einzelheiten zu erläutern, welche die Bilder dem kundigen Blick darbieten. Es genüge, zu betonen, daß gerade die Probleme des Eises von keinem andern Polarunternehmen jemals so gründlich bearbeitet worden sind wie von der Deutschen Südpolarexpedition.

Große Erfolge hatten auch die englische und die schwedische Expedition. Die englische suchte mit dem Schiff „Discovery" unter dem Befehl R. F. Scotts das Forschungsgebiet von Roß auf, fuhr an der Eismauer des von Scott entdeckten Barriere-Eises ostwärts und stellte fest, daß diese längste Eisküste der Erde an einem bisher unbekannten Lande endet, dem er den Namen König-Eduard-VII.-Land gab. Zwei Jahre wurden auf die Untersuchung des Süd-Viktoria-Landes verwendet, und Scott gelang es, indem er auf der ebenen Fläche des Barriere-Eises immer weiter nach Süden vordrang, am 29. Dezember 1902 eine Breite von 82 Grad 17 Minuten zu erreichen, von wo der Südpol nur noch 862 km entfernt liegt.

Die schwedische Expedition, die unter der Leitung von Professor O. Nordenskjöld stand, hatte sich als Arbeitsgebiet die Westantarktis gewählt, jene im Süden Amerikas am weitesten nordwärts reichende Halbinsel des Südpolarkontinents. Sie erlitt abenteuerliche Schicksale, verlor ihr Schiff „Antarctic" im Eise und wurde in drei Teile zersprengt, die getrennt überwinterten, sich dann zufällig wieder begegneten und schließlich alle durch ein argentinisches Schiff gerettet wurden. Ihr glückte es, neben andern wichtigen Entdeckungen auch durch das Auffinden interessanter Versteinerungen nachzuweisen, daß früher in diesen unwohnlichen Gebieten ein wärmeres Klima geherrscht haben



Durch Wind gelichtetes Schollenéis mit Eisberg.

muß, so daß Laubwälder mit einer reichen Tierwelt bestehen konnten.

Eine schottische Expedition, die unter W. S. Bruce auf der „Scotia" 1903 bis 1904 im südlichsten Teile des Atlantischen Ozeans ozeanographische Untersuchungen ausführte, ist für uns insofern von Interesse, als sie in 72¹/₃ Grad Süd eine völlig vereiste Küste sehen, aber nicht erreichen konnte. Dieses „Coats-Land" aber soll als Ausgangspunkt für die Deutsche Antarktische Expedition dienen, die sich unter der Leitung W. Filchners zurzeit mit dem Schiff „Deutschland" in der Antarktis aufhält.

Wichtige Beiträge zur Kenntnis der Westantarktis lieferte auch der Franzose J. Charcot, der auf zwei Reisen in den Jahren 1905 bis 1907 und 1909 bis 1910 die pazifische Küste dieses Gebietes eingehend erforschte.

Weit übertroffen aber wurden die nach außen hin sichtbaren Erfolge aller dieser Expeditionen durch die glänzende Tat des Engländers E. H. Shackleton, der ein Begleiter Scotts auf dessen Schlittenreise gewesen war und nun 1908 auf dem gleichen Wege jenen großen Zug nach Süden antrat, der an Ausdehnung alles in den Schatten stellte, was bis dahin in den Polarzonen geleistet worden war. In vier Monaten legte er einen Weg von 2700 km zurück, was etwa der Entfernung von Berlin bis tief in die Sahara gleichkommt. Er hatte die Genugtuung, sich am 9. Januar 1909 bei 88 Grad 23 Minuten in einer Höhe von 3000 m über dem Meer dem Südpol bis auf 180 km genähert zu haben. Auch seine sonstigen Ergebnisse sind von größter Bedeutung, denn es gelang einigen seiner Gefährten, zum ersten Male den magnetischen Südpol zu erreichen; ferner konnte die Natur des Barriere-Eises größtenteils erforscht, seine Begrenzung durch ein hohes Gebirge im Süden und damit seine wahrscheinliche Ausdehnung ermittelt werden. Es ergab sich, daß man das Barriere-Eis als eine horizontale, zusammenhängende, um 50 m den Meeresspiegel überragende Eistafel auffassen muß, die zum größten Teil im Meere schwimmt und an Ausdehnung etwa dem Königreich Preußen vergleichbar ist.

Die Resultate Shackletons wurden nun in vollem Maße durch die Reise des Norwegers Raold Amundsen bestätigt, dem der größte Erfolg jahrhundertelangen Strebens, die Erreichung des Südpols selbst, beschieden war. Mit kluger Überlegung und großem Scharfblick hatte er sich als Ausgangsstation seiner Schlittenreise den südlichsten Punkt





Eisberg mit eingeschmolzenem Schuttband.

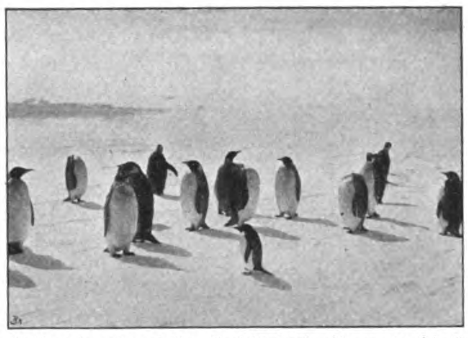
gewählt, der zu Schiff erreichbar ist und gleichzeitig eine bequeme Landungsmöglichkeit bietet, nämlich jene Walfischbucht genannte Einbuchtung in dem Rande der schwimmenden Barriere-Eis-Tafel, die sein Landsmann Borchgrevink schon 1900 entdeckt und als bequemsten Zugang nach dem Süden erkannt hatte. Es beruht also auf mangelhafter Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, wenn man Amundsen gelegentlich vorgeworfen hat, die Wahl seines Stützpunktes sei ein unberechtigter Eingriff in die Operationsbasis der britischen Südpolarexpedition unter Scott gewesen, die gleichzeitig etwa 700 km weiter westlich ihr Quartier aufgeschlagen hatte.

Am 20. Oktober 1911, als der strenge Winter vorüber war, der als größte Kälte die selbst für polare Verhältnisse unerhört niedrige Lufttemperatur von 59 Grad Celsius unter Null gebracht hatte, begann Amundsen seine große Expedition. Mit vier Begleitern, vier Schlitten und zweiundfünfzig Hunden zog man über die ebene Oberfläche des Barriere-Eises in flottem Tempo südwärts. Das Wetter war zwar etwas kalt, — 20 bis — 30 Grad Celsius, aber sonst recht günstig, so daß die Reise an einzelnen Tagen mehr ein Vergnügen als eine Strapaze war. Dies änderte sich jedoch, als man die südliche Grenzlinie des Barriere-Eises erreicht hatte. Schon Shackleton hatte weiter westlich diese Grenze in 83½ Grad Süd angetroffen; auf Amundsens Route lag sie bei 85 Grad, also etwa 160 km weiter südlich. Hier stellte sich das schon erwähnte, von Shackleton gefundene hohe Gebirge, dessen südöstlicher Verlauf damit festgestellt ist, dem weiteren Vordringen in den Weg. Genau wie bei Shackleton erwies sich auch für Amundsen die Durchquerung des Gebirges und der Aufstieg auf das dahinterliegende Hochland als der schwierigste Teil der ganzen Reise. Mächtige Gletscher mußten passiert und der Weg zwischen Bergriesen von Montblanc-Höhe mühsam ausfindig gemacht werden. Am 6. Dezember endlich war das Plateau erklommen und die größte Höhe von 3275 m erreicht. Dann ging es schnell, zeitweise sogar auf abwärtsgeneigtem, ziemlich ebenem Terrain, dem Südpol entgegen, und am 15. Dezember konnte Amundsen auf diesem merkwürdigen Punkte die norwegische Flagge hissen. Am 17. Dezember wurde die Rückfahrt angetreten, die noch schneller vonstatten ging als die Hinreise, und am 25. Januar 1912 traf Amundsen mit seinen Gefährten bei bestem Wohlsein wieder im Winterquartier ein.

Jeder, der den schlichten Bericht liest, den der kühne Norweger von seiner einzig dastehenden Expedition gibt, wird, zumal wenn ihm die Verhältnisse in den Polargebieten nicht unbekannt sind, mit Bewunderung erfüllt werden für die großartige Leistung, die nur bei Männern möglich ist, welche alle Schwierigkeiten der Polarreisen in vieljähriger Erfahrung kennen und überwinden gelernt haben. Amundsen hat daher durch die Eroberung des Südpols nicht nur sich selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt, sondern auch vor aller Welt die Überlegenheit jener norwegischen Schule in der Polarforschung dargetan, die in Fridtjof Nansen ihren Begründer verehrt.

Nur dreizehn Tage später als Amundsen war Scott, der sich wieder in sein altes Forschungsgebiet begeben hatte, ebenfalls mit der Absicht, den Südpol zu erreichen, aufgebrochen. Ihm aber war das Geschick nicht günstig. Beständige Kämpfe mit zahlreichen Widerwärtigkeiten, das Versagen von Motorschlitten und Zugtieren sowie ungünstige Witterungsverhältnisse wirkten hemmend, so daß er auf dem Wege, den er selbst schon 1902 eingeschlagen und Shackleton 1908 bis 1909 weiterhin erkundet hatte, nur langsam vorwärtskam. Am 3. Januar war es ihm gelungen, bis 87 Grad 32 Minuten vorzudringen, von wo aus er eine Abteilung zur Winterstation zurückschickte, welche diese Nachricht, die letzte, die wir von ihm haben, noch vor der Abfahrt des Schiffes an die Küste brachte. Allerdings hatte Scott damals schon den schwierigsten Teil des Wegs, die Durchquerung des großen Gebirgszuges, hinter sich und befand sich bereits in etwa 3000 m Höhe auf der zentralen antarktischen Hochfläche, so daß er bis zum Südpol nur noch etwa 200 m zu steigen hatte. Falls er bei seinem weiteren Vordringen mit der gleichen Geschwindigkeit vorwärtsgekommen ist wie Shackleton drei Jahre vorher, mag er den Südpol um Mitte Januar, also ziemlich genau einen Monat nach Amundsen, erreicht haben. —

So ist nun der höchste Erfolg errungen, der Kampf um die Pole unsers Erdballs siegreich beendet und das am weitesten entfernte Ziel geographischer Forschung erreicht worden. Es wäre jedoch ein gewaltiger Irrtum, zu glauben, daß damit die Polarforschung ihr Ende erreicht habe. Sie muß im Gegenteil jetzt mit erneuter Kraft einsetzen, allerdings mit etwas andern Zielen. Einer ihrer Zweige, die rein sportliche Rekordjägerei, der Ehrgeiz, dem Pole näher zu kommen als alle Vorgänger, hat aufgehört. Dafür aber wird der wissenschaftliche Teil der Polarforschung sich in Zukunft um so freier und reiner entfalten können. Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß jetzt eine Triebfeder von größter psychologischer Bedeutung ausgeschaltet ist, so daß es immer schwerer halten wird, weite Kreise für polare Probleme zu interessieren. Niemand vermag vorauszusehen, wie sich die Zukunft der Polarforschung jetzt, wo sie nicht mehr auf eine begeisterte Anteilnahme der gesamten Menschheit rechnen kann, gestalten wird, und von diesem Gesichtspunkte aus stellt die Eroberung des Südpols einen der wichtigsten Momente in der gesamten Geschichte der Entdeckungen dar, dessen wahre Bedeutung zu ermessen vielleicht erst späteren Geschlechtern vergönnt sein wird.



Kaiserpinguine, teilweise schlafend. Vorn ein Adeliepinguin.

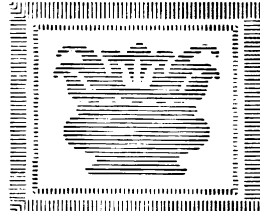
Die Ehrung

Das heißt die Toten ehren,
Ihr Werk und ihre Tat:
Mit ihnen still verkehren,
Wenn ewiger Abend naht.

Nicht eine Blume brechen
Am Saume ihrer Gruft,
Mit ihnen noch zu sprechen
Durch Wind und Laub und Luft;

Auch in dem großen Schweigen
Sie innig zu verstehn,
In ihren Seelenreigen
Ganz eben einzugehn.

Arthur Silbergleit

August Strindberg

Von Alfred Wien

Strindbergs Werke sind alle — bis auf die rein historischen Inhalts — Bruchstücke einer großen Konfession, alle das Ergebnis tief schmerzlicher Experimente, die er blutenden Herzens und mit offenen Wunden an sich selbst vorgenommen hat. Das muß man sich immer wieder vor Augen halten, will man dem Problem dieser Dichterpersönlichkeit nahekommen und seine Lösung versuchen. Wie unerbittlich er auch zu Gericht sitzt, wie gnadenlos er die züchtigende Geißel des Zornes und der Satire über Fehler und Verbrechen seiner sinkenden Zeit schwingt — nie wütet er heftiger denn gegen sich selbst, nie klagt er grausamer an, als wo es gilt, mit des eignen Lebens Irrung und Wirrnis zu rechten und zu richten. Eine wahrhaft tragische Persönlichkeit, deren schmerz- und qualzerrissenem Dasein es wohl nicht an Schuld, aber ebensowenig an Sühne fehlt; kein abgeklärter Olympier mit dem Strahlenkranz hoher Menschlichkeit — ein Wanderer der Niederungen, der aus allen irdenen Tiefen gelebt, ein Chevalier errant, der weit mehr die „andre Seite" kennt, das „Hinter dem Vorhang", die Abgrundtiefen und den Morast. Überall wildes Gären, feindliche Kräfte, die unversöhnt sich selbst zermartern und zermürben in wirr titanischem Drange.

So ist denn der Gesamteindruck von Strindbergs Schöpfung* letzten Endes niederdrückend, quälerisch-unerträglich. Da ist nichts, was befreit und erhebt. Diese Kunst ist durchaus destruktiv, einreißend und zerschmetternd, und das muß man um so tiefer beklagen, als sie im übrigen reiche Spuren einer gigantischen Größe trägt.

Dieses ungeheure Lebenswerk ist untergraben von heimlichem Leiden; es krankt an dem inneren unlösbaren Widerspruch halber Wahrheit: da ward aus Recht und Unrecht ein Geflecht. Man könnte das etwa so ausdrücken: Strindberg sieht immer wahr, aber er sieht — einseitig. Überall gewinnt man den Eindruck, der Dichter habe hinreichend zuverläßlich beobachtet und modelliert, ehe er aus der Menge der Einzelfälle das Fazit zog und den für die künstlerische Darstellung notwendigen Typus gestaltete. Aber es scheint nur so. Gewiß, die Figuren sind richtig gezeichnet, aber die Perspektive ist verfehlt, und so stehen sie falsch im Raum. Und wenn der Dichter auf sich selbst angewendet wissen will, was er in den „Gotischen Zimmern" von Arvid Falk, seinem alter ego, sagt, er habe als gewissenhafter Experimentator Kontrollexperimente angestellt, die Korrektur von rückwärts gelesen, die Zahl von unten geprüft, um erst dann, wenn das Experiment negativ ausfiel, auf den erprobten Ausgangspunkt zurückzugehen, so ist das eine offenbare Selbsttäuschung. Strindberg ist umgekehrt in den Fehler verfallen, daß er von der Behauptung ausgeht, für deren Richtigkeit eine Menge treffender Analogien heranzieht, beim Beweise aber alles, was in das Rechenexempel nicht aufgehen will, als unbenutzbar beiseiteschiebt oder gar geflissentlich meidet. Der Erfolg dieser verkehrten Methode, die zur Voraussetzung macht, was erst zu beweisen ist, läßt sich leicht denken: das Ergebnis fällt überzeugend aus und ist doch — ein Trugschluß.

Man hat wohl zu des Dichters Verteidigung eingewendet, er schildre das Leben, das er gesehen; was er nicht gesehen, könne er doch nicht schildern. Das ist gewiß richtig. Mag das Weltbild, wie er es zeichnet, daher auch verzerrt erscheinen: man soll gerade bei Strindberg — die Summe ziehen, die zurückgelegten Stadien dieses dunkeldüsteren Lebensweges in ihrer Gesamtfolge überblicken. Bald zeigen sich ebenso viele Leidensstationen. Hinter dem unerklärten „Warum?" beginnt man als Antwort ein gleichwohl notwendiges Muß zu ahnen; zur Furcht gesellt sich — vielleicht nicht immer das Mitleid, wohl aber das Verstehen.

In sieben Bänden hat der Dichter die Geschichte seines Lebens dargestellt von seinen Anfängen bis zum fünfzigsten Jahre. Erdenleben: „Der Sohn einer Magd"



* Die deutsche Gesamtausgabe bei **Georg Müller in München**; ebenda eine Monographie über den Dichter von **Hermann Eßwein**.

und „Die Entwicklung einer Seele"; Höllenwanderung: „Die Beichte eines Toren", „Entzweit", „Inferno"; Purgatorium: „Legenden" und „Einsam". Eine umfassende, fast bis aufs Detail getreue Beichte, die in erstaunlich-rücksichtsloser Offenheit nichts verheimlicht, nichts beschönigen und gutheißen will; ein Sichpreisgeben vor der öffentlichen Meinung, das wohl einzig dasteht. Ein doppelter Zweck liegt all diesen furchtbaren Konfessionen, von denen man einzelne Kapitel nicht ohne schaudern-des Grausen lesen wird, zugrunde. Einmal: „Ich mußte meinen Leichnam waschen, bevor er für immer in den Sarg gelegt wurde." Diese Schilderungen sind „in Selbstverteidigung und als Testament" verfaßt; trug sich der Dichter doch in den Jahren 1886 bis 1888, während er an den drei ersten Bänden arbeitete, ernstlich mit dem Gedanken, nach deren Abschluß des Daseins Bürde von sich zu werfen. An eine Herausgabe der „Beichte eines Toren" zu Lebzeiten war jedenfalls von vornherein nicht gedacht. Das Manuskript hat fünf Jahre bei einem Verwandten unter Siegel gelegen und wurde in Druck gegeben erst im Frühjahr 1873, nachdem Strindberg vor der Öffentlichkeit in ungerechtester Weise angeklagt und gerichtet worden war.

Dann aber erheben sich diese Bände weit hinaus über das persönliche Interesse zu einem hochbedeutsamen Dokument der Kultur- und Sittengeschichte in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Untersucht doch Strindberg Entstehung und Entwicklung seiner Seele nicht allein unter dem, sagen wir: rein persönlichen Gesichtspunkt, „wie sie unter allen zusammenwirkenden Ursachen von Erblichkeit, Erziehung, Naturell, Temperament entstanden" — er gibt zugleich den Hintergrund des gesamten Zeitbildes, der geistigen Strömungen: „wie sie sich unter dem Druck und der Einwirkung der äußeren Ereignisse und geistigen Bewegungen der historischen Epoche entwickelt hat."

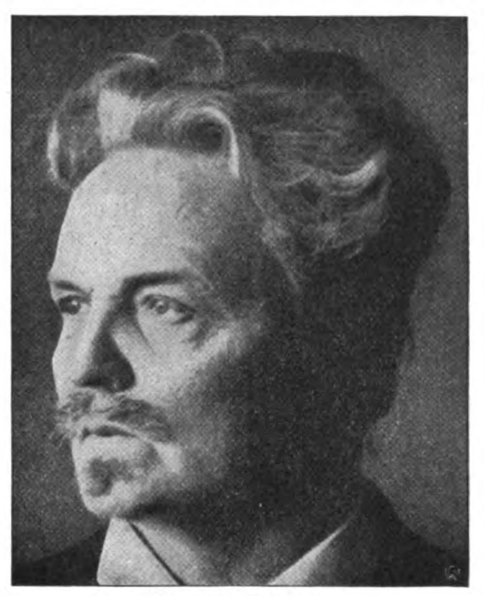
Am 21. Januar 1849 erblickte der „Sohn des Kaufmanns und der Magd" drei Treppen hoch im Stockholmer Häusermeer das Licht der Welt. Der Vater ein ernster, streng, aber rechtlich denkender Mann. Er war fast nur zu den Mahlzeiten im Hause, immer traurig und müde, denn er hatte damals gerade falliert und sah sich und seine Familie dem bittersten Entbehren ausgesetzt. Gleichwohl verzagte er nie, trug Armut und Schicksalsschläge als Gottes Fügung. Ein aufrechter Charakter, in Gesinnung und Gebaren durch und durch Aristokrat. Die Mutter, ehemals Magd und Kellnerin, Demokratin aus Instinkt, die es stets mit den Dienstmädchen hielt. In drei Zimmern hausten sie alle — die Eltern, sieben Kinder und zwei Dienstboten. Die Möbel — Wiegen und Betten; Kinder auf Plättbrett und Stühlen. Kindtaufen und Begräbnisse um die Reihe, mitunter auch zwei Kindtaufen hintereinander ohne Begräbnis dazwischen. Im übrigen: Kochen, Plätten, Aufwaschen, Einkaufen, Scheuern — das war die „Familie", wie der Knabe sie in seinem Elternhause kennen lernte, eine Speisewirtschaft, eine Wasch- und Plättanstalt. Die Erziehung wurde recht einfach gehandhabt, sie beschränkte sich auf Verweisen, Zausen, Gebet, Gehorsam, Schläge und Strafen für Untaten, die der Knabe oft gar nicht begangen hatte. Furcht und Hunger sind die ersten Empfindungen, deren er sich zu entsinnen vermag; Furcht vor Schlägen, vor dem Dunkel und vor den Menschen. So erklärt es sich, wenn der Mann später wie in einen Fluch ausbricht: „Familie, du bist das Heim aller sozialen Laster, die Versorgung aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienvaters, die Hölle der Kinder!" Wo Mutter und Mägde mit der Erziehung aufhörten, setzte die Schule ein. Da wurde Latein gepaukt und der Rohrstock geschwungen — eine Vorbereitung eher für die Hölle denn für das Leben.

Mit achtzehn Jahren besteht der Jüngling die Reifeprüfung und geht nun hinaus in die Welt. Vom Vater erhält er eine Tasche mit Zigarren nebst der Aufforderung, sich nunmehr selbst weiterzuhelfen. Das Studium befriedigt ihn nicht: Ein Professor liest Aristoteles — in dem Tempo würde er vierzig Jahre brauchen, um die Geschichte der Philosophie durchzuackern; ein zweiter hat Shakespeares „Heinrich VIII." zum Thema gewählt — es würde zehn Jahre dauern, ehe er zum Abschluß käme. Nein, bei diesen „alten, heruntergekommenen Grogonkeln" ist nichts zu lernen. Unverrichteter Sache kehrt der wissensdurstige Jüngling vorerst dem Studium den Rücken und wird Volks-



schullehrer. Später sattelt er um und versucht es mit der Medizin. In Upsala will er sich dem Physikum unterziehen, aber das Unglück ist: er hat in Stockholm praktisch gearbeitet und nicht in des Professors alleinseligmachendem Laboratorium. Zudem wird der alte Herr übler Laune, als er an dem Prüfling einen schon durch Generationen allgemein gebrauchten verschossenen Examensfrack wiedererkennt: der Kandidat fällt durch.

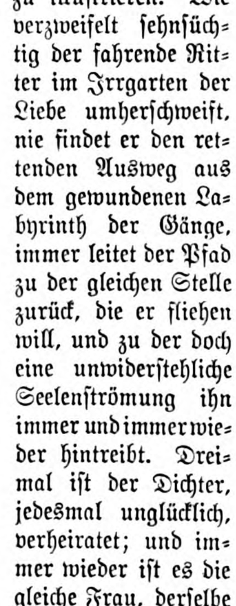
Vom Studenten zum — Schauspieler. Neue Enttäuschungen. Dann folgen die ersten schriftstellerischen Versuche: er muß hochkommen, irgendwie, gleichviel auf welchem Wege. Und in der Tat, es gelingt ihm, ein Erstlingswerk „Thorwaldsen in Rom“ am Königlichen Theater anzubringen. Der Erfolg zwar ist keineswegs glänzend, aber der junge Dichter erhält vom König ein Stipendium, um seine Studien beenden zu können. Ein Jahr darauf besteht er auch glücklich das Examen in Philologie, Astronomie und Staatswissenschaft. Nun beginnt ein zügellos ausschweifendes Bohêmeleben, das er kümmerlich genug durch Artikelserien für Zeitungen, Biographien und Novellen für ein Frauenblatt fristet. Oft muß er sogar auf das Mittagessen verzichten, weil die Mittel selbst für die einfachste Mahlzeit fehlen. Da naht die Rettung: er erhält einen Ruf als Königlicher Bibliothekar. Glänzend ist die Besoldung ja keineswegs, aber er befindet sich mit einem Schlage „mitten in der dichtesten Oberklasse“.



August Strindberg.

Nun, sollte man meinen, wäre das wildeste Ringen, das bitterste Entbehren beendet, die Bahn läge eben und frei. Nein, Kampf und Leid gehen jetzt erst recht an, die Höllenwanderung beginnt mit der ersten Ehe des Dichters. Man wird da Strindbergs Stellung zur Frau überhaupt, wie sie sich in der persönlichsten Erfahrung seines eignen Liebeslebens entwickelt und ergeben hat, untersuchen müssen.

Maeterlinck spricht einmal von dem Stern der Liebe, unter dem ein jeder von uns geboren wird. Immer ist es derselbe, der uns zu Häupten schwebt. Wir mögen suchen und irren, wie und wohin wir wollen — dem Schicksalsgestirn entgehen wir nicht. Überall ist es dieselbe Geliebte, der wir begegnen, die uns von Geburt zur Ergänzung und inneren Vollendung bestimmt ist: die böse oder die gute, die Dirne oder das reine Weib. Der Fall Strindberg scheint wie geschaffen, Maeterlincks Mystizismus zu illustrieren. Wie verzweifelt sehnsüchtig der fahrende Ritter im Irrgarten der Liebe umherschweift, nie findet er den rettenden Ausweg aus dem gewundenen Labyrinth der Gänge, immer leitet der Pfad zu der gleichen Stelle zurück, die er fliehen will, und zu der doch eine unwiderstehliche Seelenströmung ihn immer und immer wieder hintreibt. Dreimal ist der Dichter, jedesmal unglücklich, verheiratet; und immer wieder ist es die gleiche Frau, derselbe Typus, ihm so gefährlich, seine Lebenskraft untergrabend, das Wachstum seiner Seele hemmend und vernichtend. Es ist, als sei der unselige Schwimmer auf den Wellen der Liebe in einen Wirbel, eine verborgene Unterströmung hineingeraten, die ihn unrettbar zum Grunde zieht. Immer wieder strebt er trotzig empor, immer wieder reißt ihn die Welle zurück. Er wollte das Rätsel der Sphinx lösen; die stürzte ihn in den Abgrund.



Man hat diese langsam, aber sicher ruinierenden Eheirrungen auf eine krankhafte masochistische Veranlagung Strindbergs zurückzuführen gesucht. Dem widerspricht, daß dem unglücklichen Dichter der Hang zur Selbstgeißelung durch das Weib von vornherein völlig fehlt. Im Gegenteil: er sieht anfänglich in der Frau nichts Geringeres als die

Erlöserin, den mütterlichen Ursprung, den eine Zeit, die Gott nicht mehr kennen und anbeten will, zum höchsten Idol sich erwählt. Ein gut Teil Madonnenverehrung steckt ihm im Blute. Woran das Idol zerbrach? Für ihn „ist alles zu früh wirklich worden“. Mit zwölf Jahren setzt die Pubertätskrise ein, unter heimlichen Verirrungen, übertriebener Furcht vor den rächenden Folgen. Die Beherrschung des Triebes führt wiederum zu einem Geschlechtsmartyrium, das, je länger es dauert, um so unerträglicher wird. An eine Ehe ist vorerst ja nicht zu denken. So bleibt als einziger Ausweg die Prostitution mit all ihrem Elend, all den vergiftenden Erfahrungen, wobei es wohl ohne dauernde Schädigung der moralischen Persönlichkeit, ohne unheilbare Wunden fürs Leben nie abgeht. Das sind für Strindberg — wie für so viele junge Männer — die ersten „Offenbarungen“ des „Liebes“-Mysteriums. Gleichwohl bleibt er auf all seinen Irrfahrten dem Ideale des reinen Weibes treu, alles Häßliche kann die Schönheit des Seelenoriginals nicht völlig verdunkeln: die Sehnsucht nach einer geliebten Gattin und — sorgenden Mutter der Kinder. Darin ist wahrlich nichts Dekadentes.

So sucht und sucht er gläubigen Herzens; endlich wähnt er die Erwählte gefunden zu haben, von der er geträumt, und erwacht — neben einer Fremden, die „seine Seele in der Tasche ihres Kleides hat, sie in die Flut schleudern kann oder in den Rinnstein“. Nun, sie schleudert sie in den Rinnstein. Was kommen würde, sah er voraus. Gleichwohl: diesen Frauen ist „ebensowenig auszuweichen wie dem Schicksal selbst“. — Das ist der Stern seiner Liebe.

Eine erschütternde Tragödie, gewiß nicht alltäglich, aber auch nicht vereinzelt. Das Seltsame ist nur, daß sie sich dreimal in derselben Entwicklung zur Katastrophe wiederholt, ohne daß seine bitteren Erfahrungen dem Dichter zur Erkenntnis reiften. Ein gegenseitiges Sichpeinigen bis aufs Blut, ein unausgesetzt wollüstiges Martern der Seelen und Leiber — das ist die trostlose Geschichte der beiden ersten Strindbergischen Ehen. Und woher dieser Haß, diese bis zur gegenseitigen Verachtung sich steigernde Entzweiung? Das ist noch nicht aufgeklärt: Sie lieben einander, gedeihen nur zusam[illegible] ... und dennoch: ein Wölkchen steigt auf, man weiß nicht woher, alle Verdienste verwandeln sich in Fehler ... und sie stehen wie zischende Schlangen einander gegenüber.“ Vielleicht, meint der Dichter mit Swedenborg, sei das so zu verstehen: die Gatten sind einig, aber sie dürfen nicht einig sein. Darum mache ja auch die christliche Kirche die Ehe zu einem Sakrament, betrachte sie als reinigendes Fegefeuer und nicht als Lustlager: „Es ist ein Verbrechen, glücklich zu sein, darum soll das Glück gezüchtigt werden.“ — — „Ich liebe sie, sie liebt mich, und wir hassen einander mit dem wilden Haß einer Liebe, die sich durch die Trennung steigert“ — dies das wunderbare Bekenntnis, als er von seiner zweiten Gattin sich scheiden läßt.

Die unausgesetzten ehelichen Kämpfe während zweier Jahrzehnte haben ihn vollends gebrochen; die Gesundheit ist zerrüttet, das Gefühlsleben irritiert, die Nerven sind bis zum Zerreißen gespannt. Die unvermeidliche Katastrophe tritt ein: er ringt mit den Mächten der drohenden Sinnennacht. — Inferno ... Im ausbrechenden Verfolgungswahn durchkostet er alle Schrecken des Fegefeuers, flüchtet von Land zu Land, heimatlos, ohne Ruhe und Rast, um den eingebildeten Verfolgern zu entgehen — aber überall sind sie ihm auf den Fersen. — Es ist ein eignes Geheimnis der kraftstrotzenden Natur des Dichters, wie er die Gifte, die er selbst in sich erzeugt, durch geeignete Gegenkräfte der Gesundung unschädlich zu machen wußte. In der äußersten Verzweiflung, als kein Arzt mehr zu lindern vermag, als Tod oder Irrenhaus drohen, hilft er sich selbst. Sein Leiden erscheint ihm als Strafe, als eine Zuchtrute, die ihn für seinen Unglauben oder für früher begangene Sünden züchtigen will: Ward ich verfolgt? — Ja, gewiß — aber nicht von Menschen. In Gewissenszweifeln findet er — Gott, und damit die Rettung. Ein Donnerschlag mitten im Winter: der Ewige hat gesprochen — er will das Verdammungsurteil wieder aufheben. Nun fühlt er sich frei vom Fluch, er ist geheilt, alle Angst von ihm gewichen; sein Leben sieht er fortan in dem Lichte, daß es „ein Zeichen, ein Beispiel“ sei, andern zur Besserung und Belehrung, ein „Sprichwort“, aufzuklären, wie man nicht leben soll. „Ein Sprichwort, ich, der ein Prophet zu sein glaubte und sich als Betrüger entlarvt

sieht ..." Was noch folgen wird, ist — Arbeit im Zusammenleben mit seinen Gestalten: „Das ist ein Zustand, der ein unbeschreibliches Glück ist ..." Arbeit — in Einsamkeit und Kämpfen: alles Bitterste und Süßeste des Lebens.

So schließt die siebente Konfession: „Einsam" — wie ein voller Akkord. Bald darauf geht der Dichter, der vom Leben nicht lernen will, dennoch eine dritte Ehe ein. Autobiographische Dokumente über sie besitzen wir nicht. Da sie ebenfalls getrennt wurde, wird man annehmen müssen, daß auch diese Verbindung mit einer der größten Schauspielerinnen Schwedens nicht glücklicher gewesen sei als die beiden ersten.

Diese Passion ist der düster-ernste Hintergrund für ein umfassendes Lebenswerk, das sich unabhängig, parallel mit den Leiden der Liebe entwickelt, ohne sich von ihnen tiefer anstecken zu lassen. Daß freilich überall dunkle Schlaglichter hineinfallen, wird uns nun nicht mehr wundernehmen, nachdem wir den Einschlag des Gewebes kennen gelernt haben. Ist doch der eigentliche Schaffenstrieb bei Strindberg — die Furcht: „Ich habe die Menschen nie gehaßt," bekennt er einmal, „aber ich bin vor ihnen bange gewesen, schon von Geburt an." Das muß natürlich auf seine gesamte Produktion abfärben. Er hat gleichsam — wie Björnsons „Sigurd Slembe", der ja auch im Grunde nichts weniger als „schlimm" ist — das Echo des Bösen gehört und wird nun nicht müde, es zu wiederholen. Was er geschrieben und getan, alles Gehässige und Böse, er hat es getan und geschrieben nicht aus Bosheit und Haß, sondern in Selbstverteidigung, um sich seiner Haut zu wehren, die andre zu Markte tragen wollten. Was er gesagt und bekannt, er hat es gebeichtet und aufgezeichnet, sich selbst zu innerer Befreiung, in dem unbezähmbaren Drange, das ungeheure Weh, das ihn zu ersticken drohte, aus sich herauszuschreien. Die Posten des Schuldbuches heben sich auf: viel Sünde — gerichtet; mehr Strafe — gesühnt. Die schwerste Strafe: ... daß sein Leben und Schaffen Stückwerk geblieben, daß er das Wort nicht fand, das er sprechen sollte. Berufen, aber nicht erwählt; ein hochgemutes Streben und geniales Können, aber ohne die Göttlichkeit der Vollendung. — —

Eine nicht unwesentliche Ergänzung der autobiographischen Schriften bildet die Romantrilogie: „Das rote Zimmer", „Die gotischen Zimmer", „Schwarze Fahnen". Zeitlich, will sagen ihrer Entstehung nach, sind die beiden letzten Bände vom ersten durch fast zweieinhalb Jahrzehnte getrennt; inhaltlich gehören sie eng zueinander. Beginnend mit den siebziger Jahren, führen sie über das Ende des alten hinein ins neue Jahrhundert. Also etwa vier Jahrzehnte moderner schwedischer Kultur- und Entwicklungsgeschichte.

Rien n'est si désagréable que d'être pendu obscurément — dies Wort Voltaires stellt der Dichter dem ersten der Romane als Motto voran. Das ist der Auftakt zugleich für die gesamte Trilogie. Eine ganze Generation, die man heimlich gehängt, streckt in diesen Büchern vom öffentlichen Galgen herab gegen ihre Henker die Zunge aus und hält, gleichsam schon auf der Leiter stehend, eine kleine Verteidigungsrede. Nun, das Zungenausstrecken geht nicht ohne ein gelegentliches Überlaufen der Galle ab, und die kleine Verteidigungsrede wächst sich im weiteren Verlaufe zur großen unerbittlichen Anklage aus. In den beiden ersten Romanen hält sich diese Anklage noch in den Grenzen des Erträglichen. Gerade die absichtliche Übertreibung der beißenden Satire bis zur Karikatur hat die Wirkung, daß niemand sich ernstlich verletzt fühlen kann. Die Nadelstiche und scharfen Hiebe treffen nirgend den einzelnen, immer nur die Masse; nie wird der Angriff persönlich. Zudem fordert ihr kernig frischer Humor, der oft geradezu überschäumt, unwiderstehlich zu heilsam befreiendem Lachen heraus. Da gibt es im „Roten Zimmer" köstliche Szenen, wie den Besuch im Kollegium zur Verteilung der Beamtengehälter, oder die ungenierten Indiskretionen aus den Redaktionsbetrieben der Zeitungsgesellschaften „Grauhäubchen" und „Rotkäppchen" — schon die hübschen Namen besagen genug —, oder die Empfänge Falks bei dem „erlösten" Pastor Natanael Skore und dem allmächtigen Verleger Smith, dem Manne, der „alles macht", und endlich die wundervoll frechen Schwindelmanöver der Seeversicherungsgesellschaft Triton. Und in den „Gotischen Zimmern" das Porträt des hochwürdigen Pastors Alroth mit seiner unvermeidlichen „Spritzmaschine" Phylax, die

gegen neue Kleider durch Heben des Hinterbeins protestiert. Wie erheiternd dieser vortreffliche Seelenhirt, der in seinen Milchjournalen besser zu Hause ist als in Agende und Bibel, der seine Seelsorge aus Kirche und Gemeinde in Viehstall und Meierei, auf Kühe und Kälber überträgt!

Freilich, das alles ist nur Beiwerk. Im Untergrunde der reichen Handlungen liegt eine tiefe Tragik: das Scheitern und Zerschellen von Existenzen, die von vornherein für den Schiffbruch prädestiniert erscheinen. Da ist auf der einen Seite wildeste Bohême mit all ihrem zügellos-wirren Gären und Sichgebärden, all den enttäuschten Hoffnungen, den Blütenträumen, die nicht gereift, den tollen Irrfahrten und furchtbaren Entgleisungen und — all dem ehrlichen Streben, dem vergeblichen Ringen nach Erfolg. Und auf der andern, ihr gegenüber, in zähem, schleimigem Widerstand eine nach außen hin ach so korrekte, so ungemein wohlanständige, innerlich angefaulte Bourgeoisie, die vor jedem, der nicht dem Trott der Herde sich anschließen und die breite Straße wandern will, entsetzt das Kreuz schlägt: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie jener —, ihn mit Ausschluß aus der guten Gesellschaft bestraft und unter ihre Stiefelabsätze tritt. Da sind Menschen, die in ihrem Leben und Lieben unter die Räder geraten; sie werden zermalmt, oder man zieht sie auch furchtbar verstümmelt hervor, und dann leben sie weiter das grause Scheinleben seelisch oder moralisch Gestorbener. Abgründe der Verkommenheit, der erschreckendsten Demoralisation tun sich auf: Kinder, die sich gegen ihre Eltern empören; Liebende, die einander bitterlich hassen und doch in ihrem gegenseitigen Haß, in der Freude an all der Pein, die sie einander bereiten, unauflöslich verbunden sind. Da sind Gatten, die keinen größeren Genuß kennen, als gegenseitig zu intrigieren und einander möglichst tief in das Schlammbad hinabzutauchen. Wer gewinnt in dem zerfleischenden Kampf bis aufs Messer? Der am wenigsten Herz und Mitleid, am meisten Härte und Roheit besitzt, die Lüge, die nie errötet, die vor nichts zurückbebende Grausamkeit.

All diese Sittenschilderungen, „entsetzlich, aber nach der Natur", werden nun aber noch überboten in den „Schwarzen Fahnen". Abrechnung mit und Abschied von Deszendenten und Dekadenten nennt sie der Dichter, und er bekennt, sie seien geschrieben, weil sie ihn unabweisbar verfolgten; er habe sie schreiben müssen, auch wenn er darunter leiden werde; Freude daran habe er nicht gehabt. Das Buch erregte in Schweden gewaltiges Aufsehen: da waren bekannte Männer der Literatur und Kunst, eine Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung, durchweg angesehene Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, von ihren Sockeln heruntergerissen, als Scheingrößen entlarvt und ohne Erbarmen hingerichtet. Das schlimmste: der Dichter hatte Vertrauen und Freundschaft mißbraucht, das Privatleben seiner ehemaligen Kampfgenossen und jetzigen Feinde schonungslos preisgegeben. Ein Sturm brach los. Wir glauben, Strindberg, so begreiflich an sich die gegen ihn gerichtete Entrüstung ist, in Schutz nehmen zu müssen: einen Schlüsselroman hatte er wahrlich nicht schreiben wollen; die „Schwarzen Fahnen" sind denn doch nichts weniger als ein Pamphlet. Das Unglück des Dichters war eben, er lebte in dem Provinz- und Klatschnest Stockholm, wo jeder die Modelle an kleinen karikaturistischen, vielleicht nicht einmal wesentlichen Zügen in der Charakterzeichnung wiedererkannte. Der deutsche Leser kann zu dem Werk insofern unbefangener Stellung nehmen: er kennt die Modelle nicht, sie sind ihm auch gleichgültig. Immerhin, man fragt sich: *Mußte* dieses fürchterliche Buch geschrieben werden? Ehrlich ist es gemeint, kein sensationslüsternes Machwerk. Das geht schon daraus hervor, daß die schwedische Ausgabe auf Strindbergs ausdrücklichen Wunsch nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt wurde; die waren bald vergriffen — erneuert wurde die Auflage nicht. Gleichwohl: mit einem Kunstwerk haben wir es hier nicht mehr zu tun. Da fehlt jeder Lichtblick; die Lektüre wird geradezu zur Qual. Und die Form zerfällt. Gewiß, wir dürfen, wo es sich um die Darstellung eines ganzen Zeitbildes, einer bewegten, nervös vorüberrauschenden Übergangsepoche handelt, keine geschlossene Komposition, nicht klassisch ruhige Linien verlangen. Auch die Rhapsodie, die geniale Improvisation hat, in der Hand eines Meisters, durchaus ihre Berechtigung. Aber man muß doch das Ganze von einem einheitlichen Thema, einem die Linienführung bestimmenden Grundgedanken

Robert Breyer: Nach Tisch.

Von der Ausstellung der Berliner Sezession Sommer 1912.

Zu dem Aufsatz „Die bildenden Künste“ von Dr. Paul Kautzsch.



beherrscht sehen. Das war vollkommen erreicht im „Roten Zimmer“, schon weniger in den „Gotischen“, die bereits in eine Art Novellenzyklus aufgelöst erscheinen. Die „Schwarzen Fahnen“ verzichten auf jeden künstlerischen Aufbau überhaupt. Man gewinnt den Eindruck, als seien Figuren und Situationen nicht von innen heraus gestaltet, sondern auf die Tendenz hin zurechtgeschnitten. Alle Notwendigkeit fehlt.

Das hat seinen Grund nicht etwa in einem Nichtkönnen, sondern ganz einfach in einem Nichtwollen, in einer Art souveräner Nonchalance. Strindberg war mit dem Stoff noch nicht innerlich fertig, noch blutete das Herz, und so schlug er drauflos in grimmer Qual, blind, wie und wohin es traf. Daß gerade er die Gesetze der Form meisterlich beherrscht, beweist die Mehrzahl seiner übrigen Schöpfungen.

Die Romane „Am offenen Meer“ und „Die Inselbauern“ zeigen ihn nach dieser Richtung hin völlig auf der Höhe. „Am offenen Meer“ — ebenfalls eine Art Beichtschrift und Selbstbekenntnis. Der Dichter stellt hier den feinst ausgebildeten Nervenmenschen, das hypersensitive psychische Produkt modernster Überkultur in Gegensatz zur robust psychischen Barbarei eines Volksschlages, der, auf einer längst überwundenen Stufe der Entwicklung stehengeblieben, über das dunkelste Mittelalter nicht hinausgekommen ist. Eine Aussöhnung der unvereinbaren Kräfte kann nicht erfolgen, und so entbrennt ein Kampf auf Leben und Tod, in dem die Intelligenz der rohen Vitalität unterliegt. Überkultur ist Degeneration; das unendliche Plus grenzt ans Minus; der Übermensch geht zugrunde an sich selbst, er zersprengt, explodiert gleichsam unter dem ungeheuren Hochdruck seiner geistigen Energien, denen das schwache Gefäß des Körpers nicht standzuhalten vermag. Neben dieser atemlos spannenden Seelentragödie fesseln ungemein lebendige Schilderungen aus Natur und Tierwelt der Stockholmer Schären wie etwa das grandiose Gemälde einer Treibeislandschaft. Strindberg sieht die Landschaft weniger mit dem Auge des Malers als des Bildhauers und Architekten. Man ziehe einmal zum Vergleich Geijerstams Schilderungen der Stockholmer Schärenwelt heran. Bei Geijerstam alles Farbe und Glanz, sanft geschwungene Linien in gedämpfter, durchsichtig-zarter Tönung, leicht hingehaucht, wie auf Kopenhagener Porzellan; bei Strindberg scharf umgrenzte Konturen, harte Umrisse, wie herausgehauen, von der Bildwirkung etwa des Basreliefs. Man könnte hier geradezu von einer Wortplastik und -architektur sprechen.

Das Gegenstück zum „Offenen Meer“ bilden die „Inselbauern“. Dort das Düstere und Gewaltsame, die Schlagschatten, hier das Lichte und Lächelnde im Leben der Schärenbewohner. Da kommt der geriebene Karlsson, der schon in mancherlei Berufsarten und Wandlungen mit allen Hunden gehetzt war, als Knecht zur „Tante“ in Dienst. Durch frömmelnde Heuchelei, so recht nach dem Herzen der Alten, durch listige Verstellung und kluge Berechnung weiß er sich den Anschein zu geben, als arbeite er selbstlos für das Wohl der andern, während er in Wahrheit doch nur das eigne Schäflein schert. Bald reißt er das Regiment im Hause an sich, obwohl der erwachsene Sohn heftig wider den Stachel leckt. Und zu dem Vertrauen gewinnt er, was noch mehr: das Herz der noch stattlichen Witwe. Nun soll Hochzeit gehalten werden, aber das geht nicht ab ohne die belustigendsten, für die Betroffenen freilich weniger humorvollen Hindernisse und Widerwärtigkeiten. Die Freuden des ehelichen Lebens hat man nach ortsüblicher Sitte im voraus gekostet, nun aber entstehen überall Schwierigkeiten, die zu Zank, Streit und Schlägerei zwischen den „jungen“ Verlobten führen; ihren Höhepunkt erreichen sie am Hochzeitstag selbst. Das fünfte Kapitel steigert sich zum köstlichen Crescendo: man schlägt sich beim dritten Aufgebot, geht zum Abendmahl (das der verärgerte Pfarrer zur Strafe seiner laschen, kirchlich gleichgültigen Gemeinde über einige Stunden hin ausdehnt), hält Hochzeit — die feierliche Handlung wird durch das dröhnende Knallen und Platzen der in der Sonne schmorenden Bierflaschen unliebsam unterbrochen —, kommt aber nicht ins Brautbett. Dahinein hat sich nämlich der betrunkene Pfarrer verirrt und es böse zugerichtet. — Die Schlußszenen, mit Haß und ehelicher Untreue, drohender Gewalttat, klingen dann allerdings wieder nichts weniger denn heiter aus. Endlich kommt der Tod und „macht seinen Strich durch alles“.

Von der reichen Zahl Strindbergischer Novellen wähle ich als Proben nur die Samm-



lung „Heiraten" vom Jahre 1884 und die „Drei modernen Erzählungen" von 1906. Die „Heiraten" sind entstanden unter dem unerträglichen Druck des völligen materiellen und seelischen Zusammenbruchs zu Ende der ersten Ehe des Dichters. Strindberg lebte damals mit seiner Gattin heimatlos in französischen und Schweizer Pensionen. In einer — für ihn eine Art Fegefeuer, wo er von fünfundzwanzig Damen „bewacht" wird — sowie in den Ehen seiner gleichaltrigen Freunde findet er die Modelle und Stoffe zu seinen zwanzig Ehegeschichten. Zunächst, im Beginn der Arbeit, leitet ihn noch die „altmodische, abergläubische" Scheu und Ehrfurcht vor der Frau als Mutter, die Madonnenverehrung. Aber inmitten des Schaffens hält er inne in plötzlichem Besinnen. Die Erfahrungen in der Damenpension geben ihm zu denken; er kommt zu dem Ergebnis: nicht die Frau ist die Sklavin — „denn sie ernährt sich und ihre Kinder von der Arbeit des Mannes", vielmehr der Mann ist der Gequälte, der arme Unterdrückte und bejammernswerte Geschlagene. Er muß erwerben in nervenzerrüttender Arbeit, eingesperrt in den Staub und die muffige Dunkelheit des Kontors oder Studierzimmers, während sich die Frau unter seinem Schutze dem süßen Nichtstun in Modebädern und auf geselligen Vergnügungen hingeben kann. Darin ist wieder ein Viertel Wahrheit, insofern Strindberg auf den Schmarotzertypus der Mondäne zielt, und drei Viertel der ärgsten Übertreibung. Der Kardinalfehler: die einseitige Wahl des Milieus. Ein Damenpensionat ist nicht die Welt. Immerhin, die Novellen stehen künstlerisch hoch und regen zum Nachdenken an, vornehmlich über die sozialökonomische Seite des Liebes- und Eheproblems. Da ist in „Asra" der junge Mann, der sich, in Vergewaltigung der Natur, durch unbedingte Enthaltsamkeit vor der Ehe zugrunde richtet, während der weniger tugendhafte Bruder, der windige Leutnant, später sechs Kinder zeugt, es bis zum Major bringt und glücklich lebt bis ans Ende seiner Tage ... In „Liebe und Brot", „Fruchtbarkeit" scheitert das eheliche Glück an der unbegrenzten, den bescheidenen Wohlstand untergrabenden Fruchtbarkeit des Weibes. Die Wahl bleibt also zwischen gesundheitsschädlichen Vorbeugungsmitteln und nicht minder aufreibendem Zölibat ... „Reformversuch" und „Naturhindernis": die Gattin und Mutter kann neben ihren ehelichen nicht auch noch berufliche Pflichten auf sich nehmen ... „Zwangsehe": die widernatürliche Vernunft- und Pflichtheirat als Grundübel aller unglücklichen Ehen. Und in anmutigem Gegensatz zu diesen tragischen Konflikten und Problemen ein paar schwermütig-süße Idylle aus der Zeit des Liebesherbstes sowie die fröhliche Parodie „Ein Puppenheim", endlich „Mußte": niemand entgeht seinem Liebesschicksal. Selbst der eingetrocknete und verknöcherte Pedant erlebt seinen verspäteten, doch glücklichen Frühling.

Von den „Drei modernen Erzählungen" interessiert vor allem die Allegorie „Der Sündenbock", eine kleine, feine Charakterstudie; auch ein nicht übles Stückchen Selbstverteidigung und Abrechnung. Nicht auf der gleichen Höhe stehen die beiden andern Erzählungen: „Quarantäne", der typisch Strindbergische Liebes- und Eheroman, und „Richtfest", eine etwas unübersichtliche, wenig reizvolle Krankengeschichte, durcheinandergewirrte Phantasien eines Fieberkranken, wieder einmal heruntergerast ohne rechte Komposition.

Schöpfungen von zweifellos bleibendem Wert sind Strindbergs geschichtliche Novellen. Wie er in den „Historischen" und „Schwedischen Miniaturen" mit wenigen Strichen eine ganze Epoche aufleben läßt, in einer leicht angedeuteten interessanten Situation ohne eigentlichen Anfang und Abschluß Kultur- und Geistesleben ganzer vergangener Zeitalter wiedererweckt und greifbar heraufbeschwört, das ist ein eignes Geheimnis seiner genialen Meisterschaft. Nirgend erreicht seine Kompositionstechnik eine derart eindrucksvolle Anschaulichkeit wie gerade in diesen kurz abgerissenen Fragmenten. Der Weltgeschichte großes Führen ist klar und eindeutig in Einzelschicksalen, oder vielmehr in Episoden von Einzelschicksalen, ihrer großen Geister und gekrönten Häupter zur Darstellung gebracht. Die „Schwedischen Schicksale und Abenteuer" sind im Gegensatz zu diesen fragmentarischen Stücken wieder mehr ausgeführt. Sie ergänzen die Miniaturen: auch hier Einzelschicksale, aber im Charakter des Genre. Die Handelnden stellen den Typus der von ihnen vertretenen Stände und Berufsklassen dar: der heruntergekommene Adlige, die „veredelte Frucht",



mit all seinen unfruchtbaren Kenntnissen und spielerischen Fertigkeiten, all der hohen Gelahrtheit doch unfähig, etwas Ernstes zu beginnen, als es gilt, durch praktischen Erwerb das nackte Leben zu fristen; der Priester im zermürbenden Kampfe gegen die Ungeheuerlichkeit des Zölibats; Ackerbürger und Handelsherr in einseitiger Selbstüberhebung und wechselseitig verstecktem Haß, erbitterter Intrige widereinander; der Buchdrucker, der seine edle, noch junge Kunst in den Dienst der Wahrheit und Aufklärung stellt und dafür geächtet und verbrannt wird; der Mönch in Nichtstun und Völlerei oder in nutzloser Askese und andächtig-versenkter Jenseitigkeit; die Zünfte mit ihrer verkehrten, das Recht und die Freiheit zur Arbeit einschränkenden Privilegienwirtschaft; der lebensfrohe und sinnenfreudige Künstler, übermütig und ausschweifend-schwelgerisch im Genuß, feige gegenüber der rauhen Häßlichkeit des Wirklichen; der Bauer, das gehetzte, rechtlose Freiwild, sich windend und aufbäumend in verzweifelt-knirschender Empörung wider den unerhörten Druck und die Willkür adliger Fronherrschaft.

Von Strindbergs dramatischen Schöpfungen übergehe ich die historischen Inhalts, da in der „Dramatischen Rundschau“ dieser Hefte die meisten schon gründlich besprochen sind, und halte mich an die zwei Bände moderner „Einakter“ und „Kammerspiele“. Beide wollen Dramen ganz eigner Art geben — in konzentrierter Form, reduziert auf möglichst wenige, unter Umständen sogar nur auf eine einzige Szene. Die Figuren sollen, erläutert er — als moderne Charaktere einer Übergangsepoche, „welche hastiger ist, hysterischer, als wenigstens die vorhergehende“ —, schwankend sein, zerrissen, aus Altem und Neuem gemischt: „Konglomerate vergangener Kulturgrade und noch währender, Brocken aus Büchern und Zeitungen, Stücke von Menschen, abgerissene Fetzen von Lumpen gewordenen Feiertagskleidern, ganz wie die Seele zusammengeflickt ist“. Die Handelnden sind tragische Typen — tragisch, weil sie das Schauspiel eines verzweifelten Kampfes gegen die Natur und wider sich selbst bieten. Der Dichter hat die Aufgabe, die er sich da gestellt, in seiner Weise gelöst. Unter den elf Einaktern, den vier zwei- bis dreiszenigen Kammerspielen findet sich kaum ein Stück von nicht unmittelbar kräftiger Suggestivität.

Ein Kritiker schrieb bei der Neuaufführung der „Gläubiger“ im Winter 1912: „In seiner ungeheuren geistigen und künstlerischen Komprimiertheit läßt sich das Stück mit einer jener glasharten, kalten Stahlflaschen vergleichen, in der die Technik unter dem Druck von vielen Atmosphären gefährliche Gase aufbewahrt.“ Damit ist das Charakteristische der gesamten Strindbergischen Theaterkunst recht treffend zum Ausdruck gebracht: eine ungeheure geistige und künstlerische Komprimiertheit, ganz im Gegensatz zu den inhaltlich auseinanderfallenden Romanen. Der psychologische Verlauf ist überall nicht nur interessant, mit jeder Frage und Antwort steigert sich die Spannung. Das hat seinen Grund in der eigenartigen Technik des Dichters: wie er die Fäden mühelos entwirrt, sie wie von einem Gewinde ablaufen läßt, bis endlich der Kern hervortritt, wie er die Maschinerie in souveräner Kaltblütigkeit Rädchen für Rädchen auseinandernimmt und demonstriert, das grenzt an zauberische Virtuosität. Aber — und damit steht und fällt alles — das Ganze ist und bleibt doch nicht mehr als das fein ersonnene Experiment eines klügelnden Rechenmeisters und geschickten Technikers, das Elaborat eines feindlich kalten Verstandes. Es fehlt die seelische Wärme. Das sind ja förmliche Vivisektionen, und zwar von einer Härte und Grausamkeit, daß wir Lektüre und Theater verlassen — vernichtet, innerlichst aufgerüttelt und zerwühlt. Ist das der den Forderungen des modernen Nervenmenschen entsprechende Dramentyp? Die höhnischen Brutalitäten in „Fräulein Julie“ — die willkommene, mehr freiwillig dargebotene denn gewaltsam erzwungene Verführung eines adligen Fräuleins durch ihren Bedienten —, die widerliche Seelenmarterung in den „Gläubigern“ — man denkt unwillkürlich an ein Herumwühlen in rohem, blutigem Fleisch —, das schwüle Raffinement der „Gespenstersonate“, die grause Perversität im „Scheiterhaufen“ — es ist wahrlich kein Wunder, wenn da das Publikum fernbleibt. Strindberg verteidigt sein „Fräulein Julie“: „Daß mein Trauerspiel einen traurigen Eindruck auf viele macht, ist die Schuld dieser vielen. Wenn wir stark werden wie die ersten französischen Revolutionsmänner, wird es einen unbedingt guten und frohen Eindruck machen, wenn man sieht, daß die Wälder durchforstet



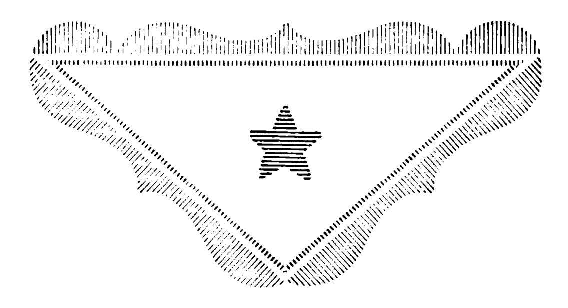
werden ... einen guten Eindruck, wie wenn man einen unheilbar Kranken sterben sieht." Ja, einmal sind wir keine „ersten französischen Revolutionsmänner", wir wollen auch keine werden. Und daß der Anblick eines sterbenden unheilbar Kranken einen „unbedingt guten und frohen Eindruck mache", wird man doch nur in dem Sinne zugeben können, daß man dem Unglücklichen Erlösung von seinen Leiden wünscht. Der Dichter rechtfertigt einmal die Form des Einakters mit seiner uralt vornehmen Abstammung von der griechischen Tragödie, die ja auch gewissermaßen ein konzentriertes Ereignis in einem einzigen Akt enthalte. Nun wohl. Und der Inhalt der antiken Tragödie, ihre unaussprechlich hohe Bedeutung? Sie war Feier, Festspiel und Gottesdienst.

Die drei „Blaubücher" und das „Buch der Liebe" scheinen nun endlich die Synthese dieses zerrissenen, kampfsdurchwühlten, aber auch schmerzerhärteten Daseins andeuten zu wollen. In ihnen faßt der Dichter das Ergebnis seiner Lebens- und Weltanschauung, wie sie sich in Irrung und Wirrnis, aber auch in aufrichtigem Streben und Sichbemühen für ihn gestaltet hat, in kurzen Abhandlungen und aphoristischen Sätzen rückblickend zusammen.

Vom Theismus zum Atheismus und dann über den Okkultismus zurück zu gläubigem Christentum, das ist Strindbergs Werdegang. Einst, in bitterster Not, warf er den Ballast der Religion über Bord, um das lecke Fahrzeug vor dem Sinken zu bewahren; er hatte erkannt, daß der Zweck des Lebens sei, das nackte Leben zu fristen. In dieser entgötterten Welt wählte er zur neuen Gottheit — das Weib. Das war ja doch das Herrlichste, was das Leben noch bieten konnte — die Liebe. Und ihr Ideal? „Philemon und Baucis! Es war der Traum meiner Jugend, mit meiner ersten und einzigen Gattin und unsern Kindern zusammen zu altern." Aber der Traum war ein Traum geblieben, der vor der harten Wirklichkeit jämmerlich zerstob. „Hier unten ist alles entstellt, alles eine Karikatur, sogar die Liebe." Stürme brachen los — zu stürmisch selbst für ihn, der Windstille nie gemocht. Da wird er todmüde. Das Leben nur fristen? Was bedeutet es denn? In tiefster Verzweiflung schreit seine Seele zu Gott, den sie verleugnet und — immer gesucht hat: „Wie lange, Herr? Geht es nie zu Ende?" De profundis ...

Nun hat er gefunden. Ist ein Gott? Sein Dasein läßt sich nicht beweisen. Es ist ein Axiom, das aber als selbstverständlich auch nicht bewiesen zu werden braucht. Du merkst ja den Wohlgeruch, aber kannst du ihn sehen? Nein, er ist unsichtbar. Dann kannst du aber auch an das Unsichtbare sowohl glauben wie es genießen. Aus der „Inferno"-Krise, da ihn Dämonen verfolgten, geht er siegreich hervor mit der Erkenntnis: Es gibt nur einen Dämonenbezwinger — Jesus Christus. Der ist die Wahrheit und der Weg: „Das Kreuz zeigt nach oben, nach unten, nach den Seiten, nach den vier Himmelsgegenden auf einmal. Ist eine Vervollkommnung vom Kompaß."

Das Augustinische: „Zu dir hin hast du uns geschaffen, o Herr! Und unser Herz wird unruhig sein, bis daß es ruhet in dir" — man könnte es als Aufschrift setzen über den Eingang zu diesem Weg eines unerhörten Leidens. Der Schluß des zweiten „Blaubuchs" ist eine Summa summarum: „Bete, aber arbeite; leide, aber hoffe, das eine Auge auf die Erde gerichtet, das andre auf die Sterne; nicht sich niederlassen und festsetzen, denn es ist ja eine Fußwanderung; kein Heim, sondern eine Station; die Wahrheit suchen, denn die gibt es, aber nur an einer Stelle, bei dem einen, der selber der Weg, die Wahrheit und das Leben ist!"



Leopold Graf von Kalckreuth: Frauenbildnis.

Von der Ausstellung der Berliner Sezession Sommer 1912.

Zu dem Aufsatz „Die bildenden Künste“ von Dr. Paul Kautzsch.





Phot. Max A. R. Brünner, Berlin.

Der Hamburger Zentralbahnhof, der jetzt auch Untergrundbahnstation geworden ist.

Eine neue Bahn für Hamburg

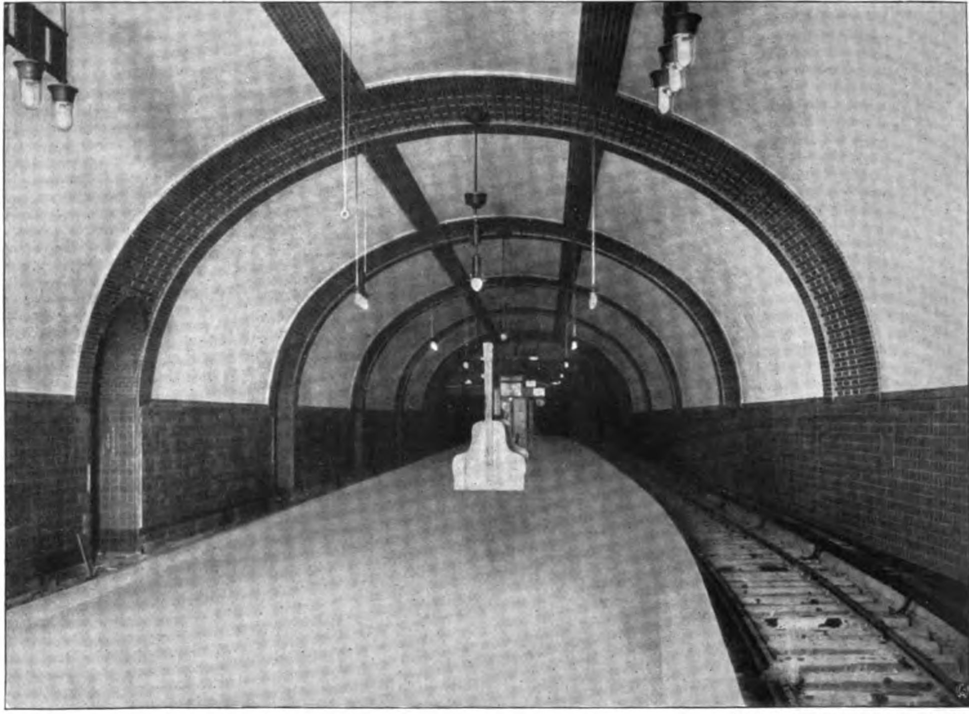
Von Ingenieur Max A. R. Brünner

ie die Reichshauptstadt seit Jahren, so hat nunmehr auch Hamburg seine Schnellbahn. Sie verläuft ebenso wie die Berliner zum Teil als Hochbahn, zum Teil unter der Erdoberfläche, wird im Volksmunde meist Untergrundbahn genannt, sollte aber technisch richtiger Unterpflasterbahn heißen. Wirkliche Untergrundbahnen, also solche, deren Tunnel mehrere Stockwerke unter der Straßenfläche liegen, haben wir in Deutschland überhaupt nicht. Nur London darf sich ihrer rühmen!

Es war wohl an der Zeit für die aufstrebende Hansestadt, die am 1. Januar 1912 960000, also fast eine Million Einwohner zählte und mit den unmittelbar angrenzenden Vororten diese Zahl längst schon überschritten hat, eine wirkliche Schnellbahn etwa nach Berliner, Londoner und Pariser Muster zu schaffen, da die bestehenden Straßenbahnen bei den großen Entfernungen und der langsamen Fahrgeschwindigkeit ihren Zweck nur unvollkommen erfüllten. Die vielen Vorteile eines rein elektrischen Betriebs, wie Rauchlosigkeit, geringes Geräusch, leichteres Gewicht des rollenden Materials und damit des Unterbaues, vor allem von Brücken und Viadukten, große Anfahrgeschwindigkeit, Überwindung höherer Steigungen, Personalersparnis, Anpassungsfähigkeit an Verkehrsbedürfnisse und, im ganzen genommen, große Geldersparnis, schreckten auch in Hamburg vor einem Dampfbetrieb zurück ...

Und nun eingestiegen! Wir sind an der unterirdischen Station am Rathausmarkt, also ganz nahe am Zentralbahnhof der Staatsbahn. Gerade diese Stelle bot ganz außerordentliche Schwierigkeiten beim Bau. Diese glatten Majolikawände mit ihren koketten Bronzefriesen, dieser bequeme Flur, diese hell erleuchteten Tunnels mit zwei breiten Gleisen mußten in so tiefer Lage hergestellt werden, daß die Sohle des Fahrdammes zum Teil weit unter das Grundwasserniveau hinabging, und erheischten also eine besondere Sorgfalt. Mit Hilfe der Doppel-T-Eisen und des Betons wurden die äußeren Wände des Tunnels gebaut; die inneren Wände mußten durch mehrfache Schichten von Filzpappe und Bitumen völlig wasserdicht gemacht werden. Dann erst konnte der aus starkem Eisengerippe und Beton bestehende eigentliche Tunnelkörper eingebaut werden. Eine reichliche Beleuchtung — teils Bogenlampen, teils Glühlampen, von denen die Hälfte für gewöhnlich als Reserve dient —, läßt alles deutlich erkennen. Wir sehen auch zwei Bahnsteige mit vier Gleisen, von denen die beiden äußeren der Ringlinie, die beiden inneren der Abzweigung nach Rothenburgsort angehören, deren Weichen wir schon vor der Haltestelle passiert haben. Wir bemerken ferner, daß sowohl die Ringzüge wie die





Phot. Max A. R. Brünner, Berlin.

Haltestelle Hauptbahnhof.

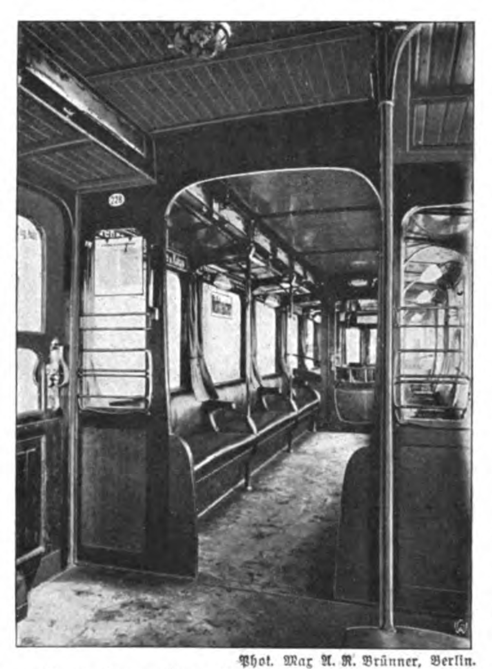
Züge der Zweiglinie unabhängig voneinander in die Haltestelle einfahren können. In der Zugrichtung nach vorn geht es über eine Treppe links zum Steintorplatz (Schadendorf).

Wir wenden uns zunächst nach der entgegengesetzten Seite, ersteigen eine kurze Treppe und begeben uns dann wieder hinab in den Hauptbahnhof selbst. Ein neben dem Hochbahngleistunnel mit diesem zugleich schon beim Bau des Hauptbahnhofs 1901 hergestellter Personentunnel gestattet den Übergang zu allen Bahnsteigen der Staatsbahn. In den Raum zwischen der Hochbahn und der Staatsbahn ist ein Fahrkartenschalter eingebaut, in dem man Hochbahnfahrkarten und Fahrkarten für den Stadt- und Vorortverkehr der Staatsbahn kaufen kann.

Wir gehen jetzt denselben Weg zurück, um auch den zweiten Bahnsteig in Augenschein zu nehmen, und werfen unterwegs einen Blick in das Stellwerk für die Westseite der Haltestelle; an der Ostseite befindet sich ein zweites, noch größeres Stellwerk. Alle Weichen, alle Signale, alle Meldungen werden elektrisch in Tätigkeit gesetzt. Blockfelder, deren Bedienung nur der Eingeweihte kennt, verraten einen komplizierten, äußerst sinnreichen Mechanismus der Zugsicherung. Bei der Hamburger Hochbahn ist zum erstenmal das sogenannte sechsfeldrige Blocksystem von Siemens & Halske zur Anwendung gelangt, das die Vorteile des automatischen Betriebes mit der größeren Sicherheit der Kontrolle durch Menschenhand vereinigt. Die Signale im Tunnel sind elektrische grün und rot abgeblendete Lampen, die übrigen Mastsignale, abends durch elektrische Lampen erleuchtet, die durch bunte Scheiben am Signalarm bald grün und bald rot erscheinen.

Unser Weg führt uns dann über den südlichen Bahnsteig die Treppe hinauf zum Unterwerk Hauptbahnhof. In diesem, wie auch in dem erst später in Betrieb kommenden zweiten Unterwerk in Eppendorf, wird der elektrische Strom, der im Kraftwerk in Barmbeck als Drehstrom von 6000 Volt erzeugt wird, durch drei Kaskadenumformer von je 1000 Kilowatt (1250 Pferdestärken) in Gleichstrom von 800 Volt umgewandelt und in dieser Form der Stromschiene zugeführt, die, von oben und von beiden Seiten sorgfältig verdeckt und gegen Berührung geschützt, auf Blöcken neben der Fahrschiene

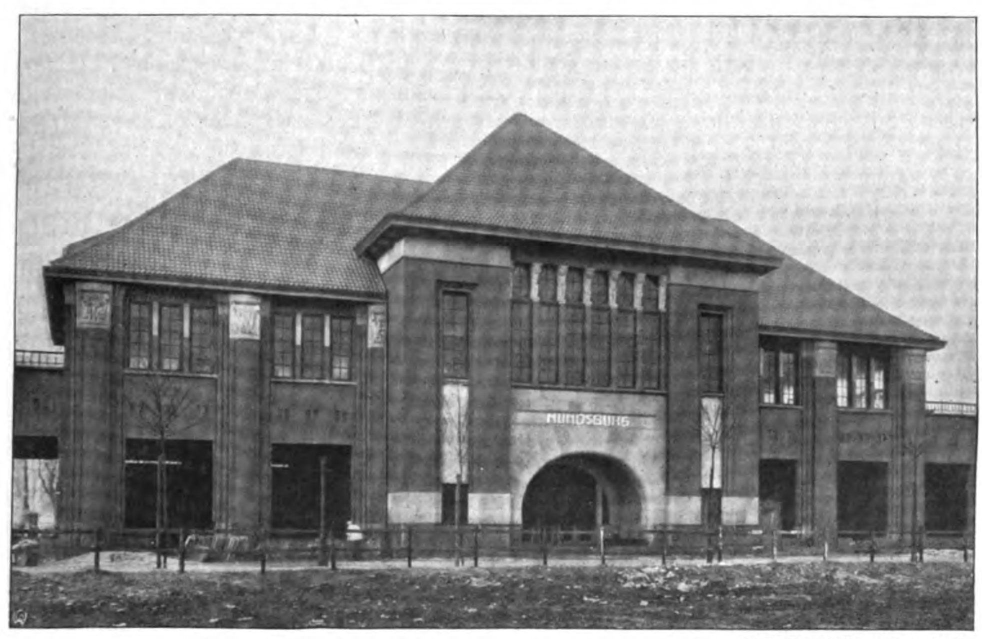
liegt. Die Wagen greifen mit ihren Stromabnehmern unter die Schiene; in den Tunnelstrecken liegt die Stromschiene etwas tiefer, wodurch sich ein Kontakt herstellt, der selbsttätig die elektrische Beleuchtung des Zuges einschaltet.



Phot. Max A. R. Brünner, Berlin.

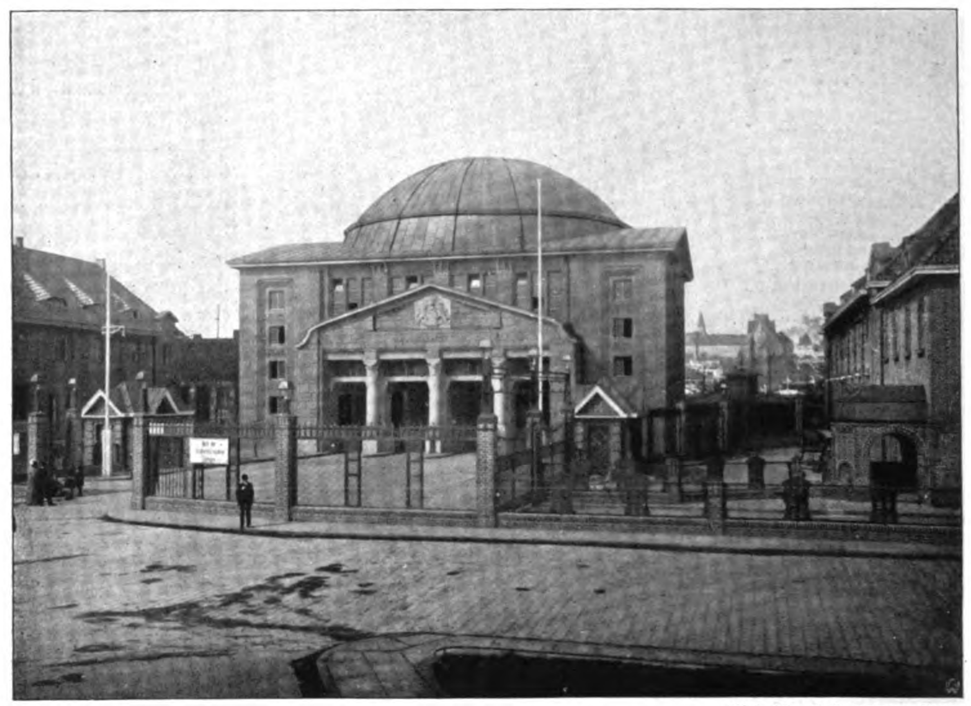
Neue Form eines Waggons zweiter Klasse.

Auf dem Bahnsteig rollt soeben wieder ein Zug heran. Er besteht aus Wagen zweiter und dritter Klasse, die sich durch die saubere rote und gelbe Lackierung unterscheiden. Sie sind sehr behaglich und elegant ausgestattet: überall schimmert poliertes Mahagoniholz, blitzt blankes Messing, und die Sitze sind von angenehmer Breite. Der Zug bewegt sich mit einer Beschleunigung von 0,7 m in der Sekunde, fünf- bis zehnmal so schnell als bei Dampfbahnen. Die Fahrt geht weiter; unvermerkt tauchen wir aus der Unterwelt empor, und auf eisernen und steinernen Viadukten, auf hohen gewölbten Brücken, die Marktplätze und Kanäle überqueren, gelangen wir in raschester Fahrt nach dem Betriebsbahnhof in Barmbeck. Unterwegs haben wir nur den oberirdisch angelegten Bahnhof Mundsburg besichtigt, der ein kleines architektonisches Kleinod ist. Der Betriebsbahnhof, der zugleich das Kraftwerk mit seinen ausgedehnten Anlagen umschließt, gilt als der Clou der ganzen Fahrt. In ihrem Äußeren nehmen die ganzen Bauwerke, die einen kleinen Stadtteil für sich bilden, Rücksicht auf die Nähe des zukünftigen Hamburger Stadtparks. Aber im Inneren sind sie ein Wunderwerk der modernen Technik, von einer Großartigkeit und Vollendung der maschinellen Anlagen, die überwältigend wirken. Kesselhaus, Kohlen-



Haltestelle Mundsburg.

Phot. Max A. R. Brünner, Berlin.



Phot. Max A. R. Brünner, Berlin.

Hamburger Elbtunnel. Einfahrtshalle Steinwärder, Südseite.

förderungsanlage, Maschinenhaus und Hochspannungsräume samt den Kondensatoren und Pumpen, die durch Dampfturbinen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft betrieben werden: das alles sind Schöpfungen, vor denen man in beklommener Bewunderung steht. Man spürt: die Technik ist in ihrer geistigen Überwältigung mechanischer Arbeitskraft eine Kulturmacht ersten Ranges geworden.

Die Hamburger Hochbahn besteht zu rund einem Drittel ihrer Länge aus Viadukten und Brücken. Ein Viertel der Länge ist Untergrundbahn. Der Rest besteht aus Erdbau, zum Teil zwischen Futtermauern. Das Bahnnetz umfaßt eine Ringlinie und drei Zweiglinien nach Ohlsdorf, Eimsbüttel und Rothenburgsort. Die aus zwei strahlenförmigen Linien zu beiden Seiten der Alster zusammengesetzte sogenannte Ringlinie verbindet die Mittelpunkte des Verkehrs in der inneren Stadt mit dem Hafen und den wichtigsten Vorstädten und ehemaligen Vororten und — durch die Verbindungsstrecke Barmbeck-Eppendorf — auch mit dem neuen Stadtpark in Barmbeck-Winterhude. Durch die Zweiglinie nach Eimsbüttel wird dieser volkreiche Stadtteil (122000 Einwohner), durch die Linie nach Rothenburgsort der gewerbfleißige Südosten angeschlossen. Die Linie nach Ohlsdorf dient zur Aufschließung des oberen Alstertals und dem Friedhofsverkehr. Eine weitere Zweiglinie von Barmbeck nach den sogenannten Walddörfern befindet sich in Vorbereitung. Baulich paßt sich die Bahn dem keineswegs ebenen Gelände nach Möglichkeit an. In der Elb- und Alstermarsch liegt sie vorwiegend über der Straße, in den Geestrücken vielfach im Untergrund. Einzelne Ausnahmen, wie z. B. die Untergrundstrecke in dem zur Alstermarsch gehörigen Mittelpunkt der Altstadt, ergeben sich aus Raummangel. Aus der gleichen Ursache entstand die ungewöhnlich starkgeneigte Rampe am Mönkedamm (1 : 20,7). Insgesamt soll die vollendete Hochbahn dreiunddreißig Haltestellen umfassen.

Die gesamten Kosten setzen sich aus drei Hauptposten zusammen:

1. Baukosten der Bahn mit Gleisen ohne Grunderwerb (der vom Staat übernommen worden ist) 42356680 Mark;

2. Kosten der Nebenanlagen (vom Staate auszuführende Straßenänderungen usw.) 5408700 Mark;



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Eingang zur Haltestelle Rödingsmarkt.

3. Betriebseinrichtungen (Grundkapital der Hamburger Hochbahn A.-G.) 15000000 Mark.

Wenn die Rentabilität der mächtigen Bahnanlagen gesichert sein soll, muß sie jährlich von 45 Millionen Fahrgästen benutzt werden. Die ganze Ausführung stellt ein Fünfzig-Millionen-Objekt dar. Daß die Zukunft die Erwartungen erfüllen wird, ist durchaus anzunehmen. Mit ihr ist auch insofern gerechnet, als die Anlage bei weitem die Abmessungen früherer Untergrundbahnen, auch die der Berliner, übertrifft. Man konnte sich eben die bei früheren Bauten ähnlicher Art gesammelten Erfahrungen schon zunutze machen. Und die Nützlichkeitsfaktoren, die bei der Technik natürlich überall im Vordergrunde stehen, sind bei dieser Hamburger Anlage in eine so organisch zusammenhangvolle Einheit von mächtigem Rhythmus zusammenkomponiert, in allen Außendingen, Rampen, Haltestellen, Viadukten, offenbart sich ein so bildnerischer Sinn, ohne zu täuschender Zweckverkleidung zu greifen, daß sie sicherlich vorbildlich wirken wird. Es wurde darauf auch in den Ansprachen hingewiesen, die der Direktor der Hochbahn, Regierungsbaumeister Stein, sowie der Senatspräsident Dr. Burchard während der Eröffnungsfeierlichkeiten hielten. Es war eine besondere Aufgabe der Bauverwaltung, einmütig mit der Aufsichtsbehörde zusammen zu arbeiten und Rücksicht auf das Stadtbild, auf die künstlerische Gestaltung des Baues zu nehmen. Eine Reihe verzögernder Einflüsse, wie Lohnstreitigkeiten und andere, sind neben den technischen Schwierigkeiten recht gut überwunden worden.

Welch eine Wandlung im Verkehrsleben der mächtigen Hansestadt! Im Jahre 1866 trat, lebhaft begrüßt, zunächst nur auf bevorzugten Strecken, die Pferdebahn an die Stelle des alten Omnibus. Es folgte der Dampfbetrieb auf der Wandsbeker Linie, bis im Jahre 1893 der Senat den elektrischen Straßenbahnbetrieb genehmigte, eine Neuerung, die wegen der Veränderung des Straßenbildes zunächst vielfach unliebsam bemerkt und abfällig beurteilt wurde.

Und weiter: welche Veränderung im Laufe der letzten dreißig Jahre in der Bevölkerung großer Stadtteile! Der Zollanschluß entvölkerte die Kehrwieder-Wandrahm-Insel und trieb Tausende und aber Tausende hinaus in die zu langgedehnten Stadtteilen sich entwickelnden früheren Vororte. Dazu kam

der stetig wachsende Zuzug und die normal sich vollziehende Zunahme der ortsansässigen Bevölkerung. Da galt es vorzusorgen für eine zeitgemäße Ausbildung der Beförderungsmittel, die Schaffung guter Verbindungen zwischen dem Mittelpunkt der Stadt und ihrer Peripherie sowie zwischen den einzelnen Stadtteilen untereinander, und nicht zum wenigsten zwischen den früheren Vororten und den Arbeitsstätten der Hafengegend diesseit und jenseit der Elbe. Die beiden Elbtunnel, die elektrisch betriebene Vorortbahn und jetzt die Hochbahn reden da eine vernehmliche Sprache.

Auch auf ihre Tunnel kann die Stadt Hamburg wie auch die deutsche Ingenieurkunst stolz sein. Sie sind erst kurz vor Ende des vorigen Jahres eröffnet worden. Vier volle Jahre hat der schwierige Bau erfordert, bei dem etwa 250 Arbeiter in drei Schichten unausgesetzt Tag und Nacht beschäftigt waren und dessen Baukosten rund 10 Millionen Mark betrugen. Die Arbeiten sind von einer großen Frankfurter Tiefbaufirma übernommen und vollendet worden.

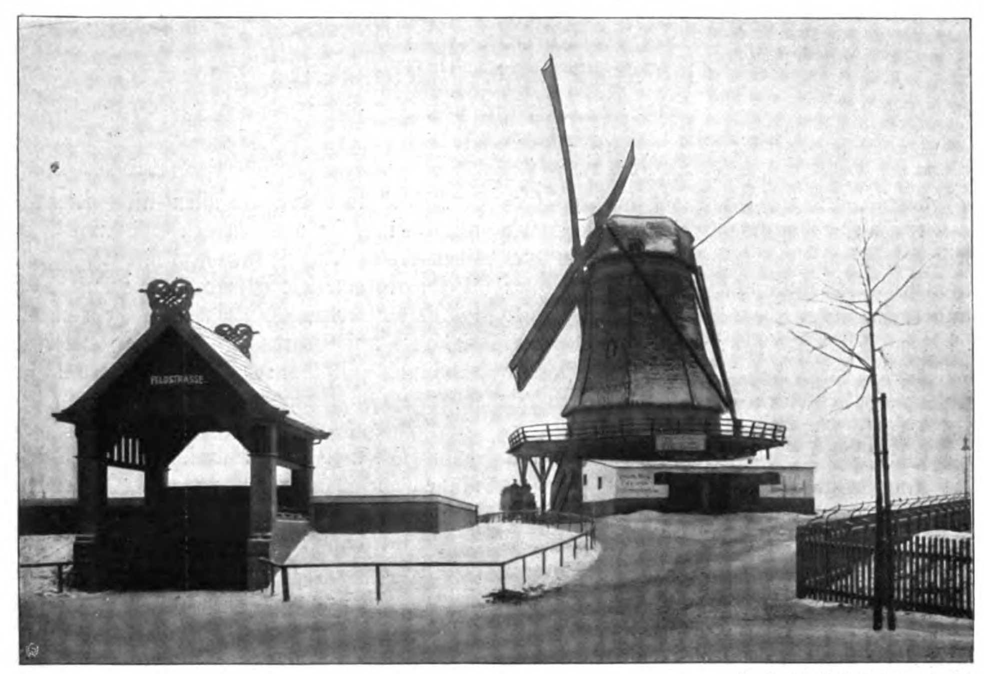
Bis zur Eröffnung der neuen Bahn bildete die einzige für den Fußgänger- und Wagenverkehr bestimmte feste Verbindung zwischen der Stadt Hamburg und den links der Elbe gelegenen Hafen- und Industriegebieten die einige hundert Meter oberhalb der Eisenbahnbrücke erbaute neue Elbbrücke. Während der Wagenverkehr auf diese ausschließlich angewiesen war, vollzog sich der Personenverkehr im wesentlichen durch Fährdampfer, die allein in den Morgen- und Abendstunden etwa je 20000 im Hafengebiet tätige Arbeiter zu befördern hatten. Die Unzulänglichkeit dieser Anlagen drängte zur Schaffung einer bequemeren, zeitsparenden und vom Wetter unabhängigen Verbindung zwischen beiden Elbufern.

Nachdem der kühne Plan einer Hochbrücke, deren Fahrbahn etwa 60 m über dem Wasserspiegel liegen müßte, der hohen Kosten wegen (etwa 25 Millionen Mark) und der Plan einer Schwebefähre wegen der damit verbundenen Behinderung des Schiffsverkehrs und nicht genügender Leistungsfähigkeit fallen gelassen waren, entschieden sich Senat und Bürgerschaft für den Bau eines Elbtunnels.



Phot. Max A. R. Brünner, Berlin.

Haltestelle Kellinghusen-Straße.



Phot. Max A. R. Brünner, Berlin.

Haltestelle Feldstraße.

Dieser Tunnel beginnt auf der Stadtseite unweit des Bismarckdenkmals am Fuße des Hügels der Navigationsschule auf der platzartigen Erweiterung der Uferstraße bei den neuen St.-Pauli-Landungsbrücken und führt senkrecht zum Strom hinüber nach Steinwärder. Er kürzt den bisherigen Landweg vom Mittelpunkt der Stadt nach den obengenannten Hafen- und Werftanlagen um etwa 8 km. Da der Raum zur Entwicklung von Zufahrtsrampen fehlte, ist der Tunnel auf beiden Ufern durch senkrechte, mit Aufzügen versehene Schächte kreisförmigen Querschnitts mit der Erdoberfläche in Verbindung gebracht. Er besteht aus zwei zylindrischen eisernen Röhren von 6 m Durchmesser. Die Aufzüge können in einer halben Stunde 7000 Personen befördern.

Einkehr

Der nach Jahren an die holde Stätte,
Holder Augen denkend, wiederkehrte,
Fand den See im waldesdunklen Bette,
Stieg zum alten Haus auf alter Fährte;

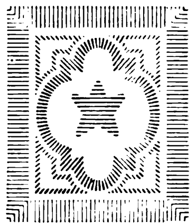
Sah den Mond wie einst mit leisem Funkeln
In den tiefen schwarzen Fluten stehn,
Fand dieselben tiefen liebedunkeln
Augen wieder, die ihm nachgesehn.

Seiner Sehnsucht treuer Wandereifer
Fand sich unerkannt und ungegrüßt;
Doch des Mundes holde Frucht ward reifer
Und von innrem Lächeln noch versüßt.

Nur mit tiefrer Lust, nicht heftiger,
Ihm der rote Wein das Blut durchdrang,
Und nicht wilder, sondern kräftiger
Geist und Auge ihren Hals umschlang ...

Welcher unerkannt zur alten Stätte
Kam, der ging, im Innersten erquickt;
Dunkler See rauscht noch im alten Bette,
Dunkles Auge schimmert noch und blickt.

Ernst Flatow

Der Seehund

Ein Erlebnis auf der Untergrundbahn

Von Eva Gräfin von Baudissin

Auch in der größten Stadt hat das Getriebe eine Regelmäßigkeit, und die Stärke seines Wellenschlags wie die einzelnen Gestalten, die flüchtig wie Schaum auftauchen und verschwinden, bestimmen dem Beobachter leicht und sicher die Tages- oder Nachtzeit.

Fast seit einem halben Jahr freuten sich die jungen Kaufleute, Beamten, Lehrerinnen und Ladenfräulein, die gegen acht Uhr morgens die Station am Zoologischen Bahnhof mit der Untergrundbahn verließen, auf die Mitfahrt eines dunkeläugigen Kapitänleutnants und seines schwarzen Spitzes, dessen kluger Kopf aus der dichten Wolle seines Pelzes wie aus einer Muff herausschaute. Der Offizier pflegte im letzten Moment eilig die Treppen hinabzuspringen, nachdem er oben von den fliegenden Händlern eine Zeitung oder ein paar Blumen gekauft hatte; er besaß unter ihnen schon seine Bekannten, auch der invalide Streichholzmann an der Ecke raffte sich bei seinem Nahen zu einem militärischen Gruß in seinem Rollwagen zusammen, und ein ganzer Schwall von „Guten Morgen, Herr Kapitän!" und „Danke schön, Herr Kapitän!" fuhr neben und über ihm wie ein warmer, letzter Gruß des Tageslichts mit in den unterirdischen Schlund hinab. Darauf nahmen die kontrollierenden Beamten an der Sperre, die sonst kaum hinblickten, wer ihnen das Billett reichte, von dem Herrn und seinem Begleiter teilnahmvollst Notiz; denn wer mehrmals am Tage zehn Pfennig für solch Tier ausgab, mußte es doch sehr lieben, und des Kapitäns Bursche, der auch zuweilen die Szylla und Charybdis ihres Glashäuschens passierte, hatte ihnen erzählt, welche weiten Fahrten dieser kleine schwarze Hund schon mitgemacht hatte: in West- und Ostindien sei er gewesen und beim Untergange eines Torpedoboots beinah ertrunken. „Aber er swemmt schä nu großohrig (großartig)," sagte der Matrose in seiner besonderen Sprache, die er für feinstes, Berlin angepaßtes Hochdeutsch hielt. „Un was mein Kapitän is, geht nich an Bord, wenn de lütt Fink nich mit is."

„Fink" war den Beamten nicht seemännisch genug, sie nannten den Spitz mit Berliner Schlagfertigkeit kurzweg den „Seehund". Auf irgendeine Weise war dieser Name auch in die hell erleuchteten Waggons gedrungen, die, von unsichtbarer Zaubermacht getrieben, rasch und fast lautlos hereinglitten, um ihr ständiges Publikum aufzunehmen. Der Marineoffizier setzte sich in eine Ecke und begann zu lesen; aber bald schien es, als ob ihn etwas zwänge, das Zeitungsblatt sinken zu lassen. Wie sich alle ringsum auf diesen Moment freuten! Denn traf sein Blick nun den kleinen Fink, der bis dahin regungslos dagelegen hatte, so warf der Hund den Kopf empor, bellte kurz und scharf, hob den kurzen, dichten Schwanz wie eine Freudenfahne und stützte sich auf die Vorderbeine. Stumm, Auge in Auge gesenkt, blieben die beiden dann sitzen, unbekümmert um die Menschen, die kamen und gingen, die Stationen, die ausgerufen wurden, den Lichtwechsel, der im Wagen durch das Emporsteigen des Zuges an die Oberfläche und das Hinabgleiten in die Tiefe verursacht wurde. Anfangs hatten die weiblichen Passagiere versucht, den Hund mit Schmeichelnamen an sich zu locken oder sein Gefallen mit Zucker- und Kuchenstückchen zu erkaufen. Der Offizier lächelte zu diesen unschuldigen Fallen — Fink mißachtete sie gänzlich. Für ihn gab es im Weltall nur eine Liebe, nur ein Gebot, nur eine Lebensmöglichkeit — sie verkörperten sich in der Gestalt seines Herrn.

Allmählich begann sich eine Legende um den „Seehund" zu spinnen; seine Treue mußte doch einen Grund haben. Hatte er seinem Herrn das Leben gerettet, verdankte er umgekehrt diesem seine Befreiung aus schlechter Behandlung oder Not? Hatten sie gemeinsame Gefahren überstanden, eine Katastrophe zusammen erlebt, andre vom Untergang erlöst? All diese Möglichkeiten verdichteten sich von Tag zu Tag zu größerer Wahrscheinlichkeit, und eines Tags hieß es im Waggon, der um acht Uhr morgens die Station Zoologischer Garten verläßt, der Offizier und sein Fink seien die einzigen Überlebenden



eines Schiffbruchs. Niemand hätte sagen können, von wem die Kunde aufgebracht und verbreitet worden sei. Sie war nun einmal da, hatte sich, von Ohr zu Ohr geflüstert, fest eingenistet und gab dem freundlich beleuchteten Inneren dieses Wagens ein geheimnisvolles Gepräge, das sich in besonderer, fast heiliger Stille ausdrückte und von fremd Hereingeschneiten als Last empfunden wurde. An der Station Leipziger Platz verließ der Offizier die Bahn, stieg mit seinem Hund die Treppen zum Tageslicht empor und eilte um den eingefriedigten Rasenplatz herum seinem Bureau zu, das sich im Hause des Reichsmarineamts befand. Dann war dieser Zug der Untergrundbahn wieder ein alltäglicher, banaler geworden, und die Zurückbleibenden sahen scheu aneinander vorüber. Sie fühlten, daß ihre Voraussetzungen in betreff des schwarzen Fink und seines Herrn etwas Abenteuerliches besaßen, und daß sie unbewußt unter dem romantischen Zauber gestanden hatten, den das Dasein eines Seeoffiziers für ihre Großstadtexistenzen enthielt.

Fink aber und der Kapitänleutnant, nur der harrenden Pflicht eingedenk, suchten sich ihren Weg zwischen Autos und Elektrischen hindurch und ließen sich dabei doch gegenseitig keinen Moment aus den Augen.

Da ereignete es sich, daß eines kühlen Wintertags Herr und Hund ausblieben. Die Verkäufer oben warteten auf das freundlich gereichte Handgeld, die Kontrollbeamten wunderten sich, die jungen Kaufleute und Beamten, Lehrerinnen und Ladenfräulein sahen sich ungeduldig um; aber erbarmungslos ging der Zug auf und davon, die beiden kamen nicht. War das Kommando schon abgelaufen? War der Offizier erkrankt? Hatten sie das nicht alle fast erwartet: ein Mann, der an frische Luft und viel Bewegung gewöhnt ist, wie sollte der auf die Dauer die schlechte Atmosphäre Berlins, das ewige Stillsitzen im Bureaudienst ertragen? Und wenn nichts andres, mußte ihn nicht die Sehnsucht krankmachen, die Sehnsucht nach dem herben Atem des Meeres, nach seiner glitzernden Fläche, nach dem Wind, dem Möwenschrei, dem braunen Netzwerk des Tangs am Ufer, der köstlichen, das Herz weitenden Stille, die wie ein körperloses und doch gefühltes Wesen den unendlichen Raum zwischen Himmel und Wasser ausfüllte? Sie träumten davon, während sie auf glatten Schienen in ihr Tagewerk hineingeschoben wurden; und ihnen war, als müsse auch ihnen allen einmal die Stunde schlagen, wo sich ihr Beruf mit Poesie umkleidete und sie mit der Vorstellung ihrer Verrichtungen die Erinnerung an eine Idylle verbinden könnten. Hatten sie nicht jetzt schon teil an eines andern Dasein genommen? Eine feine und doch feste Beziehung hatte diese gemeinsame Morgenfreude zwischen ihnen geknüpft, und sie fühlten ihre Zusammengehörigkeit, wie Menschen, die miteinander ein Kunstwerk betrachten, oder deren Seele von Musik gefesselt wird. Nun kamen sie sich einsam vor, wie entlassen aus einem beglückenden Bann; und ihre Blicke fragten sich stumm, was geschehen sein mochte. Vielleicht — nein, gewiß kamen sie morgen wieder, die beiden! Während ihrer leichten oder schweren Tagesarbeit empfanden sie diesen Gedanken wie einen Trost, wie eine Erquickung aus lieber Hand.

Aber Tag um Tag verging, ohne daß man den schwarzen Spitz wie ein dunkles Knäuel die Treppen hinabrollen sah und die geschmeidige Gestalt des Offiziers in der vornehmen dunkelblauen Uniform aufgetaucht wäre. Die Händler vergaßen schon fast, auf ihn zu warten, der Streichholzmann gab sich keine Mühe mehr, sich aufzurichten, an der Sperre wurde gleichgültig in die Billette geknipst. Nur die Acht-Uhr-Passagiere hofften noch immer und konnten es nicht fassen, daß die Legende von Fink und seinem Herrn beendet sein sollte, ehe sie ihnen richtig erzählt worden war. In immer neuen Bildern sahen sie unter tiefblauem Himmel den Offizier an Deck spazieren oder, in seiner engen Kammer sitzend, Briefe in die Heimat schreiben; oder er segelte in einem weißen Boot mit vollen Segeln vorm Winde dahin, einem fernen Hafen zu, an dessen Ufern Kokospalmen rauschten und bunte Vögel mit fröhlichem Schrei ihn begrüßten. Immer war seine Fahrt eine glückliche, die ihm Reichtümer einbrachte und seine Stellung förderte, und nie vergaßen sie dabei, Fink einen Platz einzuräumen: an Deck lief er bellend auf und ab, in der Kammer lag er aufgerollt und wachsam seinem Herrn zu Füßen, und an Bord der Segeljacht, die lautlos durch die kristallenen Fluten schnitt, war er es, der vorn am Bug stehend zuerst das Nahen des Landes merkte und anzeigte.



So unzertrennlich, so ganz und gar verwachsen mit dem Leben des jungen Offiziers war ihnen der Hund.

Als die Hoffnung in ihnen auf ein Wiedersehen bereits schwächer und schwächer wurde und die farbigen Bilder ihrer Phantasie an Kraft verloren, schritt eines Morgens der Matrose die Treppe hinunter, Fink an der Leine führend. Die beiden Beamten beugten sich aus ihren gläsernen Bienenzellen vor und fragten ihn leise etwas. Der Bursche schüttelte stumm den Kopf. Und Fink war aufgeregt und unruhig, zerrte am Strick und wandte die spitze Nase schnuppernd von Seite zu Seite. Sie alle drängten in den Wagen, die so lange sehnsüchtig gewartet hatten, und versuchten den Hund zu streicheln, als wollten sie ihm danken für seine Wiederkehr. Einer aber faßte sich den Mut, das, was ihrer aller Herzen bewegte, in eine schlichte Frage zu fassen: „Nun, wie geht's dem Herrn Kapitänleutnant? War er krank?"

Der Matrose nickte stumm und sah auf seine blankgewichsten Stiefel nieder, die der Hund umstrich.

„Sehr krank? Aber es geht ihm besser, nicht wahr?"

„Nein," sagte der junge Mensch flüsternd und blickte mit gequälten Augen auf, „er ist todkrank, er muß sterben."

Wie ein Schlag traf es sie alle, sie rührten sich nicht.

„Er ist zu lange draußen gewesen, der Herr Kapitän — in der Südsee und in Kamerun. Da hat er sich das Fieber geholt. Sie meinten, sie kriegten ihm gesund, die Doktors, und denn war es zu spät, daß sie ihm noch wegschicken konnten. Und er weiß, daß es bald aus is."

Ein tiefes Atmen ging durch den in friedlichem Licht strahlenden Raum: er starb — und er wußte es — wußte es, daß er nie das Meer wiedersehen würde, nie das Singen der Wellen und den Möwenschrei mehr hören sollte.

„Was der kleine Fink is, merkt es auch," fuhr der Matrose bekümmert fort. „Ich konnte ihm all gar nich mehr möten (hüten); immer 'rein will er in Herrn Kapitän sein Schlafzimmer und womöglich aufs Bett springen. Aber Herr Kapitän hat gesagt: ‚Bring ihn weg, Sachse, er soll es nicht miterleben, das Herz würd' ihm am End' brechen —'"

Er klopfte den Hund auf den Rücken. „Sei man still, Fink, ich bring' dich weg — nach Herr Kapitän sein Freund — da kriegst du's auch gut."

Der Zug hielt, eine Station wurde ausgerufen. In der kurzen Fahrtzeit hatten sie schon gelernt, den Tod des jungen Offiziers als etwas Unabänderliches zu begreifen. Ein andrer, der für sie alle wenigstens ein Stück Legende retten wollte, fragte halblaut: „Ist Fink mal mit bei einem Schiffsunglück gewesen?"

„Ja, das is er. Wie Herr Kapitän mit 'm Torpedoboot unterging. Da sind sie beide ein paar Stunden geschwommen, un als Herr Kapitän aufgefischt wurde, hat er ihm im Arm gehabt un is selbst all ganz blaß un wie tot gewesen."

Wie sie das alles sahen, das weite, tosende Meer, die grauen Wasser, den häßlichen Gischt und hin und her geworfen, vom Kamm in die Tiefe sinkend und wieder emporgeschleudert, die leblose Gestalt des jungen Offiziers, den Hund mit letzter Kraft an sich drückend! Nun mußten sie doch auseinander. Aber auch jetzt blieb er stark, der Sterbende; seine letzte Fürsorge galt dem Hunde.

„Hat er noch Eltern, Ihr Kapitän?" Eine kleine blasse Verkäuferin fragte es.

„Nein, niemand mehr. Und daher gibt er Fink an seinen Freund."

Jetzt lag der Hund regungslos aufgerollt da; seine klaren Augen schienen ein fernes Bild zu sehen.

Niemand sprach mehr. Und niemand versuchte den Hund zu streicheln, als der Matrose an der Leipziger Straße mit ihm ausstieg. Sie sahen, wie sie im Gedränge verschwanden, auftauchten und der Treppe zuschritten, die ans Tageslicht führte. Da oben wurde der böse Traum zur Wirklichkeit, da ging der kleine Fink ohne seinen Herrn einem andern Leben entgegen.

Rasch glitt der Wagen fort, wieder ins Dunkle hinein, das künstliches Licht ein wenig erhellte; und mit dumpfem Schmerz fühlten sie alle ein letztes Mal dasselbe: den Jammer um eine bescheidene Freude, die ihnen den Tag leichter, das Schicksal reicher gemacht hatte, und eine tiefe Trauer um einen Weggenossen, der nur eine kurze Strecke mit ihnen gewandert und ihnen doch so unendlich lieb geworden war.



Von Kunst und Künstlern

Feuerbachs „Konzert" — Robert Breyers Blumenstück und „Nach Tisch" — „Weiße Rosen" von Schmoll von Eisenwerth — „Zypressen am Gardasee" von Martin Frost — „Aus unserm Garten" von Elisabeth Justus — „Bäuerinnen am Prozessionswege" von Fernand Schultz-Wettel — Farbige Wachsbüste von Martin Schauß

Anselm Feuerbachs „Konzert" gehört zwar in den führenden Künstleraufsatz dieses Heftes und findet also schon dort seine Erwähnung und Würdigung, wer aber möchte sich die Gunst der Gelegenheit entgehen lassen, diesem Meisterbilde auch hier noch ein paar Worte zu widmen, wenn er hoffen darf, damit zugleich Stimmung und Quartier für die andern Bilder zu machen, für deren liebevolle Betrachtung und Wertung er die Leser gewinnen möchte? Dies Werk aus Feuerbachs letztem Lebensjahre (1878), es ist die lyrischste von allen Schöpfungen des Künstlers und doch in einer Zeit gereift, in der sein ganzes Denken und künstlerisches Empfinden völlig in der Richtung auf das Dramatisch-Bewegte, Pathetische und Leidenschaftliche gestimmt erschien. Und es war gewiß keine bloße Laune, wenn sich der Künstler so entschieden gegen jede Ausstellung gerade dieses Werkes verwahrte, es vielmehr von vornherein für seine eignen Räume bestimmte: mehr als in andern Bildern war in diesem ein Stück seiner inneren Seelenwelt verkörpert. „Ich denke," schreibt er im April 1877, da er noch mit den Skizzen beschäftigt ist, „es wird mein bestes Bild werden, aber ich kann es nur in Italien machen." Hier hatte er die kleine Musikgesellschaft gefunden, die ihm die Modelle zu dem Bilde geliefert hatte; hier im Hofe des Dogenpalastes zu Venedig hatte er den Tempelbau vor Augen, der ihm für das Bild inneren Aufbau und äußeren Rahmen lieferte.

Das konzertierende Quartett ist aus zwei Violinen, Mandoline und Violoncello zusammengesetzt und so geordnet, daß erste Geige und Mandoline in den Vordergrund, Viola und Violoncello in den Hintergrund gerückt sind. Doch diese und manche andre geistreiche Charakterisierung trägt nur wenig bei zu der Erzeugung der geheimnisvollen Wirkung, die gerade von diesem Bilde ausgeht. „Der stille, in Worten unausdrückbare Zauber," sagt Allgeyer in seinem großen Werke über Feuerbach, „den es vor allem auf innerlich musikalische Menschen auszuüben pflegt, mag wohl auf dieselbe Quelle zurückweisen, die eben auch die Wirkungen von Melodie und Harmonie auf das Gemüt des Menschen unerklärt läßt ... Die Ruhe, die Feierlichkeit der Stimmung, der hohe Adel der Empfindung, die aus dem Ganzen atmende Reinheit der geistigen Atmosphäre, die aus jeder der vier Gestalten redende, gleichmäßig tiefe seelische Versenkung in das überirdische Reich des Klanges und der Harmonien stellen das Bild in unmittelbare geistige Verwandtschaft zu Raffaels ‚Heiliger Cäcilie'. Sicherlich verdankt es diesem Lieblingsbilde Feuerbachs, wenn auch nicht seine Entstehung, so doch seine eigenartige tiefe Weihe."

Auch Robert Breyers farbig wiedergegebenes Blumenstück gehört eigentlich zu einem eignen Aufsatz dieses Heftes, und wer so tief Eindringendes und doch wieder so klar Durchsichtiges und Einleuchtendes über eine ganze Spezies der Malerei zu sagen weiß wie Wilhelm Waetzoldt in seiner scheinbar mühelos durch die Jahrhunderte schreitenden Studie, der braucht sich bei einzelnen Werken in der Tat nicht lange aufzuhalten. Nun will es ja aber der Zufall, daß Breyers Blumenstück zugleich mit einem zweiten Gemälde dieses Künstlers vor die Leser tritt, mit seinem stofflich ganz anders gearteten Bilde „Nach Tisch", das aus der diesjährigen Berliner Sezessionsausstellung stammt wie das Blumenstück aus der vorjährigen. Da empfiehlt es sich nun doch wohl, auch etwas über die Person des Malers zu sagen, zumal da Breyer mittlerweile in ein Alter gekommen ist, das auf künstlerische Reife und Fertigkeit schließen läßt, wenn man auch in der Kunst nie vor Überraschungen sicher ist.

Kommt dies Heft, wie es soll, pünktlich zum 19. Juni in die Hände der Leser, so können sie vor den beiden Breyerschen Bildern den sechsundvierzigsten Geburtstag des Künstlers feiern: 1866 ist Robert Breyer in Stuttgart geboren worden, hat aber seine künstlerische Ausbildung in München unter Nauen (1888 bis 1890) und später an der Münchner Akademie unter Wilhelm Diez erhalten. Seit zehn, elf Jahren ist er in Berlin ansässig und gehört seitdem, oder eigentlich schon seit 1899, zu den fleißigsten und regsten Mitgliedern der Berliner Sezession, was aber nicht hindert, daß man auch in der Münchner Glaspalast-Ausstellung, auf der Düsseldorfer Internationalen und im Deutschen Künstlerbunde häufig Werke von ihm findet. Heimisch und an seinem Platze ist er aber eigentlich nur in der Berliner Sezession; fast jedes seiner Gemälde hat jenes gewisse Etwas, an das wir zuerst denken, wenn der Name „Berliner Sezession" laut wird. Freilich, wann hätte Breyer je die tollen Extravaganzen und verwegenen Experimente mitgemacht, in denen einige der Berliner Sezessionsmitglieder immer wieder ihre Bravour suchen? Davor bewahrte ihn sein künstlerischer Ernst und Geschmack. „Sein Impressionismus," sagt Breyers Biograph in Thiemes Lexikon der bildenden Künstler, „so entschlossen, ja draufgängerisch er sich gelegentlich gebärdet, wird vom Verstande mehr als vom Temperament geleitet und findet seine besten und ungemischten Wirkungen in einer

apart akzentuierten Farbigkeit, die sich am freiesten und sichersten im Stilleben ausspricht." Auch im Bildnis hat sich Breyer vielfach versucht, am glücklichsten da, wo er es mit dem Interieur und dem Stilleben zu einer Einheit verbindet, wie in der „Teestunde" (1902), der „Lektüre" (1909), die wir vor zwei Jahren im Septemberheft farbig wiedergeben durften, und jetzt neuerdings in dem Gemälde „Nach Tisch".

Für den oberflächlichen Betrachter zeigt die Kunst **Schmolls von Eisenwerth** enge Verwandtschaft mit der seines Stuttgarter Landsmannes; wer aber näher zusieht, findet die Koloristik dieses Malers ungleich toniger, weicher abgestimmt, mit einem Wort: musikalischer. Dies Gemälde „**Weiße Rosen**" ist in den beiden letzten Jahren durch viele Ausstellungen gewandert; es war im Münchner Glaspalast, in der dortigen Winterausstellung der Wiener Sezession und befindet sich jetzt in der Großen Berliner Kunstausstellung — jedesmal, wo und in welcher Gesellschaft es auch hing, hat es sich die Aufmerksamkeit und Liebe derer zu erringen gewußt, die für feinere, leisere Stimmen eines Bildes empfänglich sind. Man soll ein Werk wie dieses nicht mit andern vergleichen — wozu? Es hat seine eigne Note und seinen eignen Wert und ist über Abhängigkeiten erhaben. Dennoch mußte ich, sooft ich es sah, an den Dänen Hammershöi und seine delikaten Interieure denken, namentlich wenn ich mich immer wieder von dem vornehmen Klang entzücken ließ, den z. B. das schwarze spiegelnde Holz des Flügels oder das Hellgold des mittleren Bilderrahmens auf der grauen Wand hervorbringt.

An diese Bilder schließen sich die zweier norddeutscher Künstler: **Martin Frosts** ernste, fast feierlich strenge „**Zypressen am Gardasee**" und der schattige, einladende **Gartenwinkel** der Hamburgerin **Elisabeth Justus**. Die Malerin dieses Bildes, die ihre Studien in München unter Peter Paul Müller und andern, in Hamburg unter Karl Rotte gemacht hat, ist durch Stilleben, Innenräume und Landschaften bekannt geworden. Ihre Chrysanthemen, ihre Päonien und ihre Laube mit gedecktem Frühstückstisch sind Talentproben einer feinen, unaufdringlichen Kunst, die sich namentlich mit den zarten spiegelnden Lichtwirkungen wohlvertraut weiß.

Ins Elsaß führen uns **Fernand Schultz-Wettels** „**Bäuerinnen am Prozessionswege**", und das erste Interesse, das dieses Bild weckt, ist volkskundlicher, kulturhistorischer Art. Wie überall, so drohen jetzt auch im Elsaß die charaktervollen Bauerntrachten zu verschwinden; die Orte, wo sie noch getragen werden, sind schon heute zu zählen. Es sind Bäuerinnen aus Geispolsheim bei Straßburg, die unser Bild festhält, und da auch dort die Tracht allgemein nur noch an hohen kirchlichen Festtagen getragen wird, so lag der Gedanke nahe, eine Szene am Prozessionswege darzustellen. „Die elsässischen Bäuerinnen in ihrer aufrichtigen Frömmigkeit", so schreibt uns der Maler, „nehmen diese Feste sehr ernst, und es lag mir daher viel daran, den weihevollen Grundton in meine Gruppe zu bannen, wobei mir die majestätische Tracht unsrer Bäuerinnen sehr zu Hilfe kam." Und in der Tat, auch uns scheint trotz den gegebenen leuchtenden Farben diese Stimmung gut getroffen zu sein. Um die Note noch ernster zu stimmen, brachte der Maler im Mittelpunkte des Bildes eine kniende junge Witwe ganz in Schwarz und ohne Kopfschleife an, eine Figur, deren Haltung besondere Inbrunst ausdrückt. Dieser Ernst wird auch durch den Jungen im Vordergrunde nicht wesentlich gestört. Zwar schaut dieser rotbäckige Blondkopf seinem glücklichen Alter entsprechend mehr neugierig als andachtsvoll der nahenden Prozession entgegen, aber dies bescheidene anekdotische Moment hilft doch auch, die gefährliche Sentimentalität von dem Bilde fernzuhalten; der ruhige dunkle Punkt in der Mitte gibt dem Ganzen zudem koloristischen Halt und feste Sammlung.

Als Dokumente elsässischer Kultur hat Schultz-Wettel, ein geborener Mühlhausener, der in Berlin und Paris seine Ausbildung genossen hat, aber alljährlich mehrere Monate zu Studienzwecken in dem malerischen Oberehnheim i. E. weilt, schon eine ganze Reihe solcher Trachtenbilder geschaffen. Sie sind aber wenig bekannt geworden, da sie stets in den ersten Ausstellungstagen schon ihre Käufer fanden. Das hier wiedergegebene Gemälde sahen wir auf der vorjährigen Großen Berliner Kunstausstellung, wo die Elsässer Maler zum ersten Male geschlossen auftraten.

Mit Freude erfüllt es uns, den Lesern nach langer Pause wieder einmal eine **farbige Plastik** in wohlgelungener Nachbildung zeigen zu können. Es ist die Porträtbüste der **Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg**, der anmutigen Gemahlin des Herzog-Regenten von Braunschweig. Prof. **Martin Schauß**, der Meister farbiger Wachsplastik, hat sie nach dem Leben modelliert, und auch wer das fürstliche Original nie gesehen hat, wird vor diesem Werke, in dem die natürliche Blindheit des Wachses bis auf einen kleinen Rest glücklich überwunden erscheint, den Eindruck überzeugender Lebenswahrheit gewinnen. Dabei verdient noch besonders anerkennend hervorgehoben zu werden, daß jede peinliche Naturalistik vermieden, im Gegenteil jene leise, wohltuende Stilisierung erzielt worden ist, die gerade dieser ganz und gar nicht alltäglichen Technik so gut ansteht.

F. D.

Literarische Rundschau

Vier Essaybände — Bildende Kunst — Zur Musikgeschichte — Literarische Notizen

Vier Essaybände

Elf Jahre hat die zweite Reihe von Erich Schmidts Charakteristiken gebraucht, um zu einer zweiten Auflage zu gelangen (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung; geb. 7 M.). Niemanden, der diese Aufsätze kennt, der sich ihren Inhalt lesend, denkend, studierend erarbeitet hat, wird das verwundern: Früchte, die so langsam gewachsen sind und so schwer und tief im Laube hängen, sind keine Karrenware für naschhafte Schleckermäuler. Der diese Essays und Studien in jahrzehntelanger Arbeit geschrieben und gestaltet hat, verlangt von seinen Lesern manches, weil er viel von sich selber verlangt hat. Vielleicht auch hat er die Mühe des Suchens, die Freude des Findens, die Schöpferlust des Formens und Gestaltens am eignen Leibe als so beglückend und bereichernd empfunden, daß er seine Leser um die gleiche Wonne nicht berauben möchte. So zählt er seine Münzen nicht bloß und blank und bar auf den Tisch, daß jeder sie im Handumdrehen einsäckeln kann; nein, er verlangt ein herzhaftes, vor Anstrengungen nicht zurückschreckendes Mitgehen auf den nicht immer glatten, meist steilen und schmalen Pfaden seines Forschens und Denkens. Hat man den Mut und die Ausdauer dazu — und wie beim Bergsteigen wachsen auch hier die Kräfte mit dem Bezwingen der Schwierigkeiten —, so bleibt der Gewinn nicht aus. Die Bereicherung der positiven Kenntnisse, die man da erfährt, möchte ich nicht einmal so hoch anschlagen; schulmeisterlichen Ehrgeiz im guten und bösen Sinne des Wortes hat dieses Buch kaum. Sein eigentliches Verdienst ist die geistige Stählung, die es auf seine Leser ausübt. Es zwingt zur Wachsamkeit und steten Anstrengung der Denkkraft wie der Phantasie. Nicht nur, wie man ihm wohl vorgeworfen hat, das Gedächtnis des jeweils Gelernten und Gewußten ruft das Buch mit seiner anspielungsreichen Sprache auf, auch die Phantasie hält es in Tätigkeit, und das ist für mich das Charakteristischste dieser „Charakteristiken", das sie von gelehrteren Büchern rechts, von geistreicheren links unterscheidet. Hinter jedem Satz, hinter jeder Wendung steht hier eine Anschauung, ein Bild; dies Bild aber wird nicht pedantisch erschöpft, sondern nur angedeutet, „angeschlagen" wie ein Ton, um so desto beweglicher weiterzuschwingen. Ein phantasieloser Apostel der Nüchternheit hat es leicht, an diesem vor Überfülle gern einmal über die Ufer tretenden Stil sein Mütchen zu kühlen und solcher Art und Unart die seine, so viel durchsichtigere, weil dünnere, „vorbildlich" entgegenzuhalten. Wir andern, die wir noch immer einen Novalis einem Nicolai vorziehen, bedanken uns schön für den Tausch — ganz abgesehen davon, daß es vornehmer und förderlicher ist, das Resultat einer mühseligen Forschungsarbeit von Wochen oder Monaten in ein einziges „gesuchtes", aber auch gefundenes Beiwort zu pressen, als in einer ganzen Tabelle seine Flüchtigkeiten und Fehler offen auszubreiten ... Der mannhaft liebenswürdige Ton, der Erich Schmidts „Charakteristiken" von Anfang an auszeichnete, hat sich in dieser zweiten Reihe, in der wiederum auch das scheinbar entfernteste Thema der Literatur- und Kulturgeschichte nicht ohne lebendigen Bezug auf die Gegenwart behandelt wird, nur gesättigt und beruhigt. Er herrscht so gut in den drei neuen Stücken, die der Sechzigjährige hinzugefügt hat (Aus Schillers Werkstatt; Heinrich Seidel; Jakob Julius David), wie in den andern, den älteren zwei Dutzend, mit denen der Mann von fünfzig Jahren seine Wanderung im frühen christlichen Mittelalter begann, um sich erst bei einer Dichterin der Gegenwart, einer jugendlichen trotz ihrer fünfundachtzig, zur Rast zu bequemen.

Allein vom „Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts" handeln die literarhistorischen Essays, die Oskar Walzel zu einem anfangs durch seinen Umfang ein wenig erschreckenden Bande vereinigt hat (Leipzig, Inselverlag). Aber bald gewahren wir: hier spricht nicht nur ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur und Geisteskultur, sondern auch ein des Wortes ungewöhnlich mächtiger Schriftsteller, der sich selbst für die scheinbar sprödesten Stoffe Aufmerksamkeit zu erzwingen weiß. Den Kern des Buches nehmen Probleme der klassischen und romantischen Zeit in Anspruch, aber auch in die Gegenwart greift Walzel mit sicherer Kritik und feinem Geschmack über, z. B. in dem respektvoll kritisierenden Aufsatz über Ricarda Huchs „Romantik", in der warmherzigen Würdigung Marie von Ebners, in der mit etwas sophistischen, jedenfalls nicht überzeugenden Mitteln versuchten Rettung des „Chantecler" von Rostand (Lafontaine redivivus) und in den Erörterungen über moderne Bühnenfragen.

Als ein Meister des modernen Essays und ein glänzender Stilist gilt vielen Maximilian Harden, der Herausgeber der „Zukunft". Man braucht diese Meinung nicht zu teilen und wird doch willig anerkennen, daß sich hier Fleiß und Geist, Temperament und Beharrlichkeit zu einem seltenen Bunde zusammengefunden haben, ja, daß der Begriff des „Journalisten" in keinem andern schreibenden Zeitgenossen so „brillant" ausgeprägt erscheint wie in ihm. Harden ist jetzt dabei, seine

Essays aus der „Zukunft“ zu sammeln. Zu sammeln und zu sichten. Denn er ist gescheit genug, um zu wissen, daß lange nicht alles, was eine Zeitschrift zierte, nachher auch im Buch eine gute Figur macht. Sein zweiter Essayband, wieder „*Köpfe*“ genannt wie der erste (Berlin, E. Reiß), stellt aus politischen, historischen, literarischen und dramaturgischen Aufsätzen einen starken Band her. Aus jedem einzelnen dieser Essays funkelt es in tausend Lichtern, und man mag sein Vergnügen daran finden, den Stößen, Paraden und Finten dieses biegsamen Floretts zu folgen. Dabei fehlt es nicht an reichem Tatsachen- und Erlebnismaterial. Hardens großer Aufsatz über den „jungen Wilhelm“, der im wesentlichen die Entlassung Bismarcks behandelt, ist ein wichtiges und inhaltreiches Geschichtsdokument, an dessen — Bismarckbegeisterung man nicht zweifeln soll. Doch dieser Enthusiasmus verschlägt ihm nicht die historische Gerechtigkeit. Dafür legt seine wohltemperierte Würdigung der Kaiserin Augusta Zeugnis ab. Was er über die Réjane und unsre Niemann-Raabe zusammenträgt, ist mehr mosaikhafte als innerlich lebendig machende Charakteristik, aber reich an feinen Beobachtungen und geistvollen Parallelen. Zum Erziehen und Leiten ist Harden nicht der Mann. Nur wer mit ihm auf die Mensur treten kann, wird Genuß und Nutzen von seinem Buche haben.

Es gibt auch politische Feuilletons, und wie er alles kann, was *zwischen* den Gipfeln liegt, so ist *Hermann Bahr* auch in diesem Genre Meister. Bei Fischer in Berlin ist ein Band Essays von ihm erschienen, der sich mit „*Austriacis*“, österreichischen Angelegenheiten der jüngsten Zeit, beschäftigt. Leitartikel soll sich da niemand versprechen, Trompetenblasen war niemals Bahrs Ehrgeiz, so vielerlei Instrumente er auch schon an den Mund gesetzt hat. Es ist die sanfte Flöte, die Syrinx des Pan, die ihm allein eigen ist, und die er wie kein andrer beherrscht. Er hat wohl manchmal auch das Donnerblech in die Hand genommen und damit gerasselt, als sollte ein Wetter fürchterlichster Art ausbrechen, aber geglaubt hat's ihm niemand recht, er selbst wahrscheinlich am wenigsten. Worin liegt der eigentliche Reiz dieses Buches? Daß es pathetische Dinge, oder sagen wir lieber: für gewöhnlich pathetisch genommene Dinge alltäglich menschlich, ganz intim und persönlich nimmt. Damit gewinnt es ihnen die schwache Seite ab, die — merkwürdig! — meistens gerade die interessanteste von allen ist. Unter Bahrs Händen verwandelt sich sozusagen alles in Bonmots und Anekdoten, ob er nun über den Grafen Aehrenthal, den „Hochverrat in Agram“, über Johann Orth, den Prozeß Friedjung oder den alten Girardi schreibt. Oder sollte er wirklich die „Schlamperei der österreichischen Verwaltung“ ernst nehmen? Dann wäre am Ende auch seine Einfachheit echt. Einstweilen scheint sie uns immer noch zu kunstvoll, als daß sie nicht auch ein wenig künstlich wäre. Aber ohne das — wäre er alsdann noch der unterhaltende meisterhafte Feuilletonist, der er ist und ja und ja bleiben soll bis an sein Ende? F. D.

Bildende Kunst

Ein neues zweibändiges Werk von *Wilhelm Waetzold* nennt sich, wie andre auch, „*Einführung in die bildenden Künste*“ (Leipzig, Ferd. Hirth; geb. 10 M.); aber im Gegensatz zu vielen ähnlichen Werken hält sein Inhalt, was der Titel verspricht. Denn wirklich: dies Buch wendet sich mit seinen grundlegenden Definitionen und Erklärungen, mit seinem umfassenden Blick und seiner Universalität der Betrachtung an die ganze gebildete Laienwelt, in erster Linie jedoch an die lernende Jugend der Universitäten, Akademien, Hochschulen und höheren Lehranstalten. Es ist nicht als ein Ersatz, wohl aber als Ergänzung der bewährten Handbücher und Grundrisse der Kunstgeschichte gedacht. Worauf es ihm ankommt, ist Vollständigkeit und Klarheit in den Begriffen, in den technischen Grundlagen und geistigen Voraussetzungen des Kunstschaffens. Besonders dankbar wird man es empfinden, daß auch die graphischen Künste und die Reproduktionsverfahren in den Kreis der Erläuterung gezogen sind und daß der zweite Band in guten Bildern Belege und anschauliche Beispiele für den Text des ersten liefert.

Der dritte Band von *Wörmanns Kunstgeschichte* (Leipzig, Bibl. Institut; geb. 17 M.) unterscheidet sich wesentlich von der Haltung und Form der vorangegangenen. Dort richtete sich das beherrschende Prinzip der Darstellung nach den großen geschichtlichen Bewegungen, Entwicklungen und Zusammenhängen, die in ihrer Objektivität erfaßt wurden; hier bricht sich die Herrschaft der Persönlichkeit Bahn, und der Einzelkünstler übernimmt die Führung. Selbstverständlich, daß die größere Strenge dort, die größere Wärme hier zu finden ist. Auch die intimere Eindringlichkeit, die sorgsamere und liebevollere Analyse und — die leichtere Verständlichkeit. Dieser dritte Band, mit 328 Textabbildungen und 58 zum Teil farbigen Bildertafeln ausgestattet, umfaßt die letzten vier Jahrhunderte der Kunst, und es sind immer noch nicht geringe, es sind vielleicht die allerschärfsten, weil für unser Empfinden noch frischen Gegensätze, die da aufeinanderstoßen. Nur eine so gründliche Sachkenntnis, nur eine so gereifte, immer wieder gesichtete und nachgeprüfte Erfahrung, wie sie der Dresdner Galeriedirektor

besitzt, und ein so beruhigter Geschmack konnten uns den Faden in die Hand geben, der durch dies Labyrinth sicher hindurchführt und uns mit dem Gefühl der Sicherheit auch den Genuß an dem zurückgelegten Wege gönnt.

Schule und Haus dürfen mit gleicher Freude den knappen, doch reichhaltig illustrierten „Grundriß der Kunstgeschichte" von Heinr. Bergner begrüßen (Leipzig, E. A. Seemann; geb. M. 2.80). Hier ist endlich einmal der sonst in populären Kunstgeschichten wuchernden Begeisterungsphrase der Krieg erklärt und ein Buch zustande gekommen, das Kritik mit Klarheit, Sachlichkeit mit Wärme, Einsicht mit Umsicht verbindet. Besonders dankbar werden es die Benutzer dieses Grundrisses empfinden, daß er fast ganz ohne wissenschaftliche Fachausdrücke, ja selbst ohne Fremdwörter auszukommen weiß und auch sonst an die Kunstwerke und -persönlichkeiten so frisch und unmittelbar wie möglich heranführt. Die fünftehalbhundert Abbildungen, darunter fünf Farbentafeln, schöpfen aus den Illustrationsschätzen des Seemannschen Verlages und bringen deshalb das gewählteste und technisch vollendetste Anschauungsmaterial, das man sich denken kann.

Das neue Künstler-Lexikon, oder wie es vollständiger heißt: „Das allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart", begründet von Ulr. Thieme und Fel. Becker, jetzt unter Mitwirkung von mehr als dreihundert Fachgelehrten des In- und Auslandes allein herausgegeben von Thieme, ist neuerdings in den Verlag von E. A. Seemann übergegangen und darf sich von dieser Verbindung mit einer Firma, die sich hauptsächlich kunsthistorischen Werken widmet, die sicherste Förderung versprechen. Mit dem Bande 6 ist es bis in die Mitte des Buchstabens C vorgedrungen, und Artikel wie die über Böcklin, Böhle, Boucher, Botticelli und Bordone, auch der über Caravaggio (von Hans Posse) haben gezeigt, daß dieses Werk nicht bloß zu den Fachgelehrten, sondern zu den Kunstgenießern überhaupt spricht, und daß namentlich jeder Kunstsammler Belehrung und praktischen Nutzen aus ihm ziehen kann.

Furtwänglers und Ulrichs' „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur" (München, F. Bruckmann) sind längst ein klassisches Buch geworden, und nun es davon eine Handausgabe gibt (mit 60 Tafeln und 75 Textabbildungen; geb. M. 4.80), vermag sich jeder diesen ebenso geschmackvollen wie zuverlässigen Führer durch die antiken Bildwerke in seine Haus- und Handbibliothek zu stellen. Die streng wissenschaftlichen und doch leichtverständlichen Texte sowie die vorzüglich wiedergegebenen Bilder vermitteln dem Benutzer einen klaren Begriff von dem Wesen und Schaffen, ja auch von der in andern Werken oft so verschleierten Entwicklung der antiken Kunst. Junge Studierende der Bildhauerei, Architektur, Altphilologie und Kunstgeschichte seien auf die kürzlich erschienene dritte Auflage aufmerksam gemacht.

Einen Leitfaden der künstlerischen Stillehre gibt Anton Genewein in zwei Teilen bei Ferd. Hirth & Sohn in Leipzig (mit insgesamt 750 Abbildungen; geb. 9 M.). Freilich beschränkt er sich auf die Zeit „Vom Romanischen bis zum Empire", aber diese Zeit ist ja schon deshalb weitaus die wichtigste, weil die uns täglich und stündlich vor Augen tretenden Erzeugnisse der Architektur und des Kunstgewerbes diesen Stilperioden angehören. Große Übersichtlichkeit erzielt er dadurch, daß er die Stile in eine Anzahl von Formengruppen zerlegt, die nun einzeln nach ihrer auf- und absteigenden Entwicklung in reicher Bildersprache zu uns reden. Das Werk wendet sich zunächst an alle Architekten und Kunstgewerbler, wird aber auch dem Laien ein zuverlässiger und überall leichtverständlicher Führer sein, schon weil es auf jede verschleiernde und verdunkelnde Phrase verzichtet. Vielmehr gibt es seine Erläuterungen schlicht, klar, sachlich, immer auf das Wesentliche gerichtet, ohne sich, wie es sonst so leicht geschieht, in Nebendingen zu verlieren. Architektur und Kunstgewerbe stehen im beherrschenden Mittelpunkt, und sie profitieren am meisten von der glücklichen Begabung des Verfassers, all seine Erläuterungen und Folgerungen an die Erscheinungen des Lebens anzuknüpfen.

Kenner und Liebhaber einer großzügigen, gedanken- und geistreichen Geschichtschreibung wissen das kleine Buch von Ferdinand Gregorovius, das sich „Die Grabdenkmäler der Päpste" nennt, längst als ein klassisches Denkmal der Historiographie zu schätzen. Allein der geniale Grundgedanke, an den Grabdenkmälern der Päpste eine gedrängte Geschichte des Papsttums zu geben, verleiht dem Bändchen ein sich tief einprägendes Gesicht. Jetzt kommt das Buch in neuer, dritter Auflage illustriert zu uns (Leipzig, Brockhaus; geb. 4 M.). Dr. Fritz Schillmann hat ein reiches Bildermaterial dazu beschafft, und so finden wir denn nun den klassischen Text begleitet von den Abbildungen der dreiundsiebzig hervorragendsten Grabdenkmäler der Päpste. Jedem Kunstfreund und Italienreisenden, aber auch jedem Geschichtsfreund wird dieses freundliche Bändchen ein willkommenes Hilfsmittel seiner Studien werden.

Vor zwei Jahren überraschte uns der E. A. Seemannsche Verlag mit einem durchweg farbig gehaltenen illustrierten Kunstgeschichtshandbuch der klassischen Malerei, jetzt läßt er jenem mit Dank und Freude aufgenommenen Werke ein zweites gleich glänzend ausgestattetes Handbuch für die moderne Malerei bis auf unsre Tage folgen. Es betitelt sich „Deutsche Kunst in Wort und Bild", und als Herausgeber zeich-

net Prof. Dr. Rich. Graul, der Leiter des Leipziger Kunstgewerbemuseums (mit 94 farbigen Abbildungen; geb. 18 M.). Die Auswahl der Abbildungen stützt sich zumeist auf den Bestand der großen Museen (Nationalgalerie, Schackgalerie, Hamburger Kunsthalle, Leipziger Museum, Dresdener, Stuttgarter, Wiener, Magdeburger Galerie u. a.), und die Reproduktionen sind ganz farbengetreu unmittelbar nach den Originalen ausgeführt. Dazu ist nun nicht etwa so ein schnellfertiger Text geschrieben worden, wie sich ihn sonst wohl ähnlich so das Auge delektierende Bilder gefallen lassen müssen, nein, ein Kunstschriftsteller von Ruf, geläutertstem Geschmack und literarisch bewährter Feder hat die Darstellung geliefert, nicht mehr in zerstückelten Abschnitten wie in jenem ersten Bande, sondern in zusammenhängender Übersicht, aus denen sich die einzelnen markanteren Persönlichkeiten fest und klar herausheben. Der Band ist ein Schmuckstück für jede gewählte Bibliothek und ein Geschenkbuch vornehmer Art.

Erinnert sei in diesem Zusammenhang an das neue Verlagsunternehmen von Eugen Diederichs in Jena: „Die Kunst in Bildern". Die beiden ersten Bände behandeln die altdeutsche (Text von E. Heidrich) und die altniederländische Malerei (Text von R. Hamann; geb. je M. 4.50). Das führende Prinzip dieses systematischen Führers durch die ganze Kunstentwicklung ist der Grundsatz, zuerst das Kunstwerk selbst reden zu lassen und dann erst, immer noch vorsichtig und zurückhaltend, die Texte des Erklärers und Kritikers danebentreten zu lassen. Was gepflegt werden soll, ist das möglichst selbständige Sicheinfühlen in ein Kunstwerk und der Verkehr von Seele zu Seele. Deshalb wird von langen historischen und biographischen Abhandlungen über die Entstehungsgeschichte der Bilder und die äußeren Lebensschicksale ihrer Künstler möglichst abgesehen, um desto schneller an die Werke selbst heranzuführen. Und diese Bilder wiederum sind nicht nach dem breiten Publikumsgeschmack gewählt, sondern suchen absichtlich andre Bahnen, um desto Charakteristischeres zusammenzustellen. Die Drucke sind nicht überall gleich, aber reich an Farbenabstufungen und malerischer Wirkung. Am besten taugen diese Bände, die nach dem Plan einmal auf fünfundzwanzig gebracht werden sollen, in die Hände unsrer Studierenden.

Keinem Bande der von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen Klassiker der Kunst hat man mit mehr Spannung entgegengesehen als dem Holbeinbande (Nr. 20; geb. 9 M.). Die Holbeinforschung und -kenntnis lag seit Jahren sehr im argen. Seit Woltmanns Buch, das um 1880 erschien, war man darin nicht vorwärtsgekommen oder hatte doch kein zusammenhängendes Bild von dem Leben und Schaffen des Künstlers mehr erhalten. Inzwischen war mancherlei Neues von ihm hier und da aufgetaucht, oder bisher vaterlose Werke waren ihm zugewiesen worden, aber alle diese Einzelheiten konnten nicht dazu helfen, das Gesamtbild des Künstlers deutlicher zu sehen. Erst dieses von Prof. Paul Ganz, dem Direktor der Baseler Kunstsammlung, in jahrelanger Arbeit betreute Werk baut die Schöpfungen Hans Holbeins des Jüngeren geschlossen und von Grund aus neu vor uns auf und stellt damit die Holbeinkenntnis auf eine neue Grundlage. Es ist nicht sowohl das bisher Unbekannte, was dem Buche seinen Wert gibt, als vielmehr die übersichtliche Komposition, die Teilung und Gruppierung, die Holbeins Werke nach seinen verschiedenen Aufenthalten in Basel und in England erfahren. Gewiß wird der Kunsthistoriker von Fach vielerlei Förderung aus diesen Blättern schöpfen, zumal aus den gründlichen Anmerkungen und Erläuterungen, aber der eigentliche Wert auch dieses Bandes besteht doch in der glücklichen Popularisierung, die er für sein Thema findet. Freilich tritt Holbein uns hier zunächst nur als Maler entgegen; seine graphischen Arbeiten sind einem besonderen Bande vorbehalten. Aber gerade als Porträtist hat uns Holbein ja am meisten zu sagen. Malt er doch nicht nur Gestalten und Physiognomien, sondern die Geschichte seiner Zeit in ihren Hauptvertretern und darüber hinaus Menschenschicksale. Holbeins erhaltene Gemälde sind hier lückenlos in technischer Vollkommenheit nachgebildet, ja auch die untergegangenen Monumentalmalereien, nach alten Kopien und Stichen wiedergegeben, kann man in diesen großen, schönen und scharfen Nachbildungen vortrefflich genießen. Ganz gibt eine ausführliche Einleitung, der man in diesem Falle ganz besonders bedarf, um nach all den zersplitterten Einzelnachrichten und Einzelanschauungen zu einer zuverlässigen Gesamtauffassung des Künstlers zu kommen. In keinem Bande der uns nun schon seit einem Jahrzehnt so lieb gewordenen Sammlung steckt wohl so viel Arbeit wie in diesem. Möge sie sich lohnen und in wachsender Liebe für diesen neben Dürer bedeutendsten deutschen Künstler der Reformationszeit ihre Früchte tragen.

Die erste erschöpfende Biographie Josef Danhausers, des mit glücklichem Humor und scharfer Beobachtungsgabe gesegneten Wiener Genremalers aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, verdanken wir dem auf diesem Gebiete mehrfach erprobten Arthur Roeßler, der ja auch für unsre Hefte den Danhauseraufsatz geschrieben hatte. Sein Buch (Wien, Brüder Rosenbaum) bringt nach einem biographischen und kunsthistorischen Text, der seine Aufgabe weniger in der Kritik als in der Verlebendigung dieser liebenswürdigen Erscheinung sieht, einen Anhang von



mehr als achtzig gut wiedergegebenen Bildern, die mit ihren Darstellungen aus dem gesellschaftlichen, häuslichen und mythologischen Leben und mit ihrem novellistischen Gehalt wie geschaffen sind, am kunstfreundlichen Familientisch von Hand zu Hand zu gehen.

Niemand wird sich wundern, jetzt auch **Max Liebermann** unter den „Klassikern der Kunst" zu finden, deren Gesamtschaffen die Stuttgarter Deutsche Verlagsanstalt in ihren schönen Illustrationsbänden sammelt. Wo Uhde und Thoma schon Einlaß bekommen hatten, durfte der Führer der modernen Kunstbewegung, der Gründer der Berliner Sezession nicht länger draußenstehen. So hat denn in Band 19 (geb. 10 M.) **Gustav Pauli**, der Direktor der Bremer Kunsthalle, des Meisters Gemälde in 304 Abbildungen gesammelt, herausgegeben und eine Einleitung dazu geschrieben, die es leicht hat, die fast gesetzmäßig konsequente Entwicklung des Menschen und Malers Liebermann zu zeichnen, die sich aber auch die Mühe nicht verdrießen läßt, all die künstlerischen und technischen Probleme zu erläutern, die es zu überwinden gilt, will man auf Liebermanns Wesen und Bedeutung kommen.

Die Münchner Künstlervereinigung „**Die Scholle**" hat sich **Georg Biermann** erkoren, um bei Hanfstaengl in München ein luxuriös ausgestattetes Heft über sie erscheinen zu lassen, das seinen Hauptschmuck in zahlreichen großen Einschaltbildern findet. Der Text macht aus seiner Subjektivität kein Hehl, gewinnt vielmehr gerade aus den persönlichen Beziehungen seines Verfassers zu den hier vertretenen Künstlern wie Putz, Voigt, Walther Püttner, Fritz und Erich Erler, Bechler, Robert Weise, Eichler, Münzer u. a. persönliche Reize, auf die eine historische Würdigung verzichten müßte. Der Gesamteindruck dieser Künstlervereinigung ist der einer ungemein frischen und selbständigen Naturhaftigkeit, was der Mannigfaltigkeit ihrer Motive und der Fülle neuer Formgedanken keinen Abbruch tut.

Dem am meisten umstrittenen Künstler der Gegenwart hat jetzt **Arthur Weese** eine liebevolle und auch technisch gut gerüstete Monographie gewidmet (Bern, A. Francke; 4 M.). Weese sucht vor allem die psychologischen Grundlagen, den ästhetischen Wert der **Hodlerschen** Formensprache zu analysieren, um ihren Inhalt im Sinne der Zeitstimmung dann synthetisch darzustellen. Er feiert Hodler als den Vorläufer einer Willensumkehr vom Impressionismus zur Groß- und Weitzügigkeit einer neuen monumentalen Gedankenmalerei und weiß seine Darlegungen mit Abbildungen nach unveröffentlichten Originalen zu erläutern, da ihm nun mal die Engherzigkeit des Wiener Monopolinhabers des Hodlerschen Reproduktionsrechts verwehrt, nach den großen, aber auch schon bekannteren Bildern Illustrationen zu geben.

Ein Deutscher wird die Geschichte der französischen Kunst vielleicht gerechter und vorurteilsloser, aber ein Franzose wird sie feinspüriger, verständnisvoller für ihre geheimen und innersten Regungen und Stimmungen schreiben: in jedem Augenblick wird ihm der Zusammenhang mit der Psychologie der Rasse und des Volkes gegenwärtig sein. Dessen wird man sich bewußt, wenn man die **Geschichte der Kunst in Frankreich** von **Louis Hourticq** zur Hand nimmt, die der Verlag von Julius Hoffmann (Stuttgart) seiner Kunstgeschichtensammlung „Ars una" einverleibt hat (mit gegen 900 kleinen, aber scharfen Abbildungen; geb. 6 M.) — wobei es nicht untersucht werden soll, ob dieser Herr Inspektor der Schönen Künste der Stadt Paris nicht von Rechts wegen etwa Ludwig Hurtig heißen müßte. Jedenfalls ist es sein Verdienst, die französische Kunst in eine Betrachtungssphäre gerückt zu haben, die seine Kunstgeschichte zu einer Psychologie des französischen Volkes macht. Die Ideen der französischen Rasse, die ihre wahre Größe ausmachen, werden in der Architektur, der Plastik und Malerei ihrem Werden und Wandel nach vorgeführt. Hourticq schreibt mit einer durch Begeisterung erwärmten Klarheit; das ungeheure Material scheint in seinem Buche spielend bewältigt; Anordnung und Gliederung sind übersichtlich und doch nirgend pedantisch durchgeführt. Er beginnt mit der galloromischen Kunst, führt uns dann über Marseille, das alte Einfallstor des Orients, den Anfängen des Christentums entgegen und jenem Wandel, der in vielhundertjährigem Verlauf die Mönchskultur ins Leben rief, deren glanzvollste Dokumente die romanischen Dome in der Auvergne, im Languedoc, in Burgund und in der Provence darstellen. Ein Reichtum ornamentalen und figürlichen Schmucks entsteht, eine religiöse Bildersprache erwächst, die sich in der Miniatur- wie in der Wandmalerei, in der Bildnerei wie in der Schmelzverzierung und Kunstverglasung hervorragend äußert. Sodann geht der Weg zur städtischen Kultur, die in der Gotik gipfelt, in den statuengeschmückten Riesenkathedralen der Ile-de-France und ihrer Umgebung. Von dort kommen wir zu der feudalen und bürgerlichen Kunst des ausgehenden Mittelalters mit ihren Burgen, Schlössern und Rathäusern, der Renaissance, den auf allen Gebieten der Kunst so fruchtbaren Epochen der großen Könige und endlich in der modernen Zeit bis zu Rude und Rodin.

Die beiden großen **Mappenpublikationen des E. A. Seemannschen Verlags** schreiten weiter rüstig vorwärts. Da sind zunächst „**Die Galerien Europas**" jetzt bis zu ihrem sechsten Bande gediehen. Hier findet man Reproduktionen der **alten Meister** in den Farben der Originale. Die einzelnen Blätter sind von kurzen erläuternden Texten begleitet, an denen

sich neuerdings namentlich Karl Kötschau lebhaft beteiligt, ein Zeugnis dafür, daß sich diese Reproduktionen allmählich auch die Anerkennung strengster Fachleute erworben haben. Nicht alles fällt hier selbstverständlich gleich gut aus, zumal dann nicht, wenn die Originale stark nachgedunkelt sind. In den neuesten Heften aber finden wir von Rubens, Correggio, Mignard, Massys, Tiepolo, Verrocchio, Bellini, Altdorfer, Vermeer, Watteau, ja auch von Rembrandt eine ganze Anzahl von Blättern, die eine meisterhafte Vorstellung von den malerischen Werten der Originale geben.

Die moderne Ergänzung zu dieser Publikation nennt sich „Meister der Farbe" und deutet schon mit diesem Titel an, daß sie bei der Auswahl der Bilder darauf bedacht ist, nur solche Gemälde wiederzugeben, die der farbigen Reproduktionstechnik die rechten Aufgaben bieten. Im übrigen findet man hier alle Richtungen der zeitgenössischen Malerei vertreten. Die Sezessionisten vertragen sich friedlich mit den Akademikern, die Ausländer, Franzosen, Russen, Spanier und Italiener, treten in kleinen geschlossenen Gruppen, oft aber auch gemischt mit deutschen Künstlern auf. Eine besondere Anziehungskraft haben sich diese Hefte (12 Monatshefte 24 M., Einzelheft 3 M., Einzelblatt 1 M.) neuerdings durch ihre Texte geschaffen, die Max Osborn einheitlich zu einer monatlichen Kunstschau ausgestaltet hat. Zu einem größeren Publikum zu sprechen, ist er mit seiner liebenswürdigen Frische, seiner Vorurteilslosigkeit und mit seinem immer regen Interesse für alles jung Aufstrebende der rechte Mann. Sollen wir auch hier einzelne Blätter hervorheben, so bleibt unser entzücktes Auge an Münzers Damenbildnis „Im Grünen", an Langhammers „Abendschimmer", an Edelfelts „Magdalena", Johansens „Gedecktem Tisch", Engels „Friesischem Dorf", Klingers „Abend", Alfred Lübkes „Adagio unter Sternen" und Liebermanns „In den Dünen" haften.

Zwei neuere Mappen des Kunstwarts gelten bildenden Künstlern der Gegenwart. Da ist zunächst die Haider-Mappe (München, Georg D. W. Callwey; in festem Umschlag 6 M.), die hoffentlich endlich diesem lange im Verborgenen blühenden, tiefen und edlen Künstler zu der ihm gebührenden Anerkennung verhilft. Es kommen hier namentlich in den Landschaftsbildern überraschende Schönheiten zutage, aber auch die Figurenbilder sind so ganz erfüllt von deutscher Tiefe und Innigkeit, daß sie diesem bayrischen Maler endlich den Platz neben Thoma und Steinhausen erobern müssen. Ein ganz andrer Kerl ist der Mainfranke Fritz Böhle, der namentlich in seinen Radierungen eine erstaunliche Wucht und Kraft beweist, sich aber auch als Plastiker durch ein paar Werke den Ruf eines urdeutschen Monumentalkünstlers verdient. Auch diese Mappe wechselt für die Reproduktion der Gemälde, der Radierungen, der Zeichnungen usw. mit möglichst mannigfaltigen Tönen in den Reproduktionsarten ab, genau wie die Haidersche, und erzielt damit Wirkungen, die schablonenmäßig hergestellte Mappen nie erreichen können. Da unsre „Monatshefte" vor nicht langer Zeit Aufsätze über beide Künstler gebracht haben, die ihre Werke natürlich nur in kleinem Maßstab zeigen konnten, so dürfen wir bei den Lesern ein besonderes Interesse gerade für diese beiden Mappen voraussetzen und empfehlen sie ihnen als Mittel zur Vertiefung der dort gewonnenen ersten Eindrücke.

Unter den Veröffentlichungen aus der älteren Zeit fällt die ebendort erschienene Feuerbach-Mappe auf, die wohl überhaupt das Beste darstellt, was die mit Recht zur Berühmtheit gelangten „Kunstwart"-Mappen bisher geleistet haben. Man sieht sofort, daß hier ein kunstverständiger und geschmackssicherer Geist über die Auswahl gewacht hat, und daß sich auch die Reproduktionsanstalt in der Wahl ihrer Technik für jedes einzelne Bild von diesem Kenner des Notwendigen und Möglichen gehorsam hat beraten lassen. Nicht weniger als 30 Vollbilder, darunter 6 farbige, alle auf Karton, und außerdem noch eine Menge von Textillustrationen finden sich hier in fester Mappe gesammelt, und wenn man nun erfährt, daß das Ganze, wie es da ist, nur 12 M. kostet, so weiß man, daß dieser billige Preis nur möglich ist durch die weite Verbreitung, auf die diese Mappen dank ihrer ganzen bisherigen Haltung bestimmt rechnen können. Die Feuerbach-Mappe insbesondere wird ihren Weg machen, schon deshalb, weil unsre Malerei und mit ihr unsre Kunstgeschichte jetzt wieder so sehnsüchtig nach einer Schönheit des Gehaltes streben, und weil gerade das kunstsinnige Haus sich nach einer Zeit naturalistischer Kleinlichkeiten mit desto stärkerem Verlangen nach einem großzügigen Idealisten hingezogen fühlt, der unserm Seelenleben etwas zu sagen hat. Alles Engsinnig-Erzieherische ist von dieser Mappe ferngehalten worden; Feuerbach wirkt hier in seiner vollen Reinheit, Vornehmheit und Größe.

Die einzeln erscheinenden Meisterbilder des „Kunstwarts" haben sich so eingebürgert, daß sie des weiteren Lobes entbehren könnten, doch auch hier erfordert es schon die Gerechtigkeit für ein stetig zum Besseren arbeitendes Streben, daß einmal wieder anerkannt werde, wie sich auch diese billigen Blätter jeden in der Reproduktionstechnik auftauchenden Fortschritt zunutze machen. Von farbigen Wiedergaben freilich halten sie sich nach wie vor konsequent fern, aber in dem Schwarzweißdruck leisten sie von Jahr zu Jahr Vorzüglicheres, indem sie je nach der malerischen Stimmung des Originals ihre Töne bald dunkler, bald heller, bald weicher, bald härter wählen. Dabei muß man immer berücksichtigen, daß man für 1 M. vier dieser auf Karton gezogenen

Blätter bekommen kann, im Umschlag mit einem Text noch dazu, der meistens von Avenarius selbst ist. Die Zahl der Blätter hat jetzt das zweite Hundert überschritten, und gerade um die Nr. 200 herum, für die Rembrandts „Rabbiner" gewählt ist, gruppiert sich eine Reihe von künstlerisch besonders hochstehenden Blättern, wie Uhdes „Flucht nach Ägypten", Raffaels „Leo X.", Sambergers „Schiller", Feuerbachs „Iphigenie", „Medea", „Melancholie" und „Tod Dantes". Sechs dieser Feuerbach-Blätter bilden übrigens eine Art von kleiner Feuerbach-Mappe, die sich der anschaffen mag, dem die große zu teuer erscheint.

Hanfstaengls „Malerklassiker", eine nach Galerien geordnete Serie von Bilderwerken, sind für jeden Kunstfreund, Sammler und Kenner längst ein gern benutztes Hilfsmittel geworden. Der zuletzt erschienene achte Band entfaltet vor uns die Schätze des „Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin" (76 Seiten Text und 260 ganzseitige Abbildungen; geb. 12 M.). Jedem ist bekannt, welch ein Meisterwerk der Sammlung und Komposition die Schöpfung Bodes im Kunstleben darstellt; alle, die die Entwicklungsperioden der Kunst von der Renaissance an historisch erkennen und genießen wollen, wissen, welch herrliches Material sie hier finden. Dem Wert und der Würde solcher Sammlung entspricht dieses Werk über sie. Der Herausgeber Dr. Oskar Fischel bietet in seiner Einleitung einen klaren Überblick über die verschiedenen Epochen. Die anregende Form, die so gar nicht mit fachwissenschaftlichen Geheimnissen prunkt, macht es aber auch möglich, das schöne Werk als einen Führer durch die Sammlung zu benutzen, um so mehr, als die Abbildungen, in einem warmen Ton gedruckt, wenig von den künstlerischen Reizen der altmeisterlichen Werke schuldig bleiben.

Einen Führer durch die Königliche Gemäldegalerie zu Dresden läßt Dr. Roscher bei Küthmann in Dresden erscheinen, und auch dieses Buch wird von dem Ehrgeiz geleitet, anstatt gelehrter Kunstgeschichte oder noch gelehrterer Kunstphilologie eine gemeinverständliche Anleitung zum Genuß wenigstens der Hauptbilder zu liefern (mit 100 Abbildungen; geb. M. 2.50). Deshalb werden aber noch keine fertiggeprägten Urteile geboten, sondern nur Anhaltspunkte zu einer selbständigen Würdigung der Kunstwerke. Die Abbildungen sind nach den Bruckmannschen Pigmentdrucken hergestellt, und auch hier hat man sich nicht so sehr an die bekannten, sondern mehr an die typischen Werke gehalten. H. L.

Zur Musikgeschichte

Nachdem es durch die kürzlich erfolgte Ausgabe der zwei Ergänzungsbände gelungen ist, eine Ausgabe sämtlicher Schriften und Dichtungen Wagners zu schaffen, tun die gemeinsamen Verleger (Breitkopf & Härtel und C. F. W. Siegels Musikalienhandlung in Leipzig) einen weiteren Schritt, indem sie eine Volksausgabe sämtlicher Schriften und Dichtungen Wagners veranstalten. Diese Volksausgabe wird eine vollständige Wiedergabe des gesamten Wagnerschen Schriftwerkes bieten, also auch die Dichtungen seiner Bühnenwerke, und wird — mit Ausnahme der Briefe — von der bis 1842 reichenden autobiographischen Skizze bis zu den letzten Bekenntnissen alles für die Öffentlichkeit Bestimmte enthalten, was uns der Schriftsteller Wagner hinterlassen hat. Die Ausgabe erscheint als Subskription in 24 wöchentlichen Lieferungen zu je 50 Pf.; je 2 Lieferungen bilden einen Band, das Ganze umfaßt also 12 Bände zum Gesamtpreise von 12 M. Die uns vorliegenden ersten Lieferungen machen trotz des billigen Preises einen würdigen und wohltuenden Eindruck.

Walther Niemanns „Klavierbuch", in vielen Familien schon lange ein lieber Freund und Berater, eine Quelle der Anregung und ein Sporn zur Vertiefung der häuslichen Musikpflege, hat es schnell zu einer zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage gebracht (Leipzig, C. F. Kahnt Nachf.). Historische Vollständigkeit und fachwissenschaftliche Gründlichkeit liegen ihm auch jetzt noch fern; es wendet sich mit seinen ausgewählten Abschnitten aus der Klaviergeschichte und Klavierbehandlung an alle Gebildeten, die dies Instrument liebhaben und sich ihm so weit verpflichtet fühlen, ein näheres Verhältnis zu ihm zu suchen, etwas aus seinem Leben und seiner Entwicklung zu wissen, wie man's bei guten Freunden allmählich auch wünscht. In der zweiten Auflage sind namentlich die Kapitel über die neue und neueste Zeit weiter ausgebaut worden, und nach Ausfüllung dieser und jener Lücke ist das Buch nun wohl auch als Lehrbuch geeignet. Die zahlreichen Illustrationen bevorzugen, freilich auf Kosten der Vollständigkeit, alle die Bilder, die für die Formentwicklung des Klaviers und seine musikalische Verwendung etwas Markantes zu sagen oder etwas Hübsches und Gefälliges zu zeigen haben.

Für allgemeine Fragen, Bewegungen und Bestrebungen, Gefahren und Verderbnisse auf musikalischem Gebiete gibt Dr. Karl Storck in seinem neuen Buche „Musik-Politik" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; geb. 4 M.) ein Leit- und Erziehungsbuch, das einer gesunden Reform unsers Musiklebens mit dem ganzen Ernste zu dienen weiß, den die musikalische Welt an all seinen Arbeiten schätzen muß. Storck feiert die Musik als Grundkraft deutscher Kunstkultur, beklagt die musikalische Verarmung unsers Volkes, den Niedergang des Volksliedes und die Verflachung der



Militärmusik wie der Gartenkonzerte, um alsbald von dieser Kritik zu positiven Forderungen überzugehen, indem er Wege weist für die Neubelebung der Volksmusik durch Schule und Haus, für den Musikunterricht in der höheren Schule, für Konzerte an kleinen Orten und insbesondere — sein Lieblingsthema — für die Veredlung der Hausmusik. Das Buch ist in gutem Sinne so populär geschrieben, daß man keine musikalische Fachbildung, sondern nur musikalisches Gefühl und Liebe zur Musik zu haben braucht, um reichen Gewinn daraus zu ziehen. E. W.

Literarische Notizen

Arthur Schnitzlers fünfzigsten Geburtstag haben wir in der Dramatischen Rundschau gefeiert und damit zu erkennen gegeben, daß er uns hauptsächlich als Dramatiker interessant und wertvoll ist. Er selbst wird diesen Rangunterschied zwischen seinen Werken schwerlich gelten lassen oder doch die vom äußeren Geschick beglückteren Kinder nicht im Schatten stehen lassen wollen — hätte er sonst die erzählenden Schriften an die Spitze der jetzt bei S. Fischer in Berlin erscheinenden Gesamtausgabe gestellt? Es sind drei Bände, und sie enthalten sämtliche epische Werke Schnitzlers, von der ersten Erzählung „Sterben", die 1895 erschien, bis zur Ernte des letzten Jahres; von der kurzen Novelle, die sich fast anekdotisch schürzt, bis zum breit ausgeführten Gemälde des großen Zeitromans. Überschaut man dieses Werk, so gewahrt man drei Dinge: die Einheit in der Persönlichkeit, die Vervielfältigung in den Ideen und Erfindungen, die Entwicklung im Stil. Schnitzler hat viel beobachtet und noch mehr nacherlebt; sein Stil ist mittlerweile zu einer satten und ruhigen Reife gediehen, aber erst die Persönlichkeit unterscheidet diese Blüten und Früchte entscheidend von denen andrer Bäume. Der Grundklang fast aller Erzählungen Schnitzlers ist die Liebe; er ist ein Frauenlob, der viel Böses von den Frauen weiß, aber es so zu sagen weiß, daß es sich in seinem Munde zu einem Reichtum der Menschlichkeit verwandelt. Soziale Themen klangen nur gelegentlich in seinen Erzählungen an, bis sich dann im „Weg ins Freie" Liebesgeschichten zu einem großen Gesellschaftsgemälde des heutigen Wiens erweiterten. So gibt die Ausgabe das reiche Werk eines Dichters in dem Augenblick, wo seine Kraft auf der Höhe steht, ohne müde zu sein. Die drei Bände sind mit feinem und diskretem Geschmack ausgestattet.

*

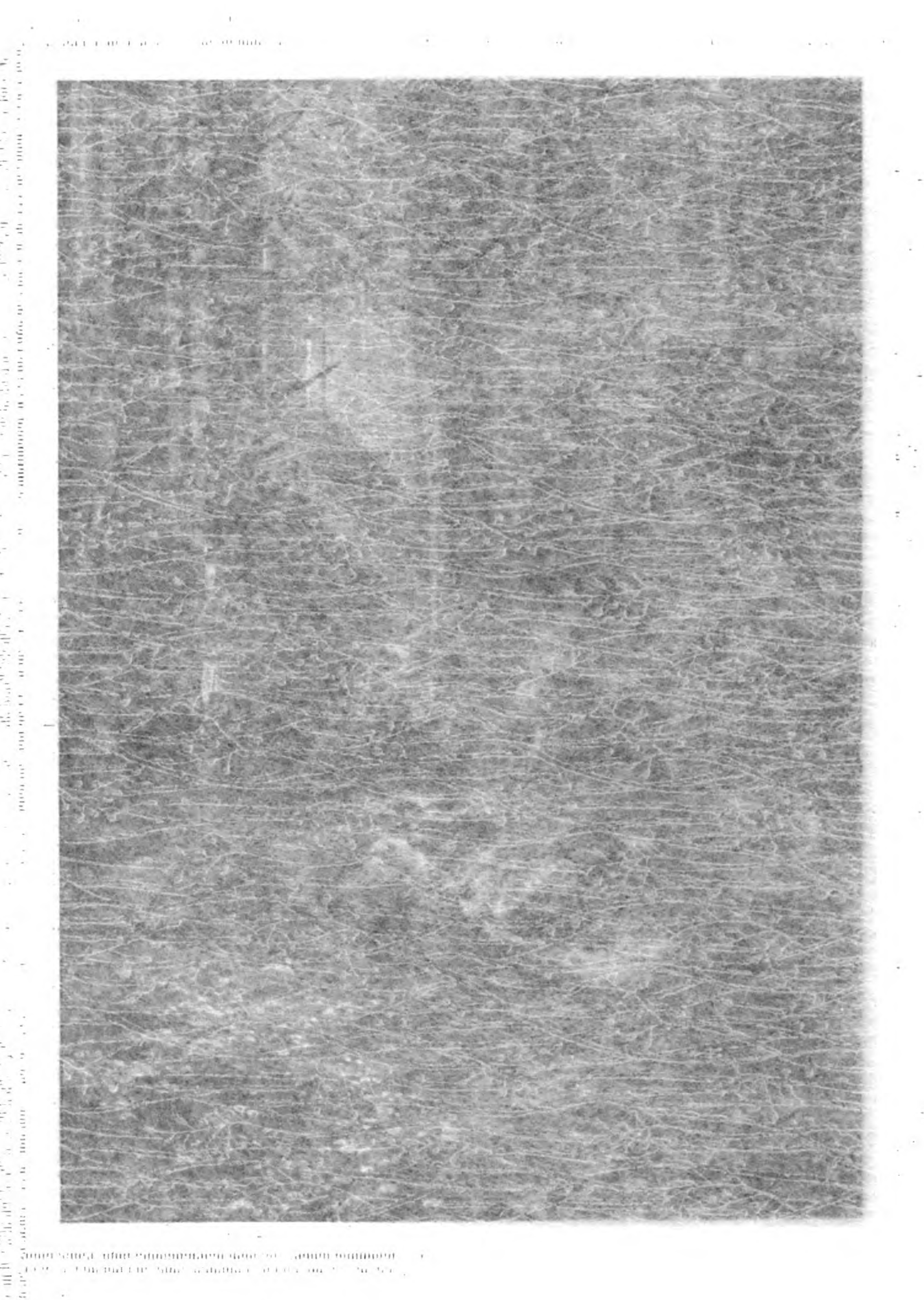
Eine neue literarische Monographiensammlung unter dem verheißungsvollen Titel „Pandora" läßt Oskar Walzel seit einiger Zeit bei Rentsch in München erscheinen (jedes Bändchen M. 2.50). Schon die Themen, die da behandelt werden, unterscheiden sich oft vorteilhaft von der kompendienhaften Schablone solcher Serienbücher, mehr noch die Ausführung, die in einer glücklichen Form und Mischung das positiv-schöpferische, in wohlüberlegter Auswahl natürlich, mit dem historisch-darstellerischen zu vereinigen weiß. So hat Eloesser aus der „Großen Zeit des deutschen Theaters" Schauspieler-Memoiren zusammengefügt und eingeleitet, Spiero das „Poetische Berlin" in seinen Hauptvertretern und ästhetischen Salons geschildert, Marie Joachimi-Dege alle wichtigen Zeugnisse über Lessings Religion gesammelt und Karl Blanck das ergiebige Thema Heine und die Frau auf Grund ausgewählter Bekenntnisse und Betrachtungen des Dichters selbst behandelt. Weitere Bände beschäftigen sich mit Rahel und ihrer Zeit, wobei von der Bearbeiterin Bertha Badt wieder reichlich viel Briefe und Aufzeichnungen aus dem weiten interessanten Gesellschaftskreise der geistreichen Frau herbeigezogen werden, und mit „Nordischen Dichtungen", d. h. mit den schönsten Heimatsängen des Nordens von Ibsen, Björnson, Runeberg und andre. Hier hat sich der Übersetzer Hermann Neumann mit einer kurzen Einleitung begnügt, um dann das Konzert der Dichter ungestört zum Lob und Preis für nordisches Land und Volk, nordische Schönheit und Größe erklingen zu lassen.

*

Die Optische Anstalt von C. P. Goerz in Berlin-Friedenau hat zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens (gegründet 1886) eine glänzend ausgestattete Festschrift erscheinen lassen, die mit ihren fachwissenschaftlichen Beiträgen über astronomische, optische, photographische und mathematische Probleme weit über die Grenzen eines Geschäftsberichts hinausgeht und dadurch auch allgemeines Interesse verdient. Namentlich die Aufsätze über „Auge und Waffe" von Oberingenieur H. Jakoby, „Seerohre für Unterseeboote" von W. Voit, Kapitän z. S. a. D., und W. Zschokke, „Perspektiv und Perspektive" von P. Baltin, „Das Photographieren aus Luftfahrzeugen" von Diplomingenieur H. Schmidt und über „Lichtsäulen an Mond und Sonne am 19. Mai 1910" sichern dem Bande eine Bedeutung, die den Festtag lange überdauern wird.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Paul [illegible]

(Originalaquarell im Besitz des [illegible]

[illegible] ... um dadurch ... [illegible] ... in der ... [illegible] ... an kleinen Orten und ... [illegible]

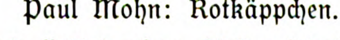
Literarische Notizen

[illegible] ... noch die Ausführung, die in ein ... [illegible] ... Form und ... [illegible] ... gesammelt und ... [illegible] ... in einem Hauptwerk ... [illegible] ... ausgewählter ... [illegible] ... „Nordischen Dichtungen“ ... [illegible]

[illegible] ... photographische und ... [illegible] ... Probleme weit über die Grenzen ... [illegible] ... Photographieren ... [illegible] ... Mond und ... [illegible] ... wird.

[illegible]





Paul Mohn: Rotkäppchen.

(Originalaquarell im Besitz des Herrn Assessors Ludwig Mohn in Berlin.)

Zu dem Aufsatz „Paul Mohn“ von Friedrich Düsel.



Paul Mohn

Von Friedrich Düsel

Im Schatten eines großen Namens emporwachsen, wie gewinnreich und ehrenvoll erscheint es dem Fernstehenden, und doch, aus der Nähe betrachtet, wieviel Gefahren und Hemmnisse für das Reifen der Persönlichkeit verbergen sich in solcher Abhängigkeit! Muster und Vorbilder sind eine schöne Sache, solange wir gelassen an dem Gängelbande eines fremden Willens gehen; in dem Augenblick aber, da wir unser eignes Ich entdecken, da wir fühlen, daß etwas Selbständiges aus uns heraus zum Lichte drängt, hilft uns länger kein fremdes Beispiel, und wäre es das reinste und erhabenste und wohnte Wand an Wand mit uns im selben Hause. Dann kann es kommen, daß sich der Dank, den wir für den Meister und Führer im Herzen trugen, plötzlich in Groll, wenn nicht gar in Haß verwandelt, daß wir mit pietätvergessener Hand alles das zerschlagen, was wir zuvor angebetet haben. Niemals fühlt sich die junge Generation überlegener über die alte als in solchen Augenblicken innerlicher Krisis. Erst wenn ihr früher oder später die Erkenntnis aufgeht, daß die „Alten“ einmal dieselbe Krisis durchgemacht, dieselben Werdeschmerzen haben bestehen müssen, um zu sich selbst zu kommen, kehrt allmählich der Respekt zurück, und nun, da man seiner selbst gewiß sein darf, erlebt nicht selten der schwärmerische Verehrungsdrang der Jugend eine Nachblüte, um so reifer und lauterer, als sie bewußter und gesetzter ist.

So etwa denke ich mir das Verhältnis Paul Mohns zu unserm lieben Ludwig Richter. Es haben gewiß niemals titanische Haß- und Rachegelüste gegen seinen verehrten Meister in ihm



Phot. W. Fechner, Berlin.

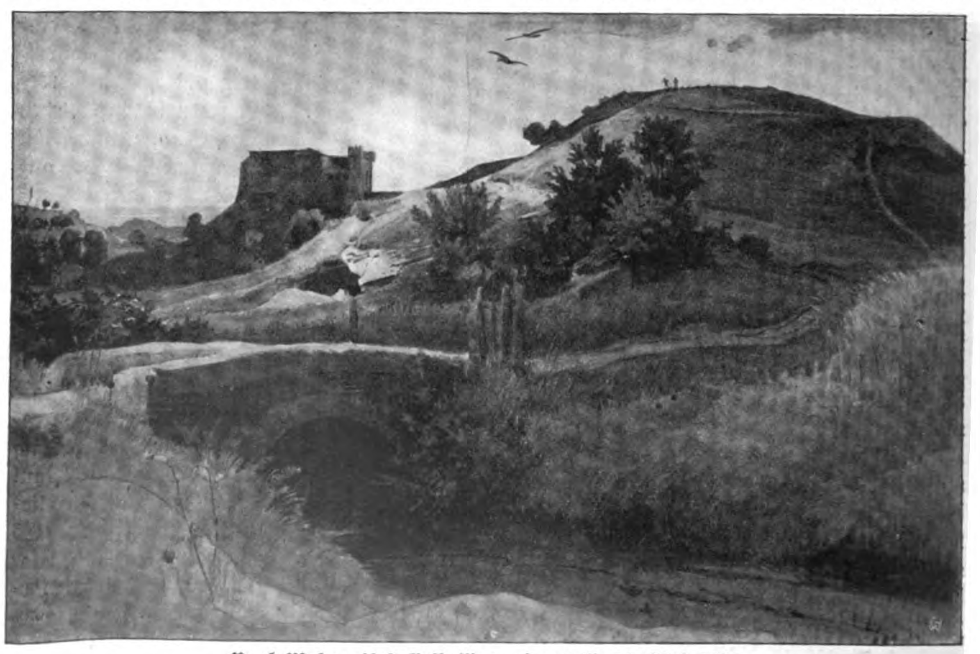
Paul Mohn.



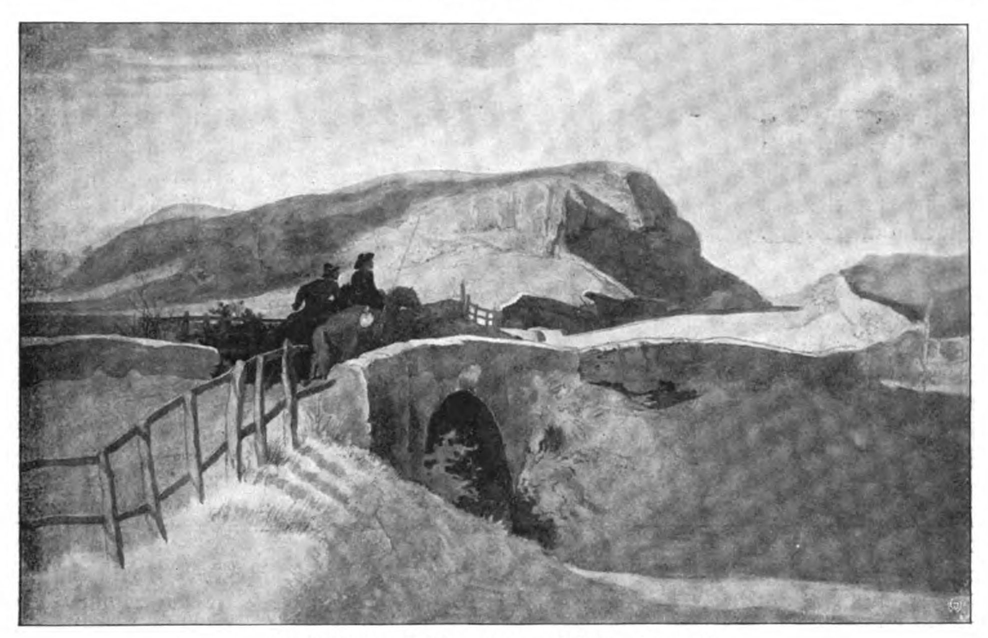
Paul Mohn: Tal der Egeria. Aquarell, 29. April 1869.

gegärt — dazu war seine Liebe zu echt und sein Gemüt zu sanft —, aber Augenblicke, wo er der immer wiederholten Betonung seiner künstlerischen Hörigkeit unter Richters Schule redlich gezürnt, hat es sicher auch für ihn gegeben, und bei mancher Schöpfung seiner reiferen Jahre mag der Gedanke mit am Werk gewesen sein, sich und seine Kunst deutlicher als zuvor von der des Meisters zu unterscheiden.

Den Zeitpunkt, da sich sein künstlerisches Eigenbild klarer und bestimmter vor uns formte, hat er selbst nicht mehr erlebt. Als er vor anderthalb Jahren, fast ein Siebzigjähriger, starb, hatte noch keine Gesamtausstellung seiner Arbeiten öffentlich für ihn

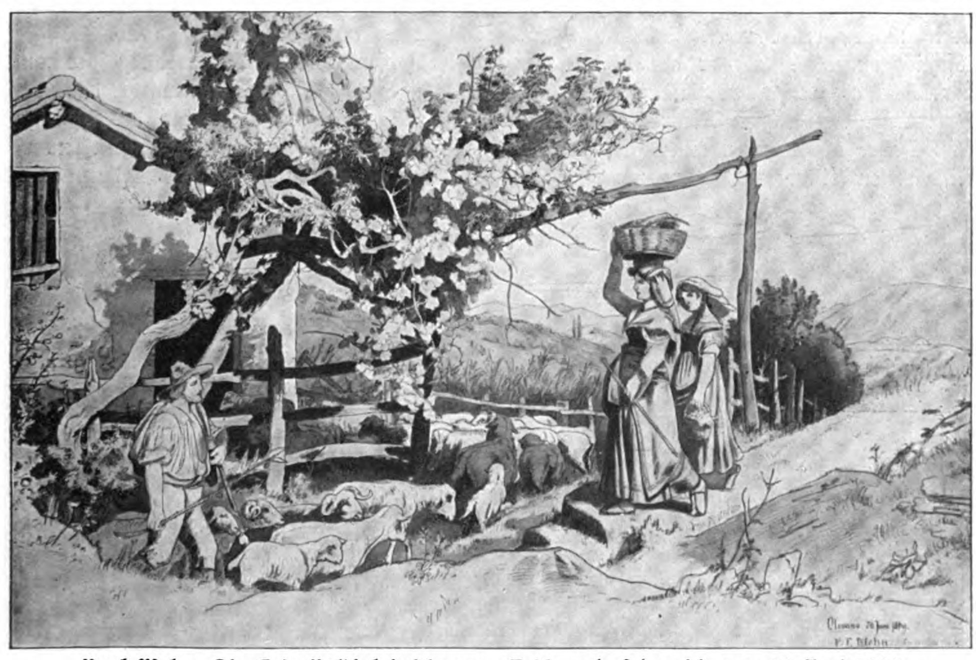


Paul Mohn: Kastell Pussino. Aquarell, 11. Mai 1869.



Paul Mohn: Reiter auf der Brücke. Aquarell.

gezeugt. Erst nach seinem Tode, im Sommer 1911, erschien innerhalb der Internationalen Aquarellausstellung auf der Brühlschen Terrasse zu Dresden eine Ausstellung seiner kleineren Arbeiten, und in den beiden letzten Monaten des vergangenen Jahres erweiterte sich diese Kollektion in den Räumen der Königlichen Akademie zu Berlin um wenigstens so viel Stücke, daß man von einer einigermaßen würdigen Gedächtnisausstellung sprechen konnte. Diese Ausstellung hat denn auch den entscheidenden Anstoß zu der vorliegenden Veröffentlichung gegeben. Sie ist der erste Versuch, das Lebenswerk dieses ebenso



Paul Mohn: Die Casa Baldi bei Olevano. Tusch- und Federzeichnung, 26. Juni 1869.

liebenswürdigen und feinsinnigen wie bescheidenen Künstlers in seiner Entwicklung und Gesamtheit, wenn auch nur skizzenhaft, so doch nach zuverlässigen Quellen zu schildern.



Paul Mohn: Olevano. Aquarell, Mai 1869.

Paul Mohns Erdenwallen ist wie seine Kunst von einfachen Linien bestimmt gewesen. Wilde Schicksalsstürme und aufregende Herzenskämpfe haben sein Lebensschiff niemals jäh aus der ebenen Bahn gerissen. Sein Dasein floß wie das Richters in stiller Harmonie dahin, wenn er auch innerlich — welchem Künstler bliebe das erspart? — mancherlei durchzufechten und zu überwinden hatte, bevor er sich seines Weges bewußt und sicher wurde. Seine Wiege stand in Meißen, von Dresden, Richters Geburtsstadt, nur wenige Stunden entfernt. Dort, in der hochgetürmten Markgrafenstadt, die sich dem Reisenden mit ihren breit hingelagerten roten Dächern unauslöschlich einprägt, kam er am 17. November 1842 als Sohn des Ratsmaurermeisters Joh. Aug. Mohn zur Welt. Als er kaum fünf Jahre alt war, zu einer Zeit also, wo seine ersten Kindheitserinnerungen einsetzten, bezog die Mohnsche Familie das seinem Geburtshaus gegenüberliegende Mühlbergsche (später Bahrmannsche) Brauhaus, einen hohen Giebelbau aus der niedergehenden Renaissance des siebzehnten Jahrhunderts. Dieses Haus mit seinen Winkeln, Wendeltreppen, Kreuzgewölben, eisernen Türen und vergitterten Fenstern hat in dem spielfrohen, mit lebhafter Phantasie begabten Jungen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Auch die am rauschenden Strom malerisch gelegene Stadt mit dem imposanten Schloß, der Albrechtsburg, und dem zierlich getürmten gotischen Dom, dessen Glocken hoch vom Berge herab die Feierabende und Feste einläuteten, prägte sich dem Gemüt des Knaben tief ein: in den Kinderbüchern, die der reife Mann illustriert hat, begegnet man auf Schritt und Tritt lebendigen Erinnerungen an das Meißner Stadtbild.

Früh offenbarte sich Mohns ausgesprochene Neigung zum Zeichnen. Sie wurde, dank der Aufmerksamkeit und Fürsorge des Vaters, teils auf der Schule, teils durch den Unterricht zweier Maler von der Porzellanmanu-



Paul Mohn: Obsternte. Aquarell. Entwurf für die Villa Ruß in Schönprießen (Böhmen.)





Paul Mohn: Spaziergang im Vorfrühling an der Elbe. Ölbild, 1872. (Original im Besitz des Herrn G. Sievers in Berlin-Friedenau.)

faktur bald auf ernste Wege gelenkt. Schon hier drängte sich, wie es im meißnischen Lande nicht anders sein konnte, die Schule Richters auf. Einer der Lehrer des jungen Mohn war ein Schüler Richters aus dessen Meißner Zeit, und er, Wilhelm Schlechte mit Namen, setzte alles daran, seinen Zögling früh an das Zeichnen nach der Natur zu gewöhnen. „So zog ich", erzählt Mohn selbst, „des Sonntags mit ihm hinaus ins Freie, manchmal stundenweit. Er lehrte mich auch das Ölmalen, und ich fing ein großes Ölbild an, eine Häuserpartie an der Triebisch mit dem malerischen Grünertschen Hause."

Während der Arbeit an diesem Bilde reifte in dem Knaben der Entschluß, Maler, nichts andres als Maler zu werden. Der Vater war über diesen Entschluß anfangs nicht wenig betroffen, hegte er doch im stillen den Wunsch, seinen Sohn zum Architekten auszubilden, von dem er selbst nur eine bescheidene Stufe hatte erreichen können. So schnell und leichten Kaufes ließ er sich denn auch von seinem Lieblingsplan nicht abbringen. Einen Sommer lang mußte Paul, nachdem er die Schulzeit hinter sich hatte, praktisch beim Bau der Huttenburg mitarbeiten, und in den Abendstunden ward er angehalten, fleißig Mathematik zu üben. Doch lange widerstand der gütige Vater den immer dringenderen Wünschen des Sohnes nicht. Auf Schlechtes Anraten erlaubte er dem Sechzehnjährigen, nach Dresden zu Richter zu gehen. Dieser verwies ihn zunächst an die Akademie, versprach aber, sich seiner nach Möglichkeit anzunehmen. Ostern 1858 begann Mohn dort sein Studium, drei Jahre später trat er in Richters Atelier, wo er sechs Jahre, bis Ostern 1866, arbeitete, ohne jedoch zu dem Meister vorerst ein näheres Verhältnis zu gewinnen.

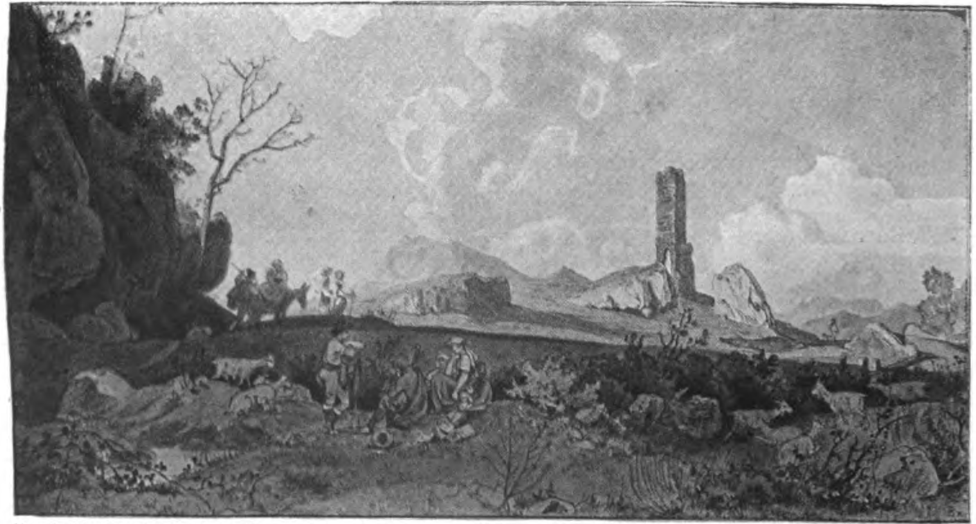


Paul Mohn: Nymphen im Walde. Aquarell, 1870.

Dann, nach dem Tode des Vaters im

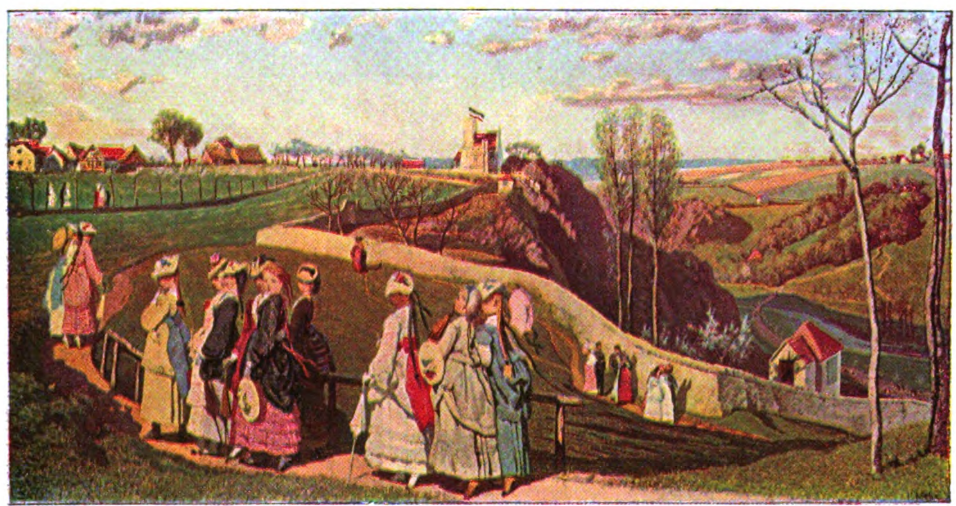
Frühsommer desselben Jahres, begann die Zeit der Studienreisen. Natürlich war Italien das Ziel — an Paris, das hier und da schon anfing, der „ewigen Stadt" als Bildungsstätte junger Künstler den Rang streitig zu machen, dachte man im Richterschen Kreise noch nicht. In Italien war — vor vierzig Jahren — der Meister gewesen, nach Italien gingen auch die Jünger. Gut ein Jahr währte Mohns erster Aufenthalt in Italien; dann kehrte er nach Dresden zurück. Doch die Sehnsucht war nicht befriedigt. So bewarb er sich um das große Staatsstipendium zu einer zweiten Reise nach Italien. Er erhielt es, und im Herbst 1868 war er wieder in Rom. Hier, im freundschaftlichen Verkehr mit Berliner, Düsseldorfer und Münchner Künstlern, darunter Anton von Werner, Hertel, Lutteroth, Kanoldt u. a., empfing er allerlei wertvolle Anregungen; namentlich Friedrich Geselschap, der sich schon damals zur monumentalen Kunst hingezogen fühlte, gewann nachhaltigen Einfluß auf ihn.

In Anschauungen und Technik mannigfach bereichert, kehrte der nunmehr Siebenundzwanzigjährige nach Dresden zurück, in der festen Absicht, alsbald nach Berlin überzusiedeln. Doch es kam anders. Sein erster Besuch galt selbstverständlich seinem Meister Ludwig Richter, dem ein fortschreitendes Augenleiden viel Sorge machte. Da vernahm er denn, daß ihm ein Teil des bisher von Richter erteilten Unterrichts an der Akademie sogleich übertragen werden sollte, wenn er sich dazu bereit erklärte. Das schob die Berliner Pläne beiseite. Mohn übernahm die ihm zugedachte Lehrtätigkeit und wirkte volle dreizehn Jahre, bis Ende März 1883, neben Richter im akademischen Klassenunterricht. Jetzt erst trat er recht eigentlich mit dem Meister in innigeren Verkehr und genoß die Freude, tiefe Einblicke in Richters zarte, fromme Künstlerseele zu tun sowie eine unendliche Fülle von Anregungen zu sammeln. „Diese Zeit ist mir," bekennt er noch viele Jahre später, „obwohl mein Berliner Plan durchkreuzt wurde, zu einem großen Segen geworden; dem Wirken neben einem so hochbedeutenden Menschen und Künstler, wie Richter es war, verdanke ich unendlich viel, obwohl mich die engen und wenig erquicklichen Dresdner Kunstverhältnisse vielfach bedrückten." Die Bande zwischen den beiden wurden noch enger geknüpft, als Mohn im November 1873 Margarete Gaber, eine in Richters Hause erzogene Enkelin des Meisters, als Gattin heimführte. „Nun erst weiß ich, was Leben ist, weil ich weiß, für wen ich zu schaffen habe", schrieb er damals, und auch alles, was wir sonst über jene zehn Dresdner Ehejahre hören, erzählt von dem harmonischen Glück eines auf Liebe und Verständnis gegründeten Bundes, den ein schlichter und gerader, allem Scheinwesen abholder Mann für Glück und Leid mit einer tief zu ihm stimmenden, heiteren und stillen Gefährtin geschlossen hatte.



Paul Mohn: Italienische Landschaft. Aquarell. (Besitzer: Herr Gerichtsassessor Ludwig Mohn in Berlin.)



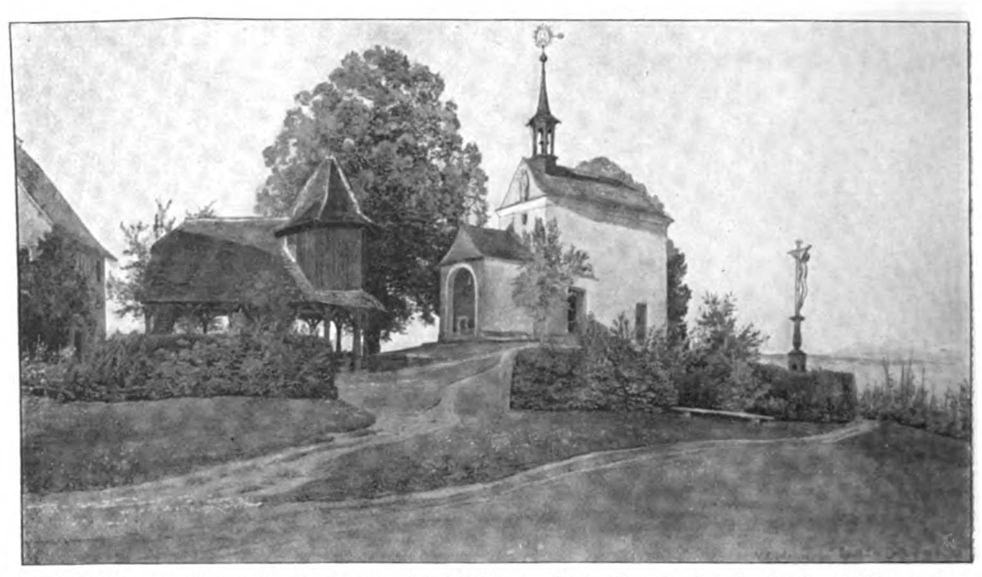


Paul Mohn: Frühlingssonntag. Ölbild, 1871. (Aus dem Besitz der Kgl. Nationalgalerie in Berlin.)

Nicht, daß deshalb alle Wünsche schlafen gegangen wären. Der Ehrgeiz, Dresden mit Berlin zu vertauschen, behauptete sich, und 1883 gab Mohn seine Lehrtätigkeit an der Dresdner Akademie auf, um in die deutsche Reichshauptstadt überzusiedeln. Der Abschied wurde ihm nicht leicht. Vor allem die Trennung von seinem lieben Meister Richter fiel ihm schwer aufs Herz, mußte er sich doch sagen, daß er den Hochbetagten, stetig Kränkelnden schwerlich wiedersehen werde. Für die Freundschaften, die er in Dresden zurückgelassen, entschädigte in Berlin einigermaßen das wiederaufgenommene Freundschaftsverhältnis zu Geselschap. Nachdem er zwölf Jahre als freier, freilich mit Aufträgen reich bedachter Künstler in Berlin gelebt hatte, wurde Mohn 1895 als Lehrer an die Königliche Kunstschule berufen, 1900 zum Professor und ein Jahr darauf zum Leiter der Seminarabteilung ernannt. Wiederum vier Jahre später betraute man ihn mit dem Direktorium der genannten Anstalt, und der Senat der Akademie der Künste erwählte ihn zu seinem Mitgliede; daneben wirkte er seit 1905 als kommissarischer Direktor der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums. In all diesen Jahren war er durch die reformatorische Ausgestaltung des Zeichenunterrichts, an der er hervorragenden Anteil hat — seine persönliche Tätigkeit umfaßte Aktstudien und Gewandzeichnen —, so in Anspruch genommen, daß er zu eignen größeren Arbeiten nur selten Zeit fand. Er war einer von denen, die die Pflichten des Amtes nicht unter den Launen der Kunst leiden lassen mögen. Nachdem er 1910 noch zum Mitglied der Preußischen Landeskunstkommission ernannt worden war, nahm ihn am 18. Januar 1911 nach kurzer Krankheit ein sanfter Tod hinweg.

Das ist, in flüchtigen Umrissen, das äußere Leben Paul Mohns. Wollen wir in sein Inneres, in die Entwicklung und das Wesen seiner Kunst eindringen, so müssen wir uns näher mit seinen italienischen Jahren beschäftigen. Dort öffnen sich die Quellen seines Sehens und Schaffens, dort liegen die Wendepunkte seiner künstlerischen Anschauungen, dort geht ihm nach bangen Zweifeln und ernsten Kämpfen mit sich selbst seine eigentliche Berufung auf.

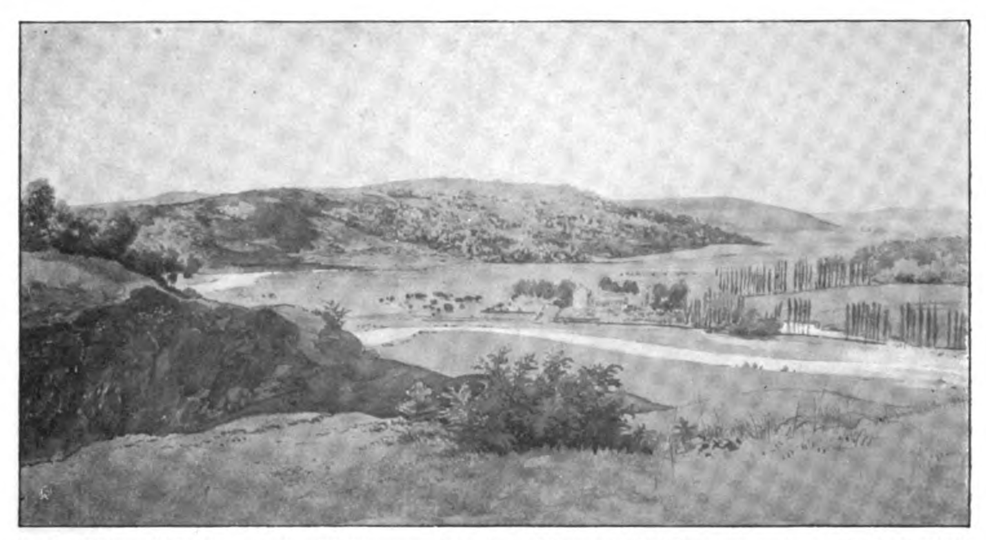
Ein ausgemachter Anhänger und Bewunderer der romantisch-klassizistischen Kunst der Nazarener und ihres strengen Vollenders Cornelius, verließ der junge Mohn im Juni 1866 Dresden. Er stand in der Münchner Glyptothek staunend vor den Corneliusschen Fresken und fühlte ihre ganze Bedeutsamkeit und Größe; er begeisterte sich für die jugendliche Frische, mit der Schnorr von Carolsfeld seine Szenen aus der Kaiserzeit gemalt hatte, und fand Cornelius' „Jüngstes Gericht" in der Ludwigskirche ergreifend. Im übrigen fieberte jeder Nerv in ihm dem gelobten Lande und der ewigen Stadt entgegen, so daß er für die Schönheiten unterwegs kaum noch Augen hatte. Endlich steht er auf dem Monte Cavo und genießt entzückten Blickes die umfassende Aussicht. Welch



Paul Mohn: Kapelle von St. Loretto bei Konstanz. Aquarell, 24. August 1873. (Besitzer: Herr Wotoczek in Dresden.)

Glück, als er dann gleich einem weißen Pünktchen im Gebirge das vielgepriesene Olevano liegen sieht! „Dorthin", heißt es in seinem römischen Tagebuch, „muß ich bald, ich brenne vor Begierde, diese schöne Natur vor mir zu sehen."

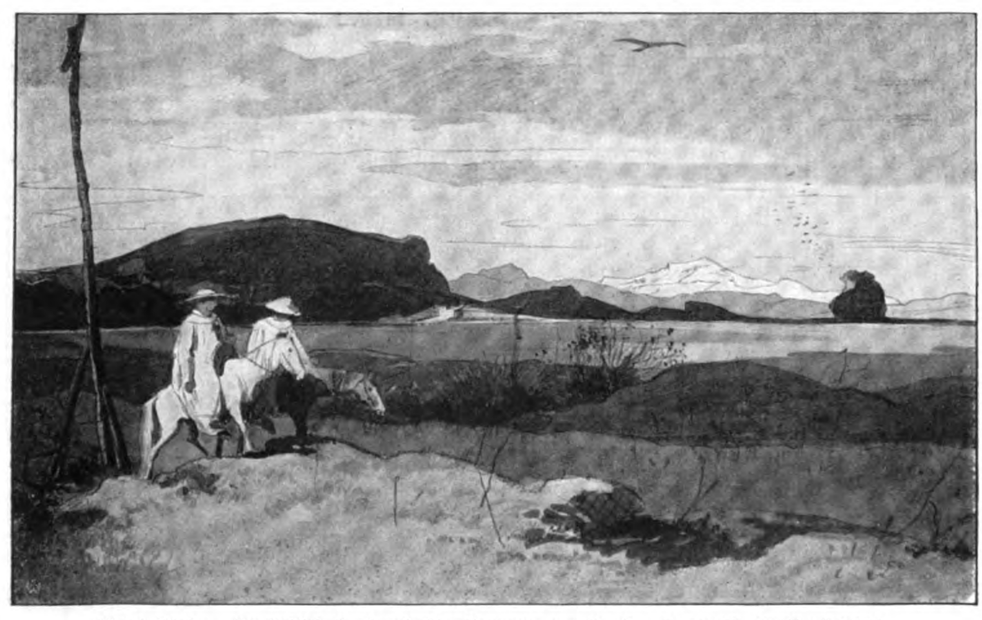
Zwischen dem Albaner- und dem Sabinergebirge, zwischen Rom und der Campagna teilten sich hinfort seine Interessen und Studien. Es war eine Zeit des allseitigen Empfangens und Sammelns, weniger zunächst des positiven Arbeitens. Noch waren die Eindrücke zu neu und zu mächtig, als daß sie gleich ihren fertigen Niederschlag in der Kunst hätten finden können. Zumal in der Campagna fühlte er, wie sich sein Auge erst langsam hineinsehen mußte „in diese einfachen, aber unendlich schönen und reinen Linien, die so zusammenklingen wie eine klassische Musik". Tief erschüttert stand er oft vor der Beleuchtung auf der Via Flaminia. Nur ein Tizian, meinte er wohl, sei imstande, diese Färbungen zu schildern. Lange und immer wieder von neuem entzückt beobachtete er die Wolkenmassen, die sich nach Regentagen am Gebirge aufschichteten, wie sie sich hoben und senkten, verbanden und trennten; aber auch bei ganz wolkenlosem tiefblauem Himmel enthüllte ihm die Campagna ihre Reize, wenn er gleich meinte, daß nur ein Talent wie Rottmann diese hellen lichtvollen Lokalfarben und die tiefe Luft treffen könne. Er selbst fühlte dafür einstweilen nicht die Begabung. Er brauchte Staffage und idyllische Belebung — das spürt man, wenn er die „Motive" der Via Flaminia aufzählt: „Im Vordergrunde ein helles Wässerchen mit steilen erdigen Gehängen, darüber ebene Campagna, aus der sich zwei Schäferhütten erheben; die Herden ziehen in weiter Ferne durch die Ebene, die Hirten sonnen sich vor ihren Hütten und blasen auf der Schalmei, akkompagniert durch einen Dudelsack, ein leichtes blaues Wölkchen steigt aus der einen Hütte in die klare Luft, darüber sonnige Hügel, über denen sich der kahle, scharfkantige Genaro erhebt — ein ungemeiner Liebreiz über dem Ganzen." So ungefähr hatte ja auch der junge Ludwig Richter diese Natur gesehen, als er in den zwanziger Jahren Rocca di Mezzo malte und die „Malerischen Ansichten aus der Umgebung Roms" radierte. Da war auch die nach den Gesetzen der harmonischen Komposition leise umgemodelte Wirklichkeit und, als besondere Zugabe, Landvolk zur „Staffage". Doch fühlte es Mohn mehr und mehr, wie schwer diese große, fast endlose Natur im Kleinen wiederzugeben sei, und es dämmerte ihm die Erkenntnis, daß „man sich so recht an den Totaleindruck halten müsse". Freilich, das Märchenhafte war für ihn von dieser Landschaft nicht zu trennen, und wenn er den taktmäßigen Gesang der Frauen hörte, die im



Paul Mohn: Bei Beaumont. Studie von den französischen Schlachtfeldern. Aquarell, Juni 1878. (Original im Besitz des Königs von Sachsen.)

Felde arbeiteten, und die Raubvögel hoch oben im Äther ruhig und schwungvoll kreisen sah, so wurde ihm dieser Eindruck noch verstärkt.

Nur schwer befreundete er sich mit der Farbe. Erst Mitte Februar 1867 wagte er sich zum erstenmal mit Ölfarben an die Campagna, war aber von dem Resultat wenig befriedigt. Immer wieder waren es die einfachen, so überaus plastischen Formen, die ihn fesselten. Aber auch die machten ihm oft bitter zu schaffen. Dann vermißte er wohl schmerzlich die führende und korrigierende Hand des Meisters von daheim und beklagte seinen Mangel an Keckheit und Courage. Doch fand er sich aus solchem Zweifeln und Zagen bald wieder zu sich selbst zurück. Was ihm dabei half, war sein unbeirrbares Gefühl für Schlichtheit und Ehrlichkeit, Tugenden, die er auf Joseph Anton Kochs Bildern, so sehr er ihre Verteilung der



Paul Mohn: Zwei Mönche durch die Campagna reitend. Aquarell, 24. Juni 1878.



Paul Mohn: Radolfzell. 20. August 1873.

Massen bewundern mußte, mehr und mehr vermißte: „Ich meinerseits“, entschied er, „ziehe eine Darstellung von Ruisdael vor, wo keine Linie verändert, ja manche Unschönheit der Natur nicht vermieden wird.“

So gewann er allmählich doch den Blick und das Organ für die natürlichen Schönheiten der Campagna, so sah er das ihr in der Stimmung verwandte Paestum mit seinen „goldfarbigen, edelgestalteten Tempeln und dem tiefblauen endlosen Meer“, als er im Frühling 1867 über Neapel, Sorrent und Capri nach Salerno reiste und Studien zu seinem Ölbild „Paestum“ machte.

Kaum weniger schwer als mit der Farbe hatte er mit der Figur zu ringen. Und doch sah er die Notwendigkeit ein, sich ihrer zu bemächtigen. Überzeugend war ihm diese Erkenntnis angesichts der wallfahrenden Landleute bei dem Madonnenfest von Genazzano im Sabinergebirge gekommen, das auch sonst einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Am eifrigsten studierte er dafür in Olevano, diesem Bergnest sechs Meilen östlich von Rom, das, seit es Koch „entdeckt“ und dort seine köstlichen silberfarbigen Architekturen gemalt hatte, in der Geschichte der deutschen Malerei bis auf Schuch eine so bemerkenswerte Rolle gespielt hat. Vom ersten Augenblick an fühlte sich Mohn hier stärker als anderswo gefesselt; auch schreckte es ihn gar nicht, daß Richter gemeint hatte, es sei dort alles



Paul Mohn: Spaziergang vor den Toren. Aquarell, 21. August 1875.

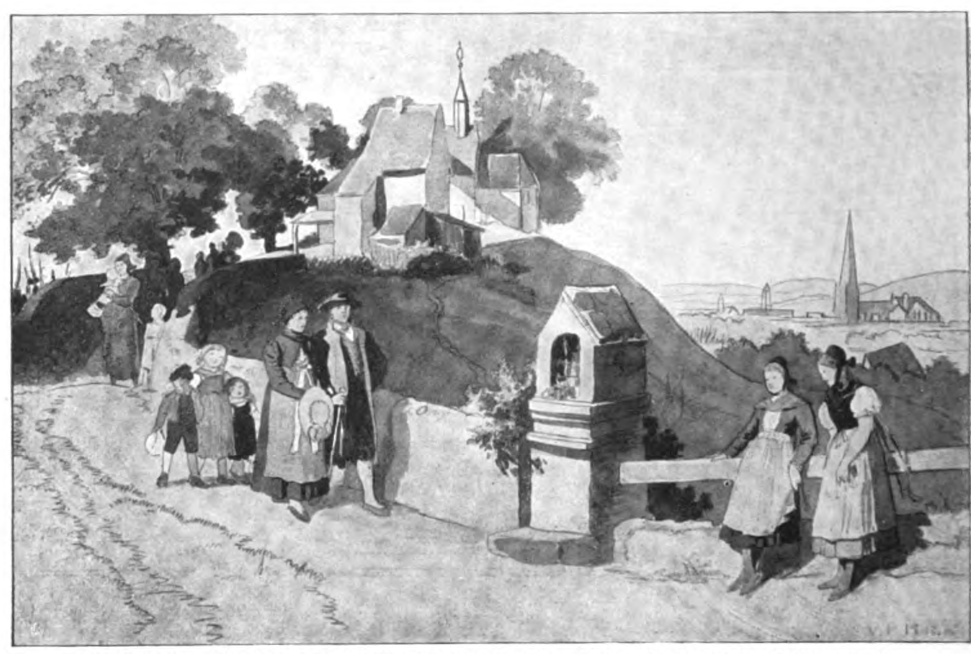


Paul Mohn: Entwurf zu dem Aulabilde „Die weiblichen Tugenden" in der Kaiserin-Augusta-Schule zu Berlin. 1889 bis 1891. (Linke Seite.)

schon „vielmals abgegrast". Ihm war es „das altgelobte Land, da Milch und Honig fleußt", und namentlich die Serpentara, der uralte Eichenwald, ein Heiligtum deutsch-römischen Kunststrebens seit zwei Menschenaltern, dünkte ihm ein Paradies für den Landschafter. „Alles kommt uns hier", schreibt er an Richter, „wie geweihte Erde vor, da hier so viele Meister wie Sie, Koch, Schnorr geschaffen haben, daß wir bei allem, was wir schaffen, immer geistig solche Männer zu unsrer Seite fühlen." Seine Liebe für den Ort und dessen Bewohner wuchs, je häufiger er dort einkehrte. Im Mai 1867, als seine Studiengefährten Venus und Müller schon abgereist waren, ließ er sich für zwei Monate allein dort nieder. Von hier unternahm er weite Ritte in die Campagna und sammelte „wie eine Biene"; am wohlsten aber war es ihm, zumal da er sich nun oft recht einsam fühlte, wenn er mit den Kindern der Wirtin wie ein harmlos fröhliches Kind spielen oder die größeren im Schreiben unterrichten konnte.

Täuschte er sich oder meldete sich jetzt doch ab und zu das Heimweh nach Deutschland? Zwar fürchtete er sich sehr, die sächsischen Laute wieder zu hören, nachdem sich sein Ohr ein Jahr lang an dem Wohlklang der italienischen hatte erfreuen können; zwar sprach er gar verächtlich von „unsern schwarzen, verräucherten Häusern, unsern mit Kiefern bepflanzten formlosen Hügeln und Bergen", aber als er im März einen Wald entdeckte mit deutschen Eichen und Ulmen, die die ersten Blättchen hatten, konnte er seine Freude nicht mehr verbergen. „Unser liebes Vaterland ist ja auch schön", schreibt er zu Ende seines Aufenthalts in Olevano an einen Freund, „und bietet manches, was man hier kaum kennt. Es soll mir dann erst recht lieb und wert werden, nachdem ich mich an Italiens schöner Form und Farbe gelabt, erquickt und gestärkt habe."

Diese Zuversicht erfüllte sich nicht in dem Maße, wie Mohn sich vielleicht selber einzureden suchte. Das eine italienische Jahr war doch nicht lang genug, sein menschliches und künstlerisches Interesse an dem Lande auch nur einigermaßen zu sättigen. Mit halbgestilltem Hunger und schon wieder neu erwachender Sehnsucht kehrte er nach Dresden zurück. Eine „Zeit der entsetzlichsten Sorgen, der bösesten Qualen und Martern" begann. Wir wissen nichts Näheres über die Gründe dieser anhaltenden Mißstimmung,



Paul Mohn: Kirchgang in St. Loretto bei Freiburg i. Br. Aquarell, September 1878.

aber was in ihm bohrte, ist nicht schwer zu erraten: Könnt' ich noch einmal zurück, wie ganz anders würd' ich alles genießen und nutzen! Nun, diesen Wunsch erfüllte ihm das Schicksal: für ein in der Heimat gemaltes Bild erhielt er das „Große Staatsstipendium" (600 Taler) zu einer zweiten Reise nach Italien; schon im Oktober 1868 durfte er wieder seinen Ranzen schnüren.

Aber anders, als er sich geträumt hatte, fielen die Früchte dieser zweiten Italienfahrt aus.

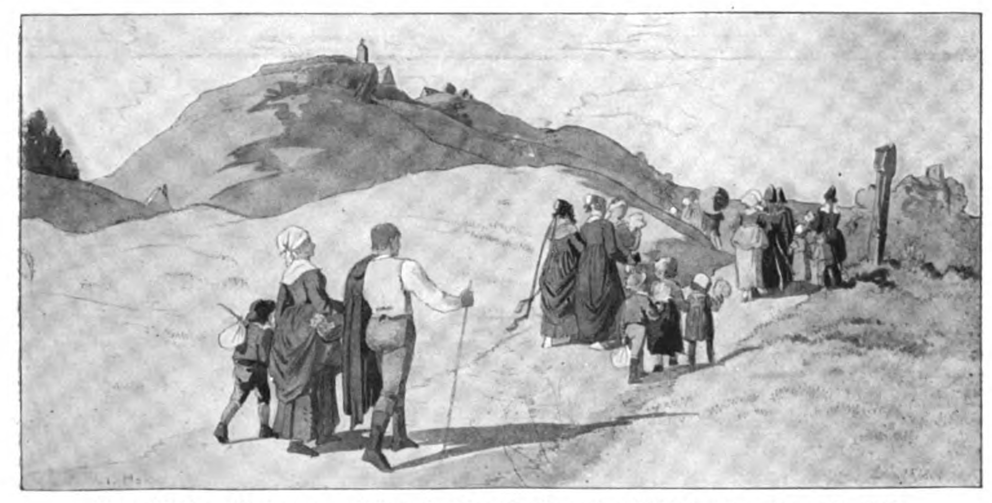
Anfangs ließ sich alles fast genau so an, wie er es vor zweieinhalb Jahren erlebt und empfunden hatte. Bald aber meldeten sich in seiner Stimmung die ersten tiefgreifenden Unterschiede gegen früher. Da regten sich zum Beispiel allerlei kritische Bedenken gegen Rom, zunächst als moderne Kunststadt: die Maler seien ebenso arrogant wie ignorant; der Ort liege zu isoliert von dem Kunstleben andrer Städte und müsse daher einseitig ausarten. Dazu kamen unerklärliche innere Verstimmungen, Unzufriedenheit mit sich selbst und Zweifel an seinen Fortschritten. „Was hatte ich mir alles vorgenommen," schreibt er im Spätsommer 1869 in die Heimat, „was sollte hier werden, und was ist geworden? ... Ich bin jetzt eine so merkwürdige Zwienatur, es behagt mir hier so sehr, und die Natur begeistert mich, und doch zieht es mich weg, ich muß in Verkehr mit Kunst der Gegenwart."

Wir wollen uns hüten, solche Ausbrüche des Unmuts zu schwer zu nehmen: im Leben eines Künstlers kommen und gehen sie wie Regenwolken am Sommerhimmel — aber ein bitterer Beigeschmack war nun mal aus dem Becher der Freude nicht mehr zu vertreiben. Italien zeigte gleich einer Geliebten, mit der man allzu vertraut geworden, auch seine Schönheitsfehler und Unarten, und hinter ihm stieg, lockender von Tag zu Tag, das Bild der deutschen Heimat empor. Wohl entfaltete ihm nun, da er zu einer selbständigeren, wirklichkeitsfroheren Anschauung Italiens gelangt war, die Campagna erst recht ihre Reize und erwies sich mit ihren Aquädukten, Tieren und Menschen, die in dieser Fläche so melancholisch hinleben und hinträumen, mit dem klassischen Wohlklang ihrer Linien als eine unerschöpfliche Fundgrube malerischer Motive, wohl erwachte jetzt erst sein volles Interesse an den malerischen Kirchen- und Volksfesten des charaktervollen Landvolkes in seinen farbigen Kostümen, großen Bewegungen und seiner bunten Gruppierung — aber merkwürdig, überall hörte er das Lied der Heimat erklingen. Schon im Frühjahr 1869 ahnt er als Ziel vor sich, in

deutscher etwas dem Ähnliches zu erstreben, wie er es mit der römischen Natur getan; im Sommer, als ihn eine Gesellschaft junger Mädchen aus Sachsen besucht, fühlt er deutlich, wie eng ihn doch die Bande des Gemüts mit dem deutschen Wesen verbinden. Dann ertappt er sich eines Tags darüber, wie er sich ganz in den reizenden Anblick verliert, „unter schattigen schlanken Bäumen ein deutsches Mädchen sitzen zu sehen auf grüner Matte, die sinnigen hellblauen Äuglein auf den dahineilenden glitzernden Wellen des Anio ruhend. Neugierige Sonnenlichtstrahlen stahlen sich durchs Laub — sie erfreuten sich auch des so seltenen Anblicks — und spielten im blonden Haar, das in zierlichen Zöpfchen geflochten; es war ein junges Blut, ein Knöspchen, das verstohlen und schüchtern dem Leben zublüht." Und weiter fing er an, sich in Albano auf die deutsche Natur zu freuen, „die in vieler Beziehung so große Vorzüge vor der hiesigen hat"; namentlich lockten ihn der Schwarzwald und Schwaben mit ihrem malerischen Volksleben. Ja, am 20. August 1869 in Rom entringt sich seinen Lippen das bedeutsame Geständnis: „Doch soll dieses Schwärmen für Italien auch Grenzen haben, wir sollen auch deutsch von Grund der Seele sein und bleiben, denn zuletzt können wir der Kunst ja nur in dem Lande dienen, in dem wir aufgewachsen sind, und so steht uns unsre deutsche Natur immerhin doch innerlich viel näher als die an sich wohl schönere und großartigere italienische, weil wir Menschen als Teile der Natur ihre feineren Beziehungen zu uns kennen und verstehen." Und als es



Paul Mohn: Sterntaler. Aquarell, 1897. (Besitzer: Herr Geh. Legationsrat Dr. Lentze in Dahlem.)

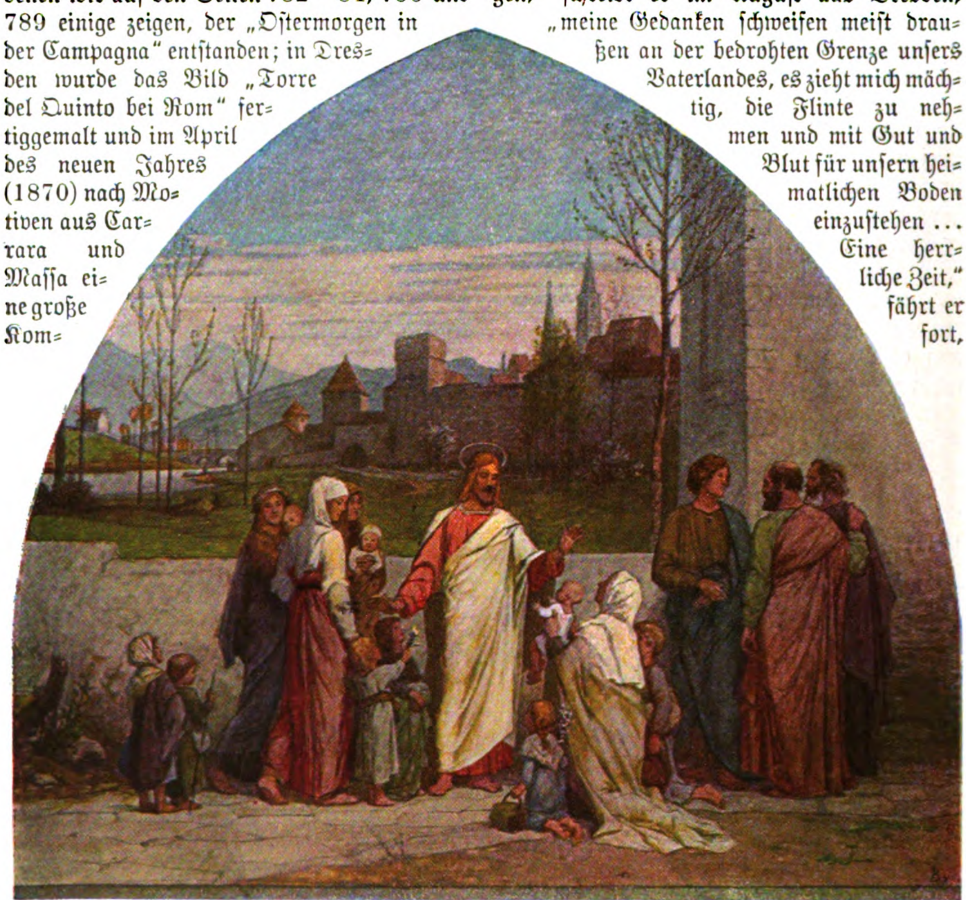


Paul Mohn: Marientag auf dem Rechberg in der Schwäbischen Alb. Aquarell, 1878. (Besitzer: Herr Wotoczek in Dresden.)

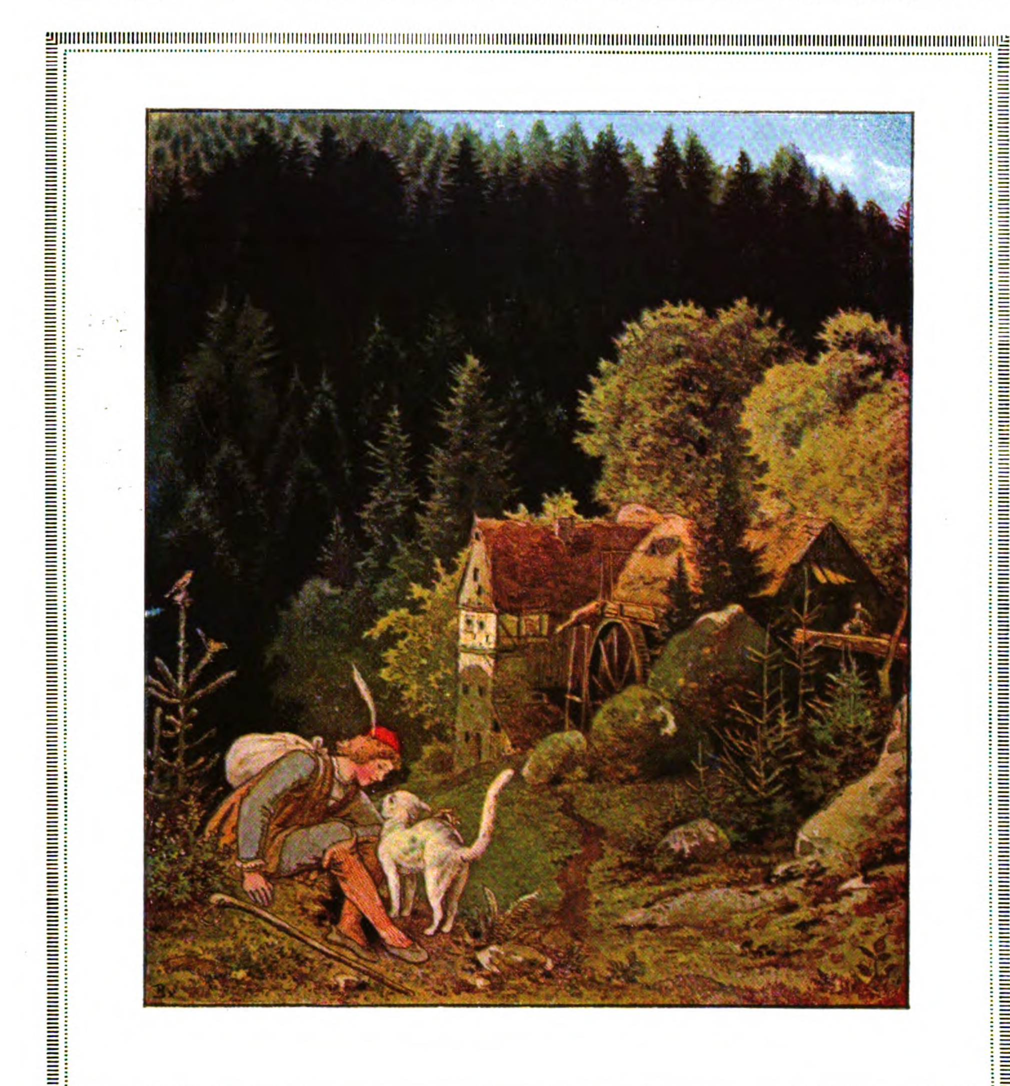
dann im Oktober über die Alpen heimwärts ging, da begeistert ihn die Wartburg zu dem Ausruf: „Oh, du lang entbehrter Anblick eines deutschen Waldes, sei mir willkommen!"

Was Mohn da in sich erlebt hatte, war im Grunde dasselbe, was sein Lehrer und Meister Richter vierzig Jahre früher in Italien erfahren hatte. Und wie bei jenem der italienische Aufenthalt noch fast ein Jahrzehnt hindurch seine Kreise zog, wie Richter zunächst auch daheim noch ein Landschafter römisch-deutscher Art blieb und sich namentlich damit beschäftigte, seine Skizzen und Studien aus dem gelobten Lande zu verwerten, so ging auch sein Schüler in der „geliebten Kgl. Sächsischen Blutwurst- und Kartoffelhauptstadt Dresden" fürs erste durchaus in welscher Rüstung einher. In Rom und Olevano war außer zahlreichen Aquarellen, von denen wir auf den Seiten 782—84, 786 und 789 einige zeigen, der „Ostermorgen in der Campagna" entstanden; in Dresden wurde das Bild „Torre del Quinto bei Rom" fertiggemalt und im April des neuen Jahres (1870) nach Motiven aus Carrara und Massa eine große Komposition „Apoll unter den Hirten" auf die Leinwand gebracht (s. das Einschaltbild).

Das schien nun vollends die italienischen Eindrücke festhalten und fortsetzen zu wollen, und doch sollte gerade dieses Bild zum entscheidenden Wendepunkt in Mohns künstlerischer Entwicklung werden. Gewiß, noch einmal faßte es landschaftlich und figürlich alles das zusammen, was der Achtundzwanzigjährige aus Italien heimgebracht hatte, doch noch während der Arbeit daran trat der Umschwung, die Hinwendung zum Deutschen und Heimischen ein. Diese Bekehrung fiel zusammen — und das scheint uns heute mehr als ein Zufall — mit den Kriegsstürmen, die uns aus jahrhundertlangem Schlaf die deutsche Einheit erweckten. Mohn selbst wurde von dem Geist der Zeit im Innersten ergriffen. „Ich muß mich zur Arbeit zwingen," schreibt er im August aus Dresden, „meine Gedanken schweifen meist draußen an der bedrohten Grenze unsers Vaterlandes, es zieht mich mächtig, die Flinte zu nehmen und mit Gut und Blut für unsern heimatlichen Boden einzustehen ... Eine herrliche Zeit," fährt er fort,



Paul Mohn: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Wandgemälde in der Kirche zu Bornim bei Potsdam. 1905 bis 1910.



Paul Mohn: Illustration zu dem Märchen „Der gestiefelte Kater". 1882.
(Besitzer: Herr A. Flinsch, Berlin.)

„die auch an mir Wunder getan; mit einem Male bin ich ganz umgeändert, als wäre mir die Binde von den Augen genommen, so sehe ich jetzt unsre deutsche Natur an und erfreue mich an ihr. Gleich nach Vollendung meines Apoll werde ich dieser Stimmung Folge leisten und an einen deutschen Vorwurf gehen. Weg mit dem Romanismus! Hoch Deutschland!"

So öffnete die große Zeit unsrer nationalen Erhebung einem in fremden Stoffen und fremder Kunstweise befangenen Deutschen wieder die Augen für deutsche Natur und deutsches Leben. Die letzte Heilung von der klassizistischen Art vollzog, genau wie bei Meister Richter im Jahre 1835, das heimische Elbtal, das — ach! — so nahe lag und doch in seiner stillen Schönheit von Mohn bisher nicht gewürdigt war. Das erste, was er malte, war das kleine Bild „Frühlingssonntag" (Abbild. S. 787), ein einfaches Motiv aus dem Plauenschen Grund. Aber mit welch innigen Lauten spricht diese duftige Vorfrühlingsstimmung mit den sonn-

täglich geputzten, in seliger Freiheit dahinspazierenden Backfischen zu uns! Man denkt an den Osterspaziergang im „Faust" und an Goethes Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur! Wie glänzt die Sonne! Wie lacht die Flur!" Das Bild (heute in der Nationalgalerie) errang denn auch gleich 1871 auf der Ausstellung im Berliner Künstlerverein einen starken Erfolg. Es fehlte nicht an Bestellern, die ähnliches wünschten; so viele Aufträge liefen ein, daß der Maler sich fast vier Jahre damit beschäftigt sah. So malte denn Mohn bis in die Mitte der siebziger Jahre immer wieder die romantischen Gelände der Elbufer, die bizarr geformten Felsen der Sächsischen Schweiz, die verschwiegenen Waldgründe und Täler mit ihren alten Mühlen und rauschenden Bächen, die Burgen auf den Höhen und die Dörfer am Strom, malte sie im Wechsel der Jahreszeiten und mit einer sich stets gleichbleibenden poetischen Auffassung, aber doch unter deutlicher Bevorzugung der Vorfrühlingsstimmung, die uns schon so oft aus seinen italienischen Landschaften grüßt. Seitdem gehört der Name Paul Mohn auf die Ehrentafel unsrer deutsch-heimischen Landschaftskunst, zwischen Richter und Buchholz, in die Nachbarschaft Schwinds und Thomas.

Dabei vollzog sich Mohns Heimkehr zu deutschen Stoffen ohne jede chauvinistische Übertreibung. Auch in Zukunft hat er stets Fremdes zu würdigen verstanden und namentlich seine italienischen Motive in dankbarem Herzen bewahrt. Seine römischen Freunde, da sie jene Wandlung sahen, fragten ihn wohl, ob er denn Italien ganz verloren geben wolle. „Verloren?" antwortete er. „Nein, in der Seele lebt alles Schöne fort, die reichen köstlichen Eindrücke gestalten sich zu immer schöneren Bildern, immer zauberhafter und reizender webt die Phantasie in endlosen feinen Fäden im Künstlergemüt fort und fort. Wohl bleibt der Wunsch, das glückliche Land einmal wiederzuschauen, aber dieses Weben und Leben in der Erinnerung macht mich so glücklich, wie ich mich früher nie gefühlt."

Mit der Schätzung der heimischen Landschaft ging bei Mohn Hand in Hand eine Hinneigung zum Realen und Gegenwärtigen. Es geschah wohlüberlegt, daß er in die Landschaft des „Frühlingssonntags" moderne Figuren setzte. Taten das die Alten nicht auch? „Wenn Benozzo Gozzoli, Ghirlandajo usw. ihre nächste Umgebung, ihre Zeit mit in ihre Schöpfungen verflochten, warum sollen wir es nicht auch? Ist unsre Gegenwart nicht auch darstellenswert?" Allerlei Reisen, die Mohn dank seinen guten Aufträgen in diesen Jahren nach Berlin, London, Paris, Belgien und über die Bergstraße und den Schwarzwald an den Bodensee machen konnte — eine Frucht dieser letzten Reise waren die auf den Seiten 788, 790, 792 u. 793 wiedergegebenen Bilder —, bestärkten ihn nur noch in dieser Auffassung. Eins der tiefsten inneren Erlebnisse, die er heimbrachte, war die Bekanntschaft mit den altdeutschen Malereien der Eyck und Memling. An diesen Werken spürte er erst recht den großen Verlust, den uns die Renaissance bereitet, den vollen Wert deutsch-nationaler Kunst, nach der er im stillen immer und immer geseufzt hatte.

Das Jahr 1875 brachte dem jungen Ehemann und glücklichen Vater den ersten größeren Auftrag monumentalen Stils. Es galt, ein schmuckes Haus in Schönprießen bei Aussig mit Sgraffito-Gemälden auszustatten. Die Technik war ihm von Italien her wohlvertraut. Er führte einen Zyklus „Die vier Jahreszeiten" aus (S. 784), mit dem biblischen Text: „Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte", und fügte später noch Darstellungen aus der Schweizer Geschichte hinzu. Auch für eine Villa in Dresden malte er die „Jahreszeiten" und 1878 für das von Semper neu erbaute Hoftheater einige mythologische Gemälde, wie „Acis und Galathea", „Cyparissus" u. a. Im Jahre 1879 trat der bekannte Leipziger Kunstfreund Cichorius an den inzwischen zum Professor der Dresdner Akademie Ernannten mit dem Auftrage heran, eine Anzahl Aquarelle nach Motiven aus der Sächsischen Schweiz und der Dresdner Umgegend für ihn zu malen. Auch in diese Blätter wußte Mohn die sinnige und liebliche Schönheit dieser Landschaft, die den Menschen von damals noch weniger spielerisch erschien als uns, so gut zu treffen, daß die Arbeiten ihm viele Freunde erwarben.

Zu Anfang der achtziger Jahre eroberte sich seine Kunst ein neues Gebiet, die Illustration von Kinderbüchern. Eigentlich wunderbar, daß er diesen Weg nicht schon früher beschritt; wenn wir seine Aquarelle und Zeichnungen aus Italien, erst recht aber, wenn wir die seiner frühen deutschen Periode





Paul Mohn: Apollo unter den Hirten. Ölgemälde, 1870.

Besitzer: Frau Prof. Mohn in Steglitz.

Zu dem Aufsatz „Paul Mohn“ von Friedrich Düsel.

betrachten, fällt uns die Reinheit und Herzenseinfalt auf, die diese Blätter atmen. Wenn einer, so war Mohn berufen, auf diesem Felde das Erbe seines geliebten Lehrers aufzunehmen und fortzuführen. Der 1881 bei Stilke in Berlin erschienene Band „Kinderlieder und Reime" war die erste dieser Arbeiten, ein Buch, wie gemacht zum behaglichen Sichhineinsehen und -vertiefen. Dann fangen die traulichen Winkel, die putzigen Felsaufbauten der Sächsischen Schweiz, die Elbansichten nebst Mond, Sternen und Engelchen, alles voller echt deutscher Stimmung, an zu leben, und je kleiner und zierlicher der Kram, desto Hübscheres weiß er zu erzählen. Schon im nächsten Jahre folgt in demselben Verlage der „Märchenstrauß für Kind und Haus", aus Grimmschen Märchen gebunden. Die Koloristik ist auch hier noch nicht immer glücklich; das Kleinleben der Natur aber, Büsche und Halme, Quellen und Bäche, die Wichtelmännchen unter den Wurzeln, all die Waldtiere und Käfer, eher zuviel als zuwenig — sie führen ein gar munteres, kribbelndes und wibbelndes Dasein. Dazu die Fröhlichkeit lachender Gründe, blühender Auen, und über allem der Glockenklang eines innig-frommen Gemüts — genug, man begreift, daß Klaus Groth den „Märchenstrauß" das schönste aller Kinderbücher nannte, die ihm je vor Augen gekommen.

Noch eine ganze Anzahl ähnlicher Bücher hat Mohn im Laufe der Jahre der kleinen Welt geschenkt, kein schöneres aber als „Die Fahrt zum Christkind". Hier tut sich in verträumter deutscher Waldstimmung das wahre weltverlorene Kinderparadies auf. Die Quelle im Walde, der Klausner am Felsenhang, die das Christkind im verschneiten Walde suchenden Kinder, die Sterne am Himmelszelt, die aus überirdischen Sphären herabschwebenden Engel: wie vertraut und doch auch wie wunderbar-geheimnisvoll muten sie uns an! Dieser Künstler versteht doch noch einen Weihnachtsmann zu zeichnen, einen, wie die Kinder ihn wollen: anders als andre Menschen, groß, gewaltig, überirdisch, ein wenig gruselig und doch so lieb und bekannt.

1883 konnte Mohn endlich seinen lange schon gehegten Wunsch ausführen und nach Berlin übersiedeln. Was ihn eigentlich dorthin gezogen hat, wissen wir nicht genau; es war aber doch wohl das dunkle Gefühl, daß noch Fähigkeiten in ihm schlummerten und Aufgaben seiner harrten, für deren Erfüllung Dresden nicht der richtige Ort war. In der Tat lockte ihn Berlin alsbald auf eine neue Bahn, der er sich bisher nur zaghaft und flüchtig genähert hatte: zur dekorativen und monumentalen Malerei. Höchst förderlich dafür wurde ihm die Freundschaft Geselschaps, der mitten in der Arbeit an seinen großzügigen Wandgemälden in der Ruhmeshalle war. Das erste, was Mohn in dieser Art in Berlin ausführte, waren drei Märchen-Kartons für Fenster der Villa Lucius in Frankfurt a. M. Dann reihte sich Auftrag an Auftrag. 1888 wurde die Kapelle des Fürsten von Hatzfeld in Trachenberg, 1889/91 die Aula der Kaiserin-Augusta-Schule in Berlin ausgemalt (S. 791), im Jahre darauf die Vorhalle der alten, unter Friedrich Wilhelm I. erbauten, damals renovierten Dreifaltigkeitskirche, für die Mohn außerdem vorher schon vier Fensterkartons (Taufe und Himmelfahrt Christi, Christus mit Maria und Martha und Nikodemus bei Christus) gezeichnet hatte. Daran schlossen sich weiter eine Reihe von Kartons zu Mosaikgemälden für die Emmaus- und Immanuelkirche und die Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche (Christus als guter Hirte), ferner Kartons zu 42 Figuren für die Fenster der Marienkirche (Reformatorengestalten), zu fünf Aposteln und einem großen Querschiffenster für die Apostel-Paulus-Kirche in Schöneberg. Auch die Friedenauer Kirche Zum guten Hirten (1893/94), die Leichenhalle der Dreifaltigkeitskirche in der Bergmannstraße (1898) und die Garnisonkirche in Dresden erhielten religiöse Monumentalgemälde von Mohn. Eine Unterbrechung erfuhr diese religiöse Malerei durch die Bilder aus den Rhein- und Taunussagen (Nibelungenkreis), die er um die Jahrhundertwende wiederum für die Villa des Dr. Lucius in Frankfurt ausführte. Seine letzten Arbeiten dieser Art, in denen der Stil der Nazarener in gemilderter und modernisierter Form weiterlebte, waren die hoheitsvollen Wandgemälde für die Kirche in Bornim bei Potsdam: Christus und die Kinder und Die Jünger von Emmaus (S. 794).

Es war gewiß eine imponierende Arbeit, die Mohn, von Amtsgeschäften gehemmt, in diesen dekorativ-monumentalen Werken, zumal seinem „Schwanengesang", geleistet hatte, und dem Vorwurf, er sei nur ein müder Nachläufer Richters, mußten sie am ehesten ein Ende

machen. Dennoch denken wir, wenn der Name Paul Mohn erklingt, nicht zuerst an sie, näher und lieber sind uns, die wir für nichts das Organ so ausgebildet haben wie für das Leise und Differenzierte, seine zarten Landschaften, die Aquarelle, Feder- und Tuschzeichnungen aus den Elbgründen, aus dem Neckartal, aus dem Schwarzwald, von der Schwäbischen Alb, vom Bodensee, aus der Umgebung von Berlin, aus Rügen, von den französischen Schlachtfeldern (S. 789), besonders jene Frühlings- und Vorfrühlingslandschaften, in denen der ganze Zauber des jungen tastenden Werdens zittert, aus denen Osterglocken und Lerchenlieder klingen. Die sehnsüchtig gen Himmel gereckte Baumsilhouette, der erste Knospenflaum über einem Dornenstrauch, die schaukelnden Kätzchen an einer Weiden- oder Erlengruppe, das zitternde Nadelfiligran an jungen Fichten oder tiefschwarzen dunklen Tannen, dahinter der blauverklärte Duft der Ferne, der dem Auge noch wer weiß welche Wunder zu ahnen gibt, darüber die bald majestätisch, bald mild vertraut leuchtenden Sterne; dann drinnen in der immer etwas mittelalterlich angehauchten Stadt die steilen Gassen und die heimeligen Winkel, die Brücken und Torbogen, die geduckten Häuserreihen, aus denen vereinzelt ein goldgelbes verspätetes Licht herausleuchtet — das ist Mohns Welt, und wenn sie vor uns heraufsteigt, schreiten Volkslied und Märchen ihr zur Seite. Seine malerische Begabung war beschränkt, die Farbe war ihm, wie sie's unsern großen Koloristen war, nie künstlerischer Selbstzweck, sondern fast immer nur Beigabe und Schmuck; was aber mit Zeichenstift und schlankem Pinsel den Umrissen der Dinge an Melodie und Stimmung zu entlocken ist, das hat er uns geschenkt — wie nur wenige in so schlichter deutscher Sprache und aus so bescheidener, hingebungsvoller Liebe heraus.



Paul Mohn: Goldene Abendsonne. Federzeichnung.






Die Malatesta

Novelle von Paul Steinmüller

II (Schluß)

Die Nachbarschaft bedauerte, daß die Ereignisse gerade jetzt sich häuften. Man rüstete sich für die Ernte und kam wenig zusammen. Im Winter hätte man für Jagdessen und zehnstündige Gesellschaften den Gesprächsstoff nötiger gehabt als jetzt. Und wie häufte sich dieser! Des Assessors Letzow aufgelöste Verlobung mit Käthe Walter, die Bewerbung des jungen Friedrichshorsters um Felicitas Adlung, endlich die Regulierung der Verhältnisse auf Volkshagen.

Dem Assessor verziehen alle ohne weiteres; Käthe Walter allein mußte schuld haben. Axel war der Mittelpunkt aller Basare und Wohltätigkeitsveranstaltungen, er hatte die pommersche Sitte zu durchbrechen gewagt, hatte nach den Diners das Rauchzimmer, in dem die Herren ordnungsmäßig beisammen saßen, verlassen und mit Musik und hübschen Einfällen die Damen unterhalten. Diese erklärten sich einstimmig für Axel, und die Herren pflichteten ihnen allmählich bei.

Vorsichtiger beurteilten alle den Bund Erichs und Felicitas'. Beide waren nicht beliebt. Dieser Letzow hatte eine hochmütige Art zu übersehen, was sich des Ansehens für wert hielt; und Felicitas sprach von Raffael und Richard Wagner und schien damit zu betonen, daß sie lange in der bayrischen Residenz gelebt hatte. Man verlangte Anpassung an die heimischen Verhältnisse und nannte es unhöflich, wenn jemand sich nicht dazu bequemte. Da waren schließlich die Verhältnisse Adlungs, den man schon nahe am Bankrott gesehen, der einzige Gesprächsstoff, den man weidlich ausnutzen konnte.

Es war für die Nachbarschaft ein Glück, daß wenigstens die Hochzeit im Winter stattfand. Sie war bis nach Weihnachten verschoben worden, weil die Volzer Kirche, die mit dieser Feier zugleich eingeweiht werden sollte, noch nicht fertig war.

Helene Letzow hatte es sich nicht nehmen lassen, ihre Schwiegertochter für die Trauung anzukleiden; fast demütig hatte sie darum gebeten, und Felicitas hatte dankbar zugestimmt. In den neuen Räumen, in denen sie von jetzt ab leben sollte, war ihr die kleine freundliche Frau der einzige Mensch, zu dem sie sich hingezogen fühlte. Sie stand still und blaß da, als die Mädchen fortgeschickt waren und Helene Letzows feine Hände noch Bänder und Myrten an ihrem Kleide ordneten, und sah auf den kleinen Porzellanpagoden im Glasschrank, der immerfort mit dem Kopfe nickte. Das ist deine Rolle! dachte sie.

„So, liebe Tochter, jetzt bist du fertig!“ sagte die alte Dame.

„Dann also können wir den andern sagen lassen, daß sie abfahren?“

„Noch einen Augenblick!“ bat Helene Letzow. Sie hatte etwas auf dem Herzen, was sie Felicitas sagen wollte, und wußte nicht recht, wie. In diesem Moment fuhr Axel in den Hof. Sie standen beide am Fenster und sahen ihn, als er den Wagen um das Rondell lenkte.

„Er kommt also doch noch,“ sagte Helene und blickte Felicitas an.

Die bewegte zustimmend ein wenig den Kopf; ihr Gesicht war unbewegt, aber die Myrtenzweige, die auf der Brust befestigt waren, zitterten.

Nun wußte die alte Dame, daß die Neigung der beiden eine gegenseitige war. „Ist dir nicht wohl?“ fragte sie. „Du siehst übel aus.“

„Zuweilen ...“ antwortete Felicitas und drückte die Hand aufs Herz, als setze der Atem aus.

„Was ist zuweilen, liebes Kind?“

„Zuweilen habe ich entsetzliche Furcht,“ sagte sie.

Helene Letzow nötigte sie, sich niederzusetzen. Ihr Herz schlug ebenso stürmisch wie das der jungen Frau. Nie hatte sie eine Klage von Felicitas gehört, und nur einmal die Angst in ihren Augen gelesen, als sie ahnungslos darüber zukam, wie das Mädchen sich der Umarmung des Bräutigams entwand. „Kind, die Furcht lernen wir alle kennen,“ sagte sie leise.

„Alle?“

„Alle, Felicitas! Einige früher, einige später, es ist das ein Stück Frauenlos. Es



kommt nur darauf an, daß wir unsre Pflicht erkennen."

Richtig, die Pflicht! Das Wort, das Felicitas sich unablässig vorgesprochen, war wieder da, und sie konnte sich an ihm aufrichten. „Mir ist schon besser," sagte sie mit einem Versuch zu lächeln.

„Eins will ich dir in dieser Stunde noch sagen," fuhr Helene fort. „Mir ist der einzige Wunsch meines Lebens versagt worden, ich habe keine Tochter gehabt. So bin ich immer allein gewesen. Mir könnte für mein Alter kein größeres Glück werden, als wenn du mir eines Tags dein Vertrauen schenktest. Ich kann viel verstehen."

„Liebe Mama, ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte Felicitas.

Aber Helene wehrte ab: „Nicht jetzt, meine Tochter! Vertrauen muß man sich verdienen; doch du wirst bald einsehen, daß auf dich bei uns eine Aufgabe wartet, die nicht ganz leicht ist. Die Letzowschen Männer haben alle vorschnelles Blut; ohne ihre Frauen würden sie gar bald in ihr Verderben rennen und umkommen. Das hat mir an meinem Hochzeitstage der Vater meines Mannes gesagt; er war ein kluger Herr, und ich gebe dir den Rat weiter."

Felicitas stand auf und sagte: „Ich will versuchen, mein Bestes zu tun."

„Gott segne dich, liebe Tochter!" sagte Helene.

Dann gingen die beiden Frauen zur Tür, an dem Glasschrank vorüber, in dem der Pagode noch immer eifrig nickte.

Inzwischen waren die Gäste an der Kirche vorgefahren. Durch die beiden südlichen Fenster fiel heller Sonnenschein, der die Flammen der Altarkerzen verdunkelte. So stellte sich das neue Werk glanzvoll dar. Axel hatte im Gutshause schnell die Begrüßung erledigt und war einer der ersten, der eintraf; dann kam Adlung mit zwei Tanten seiner Frau, alten Stiftsdamen in steifen Seidenkleidern, die etwas verschüchtert und zugleich selbstbewußt dreinsahen; zuletzt die Letzowsche Verwandtschaft aus den Industriebezirken: Männer mit kühlen Gesichtern, die große Brillanten in den Knopflöchern ihrer Hemden und Orden auf der Brust trugen, und Frauen, nach der neuesten Pariser Mode gekleidet.

Letzow ging lächelnd zwischen ihnen umher, wies ihnen die Plätze an, erklärte ihnen Einzelheiten der Ausschmückung und steuerte endlich auf Axel zu.

„Warum hältst du dich so abseits, lieber Junge?" fragte er. Aber Axel wünschte beharrlich, auf seinem Platze bleiben zu dürfen.

„Wir haben uns drüben nur flüchtig gesehen," fuhr Letzow fort. „Gefällt dir die Kirche so?"

„Sie ist recht hübsch, Onkel."

„Und, nicht wahr, von heute ab steht nichts mehr zwischen uns, mein Junge?"

Axel ergriff ohne Zögern die Hand, die sich ihm entgegenstreckte. „Nichts," sagte er und blickte den Onkel fest an.

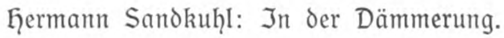
Letzow trat zurück. Sie konnten nicht weitersprechen, weil der junge Volontär von Volkshagen sich in ihrer Nähe aufstellte und die Orgel das Vorspiel begann.

Das Brautpaar trat ein, und Axel sah sich nach ihm um. Eine Frau unter den Zuschauern machte flüsternd eine lobende Bemerkung, denn die Katenleute beider Güter hatten heute auch Feiertag. Als er das hörte, stieg es heiß und zornig in ihm auf.

Warum ging Erich erhobenen Hauptes durch die Kirche, frei und stolz wie ein Sieger? Dieser kalte Geselle hatte ein unerhörtes Glück, und es schien, als bilde er sich darauf noch etwas ein oder stelle es gar als Verdienst dar, Felicitas errungen zu haben. Aber so war es immer. Der von Gott und Natur das Recht hatte, zu besitzen, wurde durch eine plumpe Zufallslaune zur Seite geschoben, und seinen Platz nahm einer ohne Freibrief ein.

Als seine Blicke Felicitas folgten, sah er seine Tante. Sie schaute ihn fest an, und er nickte ihr zu, er lächelte sogar. — Ruhe! Ruhe! Wohin trieben ihn denn seine Gedanken? Er hatte gelobt, verständig zu sein. Gut, daß er es getan hatte, sonst hätte er es nicht über sich gewonnen, hier als Zeuge dieser undenkbaren Verbindung zu stehen und später zu dem Paar zu treten und Glück zu wünschen. Es war ja eigentlich unmöglich, das zu ertragen. Er biß die Zähne aufeinander. Was war es, das, aus weiter Ferne kommend, sich zwischen seine heftigen Gedanken wie ein Wellenbrecher schob? Durch das Orgelspiel klang immer ein Motiv, bald von zarten, bald von starken Registern aufgenommen und weitergegeben, eine unbeschreiblich süße Melodie, die sich in ihrer beständigen Wiederholung ihm ins Herz grub





Hermann Sandkuhl: In der Dämmerung.

und seine Aufmerksamkeit forderte. Er kannte sie, denn er hatte sie selbst schon häufig gespielt, aber er wußte sie nicht unterzubringen und suchte qualvoll nach ihrem Ursprung. Da, als das volle Werk sie aufnahm, wußte er es: Wodans Abschied: Der diese Liebe mir ins Herz gelegt!

Er hatte in München lange an Wodans Abschied und dem Feuerzauber geübt, um ihn mit Felicitas spielen zu können, aber seine Abreise hatte ihn nicht mehr dazu kommen lassen; nun hörte er heute diese Melodie wieder, die ihn in jener Zeit schon so außerordentlich erregt hatte.

Gottlob, jetzt war es vorüber! Sie sangen das „Jesus, geh voran", dann erschien der Pastor und hielt seine Rede. Von Felicitas sah Axel nichts, sie verschwand in der Wolke von Mull und Seide, die vor dem Altar lag, und seine Gedanken gingen auf fernen Wegen in eine Zeit zurück, die heute ihren Abschluß fand. Wenn nur diese Melodie nicht gewesen wäre! Sie erklang wieder in dem leisen Spiel, das während des Ringewechsels ertönte, und nachher brausend am Schluß der Trauung; sie peinigte ihn, sie wühlte alles in ihm auf, stieß alle guten Vorsätze in ihm um. Eine heiße Quelle in der Tiefe regte sich. Und er wollte nicht nachgeben. „Der diese Liebe mir ins Herz gelegt!"

Plötzlich sah er in der Schar derer, die sich glückwünschend um das Brautpaar drängten, Felicitas stehen. Ihre Augen gingen suchend umher, bis sie ihn sahen; sie fragten: „Warum kommst du nicht?" Und da trat er auf sie zu und beugte sich über ihre Hand, ohne ein Wort zu sagen.

„Ich danke Ihnen!" sagte sie. Er wußte nicht, weswegen sie ihm danken konnte. Andre schoben sich heran; Axel stand neben Herrn von Adlung, dem die Tränen in den Bart liefen, und begann eine Unterhaltung. Er redete munter drauflos, ohne eine Antwort zu bekommen und ohne zu wissen, was er eigentlich sagte. Wenn er nur aus dieser Kirche erst heraus wäre! Das Nachspiel dauerte an, solange die Gäste blieben, und der junge Organist mit dem gepflegten Künstlerkopf schien auf dieses eine Motiv wie versessen zu sein. Endlich eröffnete das Brautpaar den Zug. Die Leute in den Bänken waren aufgestanden; einige versuchten, einen Gruß anzubringen, als Axel ihnen mit der Hand zuwinkte. Was war das nur für eine elende Komödie, in der er mitspielte! Ihm war sterbenselend zumute, und er lächelte. An der Spitze des Zuges ging eine in die Zukunft, die völlig dunkel vor ihr lag; und hinter ihm wurde ein Gespräch geführt von Männern, die ganz genau wußten, was sie taten. Ein Bochumer Vetter sagte zu Letzow: „Ist ja recht hübsch, diese Kirche, aber mir scheint, ein Herrenhaus hätte euch nötiger getan."

„Kommt auch noch, lieber Ulrich."

„Na ja, ich glaub' es schon! Sag' mal, wie haben die Leute dich hier genannt?"

„Den pommerschen Malatesta."

„Prachtvoll! Nun, ich trau' es dir zu, daß du noch die fünfzackige Krone auf dem Wappen führst."

Was der Alte erwiderte, verstand Axel nicht; er trachtete danach, aus der Hörweite der Sprecher zu kommen; und dann möglichst bald fort von hier! War er aber erst fort, wollte er sich nicht eher einstellen, als bis alles in ihm zur Ruhe gekommen war.

Scheinbar geschah das bald. Axel, der die wohltuende Wirkung der Arbeit gegenüber inneren Nöten kannte, stürzte sich mit einem Feuereifer in die Geschäfte, sobald er in sein Amt zurückgekehrt war. Das machte, daß man ihn jetzt auch als zähen Arbeiter schätzen lernte. Man wußte, er war ein findiger Kopf und besaß die Fähigkeit, sich schnell auf neuen Gebieten zurechtzufinden; kam die Unermüdlichkeit hinzu, so fehlte ihm nichts zu einem tüchtigen Beamten, der schwierige Posten ausfüllen konnte.

Und der alte Letzow arbeitete weiter für ihn, ohne daß Axel es wußte. Es war unbegreiflich, wie der Alte Verbindungen anzuknüpfen und auszunutzen verstand. Daß der Neffe ihm in jener bösen Stunde entgegengehalten, er wolle seinen Weg allein gehen, nahm er nur für den Ausfluß einer erregten Stimmung; er vergaß auch, daß einmal eine Wolke über seine Sonne gezogen war, die ihn erschreckt hatte. Torheit, nichts als jugendliches Aufbrausen! Beide Jungen hatten doch den klaren Letzowschen Kopf, der bei dem einen anders sich äußerte als beim andern, in allen Lebenslagen aber die herrschende Stellung behielt. Er ging also voll Zuversicht auf dem eingeschlagenen Wege weiter, und so geschah es, daß Axel tat=



sächlich stellvertretender Landrat wurde, als Hassensprung im Frühherbst um einen längeren Urlaub bitten mußte.

Es war selbstverständlich, daß Axel seit seiner Übersiedlung in die Kreisstadt wenigstens des Sonntags nach Volz fuhr; weil aber der dortige Wirtschaftsbetrieb nur auf die Versorgung der Hofleute eingerichtet war, mußte er das Mittagsmahl in Friedrichshorst einnehmen.

Letzow stellte das seiner Frau vor. Sie saß auf ihrem Fensterplatz und sah sinnend auf den Hof, während er sprach. Nun trat es also doch ein, was sie seit dem Beginn des Jahres gefürchtet hatte: die beiden sollten an demselben Tisch sitzen und harmlos miteinander verkehren. Aber es war nun einmal, da die Verhältnisse sich so gestaltet hatten, nicht zu umgehen, es wäre für die Zukunft sicherlich nicht zu vermeiden gewesen. Wenn dieses Zusammentreffen nur später eingetreten wäre! Aber die Angst, die in ihr beständig zitterte wie die Unruh in der Uhr seit jener Nacht, da sie dem Schicksal in die furchtbaren Augen gesehen, war auch wohl wirklich grundlos und nichts als das Nachklingen einer krankhaften Erregung, die nie zum Schweigen kam. Sie rief die Bilder der beiden, wie sie sich in den letzten Monaten ausgestaltet hatten, vor ihr Auge: Axels Briefe klangen ruhig und selbstsicher wie immer; vielleicht weniger heiter, aber nichts in ihnen verriet, daß seiner Seele Spiegel nicht klar und geglättet dalag. Und Felicitas, die sie beständig beobachtete, hatte sie völlig beruhigt. Ach, es war bei ihr wie bei allen Frauen, die vom Himmel für sich ein besonderes Gnadengeschenk erwarten und dann einsehen, daß sie sich mit der gangbaren Münze begnügen müssen. Zuerst ein leidenschaftliches Aufbegehren, ein schmerzhaftes Zucken der Jugend, die ihr blankes Idol umklammert; dann stummes Ermatten und Stillesein. Helene Letzow wußte, wie wehmutsvoll das alte Lied ausklang.

„Nun, Helene, bist du nicht einverstanden?" fragte ihr Mann.

Sie wandte langsam den Kopf. „Natürlich. Axel soll nur kommen!" sagte sie.

Am folgenden Sonntag kam er, und es war alles wie sonst. Es gab die vorzüglichen Gerichte, die noch immer nach rheinischer Art zubereitet wurden; Felicitas trug ihr schlichtes weißes Kleid, das sie mädchenhaft schlank erscheinen ließ, und Erich hatte wieder irgendeine praktische Neuerung ausgeklügelt, die er zum besten gab. Letzow war in bester Stimmung, ließ Champagner kommen und trank das Wohl des künftigen Landrats. Er merkte nicht, daß Axel dieses beständige Anspielen auf seine Zukunft unangenehm empfand. Dieser richtete endlich das Wort an Felicitas und erzählte, daß die Regierung sich nunmehr entschlossen habe, bei der Ausführung ländlicher Bauten dem Schönheitsgefühl Rechnung zu tragen; er war begeistert für diese Idee eingetreten und suchte sie, soviel in seinen Kräften stand, zu verwirklichen. Er hatte auch bereits Pläne gefaßt, wie er die Dorfhäuser in Volz, die dringend einer Erneuerung bedurften, verschönern könne.

„Das kann dich ein gutes Stück Geld kosten," lachte Erich. „Der Erfolg aber ist gleich Null. Kein Mensch wird dir das danken."

„Ich verlange das auch nicht," sagte Axel. „Wenn mein Dorf schmuck aussieht, so habe ich eben Freude daran."

Er sah Felicitas an; sie nickte ihm ruhig zu und sagte: „Sie haben sehr recht!"

„Also, ich bin überstimmt," entgegnete Erich. „Ich lasse mich von meiner Frau immer überstimmen, Axel. Sie hielt es im Gegensatz zu mir für nötig, dem alten Volkshäger Schloß eine gründliche Aufbesserung zuteil werden zu lassen. Auch in diesem Punkt habe ich nachgegeben, obschon es besser wäre, den alten Horst abzutragen und einen praktischen Neubau an seine Stelle zu setzen."

„Ich verstehe deine Frau vollkommen," sagte Axel.

„Das scheint so. Schöne Seelen haben immer Plätze, auf denen sie sich finden. Aber was ist das? Ihr seid Schwager und Schwägerin und redet euch noch mit Sie an. Ihr solltet Brüderschaft trinken!"

„Dazu wird sich später Gelegenheit finden," sagte Felicitas schnell. „Dein Vetter kennt mich ja kaum."

In ihre Stirn stieg ein tiefes Rot, das Erich nicht bemerkte; es hätte auch keine besonderen Gedanken in ihm erregt. Er gab sich zufrieden und versuchte, gemeinsam mit seinem Vater, Axel zu bereden, daß der alte Ausbau auf Volzer Gebiet, in dem der

dumme Christian hause, entfernt werde. Die Hütte beanspruchte eine Menge Unterhaltungskosten und war der Anlage eines längst geplanten Feldweges hinderlich. Axel versprach, sich den Ausbau anzusehen.

Am folgenden Sonntag fuhr er hinaus, ehe er auf Volz vorsprach. Das Haus lag abseits vom Wege, nur ein Fußsteig führte dahin; es war gekrümmt vor Alter, die kleinen grünen Fensterscheiben sahen wie blinde Augen unter dem Strohdach hervor, das, mit dickem Lauch bewachsen, über die durch einen Querschnittt geteilte Tür zu sinken drohte. Von zwei Seiten grenzte Ackerland an das Grundstück, von Süden eine Wiese; gegen Norden lag das Schwedenbruch mit dem tiefen Vorflutgraben, über den, einige hundert Schritt weiter, die Landstraße führte. An dieser Brücke hatte man einst unter den Trümmern des Letzowschen Gespanns den Toten gefunden.

Axel betrachtete das Haus aus der Entfernung; es sah außerordentlich malerisch auf dem flachen Lande aus, und ihm schien, als müsse ein Loch in dem Bild entstehen, wenn man die Hütte wegnehme. Schon in seiner Jugend hatte sie ausgesehen wie jetzt und phantastische Gedanken in ihm wachgerufen. Er ging weiter, und da er anfing, mit dem Fortbestand des alten Hauses zu rechnen, fand er bald einen Ausweg. Mit wenig Mühe war die Anlage des Weges von einer andern Seite her möglich.

Aber vielleicht hatte der alte Christian gewünscht, seine steifen Füße nicht länger vom Wirtschaftshof in die Einöde zu schleppen. Axel betrat die alten Steine, die vor der Tür lagen, und klopfte an. Nichts regte sich im Hause; die Sonnenwärme prallte von der Lehmwand ab und lag nun mit doppelter Innigkeit auf dem Granit, auf dem es sich blaue Fliegen wohl sein ließen. Endlich schlürften Holzschuhe über das Backsteinpflaster des Fußbodens, eine Hand tastete nach dem Schließhaken, und die obere Hälfte der Tür wurde aufgestoßen.

Der Alte sah noch genau so aus wie vor Jahren, als ihn Axel das letztemal gesehen hatte; der Kopf hing wohl etwas tiefer auf die Brust, aber das Gesicht war grau und durchfurcht wie ein alter Meilenstein, das Haar hing in dünnen weißen Strähnen unter der Mütze hervor, und in der Tiefe der blöden Augen spielten seltsame Lichter.

„Guten Tag, Christian,“ sagte Axel. „Kennst mich doch noch, Alter! Sage mal, hast du Lust, eine warme Stube auf dem Hofe zu beziehen?“

Christian sah ihn gleichgültig an, schien aber in seiner Erinnerung nach einem Namen zu suchen. „Ist das nicht unser Jungherr?“ fragte er endlich.

„Richtig,“ erwiderte Axel. „Hast du mich verstanden? Ich will wissen, ob du nicht lieber drüben in Volz wohnen willst?“

Der Alte zog die Mundwinkel herab, als wolle er weinen, und griff mit beiden Händen nach Axels Arm. „Je ja, Jungherr,“ sagte er kläglich, „Sie haben es wohl schon gehört, daß sie mich hier heraushaben wollen. Was unser gnäd'ger Herr ist, der war hier und hat's gesagt. Ach, nun nimmt man mir auch das letzte, was ich habe, meine paar Hühner und die Katze!“ Er fing wirklich an zu weinen; es war ein erbarmenswerter Anblick.

„Sei still, Christian!“ sagte Axel. „Wenn du nicht willst, soll dich keiner vertreiben. Du bleibst hier.“

Es dauerte einige Zeit, ehe der Alte dies begriff; er verstand überhaupt nicht, daß der Jungherr anders bestimmen konnte als sein Gebieter. Aber er klammerte sich an die Hoffnung, die ihm blieb, und zeigte eine überschwengliche Freude.

Axel beschloß, den Fortbestand der alten Hütte durchzusetzen. Er tat es auch und zeichnete Erich mit einigen Strichen auf, wie er sich die Anlage des Weges dachte. Der alte Letzow glaubte nicht, daß sich Axels Vorschlag durchführen lasse, und wurde mit Erich einig, sofort nach Tisch das Terrain darauf zu untersuchen; das war seine Art, Vorgänge, die ihm nicht einleuchteten, auf der Stelle aufzuklären, und daran hinderte ihn auch der Sonntag nicht.

Die Erwägungen über Möglichkeit oder Unmöglichkeit bildeten noch das Tischgespräch, und Axel, der besorgt war, daß die Damen sich herzlich dabei langweilten, versuchte lange vergebens, ein andres Thema anzuschlagen. Er spürte mehr als vor einer Woche, daß Felicitas völlig gleichgültig war, und das beruhigte ihn. Es war so wohltuend, zu wissen, daß die Zeit, da er sie heimlich umworben hatte, keinen Eindruck auf sie gemacht, daß sie still sich in ihr Los gefügt hatte, und er allein den Schmerz empfand,


66*



den ihr Verlust ihm angetan hatte. Er fühlte sein leises Nagen jedesmal, wenn er in ihre Nähe kam, und bemühte sich dann eifrig, heiter zu erscheinen. Allmählich würde das absterben; er konnte ihr dann noch ein guter Freund sein.

Der Onkel hatte ihn aufgefordert, mit ihm und Erich nach Volz zu fahren, aber er mochte dem alten Christian nicht wieder begegnen. Überdies mußte er zeitig in die Stadt zurück. Er bat also, den Damen bis zur Kaffeestunde Gesellschaft leisten zu dürfen. Helene Letzow, die das Ruhen nach dem Essen für ungesund hielt, machte um diese Zeit ihren Gartenspaziergang; so gingen die drei auf den schmalen Wegen des Gartens, der hinter dem Hause lag und bis zu den Wiesen hinabging, die Damen voran, Axel erzählend hinter ihnen. Der Sonnenschein war so warm, daß man glauben konnte, der Sommer denke nicht an den Abzug, und von Buchs und Reseden stieg ein herber Geruch auf. Axel betrachtete Felicitas. Wie sie vor ihm dahinschritt in ruhiger Festigkeit, die Locken hinter ihren Ohren sich hoben und senkten, wenn ein Lufthauch durch den Garten strich, und das Kleid in rhythmischer Bewegung um ihre Füße wehte, erschien sie ihm schöner als jede Frau, die er gesehen hatte.

Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke, den er sofort aussprach: „Gnädige Frau, wir könnten doch eigentlich ein wenig musizieren!"

Wenn das Auftauchen und Weitergeben dieses Gedankens nicht so schnell aufeinander gefolgt wäre wie Stich und Blut, dann wären sie weiter um die Beete gegangen, bis der Gong zum Kaffee rief. Nun aber rollte die Kugel.

Felicitas blieb stehen und sagte: „Warum nicht, Herr Assessor? Mein Flügel steht hier. Aber wir können Mama nicht allein lassen."

„Mama setzt sich vielleicht zu uns; nur die Noten fehlen."

„Oh, für Noten ist gesorgt!"

Helene Letzow sah die beiden an, auf deren Gesichtern die plötzliche Erregung ihre Flammen schlug; aber es war ein reines Feuer, meinte sie, und es wäre ihr peinlich gewesen, neben dem Flügel als Hüterin gereifter Menschen zu sitzen.

„Spielt nur!" sagte sie. „Wenn ich meine vorschriftsgemäße Anzahl Schritte gemacht habe, setze ich mich zu euch."

Axel machte eine liebenswürdige Bemerkung über die Pedanterie der Tante, dann ging er mit Felicitas auf das Haus zu, eilig wie Kinder, die durch eine langweilige Pflicht ihrem Spiel ferngehalten wurden.

Helene ging auf und nieder und betrachtete die gelben Wespen, die in launischem Flug sich durch die Luft schwangen. Die Fenster des Zimmers, in dem der Flügel stand, wurden geöffnet; Felicitas lehnte sich heraus und hob grüßend die Hand.

Wie freut sie sich, daß sie spielen kann! dachte die alte Dame und schämte sich gleichzeitig, daß eine Stimme in ihrem Inneren etwas Verdächtiges lautwerden ließ.

Axel hatte den Deckel des Instruments geöffnet und suchte unter den Noten, die sie ihm reichte; es waren dieselben, aus denen sie vor drei Jahren gespielt hatten. Sie saß vor den Tasten und übte einige Läufe; sie hatten noch kein Wort miteinander gesprochen, seitdem sie Helene Letzow verlassen hatten.

„Dies Adagio?" fragte er. Sie sah auf, strich eine Locke von ihrer Stirn, nickte und schob den Klaviersessel näher; dann begannen sie. Zunächst zaghaft. Jeder spielte seinen Part genau ab, doch es lag zuviel Zeit zwischen München und heute, die persönlichen Eigenheiten schlossen sich nicht mehr zu einer Einheit zusammen. Felicitas atmete auf, als sie am Ende waren, und schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Ich habe nicht gut gewählt," sagte er. „Entsinnen Sie sich, daß wir uns damals auch mühsam aneinander gewöhnten! Wir müssen ein Stück mit strafferem Rhythmus nehmen. Belieben Sie die Fidelio-Ouvertüre?"

„Gut!" erwiderte sie. Und jetzt näherten sie sich; einer fühlte, wie der andre ihm entgegenkam und nachgab, und die Töne flossen zu einem Strom zusammen. Bei dem brausenden Finale, aus dem Beethoven plötzlich das jubelnde Motiv der Gattenliebe auftauchen läßt, klang das Spiel, als sei es von einem Geist beseelt. Axel spielte auswendig; er sah auf die Frauenhände, die über die Tasten glitten.

„Wie schön!" sagte er am Schluß.

„Wir sollten nicht mehr spielen," setzte Felicitas hinzu. Sie stand auf und trat an das Fenster. Helene stand an einem Rosenstrauch und schien einige verdorrte Blätter auszuzupfen.



„Sind Sie müde?“ fragte er. „Dann unterlassen wir es.“

Sie schüttelte den Kopf: „Nicht müde!“ Sie konnte ihm doch nicht zeigen, daß ihre geheimsten Gedanken, die wie stumme Gefangene gefesselt in der Tiefe der Seele lagen, von der Musik erweckt, aufstanden, ihre Ketten schüttelten und nach Erlösung riefen. „Nicht müde! Nur ...“

Er stand neben ihr und hatte einige Notenblätter in der Hand. „Ich hätte nur um eins noch gebeten,“ sagte er. „Aber das bleibt uns ja. Ich hoffe, wir spielen wieder häufiger.“

„Was haben Sie da?“ fragte sie, und als er ihr das Blatt reichte, sah sie schnell hinein. „Das?“ sagte sie. „Das?“

„Wodans Abschied,“ nickte er. „Sie übten doch noch daran, als meine überstürzte Abberufung erfolgte. Ich habe es nie mehr gespielt; aber als die Bolzer Kirche eingeweiht wurde, hörte ich es wieder. Seitdem wünsche ich sehnlichst, es noch einmal zu spielen.“

„Ja,“ sagte sie ein wenig lächelnd, „der Lehrer unsrer Schule hat meine Noten am eifrigsten benutzt und sitzt oft stundenlang vor der Orgel, auf der er Opern spielt.“

„Nun, an jenem Tage hatte er das Rechte getroffen,“ fuhr er fort. „Ich denke, wir spielen den ‚Abschied‘ doch noch!“

Axel hatte die Noten aufgelegt, Felicitas schlug den ersten Akkord an. Stürmisch brauste die Leidenschaft empor und flutete wieder zurück; es war kein fester Rhythmus in diesem Spiel, aber sie verstanden sich jetzt: sie löste die Motive aus, er nahm sie auf. Der Text stand über den Reihen, sie wußten, was die Töne sagten, sie hätten es auch ohne Worte gewußt: Der diese Liebe mir ins Herz gelegt ...

Die Luft zitterte; eine Wespe flog durch das Zimmer, stand eine Weile flügelschlagend in dem Sonnenschein und schoß dann durchs Fenster in das Freie. Die beiden Menschen atmeten schwer; was sie sorgsam voreinander gehütet, das dolmetschte die Musik. Und plötzlich konnten sie nicht weiter, mitten im Feuerzauber glitten ihre Hände von den Tasten; sie sahen einander ernst an und, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, küßten sie sich ...

Helene Letzow war müde geworden, aber sie wollte nicht in das Haus gehen; sie nahm einen Sessel und setzte sich in den Sonnenstreifen, der vor der Klematislaube lag. Die Töne drangen an ihr Ohr, sie hatten etwas Einschläferndes. Plötzlich fuhr sie auf. Sie mußte eingeschlafen sein. Das Klavierspiel war verstummt, nur die Insekten brummten über den Rabatten, und diese jähe Stille wirkte beängstigend. Die alte Dame erhob sich und blickte wirr umher; sie wußte nicht, was geschehen war, und fühlte doch, daß etwas vor sich ging.

Da kam Felicitas vom Hause her, und sie ging ihr mit seltsamen Gefühlen entgegen. „Habt ihr genug für heute?“ fragte sie.

Die junge Frau nickte und sah dabei so feierlich und freundlich aus, wie Helene sie nie gesehen hatte.

„Ich möchte Ihnen mitteilen, liebe Mama, daß Axel jetzt abfahren will,“ sagte sie.

„Jetzt? Warum?“ fragte Helene Letzow und blieb stehen.

„Wir wissen nun, daß wir zueinander gehören,“ sagte Felicitas. „Es ist besser, er geht heute, ehe die andern zurückkommen.“

Helene schob die Brille gerade und sah Felicitas an, denn es klang das Ungeheuerliche so ruhig, als ob der Wahnsinn aus ihr redete. Da nutzte kein Klagen und Fragen, eine neue Last wälzte sich auf ihre Seele; sie senkte ergebungsvoll den Kopf. „Und was soll nun werden?“ fragte sie.

„Nichts!“ sagte Felicitas. „Wir sind ja froh, daß es so ist, und daß wir es wissen.“

Nein, gegen diesen kindlichen Glauben, der sich seines Glückes sicher glaubte, weil er es von fern gesehen, war mit Gründen und Vorstellungen nichts auszurichten. Und warum zerpflücken und zertreten, was den Höhepunkt im Leben des Weibes bildet und nach dem Tausende vergeblich die Hände ausstrecken? Nur darum, weil es zu spät kam und weil sie, Helene Letzow, es nie besessen und es nicht verstand? Sie wußte: das zu tun, war so menschlich, und vielleicht hatte sie als Erichs Mutter sogar ein Recht dazu. Aber sie brachte es nicht übers Herz. In dem langen Leben blühte das Glück so spärlich. Und obgleich sie fühlte, daß die doppelte Last für sie zu schwer sein würde, spürte sie doch Dankbarkeit, daß Felicitas sie ihres Vertrauens wert gehalten hatte.

„Kind! Kind!“ sagte sie kopfschüttelnd und nichts weiter.



Axel kam nicht häufiger, eher seltener, und es fiel nicht auf, daß er wieder sein altes heiteres Wesen zur Schau trug, das in der letzten Zeit unter Zerstreutheit gelitten hatte. Es fiel auch nicht auf, daß er mit Felicitas häufig spielte, und daß diese es am folgenden Sonntag nicht ablehnte, mit Axel Brüderschaft zu schließen. Letzow schien es vergessen zu haben, welches der Anlaß zu dem ersten Zwist mit seinem Neffen gewesen war. Aber auch Helene, die angstvoll achtgab, fand nichts, was sie beunruhigt hätte.

Keine Miene, kein Blick, kein Wort verriet, wie sie zueinander standen; sie waren glücklich in der Gewißheit gegenseitigen Besitzes und schienen nicht mehr zu verlangen, als still beieinander zu sein.

An den Tagen, wo Axel nicht da war, litt der Verkehr der vier Menschen freilich unter Erichs mürrischem Wesen, für das man keine genügende Erklärung fand. Er gab an, daß ihn allerlei Verdrießlichkeiten plagten; Axel werde, wenn er Landrat sei, natürlich Volz selbst bewirtschaften wollen. Was solle dann aus ihm werden? Denn sein Vater sei noch zu rüstig, um sich zur Ruhe zu setzen, und unter seine Vormundschaft wolle er sich nicht stellen. Ein Ausweg sei, nach Volkshagen überzusiedeln und für den Schwiegervater die Wirtschaft zu führen; der aber habe diesen Vorschlag kühl abgelehnt.

Die Damen schwiegen, wenn Erich dies sagte. Der alte Letzow fand es höchst überflüssig, sich um Dinge, die noch in weiter Ferne lagen, den Kopf zu zerbrechen. Hassensprung werde wieder gesund werden und Axel zur Regierung zurückkehren, und in bezug auf Adlung meinte er, es sei unklug, das Eisen zu schmieden, ehe es Zeit sei. Als Erich sich trotz alledem nicht überzeugen lassen wollte, schüttelte er den Kopf; daß sein praktisch abwägender Sohn ein Grillenfänger wurde, verstand er nicht.

In der ersten Hälfte des Dezembers war in Friedrichshorst und Volz Jagd angesagt. Die Gäste waren vollzählig eingetroffen und in bester Stimmung, denn es war Neuschnee gefallen, die Sonne stand an wolkenlosem Himmel, und da die Letzows Wert auf einen guten Wildstand legten, waren alle Aussichten auf Erfolg vorhanden. Die Herren saßen bei einem kräftigen Frühstück und fingen bereits an, Erinnerungen an alte Heldentaten auszutauschen.

Der junge Referendar vom Amtsgericht schmunzelte und wandte sich endlich an den Volontär von Volkshagen, der an seiner Seite saß. „Sie sind in dieser Gegend bekannt, mein Herr?"

„Einigermaßen. Ich bin seit zwei Jahren hier."

„Ich habe gehört, daß gerade in diesem Landesteil noch so viele alte Rittersitze existieren sollen."

„Das ist auch der Fall."

„Aber ..." Der Referendar sah sich suchend im Kreise um.

„Nun," sagte der Volontär, „die Herren müssen ja nicht gerade hier sein."

Einen Augenblick sah der Referendar den andern an, dann nickte er. „So, so!" sagte er. „Verzeihung! Ich dachte nur daran, daß es doch ein einflußreiches Haus ist, das sich auch mit dem Adel verschwägert hat."

Helene Letzow saß oben am Tisch und leitete mit den Augen die bedienenden Mädchen. Felicitas, die in der Mitte der Tafel saß, unterhielt sich mit ihrem Vater. Immer, wenn sie bei ihm war, hatte sie den brennenden Wunsch, zu wissen, ob er glücklich sei. Er mußte ihr auf hundert Fragen Bescheid geben, und er tat es mit Geduld und während ein nachsichtiges Lächeln auf seinem Gesicht lag. Es schien, als sei er in Felicitas' Gegenwart von einem Schuldgefühl befangen, das ihn unfrei machte.

Die Gesellschaft erhob sich, als die Leiterwagen vorfuhren, auf denen die Schützen an den Ort des ersten Treibens befördert werden sollten. Man zog die Lederwesten über, prüfte die Gewehre und vergewisserte sich, ob die nötige Anzahl Patronen in Gurt und Beutel war. Das Eßzimmer, in dem soeben noch laute Reden hin und her flogen, lag jetzt beinahe öde da; nur Felicitas stand am Fenster, um die Abfahrt der Herren zu sehen.

Plötzlich trat Axel auf die Türschwelle und kam, als er Felicitas entdeckte, schnell auf sie zu. „Ich wollte dir noch besonders Lebewohl sagen, Lizi," sagte er.

„Ich wünsche dir Weidmannsheil," erwiderte sie.

„Im Ernst?" fragte er. „Dann darf ich hoffen, daß du mir eine Bitte erfüllst. Wir müssen uns endlich einmal sprechen, Feli-



citas, denn seit mehr als zwei Monaten wissen wir, daß wir uns lieben, und haben nur gleichgültige Worte vor den andern gewechselt; ich habe seitdem nur deine süßen Hände geküßt. Heute müssen wir uns klar werden, was geschehen soll."

„Was könnte geschehen?" fragte sie.

„Deinem geraden Sinn muß dieser unklare Zustand so unerträglich sein wie mir," entgegnete Axel.

Sie nickte nur ein paarmal vor sich hin.

„Dennoch kann es nicht immer so weitergehen," sagte er. „Du möchtest das auch nicht, du würdest das gar nicht ertragen."

„Nein," sagte sie. „Ich habe jeden Gedanken an die Zukunft ängstlich abgewiesen, aber ich wußte, daß sie kommen und ihr Recht fordern würde."

„Und darum dürfen wir uns nicht von ihr überraschen lassen," fuhr er fort. „Es kann jeden Tag geschehen, daß ich abberufen werde, und Briefe schreiben, die gegen dich zeugen könnten, mag ich nicht; also warten wir nicht länger. Vielleicht fände sich heute abend eine Gelegenheit, aber wir wären nicht ungestört, und außerdem, in dieses Haus, das die Tante bewohnt, soll nicht der Schein eines Unrechts getragen werden. Wir werden auf Volz frühstücken; wenn wir aufbrechen, werde ich zwei Treiben versäumen und nach dem Ausbau, in dem der alte Christian wohnt, gehen. Darf ich dich dort treffen?"

„Ich werde da sein."

„Und fürchtest dich nicht?"

„O nein!" rief sie, und strahlende Freude brach aus ihren Augen. „Wenn du da bist!"

Axel war von Glück überwältigt; er wollte ihre Hände ergreifen und sie küssen, aber sie bog sich zurück. Ein Mädchen war eingetreten, das etwas zu suchen schien; gleich darauf erschien Erich.

„Bitte, Felicitas, halte Axel nicht auf," sagte er. „Du kannst heute unmöglich mit ihm à quatre mains spielen. Übrigens kann ich mich, da ich dich doch zufällig einmal treffe, gleich von dir verabschieden. Leben Sie wohl, gnädige Frau, und wünschen Sie mir Arm- und Beinbruch!"

Er schwenkte ironisch den Hut und machte eine tiefe Verbeugung; Axel bedeutete ihm mit den Augen, daß das Mädchen im Zimmer sei, aber er lachte nur kurz auf und zog den Vetter mit sich fort.

Die Jagd begann auf Friedrichshorster Gebiet mit einigen Kesseltreiben, den kurzen Nachmittag wollte man benutzen, um die Gehölze von Volz durchtreiben zu lassen. Es war reichlich Wild da; auch die schlechten Schützen kamen auf ihre Rechnung. Bei dem Frühstück, das auf der Diele des alten Volzer Gutshauses gereicht wurde, sah man deshalb nur fröhliche Gesichter. Erich ärgerte sich, daß die Angaben der Schützen sich nicht mit der Strecke deckten, und versuchte, bei einigen Herren, denen er im Jagdeifer übertriebene Ansagen zutraute, eine Berichtigung zu erzielen. Aber er hatte nun einmal kein diplomatisches Talent und wurde abgewiesen. Wenn er einen Verdruß durch Höflichkeit verschleierte, trug er immer eine bittersüße Miene zur Schau, die sein wahres Wesen verriet. Er drängte endlich, daß man aufbreche; die Sonne stehe schon tief, und der Wintertag sei bald zu Ende.

Die Herren rüsteten sich, denn im Schwedenholz war ein wohlgepflegter Fasanenbestand, und die anregendste Jagd stand ihnen noch bevor.

Als das erste Treiben angeblasen wurde und die Treiber ihre Klappern rührten, stand Erich an der Stelle, wo das Bruch in einem spitzen Winkel an die Wiese stieß; er hatte sich den Stand gewählt, um die beiden nach rechts und links von ihm auslaufenden Flügel der Schützen übersehen zu können; man konnte so am besten die Leute kennen lernen, die auf Fasanenhennen schossen und Hähne anschreiben ließen. Obschon er nicht Herr dieser Jagd war, fühlte er sich verpflichtet, auf alles zu achten, und sein Mißtrauen machte ihn zu einem unbequemen Beobachter. Er schoß einen Hasen und wartete, daß ihn Wild anfliegen sollte. Plötzlich hörte er hinter sich ein leises Geräusch; er wandte sich um und sah einen Fasan durch das Gras laufen. Das Tier, das seitlich, von ihm ungesehen, durch die Schützenkette gekommen war, hob stolz seinen langen Schweif und flog dann klatschend auf; sein Gefieder glänzte in den schrägen Sonnenstrahlen wie Gold.

„Nette Jäger das!" murmelte Erich, aber er kehrte sein Gesicht nicht wieder dem Bruch zu. Weit hinten in der Landschaft fesselte seine Blicke ein Punkt. Es ging da jemand über das Feld, der den schmalen Fußsteig verfehlt zu haben schien. Gewohnt, alles,

was sich auf seinem Gebiet und in der Nachbarschaft regte, zu beobachten, hatte der einsame Mensch sofort seine Aufmerksamkeit. Sobald er das Nahen eines Wildes hörte, hob er zwar die Flinte, gleich danach aber schaute er wieder aus. Wer hatte da drüben etwas zu suchen? Es war die Zeit, da jeder auf seinem Posten zu stehen hatte. Allmählich erkannte er, daß es eine Frau war, die da ging, und wieder nach einer Weile sah er, daß sie Felicitas glich. Sie ging vorsichtig, nach einem Weg suchend, über die Wintersaat auf den Ausbau zu. Ihr Erscheinen löste eine Kette von Fragen in ihm aus. Sie hatte in der letzten Zeit einen Hang zur Einsamkeit gezeigt und war in ihrem Lodenkleid durch das Bruch und über die Felder gewandert, obschon sie für den Fortgang der Ackerwirtschaft kein Verständnis zeigte. Aber, wenn sie das Alleinsein liebte, was tat sie jetzt hier? Und was führte sie zu dem tollen Christian?

Eine heftige Neugier überkam ihn; er wollte auf der Stelle wissen, was sie dort suchte, und machte einige Schritt auf die Wiese hinaus. Er sprang über einen Graben, glitt aus und fiel in das braune Wasser, das ihm ins Gesicht spritzte. Gleichzeitig hörte er, wie die Treiber aus dem Gehölz traten; Schüsse fielen nicht mehr; man hatte ihn bemerkt und rief ihm zu, wohin er denn gehen wolle. Er schämte sich jetzt seines übereilten Entschlusses; Felicitas war nicht mehr zu sehen, und er kehrte um.

Die Herren rückten weiter nach rechts und nahmen die bezeichneten Stände ein. Man hatte es eilig, vorwärtszukommen, denn die Sonne stand nicht mehr fern vom Horizont; dies war aber nicht der Grund, daß bei dem folgenden Treiben viel Wild durch die Kette der Schützen ging. Erich, der es beobachtet hatte, war deswegen sehr ärgerlich.

„Ich glaube, meine Herren, es wird sehr schlecht geschossen," sagte er. „Das Raubzeug wird morgen an dem angeschweißten Wild seine Freude haben." Er hörte, daß der kleine Referendar vom Amtsgericht eine halblaute Bemerkung machte. „Gerade bei Ihnen ist reichlich freie Bahn gewesen," sagte er mit einem Versuch, zu lächeln, der ihm mißlang.

„Kein Wunder, Herr Letzow!" sagte der. „Ich schieße grundsätzlich nicht weiter als auf fünfzig Schritt."

„Das war auch nicht nötig," erwiderte Erich; „die Stände sind genau vermessen."

„Wir sind aber weiter auseinandergezogen worden," beharrte der Referendar.

„Nicht möglich!"

„Bitte, meine Herren!" sagte der Kleine. Und die andern bestätigten es, daß die Glieder der Schützenkette durch einen weiteren Zwischenraum getrennt waren. Erich, der alles aufs sorgfältigste eingerichtet und die Vermessung persönlich überwacht hatte, war am letzten Posten gestanden und wollte es nicht glauben, daß ein Fehler gemacht sei.

„Dann sind eben die Schützen nicht vollzählig," sagte der Referendar.

Erich sah sich im Kreise um und überzählte die Anwesenden. „Wo ist Axel?" rief er plötzlich.

„Wenn der Herr Assessor noch nicht hier ist," sagte der Volontär von Volkshagen, „so wird er sich im Haus versäumt haben; er kehrte um, weil er sich Patronen holen wollte."

„Wie rücksichtslos, zu gehen, ohne sich abzumelden!" sagte Erich zu seinem Vater, der ihm zunächst stand.

Aber der Alte redete begütigend auf ihn ein, und man schickte sich an, die Stände für das letzte Treiben einzunehmen. Plötzlich sah Erich, wie Axel ohne besondere Hast herbeikam, von einigen Herren lustig angerufen wurde und dann ohne Umstände sich in die Reihe gliederte. Erich war für das Korrekte. Alles, was nicht korrekt war, war ihm zuwider. Deshalb alle Sorgfalt und Mühe, die er aufwendete, um, wenn er Gäste bei sich sah, ihnen zeigen zu können: Seht, das ist mustergültig! Da er Herzlichkeit nicht bieten konnte, war dieser zum Etikettenhaften erstarrte Ordnungssinn ein schlechter Ersatz, und er wußte nicht, daß man von ihm als von einem schlimmen Pedanten sprach.

Jetzt mußte ihm das mit seinem Vetter auf der eignen Jagd passieren! In seinen Augen war das ein grober Verstoß gegen den Anstand, aber Axel hatte so etwas Geniales in seiner Art. Deshalb ließen sich die Leute auch allerlei von ihm gefallen; wer nicht den Spieß elegant umzudrehen verstand, wäre übel bei ihnen angekommen.

Und dieser Verstoß gegen die Jagdordnung nun bloß deshalb, weil er nicht aufgepaßt und sich nicht mit Patronen versehen hatte.

Steht vom Frühstück auf und sieht nicht nach, ob der Gurt gespickt ist! Und schließlich hätte ihm jeder doch leihen können. Übrigens hatte er allein der Patronen wegen nicht ein paar Treiben versäumen müssen; er hätte längst hier sein können. Axel war doch ein guter Fasanenschütze und würde die Treiben am Schwedenholz nicht versäumt haben, wenn ihn nichts Wichtiges zurückgehalten hätte. Aber was? Mit dem Jagdessen hatte er nichts zu tun; ärgerliche Dinge verstand er sich vom Leibe zu halten; übrigens sah er nicht ärgerlich aus.

Als Erichs Gedanken bis zu diesem Punkt angelangt waren, fühlte er einen Schreck wie einen Riß durch sich hingehen. Ein schmählicher Verdacht! Er schüttelte die Schultern. Aber das half nicht. Siedendheiß stieg es in ihm hoch, heiß und vergiftend. Und dieser bohrende Gedanke war wie das Haupt der Hydra: soeben abgeschlagen und zehn andre an seiner Stelle. Warum ging Felicitas um diese Zeit, just um diese Zeit, da Axel fort war, auf den Ausbau zu? Sie ging frei und öffentlich über den Acker. Ja, aber vom Schwedenholz aus hätte kein Mensch sie gesehen, wenn er nicht da, wo Erich stand, gestanden hätte. Und warum standen die beiden am Morgen allein im Eßzimmer? Er hatte das als völlig bedeutungslos angesehen, jetzt wurde es ihm wichtig. Der Gedanke grub weiter. Wann hatte er sie noch gesehen, wie sie miteinander sprachen und sich ansahen. Nie, nie! sagte sein Verstand. Was wußte er über ein Einvernehmen der beiden sonst noch? Nichts! gestand er sich. Einmal hatte er aufgefangen, wie die Rede davon war, daß sie sich in München kennen gelernt hatten. Das war lange her. Aber Axel erwähnte das nie und Felicitas auch nicht. Und sie hatte ihn doch geheiratet!

Er häufte die Gegengründe wie ein bedrohter Posten, der sich hinter Felsen verschanzt, damit die Geschosse abprallten. Es war Unsinn, so etwas von Axel zu glauben; der war ein Gentleman. Unsinn, Gemeinheit der menschlichen Natur!

„Tiroo!" rief ihm sein Nachbar zu, weil ihn Fasanen anflogen. Er hob die Flinte; es hing rot vor seinen Augen, und er schoß vorbei. Dasselbe wiederholte sich zweimal.

„Ei, ei!" rief der Referendar, der ihn aufmerksam gemacht hatte. „Jetzt sind wir vollzählig, und es wird noch schlecht geschossen."

Der Volkshäger Volontär auf seiner andern Seite hatte es auch gehört und lachte. Erich ärgerte sich; er versuchte noch einmal und schoß wieder zu kurz. Da hängte er sein Gewehr über die Schulter und wartete, bis die Treiber herankamen.

Herr von Adlung ging neben Werner zu den Wagen, und dieser erzählte, wie übel der junge Letzow zuletzt abgeschnitten hatte.

„Wissen Sie, lieber Werner, was ich wünsche?" sagte Adlung. „Es wäre Nacht und wir führen nach Hause."

„Haben Sie Verdruß gehabt?" fragte Werner.

„Nicht im geringsten. Aber eine Jagd auf oder mit Friedrichshorst hat immer für mich etwas Aufregendes. Sie waren doch auch bei dem Essen im ‚Deutschen Hause', nach dem der alte Triebsen uns seine Erfahrungen bei Klinghammer erzählte. Und heute weissagt das Gesicht des guten Erich einmal wieder Unwetter. Es ist lächerlich, sich wegen Axels Entfernung in solcher Weise gehen zu lassen, und mich soll's wundern, ob er nicht noch vor versammeltem Publikum einen Ausfall auf seinen Vetter macht."

Auch andre hatten ihre eignen Gedanken über diesen Zwischenfall, ohne sie indessen zu äußern; der alte Letzow tat das Seine, die Gäste zu unterhalten, und als man in Friedrichshorst eintraf, hatten die meisten den unangenehmen Vorfall vergessen.

Es war bestimmt, daß die Herren sich auf ihre Zimmer zurückziehen und ruhen sollten. Das Jagdessen begann erst um sieben Uhr, und man mußte nach dem anstrengenden Tag Kräfte sammeln.

Erich stand in seiner Kammer und zog die feuchten Jagdstiefel von den Füßen. Der eine Gedanke bohrte noch immer in ihm, ja, er litt jetzt mehr unter ihm als vorher. Er beschloß, sich auf der Stelle Klarheit zu verschaffen, fuhr in die Schuhe, die da standen, und ging hinab. Im Eßzimmer schritt seine Mutter um den Tisch und sah nach, ob alles geordnet sei. Er blieb in der Tür stehen und fragte: „Ist Felicitas nicht hier?"

„Sie ist nach oben gegangen, um sich anzukleiden," antwortete Helene Letzow; sie ordnete einige Tannenzweige auf dem Tischtuch und sah nicht auf. Erich stieg die Treppe



empor und klopfte an die Tür des Schlafzimmers; sie war verschlossen.

„Bist du hier, Felicitas?" fragte er am Schlüsselloch. Es dauerte eine kurze Zeit, ehe er Antwort bekam, und er hörte währenddessen deutlich das hastige Rauschen von Kleidern. „Felicitas!" rief er; sein Mißtrauen wuchs ins Ungeheuerliche und peitschte seine Phantasie auf.

Jetzt kam sie leise an die Tür und blieb, ohne zu öffnen, hinter ihr stehen. „Wünschst du etwas?" fragte sie.

„Natürlich!" sagte er. „Ich möchte dich sprechen."

„So gedulde dich, bitte!" erwiderte sie. „Es ist augenblicklich unmöglich."

Er hatte die Hand auf der Klinke und rüttelte ungeduldig an ihr. Der Ehemann würde doch wohl Zutritt haben!

„Wenn du etwas wegen des Essens besorgt haben willst, wende dich an Mama; ich kann jetzt nicht öffnen," sagte sie. Er glaubte zu hören, daß ihre Stimme zitterte.

„Ich will Gewißheit haben," sagte er und ging den Gang entlang. Er glaubte zu wissen, welches Zimmer Axel angewiesen war; aber der hatte heute auch mit einer Kammer vorliebnehmen müssen. Als Erich eintrat, überraschte er einige Herren am Waschtisch; der alte Rat Holtfreter fuhr von dem Ruhebett empor, auf das er sich gestreckt hatte. Das muntere Gespräch der Herren verstummte bei Erichs Eintritt.

Sie haben von dir gesprochen; vielleicht wissen sie mehr, als du ahnst, dachte er und fragte nach Axel. Es wurde ihm bedeutet, daß der Assessor ausquartiert sei und auf der linken Abseite hause.

Erich dankte und ging dorthin. Einen Augenblick zauderte er vor der Tür; eine Ahnung kommenden Unheils hielt ihm die Hand fest, aber sein Mißtrauen stieß ihn vorwärts.

Axel saß in einem Ohrenlehnstuhl neben dem Tisch und las in einem Buche; er las ruhig weiter, bis Erich die Tür geschlossen hatte. Dieser atmete auf. Daß er den Vetter hier antraf, war ihm eine Beruhigung, und mehr noch die sorglose Art, in der jener sich seiner Lektüre hingab.

„Nun?" fragte Axel. Er schien zu glauben, daß es sich um eine kurze Auskunft handle, denn er behielt das Buch in der Hand.

„Entschuldige!" sagte Erich. „Ich suchte dich auf deinem Zimmer, weil ich dich etwas fragen wollte."

„Ich habe mich wie du heute bescheiden müssen," sagte Axel. „Übrigens ist diese Abseite nicht der schlechteste Raum im Hause." Er sah Erich ruhig ins Gesicht und wartete, daß dieser seinen Wunsch ausspreche; aber der wurde unsicher und wußte nicht, wie er auf sein Ziel lossteuern sollte.

„Es hat mich verwundert, daß du während mehrerer Treiben verschwunden warst," sagte er dann unvermittelt. „Es ist einige Verwirrung dadurch entstanden."

„Ich habe es gehört," erwiderte Axel, „und es tut mir sehr leid, Ungelegenheiten bereitet zu haben; aber ich mußte zurück, und dein Vater war an der Spitze. Werner hat ihm hoffentlich meine Entschuldigung überbracht?"

„Werner sagte es mir," fuhr Erich fort. „Du wolltest Patronen holen?"

„Ich wollte auch Patronen holen."

„Aber wir hätten dir ausgeholfen!"

„Ich hatte meine Gründe, trotzdem umzukehren."

„Gründe, die du natürlich nicht nennen kannst oder magst."

„Ganz recht, und ich muß dir gestehen, daß mich dein Verhör einigermaßen verwundert. Ich ziehe niemand, dessen Handlungsweise mir unklar ist, deswegen zur Verantwortung, erwarte es aber auch von andern nicht, daß sie es mir gegenüber tun."

Die Vettern hatten mit steigender Erregung gesprochen, nur daß diese sich bei ihnen verschieden äußerte; Erichs Stimme verschärfte sich, während Axels Höflichkeit geflissentlich wurde.

„Ich würde mich nie um Dinge kümmern, die mich nichts angehen," sagte Erich. „In diesem Falle aber glaube ich interessiert zu sein. Verweigerst du mir eine Erklärung, muß ich sie bei andern suchen."

„Ich verweigere sie auf jeden Fall," sagte Axel.

„Es ist mir neu, daß du in Dingen, die mich angehen, so zurückhaltend bist," erwiderte Erich. „Du beseitigst damit keineswegs mein Mißtrauen."

„Du wirst diese Zurückhaltung ehren, lieber Erich. Im übrigen ist das Gespräch, dessen Zweck ich nicht recht begreife, hiermit wohl erledigt."

Axel erhob sich und legte das Buch auf den Tisch.

„Das sieht aus, als wolltest du mir die Tür weisen!" rief Erich.

„Durchaus nicht. Wenn du magst, können wir uns ruhig weiter unterhalten; nur möchte ich dann das Thema wechseln. Es liegt das im Interesse der Eltern und unsrer Gäste."

„Auch in Felicitas' Interesse?"

Die Wut darüber, daß Axel ihn so glatt abfertigte, machte ihn blind; vielleicht war er ungerecht. Aber der Durst nach Klarheit war so übermächtig in ihm, daß er mit den Fäusten gegen den Stein schlug, hinter dem er Wasser witterte.

„Auch im Interesse deiner Frau liegt es," sagte Axel.

„Aber ich werde von ihr erfahren, was ich wissen muß," entgegnete Erich. „Verlaß dich darauf. Ich werde sofort zu ihr gehen."

Nun wurde Axels Ruhe doch erschüttert. Was er sagte, hatte nur den einen Zweck, die Erklärung hinauszuschieben und die geliebte Frau zu schützen. Beides war umsonst, wenn Erich seine Drohung wahr machte, und er sah aus, als würde er es tun.

„Was hat Felicitas mit unsrer Angelegenheit zu schaffen?" fragte er.

„Sehr viel, mein Lieber," antwortete Erich. „Glaubst du, es fiele mir nicht auf, wenn sie, die sonst das Alleinsein sucht, auf den Ausbau zugeht? Ich habe sie gesehen, und du warst verschwunden, länger, als du nötig hattest, Patronen zu holen. Nun, und euer Geheimtun beim Aufbruch heute morgen konnte doch schließlich als eine Verabredung zum Stelldichein aufgefaßt werden."

„Von jemand, der überall das Schlechte wittert, ja," erwiderte Axel fest. „Aber ich will dir etwas sagen, Erich. Diese Stunde ist für eine Aussprache übel gewählt, denn das, was ich dir zu sagen habe, läßt sich nicht in ein paar Sätze fassen, und wir haben heute als Wirte Pflichten zu erfüllen. Gedulde dich also und sei überzeugt, ich werde dir Rede stehen."

Erich triumphierte. Es war also etwas daran, sein Instinkt hatte ihn den rechten Weg gewiesen, und Axel war in die Schlinge getreten, die er ihm gelegt hatte. „Die Sache ist mir denn doch zu wichtig, um sie aufzuschieben," sagte er. „Ich glaubte freilich, du als Mann würdest keine Ausflüchte machen. Darin habe ich mich getäuscht und muß sehen, wo ich mir Gewißheit verschaffen kann."

Jetzt wollte er also zu Felicitas gehen, und welche Szene würde sich dort abspielen! Denn sie würde ohne Zögern alles eingestehen. Sie hatten ausgemacht, nie mit einer Lüge zu verdecken, was doch ans Licht kommen mußte.

„Wenn du hören willst, daß Felicitas und ich uns getroffen haben, so kann ich dir das bestätigen," sagte Axel.

„Also doch! Und weshalb?"

„Ich bat sie, dahinzukommen."

Erich wollte eine Frage tun, vielleicht lag eine harmlose Besprechung vor. Aber siedendheiß stieg es wieder in ihm auf bis in die Stirnhaut. „Verrat!" Er stieß nur einen heiseren Laut aus. Und schrecklich mußte er aussehen, denn Axel trat einen Schritt zurück. Der Felsen, gegen den er geschlagen, hatte sich geöffnet, aber statt des Wassers kam Gift heraus, und nur der eine Gedanke brachte ihm die Klarheit: Vernichtung dessen, der ihm das angetan. Mit beiden Händen hätte er zupacken und Axel erdrosseln können.

„Mäßige dich!" sagte Axel. „Es gibt Dinge im Leben, die müssen ertragen werden, und du bist ein Mann. Unser Nachbar poltert schon mit dem Waschbecken, um sich bemerkbar zu machen. Da du nun aber die Erklärung gewünscht hast, will ich sie dir geben. Zunächst das eine: Nichts Unehrenhaftes ist vorgefallen oder wird geschehen, solange Felicitas in deinem Hause ist. Unsre Liebe steht zu hoch, als daß wir sie beflecken sollten. Sodann das andre, damit du nicht glaubst, ich wollte dich aus Laune oder Leichtsinn betrügen. Ich liebte Felicitas schon in München und sie mich, wie ich jetzt weiß. Hätte ich es damals gewußt, hätte mich auch die Rücksicht auf deine Mutter nicht zurückgehalten, sobald ich deine Verlobung erfuhr, darauf zu bestehen, daß mein Recht auf Felicitas das ältere und bessere ist. Daß ich es trotzdem nicht tat, das war meine Schuld. Ich hätte mich besser kennen sollen, ich hätte wissen müssen, daß, wenn irgendwo überhaupt, in unsrer Liebe unser Schicksal ruht. Weil ich aber Felicitas sich für ihren Vater opfern sah und mich für stärker hielt, als ich bin, darum schwieg ich, und nur eins tat ich, ich gab



Käthe Walter frei. Das alles hätte ich dir ausführlicher und ruhiger gesagt, wenn du nicht auf einer sofortigen Aussprache bestanden hättest. Nun aber bitte ich dich, versuche, deine Erregung, die ich ja vollständig verstehe, über diesen Abend hinaus zu zähmen. Wenn du in Ruhe nachgedacht hast, sprechen wir noch einmal darüber."

Während Axel sprach, befand sich Erich in einem seltsamen Zustand: er hörte alles, und er hörte nichts. Jedes Wort sogen seine fieberhaft erregten Sinne auf, aber von dem Geist, in dem sie gesprochen wurden, empfand er nichts. Nur an die Tatsache klammerte er sich: Du bist betrogen von Anfang an. Und auf das Buch, das Axel auf den Tisch gelegt, hefteten sich seine Blicke. Den grünen Einband mit Golddruck hatte er auf Felicitas' Fensterplatz gesehen. Geistige Gemeinschaft der beiden auf jeden Fall! Und er daneben ohne Recht und Anteil. Er, der sich für vollkommen und klug hielt, der Narr, der Hintergangene, der Dumme! Der Zorn krallte seine Kehle zusammen, er griff mit den Händen in die Luft, als wäre da etwas, das sich fassen ließ. „Ich verbiete dir dieses Haus!" sagte er endlich; sein Gesicht war aschgrau. „Hörst du, ich verbiete es dir!"

„Erich," sagte Axel, „kein Wort mehr! Du weißt nicht, was du sagst. Fasse dich, dann sprechen wir ruhiger davon."

„Und solltest du dir einfallen lassen, trotzdem hierherzukommen," fuhr Erich fort, ohne auf ihn zu hören, „so überlege dir vorher, daß du um Kopf und Kragen spielst."

Damit ging er, hart auftretend und die Tür hinter sich zuschmetternd.

Draußen fragte er sich: Was nun? Der Bruch mit Axel war vollständig; aber was nun? Einen Augenblick dachte er an seine Mutter. Bei ihr Trost suchen, die Menschen verstand, wäre jetzt Erlösung gewesen. Aber die weiche Regung verschwand so schnell, wie sie gekommen war. An dem Vater gingen seine Gedanken hastig vorüber; der dachte nur an die Unantastbarkeit des Hauses Letzow; das würde auch in diesem Falle zu seinem Recht kommen, nicht er, Erich. Aber Felicitas! Alles, was dunkel in ihm war, stieg auf, da er an sie dachte; und er empfand etwas wie Freude darüber, daß ihre Reinheit, vor der er eine unerklärliche Scheu empfunden hatte, jetzt machtlos sei. Er würde wissen, wie er sie jetzt zähmen konnte, die Stolze, die Feine! Und zufriedener, als er es für möglich gehalten, ging er in seine Kammer zurück.

Der Tag, der so überlaut im Eßsaal begonnen hatte, endete merkwürdig still.

Letzow entschuldigte Sohn und Neffen. Der eine litte an unerträglichem Kopfweh, das sich infolge des Schießens eingestellt habe; und Axel sei plötzlich in Geschäften abberufen worden. Die Wahrheit war, daß dieser dem Onkel kurz vor dem Essen erklärt hatte, er müsse abfahren; Erich werde später die Erklärung dafür geben. Erich aber, zu dem Letzow bestürzt gelaufen war, hatte die Tür seiner Kammer gar nicht geöffnet, sondern geantwortet, der Vater möge ihn entschuldigen.

Nun saß dieser da, nötigte zu trinken und gab sich Mühe, die Gäste zu unterhalten; aber Frau und Schwiegertochter unterstützten ihn wenig dabei. Die Ahnung kommenden Unheils lag über der Tafel und machte die Leute stumm. Herr von Adlung sah Felicitas wiederholt an. Was war aus der lustigen Meise geworden? Nur die kamen zu ihrem Recht, die sich gern ohne zu hören und zu sprechen bei Tisch den Magen füllen, und es geschah, daß die anerkannt eifrigsten Spieler um Mitternacht die Karten beiseitelegten und aufbrachen.

Es sickerte allmählich durch, daß bei den Letzows nicht mehr alles so sei, wie es gewesen war. Axel fuhr nicht nach Friedrichshorst, er ließ sich auch in Volz kaum sehen. Der alte Letzow, den man fragte, in der Hoffnung, er werde sich aussprechen, gab jedem die gleiche Antwort: „Aber, mein Lieber, was meinen Sie wohl, was mein Neffe zu tun hat? Berge von Arbeit liegen vor ihm, und er hat nun einmal den Ehrgeiz, in sechs Monaten zu bewältigen, was durch Jahre liegengeblieben ist."

Das klang wohl etwas selbstgefällig, entsprach aber vollständig der Wirklichkeit: Axel entwickelte eine Arbeitskraft, die erstaunlich war. Nicht allein, daß sich der amtliche Verkehr unter seiner Leitung angenehmer und schneller gestaltete als je, die Regale, in denen die Akten über unerledigte Sachen lagen, leerten sich. Auch die Herren, die von den Letzows mit einem Vorbehalt sprachen, erkannten die Besserung der Zustände



an und priesen des Assessors Liebenswürdigkeit und unparteiisches Wesen. So sah man der Wiederkunft Hassensprungs, die im Anfang des März erfolgen sollte, ohne Freude entgegen.

Allmählich hörte man auf, sich Gedanken darüber zu machen, daß die Vettern nicht miteinander verkehrten und daß die diesjährige Gesellschaft auf Friedrichshorst ausgefallen sei. Man beachtete die Familienneuigkeiten nicht, weil die Sorge um Deutschlands Zukunft alle erfüllte: der Kaiser kränkelte, und sein Sohn lebte ohne Hoffnung auf Erhaltung des Lebens im Süden. Am zehnten März wollte Hassensprung die Führung der Geschäfte übernehmen, am Morgen des vorangehenden Tages lief die Nachricht ein, daß der alte Kaiser gestorben war. Erich hatte es auf der Landstraße von Leuten, die aus der Stadt kamen, erfahren und ritt nach Hause, wo er seine Mutter traf. Er erzählte es ihr und setzte hinzu, daß Axel sofort eine Versammlung der Kreiseingesessenen berufen hätte, auf der über die Trauerfeier beraten werden sollte. Es war das erstemal, daß er ihn erwähnte.

„Ich bewundre seine außerordentliche Tatkraft," sagte Helene Letzow.

„Er will sich unentbehrlich machen," setzte Erich hinzu. „Eigentlich wäre das ja Hassensprungs Sache gewesen."

„Aber es gibt Dinge, die unaufschiebbar sind," sagte sie und sah Erich an. Er stand mitten im Zimmer und klopfte mit der Reitpeitsche gegen seine Stiefelschäfte; die Linien in seinem Gesicht hatten sich verschärft wie alle Ecken und Kanten seines Charakters. Wenn Helene während der letzten Monate mit Bitten und Vorstellungen auf ihn eingedrungen war, hatten diese Schärfen sie aufs tiefste verwundet. Er wollte jetzt, da er das Gespräch für beendet hielt, hinausgehen.

„Erich," sagte Helene Letzow, „es gibt Dinge, die unaufschiebbar sind. Axel geht morgen fort. Wollt ihr im Bösen auseinandergehen?"

„Du mußt ihm das sagen, Mama; er hat mir nichts zu vergeben."

„Dein Vater schläft des Nachts schlecht," fuhr sie fort. „Er denkt an sein Lebenswerk, und wie die Kinder, die wir mit Mühe großzogen, es durch ihren Zwist zerstören können, und ich — ach, von mir will ich nicht reden. Die Welt wird jetzt von großen Gedanken bewegt, was bedeutet dagegen unsre kleinliche Empfindlichkeit."

Erich stand da und sah finster vor sich hin. Der alte Groll brannte in ihm, aber er war ein glimmendes Äschenhäuflein gegen die Lohe, die an jenem Abend in ihm aufgeschlagen war. Die große Trauer hatte ihre Wirkung auf ihn ausgeübt, es quälte ihn auch die Feindschaft mit Axel, und seine Mutter — wie verhärmt sah sie aus! „Wie denkst du dir eigentlich, daß sich unser Verhältnis gestalten könnte?" fragte er.

„Das ergibt sich von selbst," sagte sie; „aber der erste Schritt muß gemacht werden! Tu ihn, Erich!"

In diesem Augenblick ging Felicitas vor dem Fenster vorbei; sie winkte Helene Letzow lächelnd zu. Er hatte sie lange nicht mehr lächeln sehen, und Haltung und Gang hatten nicht mehr das Müde an sich, das er in der letzten Zeit bemerkt hatte. Er beugte sich vor, um sie besser sehen zu können; da wandte sie erschrocken den Kopf zur Seite und ließ die Schneeglöckchen fallen, die sie in der Hand trug.

„Sie ist ein Kind," sagte die Mutter, „aber offen und gerade und anständig. Wir Menschen sind ein schwaches Geschlecht."

Er stand noch immer auf demselben Fleck und dachte daran, wie er sich vor kurzem seines Zorns geschämt hatte. Er hatte sich damit getröstet, daß er einmal nicht anders könne. Dasselbe konnte sich auch Axel sagen.

„Es ist noch zu früh, Mama," sagte er. „Laß mir noch Zeit, bitte!"

Sie nahm seine Worte als ein Angeld auf die Zukunft und nickte.

Er grüßte, ging hinaus und stieg zu Pferde, trotzdem die Luft grau und schwer von sprühender Feuchtigkeit war. In Volz waren die Kirchenglocken gestern eingehängt worden, und sie probierten das Geläut, das jetzt täglich durchs Land gehen sollte. Der Mollklang der Glocken zog über die nassen Äcker und durch die kahlen Weidenbüsche an den Wegrändern, die ihre Blüten schon zeigten; er rührte an Erichs Ohr. Er ritt gegen den Westwind, der ihm die Töne zutrug, quer durch die Koppel, bis er an der Volzer Grenze war. Da blühten Schneeglöckchen, und Felicitas mußte hier gewesen sein, um den Strauß gepflückt zu haben, den sie fallen ließ, denn er entsann sich nicht, irgendwo



in der Nachbarschaft die weißen Blumen gesehen zu haben. War es die Stimmung des trüben Tages oder der Nachhall von den Worten seiner Mutter, er dachte jetzt freundlicher von Felicitas als bisher. Es kam ihm nicht in den Sinn, seine Schuld von dem Unglück, unter dem er litt, abzuziehen, aber er glaubte doch, daß sich noch manches bessern könne. Er wollte ihr gegenüber einen milderen Ton anschlagen, endlich mit ihr verständig reden; sie würde ja einsehen, daß sie seine Frau bleiben müsse.

Am Mittag brachte die Post einen Brief, der ihm Nachricht gab, daß ein Pferd, um das er handelte, in einer Sadt des Nachbarkreises stehe. Er beschloß, noch heute mit der Kleinbahn dorthinzufahren, und während er überlegte, welchen Zug er wählen sollte, hörte er mit halbem Ohr zu, wie sein Vater, der von Volz gekommen war, über die Glocken berichtete; er vernahm, daß Axel auch dagewesen sei.

„Sie klingen gut, ich habe sie auch gehört!“ sagte er; dann teilte er seinen Entschluß mit.

Am Abend saß er im Wartesaal des Bahnhofs. Wenn er den letzten Zug nahm, konnte er an seinem Ziel vor Mitternacht eintreffen, in der Frühe des nächsten Morgens das Geschäft abschließen und am späten Vormittag wieder in Friedrichshorst sein. Er war allein, denn bei diesem Wetter und um diese Zeit fuhr selten jemand in die Provinz. Aber im Warteraum der unteren Abteilklassen, der nur durch den Schenktisch des Wirts von dem Saal getrennt war, zechten Männer, die sich laut unterhielten, und Erich, der sonst immer den Kopf voller Pläne hatte, die ihn beschäftigten, hörte zu, was drüben geredet wurde. Es waren Hoteldiener und Kutscher, von denen jeder prahlte, wieviel er leiste.

„Ich komme oft zwei Nächte nacheinander nicht ins Bett,“ sagte der eine.

„Und ich,“ rief ein andrer, „habe oft während einer Woche nur zwei Stunden Schlaf in der Nacht!“

Man lachte ihn aus, und er geriet in Eifer. „Das kann ich euch vorrechnen. Heute zum Beispiel fahre ich den Landmesser. Frühestens ein Uhr bin ich im Stall. Um drei füttere ich schon wieder, denn zwei Stunden später soll ich den jungen Landrat nach Volz fahren.“

„Was?“ riefen einige zugleich. „Den willst du fahren? Der hat eigen Fuhrwerk. Du lügst!“

„Und es ist doch wahr!“ schrie der Mann. „Ich bin bestellt, ihn nach Volz zu fahren und da zu warten. Bald nach acht will er wieder in der Stadt sein.“

Der Bahnhofswärter trat ein und rief den Zug ab; die Männer gingen, sich weiter streitend, hinaus. Erich blieb sitzen. Es war jetzt in dem Raume so still, daß er das Singen der Gasflammen und das Klopfen des Blutes im Ohr hörte.

Geschwätz, sagte er sich, Geschwätz! Aber der bohrende Gedanke war plötzlich wieder da. Was will Axel so früh dort? Warum bestellt er nicht seinen Wagen? Warum wußte der Vater heute mittag nichts davon? Der Zug fuhr ein; Erich mußte sich beeilen und einsteigen. Er tat es so hastig, als könne er seinen Gedanken entfliehen, aber während der Fahrt unter dem Dreitakt der Räder steigerte sich die Erregung. Er ließ ein Fenster herab und steckte den Kopf in den Zugwind, es nutzte nichts. Er wiederholte sich: Sie ließen dich fort, um sich zu treffen. Und die Räder klapperten: „Du Dummer, du Dummer!“

An der zweiten Haltestelle, einer Wärterbude auf freiem Felde, stieg er aus, sprang über den Graben und ging auf durchpflügtem Acker dahin. Er wollte sich überzeugen, ob etwas an dem Gerede des Kutschers sei. An einer Fichtenschonung blieb er stehen und machte sich die Örtlichkeit klar; als dies geschehen, ging er weiter, in der Richtung auf Volz zu. Er überschlug: Wollten Axel und Felicitas sich treffen, konnte dies nicht in Volz selbst geschehen. Sein Vater traf dort auf seinem Morgenritt ein. Also im Ausbau, wo der alte Christian leicht entfernt werden konnte. Dorthin kam niemand, und er, Erich, war weit fort.

Es war da am Wiesenrand eine Krähenhütte, von der aus die Straße und der Ausbau leicht zu übersehen waren. Dort konnte er aufpassen. Er rechnete nach, wann er da sein müsse, und fand, daß er noch reichlich Zeit habe; er konnte also langsam gehen.

Der Wind war umgesprungen und hatte die Wege getrocknet; er blies hart aus Osten, aber Erich fühlte nichts von der Kälte. Während das Gewölk am Himmel sich ver-



zog und die Nacht lichter wurde, verdüsterte sich das Gemüt des Einsamen immer mehr.

Als er am Ziel war, zeigte sich noch kein heller Schein im Osten. Die Krähenhütte war gut versorgt; sie war ziemlich tief in die Erde gegraben und mit frischen Strohschütten versehen. Es ließ sich behaglicher in ihr sitzen, als er geglaubt hatte. Eng in seinen Mantel gewickelt, erwartete er den Tag; dann, als es dämmerte, stand er auf und stellte sich an den Ausguck. Die Hütte Christians lag im Morgengrau wie ein schlafendes Tier, das sich eng zusammengerollt hat, da; erstarrt standen die Ebereschenbäume an der Straße, die sich wie ein verlorenes Band von den dunklen Äckern abhob. Der Wind hatte nachgelassen, aber in der Luft war jener eigentümlich herbe Geruch, an dem die Landleute das Nahen des Schneetreibens erkennen.

Dann kam Bewegung in die Starre. Die Tür des Ausbaues wurde geöffnet, Christian humpelte heraus und machte sich am Holzstoß zu schaffen. Ein Hahn krähte. Der Alte schnupperte in der Luft umher, öffnete den Stall und fütterte seine Hühner. Danach klinkte er die Haustür ein und zog mit einem Futterkorb zum Walde, wo er die Fasanenhütten versah.

Es schien, als könne sich hier nichts ereignen. Aber fortgehen wollte Erich nicht, obgleich die Kälte jetzt in seinen Gliedern hochstieg. Der Jäger, der den Anstand wechselt, vermindert seine Aussichten. Er zog seine Uhr und fand, daß er noch eine halbe Stunde aushalten müsse. Kaum war die Hälfte der Zeit vergangen, als er Axel vom Hof her kommen sah. Ruhig, noch war nichts erwiesen! Axel ging um die Wohnstätte herum, sah sich um; endlich winkte er in die Weite und trat ein. Und jetzt kam Felicitas. Wie ein scheues Reh, das sich dem Walde nähert, ging sie langsam und vorsichtig ausschauend, dann, als die Entfernung zum Ausbau kleiner wurde, schneller und schneller.

War sie fort? Nein, da ging sie. Er rieb sich die Augen; nur der rote Schein war davor gewesen, und in seiner Brust arbeitete es, als sei ein Pochwerk dadrinnen lebendig geworden.

Seine Frau trat drüben ein, um einem andern den Mund zum Willkommen zu bieten? Er glaubte ersticken zu müssen und kroch aus der Hütte hervor. Vor seinem Geist zog blitzschnell die Kette der Ereignisse vorüber, die auf seiner Familie wie eine Last lag, aber sie hatte nichts Erschreckendes für ihn. Immer wieder die Widersprüche, die so alt waren wie die Menschheit! Einer wollte nach seinem Gefallen leben, sich nicht in das Wohl der Gemeinschaft fügen. Was tat man mit ihm? Verzeihen? Das war das Vorrecht der Schwachen. Sein Blut wies ihm einen andern Weg: Ausrottung, Vertilgen dessen, der sich nicht fügte! Freie Bahn für das Recht!

Er biß die Zähne aufeinander und schlich, hinter Büschen Deckung suchend, weiter. Noch einen Augenblick stand er still und versuchte zu überlegen.

Und dann plötzlich wie ein beutegieriges Tier quer über die Wiese auf die Hütte zu!

Am Vormittag dieses Tages sagte Herr von Ablung zu seinem Volontär: „Werner, Sie sind doch so etwas wie ein Gelehrter, wissen Sie, was das heißt?“

Er zog einen Zettel aus der Tasche, auf den er mit Bleistift eine Zeile geschrieben hatte.

„Galeotto fu il libro e chi lo scrisse!“ las Werner. „Nein, des Italienischen bin ich denn doch nicht mächtig, Herr von Ablung.“

„So, Italienisch ist das!“ erwiderte Ablung. „Ich glaubte nicht, daß der Axel das auch kann. Aber tun Sie mir doch einen Gefallen und reiten Sie nach Friedrichshorst. Ich muß meine Tochter sprechen und möchte sie bitten lassen, gleich zu mir zu kommen.“

Er zog einen Brief Axels, den er am Morgen erhalten hatte, aus der Tasche, legte das Blatt, das er Werner dargereicht, hinein und wandte sich zum Gehen. „Machen Sie es, bitte, auch recht dringend,“ setzte er hinzu. „Sie können ja sagen, ich wäre unterrichtet und freute mich, sie zu sehen.“

Der Friedrichshorster Hof war leer, aber in den Eingängen zum Wirtschaftshaus, zum Schafstall und auf der ersten Tenne standen kleine Gruppen von Leuten, die ihre Köpfe zusammensteckten und schwatzten. Werner fand keinen, der ihm das Pferd abnahm, und mußte über den Hof hin die Knechte anrufen. Der Mensch, der dann kam, ergriff den Zaum, sah aber den Herrn neugierig-erstaunt an.



„Bei euch ist heute wohl Feiertag?“ sagte dieser; aber der andre schüttelte den Kopf und führte eilig das Pferd fort.

Auf dem Vorflur des Hauses ebenfalls kein Mädchen, nur der Klang einer halblaut gegebenen Erzählung drang durch angelehnte Türen hierher. Der Besucher wollte endlich, da sein Hinundhertreten keiner zu bemerken schien, aufs Geratewohl anklopfen, als eine Tür ein wenig geöffnet wurde und der alte Christian sich herausschob. Er schloß die Tür sofort wieder ängstlich hinter sich und sah Werner erschrocken an. Vielleicht war ihm die Hütte gekündigt worden, denn er schaute übel aus: seine Farbe fahl und die Züge schlaff.

„Sind die Herrschaften da, Christian?“ fragte Werner.

„Ja, ja,“ antwortete er. „Aber bleiben Sie hier, Herr!“ Dann humpelte er eilig davon.

Werner ging dennoch auf die Tür zu, aber er hielt plötzlich erschrocken inne. Denn von drinnen hörte er Helene Letzows Stimme: „Siehst du, daß ich recht hatte? Siehst du?“

„Was, Helene?“ fragte der Alte.

„Was ich sofort sagte! Christian ist ein Narr, aber ich höre die Wahrheit aus seinen Worten heraus.“

Dann ging ihre Stimme in Weinen über. Werner befand sich in peinlichster Lage; zurück konnte er nicht, und wo sollte er Felicitas suchen? Er klopfte also an. Sofort redete der Alte leise und beschwichtigend und rief dann: „Herein!“

Als Werner eintrat, sah er Helene Letzow durch eine Seitentür das Zimmer verlassen. Der Alte saß in einem Stuhl, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, das Gesicht im Schatten; aber die weißen Haare standen ihm wirr um den Kopf.

„Verzeihung!“ sagte Werner. „Ich suche eigentlich Frau Felicitas; aber da niemand hier ist, mich zu melden, mußte ich mich bemerkbar machen.“

Letzow blieb sitzen und sah ihn wie einen Fremden an. „Ach, Herr Werner aus Volkshagen!“ sagte er endlich, sich die Stirn reibend. „Ja, es ist gut, daß Sie hier sind. Sie wissen natürlich noch nichts.“

Werner wunderte sich, daß ein häuslicher Streit den Mann so aus der Fassung bringen konnte, der sich gewöhnlich gut zu beherrschen verstand. „Herr Letzow,“ erwiderte er, „ich habe einen Auftrag Herrn von Adlungs an seine Tochter auszurichten. Darf ich bitten, mir zu sagen —“

Letzow winkte mit der Hand und versuchte dann aufzustehen; zweimal stemmte er die Arme gegen die Lehnen, ehe er in die Höhe kam. Er ging im Zimmer auf und nieder, ein klirrendes Geräusch begleitete jeden Tritt; am rechten Fuß war der Spannriemen gerissen, und der Sporn schleifte neben ihm her. Letzow schien das gar nicht zu bemerken; plötzlich stand er still. „Sie müssen zurückreiten und Herrn von Adlung darauf vorbereiten, daß seine Tochter tot ist; ich kann es nicht,“ sagte er.

Der andre fuhr zurück, als habe er einen Schlag erhalten. „Aber Herr Letzow!“ murmelte er.

„Ja, es ist so,“ nickte dieser, und jetzt, während er sprach, schien er seine Fassung wiederzugewinnen. „Heute morgen hat man sie und meinen Neffen im Ausbau gefunden. Die beiden Menschenkinder liebten sich und wußten doch, daß sie einander nicht angehören konnten; da haben sie sich, bevor der Assessor wieder nach Stettin reiste, noch einmal getroffen, um gemeinsam in den Tod zu gehen. Der alte Kutscher hat sie gefunden; ich bin drüben gewesen. Mein Neffe hat erst Felicitas und dann sich getötet. Sehen Sie, da ist seine Pistole, die ich mitgebracht habe.“

Er wies nach dem Fensterbrett, wo die Waffe lag. Es war, als sei der Volontär ein Berichterstatter, dem er die geringsten Einzelheiten der entsetzlichen Tat mitteilen müsse.

„Sagen Sie Herrn von Adlung,“ fuhr er fort, „es täte mir sehr leid, ihn nicht sofort benachrichtigt zu haben. Aber Sie verstehen, man wird durch solches unvorhergesehene Ereignis überrascht, und dann mußte ich den Kreisphysikus benachrichtigen. Er wird jetzt dort sein, und dann werden wir die armen Körper in die neue Kirche fahren.“

„Aber wie ist das nur möglich!“ stammelte Werner, der jetzt endlich Worte fand.

„Gott allein weiß das,“ sagte Letzow, der wieder anfing, umherzuwandern. Er spürte jetzt den nachschleppenden Sporn, bückte sich und riß ihn mit einem Ruck los, worauf er ihn in die Ecke schleuderte. Darauf trat er an das Fenster und sah hinaus. Graues Gewölk hatte sich heraufgeschoben, und Schnee-





Kurt Zimmermann: Diele in einem Thüringer Pfarrhaus.

flocken fielen zur Erde, erst wenige, dann mehr und immer mehr. Der Volontär erwachte allmählich aus seiner Erstarrung.

„Ich gehe!" sagte er, und Letzow nickte, ohne sich umzuwenden.

Auf der Landstraße begegnete ihm der Zug, der zum Kirchplatz abbog: ein bedeckter Wagen, Männer mit ernsten Gesichtern daneben, und etwas weiter zurück der offene Landauer, in dem der Arzt saß. Letzow ritt gerade auf einem Seitenweg herbei.

Leise fiel der Schnee; die Erde, die sich zum Empfang des Lenzes bereitete, wurde winterlich verhüllt. Und jetzt setzte das Trauergeläut ein. Es galt dem toten Kaiser, aber die es hier hörten, dachten nur an die beiden, die man soeben zur Kirche hinauffuhr. Vor allen der Mann, der durch den Flockenwirbel die schwere Botschaft nach Volkshagen trug.

Die beiden Menschen, die das Glück in ihrer Vereinigung für das Leben sahen, sollten freiwillig vom Sonnenlicht geschieden sein? Er konnte es nicht glauben; auch wenn er Erich Letzow nicht gekannt und den alten Christian nicht gesehen und Helene Letzows Ausruf nicht gehört hätte. Das Wesen dieser beiden war auf Leben eingestellt, nicht auf Tod und Vernichtung, und in dem Geläut der Dörfer hörte er plötzlich die süße Melodie aus Wodans Abschied: „Der diese Liebe mir ins Herz gesenkt, der Willen, der dem Wälsung mich gesellt ..."

Alles dahin! Völkerstolz und Menschenblüte, alles dahin! Und leise fiel der Schnee. Was war nun aus der Hoffnung auf den Frühling geworden, was aus dem Stolz des alten Letzow? Und was würde aus Deutschland werden? Es war Werner, während er in das Flockenstieben ritt, als ließe er alles Leben hinter sich und Ragnarök, das graue Weltende, tue sich ihm auf.

Erich Letzow ist nicht wiedergekommen. Es hieß zuerst, er sei verunglückt; dann lief das Gerücht um, er habe sich das Leben genommen; endlich wollten einige wissen, er sei in Amerika. Der alte Letzow sprach nie von ihm. Ein Jahr später schon waren Friedrichshorst und Volz in fremden Händen, und der, welcher es einst mit Stolz hörte, daß man ihn den pommerschen Malatesta nannte, zog mit seiner an Leib und Seele gebrochenen Frau einsam von der Stätte seiner Arbeit. Wohin? Sie sind verschollen.

Man spricht im Lande selten noch von den Letzows. Aber wenn die alle tot sein werden, die mit ihnen hier lebten, werden noch die Steine reden. Denn in Volz steht die Kirche, und über der Stelle, wo unten im Gewölbe zwei Särge stehen, ist eine Marmortafel in die Wand gelassen, auf der nur die Spruchstelle 1. Joh. 3. 15 steht. Für die Toten spricht der Stein eindringlicher, als Menschenmund es vermag, und legt Zeugnis ab gegen den großen Verderber Haß.

Gebet

Herr, schütz' du mir zu jeder Frist,
Die meiner Seele Labe ist.
Schick', wenn ich einmal ferne bin,
Dein' liebsten Engel zu ihr hin,
Daß er sie hüt' und wohl bewahr'
Vor Not, Betrübnis und Gefahr.

Mir bangt, wenn ich sie einsam weiß:
Herr, mach um sie die Stunden leis.
Und ob sie wacht und ob sie ruht,
An ihren Blumen Liebes tut,
Und ob sie spricht und ob sie lacht,
Sich wo im Haus zu schaffen macht —
Gib, daß jed' Ding, zu dem sie kommt,
Ihr freundlich bleibe und ihr frommt.

Ihr Herz ist gut, sie weint gar leicht:
Mach mild die Luft, die um sie streicht.
Nimm aus der Welt Gewalt und List!
Oh, schütz' sie, Herr, zu jeder Frist
Vor bösem Traum, vor allen Dingen,
Die Trauer und Bedrängnis bringen,
Vor allem Kummer, Gram und Tränen
Und meinen eignen Gedanken und Plänen!

Felix Braun






Flugplatzerfahrungen

Von Major a. D. von Tschudi (Berlin)

Solange Flugzeuge noch nicht fähig sind, sich senkrecht vom Boden zu erheben und sich langsam auf diesen oder das Wasser niederzulassen, sondern zu Aufstieg und Landung einer Laufstrecke bedürfen, die nur ausnahmsweise weniger als 100 m beträgt, ist die Anlage besonderer „Flugplätze" zwingende Notwendigkeit. Dies ist in noch weit höherem Maße der Fall für die Ausbildung von Flugschülern. Zwar haben wir noch keine Gesetze, die vorschreiben, daß die Ausbildung hinter sicheren Zäunen vor sich gehe, aber auch dem naivsten Laien sollte es einleuchten, daß offene, jedem zugängliche Plätze, auf denen große sperrige Maschinen von bis zu tausend und sogar mehr Kilogramm Gewicht mit Geschwindigkeiten bis zu hundert und mehr Stundenkilometer oft dicht über dem Boden oder sogar auf diesem entlang sausen, eine große Gefahr bedeuten.

Leider zeigt es sich aber überall, daß sich das Publikum hartnäckig dieser Einsicht verschließt, trotz der zahlreichen schweren Unfälle, bei denen Unbeteiligte ihren Tod fanden. Während wenige, Einsichtige, oft den Verantwortlichen vorwerfen, daß sie nicht mit der nötigen Energie Unberufene von den gefährdeten Stellen fernhalten, verlangen andre, hundertfach Zahlreichere, ungestüm, an die startenden und landenden Flugzeuge dicht herangelassen zu werden. Während das mangels besonderer behördlicher Organisationen berufene Aufsichtsorgan über das gesamte Gebiet der Luftfahrt, der Deutsche Luftfahrerverband (dem alle ernst zu nehmenden Bestrebungen dieses Gebietes angeschlossen sind), vorschreibt, daß die Zuschauer auf Flugplätzen und Flugfeldern von dem eigentlichen Fluggelände durch Schranken ferngehalten werden, haben es sachverständige Flugzeugbesitzer fertiggebracht, die Beseitigung solcher Schranken zu verlangen, weil — Flugzeuge an diesen zu Schaden kommen könnten! Als wenn es nicht tausendmal besser wäre, daß ein Flugzeug zerschellt — und koste es das Leben seines Führers —, als wenn es in gedrängte Zuschauermassen hineinstürmt! Es sind wahrlich an Orten, wo es an Schutzmaßnahmen, Organisation, Vorschriften und deren strenger Befolgung fehlte, schon genug Blutbäder angerichtet worden. Der Presse liegt es ob, das Publikum zu erziehen, es zur Befolgung der Sicherheitsvorschriften, zur Bezähmung der Neugier anzuhalten, nicht aber, wie es geschehen ist, eine im Bewußtsein ihrer großen Verantwortung strenge Flugplatzverwaltung zu tadeln, weil diese nicht dulden wollte, daß Hunderte von Zuschauern Schranken überkletterten, um einen Abgestürzten und sein zertrümmertes Flugzeug aus größter Nähe zu betrachten. Man glaube ja nicht, daß es nur rohe Naturen sind, die zu solcher Befriedigung ihrer Neugier drängen — kinomatographische Aufnahmen zeigen, daß an solchem Unfug das zarte Geschlecht sich in hohem Maße beteiligt.

„In rücksichtsloser Weise ließ die Flugplatzverwaltung diejenigen, die dem Abgestürzten zu Hilfe eilten, durch Gendarmen zurückjagen", schrieb einmal ein Berichterstatter. Hören wir dagegen, wie es der bei dem tödlichen Absturz Engelhards verletzte Flugschüler Sedlmayr nachher darstellte:

„Der Notschrei eines Fliegers. Es scheint bei Flugplatzkatastrophen eine gewisse Anarchie unter den Zuschauern auszubrechen, gegen die man doch strenger vorgehen sollte. Uns armen Fliegern wird da nämlich von den verehrten, hilfebringenden Leuten gestohlen, was nicht niet- und nagelfest ist. So sah ich seit unserm Sturz meine Mütze und meine Brille nicht wieder, Herrn Kapitän Engelhard fehlte seine wertvolle Kravattennadel; ob sonst noch etwas, läßt sich nicht genau feststellen. Ich meine, das ist doch gemeiner Leichenraub, sonst nichts. Man kommt sich bei derart traurigen Verhältnissen beinahe vogelfrei vor und begreift nicht, wie das Publikum einen Toten oder Schwerverletzten in so niederträchtiger Weise ausrauben kann. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß Vorfälle, wie die geschilderten, sich nicht mehr ereignen; denn wir setzen doch unser Leben nicht zum Vergnügen aufs Spiel."

Bei dem Absturz Heims in Johannisthal nahmen „die hilfsbereiten Mitmenschen" für einige tausend Mark wertvolle Teile des

Flugzeugs als Andenken mit! Zahlreich sind die Berichte über das unvernünftige Verhalten der Zuschauer. Nur wenige Proben in wörtlicher Wiedergabe aus den Zeitungen:

In bezug auf ein Schaufliegen in Eberswalde:

„Trotzdem der große Platz eingezäunt und abgesperrt war, achtete das Publikum nicht auf die Absperrung und betrat ohne Entgelt, ja versperrte und überflutete auch die vorgesehenen besetzten und bezahlten Plätze und drängte sich fortwährend in die Flugbahn. Es ist als ein Glück zu betrachten, daß bei dieser Zügellosigkeit und Unverständigkeit der Massen kein Unfall passiert ist."

Aus Amerika:

„Über 50000 Menschen wohnten dem historischen Moment bei, brachen in enthusiastische Hochrufe aus und stürmten so begeistert auf den Aeroplan los, daß dieser ins Wasser gestoßen wurde."

Aus Nürnberg:

„Als Hirth bei seinem Überlandflug München-Berlin auf dem Nürnberger Flugplatz niederging, durchbrach die vor Begeisterung tolle Menge die Schranken und drohte den Flugapparat zu zerdrücken. Nur ein starkes Aufgebot von Militär konnte die Rasenden etwas zurückhalten, bei denen weder gütliches Zureden noch Versuche zur gewaltsamen Herstellung der Ordnung halfen."

Aus Detmold:

„Als sich Fräulein Beese nun anschickte, in die Lüfte zu steigen, durchbrach das Publikum die Schranken, und im Augenblick war der Flugplatz von Menschen überflutet, die alle einmal gern die kühne Pilotin sehen wollten. Diese und ihre beiden Kollegen, die ebenfalls noch einmal aufsteigen wollten, wurden daher gezwungen, die Flüge aufzugeben."

Aus Breslau:

„Auf dem Gandauer Exerzierplatz hat der Schlesische Aeroklub eine Fliegerschule eröffnet. Der Klub war gezwungen, einen Aufruf zu erlassen, daß es kaum möglich sei, den Unterricht fortzusetzen, da das Publikum während der Übungen den inneren Platz betritt."

Aus Spanien:

„Bei Flugvorführungen in Madrid geschah ein schweres Unglück. Das Publikum durchbrach die Schranken, und als der Flieger Mauvais landen wollte, flog er in die Menschenmengen hinein. Eine Frau wurde dabei getötet und mehrere Personen schwer verletzt. Der Flieger blieb unverletzt."

Aus England:

„Ein schweres Unglück, bei welchem ein Mann getötet, drei schwer und eine Anzahl von Personen leicht verwundet wurden, trug sich auf dem Truppenübungsplatze von Salisbury gestern abend zu. Der Leutnant Ashton machte auf diesem Platze schon seit einiger Zeit Flüge, und für gestern abend hatte er einige Freunde dorthin geladen, die ihm zusehen sollten. Außer diesen aber waren auch an 400 bis 500 Menschen als Zuschauer anwesend. Die Flüge gelangen sehr gut. Als aber der Offizier mit seiner Maschine landen wollte, da vergaßen die Leute, daß die Flugapparate noch eine Weile auf dem Boden hinstreichen, bevor sie stillstehen. Sie drängten ungestüm an die langsam zu Boden niedergehende Maschine heran und wurden nun von dieser rechts und links niedergerissen. Ein junger Mann, der sich besonders dicht an die Maschine herangewagt hatte, wurde auf der Stelle getötet, ein Zivilist und zwei Soldaten erlitten so schwere Verwundungen, daß sie ins Krankenhaus geschafft werden mußten, und außer ihnen trugen noch eine Anzahl von Leuten leichtere Verletzungen davon. Leutnant Ashton selbst blieb unverletzt, allein sein Flugzeug wurde schwer beschädigt."

Auch bei Luftschifflandungen geht es ähnlich her. Aus Frankfurt klagte man:

„Gegen fünf Uhr kam die ‚Viktoria' wieder angesegelt und wollte landen. Aber das Publikum scharte sich dermaßen zusammen, daß die Taue nicht herabgeworfen werden konnten. Das Luftschiff brauste weiter, flog noch einmal über Frankfurt hinaus und landete erst kurz nach fünfeinhalb Uhr glatt und ohne Störung."

Der italienische Luftschifferleutnant Voretti fand seinen Tod infolge der Unvernunft der Neugierigen, die er von den laufenden Propellern eines Luftschiffes fernhalten wollte; dabei wurde er dann selbst vom Propeller geköpft.

Hart, aber leider nicht falsch ist ein Urteil, das in der „Automobil-Welt" vom Oktober 1911 geäußert wurde:

„Die Luftschiffahrt hat das Interesse der Menschheit in ganz besonders hohem Maße erregt und, wie dem immer so ist, die Erwartungen viel höher spannen lassen, als der tatsächliche Erfolg es zu rechtfertigen vermag.

Auf diesem Interesse sind die Flugveranstaltungen aufgebaut worden. Denn eben dieses Interesse ließ erwarten, daß man es in gewinnbringender Weise ausbeuten könne. Es ändert nichts an der Sache, daß sich die Ausbeutung des Interesses an der Luftschiffahrt als ein Fehl-

erfolg gezeigt hat. Denn diese Wahrnehmung ist erst nach geschehener Tat eingetreten, ist sogar auch heute noch nicht allgemein durchgedrungen.

Diese Flugplatzunternehmer haben nun eine geräuschvolle Reklame gemacht, und da die Reklame das Publikum anlockt, so ist es in Massen den Flugveranstaltungen zugeströmt. Sein Beweggrund war die angereizte Schaulust. Nur die erregte Neugier hat sie auf den Platz gebracht, nicht die Sache selber. Sie wären bei gleicher Reklame mit derselben Begier auch einem Affen- oder Schweinezirkus zugeströmt und würden in noch größeren Haufen herbeieilen und die höchsten Eintrittspreise bezahlen, wenn ein Unternehmer Gladiatorenkämpfe mit wirklichem Niederstechen des besiegten Kämpfers vorführte. Dazu werden sich allerdings die Behörden nicht bereitfinden lassen; die Unternehmer wären gleich dabei und ebenso das Publikum.

An sich ist es nun schon sehr mißlich für einen Sport, wenn er sich auf solche Gelüste gründet. Gewiß, der Sport kann die Schaulust nicht entbehren, wenn er für das ganze Volk Bedeutung haben soll, und darum wird man nicht schlechthin gegen die Neugier sein. Aber jeder vernünftige Mensch muß wünschen, daß die Schaulust in Grenzen gehalten werde und nicht zum Rummel ausartet."

Leider zu zahlreich sind die Fälle, die das Vorstehende bestätigen! Um nicht als ungerechter Ankläger zu gelten, gebe ich nachstehend einige Proben, die wiederum wörtlich den Pressenachrichten verschiedener Länder entnommen sind:

„Große Lärmszenen gab es zu Ende September bei zwei Schauflügen in Ungarn. In Großwardein randalierte das Publikum, weil dem Aviatiker Cermack nicht gleich ein Flug gelingen wollte. Noch skandalöser benahm sich, wie man aus Budapest meldet, das Publikum in Jasberény, als der ungarische Aviatiker Possart, der allerdings ohne rechte Vorbildung einen Schauflug zu hohen Preisen veranstaltete, nicht aufsteigen konnte. Gendarmerie mußte den Piloten gegen Mißhandlungen schützen, und schließlich mußte sogar Militär aufgeboten werden, um den Platz zu räumen."

Aus einem Artikel der Zeitschrift „Flugsport":

„Trotz Regen und Sturmes verlangten die anwesenden Zuschauer, daß man fliegen sollte, aber zum Glück hat sich keiner der Flieger durch die brutalen Bedrohungen zu einem Wagnis hinreißen lassen."

Aus der Wiener „Luftschiffer-Zeitung":

„Lemasson flog auch wirklich auf, mußte aber nach Zurücklegung zweier Kilometer landen, weil er durch Windstöße gefährdet war. Sofort stürzten zweitausend Zuschauer, denen der Flug nicht lang genug dauerte, unter Todesdrohungen auf Lemasson los, der nur durch energisches Einschreiten berittener Gendarmen einer ernsten Gefahr entrann."

Aus einem Artikel der „Hamburger Nachrichten" über den Schwäbischen Überlandflug:

„Und das Publikum? Die Schwaben sind gewiß gute Leute, aber als in Weil der Wind die Flieger zögern ließ, empörten sich zehntausend Schwaben, also daß der aufsichtführende Wachtmeister verzweifelt angesprengt kam und uns anflehte, doch zu fliegen. Im Krankenhaus lag der tote Eyring. Was schert's das Publikum, es hat Entree bezahlt."

Aus Amerika:

„Man berichtet aus Neuyork: Die amerikanischen Flieger sind alle in großer Erregung über die Haltung des Publikums in Norton in Kansas, das den Flieger John Frisby am vorigen Freitag zwang, gegen eine bessere Einsicht einen Flug zu unternehmen, der mit seinem Todessturz enden sollte. Frisby hatte bereits am Donnerstag einen Sturz erlitten, ohne jedoch ernste Verletzungen davonzutragen. Als nun am Freitag nachmittag sein Motor nicht gut arbeiten wollte, kündigte er der versammelten Menge an, daß es ihm nicht möglich wäre, einen Flug zu unternehmen. Sofort erhob sich ein wüstes Geschrei in der Menge. ‚Betrüger! Feigling!' schrie man ihm von allen Seiten entgegen. Obwohl Frisby von dem Sturz am Tage vorher noch arg zerschunden war, entschloß er sich nach diesen Zurufen doch widerwillig, aufzusteigen. Er kam auch auf seiner Curtiß-Maschine gut vom Boden ab und stieg etwa 30 m empor, als man plötzlich bemerkte, daß die Tragflächen sich neigten und die Maschine jäh aus der Höhe herabstürzte. Der Flieger erhielt beim Aufprallen so schwere Verletzungen in der linken Seite, daß er nach einer Stunde starb. Der Sturz geschah, während seine Frau, sein Sohn und seine kleine Tochter unter der Menge standen. Als Mrs. Frisby den Kopf ihres sterbenden Gatten stützte, wandte sie sich zu den Zuschauern und klagte sie in herzzerreißenden Worten wegen ihrer abscheulichen Haltung an, daß sie lieber einen tüchtigen Mann in den Tod gesandt hätten, als ihr Vergnügen zu verlieren. „Er hat euch gesagt, daß die Maschine nicht in Ordnung war, ihr feigen Mörder!" schrie sie. „Und ihr wolltet nicht hören. Sein Blut komme über euch! Seht hier sein Blut, ihr Mörder!" Bestürzt und verlegen schlich sich die Menge, der diese Worte gegolten, von der Unglücksstätte fort."

Aus Frankreich:

„Nachdem Busson unter lebhaften Zurufen der Zuschauer einige Bahnrunden in 50 m Höhe ge-



flogen war, verlangte man stürmisch den andern Bewerber, Lefire, der aber mit Rücksicht auf das ungünstige Wetter sich weigerte, zu starten. Eine unbeschreibliche Szene entwickelte sich nun. Das wütende Publikum riß die Barrieren um, und mehr als 20000 Menschen drangen auf das Flugfeld und gingen gegen den Schuppen vor, in dem sich der arme Pilot befand. Unter den Zurufen „Spitzbuben!" begann der Sturm. Da zog Lefire im letzten Augenblick einen Zweidecker aus dem Schuppen und versuchte ihn in Gang zu bringen. Zum Unglück wollte es ihm nicht gelingen, und schon begann die Menge, die einen Augenblick gestutzt hatte, von neuem zu toben, als Busson die Situation rettete, indem er einen neuen Aufstieg unternahm."

Aus München:

„Bis sechs Uhr abends wehte ein ziemlich starker Wind, so daß an einen Aufstieg nicht gedacht werden konnte. Das Publikum auf den billigen Plätzen wurde ungeduldig und vollführte Lärmszenen; die Menge überflutete den ganzen Platz und machte auch, als der Wind sich gelegt hatte, jeden Flugversuch unmöglich."

Aus Spanien:

„Die Zuschauer drangen auf die Aviatiker ein, die von der Gendarmerie beschützt wurden. In der ungeheuren Menschenmenge kam es zu Zusammenstößen. Mehrere Personen brachen Arme und Beine. Mehrere Gendarmen wurden durch Steinwürfe verletzt. Als der Steinhagel immer dichter wurde, zogen sich die Gendarmen zurück, um nicht durch Schießen eine Katastrophe herbeizuführen. Sie nahmen die beiden Aviatiker mit sich. Darauf stürzte die Menge auf die Apparate los, zerstörte sie vollständig und zündete sie dann an."

Man sieht: gleiche Sitte in allen Ländern. An solchen Zuständen sind leider manche Berichterstatter und Kritiker mitschuldig. Zum Beweis: Zu einer Zeit, als es noch keinen einzigen deutschen Flieger gab, im Herbst 1909, während der ersten Berliner Flugwoche, schrieb ein Berichterstatter:

„Die Veranstalter der Berliner Fliegerwoche sind wie die modernen Schwankdichter, die an einem mehrere Stunden währenden Theaterabend unter lauter schalem Zeug gerade drei amüsante Pointen geben und dann schon glauben, daß sie eine besondere Leistung vollbracht hätten. Auch der gestrige, letzte Flugtag, an dem die Konkurrenzen von ein bis sechs Uhr ausgefahren werden sollten, war recht wenig amüsant, bis auf vier paar kurze, zum Teil freilich großartige Leistungen. Prachtvoll war der Höhenflug, den Latham noch ganz zuletzt — schon außer Konkurrenz — machte, als bereits die Abendnebel einen Teil des Flugplatzes einhüllten."

Also „vier paar" (so!) zum Teil großartige Flüge, deren Veranstaltung gewaltige Summen gekostet hat, hindern den Berichterstatter, der doch vorher wohl nur vereinzelte Flugversuche gesehen hat, nicht, etwaige Besucher gegen die Veranstaltung einzunehmen. Ist es dann ein Wunder, wenn die Flugplatzbesucher übertriebene Erwartungen mitbringen?

Das Fliegen bietet für die Zuschauer, von Unfällen und besonderen Vorkommnissen abgesehen, überhaupt nicht die Sensationen, die von den meisten erhofft werden. Nur schwer läßt sich ein Wettkampf so darstellen, daß der unmittelbare Vergleich in die Augen fällt. Vor drei und auch wohl vor zwei Jahren, als alle Flieger dicht über der Erde ihre Kreise flogen, war das Zuschauen wirklich leicht langweilig. Das hat sich aber doch sehr gewandelt. Die engen Kurven, schnellen Aufstiege und steilen Gleitflüge müssen selbst phlegmatische Naturen in Spannung versetzen, wenn diese sich überhaupt erst einmal auf einen Flugplatz bemüht haben. Ist es nicht eigentümlich, daß die Tatsache, daß von mehreren Pferden schließlich das eine oder andre das schnellste ist, stets wieder auch bei dem schlechtesten Wetter Tausende anlockt? Während in ungünstigster Jahreszeit ein einzelner Renntag 30000 Mark Kasseneinnahme bringt, haben die Erträgnisse ganzer Flugwochen mit mehr als zwanzig Fliegern mitunter kaum die Hälfte erreicht. Und nun erst die Totalisatoreinnahmen der Rennplätze! Was bleibt da übrig, als daß die Flieger selbst die Kosten aufbringen müssen, die durch Anlage und Unterhaltung eines Flugplatzes entstehen.

Und wovon leben Industrie und Flieger? Wer kauft der Industrie ihre Flugzeuge ab? Manchmal Optimisten, die glauben, daß sie durch Wettbewerbe und Schauflüge goldene Berge erringen können; schließlich nur die Heeresverwaltung, die keine Errungenschaft moderner Technik unbeachtet und ungenutzt läßt. Vielleicht ist es gar nicht so übel, daß französischer Chauvinismus uns zur Nacheiferung im Militärflugwesen hetzt. Wozu dies einst noch nützlich sein wird, ist heute nicht abzusehen. Verdanken wir doch die Berliner Stadtbahn wohl auch nur strategischen Bedürfnissen! Hat unsre Sprengstofftechnik, deren Existenz wir dem „Völkermord" verdanken, sich nicht eine gewaltige kulturelle Bedeutung errungen?



Daß dem Flugwesen ein Gleiches gelingen wird, kann nicht bezweifelt werden. In Frankreich wurde das wahre Wort geprägt: „Die Zukunft des Flugwesens liegt in den Kolonien." Wie es heute viele kleine Orte gibt, die von der Öllampe zum elektrischen Licht übergegangen sind, ohne je das Leuchtgas verwendet zu haben, so wird eines Tags das Flugzeug an die Stelle des Negerpfades treten; und die dazu nötigen Landkarten herzustellen, wird das Flugzeug selbst wiederum erst ermöglichen. Die Aerophotogrammetrie ist zweifellos berufen, unsre veraltete Methode der Kartendarstellung mit Kippregel und Meßtisch zu ersetzen. Gewaltige Ersparnisse von Arbeit, Zeit und Geld werden die Folge sein. Sicherlich nur wenige Jahre trennen uns von solcher Verwendung.

Was aber hat in der Zwischenzeit zu geschehen, um Stillstand und Rückschritt zu vermeiden? Gewaltige Summen müssen geopfert werden, um Flugzeugindustrie und Flieger zu beschäftigen. Sicherlich ist es Pflicht des Staates, in erster Linie solche Mittel zu beschaffen, aber Aufgabe eines jeden Patrioten ist es, auch nach seinen Kräften dazu beizusteuern.

Und dazu geben wohl die Wettbewerbe die beste Gelegenheit. Sie können noch nicht entbehrt werden. Sie bieten nicht nur der Industrie und Fliegern Gelegenheit zu Verdienst, sondern sie bilden auch den Ansporn für technischen Fortschritt und Kühnheit der Leistung. Man höre nicht auf die Kleinmütigen, die finden, daß wir es ja schon „so herrlich weit gebracht"! Wollen wir uns mohammedanische Anschauungen zu eigen machen, auf irdisches Glück verzichten und nur in duldender Erwartung einem besseren Leben jenseit des Todes entgegensehen? „Was nützt es, wenn man weiß, daß Froschschenkel bei Metallberührung zucken!" sagten einst die Zunftgelehrten. „Ich verspreche mir keine große Seligkeit davon, wenn man eine halbe Stunde früher nach Potsdam kommt", sagte einst ein Minister, dem das Projekt der Eisenbahn Berlin-Potsdam vorlag. Seien wir dem Schicksal dankbar, daß die Zahl derjenigen gewaltig wächst, die glauben, daß es nicht nur unser Recht, sondern daß es unsre Pflicht ist, unser Können zu steigern. In diesem Sinne müssen wir mit Genugtuung das Wachsen unsers „Deutschen Luftfahrer-Verbandes" begrüßen, der mit seinen 75 Vereinen und mit gegen 70000 Mitgliedern den Fortschritt des Luftfahrtwesens gewährleistet. Es ist aber nicht erfreulich, sondern bedauerlich, daß neuerdings mehrfach Sonderinteressen zu Gründungen außerhalb des Verbandes und so zu Zersplitterungen führten. Alle Mann an einem Strang, dann werden wir im Flugwesen bald ebenso unbestritten an der Spitze aller Nationen stehen, wie dies im Freiballonwesen und in der Motorluftschiffahrt der Fall ist.

Heimruf

Sprang der Knabe zu Spiel und Streichen,
Ließ ihn die Mutter lächelnd entweichen,
Sprach: „Man wird einsam, man wird alt —
Kind, komm bald!"

Mitten im Spiel dann rief ihn ihr Sehnen,
Lief und barg seine heißen Tränen
In ihrer Hände weiche Gewalt,
Ach, so bald. — —

Nun, da tiefer die Schatten düstern,
Hör' ich wieder die Stimme flüstern:
„Welt ist herzlos, Welt ist kalt —
Kind, komm bald ..."

Emil Hadina





Der Lindenhof. (Architekt: Prof. Max Littmann.)

Münchner Baukunst im letzten Jahrzehnt

Von Gustav Levering

II

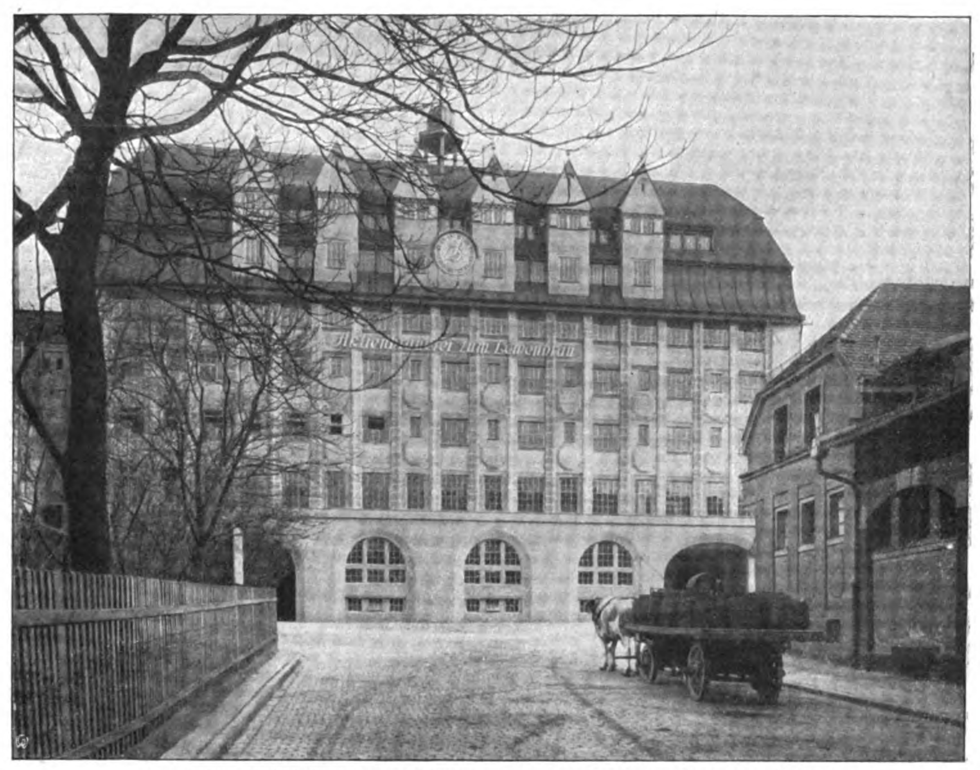
An der architektonischen Entwicklung Münchens hat das große Baugeschäft von Heilmann & Littmann sowohl durch seine riesige Ausdehnung wie auch besonders durch die in hygienischer, technischer und künstlerischer Beziehung hochstehenden Eigenschaften seiner Bauten vielleicht den bedeutendsten Anteil. Diesem Geschäft, dessen Gründer Ingenieur Jakob Heilmann die Aufstellung eines Generallinienplans für München anregte, ist nicht nur die Ausführung einer großen Zahl bedeutender Privatbauten im Innern der Stadt zu verdanken, sondern vor allem die Erschließung neuer, ausgedehnter Bauquartiere an der Peripherie und in der Umgebung Münchens. Die Villen- und Einfamilienhäuserkolonien in Nymphenburg, Gern, Bogenhausen und im Isartal sind großenteils auf die Initiative seiner Leiter zurückzuführen, zu denen seit 1892 Prof. Max Littmann und von 1897 bis 1902 der damalige Regierungsrat und jetzige Chef der „Obersten Baubehörde" Bayerns von Reverdy gehörten. In allen diesen Bauten liegt eine große Summe künstlerischen Strebens und Schaffens, und wenn sich in München wirklich ein neuer und eigenartiger Stil durchgerungen hat, so haben die Künstler des Heilmannschen Baugeschäfts nicht zum wenigsten dazu beigetragen. Ihre Namen treten meist bescheiden hinter die Deckung der Firma zurück. Ein Name aber steht groß und glänzend in der Öffentlichkeit: Max Littmann. Deutlich ist in vielen der bedeutendsten dieser Werke seine geniale Hand, seine kühne Konzeption, sein praktischer Blick und sein feines Stilgefühl zu erkennen. An der Schwelle des hier geschilderten Jahrzehnts Münchner Baukunst steht wie das Seidlsche Nationalmuseum das Littmannsche Prinzregenten-Theater als eins der wichtigsten Dokumente Münchner Kunstlebens. Littmann hat in diesem Bau das Idealtheater, das Richard Wagner vorschwebte und das in dem Provisorium des Baireuther Festspielhauses doch nur unvollkommen zum Ausdruck gekommen war, in die Wirklichkeit übersetzt. Und so groß war der Beifall und die Be-

wunderung, die dieser geniale Bau in ganz Deutschland fand, daß seinem Urheber sofort zahlreiche Aufträge für Theaterbauten zufielen. In rascher Folge entstanden das Kgl. Theater in Kissingen, das Hoftheater in Weimar, das Münchner Künstlertheater mit seiner vielgerühmten und vielbefehdeten Reliefbühne, das Schillertheater in Charlottenburg, das Hildesheimer und das Posener Stadttheater. Der mächtige Bau in Stuttgart, der die Kgl. Oper, das Schauspielhaus und einen Verwaltungsbau in einer künstlerisch vollendet durchgeführten Baugruppe vereinigen wird, geht seiner Vollendung entgegen. Die Warenhäuser Oberpollinger und Tietz (s. die untenstehende Abbildung), das Redaktionsgebäude der Münchner Neuesten Nachrichten, die Dresdner Bankfiliale zeigen neben einer äußerst praktischen Durchführung mit den neuesten Baumitteln eine dem Bilde der betreffenden Stadtgegenden vorzüglich angepaßte Architektur. Auch im Landhausbau hat Littmann sein Geschick bewiesen. Der Lindenhof (Abbildung S. 823), sein Besitztum in Bogenhausen, darf als der Typus eines vornehmen und doch bürgerlich behaglichen Eigenheims bezeichnet werden. In dem Neubau der Schackgalerie schuf er dieser berühmten Gemäldesammlung nicht nur ein schönes Heim, er hat hier auch eine schwierige baukünstlerische Aufgabe gelöst, da die Galerie mit der Preußischen Gesandtschaft organisch zu verbinden war.

Neben der Firma Heilmann & Littmann entfaltet das Baugeschäft der Gebrüder Rank eine anerkennenswerte Rührigkeit. Hier haben sich drei Brüder, die alle drei vollendete Architekten sind, zu gemeinsamem Streben und Schaffen vereinigt. Die erste Leistung, mit der der älteste von ihnen, Franz Rank, hervortrat, und die ihm rasch einen Namen von bestem Klang machte, war die Erbauung des



Kaufhaus Oberpollinger. (Architekt: Prof. Max Littmann.)



Das neue Gerstenhaus der Löwenbrauerei. (Architekten: Gebrüder Rank.)

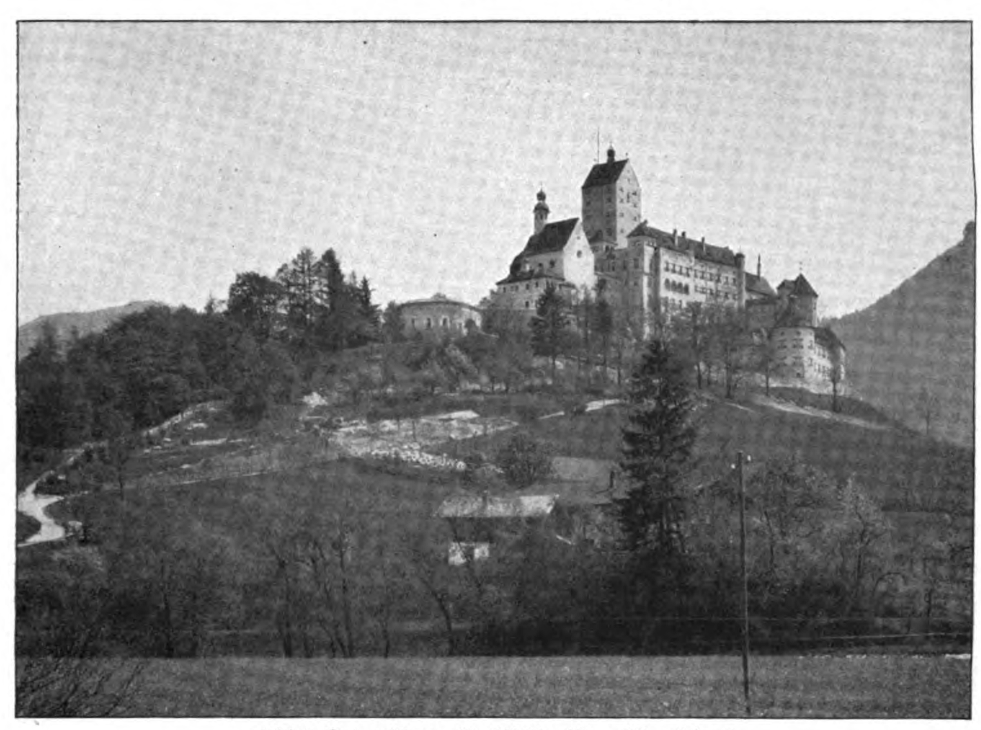
Münchner „Deutschen Theaters". Es ist im künstlerischen Interesse auf das lebhafteste zu bedauern, daß dieser schöne und großartige Bau, der ursprünglich der Pflege edelster Theaterkunst gewidmet war, infolge widriger Verhältnisse, die außerhalb des Willens seines Erbauers lagen, zu einem Varieté- und Balllokal umgewandelt wurde. Die Hauptstärke der Brüder liegt auf dem Gebiete des Geschäftshäuserbaues. Das mächtige „Gerstenhaus" der Löwenbrauerei (s. die Abbildung oben), das auf dem Areal des allen Besuchern Münchens bekannten Löwenbräukellers liegt, zeigt in ausgezeichneter Weise, wie selbst bei den scheinbar nüchternsten Zwecken und mit den einfachsten Mitteln künstlerische Wirkungen erzielt werden können. Der Bau der Rosenapotheke, der das Gegenstück zu den Seidlschen Ruffinihäusern bildet, ist ein Meisterstück raffiniertester Raumausnutzung, der auf engstem Raum zusammengedrängt die mannigfaltigsten Zwecke erreicht, ohne daß von diesen restlos überwundenen Schwierigkeiten in der in edelsten Formen gehaltenen Fassade das Geringste zu erkennen bleibt. Auch das neue Heim des Männerturnvereins ist eine durch geschickte Raumdisposition glänzende Leistung, während das Haus des bekannten Bildhauers Professor Georg Busch in der Renatastraße eine glückliche Vereinigung eines villenartigen Wohnhauses mit weiträumigen Ateliers aufweist. Ihre höchste künstlerische Befähigung zeigen die Brüder jedoch in ihren Landhausbauten. Von den in den Vororten Münchens gelegenen Gebäuden dieser Art sei hier nur die in den Formen eines toskanischen Hauses gehaltene Villa des Herrn C. Braun in Prinz-Ludwigshöhe erwähnt, die einen herrlichen Blick stromauf- und -abwärts über die Isar gewährt; ferner das mit seinem tief herabgezogenen Dach und seinem gedrungenen Turm so altertümlich und gerade deshalb so behaglich anmutende Hieronymushaus in Pasing und das allerliebste, ungemein freundlich in der Landschaft stehende, hoch über der Isar liegende Landhaus der Münchner Malerin Walther (Abbild. S. 826). Der originelle Grundriß zeigt eine ovale, mit der einen Hälfte in den Bau hineinreichende, mit der andern darüber hervorragende Terrasse, die im Aufbau des Hauses eine entsprechende ovale Einbiegung



Villa der Münchner Künstlerin Walther in Pullach. (Architekten: Gebrüder Rank.)

der Mittelwand bedingt und dadurch eine wundervolle Gliederung der Fassade hervorbringt. Die feingegliederte Kirche in Solln, einem Vorort Münchens, beweist die Vielseitigkeit dieser nach den höchsten Zielen strebenden Architekten, denen kein Gebiet der Baukunst fremd ist.

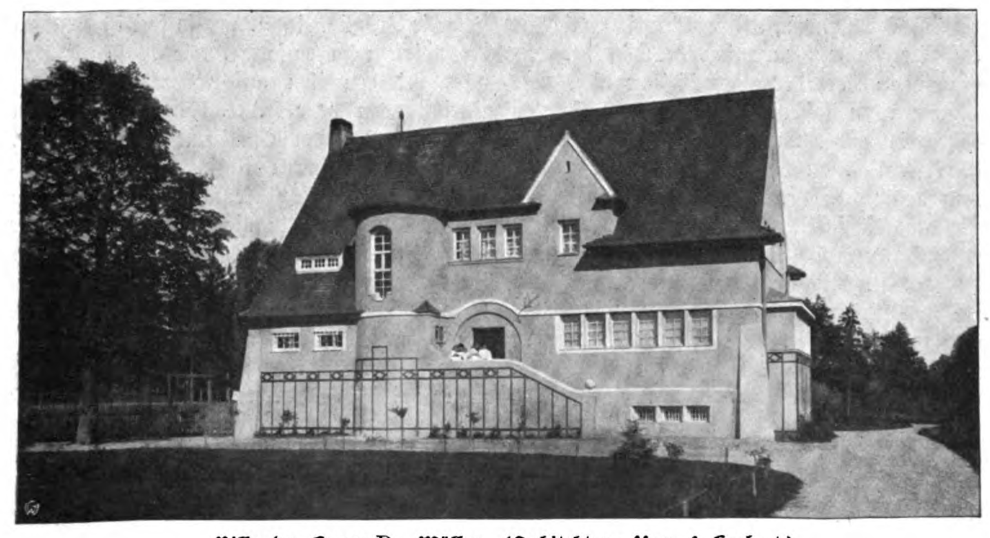
Ein ungewöhnlich intelligenter und in seinen Bauten origineller Architekt ist Max Ostenrieder. Von seinen zahlreichen städtischen Bauten seien der Neubau des Hotels Marienbad, der erst in allerneuester Zeit vollendet wurde, und die Villa des Dr. Scholl genannt; beide Bauten zeichnen sich durch ein hervorragendes Geschick in der Durchbildung der Grundrisse und den vornehmen, gediegenen Geschmack im Aufbau aus. Die seinem Geist jedoch am meisten konformen Bauaufgaben, an denen Ostenrieder mit der ganzen Liebe des Künstlers arbeitet, sind die Errichtung oder wenigstens der Ausbau großer Schloßanlagen, womöglich in majestätischer Gebirgsnatur. Der bayrische Reichsrat Freiherr von Cramer-Klett, der die Befähigung Ostenrieders bei den großen Renovierungsarbeiten am Kloster Ettal, das Herr von Cramer-Klett dem Benediktinerorden schenkte, erkannt hatte, übertrug ihm den Neu- und Umbau des früher gräflich Preysingschen Schlosses Hohenaschau (Abbild. S. 827 oben), das seit einigen Jahren in seinem Besitz ist. Die fast unbeschränkten Mittel, die der Reichtum des Bauherrn da dem Architekten zur Verfügung stellen konnte, ermöglichten diesem eine großzügige, von aller Engherzigkeit freie Lösung seiner Aufgabe. Von der Auffahrtstraße und der Drahtseilbahn an, die zum Schloß hinaufführen, bis zum letzten Turmknauf ist alles in bedeutenden Verhältnissen und großem Stil durchgeführt. Die Kunst, mit der auf verhältnismäßig beschränktem Raum die palastähnlichen Neubauten errichtet und mit dem alten ehrwürdigen, wiederhergestellten Schloß zu einem malerischen und harmonisch wirkenden Ganzen vereinigt wurden, fordert Respekt und Bewunderung. Auch die Innengestaltung des Schlosses zeugt von Ideenreichtum und von jenem feinen Takt, der den Künstler bei allem Reichtum des Materials vor einem aufdringlichen Zuviel bewahrt. Schon nimmt den Architekten ein weiterer, noch großartigerer Schloßbau in Anspruch. Der Großherzog von Luxemburg beauftragte Ostenrieder mit dem Bau des Schlosses Colmar-Berg in der Nähe der Stadt Luxemburg. Wie malerisch das Schloß in seiner Umgebung wir-



Schloß Hohenaschau. (Architekt: Max Ostenrieder.)

ken muß, zeigt das lebhafte Interesse, das das Publikum den perspektivischen Ansichten entgegenbrachte, die 1911 in der Jubiläums-Kunstausstellung des Münchner Glaspalastes zu sehen waren.

Eine Anzahl jüngerer Architekten, die, in dem Bestreben, das Bild der Stadt München durch die Baukunst zu verschönern, mit den älteren um den Platz an der Sonne ringen, haben, in der Erkenntnis, daß auf den allgemeinen Kunstausstellungen gewöhnlich die Architektur zu kurz kommt und, in seltener besuchte Gelasse gedrängt, vom Publikum weniger beachtet wird, sich entschlossen, eigne Sonderausstellungen zu veranstalten. Die erste hat im Sommer 1911 in dem Kunst-



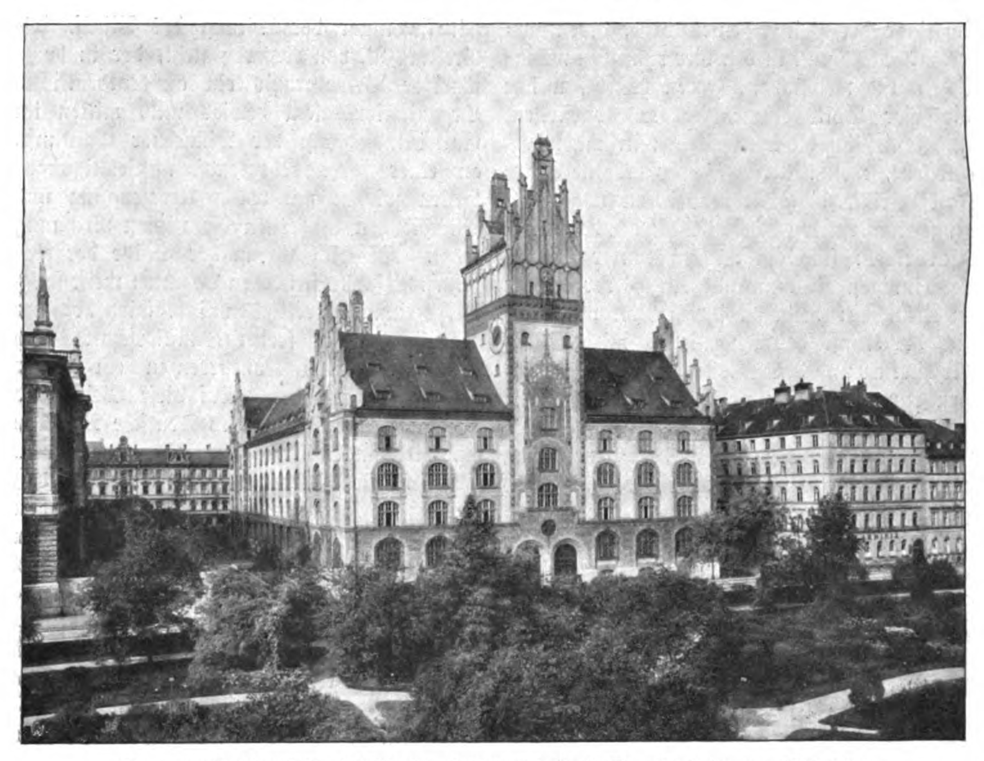
Villa des Herrn Dr. Müller. (Architekten: Kurz & Herbert.)



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Villa des Herrn James Loeb. (Architekt: Karl Sattler.)

salon von Schmidt-Bertsch stattgefunden und solchen Erfolg gehabt, daß schon im Herbst eine zweite folgen konnte. Auf diesen Ausstellungen war eine reiche Sammlung interessanter, teils ausgeführter, teils in Projekten und Entwürfen bestehender Arbeiten im Modell, in Zeichnungen und Photographien zu sehen und damit der Beweis geliefert, daß die junge Generation befähigt ist, das begonnene Werk der alten Meister nicht verkümmern zu lassen, sondern im aufwärtsführenden Wege weiterzutragen. Dabei war es erfreulich, zu bemerken, daß fast durchweg das praktische, vernünftige Prinzip der Gebrauchsfähigkeit vor dem Ehrgeiz, ungewöhnlich und auffällig zu erscheinen, zwar vorherrscht, aber auch das Streben nach den höchsten Zielen nicht vernachlässigt wird. Leider muß sich dieses Streben nur allzuoft mit Projekten und Entwürfen bescheiden. Denn nicht jedem ist vergönnt, einen Bauherrn zu finden, der es ihm ermöglicht, einen Komplex von Häusern so groß und frei zu gestalten, wie es z. B. in der Baugruppe an der Agnesstraße oder dem Landhaus des Dr. Müller (Abbild. S. 827 unten) dem Architekten Otto Orlando Kurz gestattet war, der schon in der Konkurrenz um das Bismarck-Nationaldenkmal hervortrat und in Gemeinschaft mit dem ebenso tüchtigen Architekten H. John Rosenthal bei dem Wettbewerb um das Rathaus in Mühlheim a. d. R. den ersten Preis davontrug. Und nicht jedem fällt die Möglichkeit zu, sich so frei in Innendekorationen zu entfalten, wie es Ferdinand Götz bei den ihm aufgetragenen Bühneneinrichtungen oder J. A. Campell bei dem Umbau des Hotel Continental tun durfte. Am ausgeglichensten scheinen Wunsch und Erfüllung bei Max Neumann, dem sich in der Erbauung distinguierter Familienhäuser am Josefsplatz und großer Geschäftshäuser im Zentrum der Stadt ein reiches Feld künstlerischer Tätigkeit eröffnete, oder bei Dr. von Cube, der in seinen ländlichen und städtischen Bauten, bei denen er gern Anklänge an den Stil Louis' XVI. verwendet, seine künstlerische Eigenart so schön zum Ausdruck bringen kann. Andres muß vorläufig freilich Entwurf bleiben. So das Projekt des Architekten August Zeh für die im Grundriß höchst originelle, im Aufbau an barocke Motive er-



Der neue Justizpalast. (Architekt: Geheimrat Prof. Dr. Friedrich von Thiersch.)

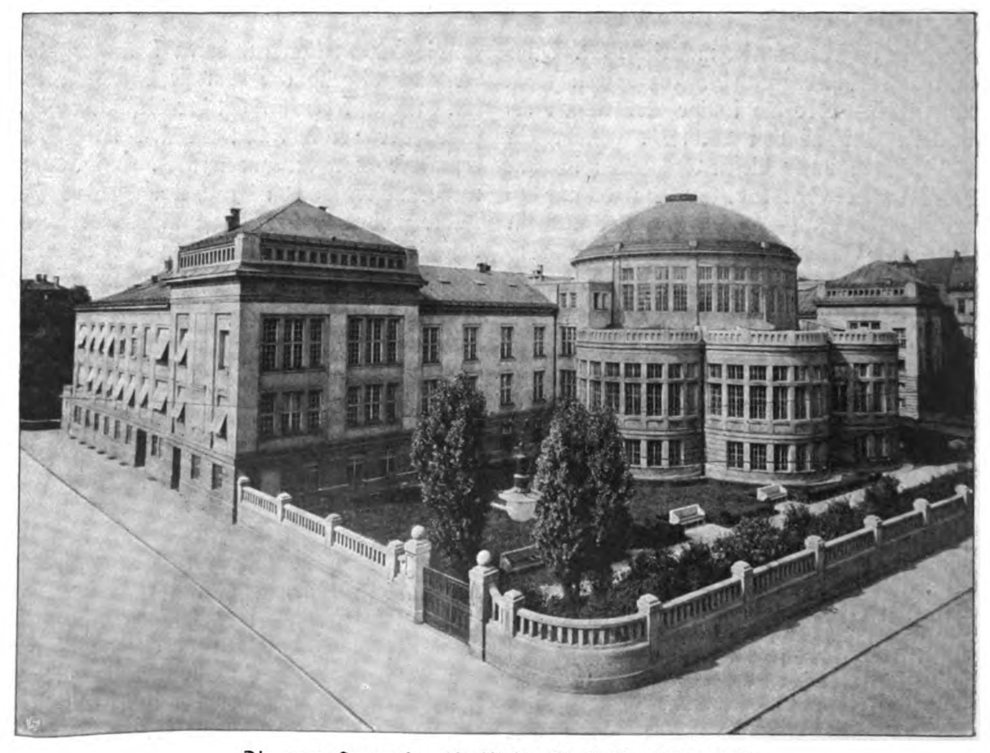
innernde außerordentlich malerische St.-Otto-Kirche in Bamberg und die großzügigen Ideen Löwensteins oder die innige Traulichkeit atmenden Skizzen von W. Käb. Einer der vielseitigsten unter diesen Architekten ist ohne Zweifel Karl Sattler, der sich schon auf den verschiedensten Gebieten betätigt hat und für malerische Gartenanlagen ein besonderes Talent besitzt. Der Bau des Sommerhauses für die Deutsche Zoologische Station in Neapel auf der Insel Ischia, der Villa Furtwänglers und des Engländers James Loeb (Abbild. S. 828) in München zeigen ihn in seiner ganzen Vielseitigkeit. Durch die Erbauung des Denkmals für den mystischen „Schmied von Kochel", dessen architektonischer Teil sein Werk, während die Statue selbst von Karl Ebbinghaus modelliert ist, hat er die Stadt München um eine hervorragende Zierde bereichert.

In all diesen Werken, Projekten und Entwürfen ist ein Reichtum an Ideen und an Phantasie enthalten, der, verbunden mit strenggeschultem Wissen und sicherem Können, eine würdige Weiterentfaltung der Münchner Baukunst mit Zuversicht erhoffen läßt.

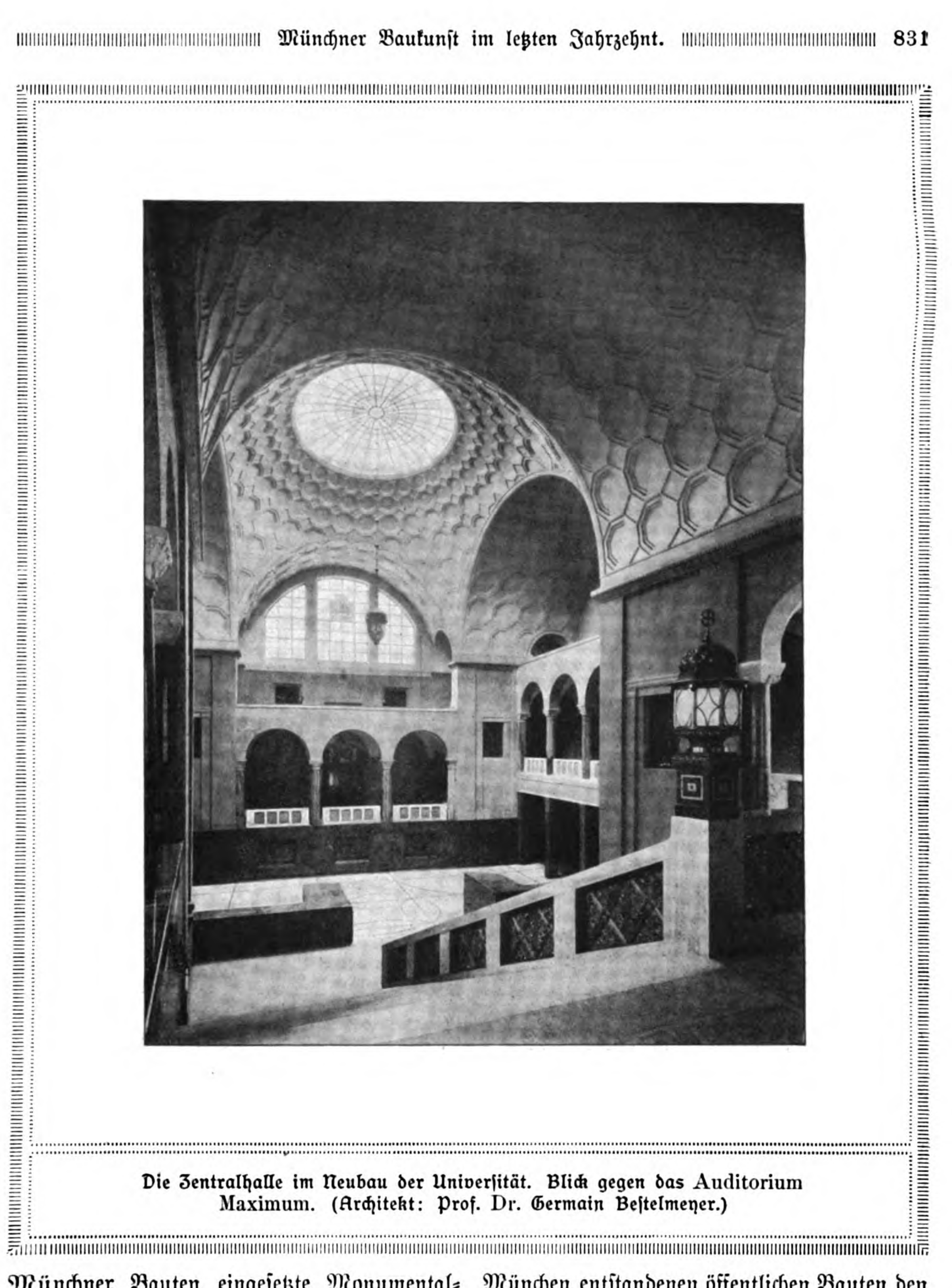
Die Stadt München, deren landschaftlicher Reiz vorwiegend auf dem sie durchströmenden Isarflusse beruht, hat der Gestaltung der seine Ufer verbindenden Brücken mit Recht besondere Sorgfalt zugewendet. Die Hochwasserkatastrophe von 1899, welche die wenige Jahre zuvor erbaute Prinz-Luitpold-Brücke in mächtigem Anprall zerstörte, gab den Anlaß zum Neubau von sechs großen Isarbrücken, die im Laufe der ersten sechs Jahre des letzten Jahrzehnts errichtet wurden. Ihre technische Konstruktion lag in den Händen der bewährten Ingenieure Sager und Woerner, während die Professoren Friedrich von Thiersch und Dr. Theodor Fischer die Schöpfer ihres architektonischen Aufbaues sind und eine Reihe erster Münchner Bildhauer sie mit trefflichen plastischen Werken geschmückt haben. Die bedeutendsten dieser Brücken sind die Maximiliansbrücke, die gegenüber dem Maximilianeum die Isar in mächtigen und doch graziös gestalteten Bogen übersetzt und mit der Kolossalstatue der Pallas Athene einen imposanten Abschluß der herrlichen Avenue der Maximilianstraße bildet; ferner die neue Prinz-Luitpold-Brücke von Professor Fischer,

im Zuge der Prinzregentenstraße, deren vornehmster Schmuck in den vier ruhenden männlichen und weiblichen Figuren besteht, welche die vier Volksstämme Bayerns darstellen, und schließlich die am weitesten stromabwärts gelegene, ebenfalls von Fischer erbaute Max-Josef-Brücke, die als ein Meisterwerk genialer Bogenkonstruktion bezeichnet werden darf. Die Isarbrücken sind ein ausgezeichneter Beweis des innigen Zusammenarbeitens der Künste in München; denn zu ihrem Bau vereinigte sich die Kunst des Ingenieurs mit der des Architekten und des Bildhauers zu Schöpfungen von wahrhaft monumentaler Größe und Schönheit.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß unter den Gebäuden, die innerhalb eines großen Gemeindewesens entstehen, die Staats- und öffentlichen Bauten einen konservativen Zug bewahren, denn schon die sich häufig über eine längere Periode hinziehende Bauzeit dieser meist sehr ausgedehnten Monumentalbauten verbietet es, vielleicht rasch wieder verschwindenden Modeströmungen zu folgen. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die „Oberste Baubehörde" in Bayern, namentlich seit sie unter der Leitung des Ministerialdirektors R. von Reverdy steht, der in langjähriger Privatpraxis ein außerordentliches Organisationstalent bewies und, mitten im Entwicklungsgang der Münchner Baukunst, an einer ihrer bedeutendsten Betätigungsstätten wirkte, mit voller Überzeugung und Energie den modernen Prinzipien Rechnung trägt. Obgleich die an der Spitze der einzelnen Ressorts stehenden Beamten meist selbst ausgezeichnete Architekten sind, wird doch der Beteiligung der freien Künstlerschaft durch Wettbewerb und Konkurrenzen ein weiter Spielraum gewährt. Auf diese Weise sind das Nationalmuseum, das Deutsche Museum und viele andre öffentliche Bauten entstanden. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß vielfach auch jüngeren Kräften Gelegenheit geboten wird, sich in größeren Aufgaben zu betätigen. Ministerialrat Dr. von Stempel hat als Vorstand des Bayrischen Architektenvereins durch Veranstaltung von Wettbewerben innerhalb des Vereins außerordentlich anregend gewirkt und sich dadurch um die Münchner Baukunst kein geringes Verdienst erworben. Auch die von Prinz Luitpold für

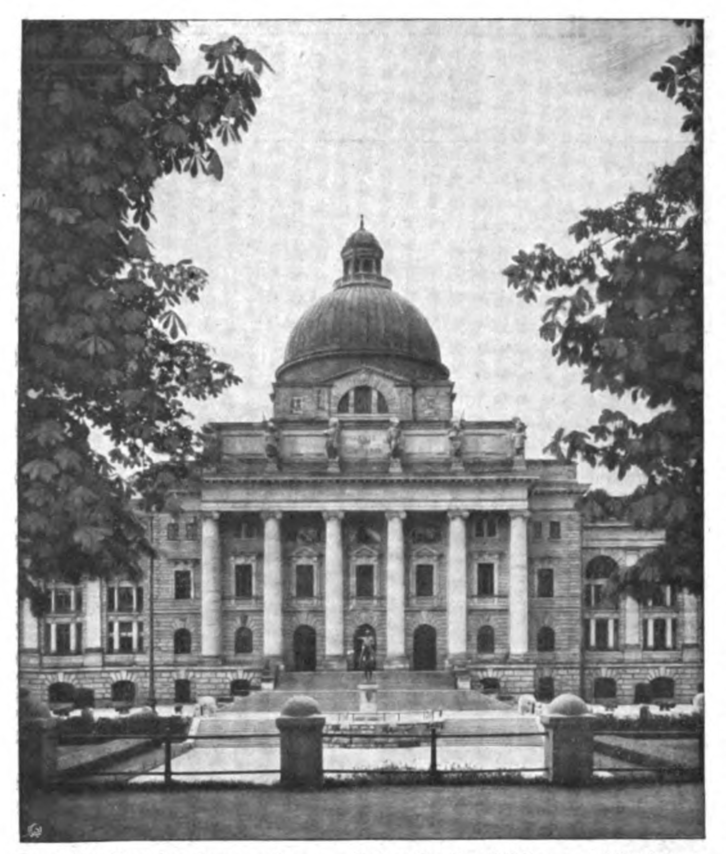


Die neue Anatomie. (Architekt: Prof. Max Littmann.)



Die Zentralhalle im Neubau der Universität. Blick gegen das Auditorium Maximum. (Architekt: Prof. Dr. Germain Bestelmeyer.)

Münchner Bauten eingesetzte Monumentalbau-Komission, die unter dem Minister des Inneren steht, und der eine Reihe der ersten Münchner Künstler wie Gabriel von Seidl, Thiersch, Kaulbach, Hildebrand und andre angehören, verbürgt die künstlerische Durchführung aller einen monumentalen Charakter tragenden Bauten. So kann wohl mit Recht behauptet werden, daß die während des ersten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts in München entstandenen öffentlichen Bauten den allgemeinen Entwicklungsgang der Münchner Baukunst voll mitgemacht und an erster Stelle zur baulichen Verschönerung dieser Kunststadt beigetragen haben. Dafür bilden eine große Zahl dieser Bauten den Beweis: der neue Justizpalast (Abbild. S. 829) von Friedrich von Thiersch, mit seiner originellen farbenreichen Architekturmalerei, der ausgedehnte Bau des Amtsgerichts in der Au von Bau-



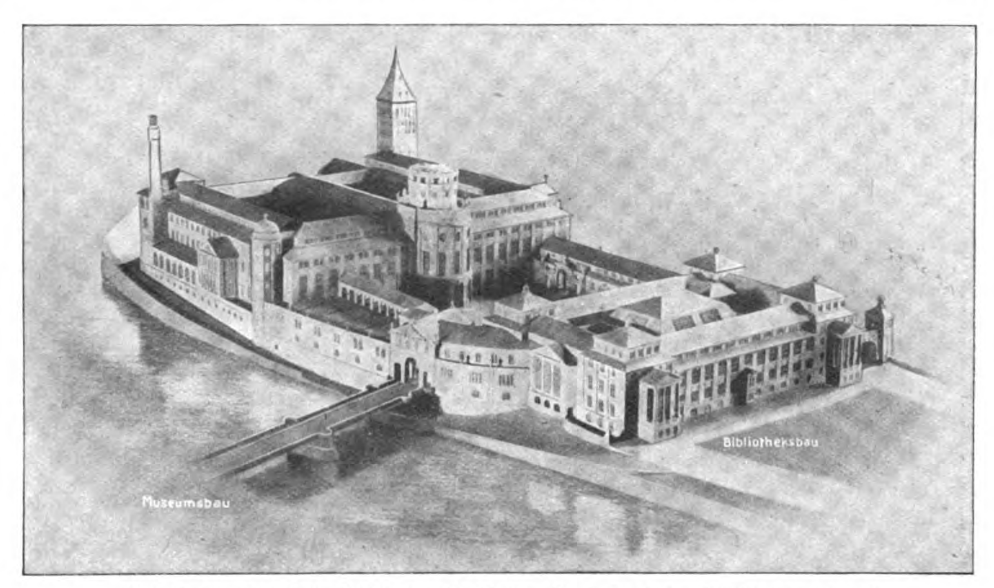
Der Mittelbau des Armeemuseums mit dem Denkmal Ottos von Wittelsbach von Ferdinand von Miller. (Architekt: Geh. Oberbaurat von Mellinger.)

macht hatte, ist der Schöpfer dieses großen Werkes, für das die Universität ihm ihren Dank durch Ernennung zum Ehrendoktor der Philosophie darbrachte. Die Technische Hochschule in Dresden berief dann den jungen Architekten auf Grund der durch diesen Bau bewiesenen Tüchtigkeit auf den Lehrstuhl eines ordentlichen Professors und wählte ihn bald darauf zum Nachfolger des berühmten Erbauers des Reichstagsgebäudes, Wallot, als Vorstand der Kunstakademie.

Auch die militärischen Baubehörden haben sich dem Aufschwung der Münchner Baukunst angeschlossen. Der große Gebäudekomplex der militärischen Unterrichtsanstalten und der Neubau der Fußartillerie-Kaserne auf dem Marsfeld sind nicht nur technisch, sondern auch künstlerisch achtbare Leistungen; sie werden noch übertroffen durch den großartigen Bau des Armeemuseums (s. die obenstehende Abbildung) von Oberbaurat von **Mellinger**, für den aus Rücksicht auf den benachbarten Festsaalbau der Kgl. Residenz im Palladiostil ebenfalls die Formen des italienischen Palaststils gewählt werden mußten. Die vor dem Museum liegende weit ausladende Terrasse erhielt vor kurzem durch das Reiterstandbild Ottos von Wittelsbach (von Ferdinand von Miller) einen prächtigen Schmuck. Das Armeemuseum bildet im Verein mit seinen wohlgepflegten gärtnerischen Anlagen den wirkungsvollsten Abschluß des herrlichen Hofgartens.

Eine Reihe monumentaler Bauten sind gegenwärtig in München noch im Entstehen begriffen: das neue Hauptzollamt, das unter der Oberleitung des Ministerialrats Freiherrn von Schacky nach den Plänen des Regierungsassessors Kaiser im engsten Anschluß an den

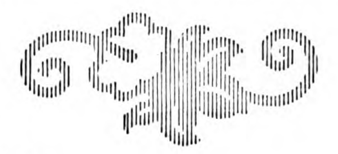
rat Adelung, dann die großartigen Bauten der staatlichen Unterrichtsanstalten, worunter das von Baurat Grässel entworfene Lehrerinnenseminar, und die noch im Bau begriffene Gruppe des Real- und des Max-Gymnasiums nach den Plänen des Regierungsassessors Höpfel. Ferner die imposanten Universitätsbauten, die im letzten Jahrzehnt entstanden sind: die Psychiatrische Klinik und die Neue Anatomie (Abbild. S. 830) mit ihren genial konstruierten, halbkreisförmigen Prosektursälen, die dem ganzen Bau eine höchst charakteristische Signatur geben, beide von Professor **Max Littmann** entworfen; vor allem aber der Neu- und Erweiterungsbau der Universität selbst, dessen im Mittelpunkt des ganzen Gebäudekomplexes gelegene grandiose Halle (Abbild. S. 831) eins der vollendetsten Dokumente moderner Baukunst darstellt. Der damalige Regierungsassessor **German Bestelmeyer**, der sich schon durch den Bau des Flurbereinigungsamts bekannt ge-



Modell des Deutschen Museums. (Architekt: Prof. Dr.-Ing. Gabriel von Seidl.)

Bahnkörper des Hauptbahnhofs emporwächst, verspricht in technischer und künstlerischer Hinsicht ein Musterbau zu werden. Auch der Neubau der Polizeidirektion, dessen genial entworfene Pläne Prof. Dr. Theodor Fischer zum Urheber haben, und der unter Erhaltung der ehrwürdigen Augustinerkirche auf dem Areal dieses alten Klosters entsteht, läßt einen Monumentalbau von hervorragender Zweckmäßigkeit und Schönheit erwarten. Der mächtige Baukomplex des Verkehrsministeriums, von Prof. Hocheder entworfen und ausgeführt, der in seinen barocken Formen und seiner Geschlossenheit entfernt an ein Kloster aus dem siebzehnten Jahrhundert erinnert, geht seiner Vollendung entgegen. Mit seinen sechs Höfen, die von mächtigen Gebäudetrakten umgeben sind, seiner den ganzen Bau beherrschenden und zugleich zusammenfassenden hohen Kuppel und dem davorliegenden forumartigen Platz, den ein prächtiger, die Straße übersetzender Torbau abschließt, wird das Verkehrsministerium nach seiner Vollendung eins der ausgedehntesten, aber auch schönsten Gebäude Münchens sein. Der westliche Flügel, der den großen architektonisch interessanten Briefträgersaal enthält, ist bereits von der Obersten Postbehörde in Gebrauch genommen.

Der gewaltigste Bau Münchens aber wird das Deutsche Museum (s. die Abbildung oben) nach dem preisgekrönten Entwurf von Gabriel von Seidl. Der Bau übertrifft an Größe alle Museen der Erde. Schon ist der Hauptbau unter Dach gebracht, und das feierliche Richtfest konnte im Herbst 1911 in Gegenwart einer Reihe bedeutender Größen der Wissenschaft und der Kunst begangen werden. Während der nächsten Jahre wird der Bibliothekbau mit dem großen Kongreßsaal entstehen, so daß sich die Pforten des Museums voraussichtlich im Jahre 1914 dem Publikum öffnen können. Die Ausführung des Baues erfolgt mit den modernsten Mitteln; kein Ziegelstein und kein Stück Holz wird in seinen konstruktiven Teilen verwendet. Von den Fundamenten bis zum Dachfirst besteht der ganze Bau aus Eisenbeton. So ist das Deutsche Museum, das nach seiner Bestimmung eine Heimstätte für Meisterwerke der Technik und der Wissenschaft sein soll, selbst ein Meisterwerk der Technik und zugleich ein Meisterwerk der Kunst.



Alte Weisen von Rolf Brandt

I. Marie

Hätt' ich Gut und hätt' ich Geld,
Zög' ich mit dir in die Welt.
Hab' nicht Geld und hab' nicht Gut,
Kauf' ich einen Narrenhut.
Marie!

Wär' es Märzen, wär' es Mai,
Brächt' ich Veilchen dir herbei.
Ist nicht Mai und ist nicht März,
Bring' ich dir mein armes Herz.

Wär' ich jung und wär' ich schön,
Ließeſt du's vielleicht geschehn.
Bin nicht schön und bin nicht jung,
Ist mein Herz dir nicht genung?

Nimm's als Ball dann, nimm's zum Spiel!
Ach, auch dies ist wohl zuviel?
Nimm's zum Spiel doch, nimm's als Ball!
Tut es einen tiefen Fall.

Fällt es schwer und fällt es lang,
Schweigt's wohl endlich sterbensbang.
Fällt es lang und fällt es schwer ...
Wenn es nur gestorben wär'!
Marie!

II. Die törige Liebste

„Liebster, das wollt' ich wohl wissen,
Sag', welcher Wind treibt dich her?
Sieh, deine Schuh' sind zerrissen,
Scheint mir dein Ränzel nicht schwer."

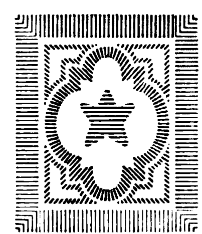
Ist auch mein Ränzel verschlissen,
Klirrt's von Dukaten darein.
Ist auch mein Wams arg zerrissen,
Birgt's doch ein Meisterbrieflein.

„Liebste, die Welt ist voll Süße,
Liebste, die Welt ist voll Pein.
Wandernde Herzen und Füße
Dürfen wohl wegmüde sein.

Fragst, welcher Wind mich denn triebe?
Der, so nun weiter mich weht
Mit dem Wissen, daß Liebe
So wie das Maigrün vergeht."

„Liebster, so wollt' ich's nicht meinen,
Daß es ins Herze dir schnitt!"
„Such' dir besseren einen!" —
Fern klang sein rüstiger Schritt.



Einen Sommer lang

Eine Geschichte aus dem Jugendland

Von Erich Ziegel

Die einen richten den Kiel nach Spitzbergen, die andern segeln nach Feuerland; die einen jagen auf Araberhengsten durch die staubige Wüste, die andern fliegen mit surrenden Motoren über die höchsten Gipfel der Alpen und landen in elegantem Gleitflug zwischen den Oliven- und Zitronenbäumen Italiens.

Aber man kann auch nach Mecklenburg fahren: Mecklenburg liegt links von Pommern und ist ein Land, in dem sich die Wiesen saftiger und grüner breiten als anderwärts, in dem die Kühe größer, bunter, schwerer über die Wiesen stampfen, während sie die weiche Luft mit einem vollen, zufriedenen Brüllen erfüllen, in dem der Roggen und der Weizen in die Höhe schießt gleich flachsköpfigen Bauernjungen, und in dem die Menschen es den Wiesen, den Rindern, dem Roggen und dem Weizen nachzutun versuchen: eine gesunde, naive Zufriedenheit liegt über ihrem ganzen Wesen.

Und Mecklenburg hat Seen: wundervolle stille, schimmernde, seltsame Seen. Das Schilf steht in breiten Streifen unbelästigt, dicht und hoch an den Ufern und läßt sich vom Winde die schlanken Glieder streicheln, und die Laubwälder fassen die blauen Spiegelflächen ein wie grüne Rahmen.

Der Himmel wechselt, wie überall, so auch hier seine Farben, von einfältigem Blau bis zum verdrießlichsten Schwarz; legt sich, wenn der Wind weht, in zornige Falten und zieht bei Sturm und Regen den Wolkenschleier bis ans Kinn übers Gesicht. Und die Seen unter dem Himmel verwandeln ihre glitzernde Haut gleich einem Chamäleon: spreizen sich in jugendlichem Smaragdgrün, trauern in tiefstem Dunkel und zittern herbstlaubfarben unter den Zärtlichkeiten der Abendröte.

Und Mecklenburg hat Frauen und Mädchen, die schön sind wie seine Seen. Still und ruhig schreiten sie unter dem heiteren Himmel und lächeln verträumt; wenn aber der Sturm der Liebe über sie hinfährt, dann wird ihre Seele zum Meer, das seine Fluten schäumend ans Ufer schickt, wo sie brandend zerschellen — bis wieder der Abendfrieden über den Wassern ruht.

An einem wunderschönen Junisonnabendnachmittag, der seinen Glanz und Schimmer fast zu verschwenderisch über die Erde breitete, fuhr ich in einer gelben Postkalesche ins Land hinaus.

Trara! Trara!

Der alte Postillion blies, die Töne schmetterten vergnügt über den leeren Marktplatz hin, der erschreckt aus seinem Nachmittagsschläfchen auffuhr, verdrießlich gähnte und sich wieder zusammenkrümmte, um weiterzuschlafen. Die beiden alten dicken Gäule zogen bedächtig an und setzten sich in behaglichen Schuckeltrab. Der gelbe Kasten rollte über das holprige Pflaster der kleinen Stadt.

Der Himmel war blau, die Luft wehte warm, auf den Bänken vor den Haustüren saßen alte weißhaarige Leute, Großvater rauchte sein Pfeifchen, Großmutter stopfte Strümpfe, ein weißer Spitz rannte mit hellem Gekläff um die Pferdebeine herum, und ich saß neben dem Postillion auf dem Bock, genoß das Kleinstadtbild wie eine für mich seltene Hausmannskost und hätte am liebsten den Hut geschwenkt vor lauter Glückseligkeit. Ich war zwanzig Jahre alt und fuhr zu meiner Liebsten.

Trara! Trara!

Auf der Landstraße schwebte eine Wolke von Staub hinter uns her wie der Rauch einer Lokomotive.

„Guten Tag, glückliche Reise!" nickten die dicken Scheunen rechts und links vom Wege und lüfteten freundlich ihre Strohdächer. Ich erwiderte höflich die Grüße: „Guten Tag, schönen Dank! Wie geht's? Freut ihr euch auf den Sommer? Wenn ich wiederkomme, habt ihr die Ernte im Bauch, Hamsterbrut!" Und ich lachte ihnen laut zu, so daß sie mir verdutzt mit weit aufgerissenen Torflügeln nachstarrten.

Meilenweit flog der Blick über das gesegnete Land, dessen Fruchtbarkeit die Erde mit breiten Farben schmückte. Grüne Streifen wechselten in hellen und dunklen Tönen, braunrot leuchteten dazwischen frischgepflügte Äcker, Obstalleen zogen sich als gerade Striche durchs Land, und in der Ferne hinter klei-



nen blitzenden Seen begrenzte den Horizont die dunkle Zackenlinie des Waldes.

Das alles, eingespannt in den Rahmen des Himmels, geriet dem jungen Sommertag so fein und freundlich und zart wie einem hübschen Malfräulein in einer glücklichen Stunde ein duftiges Pastellbildchen.

O du verfluchte Großstadt! dachte ich und empfand den Blick über die weiten Flächen wie einen ersten kindlichen Ferientag.

Nie mehr zurückzukehren brauchen! Nie mehr den Asphaltboden unter den heißen Sohlen zu fühlen! Ich beneide den Postillion, der Tag für Tag, jahraus, jahrein behaglich über die Felder fährt. Ich beneide da drüben den Knecht, der sein Ackerpferd antreibt; ich beneide das Pferd, das den Pflug zieht; ich beneide den Pflug, der den Schoß der Erde sprengt und Bahn schafft für den Samen, der zur Frucht treiben soll. Dort auf dem Hügel steht eine Mühle. Sie regt langsam und sorglos die Flügel. Vor hundert, vor fünfhundert Jahren tat sie desgleichen: sie oder ihre Mutter oder ihre Großmutter. Der Wind oder das Wasser griffen ins Räderwerk, das Werk bewegte die Steine, und die Steine mahlten das Korn. O Glück! O Sinn! O Leben!

Und warum soll ich's nicht eingestehen: die ganze Zeit über dachte ich kaum an sie, an die eine, die Blonde, die Feine, die doch die lebendige Ursache war, daß ich nun endlich die Aussicht hatte, die Natur frisch aus der Quelle trinken zu können.

Überhaupt, du raffinierter Stimmungsgenießer, ist es nur Liebe, die dich an die stillen Seen Mecklenburgs treibt, ist's wilde, ungestüme Werthersche Sehnsuchtsqual, oder lockt dich auch das Verlangen, tief in die Romantik zu tauchen? Vielleicht dies, vielleicht jenes, vielleicht beides.

Ist's nicht auch gleichgültig? Bleibt der Effekt nicht derselbe? Hier sitze ich hoch oben auf meinem Postkutschenbock, bin jung und gesund, habe die Taschen leidlich gefüllt und grüße fröhlich die kommenden Tage, die mir die Zukunft gleich weißen Lämmern an himmelblauen Bändern entgegenführt.

Und ich tat einen hellen Juchzer, der den alten Postillion neben mir aus seinem Halbschlummer auffahren ließ. Als er mich mißtrauisch von der Seite musterte, meinen Geisteszustand zu prüfen, entdeckte ich, daß er aussah wie der Zwerg Nase im Märchen: seine Augen waren klein wie die der Schweine, seine Nase war ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals schien gänzlich weggenommen worden zu sein, denn sein Kopf stak tief in den Schultern.

Ob er wohl sprechen kann? dachte ich bei mir, denn er hatte während der langen Fahrt noch nicht den Mund aufgetan. Ich bot ihm eine Zigarre an, die er mit unartikuliertem Brummen in Empfang nahm. Ich stopfte ihm sämtliche Taschen voll Zigarren, bis er geladen war wie eine gefüllte Mitrailleuse. Doch auch dies lockte ihn nicht aus seinem Trappistenkloster heraus. Er sank wieder stumm in sich zusammen, klappte die Augendeckel zu und blies den Rauch in die warme Luft.

Es war nicht zu leugnen, er ließ mir Zeit zum Träumen. Da schwang sich meine Sehnsucht voraus, überflog den nahenden Wald und den fernen geahnten See und ließ sich auf dem Dach eines Forsthauses nieder, das in einem grünen Tale schlief wie ein verwunschenes Zauberschloß.

Und ich dachte zurück und träumte von den Tagen unsrer Liebe. Es war in Berlin, an einem hellblauen Vorfrühlingstage. Als ich vormittags durch die stille Bendlerstraße ging, war sie mir zum erstenmal begegnet. Der Notenmappe nach eine junge Künstlerin, die ins Konservatorium lief. Der Kopf mit den blonden Flechten war züchtig gesenkt, und sie wagte nicht, die Augen zu heben. War es aus Scham und Schüchternheit, oder vermied sie's in banger Ahnung, ihrem unvermeidlichen ersten Abenteuer ins Gesicht zu sehen?

Der leise Provinzgeschmack ihres Kostüms gab ihrer straffen Jugend eine holde Pikanterie, die mich sofort begeisterte. Aber ich hatte es eilig und mußte mich für heute damit begnügen, mich ein dutzendmal umzudrehen. Übrigens ohne den geringsten Erfolg.

Am nächsten Tage kreuzte ich um dieselbe Stunde ungeduldig den Fahrdamm der Bendlerstraße und stielte meine Augen, sobald ein blauer Rock in der Ferne erschien.

Pünktlich, zur selben Minute wie gestern — o du Ausnahmeweib! — stellte sie sich ein.

Sie kam, ich sah sie scheu an mir vorübergleiten, sie hatte endgültig gesiegt.

Eines Tags aber streifte ich jede Scham von mir, stieg ihr nach wie ein alter Roué und genoß mit begeisterten Augen den schwe-





Richard Vogts: Renate.

benden Gang der hurtigen Füße. Ich pumpte mir Mut in die Brust und beschloß, einen Abfall zu riskieren; doch als ich näherkam, wurden ihre Schritte noch schneller und ängstlicher als sonst, und sie rannte fast durch einen offenen Vorgarten zur Haustür, wo sie die rettende Klingel zog.

Ich blieb stehen und tat, als ob ich den Mietszettel studierte. Auf einmal entdeckte ich, daß sie in den Scheiben der Haustür mein Spiegelbild betrachtete. Die Tür ging auf, und jetzt — da — während sie hineinschlüpfte — drehte sie sich kurz um, unsre Blicke trafen sich einen Moment — blutübergossen verschwand sie.

Wie lange dauerte es noch, bis ich's zum erstenmal wagte, den Hut zu ziehen? Oder gar, bis ich die ersten Worte stammelte? Waren es Tage? Waren es Wochen? Ich weiß es nicht mehr. Aber endlich kam dann die Stunde. Der erste schöne Frühlingshimmel lachte warm und blau über den Häusern von Groß-Berlin.

Ich lehnte an einem Gitter gegenüber meinem Musikhause, zählte die Scheiben zum hundertsten Male, addierte sie stockwerkweise, subtrahierte sie wieder, multiplizierte die Summen, zog ihnen die Kubikwurzeln aus der Nase und guckte alle drei Minuten verzweifelt nach der Uhr.

Da kam sie heraus, blieb einen Augenblick stehen, warf mit einem trotzigen Entschluß den Kopf zurück und — bog nach der linken Seite ab, dorthin, wo der Tiergarten die Straße schneidet. Ich war so überrascht, daß ich fast zu folgen vergaß. Dann aber nahm ich die Fährte auf, während mir das Herz bis an die Stimmbänder schlug.

Und auf einmal gingen wir nebeneinander auf knirschenden Wegen unter dem zarten Grün der erwachenden Tiergartenbäume. Unsre Hände streiften sich bisweilen, und unsre Stimmen klangen bedeckt.

Du erzähltest mir von den Wäldern und Seen deiner mecklenburgischen Heimat und von den Jugendjahren im Försterhause. Ich erfuhr, daß deine Mutter vor drei Jahren gestorben war, daß du hier bei „Tante Emma“ wohntest, die dir den Großstadtschliff beibringen solle. Deine Künstlerschaft schrumpfte zusammen zu simplen Klavierstunden, wie man sie eben fürs Haus braucht, und es wurde auf einmal alles so einfach wie ein guter bürgerlicher Mittagstisch. Als wir endlich nach der Uhr sahen, erschrakst du furchtbar, wir liefen zur Elektrischen, denn „Tante Emma schimpft!“ — Und dann?

Ich war zwanzig, und du warst achtzehn, und es kam der wunderschöne Monat Mai.

Oh, wenn es doch keine Tante gegeben hätte! Sie kam uns auf die Sprünge, überraschte uns und schnupperte alle unsre süßen Geheimnisse ans Licht.

Da war's auf einmal vorbei. Nur achtundvierzig Stunden dauerte die Angst und Ungewißheit, zahllose Depeschen wurden zwischen Berlin und Mecklenburg, zwischen Tante und Vater gewechselt, und eines schönen Morgens brachte mir der Briefträger deinen Abschiedsgruß! Eine Ansichtskarte, heimlich, in fliegender Eile, auf einer Station geschrieben: „Liebster! Vater holt mich nach Hause. Werd' ich Dich wiedersehen? Leb' wohl! Deine Hanne!“ ...

Liebste, die Liebe ist auf dem Marsche. Liebste, ich komme zu dir, ich bin unterwegs! Mein Herz ist gerüstet mit Witz und Schlauheit, meine Seele ist gepanzert mit tausend Listen eines Verliebten, meine Sehnsucht reitet auf dem geflügelten Roß meiner Jugend und meines Willens. Morgen werde ich bei dir sein und deine roten Lippen küssen. Hanne, ich komme! ...

Wir fuhren durch ein blühendes Lupinenfeld, über dem eine Wolke von summenden Bienen stand, die noch rasch zum Abendbrot einkauften. Die dicken Pferde schwitzten und schlugen mit den Schwänzen nach den blauen Fliegen. Die Sonne ging langsam in die tieferen Gründe des Horizonts und färbte die Abendwolken rosenrot.

Der dunkle Wald nahm uns auf.

Die ungeheuren Buchenstämme standen regungslos, leise atmend, gleich schlafenden Riesen. Aus dem Waldboden stieg der graue Dunst des Abends und hängte sich zwischen die Zweige, wie braune Schleier. Ein Käuzchen schrie in der Ferne.

Endlich schimmerten zwischen den Stämmen ein paar helle Flecke, die anwuchsen zu einem lichten Schein. Wir kamen näher, der Wald öffnete sich und gab uns frei, vor meinen trunkenen Augen wölbte sich der rote Abendhimmel über dem leuchtenden See.

Und Zwerg Nase schläft.

Der Wagen hält vor dem „Wirtshaus am See“, und in der Tür erscheint der, wie üblich, dicke Wirt. Ein langer blonder Junge,

natürlich Friedrich genannt, hebt meinen Koffer herunter, und ich verabschiede mich von dem stummen Postillion: „Adieu, Schwager!“ Da öffnet Zwerg Nase wahrhaftig den Mund und spricht mit seltsam knarrender Stimme: „Adjüs, junger Herr! Und schön' Dank!“ Ein Stein fällt mir von der Seele. Er spricht! Er kann sprechen!

Bald sitze ich auf einem alten Ledersofa, esse Rührei und Schinken und trinke Rostocker Bier. Dann legt mir der Wirt das Fremdenbuch vor — wahrhaftig, das gibt's hier auch! —, und ohne zu zögern, schreibe ich mit schamloser Hand hinein: „Stud. phil. Willy Müller aus Leipzig.“ Da steht die Lüge in dicken, frechen Schriftzügen und lächelt mich an.

Mitten in der Nacht wache ich auf. Ich habe geträumt, daß es brennt. Mein Zimmer liegt im grellsten Licht, die gelben Vorhänge scheinen in Flammen zu stehen.

Ich springe aus dem Bett, gehe zum Fenster und schlage den Vorhang zurück. Über einer weiten zitternden Silberfläche, deren fernen Rand ein schmaler, schwarz gezackter Streifen, der Wald, begrenzt, hängt der Mond in unnatürlicher Größe.

Eine Ente schreit im Schilf. Sommernacht!

Als ich am andern Morgen die Augen aufschlage und dehnend meine Glieder recke, habe ich zum erstenmal seit Jahren das kraftvolle Gefühl, ausgeschlafen zu haben. Ich öffne das Fenster, lasse den jungen Morgen ins Zimmer strömen und atme die Kühle, die die Nacht in der Welt zurückgelassen, inbrünstig ein, in vollen Zügen, die frühe Stunde genießend wie ein unbekanntes, unentdecktes Land.

Rasch bin ich angekleidet, schleiche mich von dem ruhig schlummernden Hause fort und gehe zum See hinunter.

Das Schilf schauert ein wenig fröstelnd in der frischen Luft. Der See liegt leer, wie vergessen und verlassen von allem Lebendigen. Drüben am andern Ufer wächst die Silhouette des Waldes behutsam ins matte Frühlicht hinein.

Ich löse ein Boot vom Ufer, laviere an andern Fahrzeugen, die ob der gestörten Morgenruhe knarren und murren, vorüber und komme ins offene Wasser, wo ich mich in die Riemen lege. Als das Boot vorwärtsschießt und die Wasser gegen den Kiel glucksen, klingt es wie zärtliche Küsse. Ich schließe lächelnd die Augen und träume von kommenden Stunden.

Endlich knirscht mein Kiel erschreckt auf den Strand. Ich springe hinaus, ziehe das leichte Fahrzeug aufs Ufer und binde es fest.

Fußhoch steht hier das Gras unter den breiten Buchen, die erfüllt sind von den Stimmen der Vögel. Keine Menschenseele: hier ist jungfräuliches Land.

Bald bin ich entkleidet und gehe ins Wasser. Zuerst schauert die Haut, aber als ich mich klatschend hineinwerfe und mit kräftigen Stößen vorwärtsschwimme, strömt das Blut, warmes Wohlbehagen verbreitend, rasch durch die Adern.

Am Schilf treffe ich eine Entenmama, die mit ihren fünf bis sechs Kindern einen Morgenspaziergang macht. Sie scheint merklich indigniert zu sein über meine frühe Visite und schlägt sich, ohne viele Worte, seitwärts in die Büsche.

Ich liege mitten im See auf dem Rücken und sehe in den Himmel, der sich hellblau, durchsichtig, gläsern über mir wölbt. Eine kalkweiße Möwe blitzt auf, mein Gesichtsfeld kreuzend. Die Tore des Himmels stehen weit offen, und ich schaue bis in die tiefsten Mysterien des Alls.

Da, während ich mit Armen und Beinen strample und ungeheure Wassermassen zur Höhe schleudre, entdecke ich auf einmal, daß ich ein Walfisch bin. Ja, beim Poseidon, ich bin ein alter ausgewachsener Walfisch von zweiundzwanzig Metern Länge und treibe vergnügt — mit der Geschwindigkeit von dreißig Seemeilen in der Stunde — durch den Atlantischen Ozean.

Evviva! Ich feire gerade meinen zweihundertsten Geburtstag, auf meinem Leibe wächst bereits Seemoos, und mein Bauch platzt fast vor Tran. Ich bin der Patriarch des Meeres und wiege fünftausend Kilogramm (brutto).

Ich sauge mein Maul, in dem eine Fischbeinschonung starrt, voll Wasser und blase einen Strahl in die Luft, der zur Höhe schießt gleich einem Springbrunnen. Sechs Meter waren's, ich schwöre es, knapp gemessen. Aber wenn ich gar meine Lungen aufpumpe — Hut ab! ich besitze schon Lungen und sehe hochmütig auf das zurückgebliebene Kiemengeschlecht herab —, dann treff' ich's bis fünfzehn, bis zwanzig Meter,



und das erfüllt mich mit dem größten Respekt vor mir selbst.

Da ich allmählich Appetit verspüre, so tauche ich einfach zur Tiefe und jage die Heringe, die in endlosen Scharen, dichtgedrängt vor mir herwandern. Denn es ist Laichzeit. Ich tauche zur Tiefe und hole mir ein Maul voll zum Frühstück.

Aber — pfui Teufel! — da geht mir die Puste aus, und mit Armen und Beinen rudernd, sause ich an die Oberfläche und bemerke, spuckend und prustend, daß ich ein Mensch bin. Ein junger Mensch, der an einem heiteren Junimorgen in einem mecklenburgischen Landsee ein erfrischendes Bad nimmt. Heureka, ich habe mich wiedergefunden!

Bald liege ich am Ufer, um den nassen Leib von der Sonne trocknen zu lassen, von der Sonne, dem Wind und dem Gras.

Meine Kleider habe ich im Gebüsch versteckt, denn ich schäme mich ihrer. Geht nicht die grüne Eidechse, die vor mir sitzt und mich anglotzt, ebenfalls nackt? Trägt denn das Wasserhuhn, das am Ufer vorbeipaddelt und mit dummen verträumten Augen in die Ferne schaut, etwa Hosen?

Und ich beschließe: Die ganze Menschheit hat von heute ab nackt zu gehen! Wenn sich die Hanne dann nur nicht vor mir geniert. Ich werde sie heute noch fragen. Alles hängt davon ab, ob sie erröten wird, denn dann scheitert mein geniales Weltenprojekt an ihrer Försterstochterscham, und ich lasse alles seinen alten Lauf gehen. Revolutionen werden durch Frauen erschaffen und durch Frauen verhindert. Das Universum hängt auch diesmal an einem Unterrock.

Plötzlich fühle ich, wie eine tolle, heiße, eilige Sehnsucht in mir aufsteigt nach ihrem Erröten. Auf, ich vertrödle die Zeit!

Rasch schlüpfe ich wieder in die Kulturhosen und mache mich auf die Beine. Während ich durch den Wald eile, schlägt mir das Herz wie eine fröhliche Hochzeitsglocke. Meine Schritte tanzen leicht über den Boden, denn das gestorbene Laub von zahlreichen Herbsten polstert vermodernd die Erde.

Der schattige Pfad wird steiler, da sich der Boden zu einer langen, gedehnten Erdwelle hebt; ich klettre zum Gipfel der Höhe und bleibe überrascht stehen. Durch die Bäume senkt sich der Blick hinunter in ein enges Tal. Da liegt das Forsthaus, selbstverständlich von wildem Wein umkränzt wie mit einer Willkommgirlande, flankiert von Stall- und Wirtschaftsgebäuden und mit einem bunten Garten im Rücken. Es ist alles wie im Märchen, sogar der unvermeidliche blaue Rauch steigt sorglos in die blaue Sommerluft.

Ist es da nicht auch logisch und stilvoll, daß der müde Wanderbursch an die Tür pocht und für Geld und gute Worte um ein Glas Milch bittet?

Mir klopfte ein wenig das Herz, aber ich nehme meinen ganzen Mut und die naive Unverschämtheit meiner zwanzig Jahre zusammen. „Herein!" ruft eine tiefe Baßstimme, und ich öffne die Tür zur Wohnstube. In einem freundlichen, nicht gar zu großen, nicht gar zu hohen Zimmer steht in grüner Joppe ein Waldriese, der mich verwundert ansieht.

Ich atme auf, denn da ist wahrlich nichts zu fürchten. Der Mann hat etwas so unwahrscheinlich Försterhaftes: er ist groß und breit und langbärtig und deutsch und bieder. Der Himmel muß ergrünen vor Neid, wenn er das Blau dieser Augen sieht, und kein reifes Weizenfeld kann mit dem Silberblond dieser Haare in Konkurrenz treten. Um aber dem Lächerlichen die Krone aufzusetzen, aus seinem Mundwinkel hängt wahr und wahrhaftig die kurze dampfende Pfeife. Mit einem Wort, er stammt aus der Gartenlaube und ist von der seligen Marlitt.

Halt! Nein! Ein Unterschied ist vorhanden, der ihn individualisiert: er trägt eine Brille, eine große nickelgefaßte Brille, denn er ist kurzsichtig! Ein Symbol seiner Vaterschaft! Ein kurzsichtiger Förster? Es ist so unwahrscheinlich, daß ich beginne, an seine wirkliche Existenz zu glauben.

Als ich mein Anliegen vorbringe, lacht er verlegen und beteuert, daß er kein Wirtshaus habe. Die Milch könnte ich gern bekommen, aber von Bezahlung dürfe keine Rede sein.

Ich will opponieren, aber er steht schon in der Tür und ruft hinaus: „Hanne, bring mal ein großes Glas Milch! Hier ist ein junger Herr, der sonst verdurstet!"

Ich spreche in wohlgesetzten Worten meinen Dank aus und benutze die Gelegenheit, mich offiziell vorzustellen: „Müller, Studiosus Müller aus Leipzig." Der Nomme de guerre fließt mir schon so leicht über die Lippen wie einem internationalen Hochstapler auf der Polizeiwache.



O Hanne, Hanne, wirst du mich nicht verraten? Wirst du Komödiantin genug sein, oder droht uns eine wilde Odoardoszene?

Doch es klappt alles aufs Stichwort, lustig und gefällig wie in einem deutschen Lustspiel.

Sie kommt, sie hat alles geahnt, sie beherrscht sich, nur das Glas klirrt ein wenig auf dem Tablett.

Ich schlürfe meine Milch, mache Konversation und zeige mich von meiner sympathischsten Seite. Ich spreize mich in meinen Vorzügen wie ein Pfau, wenn er sein Rad in der Sonne dreht, und fühle, wie ich mit jedem Worte dem Alten ins einfältige Herz dringe.

Auf einmal guckt ein zweiter Blondkopf in die Tür und schreit: „Vater, der Postbote! Du sollst was unterschreiben!"

Wir sind allein. Aber zwischen Küssen und Lachen bleibt uns noch so viel Besinnung, den Kriegsplan zu entwerfen. Wenn Vater fort ist, wird oben im Dachfenster eine rote Schürze hängen. Schwester Toni ist eingeweiht und — durch Geheimvertrag auf Gegenseitigkeit — unsre geschworene Verbündete. In einer Stunde wird das Feld rein sein.

Der Vater kommt zurück, und nach fünf Minuten verabschiede ich mich, herzlich eingeladen, wiederzukommen, wenn mich mein Weg vorbeiführen würde.

Als Sieger verlasse ich das Haus, die erste Schlacht ist gewonnen. Oben im Walde schieße ich zunächst einen Purzelbaum und laufe auf den Händen durchs hohe Gras: ein stummes Siegerlied!

Dann lieg' ich lang auf dem Rücken, schließe die Augen und fühle mein Blut in einem wundervoll süßen Rhythmus rauschen.

Eine Stunde später schleiche ich durch die Bäume wie ein Siouxindianer und spähe nach dem Forsthause ins Tal hinunter. Hurra! Oben im Dachfenster leuchtet die rote Schürze, die Fahne der Liebe.

Wie der Waldschratt, wenn er ein Elflein hascht, spring' ich in langen Sätzen zu Tal. Hanne erscheint in der Tür.

Ich schlüpfe in die Stube, die noch von dem Tabaksqualm aus Vaters Pfeife parfümiert ist, trotzdem die Fenster weit offen stehen und ihm freien Abzug gewähren.

Dann werde ich der dicken Schwester Toni überreicht, die mich prüft und beschnuppert wie einen frischgebackenen Pflaumenkuchen und für gut geraten erklärt.

Wir schütteln uns die Hände, und ich taufe sie schlagfertig Protoë, die Vertraute, worauf sie ihrem Schwesterchen einen bedeutungsvollen Kuß gibt und schmunzelnd verschwindet, denn „sie hätte in der Küche zu tun".

Wir sind allein. Ein Kanarienvogel hängt am Fenster über den Blumenstöcken und schmettert ein fröhliches Lied.

Die Zeit vergeht mit Küssen und Fragen und Erzählen und törichtem Liebesgestammel.

Auf einmal stürzt Protoë wieder herein und schreit: „Fort, fort, der Vater! Schnell durch den Garten!"

Ich eile durch die Hintertür hinaus, fliehe gebückt die Hecken entlang, finde die Staketentür bereits sorgsam geöffnet und bin mit zwei Sprüngen zwischen den Spinnengeweben einer rettenden hohen Fichtenschonung. Auf dem Hofe bellen Vaters Dackel.

Tage der Liebe ... Die Sommertage gleiten leicht und warm dahin, gleich bekränzten Booten auf einem stillen Strom, an dessen Ufern blühende Blumen stehen. Eine wundervolle Sorglosigkeit trägt meine Seele auf liebevollen Händen durch die Zeit. Ich denke nicht an gestern und nicht an morgen und schlürfe den Duft und die Süße der Gegenwart wie ein Schmetterling den Blütenhonig.

Mein Boot beherrscht den See und durchschneidet seine zahmen Wellen zu allen Stunden des Tages, soweit ich sie nicht der Liebsten schenken kann. Auf dem See ist ein reges, wimmelndes Leben: Taucher, Krickenten, Wasserhühner und wilde Gänse schaukeln sich auf den Wassern und erheben ihre knarrenden, schmetternden, quäkenden, schnatternden Stimmen lobpreisend zum Himmel.

Ein Fischreiher zieht Tag für Tag seine königlichen Kreise durch die warme Luft, Tod und Schrecken unter den Bewohnern der Tiefe verbreitend.

Nur die Frösche finden das Leben peinlich trocken und quaken mißvergnügt in die farbige Stille des Abends hinein.

Die Nächte sind warm und von Wetterleuchten erfüllt, aber die Gewitter ziehen in der Ferne vorüber, um das heitere Idyll nicht zu stören.

Doch noch schöner sind die Stunden, in denen ich bei Hanne bin.

Alle paar Tage mache ich meinen offiziellen Besuch, wenn der Vater zu Hause ist, trinke



im Kreise der Familie Familienkaffee und höre scheinbar gespannt und aufmerksam zu, wie der Alte Geschichten erzählt, Kriegserinnerungen, Jägerlatein und Hundemärchen, während unter dem Tisch Hannes Füße und meine Füße sich ihre Liebe versichern. Der Alte ist glücklich, einen gläubigen Hörer gefunden zu haben.

Am allerschönsten aber wird es, wenn Vater verschwunden ist. Er geht nach Süden, wir streifen nach Norden. Wir stehen am Rande einer Wiese, auf den der Wald seine Schatten wirft. Die Grasfläche liegt in der Mittagsschwüle lautlos zwischen den hohen grünen Wänden, treibt ihre Blumen ans Licht und reckt sie den Schmetterlingen entgegen, die ihre bunten Sommerflügel in allen Farben durch die Helle tragen, graziös und kokett und naschhaft, gleich kleinen Mädchen auf einem Pfingstausflug.

Wir gehen weiter, Hand in Hand, und können den Blick nicht voneinander wenden.

Die Bäume werden höher und breiter und stehen lautlos wie Kirchensäulen. Ganze Felder von hohen Farnen bedecken den weichen Boden. Das Schweigen der Einsamkeit rinnt aus den dichten Kronen hernieder wie warmer Regen.

Ich halte den Atem an, denn ein gedämpftes Stampfen wie von seltsamen Tritten trifft mein Ohr. Naht ein Fabeltier aus dem Märchenland? Wahrhaftig, sieh nur, Geliebte, da schreitet Böcklins geflecktes Einhorn durch den Wald und trägt auf seinem Rücken die Frau mit den traurig-sehnsüchtigen Augen. Ganz deutlich hör' ich das Schnaufen der schnuppernden Nüstern und das Krachen von getrockneten Zweigen unter den gespaltenen Rinderhufen. Und jetzt, jetzt wendet mir die weiße Frau ihr Antlitz zu, und ihre dunklen Blicke scheinen zu winken, zu locken — nein — nein, ich halte mich fest und umklammere Hannes kühle Hand. Da lächeln die blassen Lippen der Waldfee ein wenig spöttisch, ein wenig melancholisch, während sie ihr wundersames Reittier zwischen die Säulenstämme weiterlenkt, wo es im grünen Dunkel verschwindet.

Tief aufatmend blicke ich Hanne an: Gott sei Dank, sie hat nichts gehört und nichts gesehen. Denn sie geht mit hellen Wirklichkeitsaugen durchs Leben und ahnt nichts von den Geheimnissen eines Sommermittags im Buchenwalde.

Und während wir dem Lauf eines Baches folgen, der uns plätschernd begleitet, stimmt Hanne ein Liedchen an. Zum erstenmal höre ich ihre kleine weiche Stimme, die den gefährlichen Sommerspuk weit in der Runde verscheucht und bannt: „Ich hört' ein Bächlein rauschen" und ein Dutzend andrer, ach so holder, bekannter Lieder.

Zwischen den Bäumen glänzt auf einmal der blaue Himmel und das goldene Korn.

Das Land Mecklenburg ist ausgestorben. Die Menschen schlafen.

Wir sehen uns an und haben uns rasch verstanden.

Vorsichtig, um ja die vollen Ähren nicht zu zertreten, schleichen wir ins mannshohe Korn und schlagen uns mitten im goldenen Felde ein Lager auf.

Da sitzen wir zwischen den schimmernden Wänden und fühlen uns menschensicher und einsam froh. Über uns schwimmen ein paar weiße Wolkensegel durch das klare Luftmeer, und die Lerchen singen unsichtbar ihr Sommerlied. Hanne pflückt Kornblumen und roten Mohn und windet sich einen Kranz. Und wir erfinden kindische Spiele, die alle nur die eine Pointe haben: Wer verliert, muß einen Kuß zahlen, und wer gewinnt, der kann ihn sich fordern. Wir fordern und zahlen und wuchern mit Zinsen und Zinseszinsen.

Endlich schlummern wir ein wenig ein, ermattet von unsern Zärtlichkeiten, eng aneinandergeschmiegt, wie Kinder, die sich verlaufen haben. Und erwachen verwirrt und erschrocken, als die Sonne hinter dem nahen Walde verschwunden ist und der Abendwind über die Erde schwebt, mit weichen Flügeln die Spitzen der Ähren streifend.

Da springen wir auf, reiben uns die Augen und schleichen behutsam zurück in den Wald. Mit hundert hastigen Küssen nehmen wir Abschied und sind schon mit unsern Wünschen und Träumen im kommenden Tag.

Wenn ich dann durch die dunkelnden Bäume zurückkehre zu meiner „Schlafstelle", bleibe ich bisweilen stehen, schließe die Augen und fühle noch den Druck ihrer Lippen auf den meinen und das süße Anschmiegen ihrer zitternden Glieder.

In einer versteckten Bucht wartet mein Boot, das mich zurückträgt über den See, auf dem die Stille des Abends ruht.

Tage der Liebe ...



Oh, wenn es doch keine Tanten gegeben hätte! Die Tante ist der Begriff, das Symbol des „Tugendschutzes für Nichten". Die vernünftigsten Menschen, die vorgeschrittensten Frauen, die aufgeklärtesten Schwestern, die verständigsten Mütter, ja sogar die vorurteilsfreiesten Schwiegermütter, sie alle werden zu Aufpassern, zu Spionen, zu Detektivs, zu Kriminalbeamten, zu Sittlichkeitsaposteln, zu schnüffelnden Pharisäern, zu entrüsteten Megären, sobald sie in ihrer Eigenschaft als „Tante" auftreten.

Graue wasserschwere Wolken hingen über dem See, da brach die Nachricht herein wie ein Meldereiter der Pest: „Tante Emma kommt!" In drei Tagen werden ihre funkelnden Brillengläser durch den dichten Laubwald spähen, in drei Tagen schnüffelt ihr spitzes Näschen gleich einem Vakuumreiniger die Geheimnisse unsrer Liebe auf ...

In drei Tagen geht unser Glück zu Ende.

Denn sie wird mich sofort wiedererkennen, nachdem sie uns ein paarmal in Berlin überrascht und mich gestellt hat wie ein Polizeihund.

Hanne stand vor mir, eingehüllt in ein graues Regencape, unter dessen Kapuze die feuchten Locken hervorquollen, und große dicke Tränen kollerten ihr über die zuckenden Mundwinkel.

Was half es, daß ich tobte, fluchte und wetterte, daß ich tausend freundliche Wünsche, Eisenbahnunfälle, Erdbeben, Krieg und Pestilenz auf den Störenfried unsers Glückes herabrief, das Faktum blieb bestehen und grinste uns an wie eine giftige Kröte.

Wir suchten und grübelten und quälten uns ab, ohne einen Ausweg zu finden. Selbst wenn ich das Quartier wechselte, mein „Wirtshaus am See" mit dem „Gasthaus am Walde" vertauschte, ja, wenn ich zum Höhlenbewohner würde und mich von Baumwurzeln und der Milch zahmer Hindinnen nährte, wann und wo könnten wir uns treffen? Hanne könnte keinen Fuß mehr aus dem Hause setzen, ohne der Tante Rechenschaft geben zu müssen, wohin und woher und wieso und wie lange?

Aber das allerschlimmste: sie wird von dem sonderbaren Herrn Studiosus Müller erfahren, und ihre mißtrauische Tantenschlauheit wird mein Inkognito lüften. Kurz und gut: der große Kladderadatsch hing über uns, grollend und finster, wie der Wetterhimmel vor dem drohenden Wolkenbruch.

Eng umschlungen gingen wir durch den triefenden Wald nach Hause, wurden naß und nasser, bis wir tropften wie Dachrinnen und zitterten vor Feuchtigkeit, Wut und Schmerz.

Schon um sechs Uhr nachmittags fuhr der Förster in seinem Korbwägelchen zur Stadt, um Tante Emma von der Bahn abzuholen. Nach guter alter Sitte eine volle Stunde zu früh.

Vor uns lag also eine wundervolle lange Zeit, fünf Stunden Frist zum gründlichen Abschiednehmen: fünf Stunden Trennungsweh, fünf Stunden letzten Glücks.

Die dicke Toni hatte Kuchen gebacken, den wir wortkarg in den Kaffee stippten, indessen zahllose Seufzer die traurige Tischmusik vollführten.

Dann beschlossen Hanne und ich, in den Wald zu gehen.

Ich stand auf und sagte unsrer Protoë Lebewohl: mit einem dankbaren Händedruck und sogar mit einem brüderlichen Kuß. Wir waren beide äußerst gerührt und schneuzten uns verlegen die Nasen, bis Toni ein Ende machte und erklärte, daß sie wieder einmal „in der Küche zu tun" hätte. Glücklicher Mecklenburger, der dich bekommt! Du wirst ihm die beste und treueste Hausfrau sein und ihm mindestens ein halbes Dutzend flachsköpfiger gesunder Kinder schenken. Protoë, lebe wohl! Dicke Toni, werde glücklich! —

Der Tag war wieder in Wärme und Sonne getaucht, und es schien, als ob ein goldleuchtender Schleier über dem ganzen Lande läge.

Heute, da ich's verlassen sollte, war alles noch schöner, noch grüner, noch von süßerem Zauber umflossen als sonst. Der Boden schien mir weicher, die Bäume rauschten melodischer, die Sonnenflecke zitterten seltsam auf den Wegen, und die Farne standen geheimnisvoller in den Talmulden.

Wir fanden eine Waldwiese und mitten darin eine einzelne bebende Birke, die zwischen den starrenden Riesen stand, gleich einer geraubten und bewachten Prinzessin. Unter ihren raschelnden Blättern sanken wir ins Gras, lagen nebeneinander auf dem Rücken und sahen schweigend in den Himmel, über den das Orangelicht des Abends zu fließen begann. Wir lagen, regten uns nicht und sprachen kein Wort, aber unser Schweigen flog hinüber und herüber, liebkoste

unsre Seelen inniger und heißer als ein wildes Stammeln trunkener Liebesworte.

Gerade über uns schwebte durch den Abendhimmel, seine drohenden Kreise ziehend, ein Habicht. Wie Tante Emma, dachte ich, und mein wohlgezielter Fluch schoß ihn herunter.

Wir lagen stundenlang, atmeten den Duft der Wiesenblumen ein und lauschten dem Keimen und Schwellen des fruchtbaren Sommers, bis der Nachtwind über die Wiesen huschte und unsre brennenden Wangen streichelte. Da fiel eine Traurigkeit über meine Seele wie grauer Nebel. Wenn morgen der Abend über die stille Welt schwebt, findet er mich nicht wieder.

Wir stiegen den schmalen Waldweg hinab, der zum See führte. Die Stille war tief und schwer, und wir gingen aneinandergeschmiegt auf Zehenspitzen durch die Bäume. Bald schlüpfte der Weg aus dem Walde heraus, duckte sich und kroch in einen dichten Erlenbruch hinein, der das Ufer des Sees säumte. Hier strich das Dunkel durch die dünnen Stämmchen wie ein brauner Nachtvogel und streifte mit seinen Federn unser Gesicht.

Wir bleiben stehen und lauschen.

Horch! Ein erschrecktes Tier raschelt durch das Gras, den Abhang hinunter.

Dann wieder die warme Stille.

Aber da ertönt direkt über uns ein trauriger Ruf: eine kurze klagende Vogelstimme, die zaghaft und dünn beginnt, zu einem Klang von Sehnsucht und Weh anschwillt und wie tränenerstickt jäh abbricht.

Es rieselt mir über den Rücken wie warmes Blut. Sieh nur, ein kleiner umflorter Lichtpunkt taucht aus dem braunen Dunkel auf, gleitet an uns vorbei und verlischt in der Ferne wie eine Sternschnuppe. Und hier ist noch einer. Und da und dort. Sie schweben zwischen den Büschen und Stämmchen in runden gleitenden Linien, umkreisen sich, suchen und finden einander, tauchen auf und erblassen.

Mit angehaltenem Atem sehen wir, wie immer mehr und mehr der seltsamen Glühwürmchen durch die Finsternis huschen. Sie sitzen plötzlich wie glühende Knöspchen auf den Zweigen, lösen sich los und fügen sich lautlos in den schimmernden Reigen der andern. Sie setzen sich auf unsre Kleider, unsre Hände, in unser Haar, wie Edelsteine leuchtend, wie glimmende Streichhölzer verlöschend.

Sommernachtstraum! Ist er uns gesandt, um uns die letzten Stunden der Liebe mit unirdischer Schönheit zu verklären? Schickt er uns seine kleinen Lichtboten, um unsre Wehmut und Bitternis ein wenig lichter und süßer zu erhellen? Vermag nach so viel Schönheit das Leben je wieder gänzlich trostlos und grau zu sein?

Wir schreiten ganz vorsichtig und leise durch den Wundergarten, von tausend lebendigen Lichtelfen umschwärmt, und spüren den Zauber der Sommernacht in tiefstem Herzen, in tiefster Seele.

Kuckuck! Kuckuck! Er ruft in der Ferne.

„Kuckuck, wie lange leb' ich?" Ich frage zuerst.

„Kuckuck! — Kuckuck! — Kuckuck!"

„Drei Jahre nur noch?" — Hannes Hand zuckte in der meinen. — „Sei ruhig, Liebste, der Kuckuck lügt!"

„Kuckuck, wie lange leb' ich?" Nun fragt es Hanne.

Er ruft und hört nicht mehr auf: einhundertundelf Jahre noch, behauptet er kühn.

Eng umschlungen tasten wir den Abhang hinunter, bis sich das Dunkel lichtet und der See vor uns liegt in silberner Ruhe.

Der Mond steht pausbackig am Himmel und nickt schmunzelnd auf uns herab, aber da kommt eine kleine weiße Wolke und segelt ihm quer übers Gesicht, das er noch schnell in mürrische Falten verzieht.

Wir steigen in mein Boot, ich löse den Strick, und wir fahren am Ufer entlang. Es ist hell genug, daß ich in ihren Augen den feuchten Glanz gewahren kann.

Auf einmal reiße ich das Boot herum, hole kräftig aus, und wir sausen hinein in die grüne Schilfwand, die sich krachend teilt, um uns aufzunehmen, und sich wieder hinter uns schließt. Noch ein kleines Stückchen gleitet das Boot vorwärts, dann steht es still mitten im Schilf, das uns von allen Seiten als eine undurchsichtige Mauer umgibt. Der Mond sieht neugierig herunter.

Ich ziehe sie nieder ins Boot, und während der Mond uns und die Welt mit blauem Licht übergießt, während der Duft der Sommernacht uns umwogt, sagen wir uns Lebewohl.

Im Giebelzimmer erlischt das Licht. Mir ist, als hör' ich ein leises Weinen. Noch lange stehe ich auf dem Berge, im Schatten



der hohen Buchen, und starre hinunter in das schlummernde Tal, aus dem das steile Dach des Forsthauses in die helle Nacht ragt.

Ein Hund bellt einmal kurz auf, wie im Traum.

Ich gehe langsam zurück durch den Wald, eine tiefe wehe Traurigkeit in der Brust.

Hanne, werd' ich dich wiedersehen?

Der Nachtnebel hebt sich aus dem Waldgras, sich zusammenballend gleich einem schweren Schicksal.

Plötzlich bleibe ich lauschend stehen, denn in der Ferne ertönt ein dumpfes Rollen: da kommt sie, die Räuberin unsers Glücks, die heiß ersehnte Tante Emma. Ha, wer jetzt eine Dynamitpatrone hätte, um sie in die Gleise zu legen!

Ich träume einen kurzen Rachetraum: Ein einsamer Reiter, bis an die Zähne bewaffnet, das Gesicht verlarvt, hält mitten im Mondlicht. „Halt!" Der Lauf eines Karabiners blinkt auf. Und meine knirschende Stimme gebietet: „Keinen Schritt weiter! Den Wagen gewendet! Zurück nach Berlin! Die heilige Feme der Liebe sperrt dir den Weg!" — Hurra, sie wendet und flieht! O Torheit! O Jugend!

Dort, an der Krümmung des Weges, schimmern die matten Augen der Laterne.

Platz, Platz dem Drachen! Ich biege vom Wege ab, laufe ein Stück in den Wald und verstecke mich hinter den Bäumen. Das Rasseln kommt näher, die Silhouette des Wagens steht im Schein der Straße.

Da höre ich, wie die Pferde unruhig schnauben und scheu in die Nacht hinein wittern. Ein kurzer Fluch, und der Wagen hält. Ich verhalte mich mäuschenstill, nur mein Herz klopft laut.

Da schallt der tiefe Baß des Försters durch den Wald: „Ist da jemand?"

Ich werde mich hüten, zu antworten.

Eine bange Pause.

Dann setzt ein leiser, keifender Diskant ein: „Um Gottes willen, Adolf, ich habe solche Angst!"

Haha, Tante Emmas Einzug: sie lernt das Gruseln.

Nach einigen Sekunden hör' ich den Alten brummen: „Da muß ein Wilderer in der Nähe sein."

Ein Wilderer? — Aus dem Munde der Unmündigen und Kinder werdet ihr die Wahrheit hören.

Noch eine halbe Minute, in der man angestrengt zu lauschen scheint.

Ich rühre und rege mich nicht, sonst schießt mir Vater Janssen am Ende ein paar Schrotkugeln in den Hosenboden.

„Ich muß mal morgen aufpassen," hör' ich ein gedämpftes Brummen. Dann ziehen die Pferde an, und der Wagen rollt weiter.

„Morgen" ist es zu spät, Vater Förster. Morgen ist der Wilderer nicht mehr in deinem Revier.

Das Wort „morgen" ist trostlos und traurig und fällt wie Winterreif auf meine Seele.

Ich rudre müde zurück über den See.

Im Wirtshaus schlafen schon alle.

Noch in der Nacht packe ich meinen Koffer.

Morgen früh um sieben Uhr kommt die Post, mit Zwerg Nase auf dem Bock.

Hanne, leb' wohl!

Der Kuckuck hat gelogen: lang, lang ist's her, und ich lebe noch immer.

Der Kuckuck hat gelogen: denn Hanne ist tot.

Ende

Die Tage sind dunkel. Die Rosen sind alle vergangen.
Siehe, der einst so liebliche Garten ist leer.

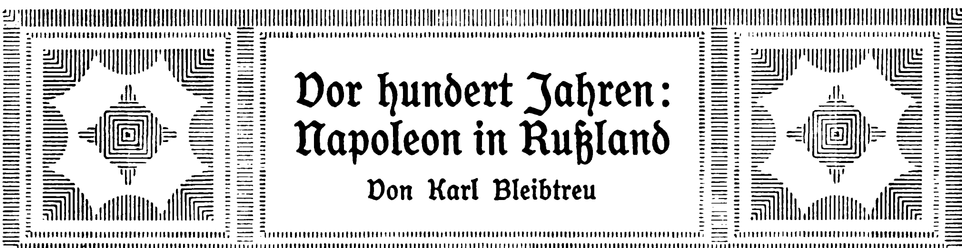
Unsre Sterne, die so beglückend klangen,
Sind versunken in einem tiefen Meer.

Lege die Hand aufs Herz. Glüht dein Verlangen
Auch so wild wie meins dem Gewesenen zu?

Denke der Sonne, durch die wir einst gegangen,
Fühle das Laub im Wind. Was zitterst du?

Hans Bethge






Vor hundert Jahren: Napoleon in Rußland

Von Karl Bleibtreu

Ein kleiner Mann in grünem Sammetpelz stampfte unwillig einen Birkenstock, auf den er sich seit lange beim Wandern durch Schnee und Eis stützte, auf gefrorenen Boden, die Marderfellmütze tief in die gewaltige Imperatorstirn gedrückt. Vor ihm die reißende Beresina, Eisschollen treibend, mit den halbfertigen rohgezimmerten Notbrücken, an denen die braven Gardepioniere in ihren tiefblauen Spensern mit krapproten oder schwarzen Aufschlägen unablässig hämmerten, knietief oder gar brusttief im Eiswasser watend, nur durch Zuspruch ihres geliebten Kaisers in ihrer Selbstaufopferung getröstet. Jenseits spitze Föhren und Kiefern und spitze Kosakenmützen, graue rotverschnürte Pawlogradhusaren, dahinter ein Heer unter einem Admiral, der allein unter russischen Landgeneralen einige strategische Anlage verriet. Rückwärts die Studiankahöhen, vor denen die Roten Donischen Gardekosaken und finnische Kürassiere mit hochrotem Kragen als Vorhut eines andern Verfolgerheeres plänkelten. Seitwärts im Süden, noch manchen Tagemarsch fern, die abscheulichen Kosaken Platofs, die Roten Isjumhusaren, die gelben Schals tartarischer Ulanen als Vorhut des abgeschüttelten Kutusow.

Um ihn her an Wachtfeuern eine zerlumpte, verfrorene, verhungerte Räuberbande, oft ohne alle militärischen Abzeichen. Nur die hohen Bärenmützen der alten Garde nahmen sich in der Ferne wie ein Tannenwäldchen aus, wo sie starr und stolz im Viereck lagerten, und die knallroten hohen Federn daran schienen sich wie ein Blutstreif durch den branstigen Frühnebel zu schlängeln. Reiterei übte sich unfreiwillig im Fußgefecht, pferdelose Unberittene formten Bataillone in Stiefeln, die von den Gamaschen des Fußvolks seltsam abstachen. Da sah man Trümmer der stolzen Geschwader, die bei Borodino in den Tod ritten. Weiße Waffenröcke sächsischer Gardedukorps und westfälischer Harnischreiter neben reichverschnürten Gardehusaren König Jérômes, dem sein „Morgen-wieder-lustik" hier vergangen wäre. Gelbe Messinghelme mit roter Wollraupe auf dem Kamm über weißen Uniformen der Elite-Karabiniers, doch das Weiß jetzt so schmutziggelb wie das Blau der Aufschläge durch Biwakfeuer gebräunt. Und den gelbstrahlenden Panzer hatten viele längst abgeschnallt und weggeworfen, weil er sie beim Fußmarsch behinderte. Die weißen Achselbänder der 1. Kürassiere, wo waren sie? Zerfetzt von Wind und Wetter. Und das Weiß der 5. Husaren verschwamm so unkenntlich, beschmiert von Ruß und Schmutz, wie das Grün der 7., mit denen zusammen sie einst die preußischen Schwarzen Husaren und kornblumenblauen Königin-Dragoner bei Zehdenick in die Pfanne hieben. Die braunen, hell- und dunkelblauen 1., 2., 12. Husaren, die fern im Süd das schöne Spanien unsicher machten, hätten ihre Kameraden nicht wiedererkannt. Das Tiefgrün von Dragonern und Chasseuren, die statt Roßschweifhelm und Glanzledertschako oft nur Wollhauben und dicke Tücher um den Kopf gewunden trugen, stach kaum mehr vom giftigen Hellgrün der Gardekaiserjäger ab, deren kirschroter Dolman und Scharlachkolpak an runden Bärenmützen zu unbestimmtem mattem Braunrot sich abtönten: so verblichen eingedunkelt alle Farben. Die sauberen weißen Westen der Garde-Grenadiere zu Pferd und zu Fuß sahen geradeso verschossen aus wie ihr oft darauf funkelndes Ehrenkreuz, dessen Silber sich schwärzte, dessen rotes Bändchen als fahles Fädchen herunterhing. Die polnischen Gardelanciers, Kornblumen und Heideröschen im Todesgarten des Krieges, stellten das Rosa ihrer Hosen und Kragen nur noch verblaßt zur Schau; ihr prunkvoller Pauker, von Kopf bis zu Fuß in rosa Seide gekleidet, schlug nicht mehr seine Silberpauken.

Im Fußvolkmischmasch unterschied man kaum mehr Himmelblau und gelbe Kragen der Weichsellegion vom Braun mit grünen Epauletts der Portugiesen, das Violett der Spenser, Kragen, Beinkleider leichter Volti-

geurregimenter vom Dunkelblau, weißen Hosen, roten Epauletts der Linieninfanterie, denn viele entäußerten sich der Uniform und hüllten sich in Lumpen oder Schafpelze. Auch die Offiziere, von denen alle unberittenen, die keine Truppe mehr hatten, sich als „Heiliges Bataillon" zu Fuß um den Kaiser zusammendrängten, zeigten nur selten noch Dreimaster und Messingschild unter dem Kragen. Solche vorschriftsmäßigen Würdezeichen schienen nicht mehr am Platze, wo es nur galt, das liebe Leben vor Frostbeulen zu bergen.

Generaladjutant Rapp, wieder mal bei Borodino schwerverwundet, stand zwar wieder auf den Beinen, doch zwei Finger erfroren. Marquis de Grouchy, in der großen Mordschlacht durch die Brust geschossen, humpelte beim „Heiligen Bataillon"; das schmächtige Männchen war so zähe wie die Hünen Rapp und Ney. Daneben las der Korse Sebastiani, Mitführer der „Heiligen Schar", aus Verzweiflung Dante. Der schwerverwundete Pajol brütete in einem Wagen vor sich hin, wo ein unendlicher Knäuel von Train und Isolierten sich am Ufer staute. Der stattliche Lauriston, Artilleriemeister bei Wagram und dann Botschafter in Petersburg, schüttelte jammernd den Lockenkopf. Murats phantastischer Sammetfederhut mit dem hohen Reiherbusch sah ebenso zerknüllt und geknickt aus wie der Seiltänzerkönig aller Lazzaroni und Makkaroni selber. Seiner gelben Korduanstiefel zerfetzte Löcher stopften schmutzige Pelzlappen, nur die Tigerfellschabracke hielt noch warm. Doch der ganze Mensch klappte in sich zusammen, und Napoleon dachte mit verächtlichem Lächeln, wie treffend er einst an seine Schwester schrieb: ihr Gatte sei auf dem Schlachtfeld ein Achill, sonst ein altes Weib. Ja, bei Borodino sprengte der Reiterkönig, den krummen Damaszener hochschwingend, gewaltig vor seinen Geschwadern einher. Jetzt aber glich er selbst dem dahinspukenden schwankenden Gerippe der Großen Armee, ein Schatten seiner selbst.

Wie kam das alles? Dumpf rauschte die jüngste Vergangenheit an Napoleons Erinnerung vorüber, seit seine Adler über den Niemen, die Drissa, die Düna, den Dnjepr flogen, um heute flügellahm am Beresinaufer zu hocken.

Bekamen die Moskowiter nicht überall gründliche Kulturprügel durch die vereinten Westvölker unter dem „Kaiser des Okzidents", dem Padischah, König der Könige Europas, in dessen Blick schon die goldenen Kuppeln des Kreml strahlten? Bei Smolensk, wo die Bremer und die Lübecker vom 127. Ligne sich einen Ehrenadler und Fahneninschrift erwarben! Bei Borodino, wo die Wollraupenhelme der Württemberger die linke eroberte Begrationsschanze füllten, wo ihre grauen und grünen Reiter neben den Hamburger Lanciers und holländischen Husaren sich tummelten, wo neben polnischen Ulanen preußische und neben westfälischen Kürassieren sächsische sich hervortaten, wo selbst Neapolitaner und Jonier der 15. Chasseurs und 19. von Piacenza mit Toskanern und Portugiesenlegion zu Pferd wetteiferten, wie das franko-italienische Fußvolk des Vizekönigs mit dem polnischen und westfälisch-hessischen! Und an der Dünabrücke von Polotzk bei der Seitenarmee standen die Bayern wie die Mauern, schmolzen freilich so furchtbar wie ihre sechs Chevaulegerregimenter an der Kolotscha (Borodino), die Roten Schweizer stritten wie Winkelriede, herzhaft scholl das Evviva der Tirailleure von Po, Korsika, Wallis (11. Leichte), zwei holländische Regimenter opferten sich, selbst die Kroaten hielten sich brav. Und weit im Südosten an den Pripetsümpfen drangen die weißen Sachsen und Österreicher tief genug in den grünen Morast der Russenmasse ein.

Napoleon soll einem Engländer auf Sankt Helena gesagt haben, er sei zu lange in Moskau stehengeblieben, weil er sich auf meteorologische Kalender verließ, wonach der Winter gewöhnlich viel später hereinbreche. Dagegen meint Guretzki: „Die Witterung hatte bisher die französische Armee äußerst begünstigt." Der Vizekönig schrieb nach Hause: „Wir haben gutes Wetter." Gourgaud sagt: „Bis 6. November war der Frost viel geringer als in früheren Feldzügen in Ostpreußen." Laut Fanche am 2. „Kälte fühlbar"; laut Linsingen am 5. erster Schnee; laut Castellane am 6. sonst „Hitze wie im Sommer". Übereinstimmend setzt Fesenzac den Eintritt der Kälte erst auf den 7. an. Bausset dagegen fälscht, daß es am 5. nachts schon 13 Grad gab; Vigier irrt, daß am 6. das Thermometer 17 Grad erreichte. Dies geschah erst bei Smolensk. Genaue Angaben verdankt man dem Generalarzt Larrey, der ein Thermometer um den Hals trug. Doch

freilich wirken schon Biwake bei 8 Grad aufreibend, wenn sich steter Hunger damit paart. Übrigens irrt die Legende durchaus, daß Napoleon sich damit schmeichelte, durch langen Aufenthalt in Moskau den Zaren zum Frieden zu zwingen. Vielmehr durchschaute er Kutusows listige Friedensverhandlung sofort, untersagte alles Parlamentieren, und in langer „Notiz" über die strategische Lage wird angebliche Friedenshoffnung gar nicht erwähnt. Als er am 9. November in Smolensk eintraf, übertrieb noch maßlos Berthiers Brief von der Nachhut: „Nur ein Viertel der Soldaten folgt der Fahne." Am 13. sammelten sich in Smolensk noch 57000 Waffenfähige mit 370 Geschützen, 60000 Waffenlose trieben sich seitwärts umher. Kutusow, mit 106000 von Tarutino abgerückt, kam nur mit 50000 bis Smolensk, litt also durch die Verfolgung ungeheuer. Nachdem am 16. und 17. die Kälte auf 21 Grad stieg und man schon Leichenhaufen zur Ausfüllung der Weguntiefen benutzte, erschwerte Tauwetter vom 18. bis 23. den Marsch, indem wahre Schneeseen sich bildeten. Die Pferde fielen zu Hunderten auf spiegelglattem Boden.

Laut Linsingen vom 2. Westfälischen Bataillon war schon am 31. Oktober „Mangel an Lebensmitteln groß", laut Guretzky „die Straße bedeckt mit Marodeurs", die sich laut Castellane „Amateurs" nannten. Das verschlimmerte sich nach Ankunft in Smolensk. Wenn aber Napoleon klagte „mit Leidwesen", daß sogar die Alte Garde Keller erbreche und Magazine plündre, so klingt dies einfach als Mahnung zur Mannszucht ins Ohr, ohne daß man daran gravitätische Kritik knüpfen darf. Nach Lage der Dinge, da Intendanten und Zahlmeister oft ihre Pflicht vernachlässigten, kann man den Truppen kaum verdenken, daß sie nahmen, was sie kriegen konnten. Auf Weitermarsch bis Orscha, während laut Badenser Mitteilung an der Düna überhaupt erst am 11. Kälte eintrat, riß Tauwetter ein, das die Wege grundlos machte. Als von dort noch mindestens 25000 in Reih und Glied neben einer doppelten Zahl von „Isolierten" der Beresina zustrebten, erwartete sie dort ein neuer Schreck, während Kutusow weitere Verfolgung aufgab, angeblich, „weil der Feind von selbst zugrunde gehen werde", in Wahrheit, weil die Kräfte versagten. Dafür näherte sich Wittgenstein von der Düna, dessen Truppen ein Brief des Zaren auf 45000 berechnet, der aber noch am 11. selbst sich vor Flankenangriff über Wilna ängstigte, wo Wrede im Begriff war, Nachschub zu sammeln. Oudinot und Victor lieferten ihm am 14. das unentschiedene Gefecht von Smoliany, für das die Russen 1018 Tote und Verwundete eingestehen. Vorher am 30. Oktober bei Tschaschnicki muß der Zusammenstoß recht unbedeutend gewesen sein, da die Badenser nur 50 verloren, obschon Karr-Porter — dessen verschollenes Buch, unmittelbar nach dem Feldzug, wir deshalb ausgraben, weil es „nach amtlichen Quellen" verfaßt ist — 900 Feinde außer Gefecht gesetzt haben will. Da die „Mémoires Inédites de l'Amiral Tschitschagof" (von dessen Enkel uns gütigst zur Einsicht gegeben) ausdrücklich betonen, daß Lügen über Stärken und Verluste zum russischen System gehören, so wird man auch ihm selber nicht unbedingt Glauben beimessen, daß er nur mit 25000 Mann aufbrach, um in Napoleons Rückzugsbasis Mohilaw-Borissow einzufallen, und sein übriges Heer gegen Schwarzenberg am Pripet zurückließ, um diesen zu täuschen. Er vertrieb Dombrowskis Polen überall aus den Etappenorten, auch aus dem Beresinabrückenkopf bei Borissow, bis Oudinot sich energisch dorthin wandte und am 23. Borissow zurückeroberte, Napoleons Order vom 21. gemäß: „Am 23. müssen Sie im Besitz eines Übergangs sein." Victor, dessen Badenser am 24. Wittgensteins Vorhut Wlestow bei Baturi abwiesen, sollte die Lepelstraße besetzen, um „Oudinots Abmarsch zu decken". Am 25. sah der Markgraf von Baden „500 Mann mit 20 Adlern" bei Loschnitza vorbeidefilieren, Reste eines Korps, wohl des Vizekönigs. Es wäre aber töricht, nach diesem Einzelfall den Zustand der übrigen Trümmer der Hauptarmee bemessen zu wollen. Zwar widersprechen sich die Ziffern von Chambrai, Labeaum, Thiers, Fain, Gourgaud, Vaudoncourt, zu niedrig und zu hoch, doch unsre eigne Durchrechnung hält die Mitte: 50000 Bewaffnete, ebensoviel „Isolierte" und Kranke. Erstaunlich viel Artillerie befand sich noch dabei. Und da sogar noch Poniatowskis Häuflein seine ganze Artillerie bewahrte, läßt sich kaum annehmen, daß Davout all sein zahlreiches Geschütz verloren haben sollte. Denn die Garde, obschon sie bei Krasnoi die Nachhut bildete, brachte



noch 71 Stück zur Beresina. Nach französischen Quellen rollten sogleich 250 Geschütze über die Brücken, so daß Napoleon mitsamt Victor noch reichlich 300 hatte.

Als er die Kunde von Borissow erhielt, schüttelte er zornig die Faust gen Himmel. Auch Oudinots Wiedereroberung half nicht viel, da die Russen doch noch die Brücke größtenteils zerstörten. Doch Corbineaus 8. Polnische Lanciers entdeckten eine Furt bei Studianka, wo man Brückenschlag versuchen konnte. Tschitschagoffs Untergeneral Langeron schob zwar dort das Reiterkorps Tschaplitz mit Artillerie vor, ließ sich aber durch Scheinanstalten bei Ukeloda unterhalb Borissow täuschen, wo sich die Isoliertenmassen anhäuften und in der Ferne dortige Ansammlung der Hauptmacht befürchten ließen. So rief Langeron dreimal Tschaplitz dorthin ab. Tschitschagoff, bei welchem Kutusows Oberst Orloff mit der Frage erschien, wo jener eigentlich sei, befand sich sechs Märsche von Kutusow entfernt, dagegen — wie er behauptet — nur drei Märsche von Schwarzenberg. Man wird daher gerechterweise bedenken müssen, daß seine Lage auch nicht sonderlich rosig aussah. Sein kühner Flankenmarsch erscheint als die glänzendste Führerhandlung russischerseits, und er verdient nicht den Spott, den sein Mißerfolg ihm nachher eintrug. Wahrscheinlich glaubte er nicht an das Gelingen des Brückenschlags und fürchtete eher für seine rückwärtige Flanke ein Eingreifen Schwarzenbergs, auch scheinen seine Untergenerale ihm schlecht gehorcht zu haben. Rudsewitsch mit sechs Kanonen blieb eine Meile südwestlich des Flusses, Lanskois' Reiterei mit sechs Kanonen sollte weiter rückwärts die Holzbrücken über den Zembinsumpf zerstören, unterließ dies aber. Am 25. früh gab Napoleon an Oudinot, der am 24. nach Studianka rückte, Befehl zum Übergang. Victors Ungeschicklichkeit lockte aber auch Wittgenstein dorthin ihm nach, indem er, statt die Russen auf der Straße Baran-Basow aufzuhalten, angstvoll zum Kaiser nach Loschnitza heranzog und so Wittgenstein den Weg nach Studianka freigab. Auf strengen Befehl eiligst jetzt dorthin abbiegend und die Höhen besetzend, ließ er die Division Partonnaux in Borissow zurück, welcher Berthiers Adjutant Dambrugnac die falsche Order brachte, dort zu bleiben. Infolgedessen marschierte diese Division, bei der auch Bergische Lanciers und Sächsische Dragoner sich befanden, zu spät ab, verirrte sich auf dem Wege und lief so dem endlich anrückenden Wittgenstein ins Garn. Am 26. begann aber der berühmte Artilleriegeneral Ebbé den Brückenschlag mit seinen Gardepionieren, nachdem Corbineaus Reiter die Furt durchschwommen, hinter sich auf der Pferdekruppe dreihundert Voltigeure, und die Kosaken vertrieben hatten. Doch der Fluß schwoll im Eisgang an, die Furt bedeckend, siebzig Reiter ertranken, die Pioniere wateten unter Eisschollen als wahre Märtyrer der Pflicht, halb erstarrend und nur durch des Kaisers Lobspruch erwärmt, der seinen eignen Wein an sie austeilte. Langeron ließ sich bei Ukeloda fortwährend durch Kanonade und Demonstrationen fesseln. Natürlich zog Tschaplitz nicht willig ab, wie naive Historien wähnen, denn Ebbés Stabschef Chapelle berichtet im Rapport: „Drei bis vier Stunden gab es lebhafte Füsilade, Kosaken zeigten sich in großer Zahl, wurden aber von unsern Tirailleuren und Batterien im Zaum gehalten."

Nachmittags rückte Oudinot hinüber mit gesamter Artillerie. Tschaplitz wurde sehr weit von der Brücke und ebensoweit von der Borissower Gegend nach eignem Geständnis weggedrückt, will aber 380 Gefangene gemacht haben, davon 9 Offiziere der Garde — die noch gar nicht anwesend! Wenn also Tschitschagoff, der seine Niederlage nicht bemäntelt, mit Recht spottet über „die lügnerischen Rapporte, deren Anwendung im russischen Heer allgemein war", so gilt dies auch für diesen gutgläubig von ihm zitierten Bericht seines Untergebenen, ebenso für sein Märchen, Napoleon habe geprahlt: „Ich hätte Lust, dies Korps da aufzuheben."

Da abends und dann wieder nachts ein Brückenteil riß, arbeiteten die braven Pioniere erneut mit übermenschlicher Anstrengung, wobei sie fünf tote und drei verwundete Offiziere durch Kanonade und Eisgang verloren. Am 27. früh war wieder alles in Ordnung, das ganze Heer mit dem regulären Train ging über, nicht aber die riesigen Isoliertenhorden mit ihrer Wagenburg, die erst in der Nacht zum 28. sich vor den (abends nochmals gerissenen und diesmal endgültig reparierten) Brücken auftürmten. Umsonst ritt der Kaiser, der sich keinen Schlaf gönnte, an den Wachtfeuern um-



her, um die stumpfsinnig am Boden Hockenden zum Aufraffen zu bewegen. Es gelang ihm am Tage zwar, große Massen ans andre Ufer abzuleiten, doch bei Nacht blieben die Brücken völlig leer, in blöder Gleichgültigkeit stauten sich vierzig Wagenkolonnen und ein Menschenchaos am Ufer, die sich am Morgen gegenseitig den Eintritt zur Brücke streitig machten. Für das eigentliche Heer schwand freilich die Gefahr. Oudinot breitete sich bis Zaniwski und Dominki, am 27. sogar bis Zembin aus, wo er den langen Knüppeldamm besetzte. Somit war der Rückzug nach Wilna gesichert, wo seit dem 18. die Thüringer Division Loison stand, während Wrede mit 5000 Bayern, 7000 Hessen, Westfalen, Marschtruppen (wohl alles gesammelte Nachzügler des verschwundenen Korps Junot) noch näher bei Glubokosa stand. Am 28. früh erlag hingegen der in der Nacht bei Borissow abgeschnittene Partonnaux nach heldenhaftem Widerstand der riesigen Übermacht Wittgensteins. Nur III 55 unter Major Joyeux rettete sich, jedoch nicht kampflos, wie man meint: es verlor dabei 4 Offiziere und schmolz auf 120 Gewehre. Wahrhaft erschütternd und großartig liest sich die Verlustliste: Alle 135 Offiziere der schwachen Division lagen tot oder verstümmelt auf dem Schlachtfelde. Beim 23. Leichten starben — sage und schreibe — 45 **Offiziere den Heldentod**, 10 andre verwundet, beim 125. holländischen 35 tot mit dem Obersten. Nur 2 mit 120 Mann ergaben sich, alle mit Wunden bedeckt. Das holländische 126. hatte nur ein Bataillon, weil das andre vor drei Tagen gefangen; von 346 Mann blieben 140 mit 2 Offizieren übrig, 25 Offiziere getötet. Noch zuletzt wehrte sich III 36, seines alten Austerlitz- und Jenaruhms eingedenk. Kaum 400 mit 4 Geschützen kapitulierten mit dem alten Partonnaux, der schon vor dreizehn Jahren bei Novi eine Division führte. Ob die 400 deutschen Reiter sich teilweise durchschlugen, läßt sich nicht ermitteln, ihr Chef Delaitre ward verwundet gefangen. Laut Fieffe verschlangen die Beresinawogen Oberst Nesselrode und 22 Offiziere der Bergischen Lanciers, doch wäre möglich, daß dies erst später nach Victors Reiterattacken vorfiel.

Inzwischen führte Tschitschagoff über Stakowo seine Massen heran. Er will am Schlachttag nur 100 Kanonen verwendet haben, stellte übrigens die Borissowbrücke her und reichte so Wittgenstein die Hand, bei dem dort auch Plakofs Kosakenkorps von Kutusow her erschien, während 4000 Freischaren Jermolows gleichfalls von dorther den Admiral verstärkten. (Die Russen sind also keinesfalls unter, wohl aber über 70000 stark gewesen.) Die Vorhut Krasowski (2 Dragoner-, 1 Kosaken-, 2 Jägerregimenter mit 4 Geschützen) sah sich von Oudinot sofort geworfen, dann auch Brigade Rudsewitsch, Division Kornilef hielt den Anprall nicht aus. Bei Zaniwski und am Borodniabach wogten Dombrowskis Polen vorwärts, am Dorfe Stachow kam es zu langwierigem Schußgefecht, wobei die frische Division Sabanieff sich verfrüht in Tirailleure auflöste. Laut Boularts Memoiren hätte die Explosion eines springenden Gardegeschützes hinter den Fechtenden vorübergehende Panik erzeugt; auch heißt es, das böse Beispiel der Nachzügler, soweit sie hinüberkamen, habe ansteckend gewirkt, so daß viele die Fahnen verließen. Sicher scheint, daß Oudinot in Bedrängnis kam, als Tschaplitz seine Geschwader und Jäger dorthinwarf. Am Saum des Stachowwaldes ging es blutig her, wo die vier Schweizerregimenter in ihren Rotröcken mit blauen Aufschlägen massenhaft den Schnee zwischen hochstämmigen Tannen mit ihren Leichen füllten. Ihr 4. Regiment verlor allein 36 Offiziere, wovon 22 tot. Doch irrt die Legende, wenn sie immer nur die Schweizer herausstreicht. Denn beim 123. holländischen, dessen Oberst Avizard allein den Adler bis Elbing rettete, fanden 42, bei den 3. Portugiesen 36 Offiziere den Heldentod; alle Fremdtruppen konnten also heute an Hingebung nicht überboten werden, auch ein Häuflein 124. holländisches litt schwer, 3. Kroaten hielten sich gut, während sonst nur 37., 56. französisches erheblich bluteten. Offenbar marschierten alle französischen Truppen nacheinander auf Zembin ab; Davout und Eugen, bisher Nachtrab, wurden dort Vortrab. Beim Vorbeimarsch gerieten Teile von ihnen auch ins Feuer, 7., 8. Leichte, 108. und 1. Kroaten verloren zusammen 23 Offiziere. Ferner büßten 4., 5. Westfalen allein 17, die übrigen Junotschen Reste 5 Offiziere ein; also ist es eine Mythe, daß sie nur mit 300 oder gar 160 Mann die Beresina erreichten, es muß noch ein ansehnlicher Haufe gewesen sein. Poniatowski, nebst Claparede und



Kochenky (frühere Garnison von Mohilew) Ney unterstellt, verlor keinen einzigen Offizier, zog also gleich ab. Auch ist es ein Irrtum, daß Ney die Junge Garde zum Siege fortriß: die Garde blieb an den Brücken zur Bewachung, ihre Artillerie wirkte vom Westufer über den Fluß in Wittgensteins Flanke. Bei Dombrowski litten nur die 14. Polen etwas, auch hier waren es neue Fremdtruppen, die sich opferten: seine Litauischen Fußjäger und Gendarmen wurden fast ganz aufgerieben. Tschaplitz und Pahlem tummelten sich heftig, 2., 7. Polnische, 18., 19. Litauische Ulanen und Oudinots Leichte Reiter, besonders 20. Chasseure sowie Italienische Königsdragoner und Davouts 3. Chasseure verloren zusammen 34 Offiziere, also gab es ein hitziges Reitergefecht, in welchem Tschaplitz blutete und Pawlogradhusaren angeblich Gefangene machten.

Oudinot, mit Blut bedeckt bei Friedland, schwer verwundet bei Aspern und Wagram, beeiferte sich in der Krise besonders, was ihm Napoleon nie vergaß, zu seinem Schaden ihm noch zweimal, trotz der schlechten Erfahrung beim Dünafeldzug, Armeekommandos anvertraute. Der wackere Haudegen schlug Tschitschagoff weit zurück, besonders seine Schweizer Brigade Candras zur äußersten Rechten opferte sich, die kernhaften Alpensöhne hielten den Stachower Wald fest, wo ihre scharlachroten Uniformen sich im Schnee wie Blutlachen ausnahmen. Auch die Führer stritten wild, fünf Brigadegenerale fielen. Dem berühmten hünenhaften Divisionär Legrand wurde ein Bein zerschmettert, ebenso später dem Polen Nestor Zayontschek. Oudinot selbst fügte seinen vielen Narben (er hatte die meisten neben Rapp und Friant) eine neue, tiefe hinzu, schwer an der Hüfte verletzt. Der tapfere Maison führte fortan das Korps, selber Gewehr in der Hand mit den Tirailleuren voraus. Sobald Bedrängnis eintrat, stürzte sich Ney ins Gefecht, nicht nur mit Dombrowskis und Claparedes Polen, die man ungebührlich herausstreicht, sondern vor allem mit dem Rest seines eignen Korps, das, nach Offiziersverlust zu schließen, in viel ansehnlicherer Stärke noch vorhanden, als die Legende meint. Die Oldenburger zeichneten sich so aus, daß sie die Inschrift „Beresina" erwarben, ebenso die vier Holländer Regimenter der Armee, keine französische Infanterie. Die Russen wichen, doch ihre Reserve Woineff stellte erneut das Gefecht her, als plötzlich über sie eine Windsbraut hereinbrach: drei Kürassierregimenter, von Oudinots einarmigem Infanteriedivisionär Merle geführt, stürmten alles über den Haufen, sprengten sechs Vierecke, machten 3200 Gefangene, erbeuteten 2 Fahnen, 6 Kanonen, allen voran die 7. Kürassiere. Wie sie allein von der ganzen Armee „Eßling" als Standarteninschrift erhielten, so hier allein von allen Franzosen „Beresina". Die Russen flohen allenthalben, der Weg lag völlig frei. Zuvor waren die Kosaken so frech geworden, daß die kurze gedrungene Figur des Stabschefs Berthier, kenntlich durch die gelbe Uniform seiner Neuschateller Leibgarde, inmitten seines Stabes von Lanzen bedroht, sein Ordonnanzoffizier Duc de Noailles dicht vor ihm erstochen wurde, als er gerade Rapport erstatten wollte. Verwundete Offiziere, in der Wagenburg an der Brücke eingeklemmt, wurden aufopfernd von Untergebenen gerettet, so Pajol, so der große Kriegslehrer Jomini, der zwar keine Wunden aufzuweisen hatte, doch dem Frosttod nur durch Adjutant Duc de Plaisance entrann.

Murats Mutlosigkeit wirkte nicht ansteckend, solange der Meister den Kopf oben behielt. Unermüdlich ritt er umher, um die versimpelten „Isolierten" zum Abzug zu mahnen. Er blickte dabei frisch und rosig drein, die Kälte rötete seinen gelblichen Teint. Hatte er den Teufel im Leibe? Es scheint so.

Inzwischen schlugen Victors Deutsche am andern Ufer vier Angriffe ab. Die Badenser Bataillone, hellblau mit weißen Kragen, die Sachsen, weiß und ihre Grenadiere krebsrot, wetteiferten an Opfermut mit den Rheinländern, deren beide Generale fielen. Als zuletzt russische Feuerschlünde von Norden her die Brücke bestrichen, tauchten die Wollraupenhelme badischer und hessischer Reiter des wilden Fournier in der Flanke auf und stürzten die ganze russische Schlachtordnung übereinander. Wahrscheinlich wirkten aber auch Reste der Bergenser Lanciers und sächsischen roten Dragoner mit, auch viele Reiterreste Murats unter Latour, Hamburger Lanciers voran; tatsächlich fochten hier die meist abgesessenen pferdelosen preußischen Reiter. Wittgenstein ließ sich so einschüchtern, daß die deutschen Helden immer noch die Nacht hindurch auf Schildwach standen, weil Na-



poleon aus falscher Humanität durchaus das Isoliertengesindel retten wollte, von dem ein Teil selbst am 29. früh sich träge nicht von der Stelle rührte. Victors Verlust bei dieser Großtat deutscher Soldatenpflicht läßt sich nicht bestimmen. Der Markgraf gibt nur 28 verlorene badische Offiziere an, z. B. 10 fürs 2. und 3. Regiment. Da 4. und 9. Polen 30 Offiziere einbüßten, Sachsen 21, Bergenser 52, hätten sie sich also verhältnismäßig mehr geopfert, erst recht die Rheinländer, als die gepriesenen Badenser. Vergleicht man aber den riesigen Offiziersverlust am Südufer, so erscheinen selbst die höchsten Ziffern am Nordufer ungleich niedriger, und der phantastische Ansatz des Mannschaftsverlustes bietet unlösbaren Widerspruch. Unmöglich können Bergenser 1200, Sachsen und Polen 1000, Badenser 1100 verloren haben, selbst wenn diese laut Zelle 68 Offiziere einbüßten. Denn für heute gilt ein ganz andrer Maßstab als sonst, nicht 1 : 20 und bei Reiterei 1 : 10, sondern höchstens 1 :10 und 1 : 5, weil die abnorme Menge von Offizieren im Verhältnis zur prozentual zehnmal ärger schmelzenden Mannschaft es nicht anders zuläßt. Läßt man dies walten, so verlor Napoleon am 27. und 28. ungefähr 12000, die Russen 20000 einschl. 4000 Gefangene. Sie selbst geben natürlich viel weniger an, logen auch fürchterlich, sie hätten am 27. bei Borissow „10000" gefangen, während Partonnaux überhaupt nur 4000 zählte (Historique des 125. Ligne) und davon nur ein Zehntel, meist auch blutend, kapitulierte, 120 sogar mit vier Zwölfpfündern sich durchschlugen! Ähnlich verstehe man die Fabel von „10000 Toten" am 29., womit das Gemetzel gemeint ist, das Kanonen und Kosaken mit viehischer Grausamkeit unter den wehrlosen Isolierten anrichteten. Doch so schrecklich sie aufräumten, wird man selbst ihrer feigen Mordlust nicht langsames Abschlachten von 10000 Menschen zutrauen. Unter den sogenannten Gefangenen, die man schändlich behandelte (Aussage des holländischen Hauptmanns Wagerier und des badischen Försters Fleck), war kaum ein Waffenträger. So sieht ein russischer „Sieg" aus, und dies war der verächtlichste.

Zwölf Stunden länger als befohlen schirmte deutsche Treue die Unheilbrücken; erst am 29. früh zogen die Braven festen Fußes ab, begleitet von zwei tapferen französischen Batterien. Um 7 Uhr sollten die Brücken in Flammen aufgehen. Doch der edle Artilleriegeneral Ebbé, der mit seinen Pionieren Übermenschliches beim Bau und dreimaligen Flicken der Brücken leistete, wartete bis ½9 aus Mitleid mit den Isoliertenmassen, die sich wie ein Wurm am Ufer hinkrümmten. Eine Hölle entfesselte sich, als Wagen jeder Art und wütende Fußgänger sich den Vorrang auf den schmalen Stegen bestritten. Die badische Nachhut mußte sich mit Kugel und Bajonett mitten durch den wahnsinnigen Knäuel Bahn brechen, über dem Flammen und Wogen zusammenschlugen, als endlich die eine Brücke unter der Last brach. Was nicht zerquetscht und von Rädern zermalmt werden wollte, sprang ins Wasser und ertrank. Die Greuelszenen, als feindliche Kanonenkugeln in dies Wirrsal hineinklatschten, spotten jeder Beschreibung. Als ob alle Bestialitäten aus einem engen Kessel voll von Schlangengewimmel sich giftig emporreckten, stieg markerschütterndes Geheul zum düsteren Äther.

Die Geretteten pilgerten weiter. Napoleon hätte noch 60- bis 70000 Bewaffnete und Unbewaffnete mit 250 Kanonen (nur drei zerschossene ließ Victor stehen!) nach Wilna gebracht, wenn nicht dem bei Orscha einsetzenden Tauwetter plötzlich unerhörte sibirische Kälte bis zu 30 Grad gefolgt wäre, von der Steine zersprangen und Vögel tot aus der Luft fielen. Daß notdürftig Bekleidete, Ausgehungerte, Abgehetzte diesem nordischen Würgengel erlagen, wird um so erklärlicher, als auch Wredes und Loisons Ersatznachschub, der aus warmem Quartier kam, dem jähen Wechsel noch weniger widerstand. Eine neapolitanische Brigade soll in einer einzigen Biwaknacht weggerafft sein, was unglaublich klänge, wenn nicht auch Bayern und Thüringer wie Schnee in der Sonne weggeschmolzen wären. Wrede, ein früherer Zivilbeamter voll barscher Anmaßung, hatte in Tirol die „Bluthochzeit von Schwaz" gefeiert: jetzt frohlockten die Tiroler, Gott räche seine Untaten. Der berüchtigte Einarm Loison kannte ja Schnee und Eis von der Schweiz her und Guerillas aus Portugal, doch dieser nordische Schnee und die wie Hornissen von allen Seiten stechenden Kosakenschwärme wurden ihm zuviel. Beide harten und rohen Generale be-



nahmen sich kopflos und zage. Murat wehklagte, ohne Napoleons Narrheit würde er noch König bleiben wie Zar und Habsburger, worauf ihm der eiserne Davout, ein magenleidender, melancholisch hagerer Kahlkopf, der sich mit gewohnter Willensstärke aufrecht hielt, finster diente: „Jene Herrscher sind von Gottes, Sie nur von Napoleons Gnaden!" Berthier, den Napoleon zugleich mit Murat „altes Weib" nannte, riß auf einem Schlitten aus. Victor weigerte sich, die Nachhut zu führen. Oudinot, von Husaren überfallen, mußte sich mit Pistolenschüssen verteidigen, ehe man ihn heraushieb. Da erhob sich eine gewaltige Erscheinung: Ney, der rothaarige „Rote Löwe".

Der so berühmt gewordene Marschall trat bisher wenig hervor, da er Soult, Lannes, Davout, Massena geistig weit nachstand, und erst bei Borodino in den Vordergrund. Auf dem Marterweg über Smolensk durchbrach er beinahe das ganze Russenheer und rettete, als dies mißlang, den Rest seiner Braven, die er zu unerhörter Todesverachtung begeisterte, über den gefrorenen Dnjepr. Mit dem Ehrennamen „Tapferster der Tapferen" empfing ihn der Gebieter, und das Monumentalwort blieb haften. Denn Ney war entschlossen, es sich zu verdienen. Als „Nachhut der Großen Armee" hielt dieser eine Mann die Ehre der fallenden Adler aufrecht. Russische Historiker bedecken diesen letzten Rückzug mit ihren üblichen Lügen. Hetman Platof „eroberte" natürlich bei Oschmiana „150 Geschütze", die unbespannt im Schnee lagen. In Wahrheit klopfte der rote Löwe überall den Verfolgern auf die Finger: am 4. Dezember bei Malodezno mit den Badenern, bei Smorgony mit Thüringern, bei Wilna mit Bayern. Durchweg mit Deutschen tat er Ungeheures, durch sein Heldenbeispiel die Zagsten zu ermuntern. Bei Kowno mit Waldeckern und Reuß-Rudolstädtern, die dort als Garnison lagen als Bestandteil der „Fürstendivision" kleiner deutscher Herzogtümer, und einigen Franzosen feuerte er das letzte Gewehr ab und warf es dann verächtlich in den Niemen.

In der schaurigen Beresina bildeten sich förmliche Leicheninseln, zusammengebackene Eiskuchen von Kadavern, aus denen im Frühjahr — unheimlicher Hohn der Natur! — Vergißmeinnicht aufsproßten. Vergessen wird er nie werden, der Faustschlag aufs Herz des heiligen Rußlands, als sich die goldene Kuppel des Kremls im Auge des Welteroberers spiegelte. Der Übermensch aber fuhr pfeilschnell über den Rhein, kalabrische Hengste seiner neapolitanischen Eskorte konnten nicht mit, seines Schlittens Glöckchen klingelten hell, indes eine große Totenglocke Europa durchhallte, das staunend vernahm: „Des Kaisers Gesundheit befand sich nie besser!" Doch das abgehetzte, verhungerte Gespenst der Großen Armee erschlug noch als Leiche den Feind, begrub ihn umsinkend in ihrem Sturz. In Schönheit starb sie nicht, aber in Größe!

Du, ein Klang

Willst du durstgemartert bleiben
Und in engen Ketten winseln —
Oder hin an grünen Inseln
Auf den blauen Strömen treiben
Und in Wellen Lieder schreiben?

Willst du durch die Meere tauchen,
Zu den Nachtgebirgen schweben,
Wo die Feuerschlünde rauchen,
Wo sich Wolkenstädte heben —
Oder dumpf im Dumpfen leben?

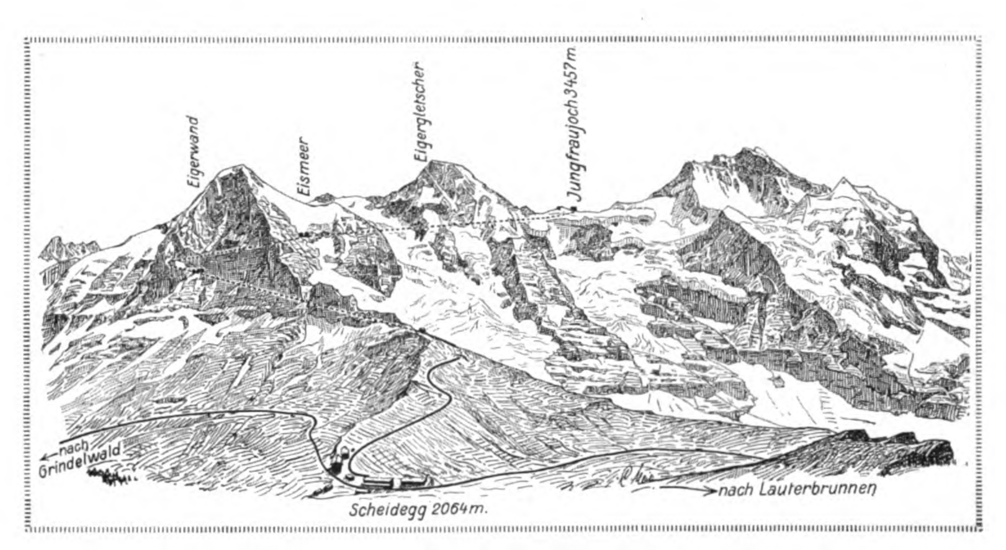
Jedes liegt in dir beschlossen.
Kerker bist du selbst und Freiheit,
Schlichte deine eigne Zweiheit,
Und auf goldverbrämten Flossen
Kommt das Licht zu dir geschossen,

Und auf goldverbrämten Schwingen
Steigst du auf in ewige Räume,
Wirfst im Mantel deiner Träume
Staub und Alltag niederzwingen —
Du, ein Klang im großen Klingen.

A. M. Frey



Milly Steger: Schreitendes Mädchen. Steinfigur.



Station Jungfraujoch!

Von Konrad Falke



Ohne das Rhonetal würden der nördliche Halbkreis der Berner Alpen und der südliche der Walliser Alpen, die sich noch deutlich erkennbar zu einem riesenhaften Gipfelkranz runden, ein Gletscherreich einschließen, wie es, inmitten der Zivilisation, sonst kaum anzutreffen wäre; heute hat die Erosion aus der einstigen Hochburg ein Amphitheater gemacht, nur mit dem Unterschied, daß die Zuschauer in die Arena einziehen und die Schaustellungen auf den obersten Rängen vor sich gehen. Wer freilich nicht der Rhone nach ins Innere dieses Reiches eindringt, sondern sich ihm von außen naht, der wird an mehr als einer Stelle von dem gewaltigen Aufbau seiner Ränder auf die einstige Herrlichkeit schließen können — nirgend besser als etwa in Mürren, wo sich, unmittelbar dem Betrachter gegenüber, kilometerweit eine 1000 m senkrechter Höhe messende Gletschermauer nach dem Lauterbrunner Breithorn hinzieht; oder auf der Wengernalp, über der, um volle 2000 m höher, Eiger, Mönch und Jungfrau in den Himmel ragen. Von diesen Gipfeln hat vor allem die Jungfrau, die sich, von Interlaken aus gesehen, im Rahmen dunkler Waldhänge wie ein ganzes silbergleißendes Gebirge präsentiert, Weltberühmtheit erlangt: sie steht neben dem Matterhorn wie neben einem kühnen Gedanken die große Empfindung; sie ist Wahrzeichen und Inbegriff aller alpinen Herrlichkeit geworden, und es war vorauszusehen, daß bei der verkehrstechnischen Erschließung der Alpen die Blicke der Unternehmer früher oder später gerade auf diese Königin der Berge fallen würden. So ist es denn auch geschehen.



Adolf Guyer-Zeller († 1899), Begründer der Jungfraubahn.

Der Bau der Wengernalpbahn in den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eröffnete dem Gedanken an eine Jungfraubahn den Eintritt aus der himmelblauen Sphäre gelungener Aprilscherze in den Bereich des Möglichen; mit der Wengernalpbahn, die auf der Kleinen Scheidegg sich dem Fuße des Eigers bis auf wenige Kilometer nähert, rechnete der Züricher Großindustrielle Adolf Guyer-Zeller, als er nach einer Besteigung des vielbesuchten aussichtreichen Schilthorns ob Mürren in der Nacht vom 27. auf den



Die Jungfrau mit Jungfraujoch vom Ballon „Cognac“ aus (3800 m). Ballonaufnahme von G. A. Guyer, 29. Juni 1908.

28. August 1893 den Verlauf einer Jungfraubahn entwarf: Kehrtunnel durch den Eiger, geradlinige Fortsetzung durch den Mönch nach der Jungfrau, zuletzt Aufzug zur höchsten Spitze. Wie Eiger, Mönch und Jungfrau fast immer zusammen genannt werden und zusammen vor unserm geistigen Auge stehen, so sollte man eigentlich von einer „Eiger-, Mönch- und Jungfrau-Bahn“ sprechen, denn sie führt nicht nur durch die drei Gipfel hindurch, sondern erschließt auch durch verschiedene Stationen ihr Sondergebiet. Diese Anlage mit ihrer geradezu künstlerisch abgewogenen Steigerung der verschiedenen Panoramen war zugleich die einzig praktische, indem sie schon den Betrieb von Strecke zu Strecke und damit eine baldige Verzinsung des Kapitals ermöglichte; geniale Verbindung des ideellen Moments mit dem materiellen zeichnet Guyer-Zellers Projekt vorteilhaft vor andern, früheren aus, die mit Tunnel-Seilbahnen, ja sogar mit Tunnel-Röhrenwaggons, die durch komprimierte Luft zu bewegen gewesen wären, direkt vom Lauterbrunnental aus den stolzen Gipfel zu erreichen hofften.

Zwar ist auch heute, nach einer Bauzeit von dreizehn Jahren, die höchste Spitze noch nicht gewonnen, wohl aber eine von keinem andern Schienenstrang Europas berührte Höhe, das 3457 m über dem Meer gelegene, zwischen Mönch und Jungfrau eingebettete Jungfraujoch, das der Gipfel der Jungfrau (4166 m) nur noch um 700 m überragt. Von der Wengernalp, oder noch besser von dem ihr entsteigenden Lauberhorn (2475 m) aus, kann man ermessen, was es heißen will, den ungeheuren Randabsturz, aus dem Eiger, Mönch und Jungfrau wie riesige Pfeiler aufragen, bezwungen zu haben; an diesen Gipfeln und zwischen ihnen quillt der Überfluß der hoch in ihrem Rücken geborgenen Gletscherherrlichkeit in mächtigen, wildzerrissenen Eisströmen zu den grünen Weiden hernieder. Nirgend ist für den Bergsteiger der Zugang zum Reiche des ewigen Schnees schwieriger und gefährlicher als hier: die Besteigung der Felspyramide des Eigers (3974 m) erfordert von der Kleinen Scheidegg aus acht bis neun Stunden anstrengender Kletterei, der sich, will man wirklich in das Gletscherrevier eindringen, die Bezwingung des an den Südfuß des Mönchs hinüberführenden scharfen Eigerjochgrats anschließt; der Mönch (4105 m), von der Nordseite bestiegen, gehört mit der mehrere



hundert Meter hohen, kirchturmsteilen blanken Eiswand des „Rollen" zu den allerverwegensten Hochtouren, die es überhaupt gibt, und wird selten unter zwölf Stunden besiegt; bei der Jungfrau (4166 m) vollends muß, wer über Schneehorn und Silberlücke ihre wunderbar entfaltete Nordflanke überwinden will, immer mit der Möglichkeit eines Biwaks rechnen — ein Aufstieg von zehn bis dreizehn Stunden ist das Normale! Auch die Route zum Jungfraujoch vom Guggigletscher aus steht unter den ganz selten ausgeführten Eispartien — und dort hinauf, auf den Grenzkamm dieser für den menschlichen Fuß nur unter unerhörten Anstrengungen und Gefahren erreichbaren Gipfeltrias, führt uns im Inneren dieser Bergriesen in einer guten Stunde von der Kleinen Scheidegg aus die Jungfraubahn!

Von ihrem allerersten Anfang an bis heute, dem Zeitpunkt ihrer vorläufigen Vollendung, hat die Jungfraubahn die verschiedenste Beurteilung erfahren; der Spott kleingläubiger Stubenhocker hat sich im Laufe der Jahre in eine Art Konkurrenzneid der Gipfelstürmer verwandelt, aber die Liebe derer, die nicht nur für Viertausend-Meter-Höhen, sondern auch für menschliche Größe einen Sinn haben, ist dem Unternehmen treu geblieben. Man darf nie vergessen, daß Guyer-Zeller,



Jungfraubahnzug vor der Einfahrt in den großen Tunnel mit dem Großen und dem Kleinen Silberhorn und dem Gießengletscher.



Station Eigergletscher (2323 m) mit Mönch (4105 m) und Eigergletscher.

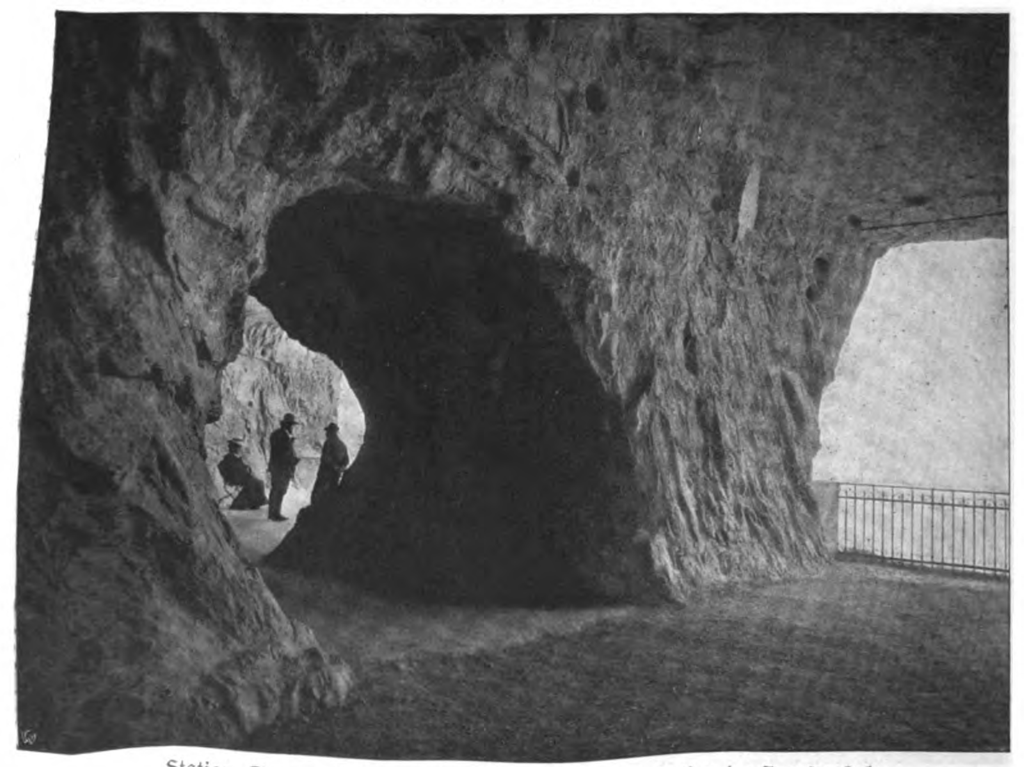
wäre es ihm nur um ein Geschäft zu tun gewesen, sein Geld sicherer und gewinnbringender anderswo hätte anlegen können; und es kommt auch nicht alle Tage vor, daß die Erben — Guyer starb schon ein halbes Jahr nach Erbauung der ersten Teilstrecke Scheidegg-Eigergletscher — ein so problematisches Unternehmen, wie es damals die Jungfraubahn war, mit solcher Energie fortführen. Die Baukosten der heute nahezu 10 km langen Bahnlinie betragen für das Kilometer durchschnittlich über eine Million Frank (das laufende Meter also kostet über tausend Frank); und all dieser Aufwand ist von einer verhältnismäßig kleinen Interessentengruppe gewagt worden, um dem genialen Gedanken eines genialen Mannes zur Verwirklichung zu verhelfen.

Wenn ich den Leser mit der Jungfraubahn bekannt zu machen suche, so kann ich es aus intimster Anschauung heraus tun. Im Sommer 1907 (dem Jahr der offiziellen Einweihung der Station Eismeer) brachte ich zweieinhalb Monate auf der Station Eigergletscher zu, und ein Jahr später nahm ich an der von dort aus erfolgenden Alpenüberfliegung mit dem Ballon „Cognac" teil. Während jenes langen Aufenthalts habe ich all die königlichen Gipfel des Jungfrau-

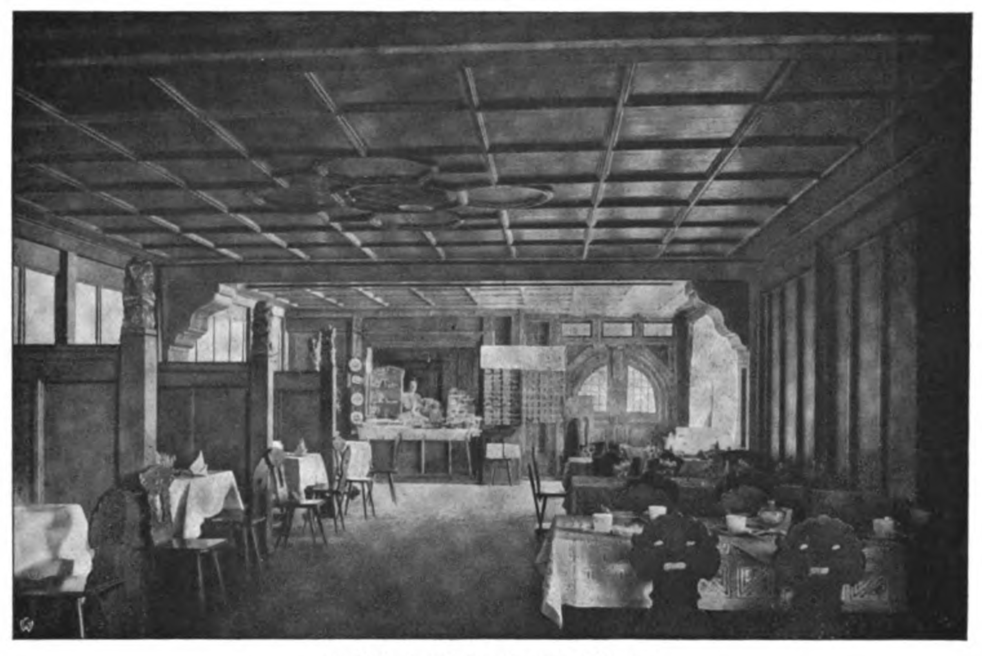
massivs durch viele, oft tagelange Wanderungen kennen gelernt; die unvergeßlichen Erlebnisse sind in meinem Buche „Im Banne der Jungfrau“ (Zürich 1909, Rascher & Ko.; mit 10 Kupferdrucken und 32 Autotypien) festgehalten; ich darf wohl alle, die über die Grenzen dieses Aufsatzes hinaus eins der schönsten Gebiete der Alpen kennen lernen möchten, darauf verweisen.

In einer Viertelstunde fährt die Jungfraubahn von der Kleinen Scheidegg über spärliche Alpweiden zu ihrer Basisstation hinan, der Station Eigergletscher; unterwegs wird ein kurzer Tunnel passiert, in dessen dunklem Rahmen bei der Ausfahrt der silbergleißende Fels- und Eisobelisk des Mönchs den Blick gefangennimmt. Beim Aussteigen fällt es einem an heißen Sommertagen auf, daß auf einmal eine besondere Luft weht: der würzige Blüten- und Tannenduft, der noch auf der Wengernalp vorherrschte, fehlt, und man glaubt es jedem fächelnden Sonnenwindchen an einer gewissen Schärfe anzuspüren, daß es hier nur über rauhe Felsen und vereiste Firnen hinstreicht. Das Stationsgebäude, in dessen Nähe verschiedene andre Verwaltungsgebäulichkeiten und etliche Werkstätten und Arbeiterbaracken sich erheben, liegt 2323 m hoch: in wenigen Minuten ist über einen grauen schuttartigen Moränenkamm hinweg der Ausläufer des Eigergletschers zu erreichen, in dem meistens eine künstliche Eisgrotte unterhalten wird; und drüben die Jungfrau mit der düster vorgelagerten Felsbastion des Schneehorns zeigt sich greifbar nahe in scharfem Profil. Wie sehr wir an die kolossalen Berge herangerückt sind, verrät der in der Verkürzung zu fast unscheinbarer Form zusammengeschrumpfte Eiger; ein Ausruf des Staunens aber mag dem entfahren, der Gelegenheit hat, durch das große, zu freier Benutzung aufgestellte Zeiß-Fernrohr einer Besteigung des Mönchs zu folgen — er sieht den Bergsteigern, die an der fürchterlichen Eiswand hinaufklimmen, von unten an die Schuhnägel!

Bisher hat uns die Bahn nicht mehr erschlossen, als was jeder Fußgänger von der Scheidegg aus in einer Stunde sich auch verschaffen kann; nun kriecht sie unmittelbar oberhalb der Station in den Felsleib des



Station Eigerwand (2868 m). Typus einer Felsenstation der Jungfraubahn.



Speisesaal auf der Station Eismeer.

Eigers hinein. Mit 25 Prozent Steigung rattert der Zug — zwei Personenwagen von einer elektrischen Lokomotive getrieben, die ihre Kraft von tief unten aus der Schwarzen Lütschine bezieht! — auf einer Zahnstange durch den Tunnel in die Höhe; die Bewegung entspricht etwa der unsrer Straßenbahnen, so daß man aus den elektrisch beleuchteten und geheizten Wagen bequem das nackte Gefels, das nirgend ausgemauerte trockene Berginnere betrachten kann. Die Bahn führt zunächst unter dem Felssporn durch, der vom scharfen Eigergrat her gegen die Station Eigergletscher vorspringt und durch eine turmartige Erhebung auffällt, den Rotstock; ein schwacher Lichtschein zur Linken erinnert uns an den Seitenstollen, der früher zu der Station Rotstock (2530 m) führte. Vergegenwärtigen wir uns, daß der Durchschlag dieses Stollens am 7. März 1899 den ersten Triumph in der Berechnung des Tunnelbaues bedeutete und die letzte Freude Guyer-Zellers war, der wenige Wochen später einem Herzschlag erlag! Eine künstlich ausgehauene Felstreppe brachte die Reisenden auf die aussichtsreiche Warte des Rotstocks (2669 m), von wo aus, an der schwindelnden Eiswand des Mönchs vorbei, der herrlich gestufte Aufbau der Jungfrau sich besonders schön darbietet. Seit der 1903 erfolgten Eröffnung der Station Eigerwand, die wir in wenigen Minuten erreichen werden, halten die Züge bei der Station Rotstock nicht mehr.

Die Station Eigerwand (2868 m) bildet sozusagen die Antichambre zu den alpinen Herrlichkeiten; der Seitenstollen führt in ein an die Axenstraße erinnerndes Quergewölbe mit Naturpfeilern, aus dem wir durch verschiedene mit Geländer versehene große Felsöffnungen auf Grindelwald hinunter, auf die grüne Faulhornkette hinüber und noch weiter auf ein Meer von verblauenden, bis zum Schwarzwald und zu den Vogesen reichenden Hügelwellen einen Abschiedsblick werfen. Am Büfett im Hintergrunde werden allerlei stärkende Getränke verabreicht, die man in dieser schon merklich zehrenden Höhenluft gern zu sich nimmt; an einem der oberen Felsenfenster, die alle auf die erschreckend abschüssige Eigerwand auslaufen, ist der elektrische Riesenscheinwerfer aufgestellt, der mit seiner durch Spiegelung bis auf 100000 Kerzen gesteigerten Lichtstärke einen in der halben Schweiz sichtbaren Strahl zu entsenden vermag und gelegentlich im Winter die 2000 m tiefer liegenden Eisbahnen Grindelwalds taghell erleuchtet. In der Nähe der Station Eigerwand war auch das große Dynamitlager in einem Felsenkeller untergebracht; im

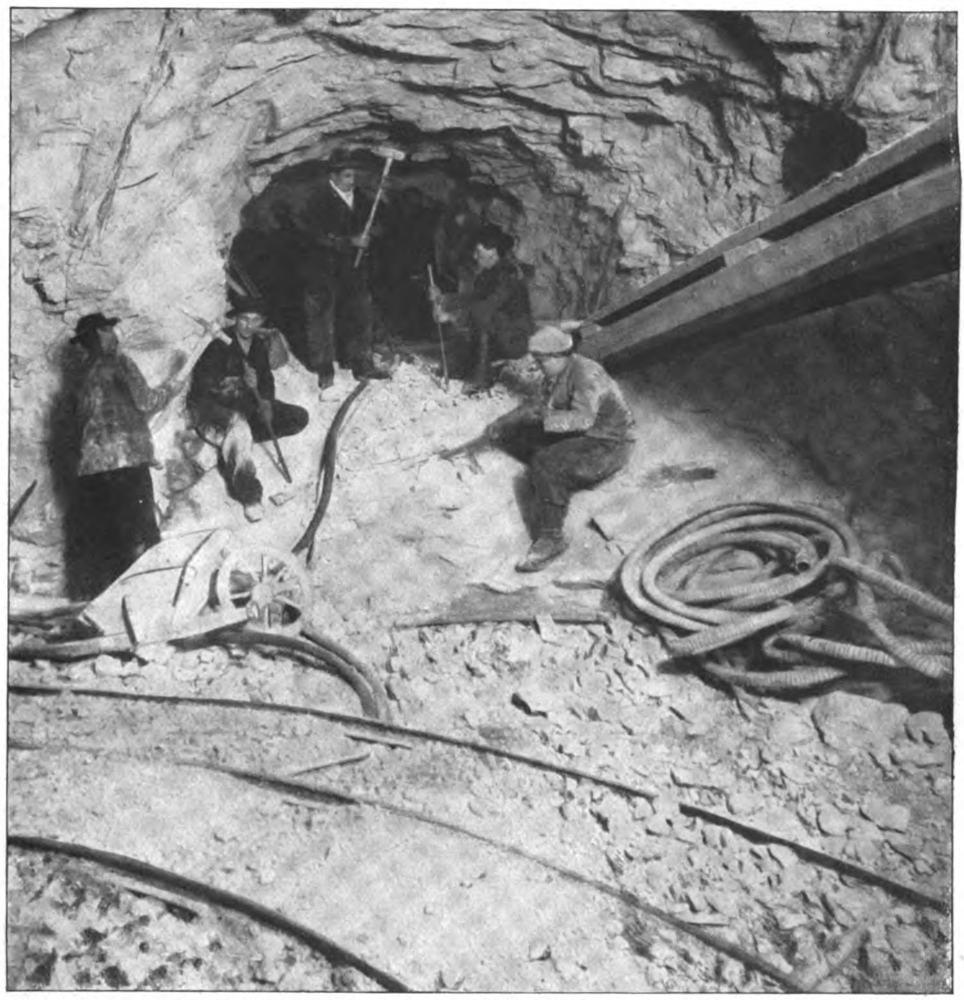
Dezember 1908 flog es aus nie aufgeklärten Gründen mit 30000 kg Dynamit in die Luft, wobei der Luftdruck noch in Grindelwald unten die Fensterscheiben zerbrach.

Nach fünf Minuten wird zum Einsteigen gerufen; nicht zu früh, da diese Station mehr nur den Charakter eines Aussichtsbalkons hat und keine weiteren Spaziergänge gestattet. Wieder rattert der Zug im dunklen Tunnel hinauf, hinauf, in bedächtiger Spirale zu der Rückseite des Eigers vordringend, und schon hat sich das Auge aufs neue an das mattgelbe künstliche Licht gewöhnt, da halten wir abermals; „Station Eismeer!" leuchtet es in einer aus Glühbirnen formierten Inschrift vom Gewölbe hernieder. Aus einem Seitenstollen schießt grellweißes Tageslicht herein, wir folgen ihm bis zu einem Eisengeländer und stehen völlig geblendet, überflutet von der gleißenden Gletscherpracht des Firnkessels zu unsern Füßen, über den hinweg die dunkel in den klaren Äther emporgebaute Felsenburg des Schreckhorns (4080 m) herüberdroht; noch mehr aber flimmert es an den blanken Eiswänden des Fieschergrats, die sich im nächsten Gegenüber nach rechts zum Mönchsjoch (3687 m) hinanziehen, von wo durch volle 500 m herunter in phantastischer Zerrissenheit der berühmte Gletscherbruch niederstürzt. Wir befinden uns in einer Höhe von 3161 m und stehen etwa 50 m über dem Gletscher, in der nahezu senkrechten (südlichen) Rückwand des Eigers; ein steiler Tunnel führt in Spiralen an ihren Fuß hinab und auf den Gletscher hinaus. Jenseit des herabquellenden Eisbruches mit seinen wilden Seracs (Eistürmen) steht zu oberst auf einrahmender Felsenrippe die nur etwa anderthalb Stunden entfernte Berglihütte; in ihr übernachteten bisher die Touristenpartien, um am andern Morgen die hohen Viertausender zu besteigen, vor allem Jungfrau und Mönch, die von der Südseite leichter zugänglich sind.

Wanderer, der du mir gefolgt bist — für dich ist in diesem Augenblick alles eitel Glanz und Pracht; in einem ewigen Frieden scheint die Natur vor dir zu liegen, denn selbst diese starren, zerklüfteten Eisbrocken sind wie in einem schönheitsseligen Spiel edler Linien aus dem kalten, keuschen Stoff geformt: man fühlt, daß dieser Gletscherkatarakt in Wellen vom Mönchsjoch herunterfließt, und der pulverige Neuschnee, den jetzt der Wind von den einzelnen Eiskämmen abstäubt, gleicht dem flatternden Wogengischt! Aber in diesem kleinen Bezirk haben in den wenigen Jahren seit der Eröffnung der Station und damit der Erschließung dieses weltabgeschiedenen Gletscherkessels bewunderungswürdige alpine Großtaten und schauderhafte alpine Katastrophen stattgefunden, die die Stätte für jeden Menschen zu einer historischen machen.

Gleich im Sommer 1907 wagte sich trotz ausdrücklichen Warnungen ein junger, in den Bergen völlig unerfahrener Hamburger Lehrer allein und in der Mittagshitze in das Eislabyrinth, verließ zuletzt die Spur, der er gefolgt war, um abzukürzen, und stürzte durch eine aufgeweichte Schneebrücke in eine riesige Gletscherspalte; ich war dabei, als er in einer Tiefe von 50 m auf einem Eisvorsprung tot aufgefunden und wieder ans Licht gefördert wurde. Damals lernte ich Peter Inäbnit kennen; unter den vielen Berner Oberländer Führern ersten Ranges war er einer der größten und zugleich stillsten, bescheidensten. Wer, der den Gletscherbruch hinaufschaut, kann sich vorstellen und es glauben, daß man im Winter, bei Anbruch der Nacht, mit der Laterne zwischen diesen Eisungeheuern und Schründen hindurch den Weg bis herunter an die Eigerwand zu finden vermag, ohne einen einzigen Schritt zurücknehmen zu müssen? Peter Inäbnit hat es fertiggebracht, als wir am Tage vor Weihnachten 1907 die erste winterliche Besteigung des Mönchs über die grauenhafte Nordwand ausgeführt hatten und nach achtzehn Stunden der größten Anstrengung endlich am Mönchsjoch standen: lieber als über Nacht in der Berglihütte eingeschneit zu werden, wagten wir den direkten Abstieg nach Station Eismeer! Und noch sehe ich Peter Inäbnit vor mir, wie er im Sommer 1908, wenige Tage vor unsrer Ballonfahrt, erschüttert oben am Eisengeländer der Station lehnte und nur mit einem leisen Zittern und in abgerissenen Worten berichten konnte, wie hart ihn der Tod gestreift hatte: er war warnend einer führerlosen Kolonne gefolgt, hatte sie, wenige Meter vom Ausgang auf den Gletscher, zur Eile angetrieben, weil ihm die Steinschlaggefahr bekannt war — da sauste wie ein Granatensplitter von hoch oben am Eiger ein handgroßes Felsstück herab und schlug dem Touristen, der hinter ihm ging,





Abzweigungsstelle des Stationsstollens am Jungfraujoch vom Haupttunnel. Arbeitsweise am Jungfraubahntunnel: Nach Aussprengung des Richtstollens wird in Distanz von etwa 10 bis 15 m die Strosse (untere Hälfte des Tunnelquerschnitts) nachgenommen.

die halbe Schädeldecke weg. Tückisch wie nicht bald an einem Ort ist hier das Hochgebirge: nichts habe ich so sehr gefürchtet wie die Durchquerung der Seracs zum Grat der Berglihütte hinüber; mehr als eine Partie, die von dort am Nachmittag von einer Tour zurückkehrte, habe ich mit knapper Not oder nur durch bloßen Zufall einem prasselnden Eissturz entgehen sehen, und oft habe ich selbst den letzten Firnhang bis zum schützenden Felsentunnel aus Furcht vor fallenden Steinen keuchend im Laufschritt genommen. Und dann der Unglückssommer 1910: unmittelbar unterhalb der Berglihütte wurden von einem sich loslösenden riesigen Schneeschild sieben Männer über die zackige Felsrippe hinuntergeschleudert, darunter der weltberühmte Führer Alexander Burgener und — Peter Inäbnit, Vater von elf Kindern, mit seinem Neffen Ruedi, der bei jener winterlichen Mönchüberschreitung auch mit dabei gewesen war ... Verzeihung wegen dieser Abschweifung! Mein Leben ist allzulang mit diesen Bergen und mit diesen Menschen verkettet gewesen.

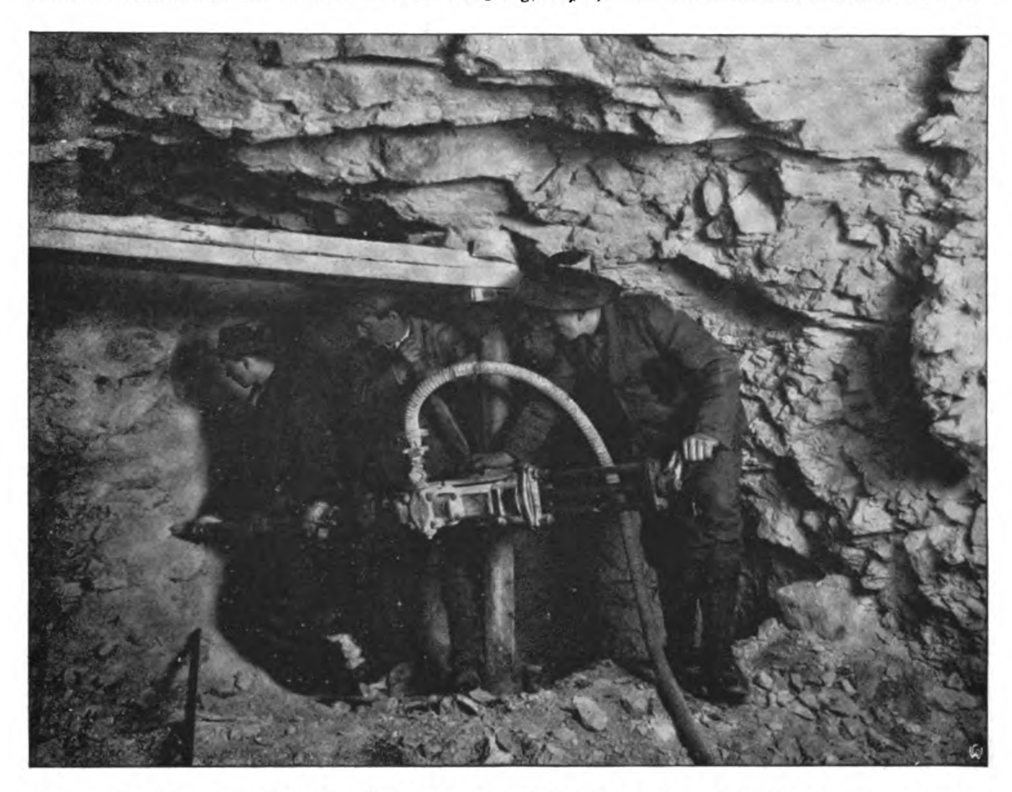
Freilich, wer dächte an solch dunkle Schicksale, wenn er dieses erhabene Landschaftsgemälde betrachtet, eine Symphonie aus Ätherblau und Firnenglanz, durchzeichnet von scharfen Felsprofilen? Nicht nur in den Tälern, wo jedes Frühjahr neues Laub und neue Blüten bringt, erneut sich die

Natur; ein einziger Schneefall schafft wieder eine jungfräuliche, von keiner Menschenspur mehr entweihte Gletscherherrlichkeit und erinnert uns daran, wie sehr hier atmendes Leben nur ein geduldeter Gast ist. Und dennoch, unmittelbar drinnen im finsteren Leib des Eigers, hat sich der Mensch mit all seinem Komfort angesiedelt: vom Fernrohr auf der Aussichtsterrasse nach links fällt der Blick durch eine offene Tür in einen langen, braun mit Holz ausgetäfelten Raum — das Restaurant! Es wirkt wie eine versprengte Kristallisation von Kultur. Wir treten in den warmgeheizten Saal ein; zur Linken zahlreiche separierte Wandnischen mit umlaufend angebauten Bänken und je einem Tisch in der Mitte, zur Rechten Tische und Stühle und in riesigen Fenstern kaum zerschnitten das grandiose Gletscherbild. So schreiten wir bis hinten an das Büfett, und wenn Herr Sommer, der imposante Wirt hier oben im ewigen Winter, guter Laune ist (er ist es fast immer!), so läßt er uns einen Blick in die elektrische Küche tun, in der für das Festessen bei der Einweihung der Station ein Diner von zweihundert Gedecken gekocht wurde. Aber auch in gewöhnlichen Zeitläuften funktioniert diese Küche tadellos; schon mancher Reisende, der an einem frostigen Nebeltag hier heraufkam, hat beim trefflichen Mittagessen, unter Mitwirkung von Sommers Elite-Weinkeller, den Humor wiedergefunden, um so mehr, als die Preise kaum höher sind als in jedem besseren Hotel unten im Tal. Sogar mit Ansichtskarten kann man die lieben Seinen erfreuen; das eidgenössische Postbureau befindet sich unmittelbar vor dem Restaurant.

Bisher war Station Eismeer die Endstation der Jungfraubahn. Um die Mittagszeit konnte man am Fernrohr und im Restaurant das bunteste Gewimmel von Fremden beobachten, die, oft in den seltsamsten Toiletten, eine Welt anstaunten, in der sie mit ihren Lackstiefeln und Spazierschirmchen keine hundert Schritt hätten tun können; in den Nachmittagsstunden gesellten sich ihnen müde und sonnverbrannt zurückkehrende Bergsteiger bei, und gegen Abend, wenn die vornehmen Besucher längst wieder abgereist waren, rückten neue Männer mit Seil und Pickel an, die nach kurzem Imbiß zur Berglihütte hinüber aufbrachen. Die Station Eismeer war von den bisherigen Stationen die erste, die einen wirklichen Zugang in das Reich des ewigen Schnees eröffnete; wie



Förderlokomotive „vor Ort“.



Die letzten zehn Meter vor dem Durchschlag am Jungfraujoch. Druckluftbohrmaschinen nach dem System Ingersoll.

sich denn überhaupt die Jungfraubahn von allen andern Bergbahnen dadurch unterscheidet, daß sie nicht nur mehr oder weniger nahe an die alpinen Majestäten heran-, sondern unter sie hineinführt! In diesem Sommer 1912 werden die Reisenden zum erstenmal weiterbefördert bis zur Station Jungfraujoch; die Linie läuft schnurgerade durch den Mönch hindurch, und zwar mit so geringer Steigung (6,6 Prozent), daß die Züge ohne Hilfe der bisher benötigten Zahnstange und infolgedessen mit größerer Geschwindigkeit fahren können. Auch diese über 3 km lange Strecke wird daher in wenigen Minuten zurückgelegt werden.

Es ist hohe Zeit, daß die Station Eismeer nicht mehr die einzige Eintrittspforte in das Gletschergebiet bildet. Wenn es die Bahn auch nie an Warnungen hat fehlen lassen und immer Führer zur Begleitung der Reisenden bereithält, die „einmal auf einem richtigen, wilden Gletscher gewesen sein wollen", so sind doch die objektiven Gefahren, gegen die kein Führer schützt, gerade im Gebiet der Station Eismeer so groß, daß in Zukunft der Vorwurf, die Bahn bedeute eine Verleitung, sich in Gefahr zu begeben, von böswilligen Kritikern kaum unterlassen worden wäre. Nun ist diese Fatalität gehoben; niemand muß mehr durch die Steinschlagsphäre des Eigers und die Eishölle des Gletscherbruchs hindurch, wenn er die Berglihütte erreichen und die Hochgipfel besteigen will, sondern er wird die Tour auf dem völlig gefahrlosen Jungfraujoch beginnen. Die Station Eismeer büßt dadurch keineswegs an Reiz ein: ihr bleibt die unvergleichliche Aussicht in den Gletscherkessel, durch den sich von rechts oben der Eiskatarakt hinunterstürzt bis hin zum topfebenen Grindelwaldfiescherfirn, über dessen ruhiger Horizontalen die senkrechte Wucht des jenseits thronenden Schreckhorns nur um so stärker zur Geltung kommt! Gerade die Abgeschlossenheit dieses Panoramas erhöht seine dramatische Wirkung: hier sehen wir die ungeheuren Kräfte, die die Eisströme der Alpen zu Tal wälzen, an der Arbeit; wir können es jeden Augenblick erleben, wie ein kleiner Teil dieser Kraft in einer Lawine



Jungfraujoch vom Stationsstollen aus gesehen. Aufgenommen am Durchschlagstag, 21. Februar 1912.
A ←→ A **Stelle, wo eine große Terrasse für das Restaurationsgebäude ausgesprengt wird.**

oder einem Eissturz aus seiner schlummernden Verborgenheit in vernichtende Tätigkeit übergeht ...

Anders die Station Jungfraujoch! Dort ist die Höhe erkämpft; in ihrem Landschaftsbild herrscht epischer Friede. Wie ein Gefilde der Seligen breiten sich die Schneefelder aus.

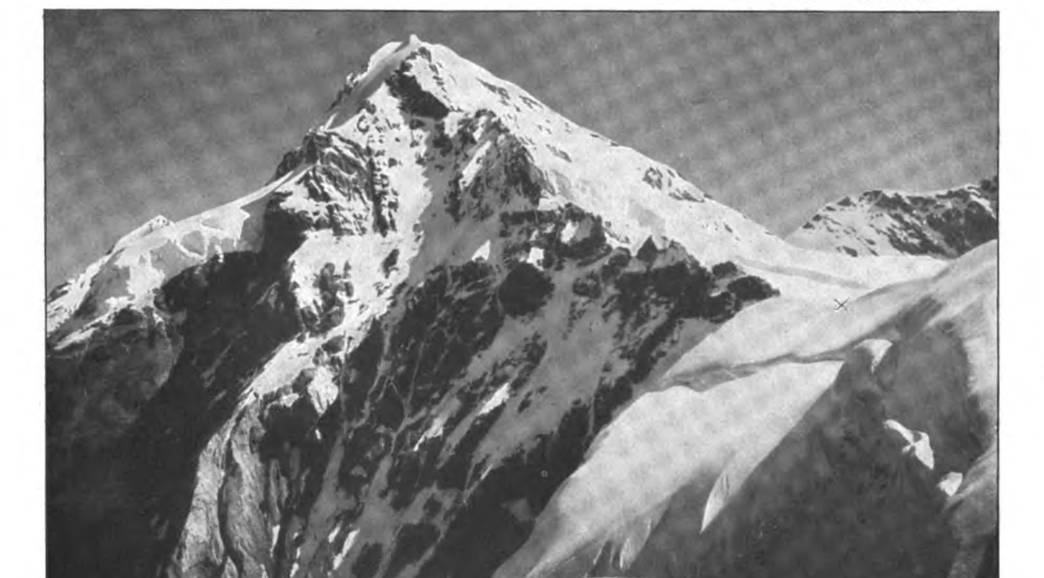
Aber das noch so frische Erlebnis möge selbst sprechen! In der Morgenfrühe des 21. Februars 1912 wurden wir Freunde der Jungfraubahn, die wir schon seit einigen Tagen auf der Station Eigergletscher weilten, mit der frohen Botschaft geweckt, daß der Durchschlag des Tunnels beim Jungfraujoch erfolgt sei. Als ich ins Freie trat, strahlte nur ein einziger Stern am Himmel, groß und glänzend, gerade über dem Jungfraujoch; und noch eine andre, in diesen Höhen gelegentlich beobachtete Naturerscheinung setzte uns in Erstaunen: über den verschneiten Vorbergen ob Mürren, also im Westen, entsprach der für uns unsichtbar hinter dem Eiger aufgehenden Sonne ein schwaches violettes Strahlenbündel, als wollte noch eine zweite Sonne aufgehen!

Unverzüglich fuhren wir in die Höhe; bei Station Eismeer bestiegen wir offene Förderwagen, und nun ratterten wir mitten durch den Mönch hindurch, um uns den grauen, harten Fels, über uns die tödliche Starkstromleitung — so bis zu den letzten paar hundert Metern, die es, da der Tunnel von hier ab erst in seiner oberen Hälfte ausgesprengt war, zu Fuß zurückzulegen galt. Zuvor aber folgten wir einem nach rechts abzweigenden Gleise in einen Seitenstollen hinein, durch den das Material ins Freie geschafft wird; er mündet aus auf die der Jungfrau zugekehrte Flanke der Nordseite des Mönchs, gewährt also den ersten Blick zurück nach Norden. Ob hier eine „Station Mönchstollen" angelegt wird, ist fraglich; es wäre dankbar zu begrüßen, weil man dann — vor der die Gegensätze in sich vereinigenden Station Jungfraujoch — nach der Südstation „Eismeer" das Panorama der Nordseite zuerst für sich allein genießen würde. Auch ist die nähere Umgebung der Station Mönchstollen so malerisch wie nur möglich: überall fast senkrechte Felswände und Eisrinnen, die viele hundert Meter tief in den Kessel des Guggigletschers hinunterschießen; oben zur Linken die hereinhängenden Gletscherlappen des Jungfraujochs, oben zur Rechten die äußersten Seracs der gefürchteten „Rollen"-Eiswand am Mönch; gerade links gegenüber, jenseit des Guggikessels, das der Jungfrau vorgelagerte dunkle Schneehorn und, daran vorbei, weit unten



Ausblick vom Mönchstollen auf die Jungfrau und die Abgründe des Jungfraujochs.

× Oberes Jungfraujoch



Der Mönch (4105 m) vom Stationsplateau Jungfraujoch. Ganz links die Spitze des Eigers.

Interlaken, der Thunersee und die unabsehbar hintereinander verduftenden Höhenzüge des Mittellandes! Nirgend wie hier kann man sich auch so sehr in die Lage eines an diesen Gipfelriesen in die Höhe klimmenden Bergsteigers versetzen; im Hochsommer wird es nicht an Steinschlägen und Eisbrüchen fehlen, die einem über den Kopf hinweg in den Abgrund zu Füßen hineindonnern. Kurz, ich möchte diese Station, die den friedlichen Schönheiten des Eigerwandfernblicks die stärksten hochalpinen Akzente beigesellt, ihrer Sensationen wegen die „amerikanische“ nennen.

Der letzte Teil der Strecke bis zum Jungfraujoch, den wir zu Fuß zurücklegten, weist wieder fünfundzwanzig Prozent Steigung auf; der Tunnel hatte sich seit dem Augenblick des Durchschlags schon selber völlig ausgelüftet, so daß kein Dynamitrauch mehr bemerkbar war. Ohne jedes Atemhindernis stiegen wir in beschleunigtem Tempo hinan, schwenkten durch den Seitenstollen nach links ab, krochen durch ein niedriges helles Loch und — standen an einem steilen Schneehang, der vom südwestlichen Gratausläufer des Mönchs zum Jungfraufirn abfällt, am innern Rande einer freien, himmelweiten, gleißendweißen Gletscherwelt. Es war ein Anblick von überraschender Stille und Größe; das Spiel der Gipfellinien, die hier nicht mehr jäh die Höhe erstreben, sondern gleichsam genießend und auskostend sich in ihr verbreiten, zeigt eine solch erhabene Ruhe, daß einem wohl die Tränen in die Augen treten mochten: man fühlte, daß man von dem großen Bau der Erde das oberste Plateau betreten hatte, das Paradies des modernen Menschen! In wunderbarer Einsamkeit, wie ein friedevolles Jenseits, dehnte sich zu unsern Füßen kilometerweit das enge, flache Tal des Jungfraufirns zum Konkordiaplatz hinunter; von beiden Seiten, links vom Trugberg, rechts vom Kranzberg, schoben sich kulissenartig auslaufende Fels- und Schneegrate herein, zwischen denen hindurch der Blick bis zu den Walliser Gletscherkuppen schweifte. Der Himmel war ganz klar, nur von wenigen duftig-weichen Föhnwolken in wagerechten Streifen durchzogen ... Zu unsrer Rechten aber, an der Grenze der tief uns im Rücken liegenden Erdenwelt, reckte sich der oberste Gipfelbau der Jungfrau in den Äther empor! Wie mit leidenschaftlich schützender Gebärde Heiliges vom Profanen trennend, fällt unmittelbar vom Gipfel, durch volle siebenhundert Meter, der kahle, zackige

Nordostgrat zu unserm Standpunkt ab; er ist es auch, der allen Angriffen der Bergsteiger am längsten standgehalten hat, denn erst 1911 wurde er von Major Weber aus Bern mit dem jungen Führer Schlunegger in zwölfstündigem Aufstieg zum erstenmal bezwungen. Links vom Gipfel ist der Rottalsattel sichtbar, über dessen jäh herabflutende Firnwellen der gewöhnliche Weg zum vergletscherten Südostgrat und zum ersehnten Ziele führt.

Wer in diesem Sommer die Station Jungfraujoch (3457 m) besucht, wird von der Durchbruchstelle aus einen in die steile Gratlehne eingesprengten Weg vorfinden und zu dem keine zweihundert Meter entfernten Schneesattel des Jungfraujochs wagerecht hinüberwandern können; dort ergänzt den Blick nach Süden, in die hehre Firnenwelt, ein Blick nach Norden: über schaurige Abgründe hinweg in grüne Taltiefen und blaue Fernen, wie ihn uns der Mönchsstollen bot. Man wird auch das Stationsgebäude im Bau antreffen; es soll am Abhang als freistehender, in seinem architektonischen Charakter mit der Landschaft übereinstimmender Bau von fünfunddreißig Meter Frontbreite aufgeführt werden. Bis zum Herbst muß das Gebäude unter Dach kommen; im Laufe des Winters kann sodann der innere Ausbau erfolgen, und im Sommer 1913 wird das erste hochalpine Hotel den Besuchern aus Nah und Fern offenstehen.

Die Besteigung der Jungfrau vom Jungfraujoch aus, die nur noch drei Stunden in Anspruch nimmt, ist gegenüber der bisherigen Route (von Station Eismeer aus) um etwa vier Stunden kürzer (eineinhalb bis zur Berglihütte, dazu zweieinhalb bis zum Jungfraufirn); vor allem aber ist sie, weil der Gletscherbruch vermieden wird, viel ungefährlicher. Auch bedeutet die Station Jungfraujoch für vom Unwetter überraschte Partien einen Zufluchtsort, der — sehr im Gegensatz zu Station Eismeer — unter allen Umständen erreicht werden kann und selber verhältnismäßig leicht Hilfe auszusenden vermag. Durch die erhabene Einöde des Jungfraufirns werden künftig Hunderte, Tausende ins Wallis hinunterpilgern; es wird sogar möglich sein, von Interlaken über Jungfraujoch in einem Tage nach Zermatt zu gelangen, wenn man nicht vorzieht, scharf um den letzten südlichen Ausläufer des Trugberges herumzuschwenken und über das fast ebene, durchschnittlich 3500 m hoch gelegene Ewigschneefeld nach dem Ober-Mönchsjoch und von dort zur Station zurückzukehren. Diese Rundtour um den Trugberg wird zweifellos eine ebenso bevorzugte Gletscherpartie werden wie etwa im Engadin die Diavolezza-Tour, von der sie sich aber dadurch unterscheidet, daß sie nicht nur teilweise, sondern vom ersten bis zum letzten Augenblick der sieben bis acht erforderlichen Marschstunden über Gletscher führt; der beinahe 4000 m hohe Trugberg selbst, der in drei bis vier Stunden bestiegen werden kann, empfiehlt sich durch seine zentrale Lage inmitten eines alpinen Theaters als Aussichtspunkt ohnegleichen.

So wird es in dieser stillen, weißen Landschaft bald reges Leben geben; aber so groß sind die Dimensionen, daß auch ganze Karawanen kaum das Naturbild verderben, und die Spuren sind bald genug wieder verwischt. Einzig die dem grimmigen Nordostgrat der Jungfrau vorgelagerte feine Schneepyramide (Punkt 3560), die zu Ehren der Tochter Guyer-Zellers, der Gattin des Jungfraubahnpräsidenten von Salis, Pic Mathilde genannt wird, mag an schönen Tagen überreichen Besuch erhalten; in einer halben Stunde ist man oben und hat dabei doch alle prickelnden Reize eines steilen Schneegrats mit Blicken in Abgründe und Ätherweiten gekostet! Alle, die so ohne große Anstrengungen das Wesen einer Hochgebirgstour und ihre Wirkungen auf die Seele erfahren werden, mögen eingedenk sein, daß der Begründer der Jungfraubahn diese nun aller Welt zugänglich gemachten Wunder selber nie genoß: Guyer-Zeller hat die Jungfrau nicht bestiegen und auch sonst nicht ihr Gebiet besucht; obschon er die Sektion Bachtel des Schweizerischen Alpenklubs ins Leben rief, gehörte er nicht zu den eigentlichen „ausübenden" Bergsteigern.

Und nun die Fortsetzung der Bahn bis zum Gipfel? So wird mancher fragen, der mit dem Blick die letzte Strecke mißt. Das Zweckmäßigste wäre, sogleich fortzufahren; Menschen und Maschinen sind eingearbeitet. Aber nicht nur würden jetzt die Schwierigkeiten des Baues abermals zunehmen: es würde auch nicht an moralischen Hindernissen fehlen! Weder im Schweizerischen Alpenklub noch in der bei uns so mächtig ge-



A ←→ A Dieser Fels liegt 3460 m hoch, die Spitze wird abgetragen und eine große Terrasse errichtet. Ein Tunnelgang (100 m lang) verbindet den Wartesaal (B) direkt mit dieser Terrasse, von der man mühelos auf das weit ausgedehnte ebene Plateau des Jungfraujochs gelangen kann. — Ⓑ Hier mündet der zweite Seitenstollen aus und führt direkt in die fünfhundert Personen fassende Wartehalle (Stationsgebäude). Darüber ein großer Restaurationssaal usw. — Ⓒ Durchschlagstelle des ersten Stationsstollens, 21. Februar 1912 (3457 m).

wordenen Heimatschutzbewegung lebt gegenwärtig das Verständnis dafür, daß es sich bei der Vollendung der Jungfraubahn bis auf die Spitze nicht um eine Bergbahn mehr oder weniger, sondern um die Verwirklichung einer kühnen Idee und um die Ehrung eines großen Geistes handelt. In den Antipathien gegen das Werk steckt aber auch noch die tiefere Antipathie gegen den Mann, dem konservative Republikaner (die wir Schweizer nun einmal sind!) nicht vergessen können, daß er die Macht, die er sich errungen hatte, zum Durchsetzen seiner Pläne zuletzt rücksichtslos gebrauchte. So ist es gut, daß die Frage des Weiterbaues vorläufig noch offen bleibt: selbst in dieser fragmentarischen Form ist die Jungfraubahn insofern vollendet, als sie mit Station Jungfraujoch die hochalpine Region wirklich erschließt; und dadurch, daß wahrscheinlich ein großer Durchgangsverkehr nach dem Wallis anheben wird, mag sich ihre geschäftliche Lage immer günstiger gestalten. Wenn die Jungfraubahn-Gesellschaft gleichwohl in absehbarer Zeit um die schon einmal erteilte, aber längst verfallene Konzession für die Strecke Jungfraujoch-Jungfraugipfel nachsuchen sollte, so würden bei dem großem Risiko sicher noch andre als nur geschäftliche Gründe ausschlaggebend sein; und dann wird sich's in der Bundesversammlung zeigen, ob die Schweiz, die schon so viele ihrer lebenden großen Männer verkannt hat, wenigstens einen ihrer großen Toten würdig zu ehren weiß — durch das schönste Denkmal, das Denkmal des eignen, weit über das Grab hinaus vollendeten Werkes!





Phot. Hans von Hülsen, Charlottenburg.

Kurt Martens.

Kurt Martens

Von Hans von Hülsen

Die Literaturgeschichte späterer Jahrhunderte — wenn der immer mehr vordringende Utilitarismus und die ständig fortschreitende Mechanisierung der Welt dann überhaupt noch eine Literatur und Literaturgeschichte übriggelassen haben — wird unsre Zeit vielleicht als eine Epoche geradezu außerordentlicher künstlerischer Kraft und ebenso außerordentlicher menschlicher Schwäche ansehen. Die hervorragenden dichterischen Begabungen von heute — Hauptmann, Thomas Mann, Hofmannsthal, Wassermann, Stefan George — haben keine Überfülle in ihrem menschlichen Teil, und ihr heißes Bemühen ist darauf gerichtet, durch künstlerische Vorzüge über diesen bedeutungsvollen Mangel hinwegzutäuschen, ein Bemühen, das sie dann leicht zum Kult der reinen Form und zum Artistentum führt.

So eng nun Kurt Martens, der Dichter der „Vollendung", mit diesen seinen Brüdern in Apoll verbunden ist — mit Thomas Mann durch gemeinsames inneres Erleben, mit Hofmannsthal durch artverwandte Bewunderung, mit Stefan George durch kunststrenge und kunstfanatische Gesinnung —, eins hat er vor ihnen allen voraus: in ihm ist, nach Hebbels stolzem Wort, „der Mensch gottlob noch mehr als der Künstler". Die Vorzüge seiner Werke ruhen nicht so sehr in stilistischen Finessen, in sublimer Abgefeimtheit der Darstellungsweise, wie in der starken Fülle des Menschentums, das in ihnen pulsiert.

Martens ist unter den neueren Dichtern fast der einzige, den es immer und immer wieder dazu zieht, die Entwicklung von Welt- und Lebensanschauungen künstlerisch darzustellen: das ist sehr charakteristisch. Er begnügt sich nicht mit der virtuosen und detaillierten Ausmalung eines Milieus, begnügt sich nie und nirgend mit der Strenge und Geschliffenheit der Form. Er stellt Entwicklungen dar, innere Entwicklungen, bei denen das Detail der äußeren Handlung vergleichsweise nebensächlich ist. Dies Streben hat ihn ganz von selbst eine Kunstform suchen und finden lassen, die allein seiner Begabung Genüge zu tun vermag: den Roman.

Damit beantwortet sich die oft aufgeworfene Frage, ob Martens' Bedeutung vorzüglich in seinen Romanen oder in seinen



Novellen liege, ganz von selbst, und um so entschiedener, als die vier Romane wirklich außergewöhnliche Leistungen darstellen. Aber noch mehr erklärt sich mit dieser Konstatierung: nämlich die ganze Entwicklung, die Martens von seinen Anfängen an genommen hat und der sich das letzte Werk, „Pia", ganz folgerichtig anfügt.

Die Entwicklung einer Weltanschauung versucht Martens schon in dem Buche, das im Jahre 1898 seinen Namen weiteren Kreisen bekannt machte, im „Roman aus der Décadence" — versucht sie mit Mitteln, die künstlerisch doch vielleicht nicht ganz zureichend sind. Der Held ist einer von den entwurzelten fin-de-siècle-Menschen, die damals überall in der Literatur wie Giftpilze aufschossen. Ein Schwankender, Hinundhergeschleuderter, ein armer Haltloser. Und sein ganzes ehrliches Suchen ist ein Suchen nach einem Halt, einem festen Punkt, auf dem er stehen kann, um von ihm aus das Leben zu beherrschen und seine Persönlichkeit zu vollenden. Er tastet ruhelos zwischen den Extremen umher; er wirft sich der Liebe in die Arme und glaubt bei ihr den sicheren Punkt zu finden: vergebens; das Suchen nach Wahrheit soll ihm Ersatz sein — und ist es nicht; auch der Verzicht auf alles menschliche Wissen, der Übertritt zur katholischen Kirche enttäuscht ihn; und wenn er schließlich in zweckvollen Studien den ruhenden Pol gefunden zu haben meint, so gewinnen wir doch den Eindruck, daß auch dies keine letzte Station, kein Hafen sein wird. Die Schuld an diesem Eindruck trägt zweifellos, gegen den Willen des Dichters, die Unzulänglichkeit seiner künstlerischen Mittel; und als in der „Vollendung" (1902) sein Können erstaunlich gewachsen ist, vermag er uns zu überzeugen.

Dieser Roman und der vier Jahre später erschienene „Kreislauf der Liebe" sind vielleicht am charakteristischsten für seine künstlerische Wesensart, und ein Vergleich der beiden Werke untereinander legt eine Tendenz klar, die Martens' Schaffen von Anfang an beherrscht hat und als deren letzte und reifste Frucht wir „Pia" zu betrachten haben: die Tendenz, vom lyrischen Bekenner- zum epischen Erzählerstil zu gelangen.

Der „Roman aus der Décadence" war schon seiner Form, mehr noch seinem Inhalt nach Autobiographie — und sehr viel Autobiographisches enthält auch die „Vollendung". Auch dies Buch ist noch, wenngleich schon in schwächerem Grade, ein Bekenntniswerk und beansprucht als solches um so höhere Geltung, als es zugleich den künstlerischen Niederschlag einer folgenschweren Krise in des Dichters Schaffen bedeutet.

Sein Problem, dem des Erstlingsromans eng verwandt, ist das Zentralproblem der Martensschen Kunst: das Ringen um die Vollendung der Persönlichkeit. Alexander Rottenbrunns Kampf gegen die Instinkte, die ihn, den mächtig Aufwärtsstrebenden, mächtiger abwärtsziehen; Alexander Rottenbrunns wahnsinnsgleiche Leidenschaft zu einer in zweifelhaftem Lichte schillernden grande dame und die mühselige Energie, mit der er sie ausrottet, um an ihre Stelle die edlere Liebe zu seinem Sohne zu pflanzen; dieses prächtigen Jungen rastloses und erschütterndes Werben um des Vaters Herz und sein Sieg; schließlich die Resignation, mit der Alexander vom Schauplatz abtritt, in der eingewurzelten Überzeugung, daß er die Vollendung doch erst in seinem Sohne finden werde, dort aber sicher: das stellt den Inhalt dieses trefflichen Buches dar. Alexander Rottenbrunn ist ein kultivierterer Bruder des Helden aus dem ersten Werk: auch er ein fin-de-siècle-Mensch, auch er ein unfruchtbarer Genießer, ein vergeblich nach Neuland Suchender. Wie nun beantwortet der Dichter die schwerwiegende Frage nach der Vollendung der eignen Persönlichkeit? „Sei konsequent!" sagt er. „Wenn du fertig bist und abgewirtschaftet hast, wenn es für dich keine Zukunft noch Aufgabe mehr gibt, so verlaß freiwillig die Bühne, darauf du gespielt hast." In keinem, außer dem letzten, Buche zeigt sich so klar wie hier Martens' Weltanschauung: eine das Leben kräftig bejahende, überall das Ethische fordernde und betonende, aufwärtsblickende, von allem Skeptizismus freie und im edelsten Sinne deutsche Weltanschauung. Aber dies Buch zeigt auch, daß er keinesfalls das ist, was man gemeinhin unter einem „guten Deutschen" versteht; es ist vielmehr das Werk eines „guten Europäers", das Werk eines geistvollen Kopfes, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt hat, eines Dichters — welche Seltenheit in deutschen Landen! — von umfassendster Bildung und urbanen Formen.



Was es für die künstlerische Entwicklung seines Dichters bedeutet, lehrt leicht ein Vergleich mit dem „Kreislauf der Liebe“: die Überwindung der Artistik. Was Alexander Rottenbrunn in schwerer Krise nicht gelang: aus dem unfruchtbaren Ästhetentum herauszukommen — das gelingt dem Dichter. Er schüttelt die „erstorbene Künstlichkeit“ von sich ab. Der „Kreislauf der Liebe“ ist künstlerisch längst nicht so erlesen wie die „Vollendung“, dafür aber ungleich reicher an leuchtendem Edelgestein des Herzens und Gemüts. Unendlich treffend nennt Martens diesen Roman „Eine Geschichte von besseren Menschen“. An der Gestalt des Hilfsrichters Rothaas, dieses prächtigen und wahrhaft liebenswürdigen Philisters, läßt sich die Wärme und Güte von Martens' Ironie studieren. Man ist gezwungen, an Fontane oder an Wilhelm Raabe zu denken, so grundverschieden unser Dichter auch sonst von ihnen ist. Mit einer wundervollen und beschaulichen Ruhe — der Ruhe des echten Epikers — setzt er Strich neben Strich in der psychologischen Lebensstudie dieses Philisterhelden und überglänzt das Ganze mit den Lichtern eines leisen, wehmütigen Humors. Nirgend haben die Wonnen der Resignation eine schönere und ergreifendere Gestaltung gefunden. Denn in diesem Buche hat Martens auf die Frage nach der Vollendung der eignen Persönlichkeit einen andern Rat bereit als in der „Vollendung“ — und doch einen verwandten. Hieß es da: Sei konsequent!, so lautet hier die Mahnung: Sei konsequent und resigniere. Erkenne deinen Kreis und bescheide dich. Bist du ein Bürger und Philister, so sei es ganz und lebe als solcher in deiner engen Sphäre, ohne sehnsüchtige Ausflüge über deine natürlichen Grenzen hinaus!

Denn Glück und Frieden gibt es für uns nur innerhalb der Grenzen, in denen die Natur uns geboren werden ließ, und um so sicherer, wenn diese Grenzen äußerst scharf gezogen sind. Das ist das Problem der „Pia“, des letzten der vier Romane, mit dessen Veröffentlichung diese Zeitschrift in ihrem nächsten Heft beginnen wird.

Pia Worryn, das katholische Grafenkind aus Schlesiens aristokratischen Bezirken, läßt sich aus erster Liebe zu einem schneidigen jungen Manne verleiten, ihrer angestammten Welt zu entfliehen. Sie läßt sich von ihm unter Menschen führen, welche die Gegenfüßler ihrer Glaubens- und Stammesgenossen sind: freche, zweiflerische, unmoralische, entwurzelte Menschen. Und dort erlebt sie nun die unausbleibliche große Enttäuschung. Die zarte Pflanze, mit allen Fasern aus dem mütterlichen Boden gerissen, kann in fremder Erde nicht gedeihen. Zwei allmächtige Dinge: Glauben und Familientradition, lassen sie in der süddeutschen Kunstmetropole nicht Wurzel schlagen, und als sie in die schlesische Heimat zurückkehrt, ist sie um die Erkenntnis reicher, daß es für sie ein Glück nur innerhalb ihrer natürlichen Grenzen gab.

Dieser Roman ist der letzte, den Martens geschrieben hat, und zugleich bedeutet er den Gipfelpunkt der beiden Tendenzen, die des Dichters Schaffen von Anfang an beherrschten. Martens ist hier nur noch episodenweise der Bekenner seiner früheren Zeit: im allgemeinen ist er der Erzähler, und zwar einer der objektivsten Erzähler, die man kennt. Schon früh wollte er „Erzähler, nicht Parteimann“ sein, und in diesem Werke ist ihm das zum erstenmal restlos gelungen: die Darstellung der beiden gegenübergestellten Milieus ist von musterhafter Objektivität. Zweitens aber bedeutet „Pia“ den endgültigen Bruch mit der dichterischen „Kammermusik“ und das Übergehen zu kraftvollen „Orchesterwerken“. Die artistische Periode ist überwunden, der menschliche Gehalt beginnt in seinen Werken zu überwiegen.

Zur novellistischen Hälfte seiner Produktion leiten jene Erzählungen hinüber, die Martens im Jahre 1909 unter dem süperben Titel „Drei Novellen von Adliger Lust“ zu einem schmalen Bande vereinigte. Ihrer Form gemäß bei den Novellen stehend, zählen sie dem Problem nach zu den großen Romanen, und sie variieren auf geistvolle Weise ein Thema der „Vollendung“: die Dissonanz zwischen dem individuellen Lust-Instinkt und dem sozial notwendigen Lust-Verbot. Seiner positiven Weltanschauung getreu, zeigt Martens in diesen sorgfältig gerundeten Studien die notwendige Selbstzerstörung der „adligen“ Lebenslust. Die erste Novelle, „Die Panazee des Lebens“ benannt, entwirft das Bild eines lebenslustigen, sittenlosen Hofes. Drei Figuren stehen im Mittelpunkt; an ihnen wird der tragikomische Konflikt zwischen Instinkt und Verbot der Lust ausgetragen: der Herzog, die Herzogin und Don



Francesco Goya: Bildnis des Generals Palafex.

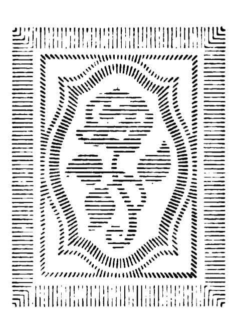
Geronimo, der Alchimist, der „Freudenmeister“, der Hochstapler. Drei Figuren, so scharf gesehen, so tief gedacht, daß man gehalten ist, sie für Typen zu nehmen, für Ahnherren ihrer Nachfahren von heute. — In der zweiten Paraphrase des Themas wird Martens phantastischer. Zwar befinden wir uns in der Erzählung „Der Emigrant“ noch auf festem Boden, auch wissen wir, daß es sich um die Zeit der Französischen Revolution handelt; aber innerhalb dieser Grenzen nehmen die Geschehnisse phantastische Formen an, sie werden unwirklich, sie werden Symbol, sie werden zum Märchen ... zum weinenden und lachenden Märchen vom alten Grafen Leven, von Brigitte und Achmed, dem syrischen Kastraten, und von Guy Ronchet de Montaigu, dem französischen Emigranten. Aber je unwirklicher alles wird, je weniger es an äußeren Formen haftet, desto tiefer wird es, desto verinnerlichter. Und da leistet Martens nun das Höchste in der letzten Novelle, „Caritas Mimi“ geheißen. Ein kluges, feinsinniges, reizvolles Spiel, ein schöner Tanz um den alten Gedanken, ein lustiges und verwegenes Fangballspielen mit dem Thema von der erlesenen Lebenslust und ihrer sozialen Unmöglichkeit ... Diese schrankenlose Dame Caritas Mimi, dies seltsam schillernde, lockende, verderbliche Wesen, ist so alt wie der Lust-Instinkt. Leider aber ist das Lust-Verbot ebenso alt, und so fällt Caritas Mimi und der erlesene Kreis der adligen Lebenskünstler, der sie umgibt, der strafenden Gerechtigkeit anheim, der unerbittlichen, brutalen sozialen Ordnung. —

Zu zahlreich sind Martens' Novellen — in weitere drei Bände verteilt —, als daß sie alle im knappen Rahmen dieser Studie Erwähnung finden könnten. Auch erscheinen sie neben den fünf skizzierten Werken ein wenig unbeträchtlicher, und zwar deshalb, weil sie längst nicht so persönlich sind wie die Romane. Wenn ein neuerer Kritiker unlängst meinte, Martens experimentiere mit seinen Novellen in fremden Stilen, so heißt das eine an sich ganz richtige Beobachtung unnötig auf die Spitze treiben. In der Tat ist der Stil der Novellen nicht so eigenkräftig wie der der Romane, er ist fremden Einflüssen leicht zugänglich, und wenn Martens sie auch immer innerlich verarbeitet hat, so bleiben sie dem empfindlichen Leser doch fühlbar und stören ein wenig, ein wenig nur, die Gesamtwirkung. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ihm dennoch auch auf diesem Gebiet einige Kabinettstücke gelungen sind — die schönsten finden sich unzweifelhaft in dem Bande „Aus dem Tagebuch einer Baronesse von Treuth“ —, vor allem die herrliche Geschichte vom „Geiger John Baring“, die zum Besten gehört, was er je geschrieben hat.

Der rätselhaften Lockung, die viele unsrer zeitgenössischen Dichter zum Theater trieb, hat auch Martens nicht zu widerstehen vermocht. Aber die beiden Dramen „Kaspar Hauser“ und „Der Freudenmeister“ (das erste mit Erfolg in Stuttgart und München gespielt) würde man in seinem Gesamtwerk nicht ungern missen, obwohl sie durchweg sehr sympathische Arbeiten sind und auch zweifellos über der Durchschnittsware des Theaters stehen. Thomas Mann hat gelegentlich sehr hübsch bemerkt, daß Martens in ihnen „heldenmütig und mit zusammengebissenen Zähnen allen sich ihm darbietenden dichterischen Wirkungsmöglichkeiten entsagte“ — das ist eine sehr richtige Beobachtung, und darum sind diese beiden Werke das Unpersönlichste, was er hervorgebracht. Denn seine Wirkungsmöglichkeiten sind durchaus und nur epische: Martens ist der geborene Epiker, und die beiden dramatischen Arbeiten bleiben Fremdkörper in seinem Werk. Ihre Wirkung, wie groß immer, kann mit der starken und reinen Wirkung der Novellen und vor allem der Romane keinesfalls wetteifern.

Was diesem Dichter in den Augen der Kenner die hohe und erlesene Sonderstellung anweist: die Zucht, Kultur und Gepflegtheit seiner künstlerischen Mittel, die Lauterkeit und das Ethos seiner Weltanschauung, die sichere Unbestechlichkeit seines Geschmacks, die liebevolle Objektivität seines Urteils in allen Fragen des Lebens und der Kunst, der Freimut, mit dem er sagt, was er denkt, schreibt, was er für richtig hält, unbekümmert um die Vorteile einer billigen und bequemen Popularität: das ist es, was ihm endlich doch — wenn nicht heute, so morgen — die Zustimmung auch breiterer Kreise bringen und die Bedeutung sichern wird, auf die er durch seine Werke Anspruch hat.







Eine Soiree im Schlosse zu Urbino

Von Dr. Valerian Tornius

An den Hängen der Apenninen, gleichsam in „der Mitte Italiens gegen das Adriatische Meer zu, liegt das Städtchen Urbino. Obwohl wegen seiner Lage im Gebirge nicht so anmutig wie andre Orte, hat es doch ein so herrliches Klima, daß das Land herum äußerst ertragreich und in einer Weise fruchtbar ist, daß man dort außer einem heiteren Himmel alle Notdurft für das menschliche Leben vorfindet. Aber unter allen Annehmlichkeiten, die man der Stadt beilegen kann, ist meines Erachtens die die vornehmste, daß sie lange Zeit hindurch von den besten Fürsten beherrscht worden ist, wozu noch kommt, daß sie von den durch ganz Italien wütenden Kriegen lange verschont geblieben ist." So, wie der Graf Castiglione Urbino sah, so sieht es ungefähr auch heute noch der Reisende, wenn er von Pesaro aus auf der 36 km langen Landstraße der berühmten ehemaligen Residenz der Montefeltre sich nähert.

Ungefähr zwei Stunden währt die Fahrt mit dem Automobil, das tagtäglich die Verbindung zwischen dem anmutigen Küstenstädtchen Pesaro und dem stolzen Bergnest Urbino aufrechterhält. Alessandro Sforzas Sommervilla ist der erste Gruß, den längst verrauschte eroberungssüchtige Kondottierenzeit dem Reisenden entbietet. Tief zu den Füßen des Bergrückens, von dem die Villa mit siegesfrohem Blick ins Tal schaut, windet sich die Chaussee, das halb ausgetrocknete Kieselbett der Foglia begleitend. Anfangs geht es zwischen üppigen Rebengehängen und Feigenplantagen aufwärts in langsamer Steigung; später huschen kahle, ziemlich steil abfallende Bergwände, in die herunterrieselnde Frühlingsbäche tiefe Furchen gegraben haben, an dem Fahrenden vorüber. Dann plötzlich weitet sich das Tal, und vor einem liegt, in ansehnlicher Höhe auf einem Kegel, das rauhe mittelalterliche Antlitz ernst dem Herannahenden zugewandt — die Doppelstadt (urbs bina), überragt von dem prächtigen Kastell, das kühn und herausfordernd über die schwerfällige Stadtmauer sich hinauslehnt. Bevor man das Tor erreicht, führt die Chaussee, jetzt stärker ansteigend, mehreremal zickzackförmig weiter, so daß das Felsennest von allen Seiten sichtbar wird, und immer drängt sich das Schloß, als das charakteristische Wahrzeichen der Stadt, dem Blicke des Kommenden entgegen.

Es gibt viele Kondottierenburgen in Italien, und für ihr durchschnittliches Merkmal kann gelten: ein düsteres, beinahe unheimliches Grau, ein sturmfestes, der Kriegsfaust kühn die Stirn bietendes Gemäuer und eine starre Massigkeit, wie sie nur noch spätrömischen Grabmälern eigen ist. Das Schloß zu Urbino bildet eine Ausnahme. Zwar verleugnet es auch nicht seine ernsten Züge, aber aus dem ganzen Bau spricht eine Offenheit, eine vornehme Größe, eine Beweglichkeit des Gefühls, eine Willensstärke, daß man bei seinem Anblick die in Stein geformte lebensbejahende Weltanschauung der Renaissance vor sich zu sehen glaubt. Drei Architekten, Luciano aus Lovrana, Francesco di Giorgio und Baccio Pontelli, haben an diesem Wunderwerk gemeistert; und doch, sein eigentlicher Schöpfer war kein andrer als der herzogliche Bauherr selbst — Federigo der Zweite. Nicht der Federigo, von dem etwas prahlerisch die Inschrift im Schloßhof verkündet, daß er sechsmal die Fahnen eroberte, achtmal den Feind besiegte und stets siegreich war, hat dem gewaltigen Bau sein eigentliches Gepräge verliehen — wäre er bloß Kämpfer gewesen, er hätte sich eine Trutzfeste errichtet, ähnlich derjenigen Sigismondo Malatestas in Rimini —, nein, Urheber eines solchen Palazzo konnte nur der Federigo sein, dessen Gerechtigkeit, Milde, Güte und Frömmigkeit die Untertanen priesen, der neben kriegerischer und staatsmännischer Tüchtigkeit vor allem durch seine menschliche Größe auffiel, der einer der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit war und der — um mit Ludovico Odasi, dem Erzieher seines Söhnchens Guidobaldo, zu reden — in geistigen Dingen nur einen einzigen zeitgenössischen Konkurrenten hatte: Lorenzo Magnifico; denn wie man das Schloß auch betrachten mag, ob außen oder innen, auf Schritt und Tritt begegnet man der markanten Persönlichkeit dieses Herrschers, die Jahrhunderte aus dem Bereich dieser Mauern nicht fortzuscheuchen vermochten.

Am überzeugendsten reden natürlich die inneren Räume. Schon der Arkadenhof, der von Burckhardt neben dem des Cancelleria als der schönste der Renaissance gerühmt wird, verrät eine ausgesprochene Eigenart. Diese steigert sich, wenn man das links vom Eingang gelegene Bibliothekzimmer des Herzogs betritt, das die später teils in den Vatikan, teils in die Barberinibibliothek gewanderte kostbare Büchersammlung Federigos enthielt und das mit den sieben die Wissenschaf-



ten des Triviums und Quadriviums darstellenden Tafeln geschmückt war. Die heute im Kaiser-Friedrich-Museum befindliche „Dialektik“ ist gewiß die schönste unter den vorhandenen Tafeln. Sie zeigt auch die Gestalt des Herzogs, dessen gutmütiges und vergeistigtes Profil auf keinem der übrigen Porträte so eindrucksvoll wie hier zur Geltung gelangt. Doch weiter durch die andern Säle! Da ist der große Empfangssaal, „Salone del Trono“ genannt, ein Raum von schlichter Größe, der jetzt durch seine Leere einen etwas toten Eindruck macht, der aber bei festlichem Gepränge imposant gewirkt haben mag. An ihn schließt sich die „Sala degli Angeli“ mit ihren unvergleichlich schönen Türen und mit ihrem allerliebsten graziösen Puttenkamin. Von da geht es in die Gemächer des Herzogs, unter denen das Studierzimmer den Besucher geradezu mit Andacht erfüllt. Nicht das Prunkvolle der in Gold und Blau gehaltenen, an Wappenbildern so überreich geschmückten Decke ist das Berückende dieses Raumes, auch nicht die kostbare Einlegearbeit, die Wände, Türen und Bücherschränke ziert, sondern es ist die Anlage des so viel Behaglichkeit und Schönheitssinn atmenden Ganzen, die den weihevollen Akkord in den Saiten der Seele anschlägt. Und es ist weiter über die Enge des Zimmers hinaus der ins Weite schweifende, vor dem Fenster sich ausbreitende Raum der Natur; es sind die Berge mit ihren starren unveränderlichen Formen — der Monte Nerone, Asdrubale und Furlo, die in sich die Geheimnisse der Jahrhunderte wahren von jenen Zeiten, als Hannibals unglücklicher Bruder mit 56000 Soldaten dort in ihren Schluchten den Heldentod fand. In diesem „Studiolo del Duca“ lebt die Gestalt Federigos am greifbarsten. Hier sieht man sie vor sich in jener sitzenden, lesenden Stellung, in der Justus van Gent sie der Nachwelt überliefert hat. Das waren des Herzogs Feierstunden. Da begab er sich, müde von den Staatsgeschäften, in sein Zimmer und suchte bei Aristoteles oder irgendeinem Kirchenvater oder auch bei einem Neueren, Petrarka vielleicht, Erholung und Auffrischung des Geistes. Und so sammelte er die idealen Schätze seiner und der vergangenen Zeit, um ihren Reichtum den Nachkommen zu vererben, genau so wie er, laut der Inschrift, das herrliche Schloß nicht für sich, sondern für seine Enkel erbaut hatte.

Mehr als vierhundert Jahre sind hin, seit Federigo seine Augen schloß und sein schwächliches, verwachsenes, damals zehnjähriges Söhnlein Guidobaldo die Erbschaft antrat. Die Räume des Palazzo ducale liegen ernst und totenstill da, aber sie enthüllen dem, der ihre stumme Sprache versteht, ein tiefes Geheimnis, ein Geheimnis, das eine kleine Welt geistigen Glanzes umschließt, die Federigo schuf und die Guidobaldo weiterbildete.

Es war an einem Frühlingsabend des Jahres 1507. Dem kleinen Urbino summte es noch in allen Gliedern von dem Erlebnis der letzten Tage. Papst Julio hatte nämlich, von seiner Eroberung Bolognas heimkehrend, in der Residenz der Montefeltre eine kurze Rast gemacht; und von dem Hofe war natürlich alles aufgeboten worden, um dem Heiligen Vater den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Vielleicht nicht so aufwandreich wie der Empfang, den Borso in Ferrara Pius II. bereitete — geschah es doch hier mit der schlauen Absicht, die Herzogskrone vom Papste zu erwerben —, aber gewiß auch glänzend in ihrer Weise müssen diese Festlichkeiten gewesen sein; denn der Graf Castiglione berichtet, „daß die vornehmste Stadt Italiens keinen größeren Prunk hätte aufbringen können.“ Das ist wohl etwas übertrieben, denn der Urbinatische Hof war nicht so reich, um mit Ferrara wetteifern zu können; mußte doch die Herzogin in ihrer Hausfrauensorge sogar die Schwägerin Isabella bitten, ihr „mit einigen Altardecken von Gold und Seide sowie mit Tisch- und Fußteppichen“ auszuhelfen. Und wenn das Gemach des Pontifex auch nicht mit zwei Baldachinen und andern schönen Dingen, die Elisabetta von ihrer Schwägerin gleichfalls erbat, ausgeschmückt worden war, so amüsierte sich der Papst doch ausgezeichnet und reiste mit seinem Hofstaat seelenvergnügt von dannen; ja, einigen Kardinälen und Höflingen hatte das fröhliche Leben so behagt — wahrscheinlich, weil sie so feine gesellschaftliche Formen, wie sie hier herrschten, noch nicht kannten —, daß sie der Einladung des Gastgebers willig Folge leisteten und mehrere Tage in Urbino blieben. Nun aber hatten die Herren bei Hofe ihren Katzenjammer ausgeschlafen, und von dem rotgoldigen Schein der Abendsonne aufgeweckt, schlüpften sie wieder aus ihrem Zimmer und eilten in das Appartamento della Duchessa.

In der Sala degli Arazzi war heute Soiree angesagt. Der Herzog, auf dessen kränklichen Zustand die Strapazen der eben verflossenen Tage sehr ungünstig gewirkt hatten, blieb in seinen Gemächern. Man war es gewöhnt, daß er sich von den Abendunterhaltungen zurückzog, und vermißte ihn deswegen nicht sonderlich. Den Mittelpunkt der erlesenen Gesellschaft, die sich hier zusammenfand, bildete ja doch die Herzogin. Ihr schwerblütiges Gonzaganaturell konnte sie nie verleugnen. Ihre Augen hatten stets den tränenfeuchten Blick, auch wenn sie scherzte und lachte. In Mantua mag sie einmal ein fröhliches Kind gewesen sein, aber seit ihr beschieden wurde, mit Guidobaldo den Lebenspfad zu teilen, war ihr Frohsinn dahin. Nicht daß sie eine Abneigung gegen ihren Gatten hegte — Guidobaldo war sonst ein trefflicher Mensch, der manche gute Eigenschaft von seinem Vater geerbt hatte —,

aber die Muttersehnsucht, die in Elisabettas Seele wie Feuer brannte, vermochte an der Seite des körperlich leidenden Mannes nicht in Erfüllung zu gehen. Das war ihr tiefster Schmerz. Allein sie verbarg ihn, so gut es ging, hinter kluger Rede und mischte darein so viel Witz und Heiterkeit, daß jeder, der sie kennen lernte, das Ideal der Gentildonna in ihr zu erblicken glaubte. Auch wenn die Gesellschaft noch so groß war, so lagen die Fäden der Unterhaltung immer in ihrer Hand. „Und da sie so der ganzen Gesellschaft zum Vorbild wurde," erzählt Castiglione, „hatte es den Anschein, als ob sich alle äußerlich und innerlich nach ihr stimmten; und jeder bemühte sich, ihr nachzueifern und ihre schönen Sitten gleich einer Richtschnur in Gegenwart so vornehmer Damen selbst anzunehmen."

Das hatten auch die Gäste, die heute in Urbino weilten, in den wenigen Tagen erkannt. Nun kamen sie, einer nach dem andern, voran der witzige „Calandria"-Dichter und galante Hofmann Bernardo Bibbiena; ihm folgte der orpheische Wandersänger „Unico" Aretino, der so göttlich sang, daß überall, wo er sich zeigte, das Volk zusammenströmte und die Kaufleute die Läden schlossen, um seinen Liedern zu lauschen; da war weiter der Welsch-Deutsche Nicolo Frisio, den Pietro Bembo in der „Storia veneziana" so hübsch charakterisiert mit den Worten: „Uomo Germano, ma avezzo ai costumi d'Italia";* da durfte Signor Ludovico Pio nicht fehlen, der wegen seiner Tapferkeit vielgerühmte Gatte der um ihrer Schönheit willen noch mehr gerühmten Graziosa aus Milano; da war der ruhige, genußfrohe Juliano de' Medici, Lorenzo Magnificos jüngster Sohn, der in Mußestunden auch Sonette dichtete, ein Mann, „dessen Trefflichkeit und edle Lebensführung", wie Graf Castiglione meint, „verdient hätten, die Welt viel länger zu erfreuen" (er starb bereits als Siebenunddreißigjähriger); da erschien auch der Conte Ludovico da Canossa, ein edler Veronese, ein Diplomat und Weltmann von etwas geziertem Benehmen und darum häufig die Zielscheibe mancher lustig-spöttischen Bemerkung, namentlich bei den Damen. Und noch viele andre kamen — nicht zu vergessen der neue Petrarca Pietro Bembo, der sich eben erst durch seine „Asolanen" den Dichterlorbeer erobert hatte —, begrüßten ehrfurchtsvoll die Herzogin und nahmen irgendwo in der Runde einen Platz ein, wenn es anging, neben irgendeiner Dame, damit das Bild der „bunten Reihe" zustande kam.

Das eben war das schöne in diesem Kreise: die völlige Mißachtung aller steifen, konventionellen gesellschaftlichen Formen. Keine Prüderie, keine standesunterschiedliche Voreingenommenheit zwang den Anwesenden Fesseln auf. Hier hatte jeder Zutritt, der irgendwelche geistige Werte auf die Wagschale der Persönlichkeit zu legen hatte, einerlei, ob diese künstlerischer oder wissenschaftlicher, diplomatischer oder lebensphilosophischer Art waren. Dabei herrschte die größte Ungebundenheit in Gedanken und Rede, die doch nie zu einem gröblichen Verstoß gegen das allgemein Schickliche führte. Im Gegenteil, diese Ungebundenheit war zugleich der stärkste Zaum, und es gab wohl keinen unter den Teilnehmern, der nicht die Überzeugung gehabt hätte, das größte Vergnügen auf der Welt sei, der Herzogin zu gefallen, und die größte Strafe, ihr zu mißfallen. Sehr genau achtete der weibliche Teil darauf, daß jemand, der die Schranken dessen, was sich ziemt, zu überspringen drohte, eine beschämende Abfuhr erhielt. Das mußte sich der schelmische Messer Bembo des häufigen von seiner Freundin Emilia Pia gefallen lassen.

Signoria Emilia war die Assistentin der Herzogin. Die würdige und untrennbare Vertraute Elisabettas mußte öfters selbst die Fäden der Unterhaltung in die Hand nehmen. Und keine am Hofe eignete sich besser dazu als sie, die an Verstand und Witz vor ihrer fürstlichen Freundin nicht zurückstand und bis an ihr Lebensende eine echte Dame der Renaissance blieb; soll sie doch in ihrer Sterbestunde mit dem Conte Ludovico noch eine lebhafte Diskussion über den „Cortegiano" geführt haben. Signora Emilia erhält auch bei der heutigen Soiree von der Herzogin den Vorsitz.

Was soll man spielen? Irgend etwas Neues muß es sein. Ein Spiel, das dieser Gesellschaft würdig ist! Was wird Signora Emilia in Vorschlag bringen? Die Anwesenden blicken nicht wenig gespannt zu ihr hinüber, am meisten wohl der Kardinal Bembo. Doch schlau weiß die Erfinderische sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Wie wäre es, wenn jedermann im Kreise ein noch nicht durchgeführtes Spiel beantragte? Unter den vorgeschlagenen Spielen könnte dann dasjenige ausgewählt werden, das am würdigsten erscheint.

Der Signor Gaspar muß den Reigen beginnen. Aber das blasse zwanzigjährige Bürschchen — der Jüngste in der Gesellschaft — hat den Mund auf dem rechten Fleck: „An Euch, Signora, ist es, zuerst das Eure mitzuteilen," bemerkt er höflich. — „Ich habe doch meins schon gesagt," erwidert Signora verdrießlich. „Befehlt ihm doch, Frau Herzogin, daß er Gehorsam leiste!" — Die Herzogin lacht, aber sie tut Signora Emilia Bescheid, ernennt sie zu ihrer Stellvertreterin und überträgt ihr die Herrschgewalt für den Abend. Nun kommt Signor Pallavicino doch nicht frei. Sein Vorschlag ist echt jünglingsmäßig, ganz „Vergißmeinnichtideal": jeder wolle doch die Tugenden nennen,

* „Ein Deutscher, aber im Wesen und Tracht ein Italiener."

mit denen er am liebsten sein angebetetes Wesen geschmückt sähe, und schließlich auch die Fehler anführen, die ihm am wenigsten mißfielen. Die neben ihm sitzende Madonna Constanza Fregosa hätte gewiß etwas Witzigeres vorgeschlagen — das konnte man ihrem schelmisch verzogenen Mund absehen, der eben zu sprechen sich anschickte. Aber da es nun einmal der Wille der Herzogin war, daß die Damen am heutigen Abend passiv blieben, so durfte Madonna Fregosa keine Ausnahme bilden. Signora Emilia legte ihr Stillschweigen auf und wandte sich an Messer Cesare Gonzaga. Als er begann, da spielte um alle Lippen ein Lächeln, denn man war an seine tollen Einfälle gewöhnt und erwartete wieder einen solchen. „Da ich doch einmal närrisch bin," lautete seine Rede, „soll ein jeder anführen, worin sich nach seiner Meinung meine Narrheit zeige, und seine Ansicht durch den Hinweis auf die mir täglich entfahrenden Narrheitsfunken stützen." Dieser Vorschlag erntete viel Lachen. Dem Bruder Serafino, der noch ein Schelm war, als er alle seine Finger heil besaß, von denen er zehn Jahre später für eine Schmähung des Papstes vier einbüßte, gefiel er nicht. Er wünschte lieber zu hören, warum beinahe alle Frauen die Männer hassen und die Schlangen lieben, und wollte dieses Geheimnis selbst auf sonderbare Art erklären, d. h. wenn es ihm von Emilia gestattet worden wäre. Doch das Thema hätte leicht auf Abwege geführt, die das Gebiet des Unziemlichen streifen, und so erteilte sie schnell dem „einzigen" Aretiner das Wort.

Mit der Lieder süßem Munde weiß er seine Rede zu führen. Natürlich — wie sollte es bei dem Sänger anders sein? — ist es eine Huldigung an die vornehmste Dame des Kreises, an die Herzogin. Sie trägt um die Stirn ein schmales Bändchen, das in der Mitte gerade unter dem Scheitel ein kleines Schmuckstück in der Form eines S ziert. Das S hat schon lange seinen Blick gefesselt. Was mag es bedeuten? Möge jeder sagen, was er über dieses S auf der Stirn der Herzogin denkt. Er selbst gibt die Erklärung in einem so geistreichen Sonett, daß wohl niemand an eine Stegreifkomposition glaubt:

Befrei' mich, Born der Schönheit und der Güte,
Vom Zweifel, der mir heimlich zehrt am Hirne,
Ob jenes S auf deiner weißen Stirne
Heil oder Zorn beut unserem Gemüte!

Ob's herrisch oder freundlich uns erglühte,
Ob's Kälte kündet wie der Alpen Firne,
Ob's Unruh stiften will in unserm Hirne,
Ob's uns verheißt der Milde zarte Blüte.

Oh, wenn ich sprechen darf, nicht Seufzer, Klagen,
Nicht Strenge, Härte, Grausamkeit und Hassen,
Verderben, Strafe oder Unbehagen

Willst du mit ihm uns hier erkennen lassen.
Das S — ich will es kurz und bündig sagen,
Soll deine Tugenden zusammenfassen.

Dieses Sonett brachte die rechte Stimmung in die Gesellschaft. Reicher Beifall lohnte dem Dichter. Aber das richtige Thema hatte auch er nicht getroffen. Noch verschiedene andre wurden genannt, bis schließlich der kampferprobte Signor Fregoso, dem noch die Bolognakampagne in den Gliedern steckte, den passenden, mit allgemeinem Wohlgefallen aufgenommenen Antrag stellte, man möge doch aus der Gesellschaft einen erwählen, dessen Amt es sein soll, einen vollkommenen Hofmann zu schildern, wobei alle Bedingungen und einzelnen Eigenschaften erklärt werden sollten, die notwendig sind, um ihren Träger dieses Namens wert zu machen. Flugs hatte Signora Emilia denjenigen erkoren, der für diese Schilderung am geeignetsten schien. Es war der Conte Ludovico da Canossa. Sie wählte ihn mit der schlauen Begründung: „Weil Ihr, wie wir hoffen, nur Verkehrtes vorbringen werdet, so daß durch den häufigen Widerspruch das Spiel an Reiz gewinnen wird." Aber schlagfertig rächte sich der Graf für diese ironische Bemerkung mit den Worten: „Solange Ihr gegenwärtig seid, Signora, ist wohl keine Gefahr vorhanden, daß es einmal an Widerspruch mangle, selbst wenn der Redner die lautere Wahrheit spräche."

Und nun entrollt sich vor der Gesellschaft in klugen und witzigen Gesprächen, an denen alle Anwesenden sich beteiligen, das Bild des vollkommenen Hofmannes, wie ihn das Cinquecento gezeitigt hat. Fragen und Antworten gehen hin und her: Sind Adel oder Gesinnung die notwendigen Attribute eines Hofmannes? Muß er im Kriegshandwerk bewandert sein? Soll er selbstbewußt auftreten? Soll er schön an Gesicht und Gestalt sein? Sind körperliche Vorzüge nicht ebenso wichtig für ihn wie geistige? Gewiß, aber er darf keine weibliche Geziertheit zur Schau tragen! Er soll mittelgroß, gewandt, geschmeidig sein, soll, um die Elastizität seines Körpers zu fördern, fechten, reiten, jagen, Ball spielen, turnen; aber aus allem, was er tut, soll „Maß mit Verstand und Bescheidenheit" sprechen. Auch im Waffenhandwerk muß er Erfahrung haben, aber er darf sich nicht so einseitig darauf versteifen, daß er zum Spott und Gelächter wird, wie jener Mann, der auf die Frage einer Dame, welches sein Beruf sei, keine andre Antwort hatte als „Kämpfen!", worauf die Dame ihm treffend erwiderte: „Ich möchte dafürhalten, daß es, da jetzt keine Kriegsläufte sind, es auch bis zur nächsten Schlacht noch lange dauern wird, das Beste, was Ihr tun könnt, wäre, Euch ordentlich mit Fett zu bestreichen und Euch mit aller Eurer Wehr und Waffen irgendwo in ein Zeughaus zu stellen, bis man Euer wieder bedarf, damit Ihr dann nicht noch rostiger seid als jetzt." Was wird den Hofmann außer diesen Äußerlichkeiten noch



auszeichnen? Gut schreiben und gut reden; aber er soll keine alltägliche, sondern eine erlesene Sprache in Wort und Schrift verwenden. Als der „wahre und höchste Schmuck“ seines Geistes wird die Wissenschaft bezeichnet und durch Beispiele bekräftigt. Er lese die Gesänge der Dichter, nicht minder die Werke der Redner und Geschichtschreiber und eigne sich die Fertigkeit an, in Vers und Prosa zu schreiben, hauptsächlich in der Volkssprache, weil er dann neben dem eignen Vergnügen auch noch das andre haben wird, die Damen, die solche Dinge lieben, gut zu unterhalten.

Von der Wissenschaft kommt das Gespräch auf die Kunst. Soll der Hofmann Musik treiben? Ja. Darin sind sich fast alle Anwesenden einig. Nur Signor Gaspar hält sie für ein weibisches Vergnügen. Aber er wird überstimmt. Die Musik — lautet das Ergebnis dieser Betrachtung — gereicht nicht nur dem Hofmann zur Zier, sondern sie ist sogar notwendig für ihn. Von der Musik zur Malerei! Auch diese Kunst soll dem Hofmann am Herzen liegen, selbst wenn er sie nicht auszuüben vermag. Wie vorher die Erwähnung der Sprache des Hofmannes eine Diskussion über den allgemeinen Wert der italienischen Sprache zur Folge hatte, Fragen wie diese: Ob man sich an klassische Vorbilder wie Petrarca oder Boccaccio anzulehnen habe oder nicht? Ob man dem toskanischen oder einem andern Idiom den Vorzug geben solle?, so knüpft sich auch jetzt an das Thema „Malerei“ ein Exkurs: Welche Kunst größere Kunstfertigkeit bedinge, Malerei oder Plastik? Da sind die Meinungen nun sehr geteilt. Der eine tritt für die Malerei als die schwierigere ein, der andre für die Bildhauerkunst; der eine hält die Plastik für dauerhafter und mißt ihr darum größeren Wert bei, der andre glaubt, die Malerei sei edler und kunstreicher.

Die Gemüter erhitzen sich. Über den allgemeinen Streitfragen vergißt man ganz den „vollkommenen“ Hofmann. Da lenkt die Herzogin ein. „Ihr habt nun so viel über den Hofmann geredet, nun zeigt uns auch die vollkommene Dame, die diesem Hofmann an Tugend gleichzustellen sei. Euch übertrage ich dieses schwierige Amt, Signor Magnifico; jedermann hat Sehnsucht, Eure Dame, prangend in herrlichem Schmucke, kennen zu lernen; stellt Ihr sie uns nicht so vor, daß ihre Schönheit jedermann offenbart wird, werden wir Euch für eifersüchtig halten.“

Der Signor Magnifico wendet sich an die Herzogin und dankt ihr für die ihm erwiesene Ehre. Gleichzeitig weist er auf die Schwierigkeit seiner Aufgabe hin, denn es sei ihm wohl leichter, „eine Herrin zu formen, die Königin der Welt zu sein verdient“, als eine ideale Palastdame, für die ihm das Vorbild fehle, während er das Vorbild für die Herrin nicht weit zu suchen brauche. Mit diesen bescheidenen Eingangsworten leitete er seine Schilderungen der Gentildonna ein. Als äußere charakteristische Kennzeichen verleiht er ihr adlige Geburt, weiche und liebliche Zartheit süßer Weiblichkeit, die sich bei jeder Bewegung, beim Gehen, Stehen und Reden äußern soll, anmutiges Auftreten, ein von aller Ziererei befreites Benehmen und eine schöne Erscheinung. Und ihr innerer Wert? Sie sei klug, geistreich, ohne Stolz und Neid, besitze die Tugenden der Hochherzigkeit, Güte und Bescheidenheit und habe neben den sich ganz von selbst verstehenden Fähigkeiten einer Hausfrau auch gesellschaftliche Vorzüge: so vor allem eine gewisse launige Lebendigkeit des Geistes, die ihr die Möglichkeit geben würde, in der Gesellschaft die Unterhaltung zu leiten. Ihr gebührt auch ein hervorragender Anteil bei der Entscheidung über die Tugenden des Kavaliertums. Jeder gewandte Kavalier, der auf innere und äußere Ehre hält, wird sich durch Huldigungen die Gunst einer Dame zu gewinnen suchen. Die Dame muß nun herauszufinden wissen, ob diese Liebe echt oder unecht ist. Das kann aber einer feingebildeten Frau nicht schwerfallen. Einem sittsamen Hofmanne gegenüber, der bescheiden und verblümt von seiner Liebe spricht, wird sie sich so stellen, als ob sie ihn verstünde, jedoch mit kluger Berechnung das Gespräch auf ein andres Thema zu lenken suchen. „Wird er aber so deutlich, daß sie die Verstellung nicht mehr beibehalten kann, soll sie alles für Spaß nehmen und dartun, sie wisse wohl, daß er nur so spreche, um ihr Ehre zu erweisen, und nicht, weil etwas Wahres daran sei; denn ihre Verdienste seien nicht gar so groß, und deren Lob müsse daher mehr auf der Höflichkeit des Redners als auf dem eignen Werte beruhen. Auf diese Art wird sie nicht nur den Ruf der Bescheidenheit gewinnen, sondern auch vor Täuschung sicher sein; und so will ich, daß sich die Palastdame beim Liebesgespräch benehme.“

Mit diesen Worten lenkte der Signor Magnifico schon auf das Thema der Liebe über. Da kam auch in diejenigen, die bis dahin schweigend dagesessen hatten, Leben und Bewegung; denn über dieses unerschöpfliche Thema konnte jeder einzelne irgend etwas Interessantes sagen. Aber da die Nacht schon weit vorgerückt war, hieß die Herzogin die Unterhaltung für heute unterbrechen und den „interessanteren“ Teil auf den nächsten Abend verschieben. Doch zum angenehmen Abschluß der heutigen Soiree schlug sie ein Tänzchen vor und bat Madonna Margaritta und Madonna Constanza Fregoso, es auszuführen. Parletta, der ergötzliche Musiker und treffliche Tänzer, ließ sofort eine fröhliche Tanzweise erklingen. Beide Damen faßten sich bei den Händen und tanzten erst eine Bassa,

dann eine Roegarze.* Alle Zuschauer weideten sich an der Anmut und Lieblichkeit der Tanzenden.

Nachdem sie geendet hatten, erhob sich die Herzogin und verabschiedete leutselig ihre Gäste. Einer nach dem andern verbeugte sich und ging. Die Diener kamen und löschten die Kerzen. Sie bemerkten gar nicht, daß noch ein Gast in dem Saale weilte. Dieser stand hinter der Fensterportiere und blickte träumerisch hin zu den dunklen Silhouetten des Apennins, über denen eben der Vollmond aufgestiegen war. Der Kavalier hatte eine stattliche Gestalt, ein edles wohlgeformtes, von einem üppigen Vollbart umrahmtes Gesicht, das besonders ausdrucksvoll im bleichen Schimmer des Mondes leuchtete. Lange Zeit stand er angewurzelt, wie jemand, der ein bedeutungsvolles Erlebnis noch einmal tief innerlich in Gedanken durchlebt. Dann plötzlich fuhr er auf aus seinen grübelnden Sinnen. Er sah sich um. Alles war still und leer im Saal. Auf dem flandrischen Arazzi spielte gespenstisch das Licht des Mondes. Noch einmal umfaßte er den anheimelnden Raum mit seinen Augen. Dann ging auch er — es war kein andrer als der Graf Castiglione — und suchte die Ruhe.

Mehrere Jahre nach jener denkwürdigen Soiree — Herzog Guidobaldo lag schon unter der Erde, und an seiner Statt herrschte sein Schwestersohn Francesco Maria della Rovere — saß der Graf Castiglione in einem der kleinen Gemächer des Schlosses und schrieb emsig an einem umfangreichen Manuskript. Das waren die ersten Bücher des „Cortegiano". Was an jenem Mondscheinabend als Plan in des Grafen Seele aufgegangen war, fand nun nach Jahr und Tag seine Verwirklichung, nicht in der Form eines langweiligen Bekenntnisses oder eines nüchternen Memoirenwerkes — die Persönlichkeit des Grafen tritt in dem Werke völlig zurück —, sondern in dem Gewande einer ernsten, geistreichen Plauderei. So errichtete er einen Denkstein dem großen Federigo und dessen Nachkommen, ja noch mehr: er schuf ein lebendes Wahrzeichen jener Renaissancekultur, von der die Räume des Schlosses zu Urbino dem aufmerksamen Beschauer heute noch erzählen.

* Bassa: spanischer, Roegarze: französischer Tanz.



Jede Sorgenstunde deines Lebens
Trat heran mit ihrem dunklen Pinsel,
Malte einen feingezognen Schatten
Um die Lippen, an die Tränenaugen,
Zwischen deine Brauen auf die Stirn.

Jede helle Stunde deines Lebens
Zog mit deines Lachens Silbermeißel
Eine feine Falte dir ins Antlitz
Um die Augen, die vor Freude blitzten,
Und um deiner Jugend Singemund.

„Spieglein, Spieglein an der Wand, wie viele
Marmorschöne Köpfe sehn aus Spiegeln!" —
Spricht das Spieglein, und es schaukelt leise:
„Laß des Marmors tote Schönheit denen,
Die des Meisters Meißel noch nicht traf!

Willst du löschen die Erinnerungen
An die Kämpfe, drin du Sieger warest,
An die Siege, die du froh gefeiert,
Mußt du dich denn schämen jener Stunden,
Die den Menschen schufen aus dem Block!"

Börries, Freiherr von Münchhausen

Vetter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen

Eine Verlobungsgeschichte. Von Lisa Wenger

Man merkte es ihnen ihr Leben lang nicht an, den guten Schwestern Tanzeysen, daß sie in einer großen Stadt geboren, zur Schule gegangen und unter dem Dach ihrer Eltern gelebt hatten bis zu den Jahren, in denen es nicht mehr so sehr auf ein paar weniger oder mehr ankommt. Nach dem Tode von Vater und Mutter hatten die Schwestern beschlossen, zusammenzubleiben, teils um die Zinsen ihres kleinen Vermögens so besser auszunutzen, teils aus reiner Anhänglichkeit.

Karoline Tanzeysen war zwei Jahre älter als ihre Schwester Kunigunde, die eine Neigung zu neuen Moden und Gewohnheiten, wenn auch nur in bescheidenstem Maße, zeigte und sich zum Beispiel angewöhnt hatte, ihre Briefe mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, als diese Schrift in den Schulen eingeführt wurde.

Karoline hatte gegen die Neuerung nichts einzuwenden als den Umstand, daß die Schwestern nun ihre Taschentücher nicht mehr gemeinsam gebrauchen konnten, denn die Konsequenz erforderte es, daß Kunigunde ein C sticken ließ, während Karoline bei ihrem K verblieb.

Kunigundes Neuerungssucht zeigte sich auch darin, daß sie einstmals ihre dünnen Zöpflein kurzerhand abschnitt, weil ihr das Kämmen zu langweilig war. Sie hatte aber wenig Vorteil davon, denn nun heftete sie, um die Kissen nicht zu beschmutzen, allabendlich ein ausgedientes Tüchlein darüber, das sie des Morgens sorgfältig gefaltet unter dem Kissen verbarg.

Karoline hatte ein langes, schmales Gesicht und eine lange Nase. Sie befestigte ihre Haare auf dem Hinterkopf mit einem fettigen Bändchen, wo sie gelblich und wohlerzogen sich darumringelten. Auf der schmalen Stirn lagen Runzeln, die, wenn Karoline schläfrig wurde, sich hoben und anschwollen.

Kunigunde war braun und klein. Damit ihr die gestutzten Haare nicht ins Gesicht fielen, band sie sie mit einem glatten Sammetband zusammen und bändigte die glatten Strähnen mit einem Netz. Sie war fröhlichen Gemüts und lachte gern, wenn sie auch nicht wählerisch war, was die Ursache ihres Lachens betraf. Philosophie schrieb sie mit einem F und behauptete, ihre Mutter hätte es auch so geschrieben und dabei gesagt, für eine so hirnverbrannte Sache sei ein F gut genug.

Sie trugen noch die Wäsche von ihrer Großmutter. Auswendig kleideten sie sich eine wie die andre. Grau, dunkelbraun oder schwarz. Hüte trugen sie drei Jahre nacheinander unverändert. Das erste Jahr am Sonntag, das zweite an den schönen Alltagen und das dritte bei Regenwetter oder um den Gang auf den Markt zu unternehmen, und des Abends, um das Gratisblättlein „Der Stadtbote“ beim Bäcker zu holen.

Der Augenblick, in dem der „Stadtbote“ bei den Schwestern einzog, war die Krone des Tages, das eigentliche Erlebnis. Dies Bildungsmittel, auf das die Schwestern Tanzeysen sich vom Morgen an freuten, brachte ihnen eine Stunde ungetrübten Behagens.

Im Sommer lasen sie ihn sogleich, im Winter aber übten sie sich dadurch in der Selbstbeherrschung und steigerten zugleich den ersehnten Genuß, daß sie mit dem Bringen der Lampe so lange warteten, bis in der benachbarten Helvetiastraße die dritte Laterne, die man durch eine Lücke der Häuser sah, angezündet wurde. Keine Minute vorher und keine Minute nachher brachte Kunigunde die Lampe. Die Schwestern saßen bis dahin im Dunkeln und hoben sich schwarz von dem Fenster ab, hinter dem der Himmel einen immerhin um ein paar Töne helleren Hintergrund bildete.

In demselben Augenblick aber, in dem das fröhliche Licht der Gaslaterne in seinem gläsernen Häuschen aufflammte, erhob sich Kunigunde. Sie holte die Lampe und zündete sie an. Das Spänchen, das übrigblieb, legte sie in ein Porzellankörbchen auf dem Nebentisch. Später mußte es dazu dienen, das Ligroinlämpchen, das Karoline Punkt halb zehn Uhr brachte, in Brand zu setzen. Karolines harte und ein wenig unbewegliche Finger hielten das bereits ausgediente Lichtspenderlein über die Lampe, die hilfreich mit langem

blauem Hals danach flammte und so lange keuchend beleckte, bis es zu brennen anfing.

Stand die Lampe auf dem Tische, so wurde die Abendarbeit herbeigeholt, und die Schwestern schnitten winzige Hemdlein zu oder Windelhöschen oder derartiges, das sie in großen Mengen verarbeiteten und um derentwillen sie sich manches Vergnügens enthielten, um Flanelle oder Barchent kaufen zu können.

Nach allen diesen Vorbereitungen begann endlich das Lesen des Tagblättleins. Karoline nahm ihr Lorgnon, denn ihre Nase war so beschaffen, daß es bequem wie ein Dachreiter darauf sitzen konnte, während Kunigundes Stumpfnäschen mit einer Brille vorliebnehmen mußte.

Kleine, ungefährliche Scharmützel spielten sich während des Lesens ab. Karoline warf Kunigunde vor, daß sie bei den Kommas nicht halte und man nie wisse, ob das, was sie lese, zum Vorherigen gehöre oder zu dem, was nachkomme; und Kunigunde beklagte sich, daß Karoline am Ende eines jeden Satzes die Stimme hebe, so daß man meine, es komme noch etwas, und dann enttäuscht sei.

Die Todesanzeigen eröffneten den Reigen. Beide Schwestern lasen sie mit einer feierlichen, den Umständen nach etwas hohlen erhobenen Stimme. Darauf drehten sie das Blatt um und sahen auf der letzten Seite nach, wieviel Dienstmädchen gesucht wurden, was ihnen einen Seufzer der Zufriedenheit und ein kleines spöttisches Lachen entlockte, denn sie hielten sich keine Hilfe.

Geschlossen marschierten nun die Unglücksfälle auf, die Verbrechen, die Großfeuer und Streike, und die Schwestern jammerten während ungefähr sieben Minuten ob Welt und Menschen, fragten sich, ob denn der alte Gott nicht mehr lebe, und bestätigten wieder einmal, daß man der herrschenden Genußsucht, die auf einen nicht mehr zu überbietenden Gipfel gestiegen sei, die Schuld an allen diesen Ereignissen zuschreiben müsse.

Kamen Sittlichkeitsverbrechen, Ehebrüche mit darauf folgendem Mord vor, wie es leider mindestens alle Woche einmal geschah, so reichte Kunigunde, wenn sie am Lesen war, den „Boten" Karoline, die immerhin die ältere war, damit diese allfällig schädigende oder das Schamgefühl verletzende Worte gebührend umschreiben konnte.

Aufsätze über Viehzucht interessierten wenig. Reisebeschreibungen machten keinen Eindruck, denn die Schwestern waren erst einmal in ihrem Leben über die Grenzen des Landes hinausgekommen, wobei sie sich gewundert hatten, daß man dort dem Boden die Veränderung nicht anmerkte. Vorschläge jedoch, wie das Holz trocken eingebracht werden könne, und wie man Erdhunde aus dem Garten verjage, lasen sie in höchster Spannung, obgleich sie Torf brannten und keinen Garten hatten.

Das Feuilleton sparten die Schwestern bis zuletzt auf, wie die Mandel auf dem Kuchen. Ehe es vorgelesen wurde, rüttelten sie sich, räusperten und schneuzten sich.

„Die Kommas, die Kommas!" mahnte Karoline, wenn Kunigunde beim Lesen wie ein feuriges junges Pferd mit der Geschichte durchging.

„Die Stimme, hebe die Stimme nicht!" ächzte dagegen Kunigunde, wenn die Schwester jeden Satz mit einem Fragezeichen schloß.

Die Literatur war der Damen Tanzeysen Lust und Leidenschaft. Sie gingen darin so weit, sich an der Weihnacht gegenseitig ein Buch zu schenken, und wiederholten diesen höchsten Beweis der Kultur auch an den Geburtstagen. Die Auswahl wurde mit Sorgfalt getroffen. Während des ganzen Jahres notierten sie sich alles, was im „Boten" je angepriesen wurde, und ließen in der letzten Novemberwoche einen ganzen Armkorb voll Bücher zur Ansicht kommen.

Das Buch, das sie wählten, mußte ein edles Buch sein. Je mehr Opfer die Liebenden brachten, sei es ihren Eltern — dies Moment kam leider kaum mehr vor —, sei es sich selbst, sei es der Moral, desto lieber war es ihnen. Totschlagen durfte man sich nur zu einem guten Zweck. Selbstmord war verpönt, es sei denn, daß es um der Ehre der Familie willen geschah, oder wenn sich ein armes verführtes Mädchen gar nicht mehr anders helfen konnte.

„Apfelsinchens Lebenslauf" — oder hieß sie Friedesinchen — war ihr Lieblingsbuch. Der „Erbe von Redklyffe", der noch aus ihrer Jugendzeit stammte, und dem sie treu anhingen, stand vorn auf ihrem winzigen Bücherbrett. Schön fanden sie den „Laternenanzünder" aus ihrer Pensionszeit, „Himmelan", „Des Kreuzes Kampf und Sieg", und allen ihren Patenkindern weiblichen Geschlechts schenkten sie „Ein Mädchen aus der guten alten Schule", das zuletzt nicht mehr aufzutreiben war und auch antiquarisch als verschollen erklärt wurde.



Karoline und Kunigunde Tanzeysen hatten viele Freundinnen. Männer kannten sie kaum. Außer dem Pfarrer, dem Verwalter ihres Vermögens, und den Präsidenten ihrer Vereine sprachen sie kaum je mit einem Vertreter des andern Geschlechts. Darüber hatten sie sich nie Gedanken gemacht. Phantasie hatten sie nicht viel, eitel waren sie nicht, und Koketterie kannten sie höchstens dem Namen nach. Sie hatten nie, weder laut noch leise, Sehnsucht nach der Ehe gehabt und konnten sich ein schöneres und friedvolleres Zusammenleben nicht denken als das ihre — kurz, sie fühlten, erlebten und empfanden Freud' und Leid gemeinsam, hatten denselben Geschmack und — Kunigunde hatte im Laufe der Zeit die Sucht nach Neuerungen aufgegeben — entsetzten sich über dieselben Dinge, zum Beispiel darüber, daß die Frau Krause, die Wäscherin, die Kartoffelsuppe mit Rahm koche und ihn von der Milch abschöpfe, die doch ihren krummbeinigen Kindern wohlgetan hätte, oder darüber, daß die Nähterin Zwiebel ihr lediges Kind am Sonntag in Weiß kleide.

Daß sie gute Christinnen waren, versteht sich von selbst. Sie saßen allsonntäglich auf der sechsten Bank, von der Kanzel aus gerechnet, konnten sich aber, wenn sich schon jemand dort eingenistet, erst beim zweiten Singen an einen fremden Platz gewöhnen.

— — — — — — — — — — —

Eines Tags, als Kunigunde eben ihre gesammelten Marken in kleine Bündel von je hundert Stück band und Karoline Stanniol glättete, beides zu guten Zwecken, brachte der Briefträger einen Brief aus Amerika, Missouri. So unglaublich es war, die Marke behauptete es, und der Briefträger bestätigte es.

Die Schwestern legten den Brief auf den Tisch und beratschlagten, von wem er wohl kommen möge. Sie hatten ja weitläufige Verwandte drüben, aber von einem Briefwechsel war bis dahin keine Rede gewesen.

Endlich bedachte sich Kunigunde und öffnete den Brief. Sie las ihn vor und brachte in ihrer Aufregung die Kommas mehr als je um ihr Recht.

„Das ist, milde ausgedrückt, arg," sagte endlich Karoline, als die Schwester schwieg, weil der Brief zu Ende war.

„Einem einen fremden Menschen ins Haus zu schicken," jammerte Kunigunde. „In unsern ordentlichen Haushalt."

„Einer, der am Ende raucht," prophezeite Karoline. „Und vielleicht trinkt."

Es entstand eine Pause. Das glänzend gebohnte Linoleum funkelte förmlich, die Vorhänge waren weiß wie Erdbeerblüten. Jedes Stuhlbein stand jahraus, jahrein am selben Platz. Und dann — ein Mann zwischen dem allem! Die Schwestern weinten fast. Es wurde ihnen blümerant zumute, und sie schenkten sich ein Gläslein selbstgemachten Heidelbeerwein ein, mit dem sie sonst nur an Geburtstagen anstießen.

„Wollen wir den Vetter aufnehmen?" fragte Kunigunde, die nun etwas Mut gefaßt hatte.

„Wir müssen, Kunigunde," seufzte Karoline. „Da steht's ja, die Mutter selig hätte der Familie diesen Liebesdienst einmal angeboten, den wir, die Erben, nun ausführen möchten."

Der Abend war den armen Damen verdorben. Sie legten sich nicht einmal die beiden Patiencen „La brune et la blonde" und „Alexander und Napoleon", die sie sonst von neun Uhr bis halb zehn spielten.

Sie zündeten früher als sonst ihre Lämpchen an und wärmten ihre Nachthemden auf der Ofenbank. Karoline schmückte sich mit der Nachthaube, und Kunigunde heftete ihr Tüchlein auf das Kissen. Tief seufzend bestiegen sie ihre Betten. Karoline legte noch ein Stücklein Süßholzsaft für die Nacht bereit, und Kunigunde trank ihr gewöhnliches Glas Kamillentee.

Sonst lasen sie im „Vergißmeinnicht" einen belehrenden Vers und merkten sich, wer etwa am nächsten Tag Geburtstag habe, aber heute war ihnen nicht nach Briefen und festlichen Glückwünschen zumute.

Sie sagten sich bedrückt gute Nacht, löschten das Licht mit einem messingenen Hütchen und legten sich zum Schlafen auf den Rücken. Aber nach einer Stunde noch hörte die eine die andre seufzen unter dem drohenden Ereignis, das über kurz oder lang in ihren Frieden einbrechen sollte.

Die guten Schwestern lebten von diesem Tage an in einer beständigen Unruhe. Sie sehnten zuletzt den ungebetenen Gast herbei, nur um sich nicht länger mit nutzlosen Vermutungen abquälen zu müssen.

So saßen sie eines Tags an ihrem Fenster, vor dem mit Nüssen gefüllte Säcklein hingen,



an denen Meisen sich wiegten, als sie vor der Flurtür ein mächtiges Scharren, Trampeln und Kratzen hörten, und zwar zu einer Stunde, in der weder der Briefträger noch der Milchmann, noch auch der Bäcker zu kommen pflegten.

„Das ist er!" riefen die Schwestern wie aus einem Munde und rührten sich nicht, so sehr fuhr ihnen der Schreck in die Glieder.

Die Flurtür öffnete sich und schloß sich wieder, und darauf klopfte es leise dreimal in kurzen Pausen.

„Herein!" hauchten die Schwestern, und ins Zimmer trippelte ein Männchen, das Kunigunde und Karoline höchstens bis ans Kinn reichte. Es trug eine englische Schirmmütze, einen haarigen Mantel, der beinahe den Boden streifte, und in der Hand einen Vogelkäfig, der mit Leinwand sorgfältig vor Zugwind und Kälte geschützt war, und aus dem es ängstlich piepste. An den Füßen steckten seltsamerweise grüne Pantoffeln, auf denen schlaue, listig blickende Füchslein prangten.

Das Männchen lächelte freundlich und fragte: „Bin ich hier recht bei den Schwestern Tanzeysen?" Und zwar sprach es ein unverfälschtes und krachendes Berndeutsch, so daß die beiden vor Erstaunen gar nicht antworten konnten, denn sie hatten tagelang Englisch geübt und sich beim Kochen und Nähen unaufhörlich Vokabeln wiederholt um des amerikanischen Vetters willen. „Ich bin Jeremias, der Vetter Jeremias," redete das Männchen weiter. Es sprach den Namen englisch aus: Tscheremeies.

Jetzt fuhr Kunigunde als die Besonnenere auf, ließ den Strumpf mit der Strumpfkugel auf den Boden fallen und streckte dem Besucher energisch die Hand entgegen. „Wir freuen uns, Sie zu sehen, Vetter Jeremias," sagte sie höflich. „Wie geht es unsrer Tante?"

Karoline sprach ihr nach: „Ja, wie geht es unsrer Tante?" und nahm dem Vetter erleichtert den Vogelkäfig aus der Hand.

„Entschuldigt, daß ich meine Schuhe draußen abgelegt habe und in Pantoffeln eintrete," sagte er. „Aber unsre Mutter erlaubt uns nie, mit schmutzigen Schuhen ins Zimmer zu kommen." Er zog seinen Ulster aus und trug ihn samt der Mütze vor die Tür, bürstete auch alles sorgfältig ab. Dann kramte er in seinem Köfferchen und nahm zwei Pakete heraus, die er den Schwestern mit einer kurzen, schnellenden Verbeugung überreichte.

„Wir danken sehr, Vetter Jeremias," sagte Kunigunde und betrachtete wohlgefällig die beiden Rahmen aus Holzsägearbeit.

„Ich habe sie selbst gemacht." Das Männchen steckte die rechte Hand zwischen Weste und Hemd. „Ich mache jeden Abend Laubsägearbeit. Mutter liest uns vor. Um halb zehn Uhr gehen wir zu Bett."

„Mein Gott!" riefen die Schwestern und erblaßten ob dieses Zusammentreffens. „Wir auch."

Jeremias suchte darauf ein Plätzchen für seine Vögel. Der eine war himmelblau und der andre purpurrot. Keiner von ihnen sang. Die Schwestern bereiteten derweil das Mittagessen und entließen endlich ihre kaum noch zu bändigende Neugierde aus der Gefangenschaft. Sie stürzte sich rücksichtslos auf den Amerikaner.

„Wie alt sind Sie, Vetter?" fragte Kunigunde.

„Zweiundvierzig Jahre," lächelte das Männchen.

„Ach, so alt sind wir auch!" lispelte Karoline.

„Was sind Sie eigentlich, Vetter Jeremias?" fragte Kunigunde.

Das Männchen sprang vom Stuhle auf, holte aus seinem Köfferchen zwei Flaschen und stellte sie auf den Tisch. „Da!" rief es mit Stolz. „Ich bin der Erfinder des berühmten ‚Sassaparilla', die Flasche zu einem Dollar. Herstellungskosten elf Cent. Was sagen Sie dazu, liebe Basen?"

Karoline und Kunigunde betrachteten mit Ehrfurcht die Flaschen.

Das Männchen schnellte vom Stuhl in die Höhe, verbeugte sich und sprach: „Ich bitte Sie, teure Basen, diese Flaschen von mir annehmen zu wollen. Als Frühjahrskur unübertrefflich. Blutreinigend. Zwölf Flaschen genügen; im darauffolgenden Frühjahr zu wiederholen." Er setzte sich.

Die Damen dankten.

„Lieber Vetter," bat Karoline, „was haben Sie denn hier für Geschäfte?"

Das Männchen seufzte und lächelte und fuhr sich über das Glätzlein und die lockigen Haare, die sich über dem Hemdkragen kräuselten. Es lispelte: „Ich soll einen Wunsch meiner Mutter erfüllen. Aber wenn Sie erlauben, möchte ich darüber noch Stillschweigen bewahren."

Natürlich nickten die Schwestern, und es trat eine Pause im Gespräch ein.



Kunigunde ergriff eine Flasche Wein, die sie nach langem Überlegen im Konsumverein geholt hatte, und bot sie dem Vetter an.

Er machte große Augen. „Wein? Nein, danke, ich trinke keinen."

Die Schwestern stießen sich unter dem Tisch beglückt mit den Füßen.

Wenn Jeremias aß, sprach er nicht. Er antwortete auf eine Frage erst, wenn sein Teller leer war, und gab dann höflich Auskunft. Seine Hand hielt er gehörig links neben dem Teller und aß ohne Schmatzen und lautes Schlürfen. Sein freundliches rundes Gesicht bewegte sich kaum beim Kauen.

„Ich habe mir erlaubt, ein paar Rezepte mitzubringen von Speisen, an die ich gewöhnt bin. Erstens Biskets.* Zweitens Pie; Mince-Pie.** Und drittens Sweet-Potatoes.*** Ich werde mir erlauben, Sie, liebe Basen, ihre Zubereitung zu lehren."

Karoline und Kunigunde nickten nur, denn sie fanden nicht rasch genug Worte, um ihre Zustimmung zu dem Plan zu erteilen.

Unendlich sonderbar und doch vertraut, fremd und doch so nahe fühlten sie sich Jeremias. Alle ihre Sorgen schwanden.

Als das Essen fertig war, räumte Kunigunde den Tisch ab, und Jeremias als wohlerzogener Amerikaner half ihr dabei rasch und gewandt. Er schüttelte die Brosamen aus dem Fenster, faltete das Tischtuch und legte es genau an die Stelle, wohin es gehörte, ohne daß ein Mensch ihm darüber Aufschluß gegeben hätte. Karoline holte das Brettspiel, das die Schwestern nach Tisch zu spielen pflegten. Sie blinzelten einander an. Endlich wagte es Kunigunde: „Vetter, wenn Sie rauchen wollen, wir haben nichts dagegen."

Über das runde, glatte Gesicht Jeremias' flog eine Wolke. „Rauchen?" fragte er. „Nein, ich danke, ich rauche nie."

Der Schwestern Dankbarkeit stieg, und als Jeremias sich später zu ihnen setzte und ein Paar weiße Socken zu flicken begann, geschickt und den Maschen nach, da kannte ihre Bewunderung keine Grenzen mehr.

„Socken flicken hat uns die Mutter gelehrt," plauderte das fleißige Männchen. „Bei uns auf der Farm gibt es so viel zu tun, und Mägde bekommt man nicht leicht wie im alten Europa." Er begann zu erzählen. Daß das Öl noch einmal so teuer sei wie hier, und daß man darum den Salat mit heißem Schweineschmalz mische. Daß er, Jeremias, Baptist sei, seine Mutter Methodistin, und daß sein zweiter Bruder der Christian Society angehöre. Daß in der Negerkirche von Springfield von den drei dicksten Negerinnen ein Wettrennen abgehalten worden sei zum Besten eines Kirchenteppichs, und daß von seinem Blutreiniger schon jetzt im Jahre siebentausend Flaschen verkauft worden seien — zu einem Dollar, notabene, und nur elf Cent Unkosten.

Die Schwestern wunderten sich so sehr über das alles, daß sie vor Erschöpfung einschliefen, wie es ihnen nach Tisch leicht geschah. Jeremias nahm es ihnen nicht übel. Als sie die Augen aufschlugen — sie erwachten stets zur selben Zeit —, da hatte Jeremias ein Paar Socken fertig geflickt, und zwar nach der Masche, nicht nur so liederlich hin und her gefahren, wie es die Unordentlichen im Brauch haben.

Als die Schwestern den Vetter des Abends auf sein Zimmer geleiteten, fand er eine geheizte Stube und in seinem Bett eine Wärmflasche. Eine zweite Decke lag vorsorglich über der Stuhllehne, darauf ein Paar wollener Bettstrümpfe. Ein Schlafrock vom Vater selig her hing an einem Haken, warmes Wasser stand in der Ofenröhre, Süßholzsaft und Kamillentee warteten auf dem Tisch, und ein neues, sanft in Blau gebundenes „Vergißmeinnicht" lockte zu ernsten Betrachtungen.

Vetter Jeremias' rundes Gesicht strahlte. „Genau so macht uns unsre Mutter unsre Stuben zurecht," sagte er dankbar nach beiden Seiten. „Genau so. Es ist merkwürdig."

Glücklich ob der Anerkennung, sagten beide Schwestern miteinander: „Es mag in der Familie liegen."

Darauf bot man sich eine gute Nacht.

Jeden Nachmittag erzählte Jeremias den Schwestern nun aus seinem Leben, so daß ihnen die Stunden unter den Händen entwischten. Sie kannten bald die Farm seiner Mutter inwendig und auswendig und waren mit der unbekannten Tante, ihren Filethandschuhen und dem großen Strohhut so vertraut, als ob sie selbst ihn ihr geschenkt hätten. Sie staunten ob den Tugenden von Jeremias' Brüdern, die alle nicht größer waren als er, aber sparsam, häuslich, freundlich, auf ihren Vorteil bedacht, und Menschen und Tiere liebten.

* Kaffeebrötchen. ** Fleischpastetchen. *** Süße Kartoffeln, die die Form von Bananen haben und in Amerika als eine Art Nationalgericht fast täglich gegessen werden.



Jeremias sah in den beiden Schwestern sein verkörpertes Ideal, das ihm auf Wegen der Schönheit und Jugend zu suchen nie eingefallen wäre. Sie glichen sogar seiner Mutter und entsprachen durchaus dem Bilde, das er sich von den Verwandten in dem von seinen Eltern nie vergessenen und ewig betrauerten Vaterland gemacht hatte.

Er lebte zwischen den Schwestern Tanzeysen wie der Vogel im Hanfsamen.

Eines Abends saßen die drei um den Tisch herum. Karoline und Kunigunde spielten nicht mehr Patience, denn die Unhöflichkeit, den Vetter auszuschalten, während sie sich unterhielten, besaßen sie nicht; wenn auch Karoline unwillkürlich nach der Schachtel schielte, in der die Karten lagen, und Kunigunde eine Viertelstunde früher zu gähnen anfig als früher, so hielten sie sich doch tapfer und ließen es Jeremias nicht fühlen, daß seine Gegenwart sie um das gewohnte Spiel brachte.

An diesem Abend war der Vetter unruhig. Er räusperte sich, ohne heiser zu sein. Er lief zwischen dem Eßtisch und der Ofenbank hin und her, hielt an, steckte die Hand zwischen Hemd und Weste und trat plötzlich, als es eben neun Uhr schlug, zu seinem gewohnten Stuhl, umklammerte die Lehne mit beiden Händen, hob sich auf den Zehen und begann zu reden: „Liebe Basen, mir gleich liebe Basen. Es ist nun endlich an der Zeit, daß ich den Grund meines nur scheinbar mißtrauischen und unhöflichen Schweigens, mein Hiersein betreffend, denjenigen mitteile, die mit so viel unverdienter, unerwarteter und ich darf wohl sagen liebevoller Sorglichkeit sich meiner annehmen."

Kunigunde und Karoline sahen über ihre Brillen hinweg einander an, und ihre Strickstrümpfe fielen in ihren Schoß.

„Meiner lieben Mutter Herzenswunsch ist es," fuhr Jeremias zu reden fort, „mich, den ältesten ihrer Söhne, als beglückenden und beglückten Ehemann zu sehen, und dies ist der Grund, warum sie mich aus der Wärme der mütterlichen Liebe hinaussandte in die kalte Welt. Es ist zum zweiten ihr Wunsch, mich eine Lebensgefährtin in dem Lande suchen zu sehen, dem sie entstammt, und zum dritten wünscht sie, daß ihr aus dem Schoß der Familie Tanzeysen die Tochter erblühe."

Jeremias räusperte sich. Man merkte, daß nun die Hauptsache kam, das, worauf es ankam. Karoline und Kunigunde fragten sich, was für einen Fisch wohl der Vetter angeln wolle, da ja außer ihnen beiden die Tanzeysens ausgestorben seien. Sie nickten aber freundlich, als Jeremias den Mund mit einem Ruck öffnete, um weiterzureden.

„Liebe Basen," sagte er. „Gleich liebe Basen und Freundinnen. Meine Mutter war es, die mir den Gedanken eingab, hierherzufahren und bei euch abzusteigen. Sie sagte: ‚Jeremias, sieh sie dir an. Ansehen kostet nichts.' So sagte sie. Ich habe euch angesehen, liebwerte Basen, gründlich, wie ich alles tue, und habe Herz und Nieren geprüft, wie in der Bibel steht, und gefunden, daß wir so gut zusammen passen würden wie der Deckel auf die Pfanne oder, um ein schöneres Bild zu gebrauchen, wie der Pfropfen auf die Flasche. Ich frage euch daher, meine lieben Freundinnen, wollt ihr mir in die Neue Welt folgen als meine getreuen —" Aber da stockte der gute Mann. Er merkte, daß er von nun an nicht mehr in der Mehrzahl reden dürfe, und das brachte ihn etwas aus der Fassung. Er stotterte. „Und da habe ich, meine liebe Karoline —" Er hielt wieder an. Was hatte ihm denn Kunigunde zuleide getan, daß er nicht sie wählte? Jeremias faßte einen raschen Entschluß, denn die Schwestern saßen bei seinen Worten da wie Versteinerungen. „Und so frage ich euch, meine allerliebsten Basen, ob eine von euch mir in meine Heimat folgen will als mein liebendes und geliebtes Eheweib?" Er schnellte auf seinen Stuhl herunter und fuhr sich mit der flachen Hand über das heißgewordene Glätzlein. „Ein Glas Zuckerwasser," bat er.

Kunigunde und Karoline schossen in die Höhe und hinaus in die Küche. Dort standen sie, und keine sagte ein Wort, so hatte die Überraschung sie verstört. Sie bereiteten ein Glas Zuckerwasser und trugen es herein, stellten es auch mit zitternden Händen vor das Vetterlein, schwiegen aber still.

„Wollt ihr nicht sitzen?" bat er. „Wir können ja darüber reden."

Die Schwestern taten, wie er gesagt. Sie sahen sich an und sagten plötzlich wie auf Kommando: „Wir können uns nicht so rasch entschließen." Und Kunigunde, als die gewandtere, fügte hinzu: „Wir wissen ja gar nicht, wie man sich in einem solchen Falle benimmt."

Jeremias' Gesicht wurde hell. „Ich auch nicht," sagte er erleichtert. „So wollen wir uns benehmen, als sei gar nichts vorgefallen,



und wollen davon reden, als ginge uns die Sache eigentlich nichts an."

Die Runzeln auf Karolines Stirn legten sich, und Kunigunde gähnte beruhigt zum ersten Male an diesem denkwürdigen Abend.

„Ich kann mich nicht entschließen, zwischen euch beiden lieben, leider, leider gleich lieben Basen zu wählen," sagte nun Jeremias geläufig und mit seiner natürlichen Stimme. „Ihr habt beide angenehme und ausnehmend einträgliche Eigenschaften. Sind Sie, Karoline, still und ernst, so ist dagegen Kunigunde fröhlichen Gemüts und hat ein angenehmes, dunkles Gesicht, während Sie, Karoline, durch die Bläue Ihrer Augen und Helle der Haare gefallen. Sind Sie, Karoline, besonders tüchtig im Kochen, so leisten Sie, beste Kunigunde, Hervorragendes im Nähen. Beide seid ihr gleich sparsam, gleich reinlich, gleich sorgsam, treu im Denken und ohne Falsch im Handeln. Wenn ich eure Tugenden auf eine Wage legen wollte, auch sie wüßte nicht, nach welcher Seite sie sich zu neigen hätte. Darum, meine geliebten und verehrten Basen, möchte ich vorschlagen, daß wir einstweilen unsre Verlobung zu feiern unternehmen, um das Band, das uns verknüpft, fester und erfreulicher zu schließen. Es wird sich im Laufe der nächsten Tage ja ohne Zweifel ergeben, welche von euch mir zu folgen gewillt sein wird und mich zu beglücken gedenkt."

Jeremias schwieg nun und lächelte wie einer, der seine Sache gut gemacht hat. Er sah liebreich von einer der Schwestern zur andern und trank den Rest seines Zuckerwassers auf einen Zug aus.

„Das ist ein angenehmer Ausweg," sagten die Schwestern, erst Kunigunde und dann Karoline. „Warum sollten wir die Verlobung nicht feiern? Man hat wenig genug Feste im Jahre. Bis in drei Tagen werden wir ja sicher wissen, wie wir uns entschließen werden und welche von uns Ihnen, lieber und angesehener Vetter, in die Neue Welt folgen wird." Die Schwestern wickelten die Baumwolle um die Stricknadeln und stellten ihre Körbchen in den Schrank.

„Womit wollen wir anstoßen?" fragte Kunigunde, die eigentlich recht unternehmend war. „Mit Wein oder mit Kirsch-Vanille?"

„Danke," sagte Jeremias etwas bekümmert, „ich trinke keinen Alkohol und möchte diese Unsitte nicht an meinem Verlobungstage ins Leben rufen."

„Vielleicht mit Milch?"

Nein, Milch fanden sowohl Jeremias als Karoline unpassend zum Anstoßen bei einer Verlobung. Bei einer Taufe möchte es angehen.

„Dann Wasser?" fragte geduldig Kunigunde.

„Wasser!" rief Karoline. „Nein, Wasser hat man jeden Tag. Aber wir können ja anstoßen, ohne daß etwas in den Gläsern ist. Es kommt doch nicht aufs Trinken an."

„Gar nicht," stimmte Jeremias ihr zu. „Der Geist tut's, wie meine Mutter immer sagt."

Die Schwestern holten die blumigen Gläser mit den Goldrändchen aus dem Eckschrank und stellten sie auf den Tisch.

„Glück und Segen zu unserm Vorhaben!" sagte Kunigunde und nahm das eine in die Hand.

„Möge es uns nie gereuen!" sagte Jeremias feierlich und mit feuchten Augen und nahm das zweite an sich.

Das letzte ergriff Karoline und sagte dazu: „Irren ist menschlich. Aber wir haben ja Zeit zum Überlegen."

Sie stießen an und sahen sich alle drei bedeutsam und liebevoll in die Augen. Da schlug die Uhr.

„Es ist halb zehn!" rief Kunigunde und stellte erschrocken ihr Glas auf den Tisch. Hastig taten es ihr die andern nach. Die drei Ligroinlämpchen wurden angezündet, die drei doppelt angebrannten Zündhölzchen legte man in das Körbchen, die drei Paar gewärmten Bettsocken auf der Ofenbank nahm ein jedes an sich und begab sich in sein Zimmer, nachdem man sich innig und vertraut gute Nacht gewünscht hatte. — —

Am folgenden Tage befliß sich Jeremias zarter Zurückhaltung, um die Schwestern in ihrem schweren Entschluß nicht zu beeinflussen. Er ging dreifach bewegt umher. Zu einem Drittel war er beglückt, zu einem Drittel begierig auf die Lösung und zu einem Drittel wehmütig — denn, trug nicht sein künftiges Glück einen Januskopf? Gingen nicht Freud' und Leid Hand in Hand, wie auch der Entschluß der Schwestern ausfallen mochte? Mußte er nicht Kunigunde lassen, wenn Karoline ihn wählte, und blieb nicht Karoline zurück, wenn er Kunigunde als sein Eheweib mitnehmen durfte?

Die Schwestern aber standen sich den ganzen Tag in einem edlen Wettstreit gegen-



über. Eine wollte der andern Glück begründen. Eine wollte der andern in diesem Ehewettrennen den Vorrang lassen. Eine beschrieb der andern das Glück der Ehe in den herrlichsten Farben. Die Zärtlichkeit eines wohlgesinnten Ehemanns, das trauliche Verhältnis des Zusammenarbeitens, die Aussicht, im Alter weich und warm in der Wolle zu sitzen, die Annehmlichkeit einer lieben Schwiegermutter und freundlicher Schwäger, der Stolz, eine Farm und den Erfinder des „Sassaparilla" sein eigen zu nennen.

„Und dann der Hühnerhof," sagte Karoline, „in dem jeder Hahn mit seiner Frau herumspaziert, seine Kücken aufzieht und sie Eier legen und krähen lehrt. Es ist entzückend!"

„Und die Schweinchen!" rief Kunigunde in Ekstase. „Denk an die rosigen Schweinchen mit den Ringelschwänzchen! Und die jungen Kühe und die Pferdchen und die Katzen. Denk, Karoline, Katzen könntest du halten, so viele du wolltest. Nein, es wäre ein sträfliches Unrecht, wollte ich dich von deinem Glück abhalten und dir Jeremias vorwegnehmen. Ich verzichte, Karoline, aus Liebe zu dir."

„Niemals!" rief Karoline und streckte beschwörend die Hand aus. „Ich bin die ältere, ich habe mich dir zu opfern." Sie weinte, und auch Kunigunde stand in Tränen.

Als es Abend geworden und Karoline sich die Nachtmütze umband und Kunigunde ihr Schutztüchlein auf das Kissen heftete, hatte noch keine von ihnen einen Entschluß fassen können.

Am nächsten Morgen sahen die Schwestern die amerikanische Aussicht plötzlich von einer andern Seite beleuchtet. Die schöne Heiratssonne warf tiefe Schatten. Da mußte ja die eine zurückbleiben, wenn die andre ging. Sie mußten sich ja trennen. Daran hatten sie noch gar nicht gedacht. Es lief ihnen bei dieser Erkenntnis eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken. Da säße ja die eine in dem fremden und übergroßen Amerika, und die andre weinte sich die Augen nach ihr aus. Die eine wurde eine glückliche Frau und Besitzerin unzähliger Tiere, und die andre durfte jenseit des Wassers sich nach den Vorschriften des Hausbesitzers nicht einmal eine Katze halten. Eine von ihnen sollte die geliebte und mit Erinnerungen gespickte elterliche Wohnung verlassen? Die Stadt, in der sie aufgewachsen? Das Land, das sie liebten? Die Ofenbank, das Ligroinlämpchen, den „Stadtboten", die abendliche Gaslaterne in der Helvetiastraße?

Die Fahne des Edelmuts drehte sich und zeigte nach der entgegengesetzten Seite. Kunigunde und Karoline überboten sich in der Verleugnung ihrer Wünsche. Eine jede wollte mit dem Vetter ziehen, um der andern das Daheimbleiben zu ermöglichen. Jede wollte sich opfern und künftig ihr Leben bei den fremden Menschen, der unbekannten Familie, auf der einsamen Farm und bei der vielen Arbeit verbringen. Wieder fielen die Schwestern sich um den Hals und weinten, und wieder tranken sie des Abends ihren Kamillentee und rüsteten für die Nacht ein Stücklein Süßholzsaft, ohne daß sie im geringsten zu einem Entschluß gekommen wären.

Früh am nächsten Morgen erwachte Kunigunde, still seufzend und bedrückt. In der Not ihrer Zweifel griff sie zu dem „Vergißmeinnicht", das blaugebunden auf ihrem Tischchen lag, schlug es auf, hoffend, daß seine Weisheit die ihre zuschanden machen werde. Andächtig und erwartungsvoll las sie: „Auch das kleinste Licht hat sein Atmosphärchen." Kunigunde war verblüfft. Sie verstand zuerst nicht, wohin der Wegweiser zeigte. Sollte sie ein Licht bedeuten? Oder Karoline? Oder der Vetter Jeremias? Aber plötzlich wurde ihr Antlitz hell. Wenn jedes Licht sein Atmosphärchen hat, hatten auch sie beide eins. Und wie das Licht seine Atmosphäre nie verläßt, weil es eben nur dort ein Licht ist, und weil alle herrlichsten Atmosphären der Welt nicht die seine wären, so sollten auch sie beide bleiben, wo sie hingehörten, in dem Kreise, wo allein sie Lichter waren. Ganz klar sagte sich Kunigunde das alles nicht, aber sie fühlte es dankbar und erlöst.

„Karoline," rief sie so laut, daß die Schwester im Bett auffuhr, „ich habe den Weg gefunden! Wir bleiben alle beide da. Wir gehen nicht hinüber. Wir heiraten den Vetter Jeremias nicht, wir bleiben beieinander, glücklich wie bisher. Das ‚Vergißmeinnicht' sagt es deutlich." Sie berichtete, was sie gelesen und wie sie es sich gedeutet.

Die Schwestern fielen sich um den Hals und suchten nach ihren blaugetüpfelten Bettnastüchern. Diesmal weinten sie aber vor Freude.

Als sie am Frühstück saßen und Vetter Jeremias ihnen mit seinem runden, freundlichen Gesicht gegenübersaß, fingen sie zwar zaghaft,



aber gestählt durch des „Vergißmeinnichts“ geistvolle Behauptung an, zu ihm zu reden.

Kunigunde begann: „Lieber Vetter! Wir haben heute morgen, als am dritten Tage nach unsrer etwas voreiligen Verlobung, endlich die Festigkeit gefunden, uns zu entschließen. So gern wir Ihnen nach Amerika gefolgt wären, so ehrend es für uns gewesen wäre, die Gattin des Erfinders von ‚Sassaparilla‘ zu werden, so unendlich müssen wir bedauern, daß dies nicht geschehen kann, da ja nur eine von uns den neuen Weg gehen könnte. Wir glauben, daß es schädlich und unrichtig gewesen wäre, uns zu trennen, und auch ein Unrecht Ihnen gegenüber, denn mit unserm halben, wir fürchten fast mit unserm ganzen Herzen wären wir doch hier in der Heimat zurückgeblieben. Wir bitten Sie, uns nicht zürnen zu wollen und sich mit unsrer Mithilfe eine andre Frau zu suchen, die Ihnen, wie Sie es verdienen, freudevoll anhangen würde.“

Kunigunde schwieg, und Vetter Jeremias sah aus, als sei er erfroren. Er behielt seine Tasse in der Hand und starrte die Schwestern fast verzweifelt an. Es zuckte in seinem Gesicht. Dann griff er in die Westentasche und holte einen Ring heraus, der vor Neuheit lange, blitzende Strahlen warf. „Den habe ich gestern gekauft,“ sagte er kläglich.

Mit schlechtem Gewissen sahen sich die Schwestern an. Sie taxierten den Ring auf mindestens sechsundzwanzig Frank. Da sie sich aber auch ohne Worte verstanden und eine jede der andern sicher war, so sprach Karoline also: „Teurer Vetter! Es sei ferne von uns, Sie zu der getäuschten Liebeshoffnung nun auch noch pekuniär schädigen zu wollen. Wir möchten Sie daher bitten, uns, um Sie schadlos zu halten, von dem gewiß unübertrefflichen Blutreinigungsmittel sechs bis acht Flaschen zukommen zu lassen.“ Sie setzte sich.

Jeremias fuhr in die Seitentasche und holte sein Büchlein heraus. Er notierte den Auftrag. Darauf schnellte er in die Höhe, verbeugte sich und sprach: „Ich danke den Damen verbindlichst.“ Dann setzte er sich. Aber seine volle Tasse Kaffee und die duftenden Biskets ließ er stehen, und auch das Ei, das schneeweiß und lockend vor ihm stand, verschmähte er.

Kunigunde und Karoline dagegen aßen zweimal so viel Butter als gewöhnlich und tranken drei Tassen Kaffee, was sie sonst nie getan hatten.

Jeremias ging ein paar Tage lang wehmütig und still umher und ließ sich von den Schwestern trösten. Aber trotzdem sie ihm Biskets vorsetzten und den Mince-Pie würzig buken, wie nur je eine geborene Amerikanerin es verstand, so sahen sie doch bald und vollständig ein, daß damit dem guten Vetter nicht geholfen sei, denn wenn einer eine Frau sucht, so ist er noch lange nicht zufrieden, wenn er auch die knusprigsten Brötchen vor seiner Kaffeetasse findet.

Kunigunde und Karoline beschlossen, ihr Versprechen zu halten und dem Vetter zu einer Frau zu verhelfen. Sie machten sich daran, unter ihren Freunden und Verwandten die Perle zu suchen, für die es Jeremias gelüsten mochte, sein Junggesellentum in die Schanze zu schlagen. Die Sache war aber schwieriger, als sie gedacht hatten, und zwar, je länger sie suchten, um so mehr. Erst wenn man Männer oder Frauen auf das Geheiratetwerden ansieht, merkt man, wie es um sie steht. Es treten Schäden, die vorher ein glückliches Halbdunkel verbarg, ans Tageslicht. Tugenden, die als kurze Ausstellungsobjekte Furore zu machen imstande sind, verlieren von ihrem Glanz bei dem Gedanken, daß sie ein Leben lang vorhalten sollen, ohne abzufärben. Kurz, es konnten schließlich nur zwei Kandidatinnen in Betracht kommen: die dreißigjährige Anna Bienlein, häuslich, mollig, vermöglich, freundlich, geneigt zu heiraten, wenn dies ohne große Gemütsbewegung sich tun ließ, und die hübsche musikalische, mit einer guten Aussteuer versehene Waise Johanna Severtin, die aber, was die Arbeit betraf, nicht so waschecht war wie ihre Vase.

Diese beiden auserkorenen Mädchen luden die Schwestern zu einem Tee ein, nachdem sie vorher Jeremias einen zarten Wink gegeben, den er aber, enttäuscht und verschüchtert, wie er war, nicht recht verstehen wollte.

Es wurde dennoch ein gemütliches Zusammensein. Anna Bienlein machte interessante Mitteilungen, das häusliche Leben betreffend. Sie kannte zum Beispiel eine besondere Art, die Wäsche rasch und gründlich, ohne Abnutzung zu behandeln, was Jeremias weniger als die Schwestern zu Gesprächen anregte. Johanna Severtin spielte Tänze und Operettenmelodien, daß Kunigunde und Karoline im Takt zu stricken begannen und Jeremias seinen betrübten Mund verzog und das Glätzlein tätschelte, wie er es in guten Augenblicken im Brauch hatte.



Georges Morin: Geschwister.

Von der Großen Berliner Kunstausstellung Sommer 1912.

Aber als die Schwestern nach dem Festchen den Vetter fragten, wie ihm denn die Mädchen gefallen, und ob er nicht eine von ihnen zu seiner Frau machen wolle, schüttelte er den Kopf. Seine Mutter kenne das Verfahren mit der Wäsche schon lange, und ein Klavier habe er nicht, so daß Fräulein Johanna, wenn sie ihn heiratete, alles umsonst gelernt hätte.

Rahm und Apfelkuchen hatten die Schwestern also auch umsonst aufgetischt. Sie wollten den Mut aber nicht sinken lassen, sondern weitere Schritte tun, da der Vetter doch extra herübergekommen sei, um sich eine Frau zu suchen. Nur in den allernächsten Tagen fehlte ihnen die Zeit, sich umzutun, denn sie hatten Wäsche, und zwei Tage lang dampfte und zischte es um sie herum. Am dritten kam eine Plätterin ins Haus und nahm vom Eßzimmer Besitz. Sie plättete eifrig und mit heißen Wangen und fuhr hin und her mit ihrem Eisen auf der blütenweißen Wäsche. Die Schwestern konnten sich um Jeremias wenig kümmern. Er fing daher an, der Plätterin von Amerika zu erzählen, von seiner Mutter und seinen Brüdern und imponierte ihr gewaltig mit seinem „Sassaparilla“. Die mütterliche Farm stach der jungen Person, die wohlgebaut war und eine merkwürdig weiße Hautfarbe und ebenso merkwürdig blutrote Lippen hatte, sehr in die Augen. Sie wurde nicht fertig mit Ah! und Oh! und Fragen und Bewundern. Sie erzählte ihrerseits, daß sie von jeher eine Vorliebe für Amerika gehabt, daß sie jedes Frühjahr eine Blutreinigungskur durchmache, und daß die kleinen Männer entschieden die bedeutenderen seien, wobei sie auf Napoleon verwies.

Nachmittags um vier Uhr hatte Jeremias dem Fräulein Nina so viele Flaschen Sassaparilla versprochen, daß sie für manches Jahr ausreichend versehen war. Um sechs Uhr abends sah Jeremias sie darauf hin an, ob die flinke, gediegene, brave und schelmische Person wohl seiner Mutter gefallen würde, und als es acht Uhr schlug und die Plätterin sich zum Gehen rüstete, ertappte sich Jeremias auf dem rebellischen Gedanken, daß er sie, auch ohne seiner Mutter Geschmack zu befragen, gern ehelichen möchte.

Das Fräulein Nina hatte die Zeit nicht verloren und eine nicht unbeträchtliche Anzahl feuriger Blicke an den kleinen Mann verschwendet. Die Farm und die dicke echte Uhrkette über seinem Magen begeisterten sie dazu. Sie beschloß, die Kragen und Manschetten, die sie zu Hause plätten sollte, zu vergessen, um Gelegenheit zu haben, wiederzukommen oder sich das Paket von Herrn Jeremias bringen zu lassen. Die Schlaue hatte richtig gerechnet.

Schon früh am Morgen erschien das Männchen unter ihrer Tür, tänzelte herein, übergab das Vergessene und fragte sogleich um die Erlaubnis, sich einen Augenblick setzen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Er saß auf einem hohen hölzernen Stuhl und ließ die Beine hängen, spielte auch verlegen mit seiner daumesdicken Uhrkette.

Das Fräulein Nina streifte ihre Ärmel zurück, fuchtelte mit den weißen Armen vor Jeremias' ob solcher Pracht verblüfften Augen hin und her, spritzte die Wäsche ein, rollte sie, plättete sie, wechselte Eisen um Eisen und fand dennoch zwischen jeder Hantierung Zeit, anregende und verlockende Blicke auf den kleinen Mann zu werfen.

Jeremias saß und saß und bewunderte die Bilder seiner Phantasie, die ihm anmutige häusliche Szenen vorgaukelte, die alle die runde Plätterin mit den granatroten Lippen und dem riesigen Haarschopf zum Mittelpunkt hatten. Plötzlich fuhr er auf und trippelte eilig nach Hause. Er fand die Schwestern mit ihrer Arbeit am Fenster und stellte sich mit einer ihnen ungewohnten und neuen Gebärde vor sie hin: „Ich bin nun entschlossen,“ sagte er männlich.

„Wozu?“ fragten die erstaunten Schwestern.

„Ich bin entschlossen, das Fräulein Nina Wild zu heiraten,“ sagte er und machte ein kampflustiges Gesicht. „Sie ist die richtige Frau für mich. Fleißig, tüchtig, brav, angenehm und hübsch, was mir ebenfalls bei einer Heirat als geboten erscheint, denn ich werde ja vermutlich dreißig bis vierzig Jahre mit ihr leben.“

Karoline und Kunigunde fanden vor Verblüffung kein armes Wörtlein, um dem Vetter zu antworten. Bis sie sich erholt hatten, ging Jeremias in der Stube hin und her, zwischen dem Ofen und dem Eßtisch. Er brauchte dazu nur noch drei Schritte, während ihm früher vier nicht zuviel gewesen waren.

Der gute Wille, zu hören, was die Schwestern einzuwenden hätten, verkroch sich eilig. Dafür schoß die Verliebtheit bei jedem Schritt, den er machte, mehr ins Kraut, so daß man förmlich hören konnte, wie sie knisternd wuchs. „Die — oder keine!“ sagte er plötzlich laut.

Da raffte sich Kunigunde auf: „Lieber und teurer Vetter,“ bat sie dringend, „laß

dich nicht umgarnen. Das Fräulein Nina ist wohl eine tüchtige Plätterin, aber — man sagt — man erzählt sich —"

„Was?" schrie Jeremias mit einer Stimme, die Kunigunde durch Mark und Bein ging. „Man! Man! Wer ist Man?" Da es das erstemal in seinem Leben war, daß Jeremias diese Frage stellte, kam er sich unabhängig, groß und frei vor, daß er sie tat. „Man!" grollte er noch.

Kunigunde, der das Wohl des Vetters ernstlich am Herzen lag, hob ihre Warnungslampe noch einmal, um des Verblendeten Wahl zu beleuchten: „Jeremias, glauben Sie mir," drängte sie, „das ist keine Frau für Sie." Sie umschrieb das ärgerliche Wörtlein „man" und sagte: „Es wird gemunkelt, daß ihr Lebensweg nicht unantastbar sei. Es kann nachgewiesen werden —"

Sie mußte schweigen, denn das rabiate Männchen wurde dunkelrot, und kleine Zornesperlen bildeten sich auf seiner Glatze. Er bezwang sich aber: „Ihr meint es gut," sagte er gemessen. „Doch ihr seid kurzsichtig. Der kleine Gesichtskreis im kleinen Land ist begreiflich. Ich als Amerikaner habe doch wohl den weiteren Blick."

„In Gottes Namen," sagte Karoline.

Jeremias machte eine schnelle Verbeugung und sagte mit einem Anflug zum Spott: „Ich werde mit eurer Erlaubnis nun hingehen und um das Fräulein Wild anfragen. Ich bitte, euch meine Braut später zuführen zu dürfen."

Die beiden guten Seelen wünschten ihm alles Glück auf Erden, und erhobenen Hauptes, mit gespreizten Schritten, das runde Gesicht strahlend, begab sich der Freier hinüber zu seiner Plätterin.

Das stotternde, schwitzende, zappelnde Männchen wurde rasch erhört. Ein kurzes, blitzartiges Lächeln, ein Atemzug der Befriedigung, ein Spottlicht in den braunen Augen, und das Fräulein Nina Wild bog sich zärtlich zu Jeremias hinunter, dem der Duft des ungewohnten Puders beinahe den Atem nahm.

Fünf Minuten später wußte der Glückliche durch seine Braut, daß sie noch nie geliebt, und daß sie, solange sie denken könne, sich einen kleinen Amerikaner zum Manne gewünscht habe. Und wieder fünf Minuten nachher hatte Jeremias dem Fräulein Nina versprochen, in eine große Stadt zu ziehen, ihr ein weißes Brautkleid aus Atlas zu kaufen und sie nie zu irgendeiner groben Arbeit anzuhalten, ja sie nicht einmal von ihr zu erwarten. Zum Schluß bestand Nina darauf, daß die Schwestern Tanzeysen, als die einzigen Verwandten des Bräutigams, der Braut den Myrtenkranz schenken sollten, was Jeremias ebenfalls mit fester Stimme zu befürworten und zu erreichen versprach.

Am Nachmittag telegraphierte er an seine Mutter: „Die Braut ist gefunden. Bitte um deinen Segen. Jeremias."

Er stand schon nach einer Stunde am Fenster, um den Depeschenträger mit der Antwort kommen zu sehen. Aber erst am nächsten Morgen traf sie ein. Kurz und bezeichnend für Jeremias Mutter: „Wie ist sie?"

Es wurde darauf von Jeremias die stolze Antwort gegeben: „Tüchtig. Fleißig. Geschickt. Sehr brav. Aus armer, aber angesehener Familie. Liebt mich innig. Bin glücklich. Jeremias."

Die Familie des Mannes, der den Blutreinigungstrank erfunden, hielt es für unmöglich, daß ihr Sohn und Bruder ein so langes Telegramm je abgesandt habe. Aber die Tatsachen sprachen. Der glückliche Bräutigam hielt am folgenden Tag ein Blatt Papier in den Händen, das ihn zu Tränen brachte: „Gottes Segen über das liebe Kind. Deine Mutter, geb. Tanzeysen."

Kaum hatte sich Jeremias von dem mütterlichen Segenswunsch erholt, sprang er schon an seinen Koffer und packte. Als die Woche zu Ende war, stand er mit seinem Fräulein Nina im Zimmer der Schwestern und nahm Abschied von ihnen. „Tausendmal sollt ihr uns willkommen sein, wenn ihr uns besuchen wollt," sagte er strahlend, hob sich auf den Fußspitzen und küßte erst Kunigunde und dann Karoline auf beide Wangen.

„Werdet glücklich!" sagten beide miteinander und sahen zu Boden.

Sie schauten dem Paare nach, wie es über die Straße ging. Voran schritt das Fräulein Nina mit dem neuen Hut voll schimmernder Federn. Hinter ihr trippelte glücklich und mit rotglänzendem Gesicht zu ihr aufsehend Jeremias. Er trug den Vogelkäfig und das Köfferchen. Karoline und Kunigunde seufzten. Darauf saßen sie untätig und still am Fenster, bis der Laternenanzünder das Licht der dritten Laterne an der Helvetiastraße zum Leuchten brachte.



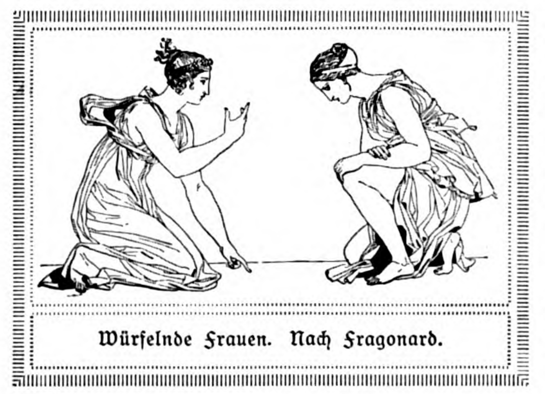


Bäumchenverwechseln. Nach Lancret.

Spiele im Freien

Von Alfred W. Fred

Wer in diesen Tagen den Weg ins Freie nimmt oder auch nur in den sommerlichen Abendstunden mit offenem Auge durch die Anlagen oder die Wohnstraßen geht, der muß sich seiner Kindertage erinnern. Er sieht da die kleinen Menschen spielen und merkt, daß im Fluß der Zeiten unter all dem Neuen, das es vor zwanzig, dreißig oder mehr Jahren noch nicht gegeben hat, sich eins im wesentlichen gleichgeblieben ist, nämlich die Spiele der großen und der kleinen Menschen im Freien. Ein paar Vokale klingen anders in dem Zuruf, der aus jungen Kehlen kommt, ein paar Begriffe unsrer Zeit — Anklänge an Erfindungen oder Ereignisse — haben an den Erscheinungen ein Geringes geändert, aber zu guter Letzt: die Kinder vor meinem Fenster in der alten Berliner Straße treiben noch die gleichen frohen Spiele und den gleichen Unfug wie wir, wie unsre Väter. Bälle fliegen zum Himmel, verirren sich in Feindesland und werden in stürmischen Straßenkämpfen zurückerobert oder purzeln zwischen die Beine des Erwachsenen, der ein wenig gerührt lächeln und seiner Eile Halt gebieten muß. Die Jungen haben blanke Steine oder glatte Kugeln und schleudern sie um die Wette in ein Erdloch, eine Trompete ruft zum Räuberzug, ein flachsblondes Mädelchen sucht die „Schülerinnen" zum improvisierten Reigen.



Würfelnde Frauen. Nach Fragonard.

Und die großen Menschen? Sie wissen noch immer nichts Besseres als den Weg ins Freie, ob man ihn nun in dem oder jenem Gefährt antritt. Die Hauptsache ist die Bewegung, der Wechsel, der Reiz einer geänderten Atmosphäre. So wichtig wie in unsern Jugendtagen nimmt man allerdings dieses primitivste Spiel im Freien, den Spaziergang, die Spazierfahrt, nicht mehr. Dennoch, wer's nicht mit dem Verstande weiß, der spürt's in



Schmetterlingsjagd.

allen Gliedern, daß es wenig Schöneres gibt, als wenn einem frische Luft um die Ohren weht, wenn man vorwärtskommt. Das Ziel ist schließlich nicht wichtig, der Weg ist's, der Genuß bringt: also der geänderte Lebensrhythmus.

Man braucht nur einen Ausflug in eine Bildersammlung zu machen, zum Beispiel in die prachtvolle, zum Unterschied von vielen andern öffentlichen Sammlungen so liberal und liebenswürdig verwaltete Lipperheidische Bibliothek in Berlin, die, jetzt ein Bestandteil der Sammlungen des Kgl. Kunstgewerbemuseums, bei jeder Gelegenheit wieder als Quelle für plastische Anschauung vergangenen Daseins gerühmt werden muß, und man macht dieselbe Wahrnehmung. So sehr sich die Kostüme, die Gebärden der Menschen geändert haben, so sehr jegliches Gerät seine Form verändert hat, die Spiele der Menschen haben sich nicht allzuviel gewandelt, sieht man nämlich aufs Wesentliche.

Und wie's mit den Zeiten ist, so ist's mit den Kulturzonen. Natürlich sehen die Frauen auf griechischen Vasenbildern, die sich mit Würfeln vergnügen, anders aus als die Dorfknaben mit ihren Murmeln. Aber trotz allen Unterschieden: die Grundelemente der „besten“ Spiele sind dieselben in fernen und nahen Zeiten, fernen und nahen Orten. Man zieht über's Land und hascht Schmetterlinge, pflückt Blumen, romantisch wie deutsche Jungfrauen des siebzehnten Jahrhunderts oder ernsthaft wie japanische Mädchen, denen Blumenbinden Lebensinhalt ist. Man wirft und schlägt den Ball, wippt in den Lüften, in Montmorency wie im Wiener Prater. Der Drache steigt, der Federball fliegt — das Wesentliche ist geblieben.



Die Schaukel. (Antikes Vasenbild.)

Selbst die allermodernsten sportlichen Übungen sind erwachsen aus Spielen, die Jahrhunderte vor uns die Leute erfreut haben. Eine Zeitlang sah es ja wirklich fast so aus,



Seifenblasen.

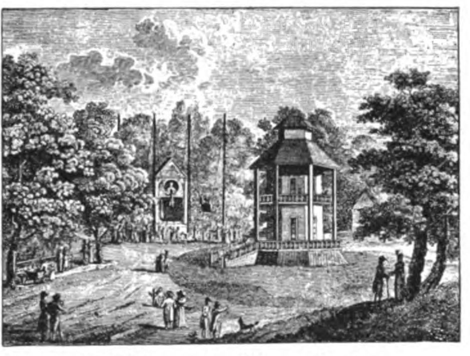
als würde der Sport, die schematische und systematische Ausübung gewisser Bewegungen, das Spiel an sich verdrängen. Zum Glück ist's doch nicht so gekommen. Ich sage „zum Glück“ und weiß, wieviel Widerspruch das erregen mag. Und doch: ich freue mich, wenn ich sehe, daß die Welle, die den Sport allzu hoch hinaufgetragen hat, wieder abebbt, Ärzte wie Künstler vor dem Übermaß an Golf, Fußball und ähnlichem warnen. Aber ist denn nicht Sport und Spiel fast das gleiche? Nein, fast das Entgegengesetzte. Aus gleichen Ursprüngen sind da grundverschiedene Lebensformen mit gegensätzlichen Wirkungen entstanden. Der Sport ist etwas



Pariserinnen in Montmorency.

Systematisches, Absichtliches, reizt zu Rekord und legt den Ton aufs Ergebnis. Das Spiel ist in sich abgeschlossen. Man spielt, weil das Spielen Lust schafft. Man treibt Sport — nicht nur, weil es der Hygieniker oder der Ehrgeiz verlangt, sondern weil man den Reiz des Berufslebens, nämlich den Wettbewerb, das Streben um den Sieg als Reiz sucht. Darum wird so oft aus Sport Beruf, darum liegt die Übertreibung so nahe, darum vermag ich selbst im mäßigen, im Freien betriebenen Sport, so wie er einmal den sportlichen Charakter hat, nicht jenes Befreiende, Lösende, unmittelbar Lustreiche zu sehen wie in den allereinfachsten Spielen, wiederum vom Laufen durch Wiesen angefangen bis zum Reigen, den die Sommernacht plötzlich jungen und frohen Menschen schenkt. Natürlich sind die Grenzlinien oft scheinbar schwerer zu finden, wie ja auch das Spiel seine Geschwister, legitime und illegitime, hat: nämlich die Künste, vor allem die mimischen, und das Glücksspiel. Da aber bei den Spielen im Freien das Hasard fast gar keine Rolle spielt, können wir uns darauf beschränken, ein wenig zuzusehen, wie Spiel und Sport auf der einen, Spiel und Kunst auf der andern Seite sich aufeinander und zueinander beziehen.

Der Sport, mag er auch in seinen leichten Formen noch so nahe dem Spiel sein, wie z. B. das Tennis, ist ernst, das Spiel heiter. Der Sportmensch will etwas **über** den Augenblick des Tuns **hinaus** und weiß es, die Spielenden haben an der **Gegenwart** genug, ihre unbewußten Triebe und Wünsche erfüllen sich, indem sie spielen. Wer mehr Bälle geschlagen hat, lauter beim Ringelreih gejauchzt, besser Blindekuh gespielt, das ist ein kaum flüchtiger Reiz, während beim Golf, Fußball, Polo, ja sogar beim Turnen schon der **Rekord**, das Ergebnis sehr wesentlich ist. Was beim Spiel im Freien Lust schafft, ist Freude am **Rhythmus**, und dazu bedarf es sowenig eines Zieles wie vieler Geräte und Hilfsmittel, Systeme und Schemata. Dem Rhythmus gehorchen, sich ihm und seinen wechselnden Formen hin-



Lusthäuschen im Wiener Prater.

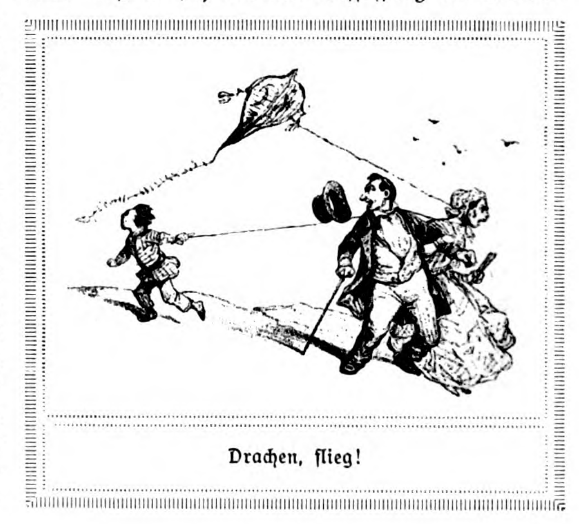

Reifenspiel.

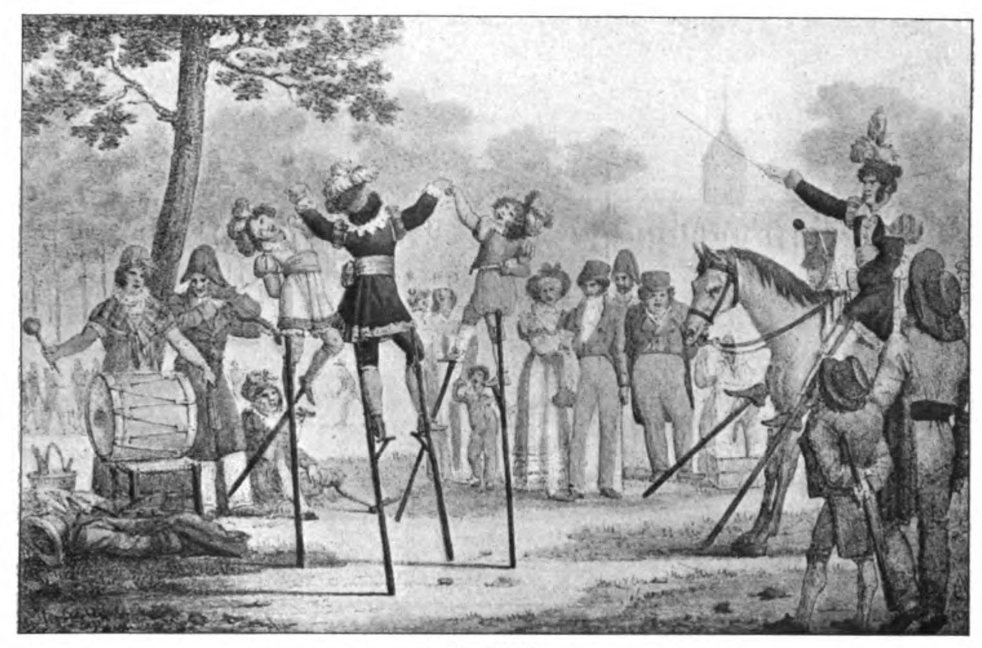
zes, aller Spiele im Freien ist eben darin gegeben, daß man sich der eignen Bewegung freut, Lust am Rhythmus spürt ...

Was ist nun eigentlich jener Rhythmus in unserm Sinne, der den Augenblick verschönt, die Intensität des Lebensgefühls steigert und viel andres Erfreuliche ausstrahlt sowohl für den einzelnen, als für seine Umwelt, ja geradezu für die Entwicklung alles Lebens? Beileibe nicht bloß ein musikalisches Element, wenn auch hier die pointierteste rhythmische Form vorliegt. Rhythmus hat Schlag und Kreislauf des Blutes, Rhythmus liegt im Gang und in der Bewegung des Kindes wie des reifen Menschen, ja auch der Tiere, denn es handelt sich da durchaus um nichts Bewußtes oder gar Verstandesmäßiges. Rhythmus

geben — das ist so recht: Spielen. Darum wird aus dem Spiel im Freien, dem Pfänderspiel so gut wie dem „Bäumchenwechseln", so leicht ein Reigen, ein Tanz. Und der Tanz ist die erste Kunst, die aus dem Spiel geworden ist; nicht aus dem Spiel allein allerdings, denn Tanz ist Sinnlichkeit. Die aber hat eben auch ihre Quelle im rhythmischen Gefühl, in der Lust am rhythmischen Handeln. Beim Sport aber ist dieses ursprüngliche Moment verdrängt worden von andern Motiven, fast bis aufs letzte verdrängt, fast bis dorthin, wo man im Sport eben einen Gegensatz sehen kann. Denn Rhythmus ist etwas Naives, Rundes, Sport etwas Kluges und allerlei Triebe und Empfindungen aus allen Winkeln der Seele und des Geistes Aufregendes; Sport ein Mittel zum Zweck, Spiel, rhythmisches Spiel — und es gibt kein andres — ist Selbstzweck, letzte Absicht. Selbst beim Tanz, dem gesteigerten, bis zur Sphäre der Kunst gehobenen Spiel, ist der wesentliche Vorgang die Hingabe an den Augenblick: die Lust an der eignen Bewegung; die Musik, die begleitet, gibt nur in einer andern Form das gleiche, was die Tanzenden mit ihren Körpern geben: den Ausdruck der augenblicklichen Stimmung. Die ansteckende, hinreißende Kraft des Tan-

hat natürlich die Sprache, und zwar sicherlich nicht nur der Vers oder die poetisch gehobene Sprache. Jedes Wesens Laute haben einen spezifischen Rhythmus. Rhythmus hat dann auch eine Zeit in allem Geschehen, ein Mensch in seinen Schicksalen, und jede Veränderung der Beziehungen von Zeit und Ort, jede „Gruppierung", um die Ausdrücke einer modernen philosophischen Anschauungsweise zu gebrauchen, ob sie ins Dimensionale oder ins Periodische geht, zeigt Rhythmus. Man sieht — und ich will nun hier nicht weiter auf diese Fragen eingehen —, daß es sich um eine Auffassung der Lebens-


Drachen, flieg!



Stelzenspiel.

vorgänge jeglicher Natur handelt, die vom Physiologischen ausgeht. Vielfache Untersuchungen, oft der subtilsten und überraschendsten Art, sind über diese Probleme des Blutes und der Nerven, der Muskeln und des Gehirns angestellt worden, und wer sich für eine wirklich moderne, nicht schematische Ästhetik interessiert, von der die Form als der wesentliche Ausdruck alles äußeren und inneren Geschehens, nicht aber als Ding für sich gefaßt wird, der kann an diesen Versuchen und Überlegungen nicht vorbeigehen.

Hier ist davon die Rede gewesen, weil selbst ein wenig enger gefaßt der Rhythmus das Ureigenste des Spieles ist. Das Kind, das im Freien den Reifen schlägt oder über die Schnur springt, erfüllt durch solches Tun — natürlich ohne es zu wissen oder auch nur zu ahnen — zugleich das Gesetz seines Blutes, des ihm innewohnenden rhythmischen Gefühls, und schafft sich und andern, eben durch das rhythmische Spiel, wiederum neue Lust. Das Mädel, das beim Ballspielen heiß geworden, der Bub, der beim Räuberspiel außer Atem gekommen ist, die jungen Leute, die den Feiertag durch einen Reigen auf grünem Grase ehren und dabei leuchtende, schimmernde Augen bekommen — sie erleben alle das gleiche: sie ändern den gewohnten Gang oder Trab der Stunde oder des Alltags, und schon die Änderung allein ist Reiz, bringt Freude. Das stärkste Beispiel rhythmischen Spieles ist natürlich der Tanz; da sieht man auch, wie die Kurve vom ganz unüberlegten, naiven und kunstlosen Springen und Hüpfen zur festgewordenen Regel und oft genug wieder, wenn die Form allzu starr geworden ist und daher keine Freude mehr bringt, zur heftigen, ungestümen, im Augenblick selbst immer neu erfundenen Tanzbewegung führt. Die bestimmte Form eines Spieles oder Tanzes entsteht natürlich genug durch die Wiederholung eines zuerst zufälligen Vorganges, der lustreich empfunden wurde, und eben deshalb ebenso nochmals gemacht wird, um dann, von Mutter auf Kind, Vater auf Sohn, ja von Volk auf Volk vererbt, weitergegeben zu werden.

Im einen Falle wird ein Spiel gelernt, sei es ganz wirklich, wie's beim Sport ist, sei es durch Beobachtung der andern, immer ergibt der gleiche Trieb, die Glieder zu regen, sich und andern Abwechslung zu schaffen, seinen Rhythmus der Welt mitzuteilen, gleiche oder doch ähnliche Spiele. Das Material ist einfach und zugleich kompliziert genug: der menschliche Körper und die Natur. Man läßt Arme kreisen, Beine schweben; die


Bockspringen.

Bäume, die Berge, der Bach und der Kieselstein sind die Geräte. Unser mechanisches und mechanisierendes Zeitalter hat wohl für die Stubenhocker eine schwere Menge von neuartigem Spielzeug bis zu den Modellen der Technik in die Kinderstube eingeführt, und ich will auch nicht moralisierend darüber sprechen, ob das Kind mit jenem Aeroplan, in den sogar ein Motor eingebaut ist, den die letzten Weihnachten als Neuheit brachten — die elektrische Bahn mit wirklichen Gleisen, Tunnels und Bogen ist schon wieder altmodisches Zeug! —, glücklicher spielt als die Kleinen, die man ehedem (und Gott sei Dank auch heute noch) mit ein paar Holzwürfeln oder Steinchen auf den Boden hinsetzte. Sicher ist, daß für die Spiele im Freien, die uns in diesen schönen Sommertagen angehen, immer noch die allersimpelsten Behelfe diejenigen sind, mit denen sich's „am schönsten spielt“. Zum guten Ende ist fürs allerfroheste Spiel gar nichts andres nötig als ein junger gelenkiger Körper, helle Stunden, eine Wiese oder Sand am Meer. Man muß gar nicht einen Kopfsprung tief ins Philosophische machen, um es immer wieder zu erkennen, zu sehen — im Grunewald oder an der Ostsee, zwischen den Kiefern oder am Gebirgshang —: die stärkste Lust des Spiels kann nie von außen, von irgendeinem Gerät oder Arrangement oder System kommen. Man hat das Zeug zum Spielen in sich. Der Rhythmus — immer wieder! — schafft Glück, und die Illusion ist die gütige Kraft, die mehr leisten kann als der Mechaniker.

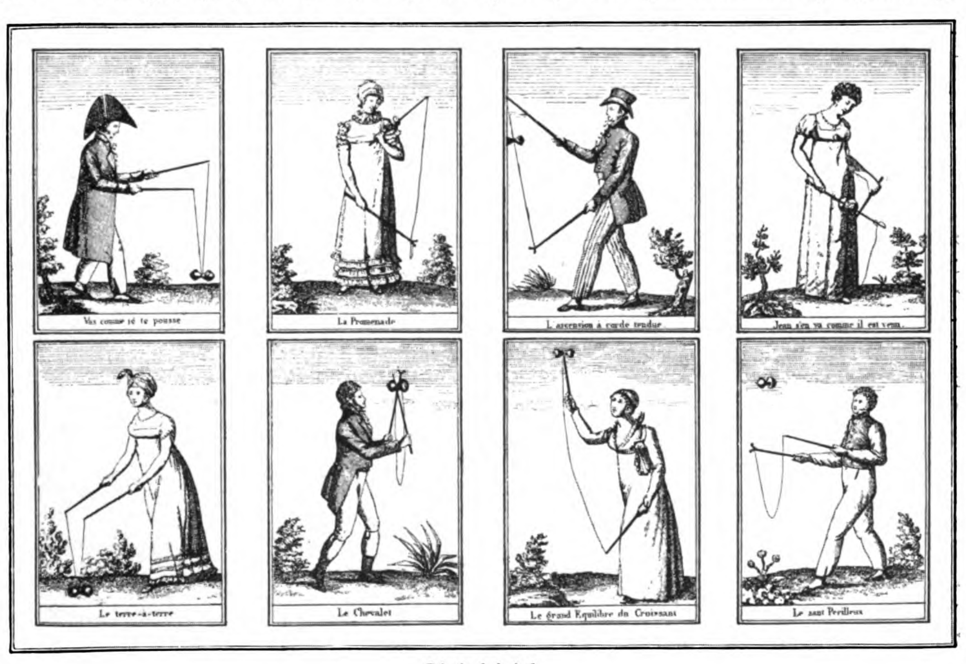

Kreiselspiel.

Kindheitserinnerungen werden wach, wenn man, wie's jetzt jeder Tag bringt, die elektrischen Wagen, vollgestopft mit Buben und Mädeln, hinausfahren oder auch zurückkommen sieht. Es macht nichts, wenn am Heimweg die Augenlider müde gesenkt sind und die Blumen, die man mitbringen wollte, aus den Händchen fallen. Wenn nur draußen ordentlich

Ballspiel. (Frühe Form des Tennis.)

herumgetollt, herumgejagt, das Blut in frischen Kreislauf gesetzt und mit dem Wind all die Sorgen — ja, die Kinder haben auch ihre Sorgen, und gewiß nicht nur die der Armen! — fortgeweht worden sind. **Was** man gespielt hat? Haschen, Blindekuh, Ballspiele; oder man hat Steinchen ins Wasser geworfen und gejauchzt, wenn's spritzte oder Kreise sich zogen, weit, weit in den See hinein — wirklich, das Was ist unendlich gleichgültig, solange es nur ein Spiel im Freien war. Sogar in der Stadt selbst wird jetzt mehr gespielt als vor zehn und zwanzig Jahren. Und wenn auch der Rollschuhläufer auf den Asphaltstraßen und das mir oft zu gesittete Treiben der kleinen Stadtmenschen in den Anlagen und auf den Spielplätzen immer nur ein Ersatz fürs Wirkliche, für die Ferien sind — kein Hof ist so klein, daß nicht ein Ball in die Höhe fliegen könnte, und kein Feld, keine Baustelle so dürftig, daß man nicht Drachen steigen lassen könnte. Und das tun die Kinder denn auch, wie wir's taten, die Griechen und die Römer, die Rokokoweibchen und die gotisch-eckigen Jünglinge und Mädchen der altdeutschen Holzschnitte.

Das Tennis — richtiger und besser Lawn Tennis, weil's auf dem Rasen geübt wird — kann man auf Jahrhunderte alten Blättern die Menschen spielen sehen. Der Bürstenhändler des siebzehnten Jahrhunderts trug schon, wenn er von Burg zu Dorf als Trödler zog, ein „Rekett“ mit sich, das ganz so wie die jetzt sportmäßigen eine Art Netz im ovalen Rahmen war, mit dem man die Bälle auffing, und dessen elastisches Gewebe, Draht- oder Zwirngeflecht, half, beim Gegenschlag die Stoßkraft zu erhöhen, einen weiten Bogen zum Partner hin oder über ihn hinaus zu



Diabolospiel.



Wandernder Bürstenhändler, der das „Rekett", wie es beim alten Tennis vor Jahrhunderten schon in Gebrauch war, feilhält.

schlagen. Auch das Netz, das die Parteien trennt, ist schon lange, lange da, und nur die englischen Vokabeln sind neue Errungenschaft. Sie machen aber die Seligkeit so wenig aus wie das Zählen der gelungenen Bälle. Die Entscheidung, der Gewinn, aller Zweck ist eigentlich barer Unsinn beim Spiel. Gerade daß der Ehrgeiz, die Streberei hier ein Ende hat, ist das Schöne oder soll's wenigstens sein. So ist's auch beim Kegeln, das allerdings jetzt ein wenig in den Hintergrund getreten und eher ein Spiel für den geschlossenen Raum geworden ist. Schade, es sieht doch auf altfranzösischen und auch altdeutschen Bildern so hübsch aus, wenn im Garten die Fräulein mit ihren oftmals starren Kleidern sich um die Kegel bemühten, bis eine Schleppe alle neune umwarf und man lachend zu anderm Zeitvertreib, Schaukel oder Pfänderspiel, ging. Heute ist die Kegelbahn, wenn's auch, besonders je weiter man sich von der Großstadt entfernt, noch genug offene und wirkliche gibt, zumeist nur ein Vorwand zu Geselligkeit überhaupt. Nun, das liegt ja im Wesen aller Spiele. Sie ergeben neue, leichtere, frischere, ungezwungenere Beziehungen der Menschen. Der Flirt ist und war ein Gesellschaftsspiel, im Salon wie im Garten und auf der Wiese, lange bevor's das Wort gab, und Schaukel wie Pfänderspiel in allerlei Formen sind seine vorzüglichsten Domänen. Man erinnert sich sogleich der Bilder Fragonards, Lancrets und andrer eleganter Maler der eleganten und verspielten Welt des achtzehnten Jahrhunderts. Eine Dame oder auch zwei sitzen in der Schaukel, ein Mädchen oder auch ein Mann sorgt für die Bewegung, und die übrige Gesellschaft hat meist genug zu sehen. Das sind nun scharmante, aber nicht mehr harmlose Szenen kultivierter Tage, in denen man das Spiel im Freien schon als Gegensatz empfand, den Gegensatz als Reiz suchte. Aber neben diesen Schaukeln gab's und gibt's andre. Das einfache auf einen Stein oder einen Baumstrunk gelegte Brett, auf dessen eines Ende sich der eine oder die eine, auf dessen andres sich der andre oder die andre setzte. Und nun hob oder schleuderte ein Partner den andern; je fester das Brett aufflog, desto besser war's, und wenn's einmal einen Ruck gab, daß die Kleider flogen oder der ganze Mensch, machte es auch nichts. Ein Vasenbild zeigt dafür eine fast



Steinchenspiel.

hochnotpeinliche Art der Schaukel, bei der eine Schlinge eine Rolle spielt, und dann gibt's die Karusselle, mit Maschinerie oder wirklichen Pferden, mit dem Reiz der Gefahr oder doch des Schwindligwerdens, die ja auch nichts sind als die Schaukel, kombiniert und nuanciert nach Dorfsitten oder Zirkus- und Jahrmarktsgebrauch. All das ist wahrhaftig nicht ausgestorben, auch für die Großstädter des zwanzigsten Jahrhunderts nicht.

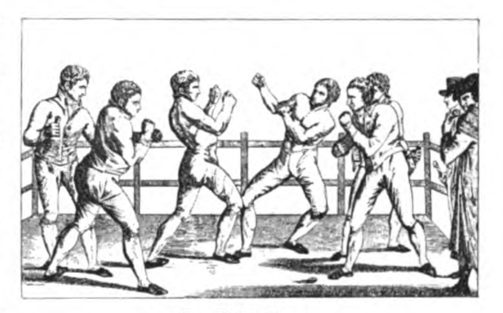
Und ebenso ist's mit andern Spielen. Der Drachen soll fliegen, der Kreisel sich drehen, die Steinchen sollen in eine Erdhöhle kollern, geschleudert von kleiner Hand unter der Wacht eines Auges, das zielen, messen, dem Willen gehorchen lernt. Denn, wenn auch der Ausgang des Spiels nichts Wichtiges ist, die Geschicklichkeit soll doch geübt werden, aus dem Spieltrieb erwächst ebenso die Kunst wie der Wunsch des einzelnen, die vom Spiel



Kegelspiel.

gestellte Aufgabe zu lösen. Nur verlangt das Spiel, schon bevor es sich zum Glücksspiel oder zum Sport entwickelt, noch etwas mehr als das bloße Erreichen des Ziels. Nämlich die Leichtigkeit und Anmut des Sieges und des Weges zum Sieg, einen **Überschuß** von Energie, Kraft, Fähigkeit also, der erst die rechte Freude gibt. Der Läufer soll nicht allzu erschöpft sein, es müssen noch Lachen und Scherz und Laune übrigbleiben, sonst gibt das Spiel nicht Erholung und Zerstreuung — erfüllt nicht sein verjüngendes und belebendes Amt.

Der Drachen, mag er nun sinnvoll erdacht oder einfach ein bunter Papierfetzen an einem Faden sein, muß hoch, hoch hinauf, die Mädel, die über die Schnur, die Knaben, die übereinander springen, wollen es immer noch ein paarmal mehr können, als die Spielregel verlangt, und so erstehen, wie schon ange-

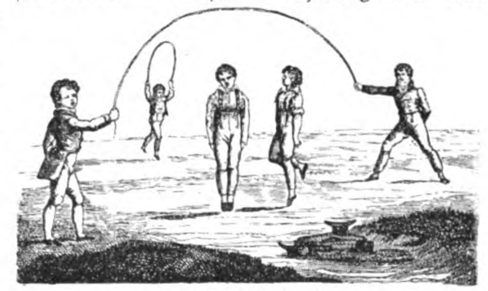


Englische Boxer.

deutet, Formgesetze, man trachtet nicht nur das Ziel zu erreichen, sondern eben auf eine bestimmte, besonders schwierige — von hier geht die Entwicklung zum Rekord — oder schöne — der Weg führt zu Grazie, Tanz und Kunst — Art zu spielen oder zu siegen.

Deshalb braucht man fürs Spiel auch immer Zuschauer. Man achte nur auf die Kinder in unsern Straßen oder Laubenkolonien. Selbst beim einfachsten Spiel teilen sich die Kinder in Gruppen, von denen die eine vorübergehend zusieht. Der Unparteiische, der Schiedsrichter entwickelt sich, auch die Lust an der Schaustellung. Das theatralische Moment stellt sich ein. Man genießt die Freude, bald Publikum, bald stolz sich Produzierender zu sein, ob man nun zeigt, wie man auf hohen Stelzen gehen kann oder wie leicht einen die Füße beim Fangen und Tanzen tragen, wie gut man ein Versteck erraten kann oder dergleichen sonst.

Die Kinder und die Spiele werden älter, ihr Wesen und ihr Sinn verästelt, verzweigt sich, die Phantasie wird reicher. Sie wirkt beim einfachsten Spiel ja schon mit, bis sie dann zur Quelle der höchsten spielerischen Lust, nämlich künstlerischer Betätigung, wird. Bunte Seifenblasen erzeugt das Rohr, der Strohhalm, und die lustigen Blasen, die in die Lüfte verwehen, gaukeln dem



Springschnurspiel.



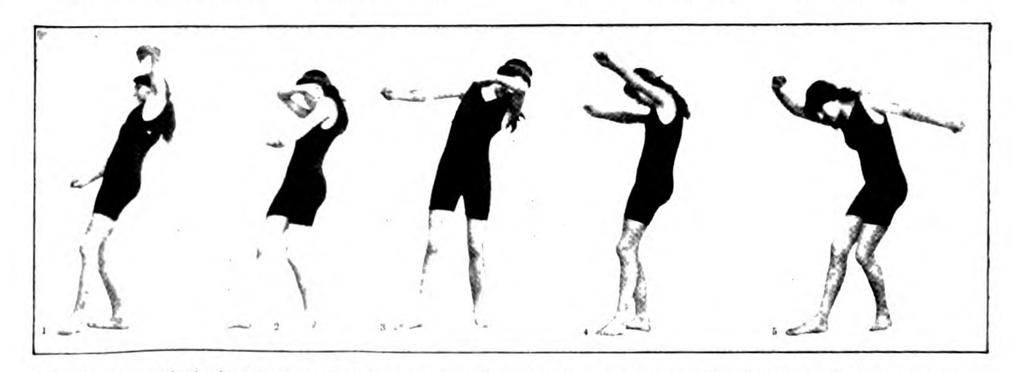

Daniel Chodowiecki: Zwei Kinderspielszenen aus Basedows Elementarwerk.

Kinde allerlei Pracht vor, die es erhaschen möchte und die, kaum geworden, schon entflieht. Dann bemächtigt sich die Kraft der Phantasie der Umwelt, des Dachbodens, wie der Gebüsche und Gartenwinkel. In hohlen Bäumen wohnen Zwerge, und wo im Walde irgendein halbwegs verborgener Fleck aufzufinden ist, da lassen sich schnell genug die Gefilde streitbarer Indianer entdecken.

Und schließlich ist man Backfisch und Gymnasiast, verachtet ein wenig die Kinderspiele, bis neue, eben gesellschaftliche Reize entstehen. Dann wird man wirklich älter und vergißt ein paar Jahre zu spielen; später aber entsteht die Lust dazu aufs neue. Wir rodeln ja sogar wieder auf denselben kleinen Schlitten, die es vor fünfzig und hundert Jahren gab; und seit der Winter nicht mehr zum Grund genommen wird, sich in die Stuben einzusperren, sind eine ganze Menge Menschen von der Lust der Spiele im Freien wieder erfaßt worden. Wie gut auch dem ernstesten und tiefsten das ansteht — man braucht es heute nicht mehr zu beweisen.

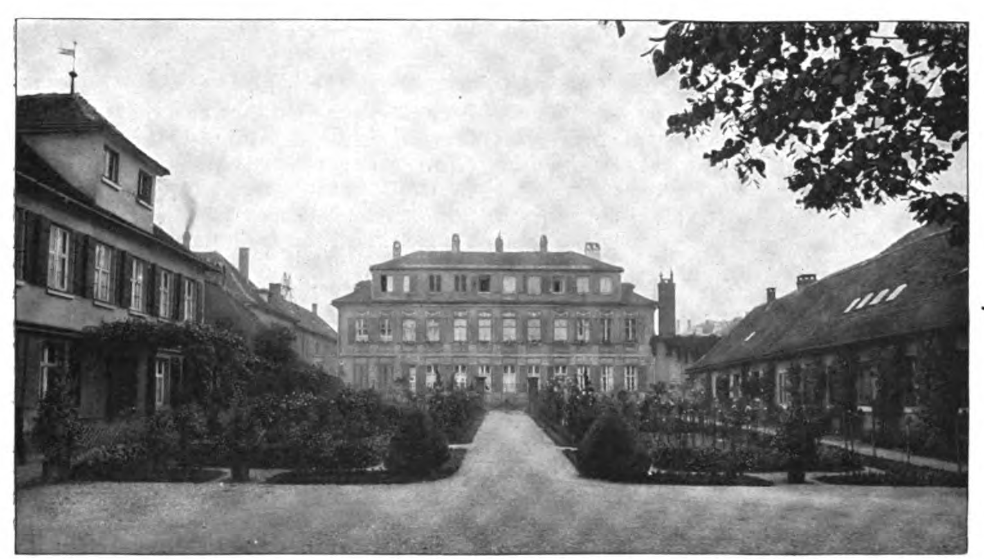
Man könnte noch manche Beziehung des Spiels zum Leben und seinen Spiegeln, den Künsten, aufdecken. Aber es genüge für heute, nochmals auf die eine Seite hinzuweisen: das rhythmische Spiel als Geschwisterkind des Tanzes soll ein Helfer werden für eine Zeit, die sich nach anmutigen Bewegungen sehnt, soll vom Turnen und von der Gymnastik das öd Schematische, die Langeweile nehmen.

Der Schweizer Jaques-Dalcroze hat ähnliche Gedanken, wie hier angedeutet worden sind, zu einer praktischen Lehre ausgeweitet, und in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden werden von ihm und seinen Helfern junge Menschen ausgebildet, die dann in alle Gegenden ziehen und die Kinder wie die Erwachsenen lehren sollen, frei und schön sich zu rühren, ihre Körper gut zu bewegen, Geist, Seele und Leib in gerechtem Rhythmus zu halten und — diese Perspektive ist ein Ideal und wird ein Ideal bleiben — womöglich ihr ganzes Leben als ein schönes rhythmisches Spiel zu genießen.



Der Fünfvierteltakt in Kanonform (ohne Ausdruck). Aus dem Jahrbuch „Der Rhythmus“, herausgegeben von der Bildungsanstalt von Jaques-Dalcroze, Dresden-Hellerau. (Jena, Eugen Diederichs Verlag.)





Phot. Ad. Stempfle, Ansbach.
Partie im Kgl. Hofgarten zu Ansbach mit dem Hause, in dem Henriette Feuerbach zuletzt gewohnt hat.

Erinnerungen an Anselm Feuerbachs Mutter

Zu ihrem hundertsten Geburtstage, dem 13. August 1912

Von Helene Ebert (Ansbach)

Henriette Feuerbach hat ihre Jugendjahre in der alten Markgrafenstadt Ansbach verlebt. Sie bewohnte damals mit ihrer verwitweten Mutter ein der Westseite des Schlosses gegenüberliegendes einfaches Haus, das vor mehr als dreißig Jahren abgebrochen wurde. Von hier aus reichte sie, kaum zur Jungfrau herangereift, dem verwitweten Professor der Archäologie Anselm Feuerbach die Hand zum Ehebunde. Jean Pauls Ausspruch, daß die Musik der Schlüssel zum weiblichen Herzen sei, hat sich an ihr bewahrheitet, denn neben ihres Gatten geistreicher Liebenswürdigkeit war es sein bedeutendes Klavierspiel, sein schönes Phantasieren, das sie für ihn eingenommen hatte. Sie ist dem zu Melancholie neigenden und später einem langjährigen Gehirnleiden verfallenden Gatten eine verständnisvolle Gefährtin und Pflegerin, seinen verwaisten Kindern Emilie und Anselm eine aufopfernde Mutter geworden. Den hochbegabten Sohn Anselm hat sie mit sicherer Hand durch die Dornen seiner Künstlerlaufbahn geleitet; als alle ihn verließen, hat sie den Glauben an seine hohe Kunst unbeirrt festgehalten und unter fortgesetzten Entbehrungen und Mühen, in steter Hilfsbereitschaft ihm die Erreichung der höchsten Ziele ermöglicht. Diese ihre Lebensaufgabe war erfüllt, als der geliebte Sohn ihr durch einen raschen Tod am 4. Januar 1880 entrissen wurde. Einige Monate später siedelte sie von Nürnberg nach Ansbach über. Die Sehnsucht nach Ruhe, das Bedürfnis nach persönlichem Verkehr mit lieben Verwandten und vielleicht auch der dem alternden Menschen eigne Zug zur Stätte seiner Kindheit mögen sie dazu veranlaßt haben. Eine freundliche Wohnung am Westende der Stadt nahm sie auf, und der sich hier öffnende Blick auf grüne Wiesen und aufsteigende waldige Hügel tat ihren kranken Augen wohl.

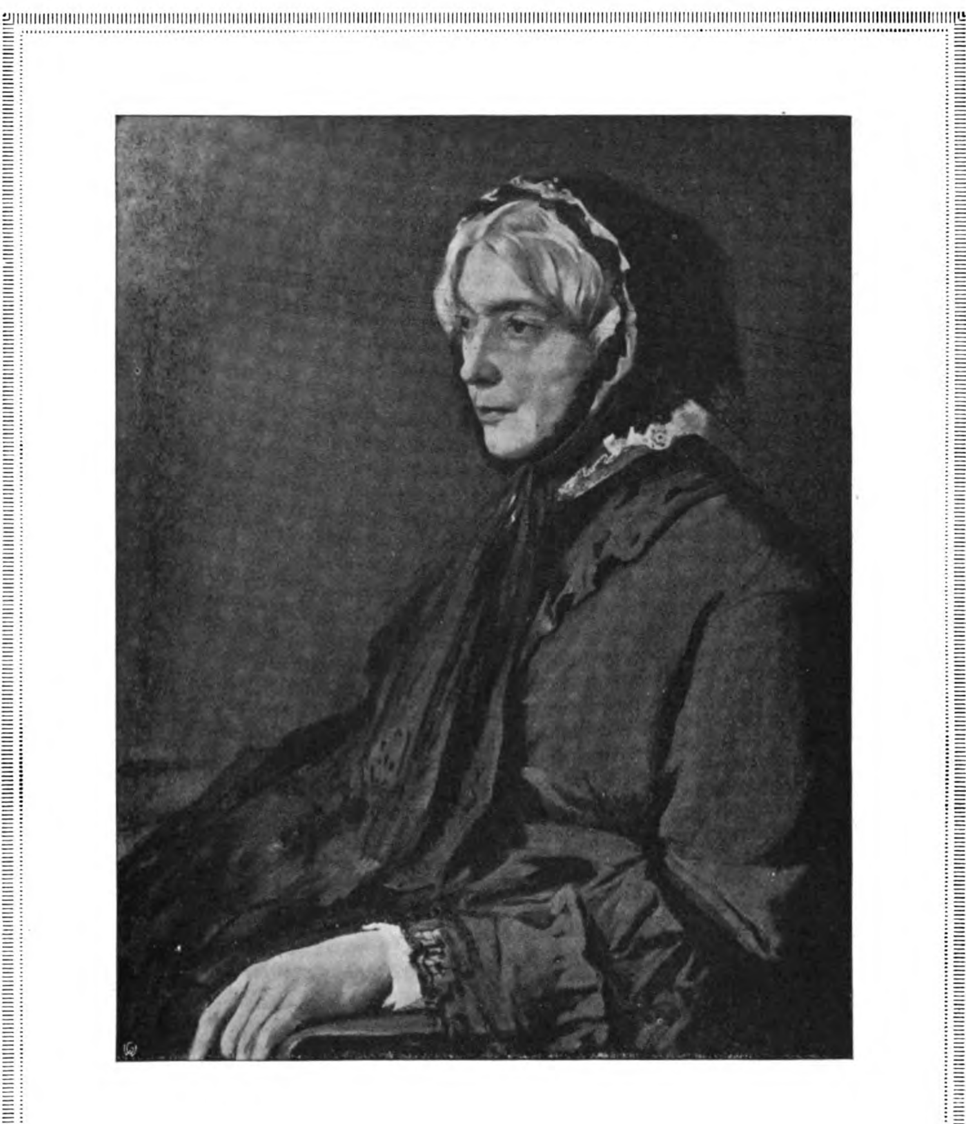
An einem schönen Frühlingsmorgen war es mir vergönnt, ihr stilles Heim zum erstenmal zu betreten. Mächtige Azaleenstöcke, mit Hunderten von Blüten bedeckt, schmückten den sonnendurchfluteten behaglichen Raum. Die Idealgestalten der Bilder Anselm Feuerbachs blickten von den Wänden hernieder. Inmitten all dieser Pracht bewegte sich die ehrwürdige Gestalt der trauernden Mutter. Der Eindruck, den ich von der geistvollen, gütigen Frau empfing, war ein so tiefer, daß ich den Azaleenzweig, den sie beim Abschied für mich brach, als ein wertvolles Geschenk bis heute verwahre. Ich war von ihr aufgefordert worden, bald wiederzukommen und ihr etwas vorzusingen. Mit Zaghaftigkeit wählte ich dazu etwas ganz Kurzes, Zartes: „Die Höh'n und Wälder schon steigen" von Robert Franz. Als die Schlußworte „Grüß sie droben zum letztenmal" verklungen waren und ich mich nach der Zuhörerin umwandte, erschrak ich, denn ihre Augen standen voll Tränen. In innigem Gedenken an den geschiedenen Sohn setzte sie sich an den Flügel, und Brahms' „Nänie" ertönte in süßen, schmerzvollen Akkorden von ihren Händen.

Frau Feuerbach war sehr musikalisch. Sie besaß das absolute Gehör, und sie vermochte die

Tonart eines Musikstücks selbst aus der Entfernung richtig anzugeben. Ihr sehnlicher Wunsch war es in ihren Mädchenjahren gewesen, ihr musikalisches Talent in Paris ausbilden zu dürfen. Diese Sehnsucht mußte damals ungestillt bleiben. Erst viel später, als sie, verwitwet, kürzere Zeit als Gast in der Familie des Prinzen von Schleswig-Holstein-Augustenburg* in Paris weilte, hat sie ihr Klavierspiel bei einem dortigen Meister vervollkommnet. Um ihren Sohn nach Kräften unterstützen zu können, ist sie in Heidelberg als Klavierlehrerin tätig gewesen. Selbst im Alter stand sie in ihrem Können nicht still. Zeitweilig widmete sie sich regelmäßigen Klavierübungen, und sie sagte mir einmal, wie sie fühle, technisch wieder vorwärtsgekommen zu sein. Von Joh. Seb. Bachs Werken spielte sie viele auswendig, ebenso eine größere Zahl Beethovenscher Sonaten. Ihr Spiel war von großer Präzision, Klarheit und Weichheit. Unter den damaligen modernen Komponisten schätzte sie Brahms am höchsten. Die musikalische Frau liebte es, mehrstimmige Gesänge einzustudieren. Sie hatte diese Kunst schon in Heidelberg geübt. Ein gemischtes Quartett, vier auserlesene Stimmen, standen ihr dort zu Gebot. Die Folge davon war, daß sich allsonntäglich Freunde und Bekannte bei ihr einfanden, um den Gesängen des Quartetts und dem herrlichen Klavierspiel der Hausfrau zu lauschen. Später, als die Schar der Kommenden immer mehr wuchs und auch reisende Engländer uneingeladen dazu erschienen, wurden diese musikalischen Matinees wieder aufgehoben. Frau Feuerbach besaß in Heidelberg ein Zimmer von sehr beträchtlicher Größe mit einem Balkon nach dem Garten. Dort hingen in den sechziger Jahren die großen unverkauften Bilder ihres Sohnes. In diesem mit Blumen geschmückten Raume stand auch der Flügel, und es war für Maler Anselm ein Hochgenuß, wenn er als müder Gast bei der Mutter weilte, im Mondschein auf dem Balkon sitzend, ihrem Spiel und den Gesängen des Quartetts zu lauschen. Schuberts Psalm Opus 132 war eine seiner Lieblingskompositionen. Auch in Nürnberg pflegte die edle Frau den Chorgesang. In der Sebalduskirche ertönte häufig nach dem Hauptgottesdienst ein kleiner Chor, der von ihr geleitet wurde. So folgte sie einer alten Gewohnheit, als sie auch in Ansbach eine kleine Zahl Gesangeskundiger um sich sammelte. Wir übten Frauenchöre von Schubert und Brahms, sangen Terzette, Duette und Einzelgesänge, immer begleitet von den zarten Klängen, welche Frau Feuerbachs geübte Hände dem Klavier entlockten. Sie legte bei uns nicht so sehr Wert auf Größe des Tons wie auf vollkommene Reinheit und möglichst edle Tongebung. Manchmal fanden sich auch zwei musikalische Pfarrherren vom Lande dazu ein. Der eine, ein Neffe unsrer Dirigentin, war ein tüchtiger Klavierspieler, der andre zeichnete sich durch feines Geigenspiel aus; beide leisteten, durch häufiges Zusammenspielen geübt, Vorzügliches. Auch den Aufführungen des Ansbacher Singvereins brachte unsre musikalische Meisterin lebhaftes Interesse entgegen. Ihr Flügel war ihr wohl neben den Bildern ihres Sohnes der liebste Gegenstand ihrer Umgebung, und ihr Leben war damit verwachsen. An ihm saß sie, als Anselm im April 1854 auf seiner fluchtartigen Heimkehr aus Paris zur Mutter hereinstürmte. Am Flügel sitzend und in die Klänge einer Beethovensonate vertieft, erhielt die Ahnungslose an jenem Sonntagnachmittag, dem 4. Januar 1880, die erschütternde Nachricht von dem Hinscheiden des Sohnes. In Abwesenheit des dem Hause Feuerbach innig befreundeten Bürgermeisters, des Freiherrn von Stromer, brachte ein Schutzmann die Trauerbotschaft. Ein heftiges Läuten der Hausglocke ließ sich hören, ein kurzes Fragen erfolgte: „Haben Sie einen Sohn in Venedig? Er ist tot.“ Dies war die Form, in welcher der schwere Schlag die Mutter traf, und der Flügel wurde geschlossen.

Auch als Schriftstellerin hat die geistreiche Frau Bedeutendes geleistet. Sie ehrte das Andenken ihres verstorbenen Gatten durch eine seiner würdige Biographie und durch die Veröffentlichung seiner Schriften. Ein gutes Buch über zwei Ansbacher Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, Uz und Cronegk, rührt von ihr her. Sie sammelte geschichtliches Material für Webers Weltgeschichte, auch wurde sie von Professor Weber mit der Neubearbeitung von Ösers Weltgeschichte für die badischen Töchterschulen betraut. Ihre Energie erlahmte auch im Alter nicht. Kaum hatte sie sich in Ansbach häuslich eingerichtet, so begann sie, um das Verständnis für die damals erst in beschränktem Maße erkannte und gewürdigte Kunst ihres großen Sohnes zu erwecken, aus seinen hinterlassenen Papieren ein Buch zusammenzustellen, dessen Inhalt nicht ohne Rührung gelesen werden kann und dessen klassische Sprache Bewunderung erweckt. Sie hat auch die Herausgabe der zweiten und der dritten Auflage dieses Werkes geleitet, dem sie den Titel „Ein Vermächtnis“ gegeben hat. Die in einer Prachtausgabe erschienenen Handzeichnungen Anselm Feuerbachs begleitete die Mutter mit einem überaus schönen Vorwort. Eines Tags ersuchte

* Dieser Augustenburger war der Vater des Prinzen von Nör, der zwei wissenschaftliche Reisen nach Indien unternommen hat. Nach dem Tode des Prinzen von Nör hat Frau Feuerbach im Auftrag der Witwe dessen Reiseberichte in einem ansehnlichen Buch veröffentlicht und sich damit einer großen Mühe und Arbeit unterzogen. Sie war zweimal Gast auf dem Schlosse Nör an der Ostsee und hat dort auch den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder unsers Kaisers, näher kennen gelernt.



Henriette Feuerbach. Nach einem Gemälde Anselm Feuerbachs.

sie mich, ihr eine Tacitusausgabe zu besorgen, sie wollte Geschichten unsrer deutschen Vorfahren für die deutsche Jugend schreiben. Doch ein schlimmes Augenleiden erschwerte mehr und mehr wissenschaftliche Studien und schriftstellerische Tätigkeit, und eine glücklich verlaufene Staroperation brachte bei der großen Schwäche des Sehnervs nicht den gewünschten Erfolg. In ihrem letzten Lebensjahre machte die Greisin Aufzeichnungen: „Altersgedanken" nannte sie das kleine Schriftstück, das leider mit seinen Sprüchen voll schlichter, tiefer Weisheit auch ein Bruchstück blieb. Sechs Wochen vor ihrem Ende gab sie ihrer Bangigkeit vor dem völligen Verlust des Augenlichts rührenden Ausdruck in einem Gedicht.

Frau Feuerbachs stilles Leben in Ansbach entbehrte nicht ganz der Abwechslung und Zerstreuung. In ihrem Heim stellten sich viele Besucher ein. Die zahlreiche Aristokratie Ansbachs interessierte sich für die geistvolle Frau, die für alle, hoch und niedrig, ein freundliches Wort und eine hilfreiche Hand hatte. Der Sommer brachte alljährlich Gäste aus Nord und Süd; Verwandte suchten die geliebte Greisin auf, alte

Freunde kamen. Unter diesen befanden sich auch die Töchter des Gelehrten Bluntschli, der berühmte Cellist Hausmann und seine Mutter. Hausmanns Spiel hat Frau Feuerbach tief ergriffen und öfters zu Tränen gerührt. Sie hielt ihn schon damals, ungeachtet seiner Jugend, für den größten Cellisten Deutschlands. Frau Professor Orgeni und andre Künstlerinnen erfreuten die Frau Hofrat mit ihrem Besuch. Auch Johannes Brahms hatte sich einmal als Gast bei ihr angemeldet. Es sollte ihm durch eine Serenade vor ihrer Wohnung gehuldigt werden. Doch kam dieser Besuch nicht zur Ausführung. Die greise Frau hat trotz ihrer geschwächten Sehkraft alljährlich Reisen unternommen. Bei ihren Verwandten in Baireuth wie auch in der Familie des Geschichtschreibers Weber in Heidelberg war sie ein regelmäßiger, stets willkommener Gast. Eine Einladung rief sie nach Leipzig, wo sie im Gewandhaus durch eine von dem Komponisten Brahms persönlich geleitete Aufführung der dem Andenken ihres Sohnes gewidmeten „Nänie" geehrt wurde. Außerdem veranlaßten die Bilder Anselms, deren Schicksal ihr stets am Herzen lag, Frau Feuerbach, bald hierhin, bald dorthin zu reisen. Es tauchten deren immer wieder solche auf, die ihr noch unbekannt waren und die zu sehen sie herzlich wünschte. Vor allem war es ein Schmerzenskind der Feuerbachschen Muse, die Amazonenschlacht, das ihr viel zu schaffen machte. Das riesige Bild war nach einer Zeit vergeblichen Harrens von dem Eisenbahnkönig Strousberg kurz vor dessen Zusammenbruch gekauft, aber nicht bezahlt worden. Der umsichtigen Fürsorge eines treuen Freundes, des Kunsthändlers Gurlitt, war es zu danken, daß das Bild nicht unter den Hammer kam, sondern der Besitzerin, Frau Feuerbach, verblieb. Lange Jahre hindurch reiste das Bild von einer Ausstellung zur andern. Frau Feuerbach wußte häufig nicht, wo es sich befand, sie wußte auch nicht, wie sehr es durch unvorsichtiges Rollen und Verpacken gelitten hatte. Dem Bilde einen dauernden, seiner würdigen Platz zu verschaffen, lag ihr sehr am Herzen. Jedoch zerrann eine Hoffnung nach der andern. So entschloß sie sich endlich, es der Stadt Nürnberg als Geschenk anzubieten. Zu Anselm Feuerbachs Todestag 1890 wurde es, trefflich restauriert, in der Gemäldegalerie im Nürnberger Rathaus aufgehängt und die Mutter zu einem kleinen Weiheakt vor dem von ernstem Grün umgebenen Bilde eingeladen. Tief ergriffen kehrte Frau Feuerbach von Nürnberg zurück, erfreut, daß das Bild nun eine Stätte hatte, wo es „wohnen" durfte, zugleich aber nicht ohne Enttäuschung, da der Raum, in dem es hing, für seine riesigen Verhältnisse viel zu klein war. Hätte sie die Versetzung des Bildes in seinen gegenwärtigen „Wohnraum" erlebt, so würde sie sich herzlich gefreut haben.

Im Herbst 1887 bezog Frau Feuerbach die Wohnung, die ihre letzte sein sollte. Diese befand sich in der Mansarde eines herrschaftlichen Hauses, das ehedem ihrem Bruder, dem hochgeschätzten Arzt Dr. Wilhelm Heydenreich, noch früher dem bekannten Staatsrat und Memoirenschreiber Ritter von Lang gehört hatte. Die Front des Hauses beherrscht den Hofgarten mit seinen Rosenbeeten und den dahinter aufsteigenden berühmten Lindenalleen. An seiner Rückseite dehnt sich der wohlgepflegte große Hausgarten mit seinen altertümlichen Lusthäuschen aus. Hier konnte man die greise Frau des Morgens wandeln sehen, ihre geliebten Azaleen eigenhändig begießend. Der Duft der Linden und Rosen erfüllte im Sommer die Räume ihrer Wohnung, und Vogelgesang drang an ihr Ohr. In dem größten der Zimmer standen die der Mutter verbliebenen Stücke einer altvenezianischen geschnitzten Einrichtung, die Meister Anselm besessen hatte. Ein fein gearbeiteter Schrank mit gedrehten Säulen und einem Glasaufsatz, der Tanagrafigürchen und andre kleine Kunstgegenstände barg, nahm die Hauptwand ein. Hier stand auch der geschnitzte Lehnstuhl, den Anselm Feuerbach auf dem im Jahre 1878 gemalten Selbstbildnis verewigt hat. Auf dem Fußboden lag ein Leopardenfell, das ein jagdliebender Freund des Malers aus Amerika gesandt hatte. Die Mitte des zweiten Zimmers nahm der Bechsteinflügel ein. Zwischen diesem und den Fenstern erhob sich eine grüne Wand, die von den riesigen Blättern zweier Philodendren gebildet wurde. An den Wänden des Zimmers hingen Bilder und Skizzen: ein Aquarell, das „Konzert", Anselms Selbstbildnis, das „Italienische Begräbnis", das Frühlingsbild, modern gekleidete Damen in einem Garten darstellend, und andre Ölgemälde. Doppelt empfand man hier, im Anblick der schönen Bilder, die Schönheit der Musik. Das dritte Zimmer enthielt die Bibliothek.

Einen Winter lang pflegte ich wöchentlich einmal abends zu Frau Hofrat zu kommen, um ihr vorzulesen. Wir begnügten uns mit kürzeren Abschnitten, sprachen aber immer viel über das Gelesene. Ein kleines Buch von Moritz Berndt „Jakob Grimms Leben und Werke" hat Frau Feuerbach damals besonders interessiert. Leider nahm ihr Augenleiden immer mehr zu. Sie mußte die Musik, mit der sie so innig verwachsen war, nach und nach aufgeben. Außerdem litt sie in den beiden letzten Jahren ihres Lebens an Nervenschmerzen verschiedener Art. In ihren Ohren machte sich ein Geräusch geltend, das dem Knirschen zweier Lastwagen glich. Dies alles drückte auf ihr Gemüt. Trotzdem war sie noch immer bemüht, andern wohlzutun. Von einer liebenswürdigen Hausgenossin, die sehr schwerhörig war, ließ sie sich am Sonntagmorgen eine Predigt ihres gelehrten Vetters Thomasius



Anselm Feuerbach: Frauenbildnis.

(Aus der Galerie Arnold in Dresden.)



vorlesen, sie selbst spielte einen Choral, und so hatten die beiden trotz Blindheit und Taubheit ihr erbauliches Feiertagsstündchen. Obgleich ihre Verwandten sie mit liebender Fürsorge umgaben, stellte sich für die greise Frau immer mehr das Bedürfnis heraus, neben ihrer treubesorgten wortkargen Dienerin noch eine ihr sympathische, gebildete Persönlichkeit dauernd um sich zu haben. Leider war die Befriedigung dieses Bedürfnisses aus pekuniären Gründen nicht möglich. Ihre eigne Häuslichkeit und damit ein Stück ihrer persönlichen Freiheit aufzugeben und in das von ihr mitbegründete Damenheim in Heidelberg überzusiedeln, dazu konnte sie sich nicht entschließen. Die Tochter ihrer Lieblingscousine hatte sich ihr zwar zur Verfügung gestellt, doch in der Erkenntnis, daß für das tatkräftige Fräulein der Wirkungskreis bei ihr ein zu kleiner sei, lehnte sie ab, und die Nichte wandte sich der Krankenpflege in einem Spital zu. — Die Leidenszeit unsers deutschen Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich hat die Greisin schmerzvoll mitempfunden. Oft erwachte sie mitten in der Nacht, und der Gedanke an des Fürsten qualvolles Leiden raubte ihr den Schlaf. Der edle Dulder bildete in jener Zeit das eine große Thema ihrer Gespräche, und sie betrauerte ihn, wie eine Mutter ihren Sohn betrauert.

1889 empfing Frau Feuerbach eine ehrenvolle Einladung von der Großherzogin von Baden, die damals in Wiesbaden weilte. Sie wurde von der gütigen Fürstin mit großer Herzlichkeit empfangen. Ein langer Zeitraum lag zwischen dieser und der letztvorhergegangenen Begegnung der beiden Frauen, und die Erinnerung an die seitdem erlebten schmerzlichen Ereignisse überwältigte beide Mütter so sehr, daß sie in Tränen ausbrachen. Frau Feuerbach war während des Deutsch-Französischen Krieges als Pflegerin im Heidelberger Lazarett in persönlichen Verkehr mit der Großherzogin von Baden getreten. Mit anhaltendem Eifer hatte sie sich monatelang diesem Dienst gewidmet, bei Tag und bei Nacht. Deutsche Krieger und feindliche Soldaten, auch mancher afrikanische Wüstensohn, durften ihre linde Hand wohltätig empfinden. Eine veredelnde, besänftigende Kraft ging von der ehrwürdigen Frau aus. Das empfanden Vornehme und Geringe in gleicher Weise. Trat man bei ihr ein, so dünkte man sich der Welt entrückt und in eine höhere Sphäre emporgehoben. Lautes, schallendes Gelächter und aufdringliche Geräusche erschienen in ihrer Nähe unstatthaft. Obgleich sie sich mit den Fröhlichen von Herzen freuen konnte, habe ich doch nie ein tönendes Lachen aus ihrem Munde gehört. Mit gütigem Lächeln empfing sie alle, die Rat und Hilfe bei ihr zu suchen kamen. Ihre Art, sich zu geben, war bei aller Schlichtheit und bei Umgehung aller damals üblichen gesellschaftlichen Phrasen diejenige einer hochgestellten Dame. Feinstes Taktgefühl und höchste weibliche Würde waren ihr eigen. Ihre Stimme war ruhig und sanft. Ihre Worte waren lautere Wahrheit, ohne phantastische Ausschmückung oder Entstellung.

Die geistvollen Züge der hochgewachsenen Frau sind von Anselm Feuerbach des öfteren im Bilde verewigt worden. Das im Jahre 1878 gemalte Porträt zeigt uns die von ihrem Sohne so innig verehrte und geliebte Mutter im Greisenalter ohne Idealisierung.

Im Frühling 1892 wurde Frau Feuerbach von einer vorübergehenden Ohnmacht befallen. Sie nannte diese Erscheinung „ein Telegramm von oben“. Im August erkrankte sie in bedenklicher Weise. Die liebende Pflege ihrer Verwandten konnte dem Kräfteverfall nicht steuern. Am 5. August schlossen sich ihre müden Augen für immer. —

Es mögen hier noch einige Stellen aus Briefen folgen, die Frau Feuerbach in den letzten Jahren ihres Lebens an ihre als freiwillige Pflegerin in einem Berliner Krankenhaus tätige Nichte gerichtet hat. Besser als die Berichte andrer geben diese ihre eignen Worte Einblick in ihr innerstes Wesen, in das Vielerlei, das sie damals drückte und beschwerte.

Ansbach, den 19. März 1887.

Ich lebe freilich still, d. h. ich gehe zu sehr wenigen Menschen, aber zu mir kommen doch ziemlich viele Leute. Dankbar für Freundlichkeit und gute Meinung bin ich allen, die sie mir entgegenbringen. Ich habe das Glück, daß ich die Menschen so nehme, wie sie sind; ganz ohne irgendein Verlangen, wie sie für mich sein sollten, suche ich gern das Gute heraus und lerne eigentlich an jedem. Mich schreckt nichts zurück als eine gemeine Gesinnung. Dagegen bin ich schroff; alles andre, selbst Langeweile, ertrage ich mit geduldigem Humor. Der politische Himmel sieht friedlich aus. Ich denke, der Kaiser von Rußland wird Gott danken, daß die deutsche Polizei sein und der Seinigen Leben bewahrt hat, und die Franzosen werden sich sehr besinnen, ehe sie bei uns einbrechen. Ich bin, im Gegenteil zu Dir, eine eifrige Zeitungsleserin. Ich muß alles wissen, was vorgeht. Drei Zeitungen alle Tage sind mir nicht zuviel. Wären nur die Augen besser!

Mai 1887.

Was mich drückt und verwirrt, ist das viel und vielerlei Denken und Tun, wobei ich weder Rat noch Hilfe habe, weil niemand von den Sachen etwas versteht und ich schließlich doch die einzige bin, welche mir Rat geben kann. Das Geld ist bereits bezahlt, aber die „Amazonenschlacht“ nicht verkauft und die Herausgabe der Handzeichnungen noch nicht sicher, weil die Dresdner Galerie eine Bedingung stellt, auf welche Hanfstängl in München nicht eingehen wird. In-



dessen gebe ich die Hoffnung, an der meine Seele festhält, noch nicht auf.

23. Juli 1887.

Du wirst Deine Kraft und Deinen Willen verwerten in einem Kreise, der die ganze Welt umfaßt, und auf einem Felde, das der weiblichen Natur ureigen ist und wo sie die höchste Weihe erringen kann. Die Herausgabe der Zeichnungen meines Sohnes macht mir namenlose Mühe und Sorge.

19. August 1887.

Mit mir ist schon zu leben, wenn ich gesund bin und in meiner Gewohnheit bleiben kann und keine Verantwortung in der Seele zu tragen habe. Doch bin ich am 13. August fünfundsiebzig Jahre voll geworden und ich hoffe und sehne mich sehr, bald zur Ruhe gehen zu dürfen, das mußt Du wissen. Zum Geburtstag habe ich achtzehn Briefe miteinander in Bayreuth erhalten. Beantworten ist schwer.

21. Januar 1888.

Du wirst das Leben und die Welt in Deinen Mauern kennen lernen, besser als viele Tausende in ihren Salons. Du wirst die Liebe und Dankbarkeit leidender guter Menschen und im Bewußtsein der Pflichterfüllung helle Augen und ein heiteres Gemüt gewinnen. Helfen macht die Seele zufrieden. Ich habe einige Hoffnung, die „Amazonenschlacht“ doch noch endlich zu verkaufen, dann wird meine äußere Lage freier, und es wird sich alles zurechtfügen, wie es richtig und förderlich ist. Was Deine jetzige Stellung betrifft, so wirst Du sie Dir durch Deine Leistungen bereiten. Dem widersteht weder Rang noch Titel. Die Probe bei Operationen ist zuerst schwer. Aber wenn man sich recht fest in seinen Willen stellt, so überwindet man die Schwachheit. Ich habe in tiefer Nacht die Lichter gehalten, nicht selten von Blut überströmt. Es ist mir nie schlecht geworden. Aber wir sind ja auch noch nicht im Krieg, und so Gott will, geht die Gefahr nochmals vorüber. Wenn Du eines Rats bedarfst, so gehe zu Frau Hausmann, ich habe ihr bereits geschrieben. Und kommst Du in die Nationalgalerie, so gedenke mein!

Februar 1888.

Du lernst die Welt und das öffentliche Leben von der dunklen Seite kennen, aber — wo steht nicht die Dunkelheit hinter dem Glanze? Die wirkliche Befriedigung liegt in der Hilfsbereitschaft, deshalb sind fast alle Krankenwärterinnen heiter. Wenn ich dreißig Jahre jünger wäre, ginge ich desselben Wegs wie Du. Bleibe, solange Du es mit Liebe tust und es aushalten kannst! Wenn es Dich aber nach der Heimat gelüstet, dann weißt Du, daß Du eine hast, die Dir nicht mehr genommen wird und die Dich nicht fesselt, wenn Du sie verlassen willst. Dieses Bewußtsein gehört auch zu meinem Seelenfrieden. Von mir kann ich gar nicht viel schreiben, denn in dieser verhängnisvollen Zeit für das Allgemeine sieht man die eignen Angelegenheiten nur von fern wie kleine Punkte im Nebel.

Die Handzeichnungen meines Sohnes sind in einer wunderschönen Prachtausgabe veröffentlicht worden. Wenn Du einmal Urlaub hast, kannst Du sie in der Kunsthandlung bei Amsler & Ruthardt, Behrenstraße, oder bei Gurlitt in derselben Straße sehen. Für den Verkauf der „Amazonenschlacht“ ist eine Möglichkeit in München, die aber noch lange nicht Wahrscheinlichkeit ist.

Im Moment kann ich an alle diese Dinge kaum denken. Hätte ich zehn Leben, ich möchte sie alle für das eine in San Remo hingeben, das ja wohl rettungslos verloren ist. Und das freundliche Baden; die zarte Großherzogin, wie soll sie, trotz ihrer Willensstärke und Glaubensfestigkeit, das so schrecklich über sie hereinbrechende Unglück tragen? Der junge, blühende Sohn tot, der Bruder sterbend, Vater und Mutter alt, am Rande des Grabes! Hier kann nur ein Wunder der Gnade Trost geben. Menschliche Tröstung ist zu schwach.

Und nun lebe wohl, meine liebe Nichtentochter! Schreibe mir keine Briefe, denn Du hast nicht Zeit, aber doch hie und da eine Karte, damit ich weiß, wie es Dir geht!

Mit herzlichem Gruß und Andenken

Deine Henriette Feuerbach.

Die Stimme

Der toten Mutter Mädchennamen
Klang ihm so milde, voll und lieb,
Daß, wenn ihn Verse überkamen,
Er unter sie den Namen schrieb.

In seinen Weisen schwang und schwebte
Die Stimme ihres toten Ich
Und sang und betete und bebte
Bald mädchenhaft, bald mütterlich.

Und zwischen jungen, starken Klängen
Rief ihn ein alter weicher Ton
Und wollte an sein Herz sich hängen
Und sang in jedes Lied: „Mein Sohn!“

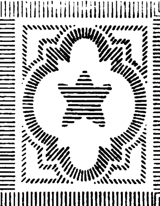
Arthur Silbergleit





Das Reich des Simon Tempe

Novelle von Bodo Wildberg



Ich lese in den Zeitungen, daß der Gelehrte und Sammler Simon Tempe auf seinem Besitztum Kolchis im Alter von fünfundneunzig Jahren gestorben ist. Wie sehr ich erstaunt bin, daß er noch gestern unter den Lebenden wandelte, kaum vermag ich das mit genügend starken Worten zu sagen. Sah ich ihn doch einstmals in ferner Kindheit und gab ihm damals schon über hundert Jahre. Er wird da wohl nahe den Sechzigern gewesen sein; der schneeweiße Bart, die greisenhafte Haltung mögen den Knaben getäuscht haben. Simon Tempe wohnte auf der Franz-Friedrichs-Höhe, oberhalb unsrer Badestadt. Diese Anhöhe ist ein breiter Vorsprung des Mittelgebirges. Wunderliche Gebäude schmückten, seltsame Gärten umgrünten sie. Nach den Wäldern zu verlief sie sanft; da zog sich ein kleiner verwahrloster Park, noch immer die „Neue Anlage" genannt, um bröckelnde Porphyrfelsen. In behaglicher Mulde lag drunten die Stadt mit ihren Promenaden und Alleen. Über dem Schloßgarten hing das Schützenhaus, weiter nördlich dann, wo in einem schmalen Einschnitt die Mühlgasse zum Fluß niederging, standen am Saum der Höhe zwei einsamliche Villen, die „Villa Aurora" und das „Schlößchen". Weiter zurück erhob sich das sonderbarste Gebäude der ganzen Umgegend; wir nannten es immer den babylonischen Turm. Es stieg in drei leeren kastenartigen Absätzen zu schwindelndem Gipfel an; nach einigen war es eine verunglückte Restauration, nach andern eine Zündholzfabrik gewesen. Auf dem flachen Scheitel des Berges aber flimmerte mächtig die Schlackenburg, halb ein Biedermannshaus, halb künstliche Ruine. Sie war aus roten Backsteinen ausgeführt, doch reichlich verziert mit bunten Schlacken. Mit diesem ritterlichen Bauwerk hing das Haus zusammen, in dem Tempe dazumal sein Museum untergebracht hatte. Es hieß „Kolchis"; später hatte der Alte das ganze Grundstück so benannt, nachdem es ihm durch Erbschaft zugefallen war und die Pachtzeit des Schankwirts auf der Schlackenburg ihr Ende gefunden hatte.

Deutlich, nein dämmerhaft weich und doch im Gefühl unverwischbar steht mir noch jener Tag, jener Morgen, jener Vormittag im Gedächtnis, da ich mit meiner Tante Marcella, die damals Mutterstelle bei mir vertrat, den Alten vom Berge in seinem Museum besuchte. Grau war der Himmel, und eine vollkommene, weder beseligende noch beängstigende Ruhe schwebte über der zarten Landschaft. Wahrscheinlich war es Frühling, aber genau vermag ich das nicht mehr zu sagen. Die kobaltblauen Kegel des Mittelgebirges standen über dem Tale wie Denkmäler einer Urwelt. Die Luft war ganz still. Da sagte meine Tante plötzlich: „Heut' ist ein Tag wie vor dem Weltuntergang." Alles Flittervolk versteckte sich im feuchten Rasen; mein Fangnetz hatte ich diesmal umsonst mitgenommen. Und als wir am Rande der Neuen Anlage auf dem Feldwege wanderten und der rote Rundturm der Schlackenburg vertraut über die Hügelwelle stieg, da meinte Tante Marcella: „Heute ist es nichts mit deiner Jagd, mein Goldbub, und auch mein Buch kann ich nicht lesen, denn im Sitzen ist es überall zu kühl. Wir wollen einmal zum alten Herrn Tempe gehen und seine Sammlungen in Augenschein nehmen."

Fröhlich sprang ich ihr voran, um erst an der Pforte des Gartens von Kolchis wieder ihre liebe Hand zu ergreifen; denn dieser Ort atmete Märchen und Geheimnisse. Wir gingen auf Schlängelwegen durch dichtes Berberitzengesträuch, und endlich trat uns am Hauseingang die wohlwollende Gestalt des Bergesalten entgegen. Was ich in seinem Museum alles gesehen habe, das weiß ich heute freilich nicht mehr. Gewiß die wundersamsten Mineralien und Insekten und allerhand unheimliches Zeug. Vor allem aber zehntausend Gegenstände, die von früheren Geschlechtern stammten; darunter waren kleine feine Bildnisse von jungen Schönheiten der Wiener Kongreßzeit. Ach, was war aus den Urbildern geworden! Staub und Asche — oder waren es steinalte, sittenstrenge, ehrwürdige Damen, wie die Fürstin Lamsfeld unten im laubdunklen Palais, vor der ich





einen nicht auszusagenden Respekt hatte? Dazumal nun empfand ich den Absturz aller Dinge nicht so sehr ... erst heute schleicht mir die Träne ins Auge, wenn ich in den fließenden Grund des Vergangenen schaue, ihn lebend fühle, den Wirbelsturm der Vernichtung. Und im Rahmen des hellen Nordfensters stufte sich der babylonische Turm in die Wolken, wie ein Gebäude ältester, fremdester Zeiten, und er schien zu erstarren in den Schauern des nahenden Endes der Welt.

Ich habe allerhand Nachrichten gesammelt, die das Leben dieses Simon Tempe betreffen, und wenn ich sie alle verwerten wollte, so müßten diese Aufzeichnungen den Umfang eines Roman-Zweibänders erreichen. Ohne viel Redseligkeit aber will ich nur das berichten, was mich aus jenem Leben als bedeutsam und merkwürdig anspricht.

Simons Eltern waren nach Amerika ausgewandert — ob aus politischen oder andern Gründen, ist mir nicht bekannt — und hatten ihr Kind in der Obhut seiner Amme auf der Franz-Friedrichs-Höhe zurückgelassen. Der Knabe sollte später nachkommen; aber die Eltern haben ihn niemals gerufen. Er wuchs auf in einer sonderbaren Einsamkeit, denn Rosa Scheppmann, die gute Kinderfrau, die später seine Wirtschaft führte, war ein unbelehrtes Weib aus dem Volke, ausgezeichnet durch Treue, aber außerstande, ein nicht alltägliches Geschöpf für das Leben zu erziehen. Sie pflegte dem Knaben viel Grausiges zu erzählen aus Kriegen, die ihr seliger Vater mitgefochten hatte, und brachte ihm so wider Willen sehr früh die Vorstellung bei, daß draußen in der Welt die Menschen nichts andres vorhätten, als sich gegenseitig Böses zuzufügen. Er besuchte die Schule in der Badestadt, bekam reichlich Prügel und wurde wegen seiner langen Locken allgemein „das Mädel“ genannt.

Seine einzigen Glücksstunden waren jene freien Zeiten, in denen er die Gärten und die unbewohnten Gebäude der Franz-Friedrichs-Höhe durchstreifen durfte. Ohne Furcht wagte er sich auch in die Wälder des nahen Gebirges. Nie ist ihm dort etwas Feindseliges, etwas Schreckendes begegnet. Pan war sein Freund. In den Lichtungen, zu denen nie der Schrei der Dampfpfeife drang, tanzten samtene Schmetterlinge über weißen Blüten.

Die Villa Aurora wurde samt dem benachbarten Schlößchen von einem alten Gärtner instand gehalten. Simon erwarb sich rasch die Freundschaft des wortkargen Mannes, der ihm zu allen Stunden freien Zutritt gewährte, unter der Bedingung jedoch, daß er ihm nicht durch Fragen lästig falle. Zwei welsche Pappeln standen Schildwacht am rückwärtigen Eingang zur Villa Aurora. Das Landhaus war ebenerdig, im Geschmack der Klassizisten erbaut, schokoladenfarben angestrichen; zu beiden Seiten des attischen Giebels starrten in weißen Riesentöpfen blecherne grünbemalte Palmetti. In Stufen sank der Grund vorn zum sandroten Spazierweg ab; dann kam der Abhang hinter einer geheimnisvollen Mauer, die jenen öffentlichen Weg von den „Sieben Gärten“ trennte. Diese Gärten gehörten zu alten Bürgerhäusern der tief im Grunde laufenden Mühlgasse; jedoch nie sah man einen Menschen in ihnen lustwandeln; sie waren eine wuchernde Wildnis, die jeder scheu zu meiden schien, und Jahre vergingen, ehe Simon Tempe sich dazu entschloß, durch eine Spalte im verfallenden östlichen Zaun des düsteren Bezirks hineinzuschlüpfen.

Damals kannte er die Villa Aurora und das Schlößchen schon ganz genau. In der Villa Aurora fand er einmal ein Zimmer offen, das bis dahin immer verschlossen gewesen war. Oder vielmehr zweifelte er daran, die Tür dieses Gemaches überhaupt bemerkt zu haben. Er ging hinein; es sah durch herabgelassene Jalousien auf den dichten Teil des Gartens, der an das Schlößchen grenzte. In diesem Zimmer fesselte ihn ein großes schönes Gemälde. Es stellte einen Knaben und ein Mädchen dar, die einen schlohweißen Pfau fütterten; im Hintergrunde sah man eine unbekannte Ruine. Das kleine Mädchen war etwa neun Jahre alt; es hatte goldrotes Haar und tiefbraune Augen. Simon schlug's in die Seele: „Die will ich einmal heiraten, wenn sie noch lebt!“ Später war dieses Gemach immer verschlossen, auch war Simon nicht sicher, ob er die Tür richtig wiedererkannte. Er zählte die Fenster vom Garten aus, aber er vermochte doch nie mit Bestimmtheit zu sagen, welches Fenster das Bild verberge. Unter diesem hatte er die Worte gelesen: Amanda und Daphnis.

Das Schlößchen stand frei in seinen Gärten, die nur niedriges Buschwerk und aus-





Alexander Bertrand: Der Erker.

getretenen Rasen enthielten. Es war ein taubenfarbener Bau, in einem Stil, der auf biedermeierliche Art deutsche Renaissance nachzuahmen schien. Im Inneren lag ein enger, düsterer Hofraum. Ganz alte Kastanien drängten sich da zusammen; in den riesenhaften Brunnentrog voll stockenden Schaumes troff unablässig ein dünner, trauriger Strahl.

In einem der Sieben Gärten ward dem kleinen Simon ein Erlebnis, an dessen Tatsächlichkeit er später zuweilen gezweifelt hat. War man einmal durch den bergab eilenden Zaun gekrochen, so war es gar nichts Schweres mehr, sämtliche sieben Grundstücke zu durchwandern. Diese schmalen wuchernden Gartenstreifen waren nur durch Hecken oder Bretterzäune voneinander getrennt. Überall fand sich eine Lücke, ein Schlupfloch. So konnte man dies dunkle Land von der Villa Aurora an durchqueren und unterhalb des Schlößchens wieder herauskommen, dort, wo ein Weg zur Mühlgasse niederzackelte. Viel Bemerkenswertes vermochte der junge Reisende nicht zu entdecken. Vernachlässigte Grotten, zugewachsene Lusthäuser und öde Schneckenpfade ... Eines Tags jedoch — es mochte im Vorsommer gewesen sein, und von der gegenüberliegenden Höhe sah der Katzenkopf, ein von kecken Kletterern kunstreich zurechtgemalter Porphyrsandblock, gelbäugig dräuend herüber — vernahm der Knabe Simon im Haselgebüsch ein eigentümliches Rascheln, einen leichten Schritt. In leuchtender Schönheit lugte ein rotlockiges Kind zwischen den breiten Blättern hervor. Er wußte augenblicklich, dies sei das Mädchen, das in der Villa Aurora abgebildet war. Voller Freude setzte er sich in Trab, um den Pfad hinabzueilen; da war die holde Kleine verschwunden. Furchtbar erschrocken stand der Knabe vor dem haustief gemauerten Absturz, der hier in einen Hof der Mühlgasse senkrecht hinabging. Er vermochte sich eben noch an einen siebenfach geteilten schimmernden Birkenstamm zu klammern, der ihn hier wie ein festgewobenes Netz umfing und schützte. Zitternd suchte er dann den Ausweg, der unter dem Schlößchen aus dem Gartenbezirk in die öffentlichen Anlagen führte, wo Kurgäste wandelten und alles sicher, hell und gemütlich war.

Dem alten Gärtner droben etwas von diesem Erlebnis zu sagen, wäre Simon gar nicht erst in den Sinn gekommen. Aber seiner treuen Rosine vertraute er das ungeheure Traumbild an. Sie erschrak gewaltig und verlangte von ihm das feierliche Versprechen, daß er sich nie mehr in die Sieben Gärten hineinschleichen werde. Es sei dort nicht geheuer, leicht könnte einer betört werden. Dann schlug sie sich mit der knochigen Hand auf die Lippen, als wollte sie etwas totschlagen, das dumpf-gespenstig nach Äußerung drängte.

Doch einige Wochen später begleitete er Rosine Scheppmann, die eine Besorgung am Badeplatz hinter dem Herrenhause hatte. Er wartete im Kurgarten beim Musikpavillon, bis der Alten Geschäfte erledigt waren. Auf einmal leuchtete da rotgoldenes Haar, und ein hübsches Mädel von etwa neun Jahren ging in einfacher Kleidung vorüber. Sein Herz glühte auf ... aber das Gesicht der Kleinen war derb und gewöhnlich, sie hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Kinde Amanda.

Gleich darauf kam den Lindenweg herab der wohlbekannte „Trottl“, ein armer Gesell, ein harmloser Idiot, der von Almosen lebte und den kleinen Simon stets mit besonderem Wohlwollen, das von einer Geldgabe völlig unabhängig schien, anzulachen gewohnt war. Das tat er auch diesmal, und der Junge erwiderte vertraulich lächelnd seinen Gruß. Inzwischen hatte sich Rosine wieder zu ihm gesellt, und als der Trottl vorüber war, lispelte es aus ihrem zahnlosen freundlichen Munde: „Sieh, der ist auch einmal in solch einem verbotenen Garten gewesen, und da hat er etwas gesehen, was er nicht sehen durfte. Das hat ihn so erschreckt, daß er zum Trottl geworden ist. Bleib immer auf dem geraden Wege, mein Herzchen, damit du deinen Verstand behältst und einmal ein feiner, vernünftiger Herr wirst — ein Tändelmann.“

Sie wollte „Gentleman“ sagen. Nun, jedenfalls machten ihre Worte auf das Gemüt des zaghaften Knaben einen tiefen Eindruck.

An der Weltscheu, diesem Kern seiner Lebensempfindung, änderten auch die Hochschuljahre, in denen er philosophische und chemische Studien trieb, nicht eben viel. Er mied die Verbindungen, und ebenso blieben seine Beziehungen zur Weiblichkeit, dank seinem Mangel an Draufgängertum, ziemlich ungefährlicher Art. Für Simon Tempe war

nach wie vor die Friedrichshöhe der natürliche Mittelpunkt der bekannten Erde. Alle Regungen und Träume seines Lebens flogen immer wieder, wie die Eisenteile sagenhaft verlorener Schiffe, diesem unüberwindlichen Magnetberge zu.

Er hatte sich als Rekrut zur Untersuchung stellen müssen, war aber wegen seines zarten Körperbaues freigekommen. Auf dem Schützenhause, keine tausend Schritt von der Schlackenburg, wurde sein Los entschieden. Vielleicht hätte das Soldatenleben einen andern Menschen aus ihm gemacht. Wer kann das wissen? Doch er empfand eine ungeheure Erleichterung. Während die Assentierten, mit verwegenen Sträußchen geschmückt, in echter oder erzwungener Fröhlichkeit die enge Bergstraße hinunter und durch die Badeanstalt zogen, singend, juchzend, schritt Simon als ein Freier stumm nach seinem weltfernen Kolchis. Und nie mehr betrat er die Räume des Schießhauses, in denen er so furchtbare Stunden der Ungewißheit erlebt hatte.

Er ging auf den runden roten Turm der Schlackenburg zu. Gesänge und Juchzer verhallten im Grunde. Drüben das Mittelgebirge, der März im Knospenwalde mit blauen Buschblümlein, die Freiheit ... Er konnte gehen, wohin er wollte. Niemand war Herr über Simon Tempe. Immer eigensinniger verspann er sich in sein persönliches Leben.

Um diese Zeit erschien Herr von Preißl auf der Franz-Friedrichs-Höhe.

Herr von Preißl war, wie man jetzt erfuhr, der Besitzer des Schlößchens und der Villa Aurora. Diese blieb im bisherigen Zustande, nur der alte Gärtner, der inzwischen taub und gichtisch geworden war, bekam eine Pension und einen Nachfolger. Das Schlößchen richtete sich Alfons von Preißl in Gemeinschaft mit seiner Tochter Amanda, von deren Schönheit wilde Gerüchte durch die Stadt flatterten, und seinem treuen Diener, dem Nachkommen einer in den Religionskriegen völlig verarmten Adelsfamilie, häuslich und behaglich zurecht.

Alfons Preißl eroberte in gar kurzer Zeit die freundlichsten Gesinnungen der kleinen Berggemeinde, und auch in der Stadt, mit deren Adelskolonie ihn verwandtschaftliche Beziehungen verbanden, wurde er sehr rasch zu einer volkstümlichen Erscheinung. Jeder mußte diesem rosigen Gesicht mit dem weißen Henriquatre die vollständigste Harmlosigkeit des Charakters ansehen. Spötter nannten ihn wohl dumm, ungebildet und etwas täppisch. Denn er war ohne Arg, sprach alles aus, was er dachte, erzählte jedem sein eigen Leid, wie ein Kind mit anschmiegenden Gebärden nach Teilnahme heischend. Er lebte von seiner Frau geschieden, und das war so zuwege gekommen: Herrn von Preißl ging es nimmer ein, daß sein unschuldig-treuherziges Wesen einer hochstrebenden Lebensgefährtin etwa nicht genügen könnte. Er hing dem schönen Weibe mit Bernhardinertreue an und fand es auch ganz in der Ordnung, daß sein Jugendfreund Baron Kießling das Ehepaar auf seinen Reisen begleitete. Einst hielt sich die kleine Gesellschaft in Salzburg auf. Alfons langweilte sich, denn es regnete grausam, und er konnte nicht einmal seine sinnig-altschulmäßige Landschaftsmalerei betreiben. Dieses Konterfeien der Natur und ein ursprüngliches Musikempfinden waren die einzigen Kunsttriebe, die aus seinem Inneren an den Tag strebten. Aber Frau Preißl hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Nonnberg zu besuchen. Da entschied ihr Gatte also: „Wißt was, schaut's euch in Gottes Namen den langweiligen Nonnberg an; ich fahr' voraus nach München, da hab' ich Bekannte. Übermorgen erwarte ich euch in den ‚Vier Jahreszeiten'." Alfons Preißl wartete vergeblich! Er bekam einen Brief aus Wien, in dem Frau und Freund ihn um Verzeihung baten: doch sie hätten ihr Herz entdeckt, auf dem Nonnberg sei es über sie gekommen wie eine göttliche Offenbarung; sie gedächten seiner in treuer Zuneigung, aber ihre Liebe sei stärker als alles andre; falls er Genugtuung verlange, würde der Freund sich ihm stellen. Zuerst war Alfons außer Fassung; schluchzend zeigte er den tödlichen Brief seinen Münchner Bekannten. Der eine riet das, der andre jenes; endlich beruhigte er sich bei dem Entschluß, gar nichts zu tun und die Dinge ihren Weg gehen zu lassen. Frau von Preißl kam nicht wieder; so wurde denn zuletzt die Scheidung durchgesetzt. Das Töchterchen Amanda hatte man, wie es Rechtens war, dem schuldlosen Vater zugesprochen.

Er reiste dann noch einige Jahre in der Welt umher, in ewiger Furcht, den beiden



Ungetreuen irgendwo zu begegnen. Endlich faßte er den Entschluß, auf dem alten Besitz seiner Familie den traumhaften Rest eines unbeschäftigten Daseins hinzubringen. Die Franz-Friedrichs-Höhe war schon zu Lebzeiten von Preißls Eltern ein gemiedenes Heim, das man im häuslichen Kreise kaum noch zu nennen wagte. Denn es hatte sich dort ein Unglück ereignet, das die Familie Preißl zu unstetem Leben hinausgezwungen und als furchtbare Erinnerung überall verfolgt hatte. Aber jetzt, nachdem ihn seine Frau und sein Freund betrogen, verlor jene alte Geschichte jede Bedeutung für Alfons. Gegen dieses lebendige Leid war der ferne und schreckliche Todessturz seiner jungen Schwester nur eine schattenhafte Legende. Alles war ihm jetzt gleichgültig geworden. Er lebte nur noch ein verkindischt leibliches Leben. Aß gern gut, malte, spielte Volkslieder aus dem Gedächtnis, war häufig als vergnügter Gast bei Damenkaffees zu finden. Da saß er denn oft als der einzige Herr; denn ein Umgang mit Frauen schien ihm Bedürfnis; aber jegliches Begehren war erloschen. Seine schöne kalte Tochter beherrschte ihn mit königlicher Lässigkeit.

Die Nachbarn — denn zwischen der Villa Aurora und Kolchis ging nur ein breiter Feldstreifen hin, der dort, wo er sich den Klingsteindomen des Mittelgebirges entgegensenkte, den wunderlichen Kastenaufbau des babylonischen Turmes trug — die Nachbarn Simon Tempe und Alfons von Preißl also wurden schon in den ersten Jahren der neuen Besiedlung des Schlößchens gute Freunde. Zwei Kinder kamen da zusammen, eins von noch nicht fünfundzwanzig und eins von mehr als fünfzig Sommern; einer, den die Welt verwundet hatte, und ein andrer, der sie noch gar nicht kannte; alle beide aber beseelt von dem weichlichen Wunsche, still zu sein und wie die Pflanzen zu grünen. Wenn sie nur ihre Ruhe hatten und ihr regelmäßiges Leben, dann mochte die Welt sich auf den Kopf stellen. Ein Promenadenweg lief schnurgerade unterhalb der wuchernden Vorterrasse des Turmes von einem Grundstück zum andern. Dort trafen sich die beiden fast an jedem Tage. Es war der allerschönste Punkt des weiten Geländes und eben darum den meisten Badestädtern und ihren Kurgästen so gut wie unbekannt. Der Zug der Kegeldome ging lächelnd im Südosten hin: zu manchen Stunden waldschwarz, so daß man die Tannen am steilen Abhang des Großen Klotzbergs zählen konnte, an andern nebelhaft blau, immer jedoch in vornehmer Entfernung vom trüben Gedränge der Alltäglichkeit. Der nähergipfelnde Ruinenberg mit seinen Eichen, drunten das dunkle Viereck der Fasanerie, die zwei runden, spielzeugartigen Linden oberhalb der Bergschenke — wie waren diese Haine und Höhen in stetigem Wechsel neu und bezaubernd! Auf der Promenade unterhalb des babylonischen Turmes tauschten Simon und Alfons ihre Gedanken aus. Der Jüngling mußte gar oft die Schwäche, das zitternde Anlehnungsbedürfnis des alternden Freundes belächeln.

„Nur freundlich müssen die Menschen sein," pflegte Herr von Preißl auszurufen; „was sie sich denken, ist mir gleich. Ich muß lachende Gesichter sehen, gute und lustige Reden hören. Meine Tochter freilich ist andrer Ansicht. Die sagt: Trau' keinem Menschen, Papa, aber genieße dabei dein Leben! ... Ich kann nun wieder mein Leben nicht genießen, wenn ich mir nicht einbilden darf: die Menschen sind gut, die Menschen haben dich gern."

Die Berührungen zwischen Amanda und Simon blieben vorläufig ganz auf gesellschaftlichem Boden. Wohl hatte ihn die antike Pracht ihres rotblonden Kopfes ästhetisch befriedigt; ja, mit geheimen Schauern hatte er sich überzeugen müssen, wie sehr sie dem Kinde Amanda auf jenem Gemälde ähnlich schien. Er hatte schon einigemal das Verlangen empfunden, mit Herrn von Preißl über diese Ähnlichkeit zu sprechen; aber der Gedanke, daß vielleicht der Knabe des Bildes ein verstorbener oder irgendwie mißratener Sohn seines Nachbars gewesen sein könnte — denn dieser sprach stets nur von der Tochter, nie von einem andern Kinde —, erregte sein Zartgefühl und dämmte die Neugier zurück. Heute aber entfuhr es ihm plötzlich, daß er fragte, warum das schöne Doppelbildnis nicht ins Schlößchen hinübergebracht worden sei; Fräulein von Preißl habe schon auf jenem Kindheitsporträt die wunderbar klassischen Züge ...

„Das ist ja gar nicht meine Tochter," unterbrach ihn Preißl, „obwohl sie ihr in der Tat sehr ähnlich sieht. Lieber Freund, Sie haben da eine recht traurige Geschichte



zum Leben erweckt! Aber nun muß ich sie wohl erzählen. Das Mädchen war meine Schwester, auch sie hieß Amanda. Und der Knabe — Sie werden es kaum glauben wollen — der hübsche Knabe Daphnis bin ich. Ja, aus so einem lieblichen Schäferknaben kann solch alter Konfusionsrat werden, mit einem Bauch und spärlichem Weißhaar auf dem müden Schädel. Meine arme Schwester — das war eine entsetzliche Geschichte! Wir hatten immer schon die dumme Leidenschaft gehabt, dort in den abschüssigen Gärten zu spielen, die zur Mühlgasse drunten gehören. Es geht aber seit Jahren kein Mensch mehr hinein. Eines Tags nun spiel' ich mit Manda Haschen — sie jagt quiekend auf den Zickzackwegen immer tiefer herab — kann sich nicht mehr aufhalten — dicht bei einer kleinen schwankenden Birke war's, ich seh' sie noch heute — auf einmal ist Manda verschwunden! Und dann lag sie mausetot im Hofe des Fleischers Hahneberger ... ihr Kopf war zerschmettert ... Nun, deswegen haben wir ja damals die Franz-Friedrichs-Höhe verlassen, und meine Eltern sind nie mehr dahin zurückgekehrt." Preißl wischte sich die Augen. Dann schwenkte sein Gemüt um: „Ob meine Tochter daran gedacht hat, heut' Apfelstrudel zu machen? Wollen Sie nicht mit uns essen? Sie versteht sich ausgezeichnet auf Apfelstrudel!"

Simon Tempe bedankte sich. Ihm sei nicht ganz wohl.

„Ja, Sie sehen auch ein wenig blaß aus, fast wie der Apfelstrudel beim Walzen ... Na, auf Wiedersehen, lieber Tempe!"

Simon hatte nun die Empfindung, als müsse er Amanda Preißl aus dem Wege gehen. Sie erschreckte ihn, als ein lebendes Zeugnis für die Wirklichkeit jener Kinderbegegnung in den Sieben Gärten.

Er dachte mit Schaudern an den brunnentiefen Hof des Metzgers Hahneberger, in dessen Schatten die geschlachteten Schweine zu hängen pflegten. Dahinab war also die kleine arme Manda gefallen. Und gerade an derselben Stelle mußte ihm damals das rotlockige Kind erschienen sein.

Am Rande einer so entsetzlichen Erinnerung, gegenüber der niederen weißen Mauer, die jene Sieben Gärten vom Spaziergang trennte, da lebte diese Amanda sehr fröhlich und sprach ihr breites Egerdeutsch und buk Apfelstrudel. Wie ihre Tante, ihr Ebenbild, als Kind geendet, das war ihr vollkommen gleichgültig. Vielleicht wußte sie es nicht einmal.

Diese Gefühllose, diese Marmorbraut!

Braut? Wessen Braut denn wohl? zuckte es dem jungen Manne durch die Seele. Wie kam er auf das Wort Braut? Er hatte sich aufgemacht, in den Teichen unterhalb des Ruinenberges eine besondere Schwimmkäferart zu erfischen. Die grüntrüben Spiegelplatten streckten sich müde in ihren roten Sandsteinschalen aus. Weidengestrüpp stand zwischen feuergelber Wand und dunklem Sumpfgras. Unken stöhnten in der Kuhle, darüber zitterten Sonnengluten; die Wasserspinnen rannten auf dem singenden Abgrund hin und her.

Simon Tempe vergaß seine Jagd. Er blickte aus der einsamen Sandkuhle hinüber auf das blaue, im Duft aufgebaute Vulkanreich der Kegelberge, und plötzlich sah er rechts über hängenden Birkenhainen das Schlößchen neben der Villa Aurora stehen.

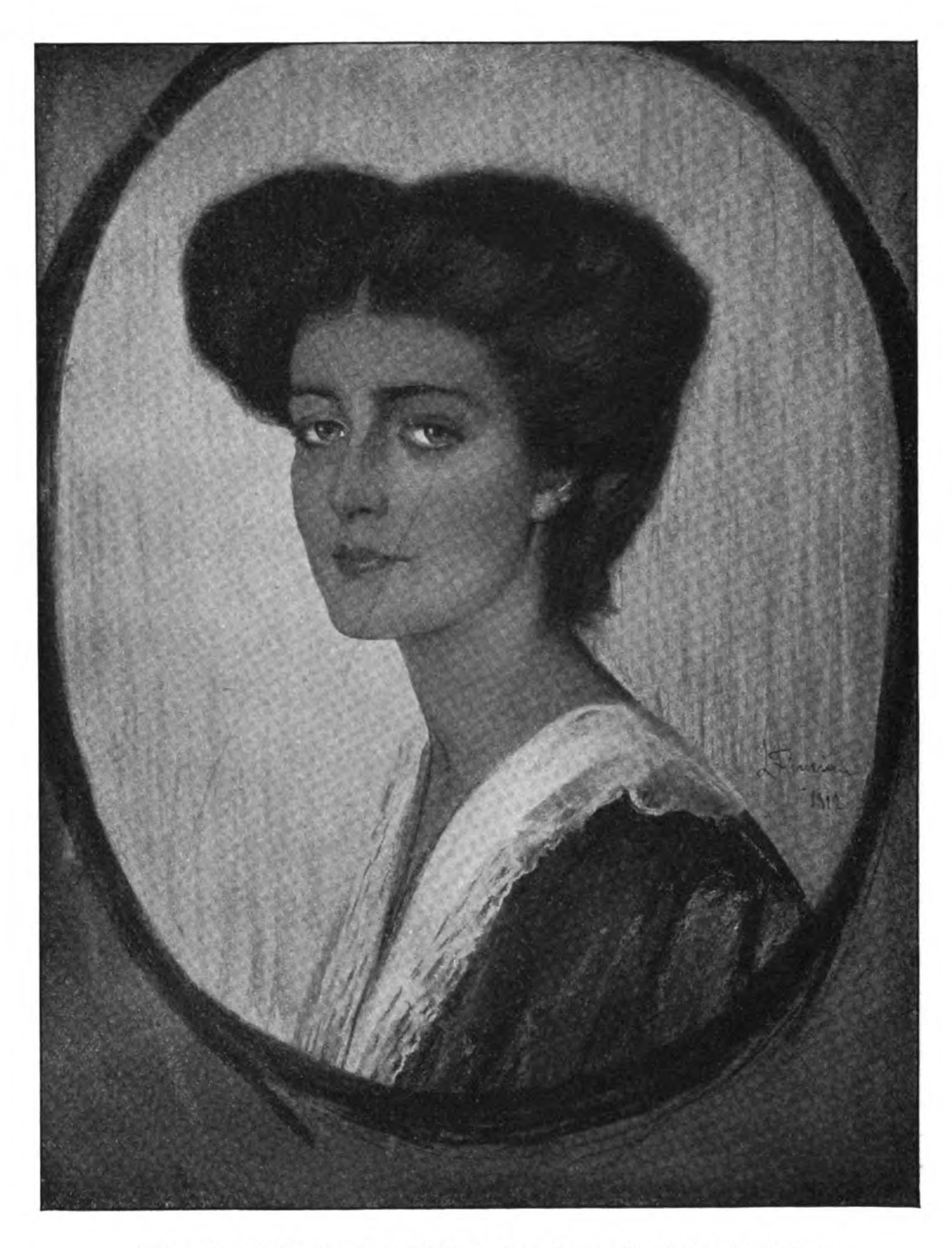
Sonnenurkraft formte mit einem Male das marmorne Gedächtnisbild Amandas zu etwas Lebenglühendem, Liebeverlangendem, der Erfüllung Entgegenreifendem — zu einem edelgestalteten Weibe, an dem seine unverbrauchte Jugend sich entzünden konnte.

Er sah sie überdeutlich vor inneren Blicken. Etwas zu klein und zu gedrungen erschien freilich ihre Gestalt für die seltene Schönheit des Hauptes, in dem große graubraune Augen ruhig flammten. Von der Schwindelgewalt des Gespenstischen war er hundertmal in seinen Träumen zum Gesundalltäglichen, Lieblichfrischen hingeflohen. Nun tat er wieder so: flüchtete sich von der fernen Erscheinung jenes unglücklichen Mädchenkindes zu ihrem Gegenbild, der neuen Amanda, der derb-gesunden, die Apfelstrudel buk und am Rande böser Vergangenheit das Leben bejahte.

Er wähnte, Amanda Preißl zu lieben, die Tochter seines freundlichen Nachbarn. Aber es war nur eine Wallung sommerlicher Sehnsüchtelei. In diesem Gefühl tanzten keine Sterne.

Über See waren die Eltern des Simon Tempe in dieser Zeit bald nacheinander gestorben, und es bedurfte nur noch einiger Förmlichkeiten, um den jungen Mann zum rechtmäßigen Besitzer des kleinen Gutes Kol-





Lattanzio Graf Firmian: Bildnis der Baronesse Anita Christiani.

chis und der Schlackenburg zu machen. Sollte er seinem Freunde Preißl beichten, bevor er Amandas sicher war? Davor scheuten alle Fühlfäden seines Wesens. Gewiß würde Preißl ihn mit freudiger Bereitwilligkeit als Sohn umarmen, denn es gab für diesen bequemen Liebhaber seiner Gewohnheiten nichts Gefälligeres als diese Heirat. Die Tochter ging nur übers Feld am babylonischen Turm vorüber von einem Haus ins andre. Sonst könnte alles bleiben, wie es vorher gewesen.

Preißls glaubte er also sicher zu sein. Aber wie er jemals den Aufschwung würde nehmen, der Eigentümerin des klassischen, von rotem Gold umkränzten Kopfes seine Erklärung zu machen, das wußte er allerdings noch immer nicht.

Er wollte es den äußeren Umständen anheimgeben. Und die leiteten ihn gut.

Eines Abends fand er sich wieder einmal zum Tee ein, vom freundlichen Nachbar gebeten; doch Amanda war allein zu Hause. Ihr Vater war auf einem Damenkaffee drunten in der Stadt.

„Mir ist die Sache zu fad," sagte Amanda, indem sie dem Besucher nach damals aufkommender englischer Sitte gar unerotisch die Hand schüttelte. „Du bist wie eine alte Stiftsdame, Papa — das hab' ich ihm schon oft gesagt. Dann lacht er nur: ‚Es muß halt jeder nach seiner Fasson selig werden!'"

Sie befanden sich in einem der Hofzimmer. Amanda hatte diesen Raum als Empfangssalon und „Plauschwinkel" gewählt; dem Vater war er zu schattig, zu düster. „Hier kriegt man's Gruseln," pflegte er zu sagen, „außer wenn spät abends die Lampe anzunden is."

Es dunkelte schon mit Macht, obwohl draußen die Gärten noch hellsommerlich dalagen; denn die hohen Kastanien, die schwarzlaubigen Rüstern schienen alles in sich hineinzusaugen, was noch an spärlichem Licht aus dem Westen herübersickerte. „Kommen Sie," lud ihn die Herrin des Gemaches ein, „rücken Sie auch ihren Sessel an die Fensterbrüstung. Es plaudert sich so schön beim Gurgeln und Purren des alten Brunnens. Der Papa mag ihn nicht hören; wenn er kommt, muß die Lampe herein, und die Fenster will er dann gleich zuhaben."

So sprachen sie denn in die murmelnde Laubnacht des Brunnenhofs hinaus, und Simon wurde mutiger, da er Amandas Marmorhaupt nicht mehr ganz deutlich wahrzunehmen vermochte. Zuweilen nur glänzte noch ihr Haar auf. Nachtfalter schwirrten über den Köpfen des Paares. Irgendwie kam das Gespräch, wohl durch Simons Bemühen, auf Schmetterlinge als Sinnbilder ewiger Wiedergeburt. „Man möchte mitunter an so etwas glauben," sprach die Schöne nachdenklich langsam. „Sie werden mich auslachen, aber manches Mal denk' ich mir so in meinem Sinn: Warst du nicht schon einmal da? Und wissen Sie, wer ich dann glaube gewesen zu sein?"

Er dachte sich's, schauderte leicht und schwieg.

„Ich will es Ihnen sagen: meine Tante Amanda. — Wie komisch," fuhr sie nach einer Weile fort, „eine Tante gehabt zu haben, die eigentlich nie meine Tante war, weil sie doch niemals herangewachsen ist! Nicht wahr, das ist seltsam? Dies Kind, das sich drüben aus einem der Sieben Gärten zu Tode fiel, das mußte doch irgendwie fortleben, nicht? Nun, manchmal denk' ich, dieses Kind sei ich selbst gewesen."

Wie wundervoll schien ihm Amanda, wie neu und tief! Er hatte ihr ein Unrecht abzubitten. Und heute, in der warmwebenden Nacht, erschien ihm alles das als selbstverständlich, was ihn sonst erschreckt hatte. Nichts Marmorbräutliches störte ihn mehr an Amanda. Sie zog ihn an wie ein weicher, dunkler Abgrund in Träumen, in denen es kein Gesetz des Falles gibt. „Dann bist — dann sind Sie mir schon als Kind begegnet." Und er berichtete in fliegendem Geflüster das traumhafte Erlebnis in jenem Garten, das ihm plötzlich so nahe kam, als hätt' es sich gestern vollzogen.

Sie sagte einfach: „Ich selbst bin nie in jenen Gärten gewesen. Und zu jener Zeit war ich Zögling in einem Kloster."

Er hob sich empor im Dunkel und wagte zwei unbewußte Schritte zu ihr hinüber. Eine schwärmende Trunkenheit besaß ihn. Er nahm ihren göttlichen Kopf zwischen seine Hände und küßte sie auf den Mund.

Jetzt wird sie mir einen Schlag ins Gesicht geben, dachte er, indes er sich herabneigte.

Doch so Schlimmes geschah nicht. Die kühlen, doch sehr menschlich gesunden Lippen erwiderten sanft den längst erwarteten Gruß.



„Ist dir nicht unheimlich?“ lachte sie einige Augenblicke später. „Du liebst eine Frau, die nur um ein Jahr jünger ist als ihr eigner Vater!“

Er küßte sie noch einmal: „Ich liebe beide Amanden. Ich liebe dich in ihr und sie in dir, Geliebte!“

Ein grauer warmer Vormittag. Die Verlobten schickten sich an, in den Schloßgarten zum Kurkonzert zu gehen. Auf dem flachen Gelände der Franz-Friedrichs-Höhe, das sie hier überschreiten mußten, begann man damals schon Spaziergänge anzulegen. Auf einem dieser rötlichen Porphyrsandpfade kam dem jungen Paar Herr Benignus Gruner, Chorregent der Dekanalkirche, entgegen. Amanda hatte ihn noch nie gesehen.

Simon war an Gruners Erscheinung schon seit Jugendtagen gewöhnt. An diesen fast mächtigen, jedenfalls bedeutenden Künstlerkopf mit dem etwas vernachlässigten aschblonden Lockenhaar, wie an den kleinen und verwachsenen Körper, der unter diesem siegfrohen Musikerhaupte die Wege der Badestadt wandelte.

Fröhlich schwang Benignus Gruner den ungewöhnlich hohen Röhrenhut, in seiner Bewegung lag es wie ein Glückwunsch. Kaum waren sie vorüber, da brach es wie empörtes Staunen über Amandas Lippen: „Das ist ja ein gräßlicher Mensch! Er hat mir die Laune ganz und gar verdorben! Dieser eitelblickende Kopf, wie tief er in den Schultern drinsitzt! ... Nein, solche Leute sollte man ausrotten, sie verschandeln die freundliche Erde!“

„Das ist nicht sehr christlich empfunden,“ erwiderte Simon mit so viel Entrüstung, als seine Bräutigamsstimmung ihm eben erlauben mochte. „Mein Freund Gruner ist ein trefflicher Komponist und ein sehr ehrenwerter Mensch. Ich kenne viele Leute mit geradem Rücken, die nicht wert sind, ihm die Stiefel zu besohlen. Und was seine vergnügte Siegermiene anbelangt — ist es nicht schön eingerichtet, daß so ein armer Kerl noch imstande ist, sich zu bewundern?“

Im Inneren sagte sich Simon Tempe, daß man Amanda nicht zu streng verurteilen dürfe; ihre erste Kindheit hatte sie auf dem Lande verbracht, dort hat man kein Erbarmen mit Gezeichneten.

„Danke für die Lektion,“ sagte sie gutmütig. „Es war mir nur fatal, daß wir bei unserm ersten offiziellen Spaziergang gleich auf einen Buckligen stoßen mußten. Wir wollen also lieber nicht in den Schloßgarten gehen. Schau, da steht ja die Pforte zum babylonischen Turm offen! Das war noch nie der Fall.“

Froh über die Ablenkung und selbst von einiger Neugier getrieben — denn auch er war niemals auf dem Turm gewesen —, schwenkte Simon nach links, und sie schritten wie zwei auf Abenteuer erpichte Kinder über den roten Sandplatz, der hier vor dem fahlen, phantastischen Bauwerk ausgebreitet war.

Im untersten Raum, einem leeren fabrikartigen Saal, führte eine Steintreppe zum nächsten Stock hinauf. Dieser war in kleinere Zimmer eingeteilt; aber sie waren sämtlich verschlossen. Eine Art Leiter stieg hier im Mittelraum empor zur schwindelnden Höhe der Turmbekrönung. Keuchend trugen die zwei ihre Schritte auf die Holzgalerie, die den obersten Würfel der klotzigen Pyramide im Viereck umgab. Sie schauten aus: zuerst auf die Villa Aurora mit den Pappeln am Eingang, dann auf die Rückseite des Schlößchens, wo der Diener Wilhelm von Radschitz eben an Herrn von Preißls adonisblauem Ausgehrock herumbürstete. Nun wollten sie vom Nordgebirge weg nach der Schlackenburg hinübergehen. Da geriet die Landschaft mit einem Male in Unordnung. Die Kegelberge schoben sich im Raume hin und her, der alte Ruinenberg wackelte mit seinen dicken Eichen, und das Übelste: der Holzboden des Umgangs begann unter den Füßen dieses Menschenpaars zu beben. Ein fürchterliches Geräusch arbeitete knisternd im Fachwerk hinter ihnen. Jetzt rollte ein brummendes Donnern tief unter den Grundlagen des Turmes hin.

Amanda und Simon wagten nicht, sich an das Geländer zu klammen, doch auch die Wand hinter ihnen schien keinen Halt mehr zu besitzen. Sie faßten sich an den Händen.

„Jesus Maria, der Turm stürzt ein!“ flüsterte Amanda.

„Es wird ein Erdbeben sein,“ beruhigte sie der junge Mann; „aber bei uns sind die ungefährlich. In ein paar Sekunden ist alles vorüber. — Es lag heute so etwas in der Luft,“ fügte er mit blassem Lächeln hinzu.

Sie antwortete nicht. Sie schien zu beten. Indessen verhallte der Donner, und das Ge-

lände stand noch wie früher. Die Gegend rückte sich wieder zurecht. Noch immer freilich zitterte das leichtgezimmerte Werk, und hier und dort knackte etwas in den Mauern.

„Nun hör' mich an, Simon," sprach Amanda, die wieder ganz ruhig geworden war. „Wir müssen hinuntersteigen, davor bewahrt uns kein Gott. Vielleicht wird der Turm dabei zusammenstürzen. Sollte ich nun verunglücken und ein Krüppel werden wie dein Benignus, dann geb' ich dir dein Wort zurück ..."

„Amanda!"

„St! Sprich leise, Simon. Passiert dir etwas, so will ich deine Pflegerin sein. Gehen wir beide zugrunde, dann ist die Sache eh' erledigt."

„Wenn wir aber beide davonkommen ..." Simon raunte das in kaum hörbarem Tone.

„— — Dann? Ich werde dir's unten sagen."

Langsam wagten sie den Abstieg. Die Leiter stand noch. Aber Kalk und Mörtel rieselte ohne Unterlaß von den Mauern, oftmals polterten auch ganze Brocken in den Turmschacht. Endlich erreichten sie den Raum mit den vielen Türen. Dann die steinerne Treppe. Zuletzt den öden Saal, dessen Scheiben zersprungen waren. Aufatmend betraten sie den roten Sand des Vorplatzes. Der schien noch immer zu beben, ängstlich knirschten seine groben Körner unter ihren hastigen Füßen. Die Fallweite des Turmes war endlich, endlich überschritten.

„Nun, Amanda," begann Simon, „wir haben ..."

„Bitte, lassen Sie mich jetzt allein." Sie sagte es mit sonderbar heiserer Stimme. Dann gab sie ihm eine kalte Hand. „Nicht böse sein. Es kommt eben nach. Lebe wohl, Simon Tempe."

Also gingen sie auseinander.

Simon Tempe mußte am selben Nachmittag eine ziemlich eilige Reise antreten, da seine persönliche Anwesenheit in der Hauptstadt des Nachbarlandes, aus der seine Eltern stammten, nötig geworden war. In der Stadt drunten erfuhr er die Ursache des Erdbebens. Es war weder tektonischen noch vulkanischen Ursprungs. Im Johannisschacht war es zu einer vernichtenden Explosion gekommen. Siebzig Bergleute waren getötet, viele bedenklich verletzt. Die kleine Badestadt war im Fieber.

Zum ersten Male hatte die neue Macht, die drunten im breiten schimmernden Tal ohne Aufenthalt vordrang, dumpf und ruchlos in Simons Leben hineingegriffen.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand nur ein leichtes Wölkchen im milden Blau des badestädtischen Sommerhimmels. Dies Wölkchen kam aus Westen, aus der Wetterecke des breiten Tals. Dort hinter dem Galgenberge waren bei einem Orte Hohndorf oder Hundorf eine große Anzahl von Kalköfen entstanden. Wehte nun der Wind aus der westlichen Ecke, so beklagten sich die Kurgäste über Verschlechterung der Luft. So feine Nasen hatten die Leute von dazumal. Es gab noch kein Kohlenbergwerk, keinen Fabrikschornstein im ganzen weiten Umkreis der Hügel und Berge.

Das Tal zog als muldenartige Fläche zwischen hohen Gebirgen hin. Von Nordost nach Südwest lief ein altes erzreiches Bergland, schier wandsteil herniederfallend; ihm gegenüber bauschte sich ein mächtiger Basaltzug, aus dem wundervoll geformte Klingsteindome brachen. Dem war ein sanfteres Hügelland aus rotem Porphyrsand vorgeschoben; am Fuße seiner Ausläufer, zu denen auch die Franz-Friedrichs-Höhe gehörte, sprangen die Thermen, ein tausendjähriges Geheimnis, einst aus dem Sumpfland durch weidende Schweineherden emporgewühlt. Und in der bequemen Breite zwischen Sandstein und Erzgebirge dehnten sich in unerschöpflicher Stärke die Flöze der braunen Kohle aus.

Dieser Schatz begann in den nächsten Jahrzehnten lebendig zu werden. Hier und da wurde ein Bauer über Tag zum Millionär. Die Schachtenburgen mehrten sich: Sankt Wenzeslaus, Frauenlob, Unverhofft Glück, Guter-Hoffnungs-Schacht, Heriberts-zeche, Leonoren-Tagbau, und wie sie alle heißen.

Zwar fürchtete man schon damals für den Frieden der Landschaft, die Reinheit der Luft, die Zukunft des Bades. Allein wie der tief erregten Erwerbslust Schranken setzen? Die „Schwarzen" oder „Kohlenmurxer", wie sie in der Kurstadt genannt wurden, hatten das Geld und die Macht der Gesetze für sich.

Die Felder begannen ihre Gestalt zu verändern; einmal versank ein Bauer mit seinem Pfluge. In der Mitte des Tales stand ein grünender Eichenforst. Allmählich nahm dieser Wald ein merkwürdiges Aussehen an. Überall düsterten kreisrunde, trichterartige schwarze Tümpel, die man vorsichtig auf schmalen Pfaden umgehen mußte. Solche Teiche und Tümpel bildeten sich auch anderwärts, mitten im Korn oder auf niedrigen Sandhöhen. Sie waren voll schwarzgrünen Wassers; der Volksmund taufte sie fälschlich „die alten Schachte"; Kinder, die darin zu baden wagten, kehrten nicht immer ans Ufer zurück.

All das hatte Simon nie gekümmert, vielmehr gefiel ihm die Romantik der fern murrenden Schachtwelt; die Miniaturmaschine der Zweigbahn, das Poltern der Hunde, die schlanken, denkmalartigen Holztürme, die Luft in Gänge und Stollen pressen sollten, die vielen lockenden Lichter, die nachts das Land wie Sterne bevölkerten. Er wähnte sich geborgen auf seiner reinen Höhe, in seinem Reich.

Indessen umklammerte der schwarze heißhungrige Kobold schon auf drei Seiten die zierliche Thermenstadt. Nur auf der vierten Seite, wo der gelbrote Sandstein anstand, herrschte scheinbar noch Sicherheit. Ein Teil der Stadt war, wie eine unheimliche Hiobskunde raunte, durch die Kohlengruben unterwühlt. Doch die obere Hälfte ruhte fest auf ihrem Grunde von porphyrischem Sandstein.

Wie aber stand es nun um die Quellen, um die weltbekannten Thermen, von deren Heilkraft die Bürgerschaft lebte? Noch war ihre Stunde nicht gekommen. Dafür verband sich bereits ein Bruchteil der seßhaften Patrizier dem gewinnverheißenden Unternehmertum. Aus fremden Städten kam zweideutiger Zuzug. Und slawische Bergarbeiter wanderten, in der Hand den blechernen Kaffeetopf, über das aufgerissene Brachfeld. Jede Woche fast wurde der Grundstein zu einer neuen Fabrik gelegt. Das Antlitz der Gegend hatte sich verändert.

Über vierzehn Tage hielt der Drang unabweisbarer Geschäfte den jungen Simon in der Fremde zurück. Er schrieb möglichst oft an Amanda. Doch nie kam eine Antwort. Tief beunruhigt, versuchte er sich das Ausbleiben der Briefe durch ein Ungeschick der Post zu erklären.

In einer Nacht ohne Sterne kam er an und wollte gleich am Morgen hinüber ins Schlößchen eilen; da begegnete ihm am Eingang der Schlackenburg Alfons von Preißl. Seine Kleidung war unordentlich, sein Gesicht vom Weinen geschwollen.

Simon Tempe erschrak über alle Maßen: „Was ist geschehen? Ist sie — krank?"

Herr von Preißl schüttelte das unbedeckte ratlose Haupt. „Sie ist nach P. gefahren. Auf Besuch, wie sie sagte. Hat ja immer ihren eignen Kopf gehabt, weißt, grad' wie ihre Mutter. Von dort aus schreibt sie dann: sie sei im Kloster, bei den Ursulinerinnen. Will dort eintreten. Tut es auch!"

Simon würgte es in der Kehle.

„Sie hat damals auf dem Turme der Mutter Gottes gelobt: wenn ihr beide heil davonkommt, will sie Klosterfrau werden. Und du kennst ihren Willen. Oh, der ist so hart und eisern! Wir beide können nicht dagegen an, mein armer Tempe!"

Die zwei Willenlosen bebten in einer traurig-lächerlichen Umarmung. Man hätte es für die brüderliche Verschlingung zweier Zechbrüder halten können. Dann schwankten sie Arm in Arm übers Feld, gebrochen durch den Eigensinn eines starkmütigen Mädchens.

Dies war nun freilich nicht die einzige Liebeserfahrung Simon Tempes. Aber was er sonst in derlei Dingen erlebt haben mag, gehört nicht in diese Geschichte. Niemals raffte er sich auf — soviel möge hier nur vermerkt werden —, die große Liebe zu suchen, die nicht zu ihm kommen wollte. Er wähnte wohl, eines Morgens werde das Glück in der Tür stehen, eine Märchenkönigstochter, barfuß, im langen Hemd, Blumen im Haar, und zu ihm sagen: Da bin ich.

Aber solches traf nicht ein, und so ist Simon Tempe auf Kolchis und Schlackenburg einsam geblieben.

Herr von Preißl konnte die grundlose Weltflucht seiner Tochter nicht verwinden. Er begann rascher alt zu werden, vernachlässigte sein Äußeres, trotz aller Ermahnungen des treuen Wilhelm, der ihm täglich sagte: „Herr Baron, wer aufhört an sein Krawattl zu denken, der denkt bald an gar nichts mehr."

Auch die Damenkaffees, die unschuldigen Spielpartien waren ihm auf einmal „zu fad" geworden. Er kränkelte, und man wußte nicht recht, welcher Art sein Leiden war; die Ärzte rieten ihm den Süden an.

An einem trüben Nachmittag im Februar verließ Preißl die Franz-Friedrichs-Höhe. Auf dem Bahnhof ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der so recht die seelische Zerrüttung des beklagenswerten Mannes enthüllte.

Preißl saß fiebernd im Wartesaal, da erblickte er draußen eine große Schar von Bekannten, meist Damen, die gekommen waren, ihm Lebewohl zu sagen. Er stürzte zur Glastür, die auf den Steig hinausging, aber der Schaffner hatte sie noch nicht aufgeschlossen. Da rüttelte Herr von Preißl in wilder Aufregung an der Klinke und schrie: „Der Zug wird gleich kommen, und ich kann nicht fort! Aufmachen! Aufmachen!"

Als aber dann der Zug einfuhr und seine alten Freundinnen ihn noch einmal umdrängten, erfaßte ihn plötzlich ein unsagbares Grauen vor der Bahnfahrt; er wollte die Abreise durchaus wieder aufschieben, bis ihn Wilhelm von Radschitz mit sanftem Nachdruck in ein kanariengelbes Abteil erster Klasse setzte, um dann noch in raschem Lauf die dunkelgrüne Zweite zu erreichen.

Simon sah seinen Freund und Nachbar nicht wieder. Alfons von Preißl schleppte sich noch eine Zeitlang an der Riviera herum; dann erlag er einem allgemeinen und unaufhaltsamen Verfall seiner natürlichen Kräfte.

Simon Tempe verspann sich ins Innere seines Lebens. Tausend Wissenschaften gab es, in die man sich vertiefen konnte. Wohl hätte eine Million Jahre nicht gereicht, um einen alles zu lehren, was wissenswert sein mochte. Er trieb unter anderm Sinologie, übersetzte des Konfuzius Werk „Geschichte des Fürstentums Lu" ins Deutsche; dann ergab er sich chemischen Versuchen und versank in der Wiederbelebung vergessener Adeptenkunst.

Drunten aber sann man auf Gewinst, auf immer wachsenden Reichtum. Erbittert rangen die Schützer der Thermen mit den Kohlenwerksbesitzern. Es kam — ich war damals auf der Schule in Wien — die entsetzliche Katastrophe des Jahres 1879. Rücksichtslos hatten sie vom Unverhofft-Glück-Schacht einen neuen Stollen getrieben — da auf einmal ergoß sich die empörte Heilflut in die Gänge, verbrühte Hunderte und rauschte dann zürnend in unberührte Tiefen hinab.

Die Badestadt schien vernichtet. Aber ein kühner Ingenieur holte mit kunstreichem Pumpwerk die verlorenen Quellen aus plutonischem Abgrund herauf. Freilich glaubten nicht alle an die Echtheit der mühevoll eingefangenen Therme. Der Ruf des Bades erholte sich nicht wieder.

Dafür blühte die Industrie empor. Schornsteine und Rauch, wohin man blickte.

All das kümmerte Simon Tempe nur wenig. Aber eines Morgens bemerkte er auf der Südseite der Höhe, nicht sehr fern von seinem Lieblingswäldchen, einen schlanken hölzernen Turm.

Dort hatte ein glücklicher Bauer mit Erfolg gemutet. Um den Ruinenberg herum schob sich noch ein Arm des mächtigen schwarzbraunen Flözes. Nun war sein Reich auf allen Seiten vom Feinde eingeschlossen.

Dieser Tatsache gegenüber verschlug es nicht eben viel, daß man den sanften Lindenhügel abzugraben anfing, um eine Ziegelei anzulegen. Die Mittelgebirgssicht war längst durch ein Zementwerk verdorben. Einer der edelgeformten Basaltberge wurde grausam zerstückelt; Simon nahm durchs Fernglas wahr, wie die Schwebewagen an langem Drahtseil auf und nieder flogen.

Eine amerikanische Gesellschaft erwog den Ankauf sämtlicher Basaltberge und ihre praktische Verwertung.

Die neue Mittelgebirgsbahn wurde trassiert; in scharfer Kurve durchschnitt sie den Abhang von Kolchis. Hier hatte Simon Tempe einen köstlichen Blumengarten angelegt. Es war ihm eine Freude gewesen, die seltensten und schönsten Schmetterlinge darin anzusiedeln. Es war ein sicheres Paradies für diese Zauberwesen: denn seit Jahrzehnten hatte Simon aufgehört, Tiere zu fangen oder gar zu töten.

Nun kam die Zwangsenteignung, und der höhnische Pfiff der Maschine bohrte sich in den leichten Schlaf des alternden Eremiten.

Er legte dann dicht unterhalb seines Hauses einen neuen Garten an. Indes er immer schneeiger ergreiste, fühlte er sich von einer heiligen Leidenschaft für die Blumen immer seliger und tiefer erfaßt.



Zierblumen ferner Tage, die von der rohen, kreischenden Gegenwart nicht gekannt waren, beschaffte er mit großen Kosten und säte sie in seinem Garten aus. Heimlich warf er auch solchen Samen in fremden Grund; so brachte er die brennend rote Kardinals-Lobelia, die zartvioletten Schirmkronen der virginischen Götterblume, das kanadische Blutkraut, den grauen Zistus zu neuer Blüte und Würdigung.

Eines Tags ging er in priesterlichem Stolz zwischen seinen Rabatten hin ... Da störte ein überlautes zudringliches Schnurren seine Versunkenheit. Er blickte auf. Durch die Himmel schwamm ein ungeheurer Fisch mit bösem, heimtückischem Kopf: ein lenkbares Luftschiff.

Noch öfter flogen Freiballons über sein neunzigjähriges Haupt. Er beugte sich dann noch tiefer auf seine Blumen herab. Eines Tags wirbelte etwas durch die Luft; er fühlte einen Schmerz an der Stirn und verlor das Bewußtsein. Achtlose Ballontouristen hatten einen Sandsack über den Blumengarten des Greises ausgeleert. Davon erholte sich der Alte nicht wieder. Das einzige Sichere und Reine, der Himmel über uns, hatte also aufgehört, rein und sicher zu sein; auch droben lauerten Feinde, auch von dort herab bedrohte man Simon Tempes Reich.

Er zitterte jetzt, wenn er durch die nickenden Reihen seiner geliebten Blumen schritt. Auf dem platten Gefilde der Franz-Friedrichs-Höhe sollte nun gar ein Flugfeld angelegt werden. Eines Tags würde wohl solch menschlicher Drache in mörderischem Fall auf seine leuchtenden Beete herunterstürzen.

Simons Stunden waren gezählt.

In einer Nacht begab er sich auf die Zinnen des runden Turmes seiner Schlackenburg.

Die singende unbefleckte Pracht der Sterne schlang ewige Reigen im abgründigen Samt des Äthers.

Er blickte zu ihnen auf. Unter allen diesen roten, blauen, grünen und weißen Sonnen mochte doch eine sein, die friedvollere Planeten in ruhigem Kreis erwärmte. Dort war auf irgendeiner glücklicheren Erde die Zivilisation vielleicht noch nicht so weit fortgeschritten; dort konnte nur etwa ein Blitz Kronions aus der Wolke fahren, nicht aber der Sandsack eines Lufttouristen oder die Bombe eines Kriegsaviatikers.

Er lehnte sich tief zurück in seinen Sessel. Kalt floß die Luft um ihn. „Zu euch, ihr Sterne!"

So entschlief er.

Dank an die „Schwestern Schmerzen"!

Heute weiß ich's — und ich wahr's im Herzen:
Daß ihr güt'ge Schwestern seid, ihr Schmerzen,
Die im dunklen Kleid der Trauer ernsthaft schreiten,
Aber lichte Engel gehn verhüllt zur Seiten.

Eh' die lichten Engel sich enthüllen,
Muß sich erst das Maß der Schmerzen füllen,
Müssen sie dich in die tiefste Hölle führen,
Bis die Stirne wieder darf an Sterne rühren.

Aber der du noch verzagtest gestern,
Heute segnest du sie schon als Schwestern.
Ja, so tief hinab ins Weh sie dich begleitet,
Just so hoch hinan wirst du zur Höh' geleitet.

Und so lernst du auch ein letzt' Begegnen
Mit dem letzten Schmerz, dem Tod, noch segnen.
Wer sich durch die Leiden ließ vom Leben lösen,
Dem wird Bruder Tod ein völliges Genesen.

Karl Ernst Knodt





Die achtundvierzig schönen Mädchen aus den acht Kreisen Bayerns, die am Eröffnungstage der „Gewerbeschau" dem bayrischen Königshause huldigten.

Die Bayrische Gewerbeschau 1912 in München

Von Dr. Josef Popp (München)

Mit dreizehn Abbildungen nach Aufnahmen von Jaeger & Goergen in München

Die Bayrische Gewerbeschau ist die erste zielbewußte Ausstellung von Massenartikeln und Kleinware in großem Stil. Schon dadurch unterscheidet sie sich von den Ausstellungen angewandter Kunst. Von jeder Kunstgewerbeausstellung aber scheidet sie ihre so ganz andre Auffassung dessen, was heute die Kunst den gewerblichen Erzeugnissen an edler Mitarbeit zu leisten hat: nicht das Pracht- und Prunkstück ist das Ziel, es gilt die möglichst allseitige Durchdringung unsrer Gebrauchsgegenstände mit Geschmack und künstlerischer Kultur.

Zunächst will sie weitesten Kreisen anschaulich machen, daß auch die Industrie für die Veredlung ihrer Produkte der Kunst bedarf, um wirklich mustergültige Ware zu liefern. Sie will aber auch dem Handwerk neue Wege bereiten. Durch die Gegenüberstellung beider Arbeitsarten soll die Erkenntnis ihres Wesens wie ihrer Grenzen bei Produzenten und Konsumenten geschärft und vertieft werden. Die Industrie muß den Leistungen des Handwerks mehr Respekt vor der Handarbeit entgegenbringen; sie darf deshalb nicht immer wieder deren Sonderart nachahmen und vortäuschen wollen. Sie muß vielmehr die ihrer Produktionsweise entsprechende Form suchen und ausbilden: das Gleichmäßige, Knappe und Exakte. Sie muß den gediegenen und geschmackvollen Massenartikel pflegen. Das Handwerk aber darf seinerseits nicht immer wieder eine von Anfang an aussichtslose Konkurrenz mit der Industrie dort aufnehmen, wo diese ebenso gut und billiger als das Handwerk produziert. Es muß das Handwerk seinen Sinn für alle jene Gebiete und Arbeiten schärfen, worin es wahrhaft unangreifbar ist, weil die Maschine nicht so originell, so lebendig, so persönlich, so fein in Form, Ausführung und Empfindung zu schaffen vermag. Es muß das Handwerk mehr als bisher für die Roharbeit die Hilfe der Maschine erkennen und anerkennen, um für die Fertigstellung Zeit und Kraft zu gewinnen. Es muß den Geist des modernen Komforts und seiner vielfachen Bedürfnisse in sich aufnehmen statt der ewigen Nachahmung alter Formen und Motive. Es muß die Anpassungsfähigkeit, die es aus dieser

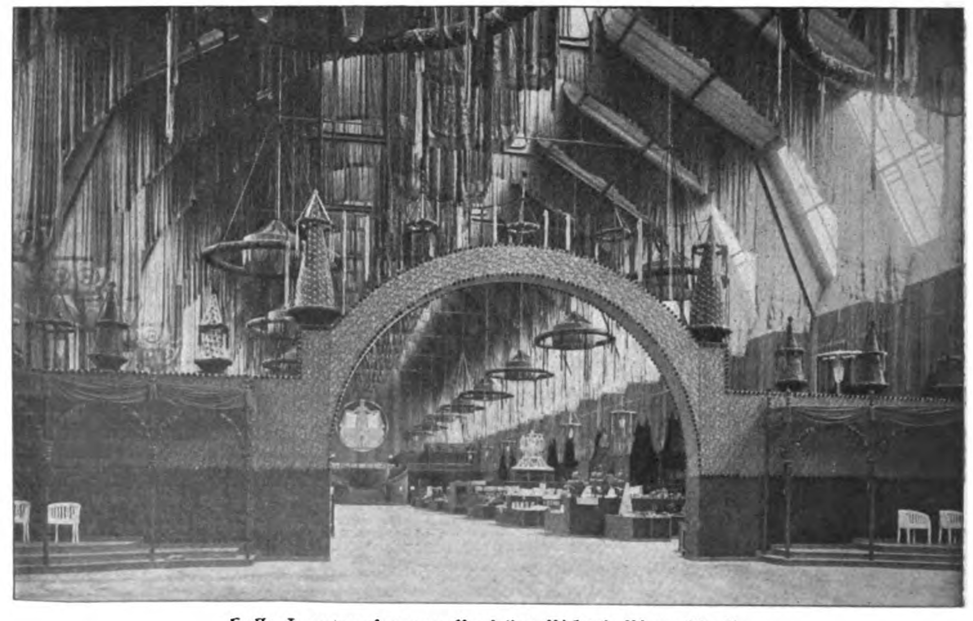
Quelle erwarb, für **neuzeitliche** künstlerische Entwürfe betätigen, um sich so allmählich wieder zu eigner Erfindung zu erziehen.

Aber auch der **Handel** muß erkennen, daß weite Kreise des deutschen Volkes in einer Aufwärtsbewegung des guten Geschmacks begriffen sind, daß der Sinn für gediegene Ware von Jahr zu Jahr wächst und für weitere Förderung empfänglich ist.

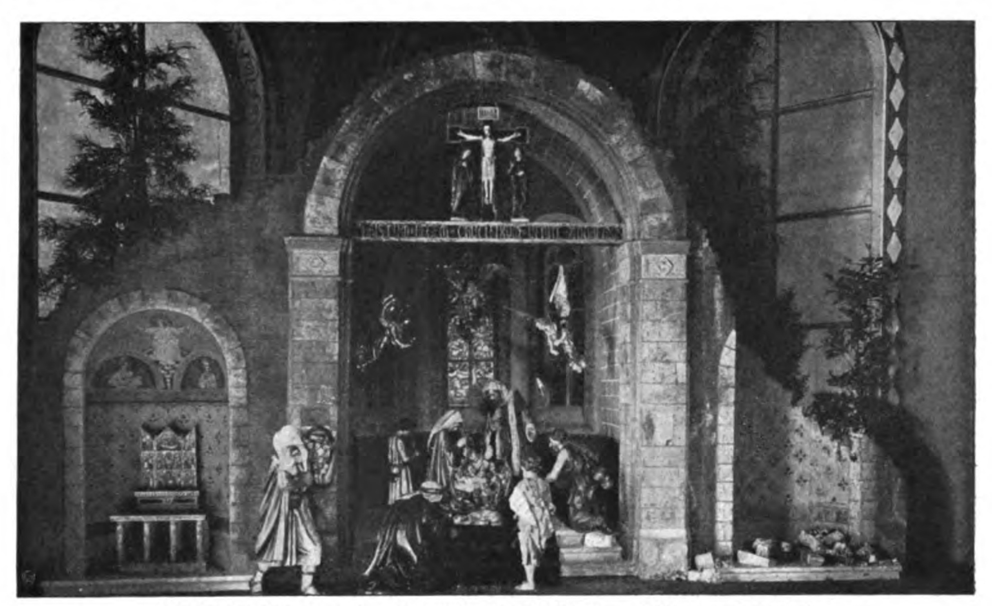
Erstrebt die Bayrische Gewerbeschau dieses Ziel zunächst für die Hebung der **bayrischen** Arbeit, so nutzt sie damit aber auch der deutschen Arbeit. Sie verwirklicht den Gedanken, der in den letzten Jahren weitschauende Männer zur Gründung des „**Deutschen Werkbundes**" geführt hat. Diese großzügige Vereinigung von Industriellen, Handwerkern und Kaufleuten erstrebt eine **möglichste Vergeistigung der deutschen Arbeit**. **Qualitätsware** ist die Losung: Ware, die in Material und Ausführung einwandfrei, in der Formgebung interessant und eigenartig, im Geschmack hochstehend ist. Die Erfüllung dieser Forderungen bedeutet eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Der deutsche Import ist bis zum Jahre 1907 innerhalb fünfundzwanzig Jahre um fast 190 Prozent gestiegen; beinahe die Hälfte davon fällt auf die Einfuhr von Rohstoffen für Industriezwecke. Unsre Ausfuhr hat sich in derselben Zeit um beinahe 120 Prozent gehoben; mehr als die Hälfte beträgt die Ausfuhr von Produkten der Fertigindustrie: im Jahre 1907 über 4800 Millionen Mark. Davon gingen über 20 Prozent nach England und dessen Kolonien, und zwar gerade die bessere Ware. Man ersieht hieraus die



Repräsentationshalle, entworfen von Architekt Troost; Brunnenfigur von Prof. Hermann Hahn.



Halle I, entworfen von Professor Richard Riemerschmid.



Weihnachtskrippe, entworfen und ausgeführt von Bildhauer Osterrieder.

Bedeutung unsrer Industrie, aber auch die Notwendigkeit, aus den Rohmaterialien möglichst viel herauszuholen. Das geschieht nur durch deren rationelle Ausnutzung in zweckmäßigster Form und hochstehender Arbeit, durch einen künstlerisch interessanten Einschlag. Wir müssen endlich aufhören, die billige Ware als das Hauptziel unsrer Produktion zu erachten — schon um unsers Nationalvermögens willen! Die unverhältnismäßig rasche Abnutzung der billigen Ware zwingt zu allzuhäufiger Nachschaffung. Auch wird dadurch viel gutes Material mißbraucht und in schlechte Arbeit umgesetzt. So sind wir vielfach nicht imstande, Gediegenes anzuschaffen und halten damit unsre gesamte Vorwärtsentwicklung empfindlich auf. Eine Arbeiterschaft, die bei ihrem allgemeinen geistigen Streben jahraus jahrein an vorzugsweise minderwertige Arbeitsleistungen ihre Körper- und Geisteskräfte verschwenden soll, muß unzufrieden werden. Zahlreiche Künstler, die nach Brot hungern, kommen nie zu einer Verwendung ihrer wertvollen Kräfte. Und doch würde gerade ihre Mitarbeit uns materiell und geistig bereichern: ein Pfund einfachen Leinenzwirns kostet 10 Mark, feiner Zwirn bis zu 140 Mark, das Pfund hieraus geklöppelter Spitzen gegen 10000 Mark — so steigert gediegene, zumal künstlerische Arbeit den Ertrag der Produkte. Wieviel minderwertiges Gewebe muß hergestellt werden, um einen solchen Absatz zu erzielen!



Halle II, entworfen von O. Baur und B. Goldschmitt.

Aber auch die Lage des Weltmarkts drängt dazu, die billige Produktion möglichst zu beschränken; denn andre Völker besitzen vielfach billigeres Rohmaterial und billigere Arbeitskräfte. Daraus allein ergibt sich schon, wie



Töpfermarkt, entworfen von Prof. Niemayer.

der Produzent, der Händler und der Käufer, jeder in seiner Weise, fähig und berufen ist, an der Verbesserung deutscher Arbeit mitzuwirken: der erste durch deren Herstellung, der zweite durch deren Vertrieb, der dritte durch ihren Erwerb.

Daher gilt es, alles, was zur Qualitätsware führt, möglichst klar zu erkennen und zielbewußt zu fördern, immer mehr Gebiete ihr zu erschließen. Die Bayrische Gewerbeschau ist auch unter dem Gesichtspunkt der Allseitigkeit ein beachtenswerter Fortschritt.

Schnitzwaren und Drechslerarbeiten reihen sich an Spielzeug und Galanteriewaren. Metallarbeiten für alle erdenklichen Zwecke finden sich aus Zinn und Eisen, Gußeisen, Kupfer, Aluminium, Messing usw. Gold- und Silberschmiedearbeiten sind ebenso vertreten wie die vielgestaltigen Haushaltungsgeräte. Bureaubedarf und Buchbinderei schließen sich an Sattlerei, Instrumente und Nähmaschinen. Die kirchliche und die Friedhofkunst sind mannigfach vertreten. Wir finden alle Gattungen Keramik und Textilien, die gesamte Graphik und Buchkunst, Möbel und Automobile, Warenpackungen und Glasfenster usw.



Kirchenhalle, entworfen von Spannagl.

Alles und jedes fügt sich auf seine Weise der Forderung, in der Form zweckmäßig, in Material und Ausführung einwandfrei, geschmacklich beachtenswert zu sein.

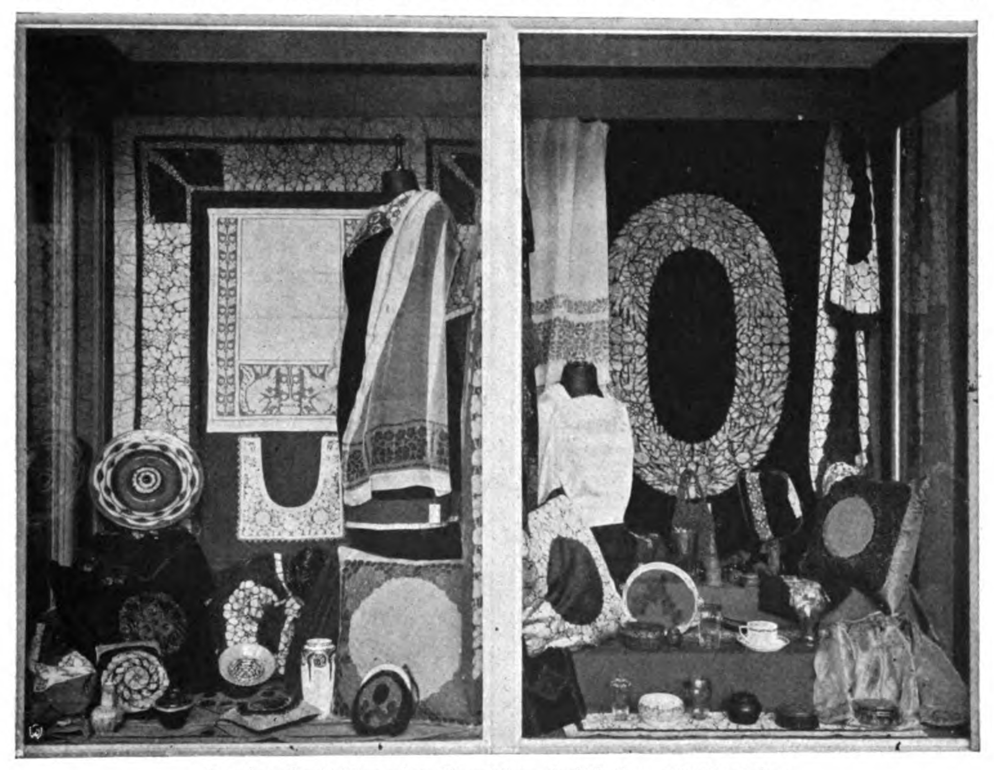
Dies bedenken und verstehen, heißt die Bedeutung der Ausstellung richtig erfassen und würdigen, heißt sie anerkennen als einen dankens-

werten Anfang auf einem Gebiete, das allzulange brachgelegen hat oder nur teilweise gut bebaut worden ist.

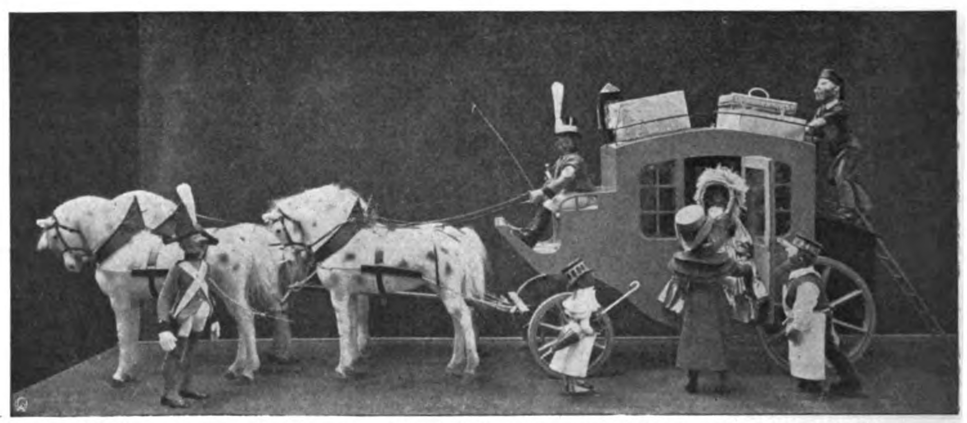
Sinnvollste Zweckmäßigkeit muß jeden Gebrauchsgegenstand als erste Eigenschaft auszeichnen. Er soll deshalb alle unnötige Zier vermeiden und sie nur dort geben, wo sie den Gebrauch nicht hindert und aus der Bedeutung des Gegenstandes erwächst. Was alltäglichem Gebrauch dient, kann, ja muß einer besonderen Zier meist entbehren; denn jeder unnötige Schmuck verteuert den Gegenstand, ohne dessen praktischen Wert zu steigern. Nicht selten wird dadurch sogar seine Reinhaltung in übler Weise erschwert. Wo die Fabrikation dennoch mit Verzierungen arbeitet, tut sie dies bloß, um einem mangelhaften Geschmack des Publikums entgegenzukommen; tut sie es auf Kosten der sachlichen Gediegenheit — oft verbirgt der Schmuck nur die unsolide Arbeit. Die Bayrische Gewerbeschau hat es sich deshalb besonders angelegen sein lassen, in den Haushaltungsgegenständen das Einfach-Zweckmäßige zu erstreben. Ein Gebrauchsgegenstand ist um so besser, je bequemer er zu benutzen ist. Seine Formgebung soll also hierauf vor allem achten. Was in die Hand gehört, wie ein Werkzeug



Aus dem Raume der Kgl. Porzellanmanufaktur in Nymphenburg. Raum und Möbel von Architekt Troost.



Aus der Ausstellung der Bayrischen Fachschulen. Textilarbeiten.

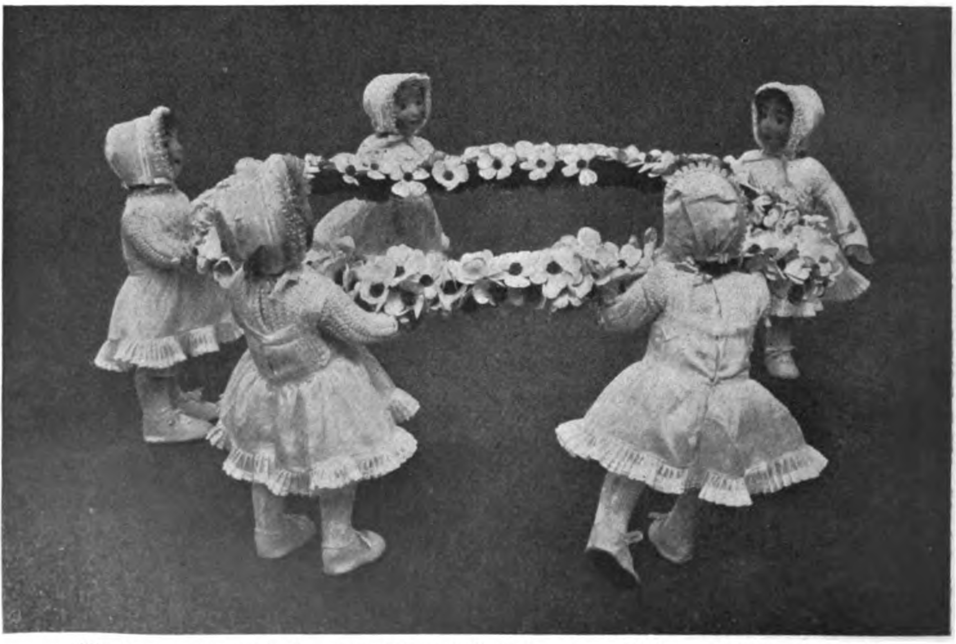


Künstlerpuppen, entworfen von Albert Schlopsnies, ausgeführt von Margarete Steiff.

oder ein Besteck, eine Bürste und andres, soll möglichst handlich sein. Was irgendwelcher Aufbewahrung dient, sei es ein Krug, eine Schüssel, eine Truhe, ein Kasten, muß möglichst geräumig sein. In diesem Sinne hat auch jeder einzelne Teil seinen besonderen Zweck zu erfüllen und dem Ganzen zu helfen. Krüge oder Gläser, die nicht standsicher sind, keinen bequemen Griff oder Henkel haben, deren Ausguß sich nicht angenehm benutzt, sind mangelhaft geformt.

Aber auch die beste Form erfüllt ihren Zweck nicht, wenn sie nicht in dem Material ausgeführt ist, das besonders zweckdienlich ist. Aus diesem Grunde ist die Forderung der Materialechtheit so überaus wichtig und hat die Bayrische Gewerbeschau alles abgewiesen, was billigen Ersatz und bloße Nachahmung gediegener Stoffe bedeutet: alle jene Versilberungen und Vergoldungen, die nur ein paar Wochen dauern; alle Nachahmung von Leder, Holz oder Textilien durch Papier usw. Dadurch wird allerdings mancher Gegenstand etwas teurer, als man es bisher gewohnt ist, doch lohnt sich der höhere Preis durch die größere Dauerhaftigkeit des gediegenen Materials.

Von selbst drängt der einwandfreie Stoff zur gediegenen Arbeit, sei es nun ma-



Künstlerpuppen, entworfen von Albert Schlopsnies, ausgeführt von Margarete Steiff.



Raum für Damenmoden, entworfen von Architekt Veil; Surporten von Ferd. Spiegel.

schinelle oder Handarbeit. Es ist kein Mangel, einen Gegenstand zu besitzen, der industriell hergestellt ist, wohl aber ist es taktlos und geschmacklos, industriellen Gegenständen ein Aussehen zu geben, als seien sie Handarbeit. Auch hier hat die Bayrische Gewerbeschau eine ehrliche, reinliche Scheidung der Produkte vorgenommen. Sie erkennt damit die Vollwertigkeit der industriellen Arbeit für gewisse Zwecke durchaus an und setzt zugleich die persönliche Leistung des Handwerks wieder in ihre alte Ehre ein. Gerade der Vergleich ähnlicher Erzeugnisse in Hand- und Maschinenarbeit gehört mit zum Interessantesten, was die Bayrische Gewerbeschau den Besuchern zu bieten vermag. Ebenso ermöglicht sie durch ihre Anordnung nach Materialgruppen sehr anregende Vergleiche darüber, wie ein und derselbe Gegenstand, z. B. ein Gefäß, je nach dem Material, aus dem es geformt ist, immer wieder eine andre charakteristische Erscheinung gewinnt.

Durch das Betonen einer logischen und praktischen Gebrauchsform erzieht die Bayrische Gewerbeschau den Sinn für die Schönheit der reinen Form. Es ist dies die interessante Führung der Linien, die Durchbildung der Flächen, die Proportionierung der Teile — was die künstlerische Formung noch bewußter, gewinnender herausstellt. Aus solchem Anschluß an den Materialcharakter erkennen und genießen wir auch die Wirkungen der verschiedenen Arbeitstechniken mehr als bisher, schärfen unsern Sinn für deren ästhetische Unterschiede. Was kann allein aus dem Metall in kaltem, erhitztem oder glühendem Zustande herausgearbeitet werden durch Klopfen, Walzen und Pressen, durch Biegen, Ziehen und Prägen, durch Gravieren, Ätzen und Schleifen, durch Polieren, Falzen, Löten, Schweißen und Gießen!

Benutzt ein Künstler all diese Möglichkeiten zur Anregung seiner Phantasie und Gestaltungskraft, so muß auch das schlichteste Ding irgendwie interessant werden. Damit ersteht wieder jene Liebe zum Kleinen und Kleinsten unsrer sachlichen Umgebung, es ersteht wieder jene Kultur des Hausrats, die auf die allgemeine Kultur so fruchtbar zurückwirkt. Eine wirkliche Kunst im Volke kann nur auf diesem Weg erstrebt und gepflegt werden.

So darf man in Wahrheit sagen, daß die Bayrische Gewerbeschau nicht bloß die wirtschaftliche, sondern auch die soziale und sittliche Hebung unsers Volkes fördern will.



Raum der Kgl. Erzgießerei in München.

Die Qualitätsware ist nicht nur eine wirtschaftliche, sie ist auch eine hervorragend kulturelle Aufgabe unsrer nächsten Zukunft. Ein Volk wie das deutsche, das an der Spitze der Weltkultur steht, muß seinen Sinn und Willen für wahrhafte Veredlung auch in seinen Produkten zum Ausdruck bringen.

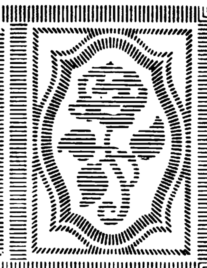
Die Bayrische Gewerbeschau führt außer zeitgenössischer Qualitätsware industrieller und handwerklicher Art diese Arbeitsweisen selbst in vielfachen Betrieben vor. Sie zeigt in hochinteressanten wertvollen historischen Sammlungen, wie weit es die Geschmackskultur vergangener Zeiten gebracht hat — von der einfachsten Bauern- und Volkskunst bis zu den erlesensten Stücken goldener Prunkgefäße und kostbarer Kirchengeräte.

Der Kaufmann endlich gewinnt vielfache Anregung aus mustergültigen Packungen und Reklamemitteln, nicht zuletzt aus der wirksamen Anordnung der Waren selber.

Was die Gesamtaufmachung der ganzen Ausstellung betrifft, so wahrt sie wieder die alte Münchner Tradition: orignell, bahnweisend und packend zu sein. Die Riesenhalle I hat Professor Richard Riemerschmid im engsten Anschluß an die Konstruktion zu einer festlich frohen Markthalle ausgestaltet. Architekt O. Baur und Kunstmaler B. Goldschmitt schufen in der Halle II eine wirksam geschlossene, bunte Verkaufsstraße. Zahlreiche andre Architekten haben in den gegebenen Räumen mit wenigsten Mitteln eine wirksame Dekoration von vielfachem Wechsel geschaffen. Nicht zu vergessen ist der Vergnügungspark mit seinem künstlerischen Marionettentheater und allerlei fröhlicher Kurzweil.

So ist die Bayrische Gewerbeschau nicht bloß eine vielfach anregende, sehenswerte und lehrreiche Schaugelegenheit; sie ist eine höchst bedeutungsvolle Tat im Dienste der Qualitätsware — eine wirklich ernste Kulturarbeit, die alle Gebiete unsers häuslichen Lebens, des Handels und Wandels geschmacklich heben, veredeln will. Die Kauffreudigkeit der Besucher ist wohl der beste Beweis, wie sehr die Grundsätze der Bayrischen Gewerbeschau verstanden und gebilligt werden; ein Beweis, daß wir willens sind, uns eine zeitgemäße Umgebung zu bereiten, die unsern sachlichen wie ästhetischen Bedürfnissen in gleicher Weise entspricht.





Deutscher Schiffbau und Sicherheit zur See

Von Georg Schultze-Bahlke

Das furchtbare Unglück der „Titanic“ hat eine Flut von Anklagen, Kritiken und Vorschlägen gezeitigt, die fast alle in den begreiflichen Ruf nach Sicherheit zur See ausklingen. Zwei Gruppen von Unfallverhütungsmaßnahmen stellen sich da in erster Linie ein: die Ausstattung der Passagierdampfer mit Rettungsmitteln und die Bemühungen, dem Schiff eine größere, womöglich eine nach menschlichem Ermessen absolute Schwimmfähigkeit zu sichern.

In allen Fachkreisen ist man sich darüber einig, daß erst durch die Vergrößerung der Hauptdimensionen den modernen Ozeanriesen die Festigkeit und Stärke verliehen werden kann, deren sie unbedingt bedürfen, um bei jedem Wetter das Weltmeer kreuzen zu können. Um den deutschen Schiffen eine möglichst große Widerstandsfähigkeit gegen die Gefahren der See zu geben, hat die deutsche Schiffsklassifikations-Gesellschaft, der „Germanische Lloyd“ in Gemeinschaft mit der See-Berufsgenossenschaft, Bauvorschriften erlassen, deren Überwachung mit der Prüfung des Schiffbaumaterials auf den Hütten und Walzwerken beginnt und sich über sämtliche Baustadien eines Fahrzeugs erstreckt. Namentlich stehen die im Jahre 1896 von der See-Berufsgenossenschaft erlassenen Vorschriften über wasserdichte Schotten für Passagierdampfer in außereuropäischer Fahrt einzig in ihrer Art da, während sich in England eine Parlamentskommission jahrelang mit der Frage beschäftigte, ohne sie praktisch lösen zu können. Auch die von der See-Berufsgenossenschaft aufgestellten Stauvorschriften für Schiffe, welche Getreide laden (fast alle transatlantischen Passagierdampfer), werden allgemein als sachgemäßer bezeichnet als die in England gesetzlich festgelegten. Ja, mit besonderer Genugtuung darf es uns erfüllen, daß diese deutschen Vorschriften mehrfach auch in fremden Ländern als Vorbild zugrunde gelegt worden sind.

Um nun die Meeresriesen bei Grundberührungen besonders widerstandsfähig zu machen, wird der Schiffsboden nicht nur aus bestem Stahl hergestellt, sondern er erhält vor allem eine entsprechende widerstandsfähige Konstruktion. Die zyklopische Außenhaut der Dampfer verstärkt sich unten zum Doppelboden, der von einem oben und unten mit starken Kielplatten aus bestem Stahl bedeckten Gefüge mannshoher Querspanten (Bodenwrangen) gebildet wird. Wird das etwa auf Grund geratene Schiff am Boden leck, so bleibt dank der Sicherheitskonstruktion des Doppelbodens, der in viele kleine Zellen geteilt ist, trotz Beschädigung der Außenhaut, der Schiffsraum immer noch durch den inneren Boden gegen eindringende Wassermassen abgeschlossen.

In Fachkreisen ist ferner für die Sicherheit des Schiffes die Erhaltung der Schwimmfähigkeit durch Anwendung einer zweckmäßigen Schotteneinteilung als äußerst wichtig anerkannt worden. Um diese Schwimmfähigkeit zu erzielen, teilt man den Schiffskörper durch bis zum Oberdeck reichende wasserdichte Stahlwände, sogenannte Schotten, in eine Anzahl wasserdichter Abteilungen derart, daß im Falle des Vollaufens zweier benachbarter Abteilungen das Schiff noch schwimmfähig bleibt. Eine Schotteneinteilung, die mit Sicherheit im Kollisionsfalle das Schiff schwimmend erhält, ist aber nur bei einem Schiff von sehr großen Hauptdimensionen durchführbar. Das vollkommenste wäre es nun, wenn kein Schott durch eine Tür durchbrochen zu werden brauchte. Doch würde die Erfüllung dieser Forderung den Schiffsbetrieb derart erschweren, daß die Vorteile dadurch geradezu in das Gegenteil verwandelt würden. Zum Beispiel vermag bei Betriebsstörungen in der Kesselanlage ein schleuniges Eingreifen des Maschinenpersonals fast immer eine Gefahr sofort herabzumindern oder zu beseitigen. Anderseits könnte bei einem Zusammenstoß der Fall eintreten, daß dem in diesen Räumen befindlichen Personal der nächste Weg nach oben abgesperrt würde. Darum sind die Maschinen-, Hilfsmaschinen- und Kesselräume stets untereinander zugänglich; aber es erwächst damit die unabläßige Bedingung, die Anzahl der notwendigen Schottentüren nach Möglichkeit zu beschränken und Vorkehrungen zu treffen, daß

1. von einer Zentralstelle aus gleichzeitig sämtliche Schottentüren geschlossen und geöffnet werden können;

2. jede Tür besonders geöffnet und geschlossen werden kann;

3. die Anlage jederzeit betriebsfertig und vor Beschädigungen geschützt ist;

4. für jede Tür eine mit der Hand zu bedienende Reserveschließvorrichtung an leicht zugänglicher Stelle in einem oberen Deck vorhanden ist;

5. an leicht zugänglicher Stelle auf einem oberen Deck ersichtlich ist, ob die Tür geöffnet oder geschlossen ist.



Schließlich ist noch eine Alarmvorrichtung nötig, damit die in den Kohlenbunkern, Wellentunnels usw. arbeitenden Leute sich in Sicherheit bringen können, und damit niemand eine Öffnung durchschreitet, wenn die Tür herabschnellt. Nun sind die Passagierdampfer unsrer großen deutschen Gesellschaften nicht nur mit stärkeren und ihrer Zahl nach vermehrten Schotten im Vergleich zu ausländischen Fahrzeugen versehen, sondern sie sind auch mit einer pneumatisch-hydraulischen Schottenschließvorrichtung ausgerüstet, die sich als bestes aller bestehenden Systeme bewährt hat. Während das Schließen der Schottentüren auf außerdeutschen Schiffen — so auch bei der gesunkenen „Titanic" — vielfach mittels elektrischer Kraft geschieht, wird es auf den deutschen Dampfern auf hydraulisch-pneumatischem Wege vollzogen. Und zwar ging man von der Erwägung aus, daß durch dieses System im Gegensatz zur Elektrizität, die immerhin die Gefahr des Kurzschlusses in sich birgt, die Betriebssicherheit möglichst erhalten werde. Durch eine einfache Handhabung auf der Kommandobrücke wird diese Vorrichtung in Betrieb gesetzt, worauf der gleichzeitige Schluß sämtlicher Türen in etwa dreißig Sekunden erfolgt. Ein im Steuerhaus auf der Kommandobrücke befindlicher Schiffsplan, auf dem sämtliche im unteren Schiffsraum vorhandenen wasserdichten Türen angegeben sind, läßt durch das Aufleuchten von kleinen elektrischen Lampen sofort erkennen, ob sämtliche Türen geschlossen sind oder nicht. So ist es dem Kapitän möglich, sofort eine etwa nicht ganz geschlossene Tür festzustellen. Bei einem Versagen dieser Einrichtung kann diese Falltür alsdann durch eine von oben im Schiff mit der Hand zu betätigende Niederschraubvorrichtung vollkommen wasserdicht geschlossen werden. Von großem Vorteil für die Sicherheit des Schiffes ist es, daß die von der Kommandobrücke aus geschlossenen Türen bei etwaiger Havarie nicht von unberufenen Händen einzeln von unten wieder geöffnet werden können.

Von großem Nachteil für den Schiffsrumpf können ferner die eigentümlichen Bewegungen werden, denen die Schiffe in schwerem Seegang unterworfen sind, das Schlingern. Ist es bei hölzernen Schiffen doch vorgekommen, daß durch langanhaltendes Rollen, d. h. seitliches Schwanken, die Verbände sich lockerten, die Bolzen ihre Löcher ausarbeiteten, die Außenplanken sich zueinander verschoben und das zum Dichtmachen dazwischengestopfte Material stellenweise verloren, so daß nur noch eifriges Pumpen den Segler über Wasser halten konnte. Sind die Gefahren bei Schiffen aus Eisen und Stahl nach dieser Richtung hin auch erheblich geringer, so kann es doch immerhin vorkommen, daß durch das Rollen die Nietverbände sich lockern und Wasser durchlassen. Auch die Ladung eines Schiffes kann infolge von anhaltenden Rollbewegungen ins Rutschen kommen und schweren Schaden anrichten, ja schließlich das Schiff zum Kentern bringen. Zur Beseitigung dieser unangenehmen Schlingerbewegungen baut man nun seit Jahresfrist in deutsche Passagierdampfer die von Direktor Frahm erfundenen Schlingertanks in den Schiffskörper ein. Es sind dies U-förmige, querschiffs eingebaute Tanks in Gestalt von kommunizierenden Röhren, die eine Wassersäule enthalten und die Bewegungen des Schlingerns auf ein Geringes herabdrücken. Mit dieser Einrichtung ist ein wesentlich ruhigerer Gang des Schiffes auch bei hoher See gewährleistet und damit die Betriebssicherheit nicht unerheblich erhöht.

Den Anforderungen der Betriebssicherheit muß nun vor allen Dingen der Fortbewegungsmechanismus entsprechen. Da gilt es, das allerdauerhafteste und widerstandsfähigste Material, das für die gesamte Maschinen- und Kesselanlage in Frage kommt, zu verwenden und durch eine der Höhe nach begrenzte und mit genügender Sicherheit rechnende Beanspruchung des Materials und der einzelnen Konstruktionsteile ständig zu kontrollieren. Besondere Sorgfalt wendet man daher den Kesselanlagen zu, so daß von Kesselexplosionen auf deutschen Schiffen so gut wie gar nichts verlautet. Ein Wunder moderner Maschinenschönheit besitzen aber die modernen Riesendampfer in ihren Schiffsdampfmaschinen mit ihrer ungeheuren Kraftentfaltung. Wo größere Maschinen- und Kesselanlagen in Frage kommen, sind diese meist in mehrere voneinander unabhängige Gruppen zerlegt, so daß selbst im Falle des Versagens eines Hauptgliedes der Maschinenanlage, wie z. B. einer ganzen Maschinen- oder Kesselgruppe, das Schiff noch imstande ist, seine Reise ohne fremde Hilfe fortzusetzen.

Wie zuverlässig die auf deutschen Werften gebauten Schiffsmaschinen sind, geht wohl daraus hervor, daß seit Jahren kein Maschinendefekt die Sicherheit unsrer Passagierdampfer gefährdet hat. Freilich sorgen häufige Revisionen und Überholungen für ständige Betriebsbereitheit. Auch die Wellenleitung und die Schiffsschrauben (Propeller) werden nur aus den allerbesten und zähesten Materialien gefertigt und genügend stark dimensioniert. Während für die Kurbelwellen meist Nickelstahl Verwendung findet, sind die Propeller der Passagierdampfer aus bester Parsons-Manganbronze hergestellt. Von großem Wert für die Sicherheit auf der Fahrt über den Ozean ist ferner das seit den achtziger Jahren bei großen überseeischen Passagierdampfern eingeführte Doppelschraubensystem, d. h. ein System zweier voneinander unabhängiger Maschinengruppen, Wellenleitungen und Schrauben; denn ein so ausgerüstetes Schiff kann, falls ein Propeller aus irgendeinem Grunde versagen sollte, die Fahrt



Ernst Nelson: Bildnis der Frau F.

noch selbständig mit dem andern Propeller fortsetzen. Auch ist die Manövrierfähigkeit der Doppelschraubendampfer ausgezeichnet. Es sei nur an den 1908 erfolgten Ruderbruch des Lloyd-Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ erinnert, dessen Kapitän trotz dem als Nothafen in Betracht kommenden, nur 700 Seemeilen entfernten Halifax bei stürmischem Wetter im Vertrauen auf die genügende Steuerfähigkeit des Dampfers den noch etwa 1700 Seemeilen betragenden Weg über den Atlantischen Ozean und die 600 Seemeilen durch die Nordsee nach Bremerhaven ohne jeglichen Unfall zurücklegte. Vor allem gehört zum sicheren Manövrieren ein zuverlässiger Steuermechanismus, dessen Material und Konstruktion um so vorzüglicher sein muß, als eine Auswechslung des Ruders auf hoher See unmöglich ist. Man stellt darum das Ruder in neuerer Zeit ganz aus Schmiedeeisen oder schmiedbarem Stahlguß her, welches Material wegen seiner bedeutenden Zähigkeit und Dehnbarkeit die größte Sicherheit gegen Bruch bietet. Eine weitere Erhöhung der Betriebssicherheit verbürgt der Dampfsteuerapparat nach Brownschem System. Außer der Haupt-Dampfsteuermaschine sind in der Regel noch eine oder zwei Reserve-Dampfsteuermaschinen vorgesehen. Falls auch die Reservemaschinen versagen, ist eine Vorrichtung an Bord, mittels derer man das Ruder mit der Hand betätigen kann. Um ein Versagen des Steuerapparats, dessen Antrieb von der Kommandobrücke aus erfolgt, so weit wie möglich auszuschließen, ist als Verbindung zwischen Steuerrad und Steuermaschine die sogenannte Telemotor-Übertragung zur Anwendung gekommen. Unabhängig von ihr ist noch eine Reservetelemotorleitung vorgesehen. Um ein schnelles und sicheres Manövrieren, das namentlich bei solchen Riesendampfern wie dem neuen „Imperator“ der Hapag von größter Wichtigkeit ist, unbedingt zu erreichen, verwendet man zur Befehlsübertragung den Maschinentelegraphen mit Rückantwort. Diese Einrichtung ist getroffen, damit der Schiffsführer Gewißheit hat, daß sein gegebenes Kommando verstanden und richtig ausgeführt ist.

Eine der größten Gefahren nun, die dem Schiff auf seiner einsamen Fahrt über das Weltmeer aus seinem eignen Inneren heraus entstehen können, ist naturgemäß die Feuersgefahr. Darum ist auf unsern Dampfern auf Feuersicherheit und gute Feuerlöscheinrichtungen besonderer Wert gelegt. Namentlich ist durch die Einführung des elektrischen Lichts an Bord der Schiffe gegenüber den früher gebräuchlichen Öl- und Petroleumlampen die Feuersgefahr wesentlich herabgemindert. Doch ist eine absolute Sicherheit gegen Feuer kaum zu erreichen; darum hat man Einrichtungen getroffen, die ein schnelles Umsichgreifen und eine schnell und sicher wirkende Bewältigung eines Brandes gewährleisten. Durch die wasserdichten Querschotten, die bei den modernen Passagierdampfern noch durch oberhalb des Schottendecks in gewissen Abständen sich quer über das Schiff erstreckende eiserne Winde, sogenannte Feuerschotten, verstärkt werden, ist eine Lokalisierung eines im Entstehen begriffenen Feuers ermöglicht. Eine über die Hauptteile des Schiffes verbreitete elektrische Feuermeldeanlage im Verein mit einer nach allen Mannschaftsräumen sich verzweigenden Feueralarmeinrichtung dient dem sofortigen Inbetriebsetzen der Feuerlöscheinrichtungen. Diese umfassen auf unsern modernen Dampfern neben einer vorhandenen Wasser-Feuerlöschleitung mit den dazugehörigen Dampf- und Handpumpen noch eine besondere Feuerlöschanlage. Namentlich bedient man sich des im Jahre 1892 von F. A. Clayton und Dr. S. R. Olliphant zuerst konstruierten Clayton-Apparats. Der ursprünglich nur zu Desinfektionszwecken gedachte Apparat besteht in der Hauptsache aus einem halbzylindrischen Ofen, dem sogenannten Generator, in dem Schwefel verbrannt wird, einem Wasserkühler, der die in dem Generator erzeugten Schwefelverbrennungsgase abkühlt, einem starken Gebläse (Rootsgebläse), welches die Luft aus dem zu behandelnden Raum in den Generator saugt und, mit Schwefelverbrennungsgasen durchsetzt, wieder in den Raum zurückdrückt, und einem Motor für das Gebläse. Zum Einleiten des Gases in die zu behandelnden Räume dienen feste metallene Rohrleitungen. Die Feuersicherheit des Schiffes erhöht der Clayton-Apparat in hervorragender Weise, denn das Clayton-Gas übertrifft an Löschkraft den bisher zum Feuerlöschen benutzten Wasserdampf und auch die Kohlensäure ganz bedeutend. Besteht doch die gute Wirkung dieses Gases beim Feuerlöschen darin, daß es schon bei einem Gehalt von kaum 5 Prozent in der Luft Feuer erstickt.

Unter den mannigfaltigen Sicherheitseinrichtungen an Bord deutscher Schiffe nimmt die Funkentelegraphie eine besondere Stelle ein. Sie hat neben ihrer Verwendung im Handelsverkehr (Telegraphendienst) eine zweifache Aufgabe zu erfüllen. Sie vermag im Warnungsdienst vielfach die Verhütung von Unfällen zu bewirken und kann nach erfolgter Havarie im Notsignaldienst nicht unerheblich zur Rettung aus Gefahr beitragen. Im Gegensatz zu ausländischen Reedereien haben die nautischen Kreise in Deutschland schon immer die drahtlose Telegraphie in erster Linie als ein Mittel zur Sicherung der Schiffahrt und dann erst als Luxusartikel für die Bequemlichkeit der Passagiere an Bord betrachtet. Darum sind auch alle größeren Passagierdampfer in transatlantischer Fahrt mit drahtlosen Stationen ausgerüstet. Ein ähnlicher Sicherheitsfaktor ist der Unterwasserschallapparat. Bekannt-

lich pflanzen sich die im Wasser erzeugten Schallwellen auf verhältnismäßig große Entfernungen fort, d. h. wenn zum Beispiel unter Wasser ein Metallgegenstand angeschlagen wird, so wird er entsprechend seiner Materialverteilung und seiner Spannung in natürliche Schwingungen versetzt, welche sich dem umgebenden Wasser mitteilen und sich geradlinig darin fortpflanzen. Treffen diese Schwingungen die Wand eines Schiffes, so nimmt diese gewissermaßen wie eine große Membran die gleiche Schwingungszahl auf und überträgt die Schwingungen auf die im Inneren des Schiffes befindliche Luft. Der Ton wird nun vom Wasser auf die Platte eines Mikrophons übertragen und nach der Membran eines an beliebiger Stelle des Schiffes aufgestellten Telephons weitergeleitet. So ist es mit Hilfe dieser akustischen Signale möglich, auch wenn das Licht im Nebel versagt, den Schiffen den richtigen Weg zu weisen. Zahlreiche an den Küsten verteilte Apparate und die auf fast allen deutschen Passagierdampfern eingebauten Unterwasserschallapparate gestatten ein sicheres Fahren an den Küsten auch bei Nacht und nebligem Wetter, ohne die Gefahr des Auflaufens oder Zusammenstoßens heraufzubeschwören.

Als letztes Mittel bei hereinbrechender Katastrophe sind Rettungsboote, Rettungsringe, Rettungsgürtel und Rettungsbojen vorgesehen. Eingehende Bestimmungen der Aufsichtsbehörden beschäftigen sich mit deren Konstruktion, Ausrüstung, Material und Aufstellung. Doch soll nicht verhehlt werden, daß nach dem Urteil der fachmännischen Seekreise diesen Einrichtungen zur Abwendung der letzten Folgen einer Katastrophe nicht allzugroße Bedeutung beigemessen wird. Infolgedessen hat die Vorsicht, für jede Person an Bord einen Platz im Rettungsbott bereitzuhalten, nur untergeordnete Bedeutung. Dessenungeachtet ist die Betriebssicherheit, namentlich die Ausrüstung der Boote, von allergrößter Wichtigkeit.

Werden sich Katastrophen zur See auch nicht gänzlich beseitigen lassen, so ist doch das von den deutschen Werften unsern Großreedereien zur Verfügung gestellte Schiffsmaterial so vortrefflich, daß bei der unsern Kapitänen eignen umsichtigen Schiffsführung und der wohldisziplinierten, opferfreudigen Besatzung deutscher Passagierdampfer wohl anzunehmen ist, daß eine Katastrophe wie der Untergang der „Titanic“ uns Deutschen erspart bleiben wird.

Auf dem Genfer See

Immer und immer aufs neu' entzückt mich in Wasser und Waldung
Dies Element der Nixen und Nymphen, das spielende, leichte,
Das mir jetzt auf dem Genfer See den Nachen umlächelt.
Sagt mir, warum ich euch gut bin, ihr Völkchen der Wogen und Wälder!
Ist es die unvergleichliche Anmut schimmernder Wellen,
Die sich im großen Lichte des Morgens zur Alpe gesellen,
Wie zu gewicht'gen Heroen die rosenumleuchteten Mädchen?
Hab' ich zuviel des Herben in mir, und seid ihr das Holde?
Wollt ihr gefällig ersetzen das Kind und die Gattin, die beide
Nicht in mein Leben getaucht, vielmehr in den Himmeln verblieben?
Seid ihr ein Gruß von dort, ihr Nymphen, vom Lande der Schönheit?

Tausendfältig umspielt ihr den Kahn, der lässig dahintreibt!
Weither scheint ihr zu schwimmen, von Montreux gar und von Chillon,
Wo der düstre Gefangene saß, besungen vom Dichter,
Der sich selbst als Gefangnen empfand und den Erdball als Chillon.
Wer ihr auch seid, ihr Holdinnen alle, seid mir willkommen!
Lächelt im veilchenfarbenen Licht — und will sich die eine,
Wie sich der Schwan dort plötzlich erhebt und in rauschendem Fluge
Schneeweiß leuchtend über den See fliegt — will sich die eine
Zu mir schwingen, so komme das Weibchen, ich breite den Mantel,
Und es trägt uns von selber der ungeruderte Nachen
In die zeitlos erhabene Ferne — zum Lande der Dichtung!

Friedrich Lienhard



Das Reich der Frau

XVI

Die „große Dame“ im zwanzigsten Jahrhundert

Von Gertrud Bäumer

Unsre Zeit hat noch keinen Frauentypus in dem Sinne, wie etwa Karoline von Humboldt typisch war, die alles, was eine Frau geistig und sozial bedeuten konnte, in einer persönlich geformten Art darstellte und so der weibliche Ausdruck ihrer Zeit wurde. Welche Frau sollte man heute nennen, die wie sie oder Anna Amalia von Weimar die Kultur ihrer Zeit in der Form ihres Wesens beschlösse wie der Tautropfen die Sonne? Der einzige Name, der sich einstellt, ist Cosima Wagner. Aber sie steht in einer Tradition, die bis zu jenen klassischen Frauen zurückreicht — man lese das Buch ihrer Mutter, der Gräfin d'Agoult, über Dante und Goethe, um lebhaft zu empfinden, daß eine große Überlieferung sie das Hüten und Pflegen und Weitergeben erlebten Geistesglückes lehrte. Wo also wäre heute die Frau, die eine ihr geschenkte gesellschaftliche Machtsphäre mit Bedeutung auszufüllen wüßte, die als „große Dame“ sich zugleich auf den großen Stil im Verwalten geistiger Schätze verstünde, die vorbildlich zeigte, wie aus aufgehäuftem neuem Kulturgut die neue Persönlichkeit wird?

Das Bild, das Goethe von der Frau der großen Welt in sich trug, gewann Leben in der Natalie des „Wilhelm Meister“, in den Leonoren, in Helena; sie alle nicht nur äußerlich gehoben und beschenkt durch die Welt, in der sie stehen, sondern sie in Wahrheit und Ganzheit in sich tragend, wundervolle Inkarnationen aller Werte, die sie birgt.

Wenn die Dichtung heute die Frau der großen Welt schildert, so sind Auto, Schneiderkleid, Roger & Gallet, Perlenschnüre und alte Spitzen, geprägtes Briefpapier, St. Moritz und Kairo die nächstliegenden Vorstellungen. Der äußere Typus steht fest. Auch der innere? Man müßte denn die Auflösung der Seele in die Nervenerlebnisse dieses äußeren Raffinements für typisch halten und als das Wesentliche der großen Dame von heute ansehen, daß ihre innere Welt vor allem von sensuellen Erregungen bewegt wird. Gute und schlechte Romane zeigen uns auf den Höhen des gesellschaftlichen Lebens Frauen von höchster sinnlicher Verfeinerung, nuanciert, empfindsam, erregbar und intensiv belebt in der nervösen Sphäre. Ihre Kultur hat etwas Eindimensionales. Sie lebt sich aus in der immer vielfältigeren und subtileren Abstimmung der physischen Person auf eine immer luxuriösere und üppigere Skala von Befriedigungen. Sie bedarf des Luxus — auch in dem Sinne, den Goethe meint, wenn er einmal sagt, eine reiche Einrichtung käme solchen Leuten zu, die keine Ideen hätten. Denn diese Frauen sind bei aller Verfeinerung ungeistig. Etwas klingt nicht mit in der erlesenen Symphonie ihres Daseins. Die Kraft ist tot oder stumm oder matt, die in der Ökonomie der menschlichen Persönlichkeit die höchste Zusammenfassung und abschließende Deutung zu geben hat: die Kraft zur Idee. Sie ist es doch, die den Frauen der klassischen Zeit die klare, in aller Zartheit feste Linie, das Heiter-Gesunde, Olympisch-Freie gab, die königliche Sicherheit und Fülle. Wo dies fehlt, dieser eigentliche Schlüssel für alle Weiten der Kultur und das Siegel der wahren Herrschergewalt über sie, da haben wir vielleicht Anfänge, Verheißungen, Fragmente, aber noch nicht die Frucht, in der eine Kulturepoche sich selbst vollendet.

Warum will diese Frucht nicht reifen?

Vielleicht ist Goethes erfahrenes Wort von der erstickenden und lähmenden Wirkung des Luxus ein Hinweis. Man geht durch die Zimmer von Tiefurt oder Tegel mit immer neuem Staunen über die Einfachheit der Kulissen, zwischen denen so kostbares Dasein sich bewegte. Ein fast primitiver Hausrat deutet auf eine Anspruchslosigkeit des äußeren Lebens, die wir uns heute nicht einmal wünschten. Heute „haben wir es dazu“, auch in Deutschland, verfeinerten und anspruchsvollen Sinnen Genüge zu tun. In der Grenzregion von Geistigem und Physischem, in der die Reize einer üppigen Wohnung, einer raffinierten Körperpflege, die schmeichelnde Annehmlichkeit einer luxuriösen Lebensweise, die Sensationen des eleganten Sports liegen, hat sich für die oberen Zehntausend der Gegenwart ein bisher ungekannter glänzender Lebenszuwachs eingestellt. Die Neuheit dieser Welt birgt die Gefahr, ja die Sicherheit der Überschätzung — ihre Fülle, Kompliziertheit und subtile Künstlichkeit die Versuchung, das Leben an dieser Stelle ganz auszugeben, alles innere Kapital hier anzulegen. Was Rahmen, Szenerie, Mittel, Schmuck, erholende Unterbrechung sein sollte, wird Inhalt, den zu bestreiten sich alle verfügbaren Energievorräte erschöpfen müssen. Ist es nicht so, daß die „große Welt“ mit *diesen* Ansprüchen das Leben vieler Frauen aufzehrt, die ihr gerecht werden wollen — vielleicht müssen? Und daß dabei das Wachstum dessen, was Kultur im volleren und tieferen Sinne ist, zurückbleiben muß, oft gar nicht, weil die Anlagen fehlen, sondern weil sie nicht reifen können in einer Lebensführung ohne Ruhe und Konzentration? Von allen gröberen Formen des beleidigend geistlosen und platten Luxus abgesehen, wie er etwa in



der Saison der mondänen Badeorte zusammenkommt, wer hat nicht schon nebeneinander gesehen: künstlich vorbereitete und erlesen inszenierte Feste mit einem bescheidenen, ja schalen Inhalt ohne Schwung und Laune und innere Üppigkeit? Oder bei einer mondänen Frau ein staunenswertes Aufgebot von Erfindung, feinem Instinkt, ästhetischer Überlegung, ja distinguierter Kultur in der äußeren Erscheinung mit einer Armut und Undifferenziertheit in der eigentlich geistigen Region, die sie für den Humboldtschen Salon schlechtweg unmöglich gemacht hätte. Ja, diese Erfahrungen sind so häufig, daß selbst bei manchen nachdenklichen Betrachtern unsrer Zeit der Anspruch fast verloren gegangen ist, die große Dame müsse auch ein Stück Diotima sein.

Eine fein empfindende und kluge Frau wie die Gräfin d'Agoult, die sich wundervoll auf die Symposien in den höchsten und reinsten geistigen Zonen verstand, sah jedenfalls in dem liebevollen und enthusiastischen Bewegen der Ideen ein Wesenselement aristokratischer Lebensführung und meinte — mit der Strenge, die ihr eigen sein mußte —, daß dies Nebeneinander von äußerem Raffinement und innerer Bedürfnislosigkeit das Merkmal des Parvenüs sei.

Daran ist etwas Richtiges. Durch die Umwälzungen im Arbeitsleben unsers Volkes sind, oft im Wechsel von einer oder zwei Generationen, Schichten in die wirtschaftlich und damit naturgemäß in gewissem Grade gesellschaftlich führenden Schichten gekommen, die nicht ebenso schnell mit dem Noblesse oblige dieser Stellung vertraut werden können. Diese Umschichtung, die in ihren allgemeinen Wirkungen auf den sozialen Körper etwas von dem Segen einer gründlichen Stoffwechselkur haben mag, wirkt auf die absolute Kulturhöhe zunächst negativ. Eleganz und Schick — das beweisen die Demimondänen — lernen Frauen leicht. Hier vollzieht sich die Anpassung mühelos. Was Portier und Oberkellner eines Welthotels, als die erfahrensten Kritiker dieser Sphäre, hochschätzen, ist erschwinglich. Das andre geht nicht so schnell, um so weniger, als die Selbstbehauptung auf der neu errungenen Höhe nach soziologischen Gesetzen zunächst die angestrengte und peinliche Nachahmung ihres äußeren Lebensstils erfordert, auf die sich also — im Vertrauen darauf, daß ja glücklicherweise „nur der Herr das Herz ansieht" — aus doppelten Gründen alle Energie einstellt.

So ist die Situation die, daß die Frauen der „neuen" Familien meist nicht die innere Verfassung zu einem Kulturdasein großen Stils in ihre Stellung mitbringen. Denen der „alten", auch wo sie noch gesellschaftlichen Einfluß haben, fehlt aber heute oft etwas andres: die Fühlung mit der Gegenwart.

Auch das hat wesentlich wohl soziale Gründe. Ein in seiner Position bedrängter Stand verliert die Harmlosigkeit der Fühlungnahme mit der Zeitkultur. Er wird exklusiver. Es hängt eine Hemmung, etwas wie ein Belagerungszustand über seinem Verhältnis zur Außenwelt, die, von neuen Kräften umgetrieben, neue Autoritäten emporhebt. Die Aristokratie konnte sich in Zeiten, da ihr die gesellschaftliche Führung unbestritten gehörte, revolutionierenden Neugewalten in Kunst, Wissenschaft und Lebensanschauung so unbedenklich als Gönner und Jünger gesellen, wie der Weimarer Hof — Männer und Frauen — den Dichter des „Götz" und des „Werther" aufnahm. Wäre es denkbar gewesen, daß die gleichen Kreise sich dem Jungdeutschland der achtziger Jahre, etwa einem Gerhart Hauptmann, in ähnlicher Weise freundlich bezeigt hätten? Der Gegensatz war nicht größer, aber es war in einer für beide Teile unüberwindlichen Art Ernst damit geworden. In dieser Situation der Abwehr, als „Hüter der Schwelle" (wie einmal eine Aristokratin, Frieda von Bülow, diese innere Haltung ihres Kreises der neuen Gesellschaft gegenüber bezeichnete), wird die Aristokratie schwerlich den geistigen Typus der neuen Zeit aus sich heraus schaffen können, den weiblichen vielleicht noch weniger als den männlichen.

Es gäbe noch eine Möglichkeit. Könnte, ja müßte nicht in den Kreisen der Frauen der neue Kulturtypus entstehen, die im eigentlichsten Sinne Kinder ihrer Zeit sind? Müßten nicht die Frauen ihn schaffen, die sich durch systematische Bildung in einen ganz neuen, lebendigen Zusammenhang mit den geistigen Schätzen der Zeit gesetzt haben, die überdies, wirtschaftlich selbständig und in ihrer durchaus neuartigen Lage an keine Tradition gebunden, einen vollkommen freien Spielraum zu eigner Lebensgestaltung haben?

Die Berufsfrauen, selbst diejenigen von ihnen, die nicht einem wirtschaftlichen Zwange, sondern ihrer Neigung folgten, haben anfangs gar kein Gewicht darauf gelegt, „Kultur" zu haben in dem vollen, auch das Äußere mit einschließenden Sinne. Sie mußten der doppelten Gefahr ihres Pionierdienstes erliegen: der Einschränkung auf die Facharbeit, die von ihnen erwartet wurde und innerhalb deren sie ja die Probe ihres Wagemutes zu bestehen hatten, und der asketischen Absage an alle spezifisch weibliche Aufmachung. Sie wollten eben nicht „Damen", Luxusgeschöpfe, sie wollten vor allem nützlich sein. Die „Dame", das galt ihnen als die Summe alles dessen, was im Frauendasein bekämpft werden mußte. Ihr ganzes Leben in Zweckmäßigkeit zu verwandeln, war ihr Ziel. Zudem erhob das Bewußtsein einer neuen sozialen Verantwortlichkeit seine Stimme gegen alles Schwelgen und allen Überfluß, wenn Darben und Mangel auf der andern Seite war. Man wußte doch jetzt um diese Dinge, übersah



sie besser als zuvor. Das gab aller Genußfreude einen heftigen Stachel. Gerade diesen Wissenden, die im Kampf um die eigne Freiheit und eine lebenswerte Existenz tiefer in die sozialen Zusammenhänge hineingesehen hatten, geziemte nicht der heitere Dienst der Grazien und Musen. Doppelte Gewalt hatte über diese Frauen der realistische Geist der Zeit, aus dem die Frauenbewegung geboren wurde. Sie teilten die Meinung Ruskins, daß es nichts hilft, den Schatten Schönheit geben zu wollen, solange die Dinge, die diese Schatten werfen, peinvoll und häßlich sind. Arbeit, soziale Reform, verwertbares Fachwissen — das sind die Güter, um die gekämpft wurde. Was darüber hinaus lag, das betrachtete man mit Mißtrauen. Der „Salon", Schöngeisterei, anmutiger Dilettantismus, das war einmal — leider — die Sache der Frauen. Heute hätten so begabte Frauen wie Karoline Schlegel oder das Fräulein von Dacheröden Philosophie oder Germanistik zu studieren.

Das war die Stimmung. Eine gute und tapfere Stimmung, die ihren Vertreterinnen alle Ehre machte. Aber als der Staub über dem Kampfplatz sich ein wenig zu zerteilen begann, da fing man doch auch an, nach höherem Preis zu fragen als nach Ellbogenfreiheit und praktischen Erfolgen. Wenn der Baum derbe Wurzeln in die Erde streckt, eine feste und vielverzweigte Krone bildet, so ist es die Blüte, der er die Stätte bereitet. Und so ist alle robuste Arbeit der Frauenbewegung um neues Feld für ungenutzte Kräfte doch schon heimlich getrieben und beschwingt von dem Willen zur Blüte, zu einer neuen weiblichen Kultur — neu, soweit die Anpassung an verwandelte äußere Verhältnisse dem „Ewig-Weiblichen" neue Gestalt gibt. Und sobald die Vorbedingungen da sind, beginnen die inneren Kräfte der Frauenbewegung in der lichten Luft der geistigeren Welten an diesem letzten und abschließenden Ziel zu arbeiten. Jetzt ist die Zeit dazu gekommen. In dem Augenblick, in dem bei den Frauen, die den neuen Weg gegangen sind, sich aus dem Bann rein sachlicher Interessen eine reinere Freude an der geistigen Betätigung, ein neues, freieres und umfassenderes Gefühl für einen neuen Lebensstil, ein Bewußtsein davon löst, daß das alles mehr bedeutet als eine neue Versorgung oder ein Stück neues Wissen und einige neue Interessen. Auf den neuen Gebieten des Wissens, der praktischen Arbeit, der sozialen Verantwortung, auf denen die Frauen in einer ganz andern Weise als bisher an die Gesamtleistung der Kultur gebunden sind, bilden die äußerlich und innerlich freieren von ihnen neue Frauentypen. Ihr vielleicht bedeutsamster Wesenszug ist, daß sie die Wirkung großer objektiver Interessen an sich erfahren haben. Der beweglichen, leicht erschütterten, von Augenblick zu Augenblick neu eingestellten weiblichen Seele wächst so unversehens die Kraft zu einem stetigeren Kurs, mehr noch, ein Stück innerer Freiheit und Überlegenheit der schwebenden Pein subjektiver Schicksale gegenüber; die persönlichen Dinge verlieren etwas von ihrem beängstigenden Übergewicht; in einem weiteren Horizont ordnet sich Großes und Kleines in ruhigeren Verhältnissen, als wo nur ein kleiner Lebensausschnitt übersehen wird. Und so wächst denn auch der Mut zu einem reicheren, selbständiger gestalteten persönlichen Leben, während anderseits diese neue innere Haltung auf die Berufserfüllung zurückwirkt und ihr einen freieren, selbständigeren, kühneren Zug gibt.

Allerdings gelingt es erst wenigen Frauen, sich diese Wirkungen einer neuen tätigen Anteilnahme am Ganzen und Allgemeinen ganz zu eigen zu machen. Gerade nur erst bei einzelnen — etwa in künstlerischer oder kunstgewerblicher, in wissenschaftlicher, pädagogischer oder sozialer Betätigung — fühlt man in Arbeit und persönlichem Leben dieses schwungvolle, elastische, zuversichtliche Element, den selbstbewußten Willen zu einem freudigen, an allem Schönen und Lebenswerten teilhabenden Dasein.

Das hat zum großen Teil wirtschaftliche Gründe. Wenige erwerbende Frauen stehen rein äußerlich schon so unabhängig da, um ihrem Leben sorglos diesen größeren Zuschnitt geben zu können. Aber man sieht Anfänge, die auf eine Zukunft, einzelne, die auf nachfolgende Scharen deuten. Man kann diesen Vorgang wohl so ausdrücken, daß aus der Schicht der berufstätigen Frauen ein neuer Typus der „Dame" herauswächst — dieses Wort in dem hier gebrauchten Sinne verstanden: eine Frau, der nicht nur die Arbeit, sondern die Kultur der Zeit ihre letzte Prägung gegeben hat.

Vielleicht werden hier zwei Linien sich treffen in ihrem Verlauf zu demselben Endpunkt. Denn wenn in den heute gesellschaftlich führenden Schichten wieder ein Fräuentypus wachsen soll, der unsrer Zeit bedeutet, was die Natalie im „Wilhelm Meister" für das achtzehnte Jahrhundert ist, so wird das nur dadurch geschehen, daß, banal gesagt, die „großen Damen" etwas „Großes" zu tun bekommen. Auf den Zuschnitt der Persönlichkeit wirken stilisierend und vereinheitlichend nur große Interessen, weil sie allein die geistigeren Kräfte mit ergreifen, die aus dem Elementarstoff der Natur die Individualität schaffen. Der große Lebensstil — als innere Form gedacht — fordert als sein lebendiges Prinzip auch von der Frau „große Gedanken", die Gewöhnung, sich geistig in weiten Räumen zu bewegen.

Dazu kommt noch etwas andres. Auch die große Dame in früherer Zeit hat ihre gesellschaftliche Rolle gelegentlich zu einer ernsthaften sachlichen Führerschaft erweitert. Frau von Maintenon gründete die Erziehungsanstalt von St. Cyr,



und die Marquise von Pompadour gab die Initiative zur Porzellanmanufaktur von Sèvres. Heute verlangt die Gesellschaft von den Frauen der oberen Zehntausend ähnliche Initiativen in ganz anderm Maße, in viel dringlicherer Form. Die Organisation der Wohlfahrtspflege, der Kunstpflege im großen Stil — das ganze Reich kollektiver Freiwilligkeit, das sich zwischen den beruflichen und den staatlichen Mechanismus einschiebt und in dem sich allgemeine Kulturbedürfnisse oft ihren ersten, lebendigsten spontanen Ausdruck schaffen, das verpönte und doch nicht nur unvermeidliche, sondern auch als Zeichen schwellender überschüssiger Volkskraft positiv erfreuliche Vereinsleben: wer wäre hier berufener zu führender Betätigung als die Frau der großen Welt?

Und man sucht sie ja auch in der Tat. Das heißt: man sucht oft nur ihre Namen und ihre Mittel, nachdem der geistige Anteil an der Sache von andern bestritten ist. Und viele begnügen sich damit. Nicht, weil in der Tat Namen und Mittel alles sind, was sie zu geben haben, sondern sehr oft unter dem Zwang einer Konvention. Dadurch aber bleibt dieses Stück ihrer Machtsphäre in der Tat für sie tot und als Kulturquelle vollkommen verschlossen. Überdies bringt es die schon gekennzeichnete Situation sowohl der alten wie der neuen „Aristokratie" mit sich, daß die Frauen die Initiative fürchten und ihren Namen nur an das Eingebürgerte, Anerkannte, bereits Sanktionierte, das heißt aber in vielen Fällen das Veraltete, Kleinliche, Abgenutzte, wagen. In dem ersten Falle aus Konservatismus und Exklusivität, in dem zweiten aus dem ängstlichen Nachahmungs- und Anpassungsbedürfnis des in seiner Autorität noch nicht Gefestigten. Diese psychologischen Gründe halten die sozialen und charitativen Leistungen der Frauen oft in Formen fest — Basare, Weihnachtsbescherungen u. dgl. —, die nicht durch den Aufwand an Mitteln, der oft sehr groß ist, aber durch den Mangel an Geist und sozialpolitischem Weitblick an die Antithese aus „Maria Stuart" erinnern: „So kleine Schritte tut ein so großer Lord!" Auf diese Art wird eine Leistung, durch welche die Frauen wirklich in das, was heute die „große Welt" ist, in den Kreislauf mächtiger, unser Volksleben durchflutender, schaffender Lebensströme, hineingezogen werden könnten, eine langweilige Repräsentationspflicht ohne Kraft für das persönliche Sein.

Und doch wäre die weitblickende, geistvolle, wagemutige Erfüllung dieser Pflicht der Weg, auf dem die Frauen in der Entrücktheit ihrer immer künstlicher präparierten Existenz wieder mit den nackten Tatsachen, den „großen Gegenständen" der Wirklichkeit in Fühlung kommen würden. Das wäre für ihre Seele wie das Blut, an dem die Schatten sich Leben trinken. Es wäre das Stück Sachlichkeit, Verantwortung, Erdschwere, ohne das ein großes Leben in keinem Sinne denkbar ist. Auch künstlerische und literarische Interessen bekommen etwas Preziöses, Blutarmes und Dekadentes bei Menschen, die, ohne produktiv zu sein, nur mit ihnen leben wollen. Den vornehmen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts bot die größere Einfachheit und Natürlichkeit ihres primitiveren Lebenszuschnitts ein ausreichendes Gegengewicht gegen schöngeistige Einseitigkeit. In patriarchalischeren Verhältnissen standen sie andern Volksschichten unmittelbar näher; sie hatten auch wohl noch ein gut Stück ganz robuster Hausfrauenpflichten — Frau von Stein verkaufte ihre Ochsen selbst. Außerdem konnten sie in ganz anderm Maße als heute das Leben ihrer Männer teilen, wie Karoline von Humboldt. Und so ist den großen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts bei aller ästhetischen Kultur ein Zug von Ernst und überpersönlicher Verantwortung beigemischt; es ist nicht das Vorrecht der Männer, sondern auch ihnen Recht und Pflicht, für ihr Tun, um den Goethischen Ausdruck zu gebrauchen, „den praktischen Bezug ins Weite" zu suchen. Wenn Faust zur Reife der zivilisatorischen, sozialen und politischen *Tat* als zur Vollendung seines Menschentums aufsteigt, so kann Mephisto sagen: „Man merkt's, du kommst von Heroinen."

Viel mehr aber als damals gehört heute die *soziale Tat* zum großen zeitgemäßen Leben. Und so gestaltet sich uns aus praktischer Notwendigkeit, aus Bedürfnis und Sehnsucht, aus versprechenden, hoffnungsvollen Ansätzen der *Typus der „Dame" des zwanzigsten Jahrhunderts*: sie müßte das große Problem unsrer Zeit, individuelle Kultur und zweckvolle Organisation des Gemeinschaftslebens zu vereinigen, für sich persönlich lösen können. Der Feinheit und Regsamkeit ihrer empfänglichen Sinne müßte sich die sichere Kraft eines kultivierten Geistes gesellen; und der Vielfältigkeit und Üppigkeit ihres Innenlebens müßte eine wohlgelenkte, mutig ins Weite gerichtete Tatkraft entsprechen, die ihr Maß an den großen sozialen Aufgaben unsrer Zeit nimmt. Solcher Frauen wartet eine große, faßbare, vollkommen deutliche Mission: die Pflege persönlicher Kultur bei klarer Einsicht in die Tatsache, daß es dazu heute nicht nur wie ehemals eines tiefen, subjektiven Anteils, sondern auch der Gestaltung allgemeiner sozialer Grundlagen, der organisatorischen Bewältigung wirtschaftlicher Zusammenhänge bedarf, und daß dieses enthusiastische, beglückende Hüten tief empfundener Kostbarkeiten als sein Noblesse oblige einen systematischen Kampf gegen die kulturerdrückenden Mächte unsers mechanisierten Lebens erfordert.



Von Kunst und Künstlern

Anselm Feuerbach: Römerin — Francesco Goya: General Palafox — Lattanzio Graf Firmian: Gräfin Christiani — Ernst Nelson: Damenbildnis — Richard Vogts: Renate — Georges Morin: Geschwister — Milly Steger: Schreitendes Mädchen — Hermann Sandkuhl: Dämmerung — Alexander Bertrand: Der Erker — Kurt Zimmermann: Diele im Saalfelder Pfarrhaus

Nicht zufällig drängt sich uns in letzter Zeit wieder so häufig der Name Feuerbach auf die Lippen. Gern zugegeben, daß das kürzlich eingetretene Erlöschen des Privilegs zu dieser Popularität das seinige beigetragen hat; fangen doch nun erst Feuerbachs Werke an, durch all die billigen Mappen-Veröffentlichungen, von denen im vorigen Heft die Rede war, in breitere Kreise zu dringen. Aber der eigentliche Grund dieses „Rinascimento des vierten Jahrzehnts nach dem Tode“ muß doch wohl tiefer liegen. Es will uns scheinen, als müßten wir ihn in unsrer wiedererwachenden Sehnsucht nach einer bewußten und gehaltenen Stilkunst suchen, einer Kunst voller Adel und Ruhe, die doch das Leben nicht tötet, sondern es erst recht hervorruft. Die finden wir bei ihm. Und weil sie uns, je weiter wir in der nervösen Kunst der Gegenwart Umschau halten, desto schmerzlicher fehlt, deshalb ist, glauben wir, Feuerbachs Stunde gekommen — ein Glücksumstand erfreulichster Art, daß zu gleicher Zeit auch die Fesseln des Urheberrechts gefallen sind, die seinem Ruhme besonders schwer aufgelegen haben.

Wir geben heute ein Frauenbildnis von ihm wieder, das Bildnis einer Römerin, das bisher wenig oder gar nicht bekannt geworden ist — auch Allgeyer in seinem großen grundlegenden Werk über Feuerbach verzeichnet es nicht. Das Original gehört jetzt der Galerie von Ernst Arnold in Dresden. Über seine Herkunft wissen wir, daß Baron Lafontaine es um die Mitte der siebziger Jahre in Rom von dem Modell des Künstlers gekauft hat. Es war dann dreißig Jahre in Lafontaines Besitz, ging 1910 in den eines Herrn Dobelstein über, bald darauf in den des Schriftstellers L. Broser in Venedig und wurde von diesem erst im Januar dieses Jahres an den Inhaber der Arnoldschen Galerie, Herrn Hofkunsthändler L. W. Gutbier, verkauft.

Während Anselm Feuerbachs Erscheinung sich mit keiner Kunstrichtung, weder einer historischen noch einer modernen, recht verknüpfen läßt, dankt der Spanier Francesco Goya (1746 bis 1828) das Wiedererwachen seines Ruhmes wesentlich der Erkenntnis, daß sich in seinen Bildern schon deutlich der moderne Impressionismus ankündigt. Auch in dem Bildnis des Generals Palafox, das wir in Doppeltondruck wiedergeben, begegnen uns die glänzenden Eigenschaften dieses Porträtisten der spanischen Hofgesellschaft unter Karl IV.: seine verblüffende Charakterisierungsfähigkeit bei aller Sparsamkeit der Mittel sowie seine geniale Beherrschung des Lichts und der inneren Bewegung im Bildton.

Was Goya vor hundert Jahren in Spanien von Amts wegen war — es gab damals noch richtig bestallte, nicht bloß betitelte Hofmaler —: ein Maler der vornehmen Welt, das zu werden ist im modernen Österreich heute im Begriff Lattanzio Graf Firmian, dessen Bildnis der Gräfin Christiani wir zeigen. Am 25. April 1875 auf Schloß Mezocorona im Tridentinischen geboren, entstammt dieser Künstler der uralten, bereits im vierten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung aus Rom in Tirol eingewanderten Adelsfamilie der Firmiane, die 1526 von Kaiser Karl V. in den Freiherrnstand, 1728 in den Reichsgrafenstand und 1749 in den österreichischen erbländischen Grafenstand erhoben wurde. Als jüngster Sproß eines uralten Geschlechts, dem Österreich eine lange Reihe hervorragender Staatsmänner und Kirchenfürsten verdankt, erhielt Graf Firmian eine äußerst sorgfältige Erziehung in Trient und Florenz, besuchte dann in München kurze Zeit die künstlerischen Vorbereitungsschulen von Fehr und Azbe, bevor er an der Münchner Kunstakademie Schüler der Professoren Gysis, Marr und Diez wurde und seinem natürlichen Talent die erforderliche kunstwissenschaftliche und kunsttechnische Basis gab. In Paris bei Jacques-Emile Blanche, dem Meister des modern-mondänen Porträts, vollendete er seine Studien, namentlich hier streng dazu erzogen, bei aller Eleganz und Virtuosität des Vortrags Unmittelbarkeit im Ausdruck und posenlose Natürlichkeit zu beobachten. Seit anderthalb Jahren lebt und malt Graf Firmian nun in Wien, wo man ihn, der in ruhiger Zurückhaltung jeder Sensationssucht und Reklame abhold ist, allmählich als „Maler der vornehmen Welt“ schätzen lernt.

Wir tun dem Künstler und uns keinen Gefallen, wenn wir sein Werk mit den Werken andrer, früherer oder gleichzeitiger Künstler in Vergleich bringen. Bei Firmian wäre dies wohl am wenigsten angebracht, denn seine Arbeiten erinnern durchaus nicht an die der Meister, durch deren Schulen er gegangen ist. Er hat von ihnen nur die Technik, nicht ihre Manier gelernt. Er weiß Farben schön zusammenzustimmen und hat den bewußt verfeinerten Instinkt für die noble Geste, die gute Haltung. Seine Porträte werden immer dem Publikum gefällig und angenehm sein, aber auch dem Künstler nicht mißfallen. Er vermag nicht bloß die schöne Frau schön, sondern auch die vornehme Frau vornehm zu

malen. Er liebt nervöse, edelrassige Geschöpfe und hat für deren anmutige Bewegung das empfindliche Auge. Alles, was zur Frau gehört, Pelz, Seide, Sammet und Spitzen, ist ihm wichtig genug, um es, wie auch unser Porträt beweist, mit Geschmack und Delikatesse wiederzugeben.

Farbig und, wie uns dünkt, in vortrefflich gelungenem Druck bringen wir ein Damenbildnis von dem Berliner Ernst Nelson. Hier ist die alte gute Schule — das sehen wir auf den ersten Blick. Nelson, heute ein Mann in der Mitte der Fünfziger, hat denn auch auf der Berliner Kunstakademie von keinem seiner damaligen Lehrer nachhaltigeren Einfluß erfahren als von Karl Gussow, dem bei aller Energie der Charakteristik und Kraft des Kolorits so bewußt und denkend schaffenden Künstler. Nach dem Muster dieses seines Lieblingslehrers wandte sich auch Nelson zunächst der Genremalerei zu; erst später fesselte ihn neben der Landschaft, der noch heute sein Hauptinteresse gehört, mehr und mehr das Porträt. Doch gleichviel, welchem Fach er sich widmet, immer hat Nelson der gediegenen und sauberen Tradition der alten Meister die Treue gehalten, ohne sich freilich dem in der neuen Anschauungsweise enthaltenen Guten eigensinnig zu verschließen. In der Menschenschilderung ist die Charakteristik und eine dem Vorwurf angemessene, auf Einfachheit und Natürlichkeit beruhende Darstellungsweise sein Hauptprinzip, und in dieser Absicht ist auch das von uns unmittelbar nach dem Original wiedergegebene Bildnis der Frau F., eins seiner neuesten Werke, gemalt worden.

Der Düsseldorfer Richard Vogts ist den Lesern kein Unbekannter mehr. Zumal sein prächtiges Damenporträt „In Mutters blauem Kleid", das wir vor einiger Zeit farbig wiedergeben durften, wird noch in frischer Erinnerung sein. Jetzt bringen wir die „Renate", eins seiner neueren Kinderbildnisse. Uns gefällt an diesem Bilde, abgesehen von der vornehmen Gedämpftheit des Gesamttons, insbesondere die völlige Unbefangenheit dieses kleinen Menschenkindes, das uns mit seinen munteren Augen so fest und gerade anschaut, aber sich doch aus seiner eignen kleinen Welt nicht aufstören läßt.

Gleiche posenlose Lebenswahrheit macht Georges Morins Doppelkinderbüste „Geschwister" so anziehend. Namentlich der auf sein Spielzeug blickende Knabe sorgt dafür, daß die ganze sonst in der Plastik nicht ungefährliche Gruppierung natürlich und überzeugend wirkt. Auch die hier beobachtete Abweichung von der bei solchen Doppelbildnissen sonst geltenden Regel, die Porträtierten geradeaus blicken zu lassen, ist offenbar bewußt und wohl überlegt. Morin, 1874 in Berlin geboren und dort an der Kunstakademie entscheidend ausgebildet, wiewohl er zu Studienzwecken mehrmals auch in Paris weilte, wurde in weiteren Kreisen zuerst durch seine erfolgreiche Beteiligung an großen öffentlichen Wettbewerben bekannt. So holte er sich 1903 im internationalen Wettbewerb um das Weltpostdenkmal in Bern den ersten Preis. Auch seine großen Gruppen „Der erste Tote" (1905) und „Neues Leben" (1907) fanden anerkennende Beachtung. Von seinen Kleinbronzen sei die Porträtbüste des berühmten Meteorologen Wilhelm von Bezold erwähnt; von seinen Medaillen und Plaketten verdienen die des Verlegers Wilhelm Herz, des Schriftstellers Viktor von Kohlenegg und des Philosophen Max Dessoir hervorgehoben zu werden. Auch für offizielle Gelegenheiten, wie 1904 für die Weltausstellung in St. Louis, 1907 für die Hygienekonferenz, 1908 für die internationale Urheberkonferenz usw., schuf Morin die Medaillen. In den letzten Jahren folgten größere Arbeiten: eine Reitergruppe und eine fast dreieinhalb Meter hohe Monumentalgruppe für die Treppe des Stadttheaters in Posen, die jetzt in Stein ausgeführt wird.

Die Plastik „Schreitendes Mädchen" soll uns die Erinnerung an die junge Berliner Bildhauerin Milli Steger erneuern, deren Bekanntschaft die Leser schon vor einigen Jahren durch ihre vortrefflich gelungene Büste der Romanschriftstellerin Clara Viebig gemacht haben. Inzwischen hat das Schaffen dieser Künstlerin, in deren Arbeiten alles Kraft, Ausdruck und Energie ist, auch öffentliche Anerkennung gefunden: sie ist von dem wohlbekannten Kunstförderer Carl Ernst Osthaus nach Hagen berufen worden, um dort im Dienste des Folkwang-Museums und der Stadt in einem eigens für sie erbauten Atelierhaus der Gartenstadt und Künstlerkolonie Eppenhausen eine Reihe von plastischen Arbeiten zu schaffen. Ihre ersten Schöpfungen dieser Art, vier überlebensgroße Fassadenfiguren, sind dem neuen Stadttheater zugute gekommen; augenblicklich arbeitet die Künstlerin dort an mehreren Schulportalen und an einer monumentalen Wettersäule.

Es folgt endlich noch eine Dreizahl farbiger Kunstblätter. Darunter fällt Hermann Sandkuhls „Dämmerung" durch einen weichen warmen Ton auf, der alle Gegenstände des Bildes, auch die am Fenster stehende Gestalt des träumenden Mädchens einhüllt, während Alexander Bertrands „Erker" mehr Gewicht auf klare Zeichnung und feste Konturen legt. Auch dieser Düsseldorfer Künstler, wie fast alle Düsseldorfer Figurenmaler der jüngeren Generation Schüler von Claus Meyer, ist den Lesern hier schon entgegengetreten: zu Weihnachten vorigen Jahres haben wir sein Kirchenbild „Diener des Herrn" veröffentlicht. Diesmal zeigt sich seine Kunst von der intimeren, um nicht zu sagen familiären Seite. „Der Erker, den Bertrand da festgehalten hat, war der Lieblingsplatz seiner verstorbenen Mutter; an dem Platze hat er sie

bei Lebzeiten gemalt und dies Bild dann später zu dem „Erker“ benutzt. Ein Denkmal der Pietät, der kindlichen Liebe und Dankbarkeit wollte er seiner Mutter mit dem Gemälde setzen, hatte er doch in ihr seine treueste Beraterin und die verständnisvollste Freundin seiner Kunst verloren. Uns dünkt, es ist von dieser innigen, feierlich gehobenen Stimmung etwas in das Bild übergegangen: man hat das Gefühl, an einer Stätte zu weilen, vor der die Stürme der Welt und die Sorgen des Alltags schweigen müssen, die etwas von ihrer Ruhe und ihrem Frieden auch in die Seele des Betrachters gießt.

Die **Diele im Saalfelder Pfarrhaus** ist das Werk eines jungen Saalfelder Malers namens **Kurt Zimmermann**, der ohne strenge fachmännische Ausbildung — er studiert jetzt Naturwissenschaften an der Universität in Kiel — zur bildenden Kunst kam und sich seine Motive vornehmlich in seiner malerischen Vaterstadt suchte. Im Sommer 1911 veranstaltete man dort eine Ausstellung „Saalfeld in der Malerei“, die von älteren und jüngeren Saalfelder Malern reichlich beschickt worden war, die aber auch von Künstlern aus andern deutschen Gauen viele hübsche Saalfelder Ansichten zeigen konnte. Unter den Bildern dieser kleinen reizvollen Sonderausstellung nun waren die Bilder Kurt Zimmermanns die besten mit. Insbesondere unser Dielenbild sprach allgemein an. Zunächst stofflich: bewies es doch, wie man auch heute noch die Räume alter Häuser — das Saalfelder Pfarrhaus stammt aus dem Jahre 1719 — wohnlich und behaglich ausstatten kann, wenn man nur die Farbenstimmung mit Sorgfalt und Geschmack zu treffen weiß. Dann aber auch künstlerisch: man sah, wie es dem Künstler in erster Linie auf die malerische Lichtwirkung angekommen ist, und wie glücklich er es verstanden hat, dieser einheitlichen Lichtwirkung alle Einzelheiten und Kleinigkeiten unterzuordnen. Dies werden, hoffen wir, auch unsre Leser zu würdigen wissen und deshalb ihre Freude an unsrer besonders gut gelungenen farbigen Wiedergabe haben. F. D.

Literarische Rundschau

Das Buch des deutschen Kronprinzen — Anthologien — Literarische Notizen

Das Buch des deutschen Kronprinzen

Als Friedrich der Große von Rheinsberg aus, dem wahren Sanssouci seiner kronprinzlichen Jugend, seine erste politische Schrift erscheinen ließ, tat er es anonym und suchte sich die Verleger in England und Holland, um die Spur seiner Verfasserschaft vollends zu verwischen. Diese Vorsicht braucht unser Kronprinz Wilhelm nicht zu üben: er darf sein „**Jagdtagebuch**“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. M. 7.50) mit seinem wohlbekannten Namenszug versehen und in die obere Ecke der fichtennadelgrünen Einbanddecke das W mit der Krone setzen — übrigens der einzige Schmuck, den sich die äußere Hülle gestattet. Wer sich auf ein Prachtwerk gespitzt hat, sieht sich enttäuscht, wie auch der Buchschmuck allen unnützen Dekorationskram verschmäht und sich mit einer Anzahl guter auf Karton geklebter Netzätzungen begnügt, für die freilich der Kronprinz selbst meistens die Aufnahmen geliefert hat.

Solche äußere, fast möchte man sagen bürgerlich gediegene Ausstattung läßt auf eine gerade, schlichte Sachlichkeit auch für den Inhalt hoffen, und diese Hoffnung wird nicht getäuscht. Gleich nach den ersten Sätzen weiß man: der dies geschrieben hat, liebt keine Schnörkel und Winkelzüge, er sagt gerade heraus, was er gesehen, erfahren, getrieben und empfunden hat, und er setzt sich nicht erst großmächtig in Positur, wenn er die ihm gewohntere und geläufigere Flinte, den Bergstock oder die Zügel mit der Feder vertauscht. Fast macht er Miene, sich deshalb vor seinen neuen Kollegen zu entschuldigen — aber Hand aufs Herz, hätten wir „Leute vom Bau“ nicht eher Grund, vor solcher Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit ein wenig zu erröten? Dies Buch mit seiner Frische, seiner Unbefangenheit, seiner unbeschwerten Heiterkeit und seiner immer gegenwärtigen Bereitschaft zu danken, zu bewundern, anzubeten, es ist so alt oder so jung wie sein Verfasser — von wievielen Büchern zünftiger Berufsschriftsteller kann man das heutzutage sagen? Dieses Stilgleichgewicht zwischen dem Menschen und dem Buch ist leider gar keine so selbstverständliche Sache, wie's sein sollte. Wir vom Bau, wie oft schreiben wir als Zwanzigjährige so, wie wenn wir fünfzig, als Fünfzigjährige so, wie wenn wir achtzehn wären. Dabei hat dieser klare, einfache und durchsichtige Stil, der sich doch nirgend der Nüchternheit ergibt, ganz und gar nichts mit dem „Großen Papiernen“ zu schaffen, der uns andre so leicht beim Kragen packt. Gebe Gott, daß das grüne Tuch der Diplomatenstube nicht noch verdirbt, was Loden und Khaki gutgemacht haben!

Offen aufgeschlagen wie dies Buch, das auf alle stilistischen Versteck- und Jonglierkunststücke verzichtet, sehen wir auch Herz und Seele des Menschen vor uns, dem da die Liebe zur echten, weidgerechten Jagd die Feder in die Hand gedrückt hat, der an seiner freudigen Bewunderung



für die Schönheiten der großen herrlichen Natur andre teilnehmen lassen möchte, und der sich, mit Erlebnissen begnadet, die tausend andern lebenslang versagt bleiben, gleichsam verpflichtet fühlt, diese andern wenigstens durch das Medium des Wortes miterleben zu lassen, was ihm auf jagdlichem und sportlichem Gebiete in jungen Jahren so reichlich vergönnt war praktisch zu erproben. Ein heller, seiner Jugend bewußter und sicherer Mensch steht vor uns; nicht gewillt zum Grübeln und Spintisieren; früh versöhnt mit Leben und Wirklichkeit; begabt mit aufgeschlossenen Sinnen für die laute und leise Sprache der Natur; mit einem glücklichen Humor begnadet; nicht ohne zartes Gefühl und weiche Regungen, wenn so ein schönes, tapferes Tier unter Kugel oder Speer verblutet; von lyrischen, beinahe dichterischen Stimmungen befallen, wenn im Morgentau aus allen Büschen die Vögel singen, Tausende munterer Tauben im Geäst zärtlich gurren und der ferne Fluß zum geblendeten Auge silbern herüberschimmert; zu Andacht und Demut geneigt, wenn der Abendfriede auf die kühle Erde niedersinkt und — wir sind in Indien — aus tausend Hütten der freundliche Rauch des Nachtmahls emporsteigt. Wir erkennen den Mann an dem fest zugreifenden Willen und fühlen uns mitgestählt, wenn er, noch in der Erinnerung hoch aufatmend, die Gefahr und die Anstrengung des echten Sports weit vor leichteren und glänzenderen Zeitvertreiben rühmt; wir möchten aber auch den Knabenrest im Manne nicht missen, der zum Vorschein kommt, wenn sich offen die naive Freude just an den Trophäen ausspricht, die „von andern mit Bewunderung und manchmal sogar ein bißchen mit Neid betrachtet werden". Auch die Vorliebe für das einfache kleine, stille Jagdhaus in Schlesien, wo „Cécile", ihm durch gleiche glühende Verehrung für Natur und Jagd kameradschaftlich verbunden, so gern mit ihm auf die Pirsch geht, steht einem wohl an, dem sich in aller Herren Ländern die Türen der glänzendsten Schlösser weit auftun, der in drei Erdteilen — zumal aber bei den Briten — die ausgesuchteste Gastfreundschaft gefunden hat. Wir lächeln vielleicht ein ganz klein wenig über den Schwärmer, wenn er an einem der herrlichen Sommermorgen im Hochgebirge, deren er so viele erlebt hat, mit Rührung der Tausende und aber Tausende gedenkt, „die verurteilt sind, ihr Leben hinter den Mauern der Städte und Fabriken zu verbringen", und denen er doch ach so gern ab und an auch mal die Frische eines solchen jungen Gebirgsmorgens in ihren ernsten Beruf hineintragen möchte — aber doch macht dies soziale Gemeinsamkeitsgefühl, so platonisch es einstweilen auch sein mag, einem Herzen alle Ehre, das wohl eine Weile noch das Recht hätte, allein mit sich selbst, mit seinen Freunden, seiner Familie und seinen nicht allzu gewichtigen Berufsgeschäften zu leben, ehe es dem „ersten Diener des Staates" den Takt zu seinen schweren, entsagungsvollen Pflichten schlägt ...

Nicht das Jagd- und Weidmannsbuch mit seinen Skizzen aus Inner-Indien, Ceylon, Schottland, Schlesien und dem süddeutschen Hochgebirge sollte hier besprochen werden — dazu gehörte ein so gerechter und begeisterter Weidmann, wie es der Kronprinz selber ist —, nur als menschliches Dokument eines künftigen Großkronenträgers sollte das Buch gewürdigt werden. Es führt keine schwere oder auch nur bemerkenswerte Gedankenfracht an Bord, es weist keine tiefsinnigen Probleme auf und eröffnet keine weiten Perspektiven, aber es ist ein menschlich sympathisches, liebenswürdiges und beruhigendes Buch schon deshalb, weil es so gar nichts von hohlem Pathos hat, und weil es hinter allem scheinbar Oberflächlichen so viel Liebe und so viel Seele ahnen läßt. F. D.

Anthologien

Wir haben es schon mehrmals hier gesagt: eine neue Anthologie deutscher Dichtung, die heute neben den Tausenden schon vorhandenen ihre Berechtigung erweisen will, muß es durch die Grundsätze tun, die ihre Auswahl bestimmt haben. Da ist nun eine neue, schlechthin betitelt „Deutsche Dichtung" von A. Gänger, der wir das glauben nachsagen zu können (mit Bildern und Handschriftenproben; Wien, Tempsky). Sie ist in erster Linie für den Schul- und Unterrichtsgebrauch bestimmt und hält sich dabei an keinen Geringeren als an Goethe. Der hat sich 1808 einem Pädagogen gegenüber, der ein „Nationalbuch als Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation" herausgeben wollte, einmal über die Frage geäußert: „Was bedürfen die Kinder und die Volksmenge?" Und er hat geantwortet: „Ein Hohes, aber ihrem Zustande Analoges." Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden wünschenswert? Der Charakter, nicht der Geschmack: der muß sich erst aus jenem entwickeln. Das Vortrefflichste, aber auch das Gute, Nützliche und Vorbereitende (zu tieferen und schwereren Dingen). Ein prächtiges Programm auch noch heute, wenn wir auch Neigung haben, das Pädagogische darin noch etwas mehr zu zügeln ... Jedenfalls hat die Richtschnur gehaltvoller, veredelter und gestählter Volkstümlichkeit, um es kurz zu sagen, in Gängers Buch ein anerkennenswertes Resultat gezeitigt. Literarhistorisch ist nicht immer das Bezeichnendste getroffen — das war wohl auch nicht die Absicht —, als Ganzes stellt aber diese lyrische Auslese von Walther von der Vogel-



weide bis auf Karl Busse ein Buch dar, das wir gern in den Händen unsrer schulentlassenen Jugend sehen, um so mehr, als die Linien bewußt und geschickt über das Lesebuch hinausgezogen sind, so daß sich nicht allzuviele Wiederholungen einstellen und zwischen Bekanntem viel Neues und Unbekanntes grüßt. Auch das ist anzuerkennen, daß diese Anthologie die Lyriker der Gegenwart reichlich berücksichtigt, wenigstens alle zeitgenössischen Dichter, die etwas Eignes zu singen und zu sagen haben. Doch auch mancher halbvergessene Lyriker zwischen Goethe und dem jüngsten Geschlecht wird da wieder aufgeweckt.

Theodor Storm hat das gute Beispiel dafür gegeben: Dichter sind immer die besten Herausgeber von Anthologien, vorausgesetzt, daß diese nicht wissenschaftliche oder andre Nebenzwecke verfolgen. So begrüßen wir es mit Freude, daß Albert Sergel, der feine Lyriker, sich entschlossen hat, bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen unter dem anheimelnden und einschmeichelnden Titel „Der Frühlingsgarten" eine Sammlung älterer und neuerer Gedichte erscheinen zu lassen (mit Buchschmuck von Ernst Liebermann), unter denen fast kein einziges, das nicht auch nach Storms strengen Forderungen die Aufnahme in ein lyrisches Schatz- und Ehrenhaus verdiente. Sergel läßt nur das ein, was heute noch unmittelbar lebendig ist, was ohne Kommentar zu uns spricht, und auch unter den Gedichten wieder, auf die das zutrifft — die Massen schmelzen schon zusehends zusammen —, wählt er nur die, die an unser Innerstes rühren, die den Herzpunkt unsers Empfindens treffen, die beim Lesen unsre „inneren Glocken" erklingen lassen. Fein ist die Komposition: Der Morgen der Jugend — Fluren der Heimat — Winkende Sterne — das sind die einfachen Gruppen, in die der Herausgeber seine Kleinodien faßt. Wer dies Buch zum Freunde stiller, gesammelter Stunden nimmt, wird keine verlorene Minute zu beklagen haben.

Im Wanderschritt des Lebens nennt sich eine der Sergelschen verwandte Anthologie, die Theodor Scheffer herausgegeben hat (Leipzig, Voigtländer; geb. 5 M.): ein weltliches Erbauungsbuch, das das menschliche Leben vom ersten frohen Frühlingsausflug bis zur letzten schweigenden Heimkehr im Winter durch Fest- und Feiertage wie durch saure Wochen mit Gedichten und Geschichten, Weisheitssprüchen und Betrachtungen von Poeten und Philosophen aus den verschiedensten Zeiten und Völkern begleiten möchte. Bei weitem überwiegen natürlich die deutschen Dichter und Denker, und man erlebt auch in dieser Lese das Wunder, wie selbst altbekanntes Gut im besonderen Zusammenhang ein neues, frisches Ansehen bekommt. Der älteste deutsche Wanderfreund in dieser Sammlung ist der Dichter des Heliand; dann geht es nach ein paar Abstechern in die mittelalterliche Dichtung zu Luther und Sachs, zu Paul Gerhardt und Gryphius und so fort bis ins achtzehnte Jahrhundert, um in unsrer klassischen Zeit und der darauf folgenden Literatur und Philosophie bis in die allerjüngste Gegenwart die reichste Ernte zu halten. Dem kleineren Zuge fremder Lebensführer schreitet Marc Aurel voran, und Tolstoi beschließt ihn. Daneben lassen der Psalter, die Evangelien und Episteln ihre preisende und klagende, lockende und zürnende, sänftigende und eifernde Stimme ertönen und geben dem ganzen Buch einen feierlichen Unterton, als wenn man in einer heiteren Landschaft ein sonntägliches Glockenläuten über die Felder kommen hört. Das Buch ist mit Buchschmuck von Hugo Steiner-Prag geschmackvoll ausgestattet. Leider ist der Text durch ein paar störende Versehen entstellt: die mannhaften Verse „Das soll mir bitten ab kein Mann" stammen aus der Vorrede zu Huttens Gesprächbüchlein, nicht von Luther (S. 116); das Schlachtlied „Kein sel'ger Tod ist in der Welt" hat Herder zuerst wieder bekannt gemacht, aber nicht selbst gedichtet (S. 43), und durch schwere Druckfehler unverständlich gemacht ist die erste Strophe des Stormschen Gedichts „Hehle nimmer mit der Wahrheit" (S. 62).

Als eine der ältesten und verbreitetsten Anthologien ist Georg Scherers „Deutscher Dichterwald" vielen von uns ein lieber Jugendgefährte geworden. In der Schule hatte man den Echtermeyer, aber zu Hause, wo man doch gern einmal auch etwas Freieres und Neueres lesen mochte, hielt man sich daneben den Scherer. Jetzt kommt das liebe Buch in 24. Auflage zu uns (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 7 M.), fast sechzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen. Manches in seinen Zügen hat sich verändert. Zumal der neue Bearbeiter, Dr. Max Kutscher, hat vieles aus der jüngsten Literatur hinzugefügt, was dem alten Scherer fast ein wenig verwegen zu Gesichte steht; aber geblieben ist das unterscheidende Merkmal dieser Anthologie: nicht eine willkürliche, rein nach subjektivem Geschmack getroffene Lese will sie sein, sondern eine, die auf literarhistorische Vollständigkeit und Charakteristik Anspruch erheben darf. Die von Prof. Lang besorgte Ausstattung ist dem neuen Geschmack angepaßt. —

> Wenn ich dichten kann,
> So kann ich jederzeit auch beten —

diese Verse Hebbels stehen als Motto der „Sammlung religiöser deutscher Dichtungen von den Anfängen bis zur Gegenwart" voran, die Karl Ernst Knodt unter dem Titel „Die Gott suchen" bei Beck in München nach zehnjährigem Sammel- und Sichtefleiß hat erscheinen lassen. Sie deuten dem, der zu hören versteht, schon die Gesichtspunkte an, unter denen hier gesammelt



und komponiert worden ist; sie sagen ihm zugleich aber, daß es an der Zeit und nötig war, uns eine neue religiöse Anthologie zu schaffen, für die nun das, was darin fehlt, ebenso charakteristisch ist wie das, was der Aufnahme für würdig befunden ist. Zwar hat Knodt auch eine Art literaturgeschichtlichen Leitfadens vom Gotischen Vaterunser und Wessobrunner Gebet bis auf Josef Schicht und Walther Calé geben wollen, aber wertvoller und verdienstlicher erscheint uns das Buch, wenn wir in ihm die Antwort auf die Frage suchen: Was erscheint unsrer Gegenwart an dem religiösen Empfinden und dessen lyrischem Ausdruck echt und fortwirkend noch auf uns? So betrachtet, strömt dies Buch erst sein volles Leben aus.

Was diese Jahre vaterländischen Gedenkens mit besonderem Nachdruck fordern durften, eine Sammlung nationaler Dichtung, das hat Albert Sergel seinem „Frühlingsgarten" auf dem Fuße folgen lassen („Du mein Vaterland!" Reutlingen, Enßlin & Laiblin). Die Auswahl setzt im Zeitalter Friedrichs des Großen ein und geht bis auf unsre Tage; über zwei Jahrhunderte hinweg reicht der alte Dessauer dem Grafen Zeppelin die Hand, durch Sieg und Sturz und wiederum durch Nacht zum Glanz des Ruhmes und der Einheit begleitet die hier geflochtene Kette vaterländischer Poesien unsre preußisch-deutsche Geschichte. Der Paß wird und kann hier begreiflicherweise nicht so streng visitiert werden wie im „Frühlingsgarten": es kommt oft mehr auf den Gehalt und die Gesinnung als auf die künstlerische Form an. Dafür sucht Sergel seinen Ehrgeiz darin, manches vergessene Schatzstück vaterländischer Poesie, das lange verschollen war, neu ans Licht zu ziehen und durch allerhand Künste der Gruppierung Altbekanntes, auch wohl gelinde Verstaubtes wieder blankzuputzen. Die Illustrationen, von dem Münchner Anton Hoffmann, der seiner schönen Soldatenzeichnungen wegen weitbekannt ist, vereinigt, wie es sich hier geziemt, Energie mit Exaktheit, so daß man sich manchmal fast an Meister Menzel erinnert fühlt.

Landschaftliche Almanache, wie der von Paul Sohr herausgegebene Ost- und Westpreußen-Almanach (Königsberg, Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt) einer ist, sind für die Jugend da, für den Dichternachwuchs, der den ersten Ausflug vom Neste wagt oder gar erst die Schwingen erprobt. Namen wie Sudermann, Reicke, Trojan, selbst Bulcke, Agnes Miegel oder Arno Holz sucht man da kaum; sie mögen gut sein zu Repräsentationszwecken — schließlich sind es doch die Unbekannten, auf die es ankommt: man will Entdeckungen machen und schon ein bißchen die Zukunft rauschen hören. Aber davon findet man hier wenig. Unter den ostpreußischen Lyrikern kann ich mir einzig und allein von Walther Heymann eine außeralltägliche Entwicklung versprechen; von dem Westpreußen Hans Kyser kennen wir schon bessere Gedichte, als sie hier gegeben werden; unter den Prosabeiträgen sind einige talentvolle Skizzen (Herbert Selkes „Augen von Wisby" seien genannt), aber eben auch nur „Skizzen", deren es ohnehin schon über und über genug gibt — ein glänzendes Prognostikon kann man den Verfassern aus ihnen nicht stellen.

Eine vorzügliche, mit strenger Kritik und sicherem Geschmack gesichtete, infolgedessen auch nur bescheidene Auswahl niederdeutscher Lyrik unsrer Tage danken wir John Eimers. Sein schmales Bändchen „Up sassisch Eerd" (Jena, Diederichs; geb. M. 1.50) will keine Übersicht über die ganze oder bloß über die neuniederdeutsche Lyrik geben, sondern nur — oder sagen wir besser: mehr, nämlich ein Bild von der niederdeutschen Lyrik, wie sie heutzutage blüht. Um dies Bild äußerlich einheitlich zu gestalten, hat es der Herausgeber gewagt, all die eigensinnigen Spielarten der niederdeutschen Mundart in eine die Verschiedenheiten ausgleichende plattdeutsche Schriftsprache „zusammenzuhalten". Die Schwierigkeit, sich Seite für Seite in die Launen und Tücken einer neuen „Rechtschreibung" hineinzufinden, sind dadurch glücklich beseitigt, aber manche feine, den engeren Heimatgenossen anheimelnde Eigentümlichkeit ist auch zerstört. Doch noch einmal: die Auswahl selbst ist meisterhaft; man findet alles beisammen und gut vertreten, was unter den plattdeutschen Lyrikern von heute den Namen Dichter verdient.

Heinz Bothmer, derselbe, der seit Jahren eifrig für die Errichtung eines Berliner Freilichtmuseums, einer Ehren- und Gedächtnisstätte des deutschen Dorfes wirkt, hat auf dem Wege zu diesem Ziele eine Blütenlese von Liedern zum Preise von Dorf und Flur gesammelt, die er „Das deutsche Dorf" betitelt (mit Abbildungen guter deutscher Bauernhäuser; Leipzig, Grunow; kart. M. 2.75). Bodenständige Heimatschönheit in Nord und Süd feiert dies Sammelwerk; allen Freunden des Landlebens will es ein lieber Begleiter sein, aber auch unsern Landbewohnern das Bewußtsein ihrer kernigen Eigenart heben. Es darf sich rühmen, ein gutes Hausbuch zu sein, das dazu berufen erscheint, das dörfliche Leben zu durchgeistigen und zu veredeln. Denn nur das Bessere und einigermaßen Künstlerische der oft recht entarteten Dorfpoesie ist aufgenommen.

Doch auch die Groß- und Weltstadt entbehrt nicht mehr ihrer eignen Anthologie, wie denn ja ihr eigner poetischer Zauber und ihre spezifischen Stimmungskräfte längst entdeckt sind. Diese Anthologie — oder sagt man in diesem Falle richtiger: Asphaltologie? — nennt sich „Im steinernen Meer" und bringt Großstadtgedichte, die Oskar Hübner und Johannes Moegelin aus der Literatur vorzugsweise der

letzten dreißig Jahre ausgewählt haben. Sie haben eine reiche Ernte gehalten, und es war ein verdienstliches Werk, das Leben der Großstadt mit seinen oft grellen Kontrasten, mit seinem lärmenden Getriebe und seinen heimlich blühenden Schönheiten im Spiegel der Lyrik zu zeigen und so an einer Fülle von Beispielen darzutun, wie dichterische Augen auch scheinbar wenig poetische Dinge künstlerisch zu schauen vermögen. Zwar ist das schon eine Binsenwahrheit geworden, aber wo sich's um die arg verlästerte Großstadt handelt, da herrscht doch noch in weiten Kreisen — und für sie ist diese Sammlung bestimmt — die Meinung, im steinernen Meer finde zum mindesten die zarte Blume der Lyrik keinen gesunden Boden; höchstens eine tendenziöse Armeleutepoesie vermöge da zu gedeihen. An dieser fehlt es auch in diesem Buche nicht, obgleich die Herausgeber bemüht gewesen sind, sie möglichst fernzuhalten. Aber was schadet das? Auch sie hat ihr Recht, wenn die verwirrende Vielgestaltigkeit der Großstadt deutlich werden soll. Die Anthologie (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg; geb. 4 M.) ist mit Einleitungen von Theodor Heuß und den Herausgebern versehen. Es sollte kein literarhistorisches, sondern ein kulturgeschichtlich und künstlerisch bedeutendes Buch entstehen, und das ist es auch geworden.

„Fröhlicher Anfang" heißt eine neue deutsche Fibel von zwei Frankfurter Lehrern (Karl Eckardt und Adolf Lüttwitz), die wir für das Haus, neben oder vor der Schule, empfehlen können, obwohl noch einiges mit hineingeschlüpft ist, was aus einer etwas süßlichen Geschmacksperiode stammt (Hey, Güll, Fr. Oldenburg) und heutzutage leicht durch Kräftigeres, Gesunderes und auch Poetischeres ersetzt werden kann von denen, die hier sonst wenigstens auch mit einem oder mehreren Stückchen vertreten sind (Scharrelmann, Gansberg, Falke, Ilse Frapan, Trojan u. a.). Vortrefflich ist der Aufstieg vom Leichten zum Schwereren, vom Nahen zum Ferneren, und fast durchweg gut sind auch die Bilder, die neuen farbigen von Schmidhammer, die alten schlicht schwarzweißen von Richter, Konewka, Hendschel, Pletsch und Volkmann. Das bei Diesterweg in Frankfurt a. M. erschienene Büchlein kostet gebunden nur 80 Pf.

Ein glücklicher Gedanke Theodor Herolds war es, in seinem Buche „Das Lied vom Kinde" (Leipzig, Fr. Eckardt) einen Strauß deutscher Lyrik zu binden, Blumen und Blüten, die alle dem Kinde und seiner heiligen Macht zu Füßen gelegt werden. Keine Poesien für, sondern Gedichte über Kinder, also von Eltern und Kinderfreunden für Eltern und Kinderfreunde, und zwar hauptsächlich aus der neueren Zeit, die in diesem Betracht wirklich ein „Jahrhundert des Kindes" zu sein scheint. Freilich darf man wenig Naivität erwarten, fast überall macht sich eine wenn auch gütige Reflexion und Überlegenheit geltend. Doch das beweist ja nur, daß dieser verdienstvollen Sammlung außer dem Anthologiewert auch ein kulturhistorischer innewohnt.

Eine solche allein auf das Kind, die „Majestät des Jahrhunderts", gemünzte Sammlung rief gebieterisch nach einer Ergänzung. So hat denn Wilhelm Laubengeiger eine Blumenlese deutscher Dichtungen aus alter und neuer Zeit mit der Parole „Die Mutter im deutschen Liede" veranstaltet (Berlin, Martin Warneck). Da herrschen natürlich die alten Generationen der Lyrik vor und die, die in ihren Fußstapfen gehen, aber es ist doch tröstlich, aus diesem so recht für die deutsche Familie bestimmten Buche auch von jüngeren Dichtern innige und bewegliche Töne genug zu hören, die „die edelste aller Frauen" aus vollem Herzensgrunde preisen. Die Auswahl hätte wohl literarisch strenger sein können, doch fordert dies Thema schon aus dem älteren Bestande unsrer Lyrik so viele uns einmal geläufig und lieb gewordene Gedichte, die mehr dem Herzen als der Kritik genügen, daß sich die Türen auch für die jüngeren Poeten von selbst weiter auftun, als der strenge Begriff der „Poesie" es eigentlich gestattet. Der zum Teil sehr hübsche Buchschmuck ist von Richard Flockenhaus.

Die Frauenlyrik der Gegenwart verdiente wohl längst eine neue Anthologie, da seit dem Erscheinen von Paul Remers „Buch der Sehnsucht" mittlerweile zwölf Jahre vergangen sind. Jetzt hat Margarete Huch (M. H. Gareth) sich dieser Aufgabe unterzogen und es leichtgehabt, aus den Dichtungen der Frauen eine geschlossene vieltönige Symphonie der Lebensstimmungen vom Morgen zum Abend, vom Frühling zum Winter, vom Kinde zur Mutter und Großmutter zusammenzustellen (Leipzig, Fritz Eckardt). Da konnte es nicht fehlen, daß manche oberflächliche Reimereien und noch mehr schwächliche Nachempfindungen sich einschlichen, aber was an Feinem und Tiefem, an Echtem und Lauterem übrigbleibt, ist immer noch so stattlich, daß es uns Respekt abzwingt und die paar Stunden, die man an den Band wendet, reichlich lohnt.

Als Herder seine „Stimmen der Völker" hinaussandte, wogen darin die Volkslieder vor, das Allgemeine überschattete das Persönlich-Subjektive. Julius A. Wentzel hat im Gegenteil für seine Anthologie „Am Liederquell der Völker" (Leipzig, Voigtländer) das Augenmerk auf die reine, gefühlsmäßige Empfindungslyrik unter Ausschluß der eigentlichen Ballade gerichtet. Die Dichter sprechen hier in ihren eigensten, persönlichsten Lauten, wenn auch aus ihrem Zusammenspiel nachher der lyrische Charakter des einzelnen Volkes im ganzen sich ergeben soll. „Die klassische Lyrik der Weltliteratur" nennt der Her-

ausgeber seine Sammlung im Untertitel deshalb, weil in erster Linie alles das Aufnahme gefunden hat, worin sich der einzelne Dichter auf der Höhe seines Schaffens und zugleich — eine gute, heilsame Auslegung des viel mißbrauchten Begriffes „klassisch" — als echter Vertreter seines Landes zeigt. So ist diesem Buche die Buntheit erhalten geblieben, aber die Wirrnis genommen worden: „Vom Reich der Mitte, dem langbezopften China, und vom Libelleneiland Japan aus rauscht der Liederstrom unaufhaltsam über indische und arabische versunkene Welten und über romanische und germanische, heute noch blühende, bis zum eisumgürteten Island." Welche Fülle an Formen und im Ausdruck, und doch wie eng verwandt in den Quellwerten des Gefühls!

Literarische Notizen

Zu dem Aufsatz über **Paul Mohn** möchten wir an dieser Stelle noch nachtragen, daß er sich für alle biographischen Mitteilungen auf die persönlichen Aufzeichnungen des Künstlers selbst stützen konnte, wie sie in seinem Römischen Tagebuch (1866—1867), in seinen inhaltreichen Briefen aus dem entscheidenden Jahrzehnt seines Lebens (1866—1874) und seinem für den Senat der Kgl. Akademie der Künste in Berlin niedergeschriebenen Lebenslauf vorliegen. Der Verfasser des Aufsatzes verdankt die Gunst, diese wichtigen Quellen zum erstenmal benutzen zu dürfen, dem Sohne des Künstlers, Herrn Gerichtsassessor a. D. **Ludwig Mohn** in Berlin, der im Verein mit seiner Mutter, Frau Professor **Margarethe Mohn** in Steglitz, den künstlerischen und literarischen Nachlaß des Verewigten in pietätvollster Weise verwaltet. Gebührt ihnen beiden in erster Linie dankbare Anerkennung für die Freigiebigkeit, mit der sie diese erste größere Veröffentlichung über Paul Mohn unterstützt haben, so sei doch auch allen denen gebührend gedankt, die als Besitzer Mohnscher Originale — ihre Namen finden sich unter den Abbildungen vermerkt — die gütige Erlaubnis zu deren Wiedergabe erteilt haben.

*

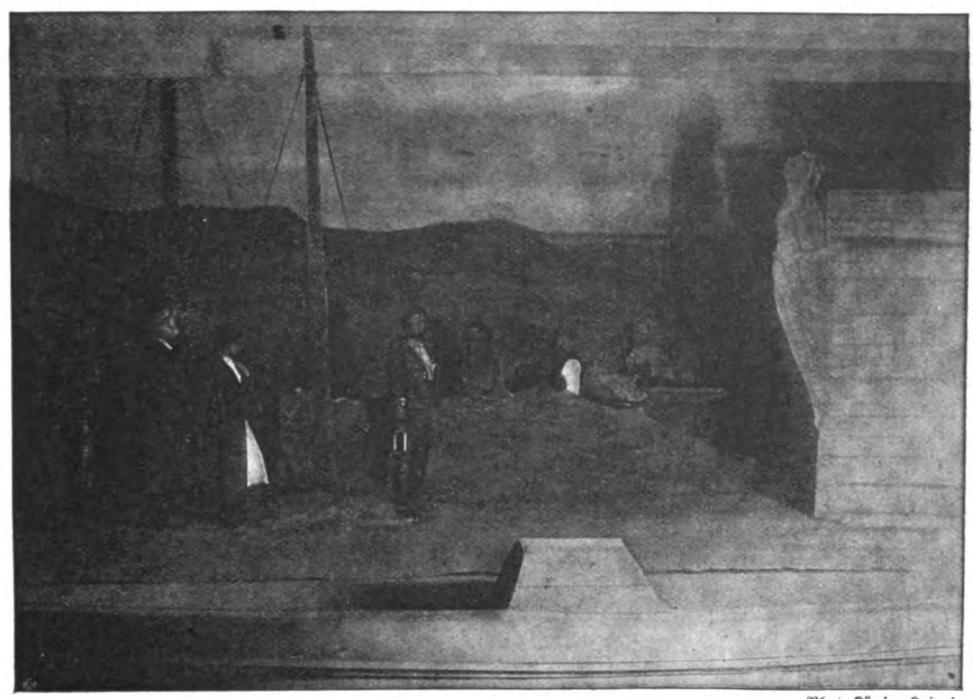
Von **Richard Wengraf** ist bei Hugo Heller in Wien ein Bändchen heiterer Geschichten aus der österreichischen Gesellschaft erschienen, das sich seinen Gesamttitel „**Spielzeug**" nicht nur so zufällig, sondern mit bewußter, leise überlegener Ironie gerade von dem winzigsten, aber auch pointiertesten dieser dreizehn Stücke herleiht. „Spielzeug" ist diesen Frauen der Mann, diesen Männern die Frau — merkwürdig nur, daß ein höheres Gesetz und ein stärkerer Wille es sich manchmal nicht nehmen lassen, ein Körnchen Ernst in diese Spielereien zu streuen, was ihnen dann erst die Würze und die tiefere Bedeutung gibt. Das Buch sei angezeigt; eine Kritik verbietet sich an dieser Stelle.

Gerhart Hauptmann im Goethetheater zu Lauchstedt

Eine Weile schien es, als sollte Hauptmanns neues Drama „**Gabriel Schillings Flucht**" Buchdrama bleiben. In der „Neuen Rundschau" war es mit einem förmlichen Anathema gegen jede großstädtische Bühnenaufführung hervorgetreten — kaum daß sich der Dichter für dieses sechs Jahre im Schreibtisch versteckt gehaltene Werk im intimsten Theaterraum eine einmalige Aufführung vollkommenster Art zu wünschen wagte, kaum daß er „die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises" daran teilnehmen lassen mochte. Schon wenige Wochen später zeigte sich die Situation gründlich verändert. Eifrige Freunde hatten offenbar auf den Dichter so nachdrücklich eingeredet, doch dieses Werk nicht den Mißmut über die vor sechs Jahren erfolgte Ablehnung der „Jungfern vom Bischofsberg" entgelten zu lassen, daß der Trotz an solcher Glut fremder Begeisterung schmolz. Da es nun aber doch mit der Verwünschung des „großen Publikums" einstweilen sein Bewenden haben mußte, so kam ein findiger Kopf auf den Einfall, statt Lessingtheater Goethetheater und statt Berlin Lauchstedt zu sagen. Das wirkte wie ein Zauberwort, vor dem alle Bedenken verstummten, und nun sah schon der 14. Juni über die Bühne gehen, was sonst im günstigsten Falle Anfang Oktober das Licht der Rampen erblickt hätte.

Was Lauchstedt einst war und was es pietätvollen Gemütern noch heute ist, braucht an dieser Stelle nicht erörtert zu werden. Vor vier Jahren, als das von Goethe erbaute Theaterchen wieder erneuert und zum lebendigen Gebrauch für die Mitwelt hergerichtet worden war, sind, wie überall, auch hier Gedenk- und Würdigungsaufsätze darüber erschienen. Ja, der Kranz, den der kleine seitab gelegene Badeort als Stätte Goethe-Schillerischer Sommerdramatik um die Stirn trägt, wurde damals eigentlich üppiger und glänzender geflochten, als er zu Lebzeiten der beiden Großen, die hier mit ihren Schauspielern und Stücken sozusagen auf die Datsche zogen, jemals gegrünt hatte. So hat es denn auch am 14. Juni nicht an ehrlich Empörten gefehlt, die eine Entheiligung in der Tatsache erblickten, daß dort, wo dereinst die „Natürliche Tochter" und „Die Braut von Messina" auf-





Phot. König, Leipzig.

Schlußszene aus Gerhart Hauptmanns Drama „Gabriel Schillings Flucht“ nach der Aufführung im Goethetheater zu Lauchstedt.

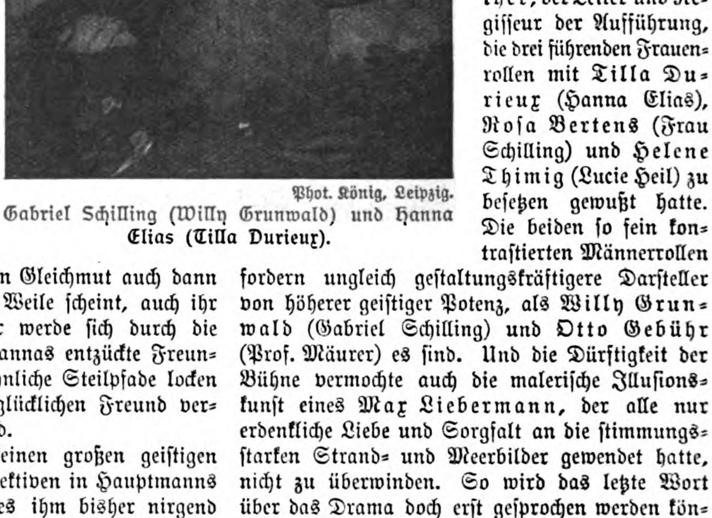
geführt worden waren, jetzt ein Stück von dem Verfasser der „Weber“ und des „Fuhrmann Henschel“ über die Szene ging, ja, daß dieser Hauptmann nicht einmal davor zurückschrak, sich vom Balkon herab, ungefähr von derselben Stelle zu verbeugen, wo einst der Olympier Goethe gestanden und herablassend genickt hatte.

Nun, Pietät ist eine schöne Sache, aber war hier des Guten nicht zuviel getan? Sowenig wie Begeisterung eine Heringsware, die man auf Jahre einpökelt, so wenig ist Ehrfurcht ein Pelzwerk, das man einmottet. Will man unsern modernen Bühnen partout diese hundertjährige noch hinzufügen, so lasse man sie getrost auch teilhaben an der zeitgenössischen Dramatik, diese sei, wie sie wolle! Eine „Jungfrau von Orleans“ und einen „Wilhelm Tell“ würden wir auf diesen schmalen Brettern heute doch nicht mehr vertragen können — sowenig wie es sich unsre Schauspieler gefallen lassen würden, daß die Herrn Studenten aus Halle und Jena sie während des Spiels mit Kirschkernen bombardierten, was zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den Lauchstedter Theatersitten gehörte.

Was Hauptmann in dem Fünfakter „Gabriel Schillings Flucht“ (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) zu gestalten versucht hat, ist die Tragödie des Künstlers, wie sie unsre überall „Nervensachen“ witternde Zeit nun mal in erster Linie zu sehen geneigt ist. Der „Tasso“ in die Pathologie des zwanzigsten Jahrhunderts übersetzt. Gabriel Schilling, der ebenso geniale wie sensitive Maler, hat sich soeben mühselig aus den Fesseln zweier Frauen befreit, um auf der einsamen Ostseeinsel, wo besorgte Freunde für ihn Quartier bereitet haben, vollends zu neuem fröhlichem Schaffen zu genesen. Wie ein Verschmachtender stürzt er sich an die Quellen der Natur und in die Bruderarme des freien Elements; wie eine gespenstige Last möchte er das dumpfe Gestern von sich werfen, um sich im hellen Heute gesund zu baden. Aber er hat zu früh triumphiert, zu früh die Segel seiner wieder jung gewordenen Sehnsucht zur Fahrt nach Hellas, dem Land gelöster Disharmonien und gestillter Konflikte, gerichtet. Das Gespenst, dem er entflohen zu sein glaubt, folgt ihm über Land und Meer auch auf dies friedliche Eiland. Und in zwiefacher, in doppelt schreckender Gestalt steht es vor ihm: der Geliebten, die mit ihrer entnervenden Unrast und ihrer züngelnden Gier seiner Schaffenskraft das Blut ausgesogen hat, folgt seine Ehefrau, der Typus jener ewig Wehleidigen und Mißgelaunten, die überall das Spinnweb kleinlicher Alltagssorgen mit sich schleppen. Der arme Verfolgte wehrt sich einen Augenblick — dann hat ihn Hanna Elias, die Jüdin aus Odessa, wieder ganz zum Sklaven ihrer dämonischen, mit fremdartigen Reizen seltsam lockenden Sinnlichkeit gemacht. Doch mit diesem einen Wiederkömmling

aus seiner Vergangenheit würde Schillings neuer Lebensmut vielleicht fertiggeworden sein. Sein Schicksal wird erst durch den Fluch besiegelt, daß es zwei sind, die ihn mit ihrer grausamen Liebe quälen, und daß diese beiden vor den Augen des Kranken — denn daß er krank ist, dürfen wir nicht vergessen — wie die Furien aufeinander losfahren, um ihn sich zurückzuerobern. Das verträgt seine wunde Seele nicht; vor der schamlosen, entwürdigenden Häßlichkeit dieser Szene, die den Janhagel vor den Fenstern zusammenruft, flüchtet er hinweg an den Strand, hinaus in das Meer, von wo es keine Wiederkehr gibt.

Das Stück könnte ein Drama der Weiberfeindschaft, des Weiberhasses heißen, wenn den beiden Harpyien, die Schillings Leben und Schaffen zerstören, in dem „Schusterchen", der Freundin eines leichter und freier gearteten Radierers, nicht ein freundliches Gegenbild weiblicher Klugheit und Güte beigesellt wäre. Dies ist die Frau, die der Künstler braucht, wie geschaffen, ihm Stirn und Seele zu entwölken, wenn Zagheit, Unlust und Weltekel ihn heimsuchen. Mit ihrer lächelnden Geduld und tapferen Resignation, mit ihrer Frische und uneigennützigen Hingebung teilt Lucie Heil, die Violinistin, dieser treue Kamerad, dieser „Prachtkerl", alle Leiden und Gebrechen des Standes und läßt sich in ihrem resoluten Gleichmut auch dann nicht beirren, als es eine Weile scheint, auch ihr Professor Ottfried Mäurer werde sich durch die enthusiasmierte Russin, Hannas entzückte Freundin und Jüngerin, auf ähnliche Steilpfade locken lassen, wie sie seinem unglücklichen Freund verhängnisvoll geworden sind.


Phot. König, Leipzig.
Gabriel Schilling (Willy Grunwald) und Hanna Elias (Tilla Durieux).

Man soll und darf keinen großen geistigen Gehalt, keine weiten Perspektiven in Hauptmanns Drama suchen, obgleich es ihm bisher nirgend so wie hier gelungen ist, die geheimnisvoll raunenden Stimmen einer andern, jenseitigen Welt in die unsrige hereintönen zu lassen und Wind und Wellen, Strand und Meer zum Sprechen zu bringen. Die eigentlichen Schönheiten dieser Dichtung sind artistischer Art. Wie überzeugend ist die Atmosphäre der Künstlerwelt, wie echt und gegenwärtig ist die eigentümliche Lebensstimmung getroffen, in der diese Menschen atmen und von der sie ihr Schicksal empfangen! Selten nur hat es ein Dichter in gleicher Weise verstanden, uns in Künstlern, die sonst so leicht durch eine erkältende Luftschicht von uns getrennt bleiben, unsre Brüder erkennen und lieben zu lehren und diese wiederum so eng und warm mit unser aller Mutter, der großen ewigen Natur, zu verbrüdern. Seit den „Einsamen Menschen" hat Hauptmann nichts geschrieben, was, ohne freilich an dramatischer Aktivität gewachsen zu sein, so tief in die menschlichen Seelen hinabsteigt, um mit Perlen in der Hand — oder sind es kristallisierte Tränen? — zu uns heraufzusteigen.

Die Darstellung in Lauchstedt konnte auf die Bühnenwirksamkeit des Stückes noch nicht die entscheidende Probe machen, so gut Paul Schlenther, der Leiter und Regisseur der Aufführung, die drei führenden Frauenrollen mit Tilla Durieux (Hanna Elias), Rosa Bertens (Frau Schilling) und Helene Thimig (Lucie Heil) zu besetzen gewußt hatte. Die beiden so fein kontrastierten Männerrollen fordern ungleich gestaltungskräftigere Darsteller von höherer geistiger Potenz, als Willy Grunwald (Gabriel Schilling) und Otto Gebühr (Prof. Mäurer) es sind. Und die Dürftigkeit der Bühne vermochte auch die malerische Illusionskunst eines Max Liebermann, der alle nur erdenkliche Liebe und Sorgfalt an die stimmungsstarken Strand- und Meerbilder gewendet hatte, nicht zu überwinden. So wird das letzte Wort über das Drama doch erst gesprochen werden können, wenn eine große Berliner Bühne mit allen Mitteln schauspielerischer und theatralischer Kunst sich des Stückes annimmt. Friedrich Düsel.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Westermanns Monatshefte

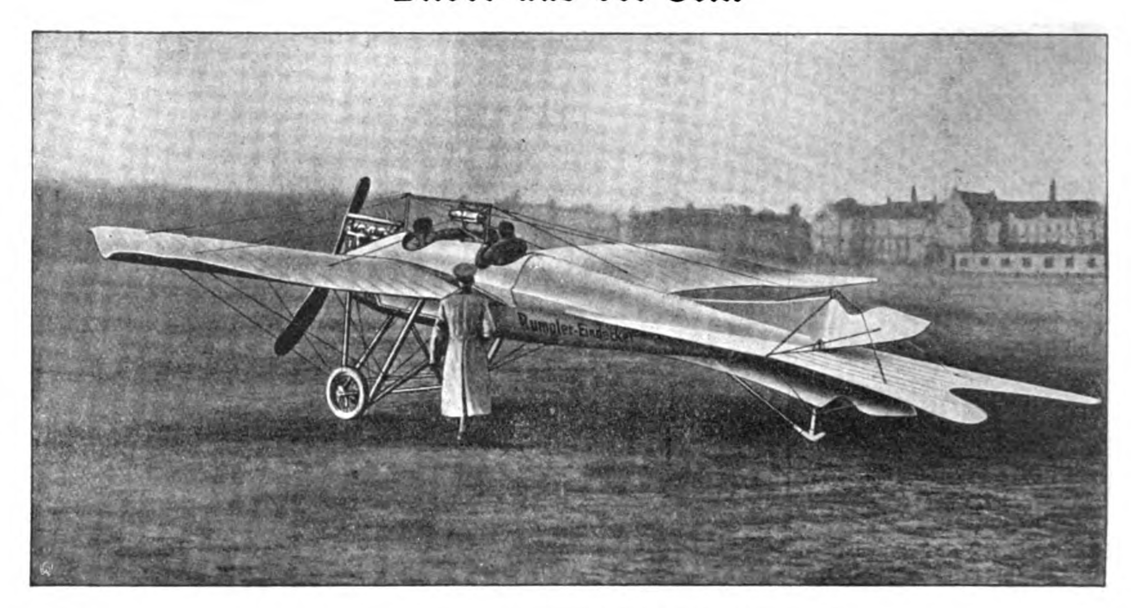


August 1912

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

56. Jahrg. Preis: 1½ Mark Heft: 12


DIE NATUR HEILT
Deutscher Bund der Vereine für
naturgemäße Lebens u Heilweise.



Der neue Rumpler-Eindecker.

Bei zwei der letzten großen Flugveranstaltungen, beim zweiten Zuverlässigkeitsflug am Oberrhein und beim Fernflug Berlin-Wien, hat ein neuer, von dem bekannten Flieger Hellmuth Hirth gesteuerter Eindecker den Sieg davongetragen. Das Flugzeug, das bereits bei diesen seinen ersten Flügen so hervorragende Proben seiner Flugtüchtigkeit bewiesen hat, ist von dem bekannten Ingenieur E. Rumpler auf modernster flugtechnisch-wissenschaftlicher Grundlage nach seinen bei früheren Bauten gesammelten praktischen Erfahrungen in mehr als siebenmonatiger Arbeit konstruiert und erbaut worden. Der neue Eindecker unterscheidet sich von andern Konstruktionen ähnlicher Art vor allem durch seinen aus Holzringen hergestellten und ganz mit Aeroplanstoff bespannten spindelförmigen Körper und durch die in ihrer ganzen Länge verwindbaren Tragflächen, die dem Flugzeug eine hervorragende Seitenstabilität verleihen. Nach den Erfolgen, die dieses jüngste Erzeugnis des deutschen Flugzeugbaues bei seinen ersten großen Flügen erzielt hat, kann man den Rumpler-Eindecker als einen der besten deutschen Aeroplane bezeichnen, der den ausländischen Konstruktionen zum mindesten ebenbürtig ist. — In diesen Heften soll in nächster Zeit ein eingehender, sehr reichhaltig illustrierter Aufsatz aus berufener Feder erscheinen, der die ganze Entwicklung der Flugzeuge „von Ikarus bis Hirth“ darstellen und alle irgendwie bemerkenswerten Typen und Formen im Bilde zeigen wird.




Digitized by Google



Bilder aus der Zeit.

Ein neues Puschkin-Denkmal.

Im „Salon des artistes français“ in Paris ist augenblicklich die Figur zu einem Puschkin-Denkmal ausgestellt, die zu ihrem Schöpfer den russischen, in der französischen Hauptstadt lebenden Bildhauer Leopold Bernstamm hat. Das Werk, überlebensgroß in Bronze ausgeführt, zeigt den Dichter nachlässig sinnend an eine Brüstung gelehnt. Das auf den ersten Blick etwas seltsam anmutende Gesicht mit den aufgeworfenen Lippen und dem krausen Haar verrät das fremde Blut, das dem russischen Dichter als einem Urenkel des in den Diensten Peters d. Gr. stehenden Negers Abram Hannibal in den Adern rollte. Alexander Sergejewitsch Puschkin, der am 7. Juni 1799 zu Moskau aus altadligem Geschlecht geboren wurde und am 10. Februar 1837 auf der Höhe seines Ruhmes im Duell einen frühzeitigen Tod fand, ist einer der größten russischen Dichter und wird nicht zu Unrecht der „Vater der russischen Poesie“ genannt. In allen Gattungen der Dichtkunst hat er sich versucht und sie künstlerisch gehoben. Seine Hauptvorzüge sind die Schönheit seiner Sprache und die Glut und Tiefe seiner Empfindungen, wie sie namentlich in seinen lyrischen Gedichten hervortreten. Puschkin ist weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekanntgeworden, ganz besonders durch seine Gedichte, seinen „Gefangenen im Kaukasus“ und durch sein Haupt- und Lieblingswerk, den Roman in Versen „Eugen Onegin“.

Bilder aus der Zeit.



Ein kostbarer Prunkschrein.

Aus dem Besitz des verstorbenen **Barons Mayer Carl von Rothschild** in Frankfurt a. M. ist kürzlich durch eine hochherzige Schenkung ein meterhoher silberner Prunkschrein in das Eigentum der Stadt Augsburg übergegangen und unter die Schätze des dortigen Maximilians-Museum eingereiht worden. Der Schrein, in Silber getrieben und mit Schildpatt ausgelegt, zeigt die Prachtliebe der Barockzeit in prägnanter Weise. Auf einer breit ausladenden Basis erhebt sich ein entzückender Mittelbau mit gewundenen Säulen; zwei mit in Silber getriebenen Figuren geschmückte Türen lassen beim Öffnen acht zierliche Schublädchen mit zahlreichen Geheimfächern sehen, die gleichfalls reich verziert sind. In die Mitte des Oberbaues ist eine Uhr eingefügt, die von einer Weltkugel überragt wird. Die Kugel zeigt bei Tag die goldene, bei Nacht die blaue, mit Sternen übersäte Hälfte. Die Bekrönung des in reizender Silhouette in die Höhe strebenden Schreines bildet eine silberne ziselierte Urania. Etwa 40 getriebene, teilweise vergoldete Figuren und Plaketten beleben das kostbare Kunstwerk. Obgleich das interessante Stück nicht signiert ist, glaubt man es doch mit Sicherheit dem Augsburger Goldschmiedemeister **Thelott** aus dem Ende des 17. Jahrhund. zuschreiben zu können.





Photo-Apparate neueste Modelle renommiertester erster Fabriken mit Objektiven von Voigtländer, Goerz, Meyer, Rodenstock, Plaubel u. andere. Verlangen Sie unsere **Camera-Preisliste gratis u. frei.** Ferner empfehlen wir Prismen-Binocles, Marken aller renommierten Fabriken zu Originalpreisen. Als besonders preiswert offerieren wir für Sport, Reise, Jagd usw., Hensoldt-Prismen-Binocles mit 6- und 8maliger Vergr. für **M. 95,—** bzw. **M. 100,—** inkl. hartem Leder-Etui und Riemen. Bei monatlich. Teilzahlungen von

5,— Mark

an.

Verlangen Sie per Postkarte Auswahlsendung 6 Tage zur Ansicht ohne Kaufzwang. Binocle-Preisliste kostenfrei.

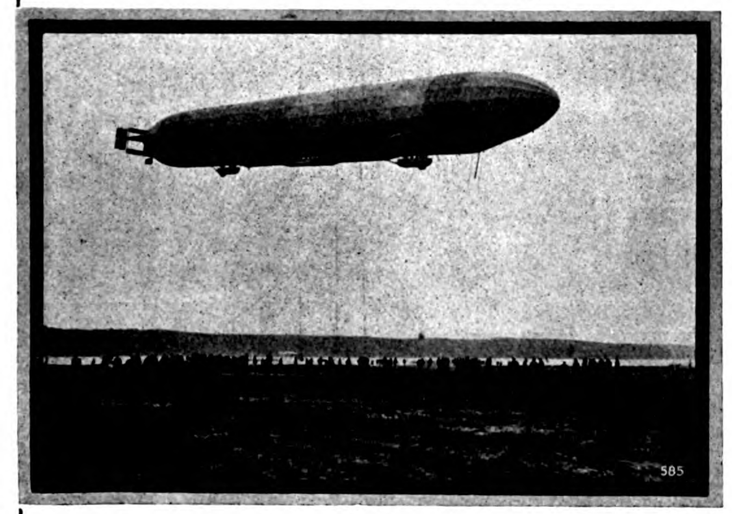
Köhler & Co., Breslau 5/Postfach 423B.

„Wir führen auch billigere Gläser galileischer Konstruktion und offerieren speziell für Sport und Reise unser sehr lichtstarkes **Armeefernglas**, neuestes Modell, mit ca. 5½maliger Vergrößerung, elegant ausgestattet, inkl. festem Lederetui, mit Riemen zum Umhängen, für nur M. 36,50 gegen Monatszahlungen. **Köhler & Co., Breslau V.**"

ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILIN-FABRIKATION ▭ BERLIN SO. 36.

Zeppelinkreuzer „Schwaben".

„Agfa"-Platte Extrarapid



Für alle Arten von

Sport-Aufnahmen:

für Rasensport
für Wassersport
für Luftsport
für Eissport
für Reit- und Fahrsport

gleichermaßen hervorragend geeignet:

„Agfa"-Photonegativmaterial

(„Agfa"-Extrarapid, „Chromo"-Extrarapid, „Isolar", „Isorapid", „Chromo-Isolar", „Chromo-Isorapid".)

16 seitige, reichillustr. **„Agfa"-Prospekte 1912** mit schlangenhautartigem Umschlag **gratis** durch Photohändler.

Bilder aus der Zeit.

Denkmal für Wilhelm von Hartel.

Dem bekannten Philologen Dr. Wilhelm von Hartel ist im Juni d. J. in den Arkaden der Wiener Universität ein Denkmal errichtet worden, ein Werk des Wiener Bildhauers Heinrich Scholz. Es ist in Form eines größeren Reliefs in französischem Kalkstein ausgeführt und zeigt den berühmten Gelehrten in zwangloser Haltung an seinem Schreibtisch sitzend. Wilhelm von Hartel, der am 28. Mai 1839 in Hof in Mähren geboren und am 14. Januar 1907 in Wien gestorben ist, war einer der bedeutendsten Pädagogen und Philologen Österreichs. Er verdankt seinen Ruf nicht nur seinen Forschungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie, sondern auch seiner Tätigkeit als Minister für Kultus und Unterricht vom Jahre 1900 bis zum Jahre 1905. Seiner Energie und Tatkraft ist die Schaffung der Mädchen-Lyzeen zu danken und ebenso die Zulassung der Frauen zu den akademischen Studien und Graden. Er begründete außerdem die moderne Galerie in Wien und war mehrere Jahre hindurch Direktor der k. k. Hofbibliothek.

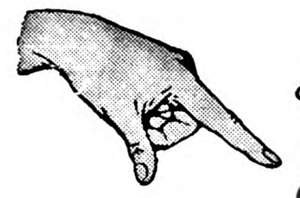

ZEISS
FELDSTECHER
ZEISS
„TESSARE“
1:3.5 1:4.5
1:6.3
Unübertroffen in ihren Leistungen für Porträt – Moment Landschaft
Preisliste T 37 kostenfrei. Zu beziehen zu gleichen Preisen durch die meisten optischen Geschäfte
Berlin · Hamburg · St. Petersburg ·
Mailand · Paris London · Wien
CARL ZEISS

Bilder aus der Zeit.

General von Alten †.

General von Alten †.

In Berlin ist kürzlich einer unsrer bedeutendsten Offiziere gestorben, der Generalleutnant z. D. Georg von Alten, der weit über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus bekannt war, vor allem als Militärschriftsteller. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen militärischen, politischen und volkswirtschaftlichen Inhalts sind viele in fremde Sprachen übertragen worden. Sein bedeutendstes Werk ist das groß angelegte „Handbuch für Heer und Flotte“, die bedeutendste Enzyklopädie für Militärwissenschaften, an der mehr als 300 der tüchtigsten Fachmänner mitarbeiten. — Georg von Alten war 1846 in Potsdam geboren und entstammte einem alten Geschlecht des niedersächsischen Uradels. 1863 trat er beim Infanterie-Regiment Nr. 70 ein und wurde nach dem Besuche der Kriegsakademie 1875 in den Generalstab versetzt, dem er bis 1899 mit kurzen Unterbrechungen angehörte. Den Feldzug von 1866 machte Alten als Bataillonsadjutant im Verbande der Division Beyer bei der Mainarmee mit. Zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges wurde er in der Nacht vom 23. zum 24. Juli in einem Kampfe mit französischen Zollwächtern bei Schreckling als erster deutscher Krieger verwundet. Es hat lange gedauert, bis der kräftige Körper des jungen Soldaten die schwere Verwundung überwand, an deren Folgen er Zeit seines Lebens zu leiden hatte.





Neue literarische Erscheinungen.

Bis 30. Juni sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau" bleiben vorbehalten; Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

Alois, K.: Von den Kaiserlichen. Geb. M. 2,50. Leipzig-Raschwitz, B. Volger.

Argentarius: Briefe eines Bankdirektors an seinen Sohn. Einblicke in das Bank-, Finanz- und Börsenleben. M. 1,—. Berlin, Bank-Verlag.

Arminius, W.: Venezianische Novellen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Aufferer, A.: Dido. Die Gründerin von Karthago. Tragödie. Innsbruck, Wagnersche K. K. Univ.-Buchhandlung.

Basenach, R.: Bau und Betrieb von Prall-Luftschiffen. I. Teil. Frankfurt a. M., F. B. Auffahrt.

Béjeuhr, P.: Luftschrauben. Leitfaden für den Bau und die Behandlung von Propellern. Frankfurt a. M., F. B. Auffahrt.

Berg, H. M.: Die Frau und ihr Kleid. M. 2,—. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Bethusy-Huc, Gräfin A.: Was ich in meiner Kinderstube erlebte und träumte. M. 1,—. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Bode, Dr. W.: Goethes Weg zur Höhe. Neue Bearbeitung von „Goethes bestem Rat". 80 Pf. Mittlers Goethe-Bücherei. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Bote, J. G.: Friedrich I. von Hohenzollern. Schauspiel. M. 2,50. Leipzig-Raschwitz, B. Volger.

Bruck-Auffenberg, N.: Die Frau comme il faut. M. 5,—. Berlin, J. Gnadenfeld & Ko.







Bäder-Nachrichten.

Bad Altheide. Das Herzheilbad Altheide in der Grafschaft Glatz hat die außerordentlich starke Zunahme seiner Besuchsziffer in den letzten Jahren nicht nur der glänzenden Wirkung der Altheider natürlichen kohlensäure Sprudel zu danken, sondern sicherlich auch dem Umstand, daß eine kapitalkräftige, fachkundige und rührige Gesellschaft es verstanden hat, den Kurgästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Das Kurhaus mit der neuen Wandelhalle sind mustergültige moderne Bauten, ein großer Kranz neuerbauter Villen, die ebenfalls keines Komforts entbehren, sorgen für gute und dabei wohlfeile Unterkunft, so daß allen Kranken und Erholungsbedürftigen ein Besuch des Bades unbedingt zu empfehlen ist. Wem es seine Zeit erlaubt, eine solche Kur vor Eintreten der Hochsaison durchzuführen, hat neben dem Vorteil ermäßigter Preise die Aussicht auf besonders sorgsame, individuelle Behandlung, besonders wenn die Ärzte, in Verbindung mit der Brunnen- oder Badekur, eine spezielle Diät für angebracht halten.

Bad Elster, das Königlich Sächsische Moor- und Mineralbad, hat sich auch in diesem Jahr eines sehr guten Besuches zu erfreuen. Bereits am 8. Juni kam der 5000. Fremde bei der Königlichen Polizei-Kommission zur Anmeldung. Diese starke Zunahme der Besucher des Bades — es sind etwas über 1000 Personen mehr als zur selben Zeit des Vorjahres — dürfte wohl zum großen Teil der Verwertung des Wassers der durch ihren außerordentlich hohen Emanationsgehalt berühmten Radiumquelle zu Brambach bei Bad Elster zuzuschreiben sein. Es steht für Trink- und Badekuren zur Verfügung und speist das große, Ende Mai in Betrieb genommene Emanatorium, das von den Kurgästen sehr in Anspruch genommen wird. — Dank der regen Bautätigkeit im Orte dürfte selbst bei weiterer anhaltender Steigerung der Besucherzahl ein Wohnungsmangel auch in der Hochsaison nicht eintreten. Besonders sei noch auf einen neuen Bäderschnellzug hingewiesen, der Berlin 12^{05}, Leipzig 2^{40} Uhr verläßt und in Bad Elster 5^{10} Uhr nachmittags eintrifft.

In diesen Tagen fand nach erfolgtem Um- und Erweiterungsbau die Wiedereröffnung des vor 25 Jahren gegründeten **Sanatoriums Friedrichroda des Geh. San.-Rats Dr. Kothe** statt. Das Haus entspricht in Ausstattung und physikalisch-diätetischer Hinsicht allen modernen Anforderungen; der wundervolle Park, der durch den Anbau nichts verloren hat, trägt weiter dazu bei, die Lage des Sanatoriums zu den schönsten und gesündesten in Mitteldeutschland zu machen.

Kurze Seefahrten verbinden sich mit dem Besuch der Nordseeinseln. Eine regelmäßige Verbindung stellen die Salondampfer des Norddeutschen Lloyd Bremen her: „Nixe" und „Najade", die von Bremerhaven aus nach Norderney und Helgoland, „Delphin" und „Lachs", die vom Bremer Freihafen nach Wangerooge und Wilhelmshaven fahren, und „Seeadler", der den Verkehr zwischen Wilhelmshaven, Helgoland und Bremerhaven vermittelt. Von den erwähnten Inseln aus bestehen weitere günstige Dampferverbindungen mit den anderen Nordseeinseln, so daß man bei dem Aufenthalt in irgendeinem dieser Inselbäder die beste Gelegenheit hat, der ganzen langen Inselreihe, die die Küste Nordwestdeutschlands umsäumt, einen Besuch abzustatten.

Schwäbische Kurorte, Sommerfrischen, Sportplätze, ein Führer durch Württemberg und Hohenzollern. Herausgegeben von der Württ.-Hohenz. Vereinigung für Fremdenverkehr (Vorsitzender: Gemeinderat Ad. Stübler-Stuttgart) unter Schriftleitung von Gustav Ströhmfeld-Stuttgart. Mit dieser Schrift hat die Vereinigung einen sehr praktischen Führer durch Württembergs und Hohenzollerns Kurorte, Sommerfrischen und Sportplätze herausgegeben, der einem längst gefühlten Bedürfnis entgegenkommt. Nach einigen einleitenden kurzen Beschreibungen über die schwäbische Landschaft, Klimatisches, den Wald, Mineralquellen, Wintersportplätze, Auskunftstellen, amtliche Reiseliteratur, orographische Gruppierung der Kurorte und Sportplätze, Meereshöhen derselben, folgt die Einzelbeschreibung der Plätze in alphabetischer Reihenfolge. Für jeden Ort ist eine kurze Beschreibung in bezug auf geographische Lage, Sehenswürdigkeiten, Klima, Sportgelegenheiten, bestehende Auskunftstellen und Wandervereine und im Anschluß hieran ein Verzeichnis der Gasthöfe gegeben, in welchem, soweit dies möglich war, die Übernachtungs- und Pensionspreise angegeben sind. Außerdem ist das Buch reich illustriert mit Ansichten der beschriebenen Orte. Den Schluß bildet ein Anzeigenanhang. Zu beziehen ist das Buch durch jede Buchhandlung zum Preise von 25 Pfg. Kommissionsverlag: Hofbuchhandlung H. Wildt, Stuttgart, Königstr. 38.

In **Bad Salzbrunn i. Schl.** hielt am 12. Mai der Verein der Ärzte des Regierungsbezirks Breslau seine diesjährige Generalversammlung ab, die von über 60 Mitgliedern besucht war und in der Brunnen- und Badedirektor Dr. Büttner einen eingehenden Vortrag mit Demonstrationen über Geologisches und Technisches der neuen Salzbrunner Quellenfassungen hielt. Für den weiteren Verlauf der Saison liegt eine außerordentlich große Anzahl Anmeldungen von Vereinstagungen und Kongressen vor. Das Kurtheater eröffnete an Pfingsten seine Pforten. Seit 1. Juni ist eine ständige Lichtbildbühne im Hotel zur Krone eröffnet. Die Zahl der Kurgäste mit Begleitung betrug am 28. Mai 1912 1081 Personen, der gemeldete Fremdenverkehr 973 Personen, der Gesamtbesuch betrug 2054 Personen.

Engelberg. Es grünen die Matten und die Weiden blühen mit seltener schöner Flora, wie sie dem Hochtal Engelberg so eigen. Grüßend winken die schneegekrönten Häupter des Titlis und der Spannörter, die felsigen Massive der Rigidalstöcke; sie sprechen ein zu Herzen gehendes Wort. Der müde Wanderer, der hier oben in frischer gesunder Bergesluft seinen Körper wieder stärkt, ihm ist des gesamten Alptals Wache in ihrer ganzen Eigenart so wohl verständlich. Langsam nimmt die Sommersaison ihren Anfang, und täglich sich steigernder Zuwachs bringt auch diesen Sommer wieder dem lieblichen, sagenumwobenen Tale neue Freunde und Anhänger. Hotels und Pensionen, unter ihnen die bekannten Hotels Cattani (Grand Hotel und Kurhaus und Hotel Titlis), sie haben zum Sommerbetrieb ihre Pforten geöffnet; viel Neues zum allgemeinen Wohl der Gäste ist geschaffen worden, und aus all den vielen Neuerungen dringt das Bewußtsein, es wird im Hochtal in Anlehnung an die unvergleichliche Pracht der Berge doch alles getan, den Gesundheit stärkenden Aufenthalt bestmöglich zu fördern.



Lebensbücher der Jugend



Verlag von George Westermann in Braunschweig
Guter, gesunder Lesestoff für unsre Jugend
in passender Auswahl zu mäßigem Preise bei ansprechender Ausstattung.

16 Bände sind bisher erschienen, sämtlich reich illustriert und dauerhaft gebunden.

1. **Die Königin.** Ein Lebensbild der Königin Luise. Von Theodor Rehtwisch. Mit 2 farbigen Kunstbeilagen (Bildnissen der Königin) und 13 Einschaltbildern. Geb. M. 2,50.
   Ein Lebensbild der leidgeprüften Königin, der hochgemuten, leidenschaftlichen Patriotin in warmherziger, lebendig-anschaulicher Sprache.
2. **Geschichte eines Soldaten im Jahre 1813.** Von Erckmann-Chatrian. Mit 18 Textabbildungen, 8 schwarzen und 4 farbigen Vollbildern von A. Wilke. Geb. M. 3,—.
   Ein von wärmstem Leben und unmittelbarster Empfindung erfülltes Gesamtbild aus den Tagen unsrer Befreiungskriege.
3. **Rose und Ring** oder die Geschichte von den Prinzen Giglio und Bulbo. Ein Märchenspiel für große und kleine Kinder von W. M. Tackeray. Illustriert vom Verfasser. Geb. M. 2,50.
   Thackeray gibt sich hier als Humorist, aber nicht als sentimentaler, sondern als kerngesunder, erfrischender und aufrüttelnder.
4. **Tierbuch.** Märchen, Sagen, Fabeln, Geschichten, Schilderungen von Martin Braeß. Mit 4 farbigen und 12 schwarzen Vollbildern von W. Schröder. Geb. M. 2,50.
   Die Freude an der Tierwelt gilt es zu pflegen durch diese Sammlung, in der Tiere geschildert und verherrlicht werden.
5. **Die Wasserkinder.** Von Charles Kingsley. Übersetzt von Eugenie Hoffmann und Rose Wenner. Mit 28 Textabbildungen und 4 farbigen Vollbildern von Hugo Krayn. Geb. M. 2,50.
   Der Verfasser streitet in diesem Buche wider Kaltherzigkeit und Selbstsucht, Eitelkeit und Genußgier, um dann desto wärmer für wahre Gottesfurcht und wahre Menschenliebe, für Fleiß und Einfachheit, sowie Ehrlichkeit und Treue einzutreten.
6. **Roman Werners Jugend** und andre Erzählungen („Schnee“ und „Die Einsiedler“). Von Albert Geiger. Mit Buchschmuck von Helmut Eichrodt. Geb. M. 2,50.
   Ein Buch für die Stillen und Nachdenklichen, die früh anfangen, vom Durchschnitt entfernt ihr eignes Leben zu leben.
7. **Graf Zeppelin.** Werden und Schaffen eines Erfinders. Von Dr. Georg Biedenkapp. Mit 23 Textabbildungen und 5 Vollbildern, meist nach photographischen Aufnahmen. Geb. M. 2,50.
   Die Geschichte eines Erfinders; die Geschichte des Erfindergenies überhaupt. Ein dem Wirklichkeitssinn unsrer im Zeitalter der Technik aufgewachsenen Jugend gewidmetes Buch in fesselnder, übersichtlicher Darstellung.
8. **Robinson Crusoe.** Nach Daniel Defoe übertragen und bearbeitet von Eugenie Stein. Mit 12 Textabbildungen und 4 farbigen Vollbildern von Hans Röhm. Geb. M. 2,50.
   Ein unvergängliches, menschlich wahres, reines und gehaltvolles, für die Jugendlektüre unersetzliches Buch.
9. **Tausendschön.** Ein Märchen- Vers- und Fabelbuch. Aus Volksmund, Sage und Dichtung gesammelt von Fr. Düsel und A. Sergel. Mit 20 Textabbild. und 4 farb. Vollbild. von A. Haag. Geb. M. 3,—.
   Eine Sammlung des Schönsten und Besten aus unsrer vaterländischen Dichtung, soweit es für Kinder verständlich ist.
10. **Astoria.** Von Washington Irving. Ins Deutsche übertragen von E. von Kraatz. Mit 11 Textabbildungen, 10 Einschaltbildern und einer Karte. Geb. M. 2,50.
    Ein Buch voller Wirklichkeitsfreude, Unternehmungsgeist, Entschlußkraft, Unerschrockenheit u. Weitblick, das bisher unsrer Jugend fehlte.
11. **Die Hosen des Herrn von Bredow.** Von Wilibald Alexis. Bearbeitet von Friedrich Düsel. Mit 16 Textabbildungen und 4 farbigen Vollbildern von S. v. Suchodolski. Geb. M. 2,50.
    Dieser vaterländische Roman ist wie selten einer für die Jugend geeignet und bietet ein historisches Bild aus der Werdezeit der Mark.
12. **Abenteuergeschichten.** Vier Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. Bearbeitet von Paul Weiglin. Mit 16 schwarzen Textabbildungen und 4 farbigen Einschaltbildern von S. v. Suchodolski. Geb. M. 2,50.
    Gerstäcker erhebt sich kraft seiner Gabe anschaulicher und lebendiger Schilderung hoch über die geläufige Abenteuerliteratur.
13. **Romantische Märchen.** Von E. T. A. Hoffmann. Ausgewählt und bearbeitet v. Friedrich Düsel. Mit 18 schwarzen Textabbildungen und 4 farbigen Einschaltbildern von Else Randt. Geb. M. 2,50.
    Vier Erzählungen für unsre Jugend, wie sie nur ein Meister der Phantasie und der Erzählungskunst schaffen kann.
14. **Magister Laukhards Leben und Schicksale.** Ein Kultur- und Lebensbild aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Bearb. u. eingeleitet von Lothar Knud Fredrik. Mit zahlr. zeitgenöss. Textabb. Geb. M. 2,50.
    Ein lehrreiches u. erzieherisch wertvolles vaterländisches Lebensbild a. dem 18. Jahrhundert von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung.
15. **Oliver Twist** oder Schicksale eines Gemeindekindes. Von Charles Dickens. Gekürzte deutsche Ausgabe von E. v. Kraatz. Mit 1 Bildnis des Dichters u. 21 Einschaltbild. nach G. Cruikshank. Geb. M. 2,50.
    Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitssinn und freudige Mitarbeit an den Idealen edler Menschlichkeit sind die Haupttugenden dieser Geschichte.
16. **Friedrich der Große.** Ein vaterländisches Zeit- und Lebensbild von H. Pansegrau. Mit zahlreichen Einschaltbildern. Geb. M. 2,50.
    Hier wird die Gestalt des Helden in der ganzen Fülle und Größe ihrer überragenden u. begeisternden Persönlichkeit vor uns heraufgeführt.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die Lebensbücher der Jugend entgegen. Die schon vorliegenden Bände können auch zur Ansicht geliefert werden.



Geschäftliche Mitteilungen.

Die Stadt Karlsruhe legt mit vollem Recht Wert darauf, nicht mehr lediglich als Hof- und Beamtenstadt eingeschätzt zu werden. Sie hatte die Mitglieder des Landtags, die Minister und andere Regierungsbeamte, sowie Vertreter der Presse geladen, um diesen Gästen einen wenn auch nur flüchtigen Überblick über die neue Entwicklung der Stadt zu geben. Zunächst wurden zwei der bedeutendsten industriellen Unternehmungen, Firmen von Weltruf, besucht, die Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik F. Wolff & Sohn und die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik. Eine Rundfahrt durch die Stadt bis zum Rheinhafen und von da durch die neueren Bauviertel zur städtischen Festhalle gab ein sicher nicht wenigen der Herren bisher ebenfalls fremdes Bild der rasch fortschreitenden baulichen Ausdehnung. In den Ansprachen während des Festmahls am Abend wurden die Eindrücke des Tages gewürdigt. Oberbürgermeister Siegrist gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß der Landtag in unseren Tagen seine Geschäfte nicht mehr nur vom grünen Tisch aus besorge; Stadtrat Dr. Weill wies auf die wichtige Aufgabe der Volksvertretung auf dem segensreichen Gebiete der Gemeindeverfassung hin und der Präsident der II. Kammer Rorhurst dankte für den Einblick in die „neue Welt“, die sich heute vor den Abgeordneten in den maschinellen Getrieben und den hochentwickelten sozialen Einrichtungen der beiden großen Fabriken aufgetan habe.

Die letzte große Auflage des Agfa-Photo-Handbuches, 15 000 Exemplare umfassend (86.—100. Tausend), ist binnen Jahresfrist vollständig vergriffen worden, so daß die Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, sich veranlaßt sah, wiederum 10 000 Exemplare anfertigen zu lassen, die als 101.—110. Tausend jetzt dem Handel übergeben werden. Die genau durchgesehene, verbesserte resp. vervollständigte Ausgabe reiht sich sowohl hinsichtlich drucktechnischer Vollkommenheit und instruktiven Inhalts, wie in punkto reicher Illustration durch mustergiltige Autotypien nach Aufnahmen mit dem renommierten „Agfa“-Negativ-Material auf das Würdigste ihren Vorgängerinnen an und bietet nicht nur denjenigen eine Fülle des Interessanten, die das Werkchen zum erstenmal zur Hand nehmen, sondern enthält auch für die Besitzer früherer Ausgaben viel Wissenswertes, unter anderem einen illustrierten Aufsatz über die Organisation der „Agfa“, der einen Begriff von der Bedeutung dieses Unternehmens vermittelt. Der Kauf des Büchleins kann jedermann geraten werden. Preis nur 30 Pf.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Brüning, E.: Der Herr der Erde. M. 2,—. Hannover-Döhren, O. F. Kaiser.

Eberwein & Lobe: Goethes Schauspieler und Musiker. Erinnerungen. Mit Ergänzungen von Dr. W. Bode. M. 3,—. Mittlers Goethe-Bücherei. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Eiselsberg, Prof. A. Frhr. von: Aus der Werkstatt des Chirurgen. Leipzig und Wien, H. Heller & Ko.

Englischer und Französischer Autoren, Sammlung. Herausgegeben von Dr. Fr. Eigl und Dr. R. Lederer. 12. und 15. Heft. 40 und 25 Pf. Troppau, Buchholz & Diebel.

Erikanus: Die Geschichte einer Jugend. Geb. M. 2,—. Leipzig-Raschwitz, B. Volger.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. Herausgegeben von A. Sauer. 9. Ergänzungsheft. M. 10,—. Leipzig und Wien, C. Fromme.

Freiligraths Werke. Herausgegeben von P. Zaunert. 2 Bde. Geb. M. 4,—. Meyers Klassiker-Ausgaben. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Ganghofer, L.: Hubertusland. M. 2,—. Stuttgart, Ad. Bonz & Ko.

Goerres, P. J. F.: In Dämmerstunden. Erzählungen und Skizzen. Geb. M. 2,—. Leipzig-Raschwitz, B. Volger.

Goerz, C. P., Optische Anstalt, Berlin-Friedenau: Katalog 1912.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Handrack, O.: Wenn Sterne fallen. Gedichte. M. 4,—. Berlin, K. Siegismund.

Hansjakob, H.: Allerseelentage. Erinnerungen. M. 4,80. Stuttgart, Ad. Bonz & Ko.

Heinichen, O.: Die Grundgedanken der Freimaurerei im Lichte der Philosophie. M. 2,—. Berlin, A. Unger.

Humser, E.: Geschenke von Kinderhand. (Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten, 4. Band.) M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Kaiser, O. F.: Nachrichten des Theaterverlages und Vertriebes. 1912. Nr. 9. Jährlich 12 Hefte. M. 3,—. Hannover-Döhren, O. F. Kaiser.

Kesseler, Dr. K.: Rudolf Euckens Bedeutung für das moderne Christentum. M. 1,50. Bunzlau, G. Kreuschmer.

Key, E.: Rahel Varnhagen. Eine biographische Skizze. Übersetzt von M. Franzos. Halle a. S., Edg. Thamm.

Khuenberg, S. v.: Feuerzauber. Roman. M. 3,50. Wien, C. Konegen (E. Stülpnagel).

Kläsi, Dr. med. C.: Der malaiische Reineke Fuchs und anderes aus Sage und Dichtung der Malaien. Geb. M. 4,—. Frauenfeld, Huber & Co.



Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

Berlin Sprach- u. Handelslehrinstitut für Damen **von Frau Elise Brewitz**
Potsdamer Straße 90. Telephon VI, 8435.
Handelsgerichtlich eingetragen.
Ausbildung für die besseren kaufmännischen Berufe und zur Handelslehrerin.
Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Nervöse willensschwache blutarme, schwer erziehb. **Knaben** finden **Heilerziehung** und **Heilpflege** (mittl. u. höhere Schulen) im **Erziehungsheim Glauchau i. S.**
Prosp. durch den Leiter: **Kurt Richter.**

Wirtschaftl. Frauenschule i. Schloß Löbichau b. Nöbdenitz, S.-A. 1½ Std. von Leipzig. Für Töchter u. Frauen d. gebild. Stände im Alter v. 18–30 J. Grdl. Ausbild. i. all. Zweig. d. Hauswirtsch., i. Gartenbau, Geflügelz., Milchverwertung. Der Lehrg. ist einjähr. m. abschließ. Prüfg. Anfr. u. Anmeld. d. die Vorsteh.: **Frl. H. Coeler, Löbichau.**

Braunschweig
Soffsche höhere Lehranstalt.
Unt. Herzogl. Oberschulk. steh. Vorbereitungsanstalt für Abitur.-, Prima-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Damen schnell u. sicher f. Abitur.-Vorb. Vorzügl. Erfolge. Prosp.

Bad Harzburg **Villa Mansfeld** **Haushalt.- u. Erholungspensionat** v. Frau **Dr. Rensch.** Grdl. Ausb. i. Küche, Haush. u. Wäschebehdl. Kräft. d. Gesundh. Kunstarb., Musik, Mal., Handarb., ges. Form., Sprach., Wissensch., Französ. u. Engl. i. H. Eig. komf. Villa i. gr. Gart. Warmwhzg., elekt. Licht. I. Ref. u. Prosp.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg
Gymnasial-Realklassen Sexta—Prima. Einjähr.-Freiw. Erfolgreicher **Übertritt** in Prima und Ober II (7./8. Kl.). Modern bewährte Einrichtungen. Sport. Spiel. **Großes eignes Spielfeld.** Wanderungen. Fluß-**Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohl. **Familienheim** in eigner Villa. Keine Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben unt. Anleitung in tägl. **Arbeitsstunden.** Prüfungsergebnisse. Prospekt durch die Direktion. Seit 1900: **217** Einjährige, **138** Primaner (7./8. Kl.).

Darmstädter Pädagogium
Gewissenhafte und **erfolgreiche Vorbereitung** zum **Einjährigen-, Primaner-** und **Abiturienten-Examen.**
M. Elias.

Ilmenau, Th.
Pensionat f. schulpflicht. u. d. Schule entwachsene junge Mädchen. A: Höhere Mädchenschule. B: Frauenschule verb. m. Haushaltungsschule u. Kindergarten. Prospekte u. Lehrplan durch d. Vorstand **M. Fischer** u. **A. Pooch.**

Dresden-A. Villa Goethestr. 12 **Haush.-Pensionat, Höhere Kochschule, Industrie-Schule** von **Sophie Voigt.** Heim im eigen. Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage der Residenz. Vorzügliche Empfehlungen. Ausführl. illustr. Prospekt.

Bad Kösen (Thüringen)
Pädagogium für Knaben
Sexta bis Untersekunda. Einjährigen-Vorbereitung. — **Auch Ferienheim.** Prosp. durch **Prof. Dr. Posseldt.**

Weimar **Töchterbildungs-Institut** gegr. 1873, staatlich konz. Wissenschaftl., gewerbl., wirtschaftl. Ausbildung. Musik-, Mal-, Tanzstunden. Individuelle Pflege. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Prospekt durch **Dr. phil. Curt Weiß und Frau.**

Hygiene-Ausstellg. Dresden Silb. Medaille. **Geistig Zurückgebliebene** finden Erziehung, Unterricht, sorgfältige Pflege und Vorbildung zu einem Lebensberufe in dem seit 1873 bestehenden **Schröterschen Institut.** **Heim für ältere Zurückgebliebene separat.** Ausf. Prosp. d. Dir. **Trillitzsch, Dresden-N.,** Oppelstr. 44-44b.

Dürerschule Hochwaldhausen
(bei Lauterbach, Oberhessen)



priv. Oberrealschule mit Realgymnasium i. E., in herrlichem Waldgebirge, pflegt unter ärztlicher Aufsicht den Körper durch Gymnastik, Sport und Spiel; weckt Naturliebe durch Gartenbau, Wanderungen und Studienreisen; bildet den Geist durch freudigen Unterricht in Wissenschaften u. Künsten; erzieht in harmonischem Gemeinschaftsleben zu Pflichterfüllung und feiner Sitte; bereitet sicher vor auf die staatlichen Prüfungen (Einjährigen-Examen, Abiturium). Allererste Referenzen. Prospekte.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Technikum Eutin
Dir.: Großherzgl. Baurat Klücher
Maschinenbau, Hoch- und Tiefbau.

Soziale Frauenschule
im Pestalozzi-Froebel-Haus I • Berlin.

Leiterin: Dr. Alice Salomon.	**Beginn des Kursus: Oktober.**
Unterstufe: Ausbild. f. d. Pflichten in der Familie u. Einführg. i. d. soz. Hilfsarbeit.	**Oberstufe:** Ausbildung für berufsmäßige und freiwillige Arbeit auf sozial. Gebiet.

Dauer der Ausbildung 2 Jahre.
Fortbildungskursus vormittags und abends.
Prospekte durch die Leiterin, Kyffhäuserstraße 21, Berlin W 30.

Stotterer erhalten eine vollkommen natürliche Sprache in Prof. **Rud. Denhardts Sprachheilanst. Eisenach** n. d. wissensch. bekannt., **einzig mehrf.** staatl. ausgez. **Prof. Rud. Denhardtschen Heilverfahren.** Prosp. gratis d. d. leit. Arzt **Dr. med. Th. Hoepfner.**

Ingenieur-Akademie
Wismar, Ostsee. Für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Bauing., Geometer und Architekten. (Eisenbetonbau und Kulturtechnik.) -- Neue Laboratorien.





Direktor: Professor MAX PAUER.
Vollständige Ausbildung in allen Fächern der Tonkunst. Opern- und Orchesterschule. Beginn des Wintersemesters 15. September. Prospekte durch das **Sekretariat.**



Wo wohne ich während der Reise?



Wo wohne ich während der Reise?

Prien Oberbayern zwischen München u. Salzburg, vis-a-vis **Schloß Herren-Chiemsee.**
Kurhaus Strand-Hotel
— für Passanten und Erholung. —
Chiemsee-Sanatorium
für **Dr. Lahmann-Kuren.** Illustr. Prosp.

BAD STACHELBERG
Schweiz, Kanton Glarus
Prachtvolle Lage im Hochgebirge. Stärkste alkalische Schwefelquelle.
...... Heilerfolge: Rheumatismus, Gicht, chronische Katarrhe. ......

Ragaz Schweiz **Weltberühmt. Kurort.**
Anger's Hotel Tamina.
Einziges mit den Thermalbädern im Dorf verbundenes Hotel. Kurgemäße Küche.

TRIBERG
Schwarzwaldhotel I. Ranges
Moderner Komfort. Das ganze Jahr geöffnet. Sommersaison. Wintersaison.
Bes. **K. Bieringer.**

Waldhaus Flims
— **Schweiz** (1150 m ü. M.) —
Pension Waldeck
Gutes bürgerliches Haus. Pension von Fr. 7,— an. Prosp. Bes. **P. Casty.**

THERMALBAD
gegen Gicht, Ischias, Rheumatismus usw.
RAGAZ Hotel Pension **KRONE**
Bestgelegenes Haus. Mäßige Preise.
H. Müller, Besitzer.

Urfeld, Hotel Fischer
am Walchensee. Ideale Lage am See u. Wald. Fischerei, Garage. Bekanntes Touristenhaus. Pension. Villenbauplätze. Prospekt durch den Bes. **Mich. Geiger.**

Weggis Vierwaldst. See, Schweiz
MODERNES Familienhotel **ALBANA**
Lift, Zentralheizung. Pension von 7 Fr. — an. Prospekte gratis. —

ROM **: Pension : Hannover**
Behagliches Heim. Günstige, ruhige Lage nahe Königsschloß. Aussicht. Lift, **Zentralheizung,** elektr. Licht, Bad. Vorzügliche Verpflegung. Pension **6—8 Lire.** Prospekt. Bes. **Paul Wacker.**

Waldhaus Flims Schweiz : 1150 m :
Grand Hôtel et Surselva
Vornehmes Haus I. Ranges. — Prospekte gratis durch **Seely & Buol,** Besitzer.

SALZUNGEN ~ **Solbad und Inhalatorium**
Solbäder mit jedem medizinischen Zusatze (Mutterlauge). **Inhalatorium:** Inhalationen auf den eigens hierzu hergerichteten Gradierhäusern, in Verbindung mit Gesellschafts- und Einzel-Inhalationen der verschiedensten Systeme. **2 Pneumatische Kammern wie in Reichenhall.** Ausgezeichnete Heilerfolge bei: Ernährungsstörungen, Skrofulose, Rachitis, Frauenleiden, Katarrhen der Atmungsorgane, Exudaten, Folgezuständen der Influenza. Prospekte durch Bade- und Verkehrs-Verein e. V.

Anfragen nach den Aufnahmebedingungen für diese Rubrik wolle man richten an die Anzeigenverwaltung von Westermanns Monatsheften, Berlin SW 19.

Schroth- Kneipp-
Regenerationskuren
Kurbad Jungborn. **Sommerstein, Thüringen**

Zermatt Hotels Seiler, Mont Cervin, Victoria, Monte Rosa und Bahnhofsbuffet, ferner Hotels Schweizerhof, National, Bellevue, Seiler's Hotel, Ryffelalp (2227 m ü. M.) und Schwarzsee (2589 m ü. M.). Großartiges Panorama. Luftkurorte I. R. Visp, Zermatt, Gornergrat, Bahn. Prospekte.

Aus Bädern und Kurorten

INTERLAKEN
Regina-Hotel Jungfraublick

Vornehmes Familienhaus mit 190 Betten. Prachtvolle, erhöhte, ruhige Lage, nahe dem Stadtzentrum. Großer Park. Ausgedehnte Waldpromenaden. Volle Aussicht auf das Hochgebirge und die beiden Seen. Zentralheizung. Tennis-Spielplätze. Garage. Zimmer mit Bad. Pensionspreise. Prospektalbum und Tarif frei. Geöffnet April—Oktober.
Familie Oesch, Bes.

Westerland auf Sylt
32000 Besucher Familien-Bäder.
Mod. Warmbadehaus m. gross. Inhalatorium. Luft- u. Sonnenbad. Bel. Nordseebad m stärkst. Wellenschlag. Meilenl., samtw., staubfr. Strand. Prosp. kostenl. d. d. Badeverwaltung u. d. Geschäftsst. d. Annoncenbüros Rudolf Mosse, Daube & Co und Invalidendank.






Digitized by Google



BERN berühmt durch seine altertümliche Stadtanlage und herrliche Umgebung. Angenehmer Aufenthalt. Ausgangspunkt für das Berner Oberland. **Kursaal** täglich zweimal Konzert. Wundervolle Alpenaussicht. Verlangen Sie Prachtbroschüre. **Gurten-Kulm,** 861 m. Drahtseilbahn. Luftkurort I. Ranges mit herrlicher Alpenaussicht und Wald.

BERNER OBERLAND

Großartigste Gebirgs-Szenerie. 75 Kurorte. 400 Hotels. 14 Bergbahnen. Illustrierte Landschafts- und Hotelführer. — Oberländisches Verkehrssekretariat, Interlaken. —

INTERLAKEN

am Fuße der Jungfrau; zwischen Thuner und Brienzer See. ▫ Zentrum für Ausflüge. Kursaal. ▫

Bergbahnexkursionen: Harder, Schynige Platte, Wengernalp, Jungfraujoch (höchste Bahnstation Europas), Lauterbrunnen-Mürren, Beatenberg, Spiez-Kandertal, Niesenbahn (2367 m), Spiez-Simmental, abwechslungsreiche Dampferfahrten auf Thuner u. Brienzer See.

GIESSBACH hervorragender Luftkurort über Brienzer See, Waldpark, dabei hydrotherapeut. Etablissement. — Großartige Gießbachfälle, abends beleuchtet.

KANDERSTEG 1200 m. Bahnstation Frutigen der Berner Alpenbahn. Hochgebirgszentrum am Fuß von Gemmi und Blümlisalp. 4 Klubhütten. Reiche Gebirgsausflüge. Oeschinensee, Gasterental, Blausee.

THUN am See. Luftkur- und Touristenort I. Ranges. Großartiges Alpenpanorama. Kursaal. Vorzügliches Orchester. Feuerwerke. Nationalfeiertage.

WENGEN **Berner Oberland,** 1300 m ü. M. Station der elektrischen Wengernalpbahn. Bekannter Luftkurort und Wintersportplatz am Fuße der Jungfrau. — 30 Hotels. Illustrierter Prospekt mit Hotelverzeichnis durch den Kurverein.

WILDERSWIL bei Interlaken, 650 m. Station der Berg- und Talbahnen. — Idealer Familienaufenhalt. 12 Hotels. Prospekte durch den Ortsverein.

Grimmialp **ob Spiez.** — Die Idylle des Berner Oberland. — Beliebte Sommerfrische f. Ruheliebende, ausged. Wälder, reiche Flora, großart. Gebirgslandsch. 1260 m ü. M. Gänzlich staubfreie, ozonreiche Höhenluft. Saison Juni – September. Illustr. Prospekte durch: Direktion Grand Hôtel.

VEVEY

Am Genfer See. Simplonlinie. Mont Pélerin — Les Pléiades.

Yverdon-les-Bains. Thermalkurort I. Ranges. Sodische Schwefelquelle. Erdig-alkalische Quelle, analog der Wässer in Contrexéville und Vittel. Malerische Bahnfahrt zu den klimatischen und Sportkurorten **Ste. Croix** und **Les Rasses** (Jura 1200 m).

Graubünden

RHÄTISCHE BAHN

ALBULABAHN 1823 m über Meer, durchfäh eine der malerischsten Gegend der Welt. Voller Jahresbetrieb. Bequeme Aussichtswagen. I Betrieb befinden sich 197 km. Im Bau die Linien Bevers-Schul Tarasp (50 km) und Ilanz-Disentis (30 km). — Direkte Billet und Gepäckabfertigung nach und von den wichtigeren Station Europas. .... Illustrierter Führer mit Karten grati

BERNINABAHN Elektr. Schmalspu bahn von **St. Mori** nach **Tirano** (Veltli Großartigste Hochgebirgsbahn, 2256 m über Meer. Komfortable Wagen. — Internationale Billette.

CHUR Endstation der Normalbahn. Ausgangspunkt für sämtliche Kurorte Grau bündens.

DAVOS 1560 m über Meer SOMMERFRISCH

FLIMS und WALDHAUS FLIMS
Kur- und Badeort ersten Ranges, 1150 m über Meer. Ausgedehn Waldungen. Prospekte durch das Verkehrsbureau.

BAD PASSUGG BEI CHUR 825 m über Mee Weltber. Natron- Jod- und Eisen-Säuerlinge für Trink- u. Badekuren. Vorzüglich Heilerfolge. Saison Mai bis Oktober. — Prospekte.

ENGADIN

ST. MORITZ 1856 m über Meer. Berühmt Luftkurort und Badeort i herrlicher Lage. Stärkste Eisen quellen Europas. Neueste moderne Badeeinrichtungen.

SILS-MARIA 1812 m über Meer. Bevorz. Luftkuro für längeren Aufenthalt. Ruhige, idyl Lage. Ausgedehnte Spaziergänge. Prospekt durch den Kurverein

TARASP-SCHULS Klimat. Kur- und Badeort analog Karlsbad. 1250 r über Meer. Alpenklima. Herrliche Lage. Große Waldungen

ZUOZ 1712 m über Meer. 40 Minuten vom Bahnh. Bever Bevorzugte ruhige Lage für Familien und Ruh bedürftige. Kurarzt. Prospekte durch den Kurverein.

Illustrierter Führer durch Graubünden gratis und franko durch das Offizielle Verkehrsbureau in Chur.

BEX -LES BAINS GRYON VILLARS
ARVEYES CHESIERES LES PLAN

Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen. — Ve bunden durch eine elektrische Bahn. Station Bex (Simplonlinie Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das Bureau d B. G. V.-Bahn in Bex.

FAULENSEEBAD am Thuner See. 800 m ü. Meere. Eisen-Quelle. Mai—Oktober. Paradisisch in ausgedehnten Waldparks geschützt .... gelegen. Herrliches Panoroma. — Kurarzt. ....

Glion Route Montreux-Caux (Genfer See), 700 m ü. Meere. **Park-Hotel,** Familienh. I. R., mit jed. Komf. d. Neuz. ausgest. Herrl. Panorama. Lawn-T. **E. Gaiser-Flohr.**

INTERLAKEN **Savoy-Hotel Hotel National** — Prospekte gratis. **H. Wyder,** Besitz

INTERLAKEN **Hotel Alpina,** Familien-Pension a Rugenpark. Herrliche ruhige Lag Moderner Komfort. Gute Küche. Mäßige Preise. **J. Müller-Tobler.**

Die **Amtliche Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen im Internationalen öffentlichen Verkehrsbureau, Berlin W 8, Unter den Linden 14,** erteilt kostenlos mündliche und schriftliche Auskunft und verausgabt Führer und Prospekte.

RAGAZ -Pfäfers
521 m. über Meer.

Thermalbadeort I. Ranges

ɪnstante Badwassertemperatur: 35° C.) **Unübertroffen** gegen ht, **Rheumatismen** und **Nervenleiden.** Vorzüglich für **Luft-** ·en im **Herbste.** Für **Touristen:** die weltberühmte **Tamina-** **hlucht.** Prospekte durch das Verkehrsbureau.

ODENSEE — TOGGENBURGBAHN

manshorn — St. Gallen — Wattwil, mit Fortsetzung durch den :ken nach dem **Zürichsee,** dem **Glarnerland** und der **Urschweiz.** chn. u. landschaftl. hervorrag. Bahn. Dir. Verbind. Prospekte.

BRAUNWALD

)0 m über Meer. Bevorzugter Kurort im Glarner Hochgebirge. lbahn ab Linthal. Unfern der Klausenstraße. Wald. Prachtle Exkursionen. Prospekt des Verkehrsbureau.

GLARNERLAND

Stachelberg-Bad bei Linthal, alkalische Schwefelquelle mit h. Radiumgehalt. Krankh. d. Respirationsorgane, Hautkrankh., ıeumatismus, Gicht, Herzleiden. Ausged. Waldprom. Prospekte.

SCHAFFHAUSEN

Niemand versäume den Besuch dieser alten, in ihrer Baut sehr **interessanten** Stadt und des weltberühmten **Rheinfalles,** rbunden mit einer **Dampfschiffahrt** auf dem herrlichen **Untersee** ıd **Rhein Schaffhausen-Konstanz.**

ZÜRICH

herrlicher Lage am Zürichsee, bietet alle Vorteile einer Großadt, verbunden mit den erhabenen Schönheiten der Natur. Bester Ausgangspunkt für Schweizerreisen.

RIGI -Kulm via Goldau, mit der elektrischen **Arth-Rigi-Bahn** in zwei Stunden erreichbar.

BADEN bei Zürich SCHWEIZ

:hwefeltherme 48° Cels. Sichere Heilerfolge bei Gicht, Rheumaısmus, Ischias, Gelenkrheumatismus, Hals- und Frauenleiden. Prospekte frei. Kurverwaltung.

CHAMPÉRY

)52 m über Meer. Elektrische Bahn von Aigle und Monthey ach Champéry. Luftkurort und Wintersportplatz. Prachtvolle 'aldspaziergänge und Bergtouren. Tennisplätze. Idyllische Lage n Fuße der Dents du Midi und Dents Blanches.

LUZERN

Vierwaldstätter See

Unvergleichliche Lage. — Bergbahnen nach Sonnenberg, Rigi, Pilatus, Stanserhorn, Bürgenstock, Engelberg, Morschach. — Luftschiffahrten und übrige sportliche Attraktionen. Kursaal. Idealer Frühjahrs-, Sommer- und Herbstaufenthalt.

Morschach

Vierwaldstätter See, 700 m ü. M. Erstklassiger Luftkurort in herrl. Lage. 12 Hotels und Pension. Bahn von Brunnen nach Morschach-Axenfels u. Axenstein. Ausgedehnte Waldungen. Entzückende Aussicht ins Hochgebirge.

ENGELBERG

klimatischer Höhenkurort. 1019 m über Meer. Reizendes Hochtal. Von Luzern per Dampfboot nach Stansstad und elektrische Bahn nach Engelberg.

LUGANO

im Zentrum der drei oberitalienischen Seen, an der Gotthardlinie gelegen und auch durch den Simplon leicht erreichbar. Unvergleichlich schöne Lage. Angenehmster Aufenthalt in jeder Jahreszeit. — 80 Gasthöfe und Pensionen, 4500 Betten. — Kursaal. Lawn Tennis — Skatink Rink. Golf — Museen.

GENF

Für den Touristen ist GENF ein entzückender Aufenthalt am Ufer eines unvergleichlich schönen Sees.

Der Genfer See,

wundervolles Alpenpanorama. Von Genf aus empfiehlt sich der Besuch des

MONT BLANC

Hotels und Pensionen in jeder Preislage. Kostenlose Auskunft durch das Offizielle Verkehrbureau, 3, Place des Bergues.

Lausanne-Ouchy

Genfer See, Simplonlinie, Zentrum für zahlreiche Ausflüge. Berühmt durch seine Ärzte und Schulen. Angenehmer Aufenthalt zu jeder Jahreszeit. Führer der Hotels wird vom Sekretär des Hotelier-Vereins auf Verlangen gratis zugesandt.

ZERMATT Wallis 1620 m

MATTERHORN 4505 m
König der Berge
RIFFELALP 2200 m
Luftkurort I. Ranges

GORNERGRAT 3136 m. Im Zentrum von 50 Gletschern. Anerkannt großart. Aussicht auf d. Hochalp.

LUZERN HOTEL DE LA PAIX

Neues bürgerliches Haus, großes Restaurant, offenes Münchner und Pilsner. Zimmer v. Frs. 2,50—4,50.

INTERLAKEN

Hotel du Nord, Hauptpromenade, beste Lage. — Prospekte verlangen!

INTERLAKEN

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes Haus mit 150 Betten. Mäßige Preise.

ZERMATT HOTELS SEILER

Mont Cervin, Monte Rosa, Viktoria, Riffelalp.
SOCIETE D'HOTELS: Schweizerhof, National, Bellevue.

Aus Bädern und Kurorten

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Kolonien, Jahrbuch über die deutschen. Herausgeg. von Dr. K. Schneider. Geb. M. 5,—. Essen, G. D. Baedeker.

Kuderna, B.: Aus dem Wechsel der Stunden. Gedichte. M. 2,50. Wien und Leipzig, W. Braumüller.

Kunstgeschichte, Grundriß der. Verfaßt von Dr. Fr. Freiherr Goeler von Ravensburg. 3. Aufl. Neubearbeitet von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schmid-Aachen. 2 Bände. M. 9,—. Berlin, C. Duncker.

Kunstwelt, Die. Monatsschrift für die bildende Kunst der Gegenwart. 8. Heft. Vierteljährl. M. 6,—. Berlin, Weise & Ko.

Liermberger, Dr. O.: Levico-Führer. 2 Teile. Wien, Chr. Reißers Söhne.

Ludwig, Aug.: Reisegeleit zur Reisezeit. 50 Pf. Leipzig, Deutscher Liederverlag F. Hofmeister.

Mensch und die Erde, Der. Herausgegeben von H. Kraemer. 150. bis 155. Lieferung. Je 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko.

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens. Sechste gänzlich veränderte und neubearbeitete Auflage in 2 Bänden. 1. Band M. 11,—. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Natur und Geisteswelt, Aus. 43. und 360. Heft. Je M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Niebergall, Prof. D. Fr.: Der Schulreligions- und der Konfirmandenunterricht. 75 Pf. Leipzig, J. Klinkhardt.

Philippi, F.: Münchner Bilderbogen. Erinnerungen. Geb. M. 3,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Plotke, Georg J.: Helldunkle Jahre. Gedichte. M. 3,—. Straßburg i. E., Jos. Singer.

Poritzky, J. E.: Von jungen Philosophen und alten Narren. Novellen. Brosch. M. 3,—. München, Georg Müller.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von F. M. Schiele. 4. Reihe, 18. Heft. Geb. 80 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Rüdenberg jun., G.: Photographie und Optik. Katalog. Hannover und Wien, G. Rüdenberg jun.

Rüttenauer, B.: Graf Roger Rabutin. Die Beichte eines Leichtfertigen. Leipzig, Xenien-Verlag.

Aus Bädern und Kurorten

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Schäfer, D.: Deutsche Geschichte. 2 Bände. Geb. M. 17,—. Jena, G. Fischer.

Seidel, E.: Doktor Landt. M. 2,—. Stuttgart, Ad. Bonz & Ko.

Siking, F.: Die Bajadere. Historischer Roman. Leipzig, Schulze & Ko.

Sommer, Ernst: Gideons Auszug. Roman. Geb. M. 5,40. Wien, Österreichischer Verlag.

Sophokles, Die Tragödien des. In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von C. Bruch. Neue Ausgabe mit Einleitung und Erläuterungen von H. F. Müller. M. 3,—. Heidelberg, C. Winter.

Spiel und Arbeit. Herausgegeben von O. Robert. 39. Heft. M. 1,20. Ravensburg, O. Maier.

Strindberg, August: Schweizer Novellen. Geb. M. 5,50. München, Georg Müller.

Universal-Bibliothek. Nr. 5417. 20 Pf. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Uxkull, Baron W. von: Kaukasische Novellen. Geb. M. 2,50. Berlin-Lichterfelde, E. Runge.

Aus Bädern und Kurorten



Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Wagner, Richard, Sämtliche Schriften und Dichtungen. Volksausgabe. Vollständig in 24 Lieferungen zu je 50 Pf. Gesamtpreis M. 12,—. 7. u. 8. Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel, C. F. W. Siegel.

Warneck, E.: Der Morgen graut. Drama. M. 1,20. Hannover-Döhren, O. F. Kaiser.

Welcker, H.: Drama und Freimaurerei. M. 2,—. Berlin, A. Unger.

Wunder der Natur, Die. 4. Lieferung. 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko.

Zeiten und Völker. Monatshefte für Geschichte, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde. 12. Jahrgang. 3., 4. und 5. Heft. Jährlich 12 Hefte nebst 2 Buchbeilagen M. 4,80. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.



Geschäftliche Mitteilungen.

Fremde Sprachen und ihre Erlernung. So betitelt sich eine Broschüre, die von der bekannten **Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung** (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin-Schöneberg zur Aufklärung über das Wie der Sprachenerlernung herausgegeben wird. Es unterliegt heute ja keinem Zweifel mehr, daß die Kenntnis fremder Sprachen für einen vorwärtsstrebenden Menschen unerläßlich ist. In dem vorliegenden Werke werden nun die Gründe, die für ein Sprachstudium sprechen, eingehender behandelt und die verschiedenen Unterrichtswege erläutert. Die Broschüre ist mit vielen mehrfarbigen Karten, zahlreichen Illustrationen, statistischen Angaben usw. ausgestattet. Wer Interesse für fremde Sprachen hat, verlange diese Broschüre vom Verlag. Wie dieser uns mitteilt, versendet er eine beschränkte Anzahl der Broschüre an Interessenten völlig kostenlos.

Wie wir erfahren, wurden in den letzten Jahren in Genf, Brest, Niort, Antwerpen, Bruxelles, usw. eigene Schulzahnärzte bestimmt, welche berufen sind, die Zähne der Kinder auf ihre Gesundheit zu prüfen. Die Ursache dieser wichtigen Einführung liegt in der Erkenntnis, daß eine rationelle Pflege der Zähne und des Mundes für das allgemeine Wohlbefinden von größter Wichtigkeit ist. Erkrankungen des Magens, der Respirationsorgane usw. wurden wiederholt auf eine mangelhafte Reinigung der Zähne zurückgeführt. Ein allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Zahnputzmittel, wie es z. B. „**Sarg's Kalodont**", eine Zahncreme in Tuben, darstellt, kann daher nicht oft genug zur mechanischen Reinigung der Zähne empfohlen werden.

Im Schlosse Achilleion hat sich, wie die Blätter melden, während des diesjährigen Aufenthalts des Kaisers wieder starker Wassermangel bemerkbar gemacht, und es wollte nicht gelingen, genügende Mengen brauchbaren Trinkwassers zutage zu fördern. Professor Brix von der Technischen Hochschule in Berlin ist infolgedessen nach Korfu berufen worden, um dort die Anlage neuer Brunnen zu studieren. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß auch in diesem Jahre die kaiserliche Hofhaltung größere Mengen des **natürlichen Fachinger Wassers** für den Konsum während des Aufenthalts auf Korfu mit sich führte. Dieser Brunnen wird bekanntlich seit Jahren ständig vom Kaiser als diätetisches Getränk bevorzugt und auf allen Reisen mitgenommen.

Der neue Kodak-Katalog für 1912 ist erschienen. Ein neuer Katalog der Kodak-Gesellschaft bedeutet für die Welt der Amateur-Photographen und solche die es werden wollen wieder eine Menge neuer und interessanter Anregungen. Die vorliegende Neu-Auflage wird in jeder Hinsicht niemand enttäuschen. Der Katalog ist außerordentlich reichhaltig, übersichtlich angeordnet und enthält außer vorzüglichen Abbildungen der verschiedenen Kodak-Apparate auch solche von damit aufgenommenen Bildern. Er gibt ein gutes Bild von der Mühelosigkeit und Zuverlässigkeit des ganzen Systems der Kodak-Photographie, welches von Anfang bis zu Ende von der Dunkelkammer unabhängig macht. Der Kodak-Katalog ist bei jedem Händler gratis erhältlich und wird auch von der Kodak-Gesellschaft, Berlin, Markgrafenstr. 92/93, gern gratis und franko zugeschickt.

Das vorliegende Heft enthält Sonderbeilagen von

Paris—Lyon. Mittelmeerbahn,

Adam Rackles, Frankfurt a. M., betr. Apfelwein,

G. Rüdenberg jun., Hannover, betr. Photographische Apparate.


MILKA
VELMA
NOISETTINE
CHOCOLAT
& CACAO
Suchard
CACAO
SUCHARD


SALEM GOLD
Cigaretten mit Goldmundstück
Etwas für Sie!
Cigaretten für Feinschmecker
SALEM ALEIKUM


KALODONT
KALODONT
unentbehrliche
Zahn-Crême
GrosseTube:
M. 1.-
KleineTube:
60 Pf.










Ihr Haus als Gobelin-Stickerei

Reizvolle Handarbeit

BRÜHL

Hoflieferant
Berlin W.
Leipzigerstr
Tauentzienstr.

Im Kommissionsverlag von George Westermann in Braunschweig erschien soeben:

Tagebuch

eines Ordonnanzoffiziers von 1812—1813, und über seine späteren Staatsdienste bis 1848

Herausgegeben von

Freiherr von Cramm-Nahrstedt

220 Seiten. Elegant ausgestattet und in Ganzleinen geb. 4 Mark

Die Schilderung unmittelbarer Eindrücke aus bewegter Zeit ist immer reizvoll, und es wird daher auch dieses Buch die Aufmerksamkeit all derer auf sich lenken, die an den großen Ereignissen vor hundert Jahren und der späteren politischen Entwicklung Interesse nehmen. Der Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen, Herr von Bodenhausen — erst Kammerherr des Königs Jérome von Westfalen, nachmals viele Jahre Gesandter des Königreichs Hannover am kaiserlichen Hofe in Wien, hat als Ordonnanzoffizier den großen Rückzug der napoleonischen Armee aus Rußland miterlebt und schildert namentlich den Übergang über die Beresina in überaus fesselnder Form. Besonders sind dann im zweiten Teile des Buches noch die Schrecknisse und Erlebnisse bei der Revolution von 1848 in Wien geschildert, wo sich Bodenhausen damals als hannoverscher Gesandter am österreichischen Hofe befand. Zahlreiche Familien Deutschlands und Österreichs werden in dem Tagebuche Trägern ihres Namens begegnen, die Herr von Bodenhausen darin erwähnt.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Ein ausführlicher Prospekt über vorstehend angezeigtes Buch liegt diesem Hefte bei.

Verlag von George Westermann in Braunschweig und Berlin:

DIE TECHNIK IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT



Unter Mitwirkung hervorragender Vertreter der technischen Wissenschaften herausgegeben von

A. MIETHE

Professor an der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin

In vier Bänden

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und mehrfarbigen Einschaltbildern

Die beiden ersten Bände (geb. je M. 15,—) liegen vor; der dritte Band erscheint im Herbst 1912

Einige Urteile:

Das Werk wird sicherlich bei den Gebildeten aller Stände großen Beifall finden, sowohl den Technikern, die sich über andere als ihre eigenen Spezialgebiete unterrichten wollen, als auch von Nichttechnikern mit Vergnügen gelesen werden und dazu beitragen, der Technik mehr und mehr in weiten Kreisen zu der ihr gebührenden Anerkennung zu verhelfen. *(Gesundheits-Ingenieur.)*

Die Übersichtlichkeit und Gemeinverständlichkeit der Darstellung wurde durch die Knappheit in der Behandlung des riesig großen Stoffes erreicht und hierdurch der volle Erfolg des großzügigen Werkes gesichert. *(Mitteilungen des K. K. Technologischen Gewerbe-Museums.)*

Das Werk, an dem auch einige österreichische Hochschulprofessoren mitarbeiten, stellt sich, nach dem Bisherigen zu schließen, als eines der vorzüglichsten dar, das in der letzten Zeit erschienen ist. *(Gewerbliche Rundschau.)*



AN UNSRE LESER!

Mit dem nächsten Heft (Septemberheft 1912) beginnt der 57. Jahrgang von Westermanns Monatsheften. Wir eröffnen diesen Jahrgang zunächst mit folgenden

Romanen, Novellen und Erzählungen

Heinrich Lilienfein: **Der weite Weg.**
Kurt Martens: **Gräfin Pia.** Der Roman ihrer zwei Welten.
Kurt Münzer: **Die Rosentreppe.**
Paul Ernst: **Junge Leute.**
Georg Hirschfeld: **Onkel und Tante Vantee.**

Diesen schon in den ersten Heften zur Veröffentlichung gelangenden Beiträgen werden sich unmittelbar anschließen:

Gerhard Knoop: **Hippolyt.**
Anton von Perfall: **Der Eroberer.** Eine Jagdgeschichte.
Agnes Harder: **Die tote Stunde.**
Albert Geiger: **Das verlorene Herz.**

Besonders möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser auf

eine neuaufgefundene Novelle von Otto Ludwig

richten, die in Westermanns Monatsheften zum erstenmal vor einen größeren Leserkreis treten wird. Es ist ein Werk aus Otto Ludwigs bester Zeit und darf sich getrost den Meisterstücken seiner Erzählungskunst, der „Heiteretei“ und „Zwischen Himmel und Erde“, an die Seite stellen. Obgleich seit der Niederschrift dieser Erzählung ein halbes Jahrhundert vergangen ist, wirkt sie doch heute noch mit ihrer naturbegeisterten Romantik, ihrer innigen Poesie, ihrem tiefen Gemütsinhalt und ihrer lebendigen Gestaltungskraft wie ein Werk, das eben frisch aus der Hand seines Schöpfers hervorgegangen ist.



Als größere illustrierte Aufsätze

können wir zunächst folgende anführen, die meist alle reich und mannigfaltig, ja zum Teil farbig illustriert sind:

Dr. Hermann Ubell: **Alfred Rethel.**
Dr. Ludwig Weber: **Karl Seffner.**
Benno Rüttenauer: **Albert von Keller.**
Georg Jakob Wolf: **Ein Künstler der Feldarbeit** (Fritz Gärtner).
Dr. Franz Deibel: **Carl Albrecht.**
Dr. Ludwig Weber: **Bruno Héroux.**
Dr. Georg Biermann: **Jung-München.**
Dr. Arthur Roeßler: **Ein Jahr Wiener Kunst.**
Georg Jakob Wolf: **Die Münchener Sezession von 1912.**
Josef Folnesics: **Alt-Wiener Porzellan.**
Dr. Max von Boehn: **Kinderkleid und Kindermode.**
Dr. Paul Landau: **Der Geist der Rokoko-Mode.**
Dr. Franz Servaes: **Der Wiener Prater.**
Dr. Fritz Schwarz: **Alt- und Neu-Danzig.**
Carry Brachvogel: **Bayrische Kleinodien.** (Um den Chiemsee.)
Dr. Oskar Doering: **Wismar.**
Alexander Spaits: **Quer durch Bosnien.**

Diese Illustrations-Aufsätze werden ergänzt durch folgende
Essays, Abhandlungen, Plaudereien, Denkwürdigkeiten:

Colmar Frhr. von der Goltz: **Die Jugendbundbewegung.**
Dr. med. Otto Dornblüth: **Die Nervosität und ihre Verhütung.**
Hermann Hesse: **Auf Ceylon.**
Walther Unus: **Die Welt der Sammler.**
Hans Freimark: **Telepathie.**
Dr. E. Schultze: **Das freimaurerische Geheimnis.**
Alice Salomon: **Die Frau und die Arbeit.**
Hedwig Dohm: **Eine Schülerin der Macchiavell.**
Prof. Dr. D. Martin Schian: **Kirchenlose Religion?**
Professor Ad. Gerstmann: **Erinnerungen an Alfons Daudet.**

In der Hoffnung, mit diesen Stichproben die Leser überzeugt zu haben, daß ihrer auch im neuen Jahrgang eine Fülle mannigfaltigster Anregungen, literarischer wie künstlerischer Genüsse wartet, bitten wir um Weiterbezug von Westermanns Monatsheften und um deren Empfehlung im Bekannten- und Freundeskreise.

Redaktion und Verlag von Westermanns Monatsheften
Braunschweig und Berlin.

Luise von Preussen

Fürstin Anton Radziwill

Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben (1770–1815)

herausgegeben
und mit
Anmerkungen
und Personenverzeichnis versehen von

Fürstin Radziwill geb. von Castellane

Aus dem Französischen übertragen von

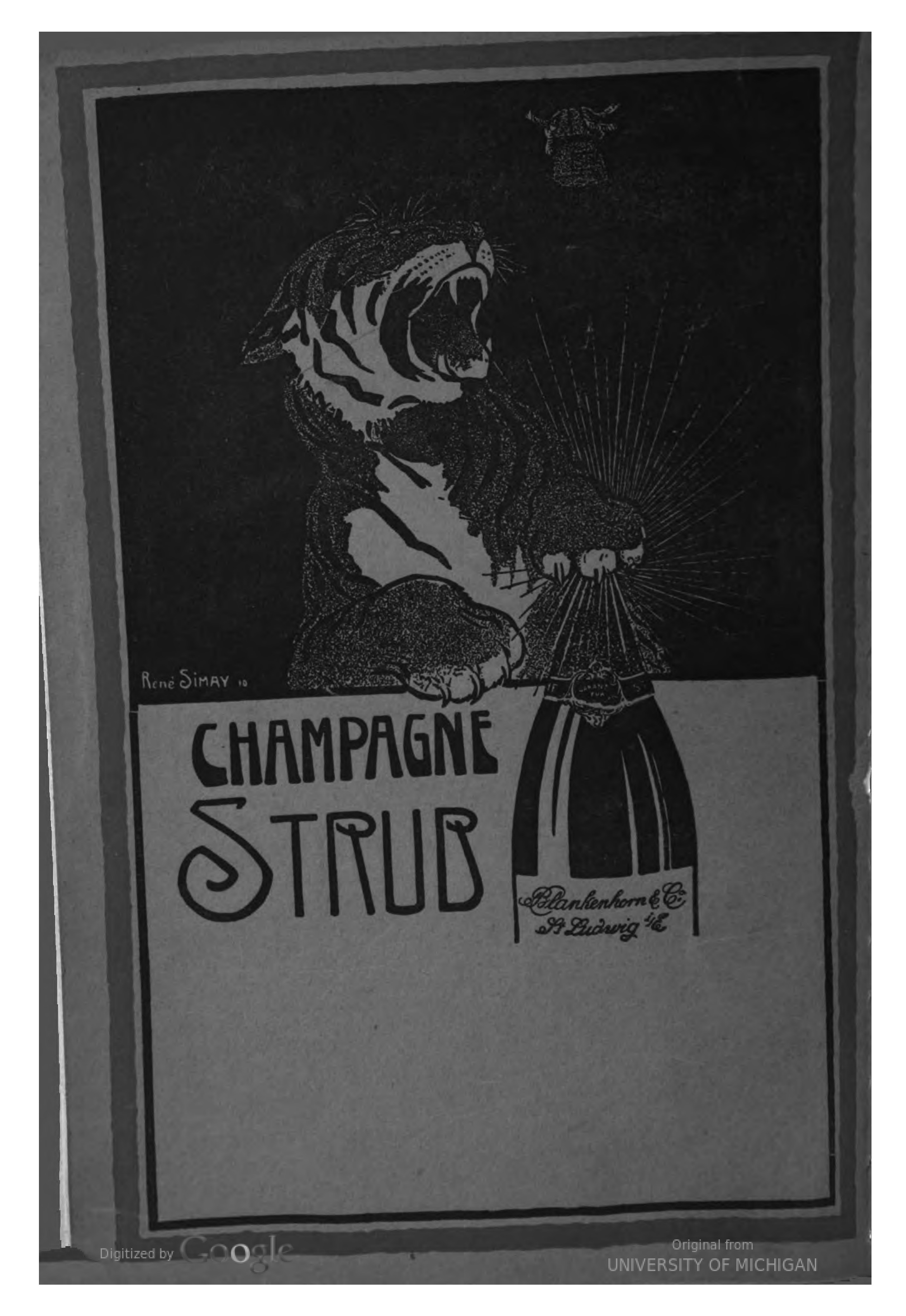
E. von Kraatz

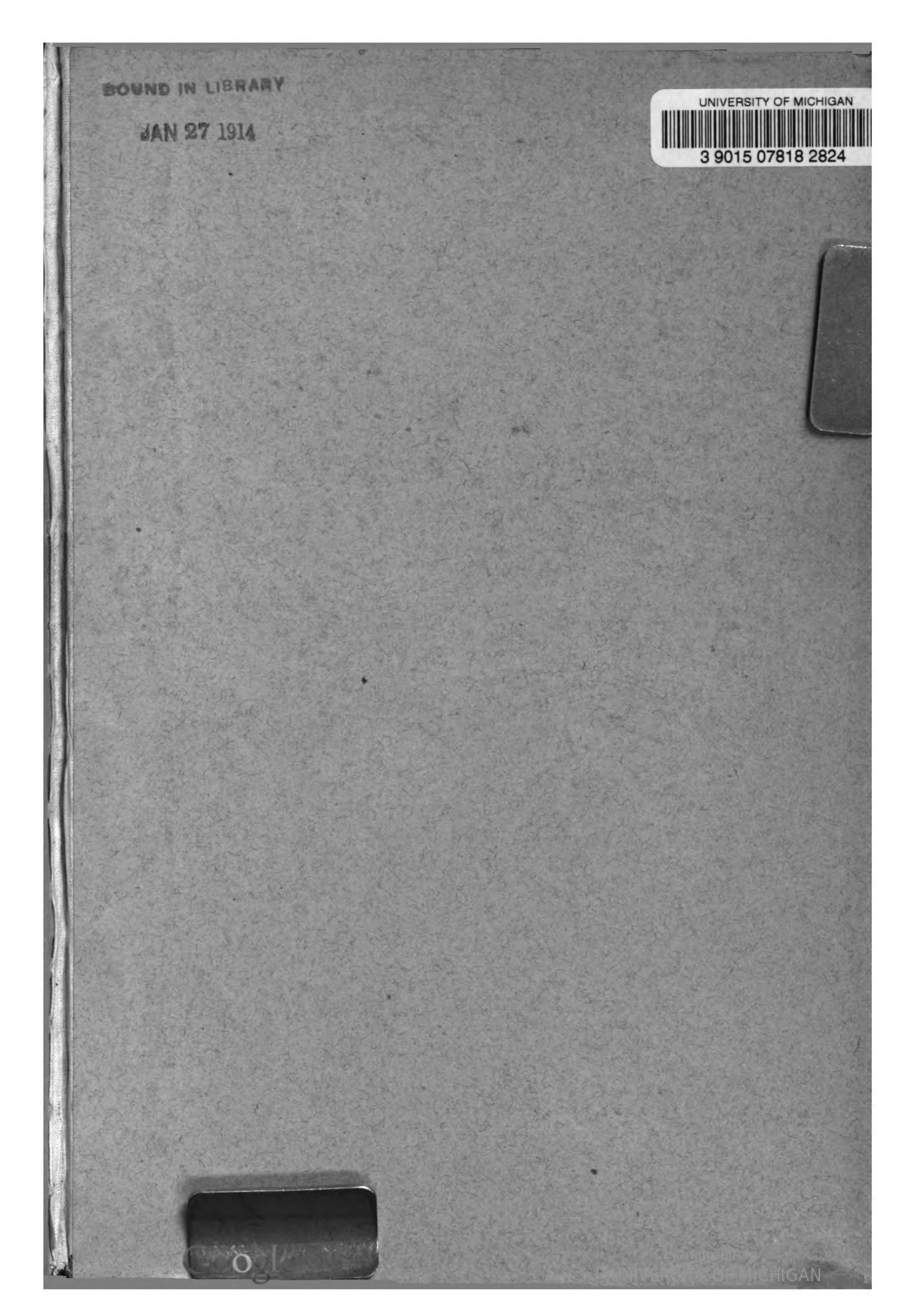


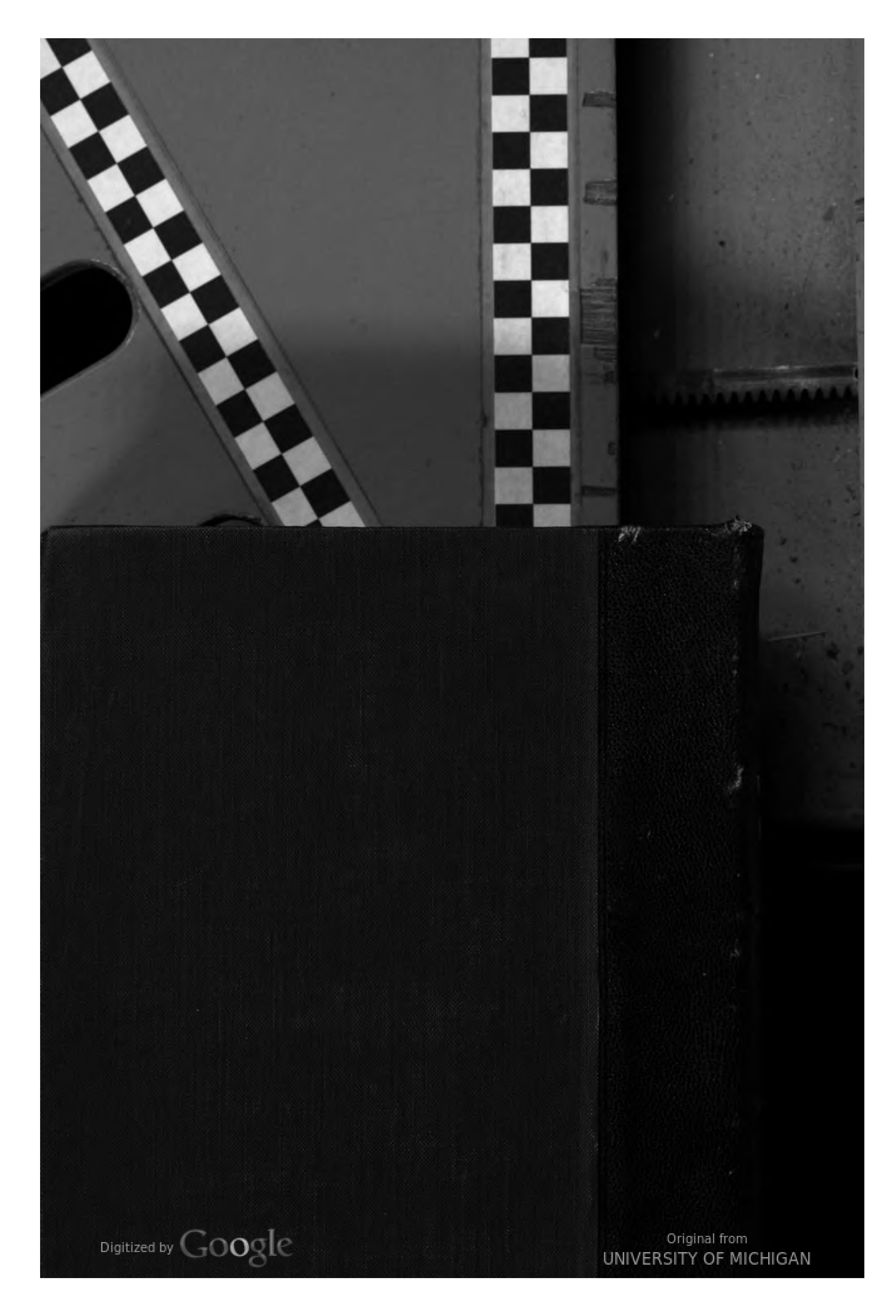
In elegantem Ganzleinenbande 6 Mark

In diesen Aufzeichnungen hat Prinzessin Luise von Preußen, eine Nichte Friedrichs des Großen, wertvolle Erinnerungen aus ihrer Kindheit, ihrer Jugend und den traurigen Jahren der napoleonischen Kriege hinterlassen, die — ursprünglich nur für den engeren Kreis der Familie bestimmt — erst jetzt zur Veröffentlichung gekommen sind. Diese Memoiren bieten **eine höchst anschaulich geschriebene Schilderung des Lebens am damaligen Berliner Hof und ein charaktervolles Bild der geschichtlichen Ereignisse der ganzen Zeit bis zur Erhebung gegen die napoleonische Fremdherrschaft.**

:: Verlag von George Westermann in Braunschweig und Berlin ::


René SIMAY 10
CHAMPAGNE
STRUB
Blankenhorn & Co
St Ludwig i/E




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

